Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNIVERSITY OF IOWA
LIBRARIES

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 045 072 208

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

24. Jahrgang

1918

Berlin

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G.m.b.H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 24. Jahrgangs der „Hilfe" 1918

Schriftleitung: Wilhelm Heile und Dr. Gertrud Bäumer

Mitarbeiter-Verzeichnis

Apel, Max 101
Bab, Julius 70
Bahr, Max 414
Bauer, Hans . . . 30, 31, 281, 418
Bäumer, Gertrud 3, 10, 19, 35, 43, 61, 75, 82, 99, 107, 117, 123, 159, 167, 175, 183, 199, 214, 223, 232, 239, 246, 254, 263, 270, 279, 287, 294, 310, 327, 335, 342, 351, 359, 375, 383, 399, 407, 415, 423, 431, 435, 447, 464, 479, 503, 511, 527, 529, 539, 543, 554, 560, 567, 575, 589, 594, 605, 616, 618, 627
Boelitze, Walter 52
Bombe, Katharina 155, 169
Bonus, Beate 618
Brüger, Karl 80
Bruck, Ernst 364
Bruns, Ludwig 39, 548
Butz, Fritz 474
Charmatz, Richard 376, 530
Christensen, Hjalmar 67
Cohnstaedt, Wilhelm 413
Darmstaedter, Paul 586
Darmstaedter-Helversen, Fritz 48, 342, 588
Deißmann, Adolph 498
Diefenthal, Ernst 166
Doormann, Karl, M. d. R. . . 186
Duensing, Berta 29
Ebhardt, Melanie 306, 552
Erkelenz 188
Ernst, Paul 635
Eyck, Erich 363, 572
Findeisen, Arnold Kurt 305, 367, 344, 521
Fittbogen, Gottfried 370
Fleschner, Hans 146, 305
Frankenberg, v. 495
Frobenius, Else 170
Gallwitz, S. D. . . . 148, 302, 331
Galster, Dr. K. 45
Goetz, Walter 569
Gothein, Georg, M. d. R. . 111, 388
Grey 517
Haenel 191
Hanauer 402
Harbeck, Hans 144
Heemskerk 76
Heile, Wilhelm 5, 12, 21, 44, 63, 86, 124, 135, 154, 161, 189, 201, 225, 240, 264, 289, 311, 352, 360, 384, 409, 433, 468, 511, 541, 559, 613
Hein, Alfred 306
Herz, Ludwig . . . 13, 47, 469, 491
Heuß, Theodor . . . 144, 280, 481
Heymann, Walther † 15
Hildebrand, Gerhard 601
Hirsch, Samson 92, 103
Hoff, Ferdinand, M. d. R. u. A. 179, 337
Holdermann, Friedrich 452
Jastrow, J. 319
Jungnickel, Max 145
Katz, Eugen 561
Klarmann, Ludwig 51
Koch, David 141
Kopp, Karl 633
Lippmann, Leo 14, 25
Luebeck, Julius 165, 266, 340, 365, 487, 519
Meinecke, Friedrich 506
Meyer-Benfey, Heinrich 231, 267, 277
Migge, Leberecht 377
Miles 547
Mombert, P. 227, 630
Morel, E. D. 473
Müller, Fritz 304
Müller, Rudolf 550
Müller-Röcknitz, Hans . . . 393
Muthesius, Karl 320
Naumann, Friedrich 1, 4, 9, 17, 20, 33, 36, 41, 57, 66, 73, 81, 84, 77, 97, 99, 105, 107, 121, 133, 136, 149, 151, 157, 173, 176, 181, 185, 197, 200, 213, 215, 221, 225, 237, 245, 261, 269, 271, 285, 288, 293, 295, 309, 315, 325, 328, 333, 336, 349, 357, 373, 381, 397, 405, 421, 423, 428, 429, 432, 443, 445, 448, 459, 461, 466, 475, 477, 480, 484, 488, 499, 501, 504, 506, 509, 513, 523, 525, 528, 533, 537, 552, 553, 556, 563, 565, 568, 577, 581, 583, 589, 593, 598, 607, 609, 622, 625, 628
Oppenheimer, Franz . . 126, 545
Oppermann, W. 404
Ostwald, Hans 456
Pannonicus 391
Pfister, Karl 155, 617
Potthoff, Heinz 5, 127, 218, 242, 252, 273, 386, 471, 616, 635
Rade, Martin 243, 451
Rauecker, Bruno 167
Recklinghausen, v. 274
Riedel, Oswald . . . 100, 455, 573
Rohrbach, Paul 65, 109, 153, 178, 216, 249, 291, 400, 410, 425, 490, 557, 570, 584, 599
Rothbarth, Margarete 576
Sachse, Margarete 80
Schloß, Marie 532
Schmidt, Axel 37, 363
Schmidt, Walter 77, 188
Schotte, Walther 493
Schubring, Paul . . 93, 299, 496
Seidel, Ina 522
Struve, Wilhelm, M. d. R. . . . 248
Sutter, Otto Ernst . . 139, 203, 255
Titius, Arthur 298
Vogler, Berthold 27, 192, 281, 303
Voigt-Diederichs, Helene 218, 233, 256, 441, 457
Wagner, Martin 7
Waldstein, F., M. d. R. u. M. d. A. 313
Waltemath, Kuno . . 23, 90, 354
Weinhausen, Friedrich, M. d. R. 88, 251, 454
Wenck, Martin 362
Widmann, Elisabeth 415, 427, 439
Wiechula 322
Wilbrandt, Lisbeth 49
Wilbrandt, Robert 205, 329, 600, 615
Wolf, Georg 137

Digitized by Google

Sach-Register

Auswärtige Politik

Kriegs- und Heimatchronik von Naumann und Gertrud Bäumer in jeder Nummer.

Der Krieg

Norwegische Stimmungen (Hjalmar Christensen) 67
War es richtig, die scharfe Form des U-Boot-Krieges bis zum 1. Februar 1917 hinauszuschieben? (K. Galster) 45
Die belgische Frage und Holland (Heemskerk) 76
Im letzten Kriegsjahr? (Wilh. Heile) 5
Sieg und moralische Eroberung (Wilhelm Heile) 161
Politische Offensive (Wilhelm Heile) . 384
Brest-Litowsk (Wilhelm Heile) . . . 12
Sieg im Westen (Wilhelm Heile) . . 135
Der deutsche Schwur von Graz (Wilhelm Heile) 240
Im fünften Kriegsjahr (Wilh. Heile) 360
Die elsaß-lothringische Frage als internationales Problem (Ludwig Herz) 491
Wilson gegen Wilson (Leo Lippmann) 14, 25
Indien und wir (Heinrich Meyer-Benfey) 267, 277
An die Herren Wilson, Balfour und Clemenceau (E. D. Morel) . . . 478
Neujahr (Naumann) 4
Osterfragen (Naumann) 136
Der Tag der Vernunft (Naumann) . 200
Zum Gedächtnis der Kriegstoten (Naumann) 504
Reichstagsrede (Naumann) 513
Das Schicksal der Naturvölker im Zivilisationskriege (Naumann) 448
Die Diplomatie im Kriege (Naumann) 271
Die Geister der Nationen (Naumann) 176
Auch ein Blick in die amerikanische Seele (Martin Rade) 243
Wie lange noch? (Paul Rohrbach) . 291
Die Kolonialdebatte mit England (Paul Rohrbach) 410
Gedanken in Maria Laach (Paul Rohrbach) 490
Norwegens Antwort an Amerika (W. Schmidt-Christiania) 77
Norwegen in Not (W. Schmidt-Christiania) 188
Unser Recht auf Elsaß-Lothringen (Georg Wolf) 137

Der Osten

Das Schicksal der Deutschen in Rußland (Wilhelm Heile) 201
Die Revolutionsregierung (Naumann) 20
Europäische Revolution (Naumann) . 66
Polnische Zukunft? (Naumann) . . 84
Die neue Ostgrenze (Naumann) . . 99
Wir und Rußland (Naumann) . . . 225
Balkanfragen (Naumann) 295
Der Ukraine zum Gruß! (Paul Rohrbach) 65
Das schwache Rußland (Paul Rohrbach) 109
Die Zukunft des nichtrussischen Osteuropa (Paul Rohrbach) 153
Die Krisis in der Ukraine (Paul Rohrbach) 216
Unter ukrainischen Bauern (Paul Rohrbach) 249
Ostpolitik (Paul Rohrbach) 400
Die deutsch-russischen Ergänzungsverträge (Paul Rohrbach) 425
Die Wiedergeburt der Ukraine (Axel Schmidt) 37
Deutschland am östlichen Scheidewege (Axel Schmidt) 363
Eindrücke aus Finnland (* * *) . . 140
Polen und Mitteleuropa (* * *) . . 314

Österreich

Österreichs Schwankungen (Richard Charmatz) 376
Deutsch-Österreich (Richard Charmatz) 530
Deutsch-Österreich (Wilhelm Heile) . 352
Österreich-Ungarns Verfassungsfragen (Theodor Heuß) 481
Die österreichischen Vorgänge (Paul Rohrbach) 178
Was wird aus Mitteleuropa? (Walther Schotte) 493

Der Frieden

Soll der Kluge nachgeben? (v. Frankenberg) 1
Der Völkerbund (Lord Grey) 495
Friedensverhandlungen (Wilhelm Heile) 517
Der Volksstaat und der Friede (Wilhelm Heile) 44
Deutschland und der Friede (Friedrich Meinecke) 511
Selbstbestimmung der Völker (Naumann) 506
Reichstagsrede über die Kriegslage und den Weg zum Frieden (Naumann) 36
Wie kommt man zum Frieden? (Naumann) 315
Nationale Selbstbestimmung und nationale Kultur (Pannonicus) . . . 423
Freiheit und Friede (Heinz Potthoff) 391

Sprechsaal

Zwölf Sätze für einen Verständigungsfrieden 386
Das Programm Wilsons 146
Die deutschen Frauen zum Rechtsfrieden 489

Weltfriedensfragen

Die Zukunft des Völkerrechts (Erich Eyck) 519
Die Berner Friedenskonferenz (Ludwig Herz) 363
Die Freiheit der Meere (Ludwig Herz) 13
Machtfrieden oder Verständigungsfrieden? (Franz Oppenheimer) . . 47
Zur Völkerbundsfrage (Naumann) . . 126

Innere Politik

Verfassungsfragen

Reform der preußischen Verwaltung (F. H.) 466
Die Politik der Mehrheit (Wilhelm Heile) 532
Die Initiative des Kaisers (Wilhelm Heile) 289
Badische Erfahrungen und deutsche Gegenwart (Friedrich Holdermann) . . 409
Es lebe das Volk! (Naumann) . . . 452
Der Volksstaat kommt! (Naumann) . 288
Die deutsche Einheit (Naumann) . . 480
568

Digitized by Google

Verfassungsreform

Die preußischen Herren (Naumann) 215
Das Herrenhaus (Wilhelm Heile) 21
Der Kampf ums gleiche Wahlrecht (Wilhelm Heile) 86
Die kleine Reichswahlreform (Wilhelm Heile) 154
Die Revolution der Herren (Wilhelm Heile) 225
Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland (Julius Luebeck) 340
Der Wahlrechtskampf in Preußen (Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A.) 179
Kürtag oder Verhältniswahl (Karl Pfister) 155
Die Freiheit des Wählers und die Wahlordnung zur deutschen Nationalversammlung (Karl Pfister) 617
Reform des Wahlverfahrens (v. Recklinghausen) 274
Die preußische Wahlreform und die Nationalliberalen (Kuno Waltemath) 23

Allgemeines, Parteipolitisches und Persönliches

Frauen als Wähler (Gertrud Bäumer) 560
Die Frauen und die demokratische Sammlung (Gertrud Bäumer) 589
Wilhelm Ohr zum Gedächtnis (Wilhelm Cohnstaedt) 413
Die internationale christliche Konferenz (Adolph Deißmann) 498
Der Leidensweg des deutschen Bürgertums (Erich Eyck) 572
Ah die alten Freunde! (Walter Goetz) 569
Reichskanzler Graf Caprivi (Georg Gothein) 388
Unser Programm und die Forderungen des Tages (F. H.) 402
Der Streik (Wilhelm Heile) 63
Für U-Boote und Volkspartei wider Tirpitz und Vaterlandspartei (Wilhelm Heile) 124
Das Präsidium des Reichstags (Wilhelm Heile) 264
Schwert und Feder (Wilhelm Heile) 311
Klar Kimming, Herr Kanzler! (Wilhelm Heile) 433
Am Scheidewege (Wilhelm Heile) 468
Deutsche Demokratie (Wilh. Heile) 613
Widerspricht der demokratische Gedanke dem deutschen Wesen? (Ludwig Herz) 469
Von der Umwertung des Krankheitsbegriffes nach dem Kriege (Samson Hirsch) 92, 103
Soldatenklagen (Miles) 547
Rede an junge Freunde (Naumann) 77
Zweite Rede an junge Freunde (Naumann) 107
Dritte Rede an junge Freunde (Naumann) 151
Vierte Rede an junge Freunde (Naumann) 163
Kühlmann und Hertling (Naumann) 336
Wer führt uns? (Naumann) 432
Zukunftsfragen (Naumann) 488
Das Vertrauen des Volkes (Naumann) 528
Freier Staat und freie Kirche (Naumann) 628
Demokratische Gemeinheit (Potthoff) 635
Die Not um das Tatsächliche (Martin Rade) 451
Ein Kind des 4. August 1914 (Martin Wenck) 362
Bayern (Robert Wilbrandt) 600
Auseinandersetzung mit einem Alldeutschen 89
Vom Arbeiter zum Vizepräsidenten (Johannes Fischer) 297

Finanz- und Wirtschaftspolitik

König Baumwolle — vor der Entthronung (Max Bahr) 414
Die Steuervorlagen (Karl Doormann, M. d. R.) 186
Die Tilgung der Kriegsschuld (Georg Gothein) 111
Die Volksernährung im Kriege (Ferdinand Hoff) 337
Zur Sozialisierung der Betriebe (Kopp) 633
Die neue Wirtschaft (Julius Luebeck) 165
Zur Förderung der Lebensmittelproduktion (Julius Luebeck) 266
Die Wohnungsfürsorge in Bayern (Julius Luebeck) 365
Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft (Julius Luebeck) 437
Die Entwicklung der feindlichen chemischen Industrie im Kriege (Julius Luebeck) 519
Der Verlust an Arbeitskraft durch den Krieg (P. Mombert) 227
Volkswirtschaftliche Richtlinien der staatlichen Monopolpolitik (Mombert) 630
Zu den Steuergesetzen (Naumann) 185
Verminderung der Staatsschulden! (Naumann) 328
Sparpflicht als Strafe (Hans Ostwald) 456
Niedergang der Wirtschaftsmoral (Heinz Potthoff) 5
Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! (Heinz Potthoff) 127
Besitzsteuer und Besitzwert (Heinz Potthoff) 242
Wie bezahlen wir den Krieg? (Heinz Potthoff) 273
Die Neunte! (Heinz Potthoff) 471
Naturalsteuern (Heinz Potthoff) 616
Wirtschaftliche Gedanken zur Flamenfrage (Wilhelm Struve) 248
Warum kein Wasserstraßenprogramm? (Otto Ernst Sutter) 139
Ein Ausschuß für Reichsverkehrspolitik (Otto Ernst Sutter) 203
Die Reichssteuernot (F. Waldstein) 213
Die Lebensmittelerzeugung unter Ausnützung des fließenden Wassers (Wiechula) 322
Zur Streikdrohung der Tagespresse (* * *) 483

Revolution

Der Volksstaat und die Frauen (Gertrud Bäumer) 529
Die neue deutsche Verfassung (Paul Darmstaedter) 586
Die deutsche Revolution (Wilh. Heile) 541
Der deutsche Neubau (Wilhelm Heile) 559
Zum Landprogramm der neuen Regierung (Fritz Helversen) 588
Bolschewismus oder Liberalismus? (Gerhard Hildebrand) 601
Sozialismus und Revolution (Eugen Katz) 561
Wie es kam (Naumann) 556
Wie soll es werden? (Naumann) 583, 598, 609
Der Weg ins Freie (Franz Oppenheimer) 545
Republik und deutsche Zukunft (Paul Rohrbach) 557
Unser Schicksal (Paul Rohrbach) 570
Der deutsche Einheitsstaat (Paul Rohrbach) 584
Woran es fehlt! (Paul Rohrbach) 599
Was Liebknecht verlangen kann — und wir von ihm (Robert Wilbrandt) 615

Sozialpolitisches

Die Überwindung des Klassenkampfes (Gertrud Bäumer) 117
Der falsche Ton in der Bevölkerungspolitik (Gertrud Bäumer) 435
Die soziale Organisation der deutschen Anwaltschaft (Ernst Bruck) 364
Innere Kolonisation und Krieg (Fritz Darmstaedter-Helversen) 48
Sozialdemokratie und Großgrundbesitz (Fritz Helversen) 342
Eine neue Bewegung (Erkelenz) 188
Kriegsinvalidenrente oder Kapitalabfindung? (Haenel) 191
Eine Probe auf sozialen Unverstand (Heinz Potthoff) 218
Ein Koalitionsverbot im Arbeitskammergesetze? (Heinz Potthoff) 252
Organisation der freiheitlich-nationalen Arbeiter und Angestellten (Oswald Riedel) 100
Arbeitskammern und Arbeitsrecht (Oswald Riedel) 455
Arbeitnehmer und Demokratie (Oswald Riedel) 573
Deutsche „Fürsorge" in Bukarest (Arthur Titius) 298
Die Demokratisierung Preußens und der deutsche Bauernstand (Kuno Waltemath) 90
Die Sorge um die unverstümmelten Kriegsinvaliden (Kuno Waltemath) 354
Klippen für das Arbeitskammergesetz (Friedrich Weinhausen) 251
Fünfzig Jahre deutsche Gewerkvereine (Friedrich Weinhausen) 454
Der Klassenkampf des Proletariats (Robert Wilbrandt) 205
Die Warnung vor dem Tag der Heimkehr (Robert Wilbrandt) 329
Gleiches Recht den Landarbeitern (* * *) 253
Die polnischen Arbeiter (* * *) 411
Eine Lücke in unserer Kriegsbeschädigtenfürsorge (Ernst Diefenthal) 166
Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien (Hanauer) 402
Kleinsiedlung mit Hilfe von Gartenertrag (Leberecht Migge) 377
Mode und Sozialpolitik (Bruno Rauecker) 167
Die Erziehung zur Freude am Gartenwerk (Otto Ernst Sutter) 255
Das Problem der Mietsteigerung (Wagner) 7
Nun erst recht Sozialpolitik! (Friedrich Weinhausen) 88

Bildung und Erziehung

Freie Bahn der deutschen Jugend! (Max Apel) 101
Aufstieg und Arbeitsorganisation (Gertrud Bäumer) 254
Die Not der feldgrauen Jugend (Walter Boelcke) 52
Nutzen und Notwendigkeit einer politischen Volkshochschule (Wilhelm Heile) 189
Aufstieg und Volksschule (Karl Muthesius) 320

Soziale Bewegung

Allgemeines.

Giesberts im Reichswirtschaftsamt 8
Heinrich Haupt † 31
Emil Döblin † 71
Das Wachstum der Spareinlagen im Kriege 72

The University of Iowa LIBRARIES
Digitized by Google

Wertvolle Klarstellungen zum verunglückten Massenstreik 80
Der Reformwille der Reichsregierung 95
Ein Kongreß freiheitlich-nationaler Arbeitnehmerverbände 95
Ein verständiges Ministerwort . . . 95
Heranziehung der Arbeiter als Berater zu hohen Regierungsstellen . 95
Professor Viktor Böhmert † . . . 95
Ultramontanvertrag und Sozialpolitik . . 104
Arbeitnehmer im Preußischen Herrenhaus 119
Immer noch geheime Konkurrenzklauseln 120
Nachklänge zum politischen Generalstreik 129
Neue Streikwarnungen! 129
Arbeiterpolitik im Kriege 145
Versuchter Gimpelfang 146
Deutsches Arbeiterrecht 147
Eine Staatsarbeiterorganisation . . 156
Landwirtschaftlicher Hilfsdienst . . . 156
Ein sozialpolitischer Fortschritt in der Eisenbahnverwaltung 171
Arbeiterausschüsse bei den sächsischen Staatseisenbahnen 195
Die Arbeiterzahl im vierten Kriegsjahr 211
Gegen die Miesmacher und Nörgler in der Arbeiterschaft 211
Ein Institut für soziale Forschung . 212
Ein trauriges Zeichen der Zeit! . . 212
Ein Aufruf zum Zusammenschluß . . 219
Der deutsche Handelstag 235
Maifeier und Reichstag 235
Neue Ziele 235
Deutsche Intoleranz 236
Der sozialpolitische Umschwung . . . 244
Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen 258
Eine Schweigeklausel im Anstellungsvertrag 259
Reform der Gesindeordnung — in Bayern 259
Kriegslöhne 283
Ein Landarbeiterprogramm 307
Gegen geheime Konkurrenzklauseln! . 307
Deutsche Streikentschädigungsgesellschaft 323
Die deutschen Arbeiter an der Schwelle des fünften Kriegsjahres 356
Ausgestaltung des Tarifrechts . . . 371
Ärzte und Krankenkassen 372
Die Trinkgeldfrage in den Gasthöfen . 372
Keine schwarzen Listen in Reichsbetrieben 395
Eine Kriegslohnstatistik 418
Arbeiterstimmung 419
Eine Arbeiterbank 419
Probeweise Arbeitszeitverkürzung . . 419
Gegen die Verhetzung 443
Zur Entlohnung der Gastwirtsangestellten 460
Soziale Versicherungsgesetzgebung in Belgien 475
Die Arbeitgeber und die Revolution . 578

Gewerkschaft

Das Wachstum der Gewerkschaften . . 32
Christliche Gewerkschaften und preußische Wahlreform 53
Gewerkschaften und Sozialdemokratie . 53
Gewerkschaftsstimmen zum mißglückten politischen Generalstreik 71
Hirsch-Dunckersche Gewerkschaften und Massenstreik 119
Ein neuer Gewerkschaftsspaltungsversuch 120
Ein Triumph der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinssache 130
Die Entwicklung der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine 171
Gewerkschaften und Kriegsbeschädigten-Organisationen 211
Gewerkschaftsverstärkung im Kriege . 259
Der Gewerkverein der Maschinenbau- und Metallarbeiter (H. D.) . . . 262
Gewerkschaften und Lehrlingswesen . 283
Die Aufsaugsbewegung der Gewerkschaften 348
Sozialdemokratische Gewerkschaftsstimmung nach vier Kriegsjahren . 371
Eine neue Gewerkschafts-Internationale 379
Die christlichen Gewerkschaften . . . 380
50 Jahre deutsche Gewerkvereine . . 443
Neue Gewerkschaftsziffern 459
Die Gewerkschaften zur Lage 475
Jubiläumsklänge aus dem Hirsch-Dunckerschen Arbeiterlager . . . 523
Gewerkschaften und Revolution . . 563
Die Umstellung der Gewerkschaften auf die Revolution 578

Arbeitsrecht

Straffälle wegen § 153 der Gewerbeordnung 8
Glatte Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung 146
Arbeitskammern — Berufskammern 146
Versicherungspflicht gegen Arbeitslosigkeit 172
Zwangsweise Einführung von Arbeiterausschüssen 259
Das Arbeitskammergesetz 323
Im Arbeitskammergesetz 332
Regelung des Arbeitsnachweises . . 475
Obligatorische Erwerbslosenfürsorge . 578

Übergangswirtschaft und sozialdemokratische Partei nach dem Krieg

Sozialpolitische Hoffnungen auf 1918 8
Kriegslöhne und Nachkriegslöhne . . 16
Sozialpolitische Vereinbarungen beim Friedensschluß 31
Sozialreform nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten 81
Sozialpolitik nach dem Kriege . . . 195
Einstellungszwang zugunsten der Kriegsbeschädigten 211
Neutrale Organisation der Kriegsbeschädigten 220
Der Streit um die Kriegsteilnehmer 347
Gegner der Sozialpolitik 395
Die neue, große Kriegsteilnehmerorganisation 459
Sozialpolitische Revolutionsfrüchte . . 607

Wohnung

Praktische Wohnungsreform 8
Wohnungsnot und Baugenossenschaften 16
Vorbildliche städtische Wohnungsfürsorge 31
Über die Wohnungspolitik des Reiches und Preußens 195
Reichstag und Wohnungsnot 220
Eine allgemeine Wohnungszählung . 220
Die freiheitlich-nationalen Arbeiter und das Wohnungswesen 236
Selbsthilfe der Privatangestellten gegenüber der Wohnungsnot . . . 258
Reichsversicherungsamt und Wohnungsnot 282
Ein preußischer Staatskommissar für das Wohnungswesen 283
Reichswohnungszählung 323
Gesteigerte Wohnungsfürsorge durch Vermehrung gemeindlicher Wohnungsnachweise 356
Zunahme der Wohnungsnot 395
Erweiterte Befugnisse der Mieteinigungsämter 418

Konsumvereins- und Genossenschaftswesen

Beamten- und Konsumentenvereine . 371
Das Wachstum der deutschen Konsumvereinsbewegung im Kriege . . . 332
Der Zentralverband deutscher Konsumvereine 283
Konsumvereinsanerkennung im Kriege 120
Die Frau und das Genossenschaftswesen 120
Wissenschaft und Genossenschaft . . 16
Die Genossenschaften im Kriege . . . 523

Mittelstandsfragen

Aufhebung städtischer Verkaufsstellen zugunsten des beruflichen Kleinhandels 54
Handwerkerfürsorge der Volkspartei . 54
Die Lage des Handwerks im vierten Kriegsjahr 171
Keine Zwangsschiedsgerichte für den gewerblichen Mittelstand 475

Arbeitgeber

Gemeinsame Arbeitgeber- und -nehmerinteressen 54
Vernünftige Unternehmeransichten . 95

Die Privatangestellten

Erweiterung der Angestelltenversicherung? 307
Die Privatangestellten nach dem Kriege 306
Die Privatangestellten und die Angestelltenversicherung 156
Eine Reichstagung der kaufmännischen Angestellten Deutschlands 129
Fünf Jahre Angestelltenversicherung . 54
Der Reichsverein der liberalen Arbeiter und Angestellten 156
Der erste freiheitlich-nationale Arbeiter- und Angestelltenkongreß . . 211
Sommerurlaub für Arbeiter und Privatangestellte 244
Gelbe Angestelltenbewegung . . . 306
Eine gelbe Angestelltenbewegung . . 499

Beamten

Das Anwärterelend und die Beförderungsnot unter den Beamten . . . 220
Beamten- und Arbeiterferien . . . 259
Einheitliche Bankbeamtenorganisation 323
Die Erstarkung der deutschen Beamtenbewegung 347
Die Entschuldung der Beamten . . . 379

Die Frau in der Berufsarbeit

Erfahrungen mit der industriellen Frauenarbeit 54
Eine Arbeitsgemeinschaft weiblicher Handlungs- und Bureaugehilfenverbände 95
Die Überführung der Frauen aus der Kriegsindustrie in die Friedenswirtschaft 130
Frauenarbeit im Kriege 306
Fabrikpflegerinnen 475

Digitized by Google

Literarischer Teil

Geschichte, Ethik, Religion u. a.

Der Vorkämpferin (Gertrud Bäumer) 167
Ausgießung des Geistes (Gertrud Bäumer) 232
Ein deutsches Leben (Gertrud Bäumer) 342
Einem jungen Toten (Gertrud Bäumer) 415
Wege der inneren Erneuerung (Gertrud Bäumer) 543, 575, 605
Stille Nacht, heilige Nacht, (Gertrud Bäumer) 618
Aus Revals Vergangenheit (Katharina Bombe) 155, 169
Max Eyths Briefe aus England 1870/71 (Ludwig Bruns) 39
Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" (Ludwig Bruns) 548
Der sittliche Mut (Ernst) 635
Das „spießbürgerliche" Gesetz (Gottfried Fittbogen) 370
Die „dummen" Leute (S. D. Gallwitz) 302
Die „spießbürgerlichen" Hellenen (J. Jastrow) 319
Der Weg zur deutschen Weltanschauung (Hans Müller-Röcknitz) 393
Aus den Schriften Rudolph v. Iherings (W. Oppermann) 404
Die Vorträge Jakob Burckhardts (Margarete Rothbarth) 576
Fichte über politische Freiheit 521

Literatur.

Gerrit Engelke (Julius Bab) 70
Ein verbummelter Student (Hans Harbeck) 144
Schillers Idealismus und die deutsche politische Zukunft (David Koch) 141
Der Ketzer von Soana (Heinrich Meyer-Benfey) 231
Dante (Paul Schubring) 299
Dantes Fegefeuer (Paul Schubring) 496
Über Rainer Maria Rilke (Elisabeth Widmann) 415, 427, 439
Worte Goethes, wie für die Gegenwart geschrieben 171
Goethe über Englands Kolonialpolitik 521

Kunst

Hodlers Expressionismus (Gertrud Bäumer) 279
Ein Brahms-Gedächtnistag (S. D. Gallwitz) 143
Vom Reger-Fest in Jena (S. D. Gallwitz) 331
Lovis Corinth (Theodor Heuß) 144
Max Klingers neues Monumentalgemälde (Theodor Heuß) 280
Elbflorenz (Rudolf Müller) 550

Erzählungen, Skizzen

Der Feldbrief (Beate Bonus) 618
Im Kino (Berta Duensing) 29
Schwester Gustel ist fort (Kurt Arnold Findeisen) 305
Von Kathedralen, Lazaretten und Eselwegen (Kurt Arnold Findeisen) 344, 367
Die Heimatfernen (Else Frobenius) 170
Die nicht begraben sind (Max Jungnickel) 145
Erbsen (Fritz Müller) 304
In Rußland irgendwo (Marie Schloß) 532
Rheinfahrt (Paul Schubring) 93
Brügge (Berthold Vogler) 27
Ersatz (Berthold Vogler) 192
„Zur Sechslingspforte" (Berthold Vogler) 281, 303
Zwischenspiel (Helene Voigt-Diederichs) 218, 233, 256
Das Gnadenbrotspferd (Helene Voigt-Diederichs) 441, 457
Laage (Lisbeth Wilbrandt) 49

Gedichte

Zuversicht (Hans Bauer) 30
Überführung (Hans Bauer) 31
Picardische Nacht (Hans Bauer) 281
Zuspruch (Hans Bauer) 418
Die Unbekannten (Karl Bröger) 80
Grabenlied (Fritz Butz) 474
Die Fahrenden (Melanie Ebhardt) 306
Gebet der Armen (Melanie Ebhardt) 552
Verse zum Gruße meines Kriegsbuben (Kurt Arnold Findeisen) 521
Der Soldat (Hans Fleschner) 146
Im Unterstand (Hans Fleschner) 305
Märsche (Alfred Hein) 306
Im Geiste Yorks (Walther Heymann †) 15
Licht im Sturm (Ludwig Klarmann) 51
Treibeis (Margarete Sachse) 80
Das Land und wir (Ina Seidel) 522

Naumann, Betrachtungen

Die Pflicht 428
Der Glaube 443
Der Einzelmensch 459
Willensfreiheit 475
Die Menschheit 484
Geschichtliche Aufgaben 499
Deutsche Zuversicht 508
Menschenwürde 523
Revolutionsrecht 533
Feindesliebe 552
Die kleinen Schritte 563
Eigentum 577
Lebensgrenzen 589
Weihnachten kommt 607
Gottes Sohn 622
Revolutionsneujahr 636

Digitized by Google

Digitized by Google

3. Januar 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 1

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Neujahr! — **Wilhelm Heile:** Im letzten Kriegsjahr? — **Heinz Potthoff, M. d. R.:** Niedergang der Wirtschaftsmoral. — **Dr.-Ing. Martin Wagner:** Das Problem der Mietsteigerung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Freitag, 21. Dezember.

Man nimmt an, daß die konstituierende Versammlung in Rußland wegen des Bürgerkrieges nicht wird stattfinden können. Da nämlich diese Versammlung ihrer Idee nach eine Vertretung sämtlicher russischen Wahlkreise sein soll und auch für diejenigen Gebiete, die eine Autonomie verlangen, nur dann als zuständig erachtet werden kann, wenn die Bewohner dieser Gebiete vertreten sind, so ergibt sich, wenigstens in der Theorie, die Forderung, daß erst ganz Rußland in einen friedlichen Verkehrszustand eingetreten sein muß, ehe es zur verfassungsmäßigen Konstituierung fähig ist. Da nun aber andererseits die Herstellung des Friedens erst von der konstituierenden Versammlung erwartet wird, hat die gegenwärtige Regierung, solange sie im Bürgerkrieg siegreich ist, alle Möglichkeiten, diese Versammlung entweder auf der Bildfläche erscheinen oder verschwinden zu lassen. Ueber die bisherigen Wahlen erfahren wir, daß 105 Bolschewiki, 192 revolutionäre Sozialisten, 2 Menschewiki, 18 ukrainische revolutionäre Sozialisten und Sozialdemokraten, sowie 11 Kadetten gewählt sind. Diese Ziffern sind wahrscheinlich zu den früher mitgeteilten hinzuzuzählen.

Was zurzeit in Portugal vorgeht, ist unbekannt. Man ersieht nur aus französischen Nachrichten, daß neuerdings die französische Regierung die Verkehrsverbindungen zwischen Frankreich und Portugal unterbrochen hat, da Portugal Truppen, die zum Abmarsch nach dem französischen Kriegsschauplatz bereitstanden, zurückgehalten haben soll.

Der polnische Ministerpräsident hat an die deutsche und österreichisch-ungarische Regierung die Bitte gerichtet, bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen mit Rußland einen Vertreter der polnischen Regierung zuzulassen.

Sonnabend, 22. Dezember.

Gestern abend hielt vor einer großen Versammlung in Berlin Staatssekretär Solf einen Vortrag über die Zukunft Afrikas. Er gab dabei mehr allgemeine Grundsätze für eine zukünftige internationale Kulturverwaltung Afrikas als genaue Abgrenzung künftiger Besitzgebiete. Alle an der Kolonisationsarbeit beteiligten europäischen Nationen sollen gemeinsame Regeln über die Stellung der Weißen, über Beseitigung von Sklaverei und Krankheiten, über die Begrenzung eingeborener Truppen beschließen und dann die Kolonialgebiete entsprechend den kolonisatorischen Kräften der verschiedenen Nationen verteilen und zusammenlegen. Belgien, Portugal und Frankreich haben bisher mehr Kolonialland in Händen gehabt, als sie mit ihren eigenen Kräften erfolgreich zu verwalten in der Lage waren. Dadurch entsteht dann Raubbau, sowohl an Menschen wie an Materie. Wenn von englischer Seite behauptet worden ist, daß die Deutschen wegen ihrer kolonialen Ungeschicklichkeit und verschiedener Kolonialskandale nicht würdig seien, an der künftigen Leitung afrikanischer Völker teilzunehmen, so ist demgegenüber festzustellen, daß die Engländer nach Eingeständnis ihrer eigenen öffentlichen Berichterstattung nicht weniger unangenehme Erlebnisse in der Geschichte ihrer Kolonien auch neuerdings zu verzeichnen haben. Gerade Engländer haben sich vielseitig unwürdig der hohen Aufgabe bewiesen, die alle Weißen gegenüber den Schwarzen zu erfüllen haben. Keinesfalls wird Deutschland daran denken, im Frieden auf ein künftiges hinreichend großes Kolonialland zu verzichten.

Im Monat November sind an Handelsschiffsraum durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 607 000 Brutto-Register-Tonnen versenkt worden. Damit ist die Versenkungsziffer seit Beginn des unbeschränkten U-Boot-Krieges auf 8 236 000 gestiegen. — Der Monat November ist bisher in seinem Ergebnis der kleinste von den Monaten der unbeschränkten Kampfestätigkeit; aber auch er noch erreicht die von Anfang an in Aussicht gestellte Versenkungsziffer von 600 000 Tonnen. Je kürzer die Tage werden, desto kleiner wird der Umfang dessen, was durch U-Boote erreicht werden kann.

Sonntag, 23. Dezember.

Unser Freund Rohrbach weist mit Recht darauf hin, daß er und einige wenige andere Kenner der russischen Verhältnisse schon seit langer Zeit von der aufsteigenden Bedeutung der Ukraine geredet haben, während die überwiegende Mehrheit der deutschen Politiker die Entstehung eines ukrainischen Staates für eine fernliegende Phantasie hielten. Als Entschuldigung kann aber gelten, daß in der Tat nur sehr wenige wirklich zuverlässige Kenntnisse über dieses Gebiet zu uns gelangt sind. Auch heute noch sind Zweifel erlaubt, wie weit die Menge der Bevölkerung sich an der ukrainischen Bewegung beteiligt. Möglicherweise spielt sie innerhalb der russischen Revolution nur etwa die Rolle wie die Erhebung der Vendée in der großen französischen Revolution. Zunächst freilich hat es die ukrainische Rada erreicht, daß die Petersburger Bolschewiki-Regierung auf einen gütlichen Vergleich hat eingehen müssen. Als Inhalt der Ausgleichsverhandlungen werden angegeben: Anerkennung der ukrainischen Republik und völlige Nichteinmischung in ihre Angelegenheiten; Herstellung eines ukrainischen Heeres durch Versetzung der ukrainischen Truppen auf heimatliches Gebiet; Durchführung einer finanziellen Abtrennung; Nichteinmischung des Hauptquartieres und des Rates der Kommissare in die Verwaltung der rumänischen und der Südwestfront; Lösung der Friedensfrage unter Teilnahme der ukrainischen Rada. — Die letztgenannte Forderung hat einigermaßen weitgehende Folgen. Wenn nämlich die Vertreter der Ukraine als selbständige friedenschließende Delegierte auftreten wollen, so können und werden auch Finnen, Esthen, vielleicht sogar auch Kaukasier und Sibirier ein ähnliches Recht beanspruchen. Damit würde der Zerfall des russischen Impe-

riums in die Praxis der auswärtigen Politik eingeführt sein. In gewissem entfernten Zusammenhang steht die Forderung der Polen auf deutscher Seite, als friedenschließende Macht behandelt zu werden.

Das Endergebnis der am 20. November abgelaufenen siebenten deutschen Kriegsanleihe wird auf 12 625 Millionen Mark festgesetzt. Das übertrifft alle vorher geäußerten Erwartungen.

In einer sehr bewegten Sitzung der italienischen Kammer erklärt Giolitti, er würde niemals einen Sonderfrieden oder irgendeine andere unredliche Handlung gegenüber den Alliierten befürworten. Da der Feind im Lande stehe, müsse das Parlament ein Bild der Eintracht bieten. Es ist das fast die gleiche Erklärung, die vor etwa einem halben Jahre auch die russischen Staatsmänner zu geben pflegten. Der Kampf in Oberitalien ist heftig und wird von Franzosen und Engländern offenbar stark unterstützt.

Montag, 24. Dezember.

Von den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk wird offiziös mitgeteilt, daß der Satz des deutschen Staatssekretärs von Kühlmann, die Friedensberatungen würden sich mit Festsetzung der wichtigsten Grundsätze und Bedingungen für einen freundnachbarlichen Verkehr auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete beschäftigen, nicht etwa so verstanden werden soll, als wollte man die Fragen der Zukunft Polens, Litauens und Kurlands ausschalten und vertagen. Wir glauben nicht, so heißt es, daß die Absicht besteht, diese Fragen gewissermaßen beiseite zu lassen und deren Erörterung bis zum allgemeinen Frieden zu verschieben. Allerdings kann die Bestätigung der Abmachungen immer erst bei dem allgemeinen Friedensschluß erfolgen, und darum wird man wohl mit Recht von einem Vorfrieden oder Präliminarfrieden sprechen. Einem Geiste der versöhnlichen Menschenfreundlichkeit und gegenseitiger Achtung den Weg zu ebnen, war naturgemäß der Zweck der Ausführungen des Staatssekretärs und man darf hoffen, daß dieser Zweck erreicht ist. Nachdem von russischer Seite eine ausführliche Darlegung der russischen Friedensanträge gegeben worden ist, haben sich die Vertreter der mitteleuropäischen Mächte zur Feststellung einer gemeinsamen Antwort in besonderen Besprechungen zusammengefunden. Ein wichtiger Punkt in den russischen Ausführungen ist folgender: Den verschiedenen Nationalitäten, die vor dem Kriege nicht politisch unabhängig waren, wird die Möglichkeit gewährleistet, über die Fragen ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Staate frei zu bestimmen oder durch Abstimmung über die nationale Unabhängigkeit zu entscheiden. Die Volksabstimmung muß unter vollständiger Freiheit aller Einwohner der betreffenden Gebiete, darunter auch der geflüchteten Auswanderer, vor sich gehen. Was die Kriegsentschädigungen an Privatpersonen anlangt, so sollen nach russischem Vorschlag die erforderlichen Summen durch proportionale Zahlungen aller kriegführenden Länder aufgebracht werden. — Das Pressebureau der Volkskommissare berichtet, daß eine kaukasische Armee von ungefähr 100 000 Mann im Rücken Kaledins vorrückt. Kaledin richtete einen Aufruf an die Eisenbahner, ihn nicht bei der freien Beförderung der Kosakentruppen zu hindern. Von anderer Seite wird mitgeteilt, daß Kaledin zurückgetreten sei. In Taschkent wurde General Korowitschenko, der noch aus der Zeit Kerenskis stammt, vom Pöbel gelyncht.

Staatsminister a. D. Helfferich redet über die Herstellung des Warenaustausches nach dem Kriege. Es muß möglichst bald wieder volle Bewegungsfreiheit in der Weltwirtschaft herbeigeführt werden. Einen Wirtschaftskrieg nach dem Kriege darf und wird es nicht geben. Ich schließe, so sagt er, aus dem Anschwellen des Geredes vom Wirtschaftskrieg bei unseren Feinden auf eine entsprechende Abnahme der Zuversicht auf die harten Waffen des Kriegsgottes. Durch das, was wir im Kriege gelernt haben, werden wir in der Zukunft viel unabhängiger vom Ausland sein als bisher.

Dienstag, 25. Dezember.

Das Weihnachtsfest steht im ganzen unter dem Eindruck der beginnenden Friedensverhandlungen. Dabei aber wird überall eine gewisse Zurückhaltung und Vorsicht geübt. Man fühlt, daß jetzt das bloße Predigen moralischer Grundsätze über den Frieden bei uns keine allzu große Bedeutung mehr hat, nachdem die Anerkennung der Friedensnotwendigkeit und des Rechtes der befreiten Nationen grundsätzlich von Regierung, Armee und Volksvertretung erfolgt ist. Jetzt fragt es sich, ob und wie es gelingen kann, diese leuchtenden Grundsätze in die Praxis zu überführen. Es kann bisweilen scheinen, als ob die Verantwortung gegenüber der Gegenwart und die Verantwortung gegenüber einer ferneren Zukunft nicht ganz harmonisch seien. So wenigstens erscheint die Sachlage denen, bei denen der Glaube an den späteren ungetrübten Völkerfrieden noch einigermaßen zweifelhaft ist. Schließlich ist aber doch auch für die fernere Zukunft diejenige Entscheidung die beste, die in der Gegenwart unser Volk und möglichst alle europäischen Völker vor einer letzten Ruinierung ihrer Kräfte bewahrt. Unser Volk beweist noch täglich eine außerordentliche Geduld, aber es wünscht irgend wann das Ende dieser Geduldsprüfungen herbeikommen zu sehen.

Der Kaiser dankt den Kriegsministerien und allen militärischen Behörden der Heimat für die Unterstützung des Krieges mit Waffen, Munition und Gerät, für rechtzeitige Bereitstellung eines kriegsmäßig vorgebildeten Ersatzes, für die Pflege der Verwundeten und für Verteilung und Verwendung der heimischen Arbeitskräfte. Gleichzeitig weist er in einer Ansprache an die westlichen Truppen darauf hin, welche große Entscheidung voraussichtlich in ihren Händen liegen wird. Er sowohl wie Graf Hertling und auch Hindenburg bereiten die Truppen und damit das gesamte Volk darauf vor, daß im Notfalle ein sehr großer Kampf im Westen noch erforderlich ist, um die Friedenswilligkeit der Engländer und Franzosen zu erzwingen. Wir können nur wünschen, daß diese Nationen in der Stille des Weihnachtsfestes sich überlegen, ob ein derartiges nochmaliges Auflodern der blutigen Gewalt einen geschichtlichen Zweck hat.

Mittwoch, 26. Dezember.

Ebenso wie man in Deutschland über die Friedensrede des Prinzen Max von Baden sich unterhält, wird offenbar in England noch immer viel über den bereits erwähnten ähnlichen Brief von Lord Lansdowne gesprochen. Gewarnt muß aber davor werden, daß man in Deutschland die englische und in England die deutsche Friedensströmung als Beweis der Schwäche entweder des einen oder des anderen Teiles hinstellt. So wenig bei uns Prinz Max als Beweis beginnender militärischer Kraftlosigkeit angesehen werden kann, ebenso wenig ist eine solche Beurteilung von Lord Lansdowne am Platze. Beide großen Nationen können noch kämpfen; aber es erheben in ihnen hervorragende Männer ihre Stimme, um die Zwecklosigkeit der gegenseitigen Zerfleischung zum Bewußtsein zu bringen. Ganz falsch ist es darum auch, zu behaupten, daß zwischen Lloyd George und Lansdowne ein Spiel mit verteilten Rollen abgemacht wäre, bei dem Lansdowne berufen sei, für Lloyd George den Friedensweg zu ebnen. Es besteht zwischen Lloyd George und Lansdowne keinerlei innerliche Gemeinschaft, denn der eine ist Kriegstreiber und der andere ist ein verständiger Freund des kommenden Friedens.

Donnerstag, 27. Dezember.

Auf der Friedensbesprechung in Brest-Litowsk haben die mitteleuropäischen Mächte sechs Punkte als Beantwortung russischer Vorschläge festgestellt: 1. Eine gewaltsame Aneignung von besetzten Gebieten liegt nicht in den Absichten der verbündeten Regierungen. 2. Es liegt nicht in der Absicht der Verbündeten, eines der Völker, die in diesem Kriege ihre politische Selbständigkeit verloren haben, dieser Selbständigkeit zu berauben. 3. Die Frage der staatlichen Zugehörigkeit nationaler Gruppen, die keine staatliche Selbständigkeit besitzen, kann nach dem Standpunkt der Vierbundmächte nicht zwischenstaatlich geregelt werden. Sie ist im gegebenen Falle von jedem Staate mit seinen

Völkern selbständig und auf verfassungsmäßigem Wege zu lösen. 4. Anerkennung des Rechtes der Minderheiten. 5. Verzicht auf Kriegskosten und Ersatz der Kriegsschäden. 6. Deutschland beansprucht beim allgemeinen Frieden die Wiederherstellung seiner Kolonien, lehnt aber für diese das Selbstbestimmungsrecht der Völker ab. — Diese sechs Punkte sind als Grundlage eines allseitigen Friedens gedacht. Es wird bis zum 4. Januar 1918 eine Pause in den Hauptverhandlungen gemacht, um den Westmächten und Amerikanern den Anschluß an die Besprechungen zu ermöglichen. Die Mittelmächte werden ihre Vorschläge nur dann auch gegenüber den Westmächten aufrechterhalten, wenn diese jetzt auf Friedensverhandlungen eingehen.

Eine prinzipielle Meinungsverschiedenheit zwischen den russischen Vertretern und denen der Mittelmächte ist in Satz 3 der mitteleuropäischen Antwort enthalten, da die bolschewistischen Russen es theoretisch vorziehen, jetzt allen versprengten Nationalitätsteilen die Selbstbestimmung anzukündigen, während die Mittelmächte eine unbedingte Aufrechterhaltung der vorhandenen Staatshoheit fordern. Es wird aber an diesem Punkt voraussichtlich der Friede nicht scheitern.

Freitag, 28. Dezember.

In Australien ist bei einer zweiten Abstimmung die allgemeine Wehrpflicht von einer wachsenden Mehrheit abgelehnt worden, worin zugleich eine Ablehnung des führenden Ministers Hughes liegt.

Der Präsident der Vereinigten Staaten übernimmt die Oberleitung aller Eisenbahnen und ernennt seinen Schwiegersohn Mac Ador zu ihrem Generaldirektor. Da die amerikanischen Eisenbahnen ausnahmslos Privatbahnen sind, so bedeutet das einen sehr ungewohnten staatssozialistischen Schritt. Es wird damit voraussichtlich eine Vereinheitlichung des Verkehrs- und Transportwesens begonnen, die im Frieden weiterwirkt.

Nach einer Berechnung des Kriegsamtes der Vereinigten Staaten werden die unter Waffen stehenden Soldaten der kriegführenden Mächte auf nahezu 40 Millionen geschätzt, und zwar haben die Mächte des Weltverbandes 27,5 Mill. und die Mittelmächte 10,6 Mill. an Landtruppen, während die Flottenbesatzungen überhaupt mit 2 Mill. angenommen werden. In dieser Aufzählung ist Deutschland mit 7, Oesterreich-Ungarn 3, Bulgarien 0,3 und Türkei 0,3 Mill. angesetzt. Uns fehlen die Grundlagen zur Nachprüfung. Wir sind aber geneigt, die bulgarischen Bestände höher zu bewerten. Rußland wird mit 9 Mill. angegeben, ohne daß wir wissen, an welchem Zeitpunkt diese 9 Mill. als vorhanden angesehen wurden. Frankreich wird berechnet mit 6, Großbritannien 5, Italien 3, Rumänien 0,32, Serbien 0,3, Belgien 0,3 Millionen. Was im übrigen als japanische, chinesische, amerikanische Armeen aufgezählt wird, ist bis heute nur in ganz geringen Abteilungen auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Aber auch, wenn wir annehmen, daß das Kriegsamt der Vereinigten Staaten vielleicht im ganzen um 5 Mill. zu hoch geschätzt haben mag, so bleibt die Wucht der Tatsache bestehen, daß eine so große Menge arbeitsfähigster Menschen dem Erwerbs- und Austauschbetriebe der Menschheit entzogen ist. Daß daraus weiterhin die verhängnisvollsten Folgen für den Wirtschafts- und Ernährungsbestand aller Nationen kommen müssen, liegt auf der Hand.

Sonnabend, 29. Dezember.

Die Besprechungen der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk von seiten der Westmächte haben noch keine Einheitlichkeit gewonnen. In der französischen Kammer hat der Minister Pichon von neuem die Wiederherstellung von Elsaß-Lothringen als Vorbedingung des Friedens gefordert und auf Kosten Deutschlands ein allseitig abgerundetes Polen verlangt. Pichon verweist unter großem Beifall der Kammer auf die künftige Aenderung der Kriegslage mit Hilfe der Amerikaner. Englische Zeitungen verbreiten, soweit wir es bis heute wissen, die Meinung, daß es sich nur um ein neues deutsches Täuschungsmanöver handle. „Daily Mail" nennt die Forderung der Rückgabe der deutschen Kolonien geradezu eine Unverschämtheit und fügt hinzu, das britische Reich würde eher in die Luft gehen, als daß dies geschehe. „Daily News" vermißt Garantien für das künftige Schicksal der polnischen und elsaß-lothringischen Gebiete in Deutschland. — Die Beurteilung der Friedensbesprechungen in den neutralen Ländern ist im allgemeinen günstig und hoffnungsvoll.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Freitag, 21. Dezember.

Ein Winterwetter, so strahlend wie lange nicht, trägt die hoffnungsvolle Stimmung durch diese im Innern ereignislosen und draußen so inhaltvollen Tage. Rauhreif, der aus den Anlagen einen weißen Zauberwald macht, Mondschein und über grausilbernem Dunst die Sterne, der Eisspiegel des Wassers, der sich in weiche weiße Dämmerung verliert, und fern die schimmernden Nebelgestalten der Türme — das alles liegt wie stumme Erwartung und festliche Vorbereitung da, und man geht hindurch mit einem Gefühl wie vor dem Erwachen aus schwerem Traum.

Bei aller Spannung, mit der dem Verlauf in Brest-Litowsk entgegengesehen wird, ist aber doch jeder, den man sprechen hört, überzeugt und tapfer ergeben in die Tatsache, daß das, was uns die nächsten Wochen bringen werden, die schweren Kämpfe nicht erspart, die uns noch erwarten, bis der Friede kommt.

Sonnabend, 22. Dezember.

Viele große Weihnachtsbäume bleiben unverkauft stehen, teils, weil die Menschen, in ein paar geheizte Zimmer zusammengedrängt, keinen Platz für einen großen Baum frei haben, teils, weil das wichtigste, die Lichte, sehr schwer zu haben ist. Man sollte in diesem Jahr alles aufbieten, um Weihnachten festlich zu machen, gerade weil so etwas wie eine Erstarrung der Kraft, sich zu freuen, auf dem langen, langen Wege durch diese Jahre über viele von uns gekommen ist. Heute trabt bei schönem Frostwetter alles noch zu letzten Besorgungen durch die Straßen, und Läden, Bahnen und Bürgersteige (auch das eine Dampfschiff, das zur Bewältigung des Weihnachtsverkehrs auf einer Linie einmal wieder halbstundenweis verkehrt) atmen Frische und Vorfreude. Und daß die Läden — selbst die am warenärmsten sind — immer noch irgend etwas gefunden haben, mit dem sie den Schaufenstern den Eindruck von Fülle und Auswahl gaben, ist fast eine moralische Leistung. Wie ein gefüllter Schuhladen aussieht, wissen wir gar nicht mehr, ebensowenig wie wir uns die Haltung zurückzurufen vermögen, in der man als Käufer den Laden betrat, als man sich noch willkommen fühlen konnte, statt wie heute mehr oder weniger als Bittsteller aufgenommen zu werden.

Sonntag, 23. Dezember.

Die Direktion der Gaswerke warnt eindringlich davor, seiner Festfreude in erhöhtem Gasverbrauch die Zügel schießen zu lassen. Sie lebt von der Hand in den Mund, von der täglichen Kohlenlieferung bis zur sehnlich erwarteten nächsten.

Aber trotz aller Einengungen von rechts und links sieht man, wie die Menschen sich erwartungsvoll bereit für ein paar Tage von der Welt zurückziehen, um aufgesparte Freude in kurzen stillen Stunden zu verbrauchen. Hinter den Fenstervorhängen sieht man die Umrisse des Tannenbaums in den Zimmern, und die Kinder tragen ihre Ungeduld auf die bereiften Straßen und versuchen vorsichtig das neue Eis. Ueber das meerblaue Viereck meines großen Fensters zieht an diesem schweigsamen Abend der „Wagen", mit all diesem Festlichen zusammen ein Symbol alles dessen, was unerschüttert von Staatenschicksalen in seinem stillen wesenhaften Sein bleibt und beharrt und uns eine unerschütterliche Treue hält: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören . . ."

Montag, 24., bis Mittwoch, 26. Dezember.

Die Bahnen haben sich auf den befahrensten Strecken mit dem Weihnachtsverkehr so geholfen, daß sie nur so viele Karten ausgaben, als Plätze verfügbar waren. Man kann gar nicht sagen, daß der Verkehr so riesenhaft ist.

Eine Danksagung des Kaisers an Heer und Heimat in

Digitized by Google

den Zeitungen, in der von der Hoffnung „auf siegreichen Ausgang der uns noch bevorstehenden schweren Kämpfe" die Rede ist — nicht vom Frieden.

Diese ersten Verhandlungen in Brest-Litowsk liest man — ganz abgesehen von den Hoffnungen und Befürchtungen, die sich daran knüpfen — mit tiefer Bewegung. Das Seltsame, Niedagewesene daran verbindet sich mit dem ewigen Sinn der Weihnachtsbotschaft zu der Frage, ob sich hier wirklich die Anfänge eines geschichtlich Neuen — die ersten Steine eines neuen Fundamentes der Völkergemeinschaft, gestalten? Wird dieses Weihnachten späteren Geschlechtern als eine naive Episode erscheinen oder als der Keim einer ganz neuen Welt? Es gibt viele Menschen, die diese Frage gar nicht beschäftigt neben dem unmittelbaren politischen Interesse, das die dort fallenden Entscheidungen für uns haben. Und doch tritt mit diesen russischen Ideologen eine seelische Macht in die diplomatische Geschichte ein, die mit ihr in dieser Weise nie etwas zu tun gehabt hat.

Donnerstag, 27. Dezember.

Anträge des Beirats beim Kriegsernährungsamt verlangen die Einsetzung von Kommissionen bei den Kriegswirtschaftsstellen, deren Mitglieder aus den Verbraucherkreisen entnommen werden sollen und die folgenden Aufgaben haben:

Erstens: Die Ablieferung und die Verteilung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse im Bezirk der Kriegswirtschaftsstellen zu überwachen und für die Abgabe des Ueberschusses Sorge zu tragen.

Zweitens: Mit Hilfe des militärischen Dresch- und Abfuhrkommandos einen schnellen Ausdrusch und eine schnelle Abfuhr des Getreides in die Wege zu leiten.

Drittens: Zu ermitteln, ob innerhalb der einzelnen Wirtschaftsbezirke die Viehhaltung in richtigem Verhältnis zu den vorhandenen Futtermitteln steht, wobei das unbedingt erforderliche Spann- und Nutzvieh erhalten bleiben soll.

Viertens: Den Saatgutverkehr streng zu überwachen.

Außerdem enthält die Entschließung den Vorschlag, die Geschäftsführung der Kriegsgesellschaften in der Weise einer besonderen Ueberwachung zu unterwerfen, daß die Vertreter der Verbraucherkreise in den Aufsichtsrat der Kriegsgesellschaften berufen und die Geschäftsberichte der Kriegsgesellschaften halbjährlich dem Hauptausschuß und dem Ernährungsbeirat des Reichstages vorgelegt würden. Diese Entschließung wurde von der Mehrheit des Beirats dem Staatssekretär des Kriegsernährungsamts zur Berücksichtigung und soweit sie die Vorschläge über die Bildung der Kommissionen betrifft, zur Erwägung überwiesen. Die einstimmige Annahme erzielte der Antrag, nach dem aus den zur Verfügung der Reichskartoffelstelle stehenden Reservemengen baldmöglichst eine Erhöhung der Kartoffelration bei den Schwer- und Schwerst-Arbeitern, sowie die Belieferung von Massenspeisungen herbeigeführt werden soll. Der Staatssekretär des Kriegsernährungsamts sagte zu, der Erfüllung dieses Wunsches näherzutreten, sobald die Witterung und die Transportlage gestatten, die dafür erforderlichen erhöhten Kartoffelmengen den Bedarfsbezirken zuzuführen.

Naumann / Neujahr!

Hinter uns liegt das, was gewesen ist, als gewaltiger Haufe, als ein täglich anwachsendes Gebirge von Dingen, Personen, Familien, Erlebnissen, Städten, Staaten, Werken und Ideen. Alles das ist Erinnerung, das will besagen: es ist nicht mehr das Leben, sondern nur noch ein Fortleben, Nachwirken, Weiterzittern. Zu diesem grau dämmernden Haufen gehören auch wir selbst mit dem bisherigen Teile unseres Daseins. Da steckt in einer bunten Menge drin irgendwo unsere eigene Kindheit und Entwicklung. Auch sie ist Erlebtes geworden und besteht nun in uns selber als etwas Versunkenes, Entseeltes und Unveränderliches.

Vor uns aber liegt das, was werden kann, die Zukunft, eine nebelhafte Menge von Gestaltlosigkeit, der unendliche Werdensstoff. In diesen Morgennebel blicken unsere Augen und können bei aller Anstrengung nichts Bestimmtes sehen. Da hinein schreiten unsere Füße ohne zu wissen, ob es aufwärts geht oder abwärts. Auch wir selber befinden uns mit dem weiteren Verlaufe unseres Lebens im Gebiete der Wünsche, Aengste und Fragen.

Die Gegenwart aber ist ein Umwandlungsvorgang oder vielmehr eine Kette von Verwandlungstaten. Die Umschaffung von Möglichkeiten zu Wirklichkeiten ist das Leben selber. Unser Leben verzehrt zu seiner Selbsterhaltung Werdestoff, wie eine Flamme sich vom Brennstoffe nährt. Wir atmen den Weltnebel und hinterlassen ihn als Historie. Aus Neujahr machen wir Altjahr, aus Formlosem die Form.

Wenn Kant, der große Denker, uns beigebracht hat, daß Zeit und Raum die zwei angeborenen Ausdehnungen sind, in die wir alles Kommende hineinstellen, so hat er damit die ewigen Vorbedingungen des Umwandlungsvorganges beschrieben. Was er aber noch nicht ganz deutlich zu sagen wußte und was erst allmählig einem schaffenden Jahrhundert nach ihm deutlich wurde, ist daß der Mensch als Hersteller seiner Wirklichkeit ein Formgeber, Gestalter und Bildner des Werdestoffes ist. Der wollende Mensch als Künstler steht zwischen dem, was da war, und dem, was kommt.

Oft wird der Mensch sich kaum bewußt, wie sehr er gestaltet, weil ihm nur gegeben ist, kleine Werke in Zeit und Raum hineinzuwerfen. Das wallende Gefühl, Schöpfer zu sein, bleibt ihm fern und er hält sich nur für ein Organ der Vergangenheit, ein Produkt der Verhältnisse. Der Umwandlungsprozeß des Lebens erscheint ihm wie ein mechanischer Vorgang und er zweifelt, ob es nicht eine Art Dichtung war, vom freien Willen zu reden. Wenn dann aber bewegte Zeiten kommen, in denen die Erlebnisse im Rücken und die Möglichkeiten vor der Stirn sich strömend häufen, dann merkt von selber der Getriebene, daß er auch Treibender ist, daß aus ihm heraus Entschlüsse quellen und daß es in ihm ein Ich gibt, das seinen eigenen Formengeist besitzt. Und wenn jemals das von Menschen gemerkt wurde, so sind wir es, die diese Erfahrung machen. In der Mitte von solchen, die für das Vaterland sterben, werfen wir alle die Reste einer mechanischen Weltanschauung ab und stellen uns zu Kant und Fichte, den Propheten des schaffenden Ich.

Das aber tut nicht der Einzelne, sondern das kleine Einzel-Ich wird dabei getragen und stündlich gehoben vom größeren Gesamt-Ich. Das große Ich wird erlebt, wie es Möglichkeiten in Wirklichkeiten umwandelt und dadurch selbst historisch wird. Der gemeinsame Wille ist keineswegs bloß eine Zusammenzählung von hunderttausend kleinen Willen, sondern erhebt sich unter uns als unsichtbare Gewalt, an der wir alle nur wie Organe und Hilfskräfte kleben und hängen. Das ist etwas Unbeschreibliches, ein Gegenstand des inneren Erfahrens, so wie der Glaube sich immer an das übermenschliche Unsichtbare gehalten hat.

Nicht das ist Inhalt des lebendigen Glaubens, was schon zur Erinnerung geworden ist, sondern das, was umgestaltend uns sich offenbart. Wir nennen nicht das göttlich, was da war, sondern das was ist, das Leben in seiner ganzen Größe, den Verwandlungsvorgang in seiner ungeahnten heiligen Kraft. Vor ihm still zu werden ist Frömmigkeit. Und wann war mehr Anlaß, auch ohne Priester fromm zu werden, als eben jetzt? Es wogt um uns und es wogt in uns, Berge von Gewordenem schwimmen hinter uns der Ewigkeit zu, Wunder von Aufgaben und Möglichkeiten drängen sich durch jede Ritze. Gott ist gegenwärtig!

Das ist der alte lebendige Gott, der stets neu geboren und neu erlebt wird. Er hat stets Weihnacht und Neujahr.

Digitized by Google

Jetzt ist er gegenwärtig im Sturm des Krieges und im Beginne des Friedens. In Ehrfurcht vor ihm überschreiten wir die Schwelle und grüßen das neue Jahr 1918.

Wilhelm Heile / Im letzten Kriegsjahr?

Zum viertenmal im Kriege Silvester und Neujahr! Zum viertenmal fassen Millionen und aber Millionen Menschen neue Hoffnung: das beginnende Jahr, es muß ja das letzte Jahr des Krieges sein. Neujahr 1917 war es das Friedensangebot der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916, das den Glauben an Friedensmöglichkeiten geweckt hatte. Jetzt ist es der glückliche Abschluß des Waffenstillstandes mit den Russen, der die Aussicht auf einen nahen Sonderfrieden öffnet und die Hoffnung auf allgemeinen Frieden neu belebt. Wird wieder dem frohen Glauben die Enttäuschung folgen, oder können wir diesmal, wenn die Glocken in der Silvesternacht das Jahr 1918 einläuten, uns allen Ernstes dem Gedanken hingeben, daß das mit Jubel begrüßte neue Jahr das Jahr des Friedens ist?

Wer das Wechselspiel des Weltkrieges in allen seinen Phasen der Entwicklung und immer neuen Verwicklung mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann keine Neigung haben, sich als Prophet zu versuchen. Aber wer offenen Auges und mit prüfendem Tatsachensinn den Wandel der Dinge im abgelaufenen Jahr überblickt, der kann doch immerhin soviel sagen, daß die Hoffnung auf baldigen Eintritt in Friedensverhandlungen auch mit unseren westlichen Feinden unter günstigen Bedingungen noch in keinem früheren Zeitpunkt des Krieges so gut begründet war, wie eben jetzt. Heute tatsächlich bereits begonnene Friedensverhandlungen mit dem einstmals mächtigsten, jetzt zusammengebrochenen Landgegner; vor Jahresfrist ein deutsches Friedensangebot, das keine Gegenliebe fand: das ist eine für uns so glückliche Wendung, daß wir zu vertrauensvoller Beurteilung der Kriegslage vollauf berechtigt sind.

Das Friedensangebot vom Dezember 1916 traf unsere Feinde noch bei einer Gemütsverfassung an, die aus dem Vertrauen auf die Zeit als stärksten Bundesgenossen immer neue Kraft gewann. Man konnte noch hoffen; denn noch stand Amerika zum mindesten der Form nach abseits; wie aber würde die Lage sich wandeln, wenn das lange Ersehnte einträfe und die letzte Großmacht, ja Weltmacht, die noch in der Reserve stand, nun auch noch ihr Schwert zu Ungunsten Deutschlands in die Wagschale werfen würde! Heute fragt sich die Entente mit bangen Zweifeln, ob wirklich alle Hoffnung, die man auf den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Ring der Kriegführenden gesetzt hatte, nun auch eingetroffen ist oder doch nur einigermaßen sicher eintreten wird. Wir Deutschen aber fragen uns: Wie würde es heute um uns stehen, wenn es gelungen wäre, Amerika vom Kriege fernzuhalten? Welch ein Glück, daß auf unserem Waffenhandwerk mehr Segen ruht als auf der Kriegführung der Diplomatie! Die russische Dampfwalze, von der unsere Feinde sich noch vor einem Jahre die Zermalmung der deutschen Heere versprachen, ist nicht mehr. Aber dieser stärkste Erfolg unserer Waffen hat noch nicht zum militärischen und politischen Zusammenbruch der Entente geführt, weil es so gekommen ist, wie es die wortgewaltige Krafthuberromantik der Alldeutschen und Konservativen herbeigerufen hat. Hätten wir nicht den Krieg mit Amerika bekommen, so wäre der Zerfall des russischen Reiches und Heeres auch für die Westmächte mit unentrinnbarer Notwendigkeit der Anfang vom Ende gewesen.

Daß heißt: es hätte besser, viel besser um uns stehen können, wenn . . . Es heißt aber nicht, nicht im mindesten, daß es schlecht um uns bestellt sei. Auch wenn die Verhandlungen von Brest-Litowsk und Warschau nicht zu einem voll befriedigenden Ergebnis führen würden, so ist doch eines unter allen Umständen gewiß: eine russische Gefahr besteht für uns auf absehbare Zeit nicht mehr. Und wenn nicht alle Kräfte, die zum Kampf gegen Rußland seither nötig waren, frei werden zum Entscheidungskampf gegen die Westmächte, so ist doch der Kraftgewinn so groß, daß das nervöse Zittern der Männer von London, Paris und Rom begreiflich genug ist.

Ist solche Gunst der Verhältnisse ein Grund, die Politik vom Dezember 1916 und Juli 1917 nun als „überholt" aufzugeben und den Krieg bis zur Zerschmetterung oder völligen Unterwerfung unserer Feinde zu fordern? Nichts törichter als das. Wenn wir dem Abschluß eines günstigen Friedens mit Rußland nachgekommen sind, so verdanken wir das nicht bloß dem guten Schwerte Hindenburgs, sondern sehr wesentlich auch der Friedenspolitik der deutschen Regierung und des Reichstags. Und wenn am politischen Himmel in England, Frankreich und Italien jetzt Schlag auf Schlag so heftige Gewitter niedergehen, und wenn die Haltung unserer neutral gebliebenen Nachbarn uns weniger Sorgen macht als je, so hat das ganz die gleichen Ursachen.

Die alte Weisheit der Lateiner, daß man teilen müsse, um über viele herrschen zu können, hat auch heute ihre Geltung nicht verloren. Zwei Wege gibt es, den Heerbann der Feinde zu sprengen. Entweder den Weg des Sonderfriedens mit den einzelnen Mächten — wie schwierig der ist, das haben allmählich auch wohl die politischsten Köpfe erfaßt! — oder aber die Anbahnung der Verständigung mit den verständigen Elementen der feindlichen Völker, also den Weg zur inneren Teilung. Je deutlicher die Sprache unserer kriegerischen Erfolge ist und je ehrlicher zugleich die Friedensworte unserer politischen Führer, desto stärker sind die Trümpfe, die wir den Verständigen, zum Frieden Geneigten im feindlichen Lager für ihren Kampf mit den Kriegshetzern im eigenen Lande in die Hände geben.

Das ist der Weg, den Deutschland und seine Verbündeten im Jahre 1917 mit Erfolg beschritten haben. Die Zerschmetterung Rumäniens, der Zusammenbruch Rußlands, die Katastrophe Italiens, die blutigen Niederlagen der Engländer und Franzosen im Westen, die Großtaten der deutschen Seeleute über und unter Wasser — und daneben, gestützt auf solche Kraftbeweise, die Friedenskundgebung des Reichstags, die Papstnote der Reichsregierung, die Reden Kühlmanns und des neuen Reichskanzlers: so sind wir vorwärts geschritten von Sieg zu Sieg, militärisch sowohl wie politisch-moralisch. Dazu die Zusammenfassung und Neubelebung der deutschen Volkskraft, die uns trotz der verhetzenden Agitation der kapitalgewaltigen Vaterlandspartei und ihres gleichen die Anbahnung der Verfassungsreformen gebracht hat! Schreiten wir im gleichen Tempo fort, so wird das Jahr 1918 uns den Frieden bringen, der im Geist und in der Wahrheit ein deutscher Friede ist.

Heinz Potthoff / Niedergang der Wirtschaftsmoral

Als ich im Anfange des Weltkrieges den Satz verfocht, daß in und an dieser Reiches- und Volkes-Not kein deutscher Bürger reicher werden dürfte, wurde die Forderung ziemlich allgemein als gänzlich „unhistorisch", als nicht ernst zu nehmen abgewiesen oder beiseite geschoben. Die drei letzten Jahre haben denn auch Vermögensverschiebungen ohne Beispiel gebracht. Und allmählich geht auch weiteren Kreisen die Erkenntnis auf, in welche ungeheuren Schwierigkeiten wir uns damit gebracht haben. Ob diese ganz zu vermeiden waren, lasse ich dahingestellt, aber daß wir sie unnötig vermehrt haben, weil wir sie nicht rechtzeitig erkannten, weil wir den ganz neuen Charakter dieses Existenzkampfes unseres Volkes nicht einsahen und nicht energisch die wirtschaftlichen Folgerungen daraus zu ziehen wagten — darüber kann ein Zweifel nicht mehr bestehen. Unsere Kriegskosten, deren Abbürdung doch im wesentlichen unsere eigene Sache sein wird, sind um mindestens 20 Millionen höher als sie bei sozialer Wirtschaft sein müßten. Die Ausnutzung des Krieges als Konjunktur, die dem Zeitengeiste ins Gesicht schlägt, hat die Kosten der Lebenshaltung auf eine Höhe getrieben, deren Gefahren wir erst nach dem Rückströmen der Millionen Heeresangehöriger und nach Wiederaufnahme der Friedensarbeit voll spüren werden. Schon jetzt ist das Reich genötigt, nicht nur in ungeahntem Maße Unterstützungen zu zahlen, sondern ganz allgemein Zuschüsse zu den Warenpreisen (wie beim

Fleische im letzten Frühjahre) und zu den Löhnen (wie im Baugewerbe) zu leisten und damit die Preisgestaltung zu fälschen. Alles das, weil man sich nicht traute, auf neuen Bahnen zu wandeln, auch vom Wirtschaftsleben eine grundsätzliche Anpassung an die Zeitbedürfnisse zu fordern und, wenn nötig, zu erzwingen.

Noch schlimmer als die finanziellen Folgen der Kriegskonjunktur scheinen mir aber die sittlichen. Wir stehen vor einem Niedergange der allgemeinen Moral im Wirtschaftsleben, die in krassem Gegensatze zu dem Heldentum an der Front, zu der Opfer- und Hilfsbereitschaft in der Heimat ist; die den Vaterlandsfreund mit allerernstester Sorge erfüllen muß, und die wir nicht weiter wachsen lassen dürfen, wenn nicht die heimkehrenden Feldgrauen uns voll Verachtung anspucken sollen.

Als ich vor drei Jahren zuerst öffentlich die Stimme erhob gegen den Wucher als Verkehrssitte, da protestierten Handelskammern, Hansabund und andere laut gegen diese Verunglimpfung des deutschen Kaufmannsstandes. Ein Jahr später (genau ein Jahr zu spät!) hielt dann Staatssekretär Delbrück seine Reichstagsrede über die Notwendigkeit, die Lebensmittelwucherer für den Rest ihres Lebens zu brandmarken und sie von allen Ehrenämtern auszuschließen. Es erschien auch die Bundesratsverordnung gegen übermäßige Preissteigerung. Aber sie konnte nicht den nötigen Einfluß gewinnen, weil sie nicht da angewandt wurde, wo es am nötigsten ist: bei den großen Unternehmern, die nach üblichen, anständigen Friedensgrundsätzen kalkulieren und dabei im ganzen Gewinne einheimsen, die heute als wucherische Ausbeutung der Notlage des Reiches und seiner Bürger bezeichnet werden müssen, auch wenn sie nicht den Friedensgesetzen widersprechen. Es fehlt eben die neue Gesinnung, die den neuen Umständen entspräche. Die Mahnung des preußischen Handelsministers, daß der Krieg nicht als Konjunktur ausgenutzt werden dürfe, hat gar keinen Erfolg gehabt. Der Krieg wird allgemein als Konjunktur ausgenutzt. So allgemein, daß ein sehr achtbarer, anständiger Kaufmann die Bemerkung wagte: „Wer in diesem Kriege nicht reich wird, verdient nicht, ihn zu erleben."

Wenn Rüstungsbetriebe und andere Heereslieferanten, Zuckerfabriken, Brauereien, Nahrungsmittelunternehmungen aller Art Gewinne von 20 v. H., 30 v. H., 50 v. H. und mehr verteilen, wenn sie ihr Kapital verdoppeln und verdreifachen, ihren Besitz abschreiben, ihren Aktionären neue Aktien schenken, nur um nicht die Dividende noch über solche Sätze hinausgehen zu lassen, so ist das Kriegswucher, auch wenn die Lieferungen noch so reell, notwendig und verdienstlich waren, auch wenn an einzelnen Geschäften nicht mehr verdient wurde als der nach der Bundesratsverordnung zulässige Satz.

Ehe wir das nicht ins allgemeine Bewußtsein gebracht, ist keine Aenderung möglich. Gesetze allein machen es nicht. Im Gegenteil hat die Ueberfülle von sich übersteigenden, sich widersprechenden Vorschriften die unheilvolle Folge gehabt, daß der Respekt vor dem Gesetze ins Wanken gekommen ist. Die Grundsätze der Wirtschaftsregelung erkenne ich trotz aller Fehler als notwendig und richtig an. Aber da man das ebenso notwendige Sozialmoralische versäumt hatte, stoßen sie überall auf Widerstand, aktiven und passiven. Da es an gutem Willen zur Beachtung des Gebotenen fehlt, werden die Vorschriften immer länger, minutiöser, strenger — bis sie ins Sinnlose gesteigert sind, weil niemand sie mehr einhalten kann. Gegenwärtig gibt es keinen Strafmündigen in Deutschland, der nicht auf Grund von Verstößen gegen Kriegsverordnungen ins Gefängnis gebracht werden könnte! Was ist das für ein Zustand! Das muß noch auf Jahrzehnte hinaus in den Frieden nachwirken.

Aber das Uebel frißt weiter. Der Geist der Gewinnsucht, der das eigene Interesse rücksichtslos vor dem Gemeinwohl zur Geltung kommen läßt, bleibt durchaus nicht auf die Unternehmer in Landwirtschaft, Industrie, Handwerk und Handel beschränkt, sondern ergreift auch die anderen Kreise, die bisher nicht so „kapitalistisch" zu denken pflegten. Die Angestellten und Arbeiter sehen, was mit ihrer Arbeit verdient wird. Sie sehen auch, wie die Kriegsgewinne gemacht, mit welchen Mitteln dem Reiche die Millionen aus der Tasche gezogen werden — und sie folgen teilweise dem Beispiele ihrer „Vorgesetzten". Nicht nur mit Lohnforderungen, sondern, was auch hier das schlimmere ist, auch mit Benutzung von krummen Wegen.

Der Hauptweg ist die Bestechung; mag sie im Einzelfalle als harmloses Trinkgeld, oder als im Frieden strafbares Schmiergeld, als Einzelvergütung oder als dauernde Provision und Gewinnbeteiligung auftreten. In weiten Teilen des Wirtschaftslebens ist auch diese Bestechung von Angestellten längst zur anerkannten Verkehrssitte geworden, ohne deren Befolgung weder ein Auftrag noch eine Lieferung zu erlangen ist.

Ein zweiter Weg ist die Unterschlagung und der Diebstahl. Ich möchte nicht so weit gehen, zu behaupten, daß beide auch schon als Verkehrssitte anerkannt sind. Aber daß der Respekt vor dem Eigentum anderer ganz bedenklich ins Wanken gekommen ist, sieht jeder. Es braucht nur ein Wagen kurze Zeit unbewacht auf der Straße oder dem Eisenbahngleise zu stehen, so ist er sicher halb ausgeräubert. Namentlich Sendungen von Nahrungsmitteln, Brennstoffen und ähnlichem knappen Lebensbedarfe gelten als vogelfrei.

Das schlimmste ist, daß beide „Unsitten" auf das Beamtentum übergegriffen haben. Wer wundert sich noch, wenn Postsendungen „verloren gehen" und Bahnsendungen nur mit halbem Inhalt ans Ziel kommen? Der Krieg hat ja dazu genötigt, die frühere strenge Scheidung zwischen Regierenden und Regierten aufzuheben. Zahllose Privatpersonen sind nach einfacher „Verpflichtung" mit Aufgaben öffentlicher Verwaltung betraut worden; die Beamten stecken viel mehr in Wirtschaftsdingen als früher. Diese Verquickung hat einen Niedergang auch der Beamtenmoral gezeitigt. Wieder möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich nicht verallgemeinern und vor allem nicht etwa der Masse der berufsmäßigen Beamten einen Makel anheften will. Das Aufsichtspersonal hat der Versuchung der Kriegskonjunktur nicht standgehalten. Und es hat keinen Zweck, die Augen vor den Tatsachen zu verschließen. Solche Tatsache aber ist, daß der Unternehmer, der einen Auftrag von einer Behörde will, der Rohstoffe freigegeben, Brennstoffe geliefert, braucht, dessen Eisenbahnsendung eilig ist, der eine Rechnung bald anerkannt und bezahlt sehen möchte, gut tut, einige blaue Lappen einzustecken, mit denen er den Eifer der zuständigen Organe anspornt.

Das beschränkt sich — leider — nicht nur auf untergeordnete Stellen, sondern geht teilweise sehr weit nach oben, in Kreise, auf deren Unantastbarkeit wir in Deutschland bisher mit Recht stolz waren. Auch hier haben sich neue Gewohnheiten gebildet, die mit sogenannten russischen Zuständen verzweifelte Aehnlichkeit haben. Ja, das Uebel könnte unten gar nicht so wuchern, wenn nicht oben gesündigt würde und das Gefühl für die guten alten Traditionen des Beamtentums schwände. Die Hauptformen der neuen Verdienstmöglichkeit sind hier — neben Versorgung mit Lebensmitteln usw. — die Aussicht auf eine gutbezahlte Stelle im gewerblichen Leben und die stille Beteiligung am Geschäftsgewinne.

Wer diese Andeutungen für übertrieben hält, frage einmal bei aufrichtigen Männern des Wirtschaftslebens in Berlin oder Hamburg, im Rheinlande oder in Sachsen nach. Da, wo am meisten verdient wird, da wird auch am meisten gesündigt. Die Zustände sind ernst. Die bequeme Ausflucht, daß mit der Wiederkehr geordneter Friedenszustände, mit dem Wiedereintritte der bewährten Beamten in ihre Stellen alles schon von selbst sich wieder machen würde, kann nicht gelten. Wenn wir das Uebel weiter wuchern lassen, so gehen wir schlimmen Zeiten entgegen und riskieren, daß die Jahre nach dem schwersten Siege angefüllt sind mit widerlichstem Wucher und Wirtschaftsstreit, daß die heimkehrenden Sieger eine furchtbare Enttäuschung erleben, daß unsere Kinder auf die Zeit nach 1918 zurückblicken wie wir auf die nach 1871 als eine Zeit ödester Unkultur und Unmoral.

Wie ist eine Besserung möglich? Nicht durch neue Strafgesetze, die haben keine Wirkung mehr. Mir scheint das einzige Mittel das moralische zu sein — auch wenn durch die großen

Digitized by Google

Versäumnisse dreier Jahre seine Wirkung äußerst herabgemindert ist. Aber der Umschwung muß von oben her ausgehen:

Wenn die führenden Männer des deutschen Wirtschaftslebens, die Präsidenten der amtlichen Vertretungen von Gewerbe, Handel und Landwirtschaft, die Vorsitzenden der großen Fachverbände und Kartelle, die Leiter der ersten Banken und Industriewerke das Beispiel geben, dann kann seine Befolgung erreicht werden. Aber auch nur dann! Wenn diese Männer gemeinsam sich aller Bereicherung durch den Krieg entäußern, auf künftigen Kriegsgewinn verzichten, die von ihnen geleiteten Unternehmen so einstellen, daß die Kriegskonjunktur nicht mehr als eine angemessene Friedensdividende bringt; wenn sie ferner erklären, daß sie jede weitergehende Ausbeutung des Reiches und der Mitbürger in der Kriegsnot für unsittlich halten und mit Wucherern (auch unbestraften) keinen Verkehr mehr pflegen wollen — wenn das geschieht, dann ist auch im vierten Jahre noch ein Umschwung der Wirtschaftsmoral zu dem möglich, was im ersten Kriegsjahre nötig und nicht allzuschwer gewesen wäre.

Sicher eine starke Zumutung! Aber was bedeutet sie gegenüber der selbstverständlichen Pflicht aller, Leben und Gesundheit für das Vaterland hinzugeben! Ist das Vermögen und sein nicht einwandfrei erworbener Zuwachs wirklich immer noch so viel heiliger als der Mensch selbst? Sind alle großen Worte von Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit eben nur Worte, wenn es an den Geldbeutel geht? Oder wollen die führenden Männer nicht sehen, in welche Schwierigkeiten und Gefahren wir steuern? Aus ihnen gibt es nur zwei Auswege: von oben her, jetzt! oder von unten her, wenn die Millionen aus der Front zurückkehren und — hoffentlich — sich die empörenden Wirtschaftszustände der Heimat einfach nicht gefallen lassen.

Martin Wagner / Das Problem der Mietsteigerung

Siehe auch die Schrift des Verfassers: „Baukunst, Wohnungswirtschaft, Realkredit und Mieten in und nach dem Kriege" in Heft 84 der „Finanz- und Volkswirtschaftlichen Zeitfragen". Verlag F. Enke, Stuttgart 1917.

Die bedrängte Lage des Hausbesitzes kann niemand verkennen. Daß er Kriegslasten zu tragen hat, hat er mit anderen Gewerbeständen gemein; es ist nicht das Wesentliche seiner Bedrängnis. Wesentlicher für seine Notlage ist der Umstand, daß die Obdachspflicht gegenüber den Kriegsteilnehmern einem Gewerbestand zur Last fällt, der es seit Jahrzehnten verabsäumt hat, für die sieben schlechten Jahre Rücklagen zu machen. Zu dem kommt, daß wohl kein Gewerbestand in so großer Abhängigkeit von fremdem Leihkapital steht wie der Hausbesitz. Sein Eigenkapital steht zu dem gesamten Besitzwert nur zu oft in mißlichem Gegensatz. Die Ursachen des Notstandes im Hausbesitz sind demnach — das ist allgemein bekannt — nicht in den besonderen Verhältnissen der Kriegswirtschaft begründet; sie sind mannigfacher Art und können keinesfalls durch das Radikalmittel einer allgemeinen Mietsteigerung beseitigt werden.

Angesichts dieser Verhältnisse wird man sich wohl mit Recht die Frage vorlegen dürfen, ob eine allgemeine Mietsteigerung zurzeit berechtigt ist, und welche Gefahren sie in sich birgt. Gerechtfertigt ist eine Mietsteigerung, die den Hausbesitzern die Verteuerung des Beleihungskapitals, der Verwaltungskosten sowie den Anspruch auf eine bessere Verzinsung des Eigenkapitals ausgleichen hilft. Diese Auflast bewegt sich aber in Grenzen, die von interessierter Seite gerne zu hoch gesteckt werden. Die Verteuerung des Leihkapitals sowie des Eigenkapitals bedingt in den Fällen, in denen die Verteuerung überhaupt Platz greift und nicht durch Bundesratsverordnung und langfristige Verträge unterbunden ist, nur etwa 8—10 v. H. des Mietertrages. Da nun aber das erststellige Beleihungskapital gemeinhin auf 10 Jahre und das zweitstellige auf 5 Jahre begeben wird, so kommt eine Mietsteigerung aus diesem Grunde nur für ⅓ bis ¼ der Fälle in Betracht. Für den überwiegenden Rest der Grundstücke spielt nur die Verteuerung der Verwaltungskosten eine Rolle, die je nach dem Alter und der Ausstattung der Häuser verschieden hoch sein wird, aber mit etwa 5 v. H. des Mietertrages gut gedeckt ist, wenn man die gegenwärtigen ungewöhnlichen Preisverhältnisse im Baugewerbe nicht als zuverlässige und gerechtfertigte Grundlage für dauernde Mietsteigerungen ansieht. Dieser kurze Ueberblick über die tatsächliche Rechtfertigung einer Mietsteigerung zeigt, daß eine Schematisierung der Frage nicht angebracht ist. Die in Aussicht gestellte Regelung der Mietsteigerung von Fall zu Fall unter Mitwirkung der Mieteinigungsämter ist in der Tat der einzig gangbare Weg, beiden Parteien gerecht zu werden.

Trotz der stark individuellen Seite des Problems bleiben doch reichlich allgemeine Gefahrenpunkte übrig, die der Beachtung dringend zu empfehlen sind. Vor allem ist hervorzuheben, daß sich das deutsche Volk den Luxus der unbegrenzten Mietsteigerung nicht leisten kann. Ist es richtig, daß im städtischen Realkredit 40 Milliarden Mark innerhalb einer Verschuldungsgrenze von 75 v. H. tätig sind, dann würde eine Mietsteigerung von 30 v. H., wie sie vielseits verlangt wird, die städtischen Mieter mit einer jährlichen Mehrmiete von 1 bis 1½ Milliarden Mark belasten. Diese Mehrbelastung würde sich zudem überwiegend auf den „kleinen Mann" und auf die kinderreichen Familien legen. Da die Wohnung bislang der einzige Lebensbedarf war, der auf der vorkriegswirtschaftlichen Marklage stehengeblieben und im Preise nicht oder doch nicht wesentlich gestiegen ist, so wird der Mietpreis in den kommenden Ausgleich der verschiedensten Zweige großstädtischer Lebenshaltung entscheidend einzugreifen haben. Man wird weiter fragen, ob die öffentlichen Organe: Reich, Staat und Gemeinden untätig zusehen können, wie die Steuerkraft der Mieter um 1 bis 1½ Milliarden Mark geschwächt wird. An dem neuen Steuerbedarf des Reiches gemessen, der schon verschiedentlich auf 10 Milliarden Mark geschätzt worden ist, könnte die Einschränkung der Steuerleistung durch die unbegrenzte Mietsteigerung noch nicht einmal besonders bedrohlich erscheinen. Aber dieser Maßstab ist irreführend. Richtiger ist es, die 1½ Milliarden Mark an der Anstrengung zu bewerten, mit der einige hundert Millionen Mark neue Steuern von dem Volk aufgebracht werden.

Die unbegrenzte Mietsteigerung hat man ferner dadurch zu rechtfertigen versucht, daß die Neubautätigkeit bei den gestiegenen Lohn- und Materialpreisen ohne eine Mietsteigerung nicht neuzubeleben sei. Dieser Einwand ist zweifellos richtig; er hat aber ein Maß der Mietsteigerung zur Voraussetzung, das überhaupt nicht zur Diskussion stehen kann. Nach dem gegenwärtigen Marktstand im Baugewerbe besteht wenig Hoffnung, die Neubautätigkeit nach Friedensschluß selbst mit einer Mietsteigerung von 50 v. H. rentabel zu gestalten. Wie die Verhältnisse heute liegen, kann die Neubautätigkeit ohne ganz besondere Maßnahmen der öffentlichen Organe überhaupt nicht neubelebt werden. Keinesfalls wird es möglich sein, den Bau von Kleinwohnungen im freien Markt mit einer Mietsteigerung von 10—15 v. H. zu fördern. Will man die Mietsteigerung zur Förderung der Neubautätigkeit, dann müßte sie in der Tat schon unbegrenzt sein.

Die Erfahrungen der 70er Jahre haben gelehrt, daß die unbegrenzte Mietsteigerung zu einer Verschuldung des Grundbesitzes führt, die dem Kapitalmarkt verhängnisvoll werden muß. Die durch höhere Mieten gesteigerten Grundstückserträge verstärken die Neigung zum Umsatz älterer Miethausgrundstücke und bewirken, daß ihre Wertsteigerung durch unproduktive Verschuldungseintragungen realisiert wird. Durch diesen Prozeß wird der Neubautätigkeit auf Jahre hinaus das Beleihungskapital entzogen. In Berlin z. B. mußten in den Jahren 1871—73 zunächst 700 Millionen Mark völlig unproduktives Verschuldungskapital in den Boden rinnen, ehe eine Neubautätigkeit einsetzen konnte. Die Folge der unbegrenzten Mietsteigerung der 70er Jahre, die für die Zeit von 1870—75 auf 68 v. H. angegeben wird, war die bekannte Wohnungsnot. Wenn man bedenkt, daß eine Mietsteigerung von 1 Milliarde Mark einer Verschuldung des Grundbesitzes bis zum Betrage von 20 Milliarden Mark Raum bietet, dann möchte man doch annehmen, daß Reich, Staat und Gemein-

Digitized by Google

den das eigenste Interesse haben, einer derartigen Belastung des Kapitalmarktes einen Riegel vorzuschieben. Was verschlägt es, wenn die Reichsregierung zugunsten ihres Kapitalbedarfs die Erhöhung des Aktienkapitals der Aktiengesellschaften zu unterbinden versucht und der unproduktiven Verschuldung des ländlichen wie des städtischen Grundbesitzes breitesten Spielraum gewährt? Die Stärkung des städtischen Grundbesitzes ist mit einer unbegrenzten Verschuldung und einer unbegrenzten Mietsteigerung nicht zu erreichen. Hoffentlich weist die von Staatssekretär Dr. Helfferich in der Reichstagssitzung vom 9. Juli in Aussicht gestellte Bundesratsverordnung einen Weg, der den Interessen der Allgemeinheit, der Mieter wie der Vermieter in gleichem Maße gerecht wird.

Soziale Bewegung

Sozialpolitische Hoffnungen auf 1918. Das verflossene Jahr hat wenige und nicht sehr ansehnliche Früchte am Baume der Sozialpolitik reifen lassen. Die Gärtner haben ihn wohl zu wenig pflegen können. Staatssekretär Helfferich gilt heute noch bei der Arbeiterschaft mehr als ein Verhinderer, denn ein Förderer der Sozialpolitik. Auf Staatssekretär Schwander richteten sich dann große Hoffnungen, aber er trat zu bald wegen bürokratischer Hindernisse, auf die er allzuhäufig stieß, zurück. Auch der plötzliche Rücktritt General Groeners von der Leitung des Kriegsamts hat in der Arbeiterschaft Enttäuschungen und Befürchtungen geweckt. Allein, wenn auch die Nachfolger in den genannten Reichsstellen noch keine Gelegenheit gehabt haben, sich starkes Vertrauen auf ihr sozialpolitisches Wollen und Können zu sammeln — Frhr. v. Stein, Unterstaatssekretär Göppert, General v. Scheuch haben auch noch keinen Anlaß zu begründetem Mißtrauen gegeben —, so bleibt doch ein anderer fester Hoffnungsanker: eine starke Reichstagsmehrheit verlangt programmatisch Fortführung der Sozialpolitik, der neue Reichskanzler will sich freudig in den Dienst dieses Verlangens stellen, und die Reichsregierung kündigt bereits zwei wichtige Gesetzentwürfe für die bevorstehende erste Session des neuen Jahres an: ein Arbeitskammergesetz und die Beseitigung des § 153 der Gewerbeordnung. Das wird die sozialpolitischen Kräfte wiederaufleben und sich froh im neuen Jahr betätigen lassen. Mögen sich die ernsten, sozialpolitischen Hoffnungen, die jetzt für 1918 gehegt werden, voll erfüllen!

Straffälle wegen § 153 der Gewerbeordnung, der nach Ankündigung des Reichskanzlers und nach dem Willen der Mehrheitsparteien demnächst beseitigt werden soll. Nach Ausweis der im Kaiserlichen Statistischen Amte bearbeiteten Kriminalstatistik für das Deutsche Reich ist „wegen Beeinträchtigung der Koalitionsfreiheit gewerblicher Arbeiter" in den zehn Jahren von 1903 bis 1912 (neuere Angaben liegen bisher nicht vor) insgesamt gegen 10 536 Personen Anklage erhoben worden. Von diesen wurden 6373 verurteilt, 4163 Personen freigesprochen. An Strafen wurden verhängt: Zuchthaus (Zusatzstrafe) gegen 1 Person, Gefängnis von 3 Monaten gegen 29 Personen = 0,46 v. H. aller Verurteilten, Gefängnis von 1 bis unter 3 Monaten 372 Personen = 5,8 v. H. aller Verurteilten, Gefängnis von 8 bis unter 30 Tagen 1397 Personen = 23,6 v. H. aller Verurteilten, Gefängnis von 4 bis unter 8 Tagen 1962 Personen = 32,3 v. H. aller Verurteilten, Gefängnis von weniger als 4 Tagen 2539 Personen = 40,0 v. H. aller Verurteilten. Mit Geldstrafe wurden bestraft 40, mit Haft 1 und mit Verweis 32 Personen. Auf den Durchschnitt dieser zehn Jahre entfallen somit 637 verurteilte Personen, eine Zahl, die nur im Jahre 1906 mit 1096 und im Jahre 1912 mit 934 Verurteilten erheblich übertroffen wurde. Ihre richtige Bewertung finden diese Zahlen indes erst, wenn man sie in Beziehung setzt einmal zu den Zahlen der Personen überhaupt, die in diesen Jahren in den von Streiks betroffenen Betrieben beschäftigt waren, sodann zu den Zahlen der in diesen Betrieben ausständig gewesenen Personen. Die Statistik der Streikfälle des Kaiserlichen Statistischen Amts verzeichnet für das Jahr 1916 686 539 in vom Streik betroffenen Betrieben beschäftigte Personen, von denen ausständig waren 272 218; für das Jahr 1912 887 041 Beschäftigte, von denen streikten 406 314. Es wurden mithin im Jahre 1906 von 1000 in Streikbetrieben Beschäftigten 1,6 und von den Streikenden der gleichen Betriebe 4,03 wegen Vergehen gegen § 153 der Gewerbeordnung verurteilt. Für 1912 sind die entsprechenden Verhältniszahlen 1,1 und 2,3 Personen. Die Geringfügigkeit aller dieser Zahlen bedarf keiner besonderen Betonung. Auffällig ist die hohe Zahl der Freisprechungen mit 39,5 1903 bis 1912, aber gerade deshalb beweisen diese Zahlen, daß die Beseitigung des § 153 eine Notwendigkeit ist.

Giesberts im Reichswirtschaftsamt. Der Abg. Giesberts tritt der „Soz. Praxis" zufolge zwar nicht als Beamter (Ministerialdirektor), aber doch mit bestimmten Rechten und Pflichten dem Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts zur Seite, um seine reichen Erfahrungen, seine Kenntnis der sozialpolitischen Verhältnisse und Forderungen und seine Verbindung sowohl mit zwei Parlamenten wie auch mit der Arbeiterschaft nutzbringend geltend zu machen. Herr Giesberts wird seine Mandate im Reichstag und im Abgeordnetenhaus beibehalten. Damit kommt an leitender Regierungsstelle ein Mann zur Geltung und Wirkung, der sich in der gesamten Arbeiterschaft, nicht minder aber auch in allen sozialpolitischen Kreisen hoher Achtung und vollen Vertrauens erfreut. Selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen, ist er durch unermüdlichen Fleiß und große Begabung zu einer allseitig hochangesehenen Stellung emporgestiegen.

Praktische Wohnungsreform. Die Gefahr der Kleinwohnungsnot nach dem Kriege wird jetzt auch von der Regierung anerkannt. Ein gemeinsamer Erlaß der preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten und des Innern an die Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten beginnt mit der Feststellung, daß nach dem Ergebnis der statistischen Ermittlungen und den Feststellungen, welche in einzelnen größeren Stadtgemeinden und Industriegegenden getroffen sind, die Befürchtung eines bedenklichen Mangels an mittleren, besonders aber kleinen Wohnungen bei Friedensschluß nicht mehr von der Hand gewiesen werden kann. Der Erlaß regt zunächst Erhebungen an über die Zahl der leerstehenden Wohnungen der im Feld befindlichen Haushaltsvorstände, der geschlossenen Kriegsheiraten, der zu erwartenden Neugründungen von Haushaltungen, über den Abgang an Verheirateten wie Ledigen durch Tod im Kriege usw. Er empfiehlt dann weiter, das Augenmerk in erster Linie auf die Verlegung größerer Wohnungen zu richten. Der Erlaß meint, daß hier Verhandlungen mit den Hausbesitzern zum Ziele führen werden wegen der Steigerung der Rente, die durch Vermietung größerer Wohnungen als Kleinwohnungen zu erzielen ist. Wie groß der Notstand ist, den die Behörden erwarten, geht daraus hervor, daß zur Erwägung gestellt wird, vorübergehend auch Dach- und Kellerwohnungen wieder zuzulassen. Weiterhin empfiehlt der Erlaß, öffentliche Gebäude, Schulen für die Aufnahme von Familien sowie Turnhallen und Lagerräume für die Aufnahme von Ledigen auszuwählen. Mittel und Wege zur Beförderung des Neubaues von Kleinwohnungen zeigt ein Aufsatz in der „Nordd. Allg. Ztg.", der augenscheinlich amtlichen Ursprungs ist. Hier wird den Gemeinden empfohlen, „einem sofortigen Einsetzen der Bautätigkeit nach Friedensschluß durch Fertigstellung beabsichtigter Bebauungspläne und Durchführung der Verfahren noch während des Krieges die Wege zu ebnen. Die Gemeinden müssen ferner zweckmäßig die für die Durchführung der oben erwähnten baulichen Maßnahmen als auch für die Bautätigkeit in der ersten Zeit erforderlichen Baustoffe überschläglich zu ermitteln suchen und mit den Kriegsamtsstellen wegen Zuweisung dieser Baustoffe nach Kriegsende sich schon jetzt ins Benehmen setzen. Schließlich wird rechtzeitig ein genauer Wohnungsnachweis einzurichten sein, der spätestens bei Rückkehr der ersten Krieger in Wirksamkeit treten, mit An- und Abmeldezwang versehen sein und so stets einen Ueberblick über die Zahl der Wohnungen jeder Art gestatten müßte, gegebenenfalls auch mehrere benachbarte Gemeinden umfassen könnte.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

10. Januar 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 2

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Brest-Litowsk. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Die Berner Friedenskonferenz. — **Regierungsrat Dr. Leo Lippmann:** Wilson gegen Wilson. — **Walther Heymann †:** Im Geiste Yorks. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 30. Dezember.

Der letzte Sonntag des ablaufenden Jahres ist einem Rückblick gewidmet. Bei Beginn des Jahres 1917 war die alles beherrschende Frage, ob Deutschland in den verstärkten U-Boot-Krieg eintreten sollte oder nicht. Fast niemals vorher ist eine militärisch-politische Angelegenheit mit so viel Energie in unserem Volke durchkämpft worden. Es entstanden durch diesen Kampf Anfänge neuer Parteigruppierungen, ein Zusammenschluß der rechts stehenden Parteien unter dem Namen Vaterlands-Partei und ein Zusammenschluß des Zentrums, der Fortschrittlichen Volkspartei und der Sozialdemokratie als Reichstagsmehrheit. Diese Neugruppierung gewann in der Mitte des Jahres an Bedeutsamkeit durch die Erörterungen über die notwendige Methode des Friedensschlusses. Die vielumstrittene Reichstagsresolution vom 19. Juli ist für die Zusammensetzung der Kräfte in Deutschland ein kritischer Tag erster Ordnung gewesen. Es begannen von da innerpolitische Entwicklungen in der Richtung des parlamentarischen Systems, und der Eintritt der Mehrheit der sozialdemokratischen Abgeordneten in die Mitverantwortlichkeit für die politische Führung wurde zur Tatsache. Damit änderte sich auch einigermaßen das Gesicht Deutschlands gegenüber dem kämpfenden und neutralen Auslande, denn von jetzt an kann nicht mehr behauptet werden, daß ein merkbarer Unterschied zwischen der Politik der kaiserlichen Regierung und der Volksvertretung bestehe. Deutschland kann mit getrostem Sinn gegenüber den Staaten älterer demokratischer Entwicklung sich als neu beginnenden Volksstaat in die Reihe der übrigen einstellen, und es ist gegenüber allen ihre Freiheit suchenden benachbarten Kleinvölkern zu einer ehrlichen Freundschaft gelangt. Indem wir den einseitigen Eroberungsgeist bei uns selbst überwunden haben, haben wir ihn gleichzeitig in der übrigen uns feindlichen Welt geschwächt und sind am Jahresschlusse in der Lage, mit den Vertretern der russischen Revolution in bis jetzt erfolgreiche Unterhandlungen einzutreten. Während aber auf der einen Seite durch die Umänderung der inneren Politik diese politischen Möglichkeiten sich eröffneten, vermehrte sich andererseits durch den verstärkten U-Boot-Krieg die Zahl unserer Feinde, indem die Vereinigten Staaten von Nordamerika und andere überseeische Nationen sich der Schar unserer Gegner anschlossen. Die Tapferkeit unserer U-Boote hat eine so große Zahl von Versenkungen erreicht, daß ihre im Anfang des Jahres gemachten Versprechungen als reichlich erfüllt anzusehen sind. Nicht ganz erfüllt sind die Erwartungen, die auf die volkswirtschaftlichen Wirkungen der Versenkungen gerichtet wurden. Nachdem wir nun aber inmitten dieses europäisch-überseeischen Krieges stehen, bleibt nach einmütiger Meinung nichts anderes übrig, als mit fester Zähigkeit den Krieg so lange fortzusetzen, wie es die Gegner im Westen für nötig halten, die Welt zu weiterem Blutvergießen zu zwingen. Sollten sie zur Jahreswende den Anschluß an die Friedensbesprechungen von Brest-Litowsk finden wollen, so würde das das beste Geschenk an die Menschheit sein; noch aber beginnt dieses Licht nicht zu leuchten.

Montag, 31. Dezember.

Bei der Länge des Krieges erleben wir eine Verschiebung fast aller führenden Persönlichkeiten. Insbesondere erscheint es Pflicht, beim Abschluß des Jahres 1917 des deutschen Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg und des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza zu gedenken. Die volle Würdigung dieser zwei hervorragenden Staatsmänner wird erst nach Abschluß des Krieges möglich sein, wenn die Akten sich öffnen. Inzwischen aber bewahren wir ihnen Dankbarkeit, weil sie der Ausdruck ihrer Nationen in den ersten entscheidenden Kriegszeiten gewesen sind. Mit dem Ausscheiden des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg vollzogen sich weitere Personalveränderungen, indem die Leitung des Auswärtigen Amtes aus den Händen von Staatssekretär Zimmermann in die des Herrn v. Kühlmann überging und der Vizekanzler Helfferich seinen Platz an unseren Freund v. Payer übergab. Diesem letzteren wünschen wir baldige vollkommene Gesundung. Der neue Reichskanzler Graf Hertling hat vor Mitwelt und Nachwelt die gewaltige Verantwortung für den deutschen Anteil an dem Frieden, den wir suchen. Er besitzt das Vertrauen der Krone und die Zustimmung der Mehrheit der Volksvertretung. Der letzte Gedanke des alten Jahres aber gehört den kämpfenden Truppen zu Lande, zu Wasser und in der Luft, gehört den Gestorbenen, den Verwundeten und den Lebenden, und ein tiefernster Neujahrswunsch sammelt sich aus dem ganzen Vaterlande beim Hauptquartier, wo Hindenburg und Ludendorff mit erprobter Kunst die große Wacht halten.

Dienstag, 1. Januar.

Das neue Jahr hat begonnen. Möge es das letzte Kriegsjahr sein! In Petersburg hat es einen Volksumzug gegeben zugunsten der den Frieden bringenden Bolschewiki-Regierung. Noch aber dürfen die Schwierigkeiten des Abschlusses eines Präliminarfriedens nicht unterschätzt werden, da in Rußland unübersehbare Kräfte gegeneinander wirken. Staatssekretär von Kühlmann ist in Berlin eingetroffen, um mit Kaiser, Regierung und Reichstagsausschuß über den Gang der Verhandlungen zu sprechen. Ein Hauptproblem ist die nähere Auslegung des Rechtes der Selbstbestimmung der Zwischenvölker. Es ist nicht zu verkennen, daß in Deutschland eine einheitliche Meinung über die künftige geschichtliche Stellung Polens noch nicht vorhanden ist; aber die Fragen beginnen sich zu klären.

Die französischen Sozialisten haben beim Ministerpräsidenten Clemenceau beantragt, daß er einer Abordnung von ihnen freie Pässe nach Petersburg besorgen solle, damit sie die russischen Sozialisten von einem vorzeitigen Sonderfrieden abhalten. Clemenceau aber hat dieses Gesuch abgelehnt, weil er offenbar befürchtet, daß der demokratische Friedensgeist leichter

Digitized by Google

von Petersburg nach Paris überspringen könne, als umgekehrt der französische Kriegsgeist nach Rußland. In allen Ländern wirkt der russische Vorgang.

Man hört, daß die Saloniki-Armee nun wirklich abberufen werden soll. General Sarrail habe deshalb seinen Posten verlassen, damit man ihm nach ehrenhafter Standhaftigkeit den Rückzug nicht selbst zumuten müsse. Hinzugefügt wird, daß der Rückzug über Valona bewerkstelligt werden solle. Das aber kann sicher nur einen Teil der Saloniki-Armee treffen.

Südwestlich von Cambrai haben deutsche Truppen gute Teilerfolge in englischen Gräben erreicht.

Mittwoch, 2. Januar.

Zur Regelung der künftigen Schiffahrtsverhältnisse sind mitteleuropäisch-russische Kommissionen sowohl für die Ostsee wie für das Schwarze Meer gebildet worden. Von deutscher Seite hat die Leitung der Ostsee-Kommission Konteradmiral Freiherr v. Dalwigk und der Schwarzen-Meer-Kommission Vizeadmiral Hopman. Für eine Kommission, die die Fragen des Eismeeres und der Murmanküste zu behandeln hat, ist von deutscher Seite Konteradmiral Freiherr v. Keyserlingk nach Petersburg entsendet worden.

Lloyd George hat einer Abordnung der englischen Arbeiterpartei und des Gewerkschaftskongresses gegenüber mitgeteilt, daß die verbündeten Regierungen wahrscheinlich auf die von Brest-Litowsk ausgehenden Fragen irgendeine gemeinsame Antwort geben würden. Eine besondere Besprechung der führenden Staatsmänner in Paris ist augenblicklich nicht beabsichtigt.

Nach Meldung russischer Blätter sind in Wladiwostok zwei neue Regimenter japanischer Truppen ans Land gesetzt worden. Die Truppenlandung erfolgte im Einverständnis mit der amerikanischen Regierung, die gleichfalls zum Schutz der amerikanischen Staatsangehörigen eine Truppenabteilung nach Wladiwostok abgesendet haben soll.

Lebhafte Kämpfe am Monte Tomba und auf der Hochfläche von Asiago.

Donnerstag, 3. Januar.

Nachdem die mitteleuropäischen Regierungen sich entschlossen haben, mit der russischen Bolschewiki-Regierung über den Frieden zu verhandeln, ist begreiflicherweise in Deutschland ein lebhaftes Interesse daran, wie diese sozialrevolutionäre Regierung beschaffen ist. Allerlei kleine Berichte und Anekdoten aus Brest-Litowsk machen die Runde. Die russischen Funksprüche, soweit sie aus neutralen Blättern bekannt werden, zeigen eine gärende Glut. Sicherlich hat man es bei der Regierung Lenin—Trotzki nicht mit Interessenvertretern zu tun, die man durch einige greifbare Konzessionen zu befriedigen vermag. Es sind prinzipielle Radikalisten, die schon alle irgendwie dem Tode ins Auge gesehen haben, von denen einige die sibirische Gefangenschaft durchmachten, und die nun in schnellem Umschwung der Dinge aus der grundsätzlichsten Opposition zur Führung der Macht emporgehoben wurden. Daß sie diese Macht nicht ohne Rücksichtslosigkeiten und diktatorische Gewaltakte in den Händen behalten können, ergibt sich von selbst. Ihre Hauptgedanken sind der kommunistische Besitz aller wertvollen Güter im Innern des Staatsgebildes und die unbedingte Selbständigkeit der Nationalitäten auf Grund weitgehendster Wahlrechte. Inwieweit diese zweite Formel als Generallösung der Kriegs- und Friedensschwierigkeiten anzusehen ist, wird gerade jetzt verhandelt. Das, was die mitteleuropäischen Unterhändler in Brest-Litowsk zu geben haben, ist eine Anwendung des Grundsatzes der Selbstbestimmung auf die bisher von uns okkupierten Länder im Osten. Dabei darf nicht verkannt werden, daß mit Selbstbestimmung allein die Landesgrenzen nicht hergestellt werden können. Wie soll beispielsweise die Zugehörigkeit Wilnas zu Polen oder Litauen nach der Methode der Bolschewiki geklärt werden, da das Urteil verschieden ausfallen wird, je nachdem man die Abstimmungsbezirke zusammenlegt? Eine interessante Einführung in den Geist der Bolschewiki bietet das vor einigen Jahren in dem sozialdemokratischen Verlag Kaden u. Co., Dresden, in deutscher Uebersetzung erschienene Buch von Trotzki „Rußland in der Revolution". Gemeint ist dabei die Revolution des Jahres 1905, an der der jetzige russische Minister des Auswärtigen einen hervorragenden Anteil genommen hat. Auch die in diesem Buch enthaltenen Photographien und Zeichnungen sind außerordentlich geeignet, uns in die Welt zu versetzen, mit der unsere Staatsmänner gegenwärtig zu verhandeln haben.

Freitag, 4. Januar.

Seit gestern tagt der Hauptausschuß des deutschen Reichstages. Heute früh macht Reichskanzler Graf Hertling eine aufsehenerregende Mitteilung: Die Verhandlungen in Brest-Litowsk sind zur Stunde unterbrochen, weil die Russen eine Verlegung des Verhandlungsortes nach Stockholm fordern und weil die russische Regierung auf wichtige Punkte der deutschen Vorschläge nicht eingeht. Es handelt sich um die in Aussicht zu nehmende Räumung der okkupierten Gebiete und die Vornahme der Volksabstimmungen. In der russischen Presse werde uns vorgeworfen, daß wir uns in illoyaler Weise unserer Zusage, betreffend das Selbstbestimmungsrecht der Völker, entziehen wollen. Der Reichskanzler sagt: Ich muß diese Insinuation zurückweisen. Unsere Stellungnahme ist lediglich durch praktische Erwägungen bestimmt. Wir können getrost abwarten, wie dieser Zwischenfall weiter verlaufen wird und stützen uns auf unsere Machtstellung, unsere loyale Gesinnung und auf unser gutes Recht. Nach dieser Erklärung vertagt sich der Hauptausschuß, weil die Parteien das Bedürfnis haben, über den Zwischenfall und seine etwaigen Folgen gesondert zu beraten. Bis heute ist die russische Delegation in Brest-Litowsk nicht eingetroffen, dafür aber erscheint eine Abordnung aus der Ukraine, die mit Friedensvollmachten versehen sein soll. Die Parteien der Mehrheit erwarten vom Reichskanzler, daß er sich auf den von ihm verkündigten Standpunkt auch weiterhin stellt und das Selbstbestimmungsrecht der Zwischenvölker nicht nur zum Schein, sondern in der Wirklichkeit anerkennen wird.

Sonnabend, 5. Januar.

Das Wesentlichste am heutigen Tag ist die Nachricht, daß die russischen Friedensdelegierten auf der Reise nach Brest-Litowsk sind und daß Trotzki sie begleitet. Es wäre schon von Anfang an die Anwesenheit des verantwortlichen russischen Staatsmannes dringend erwünscht gewesen. Man schließt aus dem Kommen Trotzkis, daß die russische Regierung zu einem Frieden mit den Mittelmächten gelangen möchte.

Von der Vaterlandspartei und ihren Organen wird lebhaft gegen die Person des Staatssekretärs v. Kühlmann agitiert, als ob er wesentliche deutsche Rechte oder Ansprüche preiszugeben bereit sei. Ob es richtig ist, während so schwieriger Verhandlungen den obersten Verhandlungsleiter anzugreifen, darf wohl überlegt werden. Durch das von den Russen geforderte System der öffentlichen Friedensverhandlungen ist die Stellung der verantwortlichen Leiter sowieso nicht erleichtert worden. Es gibt beim Friedensschlusse Pflichten der Zurückhaltung, ebenso wie es sie bei der Besprechung der Kriegsereignisse gegeben hat.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Freitag, 28. Dezember.

Das Kriegsernährungsamt nimmt systematisch den Abbau der Kriegsgesellschaften vor, die man zuerst allzu freigebig für jede Ware gesondert eingerichtet hatte: z. B. für Sauerkraut, für Mainobstankauf u. a.

Der Berliner Arbeitsmarkt zeigt ein Nachlassen der Nachfrage nach Arbeitskräften, wenigstens nach ungelernten. Zahlenmäßig: auf 100 offene Stellen kamen im November 99 Männer und 135 Frauen. Die Monatsübersicht der Berliner Arbeitsnachweise vom November enthält auch eine Lohnliste mit folgenden Angaben: Von den Lauf- und Arbeitsburschen erhielten die Mehrzahl, nämlich 135, einen Wochenlohn von 40—45 M., 94 von 33—36 M., 96 von 27—30, 58 von 24—27, 50 von 21—24, 53 noch weniger; von den Arbeitern erhielten 277 40—45 M., 208 55—60 M., 64 45—50 M., 28 über 75 M. Von den Frauen er-

hielten die Mehrzahl, nämlich 37 v. H., zwischen 28 und 30 M. Wochenlohn, darunter blieben im November 6,9 v. H. im Oktober 20,2 v. H., darüber hatten im November 56,1 v. H., im Oktober gleichfalls 56,1 v. H. Die höchste Lohnstufe, nämlich 40 M. und mehr, hatten im Oktober 20,4 v. H., im November nur 17,4 v. H. der vermittelten Frauen.

Sonnabend, 29. Dezember.

Eine Wahlreform in Braunschweig steht bevor, die für die Hälfte des Landtages Wahlen nach dem allgemeinen, geheimen und gleichen Wahlrecht, für die andere berufsständische Vertretung vorsehen soll.

Die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin haben (wie vor ihnen andere Vertretungen des Handelsstandes) um Beseitigung des durch die Wuchergesetzgebung geschaffenen Rechtszustandes gebeten, der es dem reellen Handel insbesondere unmöglich machen werde, die Wiederanknüpfung der wirtschaftlichen Beziehungen zu Rußland für die deutsche Volkswirtschaft auszunutzen. — Wenn man die von der volkswirtschaftlichen Abteilung des Kriegsernährungsamtes herausgegebenen Mitteilungen für die Preisprüfungsstellen durchliest, wird einem die ganze Unvereinbarkeit der Kriegswuchergesetzgebung mit der inneren Organisation, den treibenden Kräften des Handels sehr deutlich. Die Gutachten, gerichtlichen Urteile und die Richtlinien, die den Preisprüfungsstellen gegeben werden, winden sich durch feinste und schwierigste Unterscheidungen zwischen Erlaubtem und Verbotenem so mühsam und haarspalterisch hindurch, daß man von den Schwierigkeiten der Gesetzeshandhabung auf der einen Seite und der Unsicherheit der Rechtslage des Kaufmannes auf der anderen einen peinlichen Eindruck bekommt. Schon die Inhaltsübersicht der Mitteilungen von der Rechtsprechung über unverschuldete oder fahrlässig verschuldete Rechtsirrtümer über kriegswirtschaftliche Bestimmungen, über die Frage, ob bei Erzielung billigen Einkaufspreises durch besondere Findigkeit des Händlers diesem ein höherer Unternehmergewinn zugestanden werden muß, oder ob der detaillierende Großhändler den Kleinverkaufspreis nehmen darf, oder ob Wiederaufkauf aus dem Kleinhandel eine „unlautere Machenschaft" sei, — zeigt die Unmöglichkeit klarer Lösungen angesichts einer unübersehbaren Mannigfaltigkeit von Einzelfällen.

Sonntag, 30. Dezember.

Der Reichskommissar für die Kohlenverteilung setzt den Verbrauch von elektrischer Arbeit auf 80 v. H. des Verbrauchs von 1916 herab. Auch die kriegsnotwendigen Betriebe sind davon betroffen, jedoch nicht die Kleinverbraucher, die unter 250 Kilowattstunden im Jahr bleiben. Die Kommunen können aber auch den Kleinverbrauch herabsetzen oder mit Zustimmung des Reichskommissars auch erhöhen. Daß jeder so wenig wie möglich verbraucht, wird natürlich erwartet. Aus vielen Berichten über die Lichtschwierigkeiten in Plätzen ohne Elektrizität oder in Häusern ohne elektrische Anlage kann man ohnedies unermeßlichen Anlaß zur Dankbarkeit dafür schöpfen, daß man abends unbegrenzt mit voller Beleuchtung arbeiten kann. — Nachklang aus einem Gespräch: in unserer aller Seelen kämpfen jetzt zwei Betrachtungsweisen der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk: sollen wir sie als Austrag nach dem alten Prinzip von Macht und Machtgeltung bewerten, oder dürfen wir es wagen, in ihnen den Beginn eines ganz Neuen nicht nur zu sehen, sondern auch wirklich zu erfassen? Müssen wir im eignen Interesse alles, was von einer neuen Basis des Völkerverkehrs nach diesen furchtbaren und sinnlosen Opfern gesagt wird, als Phrase betrachten, oder ist es schon fester Boden, dem das Schicksal unseres Vaterlandes anvertraut werden kann? Eine Strecke weit können die Entscheidungen nach dem einen oder dem anderen Prinzip zusammenfallen, aber wo sie sich trennen, liegt die große Schicksalsfrage an die Zukunft.

Montag, 31. Dezember.

Und mit dieser Frage geht das Jahr zu Ende. Hier draußen ganz stumm. Kein Laut aus der Stadt klingt herüber unter dem klaren kalten Winterhimmel mit spätem Mondschein. Stärker als sonst hat man das Gefühl, daß das Geschehene unbewältigt und undurchdrungen, in Sinn und Richtung noch nicht zum Besitz geworden, hinter uns liegt, daß es größer, klarer, verständlicher werden wird, je mehr wir seine Nachwirkungen an uns erfahren. Aber als Stimmungsniederschlag, als seelische Temperatur fühlen wir doch als Ergebnis dieses Jahres ein aufatmendes Hinausschauen auf eine kommende Zeit des Schaffens — wenn auch niemand glaubt, daß die Kämpfe vorüber sind.

Dienstag, 1. Januar.

Der Jahresbericht der Hamburger Handelskammer ist kein solcher im eigentlichen Sinne, weil die Zeit noch nicht gekommen ist, um die Rückwirkungen des Krieges auf das Wirtschaftsleben in Hamburg zusammenfassend darzustellen. Er gibt aber Rechenschaft von den Wünschen, die die Handelskammer im letzten Jahr im Interesse der gegenwärtigen und kommenden Aufgaben des Handels vertreten hat. Diese Forderungen betreffen vor allem die Wiederherstellung der Freiheit für den Handel, und zwar 1. die Wiederaufhebung der Devisenordnung, durch welche der Zahlungs- und Kreditverkehr in weitestem Umfang unter die Kontrolle der Regierung gestellt ist, und die Wiedereinführung voller Zahlungsfreiheit dem Auslande gegenüber; 2. Wiedereinsetzung des Handels bei der kriegswirtschaftlichen und übergangswirtschaftlichen Organisation im Innern. Man erfährt aus dem Bericht, daß neuerdings der Verteilung von Valuta und Tonnage nicht mehr die Wichtigkeit für die Uebergangswirtschaft beigelegt wird wie ehemals, statt dessen Einfuhrbeschränkung und Verbrauchsrationierung als Mittel der Valutagesundung in den Vordergrund treten. Zugleich Wunsch der Handelskammer wie Absicht der Regierung scheint es zu sein, daß Wirtschaftsstellen als Selbstverwaltungsorgane des Handels an den Haupteinfuhrplätzen geschaffen werden, die in Verbindung mit daselbst stationierten Vertretern der Reichsbehörden eine rasche Entfaltung des Ueberseegeschäfts ermöglichen.

Als weitere Mittel zur Hebung des Außenhandels sind einerseits Einrichtungen zur Beleihung deutscher Forderungen an feindliche Ausländer, anderseits Regulierungsanleihen der Länder untereinander empfohlen, durch welche solchen Schuldnern, deren Verbindlichkeiten auf Länder mit höherer Währung lauten, Devisen zur Verfügung gestellt werden können.

Man sieht in die Zeilen dieses Berichts wie durch ein Tor auf ein weites schwieriges Gebiet neuer Anfänge.

Mittwoch, 2. Januar.

Der Neujahrserlaß des Kaisers an Heer und Flotte spricht wieder nur von „neuen Taten und neuen Siegen", denen wir „mit stählernem Willen" entgegensehen — und wo man auch Gelegenheit zu Stichproben der allgemeinen Stimmung hat, stößt man auf die gleiche fast gelassene Ueberzeugung, daß es noch nicht so bald zu Ende sein wird.

Die Organisationen der Landwirtschaft richten an die deutschen Landwirte wieder einen vaterländischen Neujahrsappell, der sie zur restlosen Ablieferung der Nahrungsmittel an die Verteilungsstellen auffordert — eine Mahnung, die man leider nur mit steigender Skepsis lesen kann. Wirksamer sind sicher die von den militärischen Befehlsstellen veranstalteten Bauernreisen in die Rüstungsindustrie, auf denen die Bauern eigne Eindrücke von der Schwere der Industriearbeit gewinnen können.

Die deutsche Valuta hat sich an den neutralen Märkten so erheblich gebessert, daß bei den deutschen Warenlieferungen an das Ausland schon sehr namhafte Preisunterschiede eingetreten sind.

Donnerstag, 3. Januar.

Diese ersten Tage des neuen Jahres sind ganz erfüllt von der Spannung des Ausganges in Brest-Litowsk und der Entscheidung der Entente. Man kann wenig anderes denken als: wie wird es weitergehen?

Der Horizont unserer Winternöte lichtet sich etwas durch die Zusicherung einer weiteren Kokslieferung; d. h. wir bekommen nun statt 50 % des vorjährigen Verbrauchs 75 %. Wer bis jetzt bis zu frostiger Entbehrung gespart hatte, kann es sich nun etwas behaglicher machen.

Digitized by Google

Man staunt immer wieder über die Anpassungsfähigkeit der Menschen. Zwei Gemüsefrauen, klatschnaß vom Transport ihrer Handwagen durch den Schnee, rühmen den Segen der Holzschuhe, die warm und trocken sind, bloß ein bißchen zu glatt, aber man gewöhne sich ganz daran.

Es kommt einem überhaupt alles, was man in diesem Winter in Ernährung und sonstigem Lebensbedarf zu entbehren hat, leichter vor als im vorigen. Die schlimmere Zeit kommt freilich noch; aber doch läßt sich alles nicht so schwer an. Macht es die bessere innere Gefaßtheit und äußere Vorbereitung? Machen es nur die Kartoffeln? Macht es die Friedenshoffnung oder die Gewöhnung?

Freitag, 4. Januar.

Auf den Glückwunsch des Reichstagspräsidenten hat der Kaiser die Hoffnung ausgesprochen, daß „das deutsche Volk auch im neuen Jahr den unerschütterlichen Willen, einen die Zukunft und die Wohlfahrt des Reiches sicherstellenden Frieden zu erkämpfen, kraftvoll betätigen werde".

Der Papst hat in einer Weihnachtsansprache seine Befriedigung über die Eroberung Jerusalems ausgesprochen; der „Bayrische Kurier" veröffentlicht den wörtlichen Text dieses Teils der Ansprache: „Menschlicher Ratschluß und göttlicher Plan gingen Hand in Hand. Während jener das Land unterjochte, hat dieser den Jahrhunderte alten Wunsch der Väter erfüllt, indem er dem christlichen Glauben die heiligen Stätten und ehrwürdigen Schollen wiedergab, wo jenes Blut vergossen wurde, durch das wir erlöst sind. Jerusalem, du himmlische Stadt und selige Offenbarung des Friedens, bringe Gott den Hymnus des Jubels, der Dankbarkeit und Liebe dar." — Es wird für die deutschen Katholiken nicht ganz leicht sein, den „menschlichen Ratschluß, der das Land unterjochte" und den „göttlichen Plan", der dadurch verwirklicht wurde, gefühlsmäßig so zu scheiden, daß sie das erste beklagen und das zweite bejubeln können!

Wilhelm Heile / Brest-Litowsk

Es gibt für einen, der im Kampfe steht, keine gefährlichere Torheit als die Unterschätzung der Kraft des Gegners. Und für den Unterhändler gibt es keinen größeren Fehler als den, seinen Gegenspieler für dumm zu halten. So wenig wie der Maulheld den Feind mit seinen großen Worten besiegt, so wenig ist es der Ueberkluge, der Schlauberger, dem man Verhandlungen gern und getrost anvertrauen möchte. Wenn die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk zu einem guten Ende führen sollen, so müssen unsere Vertreter sich wappnen mit allen Tugenden, die wir durch die Ueberlieferung der Jahrhunderte für eigentlich und besonders deutsche Tugenden zu halten gewohnt sind: Geradheit und Ehrlichkeit in Verbindung mit Klugheit, selbstbewußtes Kraftgefühl bei gerechter Würdigung für die Notwendigkeiten des anderen. Nicht Metternich, sondern Bismarck verkörpert uns das Ideal, das wir unseren Unterhändlern zur Nacheiferung empfehlen.

Wir hatten die Weihnachtsbotschaft von Brest-Litowsk gehört, und der Friede im Osten schien nahe herbeigekommen. Dann aber kam die überraschende Kunde, daß die Vertreter Rußlands zur Fortsetzung der Verhandlungen nicht erschienen waren. Sie sind nun nach kurzem Hin und Her, mit Trotzki selbst an der Spitze, doch gekommen. Und die Schlußfolgerung, Deutschland brauche nur drohend ans Schwert zu schlagen, um jetzt bei den Russen alles durchsetzen zu können, ist daraufhin natürlich nicht ausgeblieben.

Es ist kein Zweifel: die Russen haben mit ihren inneren Nöten überreichlich zu tun, und die russische Gefahr ist aus ihrer einst furchtbaren Größe zu einem Bruchteil von nicht mehr bedrohlichem Umfang zusammengeschmolzen. Die Russen waren es denn auch, die den ersten Schritt auf dem Wege nach Brest-Litowsk getan haben. Aber: wenn auch die Russen weit mehr als wir auf schleunigen Friedensschluß angewiesen sind, so wäre es doch ein törichtes Unterfangen, wenn wir so tun wollten, als ob uns an dem tatsächlichen und baldigen Abschluß des Friedens mit Rußland wenig gelegen wäre. Was Rückenfreiheit im Osten für unsere Auseinandersetzung mit den Westmächten bedeutet, das wissen die Lenin und Trotzki so gut wie wir. Und da sie sich überhaupt viel weniger als Russen wie als Vertreter ihrer internationalen Freiheits- und Gerechtigkeitsideen fühlen, so ist es keineswegs so, daß unsere Unterhändler sämtliche Trümpfe in der Hand gehabt hätten und hätten. So einfach liegen die Dinge nicht, wie die leicht mit dem Worte fertigen Politiker glauben machen wollen. Und weder der Appell an einen neuen York von Tauroggen, noch die hemmungslose Hingabe an die Friedenssehnsucht kann uns die Lösung der schwierigen Streitfragen bringen, um derentwillen die Verhandlungen von Brest-Litowsk ins Stocken geraten waren.

Schwerindustriell-alldeutsche Blätter hatten die Nachricht gebracht, daß Ludendorff sein Abschiedsgesuch eingereicht habe; er sollte mit seinem Rücktritt gedroht haben, weil er zur militärischen Grenzsicherung Annexionspläne aufgestellt habe, die bei den Staatsmännern um des Grundsatzes der Selbstbestimmung der Völker willen auf Widerstand gestoßen seien. Die Nachricht ist inzwischen amtlich mit Nachdruck bestritten worden. Aber der gefährliche Versuch, die Oberste Heeresleitung in den Streit über die politischen Streitfragen hineinzuziehen, ist damit noch keineswegs endgültig erledigt. Die gleichen Kreise setzen unter Mißbrauch der Namen Hindenburg und Ludendorff ihr Werk der Zwietracht weiter fort. Man hält die Stunde für gekommen, wo man zwischen die Sozialdemokraten und die übrigen Mehrheitsparteien den trennenden Keil treiben kann. Und während der Mund überfließt von großen Worten über die Notwendigkeit eines in Not und Gefahr bis zum Tode einigen Vaterlandes, sind sie im Begriff, die Politik des 4. August 1914 zu zertreten und dem Kampf gegen die ganze feindliche Außenwelt noch den Kampf gegen den „inneren Feind" hinzuzufügen.

Dahin darf es nicht kommen. Und wer bisher gutgläubig den Fahnen der „Vaterlandspartei" gefolgt ist, wird vielleicht bald genug, viel zu bald Gelegenheit haben, sich zu fragen, ob es vaterländisch ist, jetzt im Kriege die Sozialdemokraten vom übrigen Volke zu trennen. Auch wir — daran haben wir nie einen Zweifel gelassen — denken gar nicht daran, alles gut zu heißen, was Scheidemann sagt und tut. Wir gehen unseren eigenen Weg, den Weg, der uns am schnellsten und sichersten zu einem guten Ende des Krieges und glücklichen Anfang eines arbeit- und aufbaufrohen Friedens führen soll, der uns Deutschen nicht bloß den Platz an der Sonne, sondern auch die Freiheit der Bewegung und Kräftebetätigung gibt, die wir brauchen, um — im Innern und nach außen frei und stark — leben und arbeiten zu können, uns und der ganzen Menschheit zum Segen.

Diesen Weg kann Deutschland sich aber nur ebnen, wenn sein Volk einig ist und bleibt. Es gibt also jetzt für alle mitdenkenden und erst recht alle mitverantwortlichen Politiker wirklich weit bessere Arbeit zu leisten als die des Schmiedens von Plänen, was alles zu Deutschland gehören muß. Alles kommt darauf an, daß die Streitfragen, die in den verschiedenen Möglichkeiten des Friedensschlusses begründet liegen, nicht mit innerpolitischem Streite verquickt werden.

Ist es aber möglich, auch nur für die Fragen eines östlichen Sonderfriedens eine Einheit des nationalen Wollens herzustellen? Restlos gewiß nicht. Aber wen nicht Parteifanatismus blind macht, der kann aus dem Abweichen in dieser und jener Einzelfrage nicht das Recht herleiten, das Vertrauen des Volkes zu den Männern zu untergraben, die in seinem Auftrage in Brest-Litowsk unterhandeln. Eines jedoch kann und muß man von der Regierung und ihren bevollmächtigten Vertretern verlangen, daß sie einen geraden Weg gehen und weder dem eigenen Volke, noch den Gegnern gegenüber eine Politik der Doppelzüngigkeit treiben. Niemand kann zween Herren dienen; man kann nicht gleichzeitig für das Recht der Selbstbestimmung der Völker eintreten und für die Annexion. Wir sind Anhänger des Selbstbestimmungsrechtes, weil nur die frei gewollte Angliederung oder Anlehnung wirkliche

Digitized by Google

Vorteile für beide Beteiligten bringen kann. Aber auch der, der sich mit der Selbstbestimmung nur unter der Bedingung befreunden kann, daß sie zu unseren Gunsten ausfällt, kann von den Vertretern Deutschlands nach allem, was vorausgegangen ist — nach den Zweikaiser-Erklärungen über das Schicksal Polens und Litauens, nach der Note an den Papst und nach den grundsätzlichen Erklärungen, die Graf Czernin im Auftrage der verbündeten Mächte in Brest-Litowsk abgegeben hat — nun nicht eine entgegengesetzte Politik erwarten.

Und außerdem: die am wenigstens sich mit dem Gedanken des Selbstbestimmungsrechtes befreunden können, aus welchem inneren oder äußeren Grunde auch immer es sei, pflegen dieselben zu sein, die den Krieg nicht beendet sehen möchten, bevor nicht England auf die Knie gezwungen ist. Sie sollten sich sagen, daß der Friede mit Rußland zugleich ein Friede gegen England ist. Wie sehr man in England einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen von Brest-Litowsk fürchtet, geht ja klar genug aus der Rede hervor, die Lloyd George soeben vor den Vertretern der englischen Gewerkschaften gehalten hat. Wie weit entfernt sich plötzlich der Mann des „knock out" von seinen Vernichtungsprahlereien! Es handelt sich um einen regelrechten Friedensfühler, man kann sogar so weit gehen zu sagen: um ein englisches Friedensangebot an Deutschland. Freilich nur an Deutschland, und auf Kosten unserer Verbündeten. Es wird uns zugemutet, gegen Rückgabe unserer Kolonien den Engländern die Länderbrücke von Aegypten nach Indien auf Kosten der Türkei zu überlassen. Und ferner will England sich in die Regelung unserer Angelegenheiten mit Rußland und den von uns besetzten östlichen Grenzgebieten nicht einmischen, selbst Elsaß-Lothringen wird nur noch als Gegenstand der Erwägungen bezeichnet, wenn wir neben der Wiederherstellung von Belgien — ohne Kriegsentschädigung im eigentlichen Sinne! — und Serbien, Montenegro und Rumänien den Italienern und Rumänen die Gebiete ihrer Sprachgenossen aus dem Bereich der Donaumonarchie abtreten würden.

Es steht von vornherein fest, daß wir auf solches Angebot des Treubruchs gegen unsere Verbündeten niemals eingehen können und werden, selbst wenn das, was uns geboten wird, wesentlich günstiger aussehen würde. Aber Beachtung verdient das Angebot doch, weil es ein Zeichen dafür ist, wie stark wir dastehen und erst recht dastehen würden, wenn der Friede mit den östlichen Feinden geschlossen ist. Wenn die Verhandlungen von Brest-Litowsk in dem Geiste geführt werden, in dem das deutsche Volk in den Krieg eingetreten ist und gekämpft, gesiegt und gelitten hat die dreieinhalb Jahre hindurch, so wird im Osten eine Neuordnung entstehen, die uns von der russischen Gefahr für lange Zeit, vielleicht für immer, befreit, uns neue Freunde als Nachbarn schafft, unsere Grenzen sicherstellt und unsere Bundesgenossen fester an uns kettet als je zuvor. Und zugleich bekämen wir damit die Kraft, bei der Neuordnung der Menschenwelt, die aus der Auseinandersetzung mit den Westmächten entstehen muß, den Weg frei zu machen für die deutsche Auffassung von Freiheit und Recht, die keine deutsche Weltherrschaft erstrebt, aber erst recht keine englische duldet.

Ludwig Herz / Die Berner Friedenskonferenz

Unser Freund, Amtsgerichtsrat Dr. Herz, hat an der Konferenz teilgenommen. Die Papierknappheit hinderte uns daran, unmittelbar im Anschluß an die Konferenz einen Bericht über deren in der Presse viel zu wenig beachteten Beratungen zu bringen. Der Verlauf der Verhandlungen von Brest-Litowsk zeigt, daß die schon damals niedergeschriebenen Betrachtungen zur Berner Konferenz inzwischen an aktuellem Wert fast noch gewonnen haben.

Die Zentralorganisation für einen dauerhaften Frieden hatte zur Beratung der von ihren Kommissionen ausgearbeiteten Leitsätze die Vertreter sämtlicher Staaten nach Bern eingeladen. Leider wurde die Konferenz nicht das, was man erhofft hatte; die Ententestaaten hatten ihren Untertanen die Pässe verweigert, England hatte sogar den in der Schweiz lebenden Engländern die Entziehung der Pässe angedroht, falls sie sich beteiligen würden. So tagte gewissermaßen nur ein Rumpfparlament, zusammengesetzt im wesentlichen aus Mitgliedern der neutralen Staaten und der Mittelmächte. Trotz alledem können die von der Konferenz geleisteten Arbeiten befriedigen. Sie bewiesen, daß das Haager Werk geeignete Richtlinien weist, um sich dem Ideal des Völkerfriedens anzunähern, und zeigten die Berechtigung des Wunsches, daß die Haager Grundsätze in den kommenden großen Friedensschluß hineingearbeitet werden.

Aus den Verhandlungen sei das Wichtigste hervorgehoben.

Nachdem die Katastrophe des Weltkrieges ergeben hat, daß das „si vis pacem, para bellum" (willst du den Frieden, so sei gerüstet zum Krieg) keineswegs aller Weisheit letzter Schluß ist, erheischt der Gedanke der allgemeinen Abrüstung um so dringlicher die ernsthafteste Prüfung, als keins der kriegführenden Länder nach dem Kriege infolge der Ueberlastung des Budgets mit Schuldenzinsen und Kriegsschuldenausgleich imstande sein wird, ein Wettrüsten zu ertragen, dessen Kosten nach dem Charakter der modernen Kriegführung um ein Vielfaches höher sein müßten, als bisher. Wer das praktisch Erreichbare im Auge behält, kann eine sofortige vollständige Abrüstung nicht erwarten, es kann daher nur von einer schrittweisen Verminderung der Rüstung die Rede sein; selbstverständlich aller Staaten. Die Schwierigkeit liegt darin, den Schlüssel zu finden, nach dem die Rüstungen kontingentiert werden sollen. Der gangbarste Weg scheint der zu sein, daß die Staaten sich auf eine Quote ihrer Rüstungsausgaben vor dem Kriege beschränken. Die Kontrolle darüber, daß die Abrüstungsverträge eingehalten und nicht etwa militärische Ausgaben in anderen Titeln des Etats versteckt werden, soll den Parlamenten der Einzelstaaten überlassen bleiben.

Was bisher die Staaten von solchen Abkommen abgeschreckt hat, war die Furcht vor dem Ueberfall. Es gilt, diese Furcht aus der Welt zu schaffen. Dies kann geschehen durch obligatorische Schiedsgerichte. Die Einsetzung solcher Schiedsgerichte ist die Grundbedingung eines dauernden Friedens. Die Schiedsgerichte sind in doppelter Form gedacht. Bei Differenzen, die Rechtsfragen betreffen, soll die Entscheidung des Schiedsgerichts bindend sein; politische Streitfälle sollen einem Einigungsamt unterbreitet werden, das lediglich ein Gutachten abgibt. Dieses Gutachten soll veröffentlicht und während einer nicht zu kurzen Frist jeder Kritik entzogen werden. Heute sind Kriege, die nicht von der öffentlichen Meinung des Landes getragen werden, aussichtslos, das Gutachten wird, obwohl es keine der Parteien bindet, daher seinen Zweck nicht verfehlen. Für die segensreiche Wirkung solcher Gutachten kann die sozialpolitische Gesetzgebung in Kanada zur Verdeutlichung herangezogen werden; dort dürfen Streiks und Aussperrungen in Betrieben, deren Fortführung im öffentlichen Interesse geboten ist, erst dann erfolgen, wenn vorher ein Schiedsgericht angerufen worden ist. Der Schiedsspruch bindet die Parteien nicht; tatsächlich ist es aber nur einmal vorgekommen, daß der Spruch nicht befolgt worden ist, und auch in diesem Falle mußte die Arbeit nach wenigen Tagen wiederaufgenommen werden, weil die öffentliche Meinung die Beteiligten dazu zwang.

Je mehr das Völkerrecht kodifiziert (durch klare Bestimmungen festgelegt) und je mehr aus dem Gewohnheitsrecht Satzung wird, desto weniger reinpolitische Streitpunkte können zwischen den Völkern auftauchen. Unbedingt nötig ist es, daß die Schiedsgerichte und Einigungsämter dauernde ständige Einrichtungen werden. Der Anfang des Weltkrieges beweist die Richtigkeit dieser Thesen. Die Streitfrage zwischen Oesterreich und Serbien war eine Rechtsfrage, da das Völkerrecht Umtriebe in einem Staat gegen die Ordnung eines anderen verbietet. Sie wäre bereits vor dem Mord von Serajewo voraussichtlich zu lösen gewesen, wenn man den Streitfall nicht vor einen zu diesem Zweck besonders zu bildenden Areopag der Großmächte hätte bringen müssen, sondern wenn ein ordentlicher für alle solche Fragen zuständiger Schiedsgerichtshof sich mit ihr hätte befassen können.

Vorbedingung dafür, daß ein allgemeiner Schiedsgerichtsvertrag geschlossen werden kann, ist, daß sämtliche Mächte nicht nur dessen Befolgung garantieren, sondern auch dafür bürgen, daß während des Verfahrens keine kriegerischen Maßnahmen von einer

Partei vorgenommen oder vorbereitet werden. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die vereinigten Mächte der Welt die Kraft haben würden, die übernommene Bürgschaft in die Tat umzusetzen.

Einen breiten Raum in den Diskussionen nahm das sogenannte Nationalitätenprinzip ein. Es herrschte Einmütigkeit darüber, daß nicht nur der Nationalstaat, sondern auch der übernationale Staat, der mehrere Nationalitäten zusammenschließt, seine Existenzberechtigung historisch bewiesen hat. Die Wahrung des Eigenlebens der zusammengebundenen Nationalitäten muß die Grundlage des gedeihlichen Zusammenlebens ergeben; das in Mähren und in der Bukowina erprobte Kuriensystem, nach dem jeder Einwohner das Recht hat sich zu erklären, welcher Nationalität er sich anschließen will, empfiehlt sich als die beste Lösung. Die Folge dieses Systems ist natürlich, daß jede Nationalität die Ausgaben für ihre besonderen Bedürfnisse (Schule, Kultus usw.) selbst zu tragen hat. Nicht behandelt, weil noch nicht genügend vorbereitet, wurde die Frage, was als eigene Nationalität anzusehen ist.

Alle diese Bestimmungen greifen in das sogenannte Souveränitätsrecht der Staaten ein. Das Interesse der Menschheit, Konflikte ohne Blutbäder auszutragen, wiegt aber zweifelsohne schwerer als dieses Recht, das, im Mittelalter entstanden, verhältnismäßig jungen Datums ist; schließlich greifen alle diese Bindungen nicht tiefer in das Recht hinein, als zahlreiche andere Staatsverträge.

Die Konferenz war darüber einig, daß Gebietsabtretungen gegen den Willen der Bevölkerung nicht vorgenommen werden sollen. Lebhafte Debatten wurden darüber geführt, wie dieser Wille festgestellt werden soll. Die dieser Aussprache zugrunde gelegten, nicht sehr glücklich gefaßten, theoretisch offensichtlich nicht gründlich genug durchdachten Leitsätze hatten dafür eine direkte Abstimmung der einzelnen Einwohner, das sogenannte Plebiszit, vorgesehen. Das wirkt geradezu revolutionär, da die überwiegende Mehrheit der Lehrbücher des Völkerrechts diese Form verwirft. Ganz abgesehen von allen theoretischen Einwänden, wurden auch erhebliche Bedenken gegen die Durchführung der Vorschläge erhoben. Den meisten Anklang fand — Abstimmungen konnten nach dem Charakter der Versammlung überhaupt nicht stattfinden — folgende Resolution:

„In allen Gebieten, die Gegenstand einer Gebietsübertragung sind oder in welchen sich separatistische Tendenzen kundgeben — zu welchem kriegführenden Staat diese Gebiete auch gehören oder in welchem Weltteile sie sich auch befinden —, sollen die Staaten unter der Kontrolle von neutralen Delegierten ein Plebiszit organisieren, dazu bestimmt, der Bevölkerung die Möglichkeit zu bieten, ihren Willen kundzutun. Dieses Plebiszit soll unter solchen Bedingungen stattfinden, daß die Minderheiten dabei nicht vergewaltigt werden."

Selbstverständlich ist auch mit diesem Vorschlag eine endgültig befriedigende Lösung nicht gefunden. Als allgemeingültige Völkerrechtssatzung würde er das von der französischen Revolution aufgestellte schrankenlose Selbstbestimmungsrecht der Völker sanktionieren, das in seiner konsequenten Durchführung die Welt niemals zur Ruhe kommen lassen würde und zur Anarchie führen müßte. Das Ergebnis der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk wird vielleicht eine erste Probe auf dieses Exempel bringen.

Die Teilnehmer der Berner Zusammenkunft werden an die Tagung mit großer Befriedigung zurückdenken, da ernste und segensreiche Arbeit geleistet worden ist. Der Erfolg wird davon abhängen, wieweit der Gedanke, daß es möglich ist, eine internationale Rechtsordnung an Stelle der Entscheidung durch die Waffen zu setzen, in die Ideenwelt der Menschheit eingedrungen ist. Ein großes Sehnen nach Frieden geht durch die Welt, alles hängt davon ab, ob diese Kriegsmüdigkeit mehr ist als eine Max-Piccolomini-Stimmung und ob als allgemeine Ueberzeugung der Glaube an eine unbeugsame Herrschaft des Rechtes aus ihr heraus reifen wird.

Leo Lippmann / Wilson gegen Wilson

Immer wieder versuchen unsere Feinde den Kampf gegen Deutschland als einen Kampf der „Menschlichkeit" gegen „deutsche Barbarei" und als einen Kampf der „freien, demokratischen, sich selbst regierenden oder verwaltenden" Völker gegen die preußische oder deutsche „Autokratie" darzustellen. Allen voran der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Woodrow Wilson! Auf ihn, vor allem auf seine Botschaften und Reden und Noten beziehen sich die Staatsmänner der übrigen feindlichen Länder, wenn sie ihre Schmähreden gegen Deutschland halten und die Bevölkerung ihrer eigenen Länder oder die der neutralen über den Eigennutz ihres Handelns und die heuchlerische Begründung ihres Vorgehens gegen Deutschland zu täuschen versuchen. Und dabei ergibt sich die Unrichtigkeit und heuchlerische Begründung der Wilsonschen Ausführungen ohne weiteres aus den Tatsachen. Wenn Wilson z. B. in seiner Botschaft vom 2. April 1917 an den Kongreß Deutschland vorwirft:

> „es verwendet seine Machtmittel so, daß es alle Bedenken der Menschlichkeit und alle Rücksichten auf die Vereinbarungen in die Winde streut, auf denen die internationalen Beziehungen der Welt beruhen,"

wenn er ausführt:

> „Ich denke jetzt nicht an den Verlust von Vermögen, sondern nur an die Vernichtung der Leben von Nichtkämpfern, Männern, Frauen und Kindern, die in Tätigkeiten begriffen waren, welche selbst in den dunkelsten Zeiten der neueren Geschichte als unschuldig und rechtmäßig gegolten haben,"

kann ohne weiteres unsererseits darauf hingewiesen werden, daß Wilson derjenige ist, der die allen internationalen Vereinbarungen widersprechende Aushungerungspolitik Englands vom ersten Augenblick an unterstützt und erst ermöglicht hat, und daß er nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg — schärfer noch als England — die deutschen und neutralen Nichtkämpfer, Männer, Frauen und Kinder, die in „unschuldiger und rechtmäßiger Tätigkeit" begriffen sind, durch unmenschliche, den internationalen Vereinbarungen widersprechende Blockademaßnahmen zu treffen sucht. Und dabei vergißt Wilson, daß diejenigen, die durch den deutschen Unterseebootkrieg betroffen werden, sich dem Sperrgebiet ohne weiteres hätten fernhalten können, während die Männer, Frauen und Kinder, die er durch die Hungerblockade zu treffen sucht, nicht dem Schrecken des Krieges und der Blockade fernbleiben können. Es muß ferner erinnert werden an Wilsons Verhalten, als er es ablehnte, die internationalen Vereinbarungen bezüglich der Nichtverwendung von Dum-Dum-Geschossen zu schützen.

In seiner Botschaft vom 2. April 1917 führt Wilson aus: „Völker mit Selbstregierung überschwemmen nicht ihre Nachbarstaaten mit Spionen oder setzen Intrigen in Gang, um irgendeinen kritischen Zustand herbeizuführen, der ihnen Gelegenheit gibt, zum Schlage auszuholen oder Eroberungen zu machen. Solche Pläne können mit Erfolg nur unter der Decke ausgearbeitet werden, und da, wo niemand das Recht hat, Fragen zu stellen. Sie sind glücklicherweise unmöglich, wo die öffentliche Meinung den Ausschlag gibt und auf vollständige Mitteilung über alle Angelegenheiten der Nationen besteht."

Wenn Wilson unter denjenigen Nationen, bei denen etwas Derartiges nicht möglich sein soll, Amerika und England versteht, so muß Wilson selbst erklären, wie sich mit diesen Ausführungen das Verhalten der Vereinigten Staaten vor dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges (die Versenkung der „Maine") vereinbaren läßt, oder das Verhalten Englands in der Casement-Angelegenheit, die bekannten Depeschendiebstähle der Vereinigten Staaten, die ständige Aushebung großer Spionagenester der Entente in der Schweiz, in Schweden, in Norwegen.

In seinen Ausführungen weist Wilson immer darauf hin, daß er sich nach wie vor als Freund des deutschen Volkes fühle. Trotzdem spricht er in der Botschaft an den Kongreß vom 2. April 1917, als er ausführt, daß nur dann, wenn die „Autokratie" in Preußen und Deutschland beseitigt werde, das deutsche Volk

Digitized by Google

in den allbeglückenden Bund der freien, demokratischen Nationen aufgenommen werden könne und solle, davon:

„daß nur freie Völker mit ihren Absichten und ihrer Ehre die Interessen der Menschheit irgendwelchen engbegrenzten eigenen Interessen voranstellen können."

Wilson selbst muß früher anders und höher von dem nicht „befreiten" deutschen Volk gedacht haben, denn in dem Geleitwort zu seinem großen wissenschaftlichen Werk, das er als Professor vor seiner Wahl zum Präsidenten verfaßt hat: „Der Staat", Elemente historischer und praktischer Politik, übersetzt von Günther Thomas, im Jahre 1913 bei Hermann Hillger, Leipzig, erschienen, schreibt er:

„Das amerikanische Volk verdankt der geistigen Befruchtung durch Deutschland so viel, daß es einem jeden Amerikaner nur große Genugtuung bereiten kann, wenn auch Werke amerikanischer Autoren in Deutschland Verbreitung und Anerkennung finden, zumal wenn sie ihrerseits vielfach auf der deutschen Fachliteratur fußen.

Noch im Jahre 1913 muß Wilson also der Ansicht gewesen sein, daß das deutsche Volk den „Interessen der Menschheit" doch mancherlei geboten hat.

Das erwähnte Werk: „Der Staat" ist eine wahre Fundgrube für Widerlegungsmöglichkeiten der jetzigen staatsrechtlichen Ausführungen des Deutschland feindselig gewordenen Wilson. Um dies zu beweisen seien im nachfolgenden noch einige kurze Sätze aus der Wilsonschen Botschaft vom 2. April 1917 an den Kongreß aus seiner Washingtoner Rede vom 14. Juni 1917 und seiner Note an den Papst aufgeführt, um dann im Weiteren einige kurze Sätze aus dem Wilsonschen Werk zu zitieren:

1. Aus der Botschaft vom 2. April 1917 an den Kongreß:

„Unser Ziel ist, die Grundsätze des Friedens und der Gerechtigkeit im Leben der Welt gegen die selbstsüchtige und autokratische Macht zu verteidigen und unter den wirklich freien und sich selbst regierenden Völkern der Welt eine solche Vereinbarung aufzurichten, die hinfort noch Beobachtung dieser Grundsätze strebt.

Die Neutralität ist nicht länger tunlich und wünschenswert, wo es um den Frieden der Welt und um die Freiheit der Völker geht. Und die Bedrohung dieses Friedens und dieser Freiheit liegt in dem Vorhandensein einer autokratischen Regierung, gestützt auf organisierte Macht, die völlig von ihrem Willen abhängig ist und nicht dem Willen des Volkes.

Die deutsche Regierung hat nicht auf Betreiben des deutschen Volkes gehandelt, als sie in den Krieg eintrat. Dies geschah nicht mit vorheriger Kenntnis oder Billigung des Volkes.

Eine feste Vereinigung für den Frieden kann nur aufrechterhalten werden, wenn die Mitglieder demokratische Nationen sind.

Wir wissen, daß es angesichts der organisierten Macht der autokratischen Regierung, dieses natürlichen Feindes der Freiheit, keine Sicherheit für die demokratischen Regierungen der Welt geben kann. Wir handeln nur in Gegnerschaft gegen eine unverantwortliche Regierung."

2. Aus der Washingtoner Rede vom 14. Juni 1917: „Das augenblickliche Ziel der deutschen Regierung ist, alle die zu täuschen, die in der ganzen Welt für die Rechte der Völker und die Selbstregierung der Nationen eintreten. Denn sie sieht ein, welche riesigen Kräfte und Stärke die Gerechtigkeit und der Liberalismus aus dem Kriege ziehen.

Die bemerkenswerteste Tatsache ist die, daß dieses ein Kampf der Völker für Freiheit und Recht und Selbstregierung bei allen Nationen der Welt ist."

3. Aus der Note an den Papst (August 1917):

„Das Ziel des Krieges ist es, die freien Völker der Welt von der Bedrohung zu befreien und von der jetzt bestehenden Macht, die eine umfangreiche militärische Einrichtung bildet unter der Verantwortung einer Regierung ohne Verantwortung."

Als Grundgedanke aller dieser Ausführungen und als erstes Kriegsziel Wilsons zeigt sich immer wieder der Kampf gegen die unverantwortliche autokratische Regierung, und der Versuch der Einführung einer ähnlichen oder gleichen „Selbstverwaltung" und „Selbstregierung" in Deutschland wie sie angeblich die Ententestaaten besitzen, deren vornehmste Angehörige, England und Frankreich neben den Vereinigten Staaten, Wilson wohl zweifellos als die sich „wirklich selbstverwaltenden, demokratischen Völker" heute angesehen wissen will, auf deren Regierungssystem der neue Völkerfriede aufgebaut werden soll.

Wie stellt demgegenüber Wilson in seinem Werk „Der Staat" die Verhältnisse in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten und schließlich auch in dem von ihm jetzt so bekämpften Deutschland dar?

(Fortsetzung folgt.)

Walther Heymann † / Im Geiste Yorks

So trage ich, des Königs Knecht,
mein alt' Geschlecht.
Ich trete in eine hohe Halle,
die dröhnt von dicker Mauern Schalle,
und beuge mich auf ein großes Buch:

„Geschwunden ist der Zeiten Fluch.
Jetzt herrscht und dient das Herz und Hirn.
Ich denk' an eine bitt're Stirn,
an einen finster-festen Mund,
der einst in schwerer Schicksalsstund'
allein und für sein Volk die Treue brach,
Verräter fast,
unter wankenden Hauptes Last
seinem König die Treue brach:
Friedensworte mit Fremden sprach.
Die Russen kamen, das Franzosenheer
vor ihnen auf der Flucht. York zögerte sehr,
doch nicht vor Kampfeswucht.
Eins nur war schwer zu ahnen:
Wo treibt Preußen hin,
sind Russen Preußens König Feinde, Freunde
und Helfer seinen Fahnen?
Und wo bleibt der König,
wenn ich Unterhändler bin,
Ich, der Soldat?
Des Königs ist des Volkes Sinn!
Wer aber tut die Tat?
Napoleon trieb den Völkerbann
in eine Herde, und sein Gespann
raste über die bebende Erde.

Da stand der mit dem festen Mund,
Kaum seiner Väter Sprache kund,
und wußte: tief in Schicksals Grund
Schlägt jetzt die Stund',
wo einer, noch allein,
muß für den ungebor'nen Geist,
der in den Tiefen seines Volkes kreist,
Anführer, Pfand, Verräter sein.

Und wußt nicht mehr, wie lang noch stand
sein Wähnen, Sehnen, Führen hielt. —
Er war wie einer, der nicht nur mit Kronen spielt:
der löst und bindet eines Volkes Schwur.
Und zog zur alten Krönungsstadt und sprach die Treuen
jeden seines Eides los,
und riß sie auf: Sklaven, Arbeiter, Volk —
zu mehr als Ritterfehden.

Der Sturm brach los
Und fegte altes Laub von jungen Wiesen,
triefte in Bäumen Knospen auf,
machte aus Menschen Helden, schuf aus Führern Riesen —
gab Völkern Stimme, großen Körpern Taten.

Denn also ist das Menschenwerk geraten,
in dem der einzelne, ein Stück Natur,
als Anwalt Herzens und Erkenner und

Digitized by Google

Gärtner von Dingen gilt:
Das Menschliche stand auf dem Schild,
und eine Krone war nicht mehr
allein des Eigners heimlich Angebete
und wundertätiges Geräte. —

Sie lud mit einem unerforschten Sein,
zu dem wir, groß und klein,
hoch und gering, und Mensch und Ding
in unbekannte Fernen geh'n.
Und jeder weiß,
daß alles, was jetzt steht im großen Kreis der Welt,
einmal zerbricht.
Doch wankt er nicht,
weil alles wie aus alten Tagen
wohl in ein — fruchtbar — neues Chaos geht.

Denn darum ziemt es uns, dem Wort getreu,
treu alten Lehren,
treu vielen Menschen,
Dingen, die wir kaum mehr ehren,
noch hohen Gruß und Frieden zu erweisen
und sie zu führen, sie zu tragen
wie aus Eisen." —
Er schloß das Buch
und deckte drauf das Altar-Weihetuch
und sprach: „So bleibe ich des Königs Knecht.
Ich, mein Geschlecht,
wir fühlen jede Wunde
und loben jede helle Stunde,
die frühlingshaft im Schein der Sonne steht.
Doch eins nur schafft uns gut und schlecht allein:
das Werdende,
das Recht."

Soziale Bewegung

Kriegslöhne und Nachkriegslöhne. Die Löhne der Arbeiter bilden nach wie vor den Gegenstand lebhafter Auseinandersetzungen in der öffentlichen Besprechung. Fachblätter der Arbeiterschaft nicht nur, sondern auch amtliche Erhebungen haben wiederholt einwandfrei festgestellt, daß die im Kriege erzielte Steigerung der Löhne keineswegs Schritt gehalten hat mit der ungeheuren Verteuerung der Lebensmittel und der unentbehrlichen Bedarfsgegenstände. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß vereinzelt Arbeiter ungewöhnlich hohe Verdienste erzielen. Im allgemeinen ist, wie das Hirsch-Dunckersche Verbandsorgan „Der Gewerkverein" feststellt, keine wirtschaftliche Besserung der Lage der Arbeiter, sondern vielmehr eine Verschlechterung zu verzeichnen. In Friedenszeiten stand sich die übergroße Mehrzahl mit niedrigeren Löhnen erheblich besser als jetzt mit den höheren. Von einem bestimmten Teil der Unternehmerpresse wird dies bestritten. In diesen Kreisen macht man sich denn auch jetzt schon Kopfschmerzen darüber, wie es mit den Arbeiterlöhnen nach dem Kriege werden soll. Da hat vor einiger Zeit der bekannte gewerkschaftliche Schriftsteller Janssson einen Artikel veröffentlicht, der u. a. folgende Sätze enthält: „Darüber darf schon heute kein Zweifel gelassen werden, daß die Gewerkschaften gar nicht daran denken, sich ohne weiteres von den Unternehmerverbänden diktierte Herabsetzungen der Löhne gefallen zu lassen. Daß sich heute keine Normen für den Stand der Löhne nach dem Kriege aufstellen lassen, ist klar. Die Kriegslöhne einzelner Spezialarbeitergruppen sind ebensowenig typisch für die Entlohnung der Gesamtarbeiterschaft im Kriege, wie sie maßgebend sein könnten für die Lohnhöhe nach dem Kriege. Aber, und darauf kommt es an, die Kosten für den Lebensunterhalt der Arbeiter werden noch lange nach dem Kriege enorm hoch sein, weil der Warenmangel und damit die hohen Preise noch lange andauern werden, und weil anderseits auch der schlechte Valutastand anormal hohe Preise für alle eingeführten Waren verursachen wird. Auf die Lebensunterhaltungskosten muß aber bei der Festsetzung der Löhne in erster Linie Rücksicht genommen werden, und die Arbeiterschaft wird darüber hinaus selbstverständlich danach streben, ihre Lebenslage zu heben und sie nicht herunterdrücken zu lassen." Nicht nur in Arbeiterkreisen, sondern bei allen objektiv urteilenden Menschen werden diese verständigen Ansichten auf Zustimmung rechnen können.

Wissenschaft und Genossenschaft. Langsam und tastend, so lesen wir im „Gewerkverein (H. D.)", fangen die deutschen Hochschulen allmählich an, das Genossenschaftswesen in ihren Lehrplan aufzunehmen. An verschiedenen Universitäten sind Vorlesungen über das Genossenschaftswesen für das laufende Wintersemester angesetzt worden; auch an den Handels- und landwirtschaftlichen Hochschulen beschäftigt man sich mit demselben Gegenstande. Die Notwendigkeit, die Studierenden in das Wesen der Genossenschaft einzuführen, kann heutzutage nicht mehr bestritten werden. Es trifft vollständig zu, was die Städtische Handelshochschule in Köln in ihrem letzten Berichte schreibt, daß die Aufnahme der Genossenschaftslehre in den Lehrplan sich vor allem durch die steigende praktische Bedeutung rechtfertigt, die das Genossenschaftswesen auf fast allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens erlangt hat und deren Ausdehnung vorläufig noch fast unbegrenzt erscheint. Ist es auf der einen Seite für den Kaufmann wichtig, diese einflußreichen wirtschaftlichen Gebilde näher kennenzulernen, die ihm teils neue Aufgaben setzen, teils alte bestreiten, so bedürfen die Genossenschaften nicht weniger des Kaufmanns. Sie sind so weit über ihren ursprünglichen kleinen Wirkungskreis hinausgewachsen, daß sie nicht mehr alle mit freiwilligen ungeschulten Hilfskräften arbeiten können. Mehrere hervorragende Hochschullehrer haben sich dahin geäußert, daß das Genossenschaftswesen nach dem Krieg unbedingt auf den Hochschulen zu einem wichtigen Lehrgegenstande gemacht werden müsse. Bemerkenswert ist auch, daß Seminare gegründet werden sollen, in denen eine gründliche Behandlung des Genossenschaftswesens in Theorie und Praxis geplant ist. Für die Entwicklung der deutschen Genossenschaften nach dem Kriege werden diese wissenschaftlichen Bestrebungen zweifellos fördernd wirken.

Wohnungsnot und Baugenossenschaften. Das Kaiserliche Statistische Amt hat kürzlich die Ergebnisse einer Erhebung über Bautätigkeit und Wohnungsmarkt in deutschen Städten für das Jahre 1916 veröffentlicht, bei denen auch der Erfolge der gemeinnützigen Bautätigkeit besonders gedacht wird. Im allgemeinen herrscht ja die Auffassung, daß der gemeinnützigen Bautätigkeit nur eine ergänzende Rolle gegenüber der privaten Bautätigkeit zufalle, und diese Auffassung wird meist damit belegt, daß bisher nur 2 bis 3 v. H. der vorhandenen Wohnungen von der gemeinnützigen Bautätigkeit erstellt worden seien. Demgegenüber wird in der amtlichen Arbeit darauf hingewiesen, daß dieser Vergleich ein falsches Bild ergebe, da die private Bautätigkeit viel älter sei als die gemeinnützige, also der von ihr erstellte Gesamtvorrat an Wohnungen naturgemäß um so größer sei. Wolle man einen richtigen Maßstab gewinnen, so müsse man den Anteil der gemeinnützigen Bautätigkeit an der Neubautätigkeit feststellen. Hier seien für einzelne Großstädte bereits recht erhebliche Verhältnissätze festgestellt, z. B. in Braunschweig in einer Reihe von Jahren zwischen 15 und 39 v. H., in Kassel 25 bis 33 v. H., Dresden 25 v. H., Elberfeld fast 50 v. H., München 34 bis 25 v. H., Stuttgart 10 v. H., in Königsberg i. Pr. war im Jahre 1910 der Anteil sogar 61 v. H., das ist der höchste je festgestellte Anteil. „Nimmt man noch die gemeinnützige Bautätigkeit in kleinen Städten und auf dem Lande dazu sowie die von Arbeitgebern erstellten Werkwohnungen, so ergeben sich fast noch höhere Durchschnittssätze."

Briefkasten

Geldsendungen ohne Absenderangabe sind eingetroffen aus Opladen (1 M.), Lahr i. B. (3.50 M.), Feldpost 678 (1 M.).

Landrichter v. Z. im Felde. Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse. Die gewünschten Bücher Naumann, „Der Kaiser im Volksstaat" können zur Verfügung gestellt werden.

Bücherwünsche aus dem Felde: Lehrbuch über Elektrizität, Alle guten Geister von Anna Schieber, 2. Band von Eschstruth, Der Majoratsherr, Förster, Erziehung und Selbsterziehung, Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 70 Pf.: Füs. P. im Laz., **1 M.:** Lt. B. im Felde, Uffz. C. im Felde, Uffz. L. im Felde, San.-Hundf. M. im Felde, W. in K., G. in H., M. d. R. D. im Felde, **2 M.:** Vizef. Sch. im Felde, Lt. d. R. M. im Felde, Feldw. R. im Felde, **2.45 M.:** Fernspr. Sch. im Felde, **3.05 M.:** Oberarzt d. R. Dr. B. im Felde, **7.65 M.:** Pfr. M. in R., **34 M.:** F. T. G. in B. **50 M.:** Frl. R. in B.

Bücher für Armee und Marine: W. in Meiningen: 8 Bücher und viele Zeitschriften, M. in Deschowitz: 11 Bücher, E. in Schwerin: 12 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

17. Januar 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 3

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Revolutionsregierung. — **Wilhelm Heile:** Das Herrenhaus. — **Kuno Waltemath:** Die preußische Wahlreform und die Nationalliberalen. — **Regierungsrat Dr. Leo Lippmann:** Wilson gegen Wilson. — **Berthold Vogeler:** Brügge. — **Berta Duensing:** Im Kino. — **Hans Bauer:** Zuversicht. — Übersicht. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 6. Januar.

Es werden die künftigen Handelsverhältnisse zu Rußland besprochen. Jedermann ist überzeugt davon, daß der große Reichtum von Naturschätzen und Arbeitskraft, den Rußland besitzt, in irgendeiner späteren Zeit zu einer großen wirtschaftlichen Fruchtbarkeit geführt werden kann und daß dabei kapitalistische Mächte von außerhalb eine große und auch für sie nützliche Rolle spielen werden. Inwieweit die jetzige Revolution einen derartigen gewaltigen Aufstieg vorbereitet, läßt sich nicht voraussehen; denn es liegen in dieser Revolution der Bolschewiki gleichzeitig zerstörende nihilistische und aufbauende sozialistische Elemente beieinander. Was wir von dem Auftreten der Bolschewiki in Riga und auch in Estland erfahren haben, klingt sehr wenig ermutigend, denn dort hat nicht das Parteibekenntnis einiger intellektueller Führer, sondern der rohe Beraubungsinstinkt sich gezeigt. Es fragt sich, wie der Zustand des inneren Rußlands sein wird, wenn einmal die Bolschewiki ihr Regiment abgeben: ob dann mehr für die Weckung der persönlichen Freiheit geschehen ist oder mehr an Gut und Ordnung ruiniert. Ehe das neue Rußland emporsteigen kann, müssen die Eisenbahnen wiederhergestellt und in Gang gebracht sein und gangbare Zahlungsmittel an Stelle des fast völlig entwerteten Papierrubels treten. Ob nun hinter aller Neuordnung die Deutschen es sein werden, welche einen Hauptteil der kommenden kapitalistischen Kulturarbeit leisten, ist im Grunde der Kern der jetzt beginnenden handelspolitischen Besprechungen. Gelingt es Deutschland und Oesterreich-Ungarn, ein festbestimmtes Meistbegünstigungsrecht in Rußland zu erwerben, so ist damit möglicherweise für eine etwas fernere Zukunft ein bedeutender Gewinn und ein Nutzen für beide Teile gesichert. Es fangen darum in diesen Tagen bei uns die Diskussionen an über die verschiedenen Systeme der Meistbegünstigung, Erörterungen, die zu den schwierigsten Fachfragen gehören. Auch regen sich Handelskammern und landwirtschaftliche Kreise, um entweder im Sinne der Erhaltung oder der Niederlegung von Zöllen Eingaben zu machen; aber es ist ein Irrtum zu glauben, daß man in den nächsten Zeitläuften überhaupt irgendwelche bestimmten, in Geld auszudrückenden Zolltarife aufstellen könnte.

Montag, 7. Januar.

Der vielbesprochene Stockholmer Sozialdemokrat Branting ist infolge Krankheit von seinem Amt als Finanzminister zurückgetreten, und ein anderer Sozialist, Thorssen, ist an seine Stelle gekommen. Es scheint, daß die Krankheit wirklich vorhanden ist; aber auch ohne sie könnte Branting allerlei Gründe haben, seinen Posten zu verlassen, da er in den Veröffentlichungen der russischen Geheimakten zu sehr als Parteigänger der Entente erscheint.

Nachdem die russische Regierung erklärt hat, daß sie zur Anerkennung der Unabhängigkeit Finnlands bereit sei, hat der Deutsche Kaiser und ebenso der schwedische König die Anerkennung des neuen finnischen Staates ausgesprochen. In Finnland wohnen nach der Zählung vom Jahre 1910 2 580 000 Finnen und 340 000 Schweden; über 80 v. H. der Bevölkerung sind evangelisch. Die Hauptstadt Helsingfors hat über 150 000 Einwohner; andere große Orte: Abo 51 000, Tammerfors 46 000, Wiborg 49 000. Finnland besaß schon bisher seinen eigenen Staatshaushalt, dessen Hauptbestandteil Eisenbahnen und Domänen sind. Haupterzeugnisse: Papier, Pappe, Holzmasse und Butter. Die neue Verfassung wird einen republikanischen Charakter haben. Eine finnische Abordnung, die zurzeit in Berlin weilt, wird vom Reichskanzler empfangen. Selbstverständlich werden auch von englischer Seite Anstrengungen gemacht, mit dem neuen Staat in enge Verbindung zu treten. Für die künftige Politik der Ostsee ist es von höchster Bedeutung, nach welcher Richtung die politische Freundschaft der Finnen sich wendet.

In Wien stirbt der verdiente sozialdemokratische Führer Pernerstorfer, der zu allen Zeiten ein guter Deutscher gewesen ist.

Dienstag, 8. Januar.

Der englische Ministerpräsident Lloyd George hat eine Rede über Kriegsziele gehalten, in der das Bemerkenswerteste ist, daß er bei voller Betonung der Gemeinschaftlichkeit mit den Franzosen die Forderung der Rückgabe von Elsaß-Lothringen nicht wiederholt, sondern von Erwägungen spricht. Im übrigen bleibt er bei seinen alten, für uns unmöglichen Forderungen: Abtretung von Posen an Polen, Autonomie der österreichischen Nationalitäten und Zerlegung der asiatischen Türkei in ihre Bestandteile.

Die polnische Regentschaft wird in Berlin vom Kaiser mit freundlichen beiderseitigen Versicherungen begrüßt. Alle Nachrichten aus Brest-Litowsk sind knapp und besagen kaum etwas Weiteres, als daß von neuem verhandelt wird.

Auf einem Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei Württembergs sagt Abgeordneter Haußmann: Der Friedensvorschlag Bethmann Hollwegs vom Dezember 1916 war ernst gemeint. Der siegreiche Verteidigungskrieg muß nach wie vor unsere Losung bleiben. Narren sind es, die sagen, diese Politik habe Deutschland geschwächt. Die Reichstagsresolution vom 19. Juli ist nicht überholt, sondern in Kraft. Jede diktatorische Ausnutzung unseres Uebergewichtes an Macht und Siegen würde die lockere Front der Entente wieder künstlich zusammenschmieden. Deshalb müssen wir im Parlament hinter Kühlmann treten .... Wenn sich im Gebrauch des Selbstbestimmungsrechtes die Balten an Deutschland anlehnen und nicht an Rußland, so werden wir ehrliche und offene Freude darüber empfinden.

Im Reichstag begrüßt Abgeordneter Fehrenbach als Vorsitzender des Hauptausschusses im Namen aller Parteien den neuerstandenen finnischen Staat und wünscht nahe und gute Beziehungen. Es wird in vertraulicher Sitzung über die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn gesprochen. — Der ungarische Ministerpräsident Wekerle ist mit handelspolitischer Begleitung in Berlin anwesend. Man verrät wohl kein Geheimnis, wenn man annimmt, daß durch das stärkere Hervortreten der polnischen Frage zugleich die mitteleuropäischen Angelegenheiten von neuem in Fluß gebracht worden sind.

Mittwoch, 9. Januar.

Man ersieht aus verschiedenen Veröffentlichungen, teils der russischen und teils der österreichisch-ungarischen Regierung, daß der Streitpunkt in Brest-Litowsk zurzeit der ist, ob eine Abstimmung der polnischen, litauischen und kurländischen Bevölkerung in Gegenwart mitteleuropäischer militärischer Besetzungstruppen erfolgreich vorgenommen werden könne. Die Bolschewiki-Regierung verlangt die Entfernung sämtlicher Besatzungen und die Heimkehr der Abgewanderten. Das geschieht offenbar in der Absicht, die Volksabstimmung im Sinne des jetzigen russischen proletarischen Systems zu beeinflussen. Aus bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen der betreffenden Länder kommt die dringende Forderung, man solle sie nicht der ungehinderten Gewalt eines bolschewikistischen Terrorismus aussetzen. Eine Wegnahme aller Truppen könnte unberechenbare Folgen haben. Vielleicht würde, so heißt es, ein neutraler Sicherheitsdienst die Schwierigkeiten beseitigen; aber man vergegenwärtige sich, welche fast unlösbare Aufgabe es ist, für so große Länderstrecken einen neutralen Ueberwachungsdienst einzurichten.

Der australische Ministerpräsident Hughes ist infolge seiner Niederlage bei der Volksabstimmung über die militärische Dienstpflicht zurückgetreten. — Der englische Botschafter Buchanan scheint nun endlich wirklich aus Petersburg verschwunden zu sein, und es verlautet, daß der englische Arbeiterminister Henderson zum Botschafter in Petersburg ernannt werden solle.

Donnerstag, 10. Januar.

Aus Estland teilt ein Stockholmer estnisches Büro mit, daß sich in Uebereinstimmung mit dem estnischen Landtage die dortige Heeresleitung zur Entsendung einer Strafexpedition gegen plündernde russische Truppen veranlaßt sah. Die estnischen Truppenteile gehen von Reval in Richtung auf Narva vor. Die Säuberung des Landes schreitet fort. Diese Selbsthilfe scheint das erste stärkere Lebenszeichen einer neuen estnischen Staatsverwaltung zu sein.

Der bisherige Botschafter in Petersburg, Buchanan, befindet sich auf der Reise von Haparanda nach Stockholm. Die russische Regierung soll beabsichtigen, eine Anzahl unbequemer Personen aus dem Lande auszuweisen, darunter Miljukoff und Kerenski.

Der Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson, hat eine erneute Rede über das Programm des Weltfriedens gehalten, die eine ziemlich genaue Wiederholung der letzten Kundgebung des englischen Ministerpräsidenten Lloyd George ist. Auch hier wird nicht nur die Wiederherstellung Belgiens, sondern auch die Wiedergutmachung des „Unrechtes" von Elsaß-Lothringen gefordert. Die Italiener sollen nationale Grenzen, die Völker Oesterreich-Ungarns autonome Entwicklung erhalten. Rumänien, Serbien und Montenegro müssen ihre Gebiete zurückerstattet bekommen. Die nichtosmanischen Teile der Türkei sollen eine selbständige Entwicklung empfangen. Ein unabhängiger polnischer Staat soll alle Gebiete umfassen, die von einer unzweifelhaft polnischen Bevölkerung bewohnt sind. Im übrigen soll eine allgemeine Vereinigung der Nationen gebildet werden zum Zwecke gegenseitiger Garantieleistung für die politische Unabhängigkeit. Freiheit der Meere wird in Aussicht gestellt und Errichtung der Gleichheit der Handelsbeziehungen unter allen Nationen nebst wesentlicher Herabsetzung der Rüstungen und unparteiischer Schlichtung aller kolonialen Ansprüche. Ueber Deutschland sagt Wilson: Wir haben keine Eifersucht auf die Größe Deutschlands, und unser Programm enthält nichts, was diese Größe beeinträchtigt. Wir wollen Deutschland nicht mit Waffen oder durch feindliche Handelsverträge bekämpfen, wenn es bereit ist, sich mit uns und den anderen friedliebenden Nationen zu Vertragsbedingungen von Recht und Rechtlichkeit zu vereinigen. Wir nehmen uns nicht heraus, irgendeine Abänderung seiner staatlichen Einrichtungen zu verlangen; aber es ist notwendig als Vorbedingung für einen Meinungsaustausch, daß wir wissen, für wen die deutschen Unterhändler sprechen, nämlich ob für die Reichstagsmehrheit oder die Militärpartei. — Es ist trotz aller dieser Versuche zu freundschaftlichen Erklärungen nicht zu leugnen, daß Wilson das Prinzip der Selbständigkeit der kleinen Nationen nur dort anwendet, wo es den Deutschen und ihren Verbündeten schädlich ist. Er denkt nicht daran, dieselben Grundsätze gegenüber dem großen englischen Reiche geltend zu machen. Die Aufnahme seiner Rede in Deutschland ist außerordentlich kühl.

Freitag, 11. Januar.

In der Haushaltskommission des Deutschen Reichstags ist an zwei Tagen in vertraulicher Sitzung das Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn in freundschaftlicher Weise besprochen worden. Wenn Erwägungen darüber stattfinden, daß Polen und Galizien unter der Führung des österreichischen Kaisers vereinigt werden sollen, so ergibt sich ohne weiteres daraus, daß eine Wirtschaftsgrenze zwischen Kongreßpolen und Galizien nicht mehr möglich sein wird. Da aber weiterhin eine Wirtschaftsgrenze zwischen Galizien und Oesterreich-Ungarn von keiner Seite gewünscht wird, so muß man in diesem Falle mit einem einheitlichen Wirtschaftsreiche rechnen, das sich vom Adriatischen Meer mindestens bis an die Grenze Litauens erstreckt. Dieses Wirtschaftsgebiet würde trennend zwischen Deutschland und Rußland eingeschoben sein und würde den regen deutsch-polnischen Verkehr hindern, wenn nicht gleichzeitig bindende und freiheitliche Wirtschaftsabmachungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn getroffen werden könnten. Einzelheiten sind zur Stunde noch nicht spruchreif. Die Regierung legt Gewicht darauf zu erklären, daß keine bindenden Abmachungen ohne Beteiligung der Volksvertretung und ohne Anhörung der Interessenten übernommen werden.

Der bulgarische Gesandte in Berlin, D. Rizoff, versendet einen höchst interessanten, historisch-geographischen Atlas über die ethnographischen und politischen Grenzen Bulgariens (Berlin bei Wilhelm Greve, 1917). Mit außerordentlicher Sorgfalt werden hier in deutscher, englischer, französischer und bulgarischer Sprache unter Beibringung wertvollsten Kartenmaterials die geschichtlichen Auffassungen über die Nationalitätsgrenzen des bulgarischen Volkes dargelegt, und zwar ist es von ganz besonderem Interesse, die Ansichten früherer hervorragender serbischer, russischer, englischer und französischer Geographen über die Ausdehnung des bulgarischen Stammesgebietes zu hören und kartographisch vor sich zu sehen. Wenn beispielsweise die ethnographische Karte von Dawidowitsch aus dem Jahre 1848 über die von Serben bewohnten Gebiete weder Mazedonien noch die Landschaften Nisch, Leßkovetz, Wranja, Pirot, Prischtina und Nowi-Pazar für die Serben in Anspruch nimmt, so bedeutet das im Zusammenhang mit zahlreichen ähnlichen Kundgebungen, daß damals die Ansprüche der Serben überhaupt noch nicht über ihr eigenstes Gebiet hinausgegangen sind. Dasselbe ergibt sich aus der serbenfreundlichen Karte des französischen Professors Desardin aus dem Jahre 1853. Nach der ethnographischen Karte von Lejean aus dem Jahre 1861 ist zu entnehmen, daß dieser hervorragende französische Kenner des näheren Orientes fast ganz Mazedonien, die Gegend von Nisch, das Küstenland der Dobrudscha und einen Teil von Russisch-Bessarabien den Bulgaren zurechnet. Aehnliches zeigt eine russische Karte von 1867. Um die gleiche Zeit kommen auch die zwei gelehrten Engländerinnen Mackenzie und Irby zu etwa der gleichen Erkenntnis. Auch der große französische Geograph Elisée Reclus rechnet fast ganz Make-

donien und die Gegend um Nisch als bulgarisch. Das gleiche gilt von der berühmten deutschen Karte von Kiepert, 1876, die auf dem Berliner Kongreß von Bismarck verwendet wurde. Im ganzen bedeutet die Sammlung des bewährten bulgarischen Gesandten Rizoff eine große Stärkung der bulgarischen Auffassung unter dem Gesichtspunkte des Existenzrechtes der Nationalitäten. Insbesondere verdient auch hervorgehoben zu werden, daß auf allen ethnographischen Karten nur ganz kleine Bestandteile der Dobrudscha als rumänisch eingezeichnet sind. Es schwankt die Größe des türkischen Anteils an diesem Gebiet, aber nirgends lassen sich rumänische Ansprüche ethnographisch begründen. Indem dieser Atlas zunächst nicht anderes sein will, als eine Darstellung der balkanischen Nationalitäts- und Grenzverhältnisse, wird er ganz von selbst zu einer instruktiven Belehrung über geschichtliche Entwicklung und wissenschaftliche Bearbeitung dieser Gebiete.

Sonnabend, 12. Januar.

Die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk sind nach Ankunft Trotzkis und der übrigen russischen Vertreter wieder in Gang. Eine Verlegung des Verhandlungsortes wird zunächst nicht beabsichtigt. Es wird fleißig in Fachkommissionen gearbeitet. Die ukrainischen Delegierten haben ihr Programm vorgelegt. Graf Czernin stellt fest, daß es sich nicht mehr um Besprechungen zwecks eines allgemeinen Friedens handelt, sondern um einen Separatfrieden zwischen Rußland und dem Vierbunde.

Die Versammlung des litauischen Landesrates wurde durch den Verwaltungschef von Ober-Ost, Unterstaatssekretär v. Falkenhausen, eröffnet. Die Leitung liegt in den Händen des Präsidenten Dr. Smetona.

Das englische Oberhaus nahm mit 134 gegen 69 Stimmen den Teil der Wahlrechtsvorlage an, der den Frauen das Stimmrecht verleiht.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 6. Januar.

An trüben, dunklen und windigen Wintertagen kann die Dunkelheit der Straßen bedrückend sein. Wenn das Licht der Straßenbahnen wie eine Grubenlaterne in einem Stollen einem entgegenschwankt und die seltenen Laternen der Straßenübergänge ferne Ziele sind, zu denen man sich hintastet und hinkämpft — wenn Sturm und Nässe und Finsternis sich zu einer elementaren Feindseligkeit ballen, der man sich preisgegeben fühlt. Aber vielleicht ist das unfreundliche Gesicht, das die Kriegsunbequemlichkeiten manchmal gewinnen, eher Spiegel eigener Bedrückung: Brest-Litowsk und der undurchschaubare „Zwischenfall", der alle Menschen zu der Selbsterkenntnis bringt, daß sie ganz unbesonnene Optimisten sind, die gedacht haben, jetzt geht es schnurgerade und ohne Aufenthalt durch das Friedenstor! — — — —

Das saubere Hamburg sieht aus wie eine Vorstadt von Neapel. Die Aschenreiner und Aschenhaufen auf den Straßen, die jeder Hund noch einmal wieder hoffnungsvoll durchwühlt — es könnte doch einmal ein Knochen dabei sein! —, sind im Sonntagsbild doppelt unerträglich, und man fragt sich, ob das wirklich unabänderlich ist.

Montag, 7. Januar.

Die Kriegswarteschule in dem weiträumig und unorganisch gewachsenen Arbeiterviertel an der Großstadtperipherie. Eine von Regen und Schnee unbehaglich gemischte frostige Nässe läßt das Nebeneinander ehemaliger Villen und neuer Mietkasernen noch freudloser erscheinen. Das Kindernest, über dem noch in Tannenzweigen und buntem Papier ein Nachklang von Weihnachten hängt — als „der Herr Jesus auf Urlaub kam", wie ein kleiner Bursch, die Augen voll Nachfreude, erzählt —, hat etwas so Tapferes und Freundliches in all dieser trüben Nüchternheit. Diese kleine, glatt gekämmte und klar gewaschene Schar, ordentlich angezogen und gut gefüttert, jede Gruppe in ihrem Ställchen mit Inbrunst den Freuden ihres freundlich überwachten Alltags hingegeben, bestätigt so eindringlich das Fertigwerden mit allem, was uns auferlegt ist, daß man ganz froh darüber wird. Und als sie in der warmen Küche alle miteinander unverzagt in die Kriegsküchen-Gemüsesuppe mit den dicken Kartoffeln hineinfahren — nur einer, der vor der derben Kost mit einem weinerlichen Gesicht sitzt —, kann man ruhig mit dem Gefühl davongehen, daß diese Kleinsten noch nicht Schaden zu leiden brauchen.

Dienstag, 8. Januar.

Die deutsche Valuta steigt nach einer Schweizer Mitteilung rasch und andauernd, so daß man sich an den Schweizer Börsen keiner ähnlichen Aufwärtsbewegung erinnern kann, wie der der Devisen der Zentralmächte in den letzten Wochen. Die deutsche Mark, die auf 59 Centimes stand, steht jetzt fast 90, die österreichische Krone auf 58 gegen 37 vor einem Monat.

Der Volksbund für Freiheit und Vaterland hat seine erste Mitgliederversammlung in Berlin gehalten — eine Kundgebung, in der neben dem freiheitlichen Ausbau in Reich und Staat, das letzte im Sinne des Reichstagswahlrechts, Koalitionsfreiheit, die Vertretung von Arbeitern und Angestellten in den Arbeitskammern und eine entsprechende Vertretung der Beamten in entsprechenden Körperschaften gefordert wird.

Vom Frieden heißt es: „Wir lehnen einen Verzichtfrieden ebenso entschieden ab wie einen Gewaltfrieden, der den Keim künftiger Kriege in sich birgt. Wir wollen einen Frieden der Verständigung, der die Ehre, das Leben und die Entwicklung unseres Volkes sichert und unbeschadet etwa zu vereinbarender Grenzverschiebungen von gewaltsamen Gebietserweiterungen und Kriegsentschädigungen absieht und das Selbstbestimmungsrecht der Völker aufrichtig wahrt."

Mittwoch, 9. Januar.

Die Veröffentlichungen des Neuköllner Magistrats über die Ernährungsfragen lassen doch die Erörterung über die Haltung von Kommunen, Behörden und Industrie zu den Höchstpreisen nicht wieder zur Ruhe kommen. Bei der Eröffnung eines in Preußen von amtlicher Seite veranstalteten Lehrgangs für die Ernährungsfragen hat der Präsident des Kriegsernährungsamtes noch einmal wieder betont, daß von der öffentlichen Bewirtschaftung nicht abgegangen werden könnte und daß Maßnahmen zur Bekämpfung des Schleichhandels getroffen werden sollen.

Die Leute der „öffentlichen Meinung" haben sich im Krieg allmählich wieder diese rätselhafte Allwissenheit angewöhnt, die im Anfang einer gewissen Bescheidenheit gewichen war. Man ist immer wieder erstaunt, mit welcher unentwegten Sicherheit Menschen, die nicht mehr von all den Dingen wissen wie jeder andere, kritisieren, tadeln, Vorschläge machen, sich streiten. Mir fällt eine Engländerin ein, die erzählte, sie habe sich mit einer Freundin stundenlang über Zolltarifreformen gestritten: „But as we both knew nothing about it" fügte sie mit einem Lächeln der Selbsterkenntnis hinzu „we were not very happy in our arguments". (Aber da wir beide nichts davon wußten, waren wir in unseren Argumenten nicht sehr glücklich.)

Donnerstag, 10. Januar.

Ein Bericht über die Sparkassen im Kriege ist ein interessantes wirtschaftliches Kriegsdokument. Im Jahr 1915 betrug der Kapitalzuwachs der Sparkassen 3200 Millionen Mark, 1916 3130 Millionen, 1917 schon bis zum 31. Oktober 3100 Millionen (ohne die Abschreibungen auf die Kriegsanleihen), also vom 1. Januar 1915 bis zum 31. Oktober 1917 eine Zunahme von 9½ Milliarden Mark.

Mächtige Schneefälle heben den Verkehr in den Straßen fast auf. Indem ich abends zu einem Vortrag im Volksheim eines Arbeiterbezirks in einer in Tauwasser schwimmenden Straßenbahn hinausfahre, kann ich ermessen, welche Verlängerung des Arbeitstages diese Verkehrsnöte für ungezählte Männer und Frauen

Digitized by Google

bringen. In Sturm und Schnee mit der Sehnsucht nach Hause noch eine Stunde stehen oder durch die unwegsame Nässe sich zu Fuß nach Haus arbeiten, das ist eine Belastung, an die zu denken bedrückend ist. Draußen fegt Schnee und Regen durch unwirtliche Straßen, an denen nur die hellen Fenster einen trösten. Kirchenglockenklänge, vom Wind zerrissen, fliegen verloren über die dunklen Häusermassen, und hier und da der hell erleuchtete Rauch eines Fabrikschornsteins. In der kalten Kirche, in die ich noch Zeit habe, einen Augenblick einzutreten, sammeln sich ein paar stumme Frauen, die weit voneinander entfernt, jede von Einsamkeit umhüllt, warten. Aber es ist hell und still, die Orgel überhallt den Sturm, und vom Altar tritt, heimatlich und trostvoll, das Bild des segnenden Christus aus dem dämmrigen Chor.

Freitag, 11. Januar.

Aller Regen ist wieder zu tiefem Schnee geworden, und es gibt kaum Straßenverkehr. Die Kronen der Bäume, an denen der dichte Schnee hängt, schwanken schwer im Wind — ein so intensiver Winter, den man so stark empfindet, weil einmal die Hilfsmittel der Kultur gegen seine Macht versagen. Die Nachtfahrt nach Berlin hat dabei beinahe etwas Gemütliches. Mit der Schlafwagenschaffnerin stehen die Stammgäste des Waggons schon in einem Vertrauensverhältnis, das sie bei aller Freundlichkeit mit Geschick amtlich distanziert.

Sonnabend, 12. Januar.

Ein Tag ununterbrochener Sitzungen zur wirtschaftlichen Demobilisation und Uebergangswirtschaft mit Rücksicht auf die entstehenden Frauenprobleme. Darüber die leise Bedrücktheit durch den Verlauf der Wahlreform — die Verhandlungen des Landtagsausschusses, die Zerstörung des guten Willens zu gegenseitigem Verständnis, die Schärfe des Tons, ungemildert durch alles gemeinsame Schicksal, das gemeinsam bestanden wurde — das vollkommene Verblassen aller Vorsätze, Wünsche, Hoffnungen von 1914, das ist fast trauriger noch als die tatsächlich vorliegende Gefährdung des königlichen Versprechens!

Naumann / Die Revolutionsregierung

1.

Würde die russische Revolution nicht während des Krieges, sondern in Weltfriedenszeiten sich abspielen, so würden alle Völker mit größter täglicher Spannung dem gewaltigen Drama folgen, jetzt aber in der Zeit mangelnder Nachrichten und korrigierender Zensuren, trennender Gräben und eigner blutiger Mühe haben wir anderen weder Gelegenheit noch innere Ruhe, um das merkwürdigste innerpolitische Erlebnis der Weltgeschichte wirklich in uns aufzunehmen. Vielleicht lernen wir es nachträglich noch genauer kennen.

2.

Die große französische Revolution war geistig viel bedeutender als die jetzige russische Revolution, aber ihr fehlte die breite Unermeßlichkeit Rußlands. In ihr waren die Literaten und Redner im Vordergrunde, während jetzt in Rußland eine Gesellschaft von Organisatoren sich von der breiten Woge der Massengefühle tragen läßt. Das Volk als Menge macht jetzt seine erste wirkliche Regierungsprobe. Man träumt nicht mehr im alten romantischen Sinne von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, sondern macht mit der Gleichheit einen bitteren Ernst: gegen den Besitz der oberen Schichten! Gegen Landbesitz, Kapital, Führerschaft!

3.

Um den Geist der russischen Revolution zu spüren, empfiehlt es sich, das im Dresdener sozialdemokratischen Verlage Kaden & Co. nach 1909 erschienene Buch des jetzigen russischen Außenministers N. Trotzki über „Rußland in der Revolution" zu lesen. Trotzki, der jetzt viel Genannte, beschreibt hier die Revolution von 1905 und entwickelt aus ihr heraus die Grundsätze, nach denen nun die Revolution von 1917 an geleitet wird. Etwas umständlich, aber hoch interessant in der Gesamtwirkung. Ich zitiere einen charakteristischen Absatz (Seite 228):

Das Hauptkampfmittel war der politische Massenstreik. Je größer und allgemeiner die von ihm herbeigeführte Anarchie wird, um so näher dem Siege ist der Streik. Aber nur in dem einen Falle: wenn diese Anarchie nicht mit anarchistischen Mitteln herbeigeführt wird. Die Klasse, die den bisherigen Produktions- und Regierungsapparat lahmlegt, muß selbst genügend organisiert sein, wenn sie nicht als erstes Opfer der von ihr geschaffenen Anarchie fallen will.

4.

Die französische Revolution war in ihrer Art naiv, das heißt: in ihr war kein Organisationsplan großen Stils. Die Bolschewiki aber haben, wie Trotzki sagt, infolge ihrer marxistischen Schulung die Fähigkeit, sich in dem großen Chaos politisch zu orientieren. Sie bringen einen fertigen Plan mit, dessen Ausführung zwar von den Verhältnissen abhängt, an dem sie sich aber immer wieder zurechtfinden. Sie haben Wirtschaftslehre und Volkspsychologie getrieben, um zu wissen, welche Gruppen und in welcher Reihenfolge für sie erreichbar sind, was man ihnen versprechen und von ihnen verlangen kann. Alles ist mechanisch durchdacht bis hin zu dem Worte Trotzkis: die ganze (Welt) Geschichte . . . das ist eine große Maschine im Dienste unserer Ideale.

5.

In der Revolution wie im Kriege, sagt Marx, ist es unumgänglich notwendig, im entscheidenden Moment alles zu wagen, wie die Chancen auch stehen mögen . . . es gibt keine erfolgreiche Revolution in der Geschichte, die nicht die Wahrheit dieses Satzes bekundete! — Diese Sinnesart wurde methodisch herangezogen. Wir fanden eine höchst seltsame Mischung von Nüchternheit und Trunkenheit, von mechanistischer Theorie und absoluter todesbereiter Hingabe. Das eigene Leben, das an der Front für den Imperialismus eingesetzt wurde, wird im inneren Kampfe mit der gleichen Geduld der Massenregierung zur Verfügung gestellt. Das ganze Volk ist noch sehr gläubig, nur wechselt es gelegentlich den Inhalt seines Glaubens.

6.

Auf dem sozialdemokratischen Parteitag des Jahres 1906 fanden sich 140 russische Delegierte zusammen. Diese hatten bis dahin über 50 000 Tage und Nächte hinter Gefängnisgittern zugebracht und eine noch größere Zeitperiode in den trostlosen Winkeln und Einöden des Landes. Die jetzt regierende Partei ist noch nicht lange aus der Kellerluft heraus und trägt noch die Spuren Sibiriens an ihren Händen. Von ihr zu erwarten, daß sie Weltgeschichte macht, wie ein Professor sie machen möchte, ist töricht. Auch die Freiheitsbegriffe haben naturgemäß unter dem ungeheuren Drucke gelitten. Diese Gesellschaft kann gar nicht nachgiebig sein wollen, und trotz alles demo-

Digitized by Google

kratischen Verfahrens hat ihre Offenheit gewisse Grenzen. Wir werden gut tun, sie nicht wie Poeten zu behandeln.

7.

Deshalb, weil die Bolschewiki sich zurzeit als die Herren des russischen Regierungsapparates bezeichnen, sind sie bekanntermaßen noch keineswegs die Erben aller Befugnisse der vergangenen zaristischen Bureaukratie, aber sie müssen mit dem Anspruch auftreten, es zu sein. Sie müssen Hoheitsrechte verwenden, die gar nicht auf ihrem eigenen Acker gewachsen sind: Gefängnisse, Besteuerungsrechte und vor allem auch das Recht der internationalen diplomatischen Vertretung Rußlands. Als Vertreter der Staatshoheit entscheiden sie über Landesgrenzen und Abtrennungen, über das Verhältnis zu Finnland und zur Ukraine, auch über kaukasische und asiatische Beziehungen, aber ihr mitgebrachter proletarischer Beamtenstab reicht bei weitem nicht aus, und der alte zaristische Beamtenstand ist ihnen gegenüber sicherlich nicht zuverlässiger, als er es dem früheren Herrn gegenüber war. Wenn deshalb die Mittelmächte die Bolschewiki-Regierung anerkennen, so erkennen sie im Grunde etwas mehr an, als vorhanden ist. Aber was sollten sie sonst tun?

8.

Indem die Vertreter der Bolschewiki-Regierung mit den Vertretern Mitteleuropas einen Frieden herstellen, sind sie nur teilweise ein vollwertiger Ausdruck der russischen Gesamtheit und müssen damit rechnen, daß dieser Friede ebenso wie ihre übrigen Regierungsakte weiterhin Gegenstand des innerrussischen Bürgerkrieges bleiben, bis entweder ihre Regierung sich zur unbestrittenen Dauermacht erhebt oder von einer anderen Regierungsform abgelöst wird. Vorläufig ist nach allen Nachrichten, die wir haben, ihr Friedenswerk in Rußland stark umstritten, viel stärker noch als das unserige bei uns, denn bei uns wird nicht die Vollmacht der Unterhändler bezweifelt, sondern nur die Richtung ihrer Absichten kritisiert. Aber das kann und soll uns nicht abhalten, mit ihnen Abmachungen zu treffen, da nur so gewisse Grundlagen gelegt werden können. Auch eine spätere andere Regierung wird das nicht mißachten können, was von ihnen im Namen ihres Staates geschieht, und indem die Bolschewiki Frieden vereinbaren, stützen sie sich selbst.

9.

Aus den Funksprüchen und anderen Kundgebungen der gegenwärtigen russischen Regierung ist zu ersehen, daß sie mindestens so sehr Vertreterin einer demokratisch-kommunistischen Idee sein will wie Vertreterin der politisch-wirtschaftlichen Interessen der Gesamtmasse der russischen Gebiete. Es verhandeln zwei verschiedene Staatsauffassungen. Wenn das dazu führt, daß gewisse allgemein sozialistische Mindestforderungen in den Friedenstraktat aufgenommen werden, so kann das vom deutschen Standpunkte aus nicht besonders bedenklich sein, weil wir schon vor dem Kriege in sozialer Gesetzgebung sehr viel mehr geleistet haben als Rußland und nur wünschen können, daß eine Ausgleichung der Arbeiterrechte eintritt, aber sobald der Gedanke auftauchen sollte, daß wir auch die bolschewikischen Grundsätze über Privatbesitz, Schulden und Rechtsverpflichtungen zu Prinzipien der neuen internationalen Vereinbarungen erheben sollten, würde unsererseits eine klare Grenzlinie gezogen werden müssen, denn wir bestimmen das Maß unserer Privatrechte ganz allein und vertreten in den Verhandlungen die erworbenen Rechte unserer Staatsbürger in und gegenüber Rußland.

10.

Ob die russische Regierung den Staatsbankerott ankündigen will, ist insofern eine innerrussische Angelegenheit, als es sich um russische Staatsgläubiger handelt, aber sofern die Wirkungen des Bankerottes über die russischen Staatsgrenzen hinaus reichen, wird eine Anpassung an das System der Expropriation nicht ohne weiteres zulässig sein. Kein Regierungswechsel kann beliebig Staatsschulden nach außen mit einem Federstrich beseitigen. Hier und an anderen Punkten wird die Revolutionsregierung sich auf den Boden der bisherigen europäischen Wirtschaftsordnung zu stellen genötigt sein.

11.

Wie sich ein Handelsverkehr zwischen einem privatwirtschaftlichen und einem kommunistischen Wirtschaftsstaate überhaupt gestaltet, ist ein absolut dunkles Problem. Darüber würde erst dann genauer zu verhandeln sein, wenn wirklich der durchgeführte Kommunismus sich als dauernde Lebensform Rußlands erweisen sollte. Vorläufig kann bei dieser Sachlage nur ein provisorischer Zustand abgemacht werden, bei dem stillschweigend vorausgesetzt wird, daß auch weiterhin in Rußland Getreide, Leder oder irgendwelche anderen Stoffe etwa in der bisherigen Weise gehandelt werden. Grundsatz muß Meistbegünstigung sein, wobei offen bleibt, daß Rußland mit Finnland und Ukraine in ein ähnliches wirtschaftliches Gemeinschaftsverhältnis tritt wie Deutschland mit Oesterreich und Ungarn.

12.

Wenn die russische Regierung das Selbstbestimmungsrecht der Zwischenvölker benutzen will, um sie mit kommunistischer Propaganda zu überschwemmen, so haben wir alle Veranlassung, darauf bedacht zu sein, daß das nicht in terroristischer Weise geschieht. Wir wünschen und verlangen die freie Meinungsäußerung der Polen, Litauer und Kurländer, aber wir wollen sie nicht einem Revolutionsexperiment opfern. Wie das verhütet werden kann, ohne sie zu beschränken, ist eine Kernfrage von Brest-Litowsk.

Wilhelm Heile / Das Herrenhaus

Wenn aus der preußischen Verfassungsreform etwas Ganzes werden soll, so genügt selbst der Sieg des gleichen Wahlrechts für die Volksvertretung nicht. Ebenso wichtig ist eine wirklich durchgreifende Reform des Herrenhauses, das nun einmal vorhanden ist und uns ohne Zweifel auch jetzt noch erhalten bleibt — ob notwendig oder nicht, ob erwünscht oder unerwünscht. Eine große Anzahl deutscher Bundesstaaten kennt die Einrichtung einer ersten Kammer überhaupt nicht, und niemand kommt dort auf den Gedanken, sie für notwendig zu halten. Auch Preußen hat hinter den Sturmtagen vom März 1848 zunächst ein Parlament ohne eine erste Kammer gehabt, das obendrein mit gleichem Wahlrecht gewählt wurde. Das Daseinsrecht des Herrenhauses steht also auf ebenso wackligen Füßen, wie das Recht der aufoktroyierten Dreiklassenwahl. Und für die sachliche

Digitized by Google

Daseinsberechtigung sind die Beweisgründe nicht minder fadenscheinig. Soll das Herrenhaus nicht ein störender Fremdkörper im preußischen Staatsorganismus bleiben, so muß es in seinem Wesen so umgestaltet werden, daß eine natürliche Verbindung mit dem wirklichen Volksleben die erste Kammer so gut wie die zweite mit gleichem Wahlrecht gewählte Kammer zu einem Ausdruck des Volkswillens macht.

Leider versagt hier die Regierungsvorlage durchaus. Die Vorschläge über eine andere Zusammensetzung des Herrenhauses beseitigen den bisherigen Charakter dieses Hauses keineswegs, ändern ihn nicht einmal wesentlich. Und die beantragte Aenderung des Etatsrechtes beider Kammern des Landtages bedeutet sogar eine solche Verstärkung der Macht des Herrenhauses, daß dadurch die Wirkung der Wahlrechtsreform in weitgehendem Maße wiederaufgehoben wird. Fast hat es den Anschein, als ob die Neuordnung des Etatsrechtes der Preis ist, den Drews hat bieten müssen, um den Widerstand gegen die Wahlreform im Ministerkollegium zu überwinden.

Drei Aenderungen des Etatsrechtes sind es, die vorgeschlagen werden. Alle drei bedeuten eine Verringerung der Macht des Abgeordnetenhauses. Diesem soll es zunächst verwehrt sein, von sich aus neue Ausgaben in den Haushaltsplan einzustellen und die von der Regierung vorgesehenen zu erhöhen. Das entspricht zwar dem bisherigen Brauch; dieser Brauch aber war nicht rechtlicher Zwang, sondern nur eine Folge der Zusammensetzung des Hauses. Ein Abgeordnetenhaus mit anderen Mehrheitsverhältnissen würde aus der passiven Rolle herausstreben zu selbständigem politischen Handeln, und der Weg dazu soll ihm nun verschlossen sein.

Schlimmer noch als diese Neuerung ist die Erweiterung, die das Haushaltsrecht des Herrenhauses erfahren soll. Bisher hat das Abgeordnetenhaus, wie übrigens die zweite Kammer in allen deutschen Staaten, als die eigentliche Vertretung der Steuerzahler den Haupteinfluß auf die Gestaltung des Staatshaushaltes ausgeübt; das Herrenhaus kann den Etat nur im ganzen annehmen oder ablehnen. Im Regelfalle heißt das: der Haushalt wird durch Verständigung zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus festgestellt; dem Herrenhause bleibt nichts übrig, als den Etat anzunehmen, da es durch Verweigerung des Ganzen nur die Regierung in eine schwierige Lage brächte, ohne dadurch die ihm anstößigen Einzelheiten ändern zu können. Nach der Regierungsvorlage soll nun das Herrenhaus für jeden Fall der Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus eine Aufgabe von entscheidender Bedeutung erhalten. Vor der Abstimmung über den Haushalt im ganzen soll künftig das Herrenhaus über solche schon bisher unter den ordentlichen Ausgaben enthaltenen Posten abstimmen, bei denen das Abgeordnetenhaus einen Abstrich gemacht hat. Wünscht das Herrenhaus die Wiederherstellung der Regierungsvorlage, so soll der strittige Punkt an einen Verständigungsausschuß gehen, der aus Mitgliedern beider Häuser des Landtages gebildet wird. Daran schließt sich dann eine erneute Abstimmung im Abgeordnetenhaus. Beharrt dieses auf seinem Standpunkt, so hat das Herrenhaus wieder wie jetzt zu entscheiden, ob es den Etat im ganzen annehmen oder ablehnen will.

Die Regierung sucht in ihrer Begründung der Vorlage die Tragweite dieser Aenderung als ganz geringfügig hinzustellen, als sei nur für den Fall der Meinungsverschiedenheit ein Verständigungsversuch vorgeschrieben, der ja auch jetzt schon nicht verboten ist. Man darf sich aber doch nicht darüber im unklaren bleiben, daß die Neigung des Herrenhauses zu Eingriffen in die Einzelheiten des Haushalts ganz außerordentlich gestärkt wird, so daß wir viel häufiger Konflikte zwischen beiden Häusern erleben würden als bisher. Das würde eine Erschwerung und Verzögerung der Haushaltsberatungen zur Folge haben, die zu den schwersten Bedenken herausfordert.

Diese Bedenken sind um so ernster, als die Regierung für den Fall, daß das Etatsgesetz nicht rechtzeitig zustande kommt, ermächtigt sein soll, bis zum Inkrafttreten des neuen Haushalts „alle Ausgaben zu leisten, die zur Erhaltung gesetzlich bestehender Einrichtungen oder zur Durchführung gesetzlich beschlossener Maßnahmen erforderlich sind, ferner die rechtlich begründeten Verpflichtungen des Staates zu erfüllen und endlich Bauten und Beschaffungen fortzusetzen, für die durch den Staatshaushalt eines Vorjahres bereits Bewilligungen stattgefunden haben, sowie unter der gleichen Voraussetzung Beihilfe zu Bauten und Beschaffungen zu gewähren". Das ist eine Einschränkung des Ausgabebewilligungsrechtes des Abgeordnetenhauses von allergrößter Bedeutung. Jede noch so geringfügige Aenderung des Haushaltsplanes durch das Abgeordnetenhaus gibt dem Herrenhaus die Macht in die Hand, durch Verschleppung der Etatsberatungen der Regierung ein Wirtschaften ohne bewilligten Etat zu ermöglichen. Indem so das Herrenhaus durch Drohung mit der Verschleppung das Abgeordnetenhaus zu Zugeständnissen zwingen kann, bekommt es einen Machtzuwachs, der um so gefährlicher ist, als die künftige Zusammensetzung des Herrenhauses nach der Regierungsvorlage nach wie vor den Elementen die unumschränkte Macht läßt, die bisher bei jeder Gelegenheit das „alte Preußen" gegen das Eindringen des Reichsgedankens mit der Rücksichtslosigkeit und dem grenzenlosen Hochmut einer alten Herrenschicht verteidigt haben.

Wenn nicht die ganze Reform „für die Katz'" gewesen sein soll, so dürfen diese Vorschläge nicht Gesetz werden. Solche Bestimmungen passen gar nicht in die Tendenz hinein, die nach ihrer eigenen Begründung die Regierung mit ihrer Vorlage verfolgt. Auch wenn man den praktischen Zweck der Inganghaltung der Staatsmaschine im Falle des Konflikts ins Auge faßt, sind sie völlig überflüssig. Denn wenn zwischen Regierung und Landtag sich eine so tiefe Kluft aufgetan hat, daß man sich nicht mehr über den Staatshaushalt verständigen kann, dann muß die Regierung entweder zurücktreten oder aber — je nachdem — das Abgeordnetenhaus auflösen oder das Herrenhaus durch „Pairsschub" gefügig machen.

Dieses letzte Mittel gegen ein widerstrebendes Herrenhaus darf keineswegs unterschätzt werden. Es ist das einzige Mittel für die Regierung, den Widerstand des Herrenhauses in entscheidenden Fällen zu brechen. Die Regierungsvorlage aber, die dem Herrenhause schon eine Erweiterung seiner Macht zuschanzt, verstärkt diese Tendenz der Verfassungsreform noch ganz außerordentlich durch Begrenzung der Zahl der durch königliches Vertrauen zu berufenden Mitglieder des Herrenhauses auf höchstens 150 von insgesamt 510; denn infolge dieser Einschränkung des Ernennungsrechtes hat die Regierung schlechterdings nicht mehr die Möglichkeit, die Zusammensetzung des Herrenhauses wirksam zu ändern. Im Augenblicke mag es so aussehen, als ob es sich hierbei nur um eine Einschränkung der Macht der Krone und also um eine demokratisierende Maßnahme handle. Das ist aber nur der

Digitized by Google

äußere Schein der Sache. Solange nicht das Herrenhaus überhaupt abgeschafft wird, ist dieses Kronrecht ein unersetzliches Gegengewicht gegen die Gefahren, die ein Haus der Herren als erste Kammer für eine volkstümliche Politik notwendig in sich birgt. In der Geschichte der Hohenzollern hat es, längst ehe das Wort vom Volkskönigtum geprägt war oder auch nur gedacht werden konnte, wahrhaftig Beispiele übergenug gegeben, wo der König mit dem Volke gegen die Herren ging. Wieviel mehr noch aber kann im freien Volksstaat, auf den wir hinstreben, der Fall eintreten, daß die Regierung, die sich dann stets auf die Mehrheit des Volkes und der Volksvertretung stützt und stützen muß, eine gesetzliche Handhabe braucht, um sich des Widerstandes der „Herren" erwehren zu können.

Schon jetzt ist es ganz deutlich, daß die Anhänger und Begünstigten des alten Obrigkeits- und Herrenstaates die Reform des Wahlrechtes zum Abgeordnetenhaus, die sie nicht mehr verhindern können, durch Stärkung der Macht des Herrenhauses unwirksam zu machen suchen. Ob die Regierung nun notgedrungen, weil sie sonst mit ihrem Reformwerk überhaupt nicht durchzudringen fürchtete, oder aus eigenem Antriebe mit ihrer Vorlage in die gleiche Kerbe geschlagen hat, das tut wenig zur Sache. Um so mehr aber müssen es sich die Sachwalter des Volkes im Abgeordnetenhause angelegen sein lassen, daß dem preußischen Volke nicht mit der einen Hand genommen wird, was man ihm mit der anderen gegeben hat. Und das geht nicht bloß die preußischen Abgeordneten an, sondern auch die Mitglieder des Reichstags. Denn die Reform der preußischen Verfassung ist auch eine deutsche, geradezu die deutsche Frage. Niemals wird aus dem Deutschen Reiche der deutsche Volksstaat werden, wenn nicht Preußen sich durch seinen inneren Aufbau die Kraft und den Willen stärkt, seine deutsche Aufgabe zu erfüllen.

Kuno Waltemath / Die preußische Wahlreform und die Nationalliberalen

Waltemath ist selbst ein tätiges und bekanntes Mitglied der nationalliberalen Partei. Um so mehr verdienen seine Ausführungen Beachtung, während im Wahlrechtsausschuß des Abgeordnetenhauses die entscheidenden Verhandlungen geführt werden.

Nachdem die Osterbotschaft ergangen war, schien sich das Ringen um die Reform des preußischen Wahlrechts auf die Frage zuzuspitzen: „Pluralwahlrecht oder Reichstagswahlrecht?" Jetzt aber hat sich, wenn nicht alles täuscht, die Wage zugunsten des Reichstagswahlrechts gesenkt, daß an seiner Einführung nicht gezweifelt werden mag. Aber damit ist die Sympathie für das Pluralwahlrecht noch nicht geschwunden. Im Abgeordnetenhause hängen noch viele ihm an. Es wird auch nicht an Versuchen fehlen, es doch noch zu verwirklichen. Es fragt sich aber, ob das einen praktischen Wert hat, gegenüber der demokratischen Welle, die die Welt durchbebt. Nichts zeigt den Umfang der Welle mehr an, als daß der freikonservative Führer Freiherr v. Zedlitz sich für das Pluralwahlrecht ausgesprochen hat. Bislang hat dieses nur bei den Nationalliberalen Anhänger gehabt, die Freikonservativen widerstrebten durchaus und waren lediglich für eine bessere Gestaltung des Dreiklassenwahlrechts zu haben, ohne aber an den Grundlagen viel ändern zu wollen. Das Pluralwahlrecht war ihnen fast ebenso demokratisch wie das Reichstagswahlrecht. Auch das Wahlrecht zerstörte die Grundlagen des preußischen Staates, wie die bekannte Formel lautet.

Es ist kein Zweifel, wenn gleich nach Ausbruch des Weltkrieges die preußische Regierung sich für die Wahlreform auf Grund des Pluralwahlrechts eingelegt haben würde, das als befreiende Tat begrüßt worden wäre. Alle Welt wäre zufrieden gewesen, von den Radikalen links und rechts abgesehen. Nunmehr ist der Strom der Zeit weitergerauscht. Was gestern begrüßenswert erschien, ist heute eine gleichgültige Sache geworden, die keinen erregt, und morgen vielleicht hassenswert. Und das Reichstagswahlrecht in Preußen, das vorgestern als fast unerreichbares Ziel vor den Augen schwebte, gestern ein erreichbares Ziel zu sein schien, ist heute eine Selbstverständlichkeit geworden, deren Ankündigung keine Verwunderung auslösen läßt, sondern mit Gleichmut aufgenommen wird.

Unter den gewaltigen Erfahrungen des Weltkrieges steht die obenan, daß es unerträglich ist, die heldenhaften Kämpfer für Deutschlands Freiheit und Erhaltung gegen die ganze Welt, welche sich gegen uns verschworen, bei der Heimkehr mit einem Wahlrecht zu empfangen, das diese je nach der Höhe des Geldbeutels und der Bildung abstuft. Den Freunden des Pluralwahlrechts schwebt gewöhnlich das Beispiel Sachsens vor, wo Zusatzstimmen bei der Erreichung eines Einkommens von 1900 Mark und des Einjährigen-Freiwilligenscheines gewährt werden.

„Wie" wird es aus den Reihen der Schützengrabenkrieger hervortönen, die dem Tode in seiner furchtbarsten Gestalt ins Auge gesehen haben, die so Unerhörtes an Strapazen, an Entbehrungen und Leiden erdulden mußten, um Deutschland vor dem Untergange zu retten, „im Schützengraben waren wir gleich, da gab es keinen Unterschied im Erleiden und Ertragen, je nach dem Stande des Geldbeutels und der Bildung, aber in der Heimat will man es nun! Da will man fein säuberlich die Wähler nach Bildung und Einkommen sortieren und verschiedene Rechte schaffen, da soll der Wohlhabendere, der ruhig zu Hause bleiben konnte und ein höheres Einkommen genießt, mehr Rechte genießen als der Aermere und schulmäßig Ungebildetere, der sein Leben für Deutschlands Unabhängigkeit und Erhaltung einsetzte?" Den Sturm wollen wir nicht sehen, der sich über die liberale Partei erhebt, welche sich für ein solches Wahlrecht eingesetzt hat. Und wenn die Gleichgültigeren unter den heimkehrenden Kriegern aus sich heraus sich eine derartige Frage nicht stellen würden, dann hätten die Demokraten und Sozialisten sowie alle Gegner des Pluralwahlrechts um so mehr Veranlassung, diese Frage den zurückkommenden Helden in die Ohren zu rufen und die Empörung anzufachen. Gerade die nationalliberale Partei, die bis vor kurzem im Pluralwahlrecht das Ideal des Wahlrechts erblickte, hätte alle Veranlassung, eine solche Empörung zu befürchten. Der vornehmste Teil ihrer ländlichen Wählerschaft, ja, man kann sagen, fast ihre gesamte ländliche Wählerschaft besteht aus Leuten, die wegen ihrer Bildung und der Höhe ihres Einkommens keine Zusatzstimmen zu beanspruchen haben werden. Es sind ländliche Arbeiter, Handwerker, allerhand Geschäftsleute, Kleinbauern, Parzellanten, kleine Beamte, Eisenbahnarbeiter, die nationalliberal wählen. Daß es uns gelang, dank unserer Wirtschaftspolitik, die den Schutz der Viehzucht und die Zufuhr billiger Futtermittel aus der Fremde ins Auge gefaßt hat, und dank unserer nationalliberalen unentwegten treunationalen Gesinnung, diese Schichten an unsere Fahnen zu fesseln — am besten gelang es es in der Provinz Hannover —, das hat uns Nationalliberale davor bewahrt, zu einer kleinen Partei hinabzusinken. Nur wenige Männer in diesen Volksschichten haben 1900 M. Einkommen, die meisten erheblich weniger. Dabei stellen sie die Kerntruppen des Heeres. Wenn sie bislang allen Einflüsterungen der Sozialdemokratie gegenüber unzugänglich blieben, so kann sich das leicht ändern, nein, wird sich ändern, sobald unsere Partei im Landtage sich dem Reichstagswahlrecht widersetzt. Jetzt sind sie noch gut nationalliberal. Der Mann vom Lande ändert so leicht nicht seine Parteizugehörigkeit, und besonders nicht ohne Not, wenn er auch anders als früher der Sozialdemokratie gegenübersteht. Ein kluger Kopf hat im letzten Mai-Juni-Heft der Zeitschrift „Der Panther" ganz richtig gesagt: „Was heute in allen Köpfen stark und mächtig ist, das ist der soziale Gedanke und der demokratische Gedanke... Wer wäre heute nicht in diesem Kriege sozial und demokratisch,

Digitized by Google

Gelehrte und Ungelehrte, hohe Beamte und niedere. Setzt man beides zusammen, so heißt es sozialdemokratisch. Seitdem die offizielle Sozialdemokratie national, reichstreu geworden ist, finden Dreiviertel des deutschen Volkes keinen Unterschied mehr zwischen sich und jenen. Besonders auf diejenigen Stände trifft das zu, die dem Wirtschaftsleben fernstehen und keinen Teil haben an der Art von Verantwortungsgefühl, welches das Unternehmertum gibt." Und der bekannte Direktor Wilhelm Spieker in Berlin-Steglitz meint in seinen Lebenserinnerungen: „Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird sich neben einem kleinen radikalen Flügel der alten Sozialdemokratie eine große Volkspartei bilden, die sowohl die Arbeiterinteressen als auch die Interessen des Mittelstandes und der Beamtenschaft im nationalen Sinne zu vertreten berufen sein wird." Und dieser praktische Sozialpolitiker, der seine Erfahrungen im Dienste der Großindustrie erwerben konnte, knüpft daran große Hoffnungen, „zum Besten des Vaterlandes", wie er sagt.

Es ist sehr zweifelhaft, ob diese Hoffnungen sich erfüllen werden, ja sogar mehr als zweifelhaft. Das Leben des Volkes vollzieht sich gewöhnlich anders als wie es in den Zeiten hochgestimmter Gefühle und leidenschaftlicher Erregungen den Anschein hat. Aber das ist unbestreitbar: Jeder, der Gelegenheit gehabt hat, mit Nationalliberalen vom platten Lande sich politisch zu unterhalten, wird das deutliche Aufkeimen sympathischer Gefühle für die Scheidemannsche Sozialdemokratie gespürt haben. Man hüte sich, durch den Kampf gegen die von der Regierung beantragte Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen diese Gefühle zu reifen Früchten sich entwickeln zu lassen, die die Sozialdemokratie ohne Mühe pflücken könnte.

Nicht anders als wie das Abstufen des Wahlrechtes nach dem Einkommen wirkt das Abstufen nach der Bildung, wenn als deren Maßstab der Erwerb des Einjährigenfreiwilligenscheins gilt. Es ist doch nur eine Frage des Geldbeutels der Eltern, ob einer um diesen Schein sich bewerben darf. Außerdem erhebt sich die Frage, ob denn die staatlich approbierte Bildung allein den Maßstab für die Größe und Wertschätzung der Bildung bilden soll. Wir haben heutzutage weite Glieder unseres Volkes, die nur eine Volksschule besucht haben, die aber durch das Leben und durch Selbststudium sowie das Fortbildungswesen eine Bildung erlangt haben und beweisen, die der durch den Erwerb des Einjährigenfreiwilligenscheins verdienten gleichwertig, wenn nicht überlegen ist. Ich erinnere an das Heer unserer Arbeitersekretäre, an die Redakteure der Arbeiterblätter, an die Angestellten der Arbeiterorganisationen, an die sozialdemokratischen Parteibeamten. Ich erinnere auch an unsere Landwirte, die in so staunenswertem Maße alle Fortschritte der Ackerbauwissenschaften sich angeeignet haben und die Intensität der deutschen Landwirtschaft gehoben, uns allen zum Segen, die so Großes in der Verwaltung und dem Ausbau des Genossenschaftswesens geleistet haben. Ich erinnere an die vielen gewerblichen und kommerziellen Unternehmer und Angestellten, die, nur ausgestattet mit der Bildung der Volksschule, sich mit der so enorm entwickelten und verwickelten technischen Fachbildung versehen konnten, die ihre Betriebe und Beschäftigungen mit ihr durchdringen lassen konnten. Wie viele Kaufleute und Handlungsgehilfen gibt es nicht, die vollkommen fremde Sprachen beherrschen, dabei eine beträchtliche Allgemeinbildung sich zu erwerben vermochten, aber nur die Volks- oder Mittelschule besuchten. Wie viele gewerbliche Unternehmer und Angestellte, die eine hohe soziale und wirtschaftliche Stellung sich erobert haben, haben nur eine Volksschulbildung genossen! Und dann schließlich vergesse man nicht die höheren Schichten unseres Arbeiterstandes! Was hier an Bildung, an Bildungsbestrebungen vorhanden ist, ist häufig staunenswert, leider unseren Gebildeten mit der staatlich abgestempelten Bildung fast ganz unbekannt.

Noch unangenehmer würde es wirken, wenn den Wählern eine Zusatzstimme zugebilligt würde, die eine selbständige Lebensstellung einnehmen. Dann hätte jeder Flickschuster, jeder kleine Gastwirt und Höker, jeder Heimhandwerker und Heimarbeiter einen Vorzug vor den hochgebildeten, hochbezahlten Angestellten der Industrie- und des Handels, der Presse und der Berufsverbände, vor den Ingenieuren, Technikern, Buchhaltern, Beamten, sprachbegabten Handlungsbeflissenen usw.

Am wenigsten Opposition würden Zusatzstimmen wegen des Alters und der Teilnahme an Feldzügen erwecken, aber wäre es lohnend sie einzuführen? Die Wirkungen würden dieselben, als wenn man das gleiche Wahlrecht einführte. Zusatzstimmen gar denjenigen zu gewähren, die eine größere Kinderzahl eignen, würde die demokratisierenden Wirkungen des Reichstagswahlrechts noch vermehren. Denn es sind die wenig wohlhabenden Volksschichten, die sich des größten Kindersegens erfreuen. Ungelernte Arbeiter, Landarbeiter, Polen haben bei uns die meisten Kinder. In Hamburg läßt sich das besonders gut nachweisen. Hier besteht eine Statistik, die die Höhe der Einkommen und die Geburtenhäufigkeit in den einzelnen Stadtteilen erkennen läßt. Da ergibt sich nun, daß die Stadtteile, in denen auf den Kopf der Bevölkerung die höchsten Einkommen fallen, die geringste Zahl der Geburten vorhanden ist, und umgekehrt in den Stadtteilen, die die niedrigsten Einkommen aufweisen. In Preußen ist die Geburtenzahl am höchsten in den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf und Oppeln, d. h. dort, wo die größte Zahl der ungelernten Arbeiter zu finden ist. Die Zusatzstimmen nach der Zahl der Kinder zu bemessen, muß also demokratisierend wirken.

D. h. demokratisierend wirken, soweit das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht das überhaupt vermag. Die allgemeine Meinung geht dahin, daß dies der Fall ist. Nun ist keine Frage, daß der Sieg dieses Rechtes in Preußen das in vielerlei Hinsicht tun wird, so in der sozialen Gesetzgebung, soweit Preußen darauf einen Einfluß besitzt, in der Steuergesetzgebung, soweit dies noch möglich ist, in der Gestaltung der Selbstverwaltungskörper, in der Schulpolitik, in der Auswahl der Beamten. Die Grundlagen des preußischen Staates werden aber kaum viel verändert werden. Die Macht der Bürokratie, der Einfluß der wohlhabenden Schichten der Nation, insbesondere der Landwirte werden kaum eine Minderung erfahren. Es wird in Preußen ebenso gehen wie in den süddeutschen Staaten mit ihrem demokratischen Wahlsystem: hier ist ein Wandel der staatlichen, steuerlichen, sozialen, kirchlichen Verhältnisse nicht spürbar. Manche fürchten eine ungeheure Verstärkung der Macht des Radikalismus, insbesondere der Sozialdemokratie. Das ist aber mehr als zweifelhaft. Man darf doch nicht vergessen, daß die Einführung des Reichstagswahlrechtes der Sozialdemokratie eine Waffe aus der Hand schlägt. Es kommt nur darauf an, daß die Nationalliberalen durch Opposition gegen das Unvermeidliche, in diesem Falle gegen das Reichstagswahlrecht nicht darauf hinwirken, daß die Sozialdemokratie diese Waffe wieder in die Hand nehmen kann, indem die Opposition eine Verhinderung des Sieges des Reichstagswahlrechtes bedeutet. Das müßte die Hervorrufung einer Erregung sondergleichen heißen, die noch auf lange Zeit hin nachzittern könnte. Der endgültige Sieg des Reichstagswahlrechtes ist ja nicht zu hindern, aber eine Hemmung des Sieges gäbe dem Radikalismus Anlaß, sich den einzigen Herold der Freiheit zu nennen und die Massen auf lange hin an sich zu ketten. Eine schnelle Erledigung der Reichstagswahlrechtsvorlage der Regierung kann nur wohltätig wirken, entzieht dem Radikalismus Agitationsstoff und führt dazu, daß Bande des Vertrauens sich zwischen den weiten Volksschichten und den Nationalliberalen schlingen werden, sofern diese von vornherein sich auf den Boden des Reichstagswahlrechts stellen.

Digitized by Google

Leo Lippmann / Wilson gegen Wilson

(Schluß.)

Zunächst: Frankreich.

„Der Präsident ist verantwortlich nur im Falle von Hochverrat. (Seite 201.)"

Für seine Politik ist der Präsident mithin nicht verantwortlich, was sich z. B. auch aus den Ausführungen Wilsons auf Seite 209 ergibt:

„Die Befugnis des Präsidenten, über die bewaffnete Macht des Landes zu verfügen, ist bereits in einer Weise zur Anwendung gelangt, die fast einer Kriegserklärung gleichkommt, und zwar bei Ausführung einiger agressiven Kolonialpläne, auf die sich die französischen Ministerien eingelassen haben."

Man beachte hier die obenerwähnten Ausführungen Wilsons, daß in einem freien Lande nie kritische Zustände sollten von der Regierung herbeigeführt werden können, die Gelegenheit geben, Eroberungen zu machen!

Von größerer Bedeutung für die Würdigung des französischen Regierungssystems dürften die Ausführungen Wilsons über den französischen Senat und die französische Kammer sein, die vornehmsten Repräsentanten des sich „selbstregierenden" französischen Volkes. So führt er auf Seite 202 aus:

„Von Jahr zu Jahr ist die untergeordnete Stellung des Senats und die nicht gesetzlich vorgeschriebene, aber trotzdem unwiderstehliche Macht der französischen Kammer deutlicher geworden. Die späteren Präsidenten sind Männer von so geringer persönlicher Bedeutung gewesen, und der Senat hat sich so furchtsam benommen, daß sie ihre vorteilhafte Stellung fast ganz verloren haben, und die ungezügelte Willkür der Kammer eine der Hauptgefahren für den Erfolg und sogar den Fortbestand der Republik geworden ist."

Diese Kammer regiert, wie Wilson selbst ausführt, tatsächlich Frankreich. Man höre nun aber Wilson, wie diese Regierung ausgeübt wird.

„Die Deputiertenkammer ist notorisch eine leicht erregbare Körperschaft und scheint beständig geneigt zu sein, die Regierung zum Spielball ihrer Launen zu machen und ihren Witz an dem der jeweiligen Minister zu messen. Die Interpellation wird ohne Besinnen und ohne Gewissensbisse dazu benutzt, die Minister zu überrumpeln. Die Deputierten liegen auf der Lauer, um die Gelegenheit zu einem Angriff zu erspähen. Oft werden die Minister interpelliert, nicht über Fragen von überragender Bedeutung oder in bezug auf ihre allgemeine Politik, sondern über kleinliche Fragen des Augenblicks. Oft entscheidet ein plötzlicher Impuls bei einer geringfügigen Verwaltungsangelegenheit, eine Abstimmung, und es wird ein Kabinett gestürzt, weil es in eine Falle gegangen war — nicht weil seine Politik Mißbilligung gefunden hat, sondern weil sich durch Zufall eine feindliche Majorität zusammengefunden hat." (Seite 206.)

Und wie verhält es sich bei einer derartigen Kammer mit der Verantwortlichkeit der Minister neben dem völlig „unverantwortlichen" Präsidenten? Seite 208 führt Wilson aus:

„Die Verantwortlichkeit der Minister ist in Frankreich schnell in eine Regierung der Kammer oder, noch schlimmer, in eine Regierung der Deputiertenkammer entartet. Ministerverantwortlichkeit ist mit Ministerführerschaft vereinbar. Aber in Frankreich sind die Minister von Jahr zu Jahr mehr zu unterwürfigen Dienern der Wünsche und sogar Launen der Deputiertenkammer herabgesunken, anstatt deren Führer zu sein. In der Anmaßung außerordentlicher Befugnisse durch die Budgetkommission spiegelt sich die ganze politische Situation Frankreichs wider. Die Kammer hat die Regierung an sich gerissen . . ., so launenhaft, so willkürlich hat sie jeden Minister gestürzt, der sich nicht sofort willig ihren Wünschen anbequemen wollte, so überdrüssig jeglicher Führerschaft durch die Minister ist sie geworden, daß jetzt fast jeder in der Oeffentlichkeit stehende Mann von Erfahrung und Geschicklichkeit in Frankreich von ihr in der einen oder anderen Weise in Mißkredit gebracht worden ist, und Frankreich seufzt unter der unerträglichsten aller Regierungsformen, unter einer von einer Massenversammlung geleiteten Regierung — unter der Regierung durch eine zusammenhanglose, auf Volksgunst beruhende Volksvertretung. Diese Zustände haben gelegentlich immer wieder den Ruf nach einer neuen Revision der Verfassung oder gar nach einem Diktator veranlaßt."

Daß bei diesem, Deutschland von Wilson freundlicherweise zur Nachahmung empfohlenen Regierungssystem auch die inneren Verhältnisse Frankreichs keine sehr begehrenswerten sein können, führt Wilson auf Seite 204 aus, wenn er sagt:

„Da die Ernennungen des Präsidenten der Gegenzeichnung eines Ministers bedürfen, werden sie in Wirklichkeit gewöhnlich von den Ministern vollzogen, und sie erfolgen nur zu oft zum Zwecke der Beeinflussung der Kammer. Kurz, sie werden nur zu oft als Stimmköder benutzt.

Dieser Aemterschacher droht in der Tat noch mehr zu einer Gefahr für die Ehrlichkeit der Regierung in Frankreich zu werden, als er es in unserem eigenen Vaterlande (Amerika) geworden ist."

Von besonderer Bedeutung sind auch die Ausführungen Wilsons über die innere Selbstverwaltung Frankreichs. Auf Seite 210 führt er aus:

„Das Prinzip der französischen Selbstverwaltung beruht nicht auf alten Sitten und Gebräuchen, die im festen Boden der Gewohnheit und der Vorliebe dafür wurzelt, sondern auf einer neuen, vom Alten weit entfernten Gewöhnung. Die französische Selbstverwaltung ist eine künstliche und stützt sich nicht auf etwas bereits Vorhandenes. Die Zentralfigur der französischen Verwaltung ist der Präfekt. . . .

„Der Präfekt kann in bezug auf einige Angelegenheiten der Lokalverwaltung direkt durch Verfügungen an die Kommunalbeamten eingreifen, als ob diese seine unmittelbaren Untergebenen wären. Er kann nach Belieben den Bürgermeister einer Kommune für einen Monat vom Amt suspendieren, und ebenso kann er die Session eines Kommunalrats auf den gleichen Zeitraum unterbrechen." (Seite 211.)

Es kann daher nicht wundernehmen, wenn der unbefangene Gelehrte Wilson auf Seite 212 des Werkes das französische Regierungssystem mit folgenden Schlußworten beurteilt:

„Die französische Verwaltung leidet in all ihren Zweigen und in allen Dienststufen von der niedrigsten bis zu den höchsten unter tiefgehender Korruption infolge des Triumphes der verhängnisvollen Idee, daß ein öffentliches Amt als Belohnung für persönliche oder Parteidienste verliehen werden soll. Diese Politik kann der Sache einer guten Regierung in Frankreich doppelt verhängnisvoll werden, weil der sehr häufige Wechsel der Ministerien für die politischen Verhältnisse Frankreichs charakteristisch ist."

England.

Ueber die englischen Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse berichtet Wilson mit Recht, daß auch heute noch kein allgemeines, gleiches Wahlrecht zum Unterhaus besteht, wie es ja zum Deutschen Reichstag eingeführt ist. (Inzwischen ist freilich unter dem Einfluß des Krieges ein wirklich demokratisches Wahlrecht Gesetz geworden. Das gegenwärtige Parlament verdankt sein Dasein natürlich noch nach dem alten ungerechten System.)

Es dürfte ferner allgemein bekannt sein, wie auch die Leser dieser Ausführungen wissen werden, daß noch heute in England jeder Angriff auf das Parlament und seine Beschlüsse mit schweren, entehrenden Strafen bedroht ist und daher eine rückhaltlose Kritik des allmächtigen Parlaments, wie sie z. B. in dem „unfreien" Deutschland als Kritik der Regierung oder des Reichstages gang und gäbe ist, auch heute in England noch nicht gestattet ist. Formell sind ja auch heute noch die Sitzungen des englischen Parlaments geheim.

Digitized by Google

Ueber die englische Verfassung schreibt Wilson Seite 322:

„England besitzt keine geschriebene Verfassung. Das Parlament kann theoretisch die gesamte Struktur und die Grundlagen der politischen Einrichtungen durch gewöhnliche Bills von Grund aus ändern. Aber in Wirklichkeit wagt das Parlament nicht, der öffentlichen Meinung zuwiderzuhandeln, und die öffentliche Meinung in England ist von jeher stark konservativ gewesen."

Man beachte diese Feststellung gegenüber den obenerwähnten Ausführungen Wilsons: Es handle sich in dem jetzigen Kriege auch um einen Kampf des Liberalismus gegen den Nichtliberalismus.

Daß auch in dem „freien" England die gewählten Vertreter des Volkes, und durch sie das Volk selbst nicht die tatsächliche Regierung ausüben, gibt Wilson zu, wenn er auf Seite 321 ausführt:

„Die Mehrheit überläßt die Leitung ganz den Parteiführern, d. h. den Ministern."

Von Interesse dürfte für die Frage der „Selbstverwaltung" Englands, deren Aufzug und Grundlage ja Deutschland zur Nachahmung empfohlen wird, die Bekundung Wilsons Seite 325 sein:

„Die Einrichtungen der Lokalverwaltung sind stückweise entstanden und nicht zusammenpassende Einzelteile eines vollständigen, logisch zusammengesetzten Baues. Sie bestehen aus Flickwerk, dessen Flicken von jeder Größe, Form und Material sind, „denn für fast jede neue Verwaltungsaufgabe", sagt hierüber ein bekannter Politiker, „hat die Gesetzgebung einen neuen Distrikt geschaffen, mit einer neuen Wählerschaft, die auf Grund einer neuen Wahlmethode Kandidaten unter neuen Bedingungen zu Mitgliedern einer neuen Behörde für eine neue Amtsdauer wählt, um eine neue Steuer zu erheben und einen großen Teil der neuen Einnahmen zur Besoldung neuer Beamter und Errichtung neuer Gebäude verwenden.

Anstatt die alte Maschinerie zu vervollständigen, zu erweitern oder neuen Anforderungen entsprechend abzuändern, ist es von jeher die Gewohnheit englischer Gesetzgeber gewesen, immer neue Apparate zu beschaffen, mit geringer oder gar keiner Rücksicht darauf, ob sie zu den alten passen."

Demgegenüber vergleiche man die weiter unten aufgeführten Auszüge aus dem Wilson'schen Werk, in denen er die Grundlagen der preußischen Selbstverwaltung bespricht!

Und nun zu den Schilderungen Wilsons über die Verhältnisse in den

Vereinigten Staaten!

Zunächst die Frage der Beteiligung des Volkes an der Regierung. Auf Seite 400 erwähnt Wilson, daß das Repräsentantenhaus das Volk der Vereinigten Staaten vertrete. „Es vertritt jedoch nicht die Masse des Volkes, nicht das Volk in seiner Masse, sondern auf dem Umweg über die Staaten." (Vergleiche dagegen den deutschen Reichstag!)

Wilson erwähnt dann, daß die Regelung des Wahlrechts verschieden sei. „Durch das 14. Amendement zur Verfassung wird jedoch wenigstens theoretisch ein starker Druck auf die Staaten dahin ausgeübt, das Wahlrecht auf die ganze erwachsene Bevölkerung auszudehnen. In der Praxis hat sich jedoch diese Bestimmung als ziemlich wertlos erwiesen, denn es ist für die Bundesbehörden nicht möglich gewesen, sie zur Ausführung zu bringen." Also auch in den „demokratischen" Vereinigten Staaten kein so demokratisches, allgemeines, gleiches Wahlrecht wie zum deutschen Reichstag!

Von besonderer Bedeutung ist, was Wilson über das Repräsentantenhaus, die einzige — nach obigen Ausführungen auch schon beschränkte — Vertretung des Volkes der Vereinigten Staaten im einzelnen ausführt:

„Die Kommissionen des Hauses werden nicht gewählt, sondern von dem Präsidenten des Hauses, dem „Sprecher" ernannt. Die Kommissionen des Hauses sind sogar noch einflußreicher als die des Senats bei der Bestimmung über das Schicksal der ihnen überwiesenen Maßregeln. In ihrer Hand liegt in Wirklichkeit fast die ausschließliche Kontrolle über die Tätigkeit des Hauses. Das Haus ist zu groß, um lange zu debattieren; es muß sich von seinen Kommissionen leiten lassen oder gar nichts tun. Durch diese Tatsache wird die Ernennungsgewalt des Sprechers von so überragender Bedeutung. Er bestimmt, wer den Kommissionen angehören soll, und die Kommissionen bestimmen, was das Haus tun soll. Er ernennt diejenigen, die die Gesetzgebung besorgen; aber mehr noch, er bestimmt auch die Geschäftsordnung und den Verlauf der Geschäfte. Denn er ist der Vorsitzende der Geschäftsordnungskommission, die außer ihm nur noch aus zwei Mitgliedern besteht. Die Kommission verfügt fast unumschränkt über die Zeit des Hauses. Außerdem braucht der Sprecher keinem Mitgliede das Wort zu erteilen, das beabsichtigt, das aufgestellte Programm zu durchkreuzen. Von der Wahl des Sprechers hängt die Zusammensetzung der Kommissionen ab." (Seite 402.)

Man beachte demgegenüber die Geschäftsordnung des deutschen Reichstages in dem „autokratischen" Deutschland!

Daß die Stellung des Präsidenten der Vereinigten Staaten nur als eine „unverantwortliche" bezeichnet werden kann, und daß sie in vieler Hinsicht mehr Rechte gibt, als z. B. die Rechte des Deutschen Kaisers sind, folgt aus den Wilson'schen Ausführungen über die Pflichten und Rechte des Präsidenten, Seite 408. Auf Seite 409 bespricht Wilson dann noch einmal, ähnlich wie oben, das amerikanische Korruptionssystem bei der Ernennung der Beamten:

„Der unglückselige, demoralisierende Einfluß, der sich seit Präsident Jacksons Zeit bei der Ernennung von Beamten geltend gemacht hat, ist in bezug auf diejenigen, die der Bestätigung durch den Senat unterliegen, kaum schlimmer als in bezug auf die anderen. Die Aufsicht durch den Senat hat nicht dahin gewirkt, dem öffentlichen Dienst zu nützen; es hat sogar die „senatorielle Höflichkeit", d. h. die sogenannte „Höflichkeit", mittels deren die Senatoren die Besetzung von Stellen in den verschiedenen Staaten der Kontrolle durch die Senatoren der herrschenden Partei in den betreffenden Staaten unterworfen haben, vielfach dazu geführt, den unlauteren Motiven der Exekutive die ebenso unlauteren der Senatoren hinzuzufügen."

Und dabei gibt es nach den Ausführungen des Präsidenten Wilson in demokratischen Ländern keine Intrigen!

Diesen Auszügen aus früheren Urteilen Wilsons über die Verhältnisse in den Musterländern der „Demokratie und Selbstverwaltung" seien in nachfolgendem kurze Auszüge aus Urteilen Wilsons über das barbarische „Land der Autokratie und der unverantwortlichen Regierung" gegenübergestellt.

Seine Ausführungen über die Verfassung und Verwaltung des

Deutschen Reiches

beginnt Wilson auf Seite 225 mit den Worten:

„Die glänzenden Erfolge Preußens in dem Kriege 1870/71, der im Interesse des deutschen Patriotismus gegen französische Unverschämtheit geführt wurde."

Eine Feststellung von ganz besonderer Bedeutung, wo die Entente, und mit ihr Wilson, immer wieder ausführt, der augenblickliche Krieg sei verursacht durch den Krieg 1870/71 und ein Kriegsziel müsse sein, das, was Deutschland 1870/71 erreicht habe, ihm wieder zu entreißen!

Auf Seite 233 stellt Wilson mit Recht fest, daß der deutsche Reichstag nicht die Staaten oder die Bevölkerung der Einzelstaaten im besonderen, sondern das gesamte deutsche Volk vertritt. Trotzdem, und obwohl Wilson auf Seite 235 und folgenden die Rechte des Reichstages aufzuzählen vermag, bringt er es in seinen jetzigen Reden und Noten fertig, den Weltkrieg, zu dessen Führung der Deutsche Reichstag einmütig die Mittel bewilligt hat und in welchem der Deutsche Reichstag immer wieder seine Uebereinstimmung mit der Deutschen Regierung zum Ausdruck gebracht hat, als einen Krieg darzustellen, der ohne Kenntnis und Billigung des Volkes geführt werde.

Gegenüber der Unverantwortlichkeit des Präsidenten der französischen Republik und der Vereinigten Staaten stellt Wilson die Verantwortlichkeit des Deutschen Reichskanzlers, Seite 237, so

Digitized by Google

dar, daß der Kanzler zwar nicht durch das Parlament zum Rücktritt gezwungen werden könne, sondern daß er sich streng an die Gesetze halten müsse:

„Er braucht sich nicht der Mehrheit des Reichstages zu fügen, sondern er muß dem Gesetz gehorchen."

Mithin eine weitgehende Verantwortlichkeit, die inzwischen auch noch ihre politisch-parlamentarische Ergänzung gefunden hat!

Von besonderer Bedeutung ist das Urteil Wilsons über die Preußische Verwaltung, wenn er Seite 241 ausführt:

„Das preußische Verwaltungssystem kann als Typus der höchsten Entwicklung des Verwaltungswesens in Deutschland dienen. Preußen ist erfolgreich bestrebt gewesen, eine größere Vollkommenheit in seiner Verwaltungsorganisation zu erreichen, als irgendein anderer Staat Europas."

Und demgegenüber wagt Wilson jetzt das preußische Verwaltungssystem als autokratisch, den Interessen der Menschheit widersprechend darzustellen und die in den obenerwähnten Zitaten in den Grund und Boden verdammten Verwaltungssysteme Frankreichs und das kritisierte englische und amerikanische System als das weit bessere und einzig erstrebenswerte darzustellen!

Auffallen muß ja, wenn der kriegerische Präsident Wilson jetzt wiederholt davon spricht, welche Korruptionen und Intrigen das deutsche und preußische Verwaltungssystem zur Folge hat, während er in seinem Werk von Korruptionen nur bei Frankreich und Amerika, nicht aber bei Deutschland und Preußen sprechen kann. Statt dessen muß der unbefangene Professor Wilson in seinem Werk auf Seite 245 das preußische Selbstverwaltungssystem gegenüber den obenerwähnten Kritiken der Systeme Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten folgendermaßen beurteilen:

„Die berühmte Städteordnung kann man in der Hauptsache als eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende bezeichnen. Wie die römischen Kaiser die hervorragendsten Männer der juristischen Wissenschaft des Reiches dadurch ehrten, daß sie ihnen die Leitung der politischen Weiterentwicklung anvertrauten, so sind die preußischen Könige mehr und mehr bestrebt gewesen, sich auf den Rat der wissenschaftlich gebildeten Fachmänner in der organischen Entwicklung des Regierungssystems zu verlassen...."

Und so kommt es denn auch, daß Wilson schließlich auf Seite 259 der preußischen städtischen Selbstverwaltung folgende anerkennende Worte widmen muß:

„In Preußen hat man sorgfältig auf historische und andere Eigentümlichkeiten Rücksicht genommen.

Wenn auch im allgemeinen in Preußen die Stadtverwaltung keine ganz einheitliche ist, so beruht sie doch auf gewissen, allen gemeinsamen Grundsätzen, durch die sie zu einem trefflichen Beispiel rühriger Selbstverwaltung gemacht wird."

Gegenüber den oben wiedergegebenen Ausführungen über die Korruption bei der Ernennung der Beamten in Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo nach Wilson nur das Parteiinteresse entscheidet, nicht persönliche Fähigkeit und Vorbildung, ist von besonderer Bedeutung, was Wilson über die Bürgermeister in Preußen, dem Lande der „Autokratie", sagt:

„Der Bürgermeister einer preußischen Stadt ist ein wohl vorgebildeter Berufsbeamter, der meist aus dem Regierungsdienst entnommen wird. Es steht ihm ein Stadtrat zur Seite, dessen Mitglieder meist von der Bürgerschaft gewählt werden und die ohne Entschädigung dienen; aber eine wichtige Minderheit der Stadtratsmitglieder sind gleich dem Bürgermeister mit Gehalt angestellte Beamte, die ebenfalls eine gründliche technische Vorbildung auf ihrem Gebiet erhalten haben und deren Amtsdauer im großen Ganzen eine permanente ist, und so ist der Magistrat der Mittelpunkt einer tatkräftigen und durchgreifenden Regierungstätigkeit. Diese Beteiligung an der Selbstverwaltung im besten Sinne des Wortes, wodurch die Scheidewand zwischen beruflichen und nicht beruflichen Wächtern der städtischen Interessen niedergelegt und alle Bürger gleichmäßig in den Dienst der Kommune gestellt werden, ist keine freiwillige."

Gegenüber all diesen Ausführungen Wilsons, die den Vorzügen der preußischen Verwaltung und der preußischen Selbstverwaltung die höchste Anerkennung widmen, sei immer wieder auf seine oben wiedergegebenen Ausführungen hingewiesen über Ernennung des Präfekten in Frankreich!

Ich kann mit der Zusammenstellung dieser kurzen Zitate meine Ausführungen schließen. Die eigenen Worte und Taten des unbefangenen Gelehrten Wilson und des für die Entente amtierenden Präsidenten Wilson zeigen besser als irgendein anderer es könnte, wie heuchlerisch und auf wie vager Grundlage beruhend die Ausführungen sind, die der Ententefreund und Ententebundesgenosse Wilson seinen jetzigen Reden und Noten gegen Deutschland zu Grunde legt! Sie beweisen am allerbesten, daß es nicht der Kampf für Demokratie und Freiheit gewesen sein kann, der Wilson veranlaßt hat, sein Land in den Krieg gegen Deutschland zu führen! Echte Demokratie und wahre Freiheit haben bei uns in Deutschland — der Gelehrte Wilson weiß es ja — in der Wirklichkeit, außerhalb des Reiches der Phrase, viel festeren Boden als in Frankreich mit seinem „unerträglichsten aller Regierungssysteme" und in England mit dem „Flickwerk" seines Systems und in Amerika selbst. Und was bei uns an Reformen nötig ist, das schafft sich das deutsche Volk aus eigenem Antrieb und eigener Kraft.

Berthold Vogler / Brügge

„Was gibt's für neue Kantinen?", fragt der Kompagnieführer den Befehlsholer. „Es heißt, wir würden abgelöst, Herr Leutnant." „Ich möchte dich am liebsten vergraben." „Doch, Herr Leutnant, es heißt ganz bestimmt, wir kämen heraus."

Ein starkes Stück. Ein Grenadier sagt zum Alten „doch" und „ganz bestimmt". Da muß er schon viele Trümpfe in der Hand haben, wenn er bestehen will.

„Und wohin sollen wir kommen?" „Ganz weiter hinter auf Etappe." „Mensch, warum bist du noch nicht draußen?"

Der Befehlsholer zieht den Kopf ein und verschwindet durch die Hühnerstalltüre. Wir — abgelöst — Etappe — so summt es noch im Ohr des Offiziers, und eine schwere Sehnsucht nach Städten, Menschen, Freiatmen, Freiumhergehendürfen, Körperpflege und Kultur legt sich um sein Herz. Er hört Musik, auf dem Vorsaal stehend. Jetzt ist es aus, die Türen springen auf, und die Menge stürzt an die Garderobe, raschelnd, redend und polternd. O nein — soweit ist es noch nicht. Eine böse Marke ward auf den Unterstand gesetzt, und nun prasseln die Erdklöße nach ihrer Luftreise wieder auf den Boden. Das klingt genau so, wie wenn ein Festsaal tausend erregte Menschen ausschüttet.

Solche Verwandtschaft der Gedanken hat die „Kantine" des Befehlsholers geschaffen. Das Herz hängt sich mit kindlicher Unmittelbarkeit an das winkende Schöne, Erlösende, und darum träumt es im Granatfeuer von Konzertsaal und sinnenstrotzendem Leben und Bewegen.

Die Etappe ist weit, und vorläufig ducken wir uns noch in den Erdlöchern vor Arras. Am nächsten Tag aber heißt es, der Regimentskommandeur habe auch gesagt, wir kämen fort. Dann ist zwei Tage wieder alles ruhig, Enttäuschung herrscht, und die alte Wurschtigkeit macht sich breit. Bis auf einmal der Demant durch die Nacht strahlt: der Ort, in den wir kommen, hat zwei g. Zwei g? Welcher jedenfalls als zwei r.

Und an einem Sonntagnachmittag kommen wir in Brügge an.

Es empfängt uns freundlich. Wir fahren in die Bahnhofshalle ein, steigen auf dem Perron aus und ziehen mit Gewehr, Stahlhelm und Totschläger durch die Sperre. Das ist noch nie vorgekommen. Sonst werden wir immer weit draußen auf der Rampe „verladen". Hier aber ergeht es uns wie Menschen. Wir haben einen Stolz wie ein Fünfzehnjähriger, der in Gesellschaft von Erwachsenen für voll genommen wird. Aber bald wird das wieder anders. Die Kompagnien stehen in den Höfen ihrer Quartiere.

Digitized by Google

Der Feldwebel gibt einen Teil der Garnisonbestimmungen bekannt (denn er hat nur zwei Stunden Zeit), und dann ist alles wieder fünfzehnjährig. Hübsch grüßen, auf guten, sauberen Anzug halten, schön artig sein... Hier fragt kein Mensch nach Arras, du bist auf Etappe, in der guten Stube des Kriegs, bitte, blamiere uns nicht und dich mit!

Mit diesen guten Ermahnungen bepackt und in dem Friedensbewußtsein, daß um zehn Uhr Zapfenstreich ist, beginnt der Soldat seinen Spaziergang durch Brügge. Sein Sinn steht nicht zurück nach Arras, er ist voll von all den kleinen Vergnügungen und Erlaubtheiten, die die Etappenstadt birgt. Viel tausend Menschen leben und bewegen sich hier. Der Soldat sieht und ist nicht immer nur auf seinesgleichen angewiesen, er wird nicht in jeder Kleinigkeit seines Tuns beobachtet und muß beobachten, er ist nicht mehr nur Teilmensch, Mosaiksteinchen, das erst mit vielen anderen zusammen ein Bild ergibt, er ist Vollmensch, ein Kerl. Er kümmert sich den Teufel um das Bild, das er gibt. Er will Bilder in sich aufnehmen, sehen, lernen, genießen. Er ist nicht mehr Dorfbewohner, sondern Städter, der freie Verbindungen anknüpfen kann, wo und wann er will. Und der sich, wenn seine Seele danach verlangt, auch einmal verkriechen kann. Dorf und Schützengraben haben tausend Augen. Willst du allein sein, so geh in die Großstadt. Und so dehnt sich dem Soldaten Brust und Seele: frei, eigene Wege, auf Forschungsreisen gehen dürfen in der großen Stadt. —

Ihr lächelt über solche Anschauung? Einem Kind erscheinen Dinge groß, über die der Mann hinwegsieht. Euch ist Brügge keine Großstadt, wohl aber dem Soldaten. Was gilt die Wette? „Brügge!" wirft einer in die Unterhaltung, und schon schnappen alle Münder: „— Die tote Stadt!" Das gehört dazu wie die Milchflasche zum Baby. Paris ist die eleganteste, London die Weltstadt, Petersburg die verdorbene, Berlin die fleißige, Neapel die geheimnisvolle und Brügge die tote Stadt. Das gehört zu dem Rüstzeug, mit dem der Tausendsassa durchs Leben geht und allenthalben den besten Eindruck erweckt. Auch über Brügge weiß er Bescheid. Nennt es, und schon zieht er eine Schublade auf, präsentiert seinen Staat, und alle staunen.

Dem Soldaten verfängt das nicht sehr. Wenn der Schubladenonkel vor ihm glänzen wollte, so würde er kaum auf viel Ehrfurcht treffen. Denn erstens ist dem Soldaten, der von Arras kommt, Brügge Weltstadt. Und was nun gar den Begriff „tot" anbelangt, so hat der Tausendsassa das Unglück, mit seinem Staat vor recht fachkundige und kritische Augen zu kommen. Der Soldat weiß, was „tot" zu bedeuten hat. Oh, hierin ist er Sachverständiger wie keiner. Der Tod sieht grau und grün aus, der Tod brennt und lodert, der Tod ist Menschenwürger, der Tod hat einen entsetzlichen Geruch — ist von alledem in Brügge etwas zu merken? Darum zieht eine andere Schublade auf.

Wenn ihr aber keine findet, ist es uns auch gleich. Wir gehören dem Leben wieder, seitdem die Stadt mit den zwei g uns in ihre warmen Arme schließt. Offene Läden, Gastwirtschaften, Konditoreien, friedliche Menschen, Trambahnen, Droschken, Kinder und das Zivilste vom Zivilen — Glockenschlag. Was soll nur der Tod hier?

Wohin man sieht, bewegen sich frohe, im Gegenwärtigen schwelgende und allerlei Freuden gewärtige graue Gestalten. An einer Ecke schläft ein Häuschen mit Ziegelwänden. Das Rohwerk wird unterbrochen durch kuschelige Fensterscheiben, hinter deren Butzenscheiben nur eines vor sich gehen kann: Weintrinken. Die beiden Lanzer öffnen, suchen auf dem Hausflur, klinken eine Tür auf. Da legt eine alte Frau ihr Nähzeug hin und fragt in breiter Sprache nach ihrem Begehr. Sie denkt, es ist Einquartierung. Ob es hier Wein gebe? — Wein? Erstaunt schüttelt die Brüggerin den Kopf. Wein? — Und allmählich wird den Soldaten klar, daß Butzenscheiben in einem altmodischen Hause wohl in Leipzig, Krimmitschau und Meißen eine Weinstube bedeuten mögen; hier aber in Brügge braucht man derlei nachäffenden Krimskrams nicht, denn der Boden ist geschichtlich und alt durch und durch. Der Soldat sieht Leben, sucht Vergnügungen, Zerstreuung. Die Menschen hier aber sitzen auf vergangenen Jahrhunderten und sind still.

Nun, habt keine Angst um die beiden Soldaten. Ihren Durst haben sie schon stillen können; denn hier sind der Schenken so viele, wie die carillons Töne haben. Und die ehrbare Brüggerin wird sich auch beruhigt haben ob des Ueberfalls. Aber was hier geschah, war notwendig. Konnte es anders sein, als daß die Soldaten hinter den Butzenscheiben eine Weinstube suchten? Hier platzten zwei Jahrhunderte aufeinander, das fünfzehnte, das guten Wein hatte und Butzenscheiben, und das zwanzigste, das seine Weinstuben auch mit Butzenscheiben ausstattet, damit jeder denkt, er bekomme darinnen guten Wein zu trinken. Historisches und Unhistorisches, Echtes und Gemachtes, hier traf es sich. Die Soldaten haben keine Ahnung davon, daß die Butzenscheiben an den Weinstuben in Leipzig, Krimmitschau und Meißen Talmi sind. Hier treffen sie das Echte, dafür aber leider keinen Wein. Diese Fensterchen sind alt, gediegen und immer so gewesen. Hier in Brügge ist überhaupt alles alt und immer so gewesen. Die Zeit macht sich einen heidenmäßigen Spaß: sie mischt Uraltes, längst Vergangenes mit Allerneuestem, Nüchternstem, Daseinsherrischem in einen Topf. Das ist Brügge im Weltkrieg.

Vom toten Brügge merken die Soldaten gar nichts. Ueberall gibt es für sie nur Aufleben. Aufleben! Das möchte vielleicht die alte Stadt schon längst. Sieht man sich die Landkarte an, so erkennt man die Mühe, die es sich macht, um wenigstens einiges von der alten Bedeutung wiederzuerlangen. Drei Kanäle strecken sich aus, nach Nordsee und Schelde. Ob aber Brügge je wieder in der alten Pracht erstehen wird, ist zweifelhaft. Die Geschichte wiederholt sich nicht, auch die Wirtschaftsgeschichte nicht. Und wenn die üppige große Schwester erst wieder ihr Friedenskleid angezogen haben wird, dann wird Brügge wohl wieder ganz ruhig sein, und keine jugendlichen, kraftstrotzenden Kerle werden mehr nach Freiheit und Vergnügen in seinen Straßen suchen.

Ob sie heute viel davon finden werden, ist fraglich. Brügge weist nach dem ausgehenden Mittelalter, der Soldat aber sucht Dinge des zwanzigsten Jahrhunderts. So wäre wohl die Nachfrage nach allem möglichen da. Aber Brügge scheint sich nicht sehr darum zu kümmern. Es mag sich in seinem Schlaf nicht stören lassen. Die Straßen erinnern an die Kleinstadtbilder von Wilhelm Schulz. Die Menschen sind reinlich und ruhig. Aber es ist die Ruhe des Alters, nicht die der Abgeklärtheit. Es ist ein Nichtmehrmitmachenwollen, eine Scheu vor dem Tatsächlichen. Im ganzen sehen diese Menschen aus, als ob sie nicht gern frische Luft atmen und am liebsten in ihren Stuben sitzen, die so sauber, so wohleingerichtet, so selbstzweckmäßig ausschauen wie Musterzimmer in Möbelgeschäften. Durch die gotischen Straßen ziehen sich alte Kanäle. Die Schiffe, die einst auf ihnen schwammen, mögen damals für groß gegolten haben. Heute rankt sich grünes Gestrüpp aus Hofgärten über die Kanalmauern, und der Spiegel des fast stillstehenden Wassers scheint keinen anderen Zweck zu haben, als daß die uralten Giebel in ihm ihre eigene Verschlafenheit wiederschauen und staunen, daß sie überhaupt noch da sind. In den Hofgärten humpeln alte Leute herum, sitzen Greisinnen starr und unbeweglich. Daß sich hier einmal ein Liebespaar zu heimlich-süßer Sünde trifft, kann man sich gar nicht vorstellen. — —

Geht man abends auf den stillen entlegenen Straßen, so ist die Seele bald im Traumlande. Unter der Last des Reichtums fast sinkende Schiffe drängen sich im Hafen, pelzverbrämte Kaufherren durchschreiten mit langen Spazierstöcken gemach die Straßen, prächtig schauen die Gildehäuser aus dem Gold ihrer Fassaden auf die beherrschte Kundenmenge herab, die Jünger der Hansa sind aus fremden Ländern hierhergekommen und führen in ihren Höfen und Republiken ein arbeitsames, streng geordnetes Leben. Reisende kommen aus abenteuerlichen Ländern mit großem Dienertroß; sie sind so reich, daß sie sich hier eigene Häuser im heimischen Stil haben erbauen lassen — alles lebt, schafft und gedeiht. Kein Gewerbe kann blühen, das nicht in Brügge Absatz sucht. Die Stadt übt Stempelrecht und verteilt Gewinn und Früchte nach königlichem Willen. Und unter dem Schutze, den Reichtum und Macht geben, wird gebaut und geschnitzt, gemalt und gemeißelt, erheben sich die

Digitized by Google

Wunderfassaden und strahlt das Licht van Eycks und Memlings über die Welt. Brügge ist Kunst-, ist Weltstadt, Königin. Der Kaiser findet verschlossene Tore, und vom Belfried starrt ein grimmiges „Ich und meine Macht!" ihn an. Und nach dem Siege unterbrechen Feste die düstere Herbheit des auf Geldverdienen und Rechtgläubigkeit gerichteten bürgerlichen Lebens. Dann lacht der Belfried stolz und grimmig von seiner Höhe auf die Narrenspossen der kleinen Menschen, die sich zu seinen Füßen tummeln, und wacht, wacht treu und furchtbar ernst ins weite Flachland hinaus. Kein Stolz kommt dem seinen gleich, der über den Stapelhallen ragt, die voll von Waren aus allen Erdteilen strotzen. Er kündet Reichtum und Macht, Freiheit und Arbeit, Sicherheit und Trotz. Aber auch Selbstgerechtigkeit und Unfehlbarkeit, wahnwitziges Herausfordern des Schicksals schreit von dem Gewaltigen ins Land hinaus und ins Meer. Da kommen sie, die Freischaren des Kaisers und die Massen des Meeres. Nicht silberne Wogen verschlingen die üppige Stadt, zähe Massen wälzen sich heran, machen sich immer breiter, schichten sich auseinander und drängen den fleckigen Arm beiseite: Brügge versandet. Es ist das traurigste Schicksal, was ein blühendes Gemeinwesen treffen kann. Nicht in ritterlichem Streit geht es unter, nicht bieten sich anderswo technische und wirtschaftliche Neuigkeiten, durch die Brügge überflügelt wird, — es versandet. Die kräftigen, unternehmungslustigen Geschlechter, die Eroberernaturen, ziehen aus; sie lockt die Rivalin Antwerpen. Die Müden, die nie Jüngling waren und nie Mann, bleiben zurück. Ihr Sinn und Geist, ihr Mut und Wille versandet wie die Heimatstätte. Und seitdem ist Brügge eine historische Stadt mit alten Leuten, die nie lachen. —

Was, kichert hier nicht doch etwas? Aus dem Stein ranken sich Blätter und Blüten, lachen Frauen und Engelsköpfchen. Wie mag diese Stadt einst reich gewesen sein an Kunst und Leben, an Schauen und Schaffen! Und jetzt möchte man sich ängstigen, wenn beim Anblick der heiteren Steinwelt Frohmut in einem aufsteigen will. Wie könnte man lachen und jauchzen, wenn die alten Frauen an einem vorbeihumpeln, den weitbauschigen (natürlich schwarzen) Mantel über der krummen Gestalt, auf einen festen Stock sich stützend und unter der in weitem Bogen um das gelbe Gesicht herumgehenden mittelalterlichen Kapuze einen mißtrauisch anstarrend. Ein Gefühl überschleicht einen, als ob diese Gestalten eigentlich auf den Steinsockeln in den Wandnischen der gotischen Kirchen und Gemeindehäuser ihren Platz haben müßten. Haben diese Menschen wohl jemals gelacht? Das Mittelalter ist hier lebendig geworden, und da graust es uns . . .

Denn wir gehören dem Leben. Darum passen wir vielleicht nicht nach Brügge. Aus den stumpfen Blicken der Alten spricht Sehnsucht — Sehnsucht nach der alten Ruhe und Gleichmäßigkeit. Feldgraue in der pedantischen Sauberkeit und Gartenlauben-Ordnung dieser alten Menschen, ein Kochgeschirrdeckel, ein Patronenrahmen auf dem Spitzendeckchen eines überblanken Tisches — die Zeit hat sich in der Tat einen schönen Witz geleistet. Wann werden die zarten carillons, die Glockenspiele, wieder die Stille unterbrechen? Die Autohupen, die Trommeln und Pfeifen, die Vergatterung, all das klingt viel lauter als die carillons, die, wie um zu trotzen, jede Viertelstunde künden. Ihr Ton ist so weich, so träumerisch — er ruft längst nicht mehr zur Arbeit. Wieder eine Viertelstunde dem Grabe näher, so klingt es vom Belfried herab, und von hier bot einst das laute Kriegshorn des Wächters die Wehrhaftigkeit der freien Stadt auf — — Brügge war groß. Die Wohnhäuser stehen noch da in alter Pracht. Zierliche Türme, Krappenwerk, schlanke Fensterkreuze und bunte Steinbilder zeigen von außen alteingesessenen Reichtum. Und drinnen geht der Schritt über prunkvolle Treppenhäuser und durch große Säle. All das barg einst eine Fülle blühenden Lebens; jetzt wird es nur noch reingemacht — —

Oh, es möchte wohl wiederaufleben. Viele junge, gewandte Menschen sitzen schwatzend in den Schenken. Und die Kanäle strecken sich zum Meer wie die sehnsuchtsvollen Arme eines heißgierigen Weibes nach dem Liebsten, dem Bringer des Lebens. Der Belfried ragt hoch und stolz. Kommt vielleicht doch noch einmal seine Zeit? Man muß an John Gabriel Borkmann denken, der sich aufstrafft, weil er meint, jetzt komme man zu ihm und bitte ab — —

Das Leben kommt zu niemand. Es geht mit denen, die es packen. Die lauten deutschen Soldaten tragen es. Was kümmert sie der gekränkte Belfried und die alten Leute von Brügge!

Berta Duensing / Im Kino

Die Freude war groß. Schon das Wort „Kino". Man sah, wie das ihnen, den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts, ans Herz gewachsen war. Und darum war es gewiß recht, aus der Not eine Tugend zu machen und das Verlästerte den vaterländischen Zwecken dienstbar . . .

Ein trüber grauer Morgen, wie bei einem Abschied vom Liebsten. Aber sie, die Kinder, sind angeregt, frisch, erwartungsfroh. Eine lange häuserlose Landstraße trennt unsere Vorstadt vom Stadtkern. Darum können wir singen unterwegs, wenn wir wollen. Sie wollen . . . trotz allem, trotz Nebelgräue, Frühe — Krieg. Ein Schutzmann kommt auf uns zu. Er schmunzelt.

„Lieber Schutzmann, lassen Sie uns Gott danken, daß unsere Kinder noch so sind, wie sie sind, und nicht wie wir." Er nickt gnädig, verständnisvoll.

„Ich bin ein jung' Soldat von 22 Jahren . . . von Frankreich komm' ich her," geht die Melodie. Er sieht uns lange nach.

Nun kommen die ersten Straßen, die Ausläufer der Großstadt, offene Plätze und dann das Innere. Sie singen unentwegt weiter. Soll ich einschreiten? Aber nein! Es ist ja Kriegszeit. Die Welt aus dem stumpfen Einerlei von Sitte und Gewohnheit gewaltsam herausgerissen und auf das Ungewöhnliche eingestellt, das oft das Natürliche ist.

Ein paar Vorübergehende machen die schicksals- und morgenmüden Augen auf. Es tritt etwas Ungewohntes in den Blick. Sie lächeln. Sie freuen sich; auch sie verstehen. Freilich sind es nur die Vorposten des großstädtischen Lebens; die wenigen kleinen Beamten, die noch regelmäßigen Dienst haben, Verkäuferinnen, Kinder und Alte, die Besorgungen ablaufen, um noch etwas zu erhaschen, solange die Hautevolee, der alles „Fliegenkönnen" jetzt auch nichts mehr hilft, noch in den Federn liegt. Sie alle — freuen sich. Das feuert die Kinder erst recht an; ihr Repertoire wird immer heiterer. Jetzt sogar ein Frühlingslied, Klang aus verschollenen Zeiten:

„. . . und die Herzen schlagen . .
nach den gold'nen Tagen . . Tagen . ."

Ja, nach den — Tagen.

*

Berta singt nicht mit.

Sie geht allein. Ihre schwarzen Augen sehen traurig, unglücklich, wie immer.

„Warum singst du nicht mit?"

Und dieselben Augen, in denen immer nur ein und derselbe Gedanke steht, seit langem, sprechen:

„Warum fragen Sie? Sie wissen es doch."

Berta gehört zu den Kindern, die schon gleich, zu Anfang des Krieges, ihren Vater verloren haben und zu denen, die dies nicht vergessen.

Er war ein kleiner Schlosser und wurde Maschinist, seiner Tüchtigkeit wegen. Er war ein schöner Mann und hatte die schwarzen Augen seiner Aeltesten, der Berta.

Außerdem brachte er noch 5 andere fröhlich durch, denn es ging ihm gut. Alle waren gesunde und schöne Kinder, die was auf sich hielten. — Nun wohnen sie in einer kleinen Proletarierwohnung, wo alles so ganz anders ist. Berta kann auch das schlecht verwinden.

Aber mehr als alles quält sie der Gedanke, den ich ihr erst abfragen mußte: „Wir kennen nicht einmal sein Grab! — Wir wissen nicht einmal, wo er gefallen ist. Vielleicht ist er in Frankreich, vielleicht im Osten, wo sie hinkommandiert wurden, denn er war

Digitized by Google

lange vermißt — oder vielleicht auch in — Serbien?!" Ich schüttle den Kopf. Das ist ja nicht möglich. Und zucke die Achseln. Viel Reden hat ja keinen Zweck.

Massendarstellung! — Und ein Massengebäude ist es, das die Schulen aufnimmt. Viele zugleich. Jede zählt an 1000 Kinder: Knaben und Mädchen.

Gemütlich ist dieser Hallensaal nicht. Auch das „Elektrische" in grün und rot und weiß, so sehr es das ungebildete Auge der jungen Menschen erregt, war noch nie was fürs Gemüt. Aber es spannt die Sinne, macht erwartungsvoll. „So viel Umstände um uns Kinder!" Und die große Bühne. — Und die große, weiße, leere Leinwand! Bald wird sie belebt sein von den wunderbarsten Bildern, das wissen sie. Und sie werden all das miterleben, was die Erwachsenen in den Zeitungen lesen, was den oberen Klassen mit Strichen, Punkten, Kreuzen an der Tafel vorgeführt wurde. Heute werden sie das alles in Wirklichkeit sehen. Die Striche sind ganze Armeen im Anmarsch, die Kreuze und Punkte Häuser, Bäume, Gehöfte, um die der Kampf entbrannte. Dazu Berge, Flüsse, Täler, Landschaften. Bald im Westen, bald im Osten von Europa, das ihnen jetzt besser bekannt ist als ihre Heimatprovinz: den Kriegskindern! . . . Von denen es voller und voller wird im Saal. Immer neue Scharen Zukunft. Alles in guter Ordnung, Disziplin, gehorsam nach vorgeschriebenen Gesetzen die Arena füllend, und doch ein tausendfältiges, lebendiges Ich. Ein See voll brandender Meerschaumköpfe mit Lachen, Knistern, Fragen, Rufen, Nicken, Sichbeglückwünschen, Hälserecken, Winken. — Der Scheinwerfer trifft divergierend in geometrischer Genauigkeit Hunderte von aufgerissenen Augen und Mündern, die sich nach ihm umwenden, und dann Hunderte von kurzgeschorenen Jungenshinterköpfen und glatten Mägdleinzöpfen.

Der Vorhang hebt sich.

Aah! — Scht! — Ruhe! rufen die vordersten, denn kommandieren kann heut jeder . . . Und dann geht's los.

Berta sitzt neben mir. Das ist kein Zufall. Sie hat es so gewünscht und ist mir nicht von der Seite gewichen. Sie will etwas.

Nun ziehen die Bilder an uns vorüber. Wir stehen mit der „Eisernen Mauer" im Westen, „Erler"-Gestalten, wie aus Stein gemeißelt. Die Gesichter der Knaben nehmen allmählich den gleichen Ausdruck an, ernst; die weichen Kinderzüge um Mund und Kinn hartnäckig ernst. Die Mägdlein großäugig still. Nur Berta ist unruhig.

Sie sucht und sieht mich fragend an.

Man hat alles Grausame, Abstoßende, was der Verwüster Krieg mit sich bringt, ferngehalten. Aber ein Sturmangriff folgt: Sprung auf! Marsch . . . marsch! Man dringt vor, schreit Hurra. Einer fällt . . . viele fallen.

Berta faßt meinen Arm und sieht starr.

Nein, es war nicht hier, Berta. Hier konnte es nicht sein.

Ja — aber — wo??

Eine Wandelfahrt. Unterwegs. Lange Militärzüge.

Hohe Gebirge, schäumende Wasserfälle, Abgründe; blühendes Land, wunderlich aufgeputzte Menschen, Früchte, Blumen.

Neben mir glänzen zwei Augen. All das hat er vielleicht noch gesehen. Wie schön ist das alles! Wo ist das?

„Der Weg nach Kleinasien. Mit unseren Feldgrauen zum Suez."

Damals war er schon tot.

Aber Berta träumt und sucht und ist interessiert glücklich das Kind, bis es an der Ostfront weitergeht. In Kälte, Eis und Schnee, lebendig eingegraben in den Frost. So lange schon! Sie schaudert.

Er konnte nicht dabei sein... aber sie schaudert. Und als sie die ohne Wiederaufstehn in den Schnee Hingesunkenen erblickt, nimmt ihr Auge den alten schweren Ausdruck an und ihr Gesichtchen auch. Und das lustige Unterstandsbild, der „Humor im Felde", kann ihn nicht daraus verwischen. Sie sieht wohl neidisch auf die vielen frohen Gesichter umher. Die Jungen sind auf die Bänke gestiegen, beugen sich vor, klatschen leicht und lose in die Knabenhände. Es ist so schön, wenn mal etwas Lustiges kommt. So etwas aus dem Robinson, das Märchen Wahrheit werden läßt. Die Patrouillengänge, die nächtlichen Schleichwege kann man ins Indianerspiel umsetzen, das bei ihnen in Blüte steht heute. Die Großen, die über ihr Alter hinaus groß Gewordenen in dieser Tod und Leben gleich hastig voranstoßenden Zeit, nehmen Modell an anderem. Sie wissen, daß ihre Brüder, die vor 2 Jahren auch noch nicht an Krieg und Soldatsein dachten, jetzt mitten dazwischen sind unter denen: Sprung auf, marsch, marsch! Das gibt ihnen einen Ernst über ihre Jahre. Andere Erlebnisse kommen dazu.

Berta ist es nicht allein.

Aber sie fühlt sich so. Weil ihre nächste Umgebung lacht und schwatzt. Sie sitzt wie auf einer Insel.

Das ist das schwere im Kinderdasein, das Alleinsein unter Kindern und die Kluft, die von dem Erwachsenen trennt. — Der schwarze Mann mit dem langen Stock hat seinen Epilog gehalten. Er ging, wie seine Anfangsrede, weit über die Köpfe der Kleinen weg und verlor sich in der Wölbung der Halle ungehört, weil sein Publikum von dem Souveränitätsrechte, abzulehnen, was ihm nicht zusagt und nicht einzeht, kräftigen Gebrauch macht. Sie haben ja nun alles gesehen und gehört, und damit genug.

Was nicht gepackt hat, bringt auch der Mann mit seiner wohlkonstruierten zusammenfassenden Schlußansprache nicht fertig.

Er kann nicht mehr helfen darüber hinaus.

Er kann Berta den Vater nicht wiedergeben.

Er hat ihr nicht einmal helfen können, sein Grab finden, seine Todesart, das Wie und Wo, das sie peinigte.

Wir gehen heim. Der Massenort, das Kino hat die Wogen der angehenden Menschen ausgeworfen, wie es am Abend die der Großen auswerfen wird. Sie gehen ruhig, verständig, ein wenig langweilig einher. Vorfreude ist immer das Beste. Vielleicht denken sie auch an den Kriegsmittag und lassen die Mäulerchen hängen.

Was meine Berta denkt... ich weiß es nicht. Auch sie ist still für sich. Vielleicht denkt sie, daß es nutzlos ist, sich mit dem eigenen Unglück zu sehr an die erste Stelle zu setzen, sich zu zerreiben, wo so viel sonst auf dem Spiele steht! Wo so viel übermächtiges Geschehen vorliegt, wo so viele ihr Dasein lassen mußten. Und „daß er es nicht allein ist".

Und findet Trost darin für ihr Kinderherz.

Wenn es so ist, hat das „Kino" seine Schuldigkeit getan.

Hans Bauer / Zuversicht

Wir sind nicht mehr so feuerdurchweht,
Nicht mehr die glühenden Flammenberger,
Aber wir fühlen nun fester und stärker:
Deutschland besteht.

Ja, es fehlt ihm wohl dies und das:
Hier ein Großes und da ein Kleines,
Aber wir wissen von ihm nun eines:
Es ist Verlaß.

Rennten sie alle auch wider uns an,
Wäre das Würgen noch wilder und toller:
Wir sind bestärkter und zuversichtsvoller
Als irgendwann.

Ja, wir wissen, ein glückhaftes Los
Schmiedet sich Deutschland im Funkengestiebe,
Denn wir haben zu ihm eine Liebe,
Die ist gut und groß.

Digitized by Google

Hans Bauer / Überführung

Sie fahren einen Toten nach Deutschland hinein.
Der wollte nur dort einmal unter dem Schatten grünender Büsche begraben sein.

Ein blühendes Leben er an den Feind hin trug
Und gab und gab von ihm hin und gab nie genug.

Und setzte es einmal ganz ein in das rasende Spiel
Und vertat es in einer Nacht, in der Nacht, da er fiel.

An Geschützen und Gräbern braust ihn der Zug entlang.
Verdröhnende Donner schreien ihm seinen Sterbegesang.

Auf tun sich bald ihm nun seiner Erde Dorf, Wiese, Berg.
In ihren Schoß er sich heimsehnt vom gewaltigen Tagewerk.

Anbrausend ihm plötzlich ein Schreien entgegenschlägt:
Tausende treuer Soldaten, die ein Zug an die Front hin trägt.

Wie Geraune von Wagen zu Wagen sich's spannt:
„Unser Bruder du, toter Bruder, grüß unser heiliges Land."

Ueberm Rädergeknirsche ein Flüstern da:
„Brüder ihr, meine Brüder, küßt mein Kalvaria."

Und Gruß und Gruß ineinander verschmiegt
Voran den jagenden Zügen fliegt.

Soziale Bewegung

Heinrich Haupt †. In der vergangenen Woche wurde in Mannheim der Parteisekretär der Fortschrittlichen Volkspartei, Heinrich Haupt, zur Ruhe bestattet. Die älteren Leser der „Hilfe" werden sich seiner gut erinnern. Er war eines der treuesten Mitglieder des National-sozialen Vereins und verließ vor etwa 20 Jahren seine buchhändlerische Tätigkeit, um seine Kräfte, volkstümliche Beredsamkeit und seinen unermüdlichen Eifer in den Dienst der Ausbreitung seiner Ueberzeugung zu stellen. Lange Zeit ist er Parteisekretär in Hamburg gewesen, zuletzt in Mannheim. In dem 64jährigen Mann war noch ein jugendlicher Eifer und ein treuer Glaube an die Zukunft. Ehre seinem Gedächtnis!

Sozialreform nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten. Der Reichstagsausschuß für Bevölkerungspolitik hat kürzlich eine Reihe wichtiger sozialpolitischer Beschlüsse gefaßt und in einem wertvollen Bericht dem Plenum des Reichstags zur endgültigen Annahme unterbreitet. Die hier befürworteten Maßnahmen sind nicht bloß deshalb bedeutungsvoll, weil sie den Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern in den kriegswirtschaftlichen Betrieben ein Mindestmaß von Schutz zusichern und die Gewerbeaufsicht und die Unfallverhütung in früherem Maße wiederherzustellen geeignet sind, sondern vor allem deswegen, weil sie Ansätze zu weiteren wichtigen sozialreformerischen Maßnahmen enthalten, und zwar vornehmlich auf dem Gebiete des Lohnschutzes und der Lohnpolitik. Nach dieser Richtung ist besonders bedeutungsvoll die vom Ausschuß geforderte Aufnahme „anständiger Lohnklauseln" namentlich für die weibliche Arbeit in alle behördlichen Lieferungsverträge, sowie die Beibehaltung und der Ausbau der im Kriege zwischen den Unternehmer- und Arbeiterorganisationen entstandenen Arbeitsgemeinschaften in Schlichtungskommissionen und ihres tariflichen Frauenschutzes, wozu alle Verwaltungsbehörden von oben herab veranlaßt werden sollen. Für die Auffassung von Wesen und Aufgaben sozialer und charitativer Hilfstätigkeit nach dem Kriege erscheint es bemerkenswert, daß nach dem Willen des Ausschusses für Bevölkerungspolitik jene sich insbesondere auch der Kinder fabrikarbeitender Mütter annehmen soll. Als Maßnahmen, an die hier der Ausschuß für Bevölkerungspolitik gedacht hat, und die staatliche und kommunale Organe, sowie solche der privaten Fürsorge zu beschäftigen haben werden, seien genannt: Schaffung, Ausdehnung und bessere finanzielle Ausstattung der Beratungsstellen für Säuglingsfürsorge, für Schulkinderpflege und für Kinderhortwesen, Ausbau und Beaufsichtigung der Kinderkrippen, Kindergärten und Schulhorte, Ausgestaltung des Aufsichtswesens für Privatpflegestellen, Schaffung von Kinderheimen. Um endlich den unehelichen Kindern ihr Schicksal und ihr Fortkommen zu erleichtern, wird vom Ausschuß zunächst als wünschenswert bezeichnet, daß bei Bemessung der Höhe der Unterhaltungspflicht der Stand des Vaters berücksichtigt wird und die Unterhaltungspflicht bis zum 18. Lebensjahre des Kindes sich erstrecken soll. Ferner soll die Pfändung des Arbeits- oder Dienstlohnes aus Unterhaltungsansprüchen unehelicher Kinder der Pfändung aus anderen Unterhaltungsansprüchen gleichgestellt und für die Beitreibung der Unterhaltsbeiträge ein vereinfachtes, schnelles, dem Verwaltungszwangsverfahren zur Beitreibung öffentlicher Abgaben ähnliches Verfahren eingeführt werden. Die Bestrafung unehelicher Väter, die sich der Unterhaltungspflicht entziehen, soll wirksamer gestaltet, die Annahme an Kindes Statt erleichtert und die Einrichtung der Generalvormundschaft ausgebaut werden. — So eröffnen sich für die Zeit nach dem Kriege für die Fortführung der Sozialreform erfreuliche Aussichten, namentlich auch, was die ethische und charitative Seite derselben anbelangt.

Vorbildliche städtische Wohnungsfürsorge. Auf eine Umfrage an eine Reihe schlesischer Städte und Landgemeinden über die Kleinwohnungsfrage, Kriegerfiedelungen und Schrebergärten hat der Magistrat der Stadt Breslau geantwortet: „Die Frage des Kleinwohnungsbaues ist hier in einer von beiden städtischen Körperschaften eingesetzten gemischten Kommission und in einem vom Magistrat gewählten Ausschusse bereits eingehend erörtert worden. Beabsichtigt wird, den Kleinwohnungsbau durch Abänderung der Grundsätze über Aufstellung der Fluchtlinienpläne, durch baupolizeiliche Erleichterungen und durch Herabsetzung der öffentlichen Abgaben zu fördern. Preiswertes, zum Kleinwohnungsbau geeignetes Land soll durch Eingemeindungen noch nicht aufgeschlossener Gebiete, durch Herstellung guter und billiger Verbindungen zwischen ihnen und den anderen Stadtgegenden sowie dadurch gewonnen werden, daß für solche Gebiete nur die Erbauung kleiner und mittelgroßer Häuser zugelassen wird. Vor allem versprechen wir uns eine Förderung des Kleinwohnungsbaues durch wirtschaftliche Unterstützung der Bautätigkeit, weil der Kleinwohnungsbau ganz besonders unter dem Mangel an Geld und Kredit leidet. Abhilfe soll hier durch Vereinbarungen mit der städtischen Sparkasse, mit Hypothekenbanken und Versicherungsanstalten über Gewährung erster und zweiter Hypotheken unter Bürgschaft der Stadt geschaffen werden. Ueber die vorgeschlagenen Maßnahmen, die in einer Denkschrift, deren Veröffentlichung wir aber vorläufig nicht für geboten halten, niedergelegt sind, werden sich die städtischen Körperschaften in nächster Zeit schlüssig machen. Für Kriegerfiedelungen sind Maßnahmen hier gleichfalls geplant. Es besteht die Absicht, günstig gelegenes städtisches Gutsgelände für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Die Schrebergartenbewegung wird von der hiesigen Gartenverwaltung nach bestimmten Leitsätzen seit Jahren gefördert. Es bestehen zurzeit sechs große Schrebergartenanlagen mit je über 50 Gärten zu je 200 bis 300 Quadratmetern. Von den zurzeit vorhandenen Kleinwohnungen genügen viele nicht den gesundheitlichen Vorschriften. Gesunde Kleinwohnungen sind nur in bescheidener Zahl vorhanden, die dem Bedarf nicht entspricht."

Sozialpolitische Vereinbarungen beim Friedensschluß. Der Vorstand der Gesellschaft für Soziale Reform hat den Reichskanzler in einer Eingabe ersucht, dahin zu wirken, daß in die Friedensverträge Vorschriften über Arbeiterschutz und Sozialversicherung aufgenommen werden, welche die vertragschließenden Regierungen verpflichten, binnen einer gemessenen Frist gleichartige oder doch gleichwertige Einrichtungen auf den beiden genannten Gebieten zu treffen. Solche auf Gesetz oder Verordnung beruhenden Maßnahmen sollen sich insbesondere erstrecken: 1. Auf Bestimmungen zum Schutz von Leben, Gesundheit und Sittlichkeit aller Arbeiter und Angestellten, vornehmlich auf die Regelung der Ruhezeiten (Sonntagsruhe, Mindestruhezeit, Verbot der Nachtarbeit) und der Arbeitszeiten (Höchstarbeitszeit für Kinder, Jugendliche, Frauen und für Männer in besonders beschwerlichen oder gefährlichen Betrieben); auf die Festsetzung einer Altersgrenze für die gewerbliche Beschäftigung von Kindern und Jugendlichen; auf den Ausschluß von Kindern, Jugendlichen und Frauen von besonders gefährlichen, beschwerlichen und ungeeigneten Berufen; auf entsprechende Maßnahmen zum Schutz der Angestellten in Handel und Gewerbe; auf die staatliche Ueberwachung solcher Schutzvorschriften durch geeignete Beamte; 2. Auf Bestimmungen über Umfang und Art der Versicherung gegen Krankheit, Betriebsunfall, Alter, Invalidität, für Witwen- und Waisenversorgung der Arbeiter in Stadt und Land sowie der Angestellten. Bei dem Abschluß solcher Verträge wird, wie die Eingabe ausführt, der sachverständige Rat des auch im Kriege aufrechterhaltenen Internationalen Arbeitsamts in Basel und der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, denen das Deutsche Reich neben 19 anderen Staaten und 14 Landessektionen angehören, gute Dienste leisten können, nicht minder aber auch Sachverständige aus den vertragschließenden Staaten, insbesondere Vertreter der großen Verbände der Arbeitgeber, Angestellten und Arbeiter. Es empfiehlt sich daher, aus beiden Kreisen sachkundige Persönlichkeiten zu der Beratung und Formulierung der Bestimmungen über Arbeiterschutz und Sozialversicherung als Gutachter hinzuzuziehen.

Das Wachstum der Gewerkschaften. In einem Rückblick auf das Jahr 1917 teilt das „Korrespondenzblatt" der Generalkommission mit, daß vom dritten Quartal 1916 bis zum dritten Quartal 1917 die Mitgliederzahl der sozialdemokratischen Gewerkschaften von 947 564 auf 1 201 770 gestiegen ist, trotz der andauernden Einberufungen. Das entspricht einer Zunahme von 254 206 oder 26,8 v. H. Die Zahl der weiblichen Mitglieder stieg dabei von 185 000 auf 365 000, eine Zunahme um fast zwei Drittel.

Die Generalkommission der Gewerkschaften hat im Einvernehmen mit der Konferenz der Verbandsvorstände die Wünsche der Arbeiterschaft auf dem Gebiet sozialpolitischer Reformen programmatisch zusammengefaßt, in einer Denkschrift zusammengestellt und den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches und der Bundesstaaten übermittelt. Die Denkschrift führt den Titel: „Sozialpolitische Arbeiterforderungen der deutschen Gewerkschaften." Sie umfaßt 18 Gruppen von Forderungen, die sich erstrecken auf die sozialpolitische Organisation und Statistik, die Arbeitervertretung, das Organisationsrecht, das Tarifvertragsrecht, die Schiedsgerichte und Einigungsämter, das Arbeitsrecht, den Arbeiterschutz und die Inspektion, die Arbeiter- und Angestelltenversicherung, die Rechtsprechung, die Arbeitsvermittlung, das Genossenschaftswesen, die Staats- und Monopolbetriebe, die Wirtschaftspolitik, die internationale Sozialpolitik, die Volksernährung, die Wohnungsfürsorge, die Volkshygiene und die Volkserziehung.

Die Gewerkschaftsforderungen auf diesen Gebieten sollen helfen, das neue Deutschland der vollen Gleichberechtigung der Arbeiterklasse aufzubauen. Sie sollen eine Neuorientierung der Sozial- und Wirtschaftspolitik herbeiführen und die friedliche Neuschöpfung des Reiches gestalten helfen. In der Begründung heben die Gewerkschaften ausdrücklich hervor, daß Steuerfragen, Wehrpflicht und vor allem das Wahlrecht die Arbeiter in noch höherem Maße interessieren als diese sozialpolitischen Fragen. Sie bekennen sich zu dem Worte des Professors Anschütz. „Wohlfahrts- und Versorgungseinrichtungen sind gut, allgemeine Teilnahme des Volkes am Staat, politische Gleichberechtigung, Einheit von Volk und Staat, kurz Demokratie in diesem Sinne sind besser." Sie betonen zugleich das besondere Interesse der Gewerkschaften am wirtschaftlichen Schutz der Schwachen und wollen die im sozialpolitischen Arbeiterprogramm aufgestellten Forderungen zum Gegenstand einer großzügigen Propaganda machen.

Büchertisch

Aus Asklepios' Werkstatt. Plaudereien über Gesundheit und Krankheit. Von Professor Dr. Carl Ludwig Schleich. Geheftet 3 M., gebunden 4 M. 268 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1916. — **Zwei Jahre kriegschirurgischer Erfahrungen aus einem Berliner Lazarett.** Von Professor Dr. Carl Ludwig Schleich. Geheftet 1 M. 82 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1916.

Der Verfasser gehört zu jenen seltenen Aerzten, denen es gegeben ist, nicht nur in der Praxis ihres Berufes, sondern auch mit der Feder Außerordentliches zu leisten. Um seine Wissenschaft verdient durch anregende und aufschlußreiche Theorien und vortrefflich bewährte praktische Verfahren, versteht er es, die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit als Schriftsteller in glänzender Form vorzutragen. Eine ganz besonders glückliche Begabung hat er, Resultate seiner Wissenschaft zu popularisieren. Doch bei ihm keine Spur von jener Oberflächlichkeit und Seichtheit, an die man bei dem Worte popularisieren nur zu oft und nur zu berechtigterweise denken muß. Dazu ist Schleich ein viel zu originneller, philosophisch veranlagter Kopf. Siehe seine Bücher: „Von der Seele" und „Vom Schaltwerk der Gedanken"! In der kleineren der oben genannten Schriften spricht er hauptsächlich von seinen kriegschirurgischen Versuchen und Erfolgen, in der größeren spannt er den Rahmen weiter. Einige Ueberschriften sollen den Reichtum des Inhaltes andeuten: Gnadentod, Krebsproblem, Toleranz, vom Herzen, vom Schmerze, Schlaflosigkeit, Entfettung, Ueberempfindlichkeiten, Ernährung, Von den Reparatur- und Flickanstalten der Natur, Seekrankheiten, Was ist Krankheit? und noch vieles andere. Diese Schriften des Professors Schleich und auch seine anderen, hier nicht genannten, seien wegen des originellen Inhaltes und der meisterhaften Form nachdrücklichst empfohlen. F. O.

Josef Viktor von Scheffel: Gesammelte Werke, herausgegeben von Dr. Artur Kutscher, o. ö. Universitätsprofessor, München, Verlag Parcius & Co., München, (1917). 3 Bände: 480, 376, 215 Seiten. Preis gebunden 10 M.

Seit Scheffel frei geworden ist, sind nicht so viele Neuausgaben erschienen, wie es sonst bei derartigen Anlässen der Fall zu sein pflegt. Dieser Umstand deutet, scheint mir, darauf hin, daß Scheffel für unsere Zeit nur noch eine geringe Bedeutung hat. Darum wird eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke nur bei Gelehrten und Antiquaren Interesse finden. Doch gibt es noch genug von Scheffel, was auch in unserer Zeit nicht vergessen werden soll, und diesem Teil hat der Münchener Professor Artur Kutscher in den drei hübschen Bänden der genannten Ausgabe in wesentlich richtiger Auswahl vereinigt. Damit ist die Berechtigung und der Wert dieser Ausgabe gekennzeichnet. Die Einleitung zeigt des Dichters Lebenslauf in ruhiger Darstellung, und die Spezialeinleitungen zu den einzelnen Werken bringen in gedrängter Kürze das nötige Material und geben knappe und gehaltvolle Urteile über die einzelnen Werke, denen im wesentlichen zuzustimmen ist. Die Ausgabe ist hübsch ausgestattet und nicht teuer, verdient daher alle Empfehlung. F. O.

Briefkasten

Gefr. Schn. Ihre Auffassung, daß die Kündigung von Wohnungen durch ein während des Krieges ergangenes Gesetz verboten worden sei, ist irrtümlich. Wohl aber ist am 26. Juli 1917 eine Bundesratsverordnung zum Schutze der Mieter erlassen worden, die diesen das Recht gibt, im Falle einer Kündigung das am Orte bestehende Mieteinigungsamt anzurufen, damit dieses über die Wirksamkeit der Kündigung, über die Fortsetzung des Mietverhältnisses und seine Dauer sowie über eine Erhöhung des Mietzinses im Falle der Fortsetzung bestimmt. Das Amt muß unverzüglich, nachdem die Kündigung erfolgt ist, angerufen werden. Das Amt hat seine Entscheidungen nach billigem Ermessen zu treffen, sie sind endgültig und unanfechtbar. In denjenigen Gemeinden, in denen ein Mieteinigungsamt nicht besteht, ist durch eine spätere Bundesratsverordnung das Amtsgericht mit den gleichen Befugnissen ausgestattet worden.

Auf diese Weise ist es denjenigen Mietern, welche durch eine Kündigung in ihren berechtigten Interessen bedroht zu sein glauben, ermöglicht, die Entscheidung einer unparteiischen Behörde einzuholen.

Die Leser, denen die „Hilfe" vom Briefträger ohne Streifband-Umschlag zugestellt wird, wollen sich bei Verspätungen oder gänzlichem Ausbleiben der Hefte stets mit der Beschwerde an das Postamt oder den Briefträger wenden. Es ist dies der schnellste Weg zur Abhilfe.

Bücherwünsche aus dem Felde: Noten für Männerchor, Hefte des Literarischen Echo.

Starnberg: Hilfeleser, die sich an der Gründung einer Ortsgruppe des Volksbundes für Freiheit und Vaterland beteiligen wollen, werden vom Rechtsanwalt Robert Held in Starnberg gebeten, ihm ihre Anschrift mitzuteilen.

Druckfehlerberichtigung: In dem Potthoffschen Aufsatz „Niedergang der Wirtschaftsmoral" in Heft 1, Seite 6, rechte Spalte, 4. Abs., hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Nicht das „Aufsichtspersonal" sondern das „Aushilfspersonal" der Behörden ist den Versuchungen der Kriegskonjunktur erlegen und hat dem guten Rufe des deutschen Beamtentumes schweren Schaden zugefügt.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 1 M.: Vizef. H. im Felde, 1,50 M.: Insp.-Stellv. D. im Felde, 2 M.: Uffz. K. im Felde, Lt. B. im Felde, 5 M.: San.-R. Dr. S. in B.

Bücher für Armee und Marine: Frau Dr. B.-L. in Crefeld: 15 Bücher und Hilfe-Nummern, Frl. K. und P. in Berlin: 8 Bücher, Gefr. Sch. im Felde: 10 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

24. Januar 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 4

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Hsimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Selbstbestimmung der Völker. — **Axel Schmidt:** Die Wiedergeburt der Ukraine. — **Hauptmann Ludwig Bruns:** Max Eyths Briefe aus England 1870/1871.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 13. Januar.

Im allgemeinen bemühen wir uns, in der Kriegschronik möglichst wenig von den unerfreulichen Gegensätzen innerhalb der deutschen Politik zu sprechen. Das Volk als Ganzes tut seinen Kriegsdienst im Feld und zu Hause, weil ihm bei der geschichtlichen Sachlage gar nichts anderes übrigbleibt. Fast jedermann würde einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen annehmen, wenn er morgen vorhanden wäre. Da dies aber nicht der Fall ist und kein sehr bestimmtes Gefühl dafür besteht, daß mehr Forderungen den Frieden noch unmöglicher machen, so hat man vielfach auch nichts dagegen, wenn höhere Forderungen für Ost und West und Uebersee ausgesprochen werden. Falls dieses ohne Terrorismus und ohne beständige Verleumdung von Andersgesinnten und insbesondere der Reichstagsmehrheit geschähe, so würde es nicht anders zu beurteilen sein, als die berechtigte Aeußerung jeder sonstigen politischen Meinung. Die Folge aber der Bestrebungen der Vaterlandspartei ist zurzeit, daß keine Regierung ganz fest im Sattel sitzt. Kaum haben die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk begonnen, so wird der deutsche verantwortliche Staatssekretär von Kühlmann angegriffen, als sei er entweder unfähig oder schlechten Willens. Es werden Gerüchte verbreitet, als ob General Ludendorff um Versetzung in eine andere Dienststelle bitten würde, wenn Staatssekretär von Kühlmann nicht andere, und zwar entgegengesetzte Instruktionen erhielte. Gerade der heutige Sonntag ist zum Ueberlaufen voll von derartigem schädlichen Getriebe. Solche Störung der Regierung in ihren schwersten Handlungen wird nun von zahlreichen einfachen Leuten damit verteidigt, daß ja doch der Großadmiral Tirpitz und die übrigen Veranstalter der großen Agitation ihrerseits auch Leute von Kenntnis und gutem Willen seien. Man kann das ruhig zugestehen, ohne ihre schädlichen Disziplinlosigkeiten zu billigen. So gut das ganze Volk ein einheitliches Vertrauen zur militärischen Leitung des Hauptquartiers hat, muß es sich in gleichem Vertrauen hinter seine Vertreter der auswärtigen Politik stellen, wenn diese nicht von vornherein in eine fast unmögliche Lage versetzt sein sollen. Es ist jetzt weniger eine Vaterlandspartei notwendig, als eine einfache vaterländische Pflichterfüllung.

Fürst Isenburg-Birstein, Chef der Militärverwaltung Litauens, ist auf seinen Antrag von seiner Stellung enthoben worden. Jetzt wird erfolgreicher für eine Verständigung zwischen dem neuen Staate Litauen und dem Deutschen Reiche gearbeitet werden können.

Montag, 14. Januar.

Die völkerrechtliche Selbständigkeit der ukrainischen Republik ist in Brest-Litowsk sowohl von den Vertretern der mitteleuropäischen Mächte wie vom russischen Minister des Auswärtigen, Trotzki, anerkannt worden. Die ukrainische Delegation wird als selbständige Vertretung betrachtet, und es wird versucht, einen Frieden zwischen uns und der Ukraine herzustellen. Der Wunsch der Polen, in ähnlicher Weise als selbständiger Staatskörper anerkannt zu werden, hat bisher noch keine Berücksichtigung gefunden, und zwar protestiert Trotzki, weil die Feststellung der Selbständigkeit Polens noch nicht in den Formen einer Volksabstimmung vorliege. Demgegenüber kann mit Recht darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch die gegenwärtige Regierung der Ukraine keineswegs durch eine durchgeführte normale Volksabstimmung entstanden ist und daß es zurzeit auch in der Ukraine noch sich gegenseitig bekämpfende Herrschaftsgruppen gibt. General Hoffmann, der Vertreter des deutschen Hauptquartiers in Brest-Litowsk, verwahrt sich gegen die taktlose Art, in der die offizielle russische Propaganda von den deutschen Friedensvertretern redet. Trotzki glaubt damit antworten zu können, daß es der deutschen Regierung ja erlaubt sei, in derselben unpolierten Art öffentlich aufzutreten. General Hoffmann sagt: „Die russische Delegation spricht mit uns, als ob Sie siegreich in unserem Lande ständen und Bedingungen diktieren könnten. Ich möchte darauf hinweisen, daß die Tatsachen entgegengesetzte sind. Das siegreiche deutsche Heer steht in Ihrem Gebiet!" Daß derartige Zwischenspiele nötig sind, ist kaum verwunderlich und braucht nicht sofort tragisch genommen zu werden. Sachlich erklärt General Hoffmann, daß die Völker der besetzten Gebiete ihrem Wunsch der Lostrennung von Rußland bereits klar und unzweideutig Ausdruck gegeben haben, und zwar die kurländische Landesversammlung am 21. September 1917, der litauische Landesrat am 11. Dezember, die Stadtverordnetenversammlung in Riga und die Vertreter der Ritterschaft der ländlichen, städtischen und kirchlichen Gemeinden auf Oesel, Dagö und Moon im Dezember. Eine Räumung Kurlands, Litauens, Rigas und der Inseln muß aus verwaltungstechnischen Gründen zurzeit abgelehnt werden, weil damit beim Mangel eigener Verwaltungsorgane zunächst Anarchie eintreten würde.

Dienstag, 15. Januar.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" teilt mit, daß eine Regierungskrise nicht besteht. Es haben Besprechungen des Kaisers mit dem Kronprinzen, dem Reichskanzler und Hindenburg stattgefunden. Es liegen aber keine sachlichen Differenzen vor, die eine Entscheidung im Kronrat verlangten.

Sehr auffällig scheint die Art zu sein, mit der die russische Bolschewiki-Regierung sich für die bevorstehende verfassunggebende Versammlung eine Mehrheit sichert. Wenn die uns zugegangenen Nachrichten richtig sind, so ist eine Anweisung ergangen, daß in allen Gouvernements, wo die gewählten Abgeordneten zum rechten Flügel der Partei der Sozialrevolutionäre oder einer anderen rechtsstehenden Partei gehören, diese Abgeordneten unverzüglich zurückgerufen werden müssen und daß im Falle einer Weigerung, sich zu unterwerfen, Neuwahlen ange-

ordnet werden sollen. Wie sich dieses Verfahren zu den Rechtsauffassungen der radikalsten Demokratie verhält, müssen die Russen unter sich ausmachen. Wir beanstanden nur die russische Verwerfung der polnischen und litauischen aktivistischen Regierungen, solange die russische Regierung selbst sich nicht auf den Boden eines unbedingt geltenden Wahlrechtes stellt.

In Frankreich ist der vielumstrittene frühere Ministerpräsident Caillaux verhaftet worden. Es sei ein Schriftstück aufgefunden worden, dessen Bedeutung und Wichtigkeit nicht gestatte, Caillaux länger auf freiem Fuß zu lassen. Clemenceau hat also den Kampf gegen seinen Widersacher in der denkbar schärfsten Form aufgenommen.

Mittwoch, 16. Januar.

Im Hauptausschuß des Deutschen Reichstags gibt General Friedrich einen Bericht über das Verfahren der französischen Kriegsverwaltung und der Bevölkerung gegenüber den deutschen Kriegsgefangenen. In den Verhandlungen über den Austausch von älteren Familienvätern haben die Franzosen den Vorschlag, 20 000 gegen 20 000 auszutauschen, abgelehnt. Die Deutschen schlugen dann vor 5000 Franzosen gegen 4000 deutsche Familienväter, sie aber verlangten noch mehr Bevorzugung der Franzosen. Wir haben in Deutschland 410 000 gefangene Franzosen und über 7000 französische Offiziere, mindestens doppelt so viel wie die Franzosen Gefangene von uns. Wenn unwürdige Behandlung nicht aufhört, so müssen auf unserer Seite die Gegenmaßregeln gesteigert werden. Prinz zu Schönaich-Carolath führt aus, es sei nicht zu verstehen, wie französische Damen besserer Stände deutsche Gefangene beschimpfen und mit Regenschirmen schlagen. Man könne in Deutschland sehr häufig französische Gefangene auf den belebtesten Straßen bei ihrer Arbeit sehen, ohne daß ihnen die geringste Unbill zugefügt wird. Die Behandlung der deutschen Gefangenen in England ist sehr viel besser und bietet zu besonderen Klagen keinen Anlaß. General Friedrich sagt: Die französische Ritterlichkeit ist Firnis. Der Engländer ist ganz anders.

Donnerstag, 17. Januar.

Da die Verhandlungen von Brest-Litowsk öffentlich geführt werden, so können die Völker einigermaßen in die Mechanik eines entstehenden Friedensschlusses hineinsehen. Es ist selbstverständlich, daß neben den öffentlichen Hauptverhandlungen privatere Besprechungen und Kommissionssitzungen unvermeidlich sind. Immerhin aber hören wir Herrn v. Kühlmann und Trotzki als die zwei Hauptwortführer sich gegenseitig vor dem ganzen Erdkreis unterhalten. Da ihre Unterredung nicht als Schöpfung eines großen Dichters entsteht, sondern als wirklicher Sitzungsvorgang, so enthält sie naturgemäß zahlreiche Breiten und Umständlichkeiten. Oft kann gerade das Wesentlichste nicht mit nackten Worten gesagt werden. Wenn beispielsweise die Bolschewiki ein so überaus großes Gewicht darauf legen, daß die Abstimmung der Zwischenvölker über ihr künftiges Schicksal nach Rückkehr der Abgewanderten und nach vollständigem Abmarsch der deutschen Truppen stattfinden solle, so ist jedem Wissenden klar, daß sie eine furchtbare, radikale Agitation über diese Länder ausgießen wollen, wobei die aus Rußland Heimgekehrten und Revolutionssoldaten die Hauptrolle spielen sollen. Die deutsche Regierung handelt zweifellos im wohlverstandenen Interesse der betreffenden Länder und ihrer zukünftigen Entwicklung, wenn sie ihnen den Terrorismus der Revolution ersparen will. Das alles kleidet sich nun in die Form einer formalistischen Auseinandersetzung über die Vorbedingungen und den Zeitpunkt der Selbstbestimmung. Auch in der Frage, ob die Meinung der Zwischenvölker durch Wahl von Volksvertretern oder durch direkte Volksabstimmung (Referendum) der Sache angemessener sei, wird im Grunde um die Revolutionierung oder Nichtrevolutionierung von Polen, Litauen und Kurland gerungen. Man darf nie vergessen, daß Trotzki und seine Leute die friedliche Entwickelung auf Grundlage der bisherigen Rechts- und Besitzverhältnisse überhaupt nicht wollen, weder in Rußland noch in Polen noch sonstwo in der übrigen Welt. Die einzelnen Abschnitte der Unterredungen können wir in der Kriegschronik nicht berücksichtigen, weil dieses weit über den zur Verfügung stehenden Raum hinausgehen müßte. Bis heute ist hervorzuheben, daß die Verhandlungen mit den Ukrainern, wie es scheint, getrennt geführt werden und daß nur in den Hauptsitzungen die ukrainische Delegation gleichfalls anwesend ist. Gegen die Vertretung Polens wehrt sich Trotzki immer wieder mit der Begründung, daß die gegenwärtige polnische Regentschaft als Ausdruck des Volkswillens nicht angesehen werden könnte. Natürlich ist es den Polen sehr peinlich und muß von ihnen als Benachteiligung empfunden werden, wenn beispielsweise die Ukrainer in der Lage sind, ihre Forderungen auf den Bezirk Cholm innerhalb der Friedensversammlung zum Ausdruck zu bringen, sie selbst aber vor den Türen stehenbleiben müssen.

Da alle nördlichen Fronten in Schnee begraben liegen, ist nur an der italienischen Front eine gewisse militärische Bewegung.

Freitag, 18. Januar.

Die Oberleitung des russischen Bolschewiki-Staates verlangt von der rumänischen Restregierung die Freilassung verhafteter russischer Soldaten und Offiziere und Bestrafung militärischer Behörden, die sich gegen diese Russen unlegal verhalten haben. Falls eine Antwort innerhalb 24 Stunden nicht erfolgt, soll das als Bruch betrachtet werden, und die nachdrücklichsten militärischen Maßnahmen werden nicht ausbleiben. Gleichzeitig ordnete der Ausschuß des Sowjet in Odessa die Beschlagnahme der dort liegenden rumänischen Schiffe an. Darunter befinden sich zwei Torpedoboote und drei Kanonenboote, die nun eine bolschewistische Besatzung erhalten. — Man sieht aus diesem Vorkommnis, daß die Regierung Lenins sich von kleinen Nützlichkeitsbedenken nicht zurückhalten läßt, auch einem bisherigen Bundesgenossen kurzerhand den Krieg zu erklären. Ob freilich eine Leninsche Truppe in oder bei Jassy vorhanden ist, wissen wir nicht. Es scheint nach diesem Erlaß, als ob die Bolschewiki in Odessa zurzeit die Führung besitzen, obwohl Odessa zum Gebiet der Ukraine gerechnet werden müßte. Ueberhaupt fehlt offenbar eine Abgrenzung dessen, was Ukraine ist.

Nachdem die tapfere deutsche Kolonialarmee Deutsch-Ostafrika hat verlassen müssen, tritt sie in Portugiesisch-Ostafrika als kriegsfähig auf. Eine offiziöse Bekanntmachung aus Lissabon besagt, daß acht deutsche Kompagnien das Gebiet von Makaricka besetzten und starke Stellungen mit Maschinengewehren angelegt haben. Man erwarte in den nächsten Tagen einen Kampf. Auch von anderen portugiesischen Stellen werden Deutsche gemeldet.

Auch in Amerika beginnt infolge der starken Kriegsbeschäftigungen Kohlenmangel in der Industrie. Es verlautet, daß die Regierung alle Fabrikanlagen mit Ausnahme derjenigen, die Lebensmittel erzeugen, zehn Wochen lang jeden Montag außer Betrieb setzen wird. Die Geschäftsgebäude dürfen fünf Tage in der Woche geheizt werden.

Sonnabend, 19. Januar.

Die Verhandlungen mit den Vertretern der Ukraine nehmen einen befriedigenden Fortgang. Es wird in die Beratung des künftigen wirtschaftlichen Austausches eingetreten. Eine nicht uninteressante Frage ist, womit Deutschland die etwa möglichen Getreidelieferungen bezahlt, falls die Bolschewiki-Regierung, um ihrerseits Brot zu erhalten, Teile ihres Goldschatzes anbieten sollte.

Wie sehr die russische Revolutionsregierung Mangel an Nahrungsmitteln hat, ergibt sich aus einem Funkspruch über die hungernde Armee: „An der Front ist keine Verpflegung vorhanden. Es gibt keine Zufuhren. Die Regimenter leiden buchstäblich Hunger. Die Zukunft des Landes, die Zukunft der Revolution ist in Euren Händen!“ Es heißt weiterhin: „Eure Geduld ist durch die Ueberfälle marodierender Banden erschöpft, aber beißt die Zähne zusammen und handelt im Namen des Volkswohles, im Namen der in Qualen daniederliegenden sozialistischen Staatsordnung. Mit den Räubern werden die Soldaten der sozia-

russischen Armee unbarmherzig abrechnen. Sie werden es nicht zulassen, daß die Nichtswürdigen den Namen des Volkes beschimpfen und das Glück ihrer Mitbürger vernichten. — Welche Greuel mögen dem russischen Volke noch vorbehalten sein?

„Reuters" Büro meldet aus Petersburg: Die bolschewitischen Volkskommissare haben die Verhaftung des Königs von Rumänien verfügt, der nach Petersburg geführt wurde. Es wird erlaubt sein, vorläufig ein Fragezeichen hinter die Nachricht zu stellen.

Der frühere ungarische Ministerpräsident Graf Tisza hielt eine Rede gegen die Pazifisten und radikalen Strömungen in Ungarn. Es gebe Leute, die eine Nachahmung der russischen Ereignisse auf ungarischem Boden spielen wollten. Er verlangt die Schaffung einer ungarischen Armee, die Herabsetzung der Arbeitslöhne zum Zweck der Sicherung der ungarischen Industrie und die Herstellung einer Verständigung im Wahlrechtskampfe gegenüber allzu radikalen Forderungen. Darin ist die Annäherung Tiszas an das Ministerium Wekerle enthalten. Gegen den Radikalismus der Gruppe des Grafen Karoly wird die Notwendigkeit von vereinigten Ordnungsparteien verkündet, worin zugleich eine Abschwächung der vom König versprochenen Wahlreform liegen würde.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 13. Januar.

Der sonntägliche Personenzug trägt den Nachbarverkehr von Stadt und Land in überwältigender Fülle. Schaffner und Schaffnerinnen kämpfen für die staatliche Autorität gegen die Nichtachtung von Klasse, Rauchverbot und Gepäckbeschränkung. Unser eingewachsener frommer Respekt vor der Beamtenuniform beginnt in lauter notgedrungenen Unbotmäßigkeiten unterzugehen. Dabei sind die Menschen aber miteinander freundlich und voll Galgenhumor. Wenn man ihren Gesprächen über Reisen, Essen und Krieg zuhört, stellt sich unwillkürlich die Frage ein: worin besteht eigentlich dieser Durchschnittspatriotismus? Nicht in einer feurigen Opferbereitschaft — jeder ist längst wieder in mehr oder weniger anspruchsvoller Weise sich selbst der Nächste geworden und erwartet das gleiche auch beim anderen —, vielmehr in einem gutwilligen Hinnehmen des Unabänderlichen, in dem viel blasse Passivität steckt, aber zugleich doch im letzten Grunde der Glaube, daß nicht nachgegeben werden darf und das Einverständnis mit dem „Durchhalten".

Die Schneedämmerung im unerleuchteten Zug erhöht die Mitteilsamkeit der Reisenden. Auf den tiefverschneiten Feldern am Waldrande stehen ganze Rudel von Rehen und wühlen nach Gemüseresten. Ueber den Schnee soll man sich freuen für die Landwirtschaft, aber der Transport in den städtischen Straßen wird ein unlösbares Problem!

Das Kriegsernährungsamt hat eine Konferenz über den Schleichhandel mit Vertretern der Industrie abgehalten. Die Praxis eines großen Teils der Betriebe, Nahrungsmittel über Höchstpreis einzukaufen, hat zugestandenermaßen zur Unterminierung der Ernährungspolitik geführt. Abhilfe ist nur möglich, wenn die Lebensmittel zu legalen Preisen faßbar sind.

Montag, 14. Januar.

Die Gesellschaft für soziale Reform hat in einer Eingabe an den Reichskanzler verlangt, daß in die Friedensverträge Vorschriften über Arbeiterschutz und Sozialversicherung aufgenommen werden. So bedenklich es einem auch erscheint, die Friedensbedingungen zu belasten mit Einzelforderungen, die ohne Zweifel sehr lange und eindringende Debatten nötig machen, so richtig ist der Grundsatz, daß Teile eines Verständigungsfriedens, die Sicherung des Arbeiterschutzes gegen Schmutzkonkurrenz sozialpolitisch unentwickelter Länder sein sollte.

Ueber die Kohlenfrage erfahren wir, daß die Lücken der Kohlenproduktion jetzt Ursache der Versorgungsschwierigkeiten sind. Die Produktion leidet zwar unter Mangel an Arbeitskräften und Rückgang der Leistungsfähigkeit der Bergarbeiter, ist aber trotzdem dem Friedensstand allmählich wieder nahegebracht. Die Kohlennot ist vielmehr jetzt im Winter wesentlich eine Transportfrage, die durch weitere Einschränkungen des Personenverkehrs gelöst werden soll. Es wird gesagt, daß die schwierigste Zeit diese Wochen sind — was ohne weiteres einleuchtet — und dringendst gemahnt, überflüssige Reisen zu unterlassen. Es gibt — wie man sich aus Reisezielgesprächen in der Bahn leicht überzeugen kann — immer noch viele Leute, die kein Weltkrieg und keine vaterländische Transportnot daran irremacht, daß sie notwendig ihre Tante besuchen müssen.

Dienstag, 15. Januar.

Die deutsche Verwaltung veranstaltet ein großes Inventarisationswerk über die belgischen Kunstdenkmäler — eine beredte Anerkennung für das stille Fortbestehen aller Friedenskulturarbeit und ihrer Ziele in der immer härter und karger werdenden Zeit.

Die „Werkstattflucht" der Lehrlinge wegen der großen Verdienstmöglichkeiten in der ungelernten Arbeit wird ein immer drückenderes Zukunftsproblem. Es wird vorgeschlagen, die Einstellung von jungen Arbeitern, die aus der Lehre entlaufen sind, von der Zustimmung der Handwerkskammern einerseits, der Vormundschaftsbehörden anderseits abhängig zu machen.

Das Oberkommando hat nun auch für Hamburg die Einwohner in vollem Umfang für die Beseitigung des Schnees auf den Straßen verantwortlich gemacht. Infolgedessen schwindet der schlechthin unmögliche Zustand der Fahrdämme, in denen gelbbrauner Schnee wie knietiefer Wüstensand alle Fortbewegung zu einer harten Arbeit macht, mit überwältigender Geschwindigkeit. Blau- und weißgestreifte Dienstmädchen, Backfische in Sportjacken, Schüler, Kinder jeden Alters kratzen, schaufeln und schieben mit den verschiedenartigsten Werkzeugen zwischen Straßenbahngleisen und auf den Bürgersteigen und häufen Riesenwälle zwischen Bordstein und Fahrdamm. Im Innern der Stadt wird der Schnee sogar bis zu den Fleeten getragen — in Kisten, Körben und den abenteuerlichsten Behältern. Und über all die Mühe, fällt neuer Schnee in sanfter Beharrlichkeit, die beinahe etwas Hämisches hat.

Mittwoch, 16. Januar.

Eine Reichstagsersatzwahl im Kreise Bautzen-Kamenz, die nicht burgfriedlich vorgenommen wurde, ist als Stichprobe der inneren Gesamtstimmung bezeichnend. 7000 kons., 6400 sozialdemokratische, 3500 liberale Stimmen neben 5000 Stimmenthalten. Der Vorsprung der Konservativen ist weit geringer als 1912 — als sie auch mit den Sozialdemokraten in die Stichwahl kamen. Im übrigen beweist der Ausfall der Wahl die geringe Verschiebung der Meinungen.

Eine Versammlung der Vaterlands-Partei in Frankfurt a. M. ist durch lärmende Opposition gesprengt, ehe sie beginnen konnte. Es ist niederdrückend zu denken, daß wir uns untereinander zu Boden schreien mitten in diesem gemeinsamen Kampf nach außen.

In Kiel wimmeln die Straßen von schneeräumenden Marinern. Das schöne Bild der über dem Wasser aufragenden Eisengerüste der Werften, von deren schwarzem Linienwerk die großen Bogenlampen ein seltsames Schattenspiel gegen den Schneehimmel und über das dunkle Wasser werfen, ist immer wieder so eindrucksvoll.

Der preußische Wohnungsgesetzentwurf ist im Herrenhause einstimmig angenommen, nach einer Debatte, die das Haus auf der Höhe sozialreformerischer Einsicht zeigte — als wolle es beweisen, daß es sein Dasein auch heute verdiene.

Im Preußischen Landtag hat eine Aussprache über das Frauenwahlrecht stattgefunden, die alles andere als Neuorientierung war, vielmehr betrüblichste Wiedergeburt von Gedanken und Gründen, die seit Kriegsausbruch unberührt durch alles, was sich seitdem geändert hat, im Schrank hingen. Vielleicht wird der kreißende Berg die winzige Maus der Zulassung von Frauen zu städtischen Deputationen bringen — noch wieder vorsorglich beschränkt auf die Wohlfahrtspflege!

Digitized by Google

Donnerstag, 17. Januar.

Der preußische Staatshaushaltplan für 1918 weist gegen das laufende Rechnungsjahr einen Mehrbetrag von 1½ Milliarde auf. Die Deckung der Mehrausgaben, deren Hauptposten drei Teuerungszuschüsse an die Beamten darstellen, soll zum Teil durch Erhöhung der Eisenbahntarife erfolgen, zum Teil durch Steuerzuschläge. Erfreulicherweise ist, worauf der Finanzminister bei Eröffnung der Etatsberatung des Abgeordnetenhauses ausdrücklich hinwies, ein größerer Betrag für Wohnungsfürsorge ausgesetzt. Die Einbußen des Staates in den 4 Kriegsjahren sind niedriger als erwartet werden konnte. Das Defizit der Kriegsjahre betrug: 1914 116,2 Millionen, 1915 96,4 Millionen, 1916 105,2 Millionen, 1917 70 Millionen Mark.

Zufolge dem Antrag der Fortschrittlichen Volkspartei ist die Wählbarkeit der Frauen für städtische Deputationen, soweit sie der sogenannten Fürsorge dienen, sowie für Schulkommissionen (Zentrumsantrag) angenommen. Daß wir darüber in Konvulsionen der Dankbarkeit ausbrechen, wird niemand verlangen können!

Freitag, 18. Januar.

Einen sehr schmerzlichen Eindruck hat man von der Angelegenheit des Vorsitzenden des Bundes der Kriegsbeschädigten, der in seinem Verbande zur Ablegung der Kriegsauszeichnungen als Protestausdruck aufgefordert hat und dem vom Oberbefehlshaber in den Marken infolgedessen die Tätigkeit für den Verein untersagt ist. Man weiß nicht, worüber man trauriger ist: über die zertretene Würde des Eisernen Kreuzes, das wir in der Heimat immer noch wieder nicht sehen können, ohne den Dank mitzufühlen, den es ausdrücken soll, oder über die Bitterkeit, die in einem solchen Beschluß liegt, oder über die Härte der Maßregelung!

Trüberes als so einen tauenden Winterabend in dunklen Straßen kann man sich nicht denken. Die Umrisse der riesigen Schneewälle an den Rändern des Fahrweges erkennt man nur undeutlich, unter den Füßen lauern Löcher mit unsichtbarem Schneewasser, und indem man seinen Weg zum Volksheim des unbekannten Arbeiterviertels durch sanft rieselnden Regen sucht, stellt man sich den Soldaten im nassen Schützengraben vor, der die Füße nie ins Trockene bekommt, und weiß nun für eine halbe Stunde, was unentrinnbares Schneewasser bedeutet. Draußen in der kleinen Versammlung der Frauen mit den müden und versorgten Gesichtern will sich die Last des Krieges schwer auf die Seele legen — weil man sich so klarmachen muß, wie arm an Freuden alle diese kleinen Leben geworden sein müssen und mit wie leeren Händen man vor ihnen steht. Dann ist es doppelt tröstlich, wenn ein Aufleuchten in einem Paar stumpf gewordener Augen und ein Lächeln um verhärmte Lippen offenbart, daß immer noch eine Kraft da ist, die von innen heraus den Bann der Müdigkeit zerbricht.

Sonnabend, 19. Januar.

Im Landtagsausschuß zur Wahlreform werden die langatmigsten Debatten über prinzipielle Fragen geführt, in denen jeder vom anderen durchaus vorher weiß, was er sagen wird. Ein Repetitorium aller ehemals gehaltenen Programmreden und nicht einmal ein gutes.

Die Beschäftigung nach den Nachweisungen der Krankenkassen am 1. Dezember zeigt eine Steigerung der männlichen um 0,22 v. H. und der weiblichen um 0,87 v. H. Wir haben jetzt 3,735 Millionen männliche und 4,076 Millionen weibliche Kassenmitglieder. Immer noch also scheint die wirtschaftliche Spannkraft zu steigen.

Naumann / Selbstbestimmung der Völker

1.

Die Völker wollen *nicht Gegenstände eines diplomatischen Handelsgeschäftes* sein, wollen nicht erobert, verkauft und annektiert werden, als seien sie Herden von Nutzvieh. Man soll sie nicht teilen, trennen, zusammenwerfen, ohne daß sie dabei befragt werden. So verlangt es die demokratische Idee, so fordern es Wilson und Trotzki, und so entspricht es der Weltmeinung. Es soll keine Knechtsvölker geben, keine Aristokratie der Nationen, keinen Imperialismus. Sind alle Völker frei im Sinne der Selbstbestimmung, so wird für alle Zeiten eine der größten Kriegsursachen beseitigt sein. Darum legt ihnen selber ihr Schicksal in die Hand!

2.

Legt, *ihr Engländer*, die irische Zukunft in irische Hände! Wartet ab, ob die Rechte der Bewohner der grünen Insel eure Gemeinschaft von selber suchen werden; gebt ihnen einen großen Tag der Selbstbestimmung! Fragt, ihr Amerikaner, eure Neger, wie sie sich staatlich einrichten wollen; ob sie dort, wo sie Mehrheit sind, eine eigene Verwaltung wünschen, welche Minderheitsrechte sie den Weißen gewähren wollen und ähnliches! Geht, ihr Apostel der angelsächsischen Menschlichkeit, nach Indien, Aegypten, zu den Buren, zu den Aschantis und redet mit ihnen über die Selbstbestimmung der Völker! Wenn ihr das getan haben werdet, dann sollt ihr das Recht haben, mit uns über Tschechen, Polen, Litauer und Ruthenen zu reden. Erst dann!

3.

Inzwischen sprechen wir über die *Selbstbestimmung der mitteleuropäischen Nationen* nicht für Engländer und Amerikaner, sondern für uns und unsere Nachbarn. Wir sprechen darüber mit den Russen, weil wir und sie von dem gleichen Problem durchschüttelt werden: wie gestaltet sich der Nationalitätsgeist östlich vom germanischen Gebiet? Die Nationalisierung des Deutschtums ist das Ergebnis des vorigen Jahrhunderts, nun aber meldet sich der Nationalgeist an der Ostfront und verlangt Befriedigung. Kann man sie ihm geben, wie soll man sie ihm schaffen? Ist Trotzki der Bringer des Heils oder sind es die mitteleuropäischen Regierungen?

4.

Die Selbstbestimmung der Nationen würde eine kinderleichte Sache sein, wenn die Nationen von vornherein friedlich wie Brüder mit *klaren Grenzen* beieinander wohnten. Das aber ist fast nirgends der Fall. Die Balkanvölker geben das Beispiel eines unfertigen Selbstbestimmungszustandes. Mazedonien, das blutige Land der Nationalitätsexperimente, wird erst zur Ruhe kommen, wenn es von bulgarischer Festigkeit geregelt wird. Soll man jedes Dorf selber abstimmen lassen, ob es serbisch oder bulgarisch oder griechisch sein will? Wer zieht die Grenze zwischen Polen und Litauern? Wird nach kleinen Bezirken abgestimmt oder nach Provinzen, nach geschichtlichen Landesteilen oder nach ethnographischen Bezirken? Und wohin gehören buntgemischte Gebiete? Je mehr man sich in die Vorfragen der Selbstbestimmung vertieft, desto mehr sieht man, daß im Kampf um die Veranstalter des Volkswillens schon die halbe Entscheidung liegt.

Digitized by Google

5.

Es kann keine Nationalitätsgrenzen ohne Wunden geben, keinen Nationalstaat ohne fremde Minderheiten. Diese Wunden werden in der Zukunft wieder aufbrechen, und zwar um so mehr, je weniger für Minderheitsrechte gesorgt ist. Hierin liegt ein Hauptpunkt der Beruhigung der europäischen Mitte. Wir brauchen ein Minderheitsrecht, das nicht von der Parteiwillkür in den Kleinstaaten abhängt, ein mitteleuropäisches oder, wenn es geht, europäisches Normalminderheitsrecht, und dazu eine internationale Kontrollstelle für Minderheitsfragen, denn ohne diese letztere würde das Recht nur ein Schatten bleiben. Dieses Recht brauchen die Deutschen in der Ukraine ebenso nötig wie die Südslawen in Steiermark oder die Ruthenen in Nordungarn. Wo aber sind die Staatsmänner, die das jetzt schaffen?

6.

Aber selbst wenn wir annehmen, daß Grenzfragen und Minderheitsrechte vorläufig geordnet seien, so ist die Kernfrage selber: wie eine erst werdende Nation sich selbst bestimmen kann? Wann und wie wird sie verfügungsfähig? Es ist das fast dieselbe Frage, die beim Einzelmenschen in seiner Jugendentwicklung auftritt: von wann an ist er sein eigener Herr? Ohne Zweifel gibt es Nationen, die als Ganzes überhaupt noch keinen demokratischen Volkswillen bilden können. Es gibt andere, die sicherlich nicht nach großen Gesichtspunkten, sondern nach Augenblickseindrücken und Bestechungen sich entscheiden. Wo ist eine Prüfungsstelle für Mündigkeit? Kann es sie geben?

7.

Alle Demokratie muß den Sprung wagen, daß den Völkern Rechte zugebilligt werden, ehe sie zu ihrer Handhabung hinreichend ausgebildet sind, weil ohne das Gewähren der Rechte die Ausbildung überhaupt nie kommen kann. Bisweilen aber zeigte es sich, daß die Voraussetzungen fehlten, wie zum Beispiel bei den Rumänen. In solchen Fällen wird das Volk, die Masse, zum Spielball von Erwerbspolitikern oder Auslandsagitationen. Ist das Volk gesund, so wirft es eines Tages die Schwindelpolitiker zur Tür hinaus, aber wer garantiert, daß es nicht von ihnen ruiniert wird. Alle kräftige Demokratie entstand schrittweise im Kampfe mit zähen, älteren Mächten und wurde eben dadurch regierungsfähig, daß sie kämpfen mußte.

8.

Die Zwischenvölker an der Ostfront sind ohne Zweifel alle so weit gefördert, daß sie an die Selbstregierung herangehen können, aber man würde ihnen keinen guten Gefallen tun, wenn man sie allzu unvermittelt aufs Pferd setzt. Ihre Verwaltungskräfte müssen herangebildet werden, und dies auch in notwendiger Eile. Zur Herstellung eines Volkswillens muß eine eigene inländische Autorität geschaffen werden, und diese muß zeigen, ob sie Volksführung leisten kann, indem sie dafür zu sorgen hat, daß sie von allen größeren Gruppen anerkannt wird. In ihrer Hand sollen dann die weiteren Akte der Volksabstimmung liegen, die Fragestellung, die Wahlorganisation, die Vertreterwahl und schließlich die große staatsbildende Abstimmung selber.

9.

In Brest-Litowsk wird um diese vorbereitende Autorität gestritten. Trotzki, der Revolutionär, der zweimal aus Sibirien floh, der alle Brandungen der Volksbewegungen kennt, ein Diktator und Aufwühler, der selber nicht im Ernste daran denkt, sich von einer allrussischen Urabstimmung abhängig zu machen, verlangt die Beseitigung der polnischen Regentschaft, des litauischen Landesrates und der erweiterten kurländischen Landstände, um freie Bahn für eine hemmungslose Revolutionspropaganda zu schaffen. Das ist die Propaganda derselben Leute, die jetzt in Livland und Estland die Besitzer von ihren Gütern treiben, das ist das Stimmrecht der umherziehenden Banden. Wer Trotzki nur als einen Doktrinär haßt, der unterschätzt ihn; er ist ein starker Willensmensch, aber das, was er will, ist etwas anderes als was den Bevölkerungen der Zwischenvölker gut sein kann.

10.

Wenn die mitteleuropäischen Regierungen sich weigern, die Revolutionsgrenze bis westlich der okkupierten Gebiete verschieben zu lassen, so haben sie recht. Die Revolution hat östlich der polnisch-litauisch-kurländischen Grenze Raum genug, sich auszutoben. Will später einmal die Bevölkerung der Zwischenstaaten sich einem neugeordneten Rußland anschließen, so wird das von ihrem eigenen freien Willen abhängen, und niemand wird es ihnen wehren; jetzt aber soll man sie nicht nach den Leiden der Okkupationszeit mit dem Brande der Revolution beglücken. Es muß für sie Zeit zur Selbstaufrichtung gewonnen werden.

11.

Begreiflicherweise wird das deutsche Verhalten von den Gegnern als Doppelspiel hingestellt, als „verschleierte Annexion". Davon aber kann in Wirklichkeit gar nicht die Rede sein. Weder die polnische Regentschaft noch der litauische Landesrat ist Wachs in deutschen Händen. Wer es anders sagt, der kennt die Dinge nicht oder will Falsches reden. Diese werdenden Regierungen sind sich ihrer hohen Verantwortung bewußt und sind bei der Lage zwischen Deutschen und Russen frei genug, ihre Würde zu wahren. Was die landständische Vertretung in Kurland anlangt, so wird sie wohl noch einer gewissen Umgestaltung bedürfen, um Volksausdruck zu werden; das aber ist kurländische Angelegenheit und nicht russische. Sobald die Mehrheit der Letten befriedigt ist, besteht das Staatsorgan zu Recht.

12.

Jedes Zwischenvolk will natürlich gern ganz unabhängig sein und seine Souveränität beschließen, das wird auch niemand hindern wollen. Dann aber tritt die Frage des politischen Anschlusses sofort in den Vordergrund, da eine neue Kleinstaatsexistenz zwischen Großmächten sowohl wirtschaftlich wie verkehrspolitisch und staatspolitisch kaum durchführbar ist, ohne daß ältere Staatskörper und Finanzkörper helfen. Wir wünschen, daß sich die Polen, Litauer und Kurländer für mitteleuropäischen Anschluß entscheiden, aber zunächst halten wir fest, daß sie das Recht haben müssen, auch das Gegenteil zu tun. Erst wenn sie freiwillig mit uns einen Bund machen, wird der Bund fest sein.

Axel Schmidt / Die Wiedergeburt der Ukraine

Dieser Aufsatz ist geschrieben worden, bevor die Nachricht von der Aussicht auf einen ukrainischen Sonderfrieden bekannt war.

Als zu Beginn des Weltkrieges P. Rohrbach unermüdlich auf die Bedeutung des ukrainischen Problemes, auch in der „Hilfe", hinwies, wurde seine Behauptung, daß die Ukraine der Punkt sei, von dem man das russische Problem aufrollen könne und müsse, nicht nur nicht beachtet, sondern rundweg abgelehnt. Dieses

Digitized by Google

ukrainische Volk, das nicht einmal im Konversationslexikon steht, das keinen deutschen Professor gefunden, der ein dickleibiges Werk geschrieben, war bestenfalls ein Kriegsersatz, das Deutschland nicht in seine politische Rechnung einstellen konnte. Diese ablehnende Haltung blieb, bis die Revolution alle politischen Glaubenssätze über „Rußland" über den Haufen warf. Der ukrainische Einschlag der diesmaligen Revolution war doch zu stark, um ganz übersehen zu werden. Freilich hatte die Ukraine schon in der Revolution von 1905 eine bedeutende Rolle gespielt. Aber das war an der deutschen Oeffentlichkeit spurlos vorübergegangen, weil damals alle Fremdvölker Rußlands noch der Einbildung lebten, daß die russische Freiheit auch ihnen Erlösung bringen werde. Die bittere Enttäuschung blieb nicht aus. Die neuen Machthaber in der Duma schwenkten nur zu bald ins nationalistische Fahrwasser ab, und die Zeche hatten die Fremdvölker zu bezahlen. Besonders auf der Ukraine lastete der Druck der chauvinistisch gewordenen großrussischen früheren Revolutionäre. Gehörte doch der geistige Erwecker des russischen Liberalismus P. Struwe zu den leidenschaftlichsten Gegnern der ukrainischen Bewegung, die er mit den raffinierten Methoden des zarischen Gewaltregiments bekämpft wissen wollte. Dieser Verrat des russischen Liberalismus, insbesondere der Kadetten, an der Freiheitslosung der ersten Revolution wurde die stärkste Triebfeder, um die ukrainische Renaissancebewegung immer mehr ins Politische umzubiegen. In der ersten Duma trat ein ukrainischer Klub zusammen, dem einige 50 Mitglieder beitraten. In der zweiten waren es bereits über 60 Ukrainer, die in den Klub eintraten. Bald hatte er aber erkannt, daß er ohne festen Zusammenschluß keine Stoßkraft besäße. Dabei traten die Mitglieder aus den großrussischen Parteien aus und bildeten eine ukrainische Fraktion. Dieses Entstehen einer eigenen parlamentarischen Vertretung der Ukraine war der Hauptanlaß dazu, daß Stolypin die zweite Duma auflöste. Da Neuwahlen ohne Zweifel nur eine Verstärkung der ukrainischen Fraktion erbracht hätten, so griff er zum Staatsstreich, weil er die „aus dem 17. Jahrhundert stammende ukrainische Bewegung für die Einheitlichkeit und Unteilbarkeit des Staates als gefährlich" ansah. Im neuen Wahlrecht waren die Massen des Einflusses auf die Wahlen beraubt. In der dritten Duma, die vom Volk den Namen der „Herrenduma" erhielt, weil in ihr der Großgrundbesitz überwog, der in der Ukraine zum Teil polnisch, zum Teil großrussisch ist, hatte Stolypin es erreicht, daß die ukrainische Bewegung wieder „unterirdisch" geworden war. Diese Gewaltspolitik ließ in der Ukraine eine neue Richtung erstarken — die Unabhängigkeits-Bewegung, während bisher nur an eine Autonomie im Rahmen des großrussischen Staates gedacht war. Es wurde der „Bund zur Befreiung der Ukraine" gegründet, dessen Führung nicht in österreichischen, sondern in russischen Händen lag. Sobald die russische Revolution im vorigen Jahre ausbrach, bildete sich in Kiew ein revolutionäres Zentrum, das aber nicht, wie in der ersten Revolution russische, sondern ukrainische Politik trieb. Zuerst war die Macht dieser Rada nicht allzu groß, zumal die bürgerlichen Elemente in der Petersburger Revolutionsregierung, besonders die Kadetten, ihre leidenschaftlichen Gegner waren; ohne Heer, ohne eigene Verwaltung, ohne Geld hat dennoch die Rada unter Leitung Prof. Hruschewskis es immer mehr verstanden, die Macht an sich zu nehmen. Jetzt gibt es dort schon ein eigenes Ministerium (Generalsekretariat) unter Leitung von Winnitschenko, den Ansatz zu eigenen Truppen, eigene ukrainische Schulen und eigene Verwaltung. Die Auseinandersetzung mit der Petersburger Regierung ging nur langsam vonstatten. Aber je länger der Krieg währt, um so mehr sank die Wagschale der Machtverteilung zugunsten der Ukraine. Als die Maximalisten schließlich ans Ruder kamen — nicht ohne Beihilfe der Ukrainer —, weil die Regierung Kerenskis je länger, je mehr ins imperialistische Fahrwasser eingelenkt hatte, schien die Stunde der Ukraine geschlagen zu haben. Die Herren Lenin und Trotzki verkündeten laut, daß jeder Volksstamm in Rußland das Recht der Selbstbestimmung bis zur völligen Unabhängigkeit besäße. Theorie und Praxis sind aber bei den Maximalisten zwei ganz verschiedene Dinge. Sie sind darin echte Russen, die vom Gebrauch von Zwangsmitteln niemals absehen können. Der Unterschied ist, daß es sich beim Zarismus um den Zwang zur Unfreiheit, bei den Maximalisten um den Zwang zur „Freiheit" handelt. So haben zum Beispiel die Maximalisten die Freiheit Finnlands anerkannt, aber sie denken trotzdem nicht daran, die maximalistischen Truppen von dort herauszuziehen. Letztere wüten dort vielmehr nach alter Weise unter dem Vorwande, daß sie die gegenrevolutionäre Bewegung der bürgerlichen Elemente bekämpfen müssen. Aehnlich liegt es in der Ukraine. Auch dort verspricht man die absolute Selbständigkeit, erkennt aber die Rada als Organ des ukrainischen Volkes nicht an, obgleich in ihr alle Parteien vereinigt sind, sondern macht den Versuch, durch Bildung von maximalistischen Arbeiter- und Soldaten-Räten, in denen großrussische Soldaten und Fabrikarbeiter sitzen, der ukrainischen Bewegung ein Gegengewicht zu bieten. Der Versuch hat Schiffbruch gelitten, weil sich die Massen der Arbeiter und Bauern nicht für den Maximalismus einfangen ließen, sondern zur Rada hielten. Auch das Ultimatum der Maximalisten an die Rada, in dem sie mit Krieg drohten, falls die Ukrainer nicht mit Kaledin, dem Führer der Kosaken, brächen, erzielte keine Wirkung, und nun erst gaben die Maximalisten nach und erkannten die nach Brest-Litowsk von der Rada entsandten Unterhändler an. Dieses Datum gehört in die Weltgeschichte. Denn es ist der Tag der Wiedergeburt der Ukraine, die damit zum ersten Male in einem internationalen Dokument nicht nur erwähnt wird, sondern auch von Vierbund und Rußland anerkannt worden ist. Wie auch im einzelnen das Schicksal des neuen Staatswesens sein wird, aus dem politischen Leben Europas kann es nicht mehr verschwinden, vielmehr dürfte es dazu berufen sein, in den nächsten Jahrzehnten eine bedeutsame Rolle zu spielen, ganz gleich, ob es schließlich seine völlige Unabhängigkeit erlangt oder Glied einer möglicherweise entstehenden russischen Föderativrepublik wird.

Von vielen Seiten wird betont, daß die Ukrainer als Bauernvolk ohne starke Oberschicht nicht in der Lage sein werden, einen eigenen Staat bilden zu können. Man braucht die Zweifler nur an unseren Bundesgenossen, Bulgarien, zu erinnern, der in einer Generation aus einem Hirtenvolk zu einem kräftigen Staat herangewachsen ist. In der Ukraine liegen dabei die Dinge noch günstiger. Erstens besitzen sie, was Bulgarien nicht hatte, eine eigene Schriftsprache und eine eigene Literatur. Zweitens gibt es unter den Ukrainern viel mehr gebildete Elemente, und zwar nicht nur in Ostgalizien, sondern auch in Rußland. Sie waren bisher aber als Rechtsanwälte, Lehrer, Ingenieure und Beamte gezwungen, in Großrußland ihr Brot zu suchen, weil die zarische Regierung national gesinnte Ukrainer niemals in ihrer Heimat anstellte. Viele von ihnen werden sich ohne Zweifel nach dem Kriege der ukrainischen Regierung zur Verfügung stellen.

Ein weiteres Bedenken, das immer wieder gegen Deutschlands Unterstützung der Fremdvölker ins Feld geführt wird, gilt es noch zu beseitigen. Deutsche wirtschaftliche Kreise leben der Ansicht, daß Deutschland keine Ursache hätte, Rußlands Zerfall zu fördern, weil damit einer seiner besten Kunden geschwächt würde. Erstens muß man gerade in wirtschaftlichen Fragen den Tatsachen ins Gesicht sehen, und die lehren, daß in der maximalistischen Welt von wirtschaftlicher Entwicklung keine Rede sein wird. Nicht nur, weil der russischen Industrie durch die Sozialisierung die Wurzeln abgegraben sind, sondern weil durch die Beschlagnahme der Banken jeglicher Handel mit Deutschland unterbunden sein wird. Aber ganz abgesehen von dem maximalistischen Wüten gegen Kapital und Industrie ist diese Behauptung falsch. Gelingt es nämlich, die Fremdvölkerfrage wirklich restlos aufzurollen, von Finnland im Norden bis zur Ukraine im Süden, so würden die neuen Staaten vor Aufgaben von solcher Größe gestellt sein, daß sie nur durch Anlehnung an starke Wirtschaftskräfte gelöst werden könnten. Bringt Deutschland den Fremdvölkern die Selbständigkeit, so werden sie damit unwillkürlich in Mitteleuropa eingeordnet. Damit erhielten Deutschlands Industrie und Handel Aufgaben zugewiesen, wie sie das alte Rußland niemals hätte erteilen können. Die neuen Staaten,

Digitized by Google

deren Völker bisher für Großrußland fronen mußten, werden jetzt an den Aufbau nicht nur ihres Staatswesens zu gehen haben, sondern auch ihre Selbstverwaltungskörper werden endlich ihre vielen vernachlässigten Aufgaben erfüllen können. Wasser- und Gasleitungen, Kanalisation, elektrische Beleuchtung und Bahnen fehlen dort noch zumeist. All diese Dinge, ebenso wie die Hebung der noch ganz im argen liegenden Landwirtschaft, die zum Teil noch mit dem Hakenpflug arbeitet, ist aber nur denkbar, wenn dem neuen Staatswesen nicht nur Kredit, sondern auch Techniker und Fabrikate geliefert werden. Die Mittel, um die Zinsen für all diese Unternehmungen zu zahlen, werden sich finden, weil bisher die zarische Regierung doppelt soviel Geld aus der Ukraine herauszog, wie es in das Land wieder hineinsteckte. Bleiben diese Summen im Lande, so wird die Ukraine bald einen riesenhaften Aufschwung nehmen. Deutschland wird aber, wenn es jetzt die Ukrainer unterstützt, an dieser Entwicklung starken Anteil haben. Das wird um so mehr geschehen, weil die Ukraine, trotzdem es Rußlands Kohlen- und Erzlieferant war, für lange hinaus noch ein agrarisches Land bleiben wird.

Unsere Siege im Osten haben das russische Weltreich zertrümmert und die bisher dort gebundenen Kräfte der unterdrückten Völker frei gemacht. Jetzt gilt es daher, die militärisch glänzende Lage politisch für uns richtig auszumünzen. Dahin gehört vor allen Dingen die richtige Erkenntnis für die Bedeutung der ukrainischen Frage. Freilich erhebt sich dabei eine Schwierigkeit, die nicht gering zu bewerten ist. Der polnisch-ukrainische Gegensatz im künftigen Polen und in Oesterreich-Ungarn. Ersterer dürfte, trotzdem er historisch begründet ist, nicht so schwer wiegen, weil bis auf das strittige Cholmgebiet die polnisch-ukrainische Grenze nicht schwer zu ziehen ist. So sehr ich auch für die Wiederherstellung Polens eingetreten bin, so entschieden muß ich daran festhalten, daß Polen unter keinen Umständen auf Kosten der Ukraine mit Land ausgestattet werden darf. Viel schwieriger aber ist die ukrainische Frage in Oesterreich-Ungarn zu erledigen. In beiden Hälften der Habsburger Doppelmonarchie, vor allem in Ostgalizien, wohnen einige Millionen Ukrainer. Hier hat sich zwischen der polnischen Oberschicht und der ukrainischen Unterschicht ein sehr gespanntes Verhältnis herausgebildet. Ohne eine völlige Trennung des polnischen Westens vom ukrainischen Osten in Galizien wird es schwerlich gelingen, die russische Ukraine mitteleuropäisch zu orientieren, ganz gleich, ob Galizien irgendwie mit Polen verbunden werden sollte oder ob es bei Oesterreich verbleibt. Die Trennung beider Hälften müßte unter allen Umständen vorgenommen werden, weil die Ukraine sonst wieder Großrußland in die Arme getrieben würde. Das aber darf unter keinen Umständen geschehen. Die Vereinigung der galizischen Frage liegt aber nicht so sehr im deutschen, bulgarischen und türkischen Interesse, als vor allem im Interesse Oesterreichs, das durch das Entstehen einer Ukraine überhaupt vom russischen Druck befreit wird.

Wo man auch das russische Fremdvölkerproblem anfaßt, einerlei, ob vom deutschen oder österreichischen oder auch vom wirtschaftlichen Standpunkt: immer zeigt es sich, daß eine Aufrollung im höchsten Interesse von Mitteleuropa liegt. Daher kommt den Mitteilungen über die Verhandlungen mit den Ukrainern in Brest-Litowsk nicht geringere Bedeutung zu, als denen mit Trotzki, zumal da die Maximalisten eine vorübergehende Erscheinung sind, die Ukrainer aber ein zu neuem Leben erwachtes Volk von 35 Millionen.

Ludwig Bruns / Max Eyths Briefe aus England 1870/1871

Jedermann kennt die großen Dampfpflüge, welche die Landwirtschaft in großen Betrieben und bei besonders schwierigen Bodenverhältnissen zur Anwendung bringt. Ihre ursprüngliche Heimat ist England, und noch heute tragen viele Maschinen den Namen ihres Erzeugers Fowler. Seine Fabrik befindet sich in Leeds in England und war in den siebziger Jahren die hervorragendste Herstellerin dieser gewaltigen Maschinen. Bei ihrer Einführung auf dem Weltmarkt war ein deutscher Ingenieur als „Chef des Generalstabes" der Firma, wie er sich selbst nennt, besonders tätig, der auch in der Literatur sich einen bedeutenden Namen erworben hat, der Württemberger Max Eyth. Er schildert in seinem überaus lesenswerten „Wanderbuche eines Ingenieurs", neuerdings unter dem Titel „Im Strom unserer Zeit" im Verlage von Carl Winter, Heidelberg, herausgegeben, neben seinen vielen Reisen in fast allen Erdteilen besonders eingehend auch seinen Aufenthalt in England.

Da ist es nun von besonderem Interesse, aus seinen Berichten zu erfahren, welche Stellung unsere jetzigen Todfeinde zu den Ereignissen des Krieges 1870/71 eingenommen haben. Eyth erlebte die große Zeit in angestrengter Tätigkeit bei seiner Fabrik in Leeds, während sein jüngerer Bruder in Frankreich mitkämpfte.

Zunächst berichtet er über den Eindruck, den die ersten Auftakte des weltgeschichtlichen Zusammenstoßes in England machten, in der Nachschrift eines Briefes vom 16. Juli 1870: „Wie ein Blitzstrahl trifft uns soeben die Nachricht, die ganz Europa durchzittert und vor der alle andern Interessen in nichts verschwinden. Die Abendzeitungen sind voll Entrüstung gegen Frankreich, dem man die Schuld am Ausbruch des Krieges beimißt. An eine Beteiligung Englands denkt jedoch niemand, selbst wenn Belgien angegriffen würde. Alles ist voll fieberischer Erwartung. Man fühlt in solchen Zeiten, wie selbst menschliche Entschlüsse und Handlungen in der Hand einer zermalmenden Notwendigkeit ruhen, die kein einzelner zu meistern, kaum annähernd voraus zu berechnen vermag. „Scharf und kurz", ist alles, was man hier von den nächsten Wochen erhofft."

Die Schlacht von Weißenburg am 4. August erwies zum erstenmal die Ueberlegenheit der deutschen Waffen. Eyth schreibt darüber am 6. August: „Man spricht hier, weit vom Schusse, fast von nichts anderem mehr, als vom Krieg. Die Schlacht von Weißenburg, von der wir nur erst durch den Telegraphen wissen, macht einen gewaltigen Eindruck. Sie löst sozusagen die mechanische Frage des Kriegs, die mir viel zu schaffen machte: sie zeigt, daß die Zündnadel gegen Chassepot und Mitrailleuse gewinnen kann. Damit ist unser schließlicher Sieg fast gewährleistet."

Ueber die Stellungnahme der englischen Parteien, die „Wighs" und die „Torys", berichtet Eyth: „Die Volksstimmung ist zurzeit entschieden deutsch. Die englischen Berichterstatter auf deutscher Seite sind voll Begeisterung für die Sache und das Volk, dessen Kämpfe sie zu beobachten haben. Nur der torystische „Standard" hat unlängst eine Schwenkung in französischem Sinne gemacht, was recht gut ist, indem es den andern Blättern Gelegenheit gibt, wenigstens gegen einen ihrer Kameraden loszuziehen. Die Einstimmigkeit unmittelbar nach der Kriegserklärung war uns nicht zuträglich. Das Publikum fühlt sich in solchen Fällen geneigt, selbst Opposition zu spielen."

Die wichtige Frage nach der Neutralität Englands wurde schon oben in Bezug auf die Möglichkeit eines deutschen Einmarsches in Belgien berührt. In dem Briefe vom 6. August äußert er sich weiter darüber: „Hinsichtlich der Neutralität Englands geschieht wenigstens etwas. Eigentliches Kriegsmaterial, Kriegstelegraphen u. dgl. werden aufgehalten, Kohlen für Kriegsschiffe ebenfalls, Pferde nicht. In diesen Dingen bleiben die Engländer ewig Engländer. Es ist die schwache Seite der Nation, wie es „l'amour propre" die Eigenliebe, bei den Franzosen ist. Nichts wird einen Franzosen überzeugen, daß es Verhältnisse gibt, in denen „l'amour propre" andern Rücksichten nachzustehen hat. Nichts überzeugt einen Engländer, daß Umstände eintreten können, die ihn um eines höheren Zweckes willen verpflichten, auf einen guten Handel zu verzichten. Zudem ist die Maschinerie der englischen Gesetze unglaublich unbeholfen, wenn es sich darum handelt, in die persönliche Freiheit einzelner einzugreifen. Eine gute Plumpheit, unter Umständen. Die Sache ist schwieriger, als man in Deutschland annimmt, wo, wie in Frankreich, unter Neutralität ein ausgesprochener Hang nach der eigenen Seite verstanden wird!

Digitized by Google

Auf denselben Punkt kommt er am 13. August zu sprechen: „Die Engländer tun jetzt, was man vernünftigerweise von ihnen verlangen kann: Sie leugnen, daß sie für Frankreich Patronen machen, und betonen scharf, daß sie von seiten Preußens eine Bestellung von 40 000 Leintüchern angenommen haben. Was wollt ihr mehr? Erst kürzlich haben auch die Deutschen in Irland Pferde geholt. Von uns wurden vor zehn Tagen zwei Dampfpflugmaschinen an die preußische Regierung verkauft, die zum Transport schwerer Geschütze dienen sollen: Daß auch nach Frankreich vieles ähnliche geht, versteht sich."

Als die Augustschlachten immer mehr die Ueberlegenheit der deutschen Führung kundtaten, da gingen auch dem befangensten Beobachter in den unbeteiligten Ländern zum erstenmal die Augen auf über die künftige Bedeutung des glücklich geeinten Deutschlands. Eyth faßt den Eindruck in zuversichtliche Worte: „Die Zeiten sind aus allen Fugen, und die Weltgeschichte überstürzt sich. Wer hätte gewagt zu hoffen, was wir in den letzten Wochen erlebt haben? Entspricht das Ende dem ruhmvollen Anfang, so steht Deutschland für das nächste Jahrhundert da, wo es hingehört: an der Spitze Europas. Ein solches Ziel hätten wir doch nie erreicht ohne 66."

Das wurde immer klarer, als es gelang — wieder dank der überlegenen Führung der Deutschen —, Napoleon und sein Heer bei Sedan gefangenzunehmen. Im Brief vom 11. September heißt es: „Welch ein Monat! Die ganze Welt ist von diesen Schlägen betäubt. Es scheint nicht mehr das Tun von Menschen zu sein. Es ist ein Blitz, der eingeschlagen hat, es ist die Woge einer Springflut, die über Europa hereingebrochen, Triumph und Untergang in wilder Verwirrung .... Allerdings scheint uns hier der Verlauf der Dinge eine bedenklichere Wendung zu nehmen. Napoleon, die augenfällige Ursache des Krieges, ist nicht mehr. Unsere Truppen dringen vorwärts, entschlossen, dem Nachbarland das Bajonett ins Herz zu stoßen."

Nun ergibt sich die merkwürdige Lage, daß die französische Regierung „nach Frieden schreit", aber die angeblich so friedliebenden Deutschen ihn augenscheinlich nicht wollen. So erscheint die Sachlage dem englischen Beobachter, während Eyth tiefer hineinsieht: „Wenn Frankreich nicht so gedemütigt ist, daß der frechsten Lüge kein Ausweg mehr bleibt, sind die halben Früchte des fürchterlichen Kampfes für uns in einem Jahr wieder verloren. Doch solltet Ihr Euch nicht wundern, daß man dies in England nicht begreift."

Das sind goldene Worte, die heutzutage gerade England gegenüber ihre volle Geltung haben und von uns bei aller Friedenssehnsucht beherzigt werden sollten.

Die Möglichkeit, Elsaß-Lothringen zu behalten, wurde bei dieser Lage der Dinge schon ernsthaft erörtert. Eyth hält sich zunächst an die rechtliche Seite der Frage. Rein theoretisch meint er: „Was wenige Leute glauben wollen, wird mir immer klarer: daß in den großen Beziehungen zwischen Nationen das Recht in höherem Sinne stets auf der Seite der Macht, der Kraft ist. Man muß das Ding nur richtig verstehen." — Diesen Grundsatz wendet er auf Deutschlands Recht auf Elsaß-Lothringen an: „‚historisches Recht' in einem Kriege, der alles zusammenbricht, ist Unsinn. Das Recht des Siegers ist Recht genug in unserem Falle." Das sind die Anschauungen, die auch das englische Volk dieser Frage entgegenbringt.

Damit ist die Sache aber noch lange nicht abgetan. Die Besitzergreifung hat noch eine ganz andere Bedeutung für das deutsche Vaterland. Auf Grund seiner Erfahrungen in England und seiner Beobachtungen in den verschiedensten Ländern der Welt kommt Eyths Betrachtung zu folgendem Ergebnis: „Ob Deutschland etwas gewinnt, wenn es Elsaß und Lothringen behält, ist eine viel schwierigere Frage .... Deutschland hat diese Provinzen gründlicher verloren als durch Waffengewalt, ihr Herz ist französisch geworden, und Deutschland ist mächtig genug auch ohne sie. Ich sage nicht, wie es hier vielfach geschieht, wir sollten die Großmütigen spielen. Lassen sich die Provinzen regieren, ohne ein beständiger Pfahl in unserem Fleisch zu sein — gut. Wenn nicht, so sollten wir stark genug sein, träumerischen Theorien zu entsagen, wenn es sich um eine bessere Wirklichkeit handelt."

Ferner am 30. November: „Unsere Lage Frankreich gegenüber ist wohl ernster, als Ihr in der Heimat es Euch vorstellt. Es steht uns seit Sedan ein millionenköpfiges Ungeheuer gegenüber, das nirgends zu fassen ist. Wenn der deutsche Wille hinsichtlich der wiederzuerringenden Provinzen klar und fest bleibt, so haben wir sie verdient. Man spricht in den hiesigen Zeitungen von wachsender Ungeduld in Deutschland. Vielleicht mit Unrecht. Aber sicher ist, daß uns jetzt eine Zeit der Prüfung bevorsteht, trotz der kleinen Siege, womit wir der Hydra da und dort einen Kopf abschlagen. Geduld und Ausdauer ist die Losung des Augenblicks. Jede Zeitung, die von Elsaß und Lothringen spricht, sollte diese Tugenden predigen. Unsere Heere haben getan, was menschenmöglich ist; es wäre eine ewige Schmach, wenn die Opferwilligkeit des Volkes zu Hause beim ersten zögernden Verlauf der Dinge unsere Sache im Stiche ließe."

Befinden wir uns jetzt, muß man hier unwillkürlich fragen, nicht in ganz ähnlicher Lage? Müssen nicht auch wir, falls die Frage nach Einverleibung von besetzten Gebieten aufgeworfen wird, uns gleichzeitig prüfen, ob wir uns damit nicht auch einen „Pfahl in unserem Fleische" schaffen? Ich denke da vornehmlich an Belgien, aber auch an östliche Landstriche. — Andrerseits gilt aber auch heute für das „Volk zu Hause", daß es nicht ungeduldig wird und lediglich aus mangelnder Opferwilligkeit ein voreiliges Ende des großen Ringens herbeisehnt. — Drittens aber muß auch darauf hingewiesen werden, daß ein wirklich entscheidender Schlag, der die Vernichtung des Gegners herbeiführt, nur den Serben und Rumänen gegenüber gelungen ist. Allenfalls könnten sich auch die Dinge in Italien dazu auswachsen. Blättert man aber unsere Tagesliteratur durch, so gewinnt man den Eindruck, als ob angesichts unserer gewaltigen Siege sämtliche Gegner nach menschlichem Ermessen gänzlich am Boden liegen müßten. Tatsächlich haben wir doch bisher nur „der Hydra da und dort einen Kopf abgeschlagen". — Es täte uns not, uns auf den Standpunkt eines wirklich unbefangenen Beobachters zu stellen. Aber das ist im Drange des Augenblicks — vielleicht sehr zu unserem Schaden — geradezu unmöglich und muß ruhigeren Zeiten und größerem Zeitabstande vorbehalten bleiben.

Von großem Interesse ist schließlich noch das, was Eyth über die Belagerung von Paris meldet, worin das allmähliche Herumschwenken der englischen Meinung auf die Seite Frankreichs zum Ausdruck kommt.

Eyth schreibt schon am 11. September: „Uebrigens bringt die veränderte Lage Frankreichs offenbar auch eine veränderte Stimmung in die Welt. Ich wollte, wir wären in Paris, ehe sie giftig wird."

Am 19. September hatte sich der gewaltige Ring um Frankreichs Hauptstadt geschlossen. Aber erst im Januar 1871 kam es zur Beschießung, der die Uebergabe am 28. Januar folgte.

Am 16. Januar schreibt Eyth: „Die Beschießung von Paris gibt den englischen Zeitungen, die, eine um die andere, bald langsamer, bald schneller, die französische Trikolore aufstecken, wieder genügenden Stoff zu Gefühlsausbrüchen. Sie leugnen nicht das Recht, zu diesem letzten Mittel zu greifen, um die Uebergabe der Stadt zu erzwingen; aber alle halten die Maßregel für eine unnötige Grausamkeit ‚gegen Weiber und Kinder'. Vor zwei Monaten waren die bittersten Artikel über den Plan, Paris auszuhungern, an der Tagesordnung. Sturm und Beschießung war damals ‚männlich'. ‚Mit Hunger griff man die Schwachen an.' Die Geschichte von dem Esel, der zuletzt getragen werden muß, wiederholt sich in der Presse immer und immer wieder. Der Kuckuck hole alle Zeitungsschreiber."

Wir schließen die Auszüge mit den Worten seines Neujahrsbriefes vom 2. Januar 1871: „Und deshalb trotz allem: ‚Glück zum neuen Jahre!' Mögen wir uns alle wiedersehen, fröhlich, gesund und bald, mit oder ohne Elsaß. Mögen wir einen deutschen Kaiser bekommen und eine deutsche Flotte und größer werden — was wir eigentlich schon sind — als alle anderen Völker der Erde; möge aber dann Friede sein — ‚Friede auf Erden!'"

Google

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

31. Januar 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 5

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Friedensverhandlungen. — **Vizeadmiral a. D. Dr. Galster:** War es richtig, die scharfe Form des U-Boot-Krieges bis zum 1. Februar 1917 hinauszuschieben? — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Die Freiheit der Meere. — **Dr. Fritz Darmstaedter-Helversen:** Innere Kolonisation und Krieg. — **Lisbeth Wilbrandt:** Laage. — **Ludwig Klarmann:** Licht im Sturm. — **Walter Boelicke:** Die Not der feldgrauen Jugend. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 20. Januar.

In Petersburg tritt die verfassunggebende Versammlung zusammen (Konstituante). Einige Stunden vorher griff eine maximalistische Truppe eine Prozession des „Bundes zur Verteidigung der gesetzgebenden Versammlung" an und riß seine Fahne herunter. Zum Vorsitzenden wird Tschernow gewählt, der Führer des rechten Flügels der Sozialrevolutionäre, also kein Zugehöriger der Bolschewiki-Partei. Schon in dieser Wahl liegt Zündstoff.

Trotzki und mit ihm die anderen russischen Vertreter sind von Brest-Litowsk abgereist, weil sie zurzeit in Petersburg nötiger sind und weil das lange Halten unnützer Reden auch von ihrem Standpunkt aus nur einen mäßigen Wert hat. Damit ist nun überhaupt eine Verhandlungspause eingetreten, die es allen beteiligten Staatsmännern erlaubt, bis zum 29. Januar in ihre Heimat zurückzukehren und dort Berichte zu geben und Instruktionen zu empfangen. Die Verhandlungen mit den Vertretern der Ukraine sollen auf gutem Wege sein.

Allerlei dunkle Gerüchte aus Wien schwirren durch die Luft.

Montag, 21. Januar.

Die Bolschewiki-Regierung hat mit der gesetzgebenden Versammlung kurzen Prozeß gemacht, indem sie durch bewaffnete Matrosen ihre Auflösung herbeiführte. Damit ist nun das bei Beginn der Revolutionsperiode im März vorigen Jahres gegebene Versprechen, daß das russische Volk sich selbst eine Verfassung schaffen werde, wieder auf unbestimmte Zeit hinaus vertagt. Der unmittelbare Anlaß der militärischen Schließung der gesetzgebenden Versammlung scheint eine Erklärung der Regierungsvertreter gewesen zu sein, in der die Grundzüge ihrer Politik dargelegt werden: Es müsse mit der Politik einer barbarischen Bourgeoisie gebrochen werden. Die Unabhängigkeit Finnlands, und der Rückzug der russischen Truppen aus Persien müsse gebilligt werden. Die Konstituante solle anerkennen, daß sie nach den Grundsätzen gewählt sei, die für die Oktober-Revolution geltend waren, und sie sei daher folgerichtig nicht berechtigt, sich gegen die Sowjet-Regierung aufzulehnen. Die Sozialisierung des Landes sei durch Verstaatlichung der Wälder, Minen, Gewässer, Banken, Ländereien, Fabriken und Eisenbahnen ins Werk zu setzen.

Im Preußischen Abgeordnetenhaus hält der Minister des Innern, Dr. Drews, eine Rede, die von den preußischen Polen verlangt, daß sie jeden Gedanken einer Lostrennung vom preußischen Staat abweisen. Erfreulicherweise haben sich aber bereits unter der polnischen Bevölkerung Stimmen in unserem Sinne geregt. In der Hand der polnischen Bevölkerung selbst liegt es, welche Luft in Zukunft in der Ostmark wehen soll. — Als feststehend ist zu betrachten, daß Deutschland keine fremde Einmischung in seine Polenpolitik gestatten wird. Wenn aber dieses Programm durchführbar bleiben soll, dann muß auch andererseits die Behandlung der Polenfrage so sein, daß die vom Minister Drews gewünschte Wendung eintreten kann. Das heißt mit anderen Worten: Eine Beamtenschaft mit bakatistischem Geiste stört die gesunde Entwicklung der Dinge.

Dienstag, 22. Januar.

Nachdem ich bereits gestern Kenntnis von den Vorgängen in Wien hatte, werden sie heute in ihren Grundzügen durch die Zeitungen bekanntgegeben. Es hat in Wien, Budapest, Graz, Brünn und an anderen wichtigeren Plätzen ein schnell sich ausdehnender politischer Streik stattgefunden, an dem Eisenbahnpersonal, Gasarbeiter und Zeitungsdrucker teilnahmen, so daß Wien vorübergehend ohne Nachrichten in Dunkelheit gelegen hat. Der Ausgangspunkt der Streikbewegung war eine Ernährungsfrage. Wir können von hier aus nicht beurteilen, wieweit die Angaben richtig sind, die uns persönlich über Wiener Ernährungsverhältnisse gemacht werden. Zweifellos ist, daß der Ausgleich zwischen Überschußbezirken und Bedarfsbezirken nicht genügend geschaffen wird. Die Bevölkerung erwartet vom Frieden eine unmittelbare Besserung ihrer Lebensverhältnisse und ruft deshalb auf allen Straßen nach sofortigem Frieden. Es soll sich eine halbe Million Menschen durch die Straßen bewegt haben. Zerstörungen sind fast nicht vorgekommen, wie denn überhaupt die ganze Bewegung keinen staatsfeindlichen Charakter trug. Vom zweiten Tage an übernahmen die sozialdemokratischen Führer Adler, Renner und Seitz die Verhandlungen zwischen Regierung und Volksmasse. Graf Czernin gab die Erklärung ab, daß die Friedensverhandlungen nicht an Eroberungsabsichten scheitern würden. Ferner gab die Regierung zu, daß in den Munitionsbetrieben die militärische Organisation aufgehoben, die Löhne erhöht und die Strafen vermindert werden. Der Minister des Innern sagt zu, daß das Wahlrecht in den Ortsgemeinden demokratisiert werden soll. Die von Otto Bauer geführten unabhängigen Sozialisten, die sich in Österreich nicht von der übrigen Partei getrennt haben, sind mit der offiziellen Parteileitung unzufrieden, daß sie diesem Abkommen mit der Regierung zugestimmt hat. Es ist unseres Wissens das erstemal, daß ein Streik in die Leitung der auswärtigen Politik einzugreifen versuchte. Da man der Volksmasse keine unmittelbaren Erleichterungen auf dem Ernährungsgebiete zu gewähren in der Lage war, mußte man sie mit innerpolitischen und außerpolitischen Zusagen beruhigen. In der gestrigen Nummer des „Vorwärts" werden die österreichischen Arbeiter wegen ihres Erfolges herzlich begrüßt, und treue Kameradschaftlichkeit wird für die weitere Zukunft in Aussicht genommen. Heute früh meldet aber nun der „Vorwärts", daß er für drei Tage verboten ist.

Der U-Boot-Erfolg des Monats Dezember

Digitized by Google

wird auf 702 000 versenkte Brutto-Register-Tonnen angegeben. Das ist wesentlich höher als der Erfolg des November. Die Behauptung von Lloyd George, England sei nun der U-Boot-Gefahr Herr geworden, scheint sich noch immer nicht zu bewahrheiten.

Mittwoch, 23. Januar.

Unsere beiden berühmten Schiffe „Goeben" und „Breslau" scheinen leider am Ende ihrer gemeinsamen wunderbaren Tätigkeit zu sein. Bei einem Vorstoß, den sie aus den Dardanellen heraus nach der Insel Imbros hin machten, geriet „Breslau" zwischen englische Minen und sank. „Goeben" liegt beschädigt am Dardanellenstrande. Der türkische Bericht nennt die Beschädigung eine leichte.

Langsam erst kommen infolge von Zensurhinderungen die Nachrichten über die Vorgänge in Österreich-Ungarn zur allgemeinen Kenntnis. Es ist nicht zu leugnen, daß eine Abneigung gegen das Vorgehen der deutschen Militärpartei im allgemeinen und des Generals Hoffmann im besonderen zutage getreten ist. Die Friedenssehnsucht läßt zeitweise vergessen, welches die Anfangsursache des Krieges gewesen ist. Viel bemerkt wird das Zusammengehen von Tschechen und deutschen Sozialdemokraten. Der Ministerpräsident v. Seidler wendet sich in vorbereiteter Erklärung gegen diejenigen Tschechen, die den offenen Abfall von der Monarchie betreiben. Derselbe Ministerpräsident, der vor einem halben Jahre den Amnestieerlaß unterschrieb, um die Tschechen zu gewinnen, ist jetzt genötigt, gegen die unvermeidlichen Folgen jener Handlung den Staat zu verteidigen. Der Sozialdemokrat Viktor Adler hob hervor, daß das, was die Arbeiter jetzt erreicht hätten, nur ein Anfang sei. Die Monarchie müsse völlig umgebildet werden. Sie muß „ein demokratischer Bundesstaat von Nationalitäten werden, kein Staatenbund, denn dazu fehlen alle Voraussetzungen".

In Petersburg sind wieder einmal Schreckenstage. Zwei frühere Minister, Schingarew und Kokoschkin, wurden im Marinehospital ermordet. Zahlreiche Abgeordnete der konstituierenden Versammlung sind verhaftet. Die Rote Garde und Lenins Matrosen aus Kronstadt beherrschen bis auf weiteres Petersburg. — Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erklärt die Nachricht, daß von Deutschland aus Versuche gemacht worden seien, die Zarenfamilie über die Grenze zu bringen, für völlig erfunden.

Donnerstag, 24. Januar.

Die maximalistische Presse meldet aus Petersburg von einem erfolgreichen Vorstoß der Roten Garde der bolschewikistischen Charkower Rada gegen die Armee der bürgerlichen Rada von Kiew. Südöstlich von Kiew kam es zu einem Treffen, bei dem sich die Ukrainer vor den Maximalisten zurückziehen mußten. Falls diese Schlacht des Bürgerkrieges eine Bedeutung hat, so stört sie die günstig begonnenen Friedensunterhandlungen zwischen Mitteleuropa und der bisherigen ukrainischen Vertretung. Der Bauernführer Awgentiew richtet ein offenes Schreiben an Lenin, in dem er sagt: Während die entsetzlichste Hungersnot das gesamte Rußland überzieht und in Petersburg zahlreiche Menschen vor Hunger auf den Straßen umfallen, treibe man die Stämme Rußlands auseinander, verschleppe die Friedensverhandlungen, breche mit den Ukrainern und sei im Begriff, den Krieg gegen Rumänien zu erklären. Da Mitte Februar auch die letzten Vorräte verschwunden sein werden, stehe Rußland vor der größten Gefahr, die es jemals bedroht hat. Die einzige Rettung sei schneller Friedensschluß, Versöhnung mit der getreidereichen Ukraine und Heimsendung der Bauern.

Unter den mannigfaltigen Veröffentlichungen der gegenwärtigen russischen Regierung befindet sich auch ein Geheimabkommen zwischen Rußland und Japan, dessen Zweck ist, die anderen Mächte von China auszuschließen. Japan hat auch, wie die englische „Nation" mitteilt, in einem Vertrag von Amerika die Anerkennung seiner besonderen Beziehungen zu China erpreßt. Auf diese Weise steigt das Ostasiatische Reich durch den Kampf der europäisch-amerikanischen Völker.

Freitag, 25. Januar.

Der Reichskanzler Graf Hertling hat sich im Reichstagsausschuß über die letzte Kundgebung Wilsons ausgesprochen, indem er zahlreichen Punkten seine Zustimmung erteilt, unter allen Umständen aber die Unverletzlichkeit des deutschen Gebietes im Osten und Westen und gleichzeitig die Unversehrtheit der Gebiete unserer Bundesgenossen als Vorbedingung des Verhandelns fordert. Er sagte: Wenn die Führer der feindlichen Mächte wirklich zum Frieden geneigt sind, so mögen sie ihr Programm nochmals revidieren. Falls sie mit neuen Vorschlägen kommen, dann werden wir sie ernstlich prüfen, denn unser Ziel ist kein anderes als die Wiederherstellung eines dauernden allgemeinen Friedens. Über Belgien sprach sich der Reichskanzler nur negativ aus, indem er sich auf die Erklärung Bethmann Hollwegs berief, daß an eine Annexion nicht gedacht werde. Vom nordfranzösischen Gebiet sagt er: Auch hier bildet die gewaltsame Angliederung keinen Teil der amtlichen deutschen Politik.

Gleichzeitig hielt in Wien Graf Czernin eine ähnliche Rede, in der er feststellt, daß die alten Grenzen zwischen Österreich-Ungarn und dem früheren Rußland künftig auch zwischen ihnen und der Ukraine gelten sollen. Das Selbstbestimmungsrecht der Zwischenvölker soll ehrlich durchgeführt werden, und eine Angliederung des bisher russischen Teiles von Polen an Galizien kann nur dann in Betracht kommen, wenn der Zusammenschluß als freiwilliger Akt erfolgt. Gegenüber den politischen Streiks der letzten Zeit redet er kräftige Worte: Da die Regierung genau dasselbe will wie die Majorität der Monarchie, nämlich die baldige Erreichung des ehrenvollen Friedens ohne annexionistische Ziele, so ist es ein Wahnsinn, ihr in den Rücken zu fallen, sie zu hemmen und sie zu stören. Österreich-Ungarn ist bereit, den Versuch einer Vermittlung zwischen Wilson und den mitteleuropäischen Mächten zu unternehmen. Der Schluß seiner Rede lautet: Kein Minister des Äußern kann Verhandlungen von solcher Tragweite führen, wenn er nicht weiß und wenn nicht alle Welt weiß, daß er durch das Vertrauen der Mehrheit der verfassungsmäßigen Korporationen getragen ist. Es geht ums Ganze. Sie haben Vertrauen oder Sie haben es nicht. Sie müssen mir helfen oder mich stürzen. Ein Drittes gibt es nicht. — Die Versammlung der Delegationen gestaltete sich zu einer starken Vertrauenskundgebung für Czernin.

Das Königspaar von Rumänien befindet sich nicht in den Händen der Russen, scheint aber aus Jassy in das rumänische Hauptquartier geflohen zu sein.

Die bolschewikistische Regierung von Petersburg veröffentlicht einen Kriegsaufruf gegen die Zentralrada von Kiew, weil sie das bürgerliche Regiment in der Ukraine stärkt. Bauern und Arbeiter werden aufgefordert, sich dem maximalistischen Generalsekretariat anzuschließen.

Sonnabend, 26. Januar.

Staatssekretär v. Kühlmann richtet ein Telegramm an den polnischen Ministerpräsidenten v. Kucharzewski, in dem er den polnischen Wunsch, bei den Verhandlungen in Brest-Litowsk vertreten zu sein, anerkennt. Zu seinem lebhaften Bedauern hat aber eine Einigung über einen dahingehenden Vorschlag nicht erzielt werden können, da die russische Delegation weder die Selbständigkeit des polnischen Staates noch die Rechtmäßigkeit seiner gegenwärtigen Regierung anerkennen wollte. Bei Wiedereröffnung der Besprechungen in Brest-Litowsk soll auf den polnischen Wunsch zurückgekommen werden.

Sowohl in Deutschland wie in Österreich wird in diesen Tagen mit besonderer Absichtlichkeit die Bundestreue und Gemeinsamkeit in den Friedenszielen hervorgehoben. Obwohl ein formulierter mitteleuropäischer Staatsvertrag nicht existiert, wird tatsächlich verfahren, als ob er bestände. Wirtschaftliche Erörterungen aber werden offenbar zunächst hinausgeschoben, bis man erkennen kann, in welcher Art die künftigen Verhältnisse zu Rußland und zur Ukraine geregelt werden können.

Die Kommission des Deutschen Reichstags fährt fort, auf Grund eines ausführlichen Referates von Staatssekretär Kühl-

Digitized by Google

mann über Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Friedensschlusses zu reden. Die Mehrheit verlangt eine stärkere Klarheit in bezug auf die Wiederherstellung Belgiens und eine unzweifelhafte Deutlichkeit hinsichtlich einer künftigen freien Selbstbestimmung der Zwischenvölker an der Ostgrenze. In der Gesamtwirkung sind die Besprechungen eine Vertrauenskundgebung für die Politik Hertling-Kühlmann.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 20. Januar.

Teuerungszulagen zu den Unfallrenten von 8 Mark monatlich können auf Antrag gewährt werden, wenn die Rente mindestens $^2/_3$ der Vollrente beträgt und der Empfänger im Inlande lebt. Im Kriegsernährungsamt ist der Sitzung der Industriellen eine Besprechung mit Arbeitervertretern gefolgt, die sich gleichfalls für Bekämpfung des Schleichhandels, durch den die Großindustrie ihre Kantinen versorgt, erklärt haben.

Die Selbsthilfe im Kampf mit dem Schnee hat die besten Erfolge gehabt. Jetzt halten nur noch Soldaten die Nachlese auf solchen Straßen, die ohne Anwohner sind und in Obhut des Staates stehen. Im übrigen ist man froh über einen Tag, an dem man sich nicht in Abhängigkeit von dem Glücksspiel zu begeben braucht, das heute die Beförderung in den wenigen schaukelnden Straßenbahnen darstellt.

Die Zunahme der Eisenbahnunfälle ist auffallend. Die Zuverlässigkeit von Menschen, Maschinen und Einrichtungen nutzt sich ab. Es ist trotzdem erstaunlich, wie groß sie immer noch ist. Überhaupt: jetzt kritisieren wir im kleinen. In der Entfernung von einem Jahrzehnt werden wir im großen bewundern.

Montag, 21. Januar.

Der Getreideeinfuhrhandel hat sich nach langen und schwierigen Verhandlungen zu einem Syndikat zusammengeschlossen, an dessen Spitze eine Handelsvereinigung für Getreide, Futtermittel und Saaten G. m. b. H. steht. Das Syndikat, dem alle Firmen von mindestens 5000 To. früherer Einfuhrleistung angehören, soll die Organisation der Getreideeinfuhr in der Übergangszeit in die Hand nehmen.

In Hamburg ist ein Ausbau der Volksschule im Gange, der dem Grundsatz des Aufstiegs der Begabten folgt. Nach dem vierten Schuljahr wird ein fünfjähriger fremdsprachlicher neben einem vierjährigen deutschen Zug durchgeführt. In dem letzten soll während der letzten drei Jahre Handfertigkeit eingeführt werden. Erziehungsbeihilfen sollen es begabten Kindern unbemittelter Eltern erleichtern, bis zum Abschluß durchzuhalten. Eine Neuordnung, die dem aus dem Kriege herauswachsenden Geist weiser Ökonomie mit unserem geistigen Kapital entspricht.

Dienstag, 22. Januar.

Das Nähgarn wird rationiert. Seine Knappheit ist eine richtige schlimme Sorge, denn wenn man nichts Neues kaufen und außerdem noch nicht mehr flicken kann!! Die Frauenvereine stiften überall Flickstuben, die Ausbesserungen besonders auch für die arbeitenden Frauen übernehmen. Und immer mehr bewundert man die Erfolge, die der zähe Kampf der Selbstachtung um die Anständigkeit des äußeren Menschen erringt. Auch in den armen Stadtteilen sehen die Menschen ordentlich aus, wenn man auch manchem Mantel die Sehnsucht nach dem Frühling ansieht.

Es wird in einem Unterausschuß des Reichstags über die Erfassung der Kriegsgewinne gesprochen und ihre energische Erfassung für den Staat neuerdings beschlossen.

Im Landtag eine Äußerung des Landwirtschaftsministers über die Ernährung im Jahre 1918. Daß der Nahrungsmangel steigen muß, ist ohne weiteres klar. Das wird zu neuen Maßnahmen der Regierung führen — die Frage ist nur, ob die Kanäle des ungeregelten Verkehrs sich noch wieder verstopfen oder segnet man in Gedenken an den vorigen Winter die Kartoffelernte.

segnet man in Gedanken an den vorigen Winter die Kartoffelernte.

Und die Wärme! Es sind richtige laue Frühlingstage, in deren Luft sich der kühle Eishauch der schmelzenden Schneehügel von unten und die steigende Sonnenwärme unruhig und verheißungsvoll mischen. Unter dem Schnee kommt das Gras grün und frisch heraus — im vorigen Jahr war es ein brauner borstiger Filz auf hartgefrorener Erde.

Mittwoch, 23. Januar.

Es ist davon die Rede, daß eine ganz neue Organisation der Ernährung stattfinden soll, bei der an Stelle der Kommunalverbände und Behörden genossenschaftliche Erzeugerorganisationen treten sollen. Man vernimmt es mit gemischten Gefühlen. Ob die Aussichten, daß eine solche Organisation besser arbeitet, den Nachteil einer vollständigen Umwälzung aufwiegen?

Ein deutsches Überseesyndikat ist in der Bildung, dem sich aber bislang drei Großbanken noch fernhalten.

Die Arbeiterbewegung in Wien kommt bedrückend und belastend in alle steigenden Hoffnungen hinein — bedrückend durch ihre unmittelbare Ursache (die herabgesetzte Mehlration) wie durch ihren Mangel an weltpolitischer Taktik.

Unruhen, die bei zwei württembergischen Versammlungen der Vaterlandspartei entstanden sind, haben dort ein volles Verbot aller öffentlichen politischen Versammlungen zur Folge gehabt.

Donnerstag, 24. Januar.

Der Deutsche Städtetag hat zur Ernährungswirtschaft für 1918 folgende Forderungen gestellt: weitere Herabsetzung der Viehpreise, Verbesserung der Gemüseversorgung und bessere Sicherheit dafür, daß die dem Ernährungsbedürfnis der Städte erforderlichen Lebensmittel auch tatsächlich erfaßbar sind.

Mannigfache Bemühungen um die Bekämpfung der Möbelnot, die für alle die neuzubegründenden Hausstände erwartet wird und sowohl eine Geld- wie eine Materialnot sein wird.

Zensurdebatten ohne Ende und Erfolg. Sie tauchen mit kalendarischer Sicherheit auf, verschwinden in irgendeinem Ausschuß und kommen in ziemlich der gleichen Gestalt wieder!

Mit größter Spannung und Hoffnung wartet man auf die angekündigte Kanzlerrede von heute nachmittag!

Freitag, 25. Januar.

Die Rede des Reichskanzlers und des Staatssekretärs v. Kühlmann wirken doch, als werde in einem stickigen Raum ein Fenster aufgestoßen. Wenn nur die Instinktlosigkeit unserer öffentlichen Meinung es nicht wieder mit ihren Deutungen und Nutzanwendungen vernagelt! Man geht so ein wenig gehoben und zuversichtlich durch sein Tagewerk.

Dazu scheint die Sonne, Dunst von tauendem Eis liegt bläulich über der Alster und macht die Umrisse der Bäume sanft — und im Vorgarten sind auf einmal die Schneeglöckchen da. In den Blumenläden sind die Chrysanthemen endgültig von den knospenden Azaleentöpfen abgelöst und von frühgetriebenem Flieder. Und all das grüßt einen heute als eine Kette kleiner zarter Zeichen für einen sicheren Wandel. Die Straßen sind wieder sauber, weil die Abfallwagen wieder fahren können. Man hat, über die weiche dunkle Erde gehend, ein Gefühl von Erneuerung, die doch einmal von innen an die Oberfläche bricht.

Sonnabend, 26. Januar.

Von fernen Straßen tönt bald leiser, bald lauter der Klang irgendeiner Zapfenstreichmusik zum Vorabend von Kaisers Geburtstag. Man liest die klare Rede Kühlmanns mit dem starken Gefühl, wie unbedingt jetzt die Erfolge des fähigsten Bevollmächtigten abhängig sind von dem Takt der öffentlichen Meinung. Man empfindet ganz unmittelbar, daß die Einmütigkeit des Vertrauens jedem in Brest-Litowsk gesprochenen Wort sein Gewicht erst gibt und wünscht nichts sehnsüchtiger, als daß jetzt unser Volk sich dieser seiner Macht bewußt werden möchte.

Digitized by Google

Im Wahlrechtsausschuß des Preußischen Landtags Erörterung der Herrenhausvorlage. Nach Meinung der Linken soll die Vertretung der Arbeiterschaft durch Deputierte der neu zu schaffenden Arbeitskammern gesichert werden. Was bedingen würde, daß diese Kammern schleunigst ins Leben gerufen werden!

Wilhelm Heile / Friedensverhandlungen

Seit der Friedenskundgebung vom 19. Juli vorigen Jahres ist es Gepflogenheit der Kreise, die den Namen des Vaterlandes unnützlich und mißbräuchlich im Munde führen, den Reichstag in einer Weise zu schmähen, als wäre er nicht die Vertretung des deutschen Volkes, sondern der Totengräber deutscher Ehre und deutscher Hoffnungen. Jeder Sitzung des Reichstags, so sagen sie, müsse man mit Sorgen entgegensehen. Nun hat der Hauptausschuß des Reichstags wieder getagt. Es hat eine Aussprache über die auswärtige Politik und den bisherigen Gang der Verhandlungen von Brest-Litowsk gegeben, die von weittragender Bedeutung war. Und wenn die Parteiverbindung jenen Kreisen auch nur einen kleinen Rest von Tatsachensinn gelassen hätte, so müßte es in ihrer Presse und ihren Versammlungen widerhallen vom Lob des Reichstags, und zwar gerade der Reichstagsmehrheit, die trotz aller Anfeindungen von den Extremen zur Rechten und zur Linken mit viel Takt, Klugheit und auch Erfolg daran arbeitet, die Festigkeit der inneren Front zu erhalten und, wo sie gestört war, wiederherzustellen. Was eben in Österreich geschehen und Gott sei Dank schnell überwunden ist — für unsere „Vaterländischen" ist es leider nichts als willkommene Gelegenheit, am schlechten Beispiel der anderen die eigene Vortrefflichkeit ins rechte Licht zu setzen. Mit demselben Atemzuge aber, mit dem sie den Streik der österreichischen Arbeiter als Vaterlandsverrat verdammen, scheuen sie sich nicht, zum Streik der Generale zu schüren. Und sie sind doch nicht alle Kinder, die nicht wissen, wie gefährlich es ist, mit dem Feuer zu spielen.

Es kann nicht oft und entschieden genug betont werden, daß unsere Erfolge im Kriege und, was mehr ist, unser Aushalten durch lange Jahre hindurch nur möglich war, weil die Massen des Volkes mit eigenem Willen und nicht bloß müssend mitbeteiligt waren. Wie im Anfang, so ist auch heute noch ganz unmöglich eine Politik, die den Massen diese innere Beteiligung erschwert oder gar unmöglich macht. Die Gefahr, die einige wenige Tage lang über Österreich geschwebt hat, sollte denen als Warnung dienen, die genau so leichtfertig, wie sie draußen in der Welt alle Zukunftsmöglichkeiten unseres Volkes auf die Schärfe des Schwertes stellen zu können glauben, auch dem „inneren Feinde" gegenüber nur das eine Mittel zur Überzeugung haben: die nackte Gewalt. Welch ein Glück für Deutschland, daß der Kaiser, dem sie, je nach dem Erfordernis der Stunde, sich bald als Retter seiner ererbten Rechte und Macht empfahlen, bald nach Prätorianer Art ein anderes Schicksal androhen, sich noch immer allen solchen Anstürmen, auch den schwersten, gewachsen gezeigt hat! Der Kaiser weiß aber, daß man zur Liebe niemand zwingen kann, und daß das größte und tapferste Heer an der Front ohnmächtig ist, wenn diejenigen feiern, die ihnen das Kriegsgerät bereiten.

Wenn man alle Möglichkeiten durchdenkt, die in diesen Andeutungen beschlossen liegen, so scheint vielleicht zunächst doch manchem, daß die nicht so ganz unrecht haben, die den Sozialdemokraten, insbesondere Herrn Scheidemann, vorwerfen, er drohe mit der Revolution. Dem ist aber nicht so. Es besteht kein Anlaß, daran zu zweifeln, und der Streik von 100 000 Arbeitern in der Reichshauptstadt beweist es gleich vielen anderen Anzeichen nur zu deutlich, daß die Warnung vor dem Aufkommen und der indirekten Begünstigung revolutionärer Strömungen, die Scheidemann wiederholt ausgesprochen hat, doch nicht ganz aus der Luft gegriffen ist. Man kann vielleicht sagen, daß solche Unterströmungen auch uns nicht erspart bleiben, das sei die Folge der Erziehung, die die alte „internationale, revolutionäre" Sozialdemokratie in jahrzehntelanger Agitation in die Massen hineingetragen haben. Um so mehr aber sollte man dankerfüllt anerkennen, welche großen Verdienste sich die gegenwärtigen Führer der Sozialdemokratie ums Vaterland dadurch erworben haben, daß sie die hinter ihnen stehenden Massen mit dem Geiste des 4. August zu erfüllen versucht und im großen und ganzen mit vollem Erfolg bei dieser Politik festzuhalten verstanden haben bis zum heutigen Tag. Wenn es denen um Tirpitz, Reventlow und Westarp ernst ist, wirklich ernst, mit ihrer Sorge ums Vaterland, das höher steht als die Partei, dann dürften sie nicht eine Politik treiben, die achtlos vorübergeht an Schwierigkeiten und Gefahren, wie die es sind, an denen die sozialdemokratischen Führer ihre Kraft im Dienste des Vaterlandes betätigen.

*

Die Beratungen des Hauptausschusses haben auch diesmal wieder gezeigt, daß es ganz unmöglich ist, von Westarp bis zu Ledebour oder auch nur bis zu Scheidemann eine Harmonie der Meinungen herzustellen, deren Ziel irgendwo in der Mitte zwischen Gewaltfrieden und Verständigungsfrieden läge. Manche haben zwar einen Augenblick lang geglaubt, es sei möglich, daß die jetzige Mehrheit einer Mehrheit der Mitte den Platz räumen könnte. So aber liegt die Verteilung der Macht und der Meinungen im Reichstag nicht. Und wenn es mehr sein sollte, was hier und da geraunt wird, daß Graf Hertling bei einem gewissen vorsichtigen Lavieren in seinen Ausführungen solche Möglichkeiten im Auge gehabt habe, so wird ihm der Verlauf der Aussprache gezeigt haben, daß nichts falscher ist als solche Spekulation. Es ist aber anzunehmen, daß der Kanzler auch vorher schon darüber nicht im Zweifel gewesen ist, daß er mit seinen Ausführungen über die deutschen Kriegsziele, namentlich im Westen, eine Ausdehnung seiner parlamentarischen Basis nach rechts ganz gewiß nicht erzielen würde.

Im Gegenteil! Was der Kanzler im Hauptausschuß und was im Einverständnis mit ihm am gleichen Tage der Graf Czernin in Wien ausgeführt hat, das ist nach Inhalt und Ziel ein Programm für Verhandlungen über einen Frieden der Verständigung und des gerechten Ausgleichs. Man kann sogar so weit gehen zu sagen, daß die beiden führenden Staatsmänner der Mittelmächte praktisch bereits in die Besprechungen eingetreten seien, als sie das Wilsonsche Programm Punkt für Punkt erörterten und von einem Teil der Sätze Wilsons erklärten, daß wir sie als geeignete Grundlage für Friedensverhandlungen annehmen könnten. Mit solcher Einleitung von Besprechungen über Voraussetzungen und Bedingungen des Friedens, deren Teilnehmer freilich noch längst nicht an einem Tische sitzen, haben Hertling und Czernin gerade den Schritt getan, den die Vertreter des Gewaltfriedens am wenigsten wollen. Irgendwelche Hoffnung, dafür auch die Unterstützung dieser Kreise zu erhalten, ist nicht vorhanden. Jetzt weniger als je. Seit dem Ja-

Digitized by Google

Zusammenbruch Rußlands rechnen sie mit der Möglichkeit, nicht bloß England mit dem U-Boot-Krieg auf die Knie zwingen, sondern nun auch auf dem Lande im Westen einen alles mit einem Schlage entscheidenden Sieg erringen zu können.

Die Zahl derer, die hieraus für die Verhandlungen in Brest-Litowsk den naheliegenden Schluß ziehen, ist unter ihnen freilich gering. Immerhin gibt es einige, die nun zum Abschluß mit den Russen drängen. Dieser Friedensschluß aber ist nicht so leicht, trotz der Überlegenheit, die in unserer militärischen Stärke liegt; denn die Zerfahrenheit der russischen Verhältnisse ist nicht bloß für die russischen Unterhändler ein schweres Hindernis. Viel Geist gehört nicht dazu, Herrn v. Kühlmann wegen des schleppenden Verlaufs der Verhandlungen zum Sündenbock zu machen. Schwer aber ist es, den Weg zu zeigen, der dort zum Ziel führt und daheim weder rechts noch links Anstoß erregt. Den Herren Trotzki und Genossen ist es ja gar nicht so sehr um den Frieden zu tun, als um die Ausdehnung der Revolution. Sie betrachten selbst die Wilson und Lloyd George nicht als ihre Bundesgenossen, sondern genau so wie unsere Regierenden als die Knechte des Kapitalismus, die von der politischen Bildfläche fortgefegt werden müssen. Mit solchen Theoretikern, denen das Vaterland nichts, die Revolution alles ist, läßt sich nicht auf der Grundlage verhandeln: was ist euer und was ist unser nationales Lebensinteresse? Da aber ihre Formel vom Selbstbestimmungsrecht der Völker zugleich unserer Überzeugung entspricht und auch Möglichkeiten bietet, die unserem Interesse gerecht werden, so war es durchaus richtig, daß unsere Unterhändler diese Formel aufgegriffen und mit viel Geduld und Gewandtheit die russischen Vertreter darauf festgelegt haben. Die Selbständigkeit Finnlands, Estlands, Kurlands, Litauens, Polens und vor allem der Ukraine sind die notwendigen Folgen solcher Politik. Wir können nur wünschen, daß die Selbständigkeit Wirklichkeit wird und Bestand hat. Je weitherziger und rückhaltloser wir den Völkern, die wir vom Joch des Zarismus befreit haben, nun zur selbständigen und freien staatlichen Entwickelung verhelfen, desto sicherer ist unsere östliche Grenze vor künftiger Bedrohung.

Auf anderseits: je schneller wir auf solcher Grundlage zum Frieden im Osten kommen, vielleicht früher noch mit der Ukraine als mit dem Rußland der Bolschewiks, desto stärker ist unsere Stellung gegenüber den Westmächten. Was aber ist es, was dort erreicht werden muß und kann? Graf Hertling hat es kurz so zusammengefaßt: Unversehrtheit des Deutschen Reiches, Sicherung unserer Lebensinteressen und Wahrung der Ehre und Würde unseres Vaterlandes. Die erste und die letzte Forderung sind für uns so selbstverständlich, daß über sie kein Wort gesagt zu werden braucht. Was aber die Sicherung unserer Lebensinteressen verbürgt, das sieht verschieden aus, je nachdem die Gegner sich verhalten. Solange die Gegner nicht vollkommen rückhaltlos ihr Gelüste nach deutschem Reichs- oder Kolonialgebiet aufgeben, können wir auf die Faustpfänder nicht verzichten, die unser Schwert uns gesichert hat. Und für unsere Bundesbrüder gilt das gleiche. Von uns aus aber haben wir, Graf Hertling hat es noch einmal wieder nachdrücklich betont, die gewaltsame Angliederung feindlichen Gebietes niemals als Erfordernis unserer Lebensinteressen hingestellt. Weder die gewaltsame Angliederung Belgiens noch die der besetzten Teile Frankreichs sind jemals eine Forderung der amtlichen deutschen Politik gewesen. Wenn also die Gegner einen Verständigungsfrieden wollen, so ist ihnen deutlich genug gesagt, unter welchen Bedingungen sie ihn haben können. Herr Wilson, der direkt vom Grafen Czernin zu einem Gedankenaustausch aufgefordert worden ist, hat jetzt zunächst das Wort. Sind seine Reden nicht bloß eine Kette von Phrasen, so hat er nun Gelegenheit, seine Friedens-, Freiheits-, Gerechtigkeits- und Menschheitsverbrüderungsideale ein gut Stück der Verwirklichung näherzubringen. Will er nicht oder wälzen die Lloyd George und Clemenceau zu schwere und unübersteigbare Hindernisse auf den Weg, so werden unsere Heere ihnen einen neuen, großen und hoffentlich letzten Beweis dafür bringen, daß die französisch-englischen Raubziele ewig unerreichbar sind. Und sie sollen sich nicht täuschen: für die Verteidigung der Unversehrtheit unseres Gebietes, für die Abwehr aller Angriffe auf unser Dasein und die Sicherheit unserer Lebensbedingungen gibt es in Deutschland auch heute noch keine Parteien, sondern nur Deutsche und nur e i n e n deutschen Willen.

Vizeadmiral a. D. Dr. K. Galster / War es richtig, die scharfe Form des U-Boot-Krieges bis zum 1. Februar 1917 hinauszuschieben?

Diese Frage beantworte ich mit Ja.

Der scharfe, sog. uneingeschränkte U-Boot-Krieg, mit dem wir England zum Frieden zwingen wollen und zwingen werden, ist insofern zweischneidig, als er sich nicht führen läßt, ohne daß die neutralen Seemächte schwer in Mitleidenschaft gezogen und dadurch mehr oder weniger zu Gegnern gemacht werden. Es lag auf der Hand, daß sie sich dem Ansinnen, große, wichtige Meeresstrecken nicht befahren zu sollen, nicht fügen würden, und daß das Versenken ihrer Handelsschiffe und der Tod ihrer Landsleute bei den Torpedierungen zum Kriege mit ihnen führen konnte. Der Staatsmann war daher verpflichtet, das Für und Wider beim uneingeschränkten U-Boot-Krieg sorgfältig abzuwägen. Daß der Seeoffizier als Vertreter der Waffe für deren möglichst ausgiebige Wirkungsweise eintreten und die Folgen auf politischem Gebiet weniger in Rechnung ziehen würde, ist ganz natürlich.

Vom politischen Standpunkte aus mußte besonders eine Gegnerschaft Nordamerikas als höchst unerwünscht angesehen werden. Nicht nur die großen Hilfsquellen dieses Landes mit ihrer Entwicklungsfähigkeit im Kriegsfalle, sondern auch der Umstand, daß sein Eintreten in den Krieg andere Staaten mitreißen konnte, kamen in Betracht. Es war daher kein Fehler, sondern mit Rücksicht auf die damalige Kriegslage durchaus geboten, daß sowohl der am 18. Februar 1915 wie der am 10. Februar 1916 begonnene verschärfte U-Boot-Krieg nach recht kurzer Zeit abgebrochen wurde, als Nordamerika 1915 infolge Versenkung der „Lusitania" mit dem Milliardär Vanderbilt und 1916 infolge des „Sussex"-Falles Schwierigkeiten machte und eine drohende Haltung annahm.

Heutigentags ist noch nicht zu erwarten, daß alle Punkte, die unsere Staatsmänner bewogen haben, so zu handeln, wie sie es taten, vor der Öffentlichkeit klargelegt werden. Aber darüber kann kein Zweifel sein, daß die Stimmen, die damals das Zurückweichen mißbilligten und trotz Amerikas 1915 und 1916 dringend die unmittelbare Fortsetzung des verschärften U-Boot-Krieges forderten, sich in sehr wesentlichen Punkten über seine Wirkung getäuscht haben. Sie hatten auch fast ausnahmslos keine Ahnung davon, wie es mit der Zahl unserer U-Boote, ihrer Ver-

Digitized by Google

wendungsfähigkeit und ihrem baldigen Nachwuchs bestellt war. Sowohl ihre Abschreckungstheorie bezüglich der neutralen Schiffahrt wie ihre Annahme von dem schnellen Niederringen Englands haben sich als überspannt erwiesen. Der jetzt seit zwölf Monaten im Gange befindliche scharfe U-Boot-Krieg erweist dies. Dabei wird er mit erheblich stärkeren Mitteln geführt, als sie 1915 und 1916 zur Verfügung standen. Weil die damalige Zahl unserer U-Boote viel zu gering war — es fehlten besonders die großen U-Boote —, war es durchaus richtig, den scharfen U-Boot-Krieg noch aufzuschieben und sich mit der dem Kreuzerkriege angepaßten milderen Kampfesform zu begnügen. Auch sie konnte zunächst noch recht Gutes leisten, weil die U-Boot-Abwehr beim Feinde noch ungenügend ausgebildet war.

Als am 1. Februar 1917 infolge Beschlusses der obersten Heeresleitung der scharfe U-Boot-Krieg von neuem aufgenommen wurde, lagen die Verhältnisse sowohl politisch wie militärisch ganz bedeutend günstiger als in den beiden vorhergehenden Jahren. Die Gefahr der Feindschaft Nordamerikas konnte eher in den Kauf genommen und mit einem schnelleren durchschlagenderen Erfolge des U-Boot-Krieges als früher gerechnet werden. Denn:

1. Durch die schnelle, kräftige Niederwerfung Rumäniens im Herbst 1916 nach Übernahme der Heeresleitung durch Hindenburg und Ludendorff war für die kleineren neutralen Staaten in der Nachbarschaft Deutschlands, wie Holland, Dänemark, Schweiz, Norwegen, ein abschreckendes Beispiel geschaffen worden, sich den Ententemächten anzuschließen. Diese Wirkung ließ sich, als der Eintritt in den scharfen U-Boot-Krieg es nötig machte, durch entsprechende Aufstellung von Truppenmassen verstärken, die infolge der guten Kriegslage im Osten frei gemacht werden konnten. Der Bildung einer neutralen Liga, um den Frieden im Sinne der Entente zu erzwingen, konnte so vorgebeugt werden.

2. In Nordamerika war über den „Lusitania"-Fall Gras gewachsen und gegen England infolge von Übergriffen eine Mißstimmung entstanden. Das Ansehen Englands war durch den Fehlschlag des Dardanellen- und Saloniki-Unternehmens gesunken. Dadurch, daß die Vereinigten Staaten der am 4. Mai 1916 ausgesprochenen Erwartung Deutschlands, England zur Einschränkung seiner völkerrechtswidrigen Blockadepolitik zu nötigen, während einer Zeit von 9 Monaten nicht entsprochen hatten, traf Nordamerika eine Unterlassungsschuld, wenn Deutschland als Repressalie den scharfen U-Boot-Krieg erneut zur Anwendung brachte. Infolge aller dieser Verhältnisse durfte gehofft werden, daß der Übertritt Nordamerikas zu unseren Feinden hinausgezögert würde, was einen Vorteil für uns bedeutete.

3. Das deutsche Friedensangebot war im Dezember 1916 vorausgegangen und schroff abgelehnt worden. Die Anwendung des scharfen U-Boot-Krieges erhielt dadurch eine neue moralische Stütze. Bei der großen Übermacht der Feinde an Menschen und der Unangreifbarkeit Großbritanniens als Insel war der scharfe U-Boot-Krieg schließlich das einzige Mittel, England willfährig zu einem ehrenvollen Frieden zu machen und die Menge der Blutopfer auf das geringste Maß zu beschränken. Der Feind, der den Frieden ablehnte und die neutralen Mächte, die sich nicht rührten, um einen Druck zur Beendigung des Krieges auszuüben, und große Kriegsgewinne durch ihre Handelsschiffahrt und Produktion machten, hatten es nunmehr ihrem eigenen Verhalten zuzuschreiben, wenn schonungslos die U-Boot-Waffe in den Sperrgebieten angewendet wurde, um den Frieden zu erzwingen.

4. Infolge einer schlechten Weltgetreideernte versprach die Aufnahme des scharfen U-Boot-Krieges im Februar 1917 besonders wirksam zu werden; es durfte auf die Schaffung einer Notlage in England gehofft werden. Eine vorhergehende Versorgung mit Getreide war nur in mäßigen Grenzen erfolgt und die gute Ernte von 1916 nicht ausgenutzt worden, weil der Glaube Wurzel gefaßt hatte, daß Deutschland mit Rücksicht auf Amerika die Eröffnung eines scharfen U-Boot-Krieges nicht wagen würde.

5. Die Zahl der deutschen U-Boote war inzwischen gewachsen und der Neubau stärker als früher in Angriff genommen worden. Angaben hierüber können während des Krieges nicht gemacht werden. Beim ersten und zweiten Versuch, den U-Boot-Krieg scharf zu führen, lag der Tatbestand vor, daß auf der Westseite Großbritanniens, um die Schiffahrt abzuschneiden, für eine Längenausdehnung von etwa 600 Seemeilen nur zwei oder drei Boote in Tätigkeit waren. Wenn nun auch unsere U-Boote auf dieser Längenausdehnung so aufgestellt waren, daß sie die am meisten befahrenen Teile, die Wege zu den Haupthäfen, bedrohten, so ist doch klar, daß nicht nur nachts, sondern auch am hellen Tage ein sehr bedeutender Teil des Verkehrs ungefährdet ein- und ausgehen konnte.

Die rücksichtslose, scharfe Form des U-Boot-Krieges in den Sperrgebieten gegen die feindliche und die neutrale Handelsschiffahrt konnte militärisch wie vom Standpunkte der Menschlichkeit aus nur dann gutgeheißen werden, wenn ein durchschlagender Erfolg zur Beendigung des Krieges außer Frage gestellt war. Nicht in schwächlicher, hinschleppender Weise wegen U-Boot-Mangels, sondern kraftvoll mußte diese Kampfesform wegen der anfangs angeführten Zweischneidigkeit auftreten. Den neutralen Staaten mußte sofort klar sein, daß England in der deutschen U-Boot-Waffe seinen Meister gefunden hatte.

Wenn die Oberste Heeresleitung im Januar 1917 den Entschluß faßte, den scharfen U-Boot-Krieg nicht länger hinauszuschieben, sondern mit dem 1. Februar eintreten zu lassen, so war sie zweifellos beim Abwägen aller Verhältnisse zu dem Schlusse gekommen, daß die militärischen Vorteile die Nachteile überwiegen würden, daß der scharfe U-Boot-Krieg für uns eine Notwendigkeit war. Mit guter Zuversicht dürfen wir annehmen, daß die Oberste Heeresleitung richtig geurteilt hat und der Zeitpunkt gut gewählt war. Ein weiteres Hinausschieben mußte mit Rücksicht auf die Getreideversorgung der Feinde nachteilig erscheinen. Die Zahl der U-Boote war hinreichend gewachsen. Eine größere Zahl wäre natürlich besser gewesen.

Die Vereinigten Staaten nahmen am 6. April 1917 den Krieg gegen uns auf und sind dabei, sich ein großes Heer zu schaffen. Wir rechnen jetzt damit, daß ihre Truppen zu spät kommen werden oder wegen Frachtraummangels nicht herüberzubringen sind. Wie würde es aber stehen, wenn Amerika ungefähr ein Jahr früher in den Krieg gegen uns eingetreten wäre? Schon allein moralisch hätte unseren Gegnern das Hinzutreten Amerikas sehr genützt. Die ganze Kriegslage wäre möglicherweise eine ganz andere, weniger vorteilhafte für uns geworden. Es ist als fraglich hinzustellen, ob Rußland dann derartig zusammengebrochen wäre. Mit dem Frachtraum für Truppentransporte hätte es ein Jahr früher bedeutend besser gestanden. In den Monaten März und April 1916 schaffte der verschärfte U-Boot-Krieg 207 000 bzw. 225 000 Tonnen. Die gleichen Monate 1915 ergaben nur 83 000 und 34 000 Tonnen. Im Jahre 1917 wurden dagegen im März 885 000, im April

Digitized by Google

1 091 000 Tonnen versenkt. Diese Zahlen zeigen in klarer Weise, wie stark mit der Zunahme der Zahl der U-Boote auch ihr Nutzeffekt gestiegen ist.

Zum Schluß spreche ich nochmals meine Ansicht dahin aus, daß die verantwortlichen Stellen das Richtige getroffen haben, wenn sie im Frühjahr 1916 den scharfen U-Boot-Krieg hinausschoben. Die Mehrwirkung dieser Kriegsform konnte damals die schwerwiegenden Nachteile, die in Aussicht standen, nicht ausgleichen.

Jetzt, wo eine bedeutend größere Zahl von U-Booten tätig ist und diese infolge energischen Mehrbaues dauernd erheblich wächst, ist nicht daran zu zweifeln, daß wir mit dem scharfen U-Boot-Krieg in nicht zu ferner Zeit England zum Frieden nötigen werden. Dann bleibt als eine weitere Hauptsache noch die Auseinandersetzung mit Amerika übrig, in der das U-Boot sicherlich die Hauptrolle spielen wird.

Ludwig Herz / Die Freiheit der Meere

Im Jahre 1906 veröffentlichte Hugo Grotius sein berühmtes Buch: Mare liberum (Das freie Meer), in dem der Grundsatz aufgestellt wurde, daß die See, Handelsstraße aller Völker, nicht der Oberhoheit eines einzelnen Staates oder eines Staatenbundes unterstehen darf. Die englische Regierung ließ durch ihren Kronanwalt Selden eine Gegenschrift: Mare clausum (Das geschlossene Meer) schreiben, in der ihr Anspruch auf die Herrschaft über die „4 britischen Seen" gerechtfertigt werden sollte. Solche Ansprüche auf Oberhoheit über Meere wurden nicht nur von England erhoben. Schweden verlangte die Herrschaft über die Ostsee, Dänemark-Norwegen über des „Königs Gewässer" zwischen Norwegen und Island; der Doge von Venedig warf von Bord des Buccentaurus einen goldenen Ring in die Fluten, dem er sich so symbolisch vermählte, um zu zeigen, daß er die ihm vom Papst über das Adriatische Meer verliehene Souveränität weiter ausüben wolle.

England setzte seine von Holland bestrittenen Ansprüche durch, im Frieden von 1674 verpflichteten sich die Niederlande, Englands Flagge in den britischen Seen zwischen Kap Finisterre und Stat an der norwegischen Küste zu salutieren; damit erkannten sie die Oberhoheit der britischen Krone in diesen Gewässern an.

Aber im Laufe des nächsten Jahrhunderts änderten sich die Anschauungen von Grund auf; heut ist es anerkanntes Recht, daß den Staaten nur die Hoheit über die Küstengewässer zustehe, die offene See aber einen Herren nicht duldet, sie ist niemands Gebiet, an dessen Befahren keiner gehindert werden kann. Die Freiheit der Meere ist also geltender Rechtszustand und ist in Friedenszeiten seit Menschengedenken nicht eingeschränkt worden. Auch von England nicht, sein Lied Britannia rules the waves (Britannien herrscht über die Wogen) gibt nur der Tatsache dichterischen Ausdruck, daß es die weitaus stärkste Seemacht der Welt ist und zeichnet die Richtlinien seiner Politik, keine andere Flotte stärker oder auch nur annähernd so stark werden zu lassen als die seine. Es begründet diese Forderung damit, daß es die größten überseeischen Handelsinteressen habe, für seine Existenz auf die ungestörte Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen angewiesen sei und seine Weltgeltung auf Kolonialbesitz gründe. Von diesem Standpunkt aus sah es nach Churchills dreistem Wort in der deutschen Flotte nur einen Luxus, während die seinige eine Lebensnotwendigkeit sei. Es braucht nicht betont zu werden, daß diese Anschauungen durch die wirtschaftliche Entwicklung Europas überholt sind; West- und Mitteleuropa sind Industrieländer geworden, deren Agrarbasis seit einem halben Jahrhundert zu schmal geworden ist, die Rohstoffe aller Art einführen und Waren ausführen müssen. Das trifft ganz besonders für Deutschland zu, aber auch die anderen Länder können es nicht dulden, daß ein Staat allein die See beherrscht oder, wie man euphemistisch in England zu sagen liebt, die Seepolizei ausübt. Denn wenn auch bisher England im Frieden seine Macht nicht mißbraucht hat, so gewährt es den freien Verkehr auf dem Meere sozusagen nur auf tägliche Kündigung, es hat ein Netz von Flottenstützpunkten um die wichtigsten Seestraßen gelegt: Malta, Gibraltar, Aden, Singapore, Hongkong, das jederzeit zugezogen werden kann.

Der Grundsatz, daß alle Meere frei sind, kann nur Wirklichkeit werden, wenn diese Übermacht gebrochen oder völkerrechtlich eingeschränkt wird. Dazu genügt ein Abkommen über die Seerüstungen nicht, da der Besitz wichtigster Punkte der Erde den Engländern auch bei sehr kleiner Flottenstärke ein unverhältnismäßiges Übergewicht geben würde. Es müssen „Bindungen und und Bürgschaften" (sanctions et garanties) geschaffen werden, die die Entente sicherlich gern geben würde, da sie sie ja auch dauernd von den Mittelmächten verlangt. Tatsächlich hat ja auch Wilson bereits die Internationalisierung der Dardanellen und Zufuhrstraßen angeregt. Praktisch gesprochen heißt das: England und Frankreich verzichten auf Befestigungen in der Straße von Dover, England gibt Malta, Gibraltar, Aden, Singapore, Hongkong auf, ebenso die von ihm besetzten griechischen Inseln, oder verzichtet zum mindesten auf ihre Befestigung. Der Suezkanal ist von jeher neutralisiert gewesen, der Vertrag ist aber gebrochen worden; die Aktien müssen daher von England oder einem internationalen Komitee zurückgekauft und der Kanal dessen Verwaltung und Aufsicht unterstellt werden; dasselbe gilt vom Panamakanal. Von amerikanischer Seite ist nun hauptsächlich die Internationalisierung des Nordostseekanals und der Dardanellen gefordert worden. Dieses Verlangen ist unberechtigt. Der Nordostseekanal ist eine reindeutsche Binnenwasserstraße; die Dardanellen durchqueren ausschließlich ottomanisches Gebiet und sind vertraglich den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet, erfüllen also bereits alle Anforderungen, die an freien Seeverkehr gestellt werden können.

Aber was bisher ausgeführt worden ist, bezieht sich nur auf die Freiheit der Meere in Friedenszeiten, wie liegen nun die Verhältnisse im Kriegsfall? Das Seekriegsrecht ist in der Pariser Deklaration vom 16. April 1856 enthalten, alle Versuche im Haag und in London, es zu ändern, sind entweder gescheitert, weil die Beschlüsse von einzelnen Regierungen nicht genehmigt worden sind, oder finden auf den jetzigen Krieg keine Anwendung, weil nicht alle am Kriege beteiligten Staaten ihnen zugestimmt haben.

Die Deklaration von 1856 bestimmt:

Art. 1. Die Kaperei ist und bleibt verboten.

Art. 2. Die neutrale Flagge deckt die feindliche Ware, mit Ausnahme der Konterbande.

Art. 3. Die neutrale Ware, mit Ausnahme der Kriegskonterbande, kann unter feindlicher Flagge nicht mit Beschlag belegt werden.

Art. 4. Die Blockaden müssen, um verpflichtend zu sein, wirklich bestehen, d. h. durch eine hinreichende Macht ausgeübt werden, um den Zugang zum feindlichen Küstengebiet tatsächlich zu verhindern.

Wenn man diese Artikel prüft, so sieht man, daß sie nur den Schutz der neutralen Gewässer bezwecken. Sehr zynisch, aber leider durchaus zutreffend schrieb schon vor einer Reihe von Jahren die „Times", daß diese Bestimmungen so lange beobachtet werden würden, wie die Neutralen stärker sein würden, als die kriegführenden Parteien. Tatsächlich liegt jetzt das Seekriegsrecht zerrissen am Boden, und selbst der Artikel 2 der Deklaration, der fast schon zum Sprichwort geworden ist, wird nicht beachtet. Dazu kommen noch zwei weitere Maßnahmen, die die neutrale Schiffahrt gefährden, die Verseuchung der Gewässer mit Minen und die Erklärung von Meeresteilen zu Sperr- und Kriegsgebieten, so daß von einer Freiheit der Meere nicht mehr die Rede sein kann.

Nun ist von vielen Seiten schon vor dem Kriege gefordert worden, daß das Privateigentum zur See ebenso geschützt werden solle, wie das Privateigentum zu Lande, d. h. daß das Prisenrecht überhaupt aufgehoben werde und daß nicht nur der Handelsverkehr der Neutralen, sondern auch der der kriegführenden Parteien ungestört über See fortgeführt werden könne, soweit es sich nicht um Bannware handelt. Diese Forderungen sind von dem zur See übermächtigen England und den sich wirtschaftlich selbst

genügenden Vereinigten Staaten abgelehnt worden. Und wenn man den Sinn des Seekrieges sucht, so kann man diese Ablehnung nicht unberechtigt finden. Der Zweck des Landkrieges ist die Vernichtung des feindlichen Heeres, dadurch kann das Ziel jedes Krieges, den Feind zum Frieden zu zwingen, erreicht werden. Die Vernichtung der feindlichen Flotten hat diesen Erfolg nicht; der Zweck des Seekrieges ist, den Feind durch wirtschaftliche Schädigung und Abschnürung zum Frieden geneigt zu machen. Allerdings, die Lehren des Weltkrieges scheinen die Unwirksamkeit dieses Vorgehens zu beweisen und die Vervollkommnung der Unterseebootwaffe gibt auch schwächeren Staaten die Möglichkeit, die Kräfte auszugleichen. Durch diese zwei Erfahrungen ist es wenigstens denkbar, daß die Frage der Unverletzbarkeit des Privateigentums zur See williger geprüft wird, als bisher. Aber werden kleinere Staaten auf die verhältnismäßig billige U-Boot-Waffe und, um auf früher Erwähntes zurückzukommen, auf Minensperren, die auch ihnen möglichen Schutzmaßregeln ihrer Küsten, verzichten wollen? Bisher haben gerade sie sich gegen ein Verbot der Minenauslegung gesträubt. Zerlege man so das jetzt so populäre schöne Schlagwort von der Freiheit der Meere in seine Bestandteile, so findet man, daß der einfach klingende Begriff einen äußerst verwickelten Inhalt hat. Die Frage ist aus dem Zusammenhang mit anderen Problemen wie offene Tür, Abrüstungsabkommen, zwischenstaatliche Organisation, gerissen, gar nicht zu lösen, sie ist nur ein Teil jener Neuordnung, die den Frieden bringen muß, wenn diese ungeheure Vergeudung von Menschenleben, Kulturgütern und Wirtschaftswerten etwas anderes gewesen sein soll als eine entsetzliche weltgeschichtliche Ironie.

Fritz Darmstaedter-Helversen / Innere Kolonisation und Krieg

In den Jahrgängen 1912, 13 und 14 dieser Zeitschrift habe ich bereits mehrfach das Wort ergreifen dürfen, um zu den Fragen der Inneren Kolonisation Stellung zu nehmen. Schon vor dem Kriege hatten weite Kreise eingesehen, welche außerordentliche Wichtigkeit die Stärkung des ländlichen Mittelstandes, die Begründung zahlreicher neuer Mittel- und Kleinbauernstellen, vor allem in den Gegenden überwiegenden Großgrundbesitzes, für das Staatswohl besitzt.

Kurze Zeit vor dem Kriege hatte die Regierung dem preußischen Landtage das Grundteilungsgesetz zugehen lassen, das die Basis einer großzügigen Siedlungspolitik werden sollte. Mit unermüdlichem Eifer war die Gesellschaft zur Förderung der Inneren Kolonisation unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten von Schwerin im Sinne einer tatkräftigen Bauernsiedlung tätig. Im wesentlichen ist es ihrer Initiative zu verdanken, wenn in den meisten preußischen Provinzen schon vor dem Kriege (zum Teil auch während des Krieges) große gemeinnützige Siedlungsgesellschaften unter Mitwirkung des Staates und der Selbstverwaltungskörper ins Leben gerufen wurden. — Auch die liberalen Landtagsfraktionen waren energisch bestrebt, die Siedlungsfrage in Gang zu bringen — es sei hier nur an den Antrag der Abgeordneten Hoff-Kiel und Dr. Pachnicke und Genossen auf Bereitstellung von 300 Millionen Mark für die Zwecke der Inneren Kolonisation im Frühjahr 1914 erinnert. — Durch den Krieg und die während der harten Kriegsjahre gesammelten Erfahrungen hat nun die Frage der Inneren Kolonisation einen gewaltigen Impuls erhalten. Zunächst spielt hierbei die Einsicht mit, daß eine Verjüngung und Auffrischung unserer so stark mitgenommenen Bevölkerung mehr denn je not tut, und deshalb eine Vermehrung des ländlichen Elements stattfinden müsse, sodann aber auch die Sehnsucht vieler Stadtbewohner — im wesentlichen wohl eine Folgeerscheinung der Lebensmittelknappheit — zur Natur zurückzukehren, fernerhin, aber — und das ist bei weitem der wichtigste Punkt — ist es das bei sehr vielen unserer Krieger und Kriegsbeschädigten erwachte Streben, sich durch Erwerb einer kleinen Landstelle eine selbständige, gesicherte und gesunde Existenz zu begründen. — Die Heimat hat nun die Aufgabe, ihren Verteidigern die Wege zu ebnen, damit diese imstande sind, alsbald ihre Wünsche erfüllt zu sehen. — Es ist ohne weiteres klar, daß für die mehr bäuerliche Siedlung nur solche Krieger oder Kriegsbeschädigte in Frage kommen, die selbst oder deren Familienmitglieder die nötigen Eigenschaften in sachlicher und körperlicher Hinsicht besitzen, um einen klein- oder mittelbäuerlichen Betrieb erfolgreich zu führen. Für Städter ohne diese Befähigung dürften mehr die vorstädtischen Siedlungen geeignet sein, die ja auch den Anbau von Kartoffeln, Gemüse und Kleintierzucht ermöglichen. — Ein sehr wesentlicher Schritt zur Förderung der Siedlung wurde durch das Kapitalabfindungsgesetz vom 8. Juli 1916 getan, das vom Reichstage einmütig angenommen wurde. Dieses Gesetz (vergl. Aufsatz des Abg. Weinhausen Nr. 20/1916) bezweckt, den Kriegsbeschädigten und den Hinterbliebenen Gefallener an Stelle der jährlichen Rentenzulagen eine einmalige Kapitalabfindung, deren Höhe sich nach dem Alter des Rentenbeziehers und dem Betrage der Rentenzulagen richtet, zu gewähren. Voraussetzung hierfür ist, daß die Kapitalabfindung nur zum Erwerbe oder zur wirtschaftlichen Stärkung eigenen Grundbesitzes bestimmt ist, sie kann auch dann gewährt werden, wenn der Versorgungsberechtigte zum Erwerbe eigenen Grundbesitzes einem gemeinnützigen Bau- oder Siedlungsunternehmen beitreten will. Hierdurch können vielen Tausenden von Kriegsbeschädigten und Kriegerwitwen Mittel an die Hand gegeben werden, die zur Leistung einer Anzahlung beim Erwerb eines Anwesens oder für ein Anfangsbetriebskapital hinreichen. — In Preußen wird hierbei die segensreiche Institution des Rentenguts von allergrößter Bedeutung sein, da es mit Hilfe des staatlichen Rentenbankkredits den Erwerb eines Grundstücks ohne den Besitz eines größeren Kapitals gegen Leistung einer fortdauernden, sich gleichbleibenden Rente (in der Regel 4 v. H.) zuzüglich eines Tilgungsbetrages (½ v. H.) zuläßt. In rund 60 Jahren, wenn die Tilgung erfolgt ist, geht das Rentengut in freies Eigentum über. — Die schon erwähnten gemeinnützigen Gesellschaften (Ostpreußische, Pommersche Landgesellschaft „Eigene Scholle" (für die Mark Brandenburg), Schlesische Landgesellschaft „Sachsenland" (Provinz Sachsen), Hannoversche Siedlungsgesellschaft, Siedlungsgesellschaft „Rote Erde" (Westfalen), „Rheinisches Heim" (Rheinprovinz) u. a.) sind die Hauptträger der praktischen Siedlungsarbeit, sowohl der Bauern- als auch der Kleinsiedlung. Daneben gibt es noch eine Reihe lokaler Kleinsiedlungsunternehmen, vor allem in den Ostprovinzen, und zahlreiche Kommunalverbände, die bestrebt sind, Arbeiter- und Vorstadtsiedlungen ins Leben zu rufen. Alle diese Instanzen haben — soweit sie nicht erst, wie „Rote Erde" und „Rheinisches Heim" im Laufe des Krieges begründet wurden — vor dem Kriege klein- und mittelbäuerliche Stellen im Wege des Rentengutsverfahrens mit großem Erfolge geschaffen; von den drei erstgenannten Gesellschaften allein wurden seit ihrem Bestehen an 3500 neue Höfe errichtet.

Eine wertvolle Unterstützung erfuhr die Innere Kolonisation in Preußen durch das Gesetz zur Förderung der Ansiedlung vom 8. Mai 1916, das vor allem den gemeinnützigen Gesellschaften wichtige finanzielle Vergünstigungen gewährt; in erster Reihe erhöht es den Zwischenkreditfonds um 100 Mill. M., so daß jetzt 115 Mill. M. zur Verfügung stehen, um den gemeinnützigen Unternehmen billige Betriebskredite — als die man die Zwischenkredite ansprechen kann — zu gewähren. Auch in den übrigen Bundesstaaten ist man bemüht, in der Schaffung gemeinnütziger Siedlungsgesellschaften Preußen nachzueifern. Leider fehlen dort zumeist die in Preußen schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert bewährten Grundlagen der Rentengutsgesetze. Bayern hat seine Landeskulturrentenanstalt in den Dienst der Kriegsbeschädigtenansiedlung gestellt und eine gemeinnützige Gesellschaft nach preußischem Muster „Bayerische Landessiedlung G. m. b. H." in München errichtet, die ländliche, städtische und vorstädtische Ansiedlungen im weitesten Sinne, vorzugsweise von Kriegsbeschädigten betreiben soll. — Auch das Königreich Sachsen hat in noch weiter gehender Weise

Digitized by Google

durch Gesetz die Landeskulturrentenbanken zur Unterstützung der Siedlung ermächtigt. Die am 9. Juni 1917 unter Beteiligung des Staates geschaffene Gesellschaft „Sächsisches Heim" in Dresden soll Trägerin der Siedlungsarbeit werden.

In den anderen Bundesstaaten sind zwar eingehende Ausführungsbestimmungen zum Kapitalabfindungsgesetz erlassen und Auskunftsstellen errichtet worden, aber an Zentralinstanzen zur praktischen Durchführung und vor allem finanziellen Unterstützung der Siedlung mangelt es zum größten Teil. Es muß eines der vornehmsten Ziele der in der Heimat Gebliebenen sein, alsbald für die Grundlage einer möglichst einheitlichen und großzügigen Krieger- und Kriegsbeschädigtensiedlung Sorge zu tragen. Leider bestehen zurzeit außerordentlich große technische Schwierigkeiten, die einem Gelingen des ganzen Ansiedlungswerkes entgegenstehen, ja es völlig zum Scheitern zu bringen drohen. Sehr anschaulich sind diese widrigen Umstände in dem letzten Jahresbericht der Ostpreußischen Landgesellschaft geschildert:

„Die Besiedlung hat während des Vorjahres nahezu vollkommen geruht. Es liegt das nun nicht etwa daran, daß es an Nachfrage nach Ansiedlerstellen fehlte. Wir können im Gegenteil feststellen, daß die Nachfrage nach Ansiedlerstellen ganz außerordentlich rege gewesen ist. Zunächst waren es deutsch-russische Rückwanderer, die sich wegen der Kriegsereignisse aus Rußland flüchten mußten und die sich hier mit einem Teil des ihnen übriggebliebenen Vermögens niedergelassen haben und die nun das sichtbare Bestreben zeigten, sich durch Landankauf seßhaft zu machen. Diese Rückwanderer, die zunächst auf unseren und Privatgütern als Arbeiter untergebracht sind, fühlen sich, wie wir zu beobachten Gelegenheit hatten, als Arbeiter durchaus nicht wohl. Es besteht bei ihnen anscheinend der äußerst dringende Wunsch, sich so rasch als möglich seßhaft zu machen, um aus dem Arbeitsverhältnis herauszukommen. Ferner waren es Kriegsbeschädigte, die sich mit Hilfe der ihnen in Aussicht gestellten Kapitalabfindung ansiedeln wollten. Auch Soldaten, die sich zurzeit in der Front befinden, äußerten den Wunsch, sich, sobald sie aus dem Felde zurückkommen, anzukaufen. Der Nachfrage nach Ansiedlerstellen konnten wir leider nur in ganz geringem Umfang entsprechen. Der früher übliche Selbstaufbau durch die Ansiedler kann zurzeit nicht in Frage kommen, weil es den Ansiedlern unmöglich ist, die zum Aufbau erforderlichen Arbeitskräfte und Materialien zu beschaffen. Es kann zurzeit also nur der Kauf von bebauten Stellen in Betracht kommen. Bebaute Stellen hatten wir aber, als der Krieg begann, nur in ganz geringem Umfang auf Lager. Diese wenigen Stellen sind schon im vorigen Geschäftsjahr restlos verkauft worden. Der beabsichtigte Neuaufbau auf einer Anzahl der von uns im Vorjahr angekauften, kriegszerstörten Güter konnte nicht zur Ausführung kommen wegen der auf dem Baumarkt fortdauernd sich ungünstiger gestaltenden Verhältnisse. Ganz abgesehen davon, daß es nahezu unmöglich ist, Neubauten auszuführen, würden die Baukosten so hoch sein, daß es den Ansiedlern vollkommen unmöglich ist, eine Verzinsung des Baukapitals herauszuwirtschaften."

Was helfen alle gesetzlichen Bestimmungen und finanziellen Beihilfen, wenn ihre praktische Auswertung unmöglich ist? Es besteht die schwere Gefahr, daß eine glänzende Konjunktur, die Landbevölkerung zu stärken und zu verjüngen und damit das ganze deutsche Volk — ungenutzt vorübergehen wird. Die maßgebenden Instanzen, Reichstag und Reichsregierung sowie alle in Betracht kommenden Faktoren der Bundesstaaten müssen darauf bedacht sein, daß alsbald diejenigen Maßnahmen getroffen werden, die den Aufbau von Siedlerstellen für die heimkehrenden Krieger und Kriegsbeschädigten sobald als irgend angängig in großem Maßstabe ermöglichen, damit bereits bald nach Friedensschluß eine stattliche Reihe von Siedlungen vorhanden ist.

Nur so wird es Erfolg haben, viele Tausende zur Rückwanderung aufs Land zu veranlassen oder auf dem Lande festzuhalten, die sonst anderweitig unterkommen werden.

Für alle am Siedlungswerk Interessierten muß deshalb die Parole lauten: „Doppelt gibt, wer schnell gibt!"

Lisbeth Wilbrandt / Laage

Es ist der Schriftleitung Bedürfnis, dieser Skizze ein Wort des Gedenkens vorauszuschicken — des Gedenkens an Lisbeth Wilbrandt, die vor wenigen Wochen dem Leiden, von dem sie hier spricht, erlegen ist. Denen, die ihre strahlende, tapfere Natur gekannt haben, wird die Darstellung dieses Erlebnisses aus dem letzten Winter ein besonders ergreifendes Zeugnis sein. Der Kampf um die furchtlose Gewißheit der Ewigkeit unseres Menschentums, so tausendfach ausgefochten in dieser von Tod erfüllten Zeit, spiegelt sich in diesem schönen, lebensvollen Tagebuchblatt in so feiner Besonderheit, daß wir meinen, das wunderbar Sieghafte darin müsse noch vielen anderen Kraft geben. Gertrud Bäumer.

Es gibt einen Grad von körperlichen Schmerzen, der einen vollkommen isoliert. Die andern stehen ums Bett herum, man hört sie reden, man sieht, daß sie einem helfen wollen; aber es ist doch alles so ganz, ganz weit weg, wie auf einem andern Stern.

Wenn man das zum erstenmal erlebt, macht es einem einen großen Eindruck.

Ich war lange sehr schwer krank gewesen, und nun war ich wieder gesund. Ich hatte eine namenlose Sehnsucht, hinauszukommen, allein draußen zu wandern, und endlich war ich so weit. Ich fuhr nach Rostock zu lieben, treuen Menschen, die mich mit offenen Armen aufnahmen. Aber ich wollte immer nur den Abend und die Nacht bei ihnen bleiben; den ganzen Tag wollte ich draußen sein, im Wald, am Meer, und in mich hineintrinken all das so lang Entbehrte, mit der Unersättlichkeit und der unerhört gesteigerten Empfänglichkeit des wirklich Genesenen. Rekonvaleszenz ist ja was Schreckliches, nur in Büchern Gepriesenes. Nie fühlt man sich so elend wie in der Zeit, da die eigentliche Arbeit des Krankseins getan ist und man nun alles nicht kann, was man möchte. Aber dann, wenn man eigentlich schon gesund ist und nun von allem wieder Besitz ergreift, was schon unwiderbringlich verloren schien, da lebt man doppelt und dreifach; man ist wie ein ganz feines Instrument, das bei der leisesten Berührung zu klingen beginnt.

Es waren herrliche Tage: Die winterliche Stille und Verschlafenheit der kleinen Badeorte, das klare Frostwetter, das das aufspritzende Wasser bei den Pfosten der Landungsbrücken zu weißen Allongeperücken frieren ließ, und dazwischen, stundenlang am Strand entlang, keine Menschenseele, nur das Meer und ich, der Himmel und ich. Jeder, der gerne wandert, wird mich verstehen.

Nun wollte ich aber auch einmal landeinwärts. Ich fand auf der Karte, daß man bis Laage wohl vier bis fünf Stunden gehen müsse; dort in der Nähe wollte ich Verwandte auf ihrem Gut besuchen. Mein Plan fand wenig Anerkennung.

„Aber, um Gottes Willen, fünf Stunden lang auf der öden Landstraße im Winter!"

„Aber sie führt doch gewiß durch Felder und Wiesen!"

„Du kannst ja in einer halben Stunde mit der Bahn dort sein."

„Aber ich *will* doch grad gehen."

„Und es ist ganz einsam, und neulich ist in der Gegend auf offener Landstraße ein Dienstmädchen überfallen worden."

„Gott, dann wird's nicht gleich wieder geschehen."

Kurz, ich war von meinem Vorhaben nicht abzubringen und marschierte am nächsten Morgen los. Eigentlich wäre ich lieber zu Hause geblieben, denn ich war todmüde vom doch noch ungewohnten Wandern der letzten Tage, und mein linker Fuß war etwas wund gelaufen, aber es war ein so herrlicher Tag, und den wollte ich nicht verlieren. Die Sonne schien hart und hell, wie sie nur im Winter scheint, und es war furchtbar kalt. Als ich aus der Stadt herauskam, wehte mir auf freiem Feld ein eisiger Ostwind entgegen. Sollte ich trotzdem gehen? War's nicht eigentlich verrückt? Aber wie hätten sie mich zu Haus ausgelacht, wenn ich plötzlich wieder dagewesen wäre! Ich preßte mich also möglichst zusammen gegen den Wind und stapfte drauf los. Eigentlich

war's kein Vergnügen trotz der schönen Sonne, und ich war froh, als ich bald in einen kleinen Ort kam (ich glaube, Kessin hieß er) und mich in den dortigen „Krug" flüchten konnte. Allerhand Männer wärmten sich wie ich, und die Kälte war das Hauptgesprächsthema. Ein heißer Grog belebte mich etwas, aber mir graute vor dem weiten Weg nach Laage. Doch nach Haus wollte ich nicht, und so fragte ich, ob ich vielleicht einen Wagen haben könnte. Nein, das ginge nicht.

„Ja, wo wollen Sie denn hin?"

„Nach Laage."

Großes Gelächter.

„Ja, da können Sie ja doch mit der Bahn fahren; warum gehen Sie denn da zu Fuß?"

„Zur Erholung; ich war krank."

Ich hätte ja nichts Dümmeres sagen können, wurde auch feuerrot, weil mir die Lächerlichkeit meiner Situation gleich bewußt wurde. Welcher vernünftige Mensch geht denn, wenn er krank war, bei 20 Grad Kälte und Ostwind zu Fuß nach Laage, um sich zu erholen? Es hat's mir auch kein Mensch geglaubt, aber man sah mich jetzt halb mißtrauisch, halb spöttisch an, und ich war doch noch nicht genug sattelfest, um nur den ganzen Humor der Sache zu empfinden, sondern ich war verlegen, zahlte und ging — nach Laage. Ja, nach Laage mußte ich nun, tot oder lebendig, nach Haus wollte ich nicht. Ich war wie ein eigensinniges Kind, das bockt, ohne daß ihm jemand irgend was getan hat.

Zuerst konnte ich nichts denken als „Wind, Wind, Wind." Mit der Zeit gewöhnte ich mich ein wenig, aber der Fuß tat so weh, und ich hinkte. Weil ich so müd war, fiel mir natürlich das überfallene Dienstmädchen ein. Die Landstraße lag wie ein blendendes, weißes Band vor mir, endlos, links und rechts Felder, kein Haus, keine Menschenseele. Ein leerer Leichenwagen, nach Rostock fahrend, begegnete mir, das war alles. Was sollte ich machen, wenn ich wirklich überfallen würde? Sie hatten ja in Rostock gesagt, daß jetzt so viel Gesindel herumstreicht. Wirklich, dort taucht doch ein Punkt auf der weißen Landstraße auf; ja, und er wird größer — das ist ein Mensch. Für einige Zeit war ich nun des Denkens an Wind und Kälte enthoben, denn meine ganze Aufmerksamkeit galt dem sich immer mehr vergrößernden Punkt, vor dem ich mich fürchtete. Ja, es war ein Mann! Die in Rostock hatten doch eigentlich recht, es war nichts, so im Winter für eine Frau allein auf der Landstraße.

„Tag, Fräulein, ist das 'ne Kälte! Man wird ja ganz klamm!" — Das war der ganze Überfall, und da konnte ich ihm ja nun aus vollster Seele zustimmen. Ich mußte lachen über mich selbst und war jetzt doch ganz froh, gegangen zu sein. Der Fuß hatte sich an das Gehen gewöhnt und eigentlich war's ja wunderschön bei der Sonne und Kälte; man mußte nur ganz in sich zusammenkriechen und sehr schnell gehen.

Aber der Weg war endlos; auf und ab geht die Straße, und immer glaubt man, auf der nächsten Erhöhung wird man irgend was Neues sehen, ein Dorf, vielleicht gar schon in der Ferne die Türme von Laage, aber nichts, nichts als Felder, Felder, manchmal etwas Wald und wieder Felder. Ein- oder zweimal kam ich an einem kleinen Gutshof vorbei. Ach, da drin war's warm! Sollte ich hineingehen und fragen, ob ich etwas ausruhen dürfe? Aber nein; wieder das Mißtrauen, das Fragen, dann meine Verlegenheit, weil ich doch niemandem klarmachen konnte, warum ich bei der Kälte zu Fuß nach Laage renne — ich sah die ganze Situation vor mir und ging schnell weiter.

Plötzlich hörte ich hinter mir Wagenlärm; ich drehte mich um: es war ein Leichenwagen, derselbe, der mir früher leer nach Rostock fahrend begegnet war; aber jetzt stand ein Sarg drinnen, unter Blumen und Kränzen begraben; und hinten folgte ein geschlossener Landauer mit den Leidtragenden. Sie fuhren im Schritt an mir vorbei, und ich sah in den Wagen hinein: drei Frauen saßen drin und ein Mann; sie sprachen nur wenig, aber sie wischten sich immer die Augen und sahen ganz verstört aus; und da wußte ich, daß das Schicksal sie hart und schwer angefaßt hatte. An der Wagentür stand ein etwa achtjähriges kleines Mädchen, auch ganz schwarz gekleidet. Es preßte sein Näschen gegen die Fensterscheibe und sah hilflos und sehnsüchtig zu mir heraus. Und da erinnerte ich mich so lebhaft an meine eigene Kindheit: wie verlassen und verzweifelt fühlte man sich immer in der Gegenwart trauernder Erwachsener, deren Trauer man eigentlich nicht verstand, aber doch umstandshalber teilen sollte. Die dümmsten Sachen fielen einem ein, so daß man fast herausgeplatzt wäre mit Lachen, aber man mußte doch betrübt und bedrückt sein; und man war es auch, aber nur wegen des schrecklichen Zwangs, der auf einem lag und jede freie Lebensäußerung hemmte. Und bei allem Bemühen, sich dieser entsetzlichen Situation anzupassen, war man doch allen im Weg und „Das Kind versteht's noch nicht," war das mildeste, was man zu hören bekam. Ich hatte also großes Mitleid mit dem kleinen Mädel und nickte ihm ganz leise freundlich zu. Ein dankbarer, erstaunter, aber strahlender Blick antwortete mir, und ein unsichtbares Band war zwischen uns, obwohl wir doch nichts voneinander wußten und nie miteinander gesprochen hatten.

Für mich bedeuteten die beiden schwarzen Wagen eine große Erleichterung; ich war so furchtbar müde, aber der Anspruch, mit ihrem Schritt zu halten, drängte nun alles andere zurück, und ich ging viel schneller, als ich sonst allein gegangen wäre; auch war der Wind hinterm Wagen nicht so furchtbar arg. Ich kam eben wieder in ein Stadium des Befriedigtseins, daß ich die Unternehmung trotz mancher Hindernisse doch gewagt hatte; da, auf einmal setzt sich der erste Leichenwagen in Trab, dann knallt auch der Kutscher des Landauers mit der Peitsche, und — fährt davon. In 5 Minuten stand ich allein auf der Landstraße. Hu, war's kalt! Und der Wind und die Einsamkeit! Ich sah auf die Uhr. Ich war erst zwei Stunden gegangen. Du meine Güte, wie sollte das noch werden! Nur nicht stehenbleiben, dann war gewiß alles aus, und ich konnte überhaupt nicht mehr weiter.

Laage! Komisch, vor ein paar Tagen hatte ich überhaupt noch nicht gewußt, daß es das gibt; und jetzt war es der Gipfel meiner Sehnsucht! Wenn man dort ist, kann man in jedes beliebige Gasthaus eintreten und sich einen Teller warme Suppe bestellen, dachte ich. Und alles geht doch seit Jahrhunderten seinen Gang, und ich wußte nichts davon! Und dabei stellte sich meine sehnsüchtige Phantasie alles, jedes Haus, jede Straße, so genau vor, als wäre ich in Laage geboren und nie drum herumgekommen.

Ich kämpfte tapfer gegen Wind und Müdigkeit, aber es wurde immer schwerer. Da trat in die ewige Gleichförmigkeit der sich zwischen Feldern dahinziehenden Landstraße eine Abwechslung: links an der Straße tauchte ein einzelnes Haus auf. Als ich näher kam, war's ein „Krug". Der Leichenwagen stand vor der Tür, der Kutscher stärkte sich offenbar drinnen. Gott, wie schön wär's jetzt, da hinein zu gehen! Aber die Erinnerung an Kessin hielt mich zurück, und ich ging weiter.

Nach einiger Zeit holte mich der Leichenwagen ein. Die Pferde verlangsamten ihr Tempo, als sie hinter mir waren, und der Wagen fuhr im Schritt neben mir her. Es war ein „offener" Leichenwagen, d. h. ein auf vier Säulen ruhendes Dach war der ganze Schmuck; darunter stand der blumenüberdeckte Sarg. Ganz hoch oben auf dem Bock saß der Kutscher, der sich sehr verändert hatte. Die ernste Miene von früher war fort, der Zylinder saß schief und lustig auf seinem Kopf; er rauchte vergnügt eine Zigarre, und ich sah plötzlich, daß das ja offenbar im Hauptberuf kein Leichenkutscher, sondern ein seelenvergnügter, blutjunger Bursche war, der mich halb neugierig, halb belustigt von der hohen Warte seines Kutschersitzes betrachtete.

Wenn er mich nur nicht fragt, warum ich zu Fuß nach Laage gehe, dachte ich.

„Is nich leicht vorwärtskommen heute, was, Fräulein?" lächelte er mitleidig von seinem Bock herunter.

„Ach, es ist nur, weil's so windig ist," sagte ich möglichst heiter; dabei merkte ich aber, daß mein Gesicht in ganz harte, feste Falten gefroren war, die, wie eine starre Maske, sich meinen Bemühungen, zu lächeln, ernstlich widersetzten.

Digitized by Google

„Ja, ja, der Ostwind," — er sah mich forschend an. „Aber Sie hinken ja, sind woll schon recht müde?"

„Ja, müd bin ich schon, aber so weit wird's ja nicht mehr sein bis Laage?"

„Na, anderthalb Stunden haben Sie da woll noch zu laufen; bei dem Wind noch mehr vielleicht. Aber warum gehen Sie denn da zu Fuß? Ich hab' Sie doch schon bald vor Rostock begegnet, als ich hinfuhr. Da können Sie doch mit der Bahn fahren!"

Natürlich, da war's also wieder. Ich sah ihn hilflos an und überhörte die Frage. Plötzlich kriegt er ein ganz verschmitztes Gesicht und sagt etwas leiser: „Sind Sie ängstlich, Fräulein?"

Ich sehe ihn erstaunt an.

„Ich meine, da hinten aufsitzen, zu dem Sarg, das möchten Sie woll nicht?"

„Gott, wenn Sie's erlauben, mit tausend Freuden," jubelte ich, denn der Gedanke, das etwa zu dürfen, war mir die ganze Zeit schon, aber als etwas Unmögliches, Anstoß Erregendes durch den Kopf gegangen. Er hielt an und ich schwang mich hinten hinauf.

„Sitzen Sie?"

„Ja."

Und nun ging's in lustigem Trab weiter. Das Gefühl des Wohlbehagens, das mich jetzt überkam, ist überhaupt nicht zu beschreiben. Ich saß am hintern Ende des Wagens mit dem Rücken gegen den Sarg, den freien Blick in die Landschaft, und ließ die Beine selig vom Wagen herunterbaumeln. Ja, wirklich selig, denn auf einmal war alles Böse fort. Der wehe Fuß brauchte nicht mehr zu laufen, und so windgeschützt saß ich da, durch den Vorderbau des Wagens, daß es mir durch den scharfen Kontrast fast wie eingeheizt vorkam, obwohl ich doch ganz im Freien saß. Und nun das sichere Gefühl, Laage wirklich zu erreichen!

Es war eine merkwürdige Stimmung: dieses Rittlings-in-die-Landschaft-Hineinfahren, in die sonnige, winterlich tote und doch nur ahnungsvoll schlafende, bald zu neuem Leben erwachende Landschaft. Wie ein Gleichnis war's in dieser grausigen Zeit: hinter mir die Leiche des unbekannten Menschen, der mir nun nach seinem Tod noch einen Liebesdienst tat und mir Gastfreundschaft bot; vor mir die ewig neu absterbende und wieder erblühende, urheilige und unerforschliche Natur. Der durchdringende Duft der Totenblumen hüllte mich ganz ein, und ich strich leise mit der Hand über den Sarg, in einem Gefühl von Dankbarkeit und Gemeinsamkeit für den fremden Toten. Wer es wohl war? Und ob er sehr viel gelitten hatte? Mir war's fast, als säßen wir Hand in Hand, wenn ich den Sarg berührte; und der Tod hatte gar nichts Trennendes, war so ganz selbstverständlich und natürlich.

Ein altes Weiblein begegnete uns; sie drehte sich nach uns um. und als sie mich, mit den Beinen baumelnd, hinten auf dem Leichenwagen sitzen sah, glücklich und froh, da schüttelte sie mißbilligend den Kopf und ging weiter.

Es tat mir sehr leid; ich wollte niemandem weh tun, niemandes Gefühle verletzen; mir war ja so frei zu Mute. Es war, als wenn alle Erdenschwere von mir genommen wäre, und ich flöge nun frei und selig in den Weltraum hinaus. All das Schwere, das seit Jahren mit jedem von uns mitgeht, und all das Schwere, das jeder einzelne noch besonders in dieser Zeit zu tragen hat, es war fort. Wie aus der Vogelschau sah ich von oben herunter auf all die Not und Qual, in der ich doch eigentlich mitten drin stand; aber es war alles so anders.

Ich empfand so stark, ja fast körperlich, die eherne Gesetzmäßigkeit alles Lebens, als wenn ich tausend Jahre später auf unser Jetzt zurückgesehen hätte. Und ein ungeahntes Lebensgefühl durchzitterte mich, weit über mich hinausgehend, über mein Leben und das der Meinigen!

Wie schön mußte es sein, so ein Erleben umsetzen zu können, in ganz was andres. Nicht erzählen, das und das hab' ich erlebt, sondern daraus das schöpfen, woraus man eine Symphonie komponiert, ein Bild malt, ein Buch schreibt!

Und plötzlich wurde es mir klar, daß das Wesen aller künstlerischen Produktion eben in dieser Umsatzmöglichkeit besteht. Das war ja natürlich gar nichts Neues, und ich hatte so was wohl auch schon früher gewußt, aber jetzt erst verstand ich es, und es wurde mir mit einem Mal so nah und greifbar, ganz plastisch; wie wenn man plötzlich mitten drin in einer Landschaft steht, die man seit Jahren aus Bildern kennt, die einem aber doch nichts gesagt hat; und nun kann man jeden Baum, jeden Strauch mit der Hand greifen, und es ist alles ganz neu, ganz neu.

Und auf einmal wußte ich auch, daß ich nie ein Künstler sein würde, weil mir eben diese Möglichkeit des Umsetzens fehlte. Aber diese Erkenntnis tat gar nicht weh; im Gegenteil, es war so beruhigend, nichts Unnötiges mehr zu wollen; und es war ja so schön, daß es solche Menschen gegeben hatte, die das konnten; daß es sie gibt und hoffentlich immer geben wird. Ob man nun gerade selbst dazugehört, darauf kommt's doch gar nicht an. Es war ja alles so klar. Ja, worauf kommt's denn eigentlich an? Das wußte oder fühlte ich in diesem Augenblick ganz genau, aber ....

„Fräulein, jetzt müssen Sie runter, wir sind in Laage!"

Ich sprang von meinem Sitz herunter und stand wie betäubt auf der Landstraße.

„Danke, danke!" sagte ich zu dem lustigen Leichenkutscher. Ich wollte ihm was geben, aber er war schon weit fort und winkte freundlich mit der Hand zurück.

Vor mir in der Sonne leuchteten die Türme von Laage.

Ich ging ganz versonnen in die Stadt hinein. Nein, in ein Gasthaus einkehren, das konnte ich jetzt nicht. Ich war auch so schön ausgeruht, und so fragte ich nach dem Weg zu dem Gut, zu dem ich wollte. Es war noch weit und ich stolperte über die hart gefrorenen Rinnen des Feldwegs, gegen den Wind kämpfend, den ich nun gerade im Gesicht hatte. Als ich endlich müde dort ankam, waren sie alle vor zwei Stunden nach Rostock gefahren für mehrere Tage.

„Oh, das macht gar nichts", sagte ich dem bedauernden und sehr erstaunten Dienstmädchen. Ich stolperte nach Laage zurück; wie schön und ruhig war es auf dem freien Feld!

Ich bin noch sehr viel ausgelacht worden wegen dieser mißglückten Unternehmung. Zu Fuß nach Laage rennen, bei Kälte und Wind, kaum erholt von langer Krankheit, Freunde besuchen, die einen seit Jahren eingeladen haben, ohne sich anzumelden, so daß man unverrichteter Dinge wieder abziehen muß, — so ein Unsinn!

Vielleicht war's eins der wenigen gescheiten Dinge, die ich in meinem Leben getan hab'.

Ich fuhr wie im Traum nach Rostock zurück; ich stieß die Leute an und wollte es doch gar nicht; ich saß in der 2. Klasse und hatte doch nur ein Billet 3. Klasse gelöst; und ich wäre gewiß über Rostock hinausgefahren, wenn der Zug noch weiter gegangen wäre. Tagelang war ich wie beflügelt, aber langsam und sicher kam die Erdenschwere wieder — voll und ganz.

Und ich habe nie wieder einen Blick in die Ewigkeit getan.

Ludwig Klarmann / Licht im Sturm

Im Sturme ein starkes Licht.
Wie tief er den Atem schöpft,
Er löscht es nicht.
Rennt an mit heulendem Braus,
Biegt zur Seite es aus.
Kommt lastend er wieder,
Legt breit es sich nieder;
Ruft alle Gewalten der Lüfte zu Hauf:
Steil steht es auf.

— — — — — — — — — — —

Will die Welt uns zertreten wie einen Wurm:
Unsere Zuversicht ist wie Licht im Sturm.

Digitized by Google

Walter Boelicke / Die Not der feldgrauen Jugend

Die Jugend zwischen Schule und Wehrpflicht, um die vor dem Ausbruch des Krieges Volkserzieher und Volksfreunde mit bekümmertem Herzen sich sorgten, hat seit 1914 keine Maientage. Noch ehe sie recht zum Bewußtsein des eigenen Ichs erwacht ist, spannt sie die Pflicht gegen den Staat in einen strengen, unerbittlichen Zwang, in den kriegerischen Dienst für die Gemeinschaft, in den Dienst fürs Vaterland, einen Zwang, der bestenfalls freudig getragen wird dank der, gottlob, lebendigen jugendlichen Begeisterung für die große Sache, der aber doch Zwang bleibt, indem er das eigene Wollen und Streben in seine besonderen Bahnen lenkt.

Vom Standpunkte des Erwachsenen wird man in dieser notgeborenen Beschränkung der Jugend nicht ohne weiteres eine Not erblicken; eher wird man der Ansicht zuneigen, daß dieser frühe Zwang des Lebens den ihm unterworfenen Generationen ein Segen ist. Die Geschichte großer Männer ist reich an Bekenntnissen, welche die frühe Not ihres Lebens als die Quelle ihrer Tatkraft und ihrer Erfolge preisen. Gesunde Kraft frohlockt angesichts aller Widerstände, deren Ueberwindung Gewinn fürs Leben ist.

Eine andere Frage ist, wie die Jugend selbst sich zu dieser Ansicht stellt; denn es ist etwas anderes, mitten in einem Erleben drinzustehen und von der Warte des Darüberhinausgekommenen darauf zurückzublicken.

Zu berücksichtigen ist, daß gegenwärtig die Zeit zwischen Schule und Wehrpflicht für einen großen Teil der Jugend, für die gesamte Jugend der höheren Schulen überhaupt nicht gegeben, für den anderen Teil, für jenen Teil, der nach einem Worte Friedrich Naumanns gerade dann mit dem Lernen aufhören muß, wenn der Mensch langsam zu begreifen anfängt, was ihm das Lernen bedeutet, ganz erheblich verkürzt ist. Vom siebenzehnten, vom achtzehnten Lebensjahre an greift unter den Forderungen des Krieges der Staat in das Einzelleben gebieterisch ein.

Wir können nicht mit gutem Gewissen auf die Jugend zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren heute das Wort Goethes anwenden: „Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Wert der holden Güter dieses Lebens schätzen." Denn diese Jugend, soweit sie schon verdient, soweit sie schon erwirbt, — und das ist in der Kriegszeit der überwiegende Teil —, weiß leider mehr von den unholden als von den holden Gütern dieses Lebens. Sie erliegt nur zu leicht dem leichtfertigen Zuge der Zeit, der mit der zunehmenden Dauer des Krieges mächtiger fast sich regt als zur kriegsnotunbeschwerten Zeit vor 1914. Dieser Zustand, den der Jugend- und Volksfreund mit schweren Bedenken verzeichnet, steht freilich im Urteile der Jugend selbst als eine Lust da. Er ist gerade darum eine besondere Not, weil zumeist väterliche und mütterliche Gewalt ihr gegenüber zur Ohnmacht verdammt ist, weil die Väter im Felde, die Mütter im vaterländischen Hilfsdienste gebunden sind und es somit an der notwendigen Fürsorge und Leitung, an dem Widerstande fehlt, der allen Ermahnungen erst das unbeugsame Rückgrat geben kann. Denn die junge Einsicht ist in der Regel viel zu schwach in einem Kampfe, wo auf der Gegenseite Momente des Vergnügens, der — freilich übel mißverstandenen — Freiheit, der Lust stehen.

Im Hinblick darauf wird man die Fesselung der heutigen, so sehr sonst sich selbst überlassenen Jugend durch die militärische Erziehung und Zucht begrüßen. Je früher sie einsetzt, um so eher ist zu hoffen, daß sie, im rechten Geiste geübt, in körperlicher und sittlicher Hinsicht das nötige Gegengewicht bietet gegen die Lust, sich gedankenlos auszuleben, wofür wir jetzt glücklicherweise wieder emporen sagen. Die gesunde alltägliche Ermüdung im militärischen Dienste bringt eine allmähliche Stählung des Körpers zuwege, während die allerhand Großstadtgifte des ungebundenen Lebens die Nerven erschlaffen, die Kraft untergraben. Das ist eine Binsenwahrheit.

Ungerecht aber wäre es, das allgemeine Bild der Jugend nach den Erscheinungen der Großstadt zu zeichnen; zu verzeichnen. Wie überall im menschlichen Leben, stehen auch hier ideales und irdisches Streben nebeneinander. Und die emporführenden Kräfte sind in der heutigen Jugend ebenso lebendig wie die aufs schlechthin Gegenwärtige gerichteten herabziehenden.

Um Mißverständnissen und Mißdeutungen vorzubeugen, muß gesagt werden, daß jene erstgedachte Kriegsnot der Jugend keineswegs auf die arbeitende Jungmannschaft beschränkt ist; bei der Frühreife und der Freiheit, in der unsere Großstadtjugend ganz allgemein lebt, trifft jene Verwirrung der Lebensrichtung, jene sittliche Verwilderungsgefahr ebenso auf die sogenannte gebildete Jugend zu. Die Voraussetzung mangelnder Überwachung ist, was die starke väterliche Hand anlangt, ja hier gleichermaßen gegeben.

Gegenüber dieser, ich möchte sagen: objektiven Not der heutigen Jugend, die ihr selbst wohl in den allerseltensten Fällen bewußt wird, die auch durch das Leben selbst mannigfaltig bekämpft und überwunden wird, spielt eine viel wichtigere Rolle die subjektive Not, die der Krieg und der Kriegsdienst in der Gesamtheit ihrer entwicklungshemmenden Einflüsse, ihrer persönliche Neigungen und Strebungen unterbindenden Gewalten mit sich bringen. Da stehen wir vor einer ganz anderen und je nach der werdenden Persönlichkeit sehr vielgestaltigen und mehr oder minder tiefen seelischen Not der Jugend, unserer feldgrauen Jugend.

Es macht sich wohl jeder von ehrlichem Streben und tatenfrohem Ehrgeiz beseelte junge Mensch früh einen Plan und ein Bild seines Lebens und Wirkens, setzt sich je nach Neigung seine beruflichen Ziele und tritt, mit diesem Ziele vor Augen, frohgemut den schuldbefreiten Weg ins Leben an in der Zuversicht, jeder Schritt sei ein Schritt näher dem Ziele. Das galt auch noch in den ersten Phasen des Krieges, wo der Krieg, auch von den opferfrohen Kriegsfreiwilligen, zunächst nur als ein kurzes Zwischenspiel auf dem Lebenswege angesehen wurde, wenn auch als ein Spiel mit hohem Einsatz. Diese den Entschluß erleichternde Vorstellung eines nur Vorläufigen und Vorübergehenden steht den heute unter die Waffen gerufenen Jünglingen nicht mehr vor Augen. Sie gehen in ein völlig Ungewisses, Unabsehbares, unbeschadet der immer wieder genährten und neu erweckten Hoffnung eines baldigen Abschlusses des Krieges. Für sie scheidet der Gedanke, dem nach Neigung und Können ersehnten Berufe — wofern es nicht der Waffendienst ist — sich widmen zu können, so gut wie ganz aus. Sie treten ins Leben hinaus als Soldaten und Kämpfer, nach deren Eigenleben und Eigenwillen nicht gefragt werden kann. Und da sehr natürlicherweise nicht jeden der militärische Beruf ausfüllt, so begleitet eine große Hoffnungslosigkeit ihre ersten Schritte ins Leben.

Eine Hoffnungslosigkeit; oder zum wenigsten der Gedanke, daß eine Reihe von Jahren, und gerade die sonst schönsten und sonnigsten Jugendjahre, ihnen für ihr Eigen-

Digitized by Google

sein verloren sind. Daran ändert für die Allgemeinheit die Tatsache nichts, daß vereinzelt da und dort einer im langdauernden Stellungskampfe seinen Studien obliegt, gar dies und jenes Examen auf einem Urlaubsaufenthalt abzulegen vermag und — Lust dazu hat. Alle Hochachtung vor der Jugend, die schon so früh, täglich und stündlich an das Ende erinnert, sich zu fassen vermag zu ruhiger, unbekümmerter Tätigkeit, die nicht fragt „Was wird daraus?", sondern die von dem königlichen Leben um des Lebens willen, Schaffen um des Schaffens willen erfüllt ist, trotz Trommelfeuers und ewiger Todesgegenwart!

Das können begreiflicherweise nur wenige sein. Die Allgemeinheit leidet unter dem Gefühl, ungelöste Tage hinzubringen; denn wer vermag mit achtzehn, zwanzig Jahren recht abzuschätzen, welchen persönlichen inneren Gewinn, welchen Segen fürs Leben ihm dieses grausame Jugenderlebnis, wofern überhaupt er es überlebt, dereinst bedeuten wird! Und zu leugnen ist ja nicht, daß, was das äußere Leben anlangt, die Jahre des Kriegsdienstes, die für Hunderttausende schon den im Friedensfalle notwendig gewesenen Zeitaufwand für den Militärdienst ganz erheblich übersteigen, tatsächlich verloren sind. Daß ferner der Gedanke, daß Jahrgang auf Jahrgang, die sonst erst nach und nach in beruflichen Wettbewerb getreten wären, beim Friedensschlusse auf einmal mitbewerbend in Erscheinung treten und immer die jüngeren die älteren in den Hintergrund drängen werden.

Diese Not der Jugend wird auf diese Weise zu einem volkswirtschaftlichen Problem von größter Bedeutung, das der Aufmerksamkeit der in Frage kommenden Arbeitsmarkt, Handelsstand, Beamtennachwuchs usw. regelnden Faktoren nicht früh genug empfohlen werden kann.

Das Gefühl der Zeitversäumnis und das Gefühl der Nutzlosigkeit alles kriegvergessenden Strebens sind mir, so immer ich Gelegenheit nahen, jungen Kameraden näherzutreten, als die peinigendsten Nöte der Jugend von ihr selbst bezeichnet worden. Dabei ist die Altersgrenze erheblich weiter zu ziehen; die Jugend, soweit sie überhaupt noch im Anfange des eigenen Lebens und Lebenberufens, im Anfange selbständiger bürgerlicher Existenz steht, also etwa die Jahrgänge von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren, sind mehr oder weniger dieser Not teilhaftig. Und allem Erleben der Kriegsjahre zum Trotz findet man im Hinblick aufs Künftige sehr häufig eine trostlose Leere, wie sie das Bewußtsein ungenützter Lebensjahre zeitigt.

Es ist Pflicht aller Gebildeten, der Jugend in dieser erklärlichen geistig-seelischen Verfassung zu Hilfe zu kommen. Ältere, einsichtsvolle Kameraden, die ja bei der jetzigen Vermischung aller Jahrgänge in den einzelnen Regimentern nirgends fehlen, können da durch kameradschaftlichen, väterlichen Zuspruch viel Hoffnungsfreudigkeit und Lebensmut wecken und erhalten, können den am Gegenwärtigen und Äußerlichen haftenden Sinn der Jugend auf die inneren Werte jedes Lebens und Erlebens hinleiten und so die Leere so manches Daseins segnend erfüllen.

Wenn das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Jugend und Alter sich mehr und mehr auf solchen innerlichen Grundlagen aufbaut, dann wird auch daraus ein weiteres Gegengewicht erwachsen gegen eine andere Not unserer jungen Feldgrauen, die sich aus der Tatsache ergibt, daß der Krieg sie neben allem Heroismus doch auch, für den Schwung der Seele viel zu früh, tief hinein hat blicken lassen in allerlei Unlesen des wirklichen Lebens. Erfahrungen auf sittlichem Gebiete, die grimmigen, dem deutschen Idealismus hohnsprechenden Erkenntnisse auf dem Gebiete der unheiligsten Ichsucht, sind der Jugend aufgegangen in einer Eindringlichkeit, wie sie der Friede ihr nie so kraß vor Augen geführt hätte. Die Hamster, die Wucherer, die unbekümmert um die Not der anderen, der Volksgenossen, für sich und die eigene Tasche die Gelegenheiten ausbeuten, die „Schiebungen" im Anstellungs- und Beförderungs-, im militärischen Kommandowesen, die im kleinen oder großen zu beobachten jeder schlichte Soldat Gelegenheit hat, und dergleichen verderbliche Dinge mehr haben der Jugend früh die Augen geöffnet für die Tatsache, daß nicht immer Treu und Redlichkeit, nicht Tüchtigkeit die freie Bahn des irdischen Vorwärtskommens gewährleisten, sondern daß das Geld, die Vetternwirtschaft, die Liebedienerei und Kriecherei leider Gottes häufig viel besser und schneller zum Ziele führen.

Diese Erkenntnis, die von den nach sachlicher Berechtigung im Einzelfalle nicht fragenden menschlichen Verallgemeinerungstendenzen getragen wird, wird zweifellos nachwirken, wenn die Jugend zu friedlicher Tätigkeit heimkehrt; und eine allgemeine Verschlechterung allen sozialen und beruflichen Wettbewerbs, eine Skrupellosigkeit in der gesamten Lebensführung droht als der schwere Fluch solcher jungen Erfahrungen.

Dem entgegenzuwirken durch die Unbeirrbarkeit des persönlichen Lebensbeispiels ist die köstliche Aufgabe aller einsichtsvollen erwachsenen Kameraden, aller einsichtsvollen Leute drinnen und draußen. Es geht ganz und gar nicht, daß wir den schwer bedrohten Idealismus der Jugend leichthin zum Opfer bringen; denn auf seiner Erhaltung und Stärkung beruht das neue Deutschland, das aus diesem Kriege stark und groß und stolz hervorgehen soll.

Soziale Bewegung

Gewerkschaften und Sozialdemokratie. Der Chefredakteur des „Vorwärts", Reichstagsabgeordneter Hermann Müller, sucht in der „Neuen Zeit" den Beweis zu führen, daß die Spaltung der sozialdemokratischen Partei die Gewerkschaftsbewegung nicht erschüttert hat, wenn auch Absplitterungen erfolgt sind. Er hebt hervor: „Geschlossen haben sich die Gewerkschaftsführer auf den Standpunkt gestellt, es handelt sich in diesem Kriege um Deutschlands wirtschaftliche Zukunft, wird diese vernichtet, werden es die Arbeiter sein, die vor allem darunter zu leiden haben; soll nicht gewissermaßen über Nacht zusammenbrechen, was in jahrzehntelanger Arbeit aufgebaut worden ist, soll der von der Partei und den Gewerkschaften mühselig geschaffenen Arbeiterkultur nicht das wirtschaftliche Fundament unter den Füßen weggezogen werden, dann gilt es durchzuhalten, bis der unselige Krieg für Deutschland glücklich zu Ende geführt ist." Über die Entwicklung der Gewerkschaften sagt Abg. Müller: Als der Krieg ausbrach, hatten die Gewerkschaften 2 482 046 Mitglieder, davon 214 017 weibliche. Am Schlusse des vierten Quartals 1916 waren nur noch 934 784 Mitglieder, darunter 197 008 weibliche, vorhanden. Im dritten Quartal 1917 aber gab es schon wieder 1 201 770 Mitglieder und darunter 364 391 weibliche. In diesen Zahlen sieht Abg. Müller den Beweis, daß die von den unabhängigen Sozialdemokraten gegen die Gewerkschaften betriebene Agitation nicht mehr verfängt und die Gewerkschaften die aus der Parteispaltung drohende Krise überstanden haben.

Christliche Gewerkschaften und preußische Wahlreform. Daß sozialdemokratische und deutsche (H. D.) Gewerkschaften rückhaltlos für die preußische Verfassungsreform im Sinne der Regierungsvorlagen eintreten, ist bekannt. Nicht ganz so durchsichtig war bisher die Haltung der dem Zentrum nahestehenden christlichen Gewerkschaftskreise. Von ihnen ist jetzt eine Eingabe, unterzeichnet Stegerwald, Herrenhausmitglied, an den Preußischen Landtag gekommen, die folgende Abänderungsvorschläge an den Regierungsentwürfen fordert: 1. Die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses ist dahin zu gestalten, daß im Durchschnitt auf je 100 000, höchstens aber auf 150 000 Einwohner ein Abgeordneter entfällt. — 2. Großstädte und zusammenhängende Wirtschaftsgebiete sind zu einigen großen Wahlkreisen zusammenzufassen, in denen nach

dem System der Verhältniswahl gewählt wird. — 3. Das aktive und passive Wahlrecht zum Preußischen Abgeordnetenhause ist allen männlichen Personen, die 25 Jahre alt sind, zu gewähren. — 4. Die Ausübung des Wahlrechts soll spätestens nach sechsmonatigem Wohnsitz im Wahlkreise zugebilligt werden. — 5. Es ist gesetzlich festzulegen, daß zur Abänderung der wichtigsten Verfassungsangelegenheiten, zu denen auch das Verhältnis zwischen Staat und Kirche und die Aufrechterhaltung der konfessionellen Schule vorgesehen werden mögen, eine Zweidrittelmehrheit des Abgeordnetenhauses erforderlich ist. — 6. Die Arbeiter sind in angemessenem Verhältnis zu den anderen Erwerbsständen zur Mitgliedschaft im Herrenhaus heranzuziehen; die Mindestzahl der Arbeitervertreter ist gesetzlich festzulegen.

Handwerkerfürsorge der Volkspartei. Die fortschrittliche Fraktion des Preußischen Abgeordnetenhauses hat nach eingehenden Beratungen mit praktisch tätigen Führern der mittelständlerischen Berufe einen Antrag an die Staatsregierung gerichtet zur Wiederaufrichtung des durch den Krieg schwer geschädigten gewerblichen Mittelstandes. Danach ist 1. den durch den Krieg geschädigten Handwerkern von den zur Verfügung stehenden Rohstoffen ein angemessener Teil zu überweisen. Hierbei sind die Rohstoff-Organisationen des Handwerks seitens der die Rohstoffe vergebenden Zentralen auch dann zu berücksichtigen, wenn diese Organisationen erst während des Krieges ins Leben gerufen wurden. Den Handwerkern, die nicht imstande sind, aus eigenen Mitteln oder mit Hilfe des Kredits ihren Anteil an den Rohstoffen zu bezahlen, ist unter Bürgschaft von Reich und Staat ausreichender Kredit zu eröffnen. Die Bürgschaft soll solchen Gewerbetreibenden zugute kommen, deren gewerbliche Vergangenheit erwarten läßt, daß sie ihre wirtschaftliche Selbständigkeit wiedererlangen können. 2. Den Lieferungsgenossenschaften des Handwerks sind nach Möglichkeit Staats- und Gemeindeaufträge zuzuwenden. Das Submissionswesen ist so zu regeln, daß den Handwerkern die Beteiligung an Submissionen erleichtert und ein angemessener Preis gesichert wird. 3. Ausbildung und Fortbildung des Handwerks sind nach der technischen wie kaufmännischen Seite den neuzeitlichen Verhältnissen anzupassen. Die Lehrpläne sind daraufhin zu prüfen, ob und inwieweit sie den zukünftigen Berufsaufgaben entsprechen. Der Förderung des Kunstgewerbes ist besondere Aufmerksamkeit zu widmen. 4. Bei der Demobilisierung des Heeres ist auf die Verhältnisse des gewerblichen Mittelstandes weitestgehende Rücksicht zu nehmen. Ein lückenloses Netz von Arbeitsvermittlungsstellen ist in der ganzen Monarchie zu schaffen. Ebenso ist eine Lehrstellenvermittlung einzurichten. Dem Handwerk ist dabei eine entsprechende Mitwirkung einzuräumen. 5. Die Fürsorgemaßnahmen für die aus dem Felde heimkehrenden Handwerker und Gewerbetreibenden müssen im Einvernehmen mit den Organisationen des Handwerks durchgeführt werden. Die Kriegshilfskassen sind auch den durch den Krieg geschädigten Handwerkern, die nicht Kriegsteilnehmer sind, zugänglich zu machen. 6. Die Einsetzung von Beratungsstellen möglichst in Verbindung mit den Handwerkskammern erscheint dringend geboten. Es empfiehlt sich hierbei, den Beratungsstellen eine Auskunftsstelle über alle dem Handwerk des betreffenden Bezirkes zur Verfügung stehenden Kreditorganisationen anzugliedern. 7. Handwerk und Kleinhandel sind zum Beirat für Übergangswirtschaft in stärkerem Maße heranzuziehen. Ihre Vertreter müssen bei der Erörterung der für die Einfuhr der Rohstoffe und für die Verteilung des Frachtraumes zutreffenden Maßnahmen gehört werden. 8. Insoweit nach dem Kriege die staatliche Bewirtschaftung von Rohstoffen und Halbfabrikaten fortdauert, ist für die Warenverteilung die Mitwirkung des Handels in möglichst weitem Umfange geboten. 9. Die zur Wiederaufnahme der Bautätigkeit erforderlichen Maßnahmen sind mit tunlichster Beschleunigung zu treffen. Zur Erleichterung der Lage des Hausbesitzes ist eine Neugestaltung der Realsteuern zu erstreben. 10. Zu den Arbeiten des Landes-Gewerbeamtes sind die Vertretungen des gewerblichen Mittelstandes und des Genossenschaftswesens in größerem Umfange als bisher heranzuziehen. 11. Das in Aussicht genommene Arbeitsprogramm der königlichen Staatsregierung für den Wiederaufbau des gewerblichen Mittelstandes ist so bald als möglich vorzulegen.

Gemeinsame Arbeitgeber- und -nehmerinteressen werden, nach der „Soz. Praxis" bei aller Gegensätzlichkeit zwischen den beiderseitigen Organisationen, doch in einigen Gewerben klar erkannt. Während sich manche Arbeitsgemeinschaften auf der Grundlage der tarifvertraglichen Entwicklung vorwiegend für die Zwecke der Kriegsbeschädigtenfürsorge gebildet haben, greift die Bedeutung der Arbeitsgemeinschaft in der Handschuhindustrie darüber hinaus: ohne daß hier zuerst ein Reichstarifvertrag vorhanden gewesen wäre, haben beide Teile das gemeinsame Interesse an der Bekämpfung der Schleuderkonkurrenz so klar erfaßt, daß sie für ihre Arbeitsgemeinschaft den Sozialdemokraten Davidsohn, M. d. R., als Syndikus bestellt und Vorarbeiten für eine Skala in Angriff genommen haben, die einerseits Mindestpreise und andrerseits Mindestlöhne für das ganze Reich schaffen soll, — ein in seiner Konsequenz bisher einzigartiger Fall neuzeitlich gildenmäßiger Gewerbepolitik. Daneben lassen sich indessen manche Ansätze ähnlichen Gemeinschaftsgeistes in anderen Gewerben erkennen. So ist z. B. bezeichnend, wenn der „Courier", das Organ der freigewerkschaftlichen Seeleute, die Reeder gegenüber den sozialdemokratischen Angriffen verteidigt, als sei durch das Gesetz über den Wiederaufbau der Handelsflotte den Reedern ein „Milliardengeschenk" gemacht worden. Das genannte Blatt nennt solche Angriffe „nicht fair" und lehnt für die organisierten Seeleute jede Gemeinschaft mit ihnen ab. Umgekehrt ist es ganz bemerkenswert, daß der Vorstand der Seeberufsgenossenschaft den Schriftleiter des „Courier", Paul Müller, zum Beirat gewählt und beauftragt hat, durch Gemeinschaftsarbeit mit der Arbeiterorganisation und dem Berufsgenossenschaftsvorstand den Schutz für Leben und Gesundheit der Seeleute im Rahmen der bestehenden Gesetze und Verordnungen zu fördern. Endlich möge als Zeichen dafür, wie sich der Gedanke einer gewissen Gewerbesolidarität selbst in sehr radikalen Köpfen Eingang schafft, nicht unerwähnt bleiben, daß der mit seinen Verbandsinstanzen in Streit geratene Beamte des freigewerkschaftlichen Kürschnerverbands Regge in der letzten von ihm noch redigierten Nummer des Verbandsorganes die deutschen Kürschner angreift, weil sie nichts täten, um jetzt beim Friedensschluß mit Rußland eine Verlegung der russischen Pelzwaren-Auktion von London nach einer deutschen Stadt durchzusetzen.

Fünf Jahre Angestelltenversicherung. Am 1. Januar 1918 besteht die Angestelltenversicherung in vollem Umfange fünf Jahre. Das ist insofern von wesentlicher Bedeutung, als damit zuerst gesetzliche Wartezeiten zurückgelegt sind. Für die Rentenleistungen ist im Gesetz die Erfüllung bestimmter Wartezeiten Voraussetzung. Die Wartezeit beträgt für das Ruhegeld (Alters- und Invalidenrente) an männliche Versicherte 120 Beitragsmonate, das sind bei ununterbrochener Versicherungspflicht zehn Jahre. Dagegen beläuft sich die Wartezeit für das Ruhegeld an weibliche Versicherte auf nur 60 Pflichtbeitragsmonate, also bei regelmäßiger Beitragszahlung fünf Jahre, die somit am 1. Januar zurückgelegt sind. Weibliche Versicherte können demnach von jetzt an bei Eintritt der Berufsunfähigkeit und Erfüllung der sonstigen Voraussetzungen in den Genuß des Ruhegeldes treten. — Von wesentlich größerer Bedeutung, besonders im Hinblick auf die vielen Opfer des Krieges, ist die gleichzeitige Erfüllung der Wartezeit für die Hinterbliebenenrenten. Im Gegensatz zu der Invalidenversicherung, nach deren Bestimmungen die Witwe eines Versicherten Rente nur erhält, wenn sie selbst arbeitsunfähig ist, steht das Witwengeld der Angestelltenversicherung der Witwe jedes Versicherten ohne weiteres zu. Solange indes die Wartezeit nicht erfüllt war, erhielt die Witwe nur die Hälfte der eingezahlten Pflichtbeiträge zurückerstattet. Das wird nunmehr anders werden. Nach Zurücklegung der Wartezeit von 60 Beitragsmonaten tritt im Todesfalle das Witwen- und Waisengeld in Wirksamkeit. Dabei sei darauf hingewiesen, daß die vollen Kalendermonate, in denen der Versicherte Kriegsdienste leistete, als Beitragsmonate angerechnet werden. — Bezüglich der Beitragserstattung hat jüngst der Bundesrat auf wiederholte Anregung der Angestellten eine Erleichterung vorgenommen: Das Gesetz schreibt vor, daß die Erstattung der Hälfte der Beiträge eines vor Erfüllung der Wartezeit Verstorbenen innerhalb eines Jahres nach dem Tode beantragt werden muß. Während des Krieges wurde diese Frist von betroffenen Witwen sehr häufig nicht innegehalten. Nunmehr schreibt der Bundesrat vor, daß diese Frist während des Krieges bei Kriegstodesfällen nicht läuft. Also für alle während des Krieges Gefallenen kann die Beitragserstattung beantragt werden bis zum Schlusse des Jahres, das dem Jahre des Friedensschlusses folgt.

Aufhebung städtischer Verkaufsstellen zugunsten des beruflichen Kleinhandels. Die Stadtverwaltung der Stadt Essen hat beschlossen, die städtischen Verkaufsstellen aufzuheben. In der Begründung dieses Beschlusses wird angeführt, daß die Inanspruchnahme der Verkaufsstellen mit der Zeit so zurückgegangen sei, daß deren Betrieb infolge der teilweise hohen Miete, des Gehalts für das umfangreiche Personal usw. sich außerordentlich hoch stelle und die Stadt mit großen Verlusten arbeiten müsse. Endlich aber komme hinzu, daß in den städtischen Verkaufsstellen außerordentlich große Verluste durch Diebstahl und dergl. entstehen. Die Bevölkerung scheine sonderbarerweise anzunehmen, daß ein Bestehlen und Betrügen der Stadtverwaltung nicht so schlimm wäre wie das Bestehlen von Privaten. Trotz schärfsten Vorgehens hätten sich diese Mißstände immer weiter ausgedehnt, so daß auch aus diesem Grunde das Beibehalten der Verkaufsstellen nicht zu empfehlen wäre.

Erfahrungen mit der industriellen Frauenarbeit. Der Syndikus des Verbandes Ostdeutscher Industrieller, Dr. John, stellt in der Verbandszeitschrift „Ostdeutsche Industrie" interessante Betrachtungen über die Frauenarbeit an. Er führt u. a. aus: Durch den Mangel an männlichen Arbeitskräften hat sich im Kriege auch in unserer Heimat die industrielle Tätigkeit

der Frau ungemein gesteigert. So sind in vielen Betrieben, die vorher wenig oder gar keine Frauen beschäftigten, eine große Anzahl von weiblichen Arbeitskräften eingestellt worden, wie z. B. in der Rüstungsindustrie: der Kaiserlichen Werft, der Artillerie-Werkstatt Danzig, auf den Schiffswerften von F. Schichau in Danzig und Elbing und vielen anderen Privatunternehmungen. Ganz neu ist die Verwendung der Frau im Baugewerbe, wo sie als Handlangerin beim Auf- und Abladen, beim Mischen von Mörtel, bei Beton-, Maler- und Anstreicherarbeiten u. dgl. mehr tätig ist. Ebenso hat sie sich einen Platz bei den Gas- und Elektrizitätswerken zu erobern gewußt, obwohl hier im Betriebe selbst Frauenarbeit als ungeeignet bezeichnet werden muß. Sie wird hier zu allerlei Hilfsdiensten, zum Ablesen der Zähler usw. herangezogen. Ein großes Arbeitsfeld hat die Frau auch bei den elektrischen Straßenbahnen gefunden. Aus diesem allem geht hervor, daß immerhin eine große Anzahl weiblicher Kräfte in den Industrien des Ostens tätig sind. Was nun die Erfahrungen anbelangt, die man mit den weiblichen Arbeitern gemacht hat, gehen die Ansichten der verschiedenen Firmen, die anläßlich einer im Herbst 1917 von Dr. John angestellten Rundfrage eingegangen sind, weit auseinander. In den Betrieben der Metall- und sonstigen Eisenverarbeitung kann die Arbeit als durchaus genügend betrachtet werden, insofern es sich um eine Massenfabrikation handelt, jedoch bei Fach- und schwierigeren Arbeiten hat sie nicht die männliche Arbeitskraft ersetzen können. Im allgemeinen wird von den verschiedenen Firmen über die Unbeständigkeit der Frauen geklagt, die, sobald sie angelernt und eingearbeitet sind, den Betrieb verlassen. In der Holzindustrie werden die Leistungen bei leichteren Arbeiten als befriedigend bezeichnet, dagegen ist im Baugewerbe die Verwendbarkeit der Frau eine bedingte, sie wird hier zu Platzarbeiten verwendet. Die Industrie der Steine und Erden hat für Frauen nur sehr wenig Arbeitsgelegenheit, da es sich hier zumeist um Schwerarbeit handelt, die der weibliche Körper auf die Dauer nicht ohne erhebliche Schäden aushalten kann. Die chemische Industrie spricht sich bei der Verwendung der weiblichen Kräfte zu niederen Diensten günstig aus. Die Nahrungs- und Genußmittelbranche, die ja schon vor dem Kriege zum größten Teile Arbeiterinnen beschäftigte, kann auf nur gute Erfahrungen blicken. Desgleichen hat sich die Frau in der Leder- und Papierindustrie, wie auch im Buchdruckgewerbe durchaus gut bewährt. Durch einen großen Teil der Antworten geht allerdings die mehr oder weniger heftige Klage über die Unzuverlässigkeit und geringe Ausdauer der weiblichen Arbeitskräfte. Im allgemeinen ergeben sich in den Urteilen über die Leistungsfähigkeit der in der ostdeutschen Industrie beschäftigten Frauen starke Abweichungen. Die Gründe hierfür liegen zum Teil in der Art der Betriebe und den örtlichen Verhältnissen, vielleicht auch in dem Maßstabe, den die Berichterstatter angelegt haben. Jedenfalls stehen, so sagt Dr. John, die ungünstigen Erfahrungen in schroffem Gegensatz zu den Erfahrungen, die man in anderen Gegenden mit der Verwendung von weiblichen Arbeitskräften in manchen Industriebetrieben, namentlich bei solchen Arbeiten gemacht hat, für die man früher nur Männer verwandte.

Büchertisch

[illegible] Richard Bahr, Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft [illegible], Österreich und Ungarn. Reichsverlag H. Kalkoff, [illegible] M. [illegible] S.

[illegible] eine Lebensgemeinschaft entstehen soll, da muß Wahrheit [illegible] auch auf die Gefahr hin, daß Gegensätze zum Vorschein [illegible]. Dem wachsenden Träumer, der an eine Harmonie ohne [illegible] glaubt, werden diese später um so greller tönen. [illegible] Bahr sieht kein „österreichisches Wunder", das der Krieg [illegible] Versöhnung der Nationalitäten bewirkt habe, wie sein [illegible] Hermann mit rosenfarbenem Optimismus ver[illegible] er sieht auch zwischen den beiden Verbündeten noch offene [illegible] mancher Art, die zum Zwecke einer gedeihlichen Zukunft [illegible] werden müssen. Aber mit Recht sagt er, „es hat [illegible] Sinn, vor Dingen, die nun einmal sind, die Augen zu ver[illegible] ... Feste und feierliche Begrüßungen dürfen nicht zum [illegible], daß Gastgeber und Gast aus zarter gesellschaftlicher [illegible] einen Teil ihrer Bedenken ... behutsam in sich ver[illegible]. Als gebürtiger Balte hat Bahr ein warmes Herz für [illegible] und sieht deren Nöte schärfer, als die im [illegible] des Reichs Lebenden. Verteidigung und Erhaltung [illegible] Elements jenseits der Grenzen steht also durchaus [illegible] seiner Betrachtungen, und zwar seine Verteidigung [illegible] dem heißen Boden Böhmens, bei dessen Namen [illegible] Spießer bei uns nachgerade eine [illegible] um welche Güter dort gekämpft wird, sondern [illegible]reich mit Wien (das in seinen Außenbezirken [illegible] Tschechen wohnen hat) und namentlich in [illegible] an der Interesselosigkeit im Reich hat wie [illegible]. Von den sogen. „Sachsen" Siebenbürgens weiß man zur Not und freut sich, in jenem fernen Osten inmitten der schwierigen rumänischen und magyarischen Ortsnamen solche deutschen Ursprungs wiederzufinden. Aber daß diese Siedler nur den zehnten Teil der ungarländischen Deutschen (200 000 unter 2 bis 2½ Millionen) darstellen, daß Temesvar vor zwanzig Jahren eine deutsche Stadt war, in der noch jetzt auf 28 Magyaren 32 Deutsche kommen — wievielen von uns mögen diese Tatsachen geläufig sein? Aeußerlich wird es ja auch immer schwerer, sie festzuhalten. Schreitet doch die Magyarisierung so rücksichtslos fort, daß selbst unser deutscher Heeresbericht sich gedrungen fühlte, den altvertrauten Kronstadt und Hermannstadt in „Brasso" und „Nagyszeben" ein fremdes Mäntelchen umzuhängen. Gestattet man doch auf dem Hauptpostamt in Budapest neben den ungarischen Aufschriften zwar französische und englische, aber keine deutschen (noch mitten im Kriege!) und verbietet in Städten mit nahezu drei Vierteilen deutscher Bevölkerung (Budapest) das deutsche Theater. Sollte etwa der kürzlich durch die Zeitungen gegangene plötzliche Abbruch des Bassermannschen Gastspiels in Budapest in ursächlichem Zusammenhange mit jenem Geiste stehen, der an der dortigen Nationaloper wohl unsere jetzigen Feinde, aber nicht deutsche Künstler gastieren ließ, wie Bahr berichtet? Vorwürfe und Mahnungen gegenüber unseren bewährten Bundesgenossen, den Ungarn? Ja! Aber Vorwürfe und Mahnungen, wie sie sich eben nur ein alter und echter Freund, der es auch in Zukunft bleiben will, leisten kann! Bahr ist der letzte, die magyarische Freundschaft hinüber und herüber zu unterschätzen, doch die „getrennte Buchführung in nationalen Fragen, diese im heimatlichen Kleinkrieg erwachsene Scheidung von Reichsdeutschen und Deutschösterreichern" vermag er nicht anzuerkennen. Was aber die Hemmungen und Unklarheiten zwischen den Mittelmächten selbst angeht, die im Interesse beider Teile beseitigt werden sollten, so versteht Bahr, kurz gesagt, darunter alle die Widerstände gegen den engen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Zusammenschluß, den letzten unter Ausschaltung kompromißhafter „Zwischenformen" als Zollunion verstanden, wie das Gustav Stolper neuerdings ausführlich dargelegt hat. Die zaudernden und zögernden Geister bei uns mögen die Mahnung des Vorworts beherzigen: „Auf die heißen Triebe des Anfangs ist ein erkältender Reif gefallen. Wir sind kühl geblieben und zurückhaltend, rechnende Verstandesmenschen, wo wir getrost hätten das Gefühl sprechen lassen dürfen. So sind wir drauf und dran, die Besten zurückzustoßen, und jenen anderen Stütze zu bieten, die, literarisch und publizistisch von den Kralik und Hermann Bahr geführt, das „Mir san mir" zum Kampfruf erheben und mit Bewußtsein und Absicht .... auf eine Entwicklung hinleiten, an deren Ende die deutsche Schweiz steht." Möchte die freimütige Besinnung, in der Bahrs kleine Schrift geschrieben ist, auf ehrliche und empfängliche Gemüter hüben und drüben stoßen, dann wird sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Mit Spannung aber erwartet man das größere Werk des Verfassers zur Einführung in das Verständnis der Habsburgischen Monarchie, deren Vorläufer und Ankündiger sie ist. M.

Edwin Emerson, Mit den deutschen Heeren. Kriegsberichte eines Amerikaners 1914/1915. Mit Bildnis und Faksimilebrief des Verfassers, 6 Schlachtplänen und 6 Übersichtskarten. 224 Seiten. 8°. München 1917, Franz Hanfstaengl. Preis 2 Mark.

Von den aufgeführten Werken ist besonders das dritte Buch wertvoll als das Zeugnis eines damals noch neutralen Amerikaners, und zwar eines wirklich neutralen, der überdies zu seiner Aufgabe ein gutes Maß von Erfahrung mitbringt. Emerson hat bereits als Offizier der Vereinigten Staaten im spanisch-amerikanischen Krieg auf Kuba, ferner in Venezuela und Kolumbien gekämpft; er hat den russisch-japanischen Krieg, die Kämpfe in Nikaragua und Mexiko als Kriegsberichterstatter mitgemacht. Bei Ausbruch des Weltkrieges entschloß er sich, auf Seiten Deutschlands mitzugehen, weil er nach seiner militärischen Erfahrung es für gewiß hielt, daß Deutschland siegen würde. Er machte die Siege Hindenburgs mit, er folgte den Kämpfen und Eroberungen in Belgien und Nordfrankreich, er eilt nach einer längeren Vortragsreise in Nordamerika wiederum nach Polen, um die letzten Kämpfe vor Warschau sowie dessen Einnahme zu beobachten. Zwischendurch gerät er in die schwierigsten diplomatischen und politischen Verwicklungen, die ihn mit dem Botschafter seines Vaterlandes Gerard verfeinden, macht durch Unterredungen mit russischen Gefangenen und durch Aufstöbern eines wichtigen Mobilisationsbefehls in Belgien persönliche Feststellungen über die lange zurückliegenden Vorbereitungen zu feindlichen Einfällen in Österreich und Deutschland, erlebt die Intrigen Englands und dessen Auffassung über die Freiheit der Meere an sich oder am Schicksal seiner nächsten neutralen Freunde, stellt die angebliche „Franzosenfreundschaft" alter Elsässer fest, die lächerlichen Lügenberichte amerikanischer Zeitungen, die Blutskameradschaft und den echt demokratischen Ton zwischen Vorgesetzten und Untergebenen in der deutschen Armee, die schon im Jahre 1914 alles durchdringende englische Zensur in der neutralen

Digitized by Google

Schweiz und deckt die vielbesprochene Spionage britischer Offiziere unter Beihilfe des amerikanischen Gesandten Grant Duffs in Romanshorn auf. Er muß entstellende Berichte seiner Vorträge, Vernichtung seiner Depeschen, Durchschnüffelung seiner Privatkorrespondenz, sowie Raub der an ihn abgesandten Gelder durch England erleben — lediglich seiner wahrheitsgetreuen Berichte wegen.

Man ersieht schon daraus, daß man es mit keinem gewöhnlichen Kriegsberichterstatter zu tun hat. Freilich tut es der Wirkung des Buches Abbruch, daß die Herausgabe erst August 1917 erfolgen konnte, aber immerhin bleibt es wertvoll als wahrheitsgetreuer Bericht eines Neutralen aus Nordamerika, und besonders mögen wir hoffen, daß es im neutralen Ausland das Lügengewebe unserer Feinde zerreißen helfe. F. Oswald.

Vierkandt, Staat und Gesellschaft. Eine Einführung in das staatsbürgerliche Denken und in die politische Bewegung unserer Zeit. Leipzig. 1916. Quelle & Meyer. (Wissenschaft und Bildung. 132. Bd.)

Eine klare Abgrenzung der Begriffe Staat und Gesellschaft ist bisher noch nicht gelungen und wird nie gelingen, weil es sich bei diesen Gebilden, mathematisch gesprochen, um die drei Fälle der sich deckenden, schneidenden und ganz auseinanderfallenden Kreise zugleich handelt. Immerhin muß die Wissenschaft und mit ihr das „staatsbürgerliche Denken", um überhaupt mit ihnen operieren zu können, gewisse unterscheidende Merkmale aufstellen. So pflegt man (auch Vierkandt tut es) den „Staat" als ein in erster Linie auf dem Zwange beruhendes Gemeinschaftsverhältnis aufzufassen, dem die auf Freiwilligkeit, auf „moralische Kräfte" basierte „Gesellschaft" gegenübersteht. Schon bei dieser Formulierung wird ersichtlich, daß wir es nur mit verschiedenen Arten des gleichen Genus zu tun haben. Aber zeigt sich bei ihr nicht sogleich auch, daß die „spezifischen" Unterschiede zu Zeiten gerade umgekehrt verteilt sein können? Jeder kennt die Tyrannei der öffentlichen Meinung, jeder Besucher Englands oder Amerikas zumal den Zwang der Sitte und des Herkommens, also rein „gesellschaftlicher" Mächte, und andererseits: ist uns heute Lebenden der Staat wirklich nur die obrigkeitliche Zwangsanstalt des 18. Jahrhunderts, nicht auch vielmehr auf freiwillige Hingabe gestelltes inneres Erlebnis, „moralische Energie", nicht nur nach außen, wie Ranke es meinte, sondern vor allem für seine Bürger selbst? Staat und Gesellschaft: Gegensatz und Ergänzung zugleich. Ihre wechselseitige Durchdringung im Sinne eines wahren Volksstaates, eines „Hineinwohnens der Massen in die volle Mitwirkung des Staates" (wie es Naumann jüngst im Reichstag ausdrückte) ist das Ziel, dem wir zustreben wollen und dem auch Vierkandts Büchlein dient. Von hohem Gerechtigkeitsgefühl und tiefem sozialen Empfinden erfüllt, scheut der Verfasser sich nicht, bittere Wahrheiten auszusprechen, in der Erkenntnis, daß nur durch ein offenes Wort Besserung erreicht werden kann. (Kap. 5. Der Klassencharakter des Staates und der Gesellschaft. Kap. 6. Der Kampf innerhalb der modernen Gesellschaft.) Eine treffliche Bemerkung findet sich auf S. 89. An dem Beispiel eines von den Zeitungen naiv gefeierten Wucherers zeigt Verfasser, wie die „unbedingte Verehrung der Macht, nicht die Gewalt die stärkste Grundlage des Klassenstaates" bildet. „Die Denkweise, die Lebensauffassung und die Moral der Klassengesellschaft ist es, vermöge deren sie sich selbst Ketten schmiedet." Er hätte auch auf unsere Anschlagsäulen hinweisen können, wo eine skrupellose Kinoreklame mit Vorliebe Dekadenz und Hochstaplertum feiert und feiern darf! — Die in Kap. 7 von den konservativen, liberalen und sozialdemokratischen Parteianschauungen gegebene Skizze ist so objektiv gehalten, wie es der Gegenstand zuläßt. Dem geistigen Liberalismus einer allseitigen Entfaltung der Persönlichkeit, der sich so edle Väter wie Humboldt rühmen kann, wird alles Lob gezollt, dafür der rein wirtschaftliche des Manchestertums von einem um so stärkeren Verdikt getroffen. Ihm, der die Freiheit „comme un intérêt" betrachtet (um mit Alexandre Vinet zu reden) entspringe ein „verhängnisvoller" Einfluß auf Staat und Gesellschaft. — Sichtlich unter dem Einfluß des Krieges stehen die Ausführungen über unsere Sozialdemokratie. Möchten diese bei aller Versöhnlichkeit nicht schwächlichen Worte von unseren denkenden Arbeitern gelesen werden, möchten sie an ihrem Teil dazu beitragen, für immer die Erinnerung an jene Zeiten zu ersticken, wo unserem Vaterlande der traurige Ruhm ward, die erbittertste Sozialdemokratie in seinen Grenzen zu besitzen. — In einem Zukunftsausblick stellt V. zusammenfassend die Forderung: „Zurück zur Gemeinschaft" von der „Selbstsucht im Erwerbsleben", „Von der Sache zum Menschen". Endlich gegen die blinde Anbetung der Macht das „Aufkommen einer Machtmoral". V. ist nicht jener pazifistisch-demokratischen und kleinstaatlerischen Richtung untertan, die über jede Aeußerung der Staatsräson als „Etatismus" Zeter schreit. Er findet sich ab mit der Wahrheit, daß der Staat „Macht" ist, für „feinere Formen der Sittlichkeit von Haus aus wenig empfänglich". (S. 67, 156 f.) Aber — in Umkehrung eines Wortes von Treitschke —: wenn die Moral politischer denken soll, so muß auch die Politik moralischer werden, nicht nur nach außen, sondern auch nach innen, indem sie den Staatsbürger an die Stelle des Untertanen setzt und die Minoritäten im kirchlichen und Parteileben achtet. Diese Forderung aber ist keine andere als das Problem des Anfangs: Gegenseitige Versöhnung und Durchdringung von Staat und Gesellschaft, Aufnahme des reich quellenden Stromes genossenschaftlicher Kräfte in die geweitete Gemeinschaft des Staates. Nach der Aera Bismarcks mit ihrer zwar notwendigen, aber doch eben oft schroffen Betonung des Staatlichen Rückkehr zu der ersten großen Emanzipation der Gesellschaft unter dem Freiherrn vom Stein und Weiterbau im Sinne seiner inneren Politik. Auch wir brauchen eine „politische Gesellschaft", wie sie der Sprachgebrauch der westlichen Länder kennt, freilich in dem eigenen, oben bezeichneten Sinne. In dieser allgemeinen Orientierung schließt V. seine Ausführungen, ohne auf die verfassungsrechtlichen Einzelheiten der Reform einzugehen.

Briefkasten

Infolge der Schneestörungen ist der Versand der „Hilfe" in der letzten Woche etwas verzögert worden. Wir bitten, die Verspätungen, die sich vielleicht wiederholen werden, freundlich zu entschuldigen. —

Eine Leserin in Wien will einige theosophische Schriften fürs Feld abgeben. Wer möchte sie haben?

Auf Bahnhöfen und in Zeitungshallen fast aller Städte, neuerdings auch in den besetzten Gebieten Frankreichs und Belgiens, kann die „Hilfe" einzeln gekauft werden. Wo sie fehlt, bitten wir uns anzugeben.

Prof. Max Webers Schrift „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland" wird so stark verlangt, daß wir den Neudruck des 4.—8. Tausends beginnen mußten. Bei den heutigen Schwierigkeiten der Herstellung wird es sich leider nicht vermeiden lassen, daß das Heft einige Tage fehlt. Wir bitten die Besteller um Geduld.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 1 M.: K. im Felde, 3 M.: Lt. d. R. G. im Felde, 8 M.: Prof. F. in B.

Bücher für Armee und Marine: Frau B. in Potsdam: 1 Buch (Alle guten Geister), Dr. W. in Heppenheim: 13 Bücher und 5 M., M. D. in Oppeln 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank. Verlag der „Hilfe".

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Berlin SW 68, Zimmerstr. 7/8
Hemmel & Co. G.m.b.H.
Fernsprecher: Zentrum Nummer 450 und 451
Schnellste Herstellung von Druckarbeiten jeder Art in moderner, einfacher sowie künstlerischer Ausführung
Tageszeitungen, Zeitschriften, Fachjournale

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

14. Februar 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 6/7

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

An die „Hilfe"-Leser.

Die Versendung der Nr. 6 vom 7. Februar 1918 mußte aus besonderen Gründen unterbleiben. Das Heft ist nun mit Nr. 7 vereinigt worden.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Der Streik. — **Dr. Paul Rohrbach:** Der Ukraine zum Gruß! — **Friedrich Naumann:** Europäische Revolution? — **Dr. Hjalmar Christensen:** Norwegische Stimmungen. — **Julius Bab:** Gerrit Engelke. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 27. Januar.

Da Naumann verreist ist, wird die Kriegschronik inzwischen wieder von Heile fortgeführt.

Die Presse in London, Paris, Rom und Washington versucht ziemlich einheitlich, die Bedeutung der Reden Hertlings und Czernins zu verkleinern. Indem die feindlichen Zeitungen im allgemeinen nicht den Wortlaut, sondern nur zurechtgestutzte Auszüge veröffentlichen, sparen sie sich den unmöglichen Nachweis, daß alles, was in Berlin und Wien gesprochen worden ist, nichts sei als „eitel Schaumschlägerei". Solches Echo war zu erwarten, da es drüben wie hüben zur „patriotischen" Taktik gehört, nur ja nicht zu gestehen, daß auch vom Feinde etwas Gutes kommen kann. Die tatsächliche Wirkung der Reden kann man natürlich erst beurteilen, wenn auch die verantwortlichen Politiker geantwortet haben. Aber auch da wird man sich von dem Echo aus London und Paris nicht allzuviel versprechen dürfen; doch auf die Antwort des von Czernin unmittelbar angeredeten Wilson darf man gespannt sein.

Der Staatssekretär v. Kühlmann hat auf die gestrige Rede Naumanns im Hauptausschuß des Reichstags ein bedeutsames Bekenntnis zum mitteleuropäischen Gedanken abgegeben. Er sagte u. a.: „Der Herr Abg. Naumann ist auf den Ausdruck „außerpolnische Lösung" zurückgekommen ... ein Ausdruck, der mir nicht ganz glücklich erscheint. Ich hoffe, daß wir, wenn wir seinerzeit die große und wichtige Kardinalfrage „Mitteleuropa" besprechen, dann nicht allzuhäufig von ihm Gebrauch machen werden. Die Frage ist — und der Herr Abg. Naumann, der Vertreter des Gedankens „Mitteleuropa", weiß das so gut, wie die Regierung — außerordentlich schwerwiegend, und das zeigt sich auch darin schon, daß die Vorbesprechungen, die jetzt seit Monaten im Gange sind und die sowohl von Österreich-Ungarn als auch von uns mit allem Eifer gefördert werden, noch nicht zu irgendeinem „mitteilungsreffen" (um einen von dem Herrn Abg. Naumann geprägten Ausdruck zu gebrauchen) Zustande gelangt sind. Was Graf Czernin von Polen gesagt hat, das können wir auch ruhig von den anderen Randvölkern sagen, welche den Gegenstand der Debatte bilden werden. Wir haben genau dasselbe Zutrauen zu der Anziehungskraft des freien, großen deutschen Staates auf diese Völker, und die deutsche Politik wird nie, unter keinen Umständen, zu kleinlichem Polizeidruck oder irgendwelchen derartigen Mitteln greifen, die auf die Dauer meiner Überzeugung nach nur das Gegenteil dessen bewirken könnten, was wir bewirken wollen, nämlich ein freies, aufrichtiges und freundschaftliches Verhältnis zwischen uns und den Randvölkern. — Durchaus begrüßen möchte ich, was der Herr Abg. Naumann über die Beziehungen zu unseren Bundesgenossen, den Türken und Bulgaren, gesagt hat. Ich unterschreibe da jedes Wort, was gesagt worden ist. Diese Völker sind in schweren, entscheidungsreichen Stunden, vertrauend auf den Stern des Deutschen Reiches, an unsere Seite getreten, und sie sollen in keiner Stunde der Friedensverhandlungen den Eindruck bekommen, daß das deutsche Wort nicht für jeden Deutschen bindend ist bis zum Ende." (Lebhafter Beifall.)

Montag, 28. Januar.

Die Freiheit, die die Bolschewiki meinen, wird den russischen Völkern von Tag zu Tag mehr eine furchtbar drückende Last. In Petersburg wird in den letzten Tagen wieder blutig gekämpft, wobei die Maschinengewehre eine große Rolle spielen. Arbeiter gegen Arbeiter, Soldaten gegen Soldaten auf beiden Seiten der Barrikaden! Am schwersten leiden die Fremdvölker unter der maximalistischen Schreckensherrschaft. Höchst kennzeichnend ist dabei die von Reuter gebrachte Nachricht, daß polnische Legionäre die Station Orscha im Gouvernement Mohilew besetzt und die russische Garnison entwaffnet haben. Das beweist zur Genüge, daß auch die Polen, die das Kriegsschicksal auf russischer Seite belassen hatte, keineswegs mit ihrem Herzen bei der Sache der Moskowiter sind.

Der Panzerkreuzer „Göben", der als „Sultan Jawus Selim" nach dem erfolgreichen Vorstoß auf die Insel Imbros auf der Rückfahrt in den Dardanellen auf Grund lief, ist jetzt wieder losgekommen und völlig verwendungsfähig in Konstantinopel eingelaufen. Wir begrüßen die Nachricht mit um so größerer Freude, als wir bereits der Befürchtung Ausdruck gegeben hatten, daß gleich der „Breslau" auch die „Göben" am Ende ihres überaus ruhmvollen Kriegswerkes angekommen sei.

In Berlin streiken über 100 000 Arbeiter; der scheinbare Erfolg des Streiks der österreichischen Arbeiter und bei den Schürern der Streikbewegung gewiß auch das Vorbild der russischen Arbeiter- und Soldatenräte, haben vielen die Köpfe verwirrt. Der Streik ist gegen den Willen der sozialdemokratischen Partei und aller, auch der freien Gewerkschaften entstanden. Daß die Haase und Ledebour ihre Hände im Spiel haben, ist anzunehmen; doch ist einstweilen noch keine feste Leitung der Bewegung zu erkennen. „Friede, Freiheit, Brot" soll die Parole des Streiks sein. Als ob das Brot vermehrt oder gar die Verteilung des täglichen Brotes verbessert würde, wenn die Arbeiter feiern, und als ob der Friede näher herbeikäme, wenn man unsere Kämpfer wehrlos macht! Welch eine Tollheit, und welch ein Verbrechen! Durch nichts hätte auch der Weg zur Freiheitlichkeit der Staatseinrichtungen mehr erschwert werden können, als dadurch, daß man der Reaktion wieder einmal

den Gefallen getan hat, ihr für ihren Kampf gegen die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Massen bequemes Material zu liefern. Und dabei stößt man mit der Tendenz des Streiks lediglich offene Türen ein, denn Regierung und Reichstagsmehrheit haben wahrhaftig deutlich genug zu erkennen gegeben, daß ihre Politik just das erstrebt, was die Streikenden fordern. So ergibt sich als Wirkung des Ganzen neben dem unmittelbaren Schaden wieder das alte traurige Bild: Arm in Arm mit Haase, Dittmann, Ledebour fordern Graf Westarp und Herr v. Heydebrand das deutsche Volk in die Schranken, während dieses um sein Dasein und seine Zukunft kämpft!

Dienstag, 29. Januar.

Zwischen den Großrussen und Rumänen ist mit dem Abbruch aller diplomatischen Beziehungen jetzt auch der formale Bruch erfolgt, nachdem tatsächlich bereits seit einigen Tagen bei Galatz schwere Kämpfe zwischen den Rumänen und zwei sibirischen Divisionen im Gange sind.

Auch in Finnland, dessen Selbständigkeit doch von der Regierung der Bolschewiki anerkannt worden ist, dulden die Trotzki und Genossen keine Freiheit und Selbstbestimmung. Sie haben dort erst durch ihre Agitatoren zur Revolution gehetzt und behaupten nun, daß sie ihren Grundsätzen gemäß die Revolutionäre gegen die bürgerliche Gesellschaft unterstützen müßten. Ihre rote Garde hat jetzt den Bahnhof von Helsingfors besetzt und wütet genau so fürchterlich wie in Estland und überall, wohin sie kommt. — Diese Vorgänge werfen ein deutliches Licht auf die wahren Ziele, die Trotzki in Brest-Litowsk verfolgt.

Ähnlich wie in Finnland verfahren die Bolschewiki in der Ukraine. Ohne daß sie bisher mit ihrem Bürgerkrieg gegen die ukrainische Rada irgendeinen entscheidenden Erfolg erstritten hätten, haben sie jetzt einige ihrer Anhänger als „Bauern- und Arbeiterregierung der Ukraine" eingesetzt. Diese neue Regierung erklärt auf Geheiß Trotzkis, daß die ukrainische Republik sich von Rußland nicht trennen, sondern einen großrussischen Bundesstaat bilden wolle. Den Vertretern der Rada in Brest-Litowsk wird daraufhin von Trotzki die Anerkennung verweigert, so daß unsere Vertreter nebeneinander mit den Bevollmächtigten der Rada und den nun neu hinzukommenden ukrainischen Mitgliedern der russischen Delegation zu verhandeln haben. Wie nun einmal die Bolschewiki sind, wird nicht das Selbstbestimmungsrecht der Ukrainer, insbesondere keine Volksabstimmung, sondern die Gewalt der Massen entscheiden, wer schließlich in Wirklichkeit die Ukraine vertritt.

Mittwoch, 30. Januar.

Seit einigen Tagen tobt auf der Hochfläche von Asiago schwerer Artilleriekampf. Die mit großen Massen unternommenen fortgesetzten Angriffe der Italiener sind in den meisten Fällen unter schweren blutigen Verlusten gescheitert; doch sind der Monte di Val Bella und der Col del Rosso nach hartem Kampf in Händen des Feindes geblieben. Die Italiener berichten, daß sie an 1500 Gefangene gemacht haben; der deutsche Heeresbericht verzeichnet als österreichischen Erfolg 350 italienische Gefangene.

In Versailles tagt wieder einmal eine große Ententekonferenz, an der sich die leitenden Staatsmänner und Generale der Westmächte beteiligen. Die Stellungnahme zu den Reden Hertlings, Kühlmanns und Czernins, sowie die Besorgnis wegen einer deutschen Offensive im Westen werden den Hauptinhalt der Besprechungen bilden.

Maximalistische Unordnung hat den Engländern, Amerikanern und Japanern den erwünschten Vorwand gegeben, um in Wladiwostok Marine-Truppen zu landen und Hafen und Stadt zu besetzen.

Die Bevölkerung der Alands-Inseln, die fast rein schwedisch ist, hat eine Abordnung nach Stockholm mit dem Auftrag geschickt, eine Massenadresse mit dem Wunsche nach Wiedervereinigung mit Schweden zu überreichen.

Donnerstag, 31. Januar.

Unsere Flieger haben wieder einmal London einen Besuch abgestattet, von dem „Reuter" meldet, daß er „länger als alle bis jetzt ausgeführten" gedauert hat; fünf Stunden lang waren unsere Flieger ununterbrochen bei hellem Mondschein, wolkenlosem Himmel und vollkommener Windstille über London. — Zur Strafe für Angriffe auf offene deutsche Städte weit außerhalb des Operationsgebietes wurde die Stadt Paris „im ersten planmäßigen Luftangriff in der Nacht vom 30. zum 31. Januar mit 14 000 Kg. Bomben belegt".

An der italienischen Front sind weitere Angriffe des Feindes gescheitert; die Zahl der Gefangenen, die in österreichisch-ungarische Hände geraten sind, ist auf rund 700 angewachsen.

Freitag, 1. Februar.

Die scharfen Angriffe des Hauptausschusses des Reichstags gegen die Einseitigkeit und die Übergriffe der Zensur sind diesmal nicht ganz erfolglos geblieben. So ist es möglich geworden, daß gerade zum Jahrestag der Eröffnung des scharfen U-Boot-Krieges die Presse sich mit der demagogischen Entstellung der Tatsachen über Voraussetzungen und Wirkung des U-Boot-Krieges befassen kann, mit der Herr v. Tirpitz und sein blinder Anhang so viele Köpfe verwirrt haben. Neben dem Aufsatz vom Vizeadmiral Galster in der „Hilfe" sind es vor allem Aufsätze des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Dr. Struve aus Kiel, die hier eine außerordentlich verdienstvolle Aufklärung schaffen. Die Anhänger des Herrn v. Tirpitz sehen in ihm einen Nationalhelden, den Mann, der ob seiner Entschlußkraft, klugen Voraussicht und großen tatsächlichen Erfolge für die Leitung der Reichsgeschicke vor allen anderen berufen sei. Insbesondere die Erfolge des U-Boot-Krieges sollen sein Verdienst sein. Nun aber wußte man schon längst, daß Tirpitz vor dem Kriege den Bau von U-Booten verhindert und erschwert hat, und daß alles, was wir bei Kriegsbeginn an U-Booten besaßen, geradezu im Kampf gegen Tirpitz durchgesetzt worden ist, und zwar in besonders hohem Maße durch die unablässigen Mahnungen fortschrittlicher Parlamentarier. Es ist das Verdienst Struves, der auch im Reichstag seit langen Jahren an der Spitze des Kampfes für die U-Boote gestanden hat, dieses Verhalten des Herrn v. Tirpitz jetzt noch einmal aktenmäßig belegt zu haben. Und dabei läßt Struve noch durchblicken, daß Tirpitz auch während des Krieges, solange er im Amte war, genau so wie vorher einen genügenden Bau von U-Booten verhindert hat. Ein Glück, daß Tirpitz nicht durchgedrungen ist und schließlich hat gehen müssen; sonst hätten wir jetzt nicht die Zahl von U-Booten, die dazu nötig sind, um solche Erfolge zu erzielen, wie sie im abgelaufenen Jahr erzielt worden sind. Trotzdem wird von der Vaterlandspartei noch immer Tirpitz als der Vater des Unterseebootgedankens und des Unterseebootkrieges hingestellt. Unbegreiflich! Denn derselbe Tirpitz, der schon als Staatssekretär seine Propaganda für den verschärften U-Boot-Krieg begann, hat in der gleichen Zeit nicht aufgehört, sich dagegen zu wehren, daß so viele U-Boote gebaut wurden, wie unsere Werften leisten konnten. Warum? Ja, warum! Wer vermag die Geheimnisse einer Wallenstein-Seele zu ergründen! Ein Grund war jedenfalls seine alte einseitige Vorliebe für die Panzerkolosse, der Hauptgrund aber wohl — wenigstens während des Krieges — seine phantastische Vorstellung über die Widerstandsunfähigkeit Englands. Er glaubte ja, daß selbst mit den wenigen U-Booten, die ihm zum Trotz nun doch gebaut waren, England in wenigen Monaten auf die Knie gezwungen sein würde, und deshalb wollte er nicht mehr Boote bauen, weil diese im Frieden überflüssig seien und wir sonst eigens Häfen anlegen müßten, die den U-Booten dann als Friedhof dienen könnten. So sieht der Held der Vaterlandspartei aus. Wir aber danken denen, die uns trotz seines Einflusses die U-Boot-Flotte geschaffen haben, und den U-Boot-Helden, die mit ihren unerhört großen Leistungen den Engländern und den anderen Feinden das Leben so schwer machen, daß im Zusammenhang mit unseren Landsiegen früher oder später der endliche Sieg unser sein muß, wenn die Feinde nicht vorziehen, die Hand der Verständigung doch noch zu ergreifen.

Digitized by Google

Sonnabend, 2. Februar.

In Brest-Litowsk sind am Donnerstag die Friedensverhandlungen wiederaufgenommen worden. Die Auseinandersetzungen drehten bisher sich fast ausschließlich um die Frage, ob die Kiewer Rada berechtigt sei, für die Ukraine zu verhandeln. Die ukrainischen Vertreter nehmen dieses Recht für sich in Anspruch unter Hinweis darauf, daß ja Trotzki selber bis vor kurzem die Rada anerkannt habe und daß er nur deshalb im Gegensatz zu seinem Programm das Selbstbestimmungsrecht der Ukraine jetzt vernichten möchte, weil die Ukrainer als gleichberechtigter Bundesstaat neben und nicht unter der großrussischen Republik der Bolschewikis stehen wollen. Trotzki selbst vertrat nun den Standpunkt, daß der Ausgang des Kampfes zwischen den Truppen der Rada und den — von ihm ins Leben gerufenen — ukrainischen Sowjets die Lage zu entscheiden habe. Also wieder: nicht die freie Volksabstimmung, sondern die nackte Gewalt wird zum obersten Richter bestellt.

Sonntag, 3. Februar.

Im weiteren Verlauf der Verhandlungen von Brest-Litowsk ist es zu einem Zusammenstoß zwischen Trotzki und den Vertretern der ukrainischen Rada gekommen, der zu den bedeutungsvollsten Folgen führen muß. Der Sprecher der Ukrainer wies in schlagender Beweisführung nach, wie widerspruchsvoll das Verhalten der Bolschewiki sei. Sie seien trotz aller demokratischen Weltbeglückungsreden nicht um ein Haar besser als der Zarismus in seinen schlimmsten Zeiten. „Im Andenken an ihre Vorgänger auf dem Throne, welche nicht nur durch die gemeinsamen Anstrengungen der sozialen, sondern auch der nationalen Revolution gestürzt worden seien, habe die Regierung der Bolschewiki den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker nur zu dem Zwecke proklamiert, um desto entschiedener und wirkungsvoller seine praktische Durchführung bekämpfen zu können." Die Regierung der ukrainischen Volksrepublik sei bisher bestrebt gewesen, einen Bund aller Republiken zu schaffen, welche auf dem Boden des ehemaligen Kaiserreichs Rußland entstanden seien, und eine gemeinsame föderative Regierung zu bilden. Da aber aus dem bisherigen Verhalten der Bolschewiki und der dadurch geschaffenen gegenwärtigen Lage hervorgehe, daß eine solche gemeinsame Regierung nicht zustande kommen könne, so habe die ukrainische Zentralrada diesen Plan fallen lassen müssen und die Ukraine zu einem ganz selbständigen, von niemand abhängigen Staat proklamiert, der mit allen angrenzenden Staaten in Frieden und Freundschaft leben wolle, der es sich aber nicht gefallen lassen würde, daß auch nur ein einziger von ihnen sich in das Leben der ukrainischen Republik einmische. — Im Namen der Delegationen der vier verbündeten Mittelmächte gab darauf Graf Czernin die Erklärung ab: „Wir haben keinen Anlaß, die in der Plenarsitzung vom 12. Januar 1918 erfolgte Anerkennung der ukrainischen Delegation als einer selbständigen Delegation und als einer bevollmächtigten Vertretung der ukrainischen Volksrepublik zurückzunehmen oder einzuschränken. Wir sehen uns vielmehr weiter veranlaßt, die ukrainische Volksrepublik schon jetzt als unabhängigen, freien, souveränen Staat anzuerkennen, der in der Lage ist, selbständig internationale Abmachungen zu treffen." — Im Zusammenhang mit dem Verhalten der Bolschewiki darf man nach dieser Erklärung damit rechnen, daß nun ohne Rücksicht auf die daneben weiterlaufenden Verhandlungen mit Trotzki die Verhandlungen mit den Vertretern der Rada schnell gefördert und vielleicht schon in ganz kurzer Frist zu einem Sonderfrieden mit der Ukraine führen werden.

Montag, 4. Februar.

Die Verhandlungen in Brest-Litowsk sind auf einige Tage unterbrochen worden, weil Herr v. Kühlmann und Graf Czernin zu einer Beratung nach Berlin fahren mußten, an der auch Ludendorff und der deutsche Botschafter in Wien, Graf Wedel, teilnehmen. In der offiziellen Meldung wird gesagt, daß diese Beratungen politischen und wirtschaftlichen Fragen aus dem gemeinsamen Interessengebiete Deutschlands und Österreich-Ungarns gelte. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß der Hauptinhalt der Besprechungen dem Abschluß des Sonderfriedens mit der Ukraine, sowie den damit zusammenhängenden Fragen gilt, also der Möglichkeit eines Abbruchs der Verhandlungen mit Trotzki und der dann vielleicht nötig werdenden militärischen Verteidigung des ukrainischen Friedens gegen die bolschewistischen Umtriebe, ferner auch den Fragen, die das Schicksal Rumäniens betreffen.

Lord Haldane, der vor dem Kriege als Träger des Gedankens deutsch-englischer Verständigung galt, eine der führenden Persönlichkeiten im Kabinett Asquith, hat in Glasgow im liberalen Klub „anläßlich der eindrucksvollen Reden von Czernin und Hertling" eine für englische Verhältnisse recht besonnene und verständige Ansprache gehalten, die sich von dem Phrasenwust der Lloyd George und Genossen weit entfernt. Haldane sagt, es sei klar, daß sowohl Deutschland wie Österreich-Ungarn den Frieden wünschten. England behandle die Frage am besten als rein geschäftliche Angelegenheit, und dazu wäre das geeignete Mittel eine Konferenz. Wolle man ein verträgliches Deutschland und ein freundnachbarliches Verhältnis zu ihm, dann dürfe dieses Deutschland nicht im Gefühl eines brennenden Unrechts leben, das ihm bei Friedensschluß angetan sei. Überall sei eine ausgleichende Regelung erforderlich auf Grundlage der Gerechtigkeit. — Dann macht Haldane freilich auch der englischen Überheblichkeit die pflichtschuldige Verbeugung, indem er von der Entschädigung spricht, die wir für getanes Unrecht zu leisten hätten. Solche Torheiten werden sich auch noch abschleifen; denn nicht wir sind es, die Unrecht gut zu machen haben. Im ganzen aber kann man doch zu der Rede Haldanes sagen, daß sie die Grundlagen für Verhandlungen bieten würde, wenn — Haldane noch im Kabinett säße und dieses hinter sich hätte. Noch aber regiert Lloyd George.

An der Westfront, namentlich in Flandern und in der Gegend von Cambrai, lebhafte Artilleriekämpfe. Ebenso in der Hochebene der Sieben Gemeinden an der italienischen Front.

Dienstag, 5. Februar.

Der Oberste Kriegsrat der Westmächte, der in Versailles getagt hat, behauptet, daß er in den Reden Hertlings und Czernins keine tatsächliche Annäherung an die gemäßigten Bedingungen finden könne, die von allen Regierungen der Alliierten aufgestellt seien. Wegen unserer Eroberungs- und Beraubungspläne, die neuerdings in Brest-Litowsk ganz unverhüllt zutage getreten seien, sei es die Aufgabe der Alliierten, mit der äußersten Kraftanstrengung in geschlossenster und wirksamster Zusammenarbeit ihre militärischen Bemühungen fortzusetzen, bis deren Druck bei uns einen Stimmungsumschwung hervorgebracht habe. — Es lohnt wirklich nicht, auf solche Unwahrhaftigkeit zu antworten. Gemäßigte Bedingungen der Entente und deutsche Raubpläne! Welche bodenlose Verlogenheit!

Das englische Kriegskabinett hat nach langem Zögern beschlossen, die nationale Zwangsrationierung einzuführen. Mit London und einigen anderen Bezirken wird der Anfang gemacht, und Anfang März glaubt Rhonda, der Leiter des Ernährungsamtes, aus dieser lokalen Rationierung die einheitliche für das ganze Königreich entwickeln zu können.

Die „russischen" Polen haben in ihrer Auflehnung gegen die Schreckensherrschaft der Bolschewiki einen weiteren, sehr großen Erfolg errungen. Es ist ihnen gelungen, die Stadt Mohilew, den Standort der russischen Obersten Heeresleitung zu besetzen und dabei den Oberbefehlshaber Krylenko mitsamt seinem ganzen Stabe zu verhaften.

Eine weitere Niederlage haben die Bolschewiki in der Ukraine erlitten. Den Truppen der Rada ist es geglückt, die bolschewistische Revolution in Kiew zu unterdrücken. Die Truppen der Bolschewiki ziehen sich schleunigst aus der Ukraine zurück; alle ukrainischen Truppen sind der Rada treu geblieben.

Digitized by Google

Mittwoch, 6. Februar.

Wie in ihrem Kampfe gegen die Polen und die Ukrainer haben die bolschewistischen Russen auch in ihrem Kampf gegen die Rumänen schwere Schlappen erlitten. Bei dem russischen Angriff auf Galatz haben die Rumänen die neunte Division gefangen und entwaffnet. Und jetzt ist es ihnen gelungen, an der Moldauafront die 6. russische Armee, von der sie angegriffen wurden, zu umzingeln; die Gefangenen haben sie entwaffnet und unter Bedeckung nach Rußland zurückgeschickt. Sie verdrängen die Truppen der Bolschewiki nun auch aus Bessarabien, das sich zu einer Republik erklärt hat. — Die Dinge entwickeln sich dort also in einer Weise, daß man sich gar nicht zu wundern braucht, wenn das ehemals rumänische Bessarabien wieder mit Rumänien vereinigt wird, wohin es nach seiner Nationalität gehört. Voraussetzung ist natürlich, daß die Rumänen sich von ihren Verführern lossagen und zu der Politik zurückkehren, die ihr großer König Karol an der Seite der Mittelmächte bis zu seinem Lebensende verfolgt hat.

In Finnland, wo die Rote Garde der Bolschewiki schrecklich wütet, scheint jetzt die Weiße Garde der finnischen Regierung nach anfänglichen Mißerfolgen doch langsam die Oberhand zu gewinnen.

Donnerstag, 7. Februar.

Noch immer hält das gesteigerte Artilleriefeuer in Flandern und bei Cambrai an. Sind das die Vorboten neuer schwerer Kämpfe?

Die Bolschewiki gehen in Rußland wirklich aufs Ganze. In ihrem verbohrten Doktrinarismus kümmern sie sich um die Gefühle des Volkes überhaupt nicht mehr. Sie haben jetzt die Trennung von Staat und Kirche erklärt, die Schule von der Kirche getrennt, den obligatorischen Religionsunterricht aufgehoben, den religiösen Eid abgeschafft, alles Kirchengut für Volkseigentum erklärt usw. — das alles sind Maßnahmen, die grundsätzlich durchaus gerechtfertigt sind und irgendwann einmal kommen mußten. Ob aber der Bildungsstand der russischen Völker hoch genug ist, daß sie darin nicht einen Vernichtungsfeldzug gegen die Religion und alles Religiöse an sich erblicken, das darf denn doch wohl bezweifelt werden.

König Georg von England hat die Parlamentstagung mit einer Thronrede geschlossen, die sich ganz im Geiste der letzten Reden von Lloyd George bewegt und also noch einmal bestätigt, daß der englische Kriegswille noch ungebrochen ist.

Freitag, 8. Februar.

Das österreichische Kabinett Seidler hat dem Kaiser seine Demission angeboten, weil es eine Parlamentsmehrheit für den Staatshaushalt nicht mehr bilden zu können glaubt, nachdem neben den schon immer widerstrebenden Tschechen und Südslawen nun auch die Polen sich zur Opposition geschlagen haben. Welche Gründe den Polenklub zu seiner Haltung veranlaßt haben, ob innere Angelegenheiten oder die Fragen des neuen polnischen Staates, läßt sich heute und von hier aus noch nicht übersehen. Der Kaiser hat die Demission nicht angenommen. Seidler wird nun wohl den Ausweg aus den Schwierigkeiten durch Ersetzung einiger Minister durch neue Männer versuchen und einstweilen dem Reichsrat ein Haushaltsprovisorium vorlegen, dem für die Dauer von nur zwei Monaten auch die Zustimmung der Polen sicher wäre. Freilich wäre damit die Krisis nur vertagt und nicht endgültig überwunden.

Im ungarischen Abgeordnetenhause hat hinter einer staatsmännischen großen Rede des Grafen Andrassy, die auch bei uns in Deutschland den allgemeinen Beifall finden wird, den sie im Budapester Parlament gefunden hat, der Graf Karolyi einen scharfen Angriff gegen den mitteleuropäischen Gedanken gerichtet. Er sei zwar ein Anhänger des Bündnisses mit Deutschland, müsse sich aber gegen eine Vertiefung dieses Bündnisses wenden, weil dadurch Ungarn in ein Abhängigkeitsverhältnis geraten würde. Auch eine bloß wirtschaftliche Annäherung müsse er bekämpfen, weil ein wirtschaftliches Mitteleuropa ein Haupthindernis für die Einleitung von Friedensverhandlungen sei und die Werbekraft der pazifistischen Gedanken hemme, als deren begeisterter Anhänger er sich bekenne. — Auf diesen Vorstoß erwiderte sofort der Ministerpräsident Wekerle unter lebhaftem Beifall mit einem warmen Bekenntnis zum Bündnis mit dem Deutschen Reiche, das mit größter Hingabe und größtem Erfolge an der Verteidigung des ungarischen Vaterlandes teilgenommen habe. Dieses Bündnis sei ausschließlich auf Wahrung des Friedens und gegenseitige Verteidigung gerichtet und besitze keinerlei aggressive Tendenz. Von diesem Gesichtspunkt aus sei unmöglich etwas gegen die Absicht einzuwenden, dieses Bündnis wirtschaftlich zu vertiefen; es habe keine Spitze gegen andere Staaten, und Ungarn wünsche es in einer Weise auszugestalten, daß die ungarische Aktionsfreiheit und der Verkehr mit anderen Staaten dadurch nicht beeinträchtigt werde.

In der Nacht zum 5. Februar hat eines unserer U-Boote den mehr als 14000 Tonnen großen amerikanischen Truppentransportdampfer „Tuscania" aus einem Geleitzug heraus an der irischen Küste torpediert. Von rund 2400 an Bord befindlichen Personen wurden 2187 gerettet.

Sonnabend, 9. Februar.

Der erwartete Friedensschluß mit der Ukraine ist heute nacht 2 Uhr von den Bevollmächtigten der Mittelmächte und der ukrainischen Volksrepublik unterzeichnet worden. Noch ist der Wortlaut des Vertrages nicht bekannt, aber die Tatsache an sich ist so groß und bedeutsam, daß die Freude über die Nachricht auch ohne Kenntnis der Einzelheiten in den beteiligten Ländern allgemein sein wird. Es ist der erste Friedensschluß im Weltkriege; das allein würde ihm eine ganz gewaltige Bedeutung verleihen. Aber darüber hinaus trägt dieser Friede seinen Wert in sich selbst; denn nun sind die österreichisch-ungarischen Grenzen nach Nordosten gesichert, die endgültige Lösung der Polenfrage kann ernstlich in Angriff genommen werden, und auch der Friede mit Rumänien ist nur noch eine Frage der Zeit. Die Fruchtbarkeit der Ukraine, insbesondere ihr Kornreichtum gewährt die Aussicht auf eine solche Verbesserung der Ernährungsverhältnisse Mitteleuropas, daß alle Hoffnung der Feinde, uns durch Aushungerung mürbe zu machen, daran zuschanden werden muß. Und schließlich: daß dieser Friede unter den überaus schwierigen Verhältnissen so schnell zustande gebracht worden ist, das ist ein neuer starker Beweis für die Friedfertigkeit der Mittelmächte. Die Neutralen werden nun wissen, daß es nicht Deutschlands Schuld ist, wenn in Brest-Litowsk der allgemeine östliche Friede noch immer nicht abgeschlossen werden konnte. Und wenn Trotzkis Verschleppungsmanöver dahin führen würden, daß die Verhandlungen eines Tages als zweck- und hoffnungslos abgebrochen werden müßten, so wird der ukrainische Friede der neutralen Welt sowohl wie unseren Völkern Beweis genug dafür sein, daß mit unseren Unterhändlern sehr wohl ein gerechter Friede der Verständigung und des Ausgleichs der Interessen hätte geschlossen werden können. Das wird auch für die Friedensstimmung in den feindlichen Ländern nicht ohne Folgen bleiben.

In Brest-Litowsk haben Trotzki und in seinem Auftrage die Herren Bobinski und Radek trotz aller vorgehenden Abmachungen die alte Methode fortgesetzt, demagogische Reden zum Fenster hinaus zu halten, die nichts mit den Friedensverhandlungen zu tun haben, sondern nur bestimmt sind, der revolutionären Propaganda zu dienen. Mit Recht hat Herr v. Kühlmann dagegen in feierlicher Erklärung nachdrücklich Verwahrung eingelegt, indem er hinzufügte: „Ich fürchte, die Geduld der verbündeten Delegationen wird durch Vorgänge wie die eben gehörte Rede des Mitgliedes der russischen Delegation auf eine sehr harte Probe gestellt, und es werden jetzt nicht nur bei der deutschen Presse sehr ernstliche Zweifel darüber entstehen müssen, ob auf seiten der russischen Delegation wirklich die Absicht vorliegt, die hiesigen Verhandlungen erfolgreich zum Abschluß zu bringen."

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 27. Januar.

In der stillen grauen Luft über dem halbgetauten Eis der Alster und den letzten zusammengeschmolzenen Schneestreifen an den Straßen steht das Schwarz-Weiß-Rot der Fahnen — Zeugnis tapferer Zusammengehörigkeit in der stummen Vereinsamung, die an einem lichtlosen schweigsamen Morgen den Häusern ihren Ausdruck gibt. Welches nächste Ereignis wird sie wieder hervorlocken?

Über dem Tag hängt die Sorge um den bevorstehenden Demonstrationsstreik der Unabhängigen, von dem gestern schon im Reichstag die Rede war.

Montag, 28. Januar.

Der Ausstand setzt in Berlin in einer Form ein, die seinen „wilden" Charakter deutlich zur Geltung bringt: uneinheitlich, einige Werke ganz oder zum Teil erfassend, an anderen — noch — vorübergehend. Spandau zeigt sich bisher kaum berührt, Berlin in seinen großen Betrieben ziemlich stark. In Hamburg setzt der Streik auf einer Werft ein. Es scheint, daß die Arbeiter dafür durch sehr mannigfaltige Motive gewonnen sind, unter denen die der äußeren Politik zweifellos die geringere Rolle spielen. Es ist ein Stimmungsstreik, in dem sich der Druck von Sorge, Unterernährung, Freudenarmut, Zorn und Mißtrauen gegen alle, denen es (scheinbar oder wirklich) besser geht, entlädt. Kleine Lokalforderungen: Ernährungshilfe, Transportverbesserung u. a. stehen im Vordergrund — der Weltfriede bolschewistischer Prägung bildet den mehr oder weniger deutlich gesehenen Rahmen, in dem diese Einzellasten, die jeden bedrücken, sich heben sollen.

Nicht die Sorge um den Ausgang und die Wirkung nach außen bedrückt einen am schwersten, sondern die zornige Trauer über den Mangel an politischen Instinkten bei der Masse und die verantwortungslose Verführung der Anstifter, die den Menschen zu all ihren Lasten noch die unsinniger Hoffnungen und gestaltloser Bitterkeit dazu geben. Daß Tausende, die bei klarer Einsicht in die Dinge ihren Anteil an der gemeinsamen Last in freier Bereitschaft tragen würden, zu störrischen und murrenden Sklaven der äußeren Notwendigkeit durch diese falschen Vorspiegelungen herabgedrückt werden — das ist das Schmerzliche.

Und dann: daß durch die Auflösung der Gewissenhaftigkeit gegenüber dem Schleichhandel auf dem Ernährungsgebiet die Zahlungsfähigkeit tausend ungerechte Siege davonträgt und dadurch dem Mißtrauen und der Bitterkeit Ströme von Nahrung zugeführt sind!

Man sucht innerlich nach etwas, das einem über den schmerzlichen und lähmenden Widerwillen gegen das alles hinweghilft.

Dienstag, 29. Januar.

Erörterungen über die angekündigte Neuregelung der Nahrungsmittelbewirtschaftung in der Presse. Wenn die Bewirtschaftung der wesentlichen Lebensmittel ausschließlich landwirtschaftlichen Genossenschaften übergeben wird, unter Ausschaltung von Handel und Verwaltungsbehörden und auf der Grundlage des Staatsmonopols, so bedeutet das eine ganz folgenschwere Neuorganisation, die vom Handel mit Sorge verfolgt wird.

Die Eisenbahner verlangen höhere Kriegsbeihilfen und Teuerungszulagen und eine bessere Anpassung der Ernährungs- und Bekleidungsfürsorge an die Art des Dienstes. Es ist sicher, daß von allen Kriegsnotleidenden die mittleren und unteren Beamten, die als solche an der allgemeinen Lohnerhöhung nicht teilnehmen, am schwersten durchkommen.

Mittwoch 30. Januar.

Die Streikbewegung hat in Berlin an Ausdehnung gewonnen. Die Berliner Zeitungen konnten zum großen Teil nicht erscheinen. Die Streikleitung besteht aus je drei Abgeordneten beider sozialdemokratischen Parteien und zehn Arbeiterdelegierten. Dieser Körperschaft ist ebenso wie dem Arbeiterrat durch das Oberkommando jede weitere Tagung verboten, ebenso alle größeren Versammlungen. Christliche Gewerkschaften und Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine haben gegen den Streik protestiert. Der Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes hat den Empfang einer Abordnung des Arbeiterrates abgelehnt, gleichzeitig seine Bereitschaft zur Verhandlung mit Gewerkschaftsvertretern betonend.

In Hamburg — wie im ganzen Bezirk des 9. Armeekorps — sind große Betriebe der Kriegsindustrie nunmehr im eigentlichen Sinne militarisiert. Es sind Kriegszustandsgerichte geschaffen. Bei den Arbeiterforderungen stehen hier, wie z. B. in Lübeck, durchaus die lokalen Ernährungsfragen im Vordergrund. Ein einziger Schlußsatz fordert den baldigen Verständigungsfrieden. In den Versammlungen wird vielfach betont, daß man sich des Ernstes der Zeit bewußt sei und ihr Rechnung tragen wolle, es handle sich um Abstellung von Mißständen, deren Beseitigung für möglich gehalten werden müsse.

Im westlichen Industriegebiet scheint der Streik kaum nennenswerte Ausdehnung zu gewinnen, ebensowenig in Schlesien. In Bayern haben Nürnberg und München — letzteres durch Berliner Agitatoren — stärkere Bewegungen gehabt.

Donnerstag, 31. Januar.

Der Ausstand ist überall im Abfluten. In Berlin ist die sozialdemokratische Parteileitung in die Streikleitung eingetreten, während die Freien Gewerkschaften sich neutral verhalten. Der Berliner Arbeiterrat ist durch das Oberkommando in den Marken aufgelöst. Außerdem ist ein volles Versammlungsverbot ausgesprochen.

Das Verhalten der sozialdemokratischen Parteileitung kann man sich nur mit taktischen Erwägungen erklären — wenn solche Protektion offenbarer und verhängnisvollster Sinnlosigkeit einem auch dadurch nicht näherkommt.

Freitag, 1. Februar.

Berlin ist nach einigen Ausschreitungen unter verschärften Belagerungszustand gestellt. Auch hier sind außerordentliche Kriegsgerichte begründet. Übrigens vollzieht sich im ganzen auch die demonstrative Seite des Ausstandes durchaus geordnet.

Der Ausschuß der sozialdemokratischen Partei erklärt in einer Entschließung, daß der Streik sich nicht gegen die Landesverteidigung gerichtet habe und führt innerpolitische Gründe, verhinderte Wahlreform, Auftreten der Vaterlandspartei, unklare Haltung der Regierung in der Friedensfrage als Motive an. Diese Versicherung über die Absichten des Ausstandes wiegt jedenfalls nicht schwer angesichts seiner faktischen Wirkungen.

Auch eine Reihe von Betrieben der Berliner Kriegsindustrie sind militarisiert, d. h. militärischer Leitung unterstellt worden, durch welche die Wiederaufnahme der Arbeit als eine durch den Belagerungszustand erzwingbare Forderung erklärt ist. Wehrpflichtige, die sich nicht einstellen, werden zum Heeresdienst eingezogen.

Sonnabend, 2. Februar.

Zwischen der Berliner Streikleitung und Regierung finden unerfreuliche Verhandlungen statt, in denen die Regierung mit Recht darauf besteht, nur mit den Gewerkschaftsführern zu verhandeln, während die Streikleitung diese Forderung durch allerlei Personenschiebungen zu umgehen und den Empfang ihrer Vertrauenspersonen zu erzwingen versucht.

Unterdessen sinkt die Streikbewegung auch in Berlin, ohne daß besondere Beschlüsse vorlagen. Die Berliner Zeitungen sind heute wieder erschienen. Auf den norddeutschen Werften wird wieder gearbeitet, in anderen Bezirken der Kriegsindustrie sind die ohnehin prozentual wenig zahlreichen Ausständler zurückgekehrt oder im Begriff es zu tun.

Die Bewegung selbst also scheint vorüber — ihre Nachwirkungen, innerpolitisch und außenpolitisch, werden uns nun noch lange belasten. Daß die Kraft zur Verteidigung als solche feststeht, hat der Verlauf des Streiks gezeigt. Das ist in äußerem Sinne beruhigend, aber um so schmerzlicher ist die Unsumme inneren Unfriedens, die durch die großen und kleinen Begebenheiten dieser unglücklichen Tage aufgehäuft ist, die Barrikaden, die sie gegen alle Bemühungen des Glaubens aneinander und des

Digitized by Google

guten Willens aufgetürmt haben. Die Kriegslast der Masse ist seelisch schwerer geworden, und die Verantwortung der Regierung und der Führenden dornenvoller. Das hätten wir wahrlich nicht nötig, uns jetzt gegenseitig anzutun.

Sonntag, 3. Februar.

Der Sonntag steht noch unter dem Druck der Ereignisse der letzten Woche. Der Ausstand ist vorüber, morgen wird wohl die Arbeit allenthalben wiederaufgenommen. Aber die Eindrücke dieser Großmacht von Mißverstehen, Unwissenheit, Ungeduld und Verbitterung, die uns ihr leidenschaftliches Antlitz gezeigt hat, sind so schnell nicht zu überwinden. Wo lassen sich neue Mächte des Vertrauens herholen, die der unverantwortlichen Verführung den verhängnisvollen Einfluß zu entziehen vermögen?

Die Berufsverbände des Getreidehandels machen Front gegen die in Aussicht genommene genossenschaftliche Organisation der Lebensmittelversorgung. Ein richtiges Verhältnis zwischen der notwendigen und unvermeidlichen Gemeinwirtschaft auf der einen Seite und dem freien Handel auf der anderen ist sehr schwer herstellbar und muß durch die verschiedensten Versuche und Formen hindurch noch gefunden werden.

Montag, 4. Februar.

In diesen Wochen erscheinen die Jahresabschlüsse der Banken und industriellen Aktiengesellschaften. Es scheint, daß die Banken ihre Gewinne gesteigert haben, während in vielen gewerblichen Zweigen allmählich der Rohstoffmangel Rückgänge der Dividende herbeiführt (Leder z. B.).

Die Wiederaufnahme der Arbeit ist mit Ausnahme kleiner Gruppen allenthalben erfolgt. In den militarisierten Betrieben haben die militärpflichtigen Arbeiter ihre Stellungsbefehle bekommen. Die außerordentlichen Kriegsgerichte haben ihre Tätigkeit begonnen. Verhandlungen über die unpolitischen Einzelforderungen zu Ernährungs-, Lohn- und Transportfragen gehen weiter.

Eine Ersatzsohlenausstellung hier in Hamburg zeigt, daß die Industrie allmählich doch auch dieses bisher sehr unvollkommen gelösten Problems Herr wird. Gegen die treuherzige Plumpheit der ersten Holzsohlen ist das, was dort zu sehen ist, doch ein sehr erheblicher Fortschritt. Angesichts des sichtbaren Dahinschwindens der Ledersohlen im Kampf mit Schnee und Winternässe ein tröstlicher Anblick.

Dienstag, 5. Februar.

Die „Tagesschriftsteller" (Verdeutschung von Journalisten) verlangen eine Vertretung im Herrenhaus. Wenn schon ständische Kammern gebildet werden, so ist natürlich die Vertretung der Presse berechtigt. Aber vielleicht würden alle Forderungen zusammengenommen, die von den verschiedenen Seiten nach Vertretung im Herrenhaus erhoben werden, ein gutes Dokument für die Absurdität der ständischen Vertretung überhaupt sein.

Über dem dunklen und nassen Tag liegt die Spannung wegen der „hochpolitischen" deutsch-österreichischen Konferenz in Berlin. Zunehmende Skepsis in bezug auf Herrn Trotzki und Steigen der Hoffnungen, die mit der Ukraine verknüpft sind. Im übrigen kostet es Überwindung, die Nachrichten über die russische Auflösung zu lesen und dem Grauen vor dieser inneren Zerstörung standzuhalten.

Die Wirkung des Streiks auf die Verhältnisse innerhalb der sozialdemokratischen Partei und auf die Stellung der Partei innerhalb der Mehrheit werden sich im Laufe der nächsten Zeit zeigen. Man fragt sich, ob nicht auch taktisch eine viel entschiedenere Haltung der Partei das bessere gewesen wäre als die Herstellung dieser Zwischenzone, in der Ablehnung, Duldung und Beteiligung undeutlich zusammenfließen — undeutlich vor allem für die Massen, die nach den Führern Richtung nehmen wollen.

Mittwoch, 6. Februar.

Zur Wirkung des Streiks auf die Mehrheitsordnung bringen die Zeitungen heute die Mitteilung über eine interfraktionelle Besprechung der Mehrheitsparteien im Reichstag über die Stellung der Sozialdemokratie zum Streik. Die Nationalliberalen nahmen an der Besprechung nicht teil und werden in einer Fraktionssitzung über ihre Beteiligung an künftigen interfraktionellen Zusammenkünften entscheiden.

Die Fraktionen der Fortschrittlichen Volkspartei haben einstimmig zum Streik in folgender Erklärung Stellung genommen:

„Die Fraktionen verurteilen aufs schärfste, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen zur Verwirklichung politischer Forderungen das Mittel der Arbeitseinstellung gewählt worden ist, die das Wohl des Vaterlandes bedroht und die Bemühungen für Frieden und Fortschritt nicht fördert, sondern stört. Sie bedauern insbesondere auch, daß die Bereitwilligkeit der Regierung, zwecks Beilegung der Arbeitseinstellung mit Abgeordneten und gewerkschaftlich organisierten Arbeitern zu verhandeln, an der ablehnenden Haltung radikaler Elemente gescheitert ist.

Die Fraktionen geben der Erwartung Ausdruck, daß die Regierung und die zur Durchführung einer volksfreundlichen Politik entschlossenen Parteien unbeirrt für die schleunige Erfüllung der berechtigten Forderungen des Volkes sorgen und allen Hemmnissen mit Entschiedenheit entgegentreten werden."

Donnerstag, 7. Februar.

Mittlerweile vollziehen sich die Verhandlungen des Verfassungsausschusses über die Herrenhausvorlage und enthüllen mit ihren Kämpfen um Ziffern, in denen der volkswirtschaftliche und kulturelle Wert gewisser Stände ausgedrückt werden soll, die ganze Fraglichkeit des Unterbaues.

Es wurde beschlossen:

§ 4 dahin zu fassen, daß auf Grund von Präsentationen zu berufen sind 48 Vertreter der Städte mit über 50 000 Einwohnern, zwei weitere Vertreter der Stadt Berlin, 24 Vertreter der übrigen Städte und der Landgemeinden mit über 10 000 Einwohnern, 24 Vertreter der Provinzen, ein Vertreter der Hohenzollernschen Lande, 24 Vertreter der ländlichen Selbstverwaltung, 48 Besitzer solcher Landgüter, die bereits seit 50 Jahren im Besitz derselben Familie sich befinden, 24 weitere Vertreter der Landwirtschaft, 24 Leiter großer Unternehmen der Industrie oder des Handels, 18 Vertreter des Handwerks, 16 Vertreter der Hochschulen und 16 Vertreter der evangelischen und der katholischen Kirche, zusammen 292.

Außerdem sollen dem Herrenhause angehören 16 Arbeitervertreter und 12 Vertreter der Privatangestellten, 6 unmittelbare und mittelbare Staatsbeamte, 6 Lehrkräfte von höheren und mittleren Schulen, Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten, 6 Angehörige der übrigen gelehrten Berufe, 3 Angehörige technischer Berufsstände, 3 bildende und ausübende Künstler, Schriftsteller und Journalisten. Die Vertreter der neu hinzukommenden Berufsgruppen sollen aus allerhöchstem Vertrauen berufen werden, solange für sie keine Präsentationskörper bestehen, deren Bildung der Gesetzgebung überlassen bleibt. Angenommen wurde gegen die Stimmen der Konservativen und Freikonservativen der fortschrittliche Antrag, daß die Berufungen aus königlichem Vertrauen nicht auf Lebenszeit, sondern auf 12 Jahre erfolgen.

Die Gesamtzahl der Mitglieder des Herrenhauses soll die des Abgeordnetenhauses nicht überschreiten.

Freitag, 8. Februar.

Die in Aussicht gestellte Vorlage gegen den Schleichhandel ist dem Bundesrat zugegangen. Sie trifft mit strafrechtlicher Verfolgung nur den gewerbsmäßigen Schleichhandel, dem Gefängnis, Geldstrafen bis 100 000 Mark und im Wiederholungsfall auch Zuchthaus angedroht wird. Aber sie trifft nicht die Kunden und Zwischenglieder, also z. B. Fabriken, die für ihre Angestellten ankaufen und an sie verkaufen. Ob man ernstlich meint, mit dieser Einschränkung auf den „gewerbsmäßigen" Schleichhandel der Sache beizukommen? Es ist anzunehmen, daß dieser „gewerbsmäßige" Schleichhandel nach Inkrafttreten des Gesetzes genau so gut ins Ungreifbare verduftet sein wird wie mit dem Inkrafttreten des Höchstpreises die Ware. Das Anstandsgefühl der Kunden wird durch die Vorlage kaum die so dringend erwünschte Stärkung erfahren.

Sonnabend, 9. Februar.

Der Hansabund erläßt eine energische Protestkundgebung gegen die geringe Berücksichtigung von Handel und Industrie in der Vertretung des Herrenhauses nach den Beschlüssen des Unter-

Digitized by Google

ausschusses, der die Zahl der landwirtschaftlichen Vertreter auf 72 erhöhte, die von Handel und Industrie auf 48 herabsetzte. Rechne man hinzu, daß die Repräsentation des Adels auch wieder im wesentlichen landwirtschaftliche Interessen vertrete, so werde das Mißverhältnis noch ungeheuerlicher.

Der Kaiser hat einen Erlaß als Antwort auf die Feier seines Geburtstages ausgehen lassen, in dem es heißt:

„Die opferwillige Ausdauer und die gewaltigen Arbeitsleistungen der Heimat haben auch der Not und Entbehrung Trotz geboten, so daß unser im Felde und im Lande bewährtes Volk mit Gottes Hilfe voll starker Zuversicht einem guten Frieden entgegensehen kann. Hierzu bedarf es aber jetzt der ernsten Selbstzucht, der inneren Geschlossenheit, der willigen Unterordnung unter große Ziele, der Bereitschaft, auch das Schwerste zu tragen, des Vertrauens auf die eigene Unbesiegbarkeit und der Einstellung aller Kräfte für das eine große Ziel, der Erkämpfung einer starken und sicheren Zukunft des Vaterlandes. Hierzu erbitte ich die treue Mitarbeit aller, die unser Volk liebhaben und seiner Zukunft dienen wollen. Dann wird aus der Saat dieser schweren Jahre und dem Blute der gefallenen Söhne Deutschlands ein starkes Reich und ein glückliches, an wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Gütern gesegnetes Volk hervorgehen. Dazu helfe uns Gott!"

Heute vormittag geht von Telephon zu Telephon die Nachricht, daß der Frieden mit der Ukraine heute nacht unterzeichnet sei. Die Fahnen erscheinen — zahlreicher noch als bei einem Sieg — über den Häusern und knattern in Wind und Regen die Botschaft vom „Brotfrieden" durch den farblosen Februartag.

Wilhelm Heile / Der Streik

2. Februar.

Der Streik der letzten Woche ist eines der schmerzlichsten Erlebnisse, die wir während des Weltkrieges gehabt haben. Nicht so sehr wegen des unmittelbaren Schadens, den unsere Wehrkraft durch die vorübergehende Einstellung der Arbeit in vielen kriegsnotwendigen Betrieben und mancher Rüstungswerkstatt erlitten hat. Dieser Schaden ist groß, aber — dank der günstigen Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden — nicht bedrohlich. Schlimmer schon ist die Wirkung, die der Streik durch die Belebung der Hoffnungen der Feinde verursacht hat; und noch trauriger der Einfluß des Streiks auf die Festigkeit der inneren Front und die fortschreitende Entwicklung unserer staatlichen Neuordnung im freiheitlichen Sinne.

Wie töricht dieser Streik gerade im Hinblick auf die Forderungen, deren Verwirklichung man sicherstellen und beschleunigen wollte! Unsere Regierung trifft doch wahrhaftig keine Schuld, wenn wir überhaupt Krieg und noch immer Krieg haben. Sie hat den Krieg nicht gewollt und die Hand zum Frieden oft und deutlich genug ausgestreckt. Aber selbst wenn man glauben sollte, sie würde durch diese oder jene Formel über Belgien und Nordfrankreich oder über die Selbstbestimmung der östlichen Grenzvölker noch wirksamer an der Ebnung des Weges zum Frieden arbeiten können, so wird ihr das durch den Streik doch gewiß nicht leichter gemacht. Denn jetzt wird von den Feinden jedes weitere Entgegenkommen auf die vermutete innere Zerrüttung zurückgeführt, und ihre Eroberungslust wird dadurch gestärkt werden. Und hatte unsere Regierung angesichts der gewaltigen Agitation der Vaterlands-Partei und ihrer alldeutschen und konservativen Hintermänner es schon immer nicht gerade leicht, für ihr Programm des Verständigungsfriedens sich den nötigen Rückhalt zu schaffen, so wird das jetzt noch viel schwieriger sein. Gerade weil uns das letzte Jahr eine Festigung des Einflusses der Volksvertretung auf die Regierung gebracht hat, ist Gefahr vorhanden, daß die Regierung nun geneigt sein könnte, dem Drängen nach Verlegung ihres Stützpunktes nachzugeben. Wer Verantwortung trägt, kann sich selbst nur stützen und tragen lassen von Kräften, die ein Gefühl für die Verantwortung haben, die sie damit übernehmen. Gewiß hat sich die Regierung bisher nicht auf die Elemente gestützt, die jetzt den Streik ins Leben gerufen haben; aber die unvermeidliche Hereinziehung auch der sozialdemokratischen Mehrheitspartei in die Streikbewegung muß das Vertrauensverhältnis, das sich zwischen den Regierenden und den Sozialdemokraten im Laufe des Krieges angebahnt hatte, notwendigerweise schwer gefährden.

Es ist eine geradezu tragische Verwirrung und Verwicklung der Dinge, die solche ernsten Sorgen heraufbeschwört. Niemand stand in diesen letzten Tagen auf schwererem Posten als die Führer der sozialdemokratischen Mehrheit. Sie haben den Streik nicht gewollt, sie mißbilligen ihn weit schärfer, als sie aus taktischen Gründen nach außen zu erkennen geben; er bringt ja nicht bloß dem Vaterland, sondern viel mehr noch ihrer Partei die ärgsten Verlegenheiten. Nachdem aber der Streik einmal ausgebrochen war, mußte die Sozialdemokratie wohl oder übel versuchen, Einfluß auf seine Leitung zu bekommen; nicht bloß um ihrer Stellung in der Arbeiterschaft willen, die durch Abseitsstehen in schwerer Stunde gefährdet werden könnte, sondern weil sie wegen des Vertrauens, das sie als Arbeiterpartei genießt, allein imstande war, die Bewegung vielleicht noch in letzter Stunde zum Guten zu lenken. Wenn sie aber diesen Versuch machte, dann war mit Sicherheit vorherzusagen, daß alles, was reaktionär ist, befreit aufatmen würde: seht, jetzt kommt der wahre Charakter der Sozialdemokraten wieder zum Vorschein; sie stellen sich hinter die Streikenden und fallen unseren Vaterlandsverteidigern in den Rücken; das Schlagwort von den vaterlandslosen Gesellen würde die längste Zeit vergessen und begraben gewesen sein.

Es ist denn gekommen, wie es kommen mußte. Durch die Verfolgung von oben und von rechts ist ja die Partei erst so groß geworden, wie sie heute ist. Von dort aus befürchten ihre Führer nichts. Wohl aber leben sie in ständiger Furcht, daß die Agitation der Unentwegten ihnen den Boden unter den Füßen weggraben könnte. Und hier fängt nun unsere Sorge, eine ernste deutsche Sorge an.

Was den Parteien der Rechten und der Mitte eine große Ueberraschung war, uns war es nur die Bestätigung dessen, was wir immer vorausgesagt und mit völliger Gewißheit gehofft hatten: der Tag vom 4. August 1914 und die Haltung der Sozialdemokratie in der ganzen Kriegszeit hat erwiesen, daß die Sozialdemokratie genau so gut eine Vaterlandspartei ist wie jede andere auch. Man schenke ihr Vertrauen und lasse sie teilnehmen an der Verantwortung, so wird sie das Vertrauen mit Verantwortungsgefühl rechtfertigen — so hatten wir immer gesagt. Haben wir recht behalten, auch jetzt? Das ist die Frage, die nicht bloß uns beschäftigt, sondern ebenso manchen Sozialdemokraten, der seit der Schwenkung seiner Partei zur positiven Mitarbeit und Mitverantwortung im Staat voller Hoffnung für die weitere politische Entwicklung war.

Nicht, daß die Sozialdemokraten sich mit den Streikenden eingelassen haben, will uns bedenklich scheinen. Da können wir vielmehr dem bayerischen Ministerpräsidenten beipflichten, der in der Kammer in Erwiderung auf die Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Segitz sagte: „Ich danke Ihnen, wenn Sie jetzt die Führung in die Hand nehmen. Ich hoffe, daß dadurch die Bewegung in ruhige

Bahnen gelenkt und der Ausstand baldmöglichst zu Ende gebracht wird." Aber daß sie, indem sie in die Leitung des Streiks eintraten, nicht zugleich sorglich alles vermieden haben, was von den Streikenden als moralische Unterstützung angesehen werden konnte, das müssen wir den sozialdemokratischen Führern zum Vorwurf machen. Die Stellungnahme des „Vorwärts" konnte zum Teil geradezu als Ermutigung aufgefaßt werden. Und noch bedenklicher war es, wenn in der parteioffiziösen „Internationalen Korrespondenz" gesagt werden konnte, daß man den Ausstand nicht als eine unmittelbare Bedrohung der Landesverteidigung auffasse, so daß „auch von dieser Seite her ein Grund zum Eingreifen für die Partei nicht gegeben sei". So leicht durfte man nicht über den Kernpunkt der Sache hinweggehen. Wenn der Streik größeren Umfang angenommen hätte, wäre allerdings eine unmittelbare Bedrohung der Landesverteidigung zu befürchten gewesen, trotz unserer derzeitig so überaus günstigen militärischen Lage. Wir sind selten in der Lage, einer Meinung mit der „Deutschen Tageszeitung" zu sein. Darin aber müssen wir ihr vollkommen recht geben, daß der Arbeiterstreik genau so verwerflich ist, als wenn etwa konservative Landwirte jetzt ihre Erzeugung einstellen oder das Erzeugte zurückhalten wollten, weil die Regierung sich ihren alldeutschen Forderungen nicht fügt. Auch die sozialdemokratischen Führer werden dem im Grunde ihres Herzens zustimmen. Aber sie hätten das auch öffentlich in aller Schärfe zum Ausdruck bringen müssen, wenn sie nicht wollten, daß ihr Ansehen von den Schürern des Streiks als überaus wichtiges und eindrucksvolles Agitationsmittel in die Wagschale geworfen werde.

Welch ein Triumpf für die Reaktion, die nun mit einem Schein des Rechtes sagen kann, daß die Sozialdemokratie die Trägerin der Streikbewegung gewesen und daß es nur der festen Hand der militärischen Gewalt zu danken sei, wenn diese so schnell erstickt worden sei! Vielleicht werden wir das bei dem Kampf um die Gleichheit der Staatsbürgerrechte in Preußen schon bald genug schwer zu fühlen bekommen. Der prachtvollen Begründung, die der Wahlrechtsvorlage und den anderen Reformvorschlägen von der Regierung gegeben worden ist, wird die Reaktion jetzt den Streik und die Beteiligung der Sozialdemokratie am Streik entgegenhalten. Die Stellung der Regierung, die schon bisher einen harten Stand gegenüber den Mehrheitsparteien des preußischen Landtags hatte, ist nun noch schwerer geworden. Und wenn die Sozialdemokratie nicht durch ihr weiteres Verhalten dafür sorgt, daß das Band, das die Reichstagsmehrheit zusammenhält, wieder fester geknüpft wird, so darf man sich nicht wundern, wenn sich die Regierung im Reiche wie in Preußen nach anderer Unterstützung umsieht.

Andererseits kann man auch nicht gerade sagen, daß das Verhalten der Regierung überwältigend geschickt gewesen ist. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum die Haltung der Reichsleitung so völlig anders sein mußte, wie die der bayerischen Regierung und sogar verschiedener preußischer Regierungspräsidenten. Und wenn selbst militärische Stellen, wie der Danziger Festungskommandant, Vertreter der Streikenden empfangen konnte, und zwar mit dem Erfolg schneller Beruhigung der Beteiligten, so wäre das für den Staatssekretär des Innern und noch mehr für den Reichskanzler erst recht möglich gewesen. Die Furcht, daß dadurch der Streik eine gewisse behördliche Anerkennung erfahre, ist doch völlig unbegründet. Solche kleinmütigen Besorgnisse machen geradezu einen bedenklichen Eindruck der Schwäche und Unsicherheit. Wie konnte man nur in der Regierung auf den Gedanken kommen, es müsse durch Ablehnung jeden Verhandelns, ja jeder Berührung mit den Streikenden erst bewiesen und ins Bewußtsein des Volkes gehoben werden, daß ein Streik der Rüstungsarbeiter ein Verrat am Vaterlande ist? Und dann: welche unselige Halbheit des Tuns: Man will zwar nicht zugeben, daß man verhandelt, will aber doch tatsächlich verhandeln, indem man die Vermittlung sozialdemokratischer Parlamentarier und Gewerkschaftsführer beider Richtungen anruft! Daß auf diese Weise die Autorität der Reichsregierung gefestigt worden wäre, kann man wirklich nicht zugeben. Es gab nur zwei Wege: entweder man stellte sich auf den formalen Standpunkt, und dann hätte es überhaupt keinerlei Verhandlungen geben dürfen, sondern nur ganz festes, hartes Zugreifen; oder aber man faßte die Sache rein praktisch an, und dann hätte die Überlegung, wie man die Bewegung am schnellsten und dauerhaft beruhigen könne, zu dem Versuch geführt, die Vertrauensmänner der Streikenden in sachlicher Aussprache von Mensch zu Mensch von der Torheit und Gefährlichkeit ihres Tuns zu überzeugen.

Wir hätten gewünscht, daß die Regierung ohne Zaudern, ohne also dadurch das Allernächstliegende zur Kampf- und Staatsaktion zu machen, den zweiten Weg gewählt und so zunächst den Streikführern und damit auch den Streikenden durch freimütige Aussprache die Agitationswaffen stumpf gemacht hätte. Sie hatte ja gegenüber den Sorgen, die in der Propaganda für den Streik die Hauptrolle spielten, ein gutes und reines Gewissen und also einen leichten Stand. Nachdem nun aber ein anderer Weg beschritten worden ist, bleibt immer noch die Hauptfrage zu lösen. Einen Streik, noch dazu einen so spottschlecht organisierten Streik zu ersticken, ist nicht allzu schwer. Es ist aber eine dringende Staatsnotwendigkeit, und gerade jetzt in dem entscheidenden letzten Abschnitt des Weltkriegs, daß die Arbeiter nicht bloß aus äußerem Zwang, sondern mit innerer Freudigkeit ihre Pflicht tun, die genau so wichtig ist, wie die des Soldaten im Felde. Und da liegt es doch so, daß weit über die Kreise der Streikenden hinaus, ja gerade am meisten bei denen, die am selbstlosesten und unbedingtesten ihre Kraft in den Dienst des Vaterlandes stellen, eine vollkommene Klarheit und Entschlossenheit in der Haltung der Regierung vermißt wird. Nicht *weil* es diesen Streik gegeben hat — beileibe nicht —, sondern trotz dieses Streikes sollte die Regierung jetzt ihren schönen und Hoffnung weckenden Versprechungen und Reden die neues Leben schaffende Tat folgen lassen. Das können freilich nur Taten sein, die ihr weder den Beifall der „alldeutschen" Marktschreier, noch der ihr eigenes Volk fürchtenden Reaktionäre bringen werden. Aber nach all den Erfahrungen, die schon Bethmann Hollweg und Michaelis gesammelt haben, sollte Graf Hertling sich nun endlich rückhaltlos zu der Erkenntnis bequemen, daß man nicht gleichzeitig rechts und links, rückwärts und vorwärts fahren kann. Nie galt mehr als jetzt, in der inneren Politik, wie in der äußeren, das alte Wort: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Ist es wirklich so schwer, das nicht bloß zu erkennen, sondern auch danach zu handeln?

Digitized by Google

Paul Rohrbach / Der Ukraine zum Gruß!

9. Februar.

In der Sophienkirche zu Kiew, die noch aus der Zeit der Anfänge Rußlands stammt, steht ein alter Marmorsarkophag von byzantinischer Arbeit, in dem nach der Überlieferung die Gebeine Jaroslaws des Weisen ruhen, des Sohnes Wladimirs, Großfürsten von Kiew. Er war ein Vetter des Deutschen Kaisers Otto III., denn seine Mutter Anna, die Wladimir heiratete, als er sich taufen ließ, war eine Schwester jener griechischen Kaisertochter Theophano, die Otto der Große für seinen Sohn aus Konstantinopel holen ließ. Wladimir und Jaroslaw waren germanische Nordmänner, Schweden von den Ufern des Mälarsees. In Schweden wuchs Jaroslaw auf, und in den schwedischen Chroniken tritt uns seine Gestalt lebendiger entgegen, als selbst in der Überlieferung von Kiew und Nowgorod. In jene alten Tage müssen wir zurückgehen, wenn wir verstehen wollen, warum die Ukraine sich heute vom moskowitischen Rußland getrennt und mit uns Frieden und Freundschaft geschlossen hat. Ukrainer sind nicht Russen, ukrainische Sprache ist nicht russische Sprache und ukrainische Geschichte nicht russische Geschichte, wenn man „russisch" im heutigen Sinne versteht. Ich habe in diesen Jahren oft genug Gelegenheit genommen, dem deutschen Leser und Zuhörer auseinanderzusetzen, daß vor allem die historische, sprachliche und nationale Trennung zwischen Moskowitern und Großrussen als Tatsache erkannt werden muß, wenn wir unser Verständnis der osteuropäischen Dinge auf festem Grunde aufbauen wollen. Man hat mir das in Deutschland lange nicht glauben wollen und hat meinen immer wiederholten Hinweis auf die Wichtigkeit der ukrainischen Frage zweifelnd, gleichgültig, mitunter selbst spöttisch beiseite geschoben. Die Zweifler und die Spötter werden jetzt bekehrt sein, und mancher wird wünschen, er hätte weniger klug über Rußland getan, als er sagte: Ukrainische Frage — gibt es gar nicht, ist künstlich aufgebauschtes Gerede, Ukrainer sind Kleinrussen, usw. Schade nur, daß es mit der praktischen Anerkennung der ukrainischen Frage und mit allem, was notwendig aus ihr bis zum Abschluß des ukrainischen Friedens zu folgern war, solange gedauert hat, und daß unsere sämtlichen amtlichen und nichtamtlichen Stellen die Ukraine erst sahen, als sie weder vorwärts noch rückwärts, weder rechts noch links mehr um den im Wege liegenden Block herumkonnten. Die Einsicht in das Richtige hätte früher kommen sollen, wie es ja überhaupt in Deutschland ein regelmäßig wiederkehrender Fehler ist, daß unsere Staatsmänner, unsere öffentliche Meinung und unsere Politiker es selten verstehen, *Werdendes*, wenn es in der außerdeutschen Welt vor sich geht, rechtzeitig zu erkennen und zu bewerten. Wir sehen alles immer erst, wenn es fertig ist.

Wenn wir uns jetzt darauf einrichten, die Ukraine als neues starkes Element in der europäischen Staatengemeinschaft auch für die Zeit hinter dem Abschluß des Weltkrieges zu bewerten, so werden wir das nur dann richtig können, wenn wir eine Vorstellung von geschichtlichem Wesen haben. Ich darf an meinen Aufsatz in der „Hilfe" vom 7. Juni 1917 über Schewtschenko erinnern, den Erwecker der Ukraine. Schewtschenko schrieb 1845 sein „Vermächtnis", in dem er bat, auf dem hohen Ufer des Dnipro (Dnjepr), des Stroms der Ukraine, begraben zu werden:

Wenn er aus der Ukraine
Feindesblut wird tragen
In das Meer, will ich den Fluren
Und den Höhen entsagen!
Will auf Flügeln des Gebetes
Auf zu Gott mich schwingen — —
Ehe dies geschieht, mag nimmer
Ich dem Herrn lobsingen!
Senkt ins Grab mich und erhebt euch!
Werft die Ketten nieder!
Tränkt mit bösem Feindesblute
Eure Freiheit wieder!
Denn im freien Bruderkreise
Mögt ihr meiner denken!
Mögt ein liebes stilles Wörtlein
Mir, o Freunde, schenken!

Jetzt ist der Tag gekommen, von dem Schewtschenko vorausahnend gesungen hat, wo der Strom wieder Feindesblut, Moskowiterblut, das die Söhne der Ukraine im Kampf für ihre Freiheit vergießen, zum Meer hinunterträgt, und vielleicht ist auch der andere Tag nahe, an dem Schulter an Schulter mit ihnen Streiter aus Mitteleuropa stehen werden, um den moskowitischen Anarchismus auf immer aus den Grenzen Altrußlands hinauszuwerfen. *Altrußland* ja das ist die Ukraine! Der Moskowiter aber ist der Mischling aus slawischem und finnischem Blut, der in dem Koloniallande im Norden und Osten von Altrußland wohnt, dem Lande, das ursprünglich den finnischen Waldstämmen vom Ladogasee bis zur mittleren Wolga gehörte. Dort ist Jahrhunderte nach den Anfängen des ukrainischen Rußlands das großrussische Volk entstanden, das dann der Tatarenknechtschaft anheimfiel und von den Tatarenzöglingen, den Großfürsten von Moskau, gesammelt wurde. Auch im alten ukrainischen Reich von Kijew und in den Teilfürstentümern, in die es später nach dem germanischen Erbrecht des Herrschergeschlechts zerfiel, schwand im Lauf der Jahrhunderte die nordische Sprache, und Fürsten, Gefolge und Volk wurden einerlei Stammes. In der Ukraine ist aber das Blut der Wikingerzeit für immer ein lebendiges Stück der ganzen Volksart geblieben, und auch mit den entsittlichenden Einwirkungen der Asiatenherrschaft, unter der Moskau sich bildete, haben die Ukrainer nichts zu tun gehabt. Wie schrieb im 12. Jahrhundert Wladimir II., der ukrainische Großfürst von Kijew, in seinem Testament seinen Söhnen zum Gedächtnis? „Feldzüge habe ich im ganzen dreiundachtzig geführt; ich liebte die Jagd, und oft habe ich wilde Tiere gefangen; mit einer Hand band ich im Dickicht des Waldes ein paar wilde Pferde; zweimal hat der Ur mich auf seine Hörner genommen; der Hirsch hat mich gestoßen; das Elen hat mich mit Füßen getreten; ein Eber riß mir das Schwert von der Hüfte; ein Bär hat mir den Sattel zerrissen, er warf sich auf mich, daß mein Pferd unter mir zusammenbrach. Wie oft bin ich gestürzt, aber der Herr hat mich bewahrt. Darum, liebe Kinder, fürchtet weder Tod noch wilde Tiere; seid Männer, was auch Gott über euch verhängen mag!" Ist das nicht in der Sprache jenes alten ukrainischen Recken unser Wort: Wir fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt? Darf ich hier wiedergeben, was ich vor zehn Jahren in Moskau schrieb und was in meinem Weltpolitischen Wanderbuch im russischen Kapitel zu lesen steht?

„Jahrhunderte später sehen wir noch einmal in den Kämpfen der Ukrainer gegen Polen und Türken das alte Normannenblut mächtig emporwallen. Die Geschichten aus diesem zweiten Heldenzeitalter von Altrußland, die Kosakenkriegszüge und Fehdebriefe wider den türkischen Sultan, der Unabhängigkeitskampf gegen Polen, die verwegenen Heerfahrten zu Pferde und zu Schiff, auf Strom und Meer wie zur Normannenzeit sind bei uns unbekannt, aber wer Rußland als Gesamtbildung begreifen will, sollte etwas davon wissen. Bogdan Chmelnitzki, der größte ukrainische Hetman um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und der greise Feuerkopf Maseppa zwei Menschenalter später, sie erscheinen von neuem als Gestalten, wie Jahrhunderte früher die normannischen Fürsten von Rußland aus dem Geschlechte Ruriks, des Warjagers. In ihren Adern fließt noch Blut, wie das Blut Swjatoslaws und Wladimirs, der seinen Söhnen das Testament von den dreiundachtzig Heerfahrten schrieb!"

Diese Dinge werden wir jetzt lernen müssen, wenn wir die neue ukrainische Volksrepublik als geschichtliches Gebilde verstehen und wenn wir ihren tiefen, nicht wieder auszugleichenden Gegensatz zum moskowitischen Wesen richtig begreifen wollen. Rußland hat aufgehört zu existieren und wird nicht wiederkehren. Es ist nicht mehr da, und an seiner Stelle entsteht eine neue osteuropäische Staatengruppe. Unter diesen sich bildenden osteuropäischen Staaten ist die Ukraine wahrscheinlich der zukunftsreichste, denn sie besitzt die günstigste Lage und die größten natürlichen Reichtümer. Was das gewesene Gesamtrußland an solchen besaß, gehört überhaupt zum größten Teil der Ukraine oder wird ihr in absehbarer Zeit zufallen. Auch ihr Volkstum ist tüchtig, von Natur kraftvoll und begabt. Wie vernichtend aber muß das Urteil über

Digitized by Google

die innere Kraft und den moralisch-nationalen Wert des Moskowitertums ausfallen, wenn wir sehen, daß ein den Großrussen immerhin so nahe verwandtes Volk wie die Ukrainer heute nach Jahrhunderten der Zwangsvereinigung noch unberührt vom bisherigen russischen Staatsgedanken genau auf denselben Grenzlinien sich aus der Vereinigung löst, die es damals von Moskau schieden, als Zar Alexei, der Vater Peters des Großen, die Ukraine zur Union mit dem moskowitischen Rußland brachte.

Von welch weltgeschichtlicher Bedeutung die Wiedererstehung der Ukraine ist, das wird den meisten bei uns erst allmählich zum Bewußtsein kommen. Viel zu groß ist die allgemeine Unwissenheit über osteuropäische Geographie und Geschichte, als daß es jetzt schon jedermann klar sein könnte, wie tief sich die Grundlagen des europäischen Staatensystems durch die unermeßlichen Wirkungen verändert haben, die von der Stärke unserer Waffen im Osten ausgingen. Die Folgen des ukrainischen Vorgangs werden sich bald genug auf dem ganzen bisher von Rußland beherrschten Raum vom Kaukasus bis zur Eismeerküste zeigen. Wir aber, die wir immer verkündet haben, daß die russische Gefahr für die Zukunft die größte sei, die uns bedrohte, wir dürfen dankbar dem Geschick des Vaterlandes darüber triumphieren, daß sie jetzt beseitigt ist; sei es selbst, daß die Trotzki und Genossen nicht das letzte Verdienst darum haben. Wir begrüßen die Ukraine und reichen ihr die Hand auf gute gemeinsame Arbeit im Dienst einer neuen und besseren europäischen Ordnung, als es die alte war, in der die tief unsittliche Macht des Zarismus mitschaltete und waltete.

Friedrich Naumann / Europäische Revolution?

9. Februar.

Die Streikvorgänge der letzten Woche und mehr noch die Nachrichten aus Rußland haben vielen Leuten die Augen dafür geöffnet, daß es überall in der europäischen Welt dunkle Möglichkeiten gibt, von denen man nicht gerne redet. Der Kern dieser Möglichkeiten ist, daß eine Minderheit sich in die zeitweilige Staatsleitung eindrängen kann, und zwar eine proletarische Minderheit. Daß aristokratische Minderheiten den Nationalwillen zu vergewaltigen in der Lage waren, ist eine uralte Erkenntnis und bedarf keiner neuen Bestätigung, was aber vielen Menschen noch nicht aufgegangen war und was sie jetzt in Rußland erschreckend lernen, ist die Erfahrung, daß auch festgeschlossene Gruppen der Unterschicht sich zu Herren des öffentlichen Apparates machen können. Zwar ist dieses nicht so neu, als wäre es innerhalb der großen französischen Revolution und bei etlichen anderen Gelegenheiten nicht schon dagewesen, aber da es selten vorkam, so rechnete man nicht ernstlich damit, bis der lange Krieg, der Aufwerfer aller Staatsfragen, auch dieses Problem zur Lebensfrage machte. Der von Rußland ausgehende bolschewistische Geist ist noch etwas anderes als unsere herkömmliche Demokratie, ja er ist gewaltig von ihr unterschieden, denn er ist nicht Glaube an Mehrheit, sondern Wille zur Macht im härtesten Sinne des Wortes: Antityrannei, Umsturz in aller Form, Revolution an sich!

Diejenigen von uns, die sich aus ihrer Jugend noch der Hochverratsprozesse erinnern, die gegen Bebel, Liebknecht, den Vater, und einige ihrer Mitstreiter geführt wurden, wissen, daß die Staatsanwälte jener Zeit versuchten, in der sozialdemokratischen Lehre ein alle Staaten unterwühlendes Element nachzuweisen. Man kann auch nachträglich zugeben, daß in der Anfangszeit jeder sozialistischen wie überhaupt jeder radikalen Bewegung gefährliche Vergewaltigungsträume nicht ganz ausbleiben, da ja der bisher Bedrückte seine Methode vom seitherigen Beherrscher lernt und an ihm oft sieht, wie wenig respektvoll er Mehrheiten behandelt. Auch die marxistische Weissagung von der Diktatur des Proletariates gehörte einigermaßen in dieses Gebiet hinein. Indem aber die sozialdemokratische Bewegung an Mitgliederzahl wuchs, verlor sie die terroristischen Minderheitsgefühle und trat offen und restlos für das Mehrheitsprinzip ein, wurde ihrem Namen entsprechend soziale Demokratie. So haben wir sie in Jahrzehnten vor uns gesehen und als heilsamen Bestandteil der nationalen Gesamtentwicklung betrachtet, auch wenn wir im einzelnen oft nicht mit ihr gehen konnten. Das Wort „revolutionäre Sozialdemokratie" erhielt eine milde revisionistische Auslegung, und nur berufsmäßige Antidemokraten redeten noch vom roten Gespenst.

Unsere deutsche Sozialdemokratie war wirklich nationale Reformpartei geworden, wie sich am 4. August 1914 zeigte. Im Grunde hat sich auch heute daran noch nichts geändert, aber wer will leugnen, daß sich der revolutionäre Unterton doch bemerkbarer macht als sonst? Wir denken nicht daran, die Streiks der letzten Zeit im ganzen auf Rechnung einer Umsturzbewegung zu stellen, aber wer Gelegenheit hatte, die Flugblätter kennenzulernen, wird sich dem Ernste der Tatsache nicht verschließen, daß ein fast überwundenes Revolutionsdenken wieder angefacht wurde. Ob fremdes Geld und fremde Agitatoren dabei beteiligt waren, mögen die Gerichte feststellen, nötig ist diese Annahme nicht. Es genügt das Weiterwirken der russischen Vorgänge. Lenin und Trotzki schauen über den Graben und erregen die Phantasie, die auf Grund von Kriegserlebnissen und unvermeidlichen Kriegsentbehrungen schon an sich bereit ist, eine Abwälzungstat zu erwägen. Es entsteht jenseits der demokratisch gewordenen Sozialdemokratie etwas für uns Ungewohntes: der Wille zum Zwang von unten, die Bedrohung der Mehrheit durch Minderheit!

Schon früher haben wir davor gewarnt, Trotzki als einen braven Sozialisten der uns bekannten Gattung anzusehen, wie es leider vielfach in Berlin, Wien, Leipzig und an anderen Orten geschehen ist. Auch die Zeitungen der Scheidemannschen Sozialdemokratie haben trotz ihrer Kenntnis ausländischer Parteibewegungen sich von dem demokratischen Mantel täuschen lassen, den der neueste Held des Internationalismus trägt, wenn es ihm paßt. Er verspricht den Völkern Selbstbestimmung und Freiheit, wirft aber jeden Mehrheitsbeschluß um, der ihm nicht paßt. Erst läßt er Finnland und Ukraine sich lockern, weil er die Legende der Freiheit brauchte; sobald es ihm aber möglich war, seine Revolutionierungsmethode in diesen Ländern anzusetzen, scheute er vor keiner Vergewaltigung zurück, entfesselte Bürgerkriege und schuf Zwangslagen, die ein Hohn sind für das Wort Selbstbestimmung. — Professor Max Weber hat in der „Frankfurter Zeitung" einen sehr wertvollen Aufsatz über den Militaristen Trotzki geschrieben: er ist ein Soldatenzäsar, aber nicht ein Napoleon der Generale, sondern ein Prätorianerführer der Korporale und Gemeinen, die jetzt nicht mehr gegen die Deutschen und Österreicher kämpfen, die aber auch nicht ohne Sold und Soldatennahrung und Militärgewehr sein wollen. Dieser aus dem allzulangen Kriege herausgeborenen Meuterertruppe sucht er sein kommunistisches Programm mundgerecht zu machen, aber schließlich wird er nur solange Staatsoberhaupt spielen können, als diese Revolutionstruppe ihm treu bleibt. — Um ihretwillen muß er das übrige Volk vernachlässigen, kann er

Digitized by Google

kein großer Reformator werden, selbst wenn Programm und Verhältnisse dazu geeigneter wären als sie sind. Irgendwann bricht der Revolutionsmilitarismus zusammen, spaltet sich, meutert in den eigenen Reihen und geht, wie am Schlusse des Dreißigjährigen Krieges, in gewöhnliches Räuberbandenwesen über. Noch aber ist es nicht so weit, und deshalb bringt es Trotzki und seine mit Tod und Leben spielende Gruppe fertig, sich allen Unzufriedenen und Verzweifelten des Erdteils als Bringer einer neuen Periode zu empfehlen. Einst kamen die Revolutionen von Westen nach Osten, jetzt aber wogt die Welle in der umgekehrten Richtung, und so wie Deutschland früher miterschüttert wurde, wenn in Paris neue Propheten auftraten, so fühlt es jetzt von Osten her die Bodenerschütterung vom Petersburger Erdbeben. Weil Rußland von vorn anfängt, sollen auch wir alte Schmerzen nochmals erleben, verjährte Debatten nochmals führen, wir sollen uns ernstlich mit dem für uns schon überwundenen Revolutionsproblem befassen! Da sieht man an einem unerwarteten Beispiel, wie weit uns der Krieg zurückwirft.

Ohne Zweifel darf man annehmen, daß das Revolutionsbeispiel des Ostens irgendwie auch bei den Westvölkern wirken wird; nur sollen diejenigen, die darauf rechnen, nicht vergessen, daß in den älteren Demokratien die Empfänglichkeit für Umsturzgedanken geringer ist als bei uns. Der Mehrheitsgedanke sitzt dort fester als bei uns; er ist Volksglaube. Das ist es, was in Deutschland noch fehlt. — Da wir noch Reste von Minderheitsherrschaft von oben zu tragen haben, so findet die Phantasie der Minderheitsherrschaft von unten einen gewissen Nährboden. Das Gift der Klassenherrschaft ist noch nicht genügend ausgewaschen. Auch im Kriege sind wir, wie die Kommissionsverhandlungen im Preußischen Abgeordnetenhause zeigen, noch nicht eigentlich Nation geworden; noch gibt es ein Herrenhaus, und noch kämpft das Klassenhaus um sein Dasein. Wie anders ständen wir jetzt der russischen Welle gegenüber, wenn die preußische Bürgergleichheit vorhanden wäre! Immer kommen wir in innerer Politik um einige Zeit zu spät, immer!

Was soll der Staat tun?

Er soll wissen, daß es sich um eine ernste Sache handelt, nicht um ein Straßenerlebnis. Die Versuchsbewegung der letzten Wochen kann wiederkehren oder auch nicht, je nachdem sie behandelt wird. Kehrt sie wieder, so wird sie gefährlicher sein.

Streng und fest soll und muß der Staat aller Gesetzesübertretung gegenüber das formale Recht und die Ordnung aufrechterhalten. Wir wissen, daß die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes keine Revolution will, daß auch die weitaus größte Mehrzahl der Streikenden keine Revolution wollte. Dieser allgemeine Volkswille muß sich durchzusetzen wissen. Dazu haben wir Mehrheitssystem und Volksvertretungen, daß wir eine Regierung oder Mitregierung eines Minderheitsausschusses nicht brauchen. Mag unser Parlamentarismus Mängel und Rückständigkeiten haben, so ist er nicht so wirkungslos, daß er durch einen Arbeiter- und Soldatenrat ersetzt werden müßte. Unser Staat ist ein viel zu hohes, schwer erworbenes Gut, um aufs Spiel gesetzt zu werden. Das Ansehen der Autorität muß bleiben und das Freiheitsrecht der Bürger, die nicht terrorisiert sein wollen, darunter sehr viele Arbeiter.

Aber man soll nicht denken, daß man die revolutionäre Strömung, die von Osten kommt, mit Polizei, Zensur und Staatsdruck aus der Welt schaffen könne! Dazu ist die Zahl der von ihr Berührten zu groß und die Kriegslage zu schwierig. Mit Waffengewalt kann die innere Kriegsfähigkeit nicht gesichert, insbesondere kann mit Waffengewalt keine zuverlässige Arbeitsleistung erreicht werden. Man muß immer Heilmittel anwenden. Das klare Regierungsprogramm muß heißen: für den Mehrheitswillen, aber gegen jeden Minderheitsterrorismus!

Diese Auffassung von der absolut heilenden Kraft des Mehrheitsprinzips wird natürlich von den bisher bevorzugten Klassen bestritten. Was aber ist jetzt wichtiger, der Staat selbst oder die Extrarechte der konservativen Klasse? Das Vaterland braucht die volle Durchführung der nationalen Idee. Schon hat der Kaiser sich offen zu dieser Auffassung bekannt, aber noch findet seine Regierung den Griff nicht, mit dem man Preußen volkstümlich macht. Es wird endlos verhandelt, und inzwischen gehen die für die Volksseele wichtigsten Monate verloren. Die Masse fragt, warum man nicht vorwärts kommt. Warum eigentlich? Weil man kein Kriegsrecht in Staatsangelegenheiten gelten lassen will? Ist das wirklich der letzte Grund in einer Zeit, wo über jedes Leben und jedes Eigentum die Staatshand verfügt? Alles fürs Vaterland, sonst wachsen die Gefahren! Wenn die Opfer unserer Soldaten nicht vergeblich sein sollen, muß jetzt zu Hause der innere Friede geschaffen werden. Der Staat muß gestärkt und neugeboren aus allen Anfechtungen hervorgehen. Die wahre Sicherung vor den Wogen einer europäischen Revolution ist in der Mitte des Erdteiles der deutsche Volksstaat. Möge er bald, sehr bald vorhanden sein!

Hjalmar Christensen / Norwegische Stimmungen

Dieser Aufsatz des bekannten norwegischen Schriftstellers Dr. Hjalmar Christensen verdient die besondere Aufmerksamkeit unserer Leser und darüber hinaus der ganzen deutschen Öffentlichkeit.

Für Männer und Frauen der mitteleuropäischen Länder könnte es vielleicht von Interesse sein, durch einen Norweger, der selbst nach bestem Vermögen versucht hat, sich in die Gedanken und Gefühle zu versetzen, die jetzt Deutsche und Österreicher beseelen, ein wenig über Auffassungen und Stimmungen in Norwegen zu hören, sowohl über solche, die natürlich und berechtigt sind, wie auch über andere, die zwar natürlich sein können, aber gleichzeitig auf einer mehr oder weniger ungenügenden Kenntnis der Verhältnisse beruhen.

Norwegen ist während des Krieges äußerst schwierig gestellt gewesen, schon infolge seiner geographischen Lage, die es besonders stark dem Druck von England aussetzt. Dieselben Erfahrungen, die Norwegen in diesem Kriege macht, hat es in früheren, namentlich in den Napoleonskriegen gemacht. Damals war es noch schlimmer gestellt als jetzt, weil Norwegen damals mit Dänemark vereint war, das gleichzeitig von Napoleon bedroht wurde. Das Ergebnis waren die beiden berüchtigten englischen Überfälle auf Kopenhagen in den Jahren 1801 und 1807. Nachdem die vereinigten Reiche durch den letzten dieser Überfälle ihrer Kriegsflotte beraubt waren, führte England während einer Reihe von Jahren seinen Hungerkrieg gegen Norwegen.

Während des gegenwärtigen Krieges hat Norwegen finanziell besonders mit seiner Handelsflotte rechnen

Digitized by Google

müssen. Diese hat international mehr als etwas anderes die wirtschaftliche Stärke des Landes dargestellt. Aber unsere Flotte hat noch eine wichtigere Aufgabe gehabt: dem Lande Korn und Kohlen zu schaffen — außerdem eine Reihe anderer Waren, die ebenfalls für das Gedeihen des Landes nötig sind, selbst wenn sie leichter zu entbehren waren, als z. B. Brot. Wenn von deutscher Seite behauptet worden ist, daß die norwegische Handelsflotte Englands Geschäfte besorgt habe, ist dies sowohl richtig wie auch nicht richtig: die norwegische Flotte hat England bedeutende Dienste geleistet, um gewisse für uns bedeutungsvolle Gegendienste zu erreichen. Von deutscher Seite ist ferner noch gesagt worden, daß, wenn die Norweger sich in die Gefahrzone der U-Boote begeben, es dann ihre eigene Schuld sei, wenn sie torpediert werden. Jedenfalls müßte Norwegen seine Vorwürfe in erster Linie gegen England richten, das die norwegischen Schiffe in die Gefahrzone hineinführe. Der letztere Einwand kann sich hören lassen. Nach meiner Meinung ist es ein größerer Bruch des Völkerrechts, wenn England neutrale Schiffe, die zwischen neutralen Ländern in neutralem Fahrwasser gehen, dazu zwingt, sich der Visitation in einem englischen Hafen zu unterziehen, als wenn Deutschland als Antwort auf den von England veranstalteten Hungerkrieg eine Gefahrzone rings um England errichtet, wo neutrale Schiffe nicht fahren dürfen, falls sie nicht Gefahr laufen wollen, torpediert zu werden. Englands Behandlung der Neutralen ist um so empörender, als es längere Zeit sogar mit Gewalt die neutralen Schiffe in die Gefahrzone selbst hineingetrieben hat. Aber abgesehen hiervon sind die Norweger, um sich ihren nötigen Lebensunterhalt zu schaffen, dazu gezwungen, den Verkehr mit England aufrechtzuerhalten, besonders jetzt, nachdem Amerika in den Krieg eingetreten ist. Und das bewirkt vor allen Dingen, daß der U-Boot-Krieg in Norwegen so bitter gefühlt wird. Unsere Seeleute gehen in die Gefahrzone hinein, nicht weil sie von England gekauft wären, sondern in erster Linie, um Norwegen Eßwaren zu schaffen. Das möchte ich gern dem deutschen Publikum klarmachen. Ich will dabei keinerlei Meinung darüber äußern, inwieweit die Maßregeln, die Deutschland hier getroffen hat, an und für sich zu einer günstigen Entwicklung des Krieges für Deutschland nötig sind, noch über die Art und Weise, wie sie durchgeführt werden. Vielleicht hätten sie bisweilen glücklicher gewählt sein können — ich will nur erklären, wie die Sache sich tatsächlich für Norwegen stellt.

Sowohl vor wie während des Krieges haben sich in Norwegen zwei Bewegungen geltend gemacht, die beide meine tiefe Sympathie hatten. Die eine ging darauf aus, das versäumte Landesverteidigungswesen wiederaufzubauen, die andere bezweckte, uns soweit wie möglich vom Auslande unabhängig zu machen in bezug auf unsere allerwichtigsten Bedürfnisse. Zusammen haben diese beiden Bewegungen — die Landesverteidigung und die Agrarbewegung — den Zweck, in der möglichst besten Weise unsere Selbständigkeit zu sichern.

Daß die Agrarbewegung in Norwegen während des Krieges Fortschritte gemacht hat, ist zweifellos, aber sowohl mit dieser Arbeit wie mit anderen für unsere materielle Sicherheit wichtigen Sachen ist es langsam gegangen. Hieran hat unsere gegenwärtige Regierung unzweifelhaft große Schuld. Ihr hat in hohem Grade die nötige Voraussicht und Entschlossenheit gefehlt. Unsere Lage könnte deshalb bedeutend besser gewesen sein, als sie jetzt ist, aber wie tüchtig unsere Regierung auch hätte manövrieren können, würden wir doch bis zu einem gewissen Grad immer noch von England abhängig gewesen sein. Sich von dieser Abhängigkeit freizumachen, erachte ich für Norwegen als eine Zukunftsfrage von größter Bedeutung. Es wäre für uns das beste — falls wir können —, der Vorsorge Englands ganz zu entraten.

Wenn man indessen in Norwegen die Auffassung geltend macht, daß wir von beiden kriegführenden Parteien gekränkt worden sind, daß aber Englands Auftreten Norwegen gegenüber doch schwerwiegender ist als das Deutschlands — zuzeit ist England so weit gegangen, daß es ohne weiteres norwegischen Schiffsraum beschlagnahmt hat —, so enhält man gern zur Antwort: **Menschenleben bedeuten doch mehr als Eigentum.** Darin bin ich nicht ohne weiteres einig, wenn es sich um die Stellung der **Staaten** zueinander handelt. Hier können andere Umstände für die Beurteilung des Verhältnisses entscheidend sein. Außerdem wird England, wenn es unmittelbar oder mittelbar unsere Schiffe in die Gefahrzone hineinzwingt, mitverantwortlich für die vielen norwegischen Menschenleben, die der U-Boot-Krieg gefordert hat. Aber das große Publikum geht in der Regel nicht so tief in seiner Betrachtungsweise; es hält sich an die Tatsache, daß norwegische Seeleute jede Woche den deutschen U-Booten zum Opfer fallen bei ihrem Versuche, dem Lande die unbedingt notwendigen Waren zu schaffen. Und selbstverständlich bringt es die erregte Stimmung mit sich, daß man oft etwas Beabsichtigtes in dem erblickt, was — hoffentlich — nur Unglücksfälle sind.

Ich erwähne diese Dinge, weil sie stark dazu mitgewirkt haben, der norwegischen öffentlichen Meinung eine Farbe zu geben, auf die man sich in Deutschland versteift hat, ohne daß es näher klargemacht worden ist, was diese öffentliche Meinung geschaffen hat und wie weit sie reicht.

Hier sind zwei Momente zu beachten. Erstens geben diese allgemeinen — höchst natürlichen — Stimmungsäußerungen einen weniger vollkommenen Eindruck von dem, was man in Norwegen wirklich meint. Zweitens ist aus Ursachen, die ich später erklären werde, ohne Zweifel — teilweise — ein Umschlag in den norwegischen Stimmungen eingetreten.

Einen treffenden sachlichen Ausdruck für das, was die norwegische Intelligenz während des Krieges gefühlt und gedacht hat, hat der frühere Staatsminister Chr. Michelsen in seinen Äußerungen beim Spionageprozeß in Bergen gefunden. Er sagte hier (ich zitiere hier ein Telegramm nach der „Kölnischen Zeitung"):

„Seitdem Bergen eine Durchfahrtsstelle für die Passanten der verschiedenen kriegführenden Nationen ist, wurde ich verschiedentlich um Unterredungen, besonders über die politischen Verhältnisse und die Stellung unseres Landes während des Krieges ersucht. In der Regel schlug ich das Ersuchen grundsätzlich ab; doch machte ich bei bekannten repräsentativen Persönlichkeiten beider kriegführenden Parteien gelegentliche Ausnahmen. Ich nahm an, es sei möglicherweise von Bedeutung, diesen Menschen unsere schwierige Stellung klarzumachen, wie wir meiner Ansicht nach von den beiden Mächtegruppen auf verschiedene Weise mißhandelt werden. Ich versuchte den Deutschen und Engländern zu erklären, welche Bitterkeit es in unserem Land schaffe, wenn die Deutschen unsere Seeleute tödeten und unsere Schiffe torpedieren, während unsere Seeleute mutig und bewunderungswürdig arbeiteten, um uns unentbehrliche Lebensmittel zu verschaffen, und wenn die englischen Behörden in verschiedenen Gebieten schalteten und walteten, als

Digitized by Google

ob die norwegischen Behörden und die norwegische Staatssouveränität nicht existierten."

Und in einem Briefe an Dr. Filchner, einen deutschen Gelehrten, der Norwegen anscheinend zu wissenschaftlichen Zwecken besuchte, äußerte der Staatsminister: „Während des gigantischen Kampfes zwischen den beiden stärksten Machtgruppen der Welt, die beide glauben, für ihre Existenz zu kämpfen, fällt es den Kriegführenden leicht, die alte Regel anzuwenden „Der Zweck heiligt die Mittel". Aus diesem Grunde können wir weder, noch wollen wir Partei nehmen, sondern wollen nach besten Kräften versuchen, die Neutralität nach beiden Seiten zu bewahren."

Ein Mann, wie der Staatsminister Michelsen, kann — ungeachtet des englischen Drucks und mehr oder weniger zufälliger Stimmung — frei herausreden. Das können indessen nicht alle Norweger, und darin liegt nach meiner Meinung zum Teil die Erklärung dafür, daß man in Deutschland sich eine weniger richtige Ansicht über den Gedankengang in Norwegen bildet. Die unmittelbaren Gefühlsausdrücke, die die Torpedierung norwegischer Schiffe hervorruft, kann selbstverständlich die norwegische Presse nicht zurückweisen — will das auch nicht. Für eine Reihe von Männern dagegen, die ganz andere Bedingungen besitzen, als das große Publikum, um die Lage und die kämpfenden Parteien verständig bewerten zu können, empfiehlt es sich leider sehr stark zu schweigen — offiziell. Und gerade innerhalb dieser Gruppe bin ich vielen begegnet, die in großen Zügen meine eigne Auffassung teilen — Männern, die den Völkern Mitteleuropas mit tieferem Verständnis und Sympathie folgen, als man vermutlich in Mitteleuropa ahnt — Männern, deren Beurteilung sich der Auffassung nähert, wie sie recht stark bei der Intelligenz in Schweden zu Worte kommt, wo man bei weitem nicht in dem Grade wie in Norwegen genötigt ist, seine Worte auf die Goldwage zu legen.

Norwegische Beamte und Offiziere sind genötigt, die allerstrengste Neutralität nach beiden Seiten zu beobachten, das bedeutet fast so viel wie vollständige Passivität. Für norwegische Geschäftsleute stellt sich die Sache etwas anders. Hier können unvorbehalten ausgesprochene englische Sympathien in vielen Fällen — ohne daß dies übrigens immer beabsichtigt ist — einen vorläufigen wirtschaftlichen Vorteil mit sich bringen, während umgekehrt deutsche Sympathien — offen bekannt — bedeuten werden, daß man in eine systematische Verfolgung verwickelt wird, die England gegen alles und alle ins Werk gesetzt hat, von denen sich auch nur im entferntesten denken läßt, daß sie deutsche Interessen begünstigen. Man begnügt sich ja nicht damit, einen norwegischen Geschäftsmann, der mit Deutschland Geschäfte treibt, oder der Meinungen äußert, die zeigen, daß er die Deutschen nicht mit englischen Augen sieht, selbst auf die Schwarze Liste zu setzen. Die Verfolgung erstreckt sich auf seine Verbindungen. Er soll isoliert werden, und wer dazu beiträgt, eine solche Isolierung zu hindern, soll ebenfalls isoliert werden. Die englischen Behörden erlauben sich also, norwegischen Geschäftsleuten vorzuschreiben, mit welchen anderen Geschäftsleuten sie in Norwegen selbst Verbindung haben dürfen. Selbstverständlich gibt es einige, die — offen oder unter der Hand — dem trotzen, aber die Methode selbst bewirkt, daß unsere Geschäftswelt ungern ihre Anschauungen zu erkennen gibt, wenn dies erfahrungsgemäß wirtschaftlichen Schaden für den Betroffenen selbst oder seine Verbindungen mit sich bringt. Das Spiel wird auf diese Weise ungleich und ist deshalb — für Außenstehende — schwer zu beurteilen.

Ferner haben gewisse psychologische Momente auf die Stimmung gegenüber den mitteleuropäischen Mächten eingewirkt. Das große Publikum in Norwegen kann nun einmal nicht davon loskommen, daß offiziell die Mittelmächte den Krieg begonnen haben, und dieses Verhältnis ist — ebenso wie die belgische Sache — mit großer Ausdauer und beträchtlichem Geschick von den Fürsprechern der Entente ausgenützt worden. Dabei ist Deutschland alles andere als glücklich in der Wahl einzelner seiner Vertreter in Norwegen gewesen. Wenn z. B. ein Berichterstatter für große deutsche Blätter sich erlaubt, Norwegen fortgesetzt auszuschelten, und es sich dann herausstellt, daß er obendrein ein Spion ist, so wirkt das selbstverständlich nicht günstig auf die ohnehin schon empfindliche öffentliche Meinung. Doch hat Deutschland auch sonst — abgesehen von seinen amtlichen — gute Vertreter für seine Sache in Norwegen gehabt. Aber im großen ganzen ist mein Eindruck der, daß Deutschlands beste Fürsprecher in Norwegen durchgehends Norweger gewesen sind, Gelehrte, Techniker und Geschäftsleute, die in Deutschland gelernt haben, deutschen Geist und deutsche Kraft zu schätzen.

Ich würde kein vollständiges Bild der unglückseligen Umstände, die die öffentliche Meinung in Norwegen beeinflußt haben, geben — und diese Zeilen bezwecken ja doch, Klarheit zu gewinnen —, wenn ich nicht auch auf die berüchtigte Bombensache hinwiese. Als das deutsche Bombenlager in Christiania entdeckt wurde, schienen mehrere Umstände darauf hin zu deuten, daß die Bomben zum Gebrauch innerhalb der Grenzen Norwegens selbst bestimmt waren, z. B. in Schiffen, die, wie man annahm, nach England gehen sollten. Hierzu kam eine ganze Reihe unaufgeklärter Brände, wo der Argwohn des gemeinen Mannes in derselben Richtung ging. Es muß hier genügen zu erwähnen, daß die Diener eines Staates zuweilen in unglücklichem Übereifer bedeutend weiter gehen, als die wirklichen Leiter es wünschen.

Trotz der berührten Schwierigkeiten habe ich, wie gesagt, den Eindruck, daß die Stimmung in Norwegen jetzt teilweise in einer anderen Richtung geht.

Hierzu hat nicht wenig beigetragen, daß das Land in fühlbarer Weise die Folgen des äußerst ungünstigen, bis vor kurzem geheimgehaltenen Abkommens über unsere Fischausfuhr zu spüren bekommen hat, das unsere Regierung seinerzeit mit England abgeschlossen hatte. Während große Massen von norwegischem Fisch aus Rücksicht auf England liegenblieben, bis der Fisch verdorben war, konnte oder wollte England nicht die Forderungen erfüllen, die Norwegen nach der Voraussetzung des Abkommens zu stellen offenbar berechtigt gewesen wäre. Die Folge hiervon ist gewesen, daß unser Fischereigewerbe in großem Umfang des für den Betrieb notwendigsten Materials entbehrt, wie z. B. Motoröls, Gerätschaften usw. Die Unzufriedenheit hierüber ist sehr stark gewesen, und angesehene Geschäftsleute haben offen in der Presse ihre Meinung ausgesprochen sowohl über die Kurzsichtigkeit der Regierung wie über Englands Verhalten zu dem Abkommen.

Weiterhin hat Amerikas rücksichtslose und drohende Haltung sowie die Art, in der England von seinem neuen Bundesgenossen beeinflußt zu sein scheint, zum Nachdenken gezwungen. Daß England im Bunde mit dem puritanischen Amerika den etwas zu schmeichelnden Umgangston, den

Digitized by Google

England gegenüber seinen kleinen Freundinnen, den neutralen Staaten, anzuschlagen beliebte, verändern mußte, ist nicht schwer zu verstehen. Lange Zeit hat ein größerer Teil des norwegischen Volkes — nicht der Schreiber dieser Zeilen — gewisse Erwartungen und Hoffnungen an die englischen „sentiments" geknüpft. Jenseits des Atlantischen Ozeans kann „sentiments" mit „Sternschnuppen" übersetzt werden. Dann haben die großen politischen Enthüllungen auch in Norwegen ihre Wirkung getan. Allerdings sind die Wahnvorstellungen, wenn sie erst einmal in den breiten Schichten Wurzel gefaßt haben, sehr schwer zu beseitigen, und freilich sind die Aufschlüsse, die bis zu diesen Schichten dringen, meist sehr unvollkommen — jedoch haben die Enthüllungen, die der Suchomlinowprozeß und später Trotzkis Veröffentlichung der geheimen Vorschläge und Verabredungen der Entente, nicht verfehlen können, Eindruck zu machen.

Ganz abgesehen davon, ob es in Deutschland eine Kriegspartei gegeben hat, zeigt der Suchomlinowprozeß, daß bei Ausbruch des Krieges die russische Kriegspartei jedenfalls die wirksamste war, und ganz abgesehen davon, ob Deutschland Annexionspläne gehabt hat, liegt es jetzt offen am Tage, sowohl daß die Entente die weitestgehenden Annexionspläne gehabt hat, wie auch daß ihre Achtung vor dem Recht der Nationalitäten oder vor älteren Verpflichtungen billige Heuchelei gewesen ist. Für die Aufklärung der Lage und für die Beurteilung der Tätigkeit der geheimen Diplomatie hat Trotzki der europäischen Zivilisation einen unschätzbaren Dienst geleistet.

Ich will nicht sagen, daß dies bereits der norwegischen öffentlichen Meinung ganz klar geworden wäre, aber daß es dämmert, ist sicher.

Ein für alle drei nordischen Völker bedeutungsvolles und erfreuliches Ereignis ist die Zusammenkunft der drei skandinavischen Könige in Christiania. Die Wärme, mit der König Gustaf willkommen geheißen wurde, war nicht mißzuverstehen, und es kann überhaupt kein Zweifel darüber herrschen, daß die nordischen Völker während des Krieges ein immer stärkeres Gefühl dafür bekommen haben, daß sie notwendigerweise zusammenhalten müssen. Hoffentlich wird dieses Gefühl auch die richtigen praktischen Formen finden können.

Wenn ich hier in aller Kürze versucht habe, die norwegischen Stimmungen während des Krieges zu skizzieren, habe ich das getan, weil ich meine, daß Männern, die mit dem stärksten Interesse sowohl die Entwicklung im Norden wie in Deutschland und in Österreich-Ungarn verfolgt haben, eine gewisse Pflicht obliegt — nach schwachem Vermögen —, Mißverständnisse zwischen dem Norden und Mitteleuropa zu beseitigen.

Diese Länder haben m. E. in großem Umfang gemeinsame Lebensinteressen, die wahrscheinlich in Zukunft noch wachsen werden, aber die Voraussetzung dafür, Mißverständnisse auszurotten, ist, daß ehrlich und offen gesprochen wird ohne Rücksicht darauf, ob das eine oder andere Anstoß erregen kann. Ich will deshalb nicht in Abrede stellen, daß ich bisweilen die Befürchtung hege, daß die harte Konsequenz, mit der Deutschland seine Methoden verfolgt, dazu beitragen kann, es von seinen nördlichen Stammesgenossen zu entfernen. Diese harte Konsequenz ist unzweifelhaft eine Stärke, aber sie kann auch eine Schwäche sein.

Mit etwas weniger logischer Konsequenz und ein wenig mehr psychologischer Geschmeidigkeit würden die Deutschen sich mehr Freunde machen, als sie es früher vermocht haben.

Einer der wissensreichsten und höchstgebildeten Männer Schwedens schrieb kürzlich an mich über einige der hier behandelten Verhältnisse: „Ich bin froh darüber, daß die drei Völker sich einander nähern. Wenn es wahr ist, daß man in der Not den Freund erkennt, so ist es auch wahr, daß man in der Not nach Freunden sucht, und ich hoffe, daß, geistig gesprochen, die symbolische Geste, die König Gustaf so ohne alle Pose, ganz natürlich und spontan, ausführte, als er seine Hände dem König von Norwegen und dem König von Dänemark entgegenstreckte, von allen klugen und rechtsinnigen Menschen vom Kongo bis zum Nordkap wiederholt werden möchte. Es ist mir auch eine Freude, zu denken, daß Sie, genau wie ich, sich auf den Frieden freuen, den man jetzt schimmern sieht. Größere physische Anstrengungen hat kein Volk jemals gemacht, als was die Deutschen seit dem Jahr 1914 bis jetzt geleistet haben. Ich wünsche ihnen, daß sie im sicheren Hause sitzen mögen, trotzdem sie von so gut wie der ganzen Welt gehaßt und beneidet werden."

Das hoffe ich ebenfalls. Es ist glücklicherweise nicht die Zahl, die entscheidet.

Julius Bab / Gerrit Engelke

Ich behaupte nicht weniger als das Auftauchen einer dichterischen Kraft allerersten Ranges in diesem umkriegten Deutschland. Das Dokument liegt vor in einem Bändchen mit dem Titel „Schulter an Schulter". Gedichte von drei Arbeitern, Verlag von Bernhard Vopelius 1916. Zu diesen dreien gehört Karl Zielke, der gut gesehene, aber nur tendenziös rhetorisch verwertete Impressionen aus der Industriewelt festhält, und Heinrich Lersch, der, sonst als die eigenartigste und stärkste Kraft der deutschen Kriegslyrik bekannt, hier nur mit schwächeren Stücken vertreten ist. Der dritte aber ist Gerrit Engelke. Ich weiß von seiner Person nichts zu sagen, als daß er seinem Namen nach aus Ostfriesland stammen muß, daß er Tüncher war und daß er jetzt im Felde steht. Außerdem aber ist er der Verfasser von fünfzehn in diesem Bändchen abgedruckten Gedichten, die sowohl einzeln wie in ihrem Zusammenhang eine dichterische Begabung höchster Art beweisen.

Jene Offenbarung eines rasenden Lebensgefühls, dem jetzt die Großstadtliteraten mit ihrem „Expressionismus" nachjagen und der sie zu den tollsten Zuckungen, zu den wildesten Vergewaltigungen der Sprache und des Verstandes verführt — jenes rasende Lebensgefühl ist in diesem Tüncher wahrhaft wach und gestaltungsmächtig geworden und offenbart sich unliterarisch, ungeschlacht und unreif in Blitzen des sprachlichen Genies. — Eine „Schöpfung" macht den Anfang. Da sitzt das „Ich" und reißt sich (in unerhört körperlicher, großartig primitiver Vision) wirklich die Welt aus dem Leibe, formt sie aus den Stücken des eigenen Körpers:

Da scholl es wieder fürchterlich:
Das All-Gebär-Gebrüll: „Ich"!
Da riß er auf mit Händekrallen seine Stirn:
Und offen lag im Dampf: das rote Feuer-Hirn!
Er riß ein Stück heraus
Er riß ein Stück heraus,
Und hielt das Glühen in die Nacht,
Die Sonne war erwacht!

Dies tobende „Ich", das so die Welt geschaffen, findet sich nun im wilden Arbeitslärm der Weltstadt wieder. Hier ist nicht

Digitized by Google

Nachahmung Verhaerens, sondern Strophen, deren gedrängte Kraft aus fast volksliedmäßiger Einfachheit hochwächst:

Und Quell wird Fluß, und Fluß wird Bord:
Und jede Stunde: Fahrzeit,
Und Meer wird Land, und Land wird Ort:
Und Kind wird Mann und Arbeit:
Kommt alles und alles zu allem!

Wie das „Fahrzeit" hier plötzlich Weltsinn erhält, wie ein andermal das „Voller Strom" der Straßenbahn sich zum Sinnbild aufschwingt, wie durch die Mittagsstraße „Gott braust", wie das 20 Meter lange „Tier", die Lokomotive daliegt:

Das Biest es brüllt, das Biest es brüllt.
Der Führer ist in Dampf gehüllt.

— Dies alles ist, so sehr es einzelnen Gedichten noch an Abrundung, an planvollem Aufbau fehlen mag, in der überlebensgroßen und doch vollsinnlichen Vision im vollkommen frei mitgehenden, stets treffenden Rhythmus, in der zyklonischen Wortschöpfung, einfach genial. Es ist lange noch nicht alles: dieser leidenschaftliche Arbeiter hat nichts von der monomanen Kraftmeierei literarischer Großstädter. Die Trostlosigkeit, die tiefste Verlassenheit, die gerade der Millionenstrudel mit sich bringt, überfällt ihn plötzlich mitten im Großstadtrausch. Und schon schweben Verse auf, von der tiefsten Traurigkeit Verlaines, aber wieder von einer eigenen harten rhythmischen Selbständigkeit:

. . . denke so — daß zu viele Menschen
Durch die Straßen gehn —
Daß die Straßen alle auseinander zweigen —
Daß
Wir uns nie im Abendschweigen
In einer Gasse wiedersehn.

Und die Flucht beginnt! Die „Seele" reißt sich los, los von Straßenbahnschienen und Fabriken, los von:

Geschäft, Diebstahl, Geld, Brand —
Wände stürzen über dir ein:
Du verkümmerst, wirst klein und gemein!
Hinaus!
Hinaus aufs Land!

Und da ist dieses Dichters Seele auf dem Lande, hört von fern den „Stadtberg" brüllen und die „Waldberge" rufen. Und nun wird ein Baum im Mittagslicht und ein Wiesengarten mit inbrünstiger Stille umarmt, und so als Offenbarung der innersten Kraft empfunden, wie vorher der tobende Kampf und die Arbeiterstadt:

Bald hab' ich diese Straßenwochen,
Bald diesen Stadtbann aufgebrochen
Und ziehe hin, wo Ströme durch die Ewig-Erde pochen,
Und ziehe selig in die Welt!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Kraft, die hier Worte ballt, brüllt und stampft, Leben ungeheuer und unbegrenzt und Leben mit unwiderstehlicher Kraft herausschleudert, dies ist die Kraft des ganzen großen Dichters. Hier ist die Weite des Empfangens und die Kraft des Gebens, hier ist der Inhalt und die Form für eine wahrhaft großartige Schöpfung. Hier ist nichts nötig als Zeit, die dies ganz gesunde Leben reifen läßt. Wenn der Tüncher Gerrit Engelke, jetzt im Felde, lebendig und gesund heimkehrt, wird das deutsche Volk an ihm einen Dichter von lange entbehrter, ganz ursprünglicher Kraft und Größe haben.

Soziale Bewegung

Emil Döblin †. Der langjährige, verdienstvolle Vorsitzende des Deutschen Buchdruckerverbandes, Emil Döblin, ist am 31. Januar, 65jährig, in Berlin gestorben. Mit ihm ist einer der großen, weithin bekannten deutschen Gewerkschaftsführer dahingegangen, denen nicht nur ihre Berufsgenossen, sondern die gesamte deutsche Arbeiterschaft, ja das deutsche Volk in seiner Gesamtheit Dank schuldet. Was Döblin zur Bewahrung der deutschen, sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung vor politischer Radikalisierung gewirkt, gelitten und schließlich doch erfolgreich erstritten, welche besonderen Verdienste er an der Durchsetzung und Verbreitung des Tarifgedankens in Deutschland erworben hat, wie er zahllosen, außerhalb der Sozialdemokratie sozialpolitisch Strebenden und Vorwärtsschreitenden Wegweiser und Berater gewesen ist, das alles gehört der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung an. Der Buchdruckerverband rühmt in seinem Nachruf dem verstorbenen Organisationsleiter nach: „Ein ausgeprägter Sinn für Realpolitik, für die Bedürfnisse und Interessen des Verbandes und des ganzen Gewerbes, taktisches Geschick im Behandeln von Menschen und Verhältnissen, gewandte Dialektik, Schlagfertigkeit und Zähigkeit, verbunden mit schärfster Abkehr von der Phrase in jeder Form, befähigten Döblin in hohem Maße zu einer leitenden Stellung. Ob auf Generalversammlungen, Kongressen und Konferenzen, ob bei Verhandlungen mit den Prinzipalen oder bei den Arbeiten der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, der er seit 15 Jahren als Mitglied angehörte, überall traten diese bemerkenswerten Eigenschaften zutage und gewährleisteten beachtenswerte Erfolge. Was Döblin in fast dreißig Jahren als Verbandsvorsitzender für die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen seiner Kollegen erstrebte und erreichte, verdient uneingeschränkte Anerkennung." — Auch außerhalb des Buchdruckerverbandes wird man dem arbeitsfreudigen, zielklaren, unerschrockenen Arbeiterführer ein ehrendes Gedenken bewahren.

Gewerkschaftsstimmen zum mißglückten politischen Generalstreik. Während sich die Hauptleitung der sozialdemokratischen Gewerkschaften dem vaterlandsschädigenden Streikversuch der letzten Woche gegenüber leider „neutral" verhielt, unter Berufung auf den unpolitischen Charakter der Gewerkschaften, haben es alle anderen Gewerkschaftsrichtungen nicht an eindringlichen Warnungen und Mahnungen fehlen lassen, die sicherlich nicht ohne Eindruck bei den besonnenen Elementen der deutschen Arbeiterschaft geblieben sind. Als erster erschien auf dem Plan der Zentralrat der deutschen Gewerkvereine, in dessen Kundgebung es heißt: „Eine allgemeine Streikbewegung würde aber nach Ansicht des Zentralrats nur eine Vermehrung der (Ernährungs-) Schwierigkeiten zur Folge haben. Es besteht außerdem die Gefahr, daß dadurch die freiheitliche Entwicklung im Innern, wie insbesondere die Reform des preußischen Wahlrechts eher erschwert als erleichtert wird. Der Zentralrat verurteilt deshalb jene das Volkswohl schädigenden Bestrebungen auf das schärfste, warnt die Mitglieder der Deutschen Gewerkvereine und alle auf freiheitlich-nationalem Boden stehenden Arbeiter und Arbeiterinnen eindringlich, sich an ihnen zu beteiligen und erwartet von ihnen, daß sie alle Aufforderungen, die Arbeit niederzulegen, entschieden ablehnen, sowohl im vaterländischen wie im wohlverstandenen eigenen Interesse." — Wenige Tage später erließ auch der Vorstand des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften eine öffentliche Warnung: „Die Streiks sind ein verbrecherisches Treiben gegen unsere Kameraden und Volksgenossen an der Front, gegen unser Vaterland und gegen die wohlverstandenen Interessen der deutschen Arbeiterschaft. Die christlichen Gewerkschaften erwarten von ihren Angehörigen, daß sie sich überall Arbeitsniederlegungen widersetzen und sich energisch für die ungekürzte Aufrechterhaltung der Kriegswirtschaft bemühen." — In ähnlichen Wendungen ist auch eine Mahnung des Vorstands der polnischen Berufsvereinigung zum Widerstand gegen die Streikbewegung und zur ruhigen Weiterarbeit gehalten. Der Kartellverband deutscher Werkvereine, die sogenannten „Gelben" sagen in einem massenhaft verbreiteten Flugblatt: „Wer diesen Aufforderungen zum Massenstreik Folge leistet, muß sich bewußt werden, daß er dadurch unsere Arbeitskollegen, die an der Front stehen, wehrlos macht gegenüber den Feinden. England und Amerika warten nur darauf, daß Deutschland durch innere Unruhen geschwächt wird, um dann über uns herzufallen und das zu erreichen, was sie als Ziel dieses Krieges erstreben: die Ruinierung des vor dem Kriege so blühenden deutschen Wirtschaftslebens und die Niederschlagung der deutschen Konkurrenz. Kollegen und Kolleginnen! Wollt Ihr dazu beitragen, daß England dieses Ziel erreicht? Wer hätte dann den Schaden davon? Die deutsche Arbeiterschaft, die durch Arbeitslosigkeit und schlechte Löhne die Folgen einer durch die Streiks herbeigeführten deutschen Niederlage tragen müßte. Es ist nicht wahr, daß der Streik zum Frieden führt, wie Euch von verantwortungslosen Hetzern vorgeredet wird. Er kann höchstens zu einer Niederlage führen, deren Folgen die deutsche Arbeiterschaft zu tragen hätte." — Auch in sozialdemokratischen Gewerkschaftskreisen ist Wider-

spruch gegen den politischen Streik offen hervorgetreten. Eine größere Anzahl der Arbeiter der Firma C. P. Goerz-Friedenau hat folgende Erklärung an die Gewerkschaftskommission erlassen: „Wir am Streike nicht beteiligten freigewerkschaftlichen organisierten Arbeiter erklären die Arbeitseinstellung in dieser Stunde für durchaus zweckwidrig, schädlich und geeignet, den Kriegswillen unserer Feinde zu stärken. Wir verurteilen grundsätzlich alle unsere Kriegsrüstung materiell und moralisch schädigenden Treibereien politischer Fanatiker. Ausdrücklich lehnen wir jede schematische Solidaritätsverpflichtung für einseitig politische Zwecke und Ziele ab und bestreiten unseren gewerkschaftlichen Vertrauensleuten die Legitimationen, moralisch verbindliche Beschlüsse in dieser Richtung zu fassen. Wir fordern von den Gewerkschaften politische Neutralität und wirkliche Unabhängigkeit von politischen Cliquen und Sekten." — Bemerkenswert ist auch die **Verurteilung der Setzerstreiks** durch das Verbandsorgan der Deutschen Buchdrucker: „In Berlin ist nun die sonderbare Erscheinung zu verzeichnen, daß das weit links stehende „Berliner Tageblatt" sowie andere Zeitungen, die keine rückschrittliche Tendenz haben, (infolge des Streiks) nicht oder nur unregelmäßig erscheinen können, während dies auf die reaktionären Blätter wohl ganz wenig zutrifft. Nach Zeitungsmeldungen soll das auf jüngere und jugendliche Arbeitskräfte zurückzuführen sein, die die Arbeit niedergelegt haben, um solchermaßen gegen das neueste Verbot des „Vorwärts" zu protestieren. Die Arbeiter und Angestellten des „Vorwärts" hatten vor dessen Verbot in einer Betriesversammlung ihre Sympathie mit den Demonstrationsstreiks ausgesprochen, aber beschlossen, weiter zu arbeiten, damit der „Vorwärts" die Angriffe der Gegner zurückweisen könne. Für die Preßfreiheit einzutreten ist Pflicht aller, die nach wirklicher Freiheit verlangen. Wir halten demgemäß auch das Übergreifen der politischen Streiks auf die Presse für nicht richtig, das, nach den aus Berlin durch die Presse bekanntgewordenen vereinzelten Beispielen zu urteilen, obendrein eine falsche Richtung einschlagen kann." — Schließlich sei noch ein Urteil der bürgerlichen Sozialreformer angefügt, eine Auslassung der **„Sozialen Praxis"**, die in allen Arbeiterkreisen hohes Ansehen genießt: „Es kann nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß mit solchen Streiks, wie sie hier angezettelt werden, den schärfsten Gegnern sozialer Reformen willkommene Waffen in die Hand gedrückt werden. Sie haben es sehr leicht, dann zu argumentieren: Arbeitermassen, die während eines Daseinskampfes das Vaterland im Stich lassen, kann man weder die politische Gleichberechtigung im Wahlrecht noch die Bewegungsfreiheit der anderen Staatsbürger in ihren Verbindungen und Vereinen zugestehen. Sie müssen unter Zwang und Druck gehalten werden. Derartige innere Zerwürfnisse können den Frieden nicht beschleunigen, sondern müssen den Krieg verlängern, weil sie die Hoffnung unserer in ihrem Vernichtungswillen noch ungebrochenen Feinde auf Zusammenbruch Deutschlands verstärken."

Das Wachstum der Spareinlagen im Kriege. In Deutschland war die Sparlätigkeit der Bevölkerung bereits im Frieden am stärksten entwickelt. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet betrugen die Einlagen vor dem Kriege in Deutschland 292,2 Mark; in Großbritannien 107,3 Mark; in Frankreich 114,8 Mark; in Vereinigten Staaten 206,1 Mark. Im Kriege haben sich die Einlagen der deutschen Sparkassen noch ganz bedeutend vermehrt. Im amtlichen Fachblatt des Deutschen Sparkassenverbandes wird ausgeführt, daß im Jahre 1915 die Sparkassen einen Ueberschuß von 2500 Millionen Mark über die Rückzahlungen ergeben, dazu kommen noch etwa 700 Millionen Mark Zinsen der Spareinlagen. So war der Kapitalzuwachs im Jahre 1915 rund 3200 Millionen Mark; im Jahre 1916 betrug er 3130 Millionen; im Jahre 1917 wird sich ein noch größerer Zuwachs ergeben, da die Einzahlungen in den ersten 9 Monaten des Jahres bereits fast 900 Millionen mehr betrugen als in der entsprechenden Zeit des Vorjahres.

Die Zunahme der Spareinlagen beträgt also für die Zeit vom 1. Januar 1915 bis zum 31. Oktober 1917 rund 9½ Milliarden Mark. Damit dürfte der Spareinlagenbestand des deutschen Volkes, der bis Ende des Jahres 1914 rund 20½ Milliarden Mark betrug, auf mindestens 30 Milliarden Mark, ohne die Abbuchungen auf die Kriegsanleihe, angewachsen sein.

Büchertisch

Die Wahlreform in Preußen. Ein Merkbüchlein für Wahlrechtsfreunde und Wahlrechtsgegner. Diese neueste Flugschrift der Fortschrittlichen Volkspartei ist soeben im Verlage der „Verlagsanstalt Deutsche Presse" in Berlin erschienen. Die 32 Seiten starke Broschüre wirft zunächst einen Blick auf das alte Wahlrecht und bespricht dann die im Wortlaut wiedergegebene neue Regierungsvorlage, indem die Hauptpunkte des Gesetzentwurfs und die Einwände der Wahlrechtsgegner beleuchtet werden. Auch die beiden anderen Gesetzentwürfe, die sich auf das Herrenhaus beziehen, werden behandelt. Das Schriftchen ist von den Organisationen der Fortschrittlichen Volkspartei unentgeltlich durch die Expedition der „Freisinnigen Zeitung", Berlin SW. 68, Zimmerstraße 8, zu beziehen.

H. v. Moltke, **Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839.** 8. Aufl. eingel. u. m. Anm. versehen von G. Hirschfeld. Mittler & Sohn, Berlin 1917. Preis 13,15 M.

Es hat über dreißig Jahre gewährt, bis diese erstmalig von dem Geographen C. Ritter ohne Namensnennung des Verfassers — es ist das ja charakteristisch für ihn! — im Jahre 1841 herausgegebenen Briefe eine zweite Auflage erlebten. Heute liegen sie, um die Beilage von Karten, Plänen und Handzeichnungen Moltkes vermehrt, in 8. Auflage vor. Es ist immerhin die Frage, ob nicht die Lektüre dieses Meisterwerkes durch die Anmerkungen und Appendices — die schon die Auflage von 1893 hatte — beeinträchtigt wird. Im allgemeinen hat ja der Herausgeber, G. Hirschfeld, das Zuviel vermieden. In diesen Tagen unserer engen Beziehungen zum Osmanischen Reich werden vermutlich die Briefe einen noch größeren Leserkreis finden als bisher. Sie sind das Beste, was über die Türkei geschrieben ist; manche Stellen, wie die über die Verteidigungsfähigkeit der Dardanellen oder die Verhältnisse in der Dobrudscha, muten an, als ob der Verfasser die Ereignisse unserer Zeit vorausgesehen hätte. Doch davon abgesehen: wir haben es hier ja nicht mit einer Reisebeschreibung im herkömmlichen Sinn, sondern mit der Schöpfung einer großen Persönlichkeit zu tun, in der sich uns sein Wesen enthüllt, wie es die beste Biographie nicht zu schildern vermöchte.

Dr. Rodenberg.

Briefkasten

Druckfehlerberichtigung. In der Heimatchronik vom 23. Januar muß es nicht heißen „drei Großbanken" sondern „die Großbanken".

Bücherwünsche aus dem Felde: Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre, Kommentare zu Reichsgesetzbüchern, eine Literaturgeschichte, Noten für Geige (mit Klavier), Veröffentlichungen in deutscher Sprache über Bulgarien, Euckens Lebensanschauungen der großen Denker, Hefte der Preußischen Jahrbücher und des Liter. Echo, fremdsprachliche Wörterbücher.

Zur Verfügung stehen: Einige Romane größeren Umfangs (3 Bände), althochdeutsche Schriften, Handbuch zur Untersuchung von Dampfanlagen, Lehrbuch der Chemie, Regelung der Kraftmaschinen von Tolle, die Maschinenelemente von Bach; fremdsprachliche Unterhaltungsschriften, alte Zeitschriftenhefte.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Versendung ins Feld: 70 Pf.: Lt. F. im Felde, Füs. P. im Felde, **2 M:** Lt. B. im Felde, Fernspr. G. im Felde, Gefr. H. im Felde. **4 M.:** Uffz. J. im Felde, **5 M.:** K. in E., **6 M.:** Stabsarzt d. R. R. in G., **10 M.:** Lt. d. R. J. im Felde, **50 M.:** E. R. in A.

Bücher für Armee und Marine: Rektor K. in Heidenheim: 29 Bücher und Zeitschriften, J. L. H. in Karlsruhe: 16 Bücher, Frau Sch. in Stuttgart: 5 „Alle guten Geister", Frau Professor B. in Zittau: 1 Paket Hilfe-Nummern, H. Z. in Leipzig: 8 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

21. Februar 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 9506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 8

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Heemskerk, früherer holländisch. Ministerpräsident:** Die belgische Frage und Holland. — **W. Schmidt-Christiania:** Norwegens Antwort an Amerika. — **Friedrich Naumann:** Rede an junge Freunde. — Gedichte. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 10. Februar.

—— Auf der Rückfahrt von Oberbayern nach Berlin kann man allerlei Beobachtungen machen, wie verschieden die Ernährungslage der Mitreisenden ist. Es gibt Teile Deutschlands, deren körperliche Existenz verhältnismäßig wenig unter dem Kriege leidet. Daß das einen gewissen Einfluß auf die politischen Stimmungen ausübt, ist selbstverständlich. Manches, was man als Gesinnungsunterschied darstellen möchte, erklärt sich auf eine natürliche Weise.

Die Warschauer Regierung macht genauere Mitteilungen über die Zusammensetzung des jetzt zu gründenden Staatsrates und des später zu berufenden Landtags. Um dem Gedanken von der Selbstbestimmung der Nationen zu genügen, müssen die Polen in möglichst kurzer Frist einen Apparat zur Feststellung des Volkswillens besitzen.

In Wien wird der Friede mit der Ukraine in sehr gehobener Stimmung gefeiert. Gottesdienst im Stefansdom mit Beteiligung des Kaisers angesagt.

Montag, 11. Februar.

Der Wortlaut des Friedensvertrages zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei einerseits und der ukrainischen Volksrepublik anderseits bringt unter anderem die künftige gegenseitige Abgrenzung von Polen und der Ukraine. Die Linie läuft so, daß Cholm und Brest-Litowsk den Ukrainern zugesprochen sind. Sie entspricht einigermaßen den Angaben der ethnographischen Karte im Handbuch von Polen (Verlag Dietrich Reimer, Berlin). Es ist ohne weiteres klar, daß diese Grenzlinie von polnischer Seite sehr bestritten werden wird, um so mehr da gerade jetzt östlich von Brest-Litowsk eine polnische Armee auf russischem Boden sich sammelt, um bis nach Mohilew, Witebsk und Smolensk altes weißrussisches Gebiet für den neuen polnischen Staat zu gewinnen. Soviel wir auf Grund der vorhandenen Statistik abschätzen können, handelt es sich um vielleicht 120 000 Polen, die durch den Friedensvertrag in ukrainische Hände geliefert werden, eine an sich in jenen gemischten Gegenden nicht übertrieben hohe Ziffer. Falls die betreffenden Gebiete dem Staate Polen zugefallen wären, so würde vermutlich eine ungefähr ebenso große Anzahl von Ruthenen zu Polen gemacht worden sein. Ob irgendwelche Abmachungen über die künftige Behandlung der galizischen Ruthenen (Ukrainer) beim Friedensvertrag vorgesehen ist, läßt sich aus dem offiziellen Wortlaut begreiflicherweise nicht erkennen, da das keine Sache internationalen Vertrages sein kann. Im übrigen enthält der Friedensvertrag ziemlich ausführliche Bestimmungen über die Wiederanknüpfung der wirtschaftlichen Beziehungen. Es werden die allgemeinen Grundsätze des früheren deutsch-russischen Handelsvertrages zugrunde gelegt. Der allgemeine russische Zolltarif von 1903 wird theoretisch aufrechterhalten. In Praxis werden auf lange Zeit hinaus die beiderseitigen Regierungen den Güteraustausch regeln. Begünstigungen, die Deutschland an Österreich-Ungarn in Zukunft geben wird, gelten nicht als Durchbrechung der Meistbegünstigungsbestimmung, ebenso wenig wie es eine Durchbrechung sein würde, wenn die Ukraine später mit dem angrenzenden russischen Gebiet in Zollgemeinschaft tritt. Mit dem Gefangenenaustausch soll begonnen werden.

Am Nachmittag kommt die Meldung, daß Trotzki in Brest-Litowsk den Kriegszustand mit Deutschland, Österreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien für beendet erklärt und Befehl zur völligen Demobilisierung der russischen Streitkräfte an allen Fronten erteilt habe. Für weitere Besprechungen verwies Trotzki auf den Weg unmittelbaren Verkehrs zwischen den beteiligten Regierungen und auf die bereits in Petersburg befindlichen Kommissionen des Vierbundes. — Obwohl sofort in unserer Straße einige Friedensfahnen herausgesteckt werden, wissen wir nicht, was sich hinter dieser etwas merkwürdigen Nachricht verbirgt. Ein Friedensschluß im eigentlichen Sinne des Wortes ist offenbar nicht zustande gekommen; was aber in Wirklichkeit das Ende der Verhandlungen in Brest-Litowsk ist, werden wir wohl erst in den nächsten Tagen genauer erfahren.

Dienstag, 12. Februar.

Von deutscher Seite wird amtlich mitgeteilt, daß Trotzkis Erklärung als Grundlage für die weiteren Beziehungen zu Rußland nicht betrachtet werde. Während Trotzki durch seine Erklärung gebunden ist, bleibt für uns die volle Handlungsfreiheit gewahrt. Für etwaige Verhandlungen kommt weder Petersburg noch ein neutraler Ort in Betracht. Die Unsicherheit der Verhältnisse in Petersburg hat zu der Erwägung geführt, ob es nicht ratsam sei, die dort weilende deutsche Kommission zurückzuberufen. Es soll, so heißt es, Trotzki überlassen bleiben, falls er auf Beziehungen Rußlands zu Deutschland Wert legt, Mitteilungen über das, was er will, nach Berlin gelangen zu lassen. Auch in Petersburg scheint keineswegs eine einheitliche Auffassung der Lage zu sein. Ein erster Funkspruch „An alle" besagt: Friede, Friede, Friede, der Krieg ist zu Ende! Drei Stunden später erging der Befehl, die Verbreitung dieser Mitteilung einzustellen. — Sicher scheint nur, daß das Spiel von Brest-Litowsk beendet ist.

Die Wirkungen der Überlieferung von Cholm und Brest-Litowsk an die Ukrainer zeigen sich sofort in der österreichischen inneren Politik. Die Mitglieder des Polenklubs, d. h. sämtliche polnisch-galizische Abgeordnete, haben der Regierung unbedingten Gegensatz angekündigt und werden sich an der Bewilligung der Staatsfinanzen bis auf weiteres nicht beteiligen. Gleichzeitig haben sich unter der Führung des begnadigten Abgeordneten Kramarsch fast sämtliche tschechischen Parteien zu einer tschechischen staatsrechtlichen Demokratie vereinigt. Der Gedankengang einer

Digitized by Google

deutsch-polnischen Parlamentsmehrheit ist als zerbrochen anzusehen. Eine Mehrheit gibt es nur noch, wenn Klerikale, Deutschnationale und Sozialdemokraten zusammengehen.

Mittwoch, 13. Februar.

Der amerikanische Präsident Wilson hat in einer erneuten Rede auf die Ansprache der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierungen geantwortet. Es scheint in der Tat, als ob das Verfahren homerischer Helden, vor den Schlachten große Reden zu halten, jetzt zur Menschheitsgewohnheit sich auswächst. Wilson lehnt die Methode des Wiener Kongresses ab, nach der die Friedensprobleme vereinzelt zwischen den jedesmal Nächstbeteiligten verhandelt wurden, und verlangt, daß alle Parteien, die in diesen Krieg gezogen sind, an der Regelung jedes strittigen Punktes teilnehmen sollen. Graf Hertling versteht noch nicht, daß er vor dem Gerichtshof der Menschheit spreche. Dabei wird immer ohne weiteres vorausgesetzt, daß Wilson der Vorsitzende des Gerichtshofes der Menschheit ist. Als Prinzipien des Friedensschlusses werden angegeben:

1. daß jeder Teil der definitiven Lösung basiert sein muß auf Gerechtigkeit jedes Einzelfalles und auf einer derartigen Regelung, die die meisten Chancen für einen dauerhaften Frieden bietet;

2. daß die Völker und Provinzen nicht von einem Fürsten an einen anderen Fürsten übergeben werden, als ob sie nichts anderes wären als Bauern in einem Schachspiel;

3. jede territoriale Regelung, die in Betracht kommt, muß getroffen werden im Interesse und zum Vorteil des betreffenden Volkes und nicht im Interesse der Regelung oder des Vergleiches der einander bekämpfenden Staaten;

4. alle natürlichen Aspirationen werden, soweit es geht, befriedigt und bestehende, soweit dies ohne allzu große Schwierigkeiten möglich ist, beibehalten werden.

Das heißt mit anderen Worten, das Nationalitätsprinzip soll auf dem europäischen Kriegsgebiet bis in seine letzten Konsequenzen hin angewendet werden, während innerhalb der großen Staatengruppen England und Amerika die Frage der Nationalitäten für erloschen gilt.

Die Folgen der ukrainischen Abgrenzung in Warschau sind groß. Eine ganze Anzahl namhafter Galizier im österreichischen Okkupationsdienst treten von ihren Ämtern zurück. Das polnische Ministerium Kucharczewski reicht seine Entlassung ein, der polnische Regentschaftsrat überlegt, ob nicht auch er zurücktreten soll. Es scheint eine allgemeine Stimmung der Enttäuschung gegen die Mittelmächte und insbesondere auch gegen die Leitung der österreichischen Politik vorhanden zu sein. Die österreichisch-polnische Zukunftslösung, die noch in voriger Woche als Programm des Warschauer Ministeriums gelten konnte, erscheint heute als erledigt. Solche Kreise in Deutschland, die schon bisher von der Aufrichtung des polnischen Staates nichts Gutes erwartet haben, sind befriedigt von diesem Zusammenbruch der Bethmann-Beselerschen Politik vom 5. November 1916, ohne angeben zu können, welche Wege nun gegangen werden sollen. Das Vorhandensein des polnischen Volkes bleibt unter allen Umständen eine Tatsache, mit der sich die mitteleuropäische Politik irgendwie abfinden muß: entweder man hat die Polen zu Freunden oder zu Feinden. Wir halten es für einen Irrtum, wenn man glaubt, durch Schwächung der Polen sich die künftige Freundschaft der Ukrainer und Russen für lange Zeiten sichern zu können. Auf der anderen Seite sehen wir es für einen Fehler der Polen an, wenn sie aus der Nichterfüllung ihrer Wünsche in bezug auf die Ostgrenze die weitgehendsten Folgerungen ziehen. Die Polen hätten auf Grund der Zwei-Kaiser-Erklärung vom November 1916 schon bis heute eine viel gesichertere Staatlichkeit erreichen können, wenn sie nicht damals aus dem Militäreid eine prinzipielle Frage ersten Grades gemacht hätten. Jetzt behandeln sie die Gebiete Cholm und Brest-Litowsk nach derselben Methode, und wir fürchten, daß sie es mit gleichem Mißerfolg tun werden.

Donnerstag, 14. Februar.

Der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Czernin, ist bei seiner Rückkehr nach Wien von der Bevölkerung und den städtischen Behörden mit Glanz und Herzlichkeit empfangen worden. Bei dieser Gelegenheit sagte Oberbürgermeister Weißkirchner, der Friede mit der Ukraine sei nicht, wie oft geäußert werde, ein Hungerfriede, sondern im Gegenteil ein Brotfriede. In der Tat spielt bei allen Darlegungen über den ukrainischen Frieden in Deutschland, aber noch mehr in Österreich, die Hoffnung auf Nahrungs- und Futtermittel eine große Rolle. Auch wir wollen hoffen, daß diese Erwartungen sich erfüllen, wiewohl es bis zur Stunde einigermaßen unklar erscheint, auf welchen Wegen und mit welchen Transportmitteln der als vorhanden angenommene Vorrat der Ukraine nach Österreich und Deutschland geschafft werden kann. Noch immer haben wir keine klare Vorstellung davon, wem Odessa gehört und wie zurzeit die Schiffahrtsverhältnisse auf dem Schwarzen Meere sind. Da ein Friede zwischen den Mittelmächten und der Petersburger Regierung nicht zustande gekommen ist, so würde eine bolschewistische Besetzung der russischen Schwarzen-Meer-Flotte recht hinderlich sein; denn mag auch die Demobilisierung der russischen Armee von Trotzki verkündigt sein, so ist anzunehmen, daß der Bürgerkrieg, wenn es sich um Brot handelt, mit erbitterter Energie durchgeführt wird. Auch der Eisenbahnkrieg ist wahrscheinlich den Folgen des Bürgerkrieges noch nicht ganz entzogen. Die ukrainische Volksrada gibt bekannt, daß sie den Sitz der Regierung von Kiew nach Schitomir verlegt habe, was nur bedeuten kann, daß in Kiew die Bolschewiki wieder obenauf sind. Man hört, daß von ukrainischer Seite der Wunsch ausgesprochen werde, die Mittelmächte sollten den Eisenbahnverkehr auch auf ukrainischem Territorium sichern, um in den Warenaustausch eintreten zu können. Wenn man fragt, welche Waren von Deutschland aus nach der Ukraine geliefert werden sollen als Bezahlung für Getreide und Futterstoffe, so werden in erster Linie medizinische Erzeugnisse genannt. Der Mangel an Instrumenten der Krankenpflege muß auf russischer Seite sehr schlimm sein. Ob wir während des Krieges im übrigen landwirtschaftliche Maschinen und ähnliches in größeren Mengen ausführen können, ist zweifelhaft.

Freitag, 15. Februar.

Der russische Oberkommandierende Mjasnikow hat einen Befehl zur Demobilisierung der Armee erlassen, in dem es heißt: Parallel mit der Demobilisierung muß die Organisierung der Roten Armee gehen; mehr Agitation, mehr praktisches Handeln in dieser Richtung! Die Komitees, die Räte und die Verwaltungsorgane der Truppenteile müssen bis zur letzten Minute auf ihrem Posten bleiben. — Es soll also die Armee gegenüber dem inneren Feinde aufrecht erhalten werden. Mit jedem Tage wird deutlicher, daß die Diktatur des Proletariats einen militaristischen Charakter trägt.

Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow befindet sich in Berlin. Man nimmt an, daß über künftige Verhandlungen mit Rumänien beraten wird. Nach dem Frieden mit der Ukraine wird den Rumänen gar nichts anderes übrig bleiben, als auf Friedensbesprechungen einzugehen. Die bulgarische Regierung empfängt Abordnungen aus der Dobrudscha, in der die Bevölkerung um Anschluß an das bulgarische Königreich bittet. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß in der Zeit des Berliner Kongresses 1878 die damaligen Vertreter Rumäniens sich geweigert haben, die Dobrudscha als Ersatz für das verlorene Bessarabien anzunehmen. Vielleicht soll damit eine Verschiebung vorbereitet werden, die den Zustand wiederherstellt, der vor dem Berliner Kongreß gewesen ist.

Lloyd George hat eine neue Rede gehalten, aber kaum etwas anderes gesagt als bisher. Er wird von der englischen Linken angegriffen, weil er auf der Kriegskonferenz in Versailles den Franzosen einen zentralen Oberbefehl über alle militärischen Handlungen der Entente zugestanden haben soll. Bisher werden die Besprechungen von Versailles als Staatsgeheimnis behandelt.

Sonnabend, 16. Februar.

Verschiedene Besprechungen über die polnische Frage. Man kann begreifen, daß für die Polen aller Parteien, auch für diejenigen, die unter großen Belastungsproben für den Anschluß an Mitteleuropa eingetreten sind, die Entscheidungen des ukrainischen

Digitized by Google

Friedens eine außerordentliche Enttäuschung bedeuten. Diese Polen hatten sich zwar mit der Tatsache abgefunden, daß an die preußisch-polnischen Gebiete nicht gerührt werden könne, hofften aber im übrigen auf eine wohlwollende und weitherzige Auslegung ihrer geschichtlichen Ansprüche. Da ihnen in diesem Fall die Litauer vorgezogen werden mußten, so sind sie jetzt voll banger Sorge hinsichtlich der litauischen Abgrenzungen. Welche Folgen die jetzigen Vorgänge für die spätere Haltung des polnischen Volkes im ganzen haben werden, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit voraussehen, denn das hängt zum allergrößten Teile von der weiteren Entwicklung Rußlands ab.

Prinz Max von Baden hat im Anschluß an seine frühere viel beachtete Herrenhausrede eine erneute Kundgebung über den Frieden durch das „Wolffsche Telegraphenbüro" verbreiten lassen. Es ist in seinen Worten ein freier, weltbürgerlicher Ton, den man bis zu einem gewissen Grade auch in den feindlichen Ländern verstehen wird. Am Schlusse heißt es: Die Menschheitsziele werden sich unaufhaltsam in allen Ländern durchsetzen. Wer zu ihnen steht, wird Sieger sein, wer sie verleugnet, wird unterliegen!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 10. Februar.

In der bayerischen Kammer hat ein alldeutscher großer Herr den Finanzminister auf Grund einer Darlegung interpelliert, nach der die Verzinsung der Kriegslasten eine Vermögenskonfiskation bis zu 60 v. H. erfordern würden, wenn nicht Kriegsentschädigungen erzwungen werden könnten. Der Finanzminister bestritt diese Darlegungen und vertrat im übrigen die immer übersehene Tatsache, daß die Fortsetzung des Krieges mehr koste, als damit an Kriegsentschädigung zu erzwingen sei.

Im übrigen berührt es einen als eine peinliche Rechnung, die so unbedenklich Leben für Geld geopfert wissen will.

Das Hamburger Kriegsversorgungsamt hat eine öffentliche Schuhbesohlungsanstalt eröffnet, die verspricht, Schuhe in der erquickend kurzen Zeit von 14 Tagen zu reparieren. Das wird vielen eine sehr hilfreiche Einrichtung sein. Man fürchtet mehr noch als die Zerrissenheit von Kleidern und Schuhen an sich die Bedrückung, die dieser Zustand bei den ordentlich Gewöhnten und die Beeinträchtigung der Selbstachtung, die er bei den Nachlässigen hervorrufen muß. Wir müssen auch für uns versuchen, den Namen der „Gesusen" zum Ehrennamen zu stempeln, um uns gegen die deprimierende Wirkung vom Äußeren auf das Innere zu wappnen. Ich denke an die beiden kleinen Lumpenkerle, die ich gestern höchst fidel auf der Brücke in das Hinunterwerfen von Stöcken und Dreck ins Wasser vertieft sah, mit hängenden Strümpfen und ausgefranzten Höschen — so wie man sonst nicht gewöhnt ist, Arbeiterkinder zu sehen. Ihnen ist ihr äußerer Mensch sehr gleichgültig. Aber Muttern wird es immer einen Stich ins Herz geben, wenn sie ihrer ansichtig wird.

Montag, 11. Februar.

Die Worte, die bei der Unterzeichnung des Friedens mit der Ukraine in der Nacht um 2 Uhr gesprochen sind, wirken so zum Aufatmen erlösend, wie ein Frühlingsregen auf winterdürres Land. Daß man nur überhaupt wieder so menschlich sachlich miteinander redet nach all dem giftigen, bitteren, haßerfüllten Gehetze, läßt einen an die Wiederkehr aller guten Mächte glauben.

Eine große Kundgebung der Interessengemeinschaft der Beamtenverbände hat gestern in Hamburg stattgefunden. Von der Teuerungsnotlage der Beamten ausgehend klang die Versammlung aus in eine Betrachtung der politischen Bedeutung und Wertung des Beamten als Staatsbürger. Die Doppelstellung des Beamten zugleich als Träger der Staatsverwaltung und als freier Staatsbürger bedingt sein Interesse für eine zugleich staatsaufbauende und freiheitliche Politik. In der Entschließung tritt das vorbildliche Verantwortungsgefühl zugleich mit dem wirtschaftlichen Druck, unter dem diese Schichten mehr als alle stehen, eindrucksvoll hervor. Man liest zwischen ihren Zeilen die täglichen Sorgen ungezählter bescheidener Haushalte voll peinlicher Selbstachtung. Sie sei als auch ein Kriegsdokument hier wiedergegeben:

„Die heute in Hamburg tagende überaus stark besuchte Mitgliederversammlung der Bezirksgruppe Hamburg der Interessengemeinschaft deutscher Beamtenverbände stellt fest, daß die von Tag zu Tag ins maßlose wachsende Teuerung der gesamten Lebenshaltung die auf ihr früher schon bescheidenes Einkommen angewiesenen Beamten weit am härtesten trifft. Die ihnen gewährten Kriegsbeihilfen und Teuerungszulagen tragen der Teuerung auch nicht im entferntesten Rechnung. Zur Erhaltung ihrer Leistungsfähigkeit darf den Beamten eine, wenn auch nur bescheidene Daseinsmöglichkeit nicht länger versagt werden.

Die Beamten sind sich ihrer Pflicht wohl bewußt und bringen der Erwartung auf ein höchstes Maß ein Verständnis für das Gebot der Stunde den besten Willen entgegen.

Sie halten es aber auch für die Pflicht der Regierung, von der unhaltbaren Lage der Beamten Kenntnis zu geben.

Es erscheint als ein Gebot der Staatsnotwendigkeit, einen für den Volkskörper so wichtigen Bestandteil in seiner jetzigen Lage zu stützen. Die Beamten erwarten daher auch von den gesetzgebenden Körperschaften bei der jetzigen Beratung über die Neuordnung der Kriegsteuerungszulagen, daß diese endlich den wirklichen Teuerungsverhältnissen angepaßt werden."

Dienstag, 12. Februar.

Eine Versammlung zur Eröffnung einer Goldankaufs- und Juwelenwoche in Hamburg. Diese Versammlung wendet sich insbesondere an die Frauen, und es ist innig zu wünschen, daß sie bei ihnen die rechte große Auffassung findet. Gerade weil Gold, Perlen und Edelsteine zumeist um ihretwillen da sind — eine Huldigung an Anmut und Schönheit, ein Symbol der Liebe und Zärtlichkeit, die sie geweckt haben, ein Ausdruck der Stellung, die der Mutter und der Herrin des Hauses bereitet ist —, gerade weil an Schmuck so viel von Glück und Stolz, von den verborgenen Feiern des Familienlebens haftet, ist das Opfer des Schmucks das lebensvollste, beseeltste Zeichen rückhaltloser Bereitschaft, ungeteilter Hingabe. Nur wenn die Frauen der Aufforderung der Reichsbank diesen edlen Sinn geben, wenn sie in ihm die Gelegenheit zu einer gemeinsamen Tat sehen wollen, in die sie alles hineinlegen, was diese von Schmerz und Erhebung so unbeschreiblich erfüllten Jahre in ihrer Seele entzündet haben, nur dann kann sie ihre Bestimmung erfüllen, praktisch und ideell!

Mittwoch, 13. Februar.

Fahrt nach Eisenach und Gotha. Es ist milde Vorfrühlingsstimmung, die Haselkätzchen flimmern wie ein goldenes Netz über dem kahlen Strauchgewirr, und aus dem braunen Laub der Gärten an den schönsten Hängen quellen die Schneeglöckchen. Ein großer, vom Oberkommando veranstalteter Aufklärungskursus vereinigt Männer und Frauen der ganzen Gegend, Pfarrer, Lehrer, Gewerkschaftsbeamte, Landwirte in großer Zahl zur Belehrung über alle dem Volksangehörigen wichtigen Wirtschafts- und allgemeinen Kriegsfragen. Man hat den Eindruck, daß eine große seelische Macht von einem solchen Kurs ausgehen kann, ja, daß eine Darstellung all dieser bitterkeitgefüllten Fragen vom Standpunkt des allgemeinen guten Willens unbedingt notwendig ist als Gegengewicht gegen die Verhetzung der Interessengruppen. Abends in Gotha in einem schon vertrauten Kreise lebendiger Mitarbeiterinnen und einer ernsten und angeregten Hörerschaft über Zukunftsfragen des Wiederaufbaus — die einem selbst immer schwerer von Verantwortung und Bedeutung werden, je mehr man sich in sie vertieft!

Donnerstag, 14. Februar.

Und dann wieder in Berlin, das einem immer mehr den Eindruck einer heißgelaufenen Maschine macht. Nie wird eine spätere Zeit ganz ermessen können, was die allseitige Überanspannung der seelischen Kräfte im Beruf, im politischen Mitleben und persönlichen Tragen bei unterernährten Körpern für eine Leistung war!

Die Zeitungen veröffentlichen ein Wahlrechtskompromiß, das im Sommer 1917 zwischen Regierung und einigen Landtagsparteien abgeschlossen sein soll und folgende Pluralrechnung enthält:

Nach diesem Kompromiß hat jeder Wähler eine Grundstimme. Hierzu treten je eine Zusatzstimme auf Grund des Lebensalters und der Zahl der erwachsenen Kinder, des Vermögens, des Einkommens, der selbständigen Erwerbstätigkeit, der Schulbildung.

Digitized by Google

Auf Grund des Lebensalters und der Zahl der erwachsenen Kinder erhält eine Zusatzstimme jeder Wähler, der das fünfzigste Lebensjahr vollendet und mindestens drei eheliche Kinder, die das vierzehnte Lebensjahr vollendet haben, hat oder gehabt hat.

Auf Grund des Vermögens erhält eine Zusatzstimme jeder Wähler, der zur Ergänzungssteuer veranlagt ist.

Auf Grund des Einkommens erhält eine Zusatzstimme jeder Wähler, der vom Staate zur Einkommensteuer veranlagt ist, sofern der Steuerbetrag den im Durchschnitte auf einen Wähler in der Gemeinde entfallenden Steuerbetrag übersteigt. Wähler, die zu einem Einkommen von mehr als dreitausend Mark veranlagt sind, erhalten eine Zusatzstimme.

Auf Grund der selbständigen Erwerbstätigkeit erhält eine Zusatzstimme jeder Wähler, der entweder mindestens eine nach den Vorschriften des Versicherungsgesetzes für Angestellte vom 20. Dezember 1911 (Reichs-Gesetzbl. S. 989) der Versicherungspflicht für den Fall der Berufsunfähigkeit und des Alters sowie zugunsten der Hinterbliebenen oder zwei nach den Vorschriften der Reichsversicherungsordnung vom 18. Juli 1911 (Reichs-Gesetzbl. S. 509) der Versicherungspflicht für den Fall der Krankheit unterliegende Personen ganz oder teilweise bei Ausübung einer Erwerbstätigkeit ununterbrochen seit mindestens sechs Monaten beschäftigt — oder als Eigentümer, Nießbraucher oder Pächter inländischen Grundbesitzes auf mindestens 2 Hektar Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Obstbau oder Gärtnerei oder auf mindestens ½ Hektar Weinbau betreibt.

Auf Grund der Schulbildung erhält eine Zusatzstimme jeder Wähler, der entweder das Ziel einer Mittelschule oder Realschule oder in einer mehr als sechsklassigen höheren Schule die Versetzung in die drittoberste Klasse oder in einer Lehrbildungsanstalt die Aufnahme in die dritte Seminarklasse erreicht hat.

Man kann diese Pluralarithmetik nicht lesen, ohne den Eindruck einer krämerischen, pedantischen Kleinlichkeit in der Wertung von Kulturfaktoren — den Eindruck eines Widerspruchs zwischen dem Zweck, die geistigen Überlegenheiten zur Geltung zu bringen und der kulturwidrigen Erfassung dieser Mächte!

Freitag, 15. Februar.

Der Deutsche Handelstag erklärt sich gegen die in Aussicht genommene Autonomie der landwirtschaftlichen Genossenschaften in dem neuen ernährungspolitischen Plan und fordert eine bündige amtliche Erklärung darüber, wie man sich die Berücksichtigung des Handels in diesem Plan denkt.

Diese letzten Wochentage sind in Berlin erfüllt von der Spannung über das Schicksal der Wahlrechtsvorlage, das in der nächsten Woche entschieden werden wird. Mit tiefer Erleichterung hat man die Vertrauenserklärung der preußischen Regierung zur Arbeiterschaft trotz des Streiks aufgenommen!

Mittlerweile füllen die Berichte über die Urteile der außerordentlichen Kriegsgerichte die Zeitungen. Das ist eine schmerzliche Lektüre!

Sonnabend, 16. Februar.

Diese Tage sind wieder voll dichtesten Erlebens, das die Arbeit an eigenen Aufgaben in den Sitzungen als eine zweite stärkere Folge des Geschehens begleitet. Die Entscheidungen draußen, und die kommenden Entscheidungen drinnen!

Heemskerk, früherer holländischer Ministerpräsident / Die belgische Frage und Holland

Der Berichterstatter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" (Abendblatt 28. Januar) meldet einige für neutrale Leser bestimmte Äußerungen von Admiral v. Tirpitz über Belgien. Nach diesen Äußerungen interessiert das wallonische Belgien den Herrn Admiral v. Tirpitz nicht besonders, sondern er hegt nur bestimmte Wünsche bezüglich Flanderns. Zweierlei wird besonders betont. Erstens: Flandern soll für die Zukunft nicht mehr von England benutzt werden können für eine räuberische Überrumpelung Deutschlands. Zweitens: Die Flaminger sollen befreit werden von der schmählichen Unterdrückung durch die welschen Elemente. Holland sei nicht stark genug, den Flamingern genügenden Schutz zu leisten; nur ein starkes Deutschland sei dazu imstande. Und weiter: Alle Rechte Hollands, auch in bezug auf die Schelde, sollen aufs sorgfältigste gewahrt werden.

Das klingt für Holland ziemlich verlockend, und doch, wenn man mich fragt, wie ich gefragt worden bin, wie man in Holland darüber denkt, so kann ich ruhig sagen, daß fast ausnahmslos diese Wünsche in Holland nicht die geringste Sympathie finden und daß ihre Verwirklichung die größte Beunruhigung in Holland hervorrufen würde.

Zu dem Zwecke, Deutschland gegen eine Überrumpelung durch England zu schützen, will der Admiral in Flandern eine deutsche militärische Besatzung und eine U-Boot-Basis. Das wäre doch gerade eine Einladung an England, wenn es dann Deutschland von der Landseite überrumpeln wollte (was übrigens hier gar nicht glaubwürdig erscheint), es über niederländisches Gebiet zu versuchen. Und wenn es nicht dazu käme: England würde diese ständige Androhung in so unmittelbarer Nähe seiner Küste nie dulden. Fortwährende Unruhe würde herrschen. Eine Schelde-Frage, die jetzt nicht mit Recht aufgeworfen werden kann und nicht existiert, würde, wenn Flandern und auch Antwerpen unter deutschem Einfluß stünden, entstehen und Holland in große Verwicklungen ziehen. Überhaupt kann keine Ruhe und kein Friede herrschen, wenn nicht Belgien sowie Holland ganz frei sein werden von fremder Besatzung.

Und wenn der wallonische Teil Belgiens, der dem Admiral v. Tirpitz kein besonderes Interesse bietet, nicht annektiert wird (natürlich befürworte ich dessen Annektierung nicht): wie wird Deutschland die Verbindung mit seiner Besatzung in Flandern erhalten? Das scheint wohl durch niederländisches Gebiet gehen zu müssen. Es wäre für Holland unerträglich.

Und was eine spezielle Unterstützung Flanderns (Antwerpens) auf kommerziellem Gebiet anbetrifft, so darf man wohl kaum erwarten, daß das dem niederländischen Handel (Amsterdam und Rotterdam) zugute kommen würde. Was wir Holländer wünschen, das ist Wiederherstellung des freien Verkehrs, ohne besondere Zwangsmaßregeln von Deutschland oder England oder Amerika. Zu diesem freien Verkehr wird es übrigens nie kommen, wenn nicht ein gerechter Friede geschlossen wird, der auf gegenseitiger Verständigung beruht, ohne Kraftmaßnahmen, die dem Antagonismus (Widerstreit) zweier oder mehrerer mächtiger Staatengruppen neue Nahrung geben würden.

Und das bringt mich zu dem wichtigsten Bedenken, dessen man sich in Holland gegen die Wünsche des Admirals v. Tirpitz bewußt ist.

Über die Ursachen des Krieges, über die Schuldfragen wird in Holland verschieden geurteilt. Es gibt auch welche, die glauben, die Sache sei so kompliziert, daß man vorsichtig sein muß in seinem Urteil. Ich will sogar annehmen, daß es einige, wenn auch nicht sehr viele, gibt, die der Meinung sind, daß Deutschland so von seinen Feinden bedrängt war, daß es beim Anfang des Krieges glauben mußte, keinen anderen Ausweg zu haben, als im Durchzug durch Belgien. Dieses aber steht fest, daß fast ausnahmslos (es gibt einige wenige Ausnahmen, die aber in dieser Angelegenheit nicht den geringsten Einfluß auf die öffentliche Meinung und auf die politische Führung haben) wir Holländer überzeugt sind, daß die vollständige Wiederherstellung Belgiens eine Forderung des Rechtes ist. Es handelt sich dabei nicht bloß um den Neutralitäts-Vertrag — gewiß: pacta sunt servanda, wie z. B. Prof. Lammasch schon kurz nach Anfang des Krieges in Erinnerung gebracht hat —, und die kleinen Staaten, die ehrlich neutral, sorgfältig sich an ihre Verträge halten, legen Wert darauf. Aber wichtiger noch ist die Neutralität an und für sich als souveränes Recht eines je-

Digitized by Google

den unabhängigen Staates. Darauf stützt sich Holland in diesem Kriege, und so oft die kriegführenden Mächte, und es wird auch von den Entente-Mächten getan, die Neutralität in irgendeiner Weise beeinträchtigen, wird das in Holland tief schmerzlich und mit Entrüstung empfunden. Sogar die großen Zukunftspläne eines Staatenbundes, der den dauernden Frieden durch Zwangsmaßregeln verbürgen soll, erwecken in einigen Kreisen Besorgnis, weil zu befürchten ist, daß die Souveränität und Neutralität kleiner Staaten beeinträchtigt werden kann. In höchstem Grade gefährdet wird die Stellung kleiner Staaten auch beim Zustandekommen eines solchen Staatenbundes sein, und zwar besonders, wenn durch künstliche, auf militärischer Macht beruhende Konstruktionen, wie sie die Wünsche des Admirals v. Tirpitz für Flandern bringen würden, die Feindschaft zwischen den europäischen Staatengruppen aufrechterhalten wird. Die Holländer, die nüchtern und unparteiisch urteilen, wollen, daß man gegenseitig sich Recht tue, und daß als Anwendung dieses Prinzips auf Belgien Deutschland beim Friedensschluß Belgien als vollständig unabhängigen Staat frei gebe.

Natürlich fühlen die Holländer sich mit den Flamingern stammverwandt, aber sie wollen auch ihrerseits sich nicht in die Angelegenheiten Belgiens einmischen. Die flamische Frage soll Belgien als interne Angelegenheit lösen. So wünschen es auch aufrichtige flamische Führer, wie z. B. der Abgeordnete Fr. van Cauwelaert.

Die Unterstützung der Flaminger durch Deutschland, wie überhaupt die Verwirklichung der Wünsche des Admirals v. Tirpitz mit Bezug auf Belgien, würde (wäre das im Interesse Deutschlands) den Antagonismus zwischen Deutschland und den Entente-Mächten zu einem bleibenden machen und für den Frieden im allgemeinen und Holland im besonderen als eine immerwährende Drohung zu betrachten sein.

Viele in Holland aber hegen das Vertrauen, daß die deutsche Regierung und die Mehrheit des deutschen Volkes den Weg des Rechts gehen wollen.

. . . . . .

W. Schmidt-Christiania / Norwegens Antwort an Amerika

Christiania, 11. Februar 1918.

Es ist bedauerlich, daß die deutsche Presse sich nicht eingehender mit der norwegischen Antwort auf Amerikas Zufuhrangebot beschäftigt hat. Von einer Seite hat man ja leider sogar den verhängnisvollen Irrtum begangen, aus unverständlichen Gründen anzunehmen, Norwegen sei bereits auf die Bedingungen Amerikas eingegangen. Während tatsächlich das Gegenteil der Fall ist. Der ruhige und würdige Ton der norwegischen Antwortnote, die offene und bestimmte Ablehnung der amerikanischen Hauptforderung, die bisherigen Handelsverbindungen mit Deutschland abzubrechen und sich handelspolitisch ganz nach Westen zu orientieren, hätte eine wärmere Würdigung von deutscher Seite verdient. Denn die amerikanische Note war zwar an sich kein Ultimatum, aber doch eine ziemlich unverhüllte Drohung und gleichzeitig eine unleugbar große Versuchung für ein kleines, hilfloses Land, das tatsächlich vor der Hungersnot steht, wenn es nicht in nächster Zeit Zufuhr vor allem von Brotgetreide erhält. Und gerade diese stellte ja Amerika Norwegen in Aussicht. Dabei muß man bedenken, daß vor dem Krieg Deutschland Norwegens Hauptlieferant an Korn und Mehl war. Daß Deutschland diese auch zahlenmäßig bedeutende Ausfuhr nach Norwegen bald nach Beginn des Krieges ganz eingestellt hat, einstellen mußte, das versteht man gerade in Norwegen ohne weiteres, und kein Mensch hat darin jemals eine unfreundliche Handlung gesehen. Denn die Norweger haben ja selbst vor 100 Jahren schwer unter dem Hungerkriege Englands zu leiden gehabt. Auch die übrige bedeutende Einfuhr an unentbehrlichen Rohstoffen für die junge, aufblühende norwegische Industrie, wie auch an vielen anderen notwendigen Bedarfsartikeln aus Deutschland nach Norwegen hat jetzt infolge des Krieges so gut wie ganz aufgehört. Norwegen war bei dieser Sachlage gezwungen, sein Brotkorn und andere unentbehrliche Waren, die es vor dem Kriege aus Deutschland bezogen, aus den Ententeländern und von überseeischen Märkten zu holen. Dadurch wurde das Land wohl oder übel immer mehr auf den schon von alters her gewohnten Handelsverkehr mit England und Amerika angewiesen, und vor allem handelspolitisch immer abhängiger von den Ententemächten. Dazu kam der U-Boot-Krieg, der Norwegen über ein Drittel seiner großen Handelsflotte sowie mehr als 900 seiner tapferen Seeleute gekostet hat und naturgemäß keine Sympathien für Deutschland in Norwegen schaffen konnte. Trotz alledem hat Norwegen — gewiß im wohlverstandenen eigenen Interesse — den an sich immerhin verlockend erscheinenden großen Zahlen des amerikanischen Angebots kein Gehör geschenkt, ebensowenig aber auch den offenen oder verhohlenen Drohungen nachgegeben. Trotz seiner bedrängten Lage — politisch wie wirtschaftlich eingezwängt zwischen den beiden kriegführenden Mächtegruppen —, trotz seiner militärischen Ohnmacht hat das kleine Land sich tapfer gewehrt und einmütig seinen unerschütterlichen Neutralitäts- und Friedenswillen bekundet. Die amerikanischen Pressestimmen zur norwegischen Antwortnote, die bisher bekanntgeworden sind, lassen nur wenig Hoffnung übrig, daß Amerika und England ein Einsehen haben und den Standpunkt Norwegens anerkennen werden. In Norwegen selbst gibt man sich in dieser Beziehung auch kaum größeren Hoffnungen hin. Wie das norwegische Sprichwort sagt: Das Beste hoffen, aber das Schlimmste erwarten. Für das Verhältnis zwischen Deutschland und Norwegen ist es aber geradezu tragisch, daß wir durch bittere Not gezwungen unseren uneingeschränkten U-Boot-Krieg führen müssen, durch den gerade das neutrale, uns stammverwandte norwegische Volk so schwer zu leiden hat. Denn nicht etwa nur die norwegischen Schiffe werden versenkt, die im aufgezwungenen Dienst der Entente fahren, sondern auch zahlreiche Schiffe mit wertvoller und gerade jetzt unersetzlicher Ladung mit Lebensmitteln für Norwegen sind infolge der englischen Blockade gegen ihren Willen ins Sperrgebiet hineingezwungen und dort deutschen U-Booten zum Opfer gefallen. Anderseits sind wir ja bei der eignen Notlage vorläufig kaum imstande, dem hungerleidenden norwegischen Volk mit deutschem Getreide und Lebensmitteln auszuhelfen. Um so mehr muß man deutscherseits die unerschrockene, mutige Haltung anerkennen, die das kleine, hilflose Norwegen trotz der drohenden Hungersnot und trotz des fast unerträglichen Drucks der Ententemächte jetzt den strengen Forderungen des übermächtigen Amerika gegenüber eingenommen hat und fest entschlossen ist zu bewahren, um seine Selbständigkeit auch handelspolitisch aufrechtzuerhalten.

Naumann / Rede an junge Freunde

Ihr wollt von mir hören, ob Politik lehrbar und lernbar ist, denn es ist euch eine dringende Angelegenheit, tätige deutsche Staatsbürger zu werden. Dabei bewegt euch der Gedanke, ob wir nicht nach dem Kriege eine freie deutsche Hochschule für Politik gründen sollen, um künftig in Politik weniger Fehler zu machen, als es bisher geschah. Ich soll es versuchen, auf dem Gebiet der politischen Bürgerbildung das Mögliche vom Unmöglichen zu sondern und, soweit es mir gelingen mag, euch praktische Wege zu weisen.

Was soll ich euch antworten?

Ich verlange meinerseits von euch, daß ihr geduldig genug seid, euch ernsthaft mit der von euch vorgebrachten Frage zu beschäftigen, denn sie gehört zu den verwickelten Problemen, bei denen mehr zu beachten ist, als es im ersten

Augenblick scheint. Um sich darüber zu verständigen, ob und wie Politik lehrbar ist, muß man vorher einen gewissen gemeinsamen Begriff haben, was man als Politik ansieht.

Wenn Politik etwa dasselbe sein soll wie Staatsbürgerkunde, so ist sie lehrbar und kann jedem einigermaßen begabten Menschen beigebracht werden. Sie ist dann etwa soviel wie Heimatkunde des öffentlichen Lebens, eine Mitteilung von Grundbegriffen über Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung, Staatshaushalt, Gemeindehaushalt, Agrargesetze, Handelsrecht, Gewerbeordnung, Sozialversicherungen und ähnliche Dinge, dabei handelt es sich nicht um Beibringungen von Gesinnungen, sondern um Erlernung von tatsächlichem Stoff.

Auch diese Staatsbürgerkunde ist, schulmäßig betrachtet, unbequem in der Zurechtmachung für den Unterricht, weil es viel mehr Dinge gibt, als Zeit und Kraft, sie zu lernen. Was soll man aus der Fülle herausgreifen? Was ist hier wichtig, was halbwichtig oder nebensächlich? Wann wird man sagen können, daß jemand genug gelernt habe? Große Studiengebiete fließen hier ineinander. Man möchte gleichzeitig Historiker sein und Geograph, Volkswirtschaftler und Statistiker, Jurist und Staatsrechtler, Verwaltungstechniker, Finanzfachmann, Armenversorger und noch einiges sonst. Politik ist, als Wissen betrachtet, weit mehr als ein einzelnes Fach, es ist Lebenskenntnis in bezug auf den Staat.

Es soll also, meine Freunde, keiner von euch denken, er könne in einem Kursus von einigen Monaten alles lernen, was zur Politik gehört. Auch soll er nicht glauben, es könne ein Lehrbuch geben, in dem sich auf hundert oder zweihundert Seiten alles schön zusammenfassen ließe, was wissenswert ist. Alle Versuche, derartige Übersichtsbücher zu geben, müssen Stückwerk bleiben. Sie sind nötig, aber reichen nie aus. Auch wir werden bei unserer beabsichtigten Hochschule derartige Hilfsmittel benützen und herstellen müssen, doch wollen wir von Anfang an wissen, daß aller Unterricht nur Einführung, Anleitung zum eigenen Weiterlernen sein kann.

Jedoch es sei zugegeben, daß eifrige junge Leute, männliche und weibliche, in verhältnismäßig kurzer Zeit vieles lernen können! Was haben sie denn davon und welchen Nutzen bringt solches Lernen der übrigen Welt, wenn es nichts anderes schafft als eine Vermehrung der Kenntnisse? Ihr fühlt ohne weiteres selbst, daß man sehr unterrichtet sein kann und dabei politisch vielleicht gar nichts taugt. In der Politik sind alle Kenntnisse nur Hilfsmittel und Werkzeuge, die nicht fehlen dürfen und deren Handhabung gelernt sein will, von denen allein aber keine schöpferische Kraft und nicht einmal eine klare Entschiedenheit ausgeht. Politik ist nie ohne gelernte Bildung, aber sie selbst ist kein Wissen, sondern ein Können und Wollen, das weit tiefer in der menschlichen Natur begründet sein muß, als nur durch Unterrichtsstunden. An dieser Stelle beginnt erst die eigentliche Schwierigkeit der von uns aufgestellten Frage, ob und in welchem Sinne Politik lehrbar sei.

Politik ist eine Kunst, und zwar eine höhere oder geringere Kunst, je nachdem die Begabung und politische Lebensstellung ein freies Schaffen am Staate erlauben. Kunst aber muß geboren sein, wird nicht anerzogen, sondern nur durch Erziehung arbeitsfähig gemacht. Das Innerlichste an der Politik mußt du schon in dir tragen, ehe du es selbst recht weißt, nämlich den Trieb zur Gestaltung menschlicher Gemeinschaft. Wie dieser Trieb sich äußert, hängt von den Umständen ab. Derselbe Mensch kann, je nach Lebensführung, ein militärischer Organisator werden oder ein Gewerkschaftsführer oder ein Eisenbahndirektor, aber er würde keinen dieser drei Berufe ausfüllen, wenn er nicht etwas in sich trüge von dem Sinne, vieles einzelne zum lebendigen Arbeitskörper zu verbinden. Er muß eine besondere Leidenschaft besitzen, die nicht in der eigenen Vollendung liegt, sondern in der Herstellung eines größeren Gemeinwesens. Er will durch innewohnenden Trieb untergehen, wenn nur die Organisation wächst, mag sie Gemeinde heißen oder Betrieb oder Verein oder Innung, Syndikat, Genossenschaft, Partei, Staat.

Es gibt unpolitische Menschen, bei denen jeder Versuch einer politischen Bildung zwecklos ist, weil sie den Kern der Sache doch nie erfassen. Laßt uns von einigen derartigen Unpolitischen sprechen, damit uns aus dem Gegensatze noch deutlicher werde, was eine politische Begabung ist!

Unpolitisch in tieferem Sinne des Wortes ist der Geschäftemacher, der immer und überall, sei es im eigenen Betriebe oder im öffentlichen Leben, nur an seinen eigenen Vorteil denkt, der alles in Nutzen umrechnet. Diese Art von Leuten sind als Parteifreunde unzuverlässig, weil sie zum Gegner übergehen, sobald er ihnen mehr bietet. Sie sprechen von politischen Prinzipien wie von Wertpapieren, die man verkaufen kann. Oft haben sie gar keinen schlechten Verstand für die Augenblickslage in der Politik, sind Taktiker, können und müssen mitgenommen werden, aber wahrhaftige politische Ausbildung an sie zu verschwenden ist nutzlos, da sie den innerlichen Kern der Sache doch niemals erfassen wollen und werden.

Unpolitisch sind auch die Ästhetischen, diejenigen, die das Leben wie eine Kunst oder ein Schauspiel genießen wollen. Oft tun sie so, als seien sie voll von heiligem Feuer für politische Kämpfe, glauben es auch selber; das aber, was sie anlockt, ist nicht der politische Inhalt, sondern die dramatische Form, das Lebendige und Leidenschaftliche, die Schlagfertigkeit in den Diskussionen und der rauschende Eindruck großer Versammlungen. Sobald es an die wirkliche politische Arbeit herangeht, werden diese Leute müde, weil für sie die Treue im kleinen als Pedanterie und Langeweile erscheint.

Bisweilen verwandt mit den Ästhetischen sind die Phantastischen, die niemals für praktische und naheliegende Ziele eintreten können, sondern immer nur in uferlosen Weiten schweben. Sie umschlingen Millionen und küssen eine ganze Welt, aber verachten in ihrer Seele das Dorf oder die Kleinstadt, wo sie gerade zu tun haben, und behandeln alle politischen Gegenstände wie Stücke eines weitläufigen und schwülstigen Gedichtes. Ihnen fehlt im Gemeinschaftsleben der Menschen der Blick für das Wirkliche so sehr, daß es vielleicht keiner Erziehung gelingen wird, sie zu nützlichen Trägern eines politischen Gedankens zu machen.

Unpolitisch sind aber auch die Begriffsspalter und Eigenbrödler, die sich niemals in eine Gemeinschaft hineinfügen, sondern allen Scharfsinn anwenden, um sofort neue Gegensätze zu schaffen, wo eben mit Mühe eine Versöhnung zustande gebracht wurde. Rechthaberisch sind sie ein Kreuz aller vorwärtsstrebenden Elemente. Nicht selten können sie im einzelnen recht haben, aber ihre Lebensmethode ist das Gegenteil eines politischen Auftretens, da alle Politik in einer Kunst des Zusammenfassens von Menschen besteht.

Ebenso ungeeignet ist aber auch die gegenteilige Haltung der angeborenen Unklarheit. Wer nämlich be-

Digitized by Google

stimmte Gruppen von Menschen vereinigen will, der muß sie auch nach außen hin abtrennen können, so daß man weiß, wer dazu gehört und wer nicht. Dazu gehört ein gewisses Maß von Tapferkeit und Übersicht, das nicht jeder haben kann. Auch im politischen Fache gibt es „gute Menschen, aber schlechte Musikanten".

Es bewegt sich also die politische Begabung wie jede höhere Begabung auf einem bestimmten Gebiete des Lebens und hat ihre mannigfaltigen Bedingungen. Sie ist Voraussetzung für unsere Frage, ob die Politik lehrbar und lernbar ist. Wir fragen also von jetzt an nicht mehr, ob Politik allen beigebracht werden könne, sondern nur noch, *ob und wie sie den dazu Befähigten gelehrt werden soll.*

Absichtlich habe ich bisher noch nicht von den verschiedenen Abteilungen der Politik geredet, weder von äußerer noch innerer Politik, weder von Beamtenpolitik noch Parteipolitik, sondern will in diesen Anfangserörterungen den Begriff Politik als ein Ganzes behandeln, bis dann später von selber die Notwendigkeit eintreten wird, den Inhalt zu zergliedern, wenn wir von den politischen Berufen reden, zu denen besonders erzogen werden soll. — Es wird aber gut sein, meine Freunde, wenn ihr euch bei den nächstfolgenden Erörterungen schon immer gegenwärtig haltet, daß jeder Anfänger nur in einem gewissen Teile der Politik sich wirklich heimisch machen kann, bis dann erst im Laufe eines arbeitsamen Lebens der Umkreis seines Könnens sich erweitert.

Da wir vorhin die Politik unter die Künste gestellt haben, so wird es nicht unangebracht sein, von der Kunstbildung hier einige Beobachtungen herüberzunehmen.

Man kann bei Kunstschriftstellern den Satz lesen: „Kunst ist das, was die großen Künstler getan haben." Darin liegt eine starke Wahrheit, in die man sich nachdenkend versenken soll. Kunst ist nicht ein fertiger Begriff, sondern ändert sich von Geschlecht zu Geschlecht; der Gang ihrer Änderungen aber ist gekennzeichnet durch das Auftreten großer schöpferischer Personen, die, ohne es zu wollen, zu Gesetzgebern ihrer Nachfolger werden. In ihr Tun und Wesen sich zu vertiefen, ist der Kern des Kunststudiums! Ähnlich nun läßt sich auch von der Politik sprechen und zu der Ansicht gelangen, daß politische Erziehung wesentlich in der *Einführung in die Gedankenwelt der größten Politiker der Vorzeit* besteht. Richtig und unrichtig zugleich! Richtig daran ist, daß aller politischer Unterricht von den politischen Schöpfern ausgehen und zu ihnen hinführen muß, aber nicht richtig ist, daß der Anfänger sofort bereit sei, von den Vollkommenheiten der ersten Männer zu lernen. Um es am Beispiele zu sagen, so kann das Lesen von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" nicht am Anfange einer politischen Erziehung stehen, sondern gehört an den Abschluß. Da erst wird dieses Werk seine ganze ungeheure Wucht entfalten. Oder wer will Fichtes „Reden an die deutsche Nation" lehren, ehe er vom Werden des Nationalitätengeistes überhaupt gesprochen hat? Wer wird Reden Lassalles, Bennigsens oder Eugen Richters als Schulstoff behandeln, ehe er allgemeine politische Geschichte und Parteigeschichte in ihren Grundzügen vorgetragen hat?

Auch aus anderen Gründen noch darf der Unterricht nicht allzu einseitig von der Heldenverehrung aus betrieben werden. Es könnte nämlich dabei leicht das notwendige *Handwerk in der Politik* zu kurz kommen. Auch hierfür ist der Vergleich mit den Kunstschulen nicht ohne Wert — obwohl sie stets kritisiert werden, sind sie stets nötig, weil man irgendwo lernen muß, wie man Leinwand und Pinsel behandelt. Heute gibt es in der Politik fast unzählige berufsmäßige und freiwillige Hilfskräfte, die viel guten Willen haben, aber wenig Fachkunde — sie haben Ideen im allgemeinen, aber müssen alle Probestationen und Kinderkrankheiten ihrer Arbeit erst selber wieder durchmachen. Diesen Leuten ist zunächst mit den Schriften und Reden der Großen weniger gedient als mit einer handlichen Anweisung, wie ein kleiner Politiker mit Erfolg kleine Politik an seinem Orte beginnt. Er soll große Gedanken in seiner Seele haben, aber auch eine feste Methode der Tagesarbeit in seinen Händen.

Um sie lehrhaft zu machen, muß man die Politik in ihren erhabenen und auch in ihren alltäglichen Teilen *in ihre Begriffe und Einzelheiten zerlegen.* Das bedeutet, daß man einzelne Leitgedanken der Führer und ihrer Gruppen untersucht und ihrer Entstehung und Fortentwicklung nachgeht, daß man Grundsätze und Programme vergleicht, frühere und spätere Zeitabschnitte auseinanderhält, Erfolge und Mißerfolge feststellt, die Arbeitsweisen der verschiedenen Perioden im wesentlichen erfaßt, den Geschäftsgang der bureaukratischen und parlamentarischen Arbeiten darstellt, die Organisationsstatuten kennenlernt, die Entstehung einzelner Gesetze prüft, die Wahlen statistisch und praktisch beschreibt. — Aus vielen solchen Kleinarbeiten entsteht erst allmählich ein immer vollständigeres Bild der Vorgänge des öffentlichen Lebens. Durch derartige Darlegungen wird die vorhandene politische Begabung geweckt und zur eigenen Mittätigkeit angeregt. Aus dem angeborenen, aber noch unklaren Drange werden unter den Einflüssen des Unterrichts dann eigene Ziele und erreichbare Absichten.

Man wird ohne weiteres zugeben, daß ein tüchtiges Talent sich auch ohne schulmäßige Hilfe seinen eigenen Weg sucht. Es genügt dem Begabten das unmittelbare Erleben und die eigene Lektüre. Aber wie viele Talente bleiben ungenützt, wenn sie nur auf sich selber angewiesen sind! Sie fühlen das Bedürfnis der Klärung, werden aber alt, ehe sie dazu Gelegenheit finden. Oft ersetzen Elternhaus und Umgebung die Schule, aber noch öfter reichen sie nicht aus. Die *politische Schule* bringt an die strebsame Seele das heran, was sie an innerer Ernährung braucht. Sie öffnet die Augen, macht die Augen hell, läßt aufmerken auf das, was in der politischen Welt vorgeht, schärft die Unterscheidungsgabe, warnt vor Unmöglichkeiten und stellt ein persönliches Verhältnis zur Geschichtsentwicklung her.

Immer wird dabei vorausgesetzt, daß *die Lehrer* einer solchen Schule selber eine lebendige politische Bewegung in sich tragen, denn wer nichts selber besitzt, der kann nichts geben. Mögen auch die Lehrer sonst Mängel und Lücken haben, so ist das eine notwendig, daß sie selber in der Politik leben und weben. Ihr Geist und ihr Gemüt muß angefüllt sein von dem oben dargestellten Triebe zur Verbesserung der menschlichen Gemeinschaftsbildungen. Sie müssen ihren Willen in ihren Unterricht hineingießen. Es ist ihr politischer Dienst, Lehrer, Erzieher zu sein. Aus dem Schatze der vergangenen politischen Erlebnisse heraus befruchten sie Gegenwart und Zukunft. Ihr Ziel ist nicht, eine tote Lehre beizubringen, sondern fortwirkendes Leben zu erzeugen. Zu solchem Lehrerdienste sind die berufen, die aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten und Zweifel kennen, die selber Suchende waren und sind, denn nur Werdende helfen den Geistern derer, die werden wollen.

Laßt es euch, meine Freunde, durch die Seele gehen, ob euch eine politische Schule ein wirkliches innerliches Be-

Digitized by Google

dürfnis ist oder nicht. Wer keinen starken Trieb dazu in sich fühlt, der warte noch ab, wer aber den Willen in sich fühlt, der gehe mit uns an die Verwirklichung heran. Wir wollen einen Versuch in der von uns bezeichneten Richtung machen. Das weitere dazu soll in den nachfolgenden Aufsätzen noch näher ausgeführt werden. Heute klopfen wir nur an und fragen, ob ihr Verlangen habt oder nicht. Ihr selbst sollt entscheiden!

Margarete Sachse / Treibeis

Eckig und rund gefügt. Einzeln. Zu vielen.
Rauhwandig. Langsam glatt gespült.
Schneeumkräuselt, innen noch blankes Eis,
treiben die Schollen.
In allen derselbe ruhlose Zwang,
unerklärlich, unwiderstehlich,
irgendwo von unten her. —
Und die Sonne ruft: „Eilt!
Ihr habt mir und denen da unten
viel zu lange geweilt!"
— Vom steinernen Rande zum steinernen Rand
springt die Brücke den eisernen Sprung;
stolz, kühn, überlegend und überlegen,
fest in den Fesseln, geschwungen im Bug
wie ein rassiger Vollbluthengst,
der den sicheren Reiter fühlt.
Und der Reiter denkt: „Stemmt
euch da unten gegen das blanke
eisige Panzerhemd!"
— Knistern. Knacken. Drehen und Widerstand.
Aufsprudeln. Schäumen. Quirlender Rieselaut.
Unaufhaltsam wälzt sich schwimmernder Krieg
zwischen den Ufern.
— Langsam kreiselt Wandern und Stillestehn
vor den Augen, die sinnend hinabgestarrt....
Schiff wird das Brückenpferd, der Reiter Ferge.
Lautlos hinschwebend trägt ihn Eisen und Eis.
— Der Abend hat Gold
in schimmernden, spiegelnden Ringen
über den Strom gerollt.

Karl Bröger / Die Unbekannten

Wie lang wir uns auch schon lieben
Und träumen einander zu:
Ich bin doch ich geblieben
Und du bleibst immerfort du.

Und haben wir uns besessen,
Schlief eines im andern ein,
So wähnten wir selbstvergessen
Wohl gar das andre zu sein.

Manchmal, da fällt ein Scheinen
Vom einen ins andre Land.
Dann möchten wir gerne meinen,
Jetzt hätten wir uns erkannt.

Der Abend dämmert und trüber
Wird rings, was hell war und licht.
Wir stehn uns vermummt gegenüber
Und kennen uns wieder nicht.

Soziale Bewegung

Wertvolle Klarstellungen zum verunglückten Massenstreik bringt das „Korrespondenzblatt" der Generalkommission der (sozialdemokratischen) Gewerkschaften Deutschlands. Es heißt dort u. a.: „Der Reichskanzler hatte die Hinzuziehung der Generalkommission der Gewerkschaften zu den Verhandlungen vorgeschlagen, um dadurch die Teilnahme streikender Arbeiter in ihrer Eigenschaft als Gewerkschaftsmitglieder zu ermöglichen. Die Generalkommission konnte natürlich mit ihrer Vertretung betrauen, wen sie wollte, und der vom Staatssekretär des Innern in Anlehnung an frühere Präzedenzfälle eingenommene Standpunkt wäre dadurch umschifft worden. Die Generalkommission selbst hatte, obgleich sie dem Streik nicht nur fernstand, sondern auch neutral zu bleiben entschlossen war, ihre Bereitschaft erklärt, den vom Reichskanzler vorgeschlagenen Weg zur Verständigung zu betreten, weil sie der friedlichen Beilegung des Streiks nicht hinderlich sein wollte. Der sozialdemokratische Parteivorstand stimmte ebenfalls dem Vorschlage zu, der aber von den „Unabhängigen" rundweg abgelehnt wurde. Sie nahmen das Odium auf sich, den politischen Ausstand der Berliner Arbeiter zu einer völligen Niederlage zu führen, indem sie sich weigerten, mit den Vertretern der Gewerkschaften zusammen zu verhandeln. Vom rein gewerkschaftlichen Standpunkt muß diese Haltung der Unabhängigen aufs schärfste zurückgewiesen werden. Ihr liegt das gleiche Prinzip zugrunde, das die schwerindustriellen Scharfmacher bei Arbeitseinstellungen zu verfechten pflegen, die zwar mit „ihren" streikenden Arbeitern verhandeln, die „Einmischung" eines Dritten, der Gewerkschaft nämlich, in „ihre" Angelegenheiten ablehnen. Die Reichsregierung erkannte die wirtschaftliche Organisation der Arbeiter als verhandlungsfähig an, weil sie in der Tat eine Vertretung der Arbeiterklasse darstellt, die „unabhängigen" Drahtzieher in Berlin wiesen auch diesen Weg der Verständigung zurück und ließen die Arbeiter lieber mit dem Gefühl der Besiegten in die Betriebe zurückkehren, als daß auf dem Verhandlungswege mit den Gewerkschaften gemeinsam ein möglicher Ausgleich gesucht wurde." ... „Unter den Vertrauensleuten befanden sich zweifellos zahlreiche gewerkschaftlich organisierte Arbeiter, die aus ihren gewerkschaftlichen Streikerfahrungen heraus über die Möglichkeiten eines Streiks und seiner Beilegung zu urteilen vermochten und die daher genau wußten, daß eine restlose Bewilligung der Arbeiterforderungen nie in Frage kommen konnte. Das ist bei einem gewerkschaftlichen Streik schon der Fall. Einen Sieg der Streikenden bei diesem politischen Demonstrationsstreik voraussetzen, konnte nur, wer entweder mit politischer Blindheit geschlagen war, oder wer den Streikenden in gewissenlosester Weise Trugbilder vorgaukeln wollte, um seine eigenen Parteisüppchen an dem entstehenden Feuer zu wärmen. Die deutsche Staatsgewalt nach bolschewistischem Vorbild durch Streiks zertrümmern oder auch nur in die Hand der unabhängigen Drahtzieher bringen zu wollen, wäre ein so wahnwitziges Unternehmen, daß gewerkschaftlich und politisch geschulte Arbeiter dafür nie zu gewinnen gewesen wären. Es konnte sich also bei dem Streik lediglich um eine Demonstration handeln, die abzubrechen war, sobald ihr Zweck erreicht war."

Briefkasten

Der auf dem Umschlag angekündigte Beitrag von Professor Paul Schubring mußte wegen Raummangels zurückbleiben.

Theosophische Literatur. Die von einer Leserin fürs Feld angebotenen Werke sind vergeben. Viele Wünsche mußten unberücksichtigt bleiben. **Verlag der „Hilfe".**

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Funker R. im Felde, F. in K., **2 M.:** Pastor F. in L., **5 M.:** Uffz. L. im Felde, **10 M.:** Oberlt. d. R. M. im Felde, E. A. in Straßburg, **20 M.:** Prof. Dr. R. in M.

Bücher für Armee und Marine: Frau K. in Neu-Babelsberg: 1 Kiste Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt des Hakenkreuz-Verlages zu Dresden-Hellerau über die von Bruno Tanzmann herausgegebene „Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule" beigefügt, den wir der Beachtung unserer Leser wärmstens empfehlen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

28. Februar 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist ⟡ Rückporto beizufügen. ⟡

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 9

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Polnische Zukunft? — **Wilhelm Heile:** Der Kampf ums gleiche Wahlrecht. — **Friedrich Weinhausen, M. d. R.:** Nun erst recht Sozialpolitik! — * * * Auseinandersetzung mit einem Alldeutschen. — **Kuno Waltemath:** Die Demokratisierung Preußens und der deutsche Bauernstand. — **Dr. Samson Hirsch:** Von der Umwertung des Krankheitsbegriffes nach dem Kriege. — **Professor Paul Schubring:** Rheinfahrt. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 17. Februar.

Die deutsche Regierung läßt mitteilen, daß sie den Waffenstillstand zwischen Deutschland und Rußland als am 17. Februar ablaufend betrachtet. Von da an wird wieder Kriegszustand sein, und zwar, soviel wir sehen, nur zwischen Deutschland und Rußland, nicht aber zwischen Österreich-Ungarn und Rußland. In letzterer Hinsicht sagt das Wiener sozialdemokratische Organ, die „Arbeiterzeitung": Es wird allen Österreichern klar sein, wenn sich Deutschland zu einem neuen Krieg gegen Rußland entschließt, so kann, darf und wird Österreich dabei nicht mittun. Rußland hat den Kriegszustand als beendet erklärt. Darauf müssen wir erklären, daß auch wir unseren Krieg gegen Rußland als beendet betrachten . . . Es muß alles unterlassen werden, was uns, sei es auch gegen unseren Willen, wieder in den Krieg mit Rußland hineinzerren würde. Das könnte geschehen, wenn unsere Truppen irgendwo in der Ukraine oder an der deutschen Front Verwendung fänden, wo sie in Kämpfe gegen russische Truppen geraten müßten. Dies zu verhüten, ist Pflicht der Regierung. — Diese Aussage des österreichischen Arbeiterblattes ist um so gewichtiger, als jetzt nach der vollen Abschwenkung der Polen die österreichische Regierung, falls sie überhaupt noch mit einer Volksvertretung regieren will, auf die Mithilfe der Sozialdemokraten angewiesen ist.

Man kann und mag nicht alles schreiben, was jetzt durch die Seele unseres Volkes hindurchgeht.

Montag, 18. Februar.

Daß auch in England die Länge des Krieges an den Nerven der führenden Männer zehrt, wird neuerdings bewiesen durch den Rücktritt des Generalstabschefs William Robertson. Sein Nachfolger heißt Henry Wilson. Wahrscheinlich hängt diese Veränderung auch mit den noch immer nicht veröffentlichten Beschlüssen der Kriegskonferenz in Versailles zusammen, auf Grund deren die englische Heeresführung sich einem französischen Zentralkommando unterzuordnen haben würde. Sicher in Zusammenhang mit derselben Sache steht das polizeiliche Vorgehen gegen den berühmten militärischen Schriftsteller Oberst Repington, der bis vor kurzem in den „Times", neuerdings in der „Morning Post" inhaltreiche Kritiken der Kriegsvorgänge schrieb. Auch er gilt als entschiedener Gegner der Einordnung Englands in ein französisches Kriegssystem.

An der engsten Stelle des Ärmelkanals zwischen Dover und Calais haben deutsche Torpedoboote gegenüber der englischen Kanalbewachung einen erfolgreichen nächtlichen Angriff ausgeführt.

An vielen Stellen der Westfront lebt der Artilleriekampf auf.

Friedensverhandlungen mit Rumänien sollen in naher Aussicht stehen. Man erfährt, daß König Ferdinand beabsichtige, zugunsten entweder seines Bruders oder seines jungen Sohnes die Krone niederzulegen.

Dienstag, 19. Februar.

Die polnische Protestbewegung ist sehr groß und allgemein. Da wir nur ungenaue Angaben darüber besitzen, verzichten wir an dieser Stelle auf einzelne Mitteilungen. Wir wissen nicht, welches die Lage der polnischen Legionen in Galizien in diesen schweren Tagen ist. Auch vom Leben in Warschau erfahren wir nur undeutliche Kunde. Das Ministerium hält seine Demission aufrecht. Der Regentschaftsrat erklärt, daß er sich als vom Volk gewählt ansehe und in seiner Stellung bleiben wolle. Zwei Kundgebungen des Regentschaftsrates und des Ministeriums sind, wie in deutschen Zeitungen mitgeteilt wird, von der militärischen Zensur verhindert worden. Umzüge können nur teilweise gestattet werden.

Die Kriegshandlungen gegenüber Rußland haben wieder begonnen, ein folgenschwerer Schritt, dessen Ende niemand absehen kann. Im Vormarsch auf Dünaburg ist die Düna kampflos erreicht und, von der Ukraine zu ihrem schweren Kampf gegen die Großrussen zu Hilfe gerufen, haben unsere Truppen den Vormarsch auf Richtung Kowel angetreten. Die letztere Nachricht ist besonders wichtig zur Erkenntnis der Sachlage, denn Kowel liegt im künftigen ukrainischen Gebiet und auf dem Weg nach Schitomir und Kiew. Über die ukrainische Volksrada und ihren gegenwärtigen Kräftebestand sind genauere Mitteilungen bei uns nicht vorhanden.

Mittwoch, 20. Februar.

An der russischen Front wurde Dünaburg eingenommen, auf der Linie Riga—Petersburg bei schwachem Widerstand die bisherige russische Front überschritten. Mehr im Süden, innerhalb des Gebietes der künftigen Ukraine, aber offenbar in Bekämpfung bolschewistischer Truppenteile, wurde Luck besetzt.

In einer Kommissionssitzung des Reichstags macht Staatssekretär v. Kühlmann die Mitteilung, Ministerpräsident v. Seidler werde in Wien gleichzeitig eine Erklärung abgeben, daß neue Verhandlungen mit der Ukraine zu dem Ergebnis geführt haben, daß die Festlegung der umstrittenen Grenze des Cholmer Gebietes noch abgeändert werden kann, so daß ethnographische Verhältnisse und Wünsche der Bevölkerung in weitestgehendem Maße berücksichtigt werden sollen. Eine Kommission, in der auch Polen vertreten sein werden, wird die künftige Grenzlinie festlegen.

In der Plenarsitzung des Reichstags berichtet von Kühlmann, daß von der russischen Regierung ein Funkspruch eingegangen ist, der Rat der Volkskommissare sehe sich veranlaßt, in Anbetracht der geschaffenen Lage sein Einverständnis zu erklären, den Frieden unter den Bedingungen zu unterzeichnen, die von den Delegationen des Vierbundes in Brest-Litowsk gestellt wurden. Die deutsche Regierung hat zunächst schriftliche Bestätigung des Funk-

Digitized by Google

spruches verlangt. Unter dem Beifall des Hauses sagt von Kühlmann, die Aussichten auf Abschluß eines Friedens mit der Regierung der Volkskommissare sind durch Zustandekommen des Friedens mit der Ukraine, durch den von uns jetzt ausgeübten militärischen Druck und durch das Scheitern gewisser Hoffnungen (auf deutsche Revolution), die man sich in Petersburg zweifellos gemacht hat, erheblich besser geworden. Es kann der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß wir jetzt zum Ziele kommen; aber der Freude über das große Ergebnis eines wirklichen Abschlusses mit Rußland wollen wir uns erst hingeben, wenn die Tinte unter den Dokumenten trocken geworden ist.

In privater Besprechung werden wahrheitsgetreue, erschütternde Darstellungen über die gegenwärtigen Zustände in Estland gemacht. Die überwiegende Mehrheit der ansässigen Bevölkerung verlangt dringend nach einer deutschen Besetzung, um vor der Willkürherrschaft der Bolschewiki gesichert zu sein.

Donnerstag, 21. Februar.

In der Reichstagskommission werden die einzelnen Bestimmungen des Friedensschlusses mit der Ukraine besprochen. Auch wenn man die Schwierigkeiten nicht verkennt, die darin liegen, daß die gegenwärtige ukrainische Regierung zum Teil noch als unsicher in ihrer Macht gelten muß, so ist das Friedenswerk selbst in seinen wirtschaftlichen und staatsrechtlichen Teilen von hervorragender Klarheit und wird eine wertvolle Grundlage für andere künftige Friedensschlüsse abgeben können. Aus den Verhandlungen ist hervorzuheben, daß ein Bündnisvertrag zwischen den Mittelmächten und der ukrainischen Regierung nicht besteht, daß aber offenbar ein weitreichendes Zusammenwirken vereinbart ist. In bezug auf polnische Verhältnisse gibt Staatssekretär Kühlmann die Erklärung ab, daß eine Änderung der Politik der kaiserlichen Proklamation vom 5. November 1916 nicht vorliegt.

Die Vorbesprechungen über den Frieden mit Rumänien sind soweit gefördert, daß die diplomatischen Vertreter der Mittelmächte in diesen Tagen nach Bukarest oder Focsani abreisen. Das rumänische Ministerium Avarescu, das an Stelle des Ministeriums Bratianu getreten ist, hat den Ententemächten offiziell übermitteln lassen, daß Rumänien nicht in der Lage ist, seine früher eingegangenen Verpflichtungen im Sinne des Londoner Vertrages zu erfüllen. In den Zeitungen der Entente wird darüber geschrieben, ob Rumänien die übernommenen Kriegsanleihen gegenüber England und Frankreich als dauernde Schuld anerkennen wird.

Freitag, 22. Februar.

Der deutsche Vormarsch findet sowohl im nördlichen wie im südlichen Abschnitt keine besonderen Schwierigkeiten. Von der Insel Moon aus konnten deutsche Regimenter nach Überschreiten des zugefrorenen Sundes in Estland einrücken. Die von Riga aus nördlich vorschreitenden Truppen stehen bei Wolmar. Zwischen Dünaburg und Pinsk Vordringen nach Osten. Die Festung Rowno wurde besetzt. Als Gefangene werden gemeldet: 1 kommandierender General, mehrere Divisionskommandeure, 425 Offiziere und 8700 Mann. 1350 Geschütze, 120 Maschinengewehre, 1000 Eisenbahnwaggons vielfach mit Lebensmitteln beladen, wurden erbeutet.

Ein von Lenin und Trotzki unterzeichnetes Schriftstück, das dem Inhalt des bereits erwähnten Funkentelegramms entspricht, wird in Berlin abgegeben. Man nimmt an, daß vor dem Beginnen nochmaliger Verhandlungen in Brest-Litowsk durch Vorberatungen verhindert wird, daß diese Besprechungen von neuem zu Hinschleppungsversuchen benutzt werden. Bis zur Rückkehr des Staatssekretärs v. Kühlmann aus Bukarest ist Geheimer Legationsrat v. Rosenberg mit der Führung der Besprechungen nach der russischen Seite hin betraut.

Im Monat Januar sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte insgesamt 632 000 Br.-Reg.-To. des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Damit beläuft sich das Ergebnis des ersten Jahres uneingeschränkten U-Boot-Krieges auf 9 590 000 Br.-Reg.-To. Es ist also der hervorragenden Tapferkeit der deutschen U-Boote gelungen, das Versprechen, monatlich 600 000 To. zu versenken, während des ganzen Jahres in jedem Monate innezuhalten; eine große Leistung, die den Dank des Vaterlandes verdient, auch von seiten derer, die von Anfang an aus politischen Gründen den Übergang zur verstärkten Form des U-Boot-Krieges kritisch betrachtet haben. Über die volkswirtschaftlichen Wirkungen dieser bedeutenden militärischen See-Erfolge läßt sich ein wirkliches Urteil immer noch nicht gewinnen. Es darf aber angenommen werden, daß die Versorgung der englischen und französischen Westfront mit Kriegsbedarf nicht unwesentlich erschwert wird. Die englische Behauptung, daß die verlorenen Handelsschiffe durch gleichzeitigen Neubau ersetzt werden könnten, hat sich nach unserer Kenntnis nicht bewahrheitet, obwohl natürlich sowohl in England wie in Amerika mit Hochdruck am Neubau von Schiffen gearbeitet wird.

Sonnabend, 23. Februar.

Der Deutsche Reichstag hat den Frieden mit der Ukraine mit großer Mehrheit gegen die Stimmen der Unabhängigen Sozialdemokraten und der Polen angenommen. Bei dieser Gelegenheit entwickelte sich eine lebhafte und in ihrem Gesamtverlauf nicht besonders erfreuliche Debatte zwischen preußischen Polen und Mitgliedern anderer Parteien. Nachdem am Tage vorher Fürst Radziwill den Standpunkt der preußischen Polen mit vornehmer Ruhe dargestellt hatte, hielt es der dem geistlichen Stande angehörige Abgeordnete Szychel für notwendig, die an sich schon schwierige beiderseitige Lage noch zu verschärfen, indem er die preußischen Polen in das Licht eines vollendeten Märtyrertums rückte. Ihm antwortete mit süddeutscher Deutlichkeit der Zentrumsabgeordnete Fehrenbach: würde ein Vertreter der litauischen oder der ruthenischen Nation, wenn er das Unglück hätte, unter die polnische Herrschaft zu kommen, eine ebensolche Rede in Warschau halten können, wie hier der Pole? Können Sie uns zumuten, daß wir nach diesem Kriege von unserem Lande etwas für das künftige Polen abgeben sollen, von dessen freundlicher Gesinnung für das Deutsche Reich wir keinerlei Anzeichen haben? Wer hat denn die Grundlage für das künftige Polen geschaffen? Deutsche und österreichische Truppen! — Vielleicht ist eine derartige Aussprache in ihren Gesamtwirkungen nicht wertlos, weil beide Teile sich überlegen müssen, wohin unsere ganze östliche Politik gerät, wenn ein dauernder Streit zwischen Deutschen und Polen entbrennt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 16. Februar.

Diese Tage sind wieder voll dichtesten Erlebens, das die Arbeit an eigenen Aufgaben in den Sitzungen als eine zweite stärkere Folge des Geschehens begleitet. Die Entscheidungen draußen, und die kommenden Entscheidungen drinnen!

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bringt an der Spitze ihres Morgenblattes einen halbamtlichen Artikel über die Wahlreform, in dem es heißt:

Das künftige Wahlrecht wird auf dem Vertrauen beruhen, daß das in Kriegsnot und der Kriegslast und opfertreu bewährte Pflicht- und Staatsbewußtsein des ganzen Volkes auch in Friedenszeiten die beste Grundlage des preußischen Staatswesens sein wird. Bei den Erörterungen über den mißlungenen Streikversuch hat man vielfach die Streikbewegung mit der Wahlrechtsfrage selbst in dem einen oder anderen Sinne in Zusammenhang gebracht. Die Staatsregierung erkennt keinerlei Zusammenhang. Denn derartige Versuche können zwar die Widerstände stärken, die der Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen gegenüberstehen, werden aber die Staatsregierung nicht um Haaresbreite von dem Wege abbringen, auf dem sie entschlossen ist, die Wahlrechtsvorlage zum Ziele zu bringen. Das Band, das mit dem Wahlrechtserlaß vom 11. Juli die preußische Monarchie mit dem Volk und ganz besonders mit der Arbeiterschaft verbindet, läßt die Regierung nicht von verbrecherischem Leichtsinn einer kleinen Zahl Pflichtvergessener zerreißen. Die Staatsregierung ist entschlossen, nur einem Verhandlungsergebnis zuzustimmen, das auf dem Boden der Regierungsvorlage ruht, und sie erwartet, daß ein solches Ergebnis im Wege der Verständigung erreicht wird. Die Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen verlangt nicht geringe Opfer an politischen Überlieferungen von großen Parteien, die sich um den preußischen Staat unvergeßliche Verdienste erworben haben. Die

Regierung fordert diese Opfer, aber sie weiß, daß sie nicht leichten Herzens gebracht werden können, sondern sich in anhaltendem Austausch der Meinungen durchsetzen müssen. Nach den Erklärungen der Staatsregierung ist es selbstverständlich, daß sie zur Anwendung der besonderen Mittel, die die Verfassung an die Hand gibt, schreiten wird, wenn es unvermeidlich ist, zur Erreichung des Zieles. Aber es ist ebenso selbstverständlich, daß sie solche Mittel nicht in Erwägung zieht oder gar zu ihrer Anwendung sich drängen läßt, solange Aussichten bestehen, die Wahlrechtsvorlage durch eine von Kampfmitteln unbeeinflußte Beratung und Beschlußfassung der beiden gesetzgebenden Körperschaften zur Annahme zu bringen. Der Zeitpunkt des Inkrafttretens der Wahlreform ist nach wie vor so in Aussicht genommen, daß die nächsten Wahlen, das heißt die ersten Wahlen nach Friedensschluß nach dem neuen Wahlrecht vor sich gehen sollen. Auch dafür wird die Staatsregierung mit allen Kräften und mit allen gebotenen Mitteln eintreten.

Sonntag, 17. Februar.

Bei der Begründung des deutschen Industrierates — von dem an dieser Stelle schon die Rede war — hat der Handelsminister Dr. Sydow Grundsätzliches über die Wirtschaftsfragen nach dem Kriege gesagt. Die äußerste Anspannung aller Kräfte, die der wirtschaftliche Wiederaufbau nach dem Kriege erfordert, soll nach dem Grundsatz der Rückkehr von der staatlichen Zwangswirtschaft zur Individualwirtschaft organisiert werden — eine Individualwirtschaft, die dem schon heute allenthalben hervortretenden Zuge zu freiwilliger Zusammenfassung zielbewußt folgt. Dabei muß auch der Kräftezerreibung und wirtschaftlichen Schwächung durch Kämpfe zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nach Möglichkeit vorgebeugt werden. Wir müssen verstehen, daß eine Wirtschaftsentwicklung, die dem deutschen Volke eine breite Grundlage gesunden Gedeihens schafft, nur erreicht werden kann, wenn alle verwendbaren Kräfteverluste durch innere Reibung auch wirklich vermieden werden. Übrigens hat der deutsche Industrierat als Präsentationskörper für das Herrenhaus den „preußischen Industrieausschuß" begründet.

Die „Nordd. Allg. Ztg." eröffnet in ihrem volkswirtschaftlichen Teil eine Serie von Aufsätzen über Wirtschaftsleben und Übergangswirtschaft (Nr. 88). Auch hier ist der durchgehende Zug die Ablehnung des Staatszwanges.

Der preußische Städtetag verlangt vom Staat Maßnahmen zur Erleichterung der Wohnungsbeschaffung nach dem Krieg. Einerseits eine Bindung der Miethöhe in älteren Häusern dadurch, daß durch Staats- und Reichsmittel ein zu starkes Hinaufgehen der Mieten in neu entstehenden Häusern verhindert wird. Anderseits Bereitstellung solcher Mittel zu billigen Sätzen zur Beförderung der Bautätigkeit der Städte, schließlich rechtzeitige Bereitstellung von Arbeitskräften und Rohstoffen für die rasche Wiederaufnahme der Bautätigkeit.

Montag, 18. Februar.

Der Bericht des Reichsarbeitsblattes vom 1. Januar zeigt zum erstenmal ein starkes Sinken der weiblichen Versicherten in den Krankenkassen. Von der Höhe von 4 517 000 am 1. Dezember 1917 sank die Zahl der weiblichen Beschäftigten um etwa 76 000 auf 4 441 000. Die der männlichen Arbeiter ist in derselben Zeit um 60 000 gesunken.

Die Umgestaltung in der Vertretung der großen Reichstagswahlkreise hat nun in einer Vorlage Gestalt gewonnen, die dem Reichstag zugegangen ist. Danach soll die Zahl der Reichstagsmitglieder um 44 erhöht werden. Die Großstädte Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., München, Dresden, Hamburg, Köln, Düsseldorf, Sachsen 1 und 2 (Leipzig) u. a. — im ganzen 14 Einheiten, werden zu je einem Wahlkreis vereinigt. Innerhalb dieser 14 und 12 anderer Wahlkreise wird die Verhältniswahl eingeführt, und zwar werden für Berlin 10, Charlottenburg—Beeskow—Teltow 7, Hamburg 5, Bochum und Leipzig je 4, Köln, Breslau, Duisburg, Dortmund, Essen, Niederbarnim, München, Dresden je 3, in den übrigen Wahlkreisen je 2 Abgeordnete nach Verhältniswahl gewählt.

Dienstag, 19. Februar.

Die neuen Maßnahmen gegen den Schleichhandel stehen unmittelbar bevor. Sie sollen sich nur gegen den gewerbsmäßig betriebenen Schleichhandel richten, also nicht gegen die Kunden. Das wird einem unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit nie einleuchten, unter dem der Taktik wird es wohl das Richtige sein.

Im Ausschuß des Preußischen Landtags beginnt der Kampf um das gleiche Wahlrecht. Natürlich wird von konservativer Seite der Streik als Beweis für die Unreife des Volkes ausgewertet. Der Minister des Innern rechnet vor, daß nach dem konservativen berufsständischen Vorschlag die Gruppe Landwirtschaft 25 v. H. Mandate zu viel, Handel und Industrie 50 v. H. zu wenig, freie Berufe und Beamtenschaft 180 v. H. zu viel erhalten und das Gesamtbild plutokratischer werde als unter dem Dreiklassenwahlrecht. Er betont außerdem, daß man aus einem Streik von 10 v. H. der Arbeiter nicht auf die Unreife der übrigen 90 v. H. schließen könne.

Die goldene Hochzeit des bayerischen Königspaares wird mit lebendiger und herzlicher Anteilnahme des ganzen Volkes begangen. Eine Landesspende von 5 Millionen wird der Fürsorge für Säuglinge und kinderreiche Familien bestimmt, aus einer anderen 3-Millionen-Stiftung werden Ehrensolde an Inhaber der Militärverdienstmedaille gezahlt werden. Der König selbst hat eine Stiftung zur Erleichterung der Begründung eines Hausstandes für bedürftige Ehepaare, im besonderen Kriegsteilnehmer, errichtet — außerdem, der künstlerischen Tradition Münchens getreu, den Grundstock zum Bau eines Ausstellungsgebäudes für Kunst und Kunstgewerbe gegeben.

Mittwoch, 20. Februar.

Zwei Gesetzentwürfe zur Bevölkerungspolitik sind dem Reichstag zugegangen: Der eine bezieht sich auf die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der andere auf den Vertrieb empfängnisverhütender Mittel. Die wesentlichen Grundsätze des ersten sind die Strafbarkeit der wissentlichen Ansteckung und die Umwandlung der polizeilichen Reglementierung der Prostitution und eine gesundheitliche Überwachung, die allerdings auch mit Zwang und Strafandrohung verbunden ist. Die Kommission des Reichstags zur Bevölkerungspolitik hat seinerzeit einen wesentlich anderen Standpunkt eingenommen. Das zweite Gesetz will dem Bundesrat das Recht vorbehalten, Herstellung und Vertrieb empfängnisverhütender Mittel zu verbieten bzw. zu beschränken — ein Recht, das wesentlich unter dem Gesichtspunkt gehandhabt werden soll, daß die Anwendung besonders der gefahrbringenden Mittel unter die Kontrolle des Arztes gestellt wird. — Man kann auf der Grundlage der Kriegserfahrungen über die Wirkung von Verboten diesen Maßnahmen nicht gerade mit besonderem Vertrauen entgegensehen.

Wir haben wieder Eis, trockenen Ostwind und hartgefrorene Erde, über der die Schneeglöckchen verborgen und zusammengekauert frieren. Aber die Mittagssonne macht doch regelmäßig den staubhellen Boden dunkel und feucht, und diese Bürgschaft sicherer Zukunft macht den Rückfall in den Winter überstehbar.

Donnerstag, 21. Februar.

Im Wahlrechtsausschuß des Landtags ist die Entscheidung über den § 3 der Vorlage gefallen. Infolge der Zustimmung von 4 Nationalliberalen ist der konservativ-freikonservative Pluralwahlrechtsantrag mit 20 gegen 15 Stimmen angenommen. Er sieht vor, der Grundstimme jedes Wählers hinzuzufügen: je eine Zusatzstimme auf Grund des Lebensalters und der Zahl der erwachsenen Kinder (50 Jahre, mindestens drei eheliche Kinder, die das 14. Lebensjahr vollendet haben), des Vermögens (Veranlagung zur Ergänzungssteuer), des Einkommens (über den durchschnittlichen Steuerbetrag, jedenfalls wenn Einkommen über 3000 M.), der selbständigen Erwerbsfähigkeit (Beschäftigung mindestens einer versicherungspflichtigen Person oder selbständiger Landbesitz von mindestens zwei Hektar), der Schulbildung (Erreichung des Ziels einer Mittel- oder Realschule, der Versetzung in die drittoberste Klasse einer mehr als sechsklassigen höheren Schule oder der Aufnahme in die dritte Seminarklasse einer Lehrerbildungsanstalt). Man kann wahrlich nicht sagen, daß dieser Antrag noch irgend etwas vom geschichtlichen Sinn des Krieges spiegelt: Vermögen, Einkommen, Mittelstandsexistenz, Hinausgewachsensein aus dem militärpflichtigen Alter als Grundlagen eines in diesem Kriege

geschaffenen Wahlrechts. Die Regierung hatte ihr Unannehmbar bereits ausgesprochen. Man nimmt an, daß mit dieser Abstimmung des Ausschusses das endgültige Schicksal der Vorlage noch nicht entschieden ist. Von den Nationalliberalen sind 44 gegen und 25 für die Regierungsvorlage.

Freitag, 22. Februar.

In den weiteren Verhandlungen des Wahlrechtsausschusses wird die Wahlpflicht beschlossen — unter Strafandrohung eines Steuerzuschlags. Außerdem hat die Regierung grundsätzlich ihr Einverständnis erklärt mit der Einführung der Verhältniswahl für die großen Wahlkreise nach dem Vorbild der Reichstagsvorlage. Die mehr wahltechnischen Fragen sind danach einem Unterausschuß überwiesen, und die Arbeit des Verfassungsausschusses ist zunächst getan.

In Hamburg vollzieht sich die Ablieferung von Gold und Juwelen im Rahmen der Goldankaufswoche in einer Weise, die die Veranstalter zufriedenstellt. Die Stellungnahme zu der Frage, ob das ganze Unternehmen der Reichsbank finanztechnisch richtig ist, ist sehr gespalten. Mir scheint, daß, nachdem die Sache einmal veranstaltet wird, sie unter allen Umständen erfolgreich sein muß. Was wir in Deutschland, hier wie bei anderen wichtigeren Fragen, nie lernen, ist Disziplin, nachdem eine Entscheidung gefallen und der Widerstand nur noch geeignet ist, das, was nun doch einmal geschieht, in Geist und Wirkung herabzusetzen.

Sonnabend, 23. Februar.

Im Reichstag wird über die Zurückziehung der Jahrgänge 1869/70 aus dem Heeresdienst oder mindestens aus vorderster Linie und über die Verweisung von Landsturmleuten, die seit Anfang des Krieges im Felde stehen, zur Verwendung in der Heimat verhandelt. Die Heeresverwaltung versichert, daß sie das nach Möglichkeit bestrebt sei zu tun, aber in der Durchführung von der militärischen Lage abhängig sei. — Man liest diese Verhandlungen mit so viel Anteilnahme. Es wäre so gut, wenn wenigstens für einen kleinen Teil der Familienväter die Unnatur der jahrelangen Trennung aufgehoben würde und wenn die älteren Männer, die seit Kriegsbeginn einem so körperlich und seelisch besonders belastenden Dienst verpflichtet sind, befreit werden könnten!

Naumann / Polnische Zukunft?

Verehrter Herr Feldman! Sie haben als Vertreter des polnischen Gedankens in Deutschland ein als Manuskript gedrucktes offenes Schreiben an mich gerichtet, in dem Sie den ganzen Unwillen, den Zorn und die Enttäuschung der polnischen Nation vor mir ausschütten und gerade von mir verlangen, daß ich jetzt das Wort des Protestes und der Moral spreche, das gegenüber den brutalen und materiellen Bestrebungen des offiziellen Deutschland nötig sei, wenn zwischen Polen und Deutschen überhaupt noch gemeinsame politische Arbeiten und Hoffnungen möglich bleiben sollen. Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, das in Ihrer Zuschrift liegt, glaube aber nicht, daß ich Ihren Erwartungen ganz entsprechen werde, weil das im gegenwärtigen Zeitpunkt weder von mir noch von irgend jemand sonst geleistet werden kann. Die Voraussetzung Ihrer Anforderung ist nämlich, daß ich in den jetzt strittigen Fragen den Polen völlig recht gebe und den Deutschen völlig unrecht, als sei der polnische Standpunkt von vornherein der moralisch bessere. Das aber werde ich nicht tun, weil die Dinge nach meiner Meinung und Beachtung bei weitem nicht so einfach liegen. Auf die Gefahr hin, Ihnen und vielen Polen eine Enttäuschung zu bereiten, werde ich kurz darlegen, wie mir heute das deutsch-polnische Verhältnis erscheint:

Wir erleben soeben eine sehr ernste Krisis der beiderseitigen Beziehungen, die allen Beteiligten viel zu bedenken gibt. So schwer nun für uns, die wir an die Zugehörigkeit Polens zu Mitteleuropa glauben, diese tiefgreifende Erschütterung sein muß, so wage ich doch zu sagen, daß sie vielleicht für die Zukunft gut ist, weil durch sie ein gewisser Zwang zu weiterer Klärung entsteht. Der Nebel, der über dem neuen Königreich Polen lag, war zu undurchsichtig geworden. Kein Mensch wußte eigentlich, ob und inwieweit die Proklamation der zwei Kaiser vom 5. November 1916 noch galt und ob es einen polnischen Staat gab oder nicht. Der Regentschaftsrat ist vor kurzem von den Herrschern in Berlin und Wien sehr liebenswürdig empfangen worden, und offiziell wurde Polen beständig aufgerichtet, aber dabei hörte auf der polnischen Seite ein vielfältiges privates Verhandeln mit gegnerischen Mächten nicht auf, und auf deutscher Seite blieb eine Zähigkeit des Okkupationszwanges, die sich mit dem feierlichen Bekenntnis zum neuen befreiten Polenstaate schlecht vertrug. Innerhalb der deutschen Okkupationsregierung finden sich zahlreiche prinzipielle Gegner der v. Beselerschen Politik, die gar kein gutes Gedeihen des neuen Polens wünschen oder erwarten, und innerhalb der Polen sind zahlreiche und nicht unbedeutende Elemente, die lieber heute als morgen den letzten Deutschen aus Warschau herauswerfen würden. Keine der beiden Regierungen (weder der Generalgouverneur v. Beseler noch der Regentschaftsrat) bringen es fertig, ihr Gebiet vom störenden Gestrüpp zu säubern. Wir wollen und können hier nicht untersuchen, warum beide Teile bis jetzt nicht imstande waren, den Geist vom November 1916 reinlich zur Durchführung zu bringen; es genügt, daß wir vom Ergebnis des seitherigen Zustandes sprechen: Unmöglichkeit, auf diesem Wege vorwärts zu kommen!

Das ist es, was beiderseits empfunden wird. Die Reden, die im Deutschen Reichstag von preußisch-polnischer Seite durch Abg. Prälaten Stychel und von deutscher Seite durch Abg. Fehrenbach gehalten wurden, waren in gewissem Sinn Abschiedserklärungen. Ich weiß natürlich, daß die Warschauer Polen nicht jedes Wort zu vertreten bereit sind, das von agitatorischen Herren aus Posen oder Oberschlesien gesprochen wird, aber dieses Mal standen auch sie wohl nicht nur hinter den vornehmen Ausführungen des greisen Fürsten Radziwill, sondern auch hinter den scharfen Einseitigkeiten von Prälat Stychel, denn jetzt wollten sie alle oder fast alle die Kampfansage. Es mußte darauf eine ebenso runde Antwort erfolgen, und es ist sicher für die Lage der Dinge bezeichnend, daß ein Mitglied der Zentrumspartei von der allgemeinen Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit Fehrenbachs zu so weitgehender Abgrenzung und Absage gelangte. Nach diesen Aussprachen muß nun von vorn angefangen werden, oder das Mißverständnis ist Dauerzustand. So sieht es parlamentarisch in Deutschland aus, ähnlich scheinen die parlamentarischen Dinge in Österreich zu sein, und man darf annehmen, daß auch die Regierungen bei uns und Ihnen nicht viel anders zur Sache stehen: Neuer Anfang oder Aufgabe der Politik vom November 1916!

Das, was den Anlaß zur jetzigen schweren Krisis gab, war die Nichtbeteiligung der polnischen Regierung an den Friedensverhandlungen mit der Ukraine. Ich habe nie einen Hehl daraus gemacht, daß ich die Ausschließung Polens von den Friedensverhandlungen für einen verhängnisvollen Fehler halte. Auch im allereigensten deutschen Interesse mußte

Digitized by Google

dafür gesorgt werden, daß kein unbefriedigter Nächstbeteiligter übrigblieb. Will man die Ostverträge nicht später nochmals vor einen Weltkongreß bringen, so müssen sie auch die Unterschrift des neuen polnischen Staates tragen. Und selbst für den immerhin möglichen Fall, daß die Vertreter Polens aus gewissen Gründen die Mitunterzeichnung verweigern, so ist es besser, ihnen nicht das Gefühl gegeben zu haben, daß man sie überhaupt nicht dabei haben wollte. Staatsrechtliche Gründe gegen die Teilnahme dieser Vertreter lassen sich natürlich, wenn man will, aus der unfertigen Lage des polnischen Staates herleiten, aber läßt sich die ukrainische oder auch die bolschewikistische Vertretung nicht noch viel mehr anfechten? Ich bin überzeugt, daß die Frage der Cholmer Grenze weit weniger Schärfe gewonnen hätte, wenn eine geregelte polnische Vertretung vorhanden war. Warum hat sie gefehlt? Wir haben mit Befriedigung in der Reichstagskommission von Staatssekretär v. Kühlmann gehört, daß die Politik vom November 1916 noch zu Recht besteht. Warum also hat man aus ihr nicht die nötigen Folgerungen gezogen? Hier bleibt eine nicht aufgeklärte Stelle. Was ist nach dem Besuch der Regentschaft bei den zwei Kaisern vorgegangen? Wenn man neu anfangen will, wird man hier beginnen müssen.

Das polnische Volk wird von dunklen Sorgen erfüllt vor Entscheidungen, die in der Luft liegen sollen: Abschneidung von der russischen Grenze durch vorgelagerte künstlich zurechtgemachte Zwischenstücke (Einkapselung) und Landverluste an Preußen! Man glaubt, daß die in § 2 des Friedensvertrages enthaltene Bestimmung über Cholm und Brest-Litowsk nur Bestandteile eines allgemeinen Einschnürungsplanes sind, der als neue Teilung Polens bezeichnet wird. Und in der Tat gibt es allerlei Anzeichen, daß von manchen Seiten etwas Derartiges beabsichtigt wird. Demgegenüber verlangen Sie unsere unzweideutige Erklärung, daß wir ein solches Verfahren mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen wollen. Die deutsche Reichstagsmehrheit soll sich als politische und moralische Schutzmacht für den Bestand des neuen Staates erheben.

Natürlich kann ich nur für meine Person antworten, nachdem die Parteiführer Fischbeck, David und Fehrenbach ihrerseits gesprochen haben. Sie werden aus den betreffenden Erklärungen entnommen haben, daß die Reichstagsmehrheit nach wie vor gegen jede Annexion ist. Das aber genügt ihren östlichen und nördlichen Wünschen nicht, da es sich dort um Grenzlinien innerhalb des jetzigen Okkupationsgebietes handelt. Wieweit der Reichstag für diese Grenzfragen außerhalb des deutschen Reichsgebietes verfassungsrechtlich zuständig ist, mag unerörtert bleiben, da er zweifellos sein Wort zu diesen Problemen wird sprechen können. Ob und wieweit er es tut, wird nun beim Neuanfange der beiderseitigen Beziehungen zweifellos sehr weitgehend von Erklärungen abhängen, die von polnischer Seite abgegeben werden oder nicht.

Das, was in Deutschland erwartet wird, ist eine Bürgschaft künftigen Friedenszustandes zwischen beiden benachbarten Völkern. Dazu gehört in erster Linie eine offizielle Kundgebung Polens, daß es die vorhandenen deutschen Reichsgrenzen als zu Recht bestehend anerkennt. Das brauchen wir nicht um unserer Grenzen willen, denn diese werden wir selber schützen, aber das Verhältnis zum neuen polnischen Staate wird davon abhängig sein, daß wir vor dauernden Unterwühlungen durch Irredentabestrebungen gesichert sein wollen, soweit das möglich ist. Die Polen können Achtung ihrer Grenzen von deutscher Seite nur dann verlangen, wenn sie keinen Verdacht übriglassen, daß der neue Staat sich etwa so verhalten könnte wie Serbien gegen Österreich-Ungarn. Ich habe mit zahllosen Deutschen aller Parteirichtungen über diese Schwierigkeit zu sprechen Gelegenheit gehabt und immer wieder gefunden, daß hier der Punkt liegt, den man trotz seiner Peinlichkeit nicht stillschweigend umgehen kann. Ich darf auch daran erinnern, daß ich in meiner Broschüre „Was wird aus Polen" damit begonnen habe, zu sagen, daß eine Diskussion über das preußische Polengebiet ausgeschlossen sein müsse. Inzwischen aber sind durch Ausführungen des Abg. Daszinski im österreichischen Reichsrat und andere polnische Aussagen, die aus Zensurgründen meist außerhalb des Generalgouvernements Warschau geschehen, die Zweifel verstärkt worden, ob die Mehrheit der Polen einen Frieden auf dieser Grundlage ehrlich will. Wenn sie ihn will, so ist es jetzt an der Zeit, das in aller Form auszusprechen.

Dabei sollen Sie nicht glauben, als hätten wir kein Gefühl dafür, welchen schwierigen Akt wir Ihnen damit zumuten. Kein Nationalgeist wird sich leicht in solche selbstgewählte Beschränkung fügen. Da aber wir Reichsdeutschen so oft gegenüber den österreichischen wie gegenüber den Schweizer Deutschen den notwendigen Verzicht auf nationale Staatszusammengehörigkeit mit Bewußtsein restlos vollzogen haben, so können gerade wir mit Freiheit eines guten Gewissens ein ähnliches Verfahren von polnischer Seite beanspruchen, da es durch geographische und andere Notwendigkeiten unvermeidlich gemacht wird. Sobald dieser Hauptpunkt klar geregelt sein wird, kann auf neuer Grundlage über Freihafen, Ostgrenze und anderes verhandelt werden. Aus meiner Kenntnis der in Deutschland vorhandenen Strömungen heraus halte ich es für meine Pflicht, Ihnen das als Antwort auf ihre offene Zuschrift nach reiflicher Überlegung zu antworten. Bei einer solchen Erklärung geben die Polen nichts Wirkliches auf, denn ihre Beanspruchung preußischen Staatsgebietes hat auch im Weltkrieg, wie sie sich selbst meist zugestehen, keine Aussicht auf Realisierung. Es spricht aber sehr große Wahrscheinlichkeit dafür, daß die innere Politik Preußens gegenüber den preußischen Polen von dem Tage an eine weit befriedigendere sein wird, wo der Irredentagedanke tatsächlich beseitigt ist. Die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes hat keine Freude an Ausnahmegesetzen und politischen Rechtsbeschränkungen und wünscht den friedlichen Ausgleich mit der polnischen Nation. Ebenso ist sie aber auch entschlossen, die Staatsgrenzen zu wahren. Es kann hier mit einem historischen Worte unendlich viel Spannungszustand beseitigt, viel aufreibender, verbitternder und zweckloser Kampf erspart werden.

Ob die polnische Regentschaft ihrem eigenen Volke gegenüber die Verantwortung eines solchen Aktes übernehmen kann, ist ihre eigene Frage. Sie wird sich in ihren ernsten Erwägungen aller entgegenstehenden innerpolitischen Schwierigkeiten nicht verhehlen dürfen, daß ohne die Herstellung eines Vertrauensverhältnisses solche Krisen, wie wir jetzt eine erleben, in verschärfter Form wiederkehren werden. Was ist dann das Schlußergebnis? Polen geht dann verbittert und von neuem zerbrochen in die nächste Geschichtsperiode hinein, wird uns zum Hemmnis und Stein des Anstoßes, gedeiht aber auch sich selbst nicht zur Freude und zum Segen seiner Kinder. Ein Polen ohne innerlichen Friedensschluß mit dem Deutschtum ist eine Last für beide verbündeten mitteleuropäischen Reiche, eine europäische

Digitized by Google

Gefahr und Friedensbedrohung, ein Ausgangsort für politische Umtriebe, Agitationen und Verschwörungen, die keiner in Deutschland leicht nehmen sollte. Aber ist das die geschichtliche Rolle, die nach vielen vergangenen Leiden die polnische Nation als ihr eigenes Lebensziel ansehen will? Kann das ihr positives Ideal sein?

Es ist sicherlich gerade für das polnische Volk nach seiner romantisch-idealistischen Geistesrichtung ein harter Entschluß, grundsätzlich Realpolitik treiben zu wollen. Auch wir Deutschen haben es erst in der Schule der weltgeschichtlichen Erfahrungen gelernt. Was uns Bismarck beigebracht hat, war dieser Entschluß. Er brachte zunächst für viele alte Großdeutsche eine schmerzvolle Enttäuschung, aber er war gesund. Noch weisen Sie diese Methode des politischen Denkens von sich, als sei sie nur ein Stück der deutschen Mathematik, aber sie ist ein Urelement des politischen Lebens überhaupt: die Kunst des Möglichen!

Noch vieles andere könnte im Anschluß an Ihre Zuschrift gesagt werden, aber es will mir scheinen, daß zunächst der Kern des Problems klar ins Auge gefaßt werden muß: Polen kann ein bedeutender, starker, lebensvoller Teil Mitteleuropas werden, soll es werden, wenn es das Deutsche Reich in seinem staatlichen Bestande anerkennt! Das rückhaltlos auszusprechen, halte ich für das beste, was ich jetzt in unveränderter Freundschaft tun kann. Ob das Aussprechen etwas hilft, liegt jenseits meines eigenen Tuns.

Ihr treu ergebener

Fr. Naumann.

Wilhelm Heile / Der Kampf ums gleiche Wahlrecht

Die Abstimmung über das gleiche Wahlrecht hat im Verfassungsausschuß des Preußischen Abgeordnetenhauses einen vorübergehenden Erfolg der Wahlrechtsgegner gebracht. Dieser Sieg aber darf und wird nur ein Pyrrhussieg sein. Die Regierung kann so wenig von ihren bindenden Erklärungen zurück, wie die Krone von ihrem unzweideutig gegebenen Versprechen. Und die gewaltige Mehrheit des Volkes und ihre Führer und Vertreter in den Parlamenten des Reiches und Preußens können die Ablehnung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung aller Volksgenossen nur als ein Signal auffassen, das zum Kampfe ruft, zum letzten und schwersten Kampfe im Innern, der nun ausgetragen werden muß trotz aller Kriegsnot, die jenseits unserer Grenzen fortbesteht, trotz allen Zwanges und allen guten Willens zum Burgfrieden, zur inneren Einheitsfront.

Trotz Burgfrieden? Nein, wegen. Denn was ist ein Burgfriede, der nicht, frei gewollt, im innersten Fühlen wurzelt; was eine Einigkeit, die nicht lebt, sondern nur erzwungen ein Scheindasein fristet! Wie gingen wir in diesen Krieg hinein, alle aufrechten Hauptes, ein Volk von Brüdern! Die fortreißenden Worte des Kaisers, die den August-Ehrentag der deutschen Volkserhebung so glücklich ergänzten, fanden ein Echo im Herzen der Massen, wie kaum je zuvor ein Kaiserwort. Und — gestützt auf die Tatsache und den fest im Volksgewissen verankerten Nachweis, daß Deutschland nur in der Notwehr zum Schwert gegriffen hat — verstand es der erste Kanzler des Krieges, in immer neuen, packenden, oft geradezu herzerhebenden Wendungen, aus der festen Verbundenheit des ganzen Volkskörpers als einer großen Kampfesgemeinschaft den Geist einheitlichen Willens zu formen und ihn zum Ausdruck nationalen Selbstbewußtseins zu erheben. Das war der Sinn des Burgfriedens, der gar nicht erst geschlossen zu werden brauchte, weil er im Zeichen solchen Geistes allen eine Selbstverständlichkeit war: der alte Gegensatz zwischen Herrenschicht und Volksmassen sollte kein Gegenstand des Kampfes mehr sein; nicht, weil die Volksmassen sich nun vorübergehend oder dauernd mit der Tatsache ihrer staatsbürgerlichen Benachteiligung und des Vorrechtes der Herrenschicht abgefunden hätten, sondern weil es damals allen — denen oben so gut wie denen unten — völlig undenkbar schien, daß der Klassen- und Kastengeist, wie er im preußischen Wahlunrecht am schärfsten ausgeprägt ist, jemals wieder in alter Form in Deutschland Gestalt und Leben finden könnte.

Und nun ist der Burgfriede, der längst brüchig geworden war, endgültig gebrochen; denn seine Voraussetzung besteht nicht mehr. Arm in Arm mit der neuen Herrenschicht hat die alte politische Herrschaftskaste Preußens das Volk zum Kampf herausgefordert. Da selbst das ungeheure Erlebnis des großen Krieges ihnen das Verständnis für die gerechten Ansprüche des Volkes nicht geweckt hat, so bleibt dem Volke nichts anderes übrig, als den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Der Kampf braucht nicht erst eröffnet zu werden. Er hat begonnen. Jetzt ist alles daran gelegen, daß er schnell und vollständig entschieden werde.

Was soll nun werden?

Da ist zunächst zu beachten, daß die Abstimmung des Verfassungsausschusses noch nicht das letzte Wort des Preußischen Abgeordnetenhauses darstellt. Der Ausschuß muß in einer zweiten Lesung noch einmal Stellung nehmen, und dann erst fällt in der Vollsitzung des Hauses die Entscheidung. Noch also ist es möglich, daß die Parteien, die für die Ablehnung des gleichen Wahlrechtes im Ausschuß verantwortlich sind, in letzter Stunde in sich gehen. Sie müssen ja wissen, und sie wissen auch, welch ungeheure Verantwortung sie auf sich laden, wenn sie in den vielleicht folgenschwersten Tagen des Krieges den Massen mit dem Glauben an die rückhaltlose Einlösung der Königs- und Kanzlerworte die innere Freudigkeit des Mittuns nehmen und breite Schichten den Agitatoren des Hasses und der Zersetzung in die Arme treiben.

Alles kommt da auf die Haltung der Nationalliberalen an. Das Zentrum, das auch innerlich gespalten ist, hat es in der überlieferten Klugheit seiner Führung verstanden, die Gegner im eigenen Lager im entscheidenden Augenblick zur Zurückhaltung zu veranlassen, so daß seine Stimmen trotz anfänglich ganz anderer Stellungnahme eines Teiles seiner Mitglieder einheitlich für das gleiche Wahlrecht abgegeben wurden. Nun lastet das Odium der Ablehnung ganz auf den Nationalliberalen. In ihrer Presse kommt deutlich zum Ausdruck, wie peinlich sie das empfinden. Sie hatten im Zentrum einen Mitschuldigen zu haben geglaubt und finden sich nun von ihm arg hinters Licht geführt. — Wie fremd eine solche Ausflucht anmutet; es weht einen an wie modrige Kellerluft! Mag die Taktik des Zentrums schön oder unschön gewesen sein, indem es sich erst im letzten Augenblick zur einheitlichen Stellungnahme entschloß: was hat das mit der Abstimmung der Nationalliberalen zu tun? Entweder man ist liberal oder man ist es nicht. Das heißt: entweder man ist im schönsten Sinne des Wortes national und glaubt an den guten Geist des Volkes und vertraut ihm — dann mögen andere Parteien stimmen wie sie wollen, die eigene Abstimmung kann dann

Digitized by Google

nicht zweifelhaft sein; oder man fürchtet sich wie nur irgendein Reaktionär vor dem eigenen Volke und seiner aufstrebenden lebendigen Kraft — dann soll man sich aber auch offen zur konservativen Reaktion bekennen und nicht nach dem breiten Rücken eines anderen suchen, hinter dem man sich verstecken kann.

Die angesehene nationalliberale Presse nimmt, zu ihrer Ehre sei es gesagt, fast geschlossen Stellung gegen die Mehrheit ihrer Landtagsfraktion. Sie hat auch glücklicherweise durchaus recht, wenn sie mit Nachdruck betont, daß die Fraktionsmehrheit des Abgeordnetenhauses noch keineswegs den Willen der Partei verkörpert. Die Reichstagsfraktion steht ja fast ohne Ausnahme auf dem Boden des Reichstagswahlrechts, auch für Preußen, und auch in der Wählerschaft der Partei — die verschiedensten Kundgebungen haben das in diesen Tagen weithin sichtbar dargetan — ist die erdrückende Mehrheit für das gleiche Wahlrecht. Wie aber sieht es im Zentralvorstande aus? Im Gegensatz zur Stimmung der auf breiterer Grundlage aufgebauten Parteitage war der Zentralvorstand bisher fast immer sehr weit rechts orientiert. Darf man nationalliberalen Blättern, wie der „Magdeburgischen Zeitung" glauben, daß jetzt eine entschiedene Mehrheit für das gleiche Wahlrecht in Preußen vorhanden sei? Unwahrscheinlich ist es nicht; denn der Einfluß des früheren Vorsitzenden Friedberg, der jetzt als stellvertretender Ministerpräsident einen tapferen Kampf mit seinen alten Fraktionskollegen kämpft, reicht weit, zumal da Schiffer, der jetzige Unterstaatssekretär, mit all dem großen Ansehen, das er seiner nicht alltäglichen Klugheit und Tatkraft verdankt, am gleichen Strange zieht; und der neue Führer Stresemann hat sich als Vorsitzender der Reichstagsfraktion und persönlich so klar und unzweideutig ausgesprochen, daß die Herren Lohmann und Hirsch aus Essen und die anderen schwerindustriell eingestellten Schleppenträger preußisch-konservativer Reaktion gegen solches Stimmengewicht vermutlich unterliegen würden, wenn es jetzt, was dringend zu wünschen wäre, zur Machtprobe im Zentralvorstand käme.

Alles das wissen die Führer der nationalliberalen Reaktion im Abgeordnetenhause so gut und besser als wir. Um so unverständlicher und unklüger ist ihre Haltung. Nachdem das Zentrum sich jetzt entschlossen auf die Seite des Volkes geworfen hat, hängt bei der entscheidenden Abstimmung das Schicksal der Wahlreform lediglich von den Nationalliberalen ab. Es brauchen nur einige zwanzig von ihnen den Konservativen zur Hilfe zu kommen, und Herr von Heydebrand kann sich auf Klein-Tschunkawe den größten Triumphbogen seines an Erfolgen reichen Lebens bauen lassen. Eine Abstimmung innerhalb der Fraktion hat aber ergeben, daß einstweilen noch 44 Mitglieder hinter Herrn Lohmann stehen und nur 25 die Politik Friedbergs unterstützen. Wenn das so bleibt, so hat die Fraktionsmehrheit nicht bloß ihren langjährigen Führer aufs treuloseste im Stich gelassen, und zwar gerade in der großen Schicksalsstunde, wo er, der Parteiführer, vom Platz der Kritik und des bloßen Beratens auf den Platz schöpferischen Tuns berufen, endlich Gelegenheit hatte, zur Verwirklichung der Parteiideale entscheidende Schritte zu tun. Schlimmer aber als der Verrat am Führer ist der Verrat an der eigenen Sache. Und auch dessen müßte man die Herren Lohmann, Fuhrmann und ihren Anhang bezichtigen, wenn sie bis zum Ende fortfahren, mit ihrer unverfälscht konservativen Politik des Mißtrauens gegen das eigene Volk und preußisch-partikularistischer Quertreiberei gegen den Ausbau der Reichseinheit in ihren verfassungsmäßigen Grundlagen dem nationalen und dem liberalen Gedanken Steine in den Weg zu wälzen.

Wenn es aber so kommt, wenn wirklich auch in der entscheidenden Abstimmung die Nationalliberalen die Geschäfte der Konservativen besorgen: was dann? Dann muß die Regierung beweisen, daß sie nicht bloß Worte gemacht hat, als sie zu wiederholten Malen erklärte, nötigen Falles zur Anwendung aller Machtmittel entschlossen zu sein, die ihr rechtmäßig zustehen. Da ist zunächst das Recht der Auflösung des Abgeordnetenhauses und des Pairsschubes im Herrenhause. Es ist gewiß — im Hinblick auf die vielen Wahlberechtigten, die im Felde stehen — nicht gerade erwünscht, daß jetzt im Kriege allgemeine Wahlen stattfinden müssen. Unmöglich aber ist es nicht, den Feldgrauen die Gelegenheit zur Abstimmung zu geben, ohne daß die politische Agitation die Bande der Disziplin lockert und ohne daß der Soldat die Furcht zu haben braucht, daß die Wahl als politische Kontrollversammlung benutzt wird und seine Abstimmung ihm unter Umständen unangenehme Folgen eintragen könnte.

Ein zweiter Weg ist der — jetzt viel erwogene — der einstweiligen politischen Kaltstellung des Landtags, indem die Regierung ihn nur noch zur Beschlußfassung über den Staatshaushalt einberiefe, um ihn sofort nach Friedensschluß aufzulösen und dann Neuwahlen auszuschreiben. Uns will scheinen, daß dieser Weg der Weg der eingestandenen Verzagtheit ist und leicht als Weg der Unentschlossenheit und Halbheit gedeutet werden könnte. Das aber würde die Entschlossenheit der Reformgegner nur stärken und würde während der Fortdauer des Krieges dem Mißtrauen und der Verbitterung breiter Volksschichten immer neue Nahrung zuführen und nicht so sehr die Werbekraft der eigentlichen Reformfreunde erhöhen, als vielmehr die Anziehungskraft der Agitatoren der Staatsverneinung nach dem Muster der russischen Bolschewiki.

Wenn also die Regierung für den Fall der endgültigen Ablehnung der von ihr versprochenen staatsbürgerlichen Gleichberechtigung sich nicht zur Auflösung und Ausschreibung von Wahlen entschließen könnte, so müßte sie im Falle der „Kaltstellung" des widerspenstigen Landtags durch eine wirkliche politische Tat dem Volke und vor allem den Kämpfern draußen den sicheren Beweis geben, daß nach dem Krieg nicht alles so bleiben soll, wie es vorher war, und daß der Verteidiger des Vaterlandes unter keinen Umständen mehr minderen Bürgerrechts sein soll gegenüber dem Kriegsgewinner oder überhaupt gegenüber dem Begünstigten materiellen Glücks. Und dieser Nachweis wäre leicht zu liefern, indem das geltende Wahlrecht auf demselben Wege der „Oktroyierung" wieder beseitigt wird, auf dem man am 6. Dezember 1848, als man sich vom ersten Schrecken der Märztage erholt hatte, das verfassungsmäßig zustandegekommene und seit dem 8. April 1848 geltende gleiche Wahlrecht verdrängt hat. Es ist ja für einen liberalen und demokratischen Politiker eine etwas mißliche Sache, solche Mittel empfehlen zu müssen. Was aber hindert die Regierung, zum Zweck der einwandfreien Feststellung des Volkswillens eine Volksabstimmung mit rundem Ja oder Nein für oder wider das gleiche Wahlrecht zu veranstalten? Solche Abstimmung hätte keine verfassungsmäßigen Grundlagen und könnte deshalb auch keinen verfassungsmäßig wirksamen Zwang auf die Handlungen

und Entschlüsse der Regierung ausüben. Aber wie die Ergebnisse statistischer Erhebungen für wirtschaftspolitische Maßnahmen nutzbringend verwertet werden, so könnte auch niemand etwas dagegen einwenden, wenn das Ergebnis einer solchen Feststellung des Volkswillens nicht ohne Eindruck auf die Haltung der Regierung bliebe. Wir sind überzeugt, daß die Zahl derer, die gegen das gleiche Wahlrecht stimmen würden, daheim und an den Fronten so winzig klein ist, daß die Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Rechtszustandes durch Fortoktroyierung des Dreiklassenwahlrechts dann vielleicht nicht einmal mehr notwendig wäre, weil die jetzigen Mehrheitsverhältnisse im Abgeordnetenhause dem Eindruck der Volksabstimmung gewiß nicht standhalten könnten.

Will man aber alle diese Wege nicht gehen, so bleibt als letzter und vielleicht bester Weg das Eingreifen der Reichsgesetzgebung. Im Reichstag ist eine ganz große und feste Mehrheit für das gleiche Wahlrecht vorhanden. Die Reichstagsfraktionen des Zentrums und der Nationalliberalen haben von Anfang an die Landtagsfraktionen in diesem Sinne zu beeinflussen gesucht. Und doch stößt die Festlegung des gleichen Wahlrechts für alle Bundesstaaten durch die Reichsverfassung nicht bloß im Bundesrat auf schwere Widerstände, sondern auch im Reichstag und selbst unter den Anhängern des gleichen Wahlrechts. Das gilt nicht von den Nationalliberalen; sie sind gleich uns Träger des Reichsgedankens; aber das Zentrum ist von jeher der entschiedenste Verfechter des partikularistischen Bundesstaatsgedankens. Wenn das Reich noch immer kein Staat ist, sondern nur ein durch innere Notwendigkeit staatähnlich gewordener Bund von Staaten, so entspricht das dem Willen des Zentrums so gut, wie dem der Konservativen. Wir unbedingten Anhänger des Reichsgedankens dagegen können für das deutsche Volk und auch für die einzelnen deutschen Stämme als solche keinen Nachteil darin sehen, sondern umgekehrt nur hohen Gewinn, wenn auf dem Wege der Reichsgesetzgebung — und gerade auf diesem — der Aufbau aller Bundesstaaten und damit der Aufbau des Reichs vereinheitlicht und so durch volkstümliche Gestaltung zunehmen würde an äußerer Kraft und innerer Festigkeit.

Also: der Wege sind viele, die zum erwünschten und notwendigen Ziele führen können. Welchen man auch beschreitet: es hängt nur vom Willen ab, ob der Weg auch tatsächlich dahin führt. Die Spruchweisheit des Volkes hat recht: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Drum: ihr, die ihr die Führung habt und die Verantwortung tragt, auf zur Tat!

Friedrich Weinhausen, M. d. R. / Nun erst recht Sozialpolitik!

Der bedauerliche Generalstreikversuch eines Teils der deutschen Arbeiterschaft hat Wasser auf die Mühlen nicht nur unserer Feinde im Ausland, sondern auch der Reaktionäre aller Richtungen in Deutschland geliefert. „Da seht die politische Unreife derer, die jetzt ein besseres Wahlrecht in Preußen erhalten sollen", rufen die einen; und die anderen schreien: „Was hat alle entgegenkommende Sozialpolitik genützt, wenn in diesen Gefahrzeiten noch immer die Arbeitermassen sich absondern vom großen Ganzen und ohne Verständnis für des Vaterlandes Not die Arbeit niederlegen?" „Schluß mit allen politischen und sozialpolitischen Neuorientierungsversuchen!" lautet ihre gemeinsame Mahnung. Sie übersehen, abgesehen von manchem anderen, nur die eine Hauptsache, daß der politische Streik tatsächlich bloß von einer geringen Minderheit der deutschen Arbeiter unternommen wurde und an dem Widerstand der überwältigenden Mehrheit scheiterte! Diese Mehrheit hat in den verflossenen Streiktagen so viel Reife und Besonnenheit, so viel Pflichtgefühl und vaterländisches Empfinden bewiesen, daß gerade dadurch die Nation neuen, begründeten Anlaß erhalten hat, der deutschen Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit zu danken und weiterhin zu vertrauen. Und deshalb muß die Losung lauten: Nicht weniger, sondern mehr Freiheit, nicht Abbau, sondern Steigerung der Sozialpolitik!

Zum Glück stehen die berufenen Stellen fest in dieser Erkenntnis. Die maßgebenden Behörden und die reformfreundlichen Parteien haben gerade nach dem gescheiterten Streikversuch ihren unbeirrten Willen zur Durchführung politischer und sozialpolitischer Neuorientierung besonders laut und kräftig bekundet, und Reichsregierung wie Reichstagsmehrheit schicken sich nun erst recht an, die in Aussicht genommenen und gemeinsam vereinbarten sozialpolitischen Gesetze zu verwirklichen.

Dem Reichstag sollen zunächst die beiden Gesetzentwürfe zugehen, die Reichskanzler Graf Hertling bei Übernahme seines Amtes angekündigt hat: ein Arbeitskammergesetz und eine Novelle zur Gewerbeordnung, die den § 153 GO. aufhebt.

Der neue Arbeitskammergesetzentwurf wird sich, wie verlautet, im großen und ganzen an den gescheiterten vom Jahre 1910 anlehnen, jedoch die damaligen Reichstagsbeschlüsse zweiter Lesung berücksichtigen. Danach können auch die Vorsitzenden und Beamten von Berufsvereinen, also auch Arbeiter- und Arbeitgebersekretäre, gewählt werden, doch darf ihre Zahl ein Viertel der Kammermitglieder nicht übersteigen. Ferner sollen alle Arbeiter der Reichs-, Staats- und Gemeindebetriebe in die Arbeitskammern einbezogen werden, also auch die Eisenbahner. Damit hat die Reichsregierung die Einwände fallen lassen, die sie im Jahre 1910 zu ihrem „Unannehmbar" bewogen hatten. Dagegen soll eine Reihe von Wünschen unberücksichtigt bleiben, die von den großen Gewerkschaftsverbänden gemeinsam formuliert und einheitlich eingereicht worden sind. Insbesondere scheint der Hauptwunsch dieser Kreise, die gesetzliche Verankerung der Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und der Schlichtungsstellen, wie sie im Hilfsdienstgesetz für die Kriegsdauer eingeführt sind, im Kammergesetzentwurf nicht beabsichtigt zu sein. Man wird dann diesen in der Tat für die schwierige Übergangszeit und die ersten Nachfriedensjahre ganz besonders erwünschten Ausbau des Einigungswesens durch eine eigene Novelle zur Gewerbeordnung anzustreben haben.

Leider ist in den beteiligten Kreisen noch eine erhebliche Meinungsverschiedenheit über den Geltungsbereich der Arbeitskammern vorhanden. Der Entwurf der Gewerkschaftsverbände wollte unterschiedslos alle gewerblichen Arbeiter und Angestellten in einheitliche Arbeitskammern einbeziehen und nur besondere Abteilungen zur Behandlung von Angestelltenfragen vorsehen. Dagegen wünschen die kaufmännischen Angestellten in ihrer überwiegenden Mehrheit besondere Kaufmannskammern. Sie begründen diese Forderung mit der Eigenart und der besonderen Bewertung ihrer Arbeit, mit ihrer Stellung innerhalb der bürgerlichen Mittelschicht und mit peinlichen Erfahrungen, die sie beim Hilfsdienstgesetz mit der Arbeiterschaft gemacht haben wollen. Sie erklären, nur den bisherigen Weg weiter-

Digitized by Google

zuverfolgen, auf dem sie eigene Berücksichtigung im Handelsgesetzbuch, bei den Kaufmannsgerichten und in der Versicherungsgesetzgebung gefunden haben. Bedauerlich ist bloß, daß eine Minderheit von kaufmännischen und die Mehrheit der technischen Angestellten anderer Meinung ist und die einheitlichen Arbeitskammern bevorzugt, die Kaufmannskammern verwirft. Dadurch wird auch im Reichstag bei der Beratung des Gesetzes unsicheres Schwanken entstehen. Die Reichsregierung berücksichtigt vorläufig alle Wünsche, indem sie die technischen Angestellten mit den Arbeitern zusammenfassen und ihnen besondere Abteilungen zugestehen, den kaufmännischen Angestellten dagegen eigene Kaufmannskammern zubilligen will. Es wäre gut, wenn der Kaufmannskammergesetzentwurf gleichzeitig mit dem anderen vorgelegt und beraten würde; dann könnten die Vorteile und Nachteile getrennter Einrichtungen am besten gegeneinander abgewogen werden.

Im übrigen ist bei früheren Gelegenheiten die Arbeitskammerfrage schon so häufig und eingehend besprochen worden, daß man wohl erwarten darf, es werde trotz der zweifellos vorhandenen äußeren Widerstände und inneren Schwierigkeiten keine allzulange Verhandlung im Reichstag zur Verabschiedung des Gesetzes mehr nötig sein.

Weniger friedlich dürfte es bei der in Aussicht gestellten Aufhebung des § 153 GO. hergehen. Dieser Paragraph richtet sich bekanntlich gegen die sogenannten Streikvergehen und lautet:

„Wer andere durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohungen, durch Ehrverletzungen oder durch Verrufserklärung bestimmt oder zu bestimmen versucht, an solchen Verabredungen (zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen) teilzunehmen, oder ihnen Folge zu leisten, oder andere durch gleiche Mittel hindert, oder zu hindern versucht, von solchen Verabredungen zurückzutreten, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft, sofern nach dem allgemeinen Strafgesetz nicht eine härtere Strafe eintritt."

Diese Bestimmung wird von der organisierten Arbeiterschaft aller Richtungen als hartes Ausnahmegesetz und bitteres Unrecht empfunden. Man muß den vorausgehenden § 152, 2 hinzunehmen, um das zu begreifen. Dort heißt es:

„Jedem Teilnehmer steht der Rücktritt von solchen Vereinbarungen und Verabredungen (zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen) frei, und es findet aus letzterem weder Klage noch Einrede statt."

Nun braucht man nur das Berufsrecht anderer Stände, etwa das Innungsrecht der Handwerker zu vergleichen, in dem zur besonderen Aufgabe gemacht wird, Standesehre und Berufsinteresse der Gesamtheit gegenüber einzelnen zu schützen, in dem sogar gesetzliche Handhaben gegeben sind, widerstrebende Minderheiten nicht bloß am Austritt zu hindern, sondern sogar zum Eintritt zu zwingen: da wird der Ausnahmecharakter der beiden Bestimmungen der Gewerbeordnung gegenüber den Arbeitern ohne weiteres klar. Während heute in allen Gesellschaftsschichten das Gemeinschaftsgefühl erfreulich wächst, die Vertretung der Berufs- und Standesinteressen sittlich höher als die Wahrung persönlicher Sonderinteressen bewertet wird, ist es allein dem gewerblichen Arbeiter untersagt, das Solidaritätsgefühl seiner Arbeitsgenossen auf alle Weise anzufeuern, um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erzielen. Nirgendwo sonst werden, wie hier, Verrufserklärungen vom Gesetzgeber mit Strafe bedroht, überall bleibt leichte Beleidigung und einfache Bedrohung straffrei, wenn es sich um Wahrnehmung berechtigter Interessen handelt: nur beim Arbeiter, der günstigere Lebensbedingungen erringen will, ist Gefängnisstrafe angedroht!

Dazu kommt, daß sich in der Praxis der § 153 fast ausschließlich gegen Arbeiter wendet, während den Arbeitgebern andere, nicht strafbare Mittel zur Erreichung gleicher Zwecke in genügender Auswahl zur Verfügung stehen. Zahlreich sind denn auch die Verurteilungen von Arbeitern aus diesem Paragraphen. Und immer ist die Strafe eine entehrende Gefängnisstrafe, „sofern nach dem Strafgesetz nicht eine härtere Strafe eintritt". Dann, und nur dann, kann unter Umständen die Gefängnisstrafe in Geldstrafe verwandelt werden!

Das Scharfmachertum und die sogenannte wirtschaftsfriedliche (gelbe) Arbeiterbewegung hat den Bestrebungen auf Streichung des § 153 immer entgegengehalten und macht auch gegenwärtig wieder unter dem Feldgeschrei mobil: der Arbeitswillige ist dem schlimmsten Streikterrorismus ausgesetzt, wenn diese Schutzbestimmung wegfällt. Aber dem gegenüber ist doch darauf hinzuweisen, daß das Strafgesetzbuch zahlreiche Paragraphen aufweist, die alle Arten der Bedrohung Arbeitswilliger wirksam zu bekämpfen imstande sind; wir nennen nur die §§ 250 (Erpressung), 240 (Nötigung), 243 (Bedrohung), 110 (Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze), 125 (Landfriedensbruch), 126 (Landzwang) und 360 (grober Unfug). Einige von diesen Bestimmungen, so insbesondere der Erpressungsparagraph, werden ohnehin schon allzu häufig und allzu schematisch auf ehrliebende Arbeiter angewendet, die nur etwas unvorsichtig oder zu temperamentvoll die Interessen ihrer Berufsgenossen gegenüber Streikbrechern wahrgenommen haben.

Nach dem allem kann kein überzeugender Grund für die Beibehaltung des § 153 GO. beigebracht werden. Für seine restlose Beseitigung aber spricht allein schon der Umstand, daß er das Ehrgefühl des Arbeiters aufs empfindlichste verletzt und daß diese Verletzung naturgemäß in gegenwärtiger Zeit besonders unerträglich erscheint, wo die überwältigende Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft ihren Frieden mit der Volksgesamtheit gemacht hat und jahraus, jahrein die gleichen schweren Opfer wie alle übrigen Stände und Berufe zur Verteidigung des Vaterlandes willig darbringt.

Deshalb ist es erfreulich, daß Reichsregierung und Reichstagsmehrheit entschlossen sind, allen starken Widerständen zum Trotz dieses schlimme Ausnahmerecht gegen vorwärts strebende Arbeiter möglichst bald zu beseitigen. Im Rückblick auf den gescheiterten Generalstreikversuch und im Ausblick auf die noch immer unabsehbare Dauer des Krieges befolgen beide dabei nur die zeitgemäße Losung: Nun erst recht Sozialpolitik!

Auseinandersetzung mit einem Alldeutschen

Vor der Wiederaufnahme der Kriegshandlungen im Osten.

A.: Die beste Antwort auf Trotzkis neuesten Schachzug wäre die Besetzung von Livland und Estland und der Vormarsch auf Petersburg.

B.: Wenn wir militärisch dazu imstande sind und die Heeresleitung von der Zweckmäßigkeit eines solchen Schrittes überzeugt ist, so wird sie es auch tun. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß wir militärisch nicht allmächtig sind.

A.: Militärisch wäre schon viel möglich gewesen, aber seit dem unheilvollen Beschluß der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli war die militärische Leitung in ihren Unternehmungen gehindert.

Digitized by Google

B.: Dies kann ich nicht glauben. Aber nach meiner Meinung hat jener Beschluß eine gute Wirkung gehabt in unserem eigenen Volke, im neutralen Auslande und selbst bei unseren Feinden. Zum mindesten müssen wir annehmen, daß die angefochtene Mehrheit nach ihrer besten Überzeugung gehandelt hat, um das Wohl des Vaterlandes zu fördern.

A.: Nein, diese internationale Gesellschaft und die Krone sind Gegner einer Erstarkung des Deutschen Reiches! Die Mehrheit des Deutschen Reichstags ist nicht deutsch!

B.: Herr A., ich stehe zufällig auch hinter dieser Mehrheit, und wenn Sie sagen, die Mehrheit des Deutschen Reichstags sei nicht deutsch, so treffen Sie damit jeden, der sich hinter diese Mehrheit stellt. Ich lasse mich aber an deutscher Gesinnung von niemand übertreffen, von keinem Alldeutschen, von keinem Vaterlandsparteiler und auch nicht von Ihnen!

A.: Ich meine nicht Sie; aber ich wiederhole: die Mehrheit des Deutschen Reichstags ist nicht deutsch, so wenig ein Ledebour deutsch ist oder ein Scheidemann oder ein Erzberger!

B.: Ausflüchte! Ich streite mit Ihnen nicht über Personen. Ich stelle mich hinter meine Partei, wie Sie sich hinter die ihrige stellen. Sie können sachlich anderer Ansicht sein als ich und tausend andere, aber Sie haben kein Recht, den anderen ihre Vaterlandsliebe abzusprechen, die Ehrlichkeit ihrer Überzeugung zu bezweifeln und sie als Gesinnungslumpen hinzustellen.

A.: Es gibt natürlich viele, die keinen Einblick in politische Dinge haben.

B.: Unerhört! Auch noch die Fähigkeit politischen Denkens und Urteilens wollen Sie dem Gegner absprechen! Dies ist die heillose Anmaßung und schrankenlose Überhebung, die unser Volk gegenwärtig in zwei unversöhnliche Lager zerreißt. An dieser unserer Auseinandersetzung haben Sie ein Beispiel, wie durch derartige Verdächtigungen und Beschimpfungen des Andersdenkenden die politischen Leidenschaften entflammt werden. Ein Wunder wäre es, wenn auf solche unerhörte Herausforderung hin der andere ruhig bleiben könnte. Sie und Ihresgleichen sind schuld daran, daß die innere Geschlossenheit des deutschen Volkes in die Brüche ging.

A.: Ich wiederhole es und trete dafür ein: die Mehrheit des Deutschen Reichstags ist nicht deutsch! Dies sage ich so oft, wie Sie es hören wollen! (Geht ab.)

Kuno Waltemath / Die Demokratisierung Preußens und der deutsche Bauernstand

Die Demokratisierung Preußens wird aufs bitterste nicht nur von den Konservativen beklagt und bekämpft, nein, auch von jenen Geistern, die sich als reinste Vertreter des Deutschtums preisen, die nichts anderes wollen, als das Deutschtum in seiner Reinheit erhalten. Für sie bedeutet ein demokratisches Preußen ein Herabgleiten in den Sumpf des undeutschen Wesens, wie einer ihrer Wortführer es proklamierte, eine Vernichtung des echt germanischen Volksgeistes in Deutschland. Alle guten Kräfte des Deutschtums, die deutsche Familie, die deutsche Sitte scheinen ihnen bedroht, und der deutsche Bauernstand, den sie ganz richtig die Wurzel der Nation nennen, vor seinem Untergang. Denn die dunkelen demokratischen Mächte hassen nach ihnen den Bauernstand als erhaltendes Element und suchen ihn, wo sie können, zu verderben, um ihre Herrschaft zu stabilisieren. Wenn jemals die Tatsachen in das Gegenteil verkehrt worden sind, so ist es hier geschehen. Im Gegenteil, ein demokratisches Preußen wird den Bauernstand hegen und pflegen, wird alle die Fesseln sprengen, die seiner Verbreitung sich entgegenstemmen. Das bisher zu Recht bestehende Preußen sah dieser Verbreitung nicht günstig zu. Im preußischen Landtage, dem Hort aller Gegner der Bauernkolonisation unter dem Schlachtrufe: Erhaltung der richtigen Bodenbesitzverteilung, bestrebten sich die in Preußen regierenden Gewalten, die innere Kolonisation in Banden zu schlagen. Fideikommißgesetzgebung, das Grundteilungsgesetz, das Widerstreben gegen die Aufteilung der Domänen, haben dies ständig offenbar gemacht. Das Dreiklassenwahlrecht war so kein Hort des Bauernstandes, kein Hort der Bewahrung deutschvölkischen Wesens, so wie jene am Eingange dieses Aufsatzes angezogenen Geister ihn verstehen. Und das Resultat der bisherigen preußischen Agrarpolitik kann wahrlich nicht als Beweis dafür dienen, daß diese Politik das deutschvölkische Wesen gestärkt hat.

Das haben wir im Laufe des Weltkrieges genugsam erfahren. Wir vermögen nur mit Schrecken daran zu denken, wie es uns ergangen wäre, wenn wir nicht so viele Gefangene gemacht hätten, wenn wir nicht bei Kriegsausbruch das Heer der slawischen Saisonarbeiter in unserer Mitte gehabt, wenn der Krieg im Frühjahr ausgebrochen wäre, zu welcher Jahreszeit dieses Heer gewöhnlich noch in seiner Heimat zu weilen gewohnt ist. Womit hätten wir sonst unsere Felder bestellen sollen, unsere Ernten einheimsen? Dürfen wir uns darauf verlassen, daß wir auch bei späteren Kriegen über solche Glücksfälle verfügen? Nein, und deshalb haben wir dafür zu sorgen, daß unser Land mit Volk gefüllt ist; es muß so gefüllt sein, daß, wenn später wieder einmal die ganze arbeitskräftige, militärpflichtige Mannheit und Jugend bei den Fahnen ist, dennoch immer noch so viele Arbeitskräfte zu Händen sind, um die Äcker restlos bearbeiten zu können, um säen, ernten und dreschen zu können und des Viehes zu warten. Das kann nur auf den Wegen der inneren Kolonisation geschehen, sei es, daß neue Bauernstellen und Bauerndörfer auf den urbar zu machenden Mooren und den Geländen des Großbetriebes angesetzt werden, sei es, daß den ländlichen Arbeitern die Möglichkeit und die Gewißheit verschafft wird, bei fleißigem Lebenswandel zu eigenem Haus und Garten zu kommen, sich wirtschaftlich emporzuarbeiten, allmählich zu Kleinbauern sich zu entwickeln, indem Äcker und Wiesen hinzugepachtet werden können und man eine eigene Viehzucht betreiben kann. Als Vorbild für die bäuerliche Kolonisation dient die Tätigkeit der Ansiedlungskommission in der Ostmark, die auf 394 000 Hektar 450 Dörfer begründete und 150 000 Deutsche ansiedelte. Dort, wo früher Großbetrieb an Großbetrieb sich dehnte, wohnen jetzt rührige deutsche Bauern und holen Früchte aus dem Boden in solchen Mengen, woran der Großbetrieb nie gedacht hat. Nach dem Zeugnis des Präsidenten der Ansiedlungskommission bringen die Bauern in den neuen Ansiedlungsdörfern die größten Ernten in der Ostmark hervor und eignen das meiste Vieh, sie verleiben den meisten Kunstdünger der Erde ein und bestellen diese am meisten im Einklange mit den Forderungen der neuzeitlichen Ackerbauwissenschaften. Wenn nur die Hälfte der 7 Millionen Hektar, die bei uns der Großbetrieb umfaßt,

Digitized by Google

Bauernland würde, könnten fast 5000 Dörfer mit 2½ Millionen Einwohnern angelegt werden, und wenn man statt der mittelbäuerlichen Betriebsweise, wie sie in der Ostmark innegehalten wurde, mehr die kleinbäuerliche ins Auge fassen wollte, mit noch viel mehr Einwohnern. Wieviel volkreicher ein rein bäuerliches, und besonders kleinbäuerliches Deutschland auf dem platten Lande sein würde, erweisen folgende Zahlen. Im Osten mit seinem vielen Großbetrieb kommen auf 1000 Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche 232 Erwerbstätige, deren Hauptberuf die Landwirtschaft ist, in Westdeutschland mit dem kleinbäuerlichen Rheinland, dem an Großbauern reichen Niedersachsen, Westfalen und Schleswig-Holstein 328, im vorwiegend kleinbäuerlichen Westdeutschland 424! Am dichtesten sitzt die landwirtschaftliche Bevölkerung am Rheine, in Hessen, in Thüringen, im ganzen Süden, der — Ober- und Niederbayern ausgenommen — ein Dorado des Kleinbauerntums ist.

Es ist deshalb ein erfreuliches Zeichen, daß der Gang unserer agrarischen Entwicklung auf Mehrung des Mittelbauerntums sowie des Kleinbauerntums, überhaupt auf Mehrung der kleinen Betriebe hineilt. Von 1882 bis 1907 ist die Flur, die die Bauerngüter eignen, um fast 3 Millionen Hektar gewachsen, die Zahl der Güter um 144 485. Die ganz kleinen Höfe, die nur 2—5 Hektar groß sind, waren 1907 gegen 1895 um 164 000 Hektar, gegen 1882 um 474 000 Hektar gewachsen, die Mittelbauernhöfe um fast 1¼ Mill. Hektar bzw. 2 300 000. Dagegen nahmen die Großbetriebe seit 1905 um 1495 ab, ihre von ihnen bewirtschaftete Flur um 1 100 000 Hektar. Innere Kolonisation treiben heißt also dieser Entwicklung keine Hindernisse in den Weg stellen, sie zu beschleunigen und die Entwicklung durch Anwendung großzügiger Maßnahmen in raschere Gangart bringen. Und die Neuordnung in Preußen, die Wahlreform wird bei den Landtagswahlen die Kräfte ausschalten, die solchen Maßnahmen Hemmnisse aller Art entgegentürmten und jeder ernsteren Kolonisation widerstrebten.

Ein Weg, unser Land volkreicher zu machen, ist auch die Ansetzung von Arbeiterstellen mit eigenem Haus und Garten, also von Häuslingsstellen und Büdnereien. Mecklenburg ist hier vorbildlich. In diesem vielverschrienen Lande schuf die großherzogliche Regierung auf den Geländen des Domaniums von 1834 bis 1914 2837 neue Büdnereien, von 1850 bis 1900 9203 Häuslingsstellen, von 1900 bis 1904 wuchs deren Menge von 9203 auf 12 200. („Mecklenburgische Nachrichten", 8. Januar 1916.) Der Lohn für diese Tätigkeit ist nicht ausgeblieben. Während in dem Teile Mecklenburgs, der die Rittergüter enthält, die Bevölkerung sich minderte, das Polentum vordringt, ist das Gebiet des Domaniums, d. h. des großherzoglichen Besitzes, volkreicher geworden und hat dabei sein reindeutsches Wesen bewahrt. Während hier von 1891 bis 1905 eine Volksmehrung von 191 426 auf 194 755 stattfand, sank im Gebiete der Ritterschaft die Volkszahl von 132 868 auf 117 946.

Wir müssen Bauern- und Siedlungspolitik nicht nur treiben, um unser Land der drohenden Menschenleere zu entreißen, gewappneter künftigen Daseinskämpfen gegenüberzustehen. Wir müssen sie auch betreiben, um der Slawisierung des Ostens zu begegnen. Und diese ist nicht etwa ein Phantom, sondern eine Erscheinung, die uns gefahrvoll nähertritt, deren erste Anzeichen uns erschrecken. Eine 1910 vorgenommene Umfrage der Landwirtschaftskammer für die Provinz Sachsen ergab, daß nicht weniger als 49,6 v. H. aller auf den Großbetrieben arbeitenden Kräfte ausländische Wanderarbeiter waren, auf manchen Betrieben 80 v. H. und mehr. Und mit Recht meint Erich Keup: „Ob und wieweit man solchen Boden noch als deutsches Land bezeichnen kann, bleibt dem Belieben des einzelnen Beurteilers überlassen."

In ganz Ostelbien sind die Zustände von derselben Traurigkeit. Und das Schlimme ist, daß die Zahl der Slawen, die im Spätherbste nicht das Land verlassen, sondern dableiben, mit Erlaubnis der Behörden sich völlig einbürgern, von Jahr zu Jahr wächst. In wie vielen Gutsbezirken ist nicht schon ein beträchtlicher Bruchteil der dauernd Ortsansässigen slawisch. Wenn nicht alles täuscht, wird es nach dem Kriege noch schlimmer werden. Ein Teil der deutschen Arbeitskräfte kehrt nicht mehr zurück, er schläft den Heldentod in Feindesland, ein anderer Teil ist völlig invalid geworden, ein noch anderer Teil wird durch die lockenden Verdienstmöglichkeiten in der Industrie angezogen werden. Die heimischen deutschen Landarbeiter werden weiter an Zahl sich mindern. Wie hat sie sich bereits gemindert! 1905 gab es noch 6 755 000 von ihnen, 1907 nur noch 5 644 000, jetzt werden es noch viel weniger sein. Dafür steigt das polnische Arbeiterheer empor, entsprechend der fortgesetzten Mehrung der ausländischen Wanderarbeiter in der Landwirtschaft: diese beschäftigte 1908 deren 265 485, 1914 aber 436 736, davon 327 254 Polen. Wenn manche unter uns sich in dem Traum gewiegt haben, daß der polnische Wandererstrom sich allmählich verebben müsse, so hat Georg Cleinow sie aus diesem Traum gerissen. Er hat nachgewiesen, daß es bislang lediglich Westpolen gewesen ist, das neben Galizien uns Wanderarbeiter zuschickte. Das ganze mittlere und östliche ehemalige russische Polen steht noch als Rekrutierungsgebiet offen, ferner Wolhynien, Litauen, Weißrußland, die alle jetzt in den Bereich der deutschen Arbeiterwerbungsorganisationen gerückt sind. Gewaltige Scharen von Arbeitern lassen sich hier noch gewinnen, so sollen nach Cleinows Schätzung im mittleren und östlichen Polen 600 000—700 000 dauernd oder zeitweilig arbeitslose Landarbeiter leben. Wenn diese Scharen sich nach unseren östlichen Gauen wälzen, um die Lücken zu füllen, die im heimischen Arbeiterheer entstanden sind, dann wird bald die Slawisierung des platten Landes kein Schattenbild sein, sondern leibhafte Wirklichkeit. Dagegen anzukämpfen, die größtmögliche innere Kolonisation zu treiben, ist nationale Notwendigkeit, der wir uns nicht entziehen dürfen, wenn es von uns nicht einmal heißen soll, wie vom alten Rom: Die Latifundien haben Deutschland zugrunde gerichtet.

Wir stehen jetzt staunend still vor dem Heldenkampf, den Friedrich der Große und den die Helden von 1813 ausfochten. Wir gewinnen jetzt erst das rechte Augenmaß dafür. Und da muß gefragt werden, ob man sich so recht der Tatsache bewußt ist, daß damals der Osten ein Bauernland gewesen ist, daß er weit weniger Großbetrieb hatte als jetzt. Man muß fragen, ob wohl Preußen die Schläge so gut ausgehalten hätte, so gut das Ringen um seine Existenz ertragen, wenn es so viele Rittergüter als jetzt besessen hätte? Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fand Thaer, daß 80 v. H. des Acker- und Wiesenlandes in der Kurmark von allerdings meist untertänigen Bauern bewirtschaftet waren. Ebenso war in Ost- und Westpreußen die Zahl der Bauern größer als jetzt, und nicht anders war es in Pommern und Mecklenburg. Seit 1816 sind 300 000 Bauernstellen im Osten verschwunden, womit der Bauernstand 1 Million Hektar Land einbüßte. In Schlesien sind allein während der Zeit von 1850 bis 1880 über 100 000

Hektar Bauernland vom Großgrundbesitz aufgesogen worden. Und seit 1880 ist dieser Aufsaugungsprozeß weiter fortgeschritten und hat uns immer weiter von der bäuerlichen Sitte unserer Vorfahren entfernt. Hoffen wir, daß wir bald in dieser Beziehung zu ihr zurückkehren. Es gibt nichts, was dem deutschen Volke mehr frommen würde.

Samson Hirsch / Von der Umwertung des Krankheitsbegriffes nach dem Kriege

Der Krieg, der sich mehr und mehr als entscheidender „Kampf ums Dasein" der an ihm beteiligten Völker darstellt, folgt hierbei mit naturgesetzlicher Notwendigkeit dem Auswahlprinzip, wonach der Lebensfähigste und Tüchtigste als Sieger auf dem Kampfplatze zurückbleibt. Nicht das gleiche läßt sich von der Auslese sagen, die der Krieg unter den Angehörigen eines kämpfenden Volkes trifft. Hier ist zu berücksichtigen, daß ein großer Teil der frischen, entwicklungsfähigen Jugend des Volkes vor dem Feinde stirbt, während in nicht unerheblichem Umfang die Zukunft der Volksgemeinschaft auf den Daheimgebliebenen, den Schwachen, Kindern und Greisen und den zurückgekehrten Kriegsbeschädigten, den Siechen und Kranken stehen wird. An dieser Erscheinung dürfen wir nicht achtlos vorbeigehen. Ein Grundunterschied zwischen der Wirtschaft vor dem Kriege und der Kriegsorganisation liegt darin, daß früher, bis auf wenige Kreise und Berufe, auf dem Arbeitsmarkt und im Wirtschaftsleben vorwiegend Gesunde und Arbeitsfähige tätig waren. Was im weitesten Sinne krank war, schied aus, sei es aus persönlichen Heil- und Versorgungsinteressen, sei es aus Mangel an Konkurrenzfähigkeit. Die Not der Stunde hat hier bereits einen bedeutsamen Wandel geschaffen; die Aufgaben nach Friedensschluß werden mindestens für Jahrzehnte diesen Wechsel zu einer dauernden Erscheinung machen. Für die Praxis liegt in diesem Umstand, wie im folgenden gezeigt werden soll, eine wichtige Forderung, die wir die Umwertung des Krankheitsbegriffes nennen wollen. Es gilt, mit Bewußtsein den Begriff der Krankheit und Arbeitsfähigkeit enger zu umgrenzen. Wenn wir mit den in Friedensjahren angewandten Maßstäben die nach dem Kriege verfügbaren Volkskräfte messen würden, so würden wir zu sehr bedenklichen Ergebnissen gelangen. Es erscheint aber notwendig, möglichst frühzeitig hierauf hinzuweisen, da die bisherigen Erfahrungen zeigen, daß diese Ansicht noch viel zu wenig in allen Kreisen Verbreitung gefunden hat. Und doch ist diese Frage so ernst für die zukünftige gesunde Entwicklung des Staatsorganismus.

Wenn heute sich ein jeder schon, im alltäglichen Privatleben, der Reglementierung durch den Staat unterziehen muß, so trägt er diese Unbequemlichkeit als notwendige und vorübergehende Kriegsfolge. Daß aber dieser Ausnahmezustand möglicherweise nach dem Kriege zur Permanenz erklärt werden kann, daß, wenn auch vielleicht nicht unter der Form des Hilfsdienstes, so doch in anderer Weise beim Friedensschluß alle arbeitsfähigen Kräfte zusammengefaßt werden müssen, diese Erkenntnis hat sich noch längst nicht durchgesetzt. Kranksein ist heute und wird in Zukunft nicht mehr allerpersönlichste Angelegenheit des einzelnen sein. In der Gegenwart macht der Staat sein Interesse an der Gesundheit der Bürger, oft in scheinbar schonungsloser Weise, geltend; zunächst für den überwiegend größten Teil der männlichen Bevölkerung, der im Heere oder im vaterländischen Hilfsdienste steht. Die Krankheit und die Stellungnahme zu ihr bei der Pflege, Heilung und Versorgung sind Gegenstand der öffentlichen Kontrolle geworden. Manch einer, der sich stets gesund wähnte, erfuhr bei einer der vielen Musterungsuntersuchungen zum ersten Male von einer krankhaften Anlage oder Funktionsstörung an seinem Körper. Viele, deren ganze Zeit ausgefüllt war mit der Sorge um ihre vermeintlich sehr gebrechliche Gesundheit, lernten ihre ungeschwächten Kräfte regen. Auch die Wahl des Heilverfahrens ist nicht mehr dem einzelnen überlassen; auch hier greift der Staat oft mit harter Hand ein. Lediglich die Entscheidung über gegebenenfalls lebensgefährliche operative Maßnahmen bleibt der einzelnen Persönlichkeit überlassen. Es werden die im Frieden für verhältnismäßig kleine und ausgewählte Kreise wie für das stehende Friedensheer maßgebenden Vorschriften auf die ganze große Kriegsgemeinschaft ausgedehnt. Das gilt sogar in gewissem Umfang für die im vaterländischen Hilfsdienste tätigen Frauen, wie für die Krankenpflegerinnen. Auch der Privatmann wird heute viel weniger auf sein kleines Wohl und Wehe bedacht sein können als früher. Ganz abgesehen von einem etwa bestehenden Mangel an Ärzten, von denen fast 75 v. H. im Heeresdienste tätig sind, ist die harte Zeit schlecht geschaffen zur grübelnden Selbstbeobachtung und zärtelnder Rücksichtnahme. In vielen Fällen hat sich das Verhältnis des Arztes zu seinen Patienten aus all diesen Gründen auf eine völlig andere Grundlage gestellt. Insbesondere gilt dies für den im allgemeinen Dienste stehenden Arzt. Neben der altärztlichen, wahrhaft menschlichen Forderung, dem Kranken zu helfen, erhebt sich für ihn die gebieterische Pflicht, das Interesse der Allgemeinheit zu wahren. Gewißlich wird der Anspruch des einzelnen in der Mehrzahl der Fälle mit der Pflicht gegen die Allgemeinheit zusammengehen. Auch schon in Friedenszeiten hat eine große Anzahl der im öffentlichen Dienste stehenden Ärzte neben dem Heilinteresse die Rechte wirtschaftlicher Betriebe und Gesellschaften mitzuwahren gehabt. Aber es besteht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen den Anforderungen an die durch einen Wirtschaftsvertrag gebundene Persönlichkeit und den Pflichten eines Vertreters des Staatsinteresses. Im Konfliktsfall wird der Wunsch des gewerblichen Betriebes stets vor dem Wohle des Patienten zurückzustehen haben. Der Krieg hat hier eine Wandlung eintreten lassen. Jetzt ist, wie überall, das Allgemeinwohl „Suprema lex". Der einzelne muß sich der Allgemeinheit unterordnen. Das ist die wesentlichste Wirkung des Krieges auf das innere Volksleben, wird es im Interesse der Staatserhaltung auch für eine lange Zukunft bleiben müssen. Für den Arzt, der im öffentlichen Dienste steht, wird sich also die Lösung des Konflikts zwischen Einzelwohl und Gemeinschaftsforderung nach diesem Gesichtspunkte zu vollziehen haben. Die ärztlich-menschliche Forderung muß in diesem einzigen Falle hinter die mit noch höheren sittlichen Werten ausgestattete Pflicht gegen die Gesamtheit der Volksgenossen zurücktreten. Gewißlich stellt das Wohlergehen des einzelnen Bürgers selbst ein Staatsinteresse dar, und es bleibt immer noch zu entscheiden, ob nicht das Leiden des einzelnen oder dessen Folgen die Allgemeinheit mehr belasten, als die im anderen Falle zu erzielenden Werte Nutzen bedeuten. Doch muß der einzelne das Gebot der Stunde erfüllen, und die Neuordnung, die sich ihm in seiner außerpersönlichen Umgebung als selbstverständliche Kriegs-

folge ergibt, auch für seine körperlichen Kräfte und Bedürfnisse, und gerade eben auch für seine körperlichen Nöte, anerkennen lernen. Der Umsturz alter, in Friedenszeiten bewährter Maßstäbe bringt eine Umwertung auch für die persönlichsten körperlichen Beziehungen.

Die ganz neuen Gesichtspunkte, unter denen sich das Leben in den späteren Friedensjahren entwickeln muß, werden ein für allemal mit vielen alten Formen und Methoden zu brechen haben. Die Umwertung aller Erscheinungen und Kräfte durch den Krieg, selbstverständlich auch die Umwertung des Krankheitsbegriffes, erfordern diese Neueinstellung im engsten Kreise des Individuums, wie in den gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen.

Auf sozialpolitischem Gebiete haben bereits die letzten Jahrzehnte vor dem Kriege eine bedeutende Entwicklung heraufgeführt. Einen Ausgangspunkt für diese Entwicklung stellt die Schöpfung der Invaliden- und Krankenversicherungseinrichtungen dar. Auch hier sind wir mit dem Kriege und in seinem Verlaufe in eine neue Phase eingetreten. Die Rente galt nach der bisherigen Auffassung lediglich als eine Entschädigung, die die Gesellschaft dem im allgemeinen Dienste arbeitsunfähig oder krank gewordenen Mitgliede zahlte. Oft bestanden einander widerstrebende Interessen der Allgemeinheit und des einzelnen. Es erschien menschlich, daß der einzelne, wenn er einmal erkrankt oder arbeitsunfähig geworden war, sein Rentenrecht unter allen Umständen vertrat. Anderseits wollte die Allgemeinheit ihren Verpflichtungen nur dort nachkommen, wo alle Vorbedingungen hierzu erfüllt waren. Man gelangte auf diese Weise zu den typischen Vorstellungen eines auf sein Recht pochenden Rentenempfängers, der, in dem Bestreben durch Mehrarbeit seine Bezüge nicht zu verringern, nur ein Minimum an Arbeit leistet, — und einer „engherzigen" Kasse, die nur ein Minimum an Rente gewähren will. Hier muß in Zukunft eine Änderung eintreten. Die Zahl der Versorgungsberechtigten ist mit dem Kriege ins unendliche gewachsen. Längst mußte der Begriff des Arbeits- oder Dienstunfähigen von alten Friedensnormen heruntergeschraubt werden, um nicht nur während des Krieges alle verfügbaren Kräfte zu binden, sondern, um bei Friedenseintritt die notwendigen Aufbauelemente zu haben. Ganz abgesehen von der finanziellen Frage, erscheint es vom Standpunkt einer gesunden Wirtschaftsordnung höchst bedenklich, auf Grund der bisherigen Friedenspraxis nach dem Kriege den größten Teil der Volkskraft durch Rentenzahlungen zu erhalten. Dabei soll kein begründetes Recht versagt werden. Insbesondere darf der Kriegsgeschädigte keinen Undank ernten. Aber sowohl der einzelne wie der Staat werden im Verfolg ihrer Rechtsansprüche Entgegenkommen üben müssen. Die bloße Tatsache des Rentenempfangs darf nach dem Kriege nicht zu einer, wenn auch noch so beschränkten Arbeitseinstellung Veranlassung geben. Es kann nicht genügen, wenn der Rentenempfänger am Zahlungstermin seine Gelder erhebt und auf Grund dieser Erwerbsquelle nun sein mehr oder minder kümmerliches Dasein fristet, sondern er muß die ihm verbliebenen Kräfte nach äußerstem Vermögen in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Anderseits muß das engherzige Verfahren, wonach bei beschränkter Arbeitsaufnahme oder erhöhter Leistungsfähigkeit die Rente oder das Krankengeld herabzusetzen ist, aufgegeben werden. Die Entscheidung darüber, ob ein Rentenempfänger noch werktätige Arbeit leistet oder nicht, darf nicht länger, wie bisher, einem freien Ermessen überlassen bleiben, sondern die Arbeit neben dem Rentenempfang sollte auch bei ausgesprochener Invalidität durch gesetzliche Regelung zur Pflicht gemacht werden. Ansätze zu einem solchen Verfahren sind schon heute vorhanden, wenn z. B. in einzelnen Gegenden der weitere Bezug der Kriegsunterstützung von einer den Kräften entsprechenden tätigen Mitarbeit abhängig gemacht wird. Im Gegensatz hierzu hört man von Fällen, wo den Kriegerfrauen, die eine Arbeit aufnahmen, sofort die Unterstützung verringert wurde. Solch kleinliche Rechenmeisterei ist aber bei den Riesenausmessungen der heutigen Finanzwirtschaft wahrlich nicht am Platze. Es mag sein, daß bei Beobachtung unserer Grundsätze mancher unverdient ein Mehr an Rente erhält, aber der Gewinn, den der einzelne durch die Arbeit neben der Rente mehr bezieht, bedeutet doch auch ein Mehr an Kraft und Leistung für die Allgemeinheit. Denn wir können uns heute den Luxus brachliegender Arbeitskräfte nicht gestatten. Wenn früher auf industriellem Gebiete die Abfälle als nutzlose Schlacke, als Abbauprodukte verworfen wurden, hat die Not der Zeit die Erkenntnis gebracht, in diesen Resten nutzvolle Werte zu neuem Aufbau zu erkennen. In der ganzen Kriegswirtschaft setzt sich heute dieses Prinzip der größtmöglichen Ausnutzbarkeit in gesteigertem Maße durch. Hier darf es möglichst keine Abbauprodukte, keine Schlacken geben! Das gilt, wie für tote Maschinenkraft, für die organischen, menschlichen Arbeitselemente. Die Forderung nach einer Umwertung des Krankheits- und Invaliditätsbegriffes stellt sich somit als notwendige Voraussetzung für die Gesundheit unseres Wirtschaftslebens dar. Sie bedeutet noch mehr, wenn sie in ihren Folgen schließlich an die Grundlagen des Staatskörpers selbst rührt, dessen Funktionen unter dem Schutze der gemeinschaftlichen Interessen nur bei einträchtigem Zusammenspiel aller Kräfte regelrecht verlaufen können.

(Schluß folgt.)

Paul Schubring / Rheinfahrt

Wieder einmal fuhr ich auf dem geliebten, alten Strom der Heimat. Seine Wogen breiteten sich mächtiger und bewußter für mein Gefühl; denn sie wußten sich behütet und geschirmt von treuer Wacht am Rhein. Es waren gerade die Tage, in denen Michaelis die Enthüllungen über Frankreichs Wünsche für das linke Rheinufer machte; da sah man auf das alte Wasser mit Augen neuer Liebe, tieferer Zärtlichkeit. Ich fuhr zu Berg, zu Tal, an all den Burgen, Bergen, Hügeln, Brücken vorüber; die Vergangenheit kämpfte mit der Gegenwart, Romantik mit Beobachtung. Die Welt, die sich hier auftat, war sehr verschieden von dem Leben, das uns in Berlin umbrandet, und Gedanken über den Gegensatz von Ost und West im deutschen Vaterlande wollten nicht zur Ruhe kommen.

Zunächst beeindruckte das lebendige Treiben auf dem Strom selbst. Schiffe und Kähne, Bagger und Schlepper, Flöße und Ponten fuhren vorüber, hinüber. Das Wasser glänzte und siegte als Träger, Förderer, Verbinder, die glatteste Fahrstraße, der billigste Reiseweg. Holz fuhr zu Tal, Kohlen gingen zu Berg. Gewaltige Lasten zog ein kleiner Schlepper; treideln sah man nur selten. An solcher Geschäftigkeit nimmt der Strom selbst Anteil; denn er strömt bald reißend im engen Bett, bald flutet er majestätisch und ruhig in breiter Spur. Bei Mainz und Bingen breitet sich sein Bett bis zu 553 Mtr., an der holländischen Grenze gar bis zu 827 Mtr.; dagegen verengt er sich bei Koblenz bis zu 363 Mtr., bei Unkel bis 237 Mtr. An der Lorelei ist Vater Rhein 23 Mtr. tief, bei Bonn nur 3 Mtr., bei Düsseldorf wieder 20 Mtr. Dazu kommt der Kampf mit den oft hohen, steilen Ufern, der Einschnitt in das Rheinische Schiefergebirge, in dessen Falten, oft quer,

der Strom sich sein Bett erobert hat. Mit wahrhaft königlicher Gebärde schwingt er um die Klippen, schäumt er trotzige Widersteher um und biegt „schlangenwandelnd" immer wieder im gelassenen Bogen aus. Die Art, wie der Vater seine Kinder, die Nebenflüsse, empfängt, hat mich schon als Kind immer bewegt; keine laute Begrüßung, kaum ein Halt des „erwartenden Erzeugers", aber eine Selbstverständlichkeit der Bereitschaft und Einmündung, wie bei eng zusammengeschlossenen Menschen.

Die Weinberge haben wir von frühester Jugend an gesehen und den Menschenfleiß bewundert, ohne doch zu ahnen, wie viel Mühe eine Flasche Hochheimer Berg bedeutet. Und jetzt machen auch hier die Frauen treulich die Arbeit. Es bricht vielleicht eine neue Blütezeit für den Rheinwein an, den die Mosel eine Zeitlang stark verdrängte. Das Schiefern solch eines Rebengeländes ist unsagbar mühsam; so billig wie in Italien läßt die nördliche Sonne die Früchte nicht reifen. Die frohen Lieder am Fluß sind heute verstummt, und in den Lauben am Rhein sitzen selten jetzt weinfrohe Tischrunden. Dafür geht der goldene Tropfen an die Front zu unseren Soldaten und in die Lazarette. Natürlich herrschte am Rhein die größte Freude über die letzten Weinversteigerungen. Aber man sieht doch auch hier das Ungesunde solcher Preissteigerungen ein.

Neben dem Weinbauer und seinen Reben zeigt sich auf den Ufern und Bergen am häufigsten Kirche, Kloster, Kreuz und Wallfahrtsweg. Das ist ein Kapitel, die katholische Kirche am Rhein! Wir Hilfeleser sind meist evangelisch und leben in einer evangelischen Majorität; so kommen wir leicht dazu, den Katholizismus für eine Romantik der Vergangenheit zu halten, die langsam absterbe. Aber immer wieder staunt man, wie sehr die katholische Kirche die Massen in der Gewalt hat; mag diese Herrschaft auch etwas massiv und äußerlich sein, jedenfalls wurzelt diese Kirche ganz anders im Volk und seinen natürlichen Instinkten, als die evangelische, die sich feinere Ziele gestellt hat, aber infolgedessen auch nur kleinere Kreise wirklich erfaßt. Wie oft ertönt die Klage, die evangelische Kirche müsse volkstümlicher werden! Sie kann es ihrer ganzen inneren Einstellung nach nicht sein. Sie hat noch nicht genug Zwangsmittel, um die Menschen zu ihrem eigenen Ziele auf bestimmten Wegen festzuhalten. Ohne Zwang aber geht es nicht; es sind einfach pädagogische Fragen. Auch jetzt im Krieg nimmt die katholische Kirche in schöner Bereitschaft all das Leid und die Not, den Stolz und die Klage der Soldatenfamilien bei sich auf. Gewiß auch die evangelische; aber dieser fehlen die Symbole und die volkstümlichen Gesten. Sieht man am Rhein all diese prachtvollen romanischen Kirchen vom Dom von Mainz bis zu den Kölner Kirchen, die Rochuskapelle bei Bingen, St. Castor in Koblenz, die Kirchen von Andernach, Sinzig, Bonn, Schwarzrheindorf, und sagt sich: nicht das ist das Große, daß diese Kirchen schon 700—800 Jahre lang stehen, sondern daß Tag für Tag, Sonntag für Sonntag, auch heute noch Lob- und Bittgesang aus diesen Gotteshäusern zum Himmel dringt, daß Gedanken der Ewigkeit arme, hilflose Menschen frei machen und höher heben, dann vergißt man das Rechten um Einzelfragen und grüßt voll Ehrfurcht die Stätten säkularer Gottesverehrung.

Von den Burgen ließe sich viel Romantik, Historie, Schicksal und Menschentrotz erzählen. Ich habe meinen Baedeker neben mir liegen und lese mir bei jeder Burg ihre Geschichte durch. Dazu kommt die Erinnerung an ein unvergeßliches Kolleg Lamprechts über die Geschichte des Rheins. Der Kampf zwischen Rittertum und Kaufmannschaft, zwischen Adel und Stadtherrlichkeit erzählt sich immer aufs neue. Der Einzelne und die Organisation, Person und Funktion ringen jahrhundertelang. Für jeden Stand, jede Gruppe gibt es Blüte- und Verfallszeiten. Aber seltsamerweise steht das Niedergeworfene zu seiner Zeit, wenn auch in anderer Form, doch wieder auf. Man kann immer nur sagen: für eine gewisse Zeit ist die und die Form richtig oder wenigstens siegreich, aber auch sie ist bedingt. Solche Betrachtungen helfen auch in der Gegenwart, nicht zu verzagen, wenn Liebgewordenes und Hochverehrtes zusammenbricht, weil ein Stärkeres jetzt an seine Stelle tritt. Mag es sich erproben, sich bewähren, sich verbrauchen; eine andere Welle wird das Verdrängte zurückführen. Die Mehrzahl der Burgen ist um 1689 von den Franzosen zerstört worden; nun stehen sie mit hohlen Wangen da und zeigen ihre edlen Wunden. Zum Glück ist Bodo Ebhardt nur über die Marcksburg gekommen. Für mich ist Rheinfels die schönste, die 1270 vom Grafen v. Katzenellenbogen erbaut wurde; sie gehört heut dem früheren Kanzler Bethmann Hollweg.

Zwei Nationaldenkmäler stehen am Rhein, bei Rüdesheim und Koblenz, die Germania von Schilling und Wilhelm I. von Bruno Schmitz und Hundrieser. Ein Standbild auf einem Berge im Walde wird selbst bei Riesendimensionen immer wie eine Puppe wirken; man erschrickt denn auch förmlich, wenn man die Germania vom Dampfer aus sieht. Wie anders wirkt der Tempel der Walhalla in Regensburg über der Donau! Hoffentlich bleibt nun auch das Bismarckdenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingen unausgeführt. Was soll so eine leere Riesenhalle? Wir haben in Leipzig das warnende Beispiel. Dagegen steht das Denkmal Kaiser Wilhelms I. an der Moselmündung ausgezeichnet; es ist der aus Frankreich siegreich heimkehrende Kaiser, hinter dem unsichtbar die Heere von Sedan erscheinen.

Unsichtbar wie diese Truppen sind auch die römischen Legionäre, deren Taten am Rhein sich in unendlich zahlreichen Spuren noch so lebendig bezeugen. Sind doch die beiden Straßen neben dem Fluß noch auf dem alten Schotter erbaut; römische Wasserleitungen werden noch heute benutzt. Von der Saalburg bis Neuwied zieht sich der nördlichste Teil des Limes; überall Spuren der alten Kastelle, Lager, Brücken bis hernieder nach Köln, Xanten und Nimwegen. Auf den Resten der alten Basilica steht in Köln St. Maria im Kapitol; das Blut der ersten Christenritter floß im Kampf gegen das römische Heidentum. Alle 10 Minuten liest man eine alte Inschrift, sei es aus heidnischer, sei es aus mittelalterlicher Zeit. Kommt man dann in die Museen von Mainz, Bonn und Köln, so sieht man den Legionär in all seiner kolonialen Tätigkeit. Den Schrein der Hlg. drei Könige in Köln schmücken 118 Gemmen, die er verloren hat auf den Märschen im Rheintal. Die Mönche, die ihn verfluchten, taten das in seiner Sprache; die Schreiber, die die Ketzer bekämpften, schrieben in lateinischen Buchstaben, und zwar an manchem Anfangsbuchstaben 14 Tage! Kann es da Wunder nehmen, wenn am Rhein heute noch die selbstverständliche Meinung herrscht: jeder brave Junge muß Latein können? Nicht um über Vercingetorix Genaueres zu erfahren, sondern zur Gymnastik und Klärung des Geistes. Später kann er dann alles vergessen, bis ihm aus den Schulheften seines Jungen das alte liebe Märchen wieder aufrauscht und er sich schmunzelnd wieder an seinen Ovid setzt. So viel lernt man am Rhein: dem römischen Legionär und dem mittelalterlichen Mönch verdanken wir, daß wir schreiben und lesen, bauen und löten können. Auch sind schon von den Römern die ersten Reben gepflanzt worden, wie der Trierer Weinspruch bezeugt:

Trevir metropolis, urbs amoenissima
Quae Bacchum recolis, Baccho gratissima
Da tuis incolis vina fortissima
Per dulcor.

Das hochgemute Geschlecht der Rheinländer hat sich auch im Weltkrieg wieder bewährt. Wie oft haben die Heeresberichte rheinische Regimenter hervorgehoben! Wie viel Blut aber hat gerade diese Grenzprovinz auch hergeben müssen! Die Söhne des Bauern wie des Städters, der Rebenhügel wie der Fabriken sind gefallen, und immer wieder hört man die Sorge: wer soll unser Werk fortführen? Und doch herrscht am ganzen Rhein getroste Zuversicht; das ist nicht künstliche Mache; der Lebensbrunnen sprudelt unerschöpflich weiter, und die Gewißheit, daß ein Gott über den Sternen wohnt, der die Menschen, wie die Reben segnet, läßt allen Kleinmut besiegen.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Professor Viktor Böhmert †. Nahezu neunzigjährig ist Geheimrat Professor Viktor Böhmert in Dresden an den Folgen eines Straßenbahnunfalls gestorben. Mit ihm ist ein Mann dahingegangen, der um die sozialen Reformbestrebungen schon hohe Verdienste hatte, als sie noch keineswegs für so selbstverständlich galten wie heute. Er war ein unermüdlicher Vorkämpfer für wirtschaftliche und kulturelle Hebung der Arbeiterklasse und erblickte seine Lebensaufgabe in der Anregung und Förderung sozialer Reformgedanken. Seine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit kam auch der allgemeinen Volksbildung und der Förderung einer edlen Volksgeselligkeit zugute. Überall stellte er sich unerschrocken und öffentlich auf seiten des Rechts der Volksmenge, auch wenn ihm das, wie beim großen Krimmitschauer Textilstreik, vielfach verdacht wurde. In der deutschen Arbeiterschaft genoß er seiner charaktervollen Persönlichkeit und seiner rührigen Fürsorgetätigkeit wegen höchstes Ansehen. Auch die „Hilfe", ihr Mitarbeiterkreis und ihr Herausgeber verdanken dem Heimgegangenen manche wertvolle Anregung und Förderung. Seine Persönlichkeit und sein Werk wird noch lange in der Sozialpolitik fortleben.

Der Reformwille der Reichsregierung. Der verdienstvolle Herausgeber der „Sozialen Praxis", Prof. Dr. E. Francke, schreibt in der letzten Nummer: Der Reichskanzler und Ministerpräsident Graf von Hertling hat, wie wir aus unanfechtbarer Quelle wissen, in seiner engeren Umgebung keinen Zweifel darüber gelassen, daß er mit der preußischen Wahlrechtsreform stehe und falle. Der preußische Minister des Innern Dr. Drews hat am 8. Februar im Ausschuß des Abgeordnetenhauses erklärt, sein Vertrauen zum deutschen und preußischen Volke sei auch durch die jüngsten Ereignisse in keiner Weise erschüttert, und die Regierung werde deshalb nach wie vor die inneren Reformen nachdrücklich fördern. Der vom Reichskanzler am 29. November im Reichstag angekündigte Gesetzentwurf über die Arbeitskammern ist im Reichswirtschaftsamt fertiggestellt und entspricht dem Vernehmen nach weitgehenden Erwartungen; insbesondere erfährt das Einigungswesen eine Ausgestaltung und Festigung. Eine Vorlage über besondere Kaufmannskammern soll folgen. Weiter wird geplant, die im Hilfsdienstgesetz geschaffene Einrichtung von Arbeiter- und Angestelltenausschüssen in Großbetrieben durch eine Novelle zur Gewerbeordnung dauernd zu sichern. Die ebenfalls vom Reichskanzler am 29. November versprochene Beseitigung „derjenigen Beschränkungen der Koalitionsfreiheit, die sich aus § 153 der GO. ergeben", soll den Reichstag in seiner nächsten Tagung beschäftigen. So wird der beschrittene Weg innerer Reformen weiter gegangen. Die beklagenswerten — „wilden" Massenstreiks der Woche vom 28. Januar bis 3. Februar haben die Regierung in ihrem Willen nicht beirrt. Die Einschränkungen des Versammlungswesens sind aufgehoben. Die „Nordd. Allg. Ztg." hatte schon am 3. Februar erklärt, der Versuch, die Streiks als Beweisstück gegen die Notwendigkeit der Reformpolitik zu verwenden, sei abzulehnen. Wir wünschen nur, daß bei jeder sich darbietenden Gelegenheit dieser feste und klare Standpunkt der Regierung offen zum Ausdruck kommt, in den Reden der Minister und Staatssekretäre, vor allem aber in Taten, unverzüglich, kraftvoll, klar vor allem im Reichstag. Denn der Argwohn, die Regierungen könnten doch noch von ihren Reformplänen abgedrängt werden, hat sich tief in den Arbeitermassen eingenistet.

Ein Kongreß freiheitlich-nationaler Arbeitnehmerverbände. Ein erfreuliches Zeichen für die Verjüngung und Erstarkung des Liberalismus ist seine wachsende Anziehungskraft auf die deutsche Arbeiter- und Angestelltenwelt. Neben dem Verband liberaler Arbeiter und Angestellter, der trotz aller Hemmnisse des Krieges mutig und erfolgreich weiterarbeitet, treten jetzt Bestrebungen hervor, die auf eine Zusammenfassung aller freiheitlich-nationaler Arbeitnehmerorganisationen hinauslaufen. Die Bewegung ist in den Angestellten- und Arbeiterkreisen unmittelbar entstanden, ohne äußeres Zutun. Man will ein liberales Gegenstück zu dem deutschen (christlich-nationalen) Arbeiterkongreß schaffen, der hauptsächlich von den christlichen Gewerkvereinen und dem deutschnationalen Handlungsgehilfenverband getragen wird. Hier im freiheitlich-nationalen Kongreß wollen sich die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine mit großen Angestellten- und Beamtenverbänden die Hände zu gesinnungsverwandter Gemeinsamkeitsarbeit reichen. Im Hauptorgan der deutschen Gewerkvereine ist der Plan schon wiederholt erörtert worden. Mitte Januar haben auch bereits erste vertrauliche Besprechungen der in Betracht kommenden Organisationsleiter stattgefunden. Es scheint nach allem, daß bald, vielleicht Pfingsten schon, das neue Gebilde fertig vor die Öffentlichkeit treten kann und will. Darauf deutet auch der letzte Aufsatz im „Gewerkverein" hin, aus dem wir folgende Stelle wiedergeben: „Die freiheitlich-nationale Arbeitnehmerschaft muß sich von der Einzelarbeit in allgemeinen Fragen zu befreien versuchen und an deren Stelle eine gemeinsame Betätigung setzen. Sie muß die heute noch bestehende Zersplitterung in ihren Reihen durch eine Gemeinsamkeitsarbeit aus der Welt schaffen und die verfügbaren Kräfte zusammenführen, dadurch die Zahl vergrößern und ihren Einfluß stärken. Schon seit längerer Zeit haben sich führende Männer der freiheitlich-nationalen Arbeitnehmerschaft über diese Frage eingehend unterhalten. Sie sind nun zu einer Übereinstimmung in der Behandlung dieser Frage gekommen und beabsichtigen, in nächster Zeit einen Kongreß freiheitlich-nationaler Arbeiter- und Angestelltenverbände einzuberufen, zu der alle Organisationen, die sich zu dieser Eigenart bekennen, die als selbständig und unabhängig anzusprechen sind, eingeladen werden. Dabei besteht keineswegs etwa die Absicht, die einzelnen Organisationen von ihren Arbeitsgemeinschaften, mit denen sie jetzt in Verbindung stehen, zu trennen. Der Kongreß soll sich auch nicht mit Fragen der Parteipolitik beschäftigen, das würde den Grundsätzen der Organisationen widersprechen und gehört auch nicht zu ihren Aufgaben, denn das ist Sache der verschiedenen Parteiorganisationen selbst. Er wird vielmehr dem Willen der freiheitlich-nationalen Arbeitnehmerschaft zur Förderung der allgemeinen Sozialpolitik Ausdruck zu verleihen haben und daneben zur Wohnungsfrage, zur Arbeitnehmer- und Wirtschaftspolitik im neuen Deutschland, zur staatsbürgerlichen Betätigung der Arbeitnehmerschaft und deren Vertretung in den Parlamenten Stellung nehmen müssen. Das sind Beratungsgegenstände von allgemeinem wirtschaftlichen Interesse, bei denen auch keine Trennpunkte in der freiheitlich-nationalen Arbeitnehmerschaft hervortreten werden. Der Zentralrat der Deutschen Gewerkvereine wie auch die Hauptvorständekonferenz der Deutschen Gewerkvereine im Dezember 1917 haben ihre Bereitwilligkeit zur Teilnahme an diesem Kongreß einmütig erklärt. Eine Anzahl anderer Organisationen von Bedeutung haben dasselbe getan, darunter auch mehrere Staatsarbeiterorganisationen und einige Organisationen der kaufmännischen und technischen Angestellten. Weitere Zusagen sind noch zu erwarten, so daß eine nicht unbeträchtliche Zahl von Organisationen vorhanden sein wird, die auf dem Kongreß mit einer so stattlichen Mitgliederzahl auftreten, daß sie der freiheitlich-nationalen Arbeitnehmersache gewiß den notwendigen Nachdruck verleihen kann. Die Sache ist also im Fluß, und wir erhoffen nicht nur für jetzt, sondern auch für die Zukunft, daß diese Gemeinsamkeitsarbeit den gleichgerichteten Organisationen den gewünschten Einfluß verschaffen wird."

Eine Arbeitsgemeinschaft weiblicher Handlungs- und Bureaugehilfenverbände. Dem unabweisbaren Bedürfnis nach einer wirksamen Zusammenfassung der Verbände weiblicher Handlungs- und Bureaugehilfen stattgebend, haben sich fünf namhafte Vereine zusammengeschlossen: der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte (Sitz Berlin), die Verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte (Sitz Kassel), der Katholische Verband der weiblichen kaufmännischen Angestellten und Beamtinnen Deutschlands (Sitz Berlin), der Verband katholischer kaufmännischer Gehilfinnen und Beamtinnen Deutschlands (Sitz Köln) und der Süddeutsche Verband der Vereine katholischer kaufmännischer Gehilfinnen und Beamtinnen (Sitz München). Die Arbeitsgemeinschaft will die gemeinsamen Interessen der in den Kreis der Vereine gehörigen Angestellten öffentlich vertreten und geschlossen vorgehen. Vorsitzende ist für die ersten zwei Jahre Fräulein Agnes Herrmann, die bekannte Führerin des Berliner Vereins weiblicher kaufmännischer Angestellten (Hilfsverein).

Vernünftige Unternehmeransichten. In einem eingesandten Artikel zur Übergangswirtschaft der Hutindustrie nach dem Kriege im „Deutschen Huthändler" wird ausgeführt: Wie bauen wir auf den Ruinen der alten Zeit für unseren Beruf eine neue Zeit auf, in der sich alle Mitglieder unserer Vereinigung, unseres Berufs nach dem Kriege für die fernere Zukunft wohlbefinden können? Das Fundament ist die Arbeit. Soll nun etwas Ganzes geschehen, so müssen wir von unten an in unserem Berufe mit der Besserung der Lage der Arbeiter anfangen. Für fast alle, die in unserem Beruf arbeiten, könnten, mit Ausnahme von wenigen, erträgliche Lebensbedingungen geschaffen werden. Nur fehlt der Zusammenschluß, eine Vereinigung der Fabrikanten mit den Grossisten, den Detaillisten und den Arbeitern, wo einer den anderen gegen Uebervorteilung schützt.

Heranziehung der Arbeiter als Berater zu hohen Regierungsstellen. In den jetzt neu errichteten Finanzbeirat beim Reichsschatzamt sind neben zahlreichen Vertretern der Finanz, der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft auch zwei Arbeitersekretäre einberufen, die Herren Schippel und Stegerwald. Auch im Reichsausschuß für Wiederaufbau der Seeschiffahrt (Vorsitzender Ministerialdirektor Dr. Jonquières vom Reichswirtschaftsamt) haben die organisierten Arbeiter neben den Reedern einen Vertreter in dem Führer des Seemannsverbandes Herrn P. Müller erhalten. Die Tätigkeit der Giesberts und Schlicke im Reichswirtschaftsamt und im Kriegsamt und Stegerwalds im Kriegsernährungsamt ist bekannt.

Ein verständiges Ministerwort. Der preußische Handelsminister Dr. Sydow hat kürzlich auf der ersten Vollsitzung des vom Zentralverband deutscher Industrieller, dem Bund der Industriellen und dem Verein zur Wahrung der Interessen der

chemischen Industrie Deutschlands begründeten deutschen Industrierats gesprochen. Neben den namhaftesten Vertretern der deutschen Industrie waren fast sämtliche preußische Staatsminister und deutsche Staatssekretäre mit ihren Räten anwesend. Nach verschiedenen anderen Ansprachen ergriff Dr. Sydow das Wort und führte in seinen auch sonst sehr beachtenswerten Betrachtungen aus, daß für den Wiederaufbau unseres vernichteten Außenhandels und die Rückumstellung unserer Industrie auf die Friedensarbeit alle vorhandenen Kräfte auf das äußerste angespannt und möglichst zweckmäßig verwendet werden müssen. Zu diesem Zwecke sei auf freiwilligem Wege die zur vorteilhaften Ausnutzung der Kräfte, zur Vermeidung unnützer Reibungen und doppelter Arbeit erforderliche Organisation zu schaffen. „Im übrigen kann man wohl sagen, das Streben nach Zusammenfassung der Kräfte liegt auf allen Gebieten in der Luft; insbesondere werden die gewerblichen Arbeiter nach den Vorgängen des Krieges ihre Organisationen zu verstärken und zu erweitern suchen. Ich müßte fürchten, an dem Bilde von den Aufgaben der Zukunft wichtige Striche fortzulassen, wenn ich nicht auch an dieser Stelle der Überzeugung Ausdruck gäbe, daß wir in der kommenden Friedenswirtschaft in weitem Maße zu Verständigungen zwischen den Organisationen der Unternehmer und der Arbeiter werden kommen müssen, wenn wir unsere wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit aufrechterhalten wollen. Ich kenne die Schwierigkeiten, die dem entgegenstehen, ganz genau, weiß die Gründe des Mißtrauens wohl zu würdigen, aus denen jeder Teil vom anderen einen Übergriff in die Sphäre fürchtet, die er sich selbst vorbehalten muß oder glaubt, vorbehalten zu müssen. Aber sie müssen überwunden werden. Wir können es uns nach dem Kriege nicht leisten, diese Meinungsverschiedenheiten durch Machtproben, das heißt auf dem Wege ausgedehnter, Wochen und Monate dauernder Streiks auszukämpfen.

Büchertisch

Prof. Stephinger, **Wert und Geld.** Tübingen, Mohr 1918. 319 S. 9 M.

Das Werk bringt die Grundzüge einer Wirtschaftslehre, ausgehend von dem Suchen nach einer wirtschaftlichen Theorie des Geldes, deren Grundlage eine Wertlehre geben soll. Diese Grundlage gibt dem Verfasser „Wirklichkeit und Stoff". Das Buch bringt theoretische Erörterungen, die ja in den letzten Zeiten in der Nationalökonomie allzusehr in den Hintergrund gedrängt worden waren. Ihre Beurteilung muß fachwissenschaftlichen Arbeiten überlassen werden. hier sei nur erwähnt, daß der Verfasser die psychologischen Einflüsse zu unterschätzen scheint, während das, was er über die allgemeine Bedeutung des wirtschaftlichen Wertes und über das Verhältnis von Ethik und Wirtschaft ausführt, restlos unterschrieben werden kann. Dr. Herz.

Prof. Jastow, **Gut und Blut dem Vaterland.** Berlin, Reimer 1917. 314 S. 6 M.

Nach Friedensschluß werden von dem deutschen Staatsbürger Steuern in einer Höhe aufgebracht werden müssen, die vor dem Kriege als unerschwinglich angesehen worden wären. Die Allgemeinheit steckt vor dieser Selbstverständlichkeit den Kopf in den Sand, um sich die Stimmung nicht noch mehr zu verschlechtern. Im Reichsschatzamt wird mit einem großen Stab von Mitarbeitern die Deckung des Milliardenbedarfs gesucht, in welcher Richtung aber die Linien führen sollen, dringt nicht an die Öffentlichkeit. Das ist verständlich, man will in den Vorbereitungsstadien das Gebrüll des Betroffenen noch nicht hören und den Parlamenten der Bundesstaaten keine Gelegenheit geben, das sattsam bekannte Klagelied vom Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten noch lauter zu singen als bisher. Die Schweigsamkeit macht aber die wissenschaftliche Erörterung der Probleme fast unmöglich. Daß das Reich, nachdem sich das Verhältnis seines Bedarfs zu dem der Einzelstaaten völlig umgekehrt hat, auf die sog. direkten Steuerquellen nicht verzichten kann, um der Gerechtigkeit willen nicht verzichten darf, ist selbstverständlich; daß es dort zupacken will, beweist der Antrag des sehr klugen Herrn v. Zedlitz in der Kommission des Abgeordnetenhauses, nach dem der Teil der Kriegslasten, der durch direkte Steuern aufgebracht werden muß, auf die Bundesstaaten umgelegt werden soll, ein Weg, vor dem nicht genug gewarnt werden kann, er beschwört traurige Erinnerungen an das römische Reich deutscher Nation herauf.

Ein Bankier Marx aus Berlin hat nun im Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen den Weg gefunden, um „Raubbau an den tragenden Kräften des volkswirtschaftlichen Lebens" zu verhindern. Er will durch indirekte Steuern etwa 7 Milliarden herausholen, davon 2½ Milliarden durch Besteuerung von Getreide, Fleisch und Kartoffeln! Als Dekorationsstück sind ¾ Milliarden aus einer Kapitalrentensteuer eingestellt. Aber selbst dieser bescheidene Einsatz wird von dem nationalliberalen „8-Uhr-Abendblatt" ungefähr mit denselben Gründen bekämpft, mit denen man bisher eine Einkommensteuer in Frankreich zu Fall gebracht hat.

Gegenüber solchen jedes Rechtsgefühl empörenden Vorschlägen, die die ganze Kriegslast auf die Schultern der unbemittelten Masse legen wollen, wirkt das aus sittlichem Empfinden und tiefem Vertrauen auf die unverwüstliche Kraft des deutschen Volkes geschriebene Buch von Jastrow wie eine Erlösung. Jastrow tritt energisch für eine große einmalige Vermögensabgabe ein, deren Zahlung auf Wunsch des Steuerträgers in 10jährigen Raten geleistet werden kann. Er macht ferner Vorschläge zur Reform der Einkommensteuer, Erbschaftssteuer und der Stempelsteuern. Es lassen sich natürlich eine ganze Reihe Einwendungen erheben — ich möchte einmalige Vermögensabgabe und Kriegseinkommensteuer kombinieren und ein Erbrecht des Staates auf der Grundlage einführen, daß mindestens 3 Kindesteile als normale Erbteilungsportion eingesetzt werden —, sie treffen aber nur Einzelheiten und Ausführung, nicht aber den Grundgedanken, daß ohne eine einmalige große Vermögensabgabe und weitesten Ausbau von Einkommen- und Nachlaßbesteuerung die Neuordnung der Finanzen nicht möglich ist. Niemand, der sich mit der Frage der künftigen Steuern beschäftigen will, darf an Jastrows Buch vorübergehen; er findet auch im Anhang eine sehr brauchbare Literaturübersicht. Ich möchte sie durch den Hinweis ergänzen, daß die „Materialien zur Begründung von Gesetzen über einen außerordentlichen Wehrbeitrag usw." (Reichstagsdrucksache 1912/13, Nr. 238) den Denkschriftenband zur Begründung der Reichsfinanzreform von 1908 wertvoll fortsetzen. Zum Schluß noch eine Anregung. Kann nicht der dritte Teil des Buches „über die Erhöhung der Volkswirtschaft", vielleicht unter Beschränkung des statistischen Apparates, als Sonderdruck verbreitet werden? Er spricht von kommenden Dingen, ohne der Menschheit Schnitzel zu kräuseln, seine Forderungen müssen in weitesten Kreisen gehört werden. Dr. Herz.

Briefkasten

An die Leser: Bei den Aufsätzen von Weinhausen und Heile ist zu beachten, daß die Rede Payers nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

An viele Fragsteller: bolsche = mehr, mensche = weniger; wit ist eine Endung zur Bildung des Substantivs. „Bolschewiki" und „Menschewiki" ließe sich vielleicht in genauer Anpassung mit „Mehrlinge" und „Minderlinge" übersetzen oder, wie üblich ist, mit „Maximalisten" und „Minimalisten". Trud ist die schwere Arbeit mit dem Nebensinn des Freudlosen, die Trudowiki sind also etwa die Partei der „Mühseligen und Beladenen".

P. C.: Die Aufsätze von Dr. Struve über die Verzögerung des U-Boot-Baues durch Tirpitz vor dem Kriege und noch während des Krieges sind in der „Liberalen Correspondenz" (Berlin SW 68, Zimmerstraße 6), im „Berl. Tagebl." und in der „Frankf. Ztg." erschienen.

Oberlehrer G. in L. Die Bestätigung des freundl. überwiesenen Betrages wurde s. Z. versehentlich versäumt. Sie ist in dieser Nummer nachgeholt.

Beschwerden über das Fehlen von Nummern bitten wir mit allem Nachdruck an die Stellen zu richten, von denen die Lieferung erfolgt (Postamt, Buchhandel). Der Verlag kann erst eingreifen, wenn der erste Weg erfolglos beschritten wurde.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1,90 M.: H. M. in K., 2,00 M.: Gefr. W. im Felde, 2,20 M.: Oberlehrer G. in L.

Bücher für Armee und Marine: Frau Ou. in Wilmersdorf und Dr. A. in Harburg: je 1 Eucken, Lebensanschauungen, Theol. Lesegef., Langenburg: 1 Heft Preußische Jahrbücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

7. März 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 10

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die neue Ostgrenze. — **Generalsekretär Oswald Riedel:** Organisation der freiheitlich-nationalen Arbeiter und Angestellten. — **Dr. Max Apel:** Freie Bahn der deutschen Jugend. — **Dr. Samson Hirsch:** Von der Umwertung des Krankheitsbegriffes nach dem Kriege. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 24. Februar.

Aus dem weiten, verlorenen Weltmeer heraus kommt eine merkwürdige Heldenkunde. Der deutsche Kreuzer „Wolf" ist nach fünfzehnmonatiger Kreuzfahrt durch den Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean unter Führung von Kapitän Nerger glücklich in die Heimat zurückgekehrt und hat mehr als 400 Angehörige von Besatzungen versenkter Schiffe und große Mengen wertvoller Rohstoffe mitgebracht. Nähere Angaben sollen später veröffentlicht werden. Schon das aber, was wir jetzt erfahren, stellt die Abenteuer des „Wolf" den früheren Taten der „Möwe" an die Seite. Wie und auf welchen Wegen der „Wolf" ins weite Meer hinaus und wieder hinein gelangte, wird uns und der übrigen Welt natürlich zunächst nicht verraten werden können, auch vielleicht nicht, in welch passender Verkleidung er sich draußen bewegte. Technisch wird sehr interessant sein, wie es ein modernes Schiff fertigbringt, 15 Monate keine Werft zu Reparaturzwecken aufzusuchen.

Das schwedische Telegraphenbureau meldet amtlich, daß zwischen den Russen auf den Alandsinseln und der Weißen Garde und der Bevölkerung ein Vertrag über Räumung dieser vielumstrittenen Inselgruppe zustandegekommen ist. Es würde für Schweden, aber auch für alle Ostseestaaten, von großer Wichtigkeit sein, die Alandsinseln dauernd neutralisieren zu können.

Montag, 25. Februar.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus hielt der neue Handelsminister Szterenyi eine Rede zugunsten eines deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbündnisses auf Grundlage der Vorzugsbehandlung (Präferenz). Durch Artikel 7 des Friedens mit der Ukraine sei die Möglichkeit eines derartigen Bündnisses gegeben, und man müsse zu erreichen suchen, daß in den künftigen Friedensverträgen derselbe Paragraph vorhanden sei. — Indem wir in der Hauptrichtung mit Minister Szterenyi übereinstimmen, bemerken wir, daß der betreffende Paragraph des Friedensvertrages auch noch eine engere Verbindung zwischen der deutschen, österreichischen und ungarischen Wirtschaft zuläßt, indem er einfach vom Zollbündnis redet. Wenn jetzt, wie zu erwarten, der künftige Vertrag mit Rußland dieselbe Bestimmung enthalten wird, so sind damit in erfreulicher Weise zunächst alle jene formalen Bedenken hinfällig geworden, die früher gerade die Vertreter des deutsch-russischen Handels gegenüber den mitteleuropäischen Plänen geltend zu machen pflegten. Auch sachlich aber wird man feststellen können, daß auf lange Jahre hinaus ein vollständiges Zollbündnis zwischen Deutschland und der Donaumonarchie keine Nachteile für Rußland und die Ukraine bringen kann, da in den beiden meistumstrittenen Hauptartikeln, Holz und Eier, der verfügbare Ueberschuß so gering sein wird, daß alle vorhandenen Bestände beider Reiche vom deutschen Handel willig und vielleicht sogar gierig aufgenommen werden. Möglicherweise wird ein mitteleuropäisches Vorzugssystem gewählt, das sehr nahe an ein Wirtschaftsbündnis heranreicht.

Die Besetzung von Livland und Estland geht mit Riesenschritten voran. Pernau und Dorpat sind in deutschen Händen. Daß die alte, von Deutschen gegründete, berühmte Universität Dorpat eines Tages unter den Schutz deutscher Truppen gelangen würde, hat vor langen Jahren der kürzlich verstorbene Professor Adolf Wagner geweissagt. Wie Straßburg, so etwa sagte er, werde auch Dorpat seinen Anschluß an das Heimatland deutscher Wissenschaft finden. In welchen politischen Formen sich das verwirklichen kann, entzieht sich in dieser Stunde der Beurteilung, da niemand von uns daran denken wird, die Selbstbestimmung der livländischen Bevölkerung zu verkürzen. Man darf aber doch mit geschichtlicher Freude unsere Truppen gerade nach Dorpat einreiten sehen. Soviel wir den dürftigen Mitteilungen entnehmen, die über die Zustände in Livland und Estland zu uns gelangen, ist das Rettungswerk in höherem Maße geglückt, als man von vornherein annehmen durfte.

Dienstag, 26. Februar.

Der neue Tag beginnt sofort wieder mit neuen Fortschritten der Nordarmee. Stadt und Hafen Reval wurden nach Kampf besetzt. Pleskau (Pskow) südlich vom Peipussee ist in deutscher Hand.

Der Eile der deutschen vorgehenden Truppen entspricht die Eile, mit der die russische Bolschewiki-Regierung jetzt den Frieden herbeiführen will. Reichskanzler Graf Hertling teilte gestern im Reichstag mit, daß die russische Regierung den deutschen, in Form eines Ultimatums gestellten Friedensbedingungen zugestimmt habe. Russische und deutsche Delegierte sind wieder nach Brest-Litowsk abgereist. Der Friedensschluß kann in kürzester Frist erfolgen. Über Estland und Livland sagt der Reichskanzler: Wir denken nicht daran, uns in diesen Ländern festzusetzen, sondern haben nur den Wunsch, mit den dort entstehenden staatlichen Gebilden nach dem Kriege in gutem, freundnachbarlichem Verhältnis zu leben. Staatssekretär v. Kühlmann ist augenblicklich noch bei den rumänischen Friedensverhandlungen in Bukarest, wird sich aber zur Unterzeichnung nach Brest-Litowsk begeben. Auf Grund dieser bedeutsamen Mitteilungen über den nun wirklich herankommenden Frieden auf der Ostseite konnte Graf Hertling, ohne Sorge, mißverstanden zu werden, seine Bereitwilligkeit, auf Unterredungen mit den Westmächten einzugehen, nochmals aussprechen. Die vier von Wilson angegebenen, sehr allgemein gehaltenen Grundsätze künftiger Weltfriedenspolitik werden von Hertling als fast selbstverständlich anerkannt. Er rät, daß an Stelle der Ministerreden über das Wasser wirkliche Besprechungen im kleineren Kreise ermöglicht werden sollten, und zwar gibt er die Anregung, ob nicht die belgische Regierung in Le Havre unverbindliche Konferenzen über die Wiederherstellung des belgischen Staates vorbereiten könnte. Die

Digitized by Google

Aussicht, daß etwas Derartiges geschehen wird, ist leider nicht sehr groß, denn beide Teile rüsten sich auf französischem Boden zu einem Entscheidungskampf von unheimlicher blutiger Größe.

Mittwoch, 27. Februar.

Aus dem Wortlaut des an die russische Regierung abgegangenen Ultimatums halten wir folgende Sätze fest: Die Gebiete, die westlich der den russischen Vertretern in Brest-Litowsk mitgeteilten Linien liegen, werden der territorialen Hoheit Rußlands nicht mehr unterstehen. Die Linie ist in Gegend Dünaburg bis zur Ostgrenze Kurlands zu verlegen. Aus der ehemaligen Zugehörigkeit dieser Gebiete zum russischen Reich werden ihnen keinerlei Verpflichtungen gegenüber Rußland erwachsen. Rußland verzichtet auf jede Einmischung in die inneren Verhältnisse der Gebiete. Deutschland und Österreich-Ungarn beabsichtigen, das künftige Schicksal der Gebiete im Benehmen mit deren Bevölkerung zu bestimmen. Deutschland ist bereit, sobald der allgemeine Friede geschlossen und die russische Demobilisierung vollkommen durchgeführt ist, das östlich der obengenannten Linie gelegene Gebiet zu räumen. Livland und Estland werden von russischen Truppen und Roter Garde unverzüglich geräumt und von deutscher Polizeimacht besetzt, bis Landeseinrichtungen die Sicherheit gewährleisten und die staatliche Ordnung hergestellt ist. Rußland schließt sofort Frieden mit der ukrainischen Volksrepublik. Ukraine und Finnland werden ohne jeden Verzug von russischen Truppen und Roter Garde geräumt. Rußland wird alles in seinen Kräften Stehende tun, um die ordnungsmäßige Rückgabe der ostanatolischen Provinzen an die Türkei sicherzustellen ... Vorstehende Bedingungen sind in 48 Stunden anzunehmen. Russische Bevollmächtigte haben sich unverzüglich nach Brest-Litowsk zu begeben und binnen drei Tagen den Frieden zu unterzeichnen, der innerhalb weiterer zwei Wochen ratifiziert sein muß. — Es scheint, daß mit den gegenwärtigen Inhabern der russischen Staatsgewalt auf eine andere Weise nicht gut geredet werden kann. Der bisherige Erfolg hat dieser Methode recht gegeben. Sobald das Ultimatum unterzeichnet ist, hört auf der Linie von Reval bis etwa Minsk das russische Reich auf, sich nach Westen zu erstrecken. Das bedeutet eine gewaltige Umdrehung der Politik bis etwa in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein. Es wird bei uns diskutiert, ob das zukünftige Rußland einen derartigen Friedensabschluß auf die Dauer ertragen könne oder nicht. Eine Antwort zu geben, ist so lange unmöglich, als man nicht weiß, ob ein geeintes oder in seine Teile aufgelöstes Rußland in der Zukunft bestehen wird. Die Befriedigung über das wirkliche Herannahen des Friedens auf der Ostseite ist allgemein.

Donnerstag, 28. Februar.

Die deutsche Regierung läßt durch die „Kölnische Zeitung" mitteilen, daß Deutschland zwar die volle Mitverantwortung für den ukrainischen Friedensvertrag übernimmt, aber doch, um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen, feststellen wolle, daß in Fragen der Zukunft des Cholmer Landes irgendein Druck auf die hieran in erster Linie interessierte österreichisch-ungarische Monarchie nicht ausgeübt worden sei. Es scheint innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie vielfach eine Art Entschuldigung gegenüber den Polen Platz gegriffen zu haben, die allein dem Deutschen Reiche die Schuld an dem Fehlgriff von Cholm zuschieben will. Wenn sich die deutsche Regierung dagegen verwahrt, so ist sie in ihrem Recht, aber sie müßte dann auch erklären, wie es geschah, daß Brest-Litowsk den Ukrainern zugerechnet wurde. Hier liegt ein österreichisches Interesse sicherlich nicht vor.

Im Deutschen Reichstag hält Abgeordneter Erzberger eine viel beachtete Rede, in der er die Äußerungen des Reichskanzlers Graf Hertling über die Wiederherstellung Belgiens noch deutlicher und abgerundeter wiederholt und etwa folgenden Gedanken vorträgt: Da nach den Erklärungen Bethmann Hollwegs vom 4. August 1914 wir in Belgien nur aus Not der Kriegslage einmarschiert sind, diese Not aber heute in demselben Sinne nicht mehr besteht, so ist es für uns nur eine Fortsetzung des damaligen offiziellen Gedankenganges, wenn wir jetzt über eine neue friedlichere Abmachung mit Belgien zu verhandeln bereit sind.

Freitag, 1. März.

Der Chefredakteur der englischen „Daily News", Gardiner, warnt sowohl Deutschland wie England vor der unausbleiblich herannahenden Hungersnot, falls der Krieg weiter verlängert werde. Er sagt: Alle kämpfenden Völker befinden sich in einem Krieg der Hungersnot. Die erste Phase dieses Kampfes war: Deutschland versucht eine schnelle Entscheidung durch eine militärische Überwältigung (tour de force) zu erringen. Dies gelang nicht. Die zweite Phase war der Versuch der Entente, Deutschland zu belagern und auszuhungern, während sie selbst einen militärischen Schlag vorbereitete. Auch dies führte zu einem Fehlschlag. Die dritte Phase begann mit Deutschlands Versuch, uns in seinen eigenen Zustand durch Hunger zu versetzen. Dies ist Deutschland insoweit gelungen, als wir nun beide mit dem Schreckensbild der Hungersnot zur Seite kämpfen. In diesem Wettstreit gibt es jedoch einen Unterschied: Deutschlands Vorräte, wie klein sie auch sein mögen, befinden sich in Deutschland. Unsere Vorräte sind jenseits der Meere und Gefahren ausgesetzt, die hinlänglich bekannt sind." Zum Schluß ermahnt Gardiner, auf die Friedensvorschläge des Präsidenten Wilson einzugehen. — Man wird noch einen Schritt weiter gehen dürfen, als Gardiner es tut, und sagen, daß nicht nur eine Hungersnot an Nahrungsmitteln, sondern eine Knappheit an fast allen Verbrauchswaren bevorsteht. Die zukünftige Kleidung der Menschheit ist nicht weniger in Frage gestellt als ihre Ernährung. Ob dabei die Deutschen oder die Engländer etwas länger aushalten können, läßt sich natürlich nicht theoretisch vorher bestimmen. Es dürfte aber an der Zeit sein, daß alle kriegführenden Völker sich den Zustand einigermaßen klar vor Augen stellen, der aus einer Fortsetzung des Krieges mit Notwendigkeit kommen muß. In England beginnen, wie es scheint, in diesen Tagen nach langen Vorverhandlungen die Brotrationierungen, d. h. es beginnt etwas, was wir schon gar nicht mehr anders wissen.

Die Friedensverhandlungen mit Rumänien scheinen keinen einfachen Verlauf zu nehmen, obwohl man glauben sollte, daß die militärische Lage Rumäniens keine großen Ausflüchte mehr zuläßt. Der Ministerpräsident, General Avarescu, fährt zwischen den Diplomaten in Bukarest und dem König in Jassy hin und her. Auch Graf Czernin soll mit dem König auf halbem Wege eine Besprechung gehabt haben. Da über die Verhandlungen selbst keine Berichte ausgegeben werden, so kann man nur vermuten, daß es sich um die Abgabe der Dobrudscha an die Bulgaren, um die Abtretung einiger transsylvanischer Gebirgspässe an die Ungarn und um die Gewinnung von Beßarabien für Rumänien handelt. Mit einer gewissen Verwunderung sieht man, daß König Ferdinand selbst jetzt noch als der eigentliche Vertreter des Landes auftreten kann.

Sonnabend, 2. März.

Während die Diplomaten des Vierbundes, der russischen Bolschewikiregierung und wohl auch der ukrainischen Bolschewiki-Gegenregierung sich in Brest-Litowsk versammeln, wird der Vormarsch deutscher Truppen in den baltischen Provinzen und deutscher und österreichischer Truppen in der Ukraine fortgesetzt. In den letzten Tagen müssen starke Eilmärsche in Richtung auf Petersburg gemacht worden sein, von denen der offizielle deutsche Heeresbericht nichts sagt. So wenigstens stellt sich die Sache in den Petersburger Berichten dar, die über Schweden und aus den Ententeländern zu uns kommen. In Petersburg ist Angst und vielfältige Flucht. Insbesondere sind die englische und die französische Botschaft mit Personal und Akten von Petersburg abgereist, ohne daß das Ziel ihrer Reise angegeben wird. Bei dieser Abreise untersuchten bolschewikische Militärs die Geheimakten der Engländer, was sehr übelgenommen und von Trotzki offiziell bedauert wurde.

Aus dem türkischen Kriegsbericht erfährt man nach längerer Zwischenpause wieder einmal eine bestimmte Ortsangabe in Mesopotamien. Ein Angriff der Engländer wurde bei Hit am Euphrat zurückgeworfen. Dieses Hit liegt ziemlich genau westlich von Bagdad. Man sieht daraus, daß der Oberlauf des Euphrat noch frei von den Engländern ist. Bis zu welcher Stelle am Tigris

Digitized by Google

die Engländer vorgedrungen sind, können wir nicht angeben. Aus Palästina gelangen auch nur undeutliche Nachrichten zu uns. Daß die Engländer Jericho besetzt haben, will nicht viel besagen, denn das Jericho der Gegenwart ist nichts als ein trauriges Nest.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 24. Februar.

Es scheint, daß besonders nachdrücklich gegen die Selbstversorgung der Industrie mit Lebensmitteln, die über Höchstpreis gekauft sind, vorgegangen werden soll. Das soll den Erfolg haben, daß die gleichen Waren auch ohne Gesetzesübertretungen zugänglich sind — ein Erfolg, der freilich nur dann erreichbar sein wird, wenn es gleichzeitig gelingt, den Schleichhandelskleinbetrieb der Privaten zu treffen. Man sieht dies alles jetzt mit einem gewissen Fatalismus an, ohne viel Vertrauen, daß noch etwas Durchgreifendes daran geändert werden kann. Immer mit einem traurigen Gefühl darüber, daß die Menschen nicht imstande waren, rechtlicher durch ihr großes Schicksal hindurchzugehen.

Montag, 25. Februar.

Der Tod des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz vermag in der von Tod erfüllten Welt doch noch eine eigene Anteilnahme zu wecken, die Anteilnahme an einem bestimmungslos abgebrochenen Schicksal, das seltsam tragisch berührt in einer Zeit, da für jeden Tod ein Zweck und eine Aufgabe bereit ist. Das Aufhören eines Kleinstaates steht im Rahmen der gegenwärtigen Weltbegebenheiten freilich unerheblich genug aus.

Das Stichwort der Abendblätter: „Vor dem Friedensschluß mit Petersburg", will für unser Gefühl sich noch immer nicht recht mit seinem gewichtigen Wirklichkeitsgehalt füllen. Man wird immer wieder auf die Erfahrung im eigenen Innern hingeführt, daß wir nicht mehr imstande sind, die Ereignisse so groß aufzunehmen und mitzuzählen, wie sie sind. Der Friede kommt wohl nicht wie der Krieg, im Sturm aller Vorgefühle des „Ausbruchs" — sondern schrittweise, und vielleicht werden wir niemals das volle große Gefühl davon haben.

Dienstag, 26. Februar.

Die Rede des Reichskanzlers verbreitet Ruhe und Vertrauen durch ihren klaren, gelassenen, leise professoral-philosophisch gefärbten Charakter. Zu den inneren Fragen nimmt die Einführungsansprache des Vizekanzlers mehr zusammenfassend und wiederholend, als neue Ziele setzend, Stellung. Das Arbeitskammergesetz wird angekündigt; die Wohnungsfrage als Reichsaufgabe ausführlicher behandelt. Die notwendigen staatlichen Mittel zur Verfügung zu stellen, sei grundsätzlich Sache der Einzelstaaten. Doch werde das Reich unter den obwaltenden besonderen Umständen auch mit eigenen Mitteln eingreifen, wo eine Deckung des Bedürfnisses auf anderem Wege nicht möglich sei. Die pädagogischen Ermahnungen zum Zusammenhalten, die — nach links und rechts gleichmäßig gerichtet — den Schluß der Rede bildeten, gingen den Konservativen natürlich auf die Nerven — nicht nur, weil sie etwas aus dem Stil des Regierungstisches fielen.

Mittwoch, 27. Februar.

Stärker noch als aus der Rede des Reichskanzlers hat man aus der Mitteilung unserer Friedensbedingungen an Rußland diesen Eindruck, daß das gesamte Kriegsbild sich verändert hat, den Eindruck vom Anfang eines ganz neuen Zustandes mit unübersehbaren neuen Möglichkeiten. Das Bild: „Friede von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer" wird einem durch die Reihe der konkreten Bestimmungen eindringlicher und greifbarer. Man möchte einen tiefen Atemzug tun über diesen Worten: Friede von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer.

Im Reichstag Haushaltsetat. Aus der Rede des Schatzsekretärs: die Kriegsgewinnsteuer wird in ihrem Ertrag voraussichtlich 5½ Milliarden überschreiten. Die Kohlensteuer hat 70 Millionen gebracht und die Zigarettensteuer den Voranschlag erheblich übertroffen. Die Einlagen bei den deutschen Sparkassen sind nach Abbuchung aller Zeichnungen auf Kriegsanleihe im letzten Jahr um über 3½ Milliarden gestiegen. Ebenso haben die Depositen der Kreditbanken um mehrere Milliarden zugenommen. Auch in dieser Rede Friedenseinschlag: es wird die Frage noch offen gelassen, ob die Vorlage zur Balancierung des Etats (es ist eine Deckung von 2¾ Milliarden notwendig) in diesem Jahr noch als eine Zwischengesetzgebung wie bisher oder schon als ein Teil der großen, am Ende des Krieges notwendigen Finanzgesetzgebung behandelt werden soll!

Donnerstag, 28. Februar.

Wir verfolgen die Auseinandersetzung der Parteien im Reichstag über die bestehenden bekannten außenpolitischen und innerpolitischen Meinungsverschiedenheiten mit schwindender Anteilnahme. Bei steigendem Temperament kommt Neues dabei nicht mehr zum Vorschein. Man hat stärker als je das Gefühl, daß der Strom des Geschehens nicht hier sein Bett gegraben bekommt.

Einen Eindruck guten Zusammenwirkens von Kanzler und Vizekanzler — von Zentrum und Fortschrittlicher Volkspartei — gibt die weltmännisch gewandte und menschlich feine Art, wie der Kanzler den Vizekanzler angesichts des Zornausbruches der Konservativen deckt.

Freitag, 1. März.

Bei wiedergekehrtem Winter, eisigem Ostwind, Schneewehen und gefrorenen Wasserlachen auf den Landstraßen der freundlich zuversichtliche Eindruck einer Frauenversammlung in einer kleinen Stadt, deren Vereinsleben entscheidend durch die Hausfrauenorganisation bestimmt ist. Stadt- und Landfrauen vereinigend, hat ein solcher Verein, wenn er organisatorisch gut geleitet ist, in der Kriegswirtschaft besonders wichtige Aufgaben. Dem Hausfrauenverein dieser Stadt soll für das kommende Jahr die Organisation der gesamten Gemüseversorgung von der städtischen Verwaltung übertragen werden.

Sonnabend, 2. März.

Die Leistung einer Landfrau, deren Mann seit Kriegsbeginn im Feld steht, kommt mir als Gast auf einem Gute ganz besonders nahe. Was das bedeutet, alle Autorität inne haben zu müssen bei zunächst unsicherer Beherrschung der zu leistenden Arbeiten! Autorität beim Pflügen, bei der Dreschmaschine, im Kuhstall und beim Pferdeankauf! Zu wissen, daß die letzte Verantwortung ganz allein auf einem ruht, weil eben doch alle anderen Mietlinge sind, ständig anordnen und regieren zu müssen mit der zweifellos und kräftig betonten Herrschaftsstellung, die allein wirksam ist, und sich doch seine Sachkenntnis erst von Fall zu Fall erwerben. Das ist eine Willens- und Intelligenzleistung, mit der verglichen einem alle Kriegsleistungen von uns Städterinnen klein vorkommen wollen.

Naumann / Die neue Ostgrenze

2. März 1918.

In Brest-Litowsk wird nun also doch unterschrieben! Noch liegt der Friedenswortlaut nicht vor, aber die allgemeine Friedensidee ist bekannt: Rußland rückt ostwärts, es gibt Randvölker auf! Die Westgrenze wird ungefähr im Umfange hergestellt, den Peter der Große 1689 vorfand! Mehr als zwei Jahrhunderte westlicher Ausdehnung werden abgetrennt! Zwar das eigentliche Altrussenreich wird durch die Abtrennung nicht berührt, aber das Altrussenreich für sich allein ist kein Körper mit Gliedern, ist nichts als ein gewaltiger Rumpf, der irgendwohin wachsen muß.

Es wird eine Geschichtslinie von Norden nach Süden gezogen als Grenze zwischen einer russischen und einer mitteleuropäischen Welt. Ob das ein ewiger Schützengraben sein wird oder eine Verwaltungsgrenze innerhalb befreundeter Völker, hängt von vielen Dingen ab,

über die heute jedes Wort vergeblich ist. Diese Linie wird der Inhalt vieler, unzähliger künftiger Erwägungen und auch Streite sein können. Sie kann eine Völkerscheide für immer werden, aber sie kann auch für halbe und ganze Jahrhunderte ein Brandungswall der Leidenschaften sein. Wir, die Miterlebende dieser Grenzziehung sind, können nur Wünsche in der Seele tragen; was sich entwickeln wird, ist in der Nacht, die wir Zukunft nennen.

Noch ist eigentlich nichts anderes festgesetzt als die Linie, denn über alle Wirtschafts- und Rechtsverträge muß man mit Vorsicht urteilen, solange auf beiden Seiten des Walles niemand weiß, was politisch entstehen soll. Wir machen Handelsvertragsbestimmungen bis 1925, ohne zu ahnen, wie dann Rußland, Ukraine, Kaukasien, Sibirien und wie dann Finnland, Estland, Livland, Kurland, Litauen, Polen, Ostgalizien aussehen werden und wieweit überhaupt etwas zu handeln da sein wird, denn noch ist Chaos im Osten und Düsternis im Gebiet der abgelösten Randvölker.

Ob die Linie richtig gezogen worden ist? ..... Noch im Januar sollte sie anders angelegt werden, und nur dem törichten Verfahren Trotzkis haben es die Russen zu danken, daß der Peipussee nun in der Linie ist. Petersburg verliert beide Seiten seines Meerbusens, sobald der Friede mit Finnland eintritt. Dann hat zwar Rußland noch einen Zugang zum Meer, aber kaum noch die Möglichkeit, jemals die Ostsee zu beherrschen. Was unter den großen Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. hinzugefügt wurde, ist vorbei. Die Häfen Libau, Riga, Reval (Narva?) sind nicht mehr russisch. Die Düna soll aufhören, ein russischer Handelsweg zu sein. Rußland besitzt eisfreie Häfen überhaupt nicht mehr, falls es sich nicht mit der Ukraine wieder vereinigt. Das ist eine Operation, die den Gesamtkörper verändert! Zwingt dieser Zustand die Russen zu unvergänglicher Feindschaft? Ist damit eine Weltmacht getötet worden? Was ist geschehen? Wer kann es wissen? ....

Die neue Grenze wird sich von selber zu einer Kulturgrenze gestalten. Was hinter ihr liegt, ist russisch, was vor ihr liegt, ist mitteleuropäisch. Wir können und wollen nicht sagen: es ist deutsch, denn die Randvölker müssen ihre nationale Eigenart und Sprache durchaus behalten, und nichts wäre falscher, als hier aufdringlich germanisieren zu wollen. Wenn uns in diesen Tagen etwas die Freude am erlangten Frieden trübt, so ist es das deutsche Ungeschick, werdende Nationen zu Freunden zu machen. Das Hinausrücken der russischen Grenze nach Osten hat für uns nur dann etwas Gutes, wenn wir es verstehen, westlich von dieser Grenze eine mitteleuropäische Einheitsgesinnung zu erwecken. Mit Annexionsgesinnungen läßt sich hier niemals etwas Gutes erreichen, niemals!

Östlich der neuen Grenze aber beginnt bis auf weiteres die Revolution. In der Ukraine sind deutsche Truppen noch selber mit der Revolutionsbekämpfung beschäftigt. Wir wünschen aber, daß sie bald diese Arbeit aufgeben können, denn nichts muß uns ferner liegen, als in den Gang der inneren Entwicklung der europäischen Ostländer einzugreifen. Je neutraler wir sind, desto eher kann einmal später der Krieg vergessen werden. Es darf nicht dazu kommen, daß Deutschland gegenüber Rußland jetzt dieselbe Politik treibt, die früher der Russe Nikolaus I. gegenüber den Deutschen ausübte! Uns interessiert der Verlauf der Revolution nur soweit, als er uns hindert, Getreide und Futter zu kaufen. Was darüber hinausgeht, ist russische Angelegenheit. Das trifft insbesondere auch zu von der Gestaltung der Oststaaten untereinander. Wir sollen uns nicht bemühen, einen Gegensatz zwischen Rußland, Ukraine, Kaukasien und Sibirien zu schüren. Die neue Ostgrenze muß wirklich Grenze sein: wir haben drüben nichts zu suchen, als möglichst gute menschliche Beziehungen.

Auch das ist nicht unsere Sache, was die Japaner jetzt in Sibirien beabsichtigen. Sollten sie zwar durch Rußland hindurch bis an die neue Ostgrenze kommen wollen, so werden wir nochmals Kanonen, Menschen und Pferde ostwärts richten müssen, aber vorläufig ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie den von den Russen aufgegebenen Kampf nachträglich in die Hand nehmen wollen. Glaubhaft aber kann es erscheinen, daß sie das asiatische Rußland als Konkursmasse betrachten und den Ruf ausstoßen werden: Asien den Asiaten! Mögen sie es tun! Das stört die Engländer mehr als uns. Japan steigt dann als Weltmacht, und Rußland sinkt. Im übrigen aber kann es uns nur recht sein, wenn die Japaner die eine Hälfte des russischen Unwillens auf sich ziehen.

Was die Linienführung der Ostgrenze im einzelnen anlangt, so muß man ihre genauere Fixierung abwarten, aber schon heute läßt sich sagen, daß die Benachteiligung der Polen auf Kosten der Ukraine (Cholm und Brest-Litowsk) die schwächste Stelle der neuen Völkerscheide sein wird. Man hat die Weißrussen mitten durch geteilt. Das war wohl nicht ganz zu vermeiden, ebenso wie eine Teilung der Ruthenen (Ukrainer) unausbleiblich war. Nach (ethnologischen) völkischen Gesichtspunkten würde die Trennungslinie jenseits von Witebsk und Mohilew und dann nördlich von Charkow bis etwa nach der Mündung des Don gehen. Das würde eine Scheidung zwischen Nordostslawen und Südwestslawen sein. Eine solche Linie aber ist nicht Kriegsergebnis und würde mit der Selbstbestimmung der Völker sich wohl schwer vereinigen lassen.

Wie steht es überhaupt mit dieser Selbstbestimmung? Soweit die Ostgrenze eine Abtrennungslinie von Rußland ist, wird sie zweifellos von der Mehrheit aller Abgetrennten gebilligt. Soll sie mehr werden, nämlich eine Zugehörigkeitslinie zu Mitteleuropa, so ist noch viel Arbeit und guter Wille nötig.

Trotz aller Bedenken aber: die eine Hälfte des Krieges liegt hinter uns!

Oswald Riedel / Organisation der freiheitlich-nationalen Arbeiter und Angestellten

Im ersten Kriegsjahre hat Erkelenz in der „Hilfe" die Möglichkeiten erörtert, in die deutsche Arbeiter- und Angestelltenbewegung einen einheitlichen Zug hineinzubringen. Seine Hoffnungen haben sich zum Teil verwirklicht, wenn auch nicht so, wie er es sich damals dachte, aber um so natürlicher und darum dauernder. Am 15. Januar ist in Berlin ein freiheitlich-nationaler Arbeiter- und Angestelltenausschuß gegründet worden, der die ihm bereits angeschlossenen Verbände und die ihnen verwandten Vereinigungen zum ersten freiheitlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenkongreß für den 28. bis 30. April nach Berlin einladet.

Dieser Kongreß wird nicht nur eine Tagung darstellen, er wird vielmehr den dauernden Zusammenschluß geistesverwandter Organisationen zu einer Richtung bedeuten. Wir hatten bislang schon zwei solcher Kongresse. Der älteste

Digitized by Google

und in seiner Zusammensetzung einfachste ist der Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands mit einwandfrei sozialdemokratischer Färbung. Es wird nicht mehr lange dauern, bis auch bestimmte Angestelltenverbände dort vertreten sein werden. Ob das aber den Charakter oder gar die Richtung beeinflussen wird, erscheint überaus fraglich. Es sieht im Gegenteil umgekehrt so aus, als würden jene Angestelltenvereinigungen allmählich auf den einseitig sozialdemokratischen Boden hinübergezogen.

Die Entwicklung des anderen Kongresses ist interessanter. Zu Anfang des Jahrhunderts bemühte sich die Gesellschaft für soziale Reform, die nichtsozialdemokratischen Verbände aneinander anzunähern. Daraus entstand der Deutsche Arbeiterkongreß, dem die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine bald fortblieben und der im Laufe der Jahre infolge seiner Zusammensetzung mehr und mehr einen christlich-antisemitischen Charakter annahm, so daß sich konfessionelle Vereine und der Hamburger deutschnationale Handlungsgehilfenverband zu ihm fanden, andere Vereinigungen mit liberalem Einschlag sich aber von ihm zurückzogen. So wurde aus dem „Deutschen" Arbeiterkongreß ein recht einseitiger, der denn auch trotz aller Gemeinsamkeitsarbeit während des Krieges im letzten Herbst offen seinen Namen in „Christlich-nationaler Arbeiterkongreß" umwandelte. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß er sich beträchtlichen Einfluß zu verschaffen gewußt hat. Mehr und mehr trat deutlich zutage, daß die Vereinigung solcher Verbände zu gemeinsamem politischen Tun eine Notwendigkeit für sie darstellt. Nur so ist auch die Strömung in Angestelltenkreisen nach rechts und nach links zu verstehen. Damit erklärt sich aber auch ohne weiteres die Anlehnung jener Kongresse an bestimmte parteipolitische Richtungen oder Gruppen.

Wo aber bleibt da der Liberalismus? Will er wieder, wie von jeher in der deutschen Arbeiterbewegung, die besten Gelegenheiten verpassen? Will er tatenlos zusehen, wie die in ihrem Grunde ihm doch nahestehenden Vereinigungen sich mit der Frage abquälen: sollen wir auch nach rechts oder nach links zu einer jener beiden Gruppen abwandern, oder sollen wir zwischen ihnen allmählich zur Ohnmacht erstarren? Und es gibt viele solcher Organisationen, darunter solche von gutem Ruf und zurzeit noch erheblicher Bedeutung. Aber in den meisten von ihnen wurzelt eine Schwäche: die Angstmeierei der Führung, durch klare Erkenntnis der Entwicklung nun auch ihrerseits vor der Politisierung der Berufsorganisation nicht zurückzuschrecken. Das braucht noch längst nicht zu einer Kollision mit der parteipolitischen Neutralität zu führen. Im Gegenteil, man leiste doch innerhalb dieser Verbände erst einmal die vornehmste Aufgabe der Politik, die staatsbürgerliche Erziehung der Mitglieder. Dann verschwinden jene Bedenken von selbst. Kann man aber ohne Politisierung wirklich noch erfolgreich fortbestehen? Steht Lohn- und Gehaltsfrage nicht in engster Verbindung mit Wirtschafts- und Handelspolitik? Gedeiht die Sozialpolitik nicht auf dem Boden der allgemeinen Politik? Oder stehen die Organisationen deutscher Arbeitnehmer etwa dem Schicksal der Wahlrechtsfrage teilnahmslos gegenüber?

So sehr es darum zu bedauern ist, daß die wahre Gelegenheit im ersten Kriegsjahre verpaßt wurde, so sehr darf man doch die Entschlossenheit und Einsicht anerkennen, die führende Männer aus solchen Organisationen veranlaßte, sich unter Beiseiteschiebung aller Bedenken zu dem Ziele zusammenzutun, die bewußt vaterländisch gesinnten und darüber hinaus auf nationale Selbständigkeit bedachten, in ihren Grundzügen aber auch durchaus freiheitlichen Organisationen auf dem Boden einer Wesens- und Geistesrichtung zu sammeln, um so ebenbürtig zwischen jenen beiden anderen Kongressen zu stehen. Diese Männer waren auf sich selbst angewiesen. Sie erfreuten sich nicht des Beistandes einer politischen Richtung. Sie fanden keine Tagespresse zur Verfechtung ihrer Ziele. Ja, sie wußten nicht einmal, ob in den Reihen ihrer eigenen Verbände ihnen die Zustimmung gewiß war, ob es ihnen gelingen würde, jene schon kritisierte Neutralitätsangstmeierei und auch die alten, hoffentlich bald überlebten Rivalitäten zwischen Angestellten und Arbeitern zu überwinden. Sie haben denn auch in dieser Hinsicht Erfahrungen machen müssen. Aber eines kam ihnen zu Hilfe: die Notwendigkeit der Entwicklung. Mit Arbeitsgemeinschaften auf einer beruflichen Grundlage ist es allein eben nicht getan. Das ist eine Burgfriedensrichtung, die mit Geistesströmungen nichts zu tun hat und die deshalb auch nicht widerstandsfähig genug ist, um sich gegenüber den wirklichen „Richtungen" durchzusetzen.

Nunmehr ist die Lücke ausgefüllt. Zwischen die extremen Richtungen von rechts und von links ist die freiheitlich-nationale getreten. Ob sie wollen oder nicht, es werden sich in den nächsten Jahren alle Organisationen der Angestellten und der Arbeiter entscheiden müssen, wohin sie gehören. Einflußreiche Verbände, wie die Deutschen Gewerkvereine, der Leipziger Handlungsgehilfenverband, der Berliner Verein der deutschen Kaufleute, der Deutsche Werkmeisterverband, der Trier-Berliner Eisenbahnerverband, die Militärarbeiter usw., sind auf den Boden des neuen Kongresses getreten. Er findet darum schon jetzt die regste Beteiligung, wenn im April die soziale Kultur, die staatsbürgerliche Erziehung, die Vertretung der Arbeitnehmer in den Parlamenten, das Wohnungswesen, die Übergangswirtschaft und die Wirtschaftspolitik der Zukunft von ihm behandelt werden sollen. Damit hat eine neue Entwicklung begonnen, die notwendig ist sowohl im Interesse der Arbeiter und Angestellten als auch im Interesse des Vaterlandes, das diese freiheitlich-nationale Richtung schon längst bitter nötig hatte.

Max Apel / Freie Bahn der deutschen Jugend!

Vorbemerkung der Schriftleitung. Die Beschränkung des Raumes hat es bisher unmöglich gemacht, die durch den Aufsatz von Frau Joachimi-Dege eröffnete Besprechung über die Aufstiegsfrage weiter zu führen. Wir hatten den Aufsatz mit der Bemerkung eingeleitet, daß er nach unserer Überzeugung manche Entgegnungen hervorrufen würde und daß wir ihn als Anfang einer allseitigen Erörterung abdruckten. Diese Erwartung hat sich bestätigt. Wir veröffentlichen von den uns zugegangenen Beiträgen zu der Frage zunächst einen, der die pädagogische Seite der Frage behandelt, und werden einen weiteren folgen lassen, der sich mit der sozialen Seite beschäftigt. Die Schriftleitung.

Es sei mir gestattet, auf die anregenden Bemerkungen von Frau Dr. Marie Joachimi-Dege in einigen wenigen Sätzen zu antworten, die die große, jetzt soviel und leider allzuoft oberflächlich behandelte Frage in eine allgemeinere Beleuchtung stellen. Wer eine ausführlichere Begründung wünscht, kann sie in meiner Broschüre „Begabungsschulen" finden, in der die Erfahrungen als „Kriegsoberlehrer" an einer Realschule ihren Niederschlag gefunden haben.

1. Grundidee: Die Schule ist Sache der Volksgemeinschaft. Alle Schulen sind Volksschulen, in der die Kinder des Volkes ihre Bildung und Erziehung erhalten. Das Ziel ist, der gesamten Volksjugend durch Unterricht und Erziehung die Möglichkeit zu geben, ihre geistigen Anlagen zu entfalten, den Verstand nach seinen mannigfaltigen Richtungen zu entwickeln, das Gemüt zu

Digitized by Google

allem Hohen und Heiligen zu erheben, das Wollen auf das Große und Gute zu richten.

2. Unerträglich erscheint es dem heutigen Bewußtsein, an dem System der „Standesschulen" festzuhalten, nach dem Stand, Rang und Vermögen der Eltern wesentlich die Schulart für die Kinder, ob höhere oder niedere, bestimmen. Im Interesse des Staates liegt die Entfesselung aller Kräfte, die als Gaben des Volksgeistes dem Ganzen dargeboten sind. Es ist ein Gebot der Stunde, allen vorwärts Strebenden, allen höheren Begabungen den Weg zu bereiten.

3. Wir brauchen also Schulen, in denen weit mehr als bisher die Schüler nach ihren Fähigkeiten und Anlagen zusammengefaßt sind und nicht nach den äußerlichen Zufälligkeiten des elterlichen Standes und Vermögens. Nicht Standesschulen, sondern Begabungsschulen!

Dies ist nicht nur eine Forderung des staatlichen, sondern ebenso des pädagogischen und sittlichen Interesses. Die höheren Schulen geben vielfach dem Begabten zu wenig, dem weniger oder auch in anderer Richtung Begabten aber sind sie eine den Charakter schädigende Qual. Die Volksschulen sind allzusehr auf ein Mindestmaß an geistigen Darbietungen und Anstrengungen zugeschnitten und fordern den Befähigten zu keiner angemessenen Betätigung der Kräfte heraus. Sie erzeugen so Verkümmerung und Unbefriedigung. Mit Kant muß man es als sittliches Gebot anerkennen, daß jedermann seine geistigen Fähigkeiten zur Entfaltung bringt. Nur so kann er zur Persönlichkeit heranreifen. Die Volksgemeinschaft hat die Pflicht, dieses Streben durch entsprechende Bildungsanstalten zu fördern.

4. Drei Wege werden uns angegeben und sind zum Teil schon beschritten, um den Gedanken der freien Bahn für alle Tüchtigen zu verwirklichen. Es werden Volksschüler in die unterste Klasse der höheren Schule aufgenommen. Es werden Einrichtungen getroffen, um in Nebenklassen besonders Begabte weiterzubilden oder auch an die Volksschule eine besondere höhere Schule anzugliedern, die in raschem Fortschreiten auserlesene Schüler bis zum Abiturium führt. Schließlich soll die alte Forderung der „Einheitsschule" derselben Idee dienen.

Der erste Weg ist allgemein als unzulänglich erkannt. In größeren Städten mit höheren Schulen werden ja einzelne Volksschüler in die Sexta aufgenommen, zumeist mit einem Jahr Verlust, nach vierjährigem Besuch der Volksschule. Aber dieser Übergang in die höhere Schule entspricht keiner höheren Idee. Nicht immer die Besten und Geeignetsten kommen zur höheren Schule, sondern vielfach recht Mittelmäßige und auch gänzlich Ungeeignete. Hier noch „Erleichterungen" zu schaffen, wäre in der Tat verfehlt. Aber ungerecht ist es, daß auch bei Hochbegabten der Übergang erst nach 4 Jahren möglich ist, während mittelmäßige Vorschüler dieses Ziel schon in drei Jahren erreichen. Nach allem freilich, was an Erfahrungen vorliegt, bietet die jetzige Volksschule keine Gewähr für richtige Auslese. Nur allzuhäufig haben sich recht gut empfohlene Volksschüler später auf der höheren Schule als nur mittelmäßige Köpfe herausgestellt, so daß viele Kritiker in voreiligem Urteil überhaupt keine hervorragenden Begabungen in den unteren Volkskreisen sehen wollen. Die jetzige Volksschule stellt sich wesentlich das Ziel, der Gesamtheit der Volkskinder ein gewisses Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten beizubringen. An dieser hohen, edlen und notwendigen Aufgabe arbeitet mit rastloser Mühe eine hierfür gut vorbereitete Lehrerschaft. Für die Förderung besonderer, den Durchschnitt weit überragender Talente bietet sich kein Raum. Nur an schwierigen Aufgaben empfindet der Begabte Freude und Drang zur Betätigung, nur in *selbsttätiger* Entfaltung der geistigen Kräfte wächst Geisteskraft heran. Ein Unterricht, der auf ein Durchschnittsmaß abgestimmt sein muß, gibt nicht genügende Gelegenheit, die wirklichen Talente sichtbar zu machen. Dazu kommt, daß auch bei diesem System des Übergangs in höhere Schulen die zufällige Lage der Eltern oft den Ausschlag gibt, nicht die Tüchtigkeit der Schüler.

5. Es liegt der Gedanke nahe, an die Volksschule selbst Klassen für besonders Befähigte anzugliedern und wohl selbst aus diesen eine Begabtenschule zu bilden, die ihre Schüler in etwa 5 Jahren bis zum Abiturium führt (wie es jetzt in Berlin versucht werden soll). Indem man die Schüler durch besondere Prüfungen und Erprobungen herausliest, hofft man die wirklich Geeigneten herauszufinden. Sicherlich liegt hier ein bedeutsamer Fortschritt vor. Für Großstädte ist ein Weg geschaffen, der nach oben führt. Immerhin wäre hier im besten Falle nur eine Lösung der Frage für einen beschränkten Punkt, einige Großstädte, gegeben. Ferner aber muß man sagen: ist dieser Weg über die Volksschule der zweckmäßige, so können ihn alle gehen, dann brauchen wir keine besonderen höheren Schulen. Ist aber, wie es nach allem scheint, die jetzige Volksschule nicht die geeignete Vorbereitung für die Auslese der Tüchtigsten und für die Einführung in die wissenschaftliche Denkweise, so sollen ihn auch die hochbegabten Volksschüler nicht gehen, um nicht von vornherein benachteiligt zu sein gegenüber den bemittelten Kreisen.

6. Faßt man daher die große Sache groß an und sieht man ab von allem einzelnen und Kleinlichen und nur hier auf das große Ganze, auf die leuchtende Idee, die zur Verwirklichung aufruft, so bleibt als einzig gangbarer Weg die „Einheitsschule" übrig, wenn dieses Wort richtig verstanden wird. Die Einheitsschule soll keine Einheit des äußerlichen Systems bedeuten, also etwa von den drei jetzigen Formen Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, nur eine einzige gelten lassen, sondern soll die innere Einheit der Nation zum Ausdruck bringen, nach der alle Bildung dem freien Wettbewerb aller zugänglich gemacht werden soll. Man bringe alle Kinder in die eine Grundschule zuerst zusammen. Zahlreiche deutsche Staaten (Sachsen, Bayern u. a.) kommen ohne Vorschule aus. Für die ersten Schuljahre ist ein mehr anschaulicher Unterricht nur vom Segen. Ich sehe aus eigener Erfahrung mit größtem Dank auf den dreijährigen Besuch einer Dorfschule mit nur zwei Klassen, den „Großen" und den „Kleinen" zurück, der mich Achtjährigen befähigte, mit Erfolg in die Sexta der Lateinschule einzutreten. Dann aber nach einigen Jahren mache man die gebotenen Scheidungen allein nach der Natur der Kinder. So entstehen die einzelnen Schulgattungen nicht mehr als Standesschulen, sondern als Begabungsschulen. Es kann hier nicht in die rein technischen Fragen der Ausgestaltung im einzelnen eingegangen werden. Nur soll eine mögliche Lösung angedeutet werden. Es bilden sich drei Schulgattungen heraus: eine Hauptschule (Volksschule), eine Mittelschule und eine höhere Schule. Alle drei sind den Fähigkeiten ihrer Schüler angepaßt, alle drei geben einen gewissen Spielraum für besonders ausgeprägte Begabungen. Die höheren Schulen vor allem berücksichtigen in möglichst angemessener Weise die besonderen Fähigkeiten und Neigungen ihrer Zöglinge, indem mindestens in den drei oberen Klassen Wahlfächer und Gelegenheit zur freien Selbstbetätigung dargeboten werden. Die Mittelschulen nehmen einen großen Teil der jetzigen höheren Schüler auf, denen sie in ganz anderer Weise eine befriedigende Entfaltung ihrer Kräfte ermöglichen können. Würde das jetzige System der höheren Schulen beibehalten, daneben aber eine besondere höhere Schulart für begabte Volksschüler eingerichtet werden, so könnte sich leicht eine unerfreuliche Überproduktion an Abiturienten und damit an Anwärtern für die geistigen Berufe ergeben. Es würden, wie bisher, auf den höheren Schulen zahlreiche gering Befähigte zur Qual der Schüler, Eltern und Lehrer mühsam herangezüchtet und dann mit den neuen Hochschülern aus der Volksschule in Wettbewerb gebracht. Nur eine Auslese, die sich in gemeinsamem freien Wettbewerb auf der Grundschule vollzieht, erscheint sinnvoll. Segensreicher für den einzelnen, erquicklicher für die Familie, freudiger für den Lehrer, fruchtbringender für den Staat wird das Schulleben sich gestalten. Andere „Schülerjahre" werden geschrieben werden.

Viele Einzelfragen freilich sind noch zu klären, manche Vorurteile müssen abgelegt werden, gewisse so sicher auftretende scheinwissenschaftliche Einwürfe widerlegt werden. Aber diese große Frage der Neugestaltung unserer Jugendbildung darf nicht im elenden Gezänk der Worte erstickt werden. Wir sind es unserer Zeit schuldig und vor Gott und der Geschichte verantwortlich, zur Tat zu schreiten und allen in der deutschen Jugend steckenden Kräften, allen unseren Kindern freie Bahn zu bereiten.

Digitized by Google

Samson Hirsch / Von der Umwertung des Krankheitsbegriffes nach dem Kriege

(Schluß.)

Es ist Tatsache, daß eine bestimmte Klasse von zurückgekehrten Kriegsbeschädigten sich verhältnismäßig schwer wieder an das bürgerliche Leben zu gewöhnen vermag. Mancher verlangt größtes Entgegenkommen und Schonung als geltendes Recht, der gar nicht versucht, sich den kleinen Mühen und Plagen des Alltags wieder anzupassen. Die Gutmütigkeit der großen Masse, die Ehrfurcht vor dem grauen Ehrenkleid könnte dazu verführen, daß, zurzeit noch in erheblicher Minderzahl befindliche, gewissenlose Personen die von solchen Momenten abhängige Volksstimmung zum Schaden ihrer Kameraden ausnützen. Die große Zahl der heimgekehrten Verwundeten und Kranken trägt ja am sichtbarsten die Leiden der Zeit an ihrem Körper. Den altgewohnten Normen und Anschauungen des Friedens entsprechend forderten sie schon als Kranke und Schwache die besondere Rücksichtnahme ihrer Mitmenschen heraus. Vielfach hat sich nun in unserem öffentlichen Leben eine geradezu schrankenlose Verschiebung des Begriffs der Hilfebedürftigkeit geltend gemacht. An anderer Stelle („Die Hilfe" 1916, Nr. 39, Seite 637) haben wir von den Schädigungen gesprochen, die falsch angewandtes Mitleid bei Kriegsbeschädigten unter Umständen hervorzurufen vermag. Der aus der ärztlichen Pflege in den bürgerlichen Beruf eingetretene Kriegsbeschädigte ist nicht mehr als krank oder leidend anzusehen, sondern er ist — unter Berücksichtigung der Einbuße dieser oder jener körperlichen Funktionen — zu einer neuen, wenn auch vielleicht weniger leistungsfähigen, aber doch in sich vollkommenen und geschlossenen Persönlichkeit geworden. Ebensowenig wie wir nach dem Sprachgebrauch die Blinden zu den Augenkranken oder die Einarmigen zu den Armverletzten zählen, können wir in der Praxis die nach abgeschlossener Behandlung aus dem Lazarett entlassenen Geschädigten für den Rest ihres Lebens als schonungsbedürftige Kranke ansehen. Gewißlich verdienen die, die für das Vaterland geblutet haben, in vieler Hinsicht Rücksichtnahme und Bevorzugung. Aber man hüte sich auch vor einer gefühlsmäßig ablaufenden Ueberspannung dieser Förderung. Letzten Endes ist doch in diesem Kriegsorkan alles mehr oder minder zerschüttelt und zerzaust worden, sind doch auch viele Existenzen in der Heimat unter seelischen und physischen Entbehrungen und Opfern niedergebrochen. Es gilt, hier Ansätze und Keime zu ersticken, die ein — wenn auch ungeschriebenes — „doppeltes Recht" für Daheimgebliebene und Kriegsteilnehmer in der Zeit nach dem Kriege zu schaffen imstande sind. Gerade von ärztlicher Seite muß dieser Hinweis erfolgen. Der medizinische Laie wird natürlicherweise hier zögernd innehalten; er wagt den komplexen Begriff der Schädigung oder Krankheit nicht eigenmächtig aufzulösen und zu klären, da ihm die materiellen Grundlagen hierzu meistens fehlen. Die Umwertung des Krankheitsbegriffes, die für den Arzt heute schon zu einer alltäglichen Selbstverständlichkeit geworden ist, ist weiteren Kreisen, die mit Friedensnormen rechnen, noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Ueberspannte Rücksichtnahme gegen Kriegsgeschädigte, die bereits in das bürgerliche Leben übergeführt sind, wird bei diesen — natürlich bei Vorhandensein der entsprechenden Anlage — eine Kategorie recht unangenehmer Begleiterscheinungen des Krieges auf kriminalistischem Gebiete heranzüchten helfen. Wir wissen alle recht gut, wie sehr dieser Krieg an den Nerven zerrt. Schon zu Anfang des Kampfes wurde die Parole ausgegeben, daß derjenige Sieger sein werde, der die stärksten Nerven aufzuweisen habe. Viele, die draußen in Hölle und Not die Herrschaft über ihre Nerven verloren haben, kehren zurück mit dem erfreulichen Willen zur Gesundung und zur Arbeit. In manchen, verhältnismäßig seltenen Fällen, ist dieser Wille auch weniger ausgeprägt. Da aber hier gerade diese Ausnahmen, die regelwidrig Reagierenden, späterhin der Allgemeinheit zur Last und Plage werden können, gilt ihnen von vornherein größte Beachtung. Die krankhafte Hemmungslosigkeit, die darin besteht, daß der Nervenschwächling seinen Gefühlen — auch gegen seinen Willen — freien Lauf lassen muß, wandelt sich bei diesen Personen in ein bewußtes Sichgehenlassen. Disziplinlosigkeit, Mangel an sittlichem Halt, Roheitsdelikte zeigen uns den Weg, der bei diesen Personen über häusliche Unverträglichkeit und Streit an der Arbeitsstätte bis an die Schranken des Gerichts führt. Diesen Individuen wird dann stets der „mildernde Umstand" der Kriegsschädigung zur Seite stehen. Es entspricht das durchaus dem Volksempfinden. Schwierig wird aber hierbei erst die Sachlage, wenn — entsprechend der Natur dieser Nerven- und Willensschwachen — der sogenannte „Unzurechnungsfähigkeitsparagraph", § 51 des Strafgesetzbuchs, in den meisten dieser Fälle herangezogen wird. Da das Gesetz eine besondere „beschränkte" Beeinträchtigung der freien Willensbestimmung nicht kennt, wird es sich hier dann fast stets um alles oder nichts, d. h. um ernste Bestrafung oder um Freisprechung handeln. Den juristischen und ärztlichen Fachleuten muß gewißlich die Entscheidung des einzelnen Falles überlassen bleiben. Aber es darf gerade jetzt angesichts der Not der Zeit darauf hingewiesen werden, wie sehr oft durch die Unzulänglichkeit dieses schon früher heiß umstrittenen Paragraphen dem Richter und dem Gutachter die Hände gebunden sind. Der Schutz des Paragraphen 51 sichert völlige Straffreiheit zu; sein Versagen hat oft empfindlichste Bestrafung zur Folge. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es bisher keinen Uebergang. Bei verminderter Zurechnungsfähigkeit, die von dem Gutachter wohl in vielen Fällen bei nervenschwachen Individuen anzunehmen wäre, muß der Richter praktisch entweder völlige Verantwortlichkeit oder völlige Unzurechnungsfähigkeit annehmen. Er wird vom menschlichen Standpunkt aus und auch nach dem Grundsatz „in dubio pro reo" dann meistens einen Freispruch fällen. Hierin liegt eine gewisse Gefahr für die Allgemeinheit. Es ist klar, daß, wenn einmal eine willensschwache und zügellose Natur unter Berücksichtigung der Kriegsschädigung und daraus folgender Anwendung des § 51 freigesprochen ist, diese Person damit gewissermaßen einen Freibrief als Schädling der Gesellschaft für sein ganzes bürgerliches Leben erhalten hat. Daß dies bei Häufung solcher Fälle einer Gefährdung der öffentlichen Sicherheit gleichkommt, ist ohne weiteres einleuchtend. Hier gilt es Wandel zu schaffen, entweder durch eine neue, scharfe Formulierung des Begriffs der „freien Willensbestimmung" oder durch Einfügung des juristischen Begriffs der beschränkten Zurechnungsfähigkeit. Die Einzelheiten müssen einem Fachmann überlassen werden.

Die Umwertung des Krankheitsbegriffs ist ein Gebot der Stunde! Im Privatleben der Einzelpersönlichkeit, in der Wirtschaft wie bei den staatlichen Einrichtungen gilt es neue Formen für den durch den Krieg völlig veränderten Inhalt unseres Erlebens und unseres Tuns aufzustellen.

Digitized by Google

Die furchtbare Auswahl, die der Krieg unter der Volksgemeinschaft trifft, wird vom Standpunkt der Volksgesundheit aus sicherlich nicht zum besten ausfallen.

Auch die Heimat trägt schwer am Kriege, wird in der Folgezeit noch schwerer daran tragen. Aus Trümmern und morschen Resten soll ein festes, neues Gebäude der zukünftigen Entwicklung errichtet werden.

Wenn es schon größten Aufgebotes an frischer und untadeliger Kraft bedürfen würde, um die Forderungen nach dem Kriege zu erfüllen, wieviel mehr an Kraft und Energie bedarf es da, wo nur schwache, wenn auch entwicklungsfähige Aufbauelemente zur Verfügung stehen. Nach dem Naturgesetz muß aber die Höherspannung der Energie rückwirkend auf die Kräfte überströmen. Und so ist zu hoffen, daß die größere Aufgabe, die größere Leistung auch die größere Kraft und — die größeren Menschen finden wird.

*

Zu diesem Aufsatz schreibt uns ein Jurist folgendes Nachwort:

„Die vorstehenden Ausführungen des Arztes (speziell, soweit sie die Rechtspflege betreffen) verdienen vom juristischen Standpunkte aus größte Beachtung. Die seit langem angestrebte besondere strafrechtliche Berücksichtigung der vermindert Zurechnungsfähigen verträgt keinen Aufschub mehr.

Dasselbe gilt, wie ich ergänzend bemerken möchte, von der Einführung der bedingten Verurteilung, die über den für schuldig Befundenen zwar die Strafe verhängt, aber die Vollstreckung davon abhängig macht, ob der Bestrafte sich innerhalb einer gewissen Bewährungsfrist tadelfrei führt oder nicht. Bei der strafrechtlichen Behandlung der delinquierenden Kriegsteilnehmer wird in vielen Fällen das Institut der bedingten Verurteilung gar nicht zu entbehren sein. Eine allzu große Milde des Strafrichters wäre, wie bereits vom Arzt betont, ebenso falsch angebracht, wie es ungerecht wäre, mit der unerbittlichen Härte des Gesetzes die Männer zu treffen, deren Nerven, Energie und Widerstandskraft im Kampf für das Vaterland gelitten haben. Es gilt einen Mittelweg zu beschreiten, nämlich die Strafe zwar auszusprechen, aber bei dauernder guter Führung von der Vollstreckung abzusehen. Und nicht nur auf die eigentliche Führung wird Wert zu legen sein, sondern vor allem darauf, ob der Kriegsteilnehmer sich wieder geregelter, sozial wertvoller Berufsarbeit zuwendet, da nur hierin der beste Schutz gegen Rückfall in die Kriminalität gesehen werden kann. So führen die juristischen Erwägungen zu demselben Ziele wie die ärztlichen Forderungen."

Soziale Bewegung

Ukrainevertrag und Sozialpolitik. In die Freude über den ersten Friedensschluß in diesem Weltkriege, der zwischen dem Deutschen Reich und dem neuen Staat der Ukraine freundschaftliche Beziehungen herstellt, mischt sich, wie die „Soziale Praxis" mit Recht betont, für den Sozialpolitiker ein leises Bedauern: in dem ganzen Vertrag ist mit keiner Silbe der gegenseitigen Sicherung des Arbeiterschutzes gedacht. In genauen, sehr eingehenden Vereinbarungen werden die Wirtschafts- und Rechtsbeziehungen der beiden Staaten, sowie ihrer Angehörigen geregelt. Sehr erfreulich, sehr nützlich und notwendig! Aber um so bedauerlicher ist es, daß eine Klausel, die der gewerblichen Arbeiterschaft beider Länder ein gewisses Mindestmaß von gleichartigem oder gleichwertigem Schutz für Leben, Gesundheit, Sittlichkeit vorsieht, völlig fehlt. Weder haben die Diplomaten noch der Bundesrat und der Reichstag dafür ein Wort gefunden. Wir glauben gar nicht, daß hier irgendwelche bestimmte Absicht vorhanden ist: man hat eben einfach nicht daran gedacht. Und doch liegen Präzedenzfälle vor, wie z. B. frühere Handelsverträge derartige Zusicherungen enthielten, und die Eingaben der Gesellschaft für soziale Reform und der Gewerkschaften, die für die Friedensverträge solche internationalen Arbeiterschutzklauseln fordern, hätten auch an die grundsätzliche Bedeutung einer solchen Maßnahme mahnen sollen. Man hat diese Eingaben vermutlich von einer Amtsstube in die andere geschoben und schließlich vergessen; wenigstens hat die Gesellschaft für soziale Reform zwar eine Empfangsbestätigung aus der Reichskanzlei, aber weder vom Auswärtigen noch vom Reichswirtschaftsamt erhalten. Nun ist's zu spät für die Ukraine — eine der vielen verpaßten Gelegenheiten in der Sozialpolitik! Aber nicht zu spät für den Friedensschluß mit anderen Staaten, und deshalb bringt die „Soz. Praxis" die früheren Eingaben nochmals in Erinnerung und bittet Reichsregierung und Reichstag, die Wichtigkeit solcher Arbeiterschutzklauseln als eines Kulturmoments nicht zu unterschätzen.

Büchertisch

Prof. Dr. Niemeyer, **Belgien und seine Neutralisierung.** Duncker & Humblot, 1917. 61 S. 1,50 M.

Der Verfasser gibt einen sehr anschaulichen Bericht über die Vorgeschichte, die Geschichte und die Behandlung der belgischen Neutralisierung bis 1914 und behandelt dann das Verhältnis zwischen Deutschland und Belgien bei Ausbruch des Krieges. Er rechtfertigt den deutschen Einmarsch als eine Notstandshandlung. Das ist vollkommen zutreffend, es ist verkehrt, das Recht dazu daraus herleiten zu wollen, daß Belgien durch seine Verträge mit England bereits die Neutralität gebrochen hatte. Das war der Fall, es ergibt sich deutlich aus dem vom Verfasser nicht herangezogenen Berichte des ehemaligen belgischen Gesandten in Berlin, Greindl, vom 13. Dezember 1911. Belgien wußte, wie der Verfasser in einem Vortrage in der Deutschen Gesellschaft einmal gesagt hat, daß in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich seine Neutralität nicht gewahrt werden würde, und es optierte für Frankreich. Darin liegt die historische Schuld des unglücklichen Landes, das die Kräfteverteilung falsch abwog, unsere Rechtfertigung ist aber nicht in dieser Schuld des anderen zu finden, sondern in dem „heiligen Gesetz der Not". Daß die leitenden Staatsmänner diesen Standpunkt nicht immer gewahrt haben, war zum mindesten ein taktischer Fehler. Dr. Herz.

Briefkasten

Neue Bücherwünsche aus dem Felde: Kants Pflichtenlehre, Wörterbücher für serbische, englische und französische Sprache, Unterhaltungsschriften in polnischer Sprache, Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, Lehrbücher für Postanwärter. Seegers Ges. Schriften. Violets Globus-Bücherei Bd. 1.

Zur Verfügung fürs Feld stehen: Gebundene Jahrgänge der Zeitschrift des Alpenvereins, fremdsprachliche Unterhaltungs- und Wörterbücher, mehrbändige Romane (Ebers), alte Zeitschriften.

Gefr. J. in Kurume (Japan): Die Hilfesendungen an Sie hat Herr Dexheimer in Bensheim veranlaßt. Es freut uns sehr, daß sie ankommen und Ihnen und den Kameraden die Zeit in der Gefangenschaft verkürzen.

Die Schrift von **Max Weber, Wahlrecht und Demokratie in Deutschland** ist soeben im Neudruck des 4—8. Tausend erschienen und wieder in allen Buchhandlungen zu haben. (Preis 1.20 M.)

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1,00 M.: Gefr. K. im Felde, 2,00 M.: Uffz. Sch. im Felde, 3,00 M. Ob.-Matr.-A. in O., 5,00 M.: Lt. d. R. H. i. Felde, Frau Prof. R. in B.

Bücher für Armee und Marine: Furche-Verlag, Berlin: je 100 Lug ins Land und Deutsche Zukunft. B. L. in Straßburg: 17 Bücher und Zeitschriften, Werbeanwalt W. in Berlin: ein Paket Bücher und Zeitschriften.

2,00 M.: Ldstm. Zw. im Felde, 25,00 M.: Lt. d. R. H. im Felde.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Städt. Handels-Hochschule Köln. Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Sommer-Halbjahr 1918 (Beginn 15. April) ist erschienen. Es umfaßt insgesamt 120 Vorlesungen und Übungen in 241 Wochenstunden. Unter den 27 abendlichen öffentlichen Vorlesungen, die außer den Studierenden auch weiteren Kreisen Gelegenheit zur Vertiefung ihrer Allgemeinbildung bieten, verdienen u. a. besondere Beachtung die Vorlesung über die römische Literatur des 19. u. 20. Jahrhunderts sowie 5 Einzelvorträge über „Belgien in Staat und Wirtschaft", die von Mitgliedern der Verwaltung Belgiens gehalten werden.

14. März 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 11

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Zweite Rede an junge Freunde. — **Dr. Paul Rohrbach:** Das schwache Rußland. — **Bergrat Georg Gothein, M. d. R.:** Die Tilgung der Kriegsschuld. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Die Überwindung des Klassenkampfes. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 3. März.

Gestern abend saßen wir in einem politisch belebten Kreise und besprachen die Nachricht, daß Rumänien die Friedensversuche abgelehnt habe, dabei erwägend, welche militärischen Schritte nun zu erwarten seien. Inzwischen aber wurde telephoniert, daß man von rumänischer Seite endgültig nachgegeben habe und daß eine Erneuerung des Waffenstillstandes mit Aussicht auf Frieden da sei. So stehen wir also vor einer Mehrzahl von Friedensschlüssen. Wieweit sie dem Ideal der Reichstagsmehrheit vom 19. Juli 1917 entsprechen, ist mindestens zweifelhaft. Wenn wir vom ukrainischen Vertrag aus auf die übrigen Verträge schließen, so wird von Entschädigungen nicht die Rede sein, aber sicherlich von Landabtretungen. Wieweit diese nun wiederum als Annexionen zu bezeichnen sind, hängt davon ab, ob die neuen Anschlüsse als freiwillige oder erzwungene zu gelten haben. Ob beispielsweise die Angliederung der Dobrudscha an Bulgarien eine Annexion ist oder eine Erfüllung nationaler Landeswünsche, dürfte etwas in der Schwebe bleiben. Wir unsererseits zweifeln aber nicht, daß unsere bulgarischen Freunde ihren Nationalsinn auf die Gebiete in der Dobrudscha ausbreiten werden.

In Frankreich haben mehrere Versammlungen zugunsten der Vereinigung mit Elsaß-Lothringen stattgefunden. Bei der Feier in der Sorbonne in Paris hat der Minister des Äußern, Pichon, Enthüllungen darüber gemacht, daß der deutsche Botschafter Herr von Schoen am 31. Juli 1914 die Franzosen befragen sollte, ob sie im Kriege neutral bleiben wollten, für den Fall aber, daß sie Neutralität wünschten, von ihnen die zeitweilige Übergabe der Festungen Toul und Verdun verlangen müßte. Die letztere Anforderung ist nun tatsächlich gar nicht an Frankreich gestellt worden, weil der Neutralitätsfall nicht eintrat. Immerhin aber wirkt die nachträgliche Mitteilung der Absicht aufregend, weil sie als Beweis dafür benutzt wird, daß Deutschland eine Neutralität Frankreichs überhaupt nicht habe zulassen wollen. — Man kann seine eigenen Gedanken darüber haben, ob es angebracht war, den Herrn von Schoen mit einer so unmöglichen Anforderung zu betrauen, wird aber die Folgerung, daß Deutschland eine französische Neutralität überhaupt nicht gewollt habe, ablehnen müssen. Das, was vorliegt, ist ein sehr ungeschickter Versuch, die Neutralität, falls sie eintrat, zu sichern.

Montag, 4. März.

Gestern nachmittag fünf Uhr ist in Brest-Litowsk der Friede mit Rußland unterzeichnet worden. Gleichzeitig wurden die militärischen Bewegungen in Großrußland eingestellt. Die russische Unterschrift wurde ohne Prüfung der verschiedenen Bestimmungen abgegeben, da die Deutschen sich weigerten, nochmals auf einen Waffenstillstand zu erneuter Diskussion einzugehen. Wenn man aber ohne Waffenstillstand noch drei Tage weiter debattiert haben würde, so konnten die deutschen Truppen in Petersburg sein. Das ist der Grund der russischen Eile. Selbstverständlich wird dieser schleunige Abschluß des Friedens in Rußland als besonders harter Zwang empfunden; aber nachdem Trotzki und Genossen viele Wochen hindurch nichts anderes getan haben, als über diesen Frieden endlose Reden zu halten, wird in Wirklichkeit der Vorwurf einer Erpressung des Vollzugs nicht aufrechtgehalten werden können. Der Wortlaut des russischen Friedens soll heute oder morgen veröffentlicht werden. Den Schulkindern wird ein Tag freigegeben. Kaiser, Reichskanzler und Reichstagspräsident gratulieren sich gegenseitig. Im ganzen aber nimmt die Bevölkerung die Nachricht mit großer Ruhe auf, weil sie längst erwartet ist, und weil offenbar auch durch den Friedensschluß noch nicht alle Probleme der Ostgrenze erledigt sind. Vielleicht wird sogar die Größe und Bedeutung dieses Friedens im gegenwärtigen Zeitpunkt in Deutschland unterschätzt.

Der durch den Frieden beendigte letzte Vormarsch im Osten hat im ganzen eingebracht: 65 000 Gefangene, 2620 Geschütze und 5000 Maschinengewehre.

Im Hauptausschuß des Reichstags wird gefragt, wie es mit der deutschen Besetzung der Aalandsinseln steht. Unterstaatssekretär v. dem Busche antwortet, daß die deutsche Besetzung der Aalandsinseln auf die Hilferufe der uns befreundeten finnischen Regierung zurückzuführen ist. Die schwedische Regierung habe sich trotz anfänglicher Bedenken mit der Besetzung der Aalandsinseln abgefunden. Daß diese Antwort unvollständig ist, liegt auf der Hand.

Dienstag, 5. März.

Der Wortlaut des Friedensvertrages mit Rußland bietet über das am Mittwoch, 27. Februar, wiedergegebene Ultimatum hinaus wenig Neues. Rußland verpflichtet sich, sofort Frieden mit der ukrainischen Volksrepublik zu schließen und den Friedensvertrag zwischen ihr und den Mächten des Vierbundes anzuerkennen. Estland und Livland werden gleichfalls ohne Verzug von den russischen Truppen und der russischen Roten Garde geräumt. Die Ostgrenze von Estland läuft im allgemeinen dem Narwa-Flusse entlang. Die Ostgrenze von Livland läuft durch den Peipus-See in Richtung Livenhof an der Düna. Finnland und die Aalandsinseln werden von russischen Truppen geräumt. Über das weitere Schicksal der Aalandsinseln entscheidet ein besonderes Abkommen zwischen Deutschland, Finnland, Rußland und Schweden. Persien und Afghanistan werden von Rußland als freie und unabhängige Staaten betrachtet. Die Bezirke Erdehan, Kars und Batum werden von russischen Truppen geräumt. Rußland überläßt es der Bevölkerung dieser Bezirke, die Neuordnung im Einvernehmen mit den Nachbarstaaten, insbesondere der Türkei, durchzuführen. Die handelspolitischen und privatrechtlichen Paragraphen des Friedensschlusses entsprechen denen im ukrainischen Frieden.

Von verschiedenen Seiten innerhalb der Entente-Staaten wird eine nahe bevorstehende Kriegserklärung Japans an die russische maximalistische Regierung gemeldet. Man kann aber nicht ge-

Digitized by Google

nauer ersehen, mit wem und gegen wen Japan sich zu regen beginnt. Denkbar ist, daß eine Regierungsstelle innerhalb Sibiriens gewisse Vereinbarungen mit den Japanern getroffen hat, wahrscheinlicher aber, daß die Japaner die günstige Gelegenheit benutzen wollen, ihre Interessensphäre bis zum Baikalsee auszudehnen.

Mittwoch, 6. März.

Eine alte, schmerzliche Angelegenheit ist die Frage der Juden in Rumänien. Im Berliner Vertrag vom Jahre 1878 ist das staatsbürgerliche freie und gleiche Recht der Juden in Rumänien als Vorbedingung der Anerkennung der rumänischen Unabhängigkeit festgesetzt worden. Das aber hat nicht verhindert, daß die etwa 250 000 israelitische Einwohner als Fremde ohne bestimmte Staatszugehörigkeit behandelt wurden, denen man kein Wahlrecht zugestand, die jederzeit ausgewiesen werden konnten, keine ländlichen Grundstücke erwerben durften und deren Berufswahl beschränkt ist. Da man jetzt mit einer starken Demokratisierung Rumäniens wird rechnen können, erhoffen die Juden eine Erleichterung ihrer Lage und verlangen von den mitteleuropäischen Mächten, daß sie die alten Sätze des Berliner Friedens sich von neuem bestätigen lassen.

Der Vorfriede mit Rumänien ist unterzeichnet.

Donnerstag, 7. März.

Aus dem Wortlaut des Vertrages zwischen den Mittelmächten und Rumänien ist folgendes hervorzuheben: Rumänien tritt an die verbündeten Mächte die Dobrudscha bis zur Donau ab. Die Mächte des Vierbundes werden für die Erhaltung des Handelsweges für Rumänien über Konstanza nach dem Schwarzen Meere Sorge tragen. Die von Österreich-Ungarn geforderten Grenzberichtigungen an der österreichisch-ungarisch-rumänischen Grenze werden von rumänischer Seite grundsätzlich angenommen. Die rumänische Regierung verpflichtet sich, sofort mindestens acht Divisionen der rumänischen Armee zu demobilisieren, ferner den Transport von Truppen der verbündeten Mächte durch die Moldau und Beßarabien nach Odessa eisenbahntechnisch mit allen Kräften zu unterstützen. — Damit hat zunächst der uns befreundete bulgarische Staat, der in Bukarest durch den Vizepräsidenten der Sobranje, Herrn Dr. Momtschiloff, vertreten wird, das Ziel seiner Wünsche erreicht. Die mitteleuropäischen Regierungen haben den Bulgaren bewiesen, daß sie fest und treu auf ihrer Seite stehen, was für die künftigen Beziehungen von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Der Umfang der Grenzabtretungen an Ungarn und an die Bukowina ist im Vorvertrag noch nicht genau angegeben. Dieser Teil des Vertrages wird für das Gefühl der Rumänen der härteste sein. Sie sind in den Krieg hineingegangen, um jenseits der Transsylvanischen Alpen im Siebenbürgener Gebiet eine Ausweitung der rumänischen Herrschaft zu finden. Das war nicht etwa bloß Agitation unverantwortlicher Privatpolitiker, sondern mit dieser Aussicht hat die königlich rumänische Regierung den Krieg überhaupt herbeigeführt. Wenn ihr dafür nun zum dauernden Gedächtnis der Gebirgskamm der Transsylvanischen Alpen verlorengeht, so ist das moralisch durchaus gerechtfertigt. Ob diese Abtretung als Annexion oder als militärische Grenzkorrektur bezeichnet wird, ist beinahe nur eine akademische Frage. Rumänien hat die vollste Gelegenheit gehabt, einen Frieden ohne Annexionen zu erhalten, ließ aber die dazu geeignete Zeit vorübergehen, indem die Regierung nach allen früheren Treulosigkeiten jetzt mit einemmal gegenüber der Entente ein Gefühl der Treue zu haben vorgab. Im Friedensvertrag ist über den künftigen Besitz von Beßarabien nichts gesagt, vermutlich deshalb, weil alle rumänisch-russischen Beziehungen noch im unklaren sind. Zunächst nämlich wird nur ein mitteleuropäisch-rumänischer Friede hergestellt. Ob und in welcher Weise ihm später ein rumänisch-ukrainischer und ein rumänisch-russischer Friede folgen wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls muß man Rumänien heute als im Kriegszustand gegenüber dem bolschewikischen Rußland betrachten. Die Stelle des Vorvertrages, in der ausgesprochen wird, daß die Rumänen einen mitteleuropäischen Vormarsch nach Odessa zu unterstützen haben, läßt darauf schließen, daß Deutschland oder Österreich in Übereinstimmung mit der ukrainischen Volksrada einen militärischen Vormarsch auf Odessa beabsichtigen.

Die Beute der Mittelmächte seit Dezember 1917 betrug 120 500 Gefangene und 3640 Geschütze. Letztere sind meist englische und französische Arbeit und kommen uns zur rechten Zeit.

Freitag, 8. März.

Erst allmählich machen es sich die Menschen klar, was es bedeutet, daß nun wirklich auf der ganzen Ostlinie nicht mehr gekämpft wird. Mögen dort auch noch auf lange Zeit hinaus große und dunkle Probleme vorliegen, so scheint das eine nun endlich gewiß, daß der wirkliche Krieg auf dieser Seite nicht mehr wütet. Von einem völligen Aufhören aller Kämpfe kann zwar noch nicht geredet werden, solange mitteleuropäische Soldaten daran beteiligt sind, in der Ukraine Ordnung zu schaffen und den Hafen von Odessa für den Verkehr frei zu machen. Es mehren sich die Zahlen derer, die aus Rußland heimkehren. Der Austausch der Gefangenen hat über Saßnitz begonnen. Auch an der Düna scheint schon ein ziemlich regelrechter Übergangsverkehr stattzufinden.

Derjenige Teil der polnischen Armee, der sich in der Nähe der polnischen Landesgrenzen befindet, ist bemüht, durch Ankauf von Kanonen und Maschinengewehren seine Bestände zu erhöhen. Man nimmt an, daß aus Kaukasien und Sibirien die an den verschiedensten Stellen stationierten polnischen Truppen ihren Weg bis in die Gegend von Witebsk und Minsk finden werden, wo die polnische Aufstellung sich sammelt.

Die Notwendigkeit des Gedankens von Mitteleuropa wird in diesen Tagen von vielen Leuten begriffen, die ihm bisher zweifelnd gegenüberstanden. Der Ostfriede mit seinen Grenzveränderungen wird als dauernde gemeinsame Handlung der verbündeten Mittelmächte angesehen.

Sonnabend, 9. März.

Der Zusammenbruch der russischen Großmacht wird in England, Frankreich, Japan und Amerika auf eine verschiedene Weise betrachtet. Jeder Großstaat hat bestimmte Beziehungen der Gemeinsamkeit und auch des Gegensatzes zu Rußland gehabt. Das Großbritannische Reich ist in seinen vorderasiatischen, mittelasiatischen und möglicherweise auch chinesischen Beziehungen auf lange Zeit hinaus von dem mächtigsten Mitbewerber befreit. Man braucht nur an Persien und Afghanistan zu denken, um den Umschwung vor Augen zu sehen. Für Frankreich ist eine lange Periode seines staatlichen Lebens in diesen Tagen abgeschlossen. Denn selbst wenn Rußland nach der Revolution sich wieder in die Höhe arbeiten wird, so wird französische Kraft und französisches Geld voraussichtlich nicht wieder für diese Aufrichtung zu gewinnen sein. Frankreich gehört durch Rußlands Niederbruch mit unvermeidlicher Sicherheit in die englische Gefolgschaft hinein. Japan aber erhebt sich nun tatsächlich zu einer Weltmacht ersten Ranges, wonach es schon immer Begehr hatte. Es wird versuchen, in die asiatische Rolle Rußlands einzurücken. Der japanisch-russische Krieg ist jetzt erst eigentlich vor seiner Entscheidung angelangt. Wenn dadurch australische und holländische Interessen im Großen Ozean zunächst um etwas erleichtert erscheinen, so wird die Rivalität zwischen Japan und Amerika voraussichtlich sich steigern. Es ist denkbar, daß ein Teil der amerikanischen Aufmerksamkeit von Deutschland abgelenkt wird. Das bisherige System des Gleichgewichtes der Großmächte ist sehr gestört. Da nun der Weltfriede in gar nichts anderem beruhen kann als in der Aufrichtung eines neuen Gleichgewichtszustandes, so ist es leider wahrscheinlich, daß wir noch nicht am Ende der internationalen Schwankungen angelangt sind.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 3. März.

Heute schlug das Winterwetter mit eisigem Ostwind in einen ganz milden sonnigen Frühlingstag um — den zögernden hellen Nachmittag durchweht das Gerücht von der Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Rußland. Auf das Menschengewoge des Sonntagsabends in den halbdunklen Straßen von Berlin und im vollgestopften Kanal des Untergrundbahnsteigs hat sich die Gewißheit schon irgendwie niedergelassen; einer erzählt es dem anderen, und man kann wieder einmal staunen, daß die erlösende Wirkung nicht fühlbarer ist.

Und dieses Staunen begleitet einen heimlich während einer Besprechung über Demobilmachung der Frauenarbeit — das Staunen darüber, wie sehr einem das alles eingefahrene Gewohnheit geworden ist, Gedankengänge, die der Ausblick „Friede" seltsamerweise gar nicht richtig zu verklären vermag.

Montag, 4. März.

Aber an einem Tage wie heute, so einem sonnigen, windigen Frühlingstag, den das Rot der Fahnen wie fröhlich flackernde leichte Flammen durchweht, fällt doch etwas von einem ab von dem Druck gewohnheitsmäßig durcharbeiteter Tage. Am Leipziger Platz drängen sich die Leute — auch solche mit verschabten Mänteln und versorgten Gesichtern — um die Schneeglöckchenverkäuferin, unter den Linden breitet sich im morgendlich dünnen Hinflauten des Verkehrs etwas wie die Frische und Heiterkeit friedlichen Arbeitslebens aus — eine Vision künftiger Zeit unbefangenen Schaffens steigt aus all dem greifbar auf. Der Friede, den die rauschenden Farbenflammen anzeigen, ist wirklich einmal fühlbar.

Eine Rede des Staatsministers Dr. Friedberg über das gleiche Wahlrecht wirkt klärend und hoffnungerweckend. Daß der „Staatsminister und Landtagsabgeordnete" vor seinem Wählerkreise diese Frage bespricht, ist auch eine neue und entwicklungsgemäße Situation, die einen freut. Nach den Ergebnissen der Wahlrechtsarithmetik würde die Regierungsvorlage der Sozialdemokratie 52 v. H. der Stimmen, die Pluralwahlrechtsvorlage 25 v. H. und der Vorschlag Lohmann 27 v. H. geben — diese Unterschiede seien den Konflikt zwischen Regierung und Haus nicht wert.

Dienstag, 5. März.

Es sind wieder eine größere Zahl von Personenzügen kassiert. Die übrigbleibenden füllen sich bis über bloße Unbequemlichkeit hinaus. Die Schaffnerinnen sprechen schon ganz geläufig von „Stehplätzen" — ein Begriff, den die Eisenbahnverwaltung früher nicht kannte. Nachtfahrt Berlin—Hamburg auf einem „Stehplatz" wird niemand unter die freundlichen Erinnerungen seines Lebens rechnen. So ein Abteil sieht heute mit Decken und großmütterlichen Fußsäcken aus wie eine Postkutsche nach Spitzweg oder Schwind. Nur daß die Menschen meist nicht in der stilgerechten freundlich duldsamen Stimmung sind. Heute wird aber doch dieses Unbehagen aus Kälte, Enge, Dunkelheit und Länge der Nacht noch etwas vergoldet von der Erinnerung an die stolzen wehenden Adler an den ragenden Masten des Reichsmarineamts vor dem fröhlich-blauen Himmel.

Mittwoch, 6. März.

Der preußische Minister des Innern hat noch einmal die Stellungnahme der Regierung zum Wahlrecht in einem Erlaß dargelegt, den die Geschichte dieser Jahre einmal als ein wahres Dokument des Sinnes der Zeit einreihen wird. Der Erlaß bekräftigt das Einstehen der Regierung für die Vorlage. Die Staatsregierung betrachtet „die Einführung des gleichen Wahlrechts nicht als eine Maßnahme, für deren Durchführung das Wohlverhalten der sozialdemokratischen Partei maßgebend ist, sondern als eine innerpolitische Konsequenz, die sich aus der opferfreudigen Treue und geduldigen Haltung des gesamten Volkes während der schweren Jahre der Not ergeben hat. Die Staatsregierung erkennt in keiner Weise an, daß durch die letzte Streikbewegung das Vertrauen in die Arbeiterschaft, das sie gerade mit der Wahlrechtsvorlage bekundet hat, eine Erschütterung erfahren hat. Im Gegenteil erkenne sie an der patriotischen, pflichtbewußten Haltung der überwältigenden Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft während des Streiks eine Bestätigung ihres Vertrauens. Mit dem Wahlrechtserlaß vom 11. Juli 1917 hat sich der Kaiser selbst gegenüber der breiten Volksmasse verbindlich gemacht, und die Staatsregierung mit allen ihren Organen haben es als oberste Pflicht angesehen, die Verbindlichkeit des Königs zu restloser Einlösung zu bringen."

Im Hauptausschuß des Reichstags interessante Erörterung über die Organisation des Reichswirtschaftsamts, die als solche ein sehr eindrucksvolles Bild von dem Anwachsen der wirtschaftsleitenden Aufgaben des Reichs sowohl im Verhältnis zu den Einzelstaaten wie zur freien Volkswirtschaft gibt.

Donnerstag, 7. März.

Eindruck von der Tätigkeit eines landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins. Es ist keine Frage, daß diese Organisationen eine Menge kleiner Ernährungsquellen erschlossen haben durch die Mobilmachung der Gärten und Kleintierställe für die Belieferung der städtischen Verkaufsstelle. Zweifellos haben viele, die sonst nicht zur Stadt geliefert haben, es durch die mühsame organisatorische Kleinarbeit der Frauenvereine zu tun angefangen, und die vielen „Wenig" — organisatorisch gut zusammengefaßt — ergeben doch ein „Viel", das im ersten Jahre des Bestehens sich in einem Umsatz von 172 000 M. ausdrückt — für die Versorgung einer Mittelstadt schon eine ins Gewicht fallende Zubuße. Das alles sind ja auch erst Anfänge, die weiter wachsen werden.

Eine Ausdehnung des Begriffs der Kriegsdienstbeschädigung ist durch einen Erlaß vorgenommen. Dadurch werden eine Reihe von Fällen der Erkrankung oder Verletzung im Garnisondienst, wie die nachträglich hervortretenden Schädigungen in den Begriff der Kriegsdienstbeschädigung aufgenommen.

Freitag, 8. März.

Die Sommerzeit ist wieder beschlossen und beginnt am 15. April.

Die Hausgerätbeschaffung für rückkehrende und einen Hausstand gründende Kriegsteilnehmer wird zum Anlaß künstlerischer Volksbildung. Man hat Entwürfe für einfache und gute Hausausstattungen von Künstlern eingefordert und prämiiert und wird die von gemeinnütziger Stelle den jungen Haushaltungen vermittelten Möbel nach solchen Entwürfen herstellen.

Der Vorstand des Zentralausschusses der Nationalliberalen hat sich mit neun Zehntel Majorität für das gleiche Wahlrecht ausgesprochen. Die Hoffnung auf Verstärkung der Aussichten der Wahlrechtsvorlage belebt sich wieder.

Sonnabend, 9. März.

Der Hauptausschuß des Reichstags hat die Gewinne der Rüstungsindustrie etwas genauer unter die Lupe genommen. Ein Einzelfall — die Gewinne der Daimlerwerke — beleuchtet das Typische. Vor allem die seltsame Ohnmacht der Heeresverwaltung Werken gegenüber, die keine Kalkulationen vorlegen, einen Aktienkurs von 1350 hatten, die fabelhaftesten Kapitalerhöhungen vornahmen, kurz, beinahe für jeden sichtbar ungeheuerlich verdienten und doch unter Androhung der Betriebseinschränkung Preiserhöhungen verlangten. Was ist gegen solche Drohung im Grunde der Drei-Tage-Streik eines Arbeiters? Es ist eine peinliche Aufgabe, immer wieder mit den heißesten Beschwörungen der Vaterlandsliebe für die Kriegsanleihe zu werben, wenn die so aus bester aufrichtigster Gesinnung aufgebrachten Mittel diesem Kriegsgewinn-Moloch dienen!

Naumann / Zweite Rede an junge Freunde

Ihr wollt, meine Freunde, von mir wissen, welche Bedeutung in unseren Zeiten die politische Rede hat und ob sie gelernt werden kann. Wir setzen damit unsere Erörterungen über eine zu gründende politische Volkshochschule fort. Ich will nicht das wiederholen, was ich früher in einem besonderen Schriftchen über

Digitized by Google

„Die Kunst der Rede" (bei Georg Reimer) im allgemeinen ausgeführt habe, sondern mich von vornherein auf den Standpunkt stellen, daß ihr, meine Zuhörer, werdende Politiker seid, bereit, eure Kraft dem Dienste des öffentlichen Lebens zu widmen, und daß ihr als solche verlangt, von der Rede als Handwerkszeug der Volks- und Staatsleitung zu hören.

Um über die politische Rede zu sprechen, ist es am besten, zunächst im Geiste in eine weit vergangene Zeit zurückzuwandern bis zu den **Völkern des klassischen Altertums**, denn nie vorher und nie nachher hat die Rede für den Staat so viel bedeutet wie in den (aristokratischen) Republiken von Griechenland und Rom. Diejenigen unter euch, die auf Gymnasien gelernt haben, können leicht einen guten Überblick bekommen durch die ausführliche Vorrede zu Ciceros rhetorischen (rednerischen) Schriften von Prof. Weißenfels (Leipzig bei Teubner 1893). Dort treten uns die großen Redner Perikles, Lysias, Isokrates, Demosthenes, Cato, die Gracchen, Antonius, Lic. Crassus, Brutus und vor allem Cicero selbst lebendig vor Augen, und zwar werden sie als Vorbilder für nachwachsende Politiker betrachtet. Das letztere ist für unseren Zweck die Hauptsache: es gab im Altertum eine Methode der politischen Schulung. Während andere Zweige der Erziehung noch sehr vernachlässigt waren, wurde diese gepflegt, denn der Staat beruhte auf den Meinungen seiner Bürger. Wer den Staat beeinflussen wollte, mußte die Richtung des Volksgeistes zu leiten verstehen, d. h. er mußte die Kunst kennen, wie man die schwersten Stoffe der auswärtigen und der inneren Politik in volksverständlichen und volksbewegenden Sätzen ausdrückt. Scheinbar ist das nur eine Schule der Beredsamkeit, in Wirklichkeit aber erwächst aus ihr eine Lehre über alle politischen Tugenden, Pflichten, Rechte, Einrichtungen und Ziele. Wenn wir einmal unsere politische Schule haben werden, müssen wir dort an manchem Abend den Demosthenes und den Cicero in deutscher Übersetzung in die Hand nehmen.

Immer wieder im Laufe der Weltgeschichte wird die politische Redekunst dann wichtig, **wenn breitere Volksmassen in die Mitregierung eintreten**. Die Kabinettspolitik der Fürsten und die Geheimpolitik älterer Diplomaten bedurfte der Rede nicht, aber Volksstaat und Volkspolitik können nicht ohne Rede sein. Es war das Jahr 1848 ein Jahr der politischen Redner, ebenso die Entstehungszeit des Deutschen Reiches. Wir werden studieren müssen, was in der Paulskirche gesprochen wurde, was Stahl, Bismarck, Lassalle, Bennigsen, Windthorst, Lasker, Richter, Stöcker, Bebel als Formulierer und Aussprecher des Volkswillens geleistet haben. Wir werden auch große ausländische Redner, wie die beiden Pitt, Palmerston, Gladstone, Gambetta, Jaurès, Kossuth, Deak, Andrassy in den Kreis unserer Aufmerksamkeit hereinziehen, um von ihnen zu lernen, wie sie ihre Ideale den Völkern vermittelten und welches ihre Ideale waren. Daraus ergibt sich dann ein geschultes Gefühl für Sachkunde, Verantwortlichkeit und Formvollendung. Und an die Lektüre solcher Vorbilder werden sich dann die eigenen Übungen anschließen: Probeansprachen mit bestimmten begrenzten Aufgaben.

Es kann zwar bisweilen scheinen, als sei die beste Zeit der politischen Rede vorbei, da **die Zeitungen** das Reden und Hören unnötig machen. Cicero lebte noch vor allen Zeitungen, und die großen Volksredner des Mittelalters, wie Bernhard v. Clairevaux und Berthold v. Regensburg, hatten noch keine gedruckte Konkurrenz, bei uns aber kann kaum noch etwas gesagt werden, das nicht vorher schon zu lesen war. Der Zeitungsschreiber erreicht hunderttausend Menschen, ohne von seinem Stuhl aufstehen zu müssen. Es müssen also junge politische Kräfte auch mit dem Zeitungsbetriebe sehr vertraut gemacht werden; aber den besten Zeitungsaufsatz schreibt im Durchschnitt der, der zu lebendigen Personen direkt zu reden weiß. Ihm erwächst eine geschriebene Natürlichkeit und Unmittelbarkeit aus der Vertrautheit mit den Gesichtern der vielen. Wer darum politisch erziehen will, soll im allgemeinen die politische Rede vor den Leitartikel setzen.

Und nehmen nicht auch die Zeitungen aus aller Welt nichts anderes so gierig auf, wie gerade politische Ansprachen? Die parlamentarischen Ereignisse sind meist Reden. Gerade jetzt im Kriege erlebt die alte Kampfesrede ein geradezu gigantisches Auferstehen, indem die Staatsoberhäupter von Erdteil zu Erdteil sich unterhalten. Da will jedes Wort richtig gesetzt, geschärft, gemildert und abgewogen sein. Wer das genau nachempfinden lernt, ist schon auf halbem Wege zur Politik, denn er begreift etwas vom **politischen Handwerk**. Ja, meine Freunde, laßt mich das Wort „politisches Handwerk" ruhig aussprechen! Zur Kunst gehört ein Können! Man muß Fachmann werden wollen.

Vor Zeiten hieß es, daß im Dichter die Menschheit „zur Besinnung und zur Sprache" kommt — heute ist es nur zum Teile der Dichter, denn unsere Dichter sind nur noch selten die Herolde werdender politischer Gedanken. An ihre Stelle traten die **Volksredner**, zu denen ihr euch gesellen wollt: die Wecker und Träger der Gedanken der Dörfer und Städte! Ihr wollt zum Volke reden und ihr wollt nicht vor gezwungenen Hörern sprechen, sondern vor Freiwilligen, nicht vor Schülern, sondern vor Erwachsenen, ihr wollt als Wanderredner kommen und gehen und nichts dabei bringen als euer Wort. Da muß das Wort etwas wert sein, bedarf des Schliffes und der Ziselierung. Es muß Waffe sein und Labsal, Logik und Romantik, Rechnen und Moral. Bunt muß es sein wie das Leben, stark wie der Strom, lind wie der Hauch des Abends, — alles zu seiner Zeit. Wenn jemand denkt, das aus dem Ärmel schütteln zu können, der ist entweder ein Genie oder ein Tropf. Im ersteren Falle braucht er keine Schule und im zweiten Falle braucht ihn keine Schule. Ihr aber, die ihr in der Mitte steht, die ihr Begabung habt, aber der Ausbildung, des Abschneidens und Aufrichtens bedürft, euch wird die Schule rufen, um mit euch darüber nachzusinnen, wie man zum Volke redet.

Willst du zum Volke reden, so suche es auf in seiner Arbeit und Sprache und übersetze ihm die Gedanken derer, die tief gegraben haben in den Sorgen, die die Massen bewegen. Nicht du sollst dem Volke etwas beibringen, was ihm selber fremd ist und bleibt, sondern sollst mit ihm in gehobener Weise über das sprechen, worüber es von selber nach Klarheit ringt. **Das Volk ist durstig nach politischer und sozialpolitischer Wahrheit und Deutlichkeit**, denn es ist oft mit unverstandenen hochtönenden Fremdwörtern abgespeist, oft mit dummen Gescheidtheiten gelangweilt, oft mit Lügen irregeführt worden, — es ist durstig und mißtrauisch. Das letztere muß es sein, um sich zu schützen. Jetzt sollst du allein zu einer Gruppe von Männern gehen, die du nicht kennst und die von dir nur wissen, daß du über die Steuern oder über die

Viehpreise oder über die Arbeiterfrage reden willst. Sage, wird es dir nicht bange vor solchem Wege, wenn du vorher nicht einigermaßen gerüstet bist? Wird nicht eine gesunde Schulung nötig sein?

Meine Freunde, reden wollt ihr lernen, um dem Volke geistig helfen zu können, daß es nicht den Schwätzern anheimfällt. Daraus folgt, daß ihr besser sein müßt als die Schwätzer und daß eure Wahrheit echter zu sein hat als die Schaumschlägerei der bezahlten Redezigeuner. Ihr sollt bei uns keine bloße Dressur erhalten, keine Zurichtung ohne Geist und ohne eigenes inneres Mitarbeiten. Wer schon lange im politischen Leben steht, kennt jene traurigen Gewächse, die mit Worten schleudern können wie eine Häckselmaschine, die aber dabei selber strohdumm sind und nur einen gelernten Katechismus mit Forschheit aufsagen. Für derartige Patentredner haben wir nicht das geringste Interesse, weder bei der eigenen Partei noch bei anderen, denn sie verderben den politischen Ton überhaupt und zerstören damit die moralische Grundlage des deutschen Volksstaates, auf den wir hoffen.

Es klingt etwas altväterlich, wenn wir bei dem schon erwähnten alten Römer Cicero lesen, daß vor allem der Redner ein guter Mensch, eine tugendhafte Persönlichkeit zu sein habe, aber ich mag euch nicht verschweigen, daß ich ungefähr dasselbe glaube. Das Volk kann in seiner Menge nicht jedes einzelne Wort einer Rede kontrollieren und nicht jede Ziffer und jedes Zitat nachprüfen, aber es hat fast immer ein ziemlich sicheres Gefühl dafür, ob es einen zuverlässigen Mann vor sich stehen hat oder nicht. Wenn ich also in der Lage wäre, zwischen einem Agitationsredner mit glänzenden Gaben, aber windigem Charakter, und einem anderen von mittlerer Begabung, aber moralischer Festigkeit zu wählen, so würde ich schon allein aus Gründen des praktischen Erfolges dem letzteren den Vorzug geben.

Kurz, ihr werdet ungefähr verstehen, an was für Schüler sich unsere Schule wenden wird. Ich will mich aber nicht wundern, wenn auch bei solchen, die ungefähr in den bezeichneten Rahmen hineinpassen, noch allerlei persönliche Zweifel und Fragen übrigbleiben. Laßt uns auch von diesen einigermaßen offen sprechen:

Ihr wollt wissen, ob der Beruf des politischen Redners ein Lebensberuf etwa in demselben Sinne sein kann wie eines Pastors, Lehrers oder Rechtsanwaltes. Ob er sich in demselben Verhältnis bezahlt macht wie jede andere ehrliche Arbeit? — Was ist darauf zu antworten? Das Reden an sich allein ist kein Lebensberuf und macht sich nicht bezahlt, am wenigsten beim politischen Redner! Diese Kunst bleibt eine freie Kunst, wird vom Parteisekretär und auch vom Parteischriftsteller, vom Fachvereinsvorsitzenden und seinem Sekretär erwartet, aber nur ganz selten als eigentliche Erwerbsleistung in Rechnung gesetzt. Wir werden von dieser Seite der Sache später noch einmal zu sprechen haben, wenn wir uns mit den Organisationen beschäftigen. Hier genüge es auszuführen, daß eine politische Volkshochschule schon deswegen keine bloße Rednerschule sein kann, weil das politische Reden für sich allein kein Erwerbsberuf ist. Es muß Organisationslehre, Zeitungskunde und anderes hinzutreten. Und im übrigen werden gerade an den Rednerkursen sicher viele junge Leute teilnehmen, die gar keinen politischen Erwerbsberuf suchen und brauchen, sondern nur für freiwillige Hilfsarbeit besser vorgeschult sein wollen als bisher. Ich zweifle nicht, daß wir sofort nach Kriegsschluß viele derartige Anmeldungen haben werden.

Andere von euch verlangen zu wissen, ob sie für die politische und rednerische Erziehung eine höhere Schule besucht haben müssen. Unsere Antwort ist, daß Volksschule grundsätzlich genügt, wenn der Mensch sonst genug Inhalt und Formgefühl besitzt. Wir erinnern uns an August Bebel, der auch von Haus aus ein Volksschüler war und doch eine Gewalt der Rede erlangte, wie wenig andere Volksführer sie besessen haben. Aber freilich war Bebel nicht nur begabt, sondern auch sehr fleißig. Bis ins Alter hinein hörte er nicht auf, immer neues Wissen in sich einzusaugen. Manchmal hörte man in Bebel-Versammlungen sagen, so könne kein Studierter reden. Daran ist auch etwas Richtiges, denn das viele Fragen und Antworten unserer Unterrichtsweise zerbricht leicht bei längerer Fortsetzung das rednerische Talent, und die mit dem höheren Unterricht unvermeidlich verbundene logische Zergliederung aller Lehrstoffe macht die Phantasie scheu. Oft auch gewöhnen sich die Studierten an ein Kauderwelsch von Fremdwörtern, das vom einfachen Volke nicht verstanden wird. Es muß in der Rednerschule sowohl hinzu- wie hinweggelernt werden. —

Doch damit sei es für heute genug! Es wird mancher diese meine Ansprache lesen und darüber nachdenken, ob er wohl selber etwas von einem kleinen Cicero in sich habe. Er soll es aber im kleineren Kreise erst probieren, ehe er an Herrn Schriftleiter W. Heile schreibt.

Es grüßt

Fr. N.

Paul Rohrbach / Das schwache Rußland

Wie sollen wir eigentlich in Zukunft das Resultat des „bisherigen russischen Kaiserreiches" nennen? Einfach Rußland? Oder Großrußland, oder Moskovien, oder wie sonst? Vermutlich wird sich doch die Benennung Rußland halten. Großrußland ist im Grunde nur verständlich als Gegensatz zu Kleinrußland; Kleinrußland aber ist eine schlechte Bezeichnung für die Ukraine. Sie kam im offiziellen russischen Sprachgebrauch auf, um die geschichtliche, nationale und sprachliche Selbständigkeit, die das ukrainische Volk früher besessen hatte, zu verneinen. Die russische Regierung wollte damit ausdrücken, daß es sich dort nicht um ein eigenes Volk handle, sondern nur um einen Nebenast des russischen, und um eine Bauernmundart, nicht eine Literatursprache. Moskovien wäre am richtigsten, denn die Trennung der bisherigen Randgebiete und Fremdvölker Rußlands ist genau auf denselben Linien erfolgt, die früher das alte Zarentum Moskau umgrenzten. Man wird sich aber schwerlich an diesen Ausdruck gewöhnen. Merkwürdigerweise — merkwürdig für unser heutiges Empfinden — haftete die Benennung Rußland ursprünglich gerade an der Ukraine. Noch im 18. Jahrhundert dachte kein Mensch, wenn von Rußland die Rede war, an Moskau. Als Peter der Große sich, statt Zar, Kaiser von Rußland zu nennen begann, protestierte Frankreich gegen diesen Titel, weil er von einem Lande genommen sei, das der bisherige Zar gar nicht beherrsche. Dabei war ein Teil der Ukraine schon seit Alexei, dem Vater Peters, mit Moskau verbunden, wenn auch unter einem eigenen Regenten, dem ukrainischen Hetman. So sehr hatte sich damals noch die Erinnerung erhalten, daß Rußland das Gebiet des alten Staates von Kijew sei, nicht das erst später russisch kolonisierte finnische Land an der Oka und Wolga, wo Moskau und die Zarenherrschaft entstanden und wo man in der Folge „Großrußland" zu sein behauptete.

Indes die Gewöhnung wird wohl den Sieg davontragen, und wenn auch jetzt ganz richtig in unseren amtlichen

Digitized by Google

Berichten nicht mehr von Rußland, sondern nur noch von Großrußland die Rede ist, so werden wir früher oder später im Sprachgebrauch vermutlich doch die alteingeführte Bezeichnung des früheren Gesamtreiches auf den großrussischen Rest übertragen. Nur muß man sich dabei im klaren sein, daß zwischen dem einstigen und dem jetzigen „Rußland" ein großer Unterschied sein wird, auch wenn räumlich und der Volkszahl nach mehr als die Hälfte des früheren Besitzes dem russischen Namen verbleibt. Das Rußland Peters des Großen, Nikolais I., Alexanders III. gehört der Vergangenheit an. Es wird nie wiederkommen, und nie wird sich mehr auf dem Raume, den es bedeckte, ein Einheitsstaat ausdehnen. Alle jetzigen Prophezeiungen, daß die getrennten Stücke, vor allen Dingen Großrußland und die Ukraine, früher oder später wieder zusammenwachsen würden, sind falsch, denn sie verkennen die innere Natur und Notwendigkeit des Zerfalles der früheren gesamtrussischen Masse.

Das Entscheidende ist, daß Großrußland ohne die Länder, die ihm bisher unterworfen waren und die sich jetzt von ihm getrennt haben, nach modernen politischen und wirtschaftlichen Maßstäben gemessen, ein sehr schwaches Gebilde ist. Man hört häufig sagen, es sei falsch, die Russen jetzt allzu tief niederzudrücken, ihnen große Landstriche, vor allen Dingen die Ostseeküste, zu nehmen; Rußland könne diese Gebiete nicht entbehren und werde sich bald genug in unversöhnlicher Feindschaft von neuem gegen uns erheben, um sie sich wiederzufordern. Das ist falsch gedacht, aus zwei Gründen, einem wirtschaftlich-geographischen und einem volkspsychologischen.

Bisher war die Meinung allgemein verbreitet (und sie ist es selbst jetzt noch), Rußland stecke voll „unerschöpflicher natürlicher Reichtümer". Das ist ein großer Irrtum. Im Vergleich zu der Ausdehnung und Volksmenge des bisherigen Rußland waren seine natürlichen Reichtümer nicht groß, sondern recht gering. Wir können sie gleich aufzählen. Den größten wirtschaftlichen Wert stellt das ausgedehnte Lößgebiet im Süden dar, das sich vom Fuß der Karpathen bis nach Westsibirien hineinzieht. Durch Beimischung von Humus ist der Löß je weiter nach Osten, desto dunkler gefärbt. Daher heißt dieser Landstrich für gewöhnlich die „schwarze Erde". Die Ernten im Schwarzerdegürtel sind nach deutschem Begriff keineswegs hoch. Trotzdem stammt bei weitem das meiste des russischen Getreideexports von hier. Großrußland ist für gewöhnlich nur imstande, seinen eigenen Bedarf an Korn zu decken. Allerdings ist es möglich, den Ertrag der schwarzen Erde mit besseren Methoden der Feldbestellung, mit besseren Pflügen, stärkerem Zugvieh, natürlicher und künstlicher Düngung, Drainage, Verwendung von Maschinen usw. zu vervielfachen. Nicht nur das russische Ausfuhrgetreide, sondern auch der Rübenanbau für die russische Zuckerindustrie und die Tabakskultur sind hauptsächlich auf der schwarzen Erde verbreitet und finden außerhalb dieses Gebiets wenig günstige Bedingungen. An mineralischen Schätzen hat Rußland mäßige und keineswegs unerschöpfliche Vorräte an Kohle und Eisen. Von der Kohle liegt das Meiste und Beste im Donezbassin, vom Eisenerz am unteren Dnjepr. Gutes Eisen gibt es auch im Ural und in Polen, auch die polnische Steinkohle ist bekannt. Im Dnjeprgebiet liegen wertvolle Manganerze, die für die Eisenindustrie wichtig sind, und Phosphorite. Dazu kommen die Petroleumlager im Kaukasus. Die russischen Edelmetallvorkommen liegen an drei Stellen, im Ural, im Altai und in Ostsibirien. Ganz Nordrußland und ein großer Teil Sibiriens ist von Wald bedeckt, gleichfalls einem bedeutenden wirtschaftlichen Aktivum.

Sehen wir nun näher zu, wie sich diese Besitztümer räumlich verteilen, so zeigt sich sofort, daß der Löwenanteil der Ukraine gehört. Diese hat den Hauptteil der schwarzen Erde, fast alle Steinkohlen und die meisten Eisenerze, namentlich, wenn man von Polen absieht, das für Rußland in keiner Weise mehr in Betracht kommt; ferner die meisten und besten Rüben- und Tabakböden, die Phosphorite, das Mangan und auch die beiden Petroleumgebiete am östlichen Ende und am Nordfuß des kaukasischen Hochgebirges werden aus geographischen Gründen und weil in Nordkaukasien bereits 50 v. H. der Bevölkerung ukrainisch sind, ihren Anschluß wohl eher an die Ukraine als an Großrußland finden. Die Goldvorkommen gehören Großrußland und Sibirien, die beide möglicherweise beieinander bleiben werden. Die im Ural sind aber stark erschöpft. Auch das uralische Platin stellt wirtschaftlich keinen sehr in Betracht kommenden Wert dar. Auch in Altai geht die Goldausbeute ständig zurück. Im Lenagebiet ist sie stärker, aber die Natur der dortigen Lager verspricht keine große Dauer. Außerdem sind Boden und Wasser dort den größten Teil des Jahres gefroren, und Ostsibirien ist, sobald die Japaner ernstlich wollen, ihre leichte Beute. Der jetzige Zank zwischen Japan, den Vereinigten Staaten und der übrigen Entente hat zum uneingestandenen Hintergrund auch die Lena-Goldwäschereien, die, wie man annehmen darf, von Rußland den Bundesgenossen für ihre Lieferungen in irgendeiner Form verpfändet oder überlassen sind. Es bleibt also eigentlich nur das Holz im Norden des europäischen Rußland und in Sibirien. Die Masse von Wald, die sich dort findet, ist ungeheuer groß, aber namentlich in Sibirien ist die Möglichkeit des Abtransportes so gering, daß man dort den Kubikfaden (ein Faden ist nicht ganz 2 Meter) für 25 Kopeken kaufen kann, aber man muß das Holz dann selbst schlagen und abführen, und unter diesen Umständen gibt es trotz der Spottwohlfeilheit wenig Liebhaber.

Der Hauptwert, den Rußland bisher auf den Weltmarkt bringen konnte, war Getreide. Dieses machte mehr als die Hälfte der russischen Gesamtausfuhr aus, und mit seiner Hilfe bestritt Rußland in erster Linie seine Verpflichtungen an das Ausland. Hierfür kommt Großrußland zukünftig, wenn überhaupt, nur noch mit ganz unbedeutenden Mengen in Betracht. Von der Holz-, Flachs- und Hanfausfuhr entfällt ein großer Teil, bei Flachs und Hanf das meiste, auf die jetzt verlorengegangenen Gebiete, die Ostseeprovinzen, Litauen, Polen und die Ukraine. Den Großrussen verbleibt also im Grunde nur der größere Teil des Holzexports, die sibirische Butter, Eier und einige andere landwirtschaftliche Produkte zweiter Ordnung, dazu eine abnehmende, im Ertrag unsichere Goldausbeute, die selbst im besten Falle nur einen mäßigen Prozentsatz der Weltproduktion ausmacht. Das ist viel zu wenig, um darauf eine starke Volkswirtschaft zu gründen. Die Verteilung des gesamten privaten und staatlichen Großgrundbesitzes an die Bauern wird den Ertrag der Landwirtschaft für absehbare Zeit noch weiter herabdrücken. Dazu kommt die Zerstörung aller vorhandenen Werte durch die Revolution. Man darf auch nicht glauben, daß diese Krisis jetzt schon ihrem Ende entgegengeht. Im Gegenteil, der Bürgerkrieg wird weiter fortdauern und erst recht entbrennen, wenn die Agrarsozialisten unter Tschernow, die vermutlich die Bolschewiki in der Macht ablösen werden, sich nun daran machen werden, den privatbesitzlichen Bauern und denen, die das Gutsbesitzerland bisher an sich gerissen haben und bereit sind, es mit Mehrladern und Maschinengewehren zu verteidigen, die Beute zugunsten des allgemeinen sozialistischen Landfonds wieder abzujagen.

Kein Land kann auf die Länge der Zeit mehr einführen, als es auszuführen hat. Das künftige Rußland wird also ein schwacher Käufer auf dem Weltmarkte sein, ganz anders als die Ukraine, Finnland und die übrigen abgetrennten Gebiete, die alle wirtschaftlich im Verhältnis viel reicher und stärker sind, als das moskowitische Stammland. Der wirtschaftlichen Schwäche wird auch die politische und militärische, werden Kredit, Handels- und Zahlungsbilanz

Digitized by Google

und allgemeine Weltbedeutung entsprechen. Wir werden es also mit einer sehr wenig furchtbaren Macht zu tun haben, und was das angeht, könnten wir unbesorgt Amputationen an Rußland vornehmen, soviel uns beliebt. Wir denken aber gar nicht daran, wirklich russisches Gebiet von Großrußland zu trennen.

Die Besorgnisse vor Rußland verkennen aber außerdem noch die Psychologie des Großrussentums. Der Großrusse ist anders als der Westeuropäer, der Deutsche, Franzose, Engländer usw. Wenn er wirklich geschlagen und zu Boden geworfen ist, so erkennt er ohne weiteren Widerspruch die Macht des Stärkeren an. So schwer begreiflich ein solches Urteil dem Europäer erscheinen mag, so ist es doch richtig; das beste, ja das einzig wirksame Mittel, dem Russen nicht nur seinen Hochmut und seine Brutalität, sondern auch seinen Deutschenhaß auszutreiben, ist, daß er bedingungslos die Überlegenheit der deutschen Kraft zu fühlen bekommt. Dann wirkt der tatarische Zug in seiner Natur, die Unterwürfigkeit, die innere Bereitschaft, gegenüber dem unbedingt Stärkeren sich zu fügen. Mag man das noch so sehr bezweifeln, daß auf Grund einer solchen psychologischen Beurteilung erfolgreiche Politik gemacht werden kann, die Erfahrung wird doch lehren, daß diese Anschauung vom Russentum die wahre ist und daß wir uns daran werden gewöhnen müssen, in Zukunft mit Großrußland oder Restrußland als mit einer wenig beachtlichen Größe zu rechnen.

Georg Gothein, M. d. R. / Die Tilgung der Kriegsschuld

Seit meinem am 25. Januar 1917 in der „Hilfe" veröffentlichten Aufsatz „Die Abbürdung der Kriegslasten" ist die Frage der einmaligen großen Vermögensabgabe in einer Fülle von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften, in Broschüren und wissenschaftlichen Abhandlungen erörtert worden. Wenn es nun auch eine im Rahmen eines „Hilfe"-Aufsatzes nicht zu lösende Aufgabe ist, all das dafür und dawider Vorgebrachte kritisch zu untersuchen, so erscheint es doch an der Zeit, einige der wesentlichsten gegen den Plan einer konfiskatorischen Vermögenssteuer vorgebrachten Einwendungen zu prüfen. Dabei sei vorausgeschickt, daß jede Steuer eine Menge von Nachteilen, von Ungerechtigkeiten mit sich bringt, daß keine an sich gut, daß vielmehr jede, auch die beste, ein notwendiges Übel ist und daß es bedenklicher Steuerdilettantismus wäre, die ungeheure, nie dagewesene Aufgabe der Sanierung der Finanzen nach dem Kriege durch eine einzige Steuerart lösen zu wollen.

Wenn der Krieg im Herbst dieses Jahres sein Ende erreichen sollte — eine nach Lage der Verhältnisse immerhin optimistische Auffassung —, so werden wir einschließlich der für die Überführung in den Friedenszustand — der Demobilisation — erforderlichen Summen mit einer Gesamtkriegsschuld von rund 130 Milliarden Mark zu rechnen haben. Das würde eine Verzinsung von 6,5 Milliarden und bei nur 1 v. H. jährlicher Tilgung — die dadurch ersparten Zinsen müßten natürlich der Tilgungsquote ständig zugeschlagen werden — zusammen 7,8 Milliarden jährlich für den laufenden Schuldendienst erfordern. Dazu kommen noch für eine längere Reihe von Jahren rund 3 Milliarden Mark jährlich an Hinterbliebenen- und Kriegsbeschädigtenrenten. Eine weitere Milliarde im Jahr dürfte für die ersten Friedensjahre die Wiederherstellung des durch den Krieg Zerstörten oder Abgenutzten erfordern. Das macht zusammen rund 12 Milliarden aus; d. i. auf den Kopf der Bevölkerung, die durch Kriegsverluste wie durch die stark verminderte Geburtenziffer und durch die auch in der Heimat beträchtlich erhöhte Sterbeziffer zurückgegangen ist, fast 200 Mark Jahresbelastung, die zu der bereits vorhandenen hinzutreten würde.

Einen solchen Betrag allein durch Monopole, indirekte und Verkehrssteuern aufzubringen, ist ausgeschlossen.

Man weist zwar auf das Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika hin, die nach dem Sezessionskrieg die für damalige Zeiten ungeheure Schuldenlast von 11 Milliarden Mark durch indirekte Steuern getilgt hätten, wobei „die Robe des Richters ebenso wie der Strick des Gehängten" besteuert worden seien. Aber die jetzt in Rede stehende Schuldsumme wird das Zwölffache der amerikanischen ausmachen. Und damals führte die Union die meisten Industrieerzeugnisse aus dem Ausland ein; die Erhebung der auf sie gelegten Steuern konnte zwar teils beim Erzeuger, ganz vorwiegend aber auf dem einfachen Weg des Einfuhrzolles erfolgen. Diese sechsprozentige Produktionssteuer war übrigens schon während des Krieges als Kriegssteuer erhoben worden, und einmal eingeführt, wurde sie — wenn auch schwer — weiter ertragen, mußte aber schon sofort nach Beendigung des Sezessionskrieges bedeutend ermäßigt und nach wenigen Jahren, weil zu drückend und produktionshindernd, aufgehoben werden. Übrigens wurde neben ihr eine Einkommensteuer von 5 v. H. auf die Einkommen unter 5000 Dollar und 10 v. H. auf die höheren, in den Südstaaten sogar bis zu 15 v. H. und eine jährliche Vermögenssteuer von 5 v. H. von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen erhoben. Daneben her gingen natürlich noch die Einzelstaats-, Grafschafts- und Gemeindesteuern. Die Welt aber hungerte nach der amerikanischen Baumwolle; die Verteuerung der Produktionskosten durch die indirekten Steuern und Zölle schwächten nicht ihre Wettbewerbsfähigkeit auf den ausländischen Märkten. Wir dagegen müssen gegenüber anderen Staaten auf dem Weltmarkt konkurrieren. Das hat zur Voraussetzung, daß das Lohnniveau der arbeitenden Bevölkerung nicht durch Verteuerung des Lebensbedarfes auf ungesunde Höhe gebracht wird.

Mit welch irreführenden Rechnungen indirekte Steuern empfohlen werden, dafür ein Beispiel: Dr. Werner Schmidt, Elberfeld, führt in einer Broschüre „Die Abbürdung der Kriegskosten durch das Reich" wörtlich aus:

„Das Jahr 1913/14 zeigt einschließlich der zur Verfütterung und technischen Verwertung bestimmten Mengen einen verfügbaren Gesamtbestand an Roggen, Weizen, Gerste und Hafer von 32,7 Milliarden Kg. Eine Belastung von 1 Pf. pro Pfund würde demnach in jenem Jahr bereits über 650 Millionen Mark erbracht haben. Rechnet man den Verbrauch zu menschlicher Nahrung mit drei Pfund pro Woche, so ergibt sich bei einer Ausmahlung von 75 v. H. für die Ernährung einer fünfköpfigen Familie eine aus der Steuer herrührende Mehrauslage für den Brotverbrauch von 20 Pf. die Woche."

Wenn Dr. Schmidt sich die Mühe gegeben hätte, weiter zu rechnen, so würde er ersehen haben, daß die von ihm berechnete Wochenbelastung von 4 Pf. pro Kopf und Woche 2,08 M. pro Jahr und Kopf und — 65 Millionen Einwohner angenommen — nur 135 Mill. M. Steuerertrag ergibt, also wenig über ein Fünftel dessen, was er angesetzt hat. Wer die übrigen vier Fünftel trägt, wird nicht verraten.

Indirekte Steuern wirken — da die Besteuerung des Luxus der höheren Klassen sehr wenig einbringt — im wesentlichen wie Kopfsteuern. Und die Wirkung der meisten Verkehrssteuern ist eine ähnliche. Der Versuch, die 12 Milliarden Mark Jahreslasten mehr durch indirekte Steuern zu decken, würde demnach eine Lohnerhöhung von rund 1000 Mark für die fünfköpfige Arbeiterfamilie erfordern. Das aber würde wieder eine so weitgehende Verteuerung aller Produktionskosten und damit der notwendigen Lebensbedürfnisse nach sich ziehen, daß es bei diesem Lohnniveau nicht bleiben könnte, sondern dessen weitere starke Aufbesserung erfolgen müßte. In den ersten Jahren nach Friedensschluß vermöchte vielleicht der allgemeine Warenhunger die durch die so gesteigerten Produktionskosten bedingten Warenpreise anzulegen, aber bei Rückkehr normalerer Zeiten würden diese um so weniger zu erzielen sein, als die neutralen Staaten — wie die Schweiz, Niederlande, Dänemark, Schweden, Norwegen, Spanien —, deren Finanzen nicht durch Kriegsschulden und Renten an Hinterbliebene und Kriegsbeschädigte belastet sind und die ihre industrielle Produktion, je länger der Krieg dauert, um so mehr verstärken können, sich teils unabhängig von unseren Waren gemacht haben, teils sogar den Wettbewerb dagegen auf dritten Märkten aufnehmen werden. Aber selbst von den am Krieg beteiligten Staaten hat Japan während des Krieges seine Finanzen enorm verbessert und gleichzeitig seine industrielle Leistungs-

Digitized by Google

fähigkeit und seine Ausfuhr wesentlich gesteigert. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben so gut wie keine Menschenverluste gehabt; ihre Kriegskosten dürften noch nicht die Hälfte der deutschen ausmachen, und sie verteilen sich auf eine nahezu doppelt so große und überaus steuerfähige Bevölkerung.

Selbst England hat nicht entfernt so große Menschenverluste in diesem Kriege wie wir, und es hat einen immerhin recht beträchtlichen Teil seiner Kriegsausgaben aus laufenden, durch starke Steuererhöhungen aufgebrachten Mitteln bestritten, geht also mit wesentlich geringeren Kriegslasten aus dem Krieg hervor. Entschließt es sich — wie das bei der energischen englischen Finanzpolitik mit Sicherheit anzunehmen ist — zu deren rascher Abbürdung, so würde es nach wenigen Jahren seine Produktion ungleich weniger belasten als wir, also uns im Wettbewerb überlegen sein.

Ein so dicht bevölkertes Land wie Deutschland ist aber im stärksten Maß auf die Ausfuhr angewiesen. Wir müssen die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes dem Ausland verkaufen, um von ihm dafür Rohstoffe und Halbfabrikate einzutauschen, die uns für den eigenen Bedarf unentbehrlich sind und die wir veredelt wieder ausführen. Wir brauchen auch Rohstoffe, Nahrungs- und Futtermittel, um unsere Landwirtschaft produktiver zu machen, und wir brauchen das, um selbst unsere körperliche Leistungsfähigkeit, die jetzt durch Unterernährung zurückgegangen ist, wieder hochzubringen und hochzuerhalten. Die entscheidende Frage ist also die: Wie belasten wir am wenigsten unsere Produktionskosten durch die Steuerreform? Wie bekommen wir unsere Ausfuhrfähigkeit wieder und wie erhalten wir sie uns?

Belastet man durch indirekte Steuern die Lebensbedürfnisse und Genußmittel der breiten Schichten in zu starkem Maße, so müssen — wie oben erwähnt — die Löhne erhöht werden, wenn nicht die Arbeiterleistung geschmälert werden soll; damit steigen die Produktionskosten und Warenpreise so, daß weitere Lohnerhöhungen folgen müssen, was wiederum preissteigernd wirkt. Preissteigerung heißt aber Verminderung der Kaufkraft des Geldes und gleichzeitig der Ausfuhrfähigkeit.

Der Krieg hat zu einer ungeheuren Verschiebung der Vermögensverhältnisse und ebenso zu einer Umwertung zahlreicher Vermögensobjekte geführt. Mit dem Steigen der Preise aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind die Güterpreise und Pachten gewaltig gestiegen. Die Güterpreise um so mehr, als durch die zahlreichen Kriegsgewinner die Nachfrage nach größeren Landgütern stark gestiegen ist. Bezeichnend dafür ist, daß das Universitätsgut Wanden bei Greifswald jetzt bei der Neuverpachtung 38 000 M. gegen 18 000 M. bisher erbringt. Selbst die Aktien solcher Unternehmungen, die im Krieg weit schlechter als im Frieden gearbeitet haben, werden weit höher bewertet als früher. Die heutigen Werte sind meist fiktiv und deshalb so hoch, weil die Kaufkraft des Geldes gesunken ist. Und weit über 100 Milliarden werden nach Kriegsschluß allein an Kriegsanleihe in deutscher Hand sein. Während der Mittelstand, ganz besonders in den Fällen, wo der Ernährer im Krieg stand, verarmt ist, finden wir auf der anderen Seite eine große Zahl von Existenzen, deren Vermögen im Krieg gewaltig gestiegen ist. Allein in Breslau hatte sich bereits Ende 1916 die Zahl der Millionäre um mehr als 200 vermehrt. (In Preußen ergab 1917 die Staatseinkommensteuer ein um 17,53 v. H., die Ergänzungs- (Vermögens-) Steuer ein um 37,04 v. H. höheres Erträgnis als 1917. Dabei waren die Erträgnisse dieser Steuern bereits 1916 weit über den Friedensstand gestiegen und werden für 1918 eine weitere starke Steigerung ergeben. Nicht nur sozial, sondern auch wirtschaftlich ist es die ungünstigste Vermögensverteilung, wenn einer durch Teuerung und Steuerlasten bedrückten Bevölkerungsmasse eine beschränkte Zahl von Personen mit hohem Renteneinkommen gegenübersteht. Diese treiben dann Luxus, während auf der anderen Seite die Verarmung der Massen fortschreitet. Das verstärkt bei den letzteren die Neigung zur Auswanderung, die ohnehin nach Kriegen besonders groß ist, und die in dem Maße weiter gesteigert wird, als die Arbeits- und Lebensbedingungen im Ausland günstiger sind als in der Heimat. Dann müssen wir eben Menschen exportieren, wenn wir nicht Waren exportieren können.

Der Fabrikant ist nicht in der Lage, die Löhne angemessen zu gestalten, wenn er auf den Auslandsmärkten keine lohnenden Preise erhält. Es wird aber auch kein Geld in gewerblichen Unternehmungen investiert, wenn deren Rente nicht über der der Staatspapiere steht. Die Industrie hat daher ein zwingendes Interesse daran, ihre Produktionskosten nicht dauernd durch hohe Steuern verteuert zu sehen.

Wenn nun eine volle Abwälzung der Kriegslasten auf indirekte und Verkehrssteuern sich aus diesen Gründen verbietet, ist es dann nicht richtig, statt der einmaligen großen Vermögensabgabe lieber dauernd hohe laufende Einkommens- und Vermögenssteuern zu erheben? Die gegenwärtige Generation — so lautet das Schlagwort — hat im Krieg so ungeheure Lasten getragen, geht aus ihm so geschwächt hervor, daß es nur billig ist, wenn die folgenden Generationen auch an diesen Lasten zu tragen haben.

Schon Ricardo hat indessen darauf hingewiesen, daß es für den Zensiten ziemlich dasselbe ist, ob er für den Staat einmal ein Viertel seines Vermögens opfert oder laufend ein Viertel seines Einkommens aus Vermögen zuzüglich der entsprechenden Tilgungsquote. Es mag zugegeben werden, daß der Private im allgemeinen sein Vermögen besser verwalten wird als der Staat; aber das trifft nur dann zu, wenn das Wirtschaftsleben blüht. Gerade das aber kann dann nicht der Fall sein, wenn die dauernde Belastung durch Steuern eine zu hohe ist. Denn laufende, hohe, direkte Steuern auf Einkommen und Vermögen wirken ebenso produktionsverteuernd wie indirekte oder Verkehrssteuern. Kämen zu den 2,7 Milliarden direkter Steuern, die in Reich, Einzelstaaten und Gemeinden vor dem Kriege aufgebracht wurden, noch weitere 7,5 Milliarden an Schuldienststeuern hinzu, so würde das für Jahrzehnte hinaus eine so ungeheure Belastung des Einkommens sein, daß sie — ganz besonders an Orten mit hohen Gemeindesteuern — gar nicht ertragen werden könnte. Aber auch schon eine laufende Mehrbelastung von 5 bis 6 Milliarden wäre unmöglich und würde eine Auswanderung zahlreicher Industrien nach Ländern mit geringeren Steuern und damit geringeren Produktionskosten zur Folge haben. Aber auch die reichen Rentner würden in Massen nach Ländern auswandern, wo sie weniger geschröpft werden. Am Ende solcher steuerlichen Versuche stünde schließlich der Staatsbankrott.

Gegen die Tilgungssteuer wird eingewendet:

„Es sei doch „geradezu Widersinn, die Reproduktionsfähigkeit des Einkommens, das man schon aus finanziellen Gründen möglichst groß wünschen muß, zu unterbinden". Wir würden damit „unserer Wirtschaft ein sicheres Grab schaufeln; was wir nach dem Kriege am notwendigsten brauchen, ist Kapital, das sich aus sich heraus neues Kapital schafft; steuern wir das Kapital weg, so reißen wir die Träger ein, auf denen unser neues Leben gebaut werden soll; dann schlachten wir die Henne, die uns die goldenen Eier legt". — „Die Beschneidung des Anlagekapitals und im Zusammenhang damit die Lähmung der produktiven wertschaffenden Kräfte würde in ihrer Rückwirkung auf die ganze Lebenshaltung jeden einzelnen Volksgenossen aufs schwerste schädigen." — „Eine derartige Maßnahme würde eine Katastrophe nach sich ziehen." — „Wenn keine Fabriken mehr gebaut und ausgerüstet, keine Kredite mehr gegeben werden können, so schwindet die nationale Konkurrenzfähigkeit, und dann finden unsere Arbeiter keine Beschäftigung mehr; die Sozialpolitik muß aufhören und der Schrecken einer wirtschaftlichen Verwüstung über uns kommen." — „Die Tilgungssteuer hätte als unausbleibliche Folge den Zusammenbruch Deutschlands."

Vorausgeschickt sei, daß der Bedarf an Kapital für neu zu bauende Fabriken in dem ersten Jahrzehnt nach dem Kriege in Deutschland keineswegs hoch sein wird; unsere Produktionsstätten sind im wesentlichen unversehrt, und für die Anlage neuer fehlt es uns an Menschen. Die rückgängige Geburtenziffer wird Hand in

Digitized by Google

Hand mit der stark gestiegenen Sterbeziffer auch das Wohnungsbedürfnis und damit den Wohnhausbau, ebenso wie die Ausdehnung der Städte und den Bau von Schulen wesentlich einschränken. Auf diesen Gebieten wird also ein starker Minderbedarf von Investitionskapital stattfinden.

Im übrigen kranken die oben zitierten Argumente gegen die Tilgungssteuer an der völlig irrigen Auffassung, daß es sich bei dem in Kriegsanleihe angelegten Kapital um werbendes (produktives) Kapital handle. „Das Geld, das die Regierung in Anleiheform erhalten hat, ist zwar noch im Lande, die Güter aber, die für dieses Geld erworben und produziert worden sind, die Munition, Waffen, die unzähligen Kriegserfordernisse sind endgültig verschwunden und nicht, wie es sonst der Fall gewesen wäre, imstande, die Volkswirtschaft dauernd zu befruchten, produktive Anlagen aller Art in Gewerbe, Landwirtschaft und Handel dafür zu schaffen." (Karl Diehl.) Es hat nicht nur eine Vermögensverschiebung, sondern eine Vermögensverzehrung in größtem Maßstabe stattgefunden. Deutschland hat durch die Verwendung seiner Kriegsschulden einen großen Teil seiner Ersparnisse aufgezehrt.

Nun können allerdings die Titel der Reichsanleihe eine gute Unterlage für Beschaffung notwendigen Kredites sein, aber jedes gesunde Unternehmen wird solchen auch ohne das finden, um so mehr als die Tilgungssteuer bei den kapitalschwachen Unternehmern doch nur einen recht bescheidenen Teil ihres Vermögens beanspruchen wird, der in keinem Verhältnis zu dem sonst von ihnen beanspruchten Kredit stehen wird.

Wird die deutsche Volkswirtschaft nach dem Kriege ein so riesiges Kreditbedürfnis haben, um die ganzen 130 Milliarden Anleihen als Unterlage dafür zu benötigen? Gewiß, unsere Lager an Rohstoffen und ausländischen Halbfabrikaten sind entblößt. 1913 führten wir davon für 6,24 Milliarden Mark und unter Zurechnung von Nahrungs- und Genußmitteln und lebenden Tieren 9,3 Milliarden Mark ein. Die Weltmarktpreise der meisten dieser Waren sind erheblich gestiegen, ebenso wie die Schiffsfrachten, doch glaubt die deutsche Reederei im wesentlichen die Einfuhr mit eigenem Schiffsraum bewirken zu können. Aus Mangel an Ware wird die Einfuhrmenge in den ersten Friedensjahren hinter der früheren zurückbleiben. Man wird das, was wir an diesen Waren einführen müssen, bis wir in der Lage sind, durch Ausfuhr die Einfuhr zu begleichen, sehr reichlich mit 15 Milliarden Mark veranschlagen können — eine Summe, die in den w. o. vorgesehenen 130 Milliarden übrigens bereits als deutsche, im Ausland aufgenommene Valutaanleihe schon mitvorgesehen ist. Ihr stehen demnach Warenforderungen an die deutschen Erwerbsstände gegenüber. Rechnet man, daß die Umstellung auf den Friedensbetrieb und die Wiederingangsetzung stillgelegter Betriebe weitere 15 Milliarden erfordert, so würde das ganze Kreditbedürfnis der deutschen Volkswirtschaft nach Friedensschluß 30 Milliarden sein. Diese Rechnung ist keineswegs optimistisch, im Gegenteil. Betrug doch 1914 das Nominalkapital aller deutschen Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung nur 23,9 Milliarden Mark. Dabei ist da die Montanindustrie — von wenigen Ausnahmen abgesehen — in Gesellschaftsform, und von dieser kommen auf Berggewerkschaften nach dem Kurswert vom 31. 12. 1913 keine Milliarde, auf sämtliche an Börsen gehandelten Berg- und Hüttenwerte insgesamt keine 5 Milliarden Mark.

In den fünf Jahren 1910 bis 1914 wurden an deutschen Börsen von Aktien und Schuldverschreibungen von Banken, Verkehrs- und Industrieunternehmungen zugelassen nominell 4187 Millionen Mark.

Dabei muß betont werden, daß die Berg- und Hüttenwerke, die Werften, Maschinen-, Eisenbahnwagen- und Automobilfabriken, aber auch die Kleineisenfabriken im Kriege so glänzende Geschäfte gemacht haben, daß sie ein besonderes Kreditbedürfnis nach Friedensschluß nicht haben.

Das Inventar der Landwirtschaft hat während des Krieges zweifellos eine beträchtliche innere Verschlechterung erfahren; Reparaturen und Neuanschaffungen mußten vielfach unterlassen werden, der Viehstand hat sich verringert, z. T. auch qualitativ verschlechtert. Mit der Demobilisierung wird die Bespannung ohne übertriebene Kosten wieder erheblich verbessert werden. Im übrigen hat die Landwirtschaft im Krieg so stattlich verdient, daß ihre finanzielle Situation gegenüber der vor dem Krieg als glänzend bezeichnet werden kann, und die starke Steigerung des Grundwertes hat ihre Kreditfähigkeit außerordentlich gehoben.

Schwieriger liegt die Sache beim städtischen Hausbesitz, der im Krieg schwere Einbußen erlitten hat und die Reparaturen hinausschieben mußte.

Jedenfalls aber wird nur ein kleiner Bruchteil dessen als Kreditunterlage gebraucht, was von den Kriegsanleihen sich in deutscher Hand befindet. Das Gesamtkreditbedürfnis würde befriedigt werden können, auch wenn mehr als drei Viertel der letzteren im Wege der Vermögenssteuer beseitigt würden. Ja, die im Ausland aufzunehmende Valutaanleihe würde zu um so günstigeren Bedingungen untergebracht werden können, je radikaler die Sanierung der deutschen Finanzen durchgeführt würde.

Für diejenigen, welche Kriegsanleihe besitzen, wendet man ein, ist es einfach, die Vermögenssteuer zu entrichten, die dagegen, welche keine oder zu wenig davon haben, müssen ihr Vermögen liquidieren, wenn sie nicht Schulden aufnehmen können; auch das letztere kann ihr Ruin sein.

Nun ist kaum von irgendeiner Seite verlangt worden, daß die „Tilgungssteuer" sofort auf einem Brett entrichtet wird. Wer über genügende Bankguthaben oder über einen ausreichenden Besitz von Reichsanleihen verfügt, wird das zweckmäßig tun, da die gestundeten Raten dem Reich bzw. der zwischen dieses und den Steuerzahler geschobenen Bank (Darlehnskasse) mit mehr als 5 v. H. verzinst werden müßten. Im übrigen würde es genügen, einen Bruchteil der Steuer anzuzahlen und den in Teilzahlungen abzutragenden Rest sicherzustellen. Das kann bei landwirtschaftlichem Besitz durch Eintragung einer Grundschuld, bei Haus- und Fabrikbesitz durch Bestellung einer Hypothek, bei Effektenbesitz, der nicht aus Kriegsanleihe besteht, durch Verpfändung geschehen. Aber es ist auch die Realhergabe geeigneten Besitzes an die Zwischenbank nicht ausgeschlossen; nur daß dann dem Zensiten die Auswahl dessen, was er hingibt, nicht ohne weiteres freigestellt werden kann. Denn sonst würden dem Reich bzw. der Zwischenbank die wenig sichersten und am schwersten zu realisierenden Vermögensstücke zur Verfügung gestellt werden. Das Reich kann indessen ein Interesse haben, ein zur Bildung von Rentengütern oder Kriegerheimstätten geeignetes Gut oder Baugelände in Zahlung zu erhalten. Für manchen Großgrundbesitzer, auch für manchen Besitzer umfangreichen Baugeländes kann es erwünscht sein, durch solche Realteilung seine einmalige Vermögenssteuer zu entrichten.

Dr. Felix Somary, der ebenso wie ich in meinem „Hilfe"-Aufsatz vom 25. Januar 1917 besondere Bankinstitute zwischen Reich und Steuerzahler schieben will, hat in einem geistvollen Aufsatz in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik (156. Bd.) „Die finanzielle Durchführung der einmaligen Vermögensabgabe" beachtenswerte diesbezügliche Vorschläge gemacht. Während ich dafür eine einheitliche große Kriegsdarlehnskasse gefordert hatte, will er zwei Institute. Zunächst für die auf Güter einzutragenden Grundschulden eine Grundschuldbank, deren Aktienkapital von sämtlichen Hypothekarinstituten (Hypothekenbanken, Landschaften usw.) zu übernehmen wäre und die entsprechende Pfandbriefe auszugeben haben würde. Weitere Pfandbriefe würde sie für als Steuer übertragene Hypotheken ausgeben.

Somary fordert allerdings, daß die einzutragenden Grundschulden allen sonstigen hypothekarischen Forderungen vorangehen sollen. Ich hatte im Gegenteil aus Gründen der Gerechtigkeit verlangt, daß die Forderung des

Digitized by Google

Reichs erst hinter den Hypotheken eingetragen werde, damit der Hypothekengläubiger, dessen Forderung doch als Vermögen ebenfalls der Tilgungssteuer unterworfen wird, nicht benachteiligt werde. Sonst läuft er Gefahr, dadurch mit seiner Hypothek auszufallen und davon außerdem die hohe Steuer zahlen zu müssen. Wenn man dem Steuerzahler nicht die Freiheit läßt, die Steuer nach seinem Belieben sicherzustellen, sondern er dies nach Maßgabe seiner verschiedenen Vermögensobjekte zu tun hat, so muß schließlich das Reich für die Ausfälle, die der „Grundschuldbank" aus der Übernahme von Hypotheken und Grundschulden erwachsen, die Haftung übernehmen. Bei den stark gestiegenen Grundwerten ist das Risiko, das es damit eingeht, nicht allzu groß, und von faulen Hypotheken, die nichts wert sind, hat es von Rechts wegen eine Steuer auch nicht zu beanspruchen.

Neben dieser Grundschuldbank will Somary eine „Nationale Effekten- und Industriebank" ins Leben rufen, die auf Grund der ihr vom Reich eingelieferten Vermögensobjekte viererlei Obligationen ausgeben solle, je nachdem erstere 1. aus festverzinslichen Werten, 2. aus Hypotheken und Fabriken und gewerblichen Anlagen, die in längstens 25 Jahren zu tilgen sein würden, 3. aus inländischen Aktien, Kuxen, Gesellschafts- oder Genossenschaftsanteilen und 4. aus ausländischen Wertpapieren bestehen. Die für die beiden letzteren Kategorien von Wertpapieren ausgegebenen Obligationen sollen mit Gewinnbeteiligung ausgestattet werden.

Die schwierige Frage: soll dem Steuerträger das Recht der Wahl der Vermögensobjekte zustehen, die er abgeben will, oder dem Reich, beantwortet Somary dahin, daß er ersterem das Recht einräumen will, die Vermögensobjekte namhaft zu machen, durch deren Abtretung er die Vermögensabgabe zu leisten beantragt, und daß die Steuerbehörde von dem Antrag nur aus Gründen der Staatsnotwendigkeit, die gesetzlich namentlich aufgeführt sein müssen, abweichen darf.

Auf die näheren Einzelheiten des Somaryschen Planes kann hier nicht eingegangen werden; es erscheint mir zweifelhaft, ob die recht komplizierte Konstruktion seiner Zwischenbanken einer einzigen großen Lombardbank vorzuziehen ist. Immerhin wird der Plan näher zu prüfen sein. Jedenfalls kommt auch er zu der Forderung von Zwischenbanken, die unabhängig von dem Reich und der Reichsbank als selbständige Glieder bestehen.

Noch weiter in dem Verlangen nach Realteilung geht Goldscheid, der im Wege der gemischten Gesellschaft eine Beteiligung des Reiches an allen möglichen Unternehmungen herbeiführen will. Ich erachte diesen Weg nicht als gangbar und glaube nicht, daß die Kreditbeschaffung für die Aufbringung der Vermögensabgabe auf große Schwierigkeiten stoßen wird; das Ziel der raschen Abbürdung eines großen Teils der Kriegsanleihen ist auf dem Goldscheidschen Weg nicht zu erreichen. Darauf kommt es aber in erster Linie an.

Ich hatte deshalb vorgeschlagen, daß bei der Bezahlung der „Tilgungssteuer" die Kriegsanleihen und Schatzanweisungen zum Nennwert in Zahlung gegeben werden können. Prof. Heinrich Dietzel, Bonn, hält das in seiner „Abbürdung der Kriegsschuld" (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 1918), S. 128, für eine unzulässige Begünstigung der Steuerzahler; „da nach dem Kriege — wie lange Zeit läßt sich nicht prophezeien, aber sicher für eine ganze Reihe von Jahren — der Kurs der Kriegstitel mehrere Prozente unter Pari stehen würde, so würde solche „Kulanz" dem Fiskus ziemlich teuer zu stehen kommen". Dietzel übersieht dabei, daß gerade bei einer starken Abbürdung der Kriegsschuld und bei der Möglichkeit, sie in Kriegstiteln zu bezahlen, ihr Kurs durch die Nafrage derer, die die Tilgungssteuer zu bezahlen haben, immer nahe an Pari gerückt werden würde. Die starke Entwertung der Kriegstitel wird zweifellos eintreten, wenn nicht an eine einmalige große Tilgung von nahezu der Hälfte gegangen wird; damit würde aber auch die Möglichkeit entfallen, die Anleihen in solche eines niedrigeren Zinsfußes zu konvertieren. Übrigens widerspricht sich Dietzel selbst, da er im selben Aufsatz, S. 120, ausführt, daß, „wenn das Reich sich zum Rückkauf von soundso viel Milliarden genötigt sehe, zunächst eine starke Kurshausse für dies führende Wertpapier Platz greifen würde". Auch diese ist ausgeschlossen, da das Reich eben nicht über Pari kaufen würde und die Steuerträger aus Mangel an Barmitteln eben Schatzanweisungen und Kriegsanleihen in Zahlung geben würden. Zunächst würden ja die schon zeitiger fälligen Schatzanweisungen dem Reich zuströmen, was für die Liquidität der Reichsfinanzen auch besonders vorteilhaft ist. Diejenigen, welche einen Überschuß an Kriegstiteln haben, d. h. mehr als sie an Vermögenssteuer zu zahlen haben, werden — wenn das Reich Anleihen zurückkauft — mit dem Erlös andere Anlagen machen. Es wird ein starkes Angebot an Leihgeld eintreten, das, da die Nachfrage nach solchem aus den weiter oben angeführten volkswirtschaftlichen Gründen hinter dem Angebot zurückbleiben wird, auf den Zinsfuß drücken und die Konversion 1924 ermöglichen würde.

Dietzel befürchtet „ein heißes Ringen zwischen einigen Tausenden von Ergläubigern (d. h. Leuten, denen das Reich Anleihen zurückgezahlt hat), welche soundso viele Milliarden verborgen, und Hunderttausenden von Steuerzahlern, welche borgen müssen. Eine Schlacht auf dem Felde des Kredits, wie noch keine da war."

Ich meine im Gegenteil, daß Angebot und Nachfrage sich ausgleichen werden. Diesen Ausgleich sachgemäß zu bewirken, wird eben Aufgabe der großen Kriegskreditbank, ebenso wie der anderen Banken sein. Und da gerade bei den festverzinslichen Werten durch die Begrenzung ihres Zinsfußes hohe Spekulationsgewinne ausgeschlossen sind, wird sich auch die Spekulation in engen Grenzen bewegen, die die Arbitrage zudem auf ein sehr bescheidenes Maß einschränken wird.

Wenn auch die Vermögenssteuer eine einmalige sein wird, so wird sie doch in Teilzahlungen, die sich auf mehrere Jahre verteilen können, geleistet werden. Die rückständigen Raten werden freilich mit einem 5 v. H. übersteigenden Satz zu verzinsen sein, um den Anreiz zur sofortigen Zahlung zu erhöhen. Die „große Schlacht auf dem Felde des Kredits" wird sich also über mehrere Jahre erstrecken und schon dadurch sich in ruhigen Bahnen abwickeln.

Professor Dietzel befürchtet weiter von der Tilgungssteuer „ein tolles Treiben an der Börse. Weit toller als 1871/73, wo ja auch eine Entschuldungsaktion und ein Prozeß der Reinvestition sich abspielte — wo aber nur eine vergleichsweise winzige Kriegsschuld eingelöst wurde und die Anlagen des Reichs (Erwerb von Wertpapieren für den Invalidenfonds usw.) sich in ganz bescheidenen Grenzen hielten. Welch ungeheure „Sturmflut" jetzt aufschäumen würde, ist schwer vorstellbar".

Der große Unterschied ist, daß damals durch die französische Kriegsentschädigung eine gewaltige Geld- und Kapitalsinflation stattfand, diesmal aber gerade das Gegenteil erfolgen soll. Nicht um eine Rückzahlung der Kriegsanleihen handelt es sich, sondern um deren Annullierung. Wurden damals mit einem Ruck 4 Milliarden Mark neues Kapital der deutschen Volkswirtschaft zugeführt, so sollen ihr diesmal 50—60 Milliarden „fiktiven Kapitals", für die sie keine Verwendung hat, entzogen werden. Wie das zu einer „Sturmflut an der Börse" führen soll, ist unverständlich!

Damals wurde das neue Kapital zu massenhaften Neugründungen auf dem Gebiet der Industrie und der Eisenbahnen benutzt. All die industriellen Neu- und Erweiterungsanlagen konsumierten während des Baues Eisen und sonstige Baumaterialien. Die fertig gewordenen Eisenhütten gingen aus der Zahl der Eisenverbraucher in die der Erzeuger über. Vermehrtes Eisenangebot, verringerte Nachfrage — letzteres Moment noch durch die Einschränkung des Eisenbahnbaues verschärft — steigerten das Mißverhältnis und führten die Krise herbei. Diesmal hindern uns schon die riesigen Menschenverluste und der Mangel an Kapital an größeren industriellen Investitionen.

Digitized by Google

Der ganze Vorgang, der sich abspielen kann, ist folgender: Wer über genügende Reichsschatzanweisungen oder Kriegsanleihen verfügt, zahlt seine Vermögenssteuer in diesen. Diese eingelieferten Titel werden vernichtet, ebenso die, mit welchen die, welche nur einen Teil ihrer Steuer damit abtragen können, dies tun. Im übrigen werden sie Kriegsanleihen zu diesem Zweck erwerben, solange deren Kurs unter Pari steht. Andernfalls zahlen sie bar oder mittels Bankguthaben oder nehmen durch Lombardierung von Effekten, Eintragung von Hypotheken oder Grundschulden Kredit bei der Zwischenbank, die ihrerseits dafür Kriegsanleihen kauft und damit dem Reich die Tilgungssteuer bezahlt. Da die Konvertierung von 1924 ab zulässig ist, kann ihr Kurs den Nennwert gar nicht wesentlich übersteigen. Das Reich vernichtet auch diese ihm abgelieferten Kriegstitel. Die Verwaltungskosten der Zwischenbank werden aus dem höheren Zinssatz für die gestundete Tilgungssteuer gedeckt.

Daß bei einer derart hohen Steuer jede Doppelbesteuerung vermieden werden muß, ist einleuchtend. Ich hatte deshalb auch die Freilassung der Erwerbsgesellschaften gefordert. Professor K. Diehl hat nun in seinem Aufsatz „Die einmalige Vermögensabgabe" in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik (1918) zwar auch die Doppelbesteuerung abgelehnt, aber die Erfassung des in Aktien, Kuxen und Gesellschaftsanleihen steckenden Vermögens bei der Gesellschaft gefordert, wogegen es beim Steuerträger dann frei zu lassen wäre. In der Tat wird es den Gesellschaften vielfach leichter sein, die Tilgungssteuer zu entrichten, als dem Aktionär, zumal die Mehrzahl von ihnen im Krieg große Reserven geschaffen und sie z. T. in Kriegstiteln angelegt hat. Auch würde auf diesem Weg der ausländische Aktionär ebenfalls zur Steuer herangezogen werden. Natürlich müßte der Bewertung der Aktien, Kuxe, Anteile dann der Börsenkurs bzw. gemeine Wert zugrunde gelegt werden. Da aber die Tilgungssteuer durchgestaffelt werden muß, so würde in zahlreichen Fällen die auf die einzelne Aktie entfallene Steuer weit höher sein als die Gesamtsteuer, die der Steuerträger zu entrichten hat. Es würde also eine ungerechtfertigte Mehrbelastung des kleinen Kapitalisten eintreten. Daher erscheint mir mein früherer Vorschlag, die Gesellschaften frei zu lassen, richtiger; durch Gewährung eines Bonus in Kriegstiteln können sie ihren Gesellschaftern die Abtragung der Tilgungssteuer erleichtern.

Für unerläßlich halte ich es, nicht wie beim Wehrbeitrag ausschließlich das werbende Vermögen, sondern auch das in der Einrichtung steckende mit zur Steuer heranzuziehen. Wer in Mobiliar, in Schmuck- und Kunstgegenständen, in Pelzen und Kleidern, in Automobilen, Pferden und Wagen, in einem reichen Weinkeller beträchtliche Werte stecken hat, muß auch davon steuern. Er kann froh sein, diese Werte im Kriege nicht verloren zu haben. Es kommt hinzu, daß große Kriegsgewinne in solchen Gegenständen angelegt worden sind und daß nicht der geringste Grund vorliegt, solches Vermögen frei zu lassen. Die Feuer- oder Einbruchsdiebstahl-Versicherungspolice gibt im allgemeinen eine zutreffende Veranlagung. Vielleicht könnten notwendige Einrichtungsgegenstände nur mit zwei Dritteln oder der Hälfte des Wertes zur Steuer herangezogen werden.

Es mag zugegeben werden, daß mancher Sammler durch solch eine Steuer hart betroffen werden würde. Aber in dem neutralen Ausland, das am Krieg so viel verdient hat, werden gerade für derartige Sachen jetzt horrende Summen angelegt. Im Interesse unserer Valuta ist es nur erwünscht, wenn das Ausland jetzt solche Käufe bei uns macht. Das mag manchem banausisch erscheinen, aber auch hier heißt es: Primum vivere, deinde philosophare.

Lebhafte Stimmung gegen die Tilgungssteuer wird mit dem Einwand erhoben, daß sie völlig ungleichmäßig drücke. Schon der Rentner, welcher über die von den Exgläubigern begehrten Wertpapiere verfüge, sei bevorzugt vor dem, der unbeliebte veräußern müsse. Ersterer streiche vielleicht einen Kursgewinn von 1000 M. ein, der andere einen ebenso großen Kursverlust (Dietzel). Der Einwand übersieht, daß die sofortige Veräußerung bei Einschieben der Zwischenlombardbank gar nicht nötig ist und daß von den niedriger im Kurs stehenden Wertpapieren auch eine niedrigere Vermögenssteuer zu berechnen ist.

Aber auch die arme Witwe, die von ihren Renten lebt, die in dieser teuren Zeit ohnehin schwer zu kämpfen hat, wird ins Feld geführt. Nicht minder der Mittelstand, wo der Ernährer aus dem Krieg zurückkehrt und sein zusammengebrochenes Unternehmen wiederaufrichten soll, dem das Kapital gerade in dem Moment entzogen wird, wo er es am notwendigsten braucht. Dabei wird immer damit argumentiert, daß diese ein Viertel bis ein Drittel ihres Vermögens als Tilgungssteuer hergeben sollen. Daran ist natürlich gar nicht zu denken. Schon in meinem ersten „Hilfe"-Artikel (vom 25. Januar 1917) hatte ich ausgeführt, daß man die kleinsten Vermögen freilassen, die über 3000 M. mit 5 v. H. und gestaffelt die größten bis zu 25 v. H. heranziehen könnte. In der „Neuen Freien Presse" vom 9. Januar 1918 habe ich das Durchstaffeln in vielleicht folgender Skala empfohlen: Für Vermögen von 3000 bis 10 000 M. 5 v. H., von dem überschießenden Vermögen von 10 000 bis 20 000 M. 6 v. H., von den folgenden 20 000 bis 50 000 M. 7 v. H., von den weiteren 50 000 bis 100 000 M. 8 v. H., von den nächsten 100 000 M. 10 v. H., den nächsten 200 000 M. 12,5 v. H., den weiteren 300 000 M. 15 v. H., den folgenden 500 000 M. 20 v. H. usf. bis 50 v. H. von den zehn Millionen Mark übersteigenden Vermögen. Jemand, der zwanzig Millionen Mark Vermögen besäße, würde dann allerdings mit 40 bis 50 v. H. desselben herangezogen werden. Natürlich habe ich mich auf diese Sätze nicht festgelegt, sondern nur das Prinzip zeigen wollen. Die Witwe mit 50 000 M. Vermögen würde dann also $500 + 600 + 2100 = 3200$ M. zu opfern haben, ihr jährliches Zinseinkommen von 2500 M. würde um 160 M. geschmälert werden. Das ist zu ertragen; das kann sie viel leichter ertragen, als die ungeheure Verteuerung aller Lebensbedürfnisse, die eintreten müßte, wenn man die Steuerlast ausschließlich auf indirekte und Verkehrssteuern, oder wenn man sie auf laufende, stark erhöhte Einkommens- und Vermögenssteuern abwälzen würde. Und genau so liegt es mit dem Handwerksmeister, dem Kleingewerbetreibenden oder dem Bauer. Für alle diese handelt es sich um Beträge, die sie bei günstiger Konjunktur im Laufe weniger Jahre abtragen können. Für den kleinen Landwirt, dessen Anwesen einen Wert von 50 000 M. hat und der 20 000 M. Hypotheken darauf hat, beträgt die ganze Vermögenssteuer 1800 M. Der hat gar nicht nötig, deswegen eine Grundschuld eintragen zu lassen. Soviel hat er nach den ihm günstigen Jahren des Krieges meist an Kriegsanleihe auf der Sparkasse oder als Guthaben bei seiner landwirtschaftlichen Darlehnskasse. Oder, wenn er es nicht hat, so ist heute das Kreditwesen so entwickelt, daß er die fragliche Summe von der letztgenannten geliehen erhält, zumal der Wert der landwirtschaftlichen Besitzungen stark gestiegen ist. Schließlich bleibt noch die Eintragung als Grundschuld übrig, von der wohl aber nur die größten Gutsbesitzer Gebrauch machen werden. Es muß auch immer wieder betont werden, daß die Steuer nicht vom Bruttowert des Unternehmens, sondern von dem nach Abzug aller Schulden und Verpflichtungen übrigbleibenden Vermögen erhoben werden soll.

Eine Ungerechtigkeit liegt darin, daß nur das Vermögen, nicht auch das große Einkommen zu der Tilgungssteuer herangezogen werden soll. Vielleicht könnte man — wie Prof. K. Diehl vorgeschlagen hat — nach dem Muster des Wehrbeitrags das unfundierte Einkommen für eine Reihe von Jahren ebenfalls heranziehen.

Am schlechtesten ist durch den Krieg zweifellos der kleine und mittlere selbständige Gewerbetreibende dran, besonders wenn er Kriegsteilnehmer war. Aber erstens trifft ihn die „einmalige Vermögensabgabe", weil sie gestaffelt ist, verhältnismäßig wenig; denn sein Vermögen ist an sich klein und durch den Krieg noch verringert. Bei ihm liegt der Schwerpunkt im Arbeitseinkommen, nicht im Kapitaleinkommen. Und wenn ihm die sofortige Leistung unmöglich ist, so sollen eben Stundungsmöglichkeiten geschaffen werden. Ja, mehr als das:

Digitized by Google

allgemein ist man sich darüber einig, daß hier eine umfassende Kreditorganisation am Platz ist, mit deren Hilfe diese Kreise ihre wirtschaftliche Tätigkeit wieder beginnen. Jedenfalls hat aber der Gewerbetreibende ein weit größeres Interesse an einer gesunden Entwicklung des Wirtschaftslebens, auch wenn sie durch eine einmalige Amputation erzielt wird, als an einer viele Jahrzehnte fortgesetzten Überlastung mit unerträglichen Steuern. Zumal dann, wenn diese Amputation — wie eine richtige Blinddarmoperation — den Wirtschaftskörper von einem überflüssigen Organ befreit, das nur geeignet ist, Gesundheitsstörungen hervorzurufen.

Der gegebene Zeitpunkt für diese Operation ist die Zeit unmittelbar nach dem Krieg, wo ohnehin das ganze wirtschaftliche Leben auf eine neue Basis gestellt werden muß, wo eine Umwertung aller Werte stattfindet und wo wir dem Ausland zeigen müssen, daß wir die Entschlußkraft besitzen, rasch Ordnung in unsere Finanzen zu bringen. Damit schafft sich das Deutsche Reich Kredit und Ansehen im Ausland, setzt seine Produktionskosten auf ein erträgliches Maß herunter und sichert seine Valuta.

Gewiß, für viele wird eine solche Steuer sehr drückend sein, in vielen Fällen wird sie ungerecht wirken. Aber das tun schließlich mehr oder minder alle Steuern. Solange nicht jemand ein Steuerprogramm nachweist, nach dem man mit geringeren wirtschaftlichen Schwierigkeiten aus dieser größten Wirtschaftskatastrophe — denn auch eine solche ist dieser Krieg — herauskommt, so halte ich die einmalige große „Sanierung" für unerläßlich. Bisher habe ich aber von ihren Gegnern wohl schön klingende Reden und allgemeine Empfehlungen von Steuerbaketts gehört, aber keinen wirklich durchführbaren Plan gesehen, der auch nur im entferntesten geeignet gewesen wäre, das Riesenloch in unseren Finanzen zu stopfen.

Wenn eine Aktiengesellschaft überschuldet ist — wenn ihre Aktiva in keinem gesunden Verhältnis mehr zu den Passivis stehen —, dann muß man sich zu dem gewiß nicht leichten Schritt einer Verringerung des Aktienkapitals, zu einer Sanierung entschließen. Das deutsche Volk ist in diesem Fall die Summe der Aktionäre; die Schulden des Reiches sind seine Schulden, nicht sein Vermögen; es muß seine Passiva mit seinen Aktivis in Einklang bringen durch eine große Sanierung; erst dann kann es gesund weiterwirtschaften.

Nun habe ich bereits eingangs dieses Artikels gesagt, daß es arger Steuerdilettantismus wäre, die ungeheure Aufgabe durch eine einzige Steuerart lösen zu wollen. Ebensowenig kann die große „Abschreibung" der Anlagewerte des deutschen Volkes die ganze Kriegsanleihe erfassen. Man muß einen Mittelweg gehen:

Von den 130 Milliarden Kriegsschulden kommen ca. 15 Milliarden auf die im Ausland aufzunehmenden Valutaanleihen, mit denen wir die großen Auslandskäufe von Rohstoffen, Halbfabrikaten und Futtermitteln bezahlen wollen, die wir zur Wiederingangsetzung der Friedenswirtschaft brauchen. Sie sind Betriebskapital; dieser Schuld steht werbendes Vermögen gegenüber. Von den verbleibenden 115 Milliarden wäre es notwendig, die reichliche Hälfte durch die einmalige Vermögensabgabe zu tilgen. Mit 55 Milliarden bleibt noch eine genügend schwere Last zu tragen übrig, um so mehr als noch Jahrzehnte hindurch die Militärrenten aufzubringen sind. Es blieben immer noch 7,5 Milliarden jährlich Mehrlasten im Reich gegenüber der Zeit vor dem Kriege. Rechnet man an Ersparnis an Rüstungsausgaben (die im letzten Friedensjahr 1,8 Milliarden ausmachten) 1 Milliarde, so verbleiben noch 6,5 Milliarden.

Davon wird die Frachturkundensteuer auf mineralische Brennstoffe nach den bisherigen Erfahrungen nahezu eine Milliarde bringen können, wovon das Ausland rund ein Drittel tragen dürfte. Freilich kann Deutschland sie nur so lange beibehalten, als dies England auch tut; das wird sie aber auch nicht so bald aufgeben. Das Bier kann 150 Mill. M. mehr bringen als in Friedenszeiten (vorher 232 Mill. M. im ganzen Reich); viel mehr ist kaum zu erwarten, da die erwachsene männliche Bevölkerung eine starke Einbuße erfahren hat. 50 Mill. M. jährlich mehr wird man auf Wein und alkoholfreie Getränke rechnen können. Der Zucker muß 150 Mill. M. mehr bringen (letztes Friedensjahr 182 Mill. M.). Tabak und Zigaretten (1913: 186 Mill. M.) müssen ebenfalls 150 Mill. M. mehr bringen, da mit einem Zigarettenmonopol wohl zu rechnen ist, das freilich nicht umsonst zu haben ist. Der Branntwein (vorher 222 Mill. M.) wird 200 Mill. M. mehr geben müssen. Aus Erhöhung der Zölle für Kaffee, Kakao, Tee und Gewürze (bisher rund 120 Mill. M.) wird kaum viel mehr als 100 Mill. M. zu holen sein. Wenn man bedenkt, daß unsere gesamten Zölle und indirekten Steuern bisher keine 1700 Mill. M. erbrachten, worin auch 275 Mill. M. Zölle für Getreide und Hülsenfrüchte steckten, an deren Wiedererhebung doch so bald nicht zu denken ist, so ersieht man erst, wie unmöglich es ist, aus diesen die uns erwachsenen Lasten zu decken. Man wird allenfalls aus den sonstigen Zöllen noch 200 Mill. M. mehr herausschlagen können, das macht alles zusammen erst 1 Milliarde.

Es wird daher die Erhöhung des Brief- und Telegrammportos nicht nur beibehalten, sondern auch noch erheblich weiter gesteigert werden müssen, namentlich auch am Drucksachenporto nicht mehr vorbeigegangen werden dürfen. Hat der Verkehr erst einmal eine gewisse Stufe der Entwicklung erreicht, so läßt er sich auch durch eine starke Verteuerung nicht einschränken. Statt der 833 Mill. M., die im Etat für 1913 dafür vorgesehen waren, wird man nach dem Krieg 800 Mill. M. mehr einsetzen müssen. Das mag bitter sein, aber es hilft nichts.

Sämtliche Stempelsteuern zusammen brachten vor dem Krieg noch keine Viertelmilliarde, darunter die auf Frachturkunden, Personenfahrkarten und Kraftfahrzeuge keine 50 Mill. M. Die drei letzteren werden künftig das Zehnfache bringen müssen. Die Warenumsatzsteuer hat bisher bitter enttäuscht; das mag an der mangelhaften Durchführung liegen; aber mehr als 250 Mill. M. wird sie bei den jetzigen Sätzen jedenfalls nicht bringen, und selbst wenn man sie verdoppelt, so werden es auch nur 500 Mill. M. Verdoppelt man noch die sonstigen Stempelsteuern, so ergibt das weitere 200 Mill. Mark. Bleiben immer noch 2,55 Milliarden ungedeckt. Ein Kaliausfuhrzoll kann höchstens 50 Mill. M. bringen. Auch wenn man die Milliarde, die ich für Wiederherstellungskosten während der ersten Jahre eingesetzt habe, nicht auf laufende Rechnung nimmt, sondern sie aus Krediten bestreiten will, so bleiben immer noch 1½ Milliarden aus anderen, noch nicht genannten Steuern, Zöllen oder Monopolen zu decken. Und darüber, daß aus den letzteren nicht allzuviel zu holen ist, daß sie große Anleihen zur Entschädigung der Vorbesitzer erforderlich machen, sollte man sich nachgerade klar werden. Je mehr der Anleihemarkt überfüllt ist, um so weniger ist an eine Konvertierung zu denken. Sind 1924 noch 50 Milliarden Anleihen vorhanden, so bringt diese aber eine Jahresentlastung von 500 Mill. M.

Das eine ist zweifellos: Keine sonstigen Steuer- und Monopolpläne ersparen uns die einmalige große Vermögensabgabe, die das Budget um ca. 3—6 Milliarden jährlich erleichtern würde. Man kann die einmalige Vermögensabgabe etwas niedriger machen und dafür die Kriegsgewinnsteuer noch einmal erheben und stärker heranziehen. Daß sie noch einmal zur Hebung gelangt, ist ja zweifellos. Sie entspricht auch einem berechtigten moralischen Empfinden. Trotzdem möchte ich vor ihrer stärkeren Heranziehung warnen. Sie läßt sich nun einmal nicht auf die wirklichen Kriegsgewinne beschränken, sondern erfaßt jeden Vermögenszuwachs, auch wenn er mit dem Krieg nichts zu tun hat. Der Verkauf eines Grundstücks kann durch den Krieg direkt verzögert, der Preis dadurch herabgedrückt worden sein; sobald der letztere höher ist, als der bei der Vermögenserklärung Ende 1913 angegebene, setzt die Kriegsgewinnsteuer ein. Dabei kann jene Erklärung durchaus sonst nach der seitens der Gemeinde festgestellten Grundwertsteuer erfolgt sein. Der not-

Digitized by Google

wendige Besitzwechsel von Grundstücken wird dadurch hintangehalten, und schließlich entgeht damit der Reichskasse auch noch die Einnahme aus dem Grundstücksumsatzstempel.

Jede stark konfiskatorische Vermögenszuwachssteuer bewirkt Verschwendungssucht. Die notorische der großen Kriegsgewinner beruht darauf, daß sie sich sagen: in Wirklichkeit zahle ich ja nur die Hälfte, denn kaufte ich die Sache nicht, müßte ich die andere Hälfte als Kriegsgewinnsteuer bezahlen. Umgekehrt erzieht die einmalige große Vermögensabgabe zur Sparsamkeit. Wer sie zahlen muß, hat den dringenden Wunsch, sein verkleinertes Vermögen bald wieder auf die alte Höhe zu bringen. Größte Sparsamkeit aller Volkskreise ist aber nach den gewaltigen Verlusten, die das deutsche Volksvermögen durch diesen Krieg erlitten hat, dringend geboten.

Als eine Ungerechtigkeit würde es bei der stark gestaffelten Vermögenssteuer empfunden werden, wenn die Zahl der Kinder nicht berücksichtigt würde, und zwar unabhängig davon, ob sie noch im Elternhaus sind oder nicht. In Hamburg ist es z. B. üblich, daß der überlebende Ehegatte der alleinige Erbe ist, die Kinder nicht miterben; das würde, je stärker die Abgabe gestaffelt ist, eine um so stärkere Heranziehung der Familie — letzten Endes also der Kinder und Enkel — gegenüber den Gegenden bedeuten, wo die Kinder miterben. Die Prägravation würde noch viel stärker werden, wenn dazu noch eine erhebliche Erbschaftssteuer auf das Kindeserbe gelegt würde. Durch angemessene Bestimmungen des Gesetzes ließe sich solchen Ungerechtigkeiten vorbeugen.

Von größter Bedeutung ist bei einer so stark konfiskatorischen Steuer natürlich die richtige Veranlagung. Der Unehrliche darf nicht auf Kosten des Ehrlichen profitieren. Daß hier außerordentlich große Schwierigkeiten bestehen, soll nicht verkannt werden. Ebensowenig, daß hier mit drakonischen Strafen allein nicht viel erreicht wird. Man wird das Veranlagungsverfahren verbessern, es überall in die Hände geschulter, von Selbstverwaltungsorganen völlig unabhängiger Steuerbeamten legen müssen. Man wird den Zuwachs, der sich in späteren Jahren bei der Vermögenssteuer oder beim Erbgang ergibt, sorgfältig auf seine Entstehung prüfen und bei zu niedriger Einschätzung gewisser Vermögensobjekte die einmalige Vermögensabgabe nachholen müssen.

Umgekehrt wird sich aber auch als notwendig erweisen, den Steuerträger vor Überwertung seines Vermögens zu schützen. Nicht sofort mobilisierbare Werte, z. B. Terrains, können nicht, wie das jetzt geschieht, nach dem vielleicht in Jahrzehnten einmal zu erzielenden Preise eingesetzt werden. Gelangen sie zum Verkauf, so ist der Mehrwert nachträglich zur Steuer heranzuziehen.

Auch wird nach dem Vorgang des Wehrbeitragsgesetzes dem Steuerpflichtigen das Recht gegeben werden müssen, eine Revision seiner Veranlagung vorzunehmen, wenn sein Vermögen im Laufe der ersten Jahre einen beträchtlichen Rückgang erfährt. Das macht den Steuerbehörden unerwünschte Arbeit, ist aber nicht zu umgehen, wenn übermäßige Härten vermieden werden sollen. Schließlich wird man auch an den Härteparagraphen des Kriegssteuergesetzes nicht vorbeikommen.

Der Landtagsabgeordnete Frhr. v. Zedlitz-Neukirch hat den Vorschlag gemacht: „Die Bundesstaaten übernehmen die Verzinsung und Tilgung von 40 bis 50 Milliarden der Reichskriegslast als Selbstschuldner unter der Verpflichtung, die Kosten dieses Schuldendienstes durch Besteuerung des Besitzes zu decken. Als Gegenleistung verzichtet das Reich auf jede Vermögens- und Einkommensteuer."

Für den Steuerträger ist es letzten Endes gleich, ob er vom Reich oder vom Einzelstaat geschröpft wird. Das Reich kann aber unmöglich einen so weitgehenden Verzicht auf seine Steuerselbständigkeit aussprechen, um so weniger als die Bundesstaaten für die Verpflichtungen des Reiches haften. Und schließlich kann eine so riesige Abgabe nicht in den verschiedenen Teilen des Reiches ganz verschiedenartig veranlagt werden.

Wenn die große einmalige Vermögensabgabe kommt, wird für längere Zeit aus rein praktischen Erwägungen das Reich darauf verzichten müssen, das Einkommen zu besteuern, da Einzelstaaten und Gemeinden nach dem Kriege auch große Aufgaben zu erfüllen haben und das Einkommen aus Kapitalvermögen durch die „einmalige" stark beschränkt wird, sie also ohnehin zu einer Steigerung der Steuersätze werden schreiten müssen. (Bezüglich der Gemeindesteuern dürfte das freilich überwiegend nicht der Fall sein, da die Schul- und Armenlasten eine sehr erhebliche Abnahme erfahren werden.) Das würde für die Fortschrittliche Volkspartei allerdings einen zeitweiligen Verzicht auf ihr Steuerprogramm bedeuten, aber eben nur einen zeitweiligen, nicht einen dauernden. Und schließlich kommt es jetzt nicht auf Durchsetzung von Programmen an, sondern auf praktische Arbeit zur Gesundung unserer Finanzen und damit unseres Wirtschaftslebens nach dem Kriege.

Gertrud Bäumer / Die Überwindung des Klassenkampfes

(Gedanken zum sozialpolitischen Programm der deutschen Gewerkschaften.)

Das letzte Jahr und insbesondere die letzten Monate haben so viel von dem Geist des 4. August 1914 verzehrt, daß man fast irre wurde an der Echtheit und Aufrichtigkeit des größten nationalpolitischen Erlebnisses, das uns allen unser Leben geschenkt hat. Oder wenn auch nicht daran, so doch an der Möglichkeit, das ewig Gestrige in den innerpolitischen Zuständen überhaupt einmal durch neue Anstöße zu durchbrechen und gegen die Macht des Gewordenen und Bestehenden in Gesinnung und Verhältnissen einen neuen Anfang durchzusetzen. Wir beginnen in der inneren Auflösung des Burgfriedens, im unaufhaltsamen Wiedereinsetzen der gegenseitigen Verbitterung und Verkleinerung nach etwas zu suchen, was uns eine heilsame nachhaltige Wirkung des Krieges auf den inneren Aufbau beweist, und verzweifeln fast daran, es zu finden. Alles scheint Rückkehr und Wiedereinmünden in alte Enge und Zwietracht. Da kommt die Denkschrift der Gewerkschaften („Sozialpolitische Arbeiterforderungen der deutschen Gewerkschaften", Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften, Berlin 1918) und bildet ein unanzweifelbares Dokument eines Stücks innerer Entwicklung, die sich mittlerweile vollzogen hat, — bezeichnet vielleicht sogar die Stelle der innerpolitischen entscheidendsten Veränderung, die der Krieg zu bewirken vermochte.

Gewiß hat die Denkschrift recht, wenn sie in dem allgemeinen Aufatmen über die Stellung der Sozialdemokratie am 4. August einen Beweis lange gehegten unbegründeten Mißtrauens sieht. Und trotzdem, es hat vor dem Kriege keine programmatische Äußerung aus den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gegeben, die auch nur annähernd in dem Maße wie diese Denkschrift durchwachsen gewesen wäre mit einer so selbstverständlichen, schon ganz zur Natur gewordenen Höherwertung der nationalen, der Volkseinheit über den Klassenkampfgedanken. Der Weg, der dahin geführt hat, ist zugleich ein Weg der Erkenntnis und des Erlebens. Der Erkenntnis: das gewerkschaftliche Denken ist immer durch einen großen Realismus gekennzeichnet gewesen. Es unterschied sich von doktrinären Ideologien durch seine Nüchternheit und seinen Wirklichkeitssinn. Es hat niemals das Naheliegende um eines fernen Zieles willen verkannt und unterschätzt. Dieser in

Digitized by Google

einer mühsam aufbauenden Kleinarbeit erworbene Wirklichkeitssinn mußte sich einmal auch in der Erfassung der geschichtlichen Realitäten äußern, die jenseits des Klassenkampfes liegen. Das Verständnis für die Abhängigkeit des Arbeiterschicksals von dem großen, wirtschaftlichen, kulturellen und unter Umständen militärischen Selbstbehauptungskampf der Nation mußte bei einer solchen Denkrichtung sich einstellen in dem Maße, als der Kampf für den Aufstieg der Arbeiterschaft sich auseinanderzusetzen hatte mit weltwirtschaftlichen Tatsachen, die, außerhalb des Klassenkampfes stehend, das Schicksal ganzer Industrien bestimmen. „Die Gewerkschaften" — so heißt es in der Denkschrift — „haben sich in ihrer grundsätzlichen Stellung zur Landesverteidigung während des Krieges nicht zum wenigsten von der Überzeugung leiten lassen, daß die Sicherung des Vaterlandes gegen jeden Angriff auf seine Grenzen wie auf seine wirtschaftliche Machtstellung zugleich die Sicherung der wirtschaftlichen Existenzgrundlagen der Arbeiterklasse bedeutet."

Die Überwindung des reinen Klassenkampfgedankens durch eine weitergreifende und mehr umfassende politische Auffassung stieg aber neben der Erkenntnis auch aus dem Erlebnis des Krieges. Auch dafür geben manche Stellen dieser Denkschrift klare und eindringliche Zeugnisse: „Verfolgt und verfemt bis kurz vor Ausbruch des Krieges, hatte die Arbeiterklasse eine breite Kluft des Hasses und des leidenschaftlichen Kampfes von den herrschenden Klassen getrennt. Was sie aufrecht erhielt in ihrem Los, das war die tiefe Liebe zu Volk und Heimat und der große Glaube an die edlen Kräfte der Menschheit. Der unserem Lande aufgedrungene Krieg hat die trennende Kluft zwischen den deutschen Volksgenossen überbrückt, und in der gemeinsamen Not erwuchs ein Stück gemeinsamer Arbeit, das zu den besten Errungenschaften des Krieges gehört. Diese gemeinsame Arbeit nach dem Kriege fortzusetzen, ist der Wunsch der besten Führer unseres Volkes. Seine Erfüllung setzt voraus, daß die gemeinsame Not uns noch ein Weiteres hinterlassen hat, eine Kameradschaft, die hoch und niedrig in gleichem Maße erfüllt, die keine Unterschiede des Standes und Besitzes kennt und keine Verletzung der Gleichberechtigung duldet."

Vielleicht wird erst eine spätere Betrachtung, die aus der Ferne die großen Verhältnisse des Geschehens klarer zu sehen vermag, den richtigen Maßstab für die durch solche Sätze bezeichnete Umgestaltung des Denkens und der Stellungnahme finden. Heute ist es jedenfalls wichtig, dies Bekenntnis einer klaren, von Klassenvorurteilen befreiten weltpolitischen Einsicht der deutschen Arbeiterschaft so stark wie möglich zu unterstreichen.

Bedeutsamer, als daß diese neue Denkart programmatisch ausgesprochen wird, ist, daß sie lückenlos alle Einzelforderungen der Denkschrift und die Auffassung aller ihrer Kapitel durchzieht. Man könnte sagen, daß die doktrinäre Betrachtung auch der wirtschaftspolitischen Einzelfragen durch einen geschichtlichen Realismus abgelöst ist, beinahe in noch höherem Grade als in manchen bürgerlichen Parteidoktrinen. Zum Beispiel wird die Frage von Schutzzoll und Freihandel, von Staatsmonopolen oder Privatwirtschaft nicht grundsätzlich und allgemein behandelt, sondern als eine von Fall zu Fall zu entscheidende Angelegenheit angesehen. Es ist charakteristisch, daß hier von den beiden Wesensseiten deutschen Denkens — Besonnenheit und Vorsicht auf der einen und der Neigung zur Theorie auf der anderen Seite — die erste den Sieg über die zweite davonzutragen beginnt.

Wenn ich sage „beginnt", so will ich damit auf gewisse Restbestände mehr theoretisch doktrinärer als realpolitisch praktischer Betrachtung hinweisen, die sich in einzelnen Kapiteln noch finden.

Die Denkschrift der Gewerkschaften ist in ihrem Grundzug staatssozialistisch. Auch dieses aber nicht in dem starr dogmatischen Sinne einer geschlossenen Wirtschaftstheorie, sondern in dem Sinne, in dem der Krieg das Sozialprinzip über das Individualprinzip grundsätzlich und gesinnungsmäßig erhöht hat. Im Sinne der Auffassung von den Aufgaben des Staates, die durch den Selbstbehauptungskampf dieser Jahre erhärtet ist, daß der Staat nämlich nur gesund, widerstandsfähig und wehrhaft sein kann durch die Kraft aller seiner Glieder, und daß daher oberstes Ziel und höchster Maßstab für alle politische Arbeit diese systematische körperliche und seelische Kräftigung aller ist, deren Anlagen und Fähigkeiten, deren Kultur und Leistung nicht mehr als ihr Privatbesitz und ihre Privatangelegenheit, sondern als das gemeinsame Kraftkapital angesehen werden muß. Politik darf nicht mehr sein das Ergebnis aus dem Kampf widerstreitender Klasseninteressen, bei dem möglicherweise eine, über alle anderen triumphierend, nur sich durchsetzt und die anderen verkümmern lassen könnte, sondern Politik ist die systematische geistige und physische Pflege des Volkskörpers als eines Ganzen, das in einer auf Wettbewerb gestellten Welt sich nur als solches behaupten und durchsetzen kann. Das etwa ist die Formel für den Staatssozialismus, der die einzelnen Forderungen der Gewerkschaften durchzieht.

Mit eben dieser Betrachtungsweise hängt es zusammen, daß überall das Reich als Führer und Träger der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturpolitik in den Vordergrund geschoben wird; reichsgesetzliche Regelung des Wohnungswesens, der Gesundheitspflege, der Schulen, der Arbeitsvermittlung und Durchführung vieler dieser Aufgaben und anderer mehr durch Reichsbehörden (z. B. auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes). Dabei zeigt sich noch eine gewisse Verkennung der Tatsache, daß manche dieser Gebiete, besonders insofern sie Kulturfragen im engeren Sinne des Wortes umfassen, einer feineren und beweglicheren Anpassung an die Sonderart von Heimat und Landeszugehörigkeit bedürfen. So weit reicht die geschichtliche Fühlung noch nicht in das Innere, in die seelische Seite der äußeren Wirklichkeit hinein, als daß die Notwendigkeit solch selbständigen und selbsttätigen Verwachsens mit Stammesart und geschichtlich gewordener Eigentümlichkeit empfunden würde. Dabei ist ohne weiteres zuzugeben, daß für die Regelung rein wirtschaftlicher Gebiete, wie Arbeiterschutz, Arbeitsvermittlung und dergleichen, die Einheitlichkeit durch das Reich nicht nur kulturell unbedenklich, sondern überdies wirtschaftlich zweckmäßig und wirksam wäre. Gerade der Krieg hat die Gefahren des Partikularismus von 26 Bundesstaaten deutlich genug gezeigt, um dem Friedensaufbau die Parole größerer Einheitlichkeit mit auf den Weg zu geben. Das Wirtschaftsleben ist noch viel mehr als jemals ein zentrales Gebilde geworden, das als solches erfaßt und geleitet werden muß, um eine vollkommene Ökonomie der Kräfteverteilung zu erreichen. Soweit also wird man der Denkschrift zustimmen können.

Andererseits übersteigert sie den Gedanken bureaukratischer Leitung. Der Phantasie schwindelt etwas, wenn sie sich das Ineinanderwirken der sozialpolitischen Behördenapparate vorstellt, mit denen die Denkschrift das Reich überziehen will: ein Reichsarbeitsamt mit Landesarbeits-

Digitized by Google

ämtern und lokalen Arbeitskammern, Arbeitskammern für Provinzen oder Bundesstaaten mit Arbeitsräten für Stadt- oder Landkreise und Arbeiterausschüsse für die Betriebe; ein Reichseinigungsamt mit Landeseinigungsämtern und Schlichtungsstellen; eine Reichszentrale für den Arbeitsnachweis, Landesarbeitsnachweisämter und solche für Stadt- und Landkreise! — In der Auseinandersetzung über die Funktion aller dieser Ämter finden sich nicht so selten die so schwer in die Praxis umzusetzenden Formulierungen: sie sollen „in Verbindung sein" und „Beziehungen pflegen" zu den verschiedenen wirtschafts- und sozialpolitischen Körperschaften, Arbeitsvermittlung, Unternehmerorganisation, Arbeitervertretung usw. In diesem Teil der Denkschrift steckt ein Stück Überorganisation, besonders wenn man sich alle diese Stellen, wie es an sich natürlich durchaus berechtigt ist, ausgestattet denkt mit Beiräten oder mitregierenden Ausschüssen von Interessentenvertretern. Ohne Zweifel wäre hier eine Vereinfachung und Zusammenlegung zur Vermeidung empfindlicher gegenseitiger Störungen durchaus erwünscht.

Von den sozialpolitischen Forderungen im einzelnen braucht hier nicht die Rede zu sein. Sie sind dem Leserkreis der „Hilfe" als Bestandteil ihres eigenen Arbeiterprogramms zum Teil vertraut genug. Dagegen wäre ein Hauptgedanke für die Neubegründung des Arbeiterrechtes zu erwähnen, dessen weitere Erörterung und Durcharbeitung sehr fruchtbar wäre. Die Denkschrift legt das stärkste Gewicht auf die Sozialisierung des Arbeitsvertrages und vor allem auf die Anerkennung und Einfügung der wirtschaftlichen Organisationen von Arbeitern, Angestellten und Unternehmern als den eigentlichen Trägern der im Arbeitsverhältnis zur Geltung kommenden Rechte. Hier wird also entschiedener noch als zuvor der Gedanke durchgeführt, daß Verkäufer und Käufer der Arbeitskraft nicht mehr der einzelne, sondern die Korporation ist, zu der er gehört. Wenn diese Kollektivierung der Arbeitskraft zum Prinzip des Arbeitsrechtes wird, so bedeutet das allerdings eine sehr weitgehende Umgestaltung.

Auf wirtschaftspolitischem Gebiet bringt die Denkschrift, unterstützt durch die Erfahrungen und tatsächlichen Anfänge des Krieges, bestimmter und entschiedener manche Verstaatlichungs- und Monopolforderungen. Es ist selbstverständlich, daß die Unterstellung des Wirtschaftslebens unter den Gedanken gleichmäßig gesicherter Volksversorgung zu solchen Folgerungen führen muß. Dabei ist jedoch stets der Vorbehalt gemacht, daß die Verstaatlichung dieser oder jener Produktions- und Wirtschaftszweige eine reine Frage technischer Zweckmäßigkeit ist. Die Kriegserfahrungen über gemeinwirtschaftliche Systeme haben doch vorsichtig genug gemacht, um bei voller Aufrechterhaltung des Prinzips gemeinnütziger Wirtschaftsleitung doch aus der Staatswirtschaft als Mittel der technischen Durchführung nicht einen Grundsatz schlechthin werden zu lassen.

In manchen Kapiteln der Denkschrift kommt eine gewisse Überschätzung der Möglichkeiten zur Geltung, durch Bildung die Leistungen und die Produktivität gewisser Gebiete zu heben. Hinsichtlich der Landwirtschaft, die mit gesteigertem Verständnis behandelt, aber doch in manchen ihrer grundlegenden Fragen zu leicht genommen wird, wirkt es zum Beispiel als eine Überschätzung, wenn erwartet wird, daß man sie durch Bildungsanstalten, Ausstellungen und Musterwirtschaften noch zu „ungeahnter Blüte" bringen könne.

Es ist selbstverständlich, daß ein bis in alle diese Einzelheiten durchgeführtes sozialwirtschaftliches Programm nicht durchweg die gleiche Vertrautheit mit seinem Material und die gleiche Klarheit seiner Forderungen bewahren kann. Was aber als Ganzes genommen diese Denkschrift so wertvoll macht, ist die Tatsache, daß sie viel mehr ist, als ein bloßes Standesprogramm einer bestimmten Berufsschicht. Sie erweitert sich darüber hinaus zu einem das ganze Volk umfassenden Zukunftsprogramm, dessen Charakter in außerordentlichem Maße staatserhaltend ist. Gerade aus den Kämpfen und Stimmungen der letzten Monate heraus kann man nichts dringlicher wünschen, als daß diese Kundgebung der deutschen Arbeiterschaft das Vertrauen findet, das sie selbst ausstrahlt, und ihren Urhebern die Zuversicht auch von außen her bestätigt, die diesen ganzen äußerlich so nüchternen und innerlich so schwungvollen Bauplan für die deutsche Zukunft durchzieht.

Soziale Bewegung

Für Sozialpolitik nach dem Kriege veranstaltet die Gesellschaft für Soziale Reform am Sonntag, dem 14. April, in der Philharmonie zu Berlin eine große Kundgebung. Die Leitung wird in den Händen des Staatsministers Frhr. v. Berlepsch liegen, das einleitende Referat ist dem Prof. Francke übertragen. Außerdem werden Prof. Brentano, die früheren Staatssekretäre Dr. Dernburg und Graf Posadowsky, die Professoren Herkner und Hitze sowie die ersten Führer der verschiedenen Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenorganisationen Ansprachen halten.

Die Kundgebung wird, so darf man nach günstigen Erfahrungen mit früheren, ähnlichen Unternehmungen der Gesellschaft für Sozialreform hoffen, auf die Öffentlichkeit einen nachhaltigen Eindruck machen und die Erkenntnis im deutschen Volk vertiefen, daß nach dem Kriege eine entschlossene Fortführung der Sozialpolitik notwendig und durchführbar ist.

Arbeitnehmer im Preußischen Herrenhaus. Während der Landwirtschaft, dem Handel und der Industrie eine bestimmte Zahl von Vertretern im Preußischen Herrenhaus von der Regierung zugebilligt wurde, sollten bekanntlich Arbeiter, Angestellte und Beamte auf das Berufungsrecht der Krone angewiesen bleiben. Den zahlreichen Eingaben der nichtberücksichtigten Kreise scheint nunmehr Erfolg beschieden zu sein. Nach den Beschlüssen der ersten Lesung des Verfassungsausschusses sollen künftig auch Arbeiter, Beamte und Privatangestellte eine Vertretung erhalten. Die Vertreter der Privatangestellten sollen von den Vertrauensmännern der Versicherten bei der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte präsentiert werden. Von den Vertretern der regierenden Häuser, Fürsten, Grafen, Städte usw. abgesehen, würden die einzelnen Stände nunmehr folgende Vertretungen erhalten:

	Beschluß des Ausschusses	Vorschlag der Regierung
Mittlere Gutsbesitzer	48	36
Landwirtschaft im allgemeinen	24	36
Großindustrie und Großhandel	24	36
Industrie und Handel	24	36
Handwerk	18	12
Arbeiter	16	—
Privatangestellte	12	—
Staatsbeamte	6	—
Lehrkräfte	6	—
Übrige gelehrte Berufe	6	—
Technische Berufsstände	3	—
Presse	3	—

Durch besonderes königliches Vertrauen sollen wie bisher 150 Mitglieder ernannt werden. Die Gesamtzahl der Herrenhausmitglieder würde sich nach den Beschlüssen der 1. Lesung von 516 auf 551 erhöhen.

Hirsch-Dunckersche Gewerkschaften und Massenstreik. Unter dieser Stichmarke brachte das „Hamburger Echo" am 21. Februar d. J. die Mitteilung, daß die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften für jeden Tag der Arbeitsniederlegung aus einem Fonds — nicht aus der Haupt- oder Lokalkasse — eine Unterstützung von 5 Mark an ihre Mitglieder zahlten. Der Abg. Scheidemann benutzte diese Mitteilung in seiner Reichstagsrede über den politischen Streik zu einer Art Entlastung der sozialdemokratischen Streikenden. Aber die ganze Behauptung ist vollständig unwahr. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften haben, wie der Hamburger Vertrauensmann offiziell mitteilt, aus Anlaß des Streikes aus keiner Kasse und auch nicht aus einem besonderen Fonds Unterstützungen ausgezahlt und werden auch keine auszahlen. Alle aus der Meldung gezogenen Schlüsse sind dadurch hinfällig.

Immer noch geheime Konkurrenzklauseln. In der Berliner Rüstungsindustrie bestehen nach der „Industriebeamtenzeitung" geheime Abmachungen, die folgendermaßen lauten: „Wird während des Krieges mit England von einem Mitglied der Vereinigung ein männlicher oder weiblicher Beamter eines anderen Mitgliedes ohne dessen Zustimmung angestellt, so ist ersteres verpflichtet, einen Betrag in eine von dem Verband Berliner Metallindustrieller verwaltete Kasse zu zahlen, gleich dem doppelten des von dem Angestellten in den ersten zwei Jahren erzielten Mehreinkommens. Der Zustimmung bedarf es nicht, wenn der männliche oder der weibliche Beamte infolge Kündigung seitens der Firma sich um die neue Stellung beworben hat. Die Zahlungen sind kalendervierteljährlich zu leisten. Streitigkeiten entscheidet die Vertrauenskommission des Verbandes Berliner Metallindustrieller." An dem Abkommen sind u. a. folgende große Betriebe beteiligt: A.-E.-G., B.A.M.A.G., Bergmann, Borsig, Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken, Goerz, Knorrbremse, Ludw. Löwe & Co., Mix & Genest, Siemens & Halske, Siemens-Schuckert. Vermutlich sind auch noch andere als die 19 Firmen, von denen es nun bekannt geworden ist, an dem Abkommen beteiligt, und es wird versucht werden, den Angestellten dieser Werke durchweg die einmonatige Kündigungsfrist aufzuzwingen. — Die „Industriebeamtenzeitung" hofft, daß das Kriegsamt gegen die Unwirksammachung des § 9 des Hilfsdienstgesetzes mit Nachdruck eingreift.

Ein neuer Gewerkschaftsspaltungsversuch. In dem von einer radikalen sozialdemokratischen Minderheit in ständiger Aufregung erhaltenen Stuttgart ist seit Monaten eifrig Rat gepflogen worden, ob man die Gewerkschaften spalten oder von innen heraus aushöhlen soll. Schließlich mußten, nach dem Buchdrucker-„Korrespondent", sich zwei Versammlungen des unabhängigen sozialdemokratischen Vereins mit dem schwierigen Entschluß abquälen. Mit 64 gegen 6 Stimmen war endlich „der große Wurf" gelungen, nämlich der genannte Verein „sieht die politisch-gewerkschaftliche Einheitsorganisation als notwendigen Rahmen der kommenden Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit an". Diese Anleihe an die früheste Zeit der deutschen Arbeiterbewegung soll aber nicht einer von den Beschlüssen bleiben, die massenhaft das Papier zieren. So wurde denn durch einen zweiten Antrag allsogleich weiter geschritten, nämlich im Prinzip die Bildung einer Kommission von sieben Mann beschlossen, „welche die Vorarbeiten in Stuttgart in die Hand nimmt, zur Gründung einer neuen gewerkschaftlichen Kampforganisation". Das genannte Buchdruckerfachblatt bemerkt dazu bitter, aber treffend: Dieses hüllenlose Attentat auf die Gewerkschaftsbewegung wurde zwar nur gegen eine sehr starke Minderheit angenommen: 47 gegen 53, kam also mit ganzen sechs Stimmen zur Ausführung, aber der Tatbestand ist unverrückbar, daß in Stuttgart der erste offene Verrat an der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft verübt worden ist. Wie man sich die Sache weiter denkt, ob dieser Arbeiterverrat über ganz Deutschland getragen werden soll, und sei es auch nur in unscheinbarster Entfaltung, oder ob die weiland Keßler-Katerschen Lokalorganisationen damit wieder ein schwindsüchtiges Aufleben erfahren sollen, kann im Augenblick nicht das Wesentliche sein. Eine Milderung dieses Sprengungsversuchs besteht ja in der geringfügigen Mehrheit, anderseits darf jedoch die genau so unbedeutende Minderheit gegen den ersten, sozusagen grundlegenden Beschluß nicht über die Tragweite der Stuttgarter Mobilmachung zu einer systematischen Zerstörungsarbeit an den Gewerkschaften täuschen.

Die Frau und das Genossenschaftswesen. Im Kriege ist der Verband deutscher Hausfrauenvereine als eine Notstandsgründung ins Leben gerufen worden, zunächst mit dem Hauptzweck, aufklärend auf die Hausfrauen zu wirken, wie sie ihre Haushaltsführung den Kriegsverhältnissen anzupassen hätten. Dann aber kamen auch mehr und mehr konsumgenossenschaftliche Gedanken in die Hausfrauenbewegung, und man versuchte, durch Einkauf im großen den Mitgliedern die Beschaffung von Lebensmitteln zu erleichtern. Daraus entstand dann eine genossenschaftliche Betätigung der Hausfrauen in eigenartiger Weise. Man ging nämlich über zu einem planmäßigen Zusammenarbeiten zwischen dem Verband landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine und dem Verband der — meist aus Städterinnen bestehenden — Hausfrauenvereine. Damit geschah zunächst ein beachtenswerter Schritt zur Anbahnung eines besseren Verständnisses zwischen Land und Stadt, zwischen Erzeugern und Verbrauchern. Es hat sich auch ein unmittelbarer organisierter Verkehr zwischen Erzeugerinnen und Verbraucherinnen daraus entwickelt. Dagegen fehlt, mit Ausnahme weniger Orte, ein Zusammengehen der Hausfrauenvereine mit der Konsumgenossenschaftsbewegung. In breiten sozialen bürgerlichen Kreisen besteht eben immer noch ein Vorurteil gegen die „sozialdemokratischen" Konsumvereine, daß die Hausfrauenvereine von der Zusammenarbeit mit den bereits bestehenden großen Konsumenten-Organisationen abhält.

Konsumvereinsanerkennung im Kriege. Der Staatssekretär des Kriegsernährungsamts hat neuerdings in einem besonderen Erlaß die Konsumvereine in ihrem Bemühen gefördert, auch unter den einschränkenden Erschwerungen des Handels ihre Mitglieder selbst tätig zu versorgen. Es heißt darin: „Wie ich in ständiger Praxis betont habe, lege ich Wert darauf, daß die Konsumvereine mit ihren Kleinhandelsgeschäften zur Versorgung ihrer Mitglieder herangezogen werden. Der Konsumverein selbst nimmt hierbei die Stellung des verteilenden Groß- oder Zwischenhändlers ein. Die Zuteilungen an ihn richten sich nach dem Mitgliederbedarf, das durch die bekannten Systeme der Vorbestellung oder Kundenliste regelmäßig ermittelt wird. Hierbei gehe ich, wie bisher, davon aus, daß es volkswirtschaftlich wie politisch unzweckmäßig ist, bei etwaiger Kontingentierung oder Rationierung des Kleinhandels den Konsumvereinen eingeschriebene Mitglieder zu entziehen oder zwangsweise Nichtmitglieder als Kunden zuzuweisen."

Büchertisch

Prof. Dr. Hermann Schuhmacher, **Der Reis in der Volkswirtschaft.** Dunker & Humblot, 1917. 145 S. 4 M.

Es bietet stets einen besonderen Reiz, den Werdegang eines Erzeugnisses von seinem Urzustand bis zu seiner letzten Verarbeitung zu verfolgen und von dieser Fahrt aus zu beobachten, wie es auf die wirtschaftlichen Verhältnisse wirkt und diese Verhältnisse auf seine Entwicklung zurückwirken. Das Interesse ist besonders groß, wenn es sich um ein Produkt handelt wie Reis, der nächst dem Weizen die nahrhafteste und begehrteste Nahrung darstellt, und von dem zwei Fünftel der Menschheit lebt. „Reis essen" heißt nicht nur, wie der Verfasser erzählt, in China soviel wie eine Mahlzeit einnehmen, auch die Europäer nennen in Holländisch-Indien die Hauptmahlzeit „Reistafel", weil sie im wesentlichen aus Reis besteht, zu dem alles andere, selbst das Fleisch, nur mehr oder minder Zutaten sind. Sehr beachtenswert ist, was der Verfasser über die ungünstigen Wirkungen des Schutzzollsystems auf die deutsche Reisindustrie mitteilt. Dr. Herz.

Dr. Paul Posener, **Wörterbuch der Heeresverwaltung.** Auf Papier mit breitem Rand für handschriftliche Eintragungen. Gr. 8°, geh. 5 M., geb. 6 M. Buchhdlg. des Waisenhauses, Halle.

Die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse erfordern in vielen Fällen eine Kenntnis der Normen der Heeresverwaltung und der ihnen zugrunde liegenden tatsächlichen und rechtlichen Beziehungen. Dies gilt namentlich auch von den Fragen der Militärinvaliden- und Hinterbliebenenversorgung. In dem vorliegenden Buch ist nicht nur der gesamte Stoff des Offizierpensionsgesetzes, des Mannschaftsversorgungsgesetzes und des Militärhinterbliebenengesetzes behandelt, sondern es sind auch die Erlasse des Kriegsministeriums im „Armeeverordnungsblatt" und die zahlreichen Nebenbestimmungen und Entscheidungen berücksichtigt worden. Da alle militärrechtlichen Verhältnisse und namentlich die Versorgung der Kriegsbeschädigten und der Hinterbliebenen gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses stehen und voraussichtlich auf Jahre hinaus die Gerichte beschäftigen werden, ist ein Nachschlagewerk für den täglichen Gebrauch nicht zu entbehren. Im allgemeinen sind die einzelnen Stichworte kurz erklärt und nach Bedarf abgehandelt. Nur in Fragen von grundsätzlicher Bedeutung sind ausführliche Darlegungen gegeben worden.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld: 2,50 M.: Dr. L. in N., **10 M:** Dr. K. in B., O. R. in F. (nach der Rückkehr aus 33 Monaten Gefangenschaft von einem der ersten Gehälter).

Bücher für Armee und Marine: Pf. P. in Kandern: 15 Bücher, H. S. in Berlin: 1 Paket Hilfe-Nummern.

Briefkasten

Leutnant A. J. Die Karte von Professor Dietrich Schäfer „Länder und Völker Europas" (Verlag von Dietrich Reimer) ist wissenschaftlich durchaus zuverlässig und zu empfehlen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

An der Handels-Hochschule zu Berlin ist die erste Immatrikulation für das Sommer-Semester 1918 auf Sonnabend, den 27. April festgesetzt. Das Nähere ersehen d... aus der amtlichen Bekanntmachung im Anzeigenteil dieser Nummer.

21. März 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 12

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papiervorschriften verkleinert

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Für U-Boote und Volkspartei wider Tirpitz und Vaterlandspartei. — **Franz Oppenheimer:** Machtfrieden oder Verständigungsfrieden? — **Heinz Potthoff:** Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 10. März.

An der französischen Front erwarten beide Heere eine gewaltige Schlacht. Wer den ersten größeren Angriff machen wird, kann vielleicht zweifelhaft sein, sicher aber ist, daß auf deutscher Seite der Gedanke vorherrscht, durch eine gewaltige Kraftanstrengung die politische Lage entscheidend zu beeinflussen. Alle Industrien der Heimat haben für diesen großen Kampf unglaublich gearbeitet. Mit dem Gelde der Kriegsanleihen ist nicht gespart worden, und manches davon ist vielleicht auch in unrechte Hände gelangt. Je ungeheuerer der Material- und Munitionsverbrauch des Krieges wird, desto mehr führt er von selbst zur Aufrichtung eines neuen Reichtums, der wenig Tradition und Vorgeschichte besitzt. Wir leben in der Heimat für die Herstellung unseres Grenzpanzers. Alle beteiligten Völker wissen, daß sie jetzt, materiell betrachtet, bei dem Kriege nichts mehr gewinnen können. Sie finden aber keinen Ausweg. Auf jeder Seite wird die äußerste Kraft wachgerufen mit der Behauptung, daß derjenige, der eine Viertelstunde länger an den Sieg glaubt, dadurch auch wirklich einen unermeßlichen Vorteil haben werde. So spricht Clemenceau in der französischen Kammer und verbittet sich das Friedensgeblöke. Dafür wird er auf seiten der Vaterlandspartei in Deutschland gelobt, weil die schärfsten Gegner in dem einen Punkt völlig einig sind, daß noch bis zum äußersten gefochten werden muß. Dabei weiß kein Staat, in welchem Zustande er selbst am Tage dieses Sieges sein wird. Wenn Clemenceau das Unerhörte und Unglaubliche wirklich erleben sollte, was er den Franzosen verkündigt, so würden die Franzosen kaum mehr Kräfte besitzen, um auf Grund eines Sieges eine Macht erster Ordnung zu werden. Und wie fern ist gerade die Erfüllung dieses französischen Wunsches! Die Deutschen sehen ohne Ausnahme vertrauensvoll auf ihre Heeresleitung und erwarten von ihr, daß das Leben der Hunderttausende nur mit völliger militärischer Überlegung in den Kampf eingesetzt wird. Daß vorher irgendwelche letzten Ermahnungen neutraler Staaten oder des Papstes noch einen Erfolg haben könnten, ist angesichts der aufgetürmten beiderseitigen Heere und Waffen schwer anzunehmen. Das Schicksal geht seinen Weg!

Montag, 11. März.

Gegenüber den gewöhnlichen Beschreibungen bolschewikischer Greuel macht es einen guten Eindruck, über die Einnahme von Narwa zu hören, die am 4. März, ganz kurz vor dem Friedensschluß, durch deutsche Sturmkolonnen zustande kam. Baumwollspinnerei, Maschinenfabrik, Flachs- und Tuchfabriken sind sämtlich unversehrt geblieben. Die Arbeiter übernahmen die Bewachung der Fabriken und vor allem auch der Brücken, so daß es nirgends zu Plünderungen oder Sprengungen gekommen ist. In der Flachsfabrik lagen 2000—3000 Waggons Flachs und 200—300 Waggons fertiger Baumwollwaren. Die Rohstoffe reichen für mehrere Arbeitsmonate aus. — Da Narwa auf Grund der Friedensbestimmungen nicht zum deutschen Okkupationsgebiet, sondern zur estländischen Verwaltung gehört, so nehmen wir an, daß diese über die Fortführung der dortigen Industrien zu befinden hat.

Aus türkischen Heeresberichten ersehen wir, daß heftige Kämpfe in Palästina nicht weit nördlich von Jerusalem stattgefunden haben und daß in Arabien an Orten, die wir nicht mit Sicherheit auf unserer Karte finden können, Rebellen zurückgeworfen wurden. Diese letztere Mitteilung erinnert nach langer Zeit wieder einmal an die Existenz eines türkischen Arabien. Im Gebiete südlich vom Kaukasus rücken die Türken bis in die Nähe von Erzerum vor, da offenbar auch dort die Kraft der russischen Kriegführung erloschen ist.

Dienstag, 12. März.

Nach einer abenteuerlichen Flucht vor der Roten Garde ist der finnische Ministerpräsident Svinhufvud in Berlin angekommen und wurde hier von dem neuen finnischen Gesandten Hjelt und politischen Kreisen unserer Stadt empfangen. Unter zaristischer Regierung ist er früher schon einmal als Gefangener in Nordsibirien gewesen. — Es ist sehr bedauerlich, daß der neue finnische Staat sein wiedergeborenes Dasein mit einem heftigen und blutigen Kampfe zwischen einer bürgerlichen und einer sozialistischen Regierung beginnt. Es sollen zwar Sozialisten auf beiden Seiten zu finden sein. Da die Bevölkerung kleinbäuerlich ist, wird man meist an Landsozialismus zu denken haben. Auch das Gebiet Nord-Karelien zwischen Finnland, dem Weißen Meer und dem Eismeer meldet sich zur Teilnahme an der finnischen Staatsbildung. Durch diese Angliederung würde die neue finnische Republik wenigstens in den Sommermonaten einen eigenen direkten Zugang zum Weltmeer gewinnen.

Es wird mitgeteilt, daß die Ukraine sich verpflichtet habe, bis Ende April an die Zentralmächte sechs Millionen Zentner Brot- und Futtergetreide, 400 000 Zentner Gefrierfleisch und 200 000 Zentner Dörrobst zu liefern. Als Gegenwerte erhalten die Ukrainer landwirtschaftliche Maschinen, chemische und medizinische Produkte und Eisen. Die Verkehrsschwierigkeiten sind recht groß. Friedensverhandlungen zwischen Ukraine und Großrußland haben begonnen.

Mittwoch, 13. März.

Jetzt erst wird ein am 8. März in Mitau gefaßter Beschluß der dortigen kurländischen Ständeversammlung bei uns zur Mitteilung freigegeben: den Kaiser und König Wilhelm II. zu bitten, die Herzogkrone Kurlands anzunehmen; dem Wunsche Ausdruck zu verleihen, durch Abschluß von Konventionen betreffend das Militär-, Zoll-, Verkehrs-, Bahn-, Münz- und Gewichtswesen und anderer Verträge Kurlands, einen möglichst engen Anschluß an das Deutsche Reich herbeizuführen; die Hoffnung auszusprechen, daß das ganze Baltenland zu einer staatlichen Einheit im Anschluß an das Deutsche Reich zusammengefaßt werde. Eine

Abordnung soll unterwegs sein, um dem Deutschen Reichskanzler diesen einstimmigen Beschluß zu übergeben. — So erfreulich der Wunsch des engen Anschlusses an Deutschland ist, kann nicht verkannt werden, daß zurzeit die staatsrechtlichen Verhältnisse der baltischen Gebiete längst noch nicht jenen Grad von Klarheit erlangt haben, der zu einer Erledigung der monarchischen Frage erforderlich ist. Während Kurland im deutschen Okkupationsgebiet liegt, ist der größte Teil von Livland und ganz Estland zwar künftig von Rußland getrennt, aber nicht in derselben Weise mit Deutschland verbunden. Ob und wieweit eine Abtrennung der Hafenplätze Riga, Reval und Narwa vom russischen Hinterlande für diese Plätze selbst wirtschaftlich erträglich ist, wird verschiedentlich erörtert. Natürlich stehen für uns die deutschen Stammesgenossen weitaus in erster Linie; aber da sie kaum 5 v. H. der Bevölkerung ausmachen, wird sehr viel von der Feststellung des Willens der übrigen Volksteile abhängen, und kaum jemand in Deutschland wird wohl daran denken, über Letten und Esten entgegen ihrem eigenen Willen verfügen zu wollen.

Eine amerikanische Agentur verbreitet die Nachricht, daß unter Führung der Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Republik Argentinien eine Konferenz aller amerikanischen Staaten vorbereitet wird, in der ein panamerikanischer Völkerbund angebahnt oder begründet werden soll. Während die Nordamerikaner sich darüber entrüsten, daß wir zu den Zwischenstaaten an unserer Ostgrenze in freundschaftliche Bündnisbeziehungen treten wollen, betreiben sie selbst das Angliederungsgeschäft im großen; aber weil sie es sind, so ist es eine ganz andere Sache.

Donnerstag, 14. März.

Innerhalb der russischen Sowjets und anderer politischer Körperschaften wird naturgemäß mit brennendem Eifer die Frage diskutiert, ob der Frieden mit Deutschland ratifiziert werden soll oder nicht. Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen scheint Trotzki sein Amt als Kommissar für auswärtige Angelegenheiten aufgegeben oder sich wenigstens auf Zeit zurückgezogen zu haben. Daß er grundsätzlich gestürzt ist, werden wir so lange nicht recht glauben, wie sein in Deutschland auf unerfreuliche Weise bekanntgewordener Gehilfe Herr Radek die öffentlichen Kundgebungen und Funksprüche unterzeichnet. An diesem Radek kann man sehen, wie notwendig es ist, daß die deutsche Arbeiterbewegung sich vor internationalen politischen Hochstaplern hütet. Das, was er während seiner Gastrolle in Deutschland kennengelernt hat, verwendet er nun gegen uns. Auch über Lenin schwanken die Nachrichten. Eines Tages soll er in ein Sanatorium abgereist sein, während er am nächsten Tage als sehr gesund und unternehmungslustig nach Moskau abfährt, um dort den Kongreß der Sowjets zu eröffnen, die über die Anerkennung oder Nichtanerkennung des Friedens mit Deutschland zu entscheiden haben. Die Übertragung der gesamten Regierung von Petersburg nach Moskau scheint im Werk zu sein. Sie wird mit viel Vorsicht vollzogen, damit nicht unterwegs die Regierung in falsche Hände gerät. Im allgemeinen wird angenommen, daß sich eine Mehrheit für den Frieden zeigen wird. Selbstverständlich wird die Zustimmung mit großem Protest begleitet sein. Wann aber wäre das bei solcher Lage anders gewesen? Die Russen hätten einen um vieles angenehmeren Frieden haben können, wenn Trotzki zu Weihnachten hätte Frieden schließen wollen.

In Südrußland ist der Vormarsch der österreichischen und deutschen Truppen vor Odessa angekommen und hat dort zunächst energische Gegnerschaft gefunden. Die Urteile über die Lebensmittelvorräte in der Ukraine lauten verschieden. Einig aber sind Briefschreiber und Darsteller darin, daß die Verkehrsverhältnisse sehr schlecht sind und die Sicherheit sehr fragwürdig ist.

Freitag, 15. März.

Von dem Weltverband für den Schutz der Freiheit der kleinen Nationen ist an Holland ein Ultimatum gerichtet geworden, das den uns benachbarten neutralen Staat vor die allerschwerste Lebensfrage stellt. Amerika und England verlangen die Auslieferung der holländischen Handelsschiffe und drohen für den Fall der Verweigerung dieser Auslieferung, daß sie alle in Amerika liegenden oder auf der Fahrt befindlichen holländischen Schiffe beschlagnahmen und künftig kein Brotgetreide mehr nach Holland liefern wollen. Wenn Holland also überhaupt etwas zu essen haben will, so muß es nachgeben. Da aber dasselbe Holland andererseits von der deutschen Kohle abhängig ist, so quält es sich vor dieser Entscheidung. Es zeigt dieser Vorgang, bis zu welcher Gewalttätigkeit sich die englische Seeherrschaft steigert. Zugleich aber läßt sich aus der englischen Brutalität ein gewisser Schluß darauf ziehen, wie sehr ihre Knappheit an Handelsschiffsraum die Engländer zu beunruhigen beginnt. Nachdem sie aus allen Weltgegenden die ältesten Schiffe zusammengekauft haben, die sie bekommen konnten, gehen sie nun auf gewaltsame Requisition bei den Neutralen aus.

Die Generale Hindenburg und Ludendorff haben eine Anzahl Zeitungsvertreter zu sich eingeladen, um vor Beginn des großen Kampfes im Westen durch sie der deutschen Bevölkerung Mut und Freudigkeit zuzusprechen. Bei dieser Gelegenheit redete Ludendorff auch über Finnland: Finnland hat unsere Hilfe beansprucht; hätten wir sie dem Lande nicht gewährt, so war zu befürchten, daß es sich an England gewandt hätte. Sowohl mit Finnland wie auch mit der Ukraine werden uns aufrichtig freundschaftliche Beziehungen verbinden. Diese Beziehungen auch mit Großrußland zu schaffen, sei in Güte nicht möglich gewesen. Da wir aber den Frieden gewollt, so hätten wir ihn eben mit Gewalt herbeiführen müssen.

Sonnabend, 16. März.

Eine Abordnung des kurländischen Landesrats, bestehend aus: Landesbevollmächtigtem Baron Rahden, Gemeindeältestem Weschneck, Rechtsanwalt Melville und Generalsuperintendent Bernewitz, trug dem Reichskanzler die von uns am Mittwoch, 13. März, berichteten Beschlüsse der bisherigen kurländischen Landesvertretung vor. Im Namen des Kaisers dankt er mit Freude und Rührung für das unerschütterliche Vertrauen Kurlands, fügt aber hinzu, daß die Entscheidung des Kaisers über die Annahme der kurländischen Herzogswürde erst nach Anhörung der zur Mitwirkung berufenen Stellen getroffen werden kann. Das neu errichtete Herzogtum Kurland wird als freies und unabhängiges Herzogtum anerkannt. Ihm wird Schutz und Beistand des Deutschen Reiches bei Einrichtung seines Staatswesens und beim Aufbau seiner Verfassung, in der eine Landesvertretung auf breiter Grundlage enthalten sein soll, zugesichert.

Aus dem „Pesti Naplo" erfährt man, daß König Ferdinand von Rumänien nach einer Besprechung mit Graf Czernin erklärte, daß er die Hindernisse eines dauernden Friedens nicht durch seine Person vermehren wolle und deshalb Rumänien verlassen werde. Der König sei auf der Fahrt nach der Schweiz. — Wieder einer mehr!

Im englischen Unterhaus sagt Minister Balfour über Rußland und Sibirien: Er denke optimistisch über Rußland, aber nicht über seine unmittelbare Zukunft. Die deutsche Durchdringung Rußlands ist, so sagt er, schon sehr weit gediehen. Ich vermute, daß jetzt ein deutscher Offizier sicherer durch Rußland reisen würde als ein Offizier der Verbündeten, nicht weil die Russen die Deutschen vorziehen, sondern weil die deutsche Durchdringung die russische Macht ins Mark getroffen hat. Eine einzige Bank darf in Moskau arbeiten, und das ist eine deutsche Bank. Unter einer von Deutschland gestützten Regierung würde Rußland nur ein Echo der Mittelmächte sein. Ohne Hilfe von außen wird es dem Eindringen der deutschen Krankheit nicht Widerstand leisten. Wir müssen daher fragen, ob einer unserer Verbündeten Rußland die Hilfe leisten kann, die es notwendig braucht. Japans Vorgehen erklärt sich nicht aus egoistischen und unehrenhaften Motiven. Es wird seine Versprechungen halten. Die Verbündeten wollen Rußland stark, unversehrt, sicher und frei machen. — Aus reinem Wohlwollen soll also Rußland vom Osten aus aufgezehrt werden!

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 10. März.

Ein Bild von der gestrigen Reise: auf dem vom Ostwind durchsausten Bahnhof in Neumünster steht ein blutjunger französischer oder italienischer Kriegsgefangener (über seine Zugehörigkeit streiten auch die Landwehrmänner, also brauche ich sie nicht unterscheiden zu können). Kläglich zerlumpt und grau vor Kälte und Unbehagen. Die Trinkhalle umringen Soldaten und Matrosen bei dampfendem hellrosa Grog und graubraunem Kaffeeersatz, die beide scheußlich, aber heiß sind. Ein frischer strammer Matrose winkt sich den Fremden heran: „Komm!", und drückt ihm die Kaffeetasse in die Hand. Und dann wickelt er ein dickes holsteinisches, ganz und gar ungesetzliches Schinkenbrot aus: „Da, du armer Schlingel, das ist besser als Makkaroni." Die Erinnerung an die mütterliche Gutmütigkeit des blonden Mannes und den Ausdruck dankbaren und liebenswürdigen Galgenhumors, mit dem der junge frierende Bursch das Brot in Empfang nahm, ist wie eine Blume, die man von der Reise mitbringt.

Der Beschäftigungsgrad in der Kriegswirtschaft sinkt ziemlich erheblich. Nach den Ausweisen der Krankenkassen vom 1. Februar, die allerdings ein treues Bild nicht geben, ist die Zahl der weiblichen Beschäftigten um fast 1 v. H. gefallen, die der männlichen um 2,1 v. H. In Berlin beträgt der Rückgang der weiblichen soviel wie der Reichsdurchschnitt, während die Männer noch etwas zugenommen haben.

Montag, 11. März.

Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei hat zum gleichen Wahlrecht Stellung genommen. Der das Wahlrecht betreffende Abschnitt der Entschließung, die gefaßt wurde, lautet: „Der Zentralvorstand hält die Einführung des gleichen Wahlrechts für die Wahlen zum Preußischen Abgeordnetenhause für eine Staatsnotwendigkeit und bittet daher die Landtagsfraktion, unter Zurückstellung der gerechten Bedenken sich auf den Boden der Regierungsvorlage zu stellen." Bei der Abstimmung gaben von den preußischen Mitgliedern des Zentralvorstandes 64 ihre Stimme für, 21 gegen die Entschließung ab, von den nichtpreußischen stimmten 40 dafür, 3 dagegen. Ob diese Stellungnahme die notwendige Stimmenmehrheit im Abgeordnetenhause gewährleistet, ist zweifelhaft. Es wird angenommen, daß noch etwa 20 Freikonservative für das gleiche Wahlrecht eintreten werden.

Die Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände ist in einer Versammlung für ein Notgesetz eingetreten, das die Wiedereinstellung der Kriegsteilnehmer in ihre alten Posten obligatorisch macht. Das Reichswirtschaftsamt hat bisher von einem Obligatorium abgesehen (das auch rechtlich zu den größten Schwierigkeiten führen würde), aber doch die Arbeitgeberverbände zu einer Erklärung ihrer Bereitschaft aufgefordert, soweit wie es die Verhältnisse irgend gestatten, die Kriegsteilnehmer wiedereinzustellen und die Ersatzkräfte auszuschalten. Die Angestellten befürchten, daß man trotzdem aus Gründen des Betriebsgewinns die weiblichen Kräfte zu behalten versuchen wird. Wenn das zu befürchten ist, kann man den Angestellten die Forderung eines Notgesetzes nicht verdenken, wenn man sich auch die genaue Definition des ihnen zu gewährenden Rechtsanspruchs schwer vorstellen kann. Oft sind die alten Stellungen bei Umschaltungen der Organisation nicht mehr vorhanden, oft muß der Betrieb an sich eingeschränkt werden usw. Grundsätzlich ist die Wiedereinstellung zu verlangen, und die Frauen selbst haben die moralische Pflicht, in ihren Organisationen dafür einzutreten. Eine wörtliche Durchführung ist aber glatt unmöglich.

Dienstag, 12. März.

Das bayerische Ministerium des Innern veranstaltet eine Vortragsfolge über „unsere wirtschaftliche und militärische Lage". Der Minister selbst eröffnet sie mit Ausblicken auf die Pläne der Übergangswirtschaft. Wohnungsfürsorge, Hausratsbeschaffung, kräftige Fortführung der Sozialpolitik stellte er in den Vordergrund.

Es heißt, daß in Preußen nach dem Kriege etwa 900 000 Wohnungen bereitgestellt werden müssen. Nach den allenthalben gegebenen Versprechungen kann man annehmen, daß ein großer Teil von ihnen auf der Linie fortschreitender Wohnungsverbesserung und Entstadtlichung, also durch Kleinhausgründung, geschaffen werden wird. Das ist eine so wunderschöne Aussicht, daß man ganz froh dabei wird.

Das preußische Wohnungsgesetz ist nunmehr auch im Herrenhaus angenommen.

Die nationalliberale Reichstagsfraktion hat beschlossen, ihre Stellung zu den interfraktionellen Besprechungen davon abhängig zu machen, wie die Sozialdemokratie sich zur Kreditvorlage stelle. Bei Verweigerung des Kredits würde die nationalliberale Partei ein weiteres Zusammenarbeiten mit der Sozialdemokratie für ausgeschlossen halten.

Mittwoch, 13. März.

Der Tod Wedekinds führt zur Rückschau auf seine Werke. Es geschieht jetzt so viel, was einem den qualvollen Skeptizismus seiner Weltbetrachtung fast innerlich nahebringt!

Üble Kriegswucherskandale beschäftigen den Hauptausschuß des Reichstages; im Mittelpunkt des einen steht die Person des ehemaligen Kammerherrn der Kaiserin, v. Behr-Pinnow, Inhabers ungezählter Ehrenämter und eines oder zweier Ehrendoktorate! Die endgültige gerichtliche Aufklärung steht noch aus; jedenfalls handelt es sich um eine jener eigentümlichen Verbindungen von Geschäft und Wohlfahrtspflege, zu denen der Krieg so viele Gelegenheiten gibt.

Donnerstag, 14. März.

Ein paar wunderbar milde, sonnige Frühlingstage wecken Vorstellungen von Winters Ende, Arbeitsentlastung — und irgendwoher klingt das Wort „Frieden" mit!

Die Masseneinteilung der Züge wird vereinfacht, indem die erste Klasse in der Mehrzahl der D-Züge wegfallen soll — bleiben wird sie in solchen, die mehr dem internationalen Verkehr dienen.

Ein großes Projekt einer Schiffahrtsverbindung zwischen Ostsee und Schwarzem Meer wird von Lübeck aus vertreten. Lübeck tritt mit seinen Beziehungen zu den baltischen Häfen jetzt überhaupt stark hervor — ein Stück der alten Hansa mit ihren Ostseebeziehungen lebt auf.

Die Teuerungszulagen der preußischen Regierung sollen künftig nach den Teuerungsverhältnissen der Orte abgemessen werden. Gibt es noch Orte, die nicht teuer sind?

Freitag, 15. März.

Bei einer Reichstagsersatzwahl in Niederbarnim, dem durch den Tod Stadthagens frei gewordenen Wahlkreis, kommt es voraussichtlich zur Stichwahl zwischen Unabhängigen und Sozialdemokraten. Es ist dann keine Frage, daß der sozialdemokratische Vertreter (Wissel) siegen wird. Das Stimmenverhältnis: 28 400 (Soz.), 18 600 (Unabh. Soz.), etwa 7800 (Nl.), 6200 (Fortschr. Vp.), 3800 (Kons.).

Die Hotelbesitzer, die unter die „Gewerbetreibenden" der Schleichhandelsverordnung gerechnet werden und daher den scharfen Bestimmungen mitunterstehen, sind beim Reichstag vorstellig geworden. Sie können ohne Schleichhandel nicht bestehen, weil sie von den Kriegsversorgungsämtern nicht genug beliefert werden, müßten also einfach den Küchenbetrieb schließen. Man darf gespannt sein, wie dieser Protest beantwortet werden wird.

Ein Reichskinogesetz, das soeben dem Reichstag zugegangen ist, stellt die Kinos unter Konzessionszwang — das ist wenigstens die Grundlage einer Reform.

Sonnabend, 16. März.

Gestern ist die neue Verordnung gegen den Schleichhandel in Kraft getreten. Man hat noch keinen Menschen erblickt, der ihr mit Vertrauen entgegensieht.

Digitized by Google

Wilhelm Heile / Für U-Boote und Volkspartei wider Tirpitz und Vaterlandspartei

Die „alldeutsche" Presse überschüttet zurzeit wieder einmal das deutsche Volk mit einer solchen Fülle von Aufsätzen zur Irreführung über den Streit um den U-Boot-Krieg, daß wir um des Vaterlandes willen uns zu dem Versuch genötigt sehen, durch eine ganz rücksichtslose und uneingeschränkte Darstellung dessen, was war und was ist, demjenigen Teile des deutschen Volkes die Augen zu öffnen, der sich noch immer durch den Glanz des Namens Tirpitz blenden läßt. Wir haben dabei nicht im mindesten die Absicht, auch fehlt es uns dazu am nötigen Raum, uns auf einen Streit um minder wichtige Einzelheiten einzulassen. Das könnte dem Grafen Reventlow wohl gefallen, der in diesen Tagen wieder schnell hintereinander ein halbes Dutzend Artikel in der „Deutschen Tageszeitung" an den Versuch gewandt hat, eine Mohrenwäsche an Herrn von Tirpitz vorzunehmen und durch allerlei muntere Seitensprünge das Augenmerk von den Hauptpunkten abzulenken.

Bevor der uneingeschränkte Tauchbootkrieg im Februar vorigen Jahres eröffnet wurde, war es der ständig wiederkehrende Kehrreim aller Angriffe gegen Bethmann Hollweg und alle die, die seine Politik für richtig hielten: sie hätten überhaupt nicht den Willen, England zu besiegen. Man verstieg sich dabei sogar so weit, ihnen persönliche materielle Interessen anzudichten, um derentwillen England geschont werden sollte, und nicht einmal vor der Person des Kaisers machte man mit derartigen Verdächtigungen halt. Das war ekelhaft. — Und dann begründete man aus gleicher Stimmung den „Volksbund zur raschen Niederkämpfung Englands". Das war lächerlich.

Die harmlosen Verehrer des „Nationalhelden" Tirpitz schworen auf ihn, sein Wort und sein Werk. Ihnen kann man verzeihen; denn sie wußten nicht, was sie taten. Herr v. Tirpitz hatte ja stets behauptet, daß wenige Monate uneingeschränkten U-Boot-Krieges genügen würden, um England auf die Knie zu zwingen. Und noch im Januar 1916 hatte er erklärt — Herr Erzberger bezeugte es kürzlich in einer viel beachteten Reichstagsrede; es gibt aber auch andere Zeugen für ähnliche Äußerungen —, daß nicht die oft zitierten sechs Monate, sondern sechs Wochen ausreichend seien. Wenn das richtig war, wozu sollte man dann auf Amerika und andere Neutrale Rücksicht nehmen, wo wir doch in einem Kampf auf Leben und Tod das Recht der Notwehr auf unserer Seite hatten!

Es war aber nicht richtig, und deshalb mußte der uneingeschränkte Unterseekrieg so lange hinausgeschoben werden, bis der vermehrte Bau von Tauchbooten die Erfolgmöglichkeiten des Unterseekrieges so weit gefördert hatte, daß die Aussichten nun größer waren als die Nachteile, vor allem die von Amerika drohende Gefahr. Vizeadmiral Dr. Galster hat das in Nr. 5 der „Hilfe" zum 1. Februar dieses Jahres in überzeugender Weise nachgewiesen. Leider gestattet die Zensur noch heute nicht Nachdruck und Besprechung dieses Aufsatzes, während Graf Reventlow und die anderen Verteidiger der Tirpitzschen Politik nach wie vor anscheinend eine Art Freibrief haben, gegen die Politik von Reichstagsmehrheit und Reichsregierung, insbesondere auch gegen Bethmann Hollweg, und für Tirpitz zu schreiben, was sie wollen.

Nun hat sich freilich inzwischen gezeigt, daß weder sechs Wochen noch sechs Monate noch das Doppelte der Frist und mehr zur „Niederzwingung" Englands genügt hat, obwohl wir in dieser Zeit mit ganz anderen Unterseestreitkräften den Krieg geführt haben, als sie Tirpitz jemals geahnt oder gewünscht oder gar besessen hat. Aber Tirpitz und die Seinen dürfen nicht unrecht gehabt haben. Darum heißt es jetzt mit verstärktem Nachdruck, daß der Unterseekrieg zu spät eröffnet worden sei. Man hätte den Gegnern unnötig viel Zeit gegeben, ihre Abwehrmaßnahmen zu entwickeln, und außerdem „brauche man sich nur einen Begriff davon zu machen, wie enorm die versenkte Tonnenzahl wäre, wenn das ewige Hinausschieben und Schwanken nicht stattgefunden hätte".

Es ist ein Körnchen Wahrheit an dieser Darstellung. Auch wir bedauern, daß der Unterseekrieg nicht früher begonnen hat; aber wir vergessen dabei nicht, wen die Schuld daran trifft, daß das nicht möglich war. Da darf man sich nur allein an Tirpitz wenden, da muß man ihm die Anklage ins Gesicht schleudern: tua culpa, tua maxima culpa, dein, Tirpitz, ist die Schuld, die allergrößte Schuld! Gewiß waren es politische Gründe, eben die amerikanische Gefahr und die notwendige Rücksicht auf die anderen Neutralen, die für das Hinausschieben sprachen; aber wenn sie den Ausschlag dafür gegeben haben, daß man bis zum Februar 1917 warten mußte, so ist die Hauptursache dafür die Vernachlässigung der Unterseebootwaffe durch Tirpitz.

Sein alldeutscher Anhang sucht Tirpitz zu rechtfertigen, indem er sein Verhalten beim Bau von Tauchbooten etwa so darstellt: Vor dem Kriege habe er mit größeren Bauaufträgen gewartet, weil der Typ noch zu unvollkommen war; er habe keine Boote bauen wollen, die doch bald zum alten Eisen wandern, sondern er war bestrebt, den Typ durch Versuche zu entwickeln, um dann wirklich hochwertige Boote in großer Zahl bauen zu lassen. Diese Darstellung leuchtet ohne weiteres ein, aber sie widerspricht den Tatsachen.

Herr v. Tirpitz war nun einmal verrannt in seine einseitige Vorliebe für die Panzerkolosse. In Auswirkung dieser Vorliebe hat er keineswegs den Bauauftrag immer nur für das technisch Ausgereifte und Vollkommene erteilt. Da gibt es Alteisen genug von kostspieligsten Großschiffen, die kaum ein Jahrzehnt lang in Dienst gestellt waren und nun nicht mehr den modernen Anforderungen entsprechen. Bei den Tauchbooten aber ist das nicht der Fall. Selbst „U 1" tut heute noch Dienst. „U 9", mit dem Weddigen die glänzendsten Leistungen vollbrachte, war unser ältestes Frontboot, und Boote wie „U 12", „U 16", „U 17" usw. sind nicht umsonst in unser aller Gedächtnis. Ach, hätten wir von solchem „Alteisen" nur einige Dutzend und möglichst noch mehr zur Verfügung gehabt, dann wäre unsere Lage gegenüber England von vornherein ganz wesentlich günstiger gewesen; dann hätten wir vielleicht heute schon längst England zur Friedensbereitschaft gezwungen.

In einem sehr verdienstvollen Aufsatz der „Frankfurter Zeitung" vom 6. März hat unser Freund, der Kieler Abgeordnete Dr. Struve, die Baupolitik des Staatssekretärs Tirpitz einer sachlich vernichtenden Kritik unterzogen. Wie es unter Tirpitz möglich gewesen ist, daß schon 1905/06 vier gute Dieselmotoren zu den Franzosen gingen, während wir unvollkommene Petroleummotoren beibehielten und erst im August 1910 den ersten größeren und hohen Anforderungen genügenden Motor übernahmen, so daß bei Kriegsbeginn ganze fünf mit Dieselmotoren ausgestattete Boote schwammen — das wird und kann niemand verstehen, der in Tirpitz den Schöpfer der deutschen Überlegenheit im Tauchbootkrieg sieht. Nein, wenn wir die Überlegenen sind,

Digitized by Google

so sind wir das trotz und nicht wegen Tirpitz' geworden. Man beachte nur rein zahlenmäßig, was unter Tirpitz bis zum Kriegsbeginn an U-Booten gebaut worden ist! Struve schreibt darüber in einer Auseinandersetzung mit dem Admiral z. D. Dick:

Von 1910 bis vor dem Kriege sind noch über 30 solcher Dieselmotoren in Auftrag gegeben — sagt Admiral Dick. Woher hat er diese Kenntnis? Hoffentlich nicht auch aus dem Reichsmarineamt! Denn sie ist falsch. Mir sind keine anderen Bestellungen bekannt, als: 1910 vier, 1911 vier, 1912 fünfzehn, 1913 drei und 1914 nur eine. Das sind 27, Herr Admiral! Und die 15 von 1912? Wir reden hier noch gern von 6 Bartenbachs „U 31" bis „U 36", von den fünf Lizenzbooten der Germania-Werft „U 37" bis „U 41". Wir wissen hier auch, wie wenig direkten Anteil das Reichsmarineamt an diesen Bestellungen hatte. Wir sind besonders stolz auf unsere alten Boote, auf ihre hervorragenden Taten. Auf „U 35" Kophamel, „U 38" Valentiner, „U 39" Forstmann, um nur einige Namen zu nennen. Wäre nur 1910 und 1911, 1913 und 1914 gleich umfangreich wie 1912 vom Reichsmarineamt bestellt worden! — Es ist tatsächlich geleistet worden was irgend möglich — schreibt Admiral Dick! Gewiß! Von unseren U-Booten draußen, aber nicht vom Reichsmarineamt. In Dienst gestellt sind 1906 ein Boot, 1907 kein Boot, 1908 ein Boot, 1909 zwei Boote, 1910 vier, 1911 fünf, 1912 fünf, 1913 sechs und 1914 bis 1. August vier Boote.

Diesem zahlenmäßigen Nachweis der Vernachlässigung des Tauchbootbaues entsprechen auch viele abfällige Äußerungen über den Wert der U-Boote, die Tirpitz in jenen Jahren vor dem Kriege gemacht hat. Jetzt aber wird Tirpitz von seinen Anhängern als der tatkräftige und vorausschauende Mann gepriesen, der den Krieg mit England schon so lange habe kommen sehen und deshalb in aller Stille, ohne daß auch nur der Reichstag etwas davon wußte, uns eine große U-Boot-Flotte gebaut habe. Welch eine Verdrehung der Tatsachen und gefährliche Irreführung der öffentlichen Meinung! So entstanden ganz phantastische Vorstellungen von der Größe unserer Tauchbootflotte; und die märchenhaften Zahlen, die einer dem anderen zuraunte, wurden um so mehr geglaubt, als Herr v. Tirpitz die Stirn hatte, von dem eisernen Vorhang zu reden, den er um England herumlegen könnte.

Jeder, der vor solchen unverantwortlichen Phantastereien warnte, wurde dann als elender Schwächling verschrien, der bewußt oder unbewußt im Solde Englands stehe. So entstand die schwüle Atmosphäre, in der schließlich Treibhausgewächse wie die „Vaterlandspartei" ihr Gedeihen fanden. Und die gutgläubigen Nachläufer der „Vaterlandspartei" wissen noch heute nicht, wie falsch sie unterrichtet waren und sind, mit ihrem Glauben an Tirpitz als den Vertreter einer starken vaterländischen Politik, den Schöpfer der wirkungsvollsten Waffe im Kampfe gegen den Erzfeind England. Wenn es hier oder da zu dämmern beginnt, so doch meist nur insoweit, als man allmählich zugesehen muß, daß Tirpitz vor dem Kriege für die Tauchboote nichts übrig gehabt hat als Geringschätzung. Aber man tröstet sich und erhält sich seinen großen Nationalhelden, indem man die Entschlußkraft des Mannes preist, der im Kriege, sobald geeignete Typen von erprobter Leistungsfähigkeit herausgebildet waren, aus dieser neuen Waffe ein allen feindlichen Abwehrmaßnahmen überlegenes, gewaltiges Machtinstrument entwickelt habe. Herr v. Tirpitz selbst hat es verstanden, diesen Glauben zu nähren. Wir bedauern, auch diese Legende, die seinen Anhängern so wohl tut, zerstören zu müssen.

Tirpitz hat sich auch während des Krieges, solange er im Amte war, dem U-Boot-Bau gegenüber genau so zurückhaltend, bremsend und selbst ablehnend verhalten wie vorher. Die Anhänger von Tirpitz behaupten freilich, es sei die Schuld Bethmann Hollwegs, wenn nicht gleich von Kriegsbeginn an mit größter Anstrengung am Bau von U-Booten gearbeitet worden ist. Noch in diesen Tagen konnte man in der „Deutschen Zeitung", dem alldeutsch-schwerindustriellen Hauptorgan, diesen Satz lesen: „Nun sind zwar in dem Zeitraum von Februar 1916 bis Februar 1917 sicher eine große Anzahl U-Boote neu gebaut worden, aber . . . nicht so viele, wie die Werften bei voller Ausnutzung aller Möglichkeiten hätten bauen können, was nicht gerade für die von Herrn Dr. Struve so hervorgehobene Bethmannsche Erkenntnis von der Notwendigkeit einer viel größeren U-Boot-Zahl spricht . . ." Es stimmt wirklich, daß auch in diesem Zeitraum die Werften noch nicht in der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit mit dem U-Boot-Bau beschäftigt worden sind. Aber das ist ein Vorwurf, der sich gegen das Reichsmarineamt richtet, das sich auch unter Herrn v. Capelle nicht ganz von den Tirpitzschen Traditionen freigemacht hat. Herr v. Bethmann Hollweg aber trifft dieser Vorwurf so wenig wie uns, die wir seine U-Boot-Politik verteidigt haben. Auf ihn ist das ständige Drängen unserer Freunde, insbesondere des Abgeordneten Dr. Struve, keineswegs so eindruckslos geblieben, wie auf den Großadmiral v. Tirpitz. Und wenn einmal frei und ohne kriegsgebotene Rücksicht gesprochen werden kann, dann wird die Öffentlichkeit staunend erfahren, wie groß die Zahl der U-Boote ist, die erst auf persönliches Eingreifen des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg bestellt werden konnten, nachdem mit dem Sturz des Herrn v. Tirpitz der stärkste Widerstand gebrochen war.

Es ist leider jetzt nicht möglich, diese Behauptungen mit genauen Angaben zu beweisen. Die Feinde wissen so schon merkwürdig genau über unsere tatsächlichen Bestände Bescheid; wie ein Blick in die feindliche Presse lehrt, viel genauer als die deutsche Oeffentlichkeit. Soviel aber kann man sagen: gegenüber dem schleppenden Tempo der Tirpitz-Zeit ist ein gewaltiger Umschwung eingetreten. Damals kamen immer nur tropfenweise, mit Pausen von acht Monaten und mehr, kleine, allzu kleine Bestellungen. — Das ist in den Seestädten ein offenes Geheimnis. Seit Capelle Staatssekretär ist, ist dann das Vielfache von dem in Auftrag gegeben worden, was Herr v. Tirpitz in seiner ganzen Amtszeit von Anfang bis zum Schluß bestellt hat. Es ist hocherfreulich, daß nun endlich mit so viel größerer Energie gearbeitet worden ist. Wir alle können froh und dankbar sein, daß infolgedessen unsere U-Boot-Flotte so anwachsen konnte, an Zahl wie an Qualität der Boote. Und doch ist bis in die letzte Zeit hinein noch immer nicht so gearbeitet worden, wie wir es stets für wünschenswert und notwendig erklärt haben; es fehlte noch viel an der vollen Ausnutzung aller Möglichkeiten.

Auch das ist endlich anders geworden. Und zwar nicht zuletzt anders geworden dank dem Drängen der Reichstagsmehrheit, ganz besonders aber dank dem unermüdlichen Wirken der fortschrittlichen Fraktion, vor allem des Abgeordneten Struve. Das ist nicht parteipolitische Selbstbeweihräucherung. Es ist vielmehr notwendig das festzustellen, weil ein großer Teil unseres Volkes gar nicht weiß, daß er ganz auf unserem Standpunkte stand und steht, wenn er wünscht, daß die U-Boot-Waffe so scharf wie möglich gemacht und so kräftig wie möglich angewandt werde. Der Begründer und Führer der Vaterlandspartei hielt es —

Digitized by Google

aus welchen Gründen auch immer, das sei dahingestellt — mit großen Worten und kleinen Taten: selbst im Kriege, während er noch im Amte war und schon die gewaltige Agitation für den sogenannten rücksichtslosen U-Boot-Krieg betrieb, hat Tirpitz für den U-Boot-Bau wenig getan und viel, sehr viel, das Allernotwendigste verhindert. Im Gegensatz zu diesem Helden der Vaterlandspartei hat die Volkspartei vor dem Kriege und während des Krieges sich durch ständiges Mahnen und Drängen die allergrößten Verdienste um den Ausbau unserer Tauchbootflotte erworben. Wenn man rechtzeitig auf diese Mahnungen gehört hätte und nicht Tirpitz gefolgt wäre, so ständen wir jetzt wahrscheinlich längst am Ziele.

Franz Oppenheimer / Machtfrieden oder Verständigungsfrieden?

„Machtfrieden oder Verständigungsfrieden?" Über dem Problem ist der Burgfrieden zergangen. Vielleicht hilft es, den schmerzlichen Streit mildern, der Deutschland spaltet, wenn man sich darüber klar wird, daß die Verfechter der beiden Ziele von völlig verschiedenen Gesichtspunkten geleitet werden, daß sie sozusagen auf verschiedenen Ebenen des Gedankens stehen, so daß sie notwendig aneinander vorbeifechten müssen.

Die Vertreter des Machtfriedens stehen auf dem Standpunkte der Welt, wie sie war und ist. Seit den Zeiten der Cliff-Dwellers und Interglazialmenschen haben Horden, Stämme, Völker und Staaten miteinander Krieg geführt; alle Weltgeschichte ist bis ins zwanzigste Jahrhundert in der Hauptsache Kriegsgeschichte gewesen, und immer hat es geheißen: „vae victis", immer hat der Sieger dem Besiegten „Annexionen und Entschädigungen" abgepreßt, und nicht bloß immer aus Übermut, im Siegeskitzel, sondern je länger, je mehr, vor allem aus dem sehr berechtigten Bedürfnis der eigenen Sicherung vor künftigen Angriffen. Denn in der Welt, die war und ist, galt und gilt nur das „Gesetz von Keule und Zahn": „Du mußt fallen oder siegen, Hammer oder Amboß sein."

Die Verfechter aber des Verständigungsfriedens stehen auf dem Standpunkt der Welt, wie sie — ihrem Glauben nach — sein wird, und zwar gleich nach dem Kriege und als seine Folge sein wird. Der Krieg, sagen sie, hat sich überlebt, hat sich selbst ad absurdum geführt. Er war bisher, sagen sie, bei günstigem Verlaufe, ein rationelles Mittel zum Ziele, weil er, siegreich beendet, den die Staaten lenkenden Personen oder Klassen mehr an Leben — in Gestalt von neugewonnenen Hintersassen resp. Steuerzahlern und Rekruten — und mehr an Gut eintrug, als er sie kostete: jetzt aber ist er ein irrationelles Mittel geworden, da er selbst den Sieger mehr an Leben und Gut kostet, als er je einbringen kann. Er ist ferner ein irrationelles Mittel geworden, weil er dasselbe Staatswesen, das er stärken soll, notwendig schwächt; denn seine Zerstörungen sind so ungeheuerlich, seine Menschenverluste so über alles geschichtlich bekannte Maß hinaus groß, daß die Völker, ohnehin schon bei weitem selbstbewußter und täglich mehr von alten starken Suggestionen entbunden, sich die Frage vorzulegen beginnen, ob es noch lohnt, ihre Staaten um einen so furchtbaren Preis zu erhalten. Soll also nicht der Acheron in Bewegung geraten, wie Lensch sagt, sollen nicht „die feurig-flüssigen Grundlagen" unserer Gesellschaft sich in zerstörenden Eruptionen entladen, wie ungefähr Walter Rathenau sich ausdrückt, dann muß der Bau der Kulturwelt auf eine ganz neue Grundlage gestellt werden: statt auf den Krieg auf den Frieden, statt auf die weltgeschichtliche Rivalität der Staaten auf ihren ewigen Vertrag, statt auf die hergebrachte Feindschaft der Völker auf ihre Verbrüderung oder, um ein in solcher furchtbaren Zeit fast lächerliches Wort zu vermeiden, auf ihre Verständigung. Wie im Wirtschaftsleben muß an die Stelle des Konkurrenzkampfes bis aufs Messer die Kartellierung treten.

Das sind die beiden Standpunkte, das ist die historische Antithese, vor der wir stehen. Gibt es für sie eine Synthese? Lassen sich die Auffassungen auf eine gemeinsame Ebene bringen, sich theoretisch und praktisch versöhnen? Wenn wir recht sehen, haben beide Teile ein Stück der Wahrheit ergriffen, irren aber, weil sie ihre Wahrheit für die ganze Wahrheit halten.

Die Verfechter des Friedens der Annexionen und Kriegsentschädigungen verderben ihre Sache, wenn sie erklären, daß das Verhältnis der Völker und Staaten „niemals" ein anderes werden kann, als es von jeher war. Man soll niemals „niemals" sagen. Selbst Köpfe wie Platon und Aristoteles erklärten einen sklavenlosen Staat für undenkbar! Und uns erscheinen wenigstens die Argumente der Gläubigen des Weltfriedens als unwiderleglich: uns bleibt in der Tat nur die Wahl zwischen ihm und der Vernichtung aller Kultur. Wir müssen jeden für unheilbar blind halten, der nach den Erfahrungen dieser Weltkatastrophe, nach fast vier Jahren der technisch-wissenschaftlichen Millionenschlächterei, nach der Vergeudung unvorstellbarer Reichtümer, angesichts des gehäuften Elends von unzähligen Witwen, Waisen und Krüppeln, angesichts der zermalmenden Staatenverschuldung — wir müssen jeden für unheilbar blind halten, der heute noch annehmen kann, daß der bewaffnete Frieden mit gelegentlicher Unterbrechung durch den Krieg auch in alle Zukunft hinein der Normalzustand der vorgeschritteneren Nationen sein kann.

Ihre Gegner aber verderben ihre Sache, wenn sie schon heute ein praktisches Handeln fordern, das dem Zustande der Welt entspricht, nicht wie sie noch ist, sondern wie sie sein wird. Sie vergessen, daß der gesamte „Oberbau" jeder Gesellschaft jederzeit ihrem wirklich gegebenen Unterbau entsprechen muß; sie wollen das Korn schneiden, ehe es völlig gereift ist. Und, so klar es uns scheint, daß die Ernte bald reif sein wird — bald vom Standpunkte der geschichtlichen Entwicklung, die mit weit längeren Zeitabschnitten rechnet als der kurzlebige Einzelmensch mit seiner Ungeduld —, so klar ist es uns doch auch, daß sie heute noch nicht reif ist. Noch ist der Unterbau der europäischen Gesellschaft nicht weit genug „umgewälzt", um einen neuen Oberbau tragen zu können. Die Revolution der Geister und der sozialökonomischen Lagerung wird sich allmählich erst dann vollziehen können, wenn die eigentlichen Handelnden dieses Krieges heimgekehrt sind und ihre Erfahrungen ordnen und innerpolitisch auswerten können; noch werden die Staaten überall, bei uns und vor allem bei unseren Feinden, gelenkt von den Männern und Klassen der alten und auch nach unserer Hoffnung bald veralteten politischen Orientierung. Und darum wird dieser Krieg nicht anders beendet werden können, als nach der alten Methode; durch einen „Verständigungsfrieden", wenn die Partie remis wird, und durch einen „Machtfrieden", wenn die eine Partei entscheidend siegt.

Er wird nicht anders beendet werden — und er kann auch nicht anders beendet werden. Selbst der führende

Digitized by Google

Staatsmann des siegreichen Landes, der — setzen wir den Fall — ein so überzeugter Gläubiger der europäischen Staatengemeinschaft wäre, wie wir selbst, könnte nicht anders vorgehen. Denn er hat keine Sicherheit, wann die Umwälzung des Unterbaues vollendet sein wird, auf die er rechnet und hofft. Seine Verantwortung ist ungeheuer, und er muß wenigstens die Möglichkeit ins Auge fassen, daß trotz alledem und alledem dieser grauenhafte Krieg nur der erste Akt des gewaltigen Dramas gewesen ist, der eine weltgeschichtliche Epoche abschließen und eine neue einleiten soll. Und darum muß er auf einen Sicherungsfrieden streben, der das eigene Land für den denkbaren neuen Kriegsfall in absehbarer Zeit an Menschen und Mitteln so stark und die möglichen Feinde so schwach wie möglich macht.

Darauf antworten die Anhänger des Verständigungsfriedens: „Damit wird gerade die Saat eines neuen Krieges gestreut." Und haben vielleicht, wahrscheinlich sogar recht damit. Nur darin haben sie bestimmt unrecht, daß sie einen „Siegerfrieden" als die einzige mögliche Wurzel eines neuen Krieges erklären. Er könnte leider auch ausbrechen, wenn ein Verständigungsfrieden nach ihrem Sinne geschlossen wird. Und dann wäre das Land des „Verzichtes" in noch schlimmerer Lage, als wenn die Machtpolitiker ihren Willen durchsetzten.

Aus diesem Dilemma scheint es keinen Ausweg zu geben. Und es gibt auch in der Tat keinen — für diesen Augenblick! Aber es gibt vielleicht einen Ausweg für eine nahe Zukunft. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, den kommenden Frieden nicht als ein Definitivum, sondern als ein Provisorium zu betrachten, das man ändern kann und zu ändern bereit ist, wenn die Verhältnisse sich ändern. Einen wichtigen Entschluß in dieser Richtung hat die Reichsregierung schon öffentlich kundgegeben, als sie sich bereit erklärte, in Polen, Litauen und Kurland nach Herstellung des Friedens und der Ordnung eine ernstliche Volksabstimmung über die endgültige Gestaltung der politischen Verhältnisse herbeizuführen und anzuerkennen. Auch die Bestimmungen des Friedensvertrages mit der Ukraine in bezug auf Cholm und des türkischen Vertrages mit Rußland über Batum, Erzerum und Erichan sind von dem gleichen Geist getragen. Hier liegen alle Möglichkeiten der europäischen Zukunft.

Wir können jetzt den Frieden nach der alten Methode machen, mit nichts im Auge als den einseitig deutschen Interessen, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit einer baldigen Ordnung der Welt auf ganz neuer Grundlage. Keinen Übermutsfrieden, mit dem wir uns in gefährlicher Hybris übernehmen, aber wohl einen deutschen Frieden, der uns so viel Sicherung gewährt, wie wir nach den Erfahrungen der Vergangenheit gebrauchen.

Dann müssen wir uns ernstlich bemühen, überall die Tendenzen zu stärken, die der Zukunft dienen, aufrichtig bereit, Sicherungen, die heute unerläßlich sind, aufzugeben, sobald sie wirklich und unzweifelhaft überflüssig geworden sind. In einem für die Dauer befriedeten, gegen jeden Rückfall in kriegerische Velleitäten völlig immunisierten Europa, das für den Völkerbund reif geworden ist, haben die alten politischen Grenzen keine vitale Bedeutung mehr und können nach anderen, dann wichtigeren Gesichtspunkten, denen der nationalen und wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit, geordnet werden. Wenn man sich auf diesen Standpunkt stellt, dann verliert auch die Frage, ob „westliche" oder „östliche" Orientierung, einen großen Teil ihrer drohenden Bedeutung. Wenn wir grundsätzlich zur Verständigung bereit sind, dann können wir uns, die Zeit einmal gekommen, gerade so gut nach Osten wie nach Westen verständigen.

Diesen Ausweg nicht zu sehen, ist der Fehler vieler, die an die künftige Verbrüderung der Völker glauben. Sie sind nicht gläubig genug! Sie nehmen an, eine so ungeheure Kulturbewegung könne durch einen Friedenstraktat mehr, geschlossen nach der alten Methode, verhindert oder wenigstens arg verzögert werden. Derart inkonsequent und widerlogisch ist z. B. der Präsident Wilson, den wir einmal als gutgläubigen Verfechter des Weltfriedens betrachten wollen. Aus dieser Zwiespältigkeit der Auffassung folgt seine ganze Haltung, die ungefähr auf die Lösung hinausläuft, daß die alte Methode gelten soll, wenn Deutschland besiegt wird, und die neue, wenn es siegt; daß wir auf die Verlängerung des Krieges durch unsere Gegner geradezu eine Prämie setzen sollen. Das scheint auch uns zu viel verlangt und jedenfalls der Gerechtigkeit nicht zu entsprechen, die angeblich allein walten soll.

Solange Deutschland nicht durch eine vollkommene sozialökonomische Umlagerung in seinen Nachbarländern, der die psychologische parallel gehen muß, völlig unzweifelhafte moralische Sicherheiten gewonnen hat, ist es seine bittere Aufgabe, für unzweifelhafte materielle Sicherheiten zu fechten. Nach ihrer Erreichung aber ist es seine wichtigere Aufgabe, sich selbst materiell und psychologisch soweit umzuschaffen, daß es seinerseits seinen Nachbarn moralische Sicherheiten gewährt und ihnen dadurch die Möglichkeit gleicher Umformung eröffnet. Diesen Weg haben wir bereits betreten und werden ihn zu Ende gehen, und auf den gleichen Weg zum gleichen Ziel zwingt das Schicksal selbst auch die anderen Völker. Eines Tages wird die Ernte reif sein, und dann werden wir sie schneiden können, hoffentlich ohne daß noch ein Waffengang geschehen muß. Die Aussicht auf einen Frieden der Verständigung, der den Krieg beendet, ist gleich Null: aber die Aussicht auf eine Verständigung in dem Frieden, der auf diesen Krieg folgen wird, ist sehr groß. Denn sie ist notwendig, bei Strafe des Untergangs; schlägt die Hoffnung fehl, so wird das Echo der Geschichte auf das „vae victis" (wehe den Besiegten) antworten: „et victoribus" (und auch den Siegern).

Die Wilson und Gesinnungsgenossen wollen die von Stürmen heimgesuchte Reede der europäischen Außenpolitik durch den Bau von Wellenbrechern in einen sturmfreien Hafen verwandeln. Wunderschön! Aber sie sollen bedenken, daß man zu dem Bau gutes Wetter braucht, und nicht anfangen wollen, während die fürchterlichste Springflut wütet. Erst Frieden machen, dann bauen!

Heinz Potthoff/Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!

Das tragisch spöttische Wort, mit dem Hamlet seinem Freunde die Tatsache erklärt, warum seine Mutter so schnell nach dem Tode des Gatten seinen Bruder ehelicht, wird in den ersten Friedensjahren zur beherrschenden Parole für Deutschland werden müssen. Wirtschaft! In einem doppelten Sinne. Das Wirtschaftsleben wird den ersten Platz im Denken und Trachten des Volkes einnehmen. Leider einnehmen müssen. Denn nichts ist durch den Krieg so verschoben, so umgewälzt worden wie die Wirtschaftsverhältnisse. Und nichts wird nach dem Friedensschlusse so schwierig sein wie das Wirtschaftliche. Man denke an die Knappheit der Rohstoffe und Lebensmittel noch auf lange Zeit hinaus, an die Schiffsraumnot und die Unterschätzung unseres

Digitized by Google

Geldes im Auslande (Valutafrage); an die allgemeine Teuerung, an die Unterbringung von Millionen aus dem Heere Entlassener, an den Wiederaufbau des Mittelstandes, die Umstellung aller Gewerbe vom Kriegsbedarf auf den Frieden; an die Wiedereroberung des Weltmarktes, auf dem der Krieg in milderer Form weitergehen wird; an die Auseinandersetzung der Industrien mit dem Handel, an das Kartellproblem, an die staatliche Leitung der Produktion, an Staatsmonopole, Steuern; ferner an die Wohnungsfrage, an den Baukredit, an Bodenrente und Siedelungswesen .... Eine unendliche Fülle von schweren Aufgaben, von denen jede einzelne große Anforderungen an Einsicht, Tatkraft und Wirtschaftskraft der Nation und ihrer Führer stellt, die aber alle eng miteinander verbunden sind und in ihrer Gesamtheit uns bange machen könnten, wenn wir nicht den unverwüstlichen Glauben an deutsche Zukunft und deutsche Kraft hätten.

Diese Aufgaben werden nicht zu lösen sein, wenn wir nicht die Forderung der Wirtschaft auch in einem zweiten Sinne zur Geltung bringen: im Sinne der Wirtschaftlichkeit, der Ökonomie. Das heißt nicht einfach sparen, sondern es heißt: richtig wirtschaften, mit möglichst geringem Aufwande einen möglichst großen Erfolg erzielen, nichts vergeuden, alles aufs beste ausnutzen, aus allem den höchsten Ertrag herauswirtschaften. Das gilt nicht nur von der Privatwirtschaft aller einzelnen, sondern auch von der gesamten Volkswirtschaft, die etwas ganz anderes ist als die Summe der Einzelwirtschaften, weil in ihr die Arbeitskraft der Bürger die erste Rolle spielt, die Schuldforderungen eines Bürgers an einen anderen nicht rechnen, alle arbeitslose Rente kein Vermögen, sondern ein Schaden ist. Das Gebot der Wirtschaftlichkeit reicht auch über das Wirtschaftliche weit hinaus auf das Politische, auf die Staatsverwaltung in allen ihren Betätigungen, ja auf unser ganzes geistiges und gesellschaftliches Leben.

Das deutsche Volk ist schon vor dem Kriege fleißig gewesen. Wenn wir viel mehr leisten wollen, kann das nicht durch Verlängerung der Arbeitszeit, durch intensivere Ausnutzung geschehen, sondern hauptsächlich durch richtigere Gestaltung der Arbeit. In jeder einzelnen Unternehmung wird die Schwierigkeit der Lage zur Prüfung zwingen, ob nicht durch andere Einteilung der Arbeit, durch Anwendung neuer Maschinen und Verfahrensweisen, durch technische und finanzielle Organisation des Betriebes, durch Verminderung der Typenzahl, durch Veränderung des Arbeitssystemes, durch bessere Ordnung des Einkaufes und Absatzes usw. sich Ersparnisse erzielen, höhere Erträge erwirtschaften lassen. In jedem Gewerbezweige werden die Unternehmer erwägen, ob der frühere Konkurrenzkampf noch möglich und nützlich ist, ob nicht Fortbildung der vielleicht schon bestehenden Kartellierung, engerer Zusammenschluß der Werke, gemeinsamer Einkauf und Verkauf, vielleicht auch Stillegung der unwirtschaftlich arbeitenden Betriebe den Erfolg der Arbeit erhöhen kann.

Die Reichs- und Staatsverwaltung wird systematisch alle Zweige des Erwerbslebens prüfen, ob sie den Anforderungen der Wirtschaftlichkeit entsprechen, wird einen Teil der im Kriege vorgenommenen Zwangsmaßnahmen beibehalten, andere verbessern oder aufgeben, noch andere vielleicht neu einführen. Wir dürfen nie vergessen, daß alle Nationen sich mit verdoppeltem Eifer auf den Weltmarkt, auf die Rohstoffe wie auf die Kundschaft, stürzen werden; daß namentlich England und Amerika große Anstrengungen gemacht haben, um Deutschland dauernd von weiten Märkten auszuschließen. Das beste Mittel dagegen ist Überbietung an Qualität der Ware, Unterbietung im Preise. Beides zusammen kann nur erreicht werden durch höchste Wirtschaftlichkeit in der Erzeugung und im Vertriebe.

Der Staat wird auch darüber zu wachen haben, daß die Verbilligung und Vermehrung der Ware nicht auf Kosten der Gesundheit der Arbeiter und Angestellten geht. Die Erhaltung der künftigen Arbeitskraft und Wehrkraft ist noch wichtiger als die Steigerung der Produktion und des Absatzes. Vor allem muß der Schutz der Frauen und Jugendlichen wieder in seine Rechte treten. Der Staat wird auch nicht müßig zuschauen, wenn noch stärker als früher etwa auf Kosten des Inlandes der Weltmarkt beschickt werden soll. Er kann nicht dulden, daß die heimischen Verbraucher rücksichtslos durch Kartelle ausgebeutet werden. Anderseits zwingt ihn die Finanznot, ständig große Summen aus allen Teilen der Volkswirtschaft herauszuziehen, und es ist eine außerordentlich wichtige Frage, ob das in wirtschaftlicher Weise geschieht, d. h. möglichst einfach, mit geringen Spesen und ohne ernstliche Störung der Gütererzeugung.

Der Staat wird vor allem auch seine eigene Verwaltung prüfen müssen, ob sie nicht wirtschaftlicher einzurichten ist. Denn bei den außerordentlichen Kriegslasten dürfen die Verwaltungskosten nicht unnötig hoch sein. Gute Organisation der Ämter, keine unnötigen Instanzen, richtige Einteilung der Arbeit und der Arbeitszeit; nicht mehr Beamte als unbedingt nötig, nicht höhere Beamte in Stellen beschäftigen, die von unteren ebensogut ausgefüllt werden können (wie die Kriegszeit vielfach bewiesen hat); kein unnützes Schreibwerk, Verwendung aller technischen Hilfsmittel des modernen Bürobetriebes. Zweifellos läßt sich da noch vieles sparen und vereinfachen. Unsere Rechtsprechung beispielsweise ist unwirtschaftlich. Der Krieg hat eine Reihe von Vereinfachungen gebracht, die sich im ganzen wohl bewähren. Vor allem das Schiedsverfahren, das viele Prozesse unnötig macht oder schnell beendet. Es sollte unbedingt bleiben und ausgebaut werden.

Man sollte sich auch nicht scheuen, die Verwaltungsfrage bis zu den obersten Spitzen hinaufzutragen und zu erwägen, ob Deutschlands Gesamtverfassung zweckmäßig ist. Nicht als ob an der Zusammensetzung aus verbündeten Staaten gerüttelt werden sollte. Was da geschichtlich geworden ist, mag bleiben. Aber für die praktische Verwaltung bedeutet doch die Selbständigkeit aller, auch der kleinsten Bundesstaaten, eine außerordentliche Vergeudung von Arbeit und Mitteln. Die Hansestädte, bekanntlich durchaus nicht die größten Städte Deutschlands, sind noch bei weitem nicht die kleinsten Staaten. Es gibt Dutzende von Bürgermeistern, die weit mehr Bürger zu verwalten haben, als deutsche Fürsten mit ihren Ministerien. Und man vergesse nicht, daß die Zivil-Listen der Fürsten oder die unklaren Rechtsverhältnisse der Staatsdomänen eine außerordentliche Belastung der Kleinstaaten bilden. Es gibt Staaten, in denen Steuern nur erhoben werden für den Stolz, einen eigenen Fürsten zu haben. Schaumburg-Lippe, der kleinste Staat mit 46 000 Einwohnern, wird von 102 deutschen Städten und Landgemeinden an Seelenzahl übertroffen. Sein Fürst soll der reichste in Deutschland sein. Der nächstgroße Staat Waldeck-Pyrmont hat die Verwaltung an Preußen übertragen. Der Staat zählt 61 000 Bewohner, also weniger

als ein durchschnittlicher preußischer Landkreis, ist aber organisiert wie ein Regierungsbezirk mit 4 Kreisen, hat an der Spitze einen Präsidenten, darunter 4 Ämter. Trotzdem die Landessteuern höher sind als in Preußen, zahlt dieses noch jährlich eine halbe Million an Verwaltungskosten drauf. Bei vernünftiger Vereinfachung der Verwaltung könnten die sämtlichen Kosten sicher bequem gedeckt werden ohne Steuern aus dem Ertrage der Staatsdomänen, der dem Fürsten statt einer Zivil-Liste zufließt. Da liegt in Thüringen ein Dutzend Kleinstaaten im Gemenge, von denen jeder durch einen Landrat mit einigen Schreibern verwaltet werden könnte, wenn er nicht eben ein eigener Bundesstaat mit besonderer Gesetzgebung usw. wäre.

Thüringen hat verständigerweise einen Anfang mit Verwaltungsgemeinschaft gemacht. Universität und Oberlandesgericht waren die ersten gemeinsamen Einrichtungen. Inzwischen ist einiges hinzugekommen. Reuß älterer und jüngerer Linie beginnen sich enger zusammenzuschließen. Hier ist ein gangbarer Weg, wie ohne Verletzung der den Bewohnern vielleicht liebgewordenen Erinnerungen das Gebot der Wirtschaftlichkeit zu seinem Rechte kommen kann. Verwaltungsgemeinschaft mit gemeinsamen Organen, übereinstimmender Gesetzgebung, Verzicht auf Repräsentation, zu der wir künftig weder Zeit noch Geld übrig haben. Wenn die Bundesfürsten, die doch auch zu den an der siegreichen Behauptung Deutschlands besonders Interessierten gehören, aus Dankbarkeit gegen die Kämpfer ein übriges tun, auf manche alten Rechte verzichten, in eine Neuregelung der Domänenfrage einwilligen wollten, so könnte den Bewohnern mancher Kleinstaaten wahrscheinlich ein Teil der bisherigen Steuerlasten abgenommen werden. Und das wäre gut, denn es treten genug neue an deren Stelle.

Auch die großen Bundesstaaten sollten sich die gleiche Frage vorlegen, denn auch sie schleppen aus der Vergangenheit Zöpfe mit, die eine unwirtschaftliche Belastung bringen. Manches Reservatrecht, manche Sondereinrichtung steht ihrem Werte nach in gar keinem Verhältnis zu den Kosten. Ist es wirklich nötig, daß ein deutscher Staat beim anderen Gesandte, Konsuln und andere Vertreter hält? Die Aufgabe solcher historischer Eigentümlichkeiten hat mit dem bundesstaatlichen Charakter des Reiches gar nichts zu tun. Viel eher ist ihr Bestehen ein Beweis des Gegenteiles, nämlich des überragenden Einflusses von Preußen, gegen den sich die nächstgrößeren Staaten mit ihren Sondereinrichtungen zu wehren suchen. Ein vergeblicher Versuch. Viel richtiger wäre es, wenn die Bundesstaaten zielbewußt auf eine Stärkung der Reichsinstanzen und auf eine Vertretung aller Reichsteile in ihnen hinwirkten. Dazu bieten die Vorgänge der letzten Zeit, die man unter dem Namen der beginnenden Parlamentarisierung Deutschlands zusammenfaßt, eine günstige Gelegenheit. Auch die Aufhebung des Verbotes, daß niemand zugleich Mitglied des Bundesrates und des Reichstages sein kann, läßt sich sehr gut wirtschaftlich begründen. Denn die grundsätzliche und absolute Trennung dieser beiden Körperschaften, die aufeinander angewiesen sind, bedeutet großen Zeitverlust, Reibungen, doppelte Arbeit und trägt sicher nicht zur Klarheit unserer Gesetze bei.

Das Prinzip der Wirtschaftlichkeit ist auch in das Gebiet der Staatsleitung zu übertragen, in dem Sinne, daß aus der Gesamtheit der Bürger die besten Kräfte an die Spitze gehoben werden müssen. Deutschland kann es sich nicht mehr leisten, die Auswahl auf eine kleine Schicht einer bevorzugten Kaste zu beschränken. Seit Bismarck tot ist, haben wir aus ihr nicht viel Ragendes hervorgehen sehen. Es stecken sicher tüchtige Kerle genug in unserem Volke. Sie herauszufinden, herauszubilden, herauszuheben, ist eine wichtige Zukunftsaufgabe. Sie ist nicht lösbar, ohne daß auch das Parlament wirtschaftlicher wird. In seiner Tätigkeit vor dem Kriege, als reiner Debattierklub, war namentlich der Reichstag ein teures Ding. Im Kriege ist er mehr geworden, hat er seine Kosten gelohnt. Das muß für den Frieden erhalten werden. Er muß eine wahre Volksvertretung, eine Schule der Staatsmänner sein, damit aus seinen Reihen die Führer hervorgehen können, denen das deutsche Volk gern und willig vertraut und folgt.

Soziale Bewegung

Neue Streikwarnungen! Der große Gewerkverein der Hirsch-Dunckerschen Metallarbeiter und Maschinenbauer erläßt folgenden Aufruf an seine Mitglieder: „Unsichtbare, staatsfeindliche Elemente sind wieder an der Maulwurfsarbeit, um durch Verbreitung von Flugblättern auf die Arbeiter einzuwirken, zur gegebenen Zeit die Arbeit einzustellen. Der Standpunkt unseres Gewerkvereins der deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter ist durch den Beschluß des Hauptvorstandes vom 10. August 1914 festgelegt, wonach während der Dauer des Krieges nicht gestreikt werden darf, sowie erneuert durch die Beschlüsse des Zentralrats vom 25. Januar und vom 1. März d. J., nach denen alle Mitglieder aufgefordert werden, diesen Störenfrieden der Einigkeit keine Folgschaft zu leisten und unbedingt weiterzuarbeiten. Erfreulicherweise erläßt auch der Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes in der „Metallarbeiter-Zeitung" Nr. 10 vom 9. März einen Aufruf, in dem er alle Mitglieder zum Weiterarbeiten auffordert. Durch diesen Aufruf ist eine geschlossene Einigkeit unter den Organisationen herbeigeführt, und es ist zuversichtlich zu erwarten, daß es jetzt möglich sein wird, allen Quertreibern das unsaubere Handwerk zu legen. Wer mit uns für soziale Reformen, den baldigen Frieden und für bessere Ernährung kämpfen will, der folge unserem Rat und arbeite weiter, weil wir dadurch am ehesten zum Ziele kommen." — Der hier angeführte Aufruf des sozialdemokratischen Metallarbeiterverbandes lautet: „In den letzten Tagen werden wieder Flugblätter in den Betrieben der Metallindustrie Berlins verteilt, in denen vom Streik die Rede ist. Auch werden wieder in der bekannten Weise die Gewerkschaftsleitungen angepöbelt. Wir ersuchen unsere Mitglieder, diesen Flugblättern keine Beachtung zu schenken und sich auch von jeder Verteilung der Flugblätter fernzuhalten. Die Flugblätter kommen von unbekannter und unverantwortlicher Seite und sind geeignet, uns großen Schaden zuzufügen."

Nachklänge zum politischen Generalstreik. Der Streik, der Ende Januar in Berlin auch eine Anzahl Buchdruckereien erfaßte, hat einem Teile der davon betroffenen Firmen Anlaß zur Einreichung einer Klage bei den tariflichen Schiedsinstanzen gegeben. Die Klage lautete auf „begangenen Tarifbruch in unlauter Konkurrenz mit Kontraktbruch". Da das Schiedsgericht Berlin die Klage mit Stimmengleichheit abgelehnt hatte, wurde das Tarifamt als Berufungsinstanz angerufen. Das Tarifamt hat in dieser Klagesache für Recht erkannt: Die beklagten Gehilfen haben mit der gemeinsamen Arbeitsniederlegung sich des Kontraktbruches schuldig gemacht. Von einer Prüfung und Entscheidung darüber, ob die Beklagten gleichzeitig auch Tarifbruch begangen haben, hat das Tarifamt beschlossen, Abstand zu nehmen. Die Klage ist unter Berufung auf Bestimmungen des Tarifs und des Organisationsvertrages eingereicht worden. Da nach dem Organisationsvertrag die Entscheidung darüber, ob in diesem Falle Kontraktbruch vorliegt, lediglich dem Tarifamt zusteht, hält das Tarifamt sich auch für berechtigt, den klagenden Firmen zu empfehlen, in dieser ernsten Zeit, in der das ganze Volk fortgesetzt schweren Erschütterungen des wirtschaftlichen und politischen Lebens ausgesetzt ist, von der Forderung einer Kontraktbruchstrafe abzusehen und mit der Entscheidung des Tarifamtes den im Interesse des gewerblichen Friedens, der allgemeinen Tarifsache und nicht zuletzt der Arbeitersache tiefbedauerlichen und scharf zu verurteilenden Vorfall als gesühnt und erledigt zu betrachten.

Eine Reichstagung der kaufmännischen Angestellten Deutschlands hielten am 10. März in Berlin elf große Verbände, zusammengeschlossen in der Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände, mit mehr als 600 000 Angestellten unter außerordentlich starker Beteiligung ab. Reichsbehörden, Kriegsämter und die parlamentarischen Gruppen hatten zahlreiche Vertreter entsandt. Es war das erstemal, daß die kaufmännischen Angestellten, deren Zersplitterung in viele Verbände nicht wenig dazu beigetragen hat, ihren Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung hintanzuhalten,

so wuchtig und geschlossen ihre Stimme erhoben. Dabei ließ sich eine bemerkenswerte Vereinheitlichung der sozialpolitischen Anschauungsweise dieser sich einst hart befehdenden Verbände feststellen. Durch die ganze Tagung ging als leitender Gedanke hindurch: wir sind eine große Bevölkerungsschicht, die in ihrer Bedeutung noch längst nicht erkannt ist; wir stehen zwischen Unternehmer und Arbeiter als besondere Mittelschicht mit ausgesprochenen Sonderinteressen, die wir weder vom organisierten Arbeitgebertum uns bestreiten noch von der großen Massenbewegung der Arbeiterschaft verschlingen lassen wollen. Nach dieser eindrucksvollen Kundgebung wehrt sich also die große Masse der Handlungsgehilfen gegen die Proletarisierung ihrer Existenzen durch unerträgliche Arbeitsverhältnisse ebenso wie gegen die Proletarisierung ihres Standesbewußtseins, ihrer öffentlichen Geltung.

Aus dieser Stellungnahme entspringt u. a. auch die Forderung nach eigenen Kaufmannskammern und die Abwehr der Einbeziehung in die Arbeitskammern. Die Tagung war in der Hauptsache der Agitation für diese Forderung gewidmet und nahm auch eine entsprechende Entschließung an.

Ein Triumph der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinssache. Kürzlich brachte der sozialdemokratische „Vorwärts" einen Aufsatz über Unterstützungseinrichtungen in den Arbeiterorganisationen, in dem sich folgende Stelle befand:

„Die Auffassung, daß die Unterstützungseinrichtungen den Gewerkschaften das Klassenkampfgepräge rauben und daher zu bekämpfen seien, ist innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung lange Gegenstand eingehender Auseinandersetzungen gewesen. Im Laufe der Zeit brach sich mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß es im Interesse des Gewerkschaftskampfes selbst liegt, die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter gerade durch die geschaffenen Unterstützungseinrichtungen leistungsfähig zu erhalten. An dieser Tatsache ändert auch nichts der erhobene Einwand, daß die geleisteten Unterstützungen den Gewerkschaftsmitgliedern den Idealismus rauben und sie für den Kampf um hohe Ziele unbrauchbar machen. Diese in gewissen Kreisen lange vorherrschende Doktrin ist durch Tatsachen und langjährige Erfahrungen so schlagend widerlegt worden, daß es heute keinem verständigen Gewerkschaftsgenossen mehr einfällt, sie von neuem anzuwenden." Das ist eine nachträgliche sehr erfreuliche Rechtfertigung der wegen ihrer zahlreichen, gut ausgebauten Unterstützungseinrichtungen früher viel und oft gehässig angegriffenen Hirsch-Dunckerschen Arbeitervereine. Mit Genugtuung schreibt dann jetzt auch der „Gewerkverein" zu der sozialdemokratischen Feststellung: „So sagten die Gewerkvereine schon vor über 40 Jahren und haben damit bewiesen, daß sie bahnbrechend in der Arbeiterbewegung gewirkt haben. So ist es auch mit den Tarifverträgen gewesen, so mit den Schlichtungs- und Einigungseinrichtungen. Es ist wirklich keine Überhebung, wenn wir behaupten, daß unsere Grundanschauungen mehr und mehr Gemeingut der deutschen Arbeiterschaft geworden sind. Das berechtigt uns zu der Hoffnung, daß unsere Ideen schließlich doch siegen und uns die Zukunft gehört."

Die Überführung der Frauen aus der Kriegsindustrie in die Friedenswirtschaft soll nach einer Eingabe der Gesellschaft für soziale Reform an den Reichstag folgende Gesichtspunkte befolgen: a) Der Arbeiterinnenschutz ist wiederherzustellen. Da Frauen während des Krieges in neue, gesundheitsschädliche Gewerbezweige eingedrungen sind, für die noch keine Bestimmungen erlassen waren, weil sie vor dem Kriege keine Frauen beschäftigten, ist durch die Gewerbeaufsicht eine erneute Prüfung darüber anzustellen, in welchen Beschäftigungen die Frauenarbeit zu verbieten oder mit besonderen Schutzbestimmungen zu umgehen ist. b) Eine sorgsam durchdachte Arbeitsvermittlung muß unter Hinzuziehung der sonstigen in Frage kommenden Stellen die zur Entlassung kommenden arbeitsuchenden Frauen noch vor dem Zeitpunkt der Entlassung erfassen, ihnen nach Möglichkeit Arbeit verschaffen, Obdachlose in Fürsorge nehmen und Ortsfremde in die Heimat befördern. Zu diesem Zweck müssen die Arbeitgeber verpflichtet werden, bei Entlassungen von mehr als 50 Arbeiterinnen eine achttägige Kündigungsfrist einzuhalten und der zuständigen Zentralauskunftsstelle acht Tage vorher Mitteilung zu machen. Die Arbeiterinnen sind nachdrücklich auf die öffentlichen Arbeitsnachweise hinzuweisen. Ortsfremde Arbeiterinnen, denen keine Arbeit nachgewiesen werden kann, sind dem heimischen Arbeitsnachweis bzw. Zentralauskunftsstelle zu überweisen. c) Es sind Grundsätze für die Entlassungen von Arbeiterinnen aufzustellen, die für öffentliche Betriebe bindend sind, aber auch den Privatbetrieben, gegebenenfalls durch Vermittlung der Arbeitgeberverbände, nachdrücklich nahezulegen sind; danach ist zu berücksichtigen, ob sie auf eigenen Erwerb angewiesen ist und ob sie aus arbeitshungrigen Berufen (Landwirtschaft, Dienstboten) stammt. d) Eine zwangsläufige Streckung der Arbeit empfiehlt sich bei der Unübersichtlichkeit des Wirtschaftslebens nach dem Kriege nur für die Gewerbe, bei denen sie in enge Beziehung zu einer staatlich kontrollierten Rohstoffversorgung gebracht werden kann. e) Zum Zweck der Arbeitsbeschaffung sind geeignete öffentliche Aufträge, namentlich an Näh- und Instandsetzungsarbeiten, planmäßig an die Orte und Personenkreise zu leiten, die ihrer bedürfen. Bei der Auswahl der mit Arbeit zu bedenkenden Personen müssen die öffentlichen Arbeitsnachweise beteiligt werden. Notstandsarbeiten sind nur an solche Personen zu vergeben, die ortsansässig sind oder nach Aufgabe der kriegswichtigen Arbeit in die Heimat zurückgekehrt sind. f) Die Erwerbslosenfürsorge für Frauen muß, soweit vollberuflich tätige Frauen in Frage kommen, generell geregelt werden. Vor allem darf sie nicht wie bisher in den freien Willen der Gemeinden gestellt bleiben, sondern muß zu einer bindenden Verpflichtung ausgestaltet werden mit dem Zweck, den Erwerbslosen den notwendigen Lebensbedarf zu sichern. g) Die Referate für Frauenarbeit beim Kriegsamt sind nach einer sachlich begründeten Übergangszeit von den Zivilbehörden zu übernehmen. Die Beeinflussung aller Maßnahmen der Arbeitsvermittlung, Erwerbslosenfürsorge, Gesundheits-, Wohnungs- und Kinderfürsorge unter dem besonderen Gesichtspunkt der Frauenarbeit ist in der Übergangszeit mit ihren vielleicht noch verschärften Problemen unentbehrlich. Es müssen daher entsprechende Stellen mit einer Spitze im Reichswirtschaftsamt geschaffen werden.

Briefkasten

Wer hat am 2. 3. 2 M von Feldpost 799 für unsere Feld-Abteilung ohne Angabe seines Namens gesandt?

Bücherwünsche aus dem Felde: „Vlämische Dichtung im Urtext", Freisinnige Zeitung, medizinische Werke aus dem Gebiete der Therapie, Diagnostik, Pathologie, Pharmakologie; Klein, Organisationswesen der Gegenwart, Werke über Windthorst oder den Kulturkampf.

Ein Feldleser regt an, daß „jeder in der Heimat Gebliebene für seine im Felde stehenden Bekannten einen Lesezirkel einrichtet, indem er an sie in wechselnder Reihenfolge leichte Büchlein, die sich portofrei versenden lassen, unter der Bedingung sendet, daß die Empfänger sie an die benannten Anschriften baldmöglichst weitersenden". Feldadressen, von denen Bücher erbeten werden, können wir jederzeit angeben.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld: 50 Pf.: Oberfeuerwerkmann H. in Sch., **99 Pf.:** H. in K. **1 M.:** Uffz. L. in St., Gefr. Sch. im Felde, F. in H., **2 M.:** Schütze S. im Felde, **3 M.:** Lt. E. im Felde, **5 M.:** Lt. Sch. in St., **20 M.:** H. F. H. in W.

Bücher für Armee und Marine: Prof. Sch. in Schöneberg: 14 Bücher und viele Zeitschriften.

Für erblindete Krieger. G. W. in Ulm 1.— M.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung, Cöln. Das Vorlesungsverzeichnis für das Sommerhalbjahr 1918 ist erschienen. Der Lehrplan umfaßt auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre 19 Vorlesungen und Übungen in 27 Wochenstunden, auf dem Gebiete der Wirtschaftslehre und Kulturpflege 23 Vorlesungen in 44 Std., auf dem Gebiete der Statistik 4 Vorlesungen in 11 Std., auf dem Gebiete der Versicherungslehre 3 Vorlesungen in 3 Std. Die Vorlesungen und Übungen beginnen am 15. April.

Was man in den nächsten 10 Jahren erspart, kann man schon jetzt dadurch zur Zeichnung auf die 8. Kriegsanleihe verwenden, daß man eine sogenannte „Kriegsanleihe-Versicherung" abschließt, wie sie die bekannte Münchener Versicherungsbank „Arminia" mit behördlicher Genehmigung in Deutschland eingeführt hat. Man zahlt in diesem Falle in jedem Vierteljahr einen geringen festen Betrag ein; es sind M. 19.50 für je 1000 M. Zeichnung. Wer zu Beginn einmalig 150 M. anzahlt, hat die Raten nur 10 Jahre lang zu entrichten; ohne Anzahlung sind 12 Jahre lang Raten zu zahlen. Nach Ablauf dieser Zeit gehört das gezeichnete Stück dem Versicherten zu eigen. Stirbt er vorher, so haben die Angehörigen nichts weiter zu zahlen; die gezeichnete Kriegsanleihe wird sofort ausgehändigt. Das gilt auch in vollem Umfang für Heeresangehörige, für die keinerlei Kriegszuschlag erhoben wird. Derartige Zeichnungen haben dieselbe Gültigkeit und Wirkung wie Barzeichnungen; das klare und einfache System der „Arminia" ist von den zuständigen Ministerien mehrerer deutscher Bundesstaaten in besonderen Erlassen empfohlen.

Achte Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe.

4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen, auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Montag, den 18. März bis Donnerstag, den 18. April 1918
mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Preußischen Staatsbank (Königl. Seehandlung), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1918, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1919 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1919, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Die Auslosung geschieht nach dem gleichen Plan und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der sechsten Kriegsanleihe. Die nach diesem Plan auf die Auslosungen im Januar und Juli 1918 entfallende Zahl von Gruppen der neuen Schatzanweisungen wird jedoch erst im Januar 1919 mit ausgelost.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4½ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½%ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden — von der verstärkten Auslosung im ersten Auslosungstermin (vgl. Abs. 1) abgesehen — jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Digitized by Google

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110%, 115% oder 120%) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden . . . . . 98,-- M.,
„ „ 5% Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. April 1919 beantragt wird 97,80 M.,
„ „ 4½% Reichsschatzanweisungen . . . 98,— M.,

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

Wünschen Zeichner von Stücken der 5% Reichsanleihe unter 1000 Mark ihre bereits bezahlten, aber noch nicht gelieferten kleinen Stücke bei einer Darlehenskasse des Reichs zu beleihen, so können sie die Ausfertigung besonderer Zwischenscheine zwecks Verpfändung bei der Darlehenskasse beantragen; die Anträge sind an die Stelle zu richten, bei der die Zeichnung erfolgt ist. Diese Zwischenscheine werden nicht an die Zeichner und Vermittlungsstellen ausgehändigt, sondern von der Reichsbank unmittelbar der Darlehnskasse übergeben.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 28. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 28. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 27. April d. J.,
20% „ „ „ „ „ 24. Mai „ „,
25% „ „ „ „ „ 21. Juni „ „,
25% „ „ „ „ „ 18. Juli „ „

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die am 1. August d. J. zur Rückzahlung fälligen Mark 80 000 000 4% Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1914 Serie I werden bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert — unter Abzug der Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 28. März ab, bis zum 31. Juli — in Zahlung genommen. Die zu den Stücken gehörenden Zinsscheine verbleiben den Zeichnern.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens vom 28. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 28. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 28. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 92 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 65 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½% Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen der früheren Kriegsanleihen und Schatzanweisungen der I., II., IV. und V. Kriegsanleihe in neue 4½% Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 29. Juli 1918 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten auf Antrag zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5% Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen erhalten eine Vergütung von Mark 2,— für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½% Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben Mark 3,— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 2. Januar 1919 fällig sind, die mit April Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. Oktober 1918 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Juli 1918, so daß die Einlieferer von April/Oktober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW 68, Oranienstr. 92—94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 6. Mai d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 29. Juni 1918 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

* Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Berlin, im März 1918.

Das Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

28. März 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 13

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Wilhelm Heilck:** Sieg im Westen. — **Friedrich Naumann:** Osterfragen. — **Georg Wolf, M. d. L.:** Unser Recht auf Elsaß-Lothringen. — **Otto Ernst Sutter:** Warum kein Wasserstraßenprogramm? — * * * Eindrücke aus Finnland. — **Dr. David Koch:** Schillers Idealismus und die deutsche politische Zukunft. — **S. D. Gallwitz:** Ein Brahms-Gedächtnistag. — **Dr. Theodor Heuß:** Lovis Corinth. — **Hans Harbeck:** Ein verbummelter Student. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 17. März.

Nachdem in Rußland der Friedensschluß tatsächlich angenommen ist, versammelt sich heute der Bundesrat und morgen der Reichstag, um nun auch von deutscher Seite die notwendige letzte Zustimmung zu geben. Unter welchen Begleiterscheinungen die russische Unterschrift genehmigt worden ist, können wir zur Stunde noch nicht wissen, nehmen aber an, daß nicht gerade Freundlichkeiten gegen uns dabei ausgesprochen wurden. Durch den Friedensschluß ist nur schriftlich niedergelegt, was tatsächlich infolge der mitteleuropäischen Siege und der russischen Revolution als geschehen vorlag. Die staatliche Energie Rußlands ist außerordentlich gering geworden. Das russische Imperium existiert gegenwärtig nicht, und es übersteigt menschliche Erkenntnis, ob es in Zukunft noch einmal wiederauferstehen wird. Man ist erstaunt, warum ein so ungeheures und im Grunde für uns wohltätiges Faktum von der Öffentlichkeit mit so geringer Teilnahme aufgenommen wird. Es ist, als ob die Völker im Krieg sich das Wundern abgewöhnt haben und als ob die meisten Menschen jetzt nur noch von den näherliegenden Sorgen der Ernährung und des Schicksals ihrer Angehörigen im Heer erfüllt sind. Für die weltgeschichtliche Wichtigkeit der jetzigen Vorgänge ist es ziemlich gleichgültig, mit welchen Gefühlen sie heute von uns gewürdigt werden. Man bekommt eine Ahnung von der künftigen langen Ermattung aller großen Politik. Auch die Erörterungen über die Zwischenvölker beschäftigen zwar die Fachpolitiker außerordentlich lebhaft, werden aber in ihren Einzelheiten von der größeren Menge des Volkes kaum erfaßt. Am ehesten begreift man noch, daß es für das Deutschtum eine Genugtuung ist, die Deutschen in Kurland und Livland als nahe verwandte Bundesgenossen begrüßen zu können. Schon aber das Problem, wie sich die Minderheit eines deutschen Herrenvolkes auf demokratischer Grundlage mit der lettischen Mehrheit vertragen wird, wird von den meisten kaum ernstlich erwogen. Man will sicherlich nicht eine Knechtung der neu anzugliedernden Völker, keine Annexion im Sinne der Vaterlandspartei, überläßt aber das Schicksal der neuen Staaten gern einem unübersehbaren Gange der Ereignisse. Es liegt in dieser Stimmungsmüdigkeit eine ziemlich große Gefahr, denn die Neuregelungen an der Ostgrenze können nur dann gelingen, wenn sie mit einer gewissen Frische und freiheitlichen Entschiedenheit unternommen werden. Insbesondere kann die größte aller östlichen Fragen, die Herstellung eines erträglichen Verhältnisses zwischen Deutschen und Polen, nicht durch bloße Kommissionssitzungen ohne Volksbeteiligung erreicht werden. Hier hat unsere Generation eine Aufgabe vor sich, deren unbefriedigende Lösung zu einer Qual vieler späteren Geschlechter sich auswachsen kann. Heute ist ein neuer Anfang zwischen beiden Völkern möglich. Sobald aber einmal ein Verzankungszustand in die Zeit nach dem Krieg hinübergenommen wird, kann die polnische Frage zu einer beständigen offenen Wunde werden. Mit nur militärischer Behandlung ist in dieser Sache nichts geschehen. Hier sind die Imponderabilien fast wichtiger als Paragraphen und wägbare Quantitäten.

Montag, 18. März.

Die Nachricht, daß der König von Rumänien sein Land verlassen habe, bestätigt sich nicht. Es scheinen aber noch immer Abdankungserwägungen vorzuliegen. Der bisherige Ministerpräsident Avarescu hat mitten während der Friedensverhandlungen sein Amt niedergelegt, ohne daß dadurch der Fortgang der Verhandlungen gehindert wird. Vermutlich hat er dem König bei Übernahme seines Amtes Zusagen gemacht, die er nun nicht halten kann. Es verlautet, daß Marghiloman die Staatsleitung übernehmen wird, einer der alten Freunde Mitteleuropas.

Aus einem Bericht über die Kämpfe im Westen: Unsere deutschen Soldaten fühlen den Wesenskern der amerikanischen Truppen sehr gut heraus, die sich als gewandte und auch tollkühne Sportsmänner, aber durchaus nicht als Soldaten in unserem Sinne in den Kampf stürzen; sie unterschätzen den Feind aus der neuen Welt nicht, fühlen sich ihm aber in jeder Hinsicht kriegerisch überlegen. Die gefangenen Amerikaner machen äußerlich einen guten Eindruck. Von irgendeiner tiefer wurzelnden Gegnerschaft gegen Deutschland ist selbstverständlich keine Rede. Fragt man sie, warum sie gegen uns ins Feld gezogen seien, so ertönt die Antwort: Wilson hat gesagt, daß es so sein müsse. Der ungeheure Einfluß der Persönlichkeit des Präsidenten ist überall zu spüren. Bemerkenswert ist, daß sie alle für die englischen Bundesgenossen geringe Sympathien empfinden; sie wollen lieber mit den Franzosen zusammen fechten.

Dienstag, 19. März.

Es ist den Holländern nichts anderes übriggeblieben, als dem Drucke der Seemächte nachzugeben und ihnen gegen Überweisung von 100 000 To. Getreide die verfügbaren Handelsschiffe auszuliefern. Der holländische Minister Loudon gab in der Zweiten holländischen Kammer eine Erklärung ab, in der er sagt, daß die holländische Regierung sich an Deutschland mit der Frage gewandt habe, ob dieses ihm innerhalb zweier Monate etwa 100 000 To. Getreide überlassen könnte. Die Antwort habe verneinend gelautet. Deutschland bedauere, Holland nicht helfen zu können, da es seine eigenen Volksgenossen zu versorgen habe. Unter diesen Umständen, fuhr der Minister fort, sieht sich die holländische Regierung gezwungen, die Bedingungen der Entente anzunehmen, um dem holländischen Volke die 100 000 To Getreide zu sichern. — Holland hat damit nicht aufgehört, ein neutraler Staat zu sein, aber es scheidet bis auf weiteres aus der Reihe der selbständigen seefahrenden Mächte aus. Nicht sehr viel anders geht es ja auch den skandinavischen Nationen.

Im Norden von Paris gab es eine ungeheure Explosion in den Munitionsindustrien.

Digitized by Google

In diesen Tagen werden unter Zulassung der deutschen Regierung zwei Denkschriften abgedruckt, die bisher nur kleineren Kreisen bekannt waren, deren Geheimhaltung aber allen Zweck verlor, da sie im feindlichen oder neutralen Ausland veröffentlicht worden sind. Die eine dieser Schriften stammt von dem früheren deutschen Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, die andere von einem gewesenen Kruppschen Direktor Mühlon. Aus beiden kann man herauslesen wollen, daß die deutsche Regierung oder der Deutsche Kaiser den Weltkrieg gewollt und herbeigeführt haben. Nach den Erklärungen, die der zweite Kanzler von Payer vor einigen Tagen in der Reichstagskommission abgab, sind fast sämtliche Behauptungen nachweisbar falsch. Fürst Lichnowsky leide an Überschätzung seiner eigenen Verdienste und an Verehrung fremder Diplomaten. Der Fürst habe in nicht seltenen Fällen gerade die eifrigsten Gegner Deutschlands als dessen beste Freunde angesehen, weil sie sich mit ihm persönlich gut gestellt hätten. Herr Dr. Mühlon sei ein nervenkranker Mann, dessen Niederschrift als pathologisch zu bezeichnen sei. In der Reichstagskommission sagte Scheidemann: Die Broschüre, in der Fürst Lichnowsky Deutschland die Schuld am Kriege zuzuschreiben versucht, kann nur Eindruck bei sogenannten Nurpazifisten machen. Für einen Diplomaten sei diese Broschüre geradezu eine Blamage. Müller-Meiningen sagte: Er sei trotz Mühlon und Lichnowsky felsenfest überzeugt, daß die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes, der damalige Reichskanzler von Bethmann Hollweg, der damalige Vertreter des Auswärtigen Amtes und vor allem der Deutsche Kaiser den Frieden haben wollten und stets gegen einen Krieg mit England waren. — Die einzelnen Behauptungen der beiden Denkschriften aufzuführen, überschreitet die Möglichkeit unserer Chronik.

Mittwoch, 20. März.

Auf der Westfront vollziehen sich Verschiebungen und Umorganisationen. Der Bericht des Hauptquartiers enthält jetzt folgende Heeresgruppen: Kronprinz Rupprecht, Deutscher Kronprinz, Gallwitz und Herzog Albrecht. An sehr verschiedenen Stellen ist bedeutendes Artilleriefeuer, besonders auch in der Gegend von Verdun.

Der Waffenstillstand mit Rumänien ist um einige Tage verlängert worden, um die Friedensverhandlungen fortsetzen zu können. Ohne daß offizielle Mitteilungen gemacht worden sind, erfährt man allmählich, um was es sich handelt. Ungarn besetzt auf den transsyloanischen Höhen die Gebirgskämme, um sie in Zukunft nicht nochmals erobern zu müssen; das Eiserne Tor bei Orsova kommt mit angrenzendem Land in österreichisch-ungarische Hände. Die Dobrudscha wird von Rumänien an die vier verbündeten Mächte abgegeben und von ihnen unter gewissen Bedingungen an Bulgarien überliefert. Der Inhalt dieser Bedingungen entzieht sich bis jetzt der öffentlichen Wiedergabe.

Donnerstag, 21. März.

Bei Besprechung des deutsch-russischen Friedensvertrages in der Reichstagskommission wird festgestellt, daß Estland und Livland durch diesen Vertrag nicht aus der russischen Staatshoheit entlassen sind. Es ist nur ausgemacht worden, daß deutsche Truppen für Ordnung sorgen, bis eine eigene Landesverwaltung eintreten kann. Wie sich diese eigene Landesverwaltung dann zu den benachbarten Großstaaten verhalten wird, ist leider völlig unformuliert. Der Verwaltungschef von Kurland, v. Goßler, sagte in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter: Die Grenzen, die der Friedensvertrag vorsieht, sind praktisch unmöglich. Kurland würde in diesem Umfange kein lebensfähiges Gebilde sein, und noch weniger klar ist, was aus Riga werden soll. Auch vom lettischen Standpunkt aus sei die gezogene Linie unhaltbar, denn die Letten wollten nicht auseinandergerissen werden. — Infolge der hier auftretenden Unklarheiten ist der Gedanke, ein einheitliches baltisches Gebiet herzustellen, bis auf weiteres als vertagt anzusehen. Die Proklamierung Kaiser Wilhelms als Herzog von Kurland beruhte offenbar auf anderen Voraussetzungen.

Der U-Boot-Ertrag im Monat Februar beläuft sich unter Einrechnung der Versenkungsbeute des Hilfskreuzers „Wolf" auf 680 000 Brutto-Register-Tonnen. Seit Anfang des uneingeschränkten U-Boot-Krieges sind 10 270 000 Brutto-Register-Tonnen versenkt. Von englischer Seite aus werden Angaben über die Größe des versenkten Schiffsraumes nicht gemacht, sondern nur Zahlen über versenkte Schiffseinheiten veröffentlicht.

Der als militärischer Schriftsteller bekannte Major Morath ist verstorben. Seine früheren Arbeiten über die zwei ersten Jahre des Weltkrieges sind vor kurzem unter dem Titel „Tage des Krieges" erschienen.

Freitag, 22. März.

Während im Reichstag eine Kriegskreditforderung in Höhe von 15 Milliarden Mark von allen Parteien außer den Unabhängigen Sozialisten angenommen wird und während im Lande das Werben für die achte deutsche Kriegsanleihe beginnt, kommen die ersten Nachrichten vom längst erwarteten großen Kampf im Westen. Der Abendbericht besagt: In Belgisch- und Französisch-Flandern, nördlich von Reims, in der Champagne, vor Verdun und in Lothringen haben sich die Artilleriekämpfe verschärft. Zwischen Cambrai und La Fère sind wir in Teile der englischen Stellung eingedrungen. — Es ist nicht ausgeschlossen, daß gleichzeitig ein deutscher Angriff in einer Gegend der Front und ein französischer Angriff in einer anderen Gegend stattfindet. Die Vorbereitungen auf beiden Seiten müssen als ungeheuer angenommen werden.

Am Mittwoch abend hat der amerikanische Marinesekretär Daniels im Auftrag des Präsidenten Wilson den Schiffahrtsbehörden sämtlicher amerikanischen Häfen befohlen, die dort liegenden niederländischen Schiffe zu beschlagnahmen. Ein Teil des niederländischen Schiffsraums soll zur Versendung von Lebensmitteln benutzt werden. Das bezeichnet er als einen Beweis alter Freundschaft. Die Meinung in Holland über diese Freundschaft ist sehr getrübt. Es sollen in amerikanischen Häfen 71 holländische Schiffe liegen.

In Bukarest ist das neue Ministerium Marghiloman fertiggestellt worden. Es enthält einige hervorragende deutschfreundliche Männer nicht, wie z. B. Carp, Bellimann und Stere. Vermutlich fehlen sie deshalb, weil sie mit dem gegenwärtigen König Ferdinand nicht zusammen arbeiten können. Vom König sagte einer dieser Herren, daß er weder ein Hohenzoller noch ein Rumäne sei.

Sonnabend, 23. März.

Die große Schlacht ist nun wirklich im Gange. Der deutsche Angriff ist gegen die englische Front bei Arras, Cambrai und St. Quentin gerichtet. Überall findet er auf dem von unserer Seite früher verwüsteten Gebiet statt. Der Anfang des Kampfes geschah Donnerstag vormittag in dichtem Nebel. Die Engländer versuchten vergeblich, in starken Gegenangriffen unsere siegreich vorbringenden Truppen zum Halten zu bringen. Mehrfach sind die deutschen Kampfarmeen bis in die dritte englische Stellung gelangt. Als Beute wird bisher gemeldet: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht 15 000 Gefangene und 250 Geschütze; Heeresgruppe Deutscher Kronprinz 10 000 Gefangene und 150 Geschütze. An der übrigen Westfront dauern lebhafte Artilleriekämpfe fort.

Beim Deutschen Reichskanzler ist eine Delegation des litauischen Landesrates eingetroffen, zu der Präsident Smetona und Generalsekretär Schaulis gehören. Der Kaiser hat seine Zustimmung zur Unabhängigkeitserklärung Litauens auf Grund von Vereinbarungen erteilt, die uns bis heute im einzelnen noch nicht bekannt sind.

Auch England soll mit der Beschlagnahme holländischer Schiffe begonnen haben.

Digitized by Google

Wilhelm Heile / Sieg im Westen

24. März.

Längst erwartet und doch überraschend ist plötzlich der große Tag gekommen. Und kaum haben wir begriffen, daß das gewaltigste Ringen dieses Krieges durch deutschen Angriff auf breiter Front begonnen hat, da trifft schon die Nachricht ein von einem großen deutschen Sieg, so groß, daß aus dem Einbruch in die feindliche Front ein Durchbruch werden könnte. Dürfen wir hoffen? Will aus dem großen Sieg der Endsieg werden? Stehen wir vor der letzten Entscheidung? Wie sind wir vorsichtig geworden! Eine Schlacht von so ungeheurer Größe der räumlichen Ausdehnung und des Einsatzes von Truppen und Geschützen und sonstigen Werkzeugen der Vernichtung wäre in den ersten Kriegsjahren sicher als Entscheidungsschlacht angesprochen worden, weil jeder, Freund und Feind, überzeugt gewesen wäre, daß Sieg oder Niederlage in solcher Schlacht das glückliche oder unglückliche Ende des Krieges bringen müsse. Auch heute sind wir alle erfüllt von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Riesenschlacht von Arras, St. Quentin, Cambrai, La Fère; wir wissen, was von ihrem Ausgang abhängt. Und doch ist niemand mehr so leicht beschwingt in seinen Hoffnungen, daß er sich selbst vom besten Erfolg den schnellen Endsieg und den sofortigen Frieden verspräche, wie auch unsere Feinde von ihrer Niederlage in dieser Schlacht sich nicht zur Preisgabe ihrer Sache entmutigen lassen werden — wenn sich nicht die eine Riesenschlacht zu einer ganzen Folge von Schlachten auswächst und dem ersten großen Siege über die Engländer ein Sieg nach dem anderen über Engländer und Franzosen folgt, der ganze Heere vernichtet.

Wie oft und wie schwer sind die Russen geschlagen worden; wie schlecht erging es ihnen, als sie hinter dem Durchbruch von Gorlice durch keine noch so schnelle Flucht sich immer neuen Niederlagen entziehen konnten und eine Festung nach der anderen fiel! Und doch sind noch Jahre darüber hingegangen, bis die Folgen der damaligen und der späteren deutschen Siege zum inneren und äußeren Zerfall des Zarenreiches und dann schließlich zum Frieden von Brest-Litowsk führten. Auch die furchtbaren Schläge, die Italien, das eben noch Triest bedrohte, um das Schicksal von Venedig und Mailand bangen ließen, haben die Schwergeschlagenen noch nicht zum Friedensschluß zu zwingen vermocht. Rumänien ist erst jetzt soweit, nachdem es durch die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk jeden Rückhalt verloren hat. Und Serbien und Belgien führen noch immer Krieg, obwohl es ihren tapferen Soldaten schon Jahr um Jahr so geht wie ihren Fürsten: Könige ohne Land!

Wann aber werden unsere Feinde so besiegt sein, daß sie Frieden schließen müssen? Kaum eher, als bis ihnen das Schicksal Rußlands und Rumäniens bereitet ist. Wir müssen die inneren Notwendigkeiten der östlichen Kriegsentscheidung im größeren Rahmen sehen lernen, wenn wir uns klarmachen wollen, was im Westen noch vor uns steht. Weil Rußland weder durch das Eismeer oder die Ostsee noch durch das Schwarze Meer Hilfe gebracht werden konnte, als seine eigene Kraft durch unsere Siege und die inneren Kämpfe zerbrochen war, gab es keine Hoffnung mehr, daß die Lage je wieder besser werden könnte: neben den Siegen unserer Landheere und neben den Erfolgen unserer die innere Front zerbröckelnden politisch-moralischen Friedensoffensive waren es die Leistungen unserer U-Boote, der Sieg am Skager Rak und die Niederlage der Engländer und Franzosen vor Gallipoli und bei Saloniki, die uns den Frieden im Osten gebracht haben.

Stände jetzt nicht Amerika mit seinen großen Hilfskräften auf seiten unserer Feinde, so würden die wuchtigen Schläge gegen die vereinigten Heere der Franzosen und Engländer viel eher zur Entscheidung führen, als jetzt, wo die Hoffnung auf Hilfe von Übersee den Mut der schwer Gebeugten immer aufs neue wieder belebt. Die Franzosen spüren ja grausam genug am eigenen Leibe, daß die Kräfte auch des tapfersten und opferwilligsten Volkes begrenzt sind. Sie trösten sich deshalb in ihrer Not damit, daß auch bei uns einmal der Quell der Heimatkraft versiegen müsse; dann seien wir, von der Welt abgeschnitten, ganz auf uns selbst gestellt und unsere zermürbte Kraft, ihnen aber ströme dann erst die unerschöpfliche Flut der amerikanischen Hilfe zu. Sie müssen also schon ganz fürchterlich aufs Haupt geschlagen sein, wenn sie sich endgültig verloren fühlen sollen. So sehr, daß sie nicht mehr warten können, bis fremde Hilfe kommt. Wenn dann die Erfolge unseres Unterseekrieges weiter so groß bleiben, daß die Zufuhr an Truppen und Rüstungsnotwendigkeiten aus den Vereinigten Staaten für die verzweifelnden Franzosen immer nur wirkt, wie Tropfen auf einen heißen Stein, dann dürfen wir hoffen, daß auch in Frankreich schnell der Tatsachensinn siegt über den Rausch eines irregeleiteten Patriotismus. Glücklicherweise dürfen wir mit gutem Grunde hoffen, daß unsere U-Boot-Leute, die schon so oft das schier Unmögliche möglich gemacht haben, auch dieser Aufgabe gewachsen sein werden. Seitdem Tirpitz beseitigt ist, konnten ja endlich U-Boote in größerer Zahl gebaut werden, und seit die Reichstagsmehrheit ihre jetzige feste Gestalt gewonnen hat, ist es den Erben des Tirpitzschen Geistes nicht mehr möglich, in der passiven Resistenz des Großadmirals zu verharren. Unsere U-Boot-Flotte wächst deshalb jetzt schnell, nicht bloß an Zahl, sondern auch an Wert der Fahrzeuge, und an geschulter Bemannung fehlt es nicht. Es hat in diesem Zusammenhang keinen sonderlichen Wert, noch einmal den Nachweis zu führen, wieviel weiter wir mit der Aushungerung Englands, mit der Absperrung Frankreichs und Italiens von den nötigen Zufuhren sein könnten, wenn an der Stelle von Tirpitz schon längst ein überzeugter Anhänger und tatkräftiger Förderer der Tauchbootflotte gestanden hätte. Dieses Bewußtsein nicht erreichter Möglichkeiten darf und kann uns die Freude am trotzdem Erreichten nicht trüben. Und wenn wir in diesen Tagen am skandinavischen und ganz besonders drastisch am holländischen Beispiel erleben, wie unsere Feinde den „Schutz der kleinen Völker" durch unverhüllten Schiffsraub betätigen, so ist das uns nicht bloß Anlaß zu berechtigter Empörung über die Heuchelei der Wilson und Lloyd George, sondern zugleich ein starker Beweis für die Notlage, in die ihre Länder durch die Heldentaten der kleinen Schar deutscher Unterseeleute gebracht worden sind. Die Wirkung des Unterseekrieges ist schon da. Sie wird wachsen von Tag zu Tag, und schneller wachsen, als alle Not, die unsere Feinde durch ihre Absperrungsmaßnahmen und den Druck auf die Neutralen über uns bringen können.

Wir dürfen uns also für den letzten Abschnitt des Krieges großen und selbst größten Hoffnungen hingeben. Die Friedfertigkeit unserer Regierung vor dem Kriege, die durch den Suchomlinow-Prozeß so einwandfrei und eindrucksvoll bewiesen worden ist, hat eben jetzt erst wieder für jeden Unbefangenen klar erkennbar ihre Bestätigung erfahren durch die Aufklärungen, die uns unfreiwillig und unbeabsichtigt und darum um so wirkungsvoller die Debatte über die Denkschriften des Fürsten Lichnowsky und der

Digitized by Google

einstigen Krupp-Direktors Mühlon gegeben hat. So führen wir nach Herstellung der Rückendeckung im Osten mit verdoppelter Kraft den schwersten Hieb nach Westen in dem gleichen gehobenen Bewußtsein, das uns in den Tagen des ersten großen Vormarsches bis vor die Tore von Paris getragen hat. Die Hand, die im August 1914 nur gezwungen zum Schwert gegriffen hat, weiß es trefflich zu führen wie damals und ist doch auch heute noch bereit einzuschlagen in die Hand des Gegners, wenn der sie nur ergreifen will. Das wissen unsere Streiter alle, und deshalb stürmen graubärtige Landwehrleute mit der gleichen Stoßkraft vorwärts wie ihre jüngsten Kameraden, weil sie wissen, daß es nicht unsere Schuld, sondern die unserer Feinde ist, wenn der nächste Weg zu Weib und Kind und Haus und Hof westwärts, immer noch weiter westwärts führt, über Blut und Leichen und Elend.

Und wir daheim, die wir nicht oder nicht mehr teilnehmen können an dem großen Ringen, von dem wir die Entscheidung und den Endsieg ersehnen? Wir sollen dankbar sein, daß uns gerade in diesen Tagen wieder die Gelegenheit gegeben ist, durch Beteiligung an der Kriegsanleihe und fleißiges Werben für sie zu unserem so viel bescheideneren Teile auch unsere Pflicht zu tun. Und indem wir dankerfüllt die Tapferen grüßen, die zu Lande und in der Luft, zu Wasser und Untersee ihr Letztes und Bestes hergeben fürs Vaterland, wollen auch wir den Helm fester binden und den Ring wieder fester schließen, uns nicht beschränken auf Lob und Preis der großen Taten unserer Brüder und Söhne, sondern nichts versäumen, was denen draußen helfen könnte, das große schwere Werk zu vollenden bis zum endlichen Sieg.

Friedrich Naumann / Osterfragen

Es war vor dem Kriege üblich, unser Zeitalter als materialistisch zu bezeichnen und darum auch als mehr oder weniger religionslos. Jetzt, im langen schweren Kriege aber haben wir alle Veranlassung, dieses landläufige Urteil nachzuprüfen, denn dasselbe Volk, dem vorher der Glaube abgesprochen wurde, vollbringt eine ungeheure Glaubenstat, es erwartet vom Tode der Hunderttausende einen besseren Zustand des Volkes, das nach uns kommt. Mag diese allgemeine Hingabe an ein übermaterielles Ideal auch nicht Religion im Sinne des neuen Testamentes sein, so ist sie doch ohne Zweifel Überwindung des gewöhnlichen Eigennutzes durch höhere und unpersönliche Hoffnungen.

Wir lassen dabei außer Betracht, daß es trotz der großen Zeit noch immer sehr viel kleine Menschen gibt, die auch im Kriege nur schachern. Wir reden auch davon nicht, daß die Todesbereitschaft nicht in jedem einzelnen Falle ganz freiwillig sein kann. Aber ohne menschliche Schwachheiten und Rückstände waren auch die Heldenzeiten früherer Glaubensperioden nicht. Das Volk als Ganzes steht vor unserem Geiste; und wir finden, daß es jetzt kein materialistisches Volk ist.

Ob wir vor dem Kriege wirklich ein materialistisches Volk waren oder ob wir es uns von dem doppelten Chor der religiösen Bußprediger einerseits und der monistisch-materialistischen Aufklärer andererseits nur haben vorreden lassen, macht wenig Unterschied, denn ein Volk pflegt das zu werden, was es zu sein glaubt. Alle Gruppen des deutschen Volkes stellten die Erwerbsgesichtspunkte so einseitig in den Vordergrund, daß kluge Ausländer oft ganz irre an dem deutschen Charakter wurden und fragten, ob wir denn wirklich statt des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit nur noch Nationalökonomie und Hauptbuch gelten lassen wollten. Die Lehre vom sogenannten historischen Materialismus, nach der die Gesinnungen der Menschen nur Folgeerscheinungen ihres wirtschaftlichen Zustandes sind, hatte sich weit über die Sozialdemokratie hinaus verbreitet und begegnete sich mit einer vom Kapitalismus ausgehenden Verachtung aller bloß geistigen Werte. Wir alle waren über technische Kräfte viel besser unterrichtet als über moralische Kräfte und vertrugen es vielfach nicht mehr, daß man außerhalb der Kirchen- und Schulräume eine Weltanschauung des Opfers und der Hingabe verkündigte.

Noch heute ist es vielen Menschen nicht deutlich geworden, wie weit die durchschnittliche Kriegsauffassung von dieser früheren Massenstimmung entfernt ist. Wenn jetzt darauf aufmerksam gemacht wird, wie sehr uns eine Schuld von hundert Milliarden belastet, wie unmöglich es ist, durch den Krieg eine Gutmachung der Schäden zu finden, in welche Sparsamkeiten und Knappheiten wir zurückgeworfen werden, so hat die Mehrzahl des vorher so geschäftlich-materiellen Volkes dafür keine Ohren und läßt sich willig zur Außerachtsetzung aller ihrer eigenen früheren Lebensanschauungen führen: wir sind es der Zukunft schuldig, der Nation, der Idee! Mag aus uns werden, was da will, wenn nur die Gesamtheit weiterlebt! Solche Gesinnung hindert, wie schon vorhin angedeutet wurde, den einzelnen nicht, sich doppelt gut bezahlen zu lassen, wenn es gerade möglich ist, aber sie ist dennoch eine gewaltige geistige Tatsache.

Am Osterfeste wird es uns naheliegen, diesen Glaubenszustand der Volksmenge so zu beschreiben: während die alte Glaubensfrage der persönlichen Auferstehung des Einzelmenschen vom Tode jetzt im Kriege fast eine noch geringere Rolle in der Volksmeinung spielt als sonst, ist der Glaube an das Fortleben der Nation auch nach dem Tode der gegenwärtigen Generation zu einer Bedeutung gelangt, wie nie zuvor. Aus einem Personalglauben ist ein Gattungsglaube geworden. Das ist nicht genau die alte Religion, aber es ist Religion: Gebundenheit an überirdische Vorstellungen.

Die ersten Christen, die uns so oft als Muster vorgestellt worden sind, haben diesen nationalen Gattungsglauben nicht gehabt. Ihr Ostergedanke war: wer mit Christus stirbt, der steht mit ihm auf. Ob er Jude ist oder Grieche, das kommt für die Auferstehung nicht in Betracht! Überhaupt glaubte die alte Christenheit wenig an die irdische Weiterentwicklung der Menschen. Sie suchte den Himmel, aber nicht die Größe der Völker oder die Einheit der Menschheit. Dieser alte Glaube wurde uns als ein ewiger und unveränderlicher Glaube dargestellt, als Offenbarung an sich. Ein neuer Glaube der Völker- oder Menschheitshoffnungen war nicht formuliert und wurde nicht als Glaube im Sinne der Religion anerkannt. Auf diese Weise kam es, daß diejenigen, die den alten Glauben nicht mehr besaßen, sich für Materialisten hielten und dafür gehalten wurden.

Es braucht gar kein Gegensatz zwischen dem alten biblischen Personalglauben und dem neueren Gattungsglauben (der übrigens auch sehr alte Vorbilder hat) herausgearbeitet zu werden. Je mehr der erstere geheiligte Privatsache wird, desto mehr kann der zweite Volksglaube werden. In dieser Richtung scheint der Krieg zu wirken.

Dabei aber soll nicht übersehen werden, daß der Gattungsglaube verschiedene Konfessionen von vornherein in sich trägt: Nationalitätenglauben (nationaler Polythe-

Digitized by Google

ismus) und Menschheitsglaube (Monotheismus). In beiden Fällen ist dasjenige, an dessen Auferstehen oder Fortleben geglaubt wird, verschieden. Zwischen beiden Formen sind mehrere Zwischenformen möglich.

— — Ostern, Ostern, Frühlingswehen, Ostern, Ostern, Auferstehen! Was ist das jetzt gerade für ein seltsames, merkwürdiges Fest! Jetzt in diesen Tagen! Man sieht den Tod, den Massentod, den Gewalttod. Man sieht das freiwillige Opfer. Wir bewundern die, die sich hingeben, und müssen, müssen irgend etwas glauben, was ihrem Tode einen Zweck und Sinn gibt. Dasselbe Bedürfnis ist bei allen kämpfenden Völkern, denn, obwohl wir uns streiten, stehen wir unter den gleichen Lebensbedingungen. Alle suchen eine Antwort auf die Frage: wozu das alles? Und diese Frage gestaltet die Gesinnungen um.

Der alte Materialismus als Weltanschauung ist für lange Zeit vorbei. Man braucht Osterglauben. Man fühlt an allen Ecken, wie nach ihm gesucht wird.

Georg Wolf / Unser Recht auf Elsaß-Lothringen

Der Verfasser ist der Führer unserer Fraktion im elsaß-lothringischen Landtag.

Die Kundgebung für Elsaß-Lothringen, die am Jahrestage des Protestes von Bordeaux in der Pariser Sorbonne veranstaltet worden ist, hat noch einmal deutlich gezeigt, wie krampfhaft sich Frankreich in den Gedanken verbissen hat, Elsaß-Lothringen wieder in seine Gewalt zu bekommen. Während im Osten ein Friedensschluß sich an den anderen reiht und die Umrisse einer neuen osteuropäischen Welt immer schärfer erkennbar werden, hat im Westen ein letztes gigantisches Ringen begonnen — einzig und allein um Elsaß-Lothringen. Belgien kann nach der letzten Kanzlerrede trotz der neuesten Erklärung zur Flamenfrage kein ernstliches Friedenshindernis mehr sein; dafür hat sich England, unterstützt von den Vereinigten Staaten, entschlossen hinter Frankreich gestellt, um ihm zu seinem Kampf- und Friedensziel zu verhelfen. Wahrlich, eine bewundernswerte Zähigkeit im Kampf um eine aussichtslos gewordene Sache! Ohne einen starken ethischen Einschlag, den subjektiven Glauben der Franzosen an die Gerechtigkeit ihrer Forderung, ist dieses Durchhalten psychologisch kaum zu begreifen.

Angesichts dieser Tatsache regt sich auf deutscher Seite erneut das Bedürfnis, möglichst schlagend und schlüssig klarzustellen, daß es auch für uns nicht nur eine Sache der nationalen Ehre ist, wenn wir auf die Forderung der Herausgabe Elsaß-Lothringens nur die Kühlmannsche Antwort haben: „Nein, niemals!", sondern daß wir dies tun im Bewußtsein unseres Rechts vor der Geschichte und der Moral und im Festhalten an Elsaß-Lothringen eine heilige Verpflichtung gegen Elsaß-Lothringen erblicken. Eine solche Erörterung dient nicht nur zur Festigung der eigenen, vielfach rein stimmungsmäßigen Überzeugung, in der sich alle Schichten und Parteien unseres Volkes eins wissen, sie kann auch dazu beitragen, die bei unseren Gegnern herrschenden, auch von vielen Neutralen geteilten, irrigen oder einseitigen Auffassungen des elsaß-lothringischen Problems zugunsten einer zutreffenderen, dem deutschen Standpunkt gerecht werdenden, zu beeinflussen.

Als wertvolles publizistisches Hilfsmittel begrüßen wir in diesem Zusammenhange das von Dr. Karl Strupp im Verlag von Duncker & Humblot in München und Leipzig herausgegebene Sammelwerk „Unser Recht auf Elsaß-Lothringen", hinter dem sich eine ebenso glänzend in der Form wie gerecht abwägend im Inhalt geschriebene „Politische und kulturelle Geschichte Elsaß-Lothringens" aus der Feder des Straßburger Historikers Karl Röhlin verbirgt, zu dem Dr. Philipp Zorn eine Einleitung, Dr. Ferdinand Wrede einen Exkurs über die Sprachenfrage und der Herausgeber ein Schlußwort beigesteuert haben. Wir werden im Laufe unserer Ausführung noch darauf zurückkommen.

Wenn ein Problem die Welt in zwei Heerlager teilt, die einen Kampf auf Leben und Tod ausfechten, kann es nicht so ganz einfach liegen, sondern es muß Fragen berühren, die mit dem Lebensgrund der beteiligten Nationen zusammenhängen, ja hineinreichen in den tragischen Urgrund aller Geschichte. Vielleicht kann das ein Elsässer, der die Wirkungen der Ereignisse von 1871 an der älteren Generation erschaut hat, wie er die Vorgänge von heute selbst erlebt, richtiger beurteilen als mancher hüben oder drüben, der stimmungsmäßig gebunden nur schwer zu einer beiden Teilen gerecht werdenden Betrachtung sich durchringen kann.

Danach kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Frankreich die Abtretung Elsaß-Lothringens als eine gewaltsame Lostrennung von ihm gehörigen Gebietsteilen und innerlich zu ihm gehörigen Volksteilen empfunden hat und daß dieses Gefühl von der weit überwiegenden Mehrheit der abgetretenen Bevölkerung restlos geteilt wurde. Unsere Väter haben das Schwerste durchmachen müssen, was einem Volke zustoßen kann, die Trennung von ihrem Vaterlande und die Zuweisung zu einem neuen Staatsverband, der ihren Söhnen zum Vaterland werden sollte. Wir möchten dies Geschick niemand wünschen, darum stehen alle Elsaß-Lothringer, die mit diesem Lande verwachsen sind, auf dem Boden der Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917, sind sie Gegner jeder Vergewaltigung anderer Völker oder Volksteile, jeder „Annexion". Die Staatsmänner, die den Frankfurter Frieden diktiert haben, waren sich daher auch der Tragweite ihrer Bedingungen durchaus bewußt. Bismarck hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß Frankreich den in allen Formen Rechtens bestätigten Frieden innerlich nicht anerkannt habe und die erste aussichtsvolle Gelegenheit benutzen werde, um seine Revision zu erzwingen. Er hat den Revanchekrieg hintanzuhalten gewußt, aber das Bündnis zwischen Frankreich und Rußland hat auch er nicht aufhalten können, das schließlich den Weltbrand entzündet hat. Darum hat Bismarck Frankreich gegenüber auch nie die populären Forderungen der nationalen Romantik, die auf die Wiedergewinnung der geraubten Provinzen abzielte, ausgespielt, weil seinem kühlen staatsmännischen Sinn angesichts der völligen Assimilation der Deutsch redenden Bevölkerung ein Rechtsanspruch sehr fraglich schien, sondern ausschließlich den militärischen Gesichtspunkt der notwendigen Sicherung Süddeutschlands für den Fall künftiger Angriffsgelüste Frankreichs geltend gemacht. Wie sehr auch Wilhelm I. diese Auffassung teilte, zeigt der von Pichon ans Licht gezogene, in Deutschland nicht unbekannte Brief an die Kaiserin Eugenie, in dem unter ausdrücklicher Ablehnung jeder anderen Erwägung ausschließlich der strategische Gesichtspunkt als bestimmend für die geforderten Abtretungen bezeichnet wird. Wahrscheinlich hätte der Hinweis auf das stürmische Verlangen des deutschen Volkes, ihre stammverwandten Brüder jenseits des Rheins der deutschen Nation wiederanzugliedern, auf die hohe Frau mehr Eindruck gemacht, wie auch Bismarck

sich eher Sympathien bei den Elsässern und Lothringern erworben hätte, wenn er, sei es auch nur rhetorischen Gebrauch von dem Gedanken der wiederzugewinnenden Brüder gemacht hätte, statt sie durch die kalte These vom Glacis vor den Kopf zu stoßen.

Und doch ist diese letztere die historisch durchschlagende. Wir glauben, daß Röchlin das hier waltende historische Gesetz richtig umschreibt, wenn er betont, daß die zwischen dem West- und dem Ostreich liegenden Mittelstädte am Rhein und an der Mosel jeweils dem Mächtigeren zufallen müßten, in ihrem Geschick sich das gegenseitige Stärkeverhältnis beider spiegele. Im Lichte dieser Betrachtung werden Ludwigs XIV. Reunionen allerdings ebenso zur psychischen Notwendigkeit, wie Wilhelms I. „Desunion" zweihundert Jahre später. Wenn damals die Überzeugung Platz griff, „daß der Vollbesitz der deutschen Westmark für die militärische Machtstellung Frankreichs nicht zu entbehren sei", so war diese Erwägung zwar so gewichtig, wie die von Moltke angestellte, daß zur Sicherung der militärischen Machtstellung Deutschlands der Besitz des Elsaß und Lothringens mit den Festungen Belfort, Straßburg und Metz unumgänglich sei. Das jeweils mächtigere Reich mußte Herr sein in diesen Grenzgebieten, ihr Besitz war das Symbol seiner Vormachtstellung.

Wir haben es schmerzlich erfahren müssen, wie begründet die in harten Tatsachen wurzelnde Auffassung war. Der Umstand, daß Bismarck dem sehr geschickt vorgehenden Thiers gegenüber in letzter Stunde doch noch auf Belfort — ohne Not — verzichtete, hat zur Folge gehabt, daß unsere Heimat nicht nur Aufmarschgebiet geworden, sondern im Oberelsaß Kriegsgebiet geblieben ist und aufs schwerste unter dem Kriege leidet. Der ganze Feldzug wäre anders angelegt worden, wenn Belfort eine deutsche Festung gewesen wäre!

So ist es „der lebendige Gang der Geschichte", der für uns und gegen Frankreich zeugt, das an der Politik Ludwigs XIV. festhält, während die Führerstellung an die Hohenzollern übergegangen ist. Es liegt eine gewisse Tragik darin, gewiß, aber liegt nicht weit mehr Tragik in der Geschichte Deutschlands, das Jahrhunderte hindurch der Tummelplatz der kriegerischen Auseinandersetzungen der ringsumher erwachsenen Nationalstaaten gewesen ist? Frankreich hat unter dem dritten Napoleon leichtfertig den Krieg vom Zaun gebrochen, um Deutschlands Emporkommen zu hindern. Damals hat die Entscheidung der Waffen gezeigt, wo die größere Stärke und das größere Recht der Geschichte liegen. Es hat sich dem Spruch nicht gefügt und jetzt eine Weltkoalition gegen den Sieger von 1871 zusammengebracht, um eine Revision jener Entscheidung herbeizuführen. So bringt es unsäglichen Jammer über Europa und sich jetzt an den Rand des Abgrunds, weil ihm die rechte Einschätzung seiner Stellung in der Geschichte der Gegenwart fehlt. Es lädt damit eine Schuld auf sich, die sich an ihm selber furchtbar rächen wird.

Und doch steckt etwas Ritterliches, ein Stück Romantik, für das wir Deutsche Verständnis haben müssen, in diesem Hängen an den verlorenen Brüdern. Denn sie waren Franzosen, die Deutsch sprechenden Elsässer und Lothringer, waren durch Revolution und Kaiserreich ein lebendiger Bestandteil der grande nation geworden. Sie haben seelisch weit mehr gelitten durch die Losreißung als etwa ihre Väter im 17. Jahrhundert, als sie dem Reich verlorengingen, das sie in feiger Schwäche dahingab. Die zahlreichen Elsässer und Lothringer, die Franzosen geblieben und nach Frankreich gezogen sind, haben die Wunde nicht vernarben lassen und alles getan, um im französischen Volk den Glauben wach zu halten, die Elsaß-Lothringer sehnten sich nach dem verlorenen Vaterland und der Stunde ihrer Erlösung. So wurzelt die Revanche doch nicht nur in der Überstiegenheit unhaltbar gewordener Machtansprüche, sondern auch in einem nationalen Verpflichtungsgefühl, das in gleicher Stärke unserem Volke nur zu wünschen wäre. Dieses Verpflichtungsgefühl trägt aber durchaus romantischen Charakter, ihm entspricht keine greifbare Wirklichkeit mehr, denn die Entwicklung ist seit 1871 nicht stillgestanden, wie man in Frankreich wähnt. So sind zunächst große Veränderungen in Zahl und Zusammensetzung der Bevölkerung eingetreten. Kaum ein Neuntel weist das Französische als Muttersprache auf, fast ein Viertel ist altdeutschen Ursprungs. Im Jahre 1911 waren 12 v. H. der Ehen solche zwischen Einheimischen und Eingewanderten und ihnen, wie den rein altdeutschen Ehen, eignet die weitaus größere Fruchtbarkeit. Die Einbeziehung des Landes in das deutsche Wirtschaftsleben mit seinem gewaltigen Aufschwung, der in Lothringen und im Oberelsaß besonders spürbar wurde, hat tiefgreifende Folgen gehabt, deutsche Schulen und deutsche Verwaltung haben in 45 Jahren nicht vergeblich gearbeitet. So ist in der jungen Generation auch der Einheimischen der Sinn geweckt für deutsche Sprache und Art und ihren Zusammenhang mit deutschem Volkstum und deutscher Kultur. Die versunkene deutsche Vergangenheit, die hinter der französischen ganz zurückgetreten war und die Röchlin in seiner Abhandlung in ihrer ganzen Herrlichkeit wiedererstehen läßt, ist vielen wieder zum wertvollen geistigen Besitz geworden. So ist die Brücke zum Deutschtum geschlagen, das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit geweckt, das durch diesen Krieg, in dem Elsässer und Lothringer Seite an Seite mit den übrigen deutschen Stämmen kämpfen, bluten und ihr Leben lassen, eine ungeahnte Stärkung erfahren wird. So kann und darf das Deutsche Reich diesen Bestandteil seines Volkstums heute weniger als je aufgeben, ihm erwächst den Elsaß-Lothringern gegenüber eine tatsächliche nationale Verpflichtung, der es sich schlechterdings nicht entziehen darf. Gewiß gibt es gewisse Schichten, vor allem in der Bourgeoisie, die innerlich noch an Frankreich hängen, wie es 1871 kleine Kreise gab, die im Herzen noch deutsch waren. Aber die große Mehrheit ist darin einig, daß Elsaß-Lothringen zu Deutschland gehört, wenn auch das Deutschtum vieler noch nicht den Grad von Bewußtheit erlangt hat, den wir bei den übrigen deutschen Stämmen finden, die den Durchbruch des Nationalbewußtseins im Zeitalter der Reichsgründung auf deutscher Seite miterlebt haben. Man vergesse nie, daß das Elsaß von der das ganze 19. Jahrhundert erfüllenden Einigungsbewegung unberührt geblieben ist und den Anschluß an diese Werdezeit deutscher Nation erst nachträglich hat gewinnen müssen. Und man bedenke auch, daß die Form des Reichslands, die auch Röchlin zutreffend als „Verlegenheitsschöpfung" kennzeichnet, denkbar ungeeignet war, um diesen Assimilationsprozeß zu beschleunigen.

So erweitert sich unser Recht auf Elsaß-Lothringen zur Pflicht gegen die Elsaß-Lothringer, sie vor dem Schicksal zu bewahren, das ihre Väter schmerzlich genug getroffen hat, das aber für die Söhne, die sich des Einklangs zwischen Volkstum, Sprache und Staatsgemeinschaft bewußt geworden sind, geradezu eine Katastrophe bedeuten würde. Ein Rückfall an Frankreich würde das Ende deutscher Sprache und Art in der alten deutschen Westmark bedeuten.

Unser Recht auf Elsaß-Lothringen wurzelt also nicht nur

Digitized by Google

im ehernen Gang der Geschichte, der ein Volk von seiner Höhe herabsinken und dafür ein anderes aufsteigen läßt, sondern auch im Recht der Nationalität, das gerade unsere Feinde so gern im Munde führen. Wenn man das in England und Amerika nicht anerkennen will, so verschließt man sich unbestreitbaren Tatsachen und beweist damit, daß man sich eines sachlichen Urteils begeben hat. Man will die Dinge nicht sehen und nehmen, wie sie tatsächlich sind!

Ein letztes Prinzip, das Recht der Selbstbestimmung, bekräftigt ebenfalls unser Recht auf Elsaß-Lothringen. Es liegen unzweideutige Äußerungen aus dem Lande selbst darüber vor, daß wir deutsch sein und deutsch bleiben wollen. Schon im Jahre 1911 aus Anlaß der Marokkowirren hat der neugebildete Landtag in einer Friedensresolution den Revancheschreiern in Frankreich eine deutliche, dort sehr unliebsam empfundene Absage erteilt. Während der letzten Tagung des Landtags aber, im Vorjahre, haben die Präsidenten der beiden Kammern so entschieden von der unlösbaren Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zum Deutschen Reich gesprochen, daß darin eine Kundgebung erblickt werden darf, die jenen Protest von Bordeaux ein für allemal aufhebt. Nichts kann schlagender den Umschwung der Stimmung seit den Vorgängen von 1871 beleuchten und darum eindrucksvoller die Anerkennung unseres Anspruches auf Elsaß-Lothringen durch die Elsaß-Lothringer selbst erweisen. So muß der Kampf fortgeführt werden, bis Frankreich sich geschlagen gibt und die Berufung gegen den Frankfurter Frieden abgewiesen wird. Um seinen Prozeß zu gewinnen, hat es eine Koalition zusammengebracht, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat. Geht er diesmal verloren, gibt es keine Instanz in der Welt mehr, vor der er anhängig gemacht werden könnte. Denn dann hat die Weltgeschichte als höchster irdischer Richter zu unseren Gunsten entschieden, unser Recht auf Elsaß-Lothringen ist endgültig anerkannt.

Otto Ernst Sutter / Warum kein Wasserstraßenprogramm?

Der Krieg hat uns auf dem Gebiet des Verkehrswesens eine Reihe von Erfahrungen vermittelt, deren verständnisvolle Beachtung und Ausnützung in der Zukunft geboten erscheint. Vor allem hat die Ansicht, die früher mehr oder weniger nur vereinzelt vertreten wurde, eine Stärkung erfahren, daß unsere gesamten Verkehrseinrichtungen, Eisenbahnen und Wasserstraßen, nach einheitlichen Gesichtspunkten auszugestalten seien. Mit Recht wird von den verschiedensten Seiten u. a. auf die Notwendigkeit hingewiesen, für das Verkehrswesen so bald wie möglich eine Reichs-Zentralstelle zu schaffen. Was insbesondere die Wasserstraßen angeht, so gewinnt die Überzeugung stetig neue Freunde, daß es sich für den Ausbau der Wasserwege in erster Linie darum handle, ein zusammenhängendes Netz von Kanälen und schiffbaren Strömen zu schaffen. In den Landtagen der Einzelstaaten sowohl wie im Reichstag ist während des Krieges von sachkundigen Wirtschaftspolitikern mehrfach betont worden, daß das Vorhandensein eines zusammenhängenden Wasserstraßennetzes das deutsche Verkehrswesen in der Zeit des Völkerkrieges vor mancher Schwierigkeit bewahrt hätte. Forscht man nach den Gründen, aus denen heraus es erklärlich erscheint, daß in den Jahren vor dem Kriege so wenige der großen Wasserstraßenprojekte, die in den verschiedensten Teilen Deutschlands seit langem vertreten werden, zur Verwirklichung heranreiften, so wird man als eine der wichtigsten Ursachen dieser Erscheinung immer wieder die Tatsache ansehen müssen, daß es an einer klaren Übersicht über die Notwendigkeiten mangelte, die durch Kanal- und Stromkanalisierungs-Bauten zu befriedigen sind. Hätten wir vor zwanzig oder zehn Jahren ein Reichswasserstraßen-Programm aufgestellt, d. h. wäre eine planmäßige Wasserstraßenpolitik in enger Anlehnung an die Eisenbahnpolitik betrieben worden, so wären wir auf dem Gebiet des Wasserstraßenbaues sicherlich weiter gekommen, als dies tatsächlich der Fall war.

Die Hoffnung nun, daß auch die deutschen Regierungen eine planmäßige Wasserstraßenpolitik, wie sie leider vor dem Kriege fehlte, wenigstens für die Zukunft für notwendig erachten werden, erscheint, wenigstens soweit Preußen in Frage kommt, nach den jüngsten Darlegungen des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten über die Wasserstraßenanträge der verschiedenen Parteien leider nicht berechtigt. Wie in Berichten über die Verhandlungen im Haushaltsausschuß des Abgeordnetenhauses mitgeteilt wurde, kam in deren Verlauf ein Zentrumsantrag zur Beratung, der die königliche Staatsregierung ersucht, „zur Schaffung eines einheitlichen Wasserstraßennetzes in Preußen recht bald einen Plan für den weiteren Ausbau vorhandener Wasserstraßen und Wasserkräfte sowie für die Herstellung neuer Schiffahrtsstraßen vorzulegen". Herr v. Breitenbach erklärte dazu u. a.:

„Der weitestgehende Antrag ist nach meinem Empfinden der Antrag des Zentrums, der darauf abzielt, alle Vorbereitungen für einen Plan zu treffen, der ein umfassendes Wasserstraßenprogramm für Preußen mit Rücksicht auf die Wechselbeziehungen zum Reiche und wahrscheinlich auch zu den Verbündeten sicherstellt. Zu diesem Antrag hätte ich wenig zu sagen. Die Regierung wird zu einem so umfassenden Problem kaum Stellung nehmen können. Es ist undenkbar, daß sie sich in irgendeiner Form hierzu nur bejahend ausdrückt, und verneinend wird sie sich auch nicht äußern wollen. Man wird eben abwarten müssen, wie sich unsere Zukunft gestaltet. Aber wenn ich auch davon absehe, so ist es mir doch in hohem Maße zweifelhaft, ob es im Sinne derjenigen zweckmäßig ist, einen so umfassenden Antrag zu stellen, die die Verwirklichung bestimmter Wasserstraßenprojekte auf den Schild heben. Da kann es, wenn ich von meinem grundsätzlichen Standpunkt absehe, gar nicht zweifelhaft sein, daß man die verschiedenen Wasserstraßenprojekte, auch ohne daß ausführliche Vorarbeiten oder auch allgemeine Vorarbeiten vorgenommen werden, nach der Dringlichkeit gruppiert und dabei einige ganz scharf erkennbare Gesichtspunkte heraushebt."

Es ist nicht recht verständlich, warum der Herr Minister, wenn es ihm nicht zweifelhaft erscheint, daß man die verschiedenen Wasserstraßenprojekte nach der Dringlichkeit gruppieren und scharf erkennbare Gesichtspunkte dabei heraushebe muß, der Forderung nach der Aufstellung eines General-Wasserstraßenprogramms für Preußen und das Reich so skeptisch gegenübersteht, wie das nach seinen Ausführungen der Fall zu sein scheint. Und es ist auch kein triftiger Grund ersichtlich, warum die Regierung zu einem „so umfassenden Problem" nicht Stellung nehmen will. Herr v. Breitenbach vertritt die Meinung, daß eine Erfüllung des Wunsches, der im Zentrumsantrag formuliert ist, nicht im Sinn derer gelegen sei, die auf die Ausführung bestimmter Wasserstraßenpläne dringen. Auch diese Auffassung scheint uns schlecht begründet. Die Aufstellung eines Wasserstraßenprogramms allein wird Klarheit darüber bringen, welche der vielen Einzelprojekte, die seit Jahr und Tag oft mit sehr erheblichen Opfern an Geld und Zeit verfochten werden, baumürdig sind. Und gerade sie wird dazu beitragen, daß die tatsächlich baumürdigen Pläne nun wirklich auch in Angriff genommen werden. Es ist ein verfehltes Beginnen, wenn die Regierung allen Wasserstraßengedanken, die ihr vorgetragen werden, mit freundlichem Lächeln ihr Wohlwollen bezeugt und es im wesentlichen bei dieser völlig wertlosen Formsache bewenden läßt!

Aber auch daß sie mehr oder weniger aufs Geratewohl Wünsche nach Zuschüssen für Entwurfsbearbeitungen bald dieses, bald jenes Projektes bewilligt, hat wenig Zweck. Was haben denn die vielen Einzelaktionen, die zur Förderung der verschiedenen Kanalbaudeen ins Werk gesetzt werden, bisher erreicht? Es erübrigt sich, die Frage durch eine Betrachtung des Standes der einzelnen Projekte zu beantworten: Vielmehr genügt es, auf die

Digitized by Google

Tatsache hinzuweisen, daß wir heute ein zusammenhängendes, großzügiges, deutsches Wasserstraßennetz nicht besitzen. Eine unter Ausschaltung aller Sonderinteressen, nach einheitlichen und lediglich sachlichen Gesichtspunkten vorgenommene Gruppierung der Wasserstraßenpläne nach der Dringlichkeit und Bauwürdigkeit wird nur durch die Aufstellung eines General-Wasserstraßenprogramms möglich sein, und zwar eines Wasserstraßenprogramms für das ganze Reich mit Rücksicht auf die Wechselbeziehungen zu den Verbündeten.

Erfreulicherweise hat der Ausschuß trotz der Ausführungen Herrn v. Breitenbachs den Antrag des Zentrums angenommen, bei dessen Behandlung im Plenum des Abgeordnetenhauses sich hoffentlich Gelegenheit geben wird, die Notwendigkeit einer grundsätzlichen und vor allem planmäßigen Wasserstraßenpolitik in der Zukunft nach allen Seiten hin zu begründen. Kommen wir nicht zu einer solchen grundsätzlichen und planmäßigen Wasserstraßenpolitik, so wird es so bleiben wie bisher, daß zwar eine fast unübersehbare Zahl von Einzelprojekten mit Eifer und viel Kraftaufwand betrieben wird, ohne daß eines von ihnen nun wirklich zur Ausführung kommt. Eine derartige „Lösung" der deutschen Verkehrsfragen wird aber niemand wünschen, der die Bedeutung großzügig geschaffener Verkehrseinrichtungen für das gesamte Wirtschaftsleben kennt und in ihrem vollen Umfang würdigt.

* * * / Eindrücke aus Finnland

Torneo, Ende Februar.

Dem kleinen, wie im Winterschlafe daliegenden Städtchen Torneo sieht man es kaum an, daß hier noch vor wenigen Tagen erbitterte Kämpfe stattgefunden haben. Die russische Garnison war zahlreich genug gewesen, um, im Verein mit einer kleinen Schar zerlumpter Taugenichtse, die von irgendeiner maximalistischen Zentrale besoldet wurden und sich daher „Rote Garde" nannten, das Städtchen gegen die wenig zahlreichen und kaum bewaffneten „Weißen Garden" der dünn besiedelten Umgebung zu halten, auch nachdem die finnländische Regierung bereits längst ganz Mittelfinnland erobert hatte. Niemand war seines Lebens und seines Eigentums sicher gewesen, jeder Russe fühlte sich berechtigt zu nehmen, was ihm in die Augen fiel, und jedermann wußte, daß selbst der Versuch eines Widerstandes gegen die Herrschaft dieser Horden sofort in der blutigsten Weise bestraft wurde. Trotzdem sind nach der Einnahme nur einige wenige, die des Mordes überführt waren, standrechtlich erschossen worden.

Jetzt sieht man nur noch wenige Wachmannschaften hier und da in der Stadt verstreut stehen oder patrouillieren; sie gehen in Zivil und haben als Abzeichen nur die weiße Binde des „Schutzkorps", d. h. der Weißen Garde, um den linken Arm; bewaffnet sind sie mit eroberten Gewehren, meist japanischen Ursprungs. Sonst fällt im Straßenbild nur auf, daß fast jeder Mann eine solche weiße Binde trägt, also zum Schutzkorps gehört, und zwar nicht nur die bemitteltern, besser gekleideten Leute, sondern ebenso auch einfache Arbeiter in alten schäbigen Mänteln und arme Landknechte in verschlissenen Schafpelzen. Gleich in der ersten Stadt Finnlands wurde es mir klar, daß die Weiße Garde nicht ein Mittel des Klassenkampfes der Reichen gegen die Armen ist, sondern ein Aufgebot des gesamten Volkes gegen den alten Feind, den Russen. Soweit ich erfuhr, gehören auch fast alle in Torneo lebenden Sozialdemokraten zur Weißen Garde.

Uleoborg, den . . . Februar.

Zusammen mit Freiwilligen, die zur Verteidigung ihrer Heimat aus Schweden herbeigeeilt waren, und schwedischen Offizieren, die in die finnländische Armee eintreten wollten, kam ich in Uleoborg an, wo ich nur kurzen Aufenthalt hatte. Eine Ehrenwache der Weißen Garde erwartete die ankommenden Offiziere, zwei Knaben von höchstens 14 Jahren standen, während wir aßen, mit Gewehren, die ein gutes Stück länger waren als sie selbst, in strammer Haltung Wache. Der äußere Drill der Weißen ist an den verschiedenen Orten recht verschieden; hier in Uleoborg schien man aber sehr darauf zu achten, daß die Zeichen des militärischen Drills, stramme Haltung, Ehrenbezeugungen usw., streng beachtet würden. Wie man mir erzählte, ist Uleoborg jetzt der Mittelpunkt für die Sammlung und erstmalige Ausbildung der Weißen Garden aus dem nördlichsten Teil Finnlands geworden; sein Kommandant ist ein ehemaliger Offizier der 1900 von den Russen aufgelösten finnländischen Armee, der sehr auf die alten militärischen Traditionen hält.

Die Kämpfe bei Uleoborg waren langwieriger und heftiger als in Torneo: hier standen etwa 500 Russen und ebenso viele Mann der Roten Garde, die sich aus der ganzen Umgebung nach Uleoborg gerettet hatten, um sich dort zu verteidigen. Als die Weißen, die auch hier beim ersten Angriff nur zum kleinen Teil mit Gewehren bewaffnet waren, in die Stadt eindrangen, versuchte die Besatzung erst noch, sich in ihren Kasernen zu verteidigen, gab es aber bald auf und streckte die Waffen, die ich jetzt in den Händen der Weißen sah. Südlich von hier liegt Gamla Karleby, wo ein typisches Beispiel dafür passierte, wie plötzlich und widerstandslos die russische Herrschaft im größten Teile Finnlands zusammenbrach. Es befanden sich in Gamla Karleby etwa 400 russische Soldaten und 100 Rotgardisten mit 12 Maschinengewehren und 5 Kanonen. Als die Nachricht vom Aufstande in Wasa ankam, richteten sie sich zu einer systematischen Verteidigung ein. Wenige Tage darauf brach plötzlich ein Haufe des weißen Aufgebots der Umgegend, Bauern, die meist nur mit Schrotgewehren, viele auch einfach mit Sensen oder Beilen bewaffnet waren, in die Stadt ein. Trotz des Feuers der Maschinengewehre und Kanonen wurden die Stellungen der Russen mit einem Verlust von nur vier Toten im ersten Ansturm überrannt, Kanonen und Maschinengewehre genommen und von Leuten, die bisher kaum jemals solche Kriegsmaschinen gesehen, geschweige denn vorher daraus geschossen hatten, gegen die Russen gerichtet, die sich dann sofort ergaben. In einigen benachbarten Städten des mittleren Osterbottens ging es noch leichter: in Karleby zog eine nicht viel mehr als 100 Mann zählende Abteilung, meist Knaben, unter einem entschlossenen Führer (der jetzt in den Wäldern Kareliens kämpft) gegen die Kaserne der Russen, warf einige Handgranaten hinein und forderte die Russen zur Übergabe auf. Die Russen erschienen auch sofort und legten ihre Gewehre außerhalb der Kaserne auf die Erde. Als ihnen aber befohlen wurde, alles Kriegsmaterial hinauszutragen, da erschrak der finnische Führer selbst über die Kühnheit des eigenen Erfolges, denn da kamen acht Kanonen, mehrere Maschinengewehre und ein großes Lager von Gewehren, Handgranaten und Munition zum Vorschein. Alles wurde sofort nach Norden und Osten geschickt, um die dort kämpfenden Weißen Garden zu bewaffnen.

In Gamla Karleby blieb ich fast einen ganzen Tag und hatte Gelegenheit, ein besonders reges kriegerisches Treiben zu beobachten, weil die fliegenden Korps der Umgegend, d. h. die Mitglieder der Weißen Garde, die sich freiwillig zur Front gemeldet hatten, jetzt gesammelt und abgeschickt werden sollten. Unaufhörlich durchzogen Abteilungen der Weißen Garde die Stadt, einige kamen vom Lande mit voller Ausrüstung, andere zogen vor die Stadt, um durch einen Gewaltmarsch zu prüfen, ob alle Freiwilligen körperlich kräftig genug wären (eine vereinfachte Art der Musterung und solange ich in Finnland war, die einzige Art, die ich sah), andere holten sich Waffen vom Rathause. Auf dem Rathause waren lange Tische gedeckt, an denen die Freiwilligen nach Herzenslust Brot mit Schmalz, Grütze mit Milch und Speck essen konnten.

Auch hier hatte ich den Eindruck, daß alle Gesellschaftsklassen gleichmäßig beteiligt waren: die Mehrzahl waren augenscheinlich Bauern in halblangen finnischen Pelzen, aber auch viele arme Bauernknechte, die nur einen dicken Rock aus hausgewebter Leinwand anhatten und ihr Gepäck in einem Sack auf dem Rücken tragen mußten, waren darunter, dazu Städter in eleganten Jagdpelzen und daneben arme Arbeiter, die nur einen dürftigen, recht dünnen Mantel besaßen. Auch unter den Befehlshabern schien keine Klasse vorzuherrschen: ich wunderte mich, wie häufig man Abteilungen antraf, die von einem recht einfach aussehenden, schlecht

Digitized by Google

gekleideten Manne kommandiert wurden, während augenscheinlich den gebildeten Klassen angehörige Männer in Reih' und Glied marschierten. Auch hier wie überall fiel mir die große Anzahl Knaben auf, die überall mitmarschierten und ihre riesigen Gewehre mit Stolz trugen. Man sagte mir, daß es unmöglich sei, sie an der Fahrt an die Front zu hindern, weil sie stets ein höheres Alter angeben und nie Papiere besitzen, nach denen man das Alter kontrollieren könnte . . . Ich glaube, man hatte wohl auch nicht ernstlich die Absicht, sie zurückzuweisen, sondern war auf die knabenhaften Helden recht stolz.

Wasa, den ... Februar.

Von Gamla Karleby war ich mit dem Militärtransport bis zum Hauptquartier gefahren und von dort mit einem deutschen Kollegen zusammen nach Wasa gekommen. Trotz der strapaziösen Fahrt in ungeheizten Güterwagen waren die Freiwilligen in sehr guter Stimmung im Hauptquartier angekommen und waren höchst ungeduldig darüber, daß sie nicht sofort weitergeschickt wurden. Ein Orchester, das auf dem Bahnhofe aufgestellt wurde, tröstete sie über die Wartestunden hinüber. Als ich in Wasa mit meinem Kollegen in das Hotel trat, hörte ich, daß im Speisesaale gerade eine Rede gehalten wurde. Neugierig ging ich zur Türe und entdeckte zu meiner großen Überraschung, daß es eine Rede auf Deutschland war, die ein mir bekannter Finnländer auf schwedisch hielt. An das dreifache Hurra schloß sich die Wacht am Rhein, währenddem wir nun in den Saal traten, um kräftig mitzusingen. Wir wurden gleich von vielen Finnländern erkannt; es waren manche, die wir im deutschen Heere wähnten, die aber jetzt auf direktem Wege von Deutschland herübergekommen waren. Mein Kollege antwortete als Deutscher auf diesen überraschenden Empfang, den wir zufällig erhalten hatten, und seine Rede, die mit großer Begeisterung aufgenommen, wurde mit „Deutschland, Deutschland über alles" beantwortet. Das Fest galt einigen finnländischen Jägern, die soeben aus Deutschland gekommen waren, um den Kampf gegen die Russen in der eigenen Heimat fortzusetzen. Es war keine geschlossene Gesellschaft besonderer Deutschenfreunde, die wir dort getroffen und die uns ihre Begeisterung für Deutschland so deutlich gezeigt hatte, sondern es waren Personen der verschiedensten Parteien. Das Haupt der gegenwärtigen Regierung, Senator Renvall, und zwei andere Senatoren nahmen auch teil und begrüßten uns herzlich als Deutsche.

Infolge der Ankunft der finnländischen Jäger stand die Stadt ganz im Zeichen des Deutschtums: überall sah man die strammen Gestalten der Jäger in ihren deutschen Uniformen, an denen nur die Kokarde durch die rot-goldene finnländische ersetzt war. Später ersetzten sie auch die deutschen Mützen durch Kappen, die den österreichischen ähnlich sind. Die Haltung, die Art der Ehrenbezeugung usw. blieben aber deutsch. Viele trugen mit großem Stolz das Eiserne Kreuz. Zunächst hatten die Jäger einige Tage nichts weiter zu tun, als sich zu erholen oder vielmehr sich feiern zu lassen, was mit großer Gründlichkeit tagelang unter Beteiligung der ganzen Stadt geschah.

In Wasa erhielt ich die Nachricht vom Beginn des deutschen Vormarsches gegen die Russen. Die Freude der Finnländer darüber war außerordentlich: nun standen sie nicht mehr allein, nun waren die Russen nicht mehr in der Lage, alle Kräfte gegen Finnland zu schicken, sondern hatten sich nach Süden gegen den gefährlichsten Gegner zu verteidigen. Die Frage, die uns Deutschen immer wieder gestellt wurde, war: wann werden die deutschen Truppen in Petersburg sein? Leider konnten wir keine Antwort darauf geben, wir wußten ja nicht einmal, ob es überhaupt bis Petersburg gehen sollte. Wenn man auch hoffte, daß schon der deutsche Vorstoß von Süden her Finnland Luft machen müßte, so wurde doch auch sofort überall die Hoffnung geäußert, daß es auch zu einer direkten Hilfe Deutschlands durch eine Landung in Finnland kommen möge, sei es auch durch geringe Streitkräfte, damit man wenigstens sagen könne, die Deutschen sind in Finnland! Die russischen Truppen und Roten Garden in Finnland haben eine so abergläubische Furcht vor den Deutschen, daß sie z. B. jedesmal, wenn sie in einem Gefecht geschlagen werden, behaupten, es seien Deutsche in den Reihen der Finnländer gewesen, und sie seien deshalb geschlagen worden.

Hauptquartier, ... Februar.

Das Hauptquartier des Oberbefehlshabers General Mannerheim ist eine kleine Eisenbahnstation mit verhältnismäßig wenigen Gebäuden, in denen sich jetzt Mannschaften, Offiziere und allerlei Durchreisende auf verhältnismäßig kleinem Raume zusammendrängen müssen. Der Stab selbst ist in einem Eisenbahnzuge untergebracht. Unaufhörlich fluten Ströme von Freiwilligen über das Hauptquartier hin, müssen geordnet, verteilt und weiterdirigiert werden, Offiziere aus Schweden melden sich, um ihre Bestimmung zu erhalten, allerlei politische Persönlichkeiten suchen eine Verwendung — kurz, es ist ein gewaltiger Ansturm von Menschen, die alle so schnell wie möglich weitergeschafft werden müssen. Trotzdem die Organisation des Stabes natürlich noch nicht vollendet ist, gelingt es doch, Stockungen zu vermeiden und die ankommenden Sachen stets mit bestimmter Verwendung weiterzuschaffen. Als Besatzung des Hauptquartiers dient die Kavallerieschule — wir würden eher sagen das Rekrutendepot, denn es sind ja eigentlich Rekruten, die dort in hohen russischen Stiefeln, mit russischen Kavalleriesäbeln ausgerüstet, auf unscheinbaren, aber kräftigen finnischen Pferden ihre Übungen abhalten. Im jetzigen Kriege, der in verschneiten Wäldern geführt wird, kann man die Kavallerie noch nicht brauchen, man bildet aber eine tüchtige Truppe für die Zukunft heran. Tüchtigkeit leuchtet aus dieser ganzen finnländischen Abschüttelung des Russentums. Möge der gemeinsame Erfolg Finnländer und Deutsche einen!

David Koch / Schillers Idealismus und die deutsche politische Zukunft

Der scheinbare Gegensatz des alten deutschen Idealismus von Kant und Schiller und des harten Realismus der Gegenwart ist seit Anfang des Krieges wiederholt besprochen worden. Unsere Feinde beklagen, daß wir nicht mehr mit Schiller singen:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
und das Schöne blüht nur im Gesang —

sie schelten uns Deutsche des Weltkriegs kulturlose Barbaren. Aber auch unter uns selbst gibt es viele, die zweifeln, ob die neue technische Zeit, in der wir die ersten unter den Völkern sind, nicht den Idealismus der Vorfahren vergessen hat. Das Erlebnis jeden neuen Kriegstages lehrt uns jedoch, daß der Geist Schillers nicht nur in den Kämpfen und Leiden der Krieger, in den Mühen der organisatorischen Arbeiten des Volkes lebendig geblieben ist, sondern daß gerade diese Stunde des Weltkrieges mit dem Frieden auch dem Idealismus der deutschen Dichtung und Philosophie für die politische Zukunft unseres Volkes eine neue Glanzzeit bringen muß und wird.

Der Jenenser Philosoph Eucken sagt von Schillers Kunst, sie sei uns vielfach fern gerückt, aber seine Denkweise muß uns bleiben. Er hat recht; die Kunst Schillers mag durch Reflexion und die fremden Bilder der Antike für unser Empfinden fremd und zu stark belastet scheinen. Der Mensch in seinem Kämpfertum, in seinen Zielen wird uns ans Herz greifen, wir können die Erneuerung an ihm erfahren, die Goethe selbst durch ihn erlebt hat. Goethe gesteht, daß ihn Schiller auf sich selbst zurückgeführt und ihm eine zweite Jugend verschafft habe. (Einleitung zu Carlyles „Schiller-Biographie", 1830.)

Der Gedankeninhalt der Schillerschen Lebensarbeit als der eines Dichters liegt nicht im fest umrissenen System vor, aber ein System steht im Hintergrunde, das Kants, von dem Schiller, als sein bedeutendster Schüler, kritisch weitergegangen ist. Im Grunde hängt für das menschliche Erlebnis auch dies System in drei Punkten, den Kardinalfragen und Forderungen der Seele: Gott, Unsterblichkeit und Freiheit.

Digitized by Google

Sogleich wendet sich der Blick zum Menschen Schiller, er, der unter unglaublicher seelischer Bedrückung und materiellen Leiden im Sturm der Jugend, die sich über die Sterne hinaus ihr Ziel steckt, mit der Losung: „in tyrannos" die Kraft fand, der Freiheit des Menschentums eine Gasse zu bahnen. Der von Nietzsche erträumte Übermensch ist schon längst vor ihm über die Erde gegangen mit Schillers Schatten. Weit mehr als in dem Sohn des Glücks — in Goethe — ist dieses Übermenschentum Fleisch und Blut gewesen mit aller tragischen Größe des Kampfes ums Dasein.

Von Schillers weitüberwindender Lebenskraft hat Goethe das Wort geprägt, daß in seiner Erscheinung eine christusähnliche Tendenz war. Goethe sagt auch von „dem wunderlich großen Menschen: alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal, wenn man ihn wiedersah, erschien er vorgeschrittener in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil".

Das Verhältnis, das Schiller zu Gott und Religion hatte, ist viel intimer als man annimmt. Für unsere Gegenwart ist es besonders wertvoll, daß Schiller sein größtes politisches Vermächtnis durchaus theozentrisch-religiös begründet hat. In jenem jetzt oft genannten Fragment: Deutsche Größe, wahrscheinlich um die Zeit des Lunéviller Friedens (1801), bringt Schiller seinen Glauben an Deutschlands Sendung direkt mit seiner Vorstellung vom Wesen des Weltgeistes zusammen. Der Deutsche „soll nach dem Höchsten streben. Er verkehrt mit dem Geiste der Welten! Der Weltgeist schafft an dem ewigen Bau der Welten, und er, der Deutsche, ist erwählt von diesem schaffenden Weltgeist, während des Zeitkampfes mitzuarbeiten an diesem Bau. Die Notwendigkeit dieses Baues begründet Schiller, so sehr er auch Spinoza und Leibniz huldigt, dennoch dualistisch: der Mensch steht im Kampfe zwischen sinnlicher und geistiger Art. Aus der Vorherrschaft des Geistes aber kommt der ewige Bau an Schönheit und Gutem. Es ist der der Gottheit wahlverwandte Geist, der als Wille sich den Körper schafft. Schillers Gott trägt die Lichtspuren des persönlichen Seins, wenn er ihn auch oftmals in den ästhetischen Bildern von Griechenlands Göttern zu Rauch und Nebelglut verweht: Such ihn überm Sternenzelt! Über Sternen muß er wohnen ... Brüder, überm Sternenzelt richtet Gott, wie wir gerichtet. Dieser Gott arbeitet von Anfang an in der Weltgeschichte nach einem Plan, den wir als sittlich denkende Gewissen mit dem Werturteil: Weltgericht — ermessen. Wer hätte nicht eine dankbare Beziehung heute zu diesem erlösenden Schillerwort: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! — In seiner „Resignation" hat Schiller dieses Wort geprägt. Aber in seiner Jenenser Antrittsvorlesung ist er zu frohem Optimismus der Weltbetrachtung aufgestiegen: „Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltenlauf zu schalten scheine, ruhig sieht die Geschichte dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick — „Geschichte" ist hier denkende Person — entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Notwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheimhält, eilt sie, der Menschheit zu offenbaren, daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche fördert. Kants radikales Böses wird in der ordnenden und versöhnenden Anschauung des Dichters zu einer Gehilfin der Gottheit.

Den Endzweck des Ganzen aber in diesem ungeheuren Ringen von Geist und Materie vollendet nicht der einzelne, sondern die Summe der Generationen. Auch dieser Gedanke Schillers hat Gegenwartswert: Welcher Stolz strömt daraus, daß unsere Generation würdig befunden wurde vom Weltgeist, zu dem ewigen Bau die größten Bausteine zu meißeln? — Welche Wohltat philosophischer Ruhe aber auch, daß unsere Generation nicht mehr als die göttlich notwendige, planmäßige Schwere zu tragen haben wird. Angesichts Amerikas liegt in diesen Schillerworten ein froher Trost: Die Gottheit führt planmäßig den Geist, der stets verneinte, dahin, daß er das Böse will — und stets das Gute schafft.

Was sind die Werkzeuge des Menschengeistes bei diesem ewigen Bau? — Vernunft und persönliche Gesinnung. Das heilige Soll, die hohe Pflicht, das reine Gewissen, der sittliche Wille, der die Würde des Menschen erfüllt, das ist heute aus der oberen Welt des philosophischen Idealismus in die blutige Welt der deutschen Wirklichkeit herabgestiegen. Der deutsche Idealismus hat sich als Tat erwiesen. Den Sieg der Vernunft feiern wir heute in der absoluten Durchdringung der Materie mit deutschem, denkendem Geist, der für die Zwecke des Krieges Mittel der Organisation, der Feldherrnmathematik, Mittel der Luft-, Land-, Wasser- und Feuertechnik schafft.

Warum ist Deutschland in diesem Kriege moralisch und technisch allen anderen Völkern voran? Weil es mitten unter der scheinbaren Vorherrschaft des Materialismus den kategorischen Imperativ der Pflicht eingestellt hat auf die Beherrschung der Natur, der Materie.

Unsere Feinde haben uns unterschätzt, weil sie uns für Schillers Söhne hielten. Man hat in Rußland junge, schwärmerische Leute „Schiller" genannt. Und es war gut, daß Schiller das deutsche Wesen in die Stille, in die Kammer der Selbstbesiegung gewiesen hat. Doch in ihm bleibt die Hoffnung auf bessere Tage. — Und was die innere Stimme spricht, das täuscht die hoffende Seele nicht. Es ist keine Welt des bloß ästhetisch Schönen, wie unsere Feinde glaubten, es ist eine Welt des höchsten sittlichen Willens:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne ...
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Schiller hat uns Deutsche gelehrt — Realisten im Idealismus zu sein. Wallenstein verrät Schillers Pessimismus: „Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten!" Schiller ist so herb wie Dürers Passionsgestalten, sonst wäre er kein Deutscher gewesen und kein Führer zum Glauben an ewige Dinge. Über Unsterblichkeit hat Schiller sich zurückhaltend geäußert. In ihm waren Sittlichkeit und Religion eins. Sittlichkeit war der schwere Gedanke seiner Dichtung; da war er der größte Bekenner seit Luther. Aber religiös war der persönliche Inhalt seiner Seele, und war er der größte Schweiger unter den Großen. Aus Religion hat er keine Religion bekannt. Viele im protestantischen Deutschland sind in seine Fußstapfen mit diesem bekenntnislosen Schweigen getreten. Sollte uns Schiller auch nach dem Krieg nicht mehr Optimismus lehren in Sachen des Glaubens an die Religion der Männerwelt? Der Mann, der einst in seiner Jugend Pfarrer werden wollte, redet wie ein Liederdichter von der Auferstehung: „Beschließt er im Grabe den müden Lauf, noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf."

Der Tod hat nach dem Dichter so oft die Hand ausgestreckt, daß ihm der Gedanke der Ewigkeit bitter ward. So hat er geschwiegen, aber gehofft und geglaubt, — denn der Geist, der sich den Körper baut, kann nicht in Aeonen untergehen. Das hat er mit seinem Freunde Goethe geglaubt, und so ist der deutsche Idealismus auch auf der Bahn des Todes Tröster in dieser Zeit des großen Sterbens.

Und dieser Geist des Menschen, der frei ist und wär' er in Ketten geboren, kann auch nicht in die Kette des Todes ewig geschlagen sein.

Freiheit! Schiller ward in Deutschlands Sklaventagen der Heros der politischen Freiheit. Das wissen wir alle. Nietzsche hat Schiller als „Moraltrompeter" abgetan. Alle sozialistischen Ideale haben in Schiller ihren Vater gesehen. Marquis Posa wird nach dem Kriege abermals zu sagen anheben: „Bürgerglück wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln, der karge Staat mit seinen Kindern geizen, und die Notwendigkeit wird menschlich sein." Das ist ein idealistisches politisches Programm der Zukunft. Eine heilige Ordnung der Dinge im Gleichmaß von Freiheit und Gesetz, von Geist und beherrschter Natur. — Dies Urbild deutschen Lebens in Schillers Glocke brennt wie eine Vision der Nacht in aber tausend deutschen Männerherzen, die einmal ihren Schiller auf der Schulbank gelernt haben. Schillers Ideal vom künstlerischen Ausbau der deutschen Kultur ist im Kriege wenig diskutabel. Erst siegen und

Digitized by Google

dann von der Schönheit reden! Schiller wird uns auch hier ein Wegbereiter des neudeutschen Idealismus sein können, und wenn es Leute gab, wie Windelband, der Philosoph, die glaubten, daß Schiller und Goethe die Kulturfortsetzung von Luthers Geistesreich waren, so wird man diesem Gedanken nach dem Kriege ernster nachgehen müssen. Unsere Feinde haben uns Mangel an Lebensstil vorgeworfen. Ja, in der Tat, um einen einheitlichen großgeistigen Lebensstil müssen wir uns mühen und wehren, wenn Schillers Wort aus seinem Fragment von „Deutscher Größe" der Wirklichkeit näherkommen soll:

„Ihm ist das Höchste bestimmt. So wie er in der Mitte von Europas Ländern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit. Alles, was Schätzbares bei anderen Zeiten und Völkern aufkam, hat er aufbewahrt. Es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten. Nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte. Doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

Einst sind es Fichte und Humboldt gewesen, die Schillers Gedanken aus den Erfahrungen von 1806 und 1813 in die politische Tat umgesetzt haben. Einen einzelnen Führer von der Größe dieser Geister hat uns das Schicksal zu den großen Taten der deutschen Nation nicht geschenkt. Um so mehr tut es not, daß die einzelnen beizeiten sich sammeln, damit der weltweiten deutschen Politik die Züge des alten deutschen „Idealismus" nicht fehlen, ohne die wir aufhören würden, politische Mitarbeiter des „Weltgeistes" zu sein.

S. D. Gallwitz / Ein Brahms-Gedächtnistag

Es ist ein Gedenktag, nicht auffällig und bedeutend genug, um in dieser Zeit einer engsten Ausschließlichkeit der Interessen von sich reden zu machen: der elfte April. Es werden da fünfzig Jahre verflossen sein, daß Brahms' in langen Abständen entstandenes Requiem als ganzes zum erstenmal vor die Welt hintrat. Das war damals in Bremens schönem Dom und an einem Karfreitag. (Ein Jahr später, 1869, zog es, jetzt mit dem dazugekommenen Sopransolo und Chor „Ihr habt nur Traurigkeit", in das Leipziger Gewandhaus ein.) Karl Reinthaler, der Dirigent des Domchors und der Singakademie, hatte das Werk einstudiert; auf Brahms' besonderen Wunsch waren zur Mitwirkung im Chor vier Hamburgerinnen eingeladen worden, seine besten Schülerinnen aus der Zeit, da er in seiner Vaterstadt einen kleinen Frauenchor halb geselliger Art gegründet hatte, für den er eine Reihe seiner feinsten Chorstücke schrieb. Andere Persönlichkeiten mit großen Namen, die heute nur mehr Klang sind, stehen zusammen mit dieser Bremer Uraufführung. Da ist Clara Schumann. Es schien Brahms undenkbar, das tief bedeutungsvolle Ereignis in seinem Künstlerleben ohne die nächste, die mütterliche Freundin haben zu sollen. „Könntest Du am Karfreitag zuhören," hatte er ihr geschrieben, „das wäre mir eine unglaubliche und große Freude, das wäre mir die halbe Aufführung . . ." Dann Julius Stockhausen und Amalie und Josef Joachim.

Ganz entgegen seiner sonstigen Art, die sich von den Schicksalen seiner Schöpfungen und ihren Beziehungen zur Gunst der Öffentlichkeit kaum berühren ließ, war Brahms mit dem Requiem in dieser Hinsicht nervös; Sätze davon wurden an Freunde herumgeschickt, und die Fragen nach ihrem Urteil klingen erregt. Vielleicht war ein Empfinden in ihm, daß diese langsam gereifte Frucht seines Schaffens alles Vorhergegangene übertraf, daß in dieser Arbeit am stärksten die Stimmen klangen, die das Herz des Hörers unmittelbar treffen. Wie man neben den sonstigen Tonschöpfungen des Komponisten das Requiem einschätzen mag, sicher ist, daß Brahms in ihm unserem Volk sich ganz nahegebracht hat. Was noch an Entferntheit dabei vorhanden war, das überbrückten diese Kriegsjahre; in ihnen wurde das Requiem zu dem Kunstwerk der Musik, das jedes persönliche Leid und jede tiefe Tröstung in sich geschlossen hielt.

Mit seiner Weitgespanntheit und Subjektivität der religiösen Gedanken entspricht es einer für die Besten und Lebendigsten unserer Zeit charakteristischen Scheu, sich dogmatisch festzulegen und scharf zu umgrenzen. Der Name „Deutsches Requiem" ist bei Brahms nicht als Ausdruck eines gewollten Gegenstückes zum lateinischen Requiem der katholischen Kirche zu verstehen; es ist bekannt, wie fern Johannes Brahms, bei aller tiefinnerlichen schlichten Frommheit seines Wesens, einer kirchlich und bekenntnismäßig gefaßten Religiosität und Geistlichkeit stand. Der Name war hier, wenn auch nicht gerade Zufälligkeit, so doch noch viel weniger bewußt absichtsvolle Form, nach welcher der tondichterische Inhalt bemessen worden war. Die Hauptteile der Tondichtung entstanden in einer Periode großer pathetischer und zum Vokalen hindrängender Steigerungen, der, wie das Requiem, so auch das Triumphlied, das Schicksalslied, die Rhapsodie und Rinaldo entsprangen.

Als Reinthaler in Bremen das Requiem zur Aufführung annahm, schlug er Brahms vor, dem Werk noch einen Satz hinzuzufügen, der es unverkennbar mit den Hauptlehren der christlichen evangelischen Kirche zu verknüpfen vermöchte. Er schrieb ihm: „. . . Es fehlt für das christliche Bewußtsein der Punkt, um den sich alles dreht, nämlich der Erlösungstod des Herrn; „Ist Christus nicht auferstanden, so ist Euer Glaube eitel," sagt Paulus . . . Ohnehin sagen Sie im letzten Satz: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an, — das heißt doch nur, nachdem Christus das Erlösungswerk vollbracht hatte."

Brahms erwiderte darauf: „Was den Text betrifft, will ich bekennen, daß ich recht gern auch das „Deutsch" fortließe und einfach „Menschen" setzte. . . . Hinwieder habe ich nun wohl manches genommen, weil ich Musiker bin, weil ich es gebrauchte, weil ich meinen ehrwürdigen Dichtern auch ein „von nun an" nicht abdisputieren oder streichen kann . . ."

Wenn ein Werk der großen Kunst in Wahrheit volkstümlich wird, wie es bei dem Deutschen Requiem der Fall ist, so sind dabei niemals die rein künstlerischen Werte maßgebend. Auch die starken Wirkungen auf weiteste Kreise in der Brahmsschen Komposition sind nicht allein aus seinen musikalischen Werten deutsam. Eher noch aus der im Requiem oft ganz stark wirkenden gewissen Gefälligkeit der Melodik, wie sie Brahms manchmal weich in seine Sprödigkeiten hineinzieht. Es ist bei den Werken der großen Kunst so, daß sie auf die Menge um so mehr wirken, je weniger der seelische Empfindungsvorgang, der hinter der Konzeption steht, während des schöpferischen Prozesses objektiviert worden ist; man will ein persönlich sprechendes Gefühl, das auf der kürzesten Linie des Subjektivismus vom künstlerischen Eindruck zum Empfangenden geht. Der künstlerischen Bedeutung des Requiems tut es nichts dazu oder davon, daß wir hinter ihm die innerlichen Erlebnisse seines Schöpfers greifbar fühlen; wohl aber liegt in diesem Umstand die Wurzel seiner weit sich breitenden Volkstümlichkeit.

In Zeiten schweren Leidens und Kummers entstand die Tondichtung; über Jahre hinaus. Das Thema der in strengsten ehernen Schrittmaßen sich ausdrückenden Wucht des über die Menschheit verhängten Todesgesetzes: „Denn alles Fleisch ist wie Heu . . ." ist einem ersten symphonischen Versuch entnommen, der im Jahre 1854 komponiert, aber nicht vollendet wurde. Er war Stimmungsausdruck der Monate, da Brahms in tiefem Schmerz über die geistige Erkrankung Robert Schumanns dahinlebte. In der Mitte der sechziger Jahre wurden die übrigen Teile geschaffen; wie es im Freundeskreis um Brahms feststand, als ein Werk des Gedächtnisses für die jüngst gestorbene Mutter, deren Tod den Sohn ganz und gar erfüllte.

Digitized by Google

Theodor Heuß / Lovis Corinth

Dem bald Sechzigjährigen veranstaltet in diesen Wochen die Berliner Sezession eine Sammelausstellung seines Werkes. Er ist heute ihr Führer; aber er ist neben Liebermann zugleich ein Stück der Berliner Kunstentwicklung der letzten Jahrzehnte schlechtweg. Und darum greift die Bedeutung dieser Bilderschau über das vergnügte oder stolze Feiern eines Geburtstages hinaus. Sie wird lehrreich.

Insofern sie nämlich aufzeigt, wie ein so selbstgewachsenes Malertemperament, eine gelegentlich fast kraftbuberisch auftretende Persönlichkeit in ihren Äußerungsformen abhängig erscheint von Bewegungen und Wandlungen des farbigen Ausdrucks, die gar nicht in dem Manne selber ihre Quelle hatten. Corinth und sein Kreis waren einmal Revolutionäre — aber das sieht man diesen früheren Bildern gar nicht mehr recht an, denn sie haben für unsere heutigen Augen oft eine fast altmeisterliche und beruhigte Geschlossenheit des Vortrags. Die Jugend, die rings um dies Geschlecht der Sezessionisten von ehedem heranwuchs, hat die älteren selber mit einer größeren Freiheit und Keckheit gespeist — die spätesten Werke Corinths sind in gewissem Sinne die jugendlichsten, große Versuche mit breitem Wurf und Schmiß, mit einem ganz neuen Auge für eine ungehemmte Farbe. Das offenbaren vor allem einige Landschaften, der Blick über eine südliche Landschaft. Aber auch die großen Aktbilder waren dieser Entwicklung unterworfen — das nackte Fleisch hat Corinth immer mit Wärme und praller Sinnlichkeit gemalt, höchst lebendig, daß man die Materie spürte. Später kam in diese Fleischmassen ein zeichnerisches Element, das die Schatten nicht mehr in Reflexen löste, sondern schwarz und dunkel als trennende Formelemente hinstrich.

Man wird sich sehr hüten müssen, bei diesen Handlungen von einem Aufstieg oder einem Abstieg dieser Kunst zu reden. Gerade vor einer solchen Sammlung, da wesentliche Werke der verschiedenen Epochen bunt nebeneinander hängen, wird man vorsichtig in derartigen allgemeinen Wertungen. Denn das persönliche Grundverhältnis des Schaffenden zur Kunst, wenn er ein Kerl ist (und das ist Corinth), verschiebt sich nicht. Es ergeben sich aber innerhalb des Werkes Unsicherheiten, Ungleichheiten, Übergänge; schwache Leistungen, die einen Ausflug in neue Kunstprovinzen anzeigen, denen die Ausgeglichenheit der inneren Reife fehlt, stehen neben dem Meisterhaften.

Corinth gehört zu den Leuten mit einem ursprünglichen, stark strömenden Schaffensdrang. Der Umfang seines Werkes, rein nach der Stückzahl und nach der Ausweitung in die verschiedensten Gebiete, scheint unbegrenzt. Hier war er Spezialist. Bildnisse, Landschaften, Tiere, Akte, Blumen, religiöse und mythologische Motive, Genre, Allegorien wechseln. Sein Auge, höchst empfänglich für Farbwerte wie für starke Bewegung, nimmt überall Anregung; er muß mit einer sehr intensiven, etwas plötzlichen Arbeitsgier schaffen, sein Pinselstrich hat etwas Rasches, Loderndes, Wollüstiges. Vielleicht folgt diesem Gewalttätigen eine Ermattung, bis eine neue Aufgabe die Kraft spannt.

Er ist vom Sinnlichen her bestimmt, und das gibt seiner Malerei die große Frische, manchmal das Brutale. Seine Blumenbilder sind solche Bekundungen, den farbigen Rausch mit einer gewissen Leidenschaft nachzuschaffen. In seinen Akten ist „Fleischeslust", eine elementare Freude am Saftigen, Strotzenden, Schwabbeligen, Gespannten des Muskelspiels und des Glanzes der Haut. So ist der Athlet gemalt, so die Frau, die von zwei Landsknechten geraubt wird, so der große, bewegte, triumphierende Frauenakt. Es ist das Zupackende des Rubens in dieser Art — nur ist Corinth protestantischer Ostpreuße, Kleinstadtsohn und Bürger des 20. Jahrhunderts, die Sinnlichkeit des großen Flamen hat eine geschlossenere Tradition, eine vornehmere Haltung.

Wie kommt dieser Mann zu religiösen Bildern? Sie sind nicht vereinzelt, sondern kehren in seinem Werk öfters wieder und haben einen großen Ernst. Die Episoden der Kreuzigung beschäftigen ihn wiederholt, und man möchte glauben (ein dunkler Entwurf der Ausstellung deutet darauf), daß es vor allem starke Bewegungsmotive gewesen sind, die ihn zu diesem Stofftreis riefen. Das ist an sich noch nichts Geringes — denn er zeigt hier eine kompositionelle Freiheit, eine Lust an Überschneidung und Verkürzung, die völlig weggeht von all dem Vorrat an Schablonen, der sich hier eingebürgert hat. Einige der alten Niederländer, David, Petrus, Christus und ihr Kreis, mögen in ähnlicher Gesinnung ihre Legenden und Martyrien gemalt haben. Corinth gibt sehr starke körperliche Affekte. Daß es aber nicht nur dies sein kann, erschließt die Erinnerung an das große Triptychon für die Kirche der Heimatgemeinde Tapiau. Denn hier, fast zögernd und leicht verhüllt, trat ein Seelisches, ein starkes Ringen um den rein geistigen Ausdruck, in dem Heiland und in der Auffassung des Paulus, heraus. Das war nicht nur malerisch-zeichnerisches Experiment, auch nicht vom Literarischen herangebrachtes Motiv, sondern eine innere Gefaßtheit.

Wenn Corinth vom Literarischen herkommt, ist er nicht glücklich, denn er ist nicht eigentlich geistreich noch poetisch. Deshalb versagen seine Allegorien, und auch in seinen Mythologien bleibt, bei guter Malerei in Einzelstücken, viel Gekünsteltes und Unfreies. Aber die rein geistige Auseinandersetzung mit dem „Gegenstand", die in den besten der religiösen Tafeln vorhanden, zeigt sich sehr stark vor einzelnen Bildnissen. Auch sie sind ungleich, denn wo das Repräsentative gewollt ist, kommt ein fataler Zug von Gleichgültigkeit herein. Aber wie fabelhaft fein und intim ist das Bild der alten Dame oder das zarte Bild des Dichters Keyserling — da wird dieser Mann der derben Faust zart, andächtig, vorsichtig, fast lyrisch, die Farben geben heimliche Reize, da die Menschen still, fein und zurückhaltend sind. Merkwürdige Beispiele einer inneren Beweglichkeit und Anschmiegsamkeit! Es ist derselbe Corinth, der Rittner malte mit all dem dunkeln, großen, beherrschten Pathos des todgeweihten Florian Geyer, der im Selbstbildnis ein Jahrbuch seiner geistigen Entwicklung schrieb, den fröhlichen Gesellen, den gefestigten Mann, den strengen Arbeiter, ein etwas grobes Gesicht mit massigen und harten Knochen. Man steht vor diesen Bildern, gepackt und beunruhigt, dann wieder gleichgültig — die Formeln, diese Erscheinung zu umschreiben, fließen weg. Und das ist schließlich gut. Denn innerhalb der Kunst, die sich nach Doktrinen abmessen läßt, ist es gut, hin und wieder einem solchen Werk zu begegnen, das nur Naturkraft ist, die Schlacken und Reines von sich wirft — denn man fühlt sich in der Nähe eines Temperaments, das nur aus der eigenen Gesetzmäßigkeit lebt und arbeitet.

Hans Harbeck / Ein verbummelter Student

Auf dem Kasernenhof in Rostock lernte ich ihn kennen. Die stechenden Blicke und zischenden Wutausbrüche des blondbärtigen kleinen Sergeanten prallten von seiner Stirn ab wie von einem Bollwerk. Er stand unerschüttert. Sein sparsames Mienenspiel war nicht danach angetan, die Vorgänge in seinem Innern zu erläutern. Zahlreiche Mensurnarben zogen sich wie Furchen durch sein männlich beherrschtes Gesicht, das die Sonne und der Trunk gerötet hatten. Er schien der Typus des aus kleinstädtischen Verhältnissen stammenden deutschen Verbindungsstudenten. Sein gedrungener Körper war fest und geschmeidig wie Stahl. Keine Spur von stubenblasser Gelehrsamkeit haftete an diesem kraftvollen Menschen, den offenbar das Uebermaß seiner physischen Leistungsfähigkeit schon in manches tolle Abenteuer gestürzt hatte. Aber kein überflüssiges Wort kam von seinen Lippen. Er enthüllte sich nicht. Auch Abends beim Bier blieb er schweigsam. Er soff wie ein Kannibale, ohne jemals die „Haltung" zu verlieren. Sein Kumpan war ein kugelrunder kleiner Burschenschafter, mit dem gemeinsam er den folgenden geistreichen Vierzeiler zu singen liebte:

„Da hat das kleine Pferd
sich plötzlich umgekehrt
und hat mit seinem Steert
die Fliegen abgewehrt."

Digitized by Google

Diese trottelhaften Verse schienen die einzige Beziehung zu sein, die Gustav Sack, der (künftige) Dichter der Romane „Ein verbummelter Student", „Der Namenlose", „Paralyse", der Novellensammlungen „Der Rubin" und „Tagebuch eines Refraktärs" und des Dramas „Der Refraktär", zur deutschen Literatur unterhielt. Er begegnete dieser schwatzhaften und selbstgefälligen alten Tante (der deutschen Literatur) mit einer schroffen und geradezu erhabenen Verachtung. Ein paar große Namen ließ er gelten, und es fiel immerhin auf, daß beim Klang dieser Namen seine Augen sekundenlang einen bedeutsamen und sozusagen feierlichen Ausdruck annahmen. Grundsätzlich vertrat er die Ansicht, daß das gewohnheitsmäßige Niederschreiben von Gedanken, Stimmungen und Träumen auf chronischer Lebensunfähigkeit (Jens Peter Jacobsen!) beruhe und als eine Krankheit des Blutes zu betrachten sei. Das Dichten dünkte ihm eine ehrwürdige Schwäche. Voller Zorn nahm er wahr, daß auch er ein Opfer dieser Schwäche zu werden drohte, und mit ingrimmigem Trotz setzte er sich gegen den heimlich wuchernden Krankheitskeim zur Wehr. Er wollte kein „Dichterhund" sein!

Von einem natürlichen Anlehnungsbedürfnis übermannt, legte eines Tages der sonst Unzugängliche das Manuskript seines ersten und bis dahin einzigen Romans, „Ein verbummelter Student", in meine Hände. Ich las es und stellte mit wachsendem Erstaunen fest, daß ich es mit der aus dem tiefsten Brunnen des Menschentums hervorquellenden Kundgebung eines von Dämonen gehetzten Wahrheitssuchers zu tun hatte. Der verbummelte Student, gemeinhin ein Gegenstand mitleidigen Spottes und pharisäischen Dünkels, erweiterte und erhöhte sich zu einem Bild von tragischen Farben und gespenstischen Umrissen. Trägheit und Gleichgültigkeit nahmen das Gepräge einer das Weltall umspannenden Melancholie an. Der Himmel barst, und Abgründe gähnten. Der Doktor Faust schloß mit einem gütigen Lächeln den taumelnden Bruder in seine Arme. Hamlet, vom Mantel des Todes umwallt, winkte dem bleichen Genossen ...

Es ist kaum möglich, die Bedeutung dieses durch und durch problematischen Buches *) zu überschätzen. Gustav Sack wirkt wie eine grüne Oase in der unabsehbaren Wüste der wie grauer Sand wimmelnden „Literaten". Er ist ein Sohn der Einsamkeit, deren Wunder und Gefahren er mit seherischem Pathos verkündet und gestaltet. Er schreibt nicht mit der von allen europäischen Bildungsingredienzien angekränkelten Tinte des Großstadtdichters, sondern wirklich und wahrhaftig mit seinem Blute. Er schaut tief in sich hinein. Er macht Jagd auf sich selbst. Es ist ihm darum zu tun, die Quellen seines körperlichen und geistigen Lebens bloßzulegen, und er spottet der Schmerzen, die sein unerbittlicher Erkenntnisdrang ihm zufügt. Er beherbergt in seinem starken Schädel ein Gehirn, das sich mit der Wucht und der Zähigkeit von Raubtierklauen in den betrügerischen Leib der „Erscheinung" krallt. Die uralten philosophischen Grundfragen, auf die alles Denken sich aufbaut, haben seinen Glauben an sich und an die Welt tödlich erschüttert. Jedes Ding, jeder Gedanke, jedes Gefühl schrumpft in seiner Hand zu einem lächerlichen Nichts zusammen oder verzerrt sich vor seinen Augen zu einer höhnischen Maske. Er erkennt schaudernd die Wirkung der lebensfeindlichen Gewalten, die seinen Organismus untergraben. „Oh, hätte ich einen Gesellen gehabt, der mir bei jedem aufsteigenden und aufquellenden Gedanken eine Kopfnuß oder einen Schlag vors Maul gegeben hätte!" ruft er aus und macht einen verzweifelten Versuch, sich aus der erstickenden Umarmung der teuflischen Gedanken zu befreien. Aber es gelingt ihm nicht, „die Hydraköpfe seines Denkens totzuschlagen". Vergebens klammert er sich an das Leben, das über die Armen im Geiste schützend seine Fittiche breitet, aber ihn, den stolzen Sucher und Versucher, erbarmungslos in den kalten Wirbel der Zahlen und Formeln zurückstößt. Mit einem bitteren Auflachen stürzt sich der betrogene Erkenntnistheoretiker von dem Turm seines einsamen Heideschlosses in die Tiefe ...

*) Es ist, von Hans W. Fischer eingeleitet, inzwischen im Verlag von S. Fischer in Berlin erschienen.

Ich gebe zu, daß es sich in diesem Roman um die landläufigen philosophischen Pubertätsnöte eines Provinzstudenten handelt, aber ich behaupte, daß dieser (landläufige) Vorwurf von Gustav Sack durch die lodernde Glut seiner Leidenschaft geadelt und durch die Kraft seiner bis an den Rand mit persönlicher Anschauung erfüllten Sprache zu einem Kunstwerk von einzigartiger Prägung emporgehoben worden ist. Das Buch ist ein brausender Orkan, dessen Flügelschlag das Meer peitscht und den Himmel fegt. Plastische Landschaftsbilder zeugen von tiefer Vertrautheit mit der Seele der (niederrheinischen) Natur, aber immer wieder werden die geheimnisvollen Stimmen der Bäume, der Wolken und der Winde übertönt von der Verzweiflung des faustischen Kämpfers. Die mit der Edda, mit Shakespeare, Byron, Grabbe und E. Th. A. Hoffmann wetteifernde Phantasie des Dichters erprobt an dem edlen Wachs der Träume ihre Zaubermacht und stellt Symbole von wundersamer lyrischer Eindringlichkeit wie festlich geschmückte Säulen vor die Augen des betreffenden Lesers.

Ich erspare mir die subalterne Genugtuung, die gelegentlichen kleinen Lücken und Risse im Bau des Romans und das gelegentliche peinliche Hervortreten des autobiographischen Rohstoffs ernsthaft zu tadeln. Ich verschmähe es, den Wermut der Kritik in den schäumenden Wein meiner Bewunderung zu schütten. Ich umfasse noch einmal die melancholische Gestalt des verbummelten Studenten mit ehrfürchtigen Blicken und vernehme bis ins Innerste ergriffen noch einmal das ohnmächtige Gebet des Verzweifelnden: „Glück und jeglichen Erdengenuß nahmt ihr mir, ihr locktet mich auf Wege, die zum Wahnsinn führen und Fluch, und die ihr Opfer nicht lassen aus ihrem höllischen Zauber. Seht, nun bin ich zum Tier geworden, zum Weniger-als-Tier, das Rettung vor sich sucht in Straßenfreuden und Straßenschmutz. Nun laßt mir dies! Laßt mich Tier bleiben und lockt mich nicht fürder mit eurem blinkenden Zauber und höllischen Rätseln — laßt mich nicht wahnsinnig werden, ihr ewigen Götter! — Der Wind ist kalt und heult wie ein hungriger Wolf in der Nacht, und wie sie blinken und blitzen, wie kalt, wie kalt — und ihr seid doch durch mich! Seid nichts ohne mich! Blinkt nur — ich blinke in euch. Funkelt nur — ich funkle in euch!"

Verhängnisvoll mischt sich in der Seele dieses prometheischen Gottverächters die wollüstige Demut der Selbstaufgabe mit einem fieberhaft erhitzten Selbstbehauptungsdrang. Der Tod befreit ihn aus tragischer Verstrickung.

Max Jungnickel / Die nicht begraben sind

Der Himmel sieht uns schon so manche Woche.

Wir sind die Brüder grauer Erde.

Und wenn's wieder Frühling wird, dann blüh'n aus unsern Händen lustige Blumen.

Aus unsern alten, grauen Röcken huschen Vögel und singen.

In unsern Ohren wohnen Grillen.

Aus unsern Haaren flattern Schmetterlinge.

Ameisen treiben sich in unsern Stiefeln herum.

Sonnenstrahlen glitzern aus unserm Tornister.

Und von all dem Heimweh, das in unserm Herzen wohnte, sind unsre Augen ganz weit geworden und spiegeln die Dörfer wieder, die wir einst verlassen haben, die Kinder, die Frauen, den Vater, die Mutter.

Und um uns her, tanzend, immer mit wirbelnder, wirbelnder Trommel, pfeifend und singend, kichernd und feixend, unser großer Hauptmann: „Der Tod!"

Wir sind die Brüder grauer Erde.

Digitized by Google

Hans Fleschner / Der Soldat

Der Marschtritt hämmert wild durch meine Ohren
In ewiggleicher, harter Melodien Takt.
Ich sinne nach — zum Schmerz ward ich geboren —
Mir ist, als hätte ich es schon verloren,
Und hielte doch das Leben fest gepackt.

Die Liebe weint mir nach, ich will mich wenden,
Und dennoch kann ich nicht mehr seh'n, was einst geschah —
Ich bebe an der Welt vermorschten Enden,
Mein Schicksal trage ich auf bangen Händen
Und wittere in der Luft: Der Tod ist nah.

Sei's, wie es sei! Der Stimmen heisere Wellen
Erschallen noch einmal zu trotzig-rauhem Scherz,
Im Sand versiegend, wie der Wüste Quellen,
Und soll die Welt auch über uns zerschellen —
Da nehmt mein Herz!

Sprechsaal

Zwölf Sätze für einen Verständigungsfrieden.

1. Wenn meine Feinde sich närrisch oder schurkenhaft benehmen, so ist dies schließlich für mich noch kein zwingender Grund, daß auch ich der vernünftigen, ruhigen Überlegung unzugänglich sein soll.

2. Was ist „unbedingte Notwendigkeit"? Ein relativer Begriff; man kann auch sagen: ein Stimulans, wunderkräftig für den Verständigen und Willensstarken, aber Tod und Verderben bringend für den Starrköpfigen.

3. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Qui trop embrasse, mal étreint.

4. „Politik ist die Kunst des Möglichen." (Bismarck.)

5. „Das ganze politische Leben ist im Grunde das Ergebnis von Kompromissen." (Bismarck.)

6. Der Gegner von heute sei der Freund der Zukunft, womöglich schon von morgen ab — mehr noch, wenn nötig, der Bundesgenosse von morgen ab —, war Bismarcks Grundsatz.

(Nebenbei: der Stümper ahmt den großen Mann in Äußerlichkeiten nach, der Verständige sucht von ihm die großen Ideen, die ewig gleichbleibenden, den Wechsel der Personen und Verhältnisse überdauernden Wahrheiten zu erlernen.)

7. Niemals kann es in der Politik ein „niemals" geben.

8. Wer bürgt uns dafür, daß nicht schon in 50 Jahren — nein: schon in 20, vielleicht in 10 Jahren! — eine Konstellation eintritt, in der England und Deutschland gemeinsame Sache gegen einen gemeinsamen Feind machen müssen?

9. „Um jeden Preis den Gegner totschlagen, mag ich dabei auch meine eigene Hand zerschmettern," kann nur in den allerverzweifeltsten Ausnahmefällen verständig sein.

10. So sympathisch mir auch früher (bis zum August 1914) die Japaner waren und so sehr ich noch jetzt manche ihrer Eigenschaften bewundere, so gönne ich ihnen doch nicht das Glück, daß sich die weiße Rasse gegenseitig halb zugrunde richtet und der gelben Rasse den Weg zur Weltherrschaft ebnet.

11. „Wenn wir Völker-Europas uns auch alle erschöpfen und aufreiben und vielleicht von Ost-Asien verschlungen werden, so dürfen wir doch sicher sein, daß wir wenigstens vorher England, das schlimmste Volk der Erde, niedergeschlagen," scheint mir ein ungenügender Trost zu sein.

12. Schließlich sind Deutsche und Angelsachsen doch leibliche Brüder — der Rasse, der Sprache und der Religion nach.

Wenn ich sage (oder mir suggeriere): „Mein leiblicher Bruder ist das schlechteste Geschöpf auf der Erde," so ist dies auch für mich keine Ehre und kein Vorteil.

Soziale Bewegung

Arbeiterpolitik im Kriege. Die diesjährige Mitgliederversammlung der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverände stand unter dem Zeichen der sozialpolitischen Vorlagen, Arbeitskammergesetz und Wegfall des § 153 der Gewerbeordnung. Da der Gesetzentwurf über die Errichtung von Arbeitskammern noch nicht vorliegt, beschränkte sich die Versammlung auf eine Kritik der im früheren Regierungsentwurf nach den Beschlüssen des Reichstagsausschusses enthaltenen Einzelheiten. Die Industrie ist nach wie vor der Überzeugung, daß durch die geplante Errichtung von Arbeitskammern das allseitig erstrebte Ziel der Förderung des wirtschaftlichen Friedens nicht erreicht, sondern im Gegenteil unmittelbar gefährdet wird; da aber mit der Einbringung und Annahme der Vorlage unbedingt zu rechnen ist, will die Vereinigung bei der Beratung des Gesetzentwurfes ihre guten Dienste zur Verfügung stellen, um die befürchteten Nachteile nach Möglichkeit zu mildern. Gegen die Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung sprach sich die Mitgliederversammlung nach einem Berichte von Dr. Tänzler mit aller Entschiedenheit aus, indem die Befürchtung zum Ausdruck kam, daß der Wegfall der Vorschrift von den streikenden Arbeitern als Freibrief für alle Zwangsmittel gegenüber den dem Streikabschluß widerstrebenden Arbeitern aufgefaßt werden würde. Dr. Beumer erinnerte in der Erörterung an das Kaiserwort von 1898, das den Schutz der Arbeitswilligen versprach und immer noch nicht eingelöst ist, vielmehr jetzt in sein Gegenteil verkehrt werden soll. — Der Geschäftsbericht ging namentlich auf die Wirkungen des Hilfsdienstgesetzes ein; es wurde ausgeführt, daß die Industrie den Wegfall des Hilfsdienstgesetzes mit Kriegsschluß für selbstverständlich erachtet und nur unter dieser Voraussetzung die mannigfachen Unbequemlichkeiten und Nachteile des Gesetzes erträgt. Einer gesetzlichen Regelung der Wiedereinstellung der Kriegsteilnehmer in ihr früheres Angestellten- und Arbeitsverhältnis tritt die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände entgegen, weil eine solche gesetzliche Regelung mit den Erfordernissen des Wirtschaftslebens in unlösbarem Gegensatze steht; dagegen erklären es die in der Vereinigung zusammengeschlossenen Arbeitgeber für ihre Ehrenpflicht, ihre früheren Angestellten und Arbeiter, soweit es die Betriebsverhältnisse irgend erlauben, wiedereinzustellen und unter Umständen jetzt mit Ersatzkräften besetzte Stellen zu diesem Zwecke frei zu machen.

Glatte Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung. Die Aufhebung des § 153 der Reichsgewerbeordnung, die vom Reichskanzler Grafen Hertling am 29. November im Reichstage angekündigt worden ist, wird in einer vom Reichswirtschaftsamt ausgearbeiteten, vom preußischen Staatsministerium genehmigten, jetzt im Bundesrat liegenden Vorlage gefordert. Und zwar ist nach der „Sozialen Praxis" die glatte Beseitigung dieses Paragraphen vorgesehen. Gerüchte, es seien „Ersatzvorschriften", sind falsch. Sie waren entstanden aus der langen Dauer der Vorbereitung des Gesetzentwurfs und dem Ansturm der Arbeitgeberverbände, die sich auch in Immediateingaben an den Kaiser gewandt haben.

Arbeitskammern — Beamtenkammern. In der „Korrespondenz des Verbandes mittlerer Reichs-Post- und Telegraphenbeamten" heißt es über dieses Thema: „Der Schaffung von Arbeitskammern, die auch aus diesen Worten spricht, tritt die Notwendigkeit der Einrichtung von Beamtenkammern an die Seite. Auch hieran hat das Volksganze ein gleich hervorragendes Interesse. Sie sind nicht zu entbehren, wenn nicht die Kräfte von zwei Millionen beamteten Staatsbürgern zu einem großen Teil weiter brach liegen sollen."

Dazu bemerkt das Organ der Interessengemeinschaft deutscher Beamtenverbände: Jeder im Sinne der Zeitentwicklung fortschrittlich gerichtete Beamtenverband wird der in diesen Ausführungen enthaltenen Forderung auf Schaffung von Beamtenkammern rückhaltlos zustimmen. Nur fragt es sich, auf welchem Wege das Ziel am schnellsten und ohne Verwässerung erreicht werden kann. U. E. nicht besser, als wenn man die etwa von der „Gesellschaft für soziale Reform" und dem „Volksbund für Freiheit und Vaterland" gewollte Durchführung der inneren Reformen aufs kräftigste unterstützt. Wer die Fortführung unserer Sozialpolitik will, muß wissen, daß sie nur durch im ganzen freiheitlich gerichtete Parlamente erreicht werden kann, an deren Schaffung er also durch Mobilisierung aller ihm zur Verfügung stehenden Kräfte mitwirken sollte. Die klar erkennbaren Zusammenhänge zwischen der Politik der Beamtenverbände und der Allgemeinpolitik zu verdunkeln, führt nicht ans Ziel. Nur derjenige wird Dauererfolge erzielen, der weiß, was er will. Er muß sich allerdings auch über die Wege klar sein, die er zur Erreichung seiner Ziele gebraucht. Daß diese Wege unter Umständen neue sind, darf niemand abhalten, sie zu beschreiten.

Versuchter Gimpelfang. Für eine neue „Deutsche Arbeiter- und Angestellten-Partei" wird von alldeutscher Seite zu werben gesucht. Die angeblich neue Partei will eintreten „für Entschädigungen, Siedlungsland und Sicherungen;

für ausreichende Abfindung der Kriegsbeschädigten und der Kriegswitwen und -waisen; für den Anschluß der gesamten Deutschbalten und der niederdeutschen Flamen an das Deutsche Reich; für den Zusammenschluß aller germanischen Völker; gegen den brutalen englisch-amerikanischen Großkapitalismus; gegen den Verelendungsfrieden; gegen den jetzigen überalterten Reichstag; für eine starke Monarchie und eine starke Rüstung; gegen die demokratischen Kriegsverlängerer, die jeden Sonderfrieden zu hintertreiben suchen und auch im Innern den Krieg aller gegen alle erstreben; für ein freiheitliches Wahlrecht nach dem Grundsatz Freie Bahn dem Tüchtigen und Fleißigen, aber gegen die politische Vergewaltigung der nichtsozialistischen Arbeiter und Angestellten durch den Erzberger-Scheidemann-Dittmannschen Block; gegen die Herrschaft des jüdisch-demokratischen Geldsacks; für den Schutz der deutschen Arbeitskraft gegen den Lohndruck bedürfnisloser Ausländer; gegen das sozialistische Ernährungssystem, das uns dem Verhungern nahegebracht, Wucher und Schleichhandel großgezogen hat, und demgemäß für den freien Handel und Beseitigung der Kriegsgesellschaften." — Man sieht ohne weiteres, daß es sich hier nicht um eine neue Parteigründung handelt, sondern um eine Arbeiterabteilung der Vaterlandspartei: Wird die einen Erfolg haben!

Deutsches Arbeiterrisiko. Was für die deutsche Arbeiterschaft auf dem Spiele stände, wenn es nicht gelänge, die Absichten unserer Feinde zuschanden zu machen, das hat kürzlich der gewerkschaftliche Schriftsteller Wilhelm Janssen in folgenden Sätzen ausgesprochen: „Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, dies würde nicht die Armen, sondern die Reichen treffen. Im Gegenteil, gerade die Arbeiter, die zu ihrer Existenz auf lohnende Erwerbsarbeit angewiesen sind, wären in erster Linie die Betroffenen. In dem gewerkschaftlichen Kriegsbuch schrieb ich schon im Herbst 1915: „Eine solche Zukunft abzuwehren, liegt nicht so sehr im Interesse der Kapitalisten als gerade der Arbeiter. Die Kapitalbesitzer finden gute Anlagemöglichkeiten für ihr Kapital in der ganzen Welt, und der Profit ist im Auslande an manchen Stellen noch viel größer als in dem Deutschland des allgemeinen Wahlrechts und der sozialen Reform. Die zur Auswanderung gezwungenen Arbeiter aber gehen ins Ungewisse, in Verhältnisse, die ihnen vollständig fremd, zu Menschen, die ihnen selbst als Klassengenossen oft feindlich sind und sie als Eindringlinge betrachten." Ich könnte auch heute nicht die Lage der deutschen Arbeiter bei einer Niederlage im Kriege treffender skizzieren. Eine ungemeine Verteuerung aller Bedarfsartikel des täglichen Lebens, die auf lange Jahre verbleiben wird, kann nur aufgewogen werden durch reichliche und gut bezahlte Arbeitsgelegenheit. Aber wo sollte die in einem besetzten Deutschland, das sich den Bedingungen Englands fügen müßte, herkommen! Unsere gewerkschaftliche Arbeit von 25 Jahren wäre in ihrem Ergebnis mit einem Federstrich des Siegers ausgelöscht. Die Fortführung der Arbeiterversicherung und des Arbeiterschutzes wäre in Frage gestellt, die Fürsorge für die vielen Volksgenossen, die als Kranke oder Krüppel aus dem Kriege heimkehren, müßte auf ein Minimum eingeschränkt werden, wenn überhaupt von ihr die Rede sein könnte. Die Folge des sozialen Elends wäre unaufhaltsam die Auswanderung — in die Länder des Siegers! Was das zu bedeuten hätte, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Deshalb gibt es weder für die Armee an der Front noch für die der heimatlichen Kriegswirtschaft eine andere Lösung als die des Sieges."

Büchertisch

Richard M. Meyer. Die deutsche Literatur bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Otto Pniower. Volksausgabe. Erschienen in Berlin 1916, bei Georg Bondi.

Zwei Jahre nach dem Tode Richard M. Meyers kann die bewährte Sammlung der Bondischen Volksausgaben ihre stattliche Reihe um eine Literaturgeschichte aus seiner Feder bereichern, die die Darstellung von den Anfängen bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts führen wollte und tatsächlich noch bis zu E. T. A. Hoffmann geführt hat. Das erscheint verwunderlich und doch wiederum nicht überraschend, wenn man an die zahlreichen Vorarbeiten denkt, die seine unermüdliche Hand auf allen Gebieten geleistet hatte. Da war das Mittelalter neben der Neuzeit durchaus nicht vergessen, und Fragen der Mythologie und des Strophenbaues waren so gut abgehandelt wie die Probleme der Stilistik und Periodisierung aufgerollt worden. Daß diese in Besprechung und Kritik, Aufsätzen und Essays niedergelegte Vielseitigkeit keine nervöse Zersplitterung bedeutete, sondern planmäßig auf ein festes Ziel zusteuerte, ließ schon eine Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts erkennen, der sich nun rückwärts fortsetzend und ausrundend dieses leider posthume Werk, vollwertiger sogar, anreiht. Denn wenn Schwergewicht und Nachdruck auf die Persönlichkeit als tragende Individualität gelegt war, so ist hier eine Vertiefung vorgenommen, die „innere Chronologie der metrischen, stilistischen, kulturellen Art" tiefer herausgearbeitet worden. Dabei ist Meyers interessante, freilich Scherers geistreiche Wellentheorie (deren Richtigkeit oder Hinfälligkeit doch erst in fünfhundert Jahren sich herausstellen wird!), eher ergänzende als ablösende oder verdrängende Hypothese von der Dreiteiligkeit unserer deutschen Literatur, die in Schichten wie Altertum, Mittelalter und Neuzeit übereinandergelagert liegt, der eindringlicheren Herausarbeitung der literarischen Gesamtstruktur weitgehend zugute gekommen und hat besonders manchen, noch immer allzu spärlich erhellten Partien ein ganz neues Licht geschenkt. So werden etwa an den Physiologus neue Maßstäbe herangebracht, wo an anderer Stelle die alten bewußt hervorgesucht sind (der Begriff der schlesischen Schule war von Scherer und Erich Schmidt fallen gelassen worden und taucht hier ohne deutliche Umgrenzung wieder auf), so erfahren ganze Zeiträume nicht umstürzende, sondern stützende, unterbauende Motivierungen von treffender Eindringlichkeit. Der einzelne Dichter ist darüber nicht vergessen und zu seiner Würdigung an geistvoller Schlagkraft nicht gespart: wenn auch dieser große Leser ein Talent wie Knigge mit seiner noch immer frischen Natürlichkeit nicht zu Wort kommen läßt, so hebt doch endlich er den begabten und graziösen, aber seit Schillers ablehnender Kritik zünftig vernachlässigten Thümmel mit einem guten Bonmot auf den richtigen Platz: Lawrence Sterne auf dem Markte zu Heinrich Heines Reisebildern!

Auch sonst freut man sich der wahrhaft würdigenden Worte und wird ihnen besonders gern beipflichten, wenn etwa in Lessing gerade der Dichter bewußter als sonst betont wird: der wohl seine Szenen, nicht aber seine Gestalten habe errechnen können, die ersten gesetzenen Gestalten des deutschen Dramas.

Der Verlag hat das Buch in einer Volksausgabe herausgebracht. Man wird das freudig begrüßen, doch nicht mißverstehen dürfen. Das Werk ist keineswegs voraussetzungslos. Wer zu eigener Orientierung breiter Erzählung bedarf, wird sich noch immer an Vilmar halten müssen, Meyers Darstellung ist voll und straff, ohne wissenschaftlich unnahbar zu sein. So scheint dieser Teil seiner Literaturgeschichte, den Otto Pniower sorgsam abgeschlossen hat, fast mehr noch als der früher erschienene zweite dazu bestimmt, dem großen Kreis ernster Leser ein lieber Besitz zu werden und von all den übrigen Arbeiten am tiefsten das Andenken an den Verfasser lebendigzuerhalten. Dr. W. H.

Deutschunterricht als Kulturkunde von Dr. Thomas Lenschau. 1917. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Der richtigen Erkenntnis, daß gemäß den heutigen Bestrebungen, unsere Schüler bei Erlernung fremder Sprachen in die Kultur des jeweiligen Volkes einzuführen, es endlich an der Zeit sei, ein gleiches von der deutschen Sprache zu verlangen, dankt das schmale, aber inhaltsreiche Bändchen seine Entstehung. Bei aller Unaufdringlichkeit und Skizzierung bietet es ein in allen Einzelheiten sorgfältig ausgemaltes Bild, das zur Neugestaltung des deutschen Schulunterrichts ernstlich wird studiert werden müssen, wenn an Stelle der glatten, nur einem Zahlen- und Tatsachenwissen Widerhall gewährenden Wände wahrhaft kulturelle Dimensionalität treten soll. Es ist ein Aufriß von bestechendem Glanz der Zeichnung, dem doch über allen glücklichen Einfällen und Bemerkungen an Schwergewicht und Solidität nichts abgeht, so daß das Buch tatsächlich eine knappe, gut lesbare Literaturgeschichte auf kultureller Grundlage darstellt. Es kehrt oft mit scharfem Besen, wirft traditionell als klassisch empfundene Güter in den Kehricht und präsentiert dafür hoben, bisweilen zu hohen Ersatz — wenn etwa Schillers „Wallenstein" bereits in Untersekunda und neben Arnims „Kronenwächtern" oder Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" gar Hardenbergs „Ofterdingen" gelesen werden soll —, worin sich aber schließlich nur jener schöne Eifer ausdrückt, ohne den noch nie etwas Bedeutendes gefördert wurde. So wird es der anregungsreichen Lektüre an Lesern nicht mangeln, hoffentlich findet aber auch die Schrift mit ihrer Widmung von Ludwig Pallat die gebührende Beachtung des Ministeriums, so daß die unerläßliche Voraussetzung aller Vorschläge: die Vermehrung des deutschen Unterrichts namentlich in den Oberklassen der Vollanstalten gesichert würde. Dr. W. H.

Geschultes Volksheer oder Miliz? Von Frhrn. v. Freytag-Loringhoven. Berlin 1918. Mittler & Sohn.

Das Problem der Abrüstung, das jetzt infolge der Friedensverhandlungen immer stärker auftaucht, muß, bevor es in die Tat umgesetzt wird, gerade in Deutschland bei seiner mitteleuropäischen Lage und bei seinen weltpolitischen Interessen, die dabei auf dem Spiele stehen, allseitig beleuchtet und untersucht werden. Klare Anschauungen über die Frage Volksheer oder Miliz? vermittelt der Chef des Stellvertr. Generalstabes der Armee, Generalleutnant Freiherr v. Freytag-Loringhoven in einer sehr lesenswerten Studie, die zu dem Schlusse kommt, daß trotz aller Abrüstungsgedanken und aller Abneigung gegen die hohen Heeresausgaben die Regierungen aller Völker im Interesse der Selbsterhaltung ihrer Staaten die Einrichtung der Volksheere auch nach dem Kriege beibehalten werden. Aus der Kriegsgeschichte der letzten 150 Jahre weist der Verfasser

den Wert und die Mängel der stehenden Heere und des Milizsystems nach. Er schildert die Zustände der europäischen Heere in der Zeit der französischen Revolution, in den Napoleonischen und den Freiheitskriegen, ferner die Volkserhebungen kleiner Nationen, der Tiroler, Spanier, Polen und Buren und die Milizheere im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Auch die Leistungen der europäischen Heere im Weltkrieg werden treffend gekennzeichnet. Eingehend wird die Entwicklung der preußischen Armee von der Schöpfungs Scharnhorsts bis in die Gegenwart behandelt. Der gegenwärtige Weltkrieg hat gezeigt, daß Moltkes Standpunkt, durch die militärische Erziehung der männlichen Jugend in der jahrelangen Schule des Heeres ein Volk in den Waffen zu schaffen, das schlagfertig jedem Versuch, Deutschlands Weltstellung zu zerbrechen, entgegentreten konnte, der einzig richtige war. Der Schweizer Stegemann sagt in seiner Geschichte des Krieges, daß man im Auslande habe zweifeln können, ob die während langer Jahre in unsäglicher Arbeit erworbene Bereitschaft der Heeres- und Flottenmacht Deutschlands nicht äußerlich und mit Schädigung der Nervenkraft verbunden gewesen sei. Dieser Krieg hat darauf die beste Antwort gegeben. „Als die Mobilmachung ausgesprochen war, erlosch alle Nervosität, auch aus der Ferne spürte man das Weben und Walten eines Heerwesens, das nun aus dem „Leerlauf" zur aufs höchste gesteigerten Leistung aufgerufen wird." Die Leistungen des deutschen Heeres im Weltkrieg sind nur ermöglicht durch die vorausgegangene Friedensschulung, die stetig von sorgfältiger Ausbildung jedes einzelnen Mannes bis zu der der großen Verbände fortschritt. Und nur auf solcher erziehlicher Grundlage war Deutschland in der Lage, das Heer in der erforderlichen Weise zu vermehren. Begeisterung und Opfermut ohne jahrelange gründliche militärische Schulung können die soldatische Durchbildung eines stehenden Heeres nicht ersetzen. Das zeigte sich auch bei den Ersatzformationen, die in den ersten Kriegsmonaten aufgestellt wurden. Ein weniger geschultes Volksheer hätte nicht die Kraft besessen, durch Jahre dem Ansturm zahlenmäßig weit überlegener Gegner zu trotzen und den Angriffsgeist immer wach zu halten. Deshalb muß auch in Zukunft ein geschultes Volksheer, nicht eine lockere Miliz, die Grundlage für Deutschlands Machtstellung in der Welt und für seine friedliche Weiterentwicklung bilden. W. H.

Prof. Hans Schmidt (Tübingen), „Psalmen". Deutsch im Rhythmus der Urschrift. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 2,25 M.

Man kennt sie von klein auf; als Pfarrer habe ich sie oft gesprochen, und nun sind sie mir wie etwas ganz Neues begegnet. Der Hauch des Altertums liegt darüber, es ist in etwas derselbe Kunstgenuß, wie wenn ich in der Diedrichsschen Thule-Ausgabe Eddalieder lese. Und dann ist's doch, als käme dies Jauchzen und Klagen, dies Fragen und Beten aus dem Herzen eines Heutigen. Ebenso groß wie die Kunst des Übersetzers ist die des Erklärers, der — wie er selbst sagt — nur Konturen nachzeichnet, um dadurch die Schönheit der Linien zum Bewußtsein zu bringen."

Wilhelm Schubring.

Berlin SW 68, Zimmerstr. 7/8
Hemmel & Co. G.m.b.H.
Fernsprecher: Zentrum Nummer 450 und 451
Schnellste Herstellung von Druckarbeiten jeder Art in moderner, einfacher sowie künstlerischer Ausführung
Tageszeitungen, Zeitschriften, Fachjournale

Briefkasten

An die Leser: Dr. Gertrud Bäumer weilt zurzeit in Konstantinopel. Die Heimatchronik ist daher nicht rechtzeitig eingetroffen.

Hauptmann L. im Felde. Die Geldeingänge für die Feld-Versendung der „Hilfe" sind leider so spärlich, daß wir keine neuen Adressen für die kostenlose Zustellung annehmen können. Wir empfehlen Ihnen die Feldausgabe der „Hilfe" zu 1 M. vierteljährlich, die den gleichen Inhalt hat wie die Hauptausgabe.

Bücherwünsche aus dem Felde gehen täglich so zahlreich ein, daß wir ihnen bei unserem kleinen Spendenvorrat nur in ganz geringem Maße entsprechen können.

Einbanddecken für alle früheren Jahrgänge der „Hilfe" und auch für 1918 werden in einigen Wochen wieder zu haben sein. Preis 2 M. und 60 Pf. Porto (auch in allen Buchhandlungen).

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Pf. M. in U.-R., Gefr. B. in G., Sergt. U. im Felde, Gefr. L. im Felde, 3 M.: Frl. R. in F., 20 M.: B. T. in St.

Bücher für Armee und Marine: Oberlehrer Dr. U. und Frl. Dr. U. in Berlin: 57 Bücher und Broschüren.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Das **Sanatorium Stolzenberg** in Soden-Salmünster öffnet seine Pforten nach kurzer Winterpause am 24. März. Die zahlreichen vorliegenden Anfragen und Anmeldungen lassen auch für die kommende Kurzeit einen regen Betrieb erwarten. Mit seiner Bahnstation Salmünster-Soden an der Haupteisenbahnlinie Hanau—Frankfurt a. M. gelegen, ist Stolzenberg von allen größeren Städten Deutschlands schnell und bequem zu erreichen. Mit seiner gegen rauhe Nordwinde geschützten Lage im lieblichen Kinzigtal, in welches die reichbewaldeten Höhen des Spessarts und der Rhön ausmünden, bietet Stolzenberg einen geradezu idealen Jungborn, wo Kranke und Erholungsbedürftige unter der sorgsamen Behandlung des bekannten Arztes und Lebensreformers Dr. med. K. Strandmann schnellstens Genesung und neue Arbeitskraft gewinnen. Die Möglichkeit, die kohlensäurereichen Sol- und Sprudelbäder des Solbades Soden mit in dem Heilschatz der Anstalt aufzunehmen, gibt Stolzenberg vor den vielen ähnlichen Sanatorien einen ganz besonderen Vorzug. Dabei sind die Preise der Anstalt sehr mäßig. Über alles Nähere unterrichtet am besten der reichillustrierte Prospekt, der auf Wunsch kostenfrei zugesandt wird. Für kurgemäße Verpflegung ist bestens gesorgt.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Wirksamstes Kräftigungsmittel in den Entwicklungsjahren
Tricalcol — kolloidales Kalk-Phosphat-Präparat für Kinder zur kräftigen Knochenbildung.

Die mündelsichere Kapitalsanlage ist die Kriegsanleihe. Das ganze deutsche Volk mit seiner Arbeits- und Wirtschaftskraft bürgt für ihre Sicherheit.

Digitized by Google

4. April 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8583.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 14

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Friedrich Naumann:** Dritte Rede an junge Freunde. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Zukunft des nichtrussischen Osteuropa. — **Wilhelm Heile:** Die kleine Reichswahlreform. — **Landgerichtsrat Dr. Karl Pfister:** Kürtag oder Verhältniswahl. — **Katharina Bombe:** Aus Revals Vergangenheit. — Soziale Bewegung.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 24. März.

Der erste Sonntag des neuen Frühlings ist angefüllt mit Freude und Erwartung wegen der bisherigen Erfolge in der großen westlichen Schlacht. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß mehr geschehen ist als nur ein erster Anlauf. In Länge von 80 Km. ist von Monchy bei Arras an über Cambrai und St. Quentin bis hin nach La Fère ein einheitlicher Vorstoß erfolgt, der die englische Armee vor sich herschiebt. Ob es richtig ist, den Vorgang als einen Durchbruch zu bezeichnen, wird man ja noch sehen. Aus den Kriegsberichten ist zu erkennen, daß sich in der Methode des Angriffs etwas gegen früher geändert hat. Man will aber aus militärischen Gründen das Wesen der Änderung nicht näher beschreiben. Wir erfahren bisher, daß die Wirkungen der deutschen Gasgeschosse und Flammenwerfer stark gewesen sind und daß auch schwere Artillerie mit der vormarschierenden Infanterie Schritt zu halten versucht. Das Antworten der englischen Geschützreihen wird als schwach gemeldet. Verhältnismäßig viele Geschütze sind erbeutet. Englische Gefangene geben an, daß sie vollständig überrascht worden sind. An jedem Vormittag lagerte über dem Schlachtfeld ein Gemisch von natürlichem Nebel und künstlichen Gasen bei erschütterndem Getöse. Ein bedeutender Unterschied zwischen der deutschen und englischen Armee ist der, daß die meisten deutschen Armeeteile irgendwo im Osten zeitweilig den Bewegungskrieg kennengelernt haben, während die englische Armee überhaupt nur für Schützengraben eingeübt ist.

Nachdem in vertraulicher Sitzung des Reichstags über das Schicksal der Armenier geredet worden ist, interessiert es wohl, eine Übersicht über die Mischung der Bevölkerung in den von Rußland abzutretenden Gebieten zu haben. Im Gebiet Kars (mit Ardahan) gab es vor dem Kriege 106 000 Armenier, 87 000 Mohammedaner, 35 000 Georgier, 16 000 Russen; im Bezirk Batum 70 000 Georgier, 6000 Russen, 4000 Armenier, 2000 Mohammedaner. Es ergibt sich daraus, daß die Armenier einen gewissen Überschuß gegenüber den Georgiern und auch den Mohammedanern besitzen, daß aber im ganzen die drei Hauptgruppen der Bevölkerung sich die Wage halten. Ein rein armenisches Gebiet, das als Reservatland der viel gepeinigten armenischen Nation gelten könnte, scheint nicht vorhanden zu sein. Wie groß nach dem Kriege die armenischen Bestände sowohl in den genannten Bezirken wie in Ostanatolien sind, wissen weder Freunde noch Gegner der Armenier. Die deutsche Regierung legt Gewicht darauf, immer von neuem zu versichern, daß sie die Erhaltung des Armeniertums wünscht.

Montag, 25. März.

Der Siegesbericht aus dem Westen vervollständigt sich: über 45 000 Gefangene, weit über 600 Geschütze, viel Munition und Gerät; Bapaume und die Höhen von Combles, Nesle und Guiscard genommen! Zwischen Bapaume und Péronne wogt auf dem alten, von 1916 her bekannten Kampfgefilde eine gewaltige Schlacht. Die Somme ist bis weit hinter Péronne wieder in deutschen Händen. Zwischen Somme und Oise sind unsere Truppen kämpfend im Vordringen. Chauny ist genommen. Es wehen die Fahnen, und der Kaiser hat schulfreien Tag angeordnet.

Eine ganz besondere Überraschung bildet die Beschießung von Paris durch ein weittragendes deutsches Geschütz, dessen Standort natürlich nicht mitgeteilt wird, das aber kaum anderswo vermutet werden kann, als in der Gegend von Laon oder La Fère. Die Entfernung von dort nach Paris beträgt annähernd 120 Kilometer. Da einige von uns schon vorher von den wunderbaren Schießproben gehört hatten, sind wir nicht ganz so erstaunt, wie es die Pariser sein mußten. Anfangs glaubten sie, es handle sich um von Luftfahrzeugen abgeworfene Bomben. Als man aber merkte, daß die Geschosse in regelmäßigen Abständen von zwanzig Minuten pünktlich eintrafen, und als verstreute Metallteile den Charakter der Granaten dartaten, mußten sich auch die französischen Artillerieautoritäten in das Unvermeidliche fügen, eine derartige unerklärliche Beschießung für tatsächlich anzusehen. Der Eindruck des ersten Beschießungstages war große Panik. — Wir erinnern uns, daß im Sommer 1915 mit einem langen Geschützrohr von Poperinghe aus bis nach Dünkirchen geschossen wurde, was ungefähr eine Entfernung von 40 Kilometern gewesen sein mag. Inzwischen hat die artilleristische Kunst einen so mächtigen Fortschritt gemacht. Wie groß die unmittelbaren Wirkungen der weittragenden Geschütze im gegenwärtigen Kriege sein werden, hängt von Dingen ab, über die heute jede Vermutung verfrüht sein würde. Aber schon allein die Tatsache, daß mehr als 100 Kilometer jenseits der Landesgrenzen militärisch erreichbar sein werden, ändert den Begriff Grenze und Grenzsicherung. Vielleicht entsteht eine neue Klassifikation von Staaten: Kleinstaaten sind solche, über die hinweggeschossen werden kann.

Dienstag, 26. März.

Die Kämpfe zwischen Bapaume und Péronne sind schwer, führen aber zu entscheidender englischer Niederlage. Neugebaute deutsche Tanks bewähren sich vorzüglich. Die englischen Rückzugsstraßen liegen unausgesetzt unter schwerstem deutschen Fernfeuer. Schon brennt der wichtige englische Bahnhof und Eisenbahnknotenpunkt Albert. Die Zahl der Tausende von erbeuteten Maschinengewehren übersteigt alles bisher Dagewesene. Es ist, als trieb eine unsichtbare magische Kraft nahezu eine ganze Million Menschen dem einen großen Ziele zu: der Erringung der Entscheidung!

Auch gestern ist Paris wieder aus der Ferne beschossen worden. Man berechnet mit dem Zirkel auf der Landkarte, was alles von demselben Punkte aus erreicht werden kann. Von Calais aus würde man zwar nicht London, aber doch südliche Vororte berühren können. Natürlich muß gewarnt werden, die Wirkung vereinzelt einfallender Geschosse zu überschätzen.

In Berlin wird die Mannschaft des berühmten Kreuzers „Wolf" begeistert empfangen.

Digitized by Google

Inzwischen gehen die Verhandlungen über das Schicksal der östlichen Zwischenstaaten ihren Gang. Die Feststellung der Reichsregierung, daß nach Artikel 6 des russischen Friedensvertrages Estland und Livland der russischen Staatshoheit nicht endgültig entnommen sind, gibt zu mancherlei Erwägungen Anlaß. Die Vertretung der estnischen Volksregierung erklärt, daß die Esten nicht mit den Letten zu einer staatlichen Einheit zusammengefaßt werden wollen. In diesem Punkt unterscheiden sich die Ansichten der deutschen Großgrundbesitzer von denen der Wortführer der fremdsprachlichen Mehrheiten. Die litauische Delegation ist nochmals von Berlin nach Wilna zurückgekehrt, um mit der einheimischen Vertretung zu beraten. Besondere Nachrichten aus Finnland und aus der Ukraine fehlen.

Einem bulgarischen Kriegsbericht ist zu entnehmen, daß ein Angriff der Armee von Saloniki für möglich gehalten wird.

Mittwoch, 27. März.

Jeder halbe Tag bringt neue Berichte vom großen Kampf. Gestern abend hieß es: Fast 1000 englische Geschütze erbeutet! Genau genommen waren es 963. Wer weiß aber, wie viele es inzwischen geworden sind. Welche englische Arbeit geht damit verloren! Mehr als 100 englische Panzerwagen liegen in den eroberten Stellungen; 90 Luftfahrzeuge zerstört. Wir vergessen dabei nicht, daß auch auf seiten der angreifenden Armee nicht unwesentliche Materialverluste unvermeidlich sind, aber es bleibt doch unter allen Umständen ein gewaltiger Unterschied zwischen denen, die das Schlachtfeld verlassen, und denen, die es besetzen. Heute früh liest man in großen Buchstaben am Kopf der Zeitung: Die Engländer im Rückzug beiderseits der Somme; Roye, Lihons, Noyon genommen! Die Truppen stehen vor Albert. Die Engländer vernichten bei ihrem Rückzuge die Dörfer. Beträchtliche Teile der deutschen Armee sind jenseits der Zerstörungsfläche von 1916 angelangt. Der Abend schließt mit dem Telegramm: Albert genommen! Die Kriegsberichte der Engländer sind in bezug auf Angabe der Ortschaften sachlich genau, haben aber begreiflicherweise im übrigen das Bestreben, die Vorgänge als verhältnismäßig ungefährlich darzustellen. Es wird den Lesern Hoffnung gemacht, daß in den nächsten Tagen eine große Armee zum Zurückwerfen des deutschen Vorstoßes versammelt sein würde. Auch französische Militärschriftsteller beschäftigen sich, soweit wir erfahren, mit derselben Frage, können aber die Besorgnis nicht unterdrücken, daß bei Zusammenziehung aller hinter der Front verfügbaren Truppenteile in der Gegend zwischen Paris und Amiens dann sehr leicht an einer anderen Stelle der Front Hindenburg die Möglichkeit gewinnen würde durchzubrechen. Die nie zur Ruhe gekommene Erörterung über die Einsetzung einer alleroberster Kriegführung in Frankreich, der zugleich englische und französische Truppen unterstellt sind, erhebt dringlicher als jemals sonst sich wieder. Der Eisenbahnverkehr der Pariser nördlichen Bahnhöfe ist für Privatpersonen gesperrt. Zahlreiche Pariser Familien begeben sich nach dem Süden. Die Bevölkerung in der Nähe des Schlachtfeldes beginnt zu wandern. — Die Blätter der neutralen Länder sind voll staunender Anerkennung der deutschen Leistung. Selbst eine den Deutschen so unfreundliche Zeitung wie „Journal de Genève" kann den Ausdruck des Respektes nicht verweigern, bringt aber die ganze Angelegenheit auf die Formel, daß nun zwischen Ludendorff und Wilson um die Weltherrschaft gestritten werde; das hieße soviel wie zwischen Schwert und Gerechtigkeit. Mag man den letzteren Ausdruck als Stilblüte ansehen, so ist dabei richtig, daß die Verantwortlichkeit der amerikanischen Oberleitung in dem Maße wächst, als es sich zeigt, daß die Engländer und Franzosen für sich allein zum Widerstande nicht ausreichen. Was jetzt im amerikanischen Volke vor sich geht, können wir von hier aus schwer beurteilen. Wird es den nächsten passenden Anlaß ergreifen, um sich aus einem unnötigen und schrecklichen Abenteuer zurückzuziehen, oder wird es seine begonnenen großen Rüstungen mit erneuter Kraft fortsetzen? Bei uns herrscht guter Mut und das Gefühl, daß wir erst am Anfang einer neuen Kriegsperiode stehen.

Mehrere deutsche Dampfer sind nach Wegräumung des russischen Minengürtels in Odessa eingetroffen. Damit darf der Handelsweg zwischen Odessa und der Donaumündung für wiederhergestellt gelten. Wie es freilich in und bei Odessa jetzt aussieht, wissen wir immer noch nicht.

Im Osten Sibiriens gibt es irgendwelche Kämpfe zwischen Japanern und bolschewistischen Truppen. Der Hafen Wladiwostok soll von 15 000 Bolschewisten besetzt gehalten werden, während fremde Kriegsschiffe die Ausfahrt beherrschen.

Donnerstag, 28. März.

Es wurden von der kämpfenden Armee bis jetzt 37 englische Divisionen und 4 französische Divisionen festgestellt. Die Schlacht ist also ihrem Charakter nach eine deutsch-englische Schlacht; was ja die Kämpfe an der Somme und um Ypern in der Hauptsache auch schon gewesen sind. Das Neue ist aber, daß es sich jetzt nicht mehr um Schützengrabenverteidigung handelt. Als im Januar 1815 bei Waterloo die Engländer und die Preußen als Verbündete gegen die Franzosen kämpften, betrug damals die englisch-holländische Armee 70 000 Mann, die preußische 75 000; beide Armeen besaßen zusammen 357 Geschütze. Heute, wo Engländer und Franzosen gemeinsam gegen die preußisch-deutsche Armee sich verteidigen, sind alle Ziffern wohl mindestens um das Zehnfache vergrößert. Jetzt wird die englische Führung zu zeigen haben, ob sie einen Landkrieg zu dirigieren weiß. Man glaubt zu bemerken, daß die Truppenteile auf der englischen Seite durcheinandergeraten und daß teilweise ins eigene Heer geschossen wird. Gelegentlich sind solche Dinge wohl bei jeder Armee vorgekommen, aber darin eben beruht die Kunst der Leitung, selbst im Ansturm der Hunderttausende Ruhe und Ordnung zu bewahren und den Transport den beständig wechselnden Anforderungen anzupassen. Der Bericht eines deutschen Generalstabsoffiziers spricht davon, daß in der Schlacht bei Bapaume die englische Führung ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse an anderen Fronten in kopf- und systemlosen Entgegenwerfen aller verfügbaren und herankommenden Divisionen die Deutschen aufzuhalten suchte. Nachdem Albert in unserer Hand ist, sind die nordwestlich gelegenen wichtigen englischen Bahnknotenpunkte und Stapelplätze St. Pol und Doullens unter deutsches Fernfeuer genommen worden. Mit dem reichlich erbeuteten englischen Pioniergerät und Material werden alle Straßenstörungen schnell wieder beseitigt. 20 Feldbahnlokomotiven erbeutet. Die Mithilfe unserer Luftfahrzeuge zum Sieg wird vom Hauptquartier aus besonders gerühmt. Die englischen Hafenorte Calais und Dünkirchen wurden mit über 10 000 Kilogramm Bomben belegt. Im ganzen wurden von den Bombengeschwadern in vier Nächten 132 600 Kilogramm Bomben abgeworfen.

Die Friedensverhandlungen mit Rumänien sind soweit zum Abschluß gelangt, daß die letzten Formulierungsarbeiten begonnen haben.

Der polnische Regentschaftsrat hat als neuen Ministerpräsidenten Steczkowski den Okkupationsmächten in Vorschlag gebracht.

Freitag, 29. März.

Am Karfreitag suche ich mir die Bilder und Erinnerungen aus Amiens und Beauvais, wo ich im Jahre 1914 in der Woche nach Ostern gewesen bin. Jetzt leben diese Orte mit ihren wunderbaren Kathedralen in Erwartung des Krieges. Von allem, was man künstlerisch Erhabenes auf der Erde sehen kann, ist die große Kirche in Amiens eines der seltsamsten Stücke. Unvollendet in ihren Türmen, ragt sie wie ein steinerner Riesenwuchs über der breiten, niedrigen Stadt als ältere Schwester des Kölner Domes. Daß Nationen, die derartige Denkmäler gemeinsam haben, sich bis auf den Tod befehden müssen, gehört zur schwersten Tragik des Daseins. Es wird erlaubt sein, an einem Tag wie heute sich solchen Erinnerungen etwas hinzuzugeben, da ja doch der Glaube an den Erlöser ungeteiltes Erbgut der europäischen Nationen geblieben ist. — Der gewaltige Kampf scheint sich tatsächlich um Amiens zusammenzuziehen, nachdem Montdidier von deutschen Truppenteilen besetzt ist. Die Wichtigkeit Montdidiers liegt darin, daß in dieser Station die vielgeleisige Eisenbahnstrecke unterbrochen wird, die sich hinter der bisherigen französischen Front herzog und

an deren Ausbau die Amerikaner stark beteiligt gewesen sind. Von jetzt an muß der Verkehr, soweit er nicht von kleinen Lokalbahnen bewältigt werden kann, durch Paris hindurchgeführt werden. Das bisher unversehrte Noyon wird nach Besetzung durch die Deutschen von englischer Seite mit schwersten Geschossen beworfen. Die deutsche Kriegsberichterstattung verwahrt sich gegen die feindlichen Funksprüche, in denen offenbar von ganz unglaublichen deutschen Blutverlusten die Rede ist, und macht geltend, daß bereits eine ganze Anzahl von englischen Divisionen so zusammengeschmolzen sind, daß sie hinter die Front geschafft werden mußten, während bis jetzt erst wenige deutsche Divisionen zurückgezogen sind. Alle Kriegsberichte sind voll Bewunderung für die Infanterie, Artillerie, Pioniere und Luftschiffer.

Sonnabend, 30. März.

Im gestrigen Bericht des Großen Hauptquartiers wird als bisherige Beute seit Beginn des großen Vorstoßes angegeben: 70 000 Gefangene und 1100 Geschütze. Um Albert wird noch immer stark gefochten. Die letzten Tage sind auf dem Kampfgebiet ziemlich kalt gewesen. Die Engländer setzen die Verwüstung französischen Landes fort, verschütten die Brunnen, zerstören die Wohnstätten und vernichten die Baumkulturen. Das Neue daran ist nicht die Methode, die ja auch von unserer Seite westlich des Siegfriedwalles geübt wurde, sondern der Umstand, daß es Burenbesitzland ist, das in dieser Weise zugerichtet wird. Gefangene französische Offiziere sprechen ihre Enttäuschung aus über den geringen Wert der kriegsungewohnten Amerikaner. In der französischen Kammer hat es im Anfang der Woche eine erregte Auseinandersetzung über die Beförderung der Heimatbevölkerung der betroffenen Bezirke gegeben. Die Regierung bat dringend, weitere Besprechungen des furchtbaren Dramas verschieben zu können.

Gegenüber einer vom Reuterschen Büro verbreiteten Nachricht, daß Odessa durch die Bolschewiki wieder eingenommen sei, wird von Wien aus mitgeteilt, daß die Stadt von den verbündeten Truppen besetzt sei. Es herrsche seit Tagen Ruhe. Dasselbe gelte von Nikolajew. Die sorgfältige Wahl der Worte läßt vermuten, daß die Verhältnisse des Hafens noch immer nicht ganz geklärt sind und daß bis vor einigen Tagen Unruhen bestanden haben. Warum erfahren wir eigentlich so überaus wenig über die Vorgänge in den ukrainischen Gebieten?

Als Präsident der Kaukasischen Volksrepublik hat der früher öfter genannte Tscheidze eine Friedensabordnung nach Trapezunt entsendet, die mit türkischen Delegierten über das Gebiet von Kars, Ardahan und Batum verhandeln sollte. Die Türken haben aber diesen Verhandlungsversuch abgelehnt, da nach Artikel 6 des Vertrages von Brest-Litowsk die russische Staatsgewalt auf die genannten Landesgebiete verzichtet hat. Die Frage wird sein, ob die Kaukasische Republik, die am Friedensschluß von Brest-Litowsk nicht direkt beteiligt war, es nun für notwendig halten wird, den Frieden ihrerseits als Tatsache hinzunehmen, oder ob sie glaubt, auf eigene Hand südlich vom Kaukasus noch etwas weiter Krieg führen zu können.

Naumann / Dritte Rede an junge Freunde

Heute werden wir, meine Freunde, von der Organisation der politischen Parteien reden und fragen, ob und inwieweit Organisation lehrbar ist. Dabei hilft uns kein Rückblick auf das klassische Altertum oder auch nur auf vergangene Jahrhunderte, denn Organisation der Masse im ganzen konnte gar nicht ein Ideal jener Zeiten sein, in denen die Menge der Menschen noch unterhalb des Staatsbewußtseins lebte.

Das, was vor der neueren Zeit an Parteiorganisationen vorhanden war, besaß meist den Charakter der geheimen Verbindung oder revolutionären Verschwörung. Jesuiten und Freimaurer sind lebendig gebliebene Organisationsformen aus einer für uns vergangenen Welt; der Eifer aber, mit dem beide noch heute umkämpft werden, beweist, welchen großen Einfluß man ihnen zuschrieb. Das Wesentliche an ihnen ist die völlige Eingliederung und Unterordnung des Einzelwesens; die Gemeinschaft arbeitet als Ganzes und verlangt Gehorsam! Wer in einen derartigen Verband eintritt, weiht sich ihm mit allen Kräften. So haben die Umsturzbestrebungen in allen despotischen Staaten arbeiten müssen. Man denke an russische Revolutionsausschüsse!

Inzwischen aber ist eine andere politische Temperatur entstanden: das heimliche Herumschleichen und Wispern hat seinen Zweck verloren, Organisation ist ein öffentlicher Betrieb geworden. Die Gefahren haben sich vermindert, die Romantik ist kleiner geworden, politische Organisation erscheint als eine Pflicht und Arbeit.

Ihr wißt, meine Freunde, daß die politische Neuzeit durch den Sieg demokratischer Wahlrechte gekennzeichnet wird. Jeder wählt! Der Stimmzettel ist der Anteil des Volkes an der Herrschaft. Was aber bedeutet das Wahlrecht, wenn es unorganisiert ausgeübt wird? Jedes Wahlrecht verlangt seinem Wesen nach, daß Mehrheiten gebildet werden. Aus dem Rohstoff Volk soll das politische Halbfabrikat Mehrheit hergestellt werden, damit dann aus ihm der parlamentarische Volkswille erzeugt werden kann.

Wir sprechen hier nicht über die Vorzüge oder Nachteile dieses Systems an sich, sondern setzen die Geltung von Wahlrechten einfach voraus. Ob bloß Männer wählen oder auch Frauen, ob Jugendliche sich beteiligen dürfen oder nicht, ob es Vorzugsstimmen geben soll, ob nach Wahlkreisen oder Provinzen gewählt wird, alles das mag uns sonst beschäftigen, hier haben wir es zunächst nur mit der Tatsache selber zu tun: die Masse wählt!

Wen oder was wählt die Masse? Einen Mann oder ein Programm?

Der ältere Gedankengang ist, daß sie einen Mann wählt, der dann schon selber wissen wird, was er zu tun hat. Man wählte Vertrauensmänner, damit diese dann wieder unter sich einem Vertrauensträger ihre Stimme geben. So war beispielsweise das preußische Wahlrecht ursprünglich beabsichtigt. Jeder Landesbezirk sendete jemanden nach Berlin, ohne ihm bestimmtere Vorschriften zu machen. Er suchte sich dann im Abgeordnetenhause einen Freundeskreis, mit dem er Vorberatungen hielt, das waren die Anfänge der Parteien. Parteien sind ursprünglich persönliche Gefolgschaften, Freundeskreise und Stammtische und verwandeln sich erst allmählich zu Prinzipiengemeinschaften und Programmvertretungen.

Solange eine Partei mehr den Charakter der persönlichen Gefolgschaft trägt, liegt ihr Schwerpunkt bei den Abgeordneten: sie sind die Partei! Von da an aber, wo sich der Charakter verwandelt, liegt der Schwerpunkt bei den Wählern, sie werden die Partei! Sie verlangen vom Abgeordneten, daß er ihre Meinungen und Interessen vertritt. Er erscheint als ihr Beauftragter (Deputierter), soll parteitreu, soll von Parteitagsbeschlüssen abhängig sein. Je nachdem diese Abhängigkeit durchgeführt ist, spricht man von strengerer oder lockerer Parteidisziplin.

Es ist also eine Partei, eine Gemeinschaft zur Ausbildung und Durchführung eines politischen (auch wirtschaftlichen) Programms mit Hilfe von Wahlen und parlamentarischen Vertretungen. Ohne derartige Parteien haben die demokratischen Rechte überhaupt keinen Sinn, denn nur durch sie kann der Stimmzettel wirksam gemacht werden.

Digitalisiert von Google

Aber freilich, welche Mühe ist in dem Wort Mehrheitsbildung enthalten, welcher Fleiß liegt im Worte Partei!

Im Anfang des Parteilebens zwar hatte es den Anschein, als gäbe es gar nichts Einfacheres, als die Gewinnung von Mehrheiten. Mit wenigen Vorträgen und einigen Zeitungsartikeln wurde ein Abgeordneter gewählt. Inzwischen aber steigerte die Konkurrenz der Parteien überall die Anforderungen zunächst an den betreffenden Kandidaten, dann aber vor allem auch an seinen Wahlapparat. Während früher nur die Städte besucht wurden, will jetzt jedes Dorf seine Versammlung haben. Jeder einzelne Wähler soll auf Grund der Wählerlisten bearbeitet werden. Da ihr, meine Freunde, diesen Betrieb schon etwas aus Erfahrung kennt, brauche ich mit seiner Beschreibung keine Zeit zu verlieren.

Das, was uns heute am meisten interessiert, ist die stille Wahlvorbereitung vor den Tagen der großen politischen Mobilmachung. Ich rede zu euch von der oft viel zu wenig beachteten Arbeit der Parteisekretäre. Nicht als ob sie die ganze große Mühe allein zu tragen vermöchten, aber um sie herum muß sich die Organisation der Bezirke aufbauen. Sie sind nicht dazu da, um freiwillige Arbeit unnötig zu machen, sondern um sie erst anzuregen und lebendig zu erhalten. Nichts ist falscher als der Gedanke, daß in einem Wahlkreise mehr gearbeitet wird, wenn kein Parteisekretär vorhanden ist; das Gegenteil ist der Fall. Mit bloßer freiwilliger Tätigkeit lassen sich die Arbeiten der heutigen Parteiorganisation nicht mehr bewältigen.

Man wird nicht erwarten, daß ein politischer Sekretär Wunder tun kann. Auch bei guter Ausbildung ist und bleibt er ein einzelner Mensch unter sehr vielen anderen. Nehmen wir einen durchschnittlichen Wahlkreis von etwa 30 000 Wahlberechtigten an (etwa 150 000 Einwohner), so handelt es sich vielleicht um 150 Orte von verschiedener Größe. In diesen Orten sind vielleicht im ganzen 300 Parteifreunde bisher in die Vereinslisten eingetragen. Sie sind unter sich noch wenig verbunden und einige halten die Parteizugehörigkeit nur für eine Formsache. Ihre finanziellen Mittel sind ungenügend; sie haben guten Willen, wissen aber nicht recht, was sie tun sollen. In ihre Mitte tritt nun, von ihnen angestellt, ein junger Mann, der dazu da ist, aus diesen Bruchstücken einen Organismus zu machen und aus der Zahl der befreundeten Wähler weitere Mitglieder zu gewinnen. Welche Eigenschaften und Kenntnisse wird dieser politische Berufsarbeiter mitbringen müssen?

Er muß mitbringen: Sachkunde, Organisationskunde und ehrliche Begeisterung. Alle drei Stücke sind gleich wichtig, hier aber sprechen wir genauer nur von dem mittleren Stück: Organisationskunde. Das ist ein verhältnismäßig neues Fach menschlicher Belehrung, noch wenig theoretisch durchgearbeitet, aber praktisch von großer Bedeutung. Wie bedeutsam die Organisationskunde ist, wird mir in der politischen Erfahrung am meisten deutlich, wenn ich sehe, daß tüchtige und politisch eifrige Leute bei allen guten Absichten häufig keine Erfolge zu verzeichnen haben, weil sie mit ihrer Kraft nicht hauszuhalten verstehen. Sie lassen sich treiben und schieben und warten ab oder machen willkürliche Stöße, statt sich einen ruhigen, festen Arbeitsplan vorzunehmen.

Jeder Wahlkreis muß zuerst statistisch studiert werden. Ich habe vor dem Kriege eine kleine statistische Arbeit über den Wahlkreis Waldeck-Pyrmont verfaßt („Wirtschaftliche Landesbeschreibung der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont", Expedition der „Hilfe", 1914), die als Probe dessen gelten mag, wovon wir reden. Es ist in diesem Hefte alles das zusammengesammelt, was in verschiedenen großen Werken und in besonderen Fachschriften über die Waldwirtschaft, Landwirtschaft, Gewerbebetriebe, Verkehrsverhältnisse, Finanzen des betreffenden Gebietes zu erfahren ist. Die Quellenwerke zu derartigen Einzelübersichten werden in unserer künftigen Staatsbürgerlichen Hochschule selbstverständlich vorhanden sein, und wir werden uns bemühen, Anleitung zu ihrem Gebrauche zu geben. Hat jemand eine derartige Schulung durchgemacht, so muß er imstande sein, sich selbst so in die Verhältnisse einer bestimmten Gegend einzuarbeiten, daß er ganz von selber ein Berater in allerlei öffentlichen Anliegen wird.

Als Berater aber muß ein Parteisekretär auch auftreten in allen jenen Fragen, die von der Bevölkerung aus privaten Interessen gestellt werden, wenn es sich um Invalidenrenten, Pensionszahlungen, Witwenversorgungen, Steuerreklamationen und ähnliches handelt. Oft wird der Sekretär selbst nicht wissen, wie die einzelne Angelegenheit rechtlich zu beurteilen ist, aber er kann so viel gelernt haben, daß er anzugeben vermag, wer die zuständige oder sachkundige Stelle ist.

Als Vertrauensmann der Gesinnungsgenossen geht dann der Sekretär dazu über, das Netz der Vereine weiter auszubauen. Er würde es aber nicht können, wenn er nicht vorher in Vereinsrecht und Vereinsmethode etwas Kenntnisse gesammelt hätte. Das Vereins- und Versammlungsrecht bietet auch jetzt noch allerlei Probleme, und selbst das einfache Vorbereiten von Versammlungen will gelernt sein: auf welche Weise und mit welchen Geldmitteln kann in einem Orte von 1200 Einwohnern eine Versammlung veranstaltet werden? Wie sieht dieselbe Sache bei 6000 Einwohnern aus? Welche Anmeldungen, welche Plakate, welche Zeitungsvorbereitung? In unserer Schule wird man Voranschläge machen, Muster bearbeiten. Auch die Geschäftsordnung des öffentlichen Verhandelns will gelernt sein.

Für den, der einmal begonnen hat, sich mit Organisationskunde zu beschäftigen, entstehen sehr bald allerlei höchst interessante vereinstechnische Fragen, wie zum Beispiel: wieviel ein Mitglied zahlen müsse, damit es als nützlich für den Verein betrachtet werden könne? Um zu einer Antwort zu gelangen, muß man von den feststehenden Ausgaben des Vereins an sich ausgehen und berechnen, welchen Ausgabenzuwachs ein neues Mitglied veranlaßt: die Mitgliedsunkosten. Man erwäge, ob der Verein als solcher leistungsfähiger ist, wenn er 200 Mitglieder zu 1 M. hat oder wenn er 25 Mitglieder zu 4 M. hat! Oft steht Werbekraft und Mitgliederzahl in einem unmöglichen Verhältnisse zu einander: zu viele negative Mitglieder! Am meisten lernt man in dieser Hinsicht aus den Parteitagsberichten der Sozialdemokratie, wenn man sie mit methodischer Treue nacharbeitet. Auch die Berichte des katholischen Volksvereins und des Bundes der Landwirte sind technisch wertvoll. Niemand wird ganz ohne gewisse Vorstudien auch nur für einen einzelnen Wahlkreis einen tragfähigen Haushaltsplan entwerfen. Ich behaupte, daß die meisten Wahlkreise die Kosten ihrer liberalen Organisation selber tragen können, sobald ihnen nur erst einmal die Mittel gewährt werden, um einen methodischen Anfang mit Organisationstechnik zu machen. Wer aber hat sich bisher im deutschen Liberalismus wirklich um diese Dinge gekümmert?

Niemand denke, daß derartige Arbeiten des innerlichen Gehaltes entbehren! Gerade durch sie entsteht erst eine

wirkliche Vorstellung von dem, was Demokratie ist oder werden kann. Das große Wort „Volksvertretung" bekommt einen greifbaren Sinn: jeder findet im Aufbau der Parteien irgendwo die Stelle, die seinen politischen Kräften angemessen ist. Mitregieren beginnt im Ortsverein, steigt von da zum Kreisverein, erhebt sich zum Provinzial- oder Landesverein und findet seinen programmatisch reinsten Ausdruck in den Beschlüssen der großen Parteitage. Sicherlich ist es etwas Umständliches, am Volkswillen tätig zu sein, ein Dienst, der viele verlorene Stunden enthält, aber ein Dienst, ohne den die schönen Ideen der freien Völker nur Luft sind. Laßt, meine Freunde, geistreiche Übermenschen nur ruhig über diese demokratische Spießbürgerlichkeit spotten, es kommen Tage, an denen jeder froh ist, daß es Vertrauensleute einer organisierten Masse gibt, freie Beamte eines sich selber regenden Volkes.

Erst entstand der Beamtenstaat, nun aber erwächst durch ihn und in ihm der Volksstaat. Ihr seid es, die dem Volksstaate zur Vollendung helfen wollen; in euren Händen sollen die Träume edler Väter praktische Gestalt gewinnen. Die Väter forderten und erreichten Wahlrechte und Bürgerrechte, jetzt aber seid ihr so weit, diese Rechte zum verwendbaren Eigentum der Masse zu machen. Wenn wir gerade in dieser Stunde besonders vom Parteisekretär gesprochen haben, so werden auch die unter euch, die niemals in diesen Beruf eintreten werden, begriffen haben, daß auch über sie zugleich mitgeredet wurde, denn auch die freiwilligste Mithilfe an der Politik kann nicht anfangen ohne Nachdenken über die ersten Elemente der Organisation. Jeder gibt soviel von seiner Kraft und Zeit für die Aufrichtung des Volkes, als er kann. An euch, die ihr mich höret, richte ich meinen Weckruf. Möge er von euch verstanden und später hundertfach weitergegeben werden!

Paul Rohrbach / Die Zukunft des nichtrussischen Osteuropa

In Nr. 11 der „Hilfe" vom 14. März habe ich in dem Artikel „Das schwache Rußland" gezeigt, wie falsch die Meinung ist, daß von dem russischen Reststaat zukünftig noch bedeutende politische Kraftwirkungen zu erwarten seien. Das ist darum ausgeschlossen, weil das übriggebliebene Rußland ein wirtschaftlich sehr schwaches Gebilde sein wird, nicht imstande, größere Ausfuhrwerte für den Weltmarkt zu liefern, und daher auch wenig kaufkräftig, kraftlos in seinen Finanzen, seinem internationalen Kredit, seiner militärischen Rüstung und politischen Aktionsfähigkeit. Ein solches zukünftiges Rußland erscheint den Leuten merkwürdig, ja unglaublich. Es ist wohl auch nicht viel dabei zu machen, wenn der gewöhnliche politische Spießbürger, dem — zumal in Deutschland — das Fremde und Weltpolitische ein unheimlicher Boden ist, den Kopf schüttelt und sagt: wer kann wissen, ob es nicht mit Rußland am Ende doch noch ganz anders kommt! Peinlicher ist es, wenn auch maßgebende Politiker in ihrem Urteil diese dilettantische Unsicherheit zeigen, die klug und vorsichtig tun will, aber nur aus der alten Unwissenheit über Rußland entspringt, durch die unsere amtlichen Stellen seit dem russisch-japanischen Kriege mit ihrem Urteil in russischen Dingen immer fehlgingen, und aus dem Gesetz der Trägheit im Denken, trotz alles neuen Materials. Jetzt sind dieselben diplomatischen Weisen, die seit Jahr und Tag nichts als Verkehrtes über Rußland zutage gebracht haben, wieder am Werk, uns die Früchte unseres Ostfriedens, des großen Befreiungswerkes an den einstigen russischen Randvölkern, zu verderben, zumal an der Ostsee.

Indes beginnen wir mit der Ukraine! Warum gilt für die Ukraine nicht, was für Rußland, das heißt für Restrußland, gilt? Daß die Ukraine große natürliche Reichtümer besitzt, ist ja jetzt bekannt. Sie verfügt aber auch, und das ist das Entscheidende, zugleich über bedeutende Ausfuhrwerte, und sie wird daher zukünftig starke Überschüsse ihres Exports über ihren Import haben. Sie wird Getreide, Zucker, Tabak, Mangan, Phosphorit und vielleicht, wenn neue Lager erschlossen werden, auch Eisenerze ausführen, zusammen für weit höhere Beträge, als sie für ihre Einfuhr an Fabrikaten und Holz (der größere Teil der Ukraine ist waldarm) zu zahlen haben wird. Wir werden gut tun, uns in ukrainischen Dingen noch auf eine längere Periode der allmählichen Konsolidierung und Entwicklung der politischen wie der wirtschaftlichen Verhältnisse gefaßt zu machen, denn neben den positiven Kräften gibt es bei ihr einstweilen auch noch innere Schwierigkeiten und Hindernisse genug. Auch die Finanzen des ukrainischen Staats sind noch ganz unentwickelt. Wenn aber ein solches junges Staatswesen auf eine entschieden aktive Handels- und Zahlungsbilanz rechnen kann, so kann es auch sicher sein, mit der Zeit gesunde und kräftige Finanzen zu bekommen. Die Finanzen des einstigen Rußlands waren darum hoffnungslos, weil infolge der Verschuldung dauernder starker Goldabfluß nach dem Auslande stattfand und die russischen Ausfuhrüberschüsse nicht hinreichten, um Einfuhr, Schuldzinsen und sonstige Forderungen des Auslandes zu begleichen. Rußland hat früher aus der Ukraine doppelt soviel herausgezogen, als es ihr volkswirtschaftlich wieder zukommen ließ. Es hat die Ukraine behandelt, wie England Indien behandelt, und nur durch den ukrainischen Reichtum hat es sich finanzpolitisch notdürftig über Wasser gehalten. Fortan wird die Ukraine ihre wirtschaftliche Kraft für sich selber behalten und sich nicht mehr durch Rußland ausrauben zu lassen brauchen. Darum ist die ukrainische Zukunft ökonomisch gesund. Darum wird auch das schwache Rußland nicht daran denken können, die wirtschaftlich kräftige Ukraine mit Gewalt sich wieder zu unterwerfen, und darum werden auch die Ukrainer nicht daran denken, ihre wirtschaftliche Kraft zu verwässern, indem sie sich freiwillig mit Rußland vereinigen, das nur auf ihre Kosten schmarotzen würde. Diese Weisheit liegt nahe genug, aber für viele amtliche und nichtamtliche Rußlandpolitiker scheint sie noch zu hoch sein. Ich wiederhole: nicht das steht hier in Frage, wie schnell die Ukraine aus ihren augenblicklichen Schwierigkeiten herauskommen wird, wie bald und wie glücklich die ukrainische Regierung mit der Widerspenstigkeit des bolschewistischen Teils der Bauern fertig wird, ihre Währung aufrichtet, die Landfrage ordnet, die Einfuhr von Bedarfsartikeln organisiert usw. — Dinge, die alle mit mehr oder mit weniger Geschick und Glück angefaßt werden können —, sondern es handelt sich darum, daß die sicheren Grundlagen für die schließliche Entwicklung der Ukraine auf günstiger Bahn vorhanden sind. Daraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen, ist eine Forderung vernünftiger politischer Auffassung und Staatskunst.

Wer die osteuropäische Zukunft von der ukrainischen Grundlage aus richtig zu konstruieren imstande ist, der kann auch mit seinem Urteil über die politischen Notwendigkeiten in den einstmals russischen Ostseeländern nicht fehlgehen. Das wichtigste Ostseegebiet ist Finnland. In bezug auf Finnland herrscht bei uns vielfach der Irrtum, als ob es sich dort jetzt um einen Kampf zwischen bürgerlicher und sozialistischer Staatsordnung handle, und manche sind der Meinung, wir sollten uns in diesen Streit, der eine innerfinnländische Angelegenheit sei, nicht einmischen. Es ist aber falsch, daß in Finnland Bürgerliche gegen Sozialdemokraten stehen. Ein großer Teil der Sozialdemokratie steht mit den Bürgerlichen zusammen gegen den Bolschewismus, der von Rußland auf die besitzlose Schicht in Finnland übergesprungen ist. Die finnländischen Anarchisten werden dabei unterstützt von russischen Banden und von der Mörder- und Räubergesellschaft der Matrosen der russischen Ostseeflotte. Auf der Seite der finnländischen Regierung steht aber auch die Mehrheit der finnländischen Industriearbeiterschaft. Industrie- und Landarbeiter haben sich in Menge der weißen Garde, das heißt den bewaffneten Streitkräften der Regierung angeschlossen. Demgegenüber kämpfen die vereinigten finnländischen und russischen Bolschewisten für die Fortdauer des Zustandes, daß es „staatliche" Ordnung sein soll, wenn jeder das „Recht" hat, denjenigen zu be-

Digitized by Google

rauben und nötigenfalls totzuschlagen, der etwas hat. In diesem Prinzip sind die Anarchisten auf finnländischem und russischem Boden einig, und kraft dieser Einigkeit gehen sie darauf aus, auch zukünftig beieinander zu bleiben. Wenn wir also die — demokratisch gerichtete — Ordnungspartei in Finnland unterstützen, so bedeutet das, daß wir ein selbständiges Finnland wünschen, das imstande ist, seine nationale Politik frei von der bolschewistisch-russischen Anarchie zu führen. Ein solches Finnland wird, wie die Ukraine, ein wirtschaftspolitisch gut gegründetes Staatswesen sein. Auch Finnland besitzt große Werte, vor allen Dingen in Holz und in Wasserkräften, wahrscheinlich auch in Erzen. Die finnländischen Finanzen und der finnländische Handel sind gesund und entwicklungsfähig, wiederum im Unterschied von Rußland. Finnland hat unter den nordischen Staaten verhältnismäßig die stärkste Volkszunahme, und es wird nach dem Hinzutritt von Ostkarelien, das die Finnländer für sich beanspruchen, eine gute verteidigungsfähige Grenze gegen Rußland haben, die es mit seinen eigenen Kräften wird schützen können.

Dieselben Grundsätze wie bei der Ukraine und bei Finnland müssen wir auch auf das baltische Gebiet anwenden. Hier handelt es sich um die Frage, ob das baltische Land von Kurland bis einschließlich Estland zukünftig eine Einheit bilden soll. Nach dem Friedensvertrag mit Rußland sollen Livland, außer Riga und den Inseln, und Estland einstweilen noch zu Rußland gehören. Die Esten aber, das heißt die Bewohner von Estland und Nordlivland, die etwa eine Million Köpfe zählen, haben sich aber schon lange in aller Form durch Beschluß ihres nationalen Landtags von Rußland losgesagt, und in Rußland hat sowohl die frühere Regierung unter Kerenski als auch die jetzige bolschewistische mit tönenden und unzweideutigen Worten das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Randvölker verkündet. Es steht also dem nichts im Wege, daß wir die Esten und ihr Selbstbestimmungsrecht auch unsererseits anerkennen und mit ihnen einen Vertrag schließen, der die Einheit des baltischen Landes herstellt. Wenn wir das nicht tun, so wird die Folge sein, daß die Esten Anlehnung an England oder an Schweden unter englischer Vermittlung und mit englischem Protektorat suchen. An Rußland werden sie sich freiwillig ganz gewiß nicht wieder anschließen, denn der Este haßt und verachtet den Russen wegen seines unordentlichen und gewalttätigen Wesens. Der Este nennt den Deutschen Saksa, und wenn er einen gebildeten Russen bezeichnen will, so sagt er Wenne-Saksa, das heißt ein „russischer Deutscher". In diesem Ausdruck liegt das ganze innere Verhältnis zwischen dem Esten und dem Deutschen. Daß die deutschen Elemente, die Ritterschaften und die Städte in Estland und Livland, den Anschluß an Deutschland und die Einheit des baltischen Landes wünschen, ist selbstverständlich. Ebenso wollen die Letten, von denen mehr als die Hälfte in Kurland und in Riga wohnt, national beieinander bleiben, das heißt die Letten in Südlivland wollen eben dahin, wo die kurischen und die rigischen Letten sind. Wenn wir also eine Grenze quer durch das baltische Land an der Düna oder an der lettisch-estnischen Sprachscheide machen, so haben wir entweder den englischen Einfluß vor unseren Toren, oder wir erleben, daß sich die bolschewistischen Elemente unter den Letten und Esten mit den russischen Bolschewisten von neuem gegen Besitz und Ordnung in Livland und Estland verbünden, ganz gleichgültig, ob Besitz und Ordnung lettisch, estnisch oder deutsch sind. Die Zustände, die sich dann in unmittelbarer Nachbarschaft von Kurland und Litauen ergeben werden, braucht man nicht erst auszumalen.

Die Politiker, die sich noch immer nicht entschließen können, zu glauben, daß Rußland fortan kraftlos und ungefährlich ist, fürchten sich davor, auch Estland und die Südküste des Finnischen Meerbusens mit dem Hafen Reval dem zukünftigen Rußland zu entziehen. Das ist, wie wir sahen, eine sehr überflüssige Sorge; sehr ernstlich aber werden die Sorgen sein, die uns aus einem von England abhängigen oder bolschewistisch-anarchistischen Livland und Estland entstehen. Die Stadtverordnetenversammlung von Riga hat jetzt kürzlich die dringende Bitte an Kaiser und Reich gerichtet, ganz Kurland, Riga, Livland, Estland und die Inseln beieinander zu lassen, und die lettischen Stadtverordneten von Riga haben sich dem einstimmig angeschlossen, mit dem Vorbehalt, daß die nationale Entwicklungsfreiheit des gesamtlettischen Volkes gewahrt bleibt. Das ist selbstverständlich, und wenn jemand fragt, ob eine allgemeine Volksabstimmung bei Letten und Esten dasselbe Ergebnis haben würde, so ist die Antwort einfach. Eine solche Abstimmung würde im Augenblick gar nicht den Sinn haben, daß zwischen dem Anschluß an Deutschland oder Rußland oder der nationalen Selbständigkeit gewählt wird, sondern die Wahl würde stehen zwischen Fortsetzung der bolschewistischen Anarchie, der Freiheit zu plündern und zu morden, an die sich ein großer Teil des lettischen und estnischen Proletariats seit der Revolution gewöhnt hat, und einer wie auch immer gearteten staatlichen Ordnung im Sinn der Sicherheit von Leben, Ehre und Eigentum im Lande. Werden diese Faktoren gesichert, so wird auch das baltische Land im ganzen ein Gebilde von bedeutender wirtschaftlicher Eigenkraft und Fähigkeit zur Selbsterhaltung darstellen, und es ist falsch, zu glauben, daß Rußland noch einmal seine Hände nach ihm wird ausstrecken können.

Wilhelm Heile / Die kleine Reichswahlreform

Der dem Reichstag vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Vermehrung der Abgeordnetenzahl und die Verhältniswahl in großen Wahlkreisen entspricht in seinem Grundgedanken dem wiederholt bekundeten Willen der Volksvertretung. Durch das Anwachsen der Großstädte und die gewaltige Zunahme der industriellen Bevölkerung seit der Begründung des Norddeutschen Bundes ist allmählich ein solcher Unterschied in der Volksdichte und damit der Wählerzahl der Wahlkreise eingetreten, daß von einem gleichen Wahlrecht längst nicht mehr die Rede sein kann. Obwohl die so entstandene Ungerechtigkeit nur durch eine allgemeine Neueinteilung der Wahlkreise ganz beseitigt werden kann, hat der Reichstag unter grundsätzlichem Festhalten an der Notwendigkeit der Neueinteilung sich vorläufig mit einer Teilreform begnügen zu sollen geglaubt, weil die Einwirkung des Krieges auf die Bevölkerungsverhältnisse noch nicht zu übersehen ist. So wird denn wohl die Vorlage der Regierung im ganzen angenommen werden, nachdem ja auch die Aussprache in der Vollsitzung des Reichstags schon ergeben hat, daß die große Mehrheit grundsätzlich zustimmt und der Verfassungsausschuß sich bei seinen Beratungen mehr mit den Einzelheiten als mit den Grundgedanken selbst befassen wird.

Wenn die Vorlage Gesetz wird, so werden wir künftig statt 397 Abgeordneten 441 haben. Davon werden 361 wie bisher gewählt, die übrigen 80 sollen in 26 Wahlkreisen auf dem Wege der Verhältniswahl gewählt werden. Der Riesenwahlkreis Teltow-Charlottenburg, der bisher bei 1 315 601 Einwohnern nur einen Abgeordneten wählen konnte, soll jetzt 7 haben, Berlin bekommt 10 statt 6, Hamburg 5 statt 3, Leipzig und Bochum 4 statt 1, Köln, Essen, Duisburg, Dortmund, Breslau, Niederbarnim, München und Dresden je 3 und eine ganze Reihe anderer Städte wie Hannover, Bremen, Frankfurt je 2 statt 1.

Für die Einführung der Verhältniswahl für diese 2- bis 7-Männer-Wahlkreise sind sämtliche Parteien mit Ausnahme der Konservativen eingetreten. Es ist zwar niemand restlos begeistert von dem reichlich verwickelten und wegen der Unpersönlichkeit des Verhältnisses zwischen Wähler und Gewählten nicht leicht volkstümlich zu machenden Proportionalwahlsystem. Aber die Vorzüge gegenüber der reinen Mehrheitswahl, bei der oft sehr erhebliche Minderheiten ganz unvertreten bleiben, sind doch so wesentlich, daß man die Mängel, die ja nur im äußerlich Technischen und nicht im Moralischen, nicht im Prinzip vorhanden sind, mit einem fatalistischen Achselzucken hinnimmt.

Die letzten Monate haben eine ganze Flut von Vorschlägen über eine ideale Gestaltung des Wahlrechtes gebracht. Meist waren sie bei großer Unkenntnis alles Tatsächlichen und aller praktischen Erfahrungen vollkommen phantastisch. Und indem wir von vornherein alle Vorschläge außer Erörterung stellen, die nicht

den Gedanken der Gleichberechtigung, d. i. des gleichen Gewichtes jeder Stimme als erste Voraussetzung betrachten, bleibt eigentlich nur der Vorschlag unseres Münchener Freundes, des Landgerichtsrates Dr. Pfister bestehen, über den ernsthaft nachzudenken sich lohnt. Da ja selbst für den wahrscheinlichen Fall der Annahme der Regierungsvorlage noch keine endgültige Regelung, sondern nur eine Teilreform geschaffen ist, die zweierlei Arten des Wahlverfahrens für das Reich einführt, und da auch Preußen bei seiner Wahlrechtsreform die Frage prüfen muß, wie man wirklich ein Abgeordnetenhaus bekommt, dessen Mitgliederzahl im möglichst genauen Verhältnis zur Zahl ihrer politischen Gesinnungsgenossen unter den Wählern steht, so empfehlen wir unseren Freunden die nachstehenden Darlegungen zur Prüfung und Besprechung in ihren Parteivereinen.

Karl Pfister / Kürtag oder Verhältniswahl

Nach der Bundesratsvorlage, deren Annahme wohl sicher ist, werden wir für die Reichstagswahlen eine ziemliche Anzahl zweimänniger Wahlkreise erhalten, die abgesondert für sich nach Verhältniswahlrecht wählen sollen. Es ist nicht beabsichtigt, hier an der materiellen Seite der Regelung Kritik zu üben. Es versteht sich von selbst, daß eine verhältnismäßig gerechte Verteilung von zwei Mandaten auf eine Mehrheit von Bewerbern nicht möglich ist. Die Regelung läuft auf eine Minderheitsvertretung hinaus, wobei es kommen kann, daß eine Minderheit von beispielsweise 30 001 Stimmen genau das nämliche erreicht wie eine Mehrheit von 60 000 Stimmen, ja, wenn man die Harespe Berechnungsweise anwendet, sogar eine Minderheit von 22 501 Stimmen das nämliche wie eine Mehrheit von 67 499 Stimmen. Es soll hier nur die Rede sein vom Wahlverfahren, das angewendet wird, um zur Verteilung der Mandate zu kommen. Ist dazu wirklich der verwickelte Apparat der Listenwahl erforderlich? Ist es überhaupt nötig, an der bisherigen Art des Wählens und der Kandidatenaufstellung etwas zu ändern? Die Antwort lautet: Nein, wenn man darauf verzichtet, das Ergebnis schon durch die Hauptwahl selbst zu erhalten, vielmehr den Hauptwahlen ein Mandatszuteilungsverfahren folgen läßt, das den Stichwahlen in den Wahlkreisen alten Rechtes entspricht. Man muß hierfür den Kandidaten der Hauptwahlen das Kürrecht geben, die Befugnis, die erhaltenen Stimmen zu vertreten, an Stelle ihrer Wähler zu handeln. Damit aber diese Regelung nicht zu einer Vermehrung der Kandidaturen anreizt — schließlich könnte jeder Wähler sich selbst wählen und für den zweiten Wahlgang das Kürrecht beanspruchen —, ist die Zahl der Kürmänner zu begrenzen dadurch, daß man von ihnen die Erreichung eines irgendwie festzusetzenden Kürmannquotienten verlangt, sagen wir des zehnten Teiles der gültigen Stimmen. Wie man dabei noch auf Zählkandidaturen Rücksicht nehmen kann, soll gleich gezeigt werden.

Die Wahlhandlung würde sich für das zweimännige Frankfurt a. M. mit den Ziffern von 1912 wie folgt abwickeln: Gültige Stimmen 73 907, Kürmannquotient 7399. Die Fortschrittler (31 306) haben den Wahlkreis in zwei Bezirke geteilt und haben die Kandidaten A und B aufgestellt. Es ist von vornherein vereinbart, daß A das erste Mandat erhalten soll, B hat sich mit Revers dazu verpflichtet, dem A die Stimme zu geben. A soll mit 21 306, B mit 10 000 Stimmen Kürmann geworden sein. Die Sozialdemokraten (35 686) haben R und S aufgestellt, einen Offiziellen und einen Unabhängigen, ohne Einteilung in Bezirke und ohne weitere Vereinbarung, so daß R und S als Rivalen sich gegenübertreten. R soll mit 18 686, S mit 17 000 Stimmen Kürmann geworden sein. Zentrum (5706) und Wirtschaftliche Vereinigung (1289) haben keinen Kürmann durchgebracht. Ihre Wähler haben zum größten Teil von der Befugnis Gebrauch gemacht, einen zweiten Namen (das kleinere Übel!) auf den Stimmzettel zu setzen, dem die Stimmen als Hilfsstimmen zugute kommen sollen, wenn nur der Zweitgenannte, nicht der Erstgenannte Kürmann wird. Es soll so A noch 6500 Hilfsstimmen erhalten haben.

A und B reichen innerhalb der Kürfrist eine gemeinsame Liste ein mit 37 806 Stimmen, R und S geben keine Erklärung ab, zählen also je für eine besondere Liste. A und B sind gewählt, da 37 806 : 2 größer ist als 18 686. Würden R und S ihre Stimme verbinden und vielleicht S an erster Stelle benennen, so wären A und S gewählt.

Für die Wähler bringt das Verfahren kaum eine Veränderung, die Parteien aber werden es, obwohl ihnen keine Funktion darin zugewiesen ist, mit größerer Freiheit und Leichtigkeit handhaben als das Verfahren der Bundesratsvorlage. Sie brauchen erst nach Feststellung der Wahlziffern sich zu entscheiden und können nach Art der bisherigen Stichwahlabkommen Verabredungen eingehen.

Wie man aus den Unvollkommenheiten derartiger Abmachungen herauskommen und zu einem Verhältniswahlverfahren kommen könnte, das die Stimmen über das ganze Reich hin ausgleicht, habe ich an anderem Orte gezeigt. (Vergl. „Der Kürtag als Hilfsmittel zur Verhältniswahl." Verlag der Volkspartei, München; „Kürtag statt Stichwahl", „Frankf. Zeitung", Nr. 220 vom 11. August 1917.) Die Kürmänner wären zu einem Kürtag zu versammeln, in welchem sie nach Fraktionen gegliedert, nach Verhältniswahlrecht die Mandate unter sich verteilen.

Katharina Bombe / Aus Revals Vergangenheit

Wie einen verlorenen Sohn umarmten unsere siegreichen Heere nun auch die blühende Handelsstadt am Finnischen Meerbusen, Reval, den Vorhafen von Petersburg. Sie, deren Geisteskultur noch heute vorwiegend deutsch ist, wies auch in ihrer Bevölkerung bis zur Einverleibung in das russische Reich hauptsächlich germanische Elemente auf, die sich aus den Nachkommen der zur Zeit der Schwertbrüder eingewanderten Niedersachsen und Westfalen und sonstiger deutscher Zuzügler aus Lübeck, Köln und anderen Hansastädten zusammensetzten.

Wenn auch die Urkunden von einer estnischen Veste Lindanisse berichten, die von Waldemar II. von Dänemark erobert und zu einer Burg Reval umgebaut wurde, so fällt doch die eigentliche Gründung der Stadt durch die Schwertbrüder an der Berglehne unterhalb der Burg erst in das Jahr 1228. Sie wandert nun wie ein Spielball durch die Hände der verschiedensten politischen Machthaber. Die Dänen lösen die Schwertbrüder ab, diese verkaufen die Siedlung 1346 an den deutschen Ritterorden, unter dem es eine hohe Kulturperiode und eine bedeutende wirtschaftliche Blütezeit erlebt, dann aber kommt sie an Schweden und hat alle Kriegsschrecknisse des Mutterlandes mitzumachen, die sich aus der Personalunion mit Polen, wie aus der Politik Gustav Adolfs und Karls XI. ergaben. 1710 endlich, nach Peters des Großen Sieg bei Pultawa, fiel es an die gewaltige, alles aufsaugende russische Monarchie. Wer wird in Zukunft seine Geschicke leiten?

Jede dieser Mächte hat ihre zum Teil noch heute erkennbaren Spuren an dem Stadtgebilde hinterlassen. Am deutlichsten tritt der deutsche Einschlag seiner mittelalterlichen Periode hervor. Ihrer Lage und Bestimmung nach war die Stadt eine Festung. Sie erfuhr ihre erste Umgestaltung durch die Schwertbrüder, wurde während der Schwedenherrschaft ausgebaut und unter russischer Herrschaft allerlei Veränderungen unterzogen. 1857 schied sie aus der Reihe der Befestigungen, ihre Wälle verwandelten sich in herrliche Promenaden und die Bastionen in öffentliche Gärten. Die alten Festungsanlagen sind zum Teil noch erkennbar oder leben in Straßennamen fort. Die festen Mauern wurden unterbrochen von der Süsternpforte, der großen und kleinen Strandpforte und der Dompforte, sie wurden gestützt und verteidigt durch stattliche Wachttürme wie den „Stür den Kerl", den riesigen „Kik in de Kök", den Schneckenturm, den kreisrunden „Stolting" und den „langen Hermann". Die obere Stadt war mit der unteren durch den Fußgängerweg „der kurze Domberg" und den befahrbaren „langen Domberg" verbunden.

Solange der steinerne Festungswall das Weichbild der Stadt umklammerte, war eine systematische Anlage von Straßenzügen,

Digitized by Google

von Gärten und geräumigen Quartieren ausgeschlossen. Der arbeitsame, herbe Menschenschlag der deutschen Einwanderer begnügte sich trotz großen Wohlstandes, den der rege Handelsverkehr zur Zeit der Hansa in Revals Mauern aufspeicherte, mit Holzhäusern, die meist nur einen heizbaren Raum enthielten, während sie die kostbaren Handelsgüter in Steinhäusern unterbrachten. Das „Lübische Recht" regelte die öffentliche Sicherheit, es enthielt baupolizeiliche Vorschriften und Gesetze für Wasserversorgung und Feuersgefahr. Der aufblühenden Stadt stand ein Ordensmeister, später Bürgermeister, mit dem Rate vor und ihnen zur Seite die Gilden. Es gab deren zwei: die große Kaufmannsgilde und die kleine Handwerkergilde, die sich aus der St. Kanuts- und Olaigilde zusammensetzte. Als selbständige kaufmännische Korporation traten dann noch die Schwarzhäupter hinzu, mit dem Mohrenkopf des St. Mauritius im Wappen. Ihre Mitglieder mußten unverheiratet sein, sie hatten ihr eigenes Gildenhaus, eine Art Klub für Kaufleute, und beteiligten sich nur an den großen Beratungen der Stadt, vornehmlich, wenn kriegerische Unternehmungen geplant wurden.

Eine Stadt, deren Bedeutung ganz vom Handel abhing, mußte zunächst darauf bedacht sein, den Hafen zu sichern und auszubauen. Die ersten bedeutenden Verbesserungen wurden 1336 durch die Bischöfe von Dorpat und Reval vorgenommen, die sogar Sündenablaß für Mitarbeit am Hafenbau zusicherten. Zurzeit der Hansa beherrschte Reval das gotländisch-livländische Drittel, und sein Warenumsatz übertraf bei weitem den von Dorpat und Nowgorod. Es führte die Produkte des Hinterlandes aus, wie Talg, Flachs, Hanf, Honig und Wachs, Butter, Häute und Felle, Teer, Malz und Gerste. Dafür bezog es Tuch und Leinwand aus Flandern, Salz vom Golf von Biscaya, Heringe, Eisen und Blei aus Schweden. Das Kapital arbeitete so stark, daß der durchschnittliche Zinsfuß zehn Prozent betrug. (Schluß folgt.)

Soziale Bewegung

Der Reichsverein der liberalen Arbeiter und Angestellten, der kürzlich seinen Jahresbericht für 1917 versandt hat, ist eine selbständige Organisation innerhalb der Fortschrittlichen Volkspartei. Er erkennt das Programm dieser Partei als Mindestprogramm an und will mit besonderer Anstrengung arbeiten: 1. Für den freiheitlichen Ausbau aller öffentlichen Einrichtungen in Reich, Staat und Gemeinde, wie für die politische Gleichberechtigung aller Männer und Frauen. 2. Für die Schaffung eines sozialen Arbeitsrechts durch Umwandlung des Arbeitsverhältnisses aus einem Gewaltsverhältnis in ein Rechtsverhältnis. Die wichtigste Pflicht jedes Gewerbes ist die Erhaltung und Kräftigung einer leistungsfähigen Arbeitnehmerschaft. 3. Für die Erkenntnis des engen Zusammenhanges der sozialen Frage in den städtischen Gewerben mit der auf dem Lande. Dementsprechend: Kampf gegen den Großgrundbesitz; für eine großzügige Landkolonisation. 4. Für einen lebenskräftigen Idealismus, der alle Klassen der Nation verbindet gegen einen geistlosen Materialismus, der im Menschen nur eine Maschine sieht.

Die Privatangestellten und die Angestelltenversicherung. In einer Denkschrift des Hauptausschusses für staatliche Pensionsversicherung der Privatangestellten wird zu den Angriffen gegen die Sonderversicherung der Angestellten und deren selbständige Organisation in bestimmter Form Stellung genommen. Ein Teil der Presse und behördliche Stellen, die selbst der Reichsversicherungsanstalt nahestehen sollen, fordern die Angliederung der Angestelltenversicherung an die Alters- und Invalidenversicherung, um Verwaltungskosten und Personal zu sparen. Der Weltkrieg soll die Maßnahmen notwendig machen. In der erwähnten Denkschrift wird dargelegt, daß der Hauptausschuß, der 700 000 organisierte Handlungsgehilfen umfaßt, gegen eine Vereinigung der Angestelltenversicherung mit der Invalidenversicherung ist, außerdem auch die Übertragung der Verwaltung und Rechtsprechung der Angestelltenversicherung auf die Träger und Behörden der Invalidenversicherung ablehnt. Die Versicherung habe ihre Existenzfähigkeit und Güte bewiesen, weil sie der Eigenart der Kopfarbeiter absolut und in weitgehendstem Sinne Rechnung trägt. Die freie Vereinigung für die soziale Versicherung der Angestellten, die etwa 60 000 gewerkschaftlich organisierte Angestellte um ihre Fahnen gesammelt hat, ist schon vor Schaffung der Sonderversicherung für eine Erweiterung der Invalidenversicherung, also für eine gemeinsame Versicherung der Kopf- und Handarbeiter, eingetreten, konnte damals aber mit ihren Bestrebungen nicht durchdringen. Heute dürfte die Änderung der Versicherung noch schwieriger fallen, weil über die Kapitalien, die die Angestellten allein aufgebracht haben, nicht leichthin verfügt werden darf. Neben dieses rein juristische Problem tritt noch der Umstand, daß heute nur noch wenige Angestelltenorganisationen vorhanden sind, die einer Beseitigung oder Einschränkung der Mehrleistungen, die die Angestelltenversicherung gegenüber der Invalidenversicherung bietet, zustimmen würden. Endlich haben im Reiche schon viele Orts- oder Vertrauensmännerausschüsse nach der Richtung Beschlüsse gefaßt, daß sie beim Reichstag eine Petition einreichen wollen, die eine Änderung der Angestelltenversicherung als eine Schädigung der Angestellteninteressen und -rechte hinstellt. Allgemein wird der weitere Ausbau der angefeindeten Versicherung gefordert.

Eine Staatsarbeiterorganisation. Der Verband Deutscher Eisenbahnhandwerker und -arbeiter, mit 116 000 Mitgliedern, darunter zahlreichen weiblichen, jetzt die weitaus stärkste Organisation der Eisenbahner, hat auf seinem Verbandstag in Eisenach Mitte März nach Vorträgen des Vorsitzenden Abg. Ickler, des Generalsekretärs Riedel und des Verbandssekretärs Agte, in denen über die Erfolge des Verbandes, seine grundsätzliche Stellung in der Arbeiterbewegung und die Zusammenhänge von Lohn- und Wirtschaftspolitik gesprochen worden war, festgestellt, daß das Verbandsprogramm, das voriges Jahr vom Zentralvorstand aufgestellt war, zu billigen, die Gemeinschaftsarbeit mit dem Elberfelder Verband (Zentralverband Deutscher Eisenbahner) nach Bedarf auszubauen, der Zusammenschluß mit wesensverwandten Vereinen zu einem Freiheitlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenkongreß gutzuheißen und der politische Einfluß des Verbandes unter Wahrung der parteipolitischen Neutralität, insbesondere im Hinblick auf die in der Übergangswirtschaft ungemein wichtige Wirtschaftspolitik, ohne die jede noch so gute Lohnpolitik unfruchtbar bleiben müsse, zu verstärken sei. Nach einem Vortrag Damaschkes bekannte sich die Tagung zur Fortführung der Sozialreform, besonders des Sozialversicherungswesens, und stellte die Wohnungsfrage in den Vordergrund. Der Verband ist Mitglied des Hauptausschusses der Kriegerheimstätten geworden. An sozialpolitischen Wünschen für die Eisenbahner wurden besonders hervorgehoben: die Beseitigung aller Akkordsysteme zugunsten fester Zeitlöhne auf Grund von drei neuen Lohntafeln für Handwerker, gelernte und ungelernte Arbeiter ohne Unterschied des Beschäftigungszweigs, eine einheitliche Neuregelung der Arbeitszeiten und des Erholungsurlaubs, sowie besondere Bestimmungen für das weibliche Personal. Der bisherige Monatsbeitrag wurde in einen Wochenbeitrag umgewandelt, der Name des Vereins in „Allgemeiner Eisenbahnerverband" abgeändert.

Landwirtschaftlicher Hilfsdienst. In manchen Gegenden ist man eifrig bemüht, Mädchen, welche früher in der Landwirtschaft tätig waren und jetzt in der Rüstungsindustrie beschäftigt sind, der Landwirtschaft wiederzuführen. An sich sind diese Bemühungen gewiß sehr lobenswert, besonders, wenn die Mädchen in der Rüstungsindustrie entbehrlich sind. Jedoch hat diese Sache auch einen Haken. Wenn die Behörden die Kündigung der Mädchen veranlassen und dieselben förmlich zwingen, sich in der Landwirtschaft zu betätigen, so haben sie auch die Pflicht, dafür zu sorgen, daß den Mädchen auch ein der heutigen Teuerung angemessener Lohn gezahlt wird. Wie steht es aber mit der Gesindeentlöhnung in Bargeld? Das Organ der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer berichtet darüber aus Lippstadt: „Trotzdem der Landwirt im Kriege gut, ja sehr gut verdient hat, sind die Bargeldlöhne dieselben geblieben. Ja, man ist sogar verschiedentlich dazu übergegangen, die Löhne zu reduzieren. Löhne von 20—30 Mark für den Monat neben Beköstigung sind keine Seltenheiten, sondern bilden die Regel. Betrachtet man sich dagegen die hohen Preise für Strümpfe, Schuhe, Holzschuhe und andere Bekleidung, so weiß jeder, daß die Mädchen mit dem Lohn nicht auskommen können. Von Ersparnissen gar nicht zu reden. Erfüllen aber die Mädchen ihre Pflicht und betätigen sich in der Landwirtschaft, so können sie auch das Recht in Anspruch nehmen, ausreichend entlohnt zu werden."

Geschäftliche Mitteilungen

Kriegsanleihe-Versicherung. Leicht und vorteilhaft kann Kriegsanleihe erworben werden durch die Kriegsanleihe-Versicherung, wie sie z. B. die Karlsruher Lebensversicherung bietet. Die Zahlungen können hierbei auf mehrere Jahresrate verteilt werden. Die Kriegsanleihe-Stücke, die die Versicherungsanstalt für den Versicherungsnehmer zeichnet, sind auch erworben, wenn der Versicherte innerhalb der Zeit stirbt, auf die die Zahlungen verteilt sind. Spätestens werden sie übergeben, wenn das Ende der Versicherung erlebt wird. Vorher kann man sie erhalten gegen entsprechende Zuzahlung. — Wer nicht genügend bares Geld hat, versichere Kriegsanleihe; wer hat, zeichne und versichere daneben.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf; für den literarischen Teil: Dr. Georg Bernhard, Hamburg.

Digitized by Google

11. April 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5505, Postscheckkonto: Amt Berlin 8633.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 15

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Sieg und moralische Eroberung. — **Friedrich Naumann:** Vierte Rede an junge Freunde. — **Dr. Julius Luebeck:** Die neue Wirtschaft. — **Ernst Diesenthal:** Eine Lücke in unserer Kriegsbeschädigtenfürsorge. — **Gertrud Bäumer:** Der Vorkämpferin. — **Dr. Bruno Rauecker:** Mode und Sozialpolitik. — **Katharina Bombe:** Aus Revals Vergangenheit. — **Else Frobenius:** Die Heimatfernen. — Worte Goethes, wie für die Gegenwart geschrieben. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 31. März.

Der Krieg scheint in den letzten Tagen vor Ostern etwas stiller geführt zu sein. Von den Spaziergängern wird hundertfach erörtert, ob die deutsche Offensive an ihrem Ende angelangt sei oder ob und wie der Bewegungskrieg sich fortsetzen werde. Irgendwelchen Wert für den Gang der Dinge haben diese Gespräche nicht, aber es ist unvermeidlich, daß alle Teile der Bevölkerung das große Problem der Westfront mitzudurchdenken versuchen. Allgemeines und unbedingtes Vertrauen zur militärischen Oberleitung Hindenburg-Ludendorff ist feststehende Tatsache. Dabei stört es nicht sehr, wenn gelegentlich Telegramme und andere Äußerungen als etwas einseitig gefärbt erscheinen. An jeder großen Herrschaftsstelle sammelt sich naturgemäß ein Machtgefühl, das nicht in ganz genaue staatsrechtliche Grenzen eingezwängt werden kann. Wenn man große Feldherren haben will, so muß man sie dann auch in ihrer Größe vertragen. Daß die deutsche Demokratie dafür den richtigen Sinn hat, spricht sehr zu ihren Gunsten. Es würde ihr diese gesunde Haltung noch um einiges erleichtert werden, wenn nicht gelegentlich innerpolitische Parteien so tun, als hätten sie das Heldenpaar Hindenburg-Ludendorff gepachtet. Daß ein Volk, das so große Opfer für den Krieg bringt, eine gewisse Sicherung dafür haben will, daß nicht aus dem Kriege heraus eine spätere Verkürzung der Volksrechte sich ergebe, ist selbstverständlich. Wer heute das gleiche Bürgerrecht hindert, stört mitten im Kriege den Nationalgeist. Soviel wir uns haben überzeugen können, glaubt man auch in der sozialistischen Menge fest daran, daß die große Macht Hindenburg-Ludendorff sich niemals vor antidemokratische Parteistrebungen wird vorspannen lassen. Dieses Volkszutrauen ist eine der großen Vorbedingungen des weiteren Sieges. Wir erinnern uns, daß heute vorm Jahr die kaiserliche Osterbotschaft erlassen wurde. Die Nachfolger des Herrn v. Bethmann bemühen sich, ihr zum Leben zu verhelfen.

Der Not gehorchend, haben Engländer und Franzosen nun doch die Einheitlichkeit ihrer Heeresleitung hergestellt, indem der französische General Foch beauftragt wurde, auch über die englischen Truppen auf französischem Boden den obersten Befehl zu übernehmen. Ein Teil der englischen Zeitungen protestiert gegen diese Neuerung, aber Lloyd George mahnt eindringlich an den Ernst der Stunde.

Montag, 1. April.

Kurz vor Ostern sind die Urkunden des deutsch-russischen Friedens ausgetauscht worden, nachdem bei uns der Reichstag und in Rußland der Sowjetkongreß in Moskau ihre Zustimmung gegeben haben. Obwohl Trotzki Ansprachen hält, die zur baldigen Wiederaufrichtung des russischen Heeres drängen, glaubt niemand im Ernst daran, daß Rußland im Verlaufe des gegenwärtigen Weltkrieges noch einmal als kämpfende Kraft wird auftreten können. Ziemlich fleißig aber wird die Frage besprochen, ob nicht das verkürzte und geschädigte Rußland nach seiner Wiedererstarkung für uns einmal außerordentlich gefährlich sein müsse. Wer kann über solche Dinge etwas Bestimmtes vorher sagen? Einem interessanten Aufsatz des baltischen Schriftstellers Axel Schmidt entnehmen wir, daß das eigentliche alte Rußland nach Abtrennung der Randstaaten und nach Loslösung der Ukraine trotz großer Menschenzahlen nicht imstande sein wird, sich aus Armut und Machtlosigkeit herauszuarbeiten. Wenn man nämlich weder Sibirien noch das Kaukasusland noch die Ukraine zu Rußland rechnet, hört dieses Rußland auf, ein Getreideausfuhrland zu sein, kann keinen Zucker auf den Weltmarkt bringen, muß, falls Turkestan selbständig bleibt, alle Baumwolle kaufen, ist arm an Kohlen, verliert die Naphthaquellen und den größten Teil seiner Eisengruben. Es würde die volkswirtschaftliche Bilanz dieses Rußlands als aktive Posten nur buchen können: große Wälder, beträchtliche Kupferproduktion, Platinlager, Asbestgruben und etwas Gold. Auf dieser Grundlage lassen sich keine großen neuen Anleihen aufbauen, selbst wenn in Amerika oder sonstwo Neigung vorhanden wäre, dem neugeborenen Staate zu borgen. Weit günstiger gestalten sich jedoch die russischen Verhältnisse, sobald die Ukraine von neuem zu Rußland hinzugezogen wird, weil in ihr sowohl große Getreideüberschüsse wie Kohlen- und Eisenlager in Betracht kommen. Um die künftige politische Haltung dieses entwicklungsfähigsten Teiles des früheren zaristischen Reiches wird zwischen Mitteleuropa und Altrußland gerungen werden. Wir wünschen und hoffen, daß die jetzt unvermeidlichen Getreiderequisitionen nicht zu einer dauernden Verstimmung der ukrainischen Bevölkerung gegen die Mitteleuropäer führen.

Was die mitteleuropäische Frage selbst anlangt, so steigt die ruhige Überzeugung, daß den Zentralmächten gar nichts anderes übrigbleibt, als militärisch und volkswirtschaftlich sich noch mehr als bisher zu einigen. Etwas schwierig scheint es freilich zu sein, gemeinsame große Politik zu machen, ohne daß man untereinander vorher ein festes Programm vereinbart hat. Wir entnehmen einigen Äußerungen der „Bayerischen Staatszeitung", daß die Beibehaltung des Königs Ferdinand von Rumänien nicht auf Deutschlands Wunsch geschehen ist, sondern erst von da an wieder als denkbar erschien, als Graf Czernin im Auftrage von Kaiser Karl dem schuldbeladenen traurigen Könige einen Besuch abstattete. Natürlich können wir uns dabei beruhigen, daß die Existenz eines rumänischen Königs eine innere Angelegenheit der Rumänen sei; aber ganz so leicht lassen sich innerpolitische und äußerpolitische Dinge nicht voneinander trennen, denn schon allein durch die Beibehaltung dieses Königs erscheint zunächst eine Regierung als unmöglich, die sich aus unseren besten Freunden zusammensetzen würde.

Dienstag, 2. April.

Die Kriegsberichte der beiden Osterfesttage enthalten keine großen Veränderungen der Front, aber gewisse Abrundungen der Linie, die sich aus der Gegend von Arras über Bucquoy an Mesnil vorbei um Albert herumzieht, von dort in einigen Wellenlinien über die Flüsse Somme und Avre nach Montdidier geht, um von hier über Lassigny, Noyon und Chauny in den alten Schützengraben einzubiegen. Unter den Neuerwerbungen ist besonders das Fort Renaud südwestlich von Noyon zu nennen. Überall sind feindliche Angriffe blutig zusammengebrochen. Die Zahl der seit Beginn der Schlacht eingebrachten Gefangenen hat sich auf über 75 000 erhöht.

Die Beschießung von Paris wurde bis in die Ostertage hinein fortgesetzt und dauert vermutlich jetzt noch an. Als Tagesergebnis des 30. März meldet die Agentur „Havas" 8 Tote und 37 Verwundete. Es darf aber die Wirkung des regelmäßigen Eintreffens großer Geschosse nicht nur nach dem unmittelbaren Schaden berechnet werden. Nicht unwahrscheinlich ist, was ein französischer Gefangener erzählte, der soeben von Paris gekommen war: man kümmert sich in Paris mehr um die Beschießung als um den Kampf bei Amiens. Derselbe Gefangene sagte aus, daß die Stimmung in Mittelstand und Arbeiterschaft in Paris sehr erregt sei, weil diese Kreise durch Beruf und Arbeit gezwungen seien, in Paris zu verbleiben, während die Wohlhabenden sich fluchtartig aus der Hauptstadt entfernen.

Die niederländische Regierung erläßt eine Erklärung gegenüber der amerikanischen Beschlagnahme der holländischen Handelsflotte und bezeichnet diese als völkerrechtlich unhaltbar und nicht zu rechtfertigen. Leider werden sich die Amerikaner um diese Erklärung nicht kümmern.

Mittwoch, 3. April.

Graf Czernin hat in Wien eine Ansprache gehalten, in der es heißt: „Gott ist mein Zeuge, daß wir alles versucht haben, was möglich war, um die neue Offensive zu vermeiden. Die Entente hat es nicht gewollt. Herr Clemenceau hat einige Zeit vor Beginn der Westoffensive bei mir angefragt, ob ich zu Verhandlungen bereit sei und auf welcher Basis. Ich habe sofort im Einvernehmen mit Berlin geantwortet, daß ich hierzu bereit sei und gegenüber Frankreich kein Friedenshindernis erblicken könne, als den Wunsch Frankreichs nach Elsaß-Lothringen. Es wurde aus Paris erwidert, auf dieser Basis sei nicht zu verhandeln. Daraufhin gab es keine Wahl mehr." Man sieht daraus, daß auch jetzt Frankreich noch immer einen Frieden mit den früheren Grenzen ablehnt.

Über die Ausdehnung Rumäniens nach dem Osten sagt Graf Czernin: „Weite Gebiete Beßarabiens sind von rumänischer Bevölkerung bewohnt, und manche Anzeichen deuten darauf hin, daß diese rumänische Bevölkerung einen engen Anschluß an Rumänien wünscht. Wenn sich Rumänien auf einen offenen, ehrlichen und freundschaftlichen Fuß mit uns stellen will, so werden wir nichts dagegen haben, jenen aus Beßarabien stammenden Tendenzen entgegenzukommen. Rumänien kann in Beßarabien viel mehr gewinnen, als es in diesem Krieg verloren hat. Ich war ängstlich bemüht, bei den Grenzberichtigungen Rumänien nichts zu nehmen, was einen dauernden Stachel in der rumänischen Seele hinterlassen könnte. Ich will, daß die Wunden, die dieser Krieg Rumänien geschlagen hat, heilen und vernarben, und glaube, daß Rumänien in seinem wohlverstandenen Interesse auf die Zentralmächte angewiesen ist."

Als Opfer der Beschießung von Paris sind leider inmitten eines Gottesdienstes der Schweizer Legationsrat Stroehlin und seine Gattin ums Leben gekommen. Die deutsche Regierung hat beim Schweizer Bundesrat ihr besonderes Bedauern ausgesprochen, kann aber natürlich nicht hindern, daß in einer beschossenen Festung wie Paris auch unter Umständen der Vertreter einer befreundeten neutralen Macht getroffen wird.

Donnerstag, 4. April.

Trotz der Ungeduld einiger Heimatpolitiker geschieht an der Westfront in diesen Tagen nichts Auffälliges. Im Inland und Ausland ist man gespannt auf die nächsten Taten Hindenburgs.

Gestern abend erlebten wir eine interessante Besprechung über österreichisch-ungarische Landwirtschaft. Die ländlichen Gebiete Ungarns haben durch den Krieg eine außerordentlich gute Grundlage für künftige Wirtschaftsverbesserungen gewonnen, denn die Hypothekarschulden sind zu einem großen Teil abgezahlt, und die neue Periode wird mit starken verfügbaren Mitteln beginnen. Am Beispiel einzelner Pachtungen kann man sehen, wie große Erträge bei genügender Finanzierung aus dem fruchtbaren ungarischen Boden herausgewirtschaftet werden können. Eine wirkliche Schwierigkeit für die Zolleinheit der mitteleuropäischen Länder scheint auf agrarischem Gebiete nur in der Gerstenfrage zu bestehen, da Österreich-Ungarn nicht geneigt sein wird, ausländische Futtergerste billig hereinzulassen. Den Balkanvölkern muß eine sichere Möglichkeit geboten werden, ihre Viehzeugung nach dem mitteleuropäischen Verbrauchsgebiete hin abzusetzen.

Freitag, 5. April.

Die große Schlacht im Westen ist von neuem entflammt. Südlich der Somme haben unsere Truppen starke feindliche Stellungen im Sturm genommen. Nach hartem Kampf sind Hamel, die Waldstücke bei Villers-Bretonneux und auf dem Westufer der Avre die Ortschaften Castel und Mailly erobert worden. Die Zahl der bisher in der großen Schlacht eingebrachten Gefangenen übersteigt nun schon 90 000; die Beute an Geschützen ist auf mehr als 1300 angewachsen.

In der Ukraine haben unsere Truppen den feindlichen Banden 28 mit französischen Gewehren und Munition beladene Eisenbahnwagen und mehr als eine Million Artilleriegeschosse abgenommen. Im Dnjepr-Tal vordringende Abteilungen haben nach Kampf Jekaterinoslaw genommen.

Am Jordan haben deutsche und türkische Truppen englischen Streitkräften in mehrtägigem Kampfe eine schwere Niederlage beigebracht.

Es scheint, daß Graf Czernin mit seiner Mitteilung, daß Clemenceau einige Tage vor Beginn der Westoffensive einen Friedensfühler ausgesteckt habe, einen sehr empfindlichen Punkt der Entente getroffen hat. Ohne Not hat jedenfalls Clemenceau nicht so grob und so offenkundig unwahr darauf geantwortet: „Graf Czernin hat hierin gelogen." Lügen aber haben kurze Beine. Und Czernin war es ein leichtes nachzuweisen, daß nicht er, sondern Clemenceau die Unwahrheit gesagt hat. Er gibt jetzt die Einzelheiten bekannt, wonach in der Schweiz zwischen dem Vertreter Clemenceaus, dem Grafen Armand, und dem Grafen Revertera als Vertreter Czernins mehrere Unterredungen stattgefunden haben. Auf die Frage, ob und auf welcher Grundlage eine offizielle Aussprache über die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens zwischen den Vertretern Frankreichs und Österreich-Ungarns stattfinden könne, hat Revertera im Auftrage Czernins geantwortet, Czernin sei zu einer solchen Aussprache bereit, und er halte eine Aussicht auf Erfolg dieses Gesprächs für möglich, sobald Frankreich nur auf seine Eroberungsabsicht auf Elsaß-Lothringen verzichte. Clemenceau hat darauf antworten lassen, er sei nicht in der Lage, diese Verzichtleistung auszusprechen, so daß eine Zusammenkunft also derzeit zwecklos wäre. — Aus diesen Feststellungen ergibt sich wieder einmal, daß nur die feindlichen Eroberungspläne an der Fortdauer des Krieges schuld sind und daß ohne sie die jetzige große Offensive nicht mehr hätte stattzufinden brauchen. Die Antwort darauf erteilen jetzt unsere Truppen.

Sonnabend, 6. April.

Im Kampf der Weißen und der Roten Garde in Finnland hat jetzt die Weiße Garde durch Besetzung von Tammerfors nach Kapitulation der roten Besatzung einen Erfolg von großer, vielleicht entscheidender Bedeutung davongetragen. Inzwischen ist auch das deutsche Hilfskorps nach Forträumung der Minen in Hangö gelandet.

Die Franzosen haben durch schwere Angriffe in breiten Abschnitten zwischen Montdidier und Moreuil vergeblich versucht, uns den Gewinn von vorgestern wieder zu entreißen.

Digitized by Google

Ihre Verluste bei diesen zusammengebrochenen Anstürmen sollen furchtbar sein. — Unsere Truppen haben auf dem Westufer der Ancre beiderseits von Albert in siegreichem Angriff unsere Brückenkopfstellung wesentlich erweitert. — Holländische Nachrichten aus England melden, daß die Verluste der Engländer in der großen Schlacht seit dem 21. März über eine halbe Million Mann betrogen.

Die Antwort, die das tapfere kleine Holland den Ententeregierungen und insbesondere Amerika auf ihren Schiffsraub gegeben hat, kann zwar einstweilen nur in die Form eines Protestes gekleidet sein, weil Holland nicht die Macht hat, sein gutes Recht zu erzwingen. Das Zeugnis aber, das diese Protestnoten der einwandfrei loyalen und entgegenkommenden Haltung Deutschlands einerseits und dem illoyalen Rechtsbruch, sowie dem brutalen Verhalten der angeblich für die Freiheit der neutralen Völker kämpfenden Entente andererseits ausstellen, dieses Zeugnis wird doch noch einmal seine Wirkungen haben.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 17. März.

Zwei Tage Verhandlungen einer hamburgischen Frauenkonferenz zur Sittlichkeitsfrage. Das wird ein sehr ernstes Kapitel des Wiederaufbaues nach dem Kriege, an das die Frauen mit Herzklopfen und Sorge denken.

Dann — am Sonntag nachmittag — an einem frühlinghaften sonnigen Tag voll Ferienlust und Verheißung — Fahrt nach Berlin. Wieder diese Sonntagabendstimmung der Kriegszeit in dem Berliner Hotel, an jedem Tisch des Restaurants die festlich gekleidete Familie mit ihren Urlaubern, zu dessen Bewirtung die dürftige Speisekarte und die fast nur noch aus Durchgestrichenem zusammengesetzte Weinkarte kaum noch ausreichen wollen.

Montag, 18. März.

Daß die Besorgung der nötigen Papiere für eine Auslandreise zurzeit eines der umständlichsten Unternehmen ist, davon kann ich einen Eindruck gewinnen — mehr als Zeuge wie als Leidtragender, denn mir selbst wird es durch freundliche Fürsorge auf ein paar Wege eingeschränkt. Herr in der Welt ist das Mißtrauen. Wer durch zwei fremde Länder und vom Okkupationsgebiet in die Türkei will, muß es spüren, und wenn er in Privatangelegenheiten reist, kann er einige Wochen, milde gerechnet, der Beschickung seiner amtlichen Notwendigkeiten widmen.

In den Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses über den Staatshaushalt fällt die kräftige Äußerung des Vertreters der sozialdemokratischen Fraktion auf: „Ich wünsche, daß die achte Kriegsanleihe einen finanziellen Sieg des deutschen Volkes bedeuten möge." Die „Deutsche Zeitung" dagegen meint, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn Handel und Industrie ihre Verstimmung wegen des scharfen Zugreifens im Fall Daimler bei der Kriegsanleihe zum Ausdruck bringen!!

Dienstag, 19. März.

Das Wort „Balkanzug" an den langgestreckten Wagen weckt immer noch das Gefühl des Stolzes, das die Wiederherstellung dieser Verbindung einst in uns auslöste. Man betritt den wahrlich nicht mehr von neuer Eleganz funkelnden Wagen doch mit einem kleinen Schauer der Ehrfurcht. Der Charakter des Balkanzuges als einer Einrichtung für Kriegszwecke kennzeichnet die Besetzung. Fast nur Offiziere. Die Bahnhofsstimmung bei der Abfahrt eines Nachtzuges ist so stark und eigentümlich. Trennung ist fühlbarer, wenn es so ins Unsichtbare und Dunkel hinausgeht, Ferne lockender, wenn man in seiner Kabine sich dahingetragen fühlt und weiß, daß man morgen früh schon jenseits der Grenze ist.

Die Nacht wird durch die Oderberger Annehmlichkeiten der Gepäckdurchsuchung und einer milden Leibesvisitation unterbrochen. Wenn nach kurzem Pochen das Licht aufflammt und die behelmten Männer die enge Kabine mit ihrer kriegerischen Autorität füllen, kommt man sich schon halb wie ein Hochverräter vor.

Mittwoch, 20. März.

Ungarn! Im Zuge gekennzeichnet durch herrliches Brot von einer Weiße, wie sie sie sogar unsere Hungerträume nicht mehr vorzustellen vermocht hatten. Draußen durch ferne Berge (Pöstyen mit der Tatra im Hintergrunde) und frühlingsfroh hingebreitetes Land, frisch bestellt, mit den feinen hellgrünen Linien der jungen Saaten überspannt, Dörfer mit sorglos breiten Straßen zwischen den niedrigen, weißgetünchten Häusern, die gleich groß und ganz gleich gebaut mit der Giebelseite nach der Straße sehen, eines wie das andere. Durch die Augen von zwei ganz gleichen Fenstern, während man sich die an der langgestreckten Flanke hinlaufenden hübschen weißen Säulen, die den Oberstock tragen, schon weinumrankt vorstellen muß. Budapest wie sonst. Imponierend durch Größe, Lage und ein Selbstgefühl, das irgendwie über allem liegt. In dem zoologischen Garten, an dem man entlangfährt, hocken, wie vor fast zwei Jahren, die Adler melancholisch an den geschwärzten Gittern.

Es gibt Zeitungen. Der Deutsche Reichstag hat mit Ausnahme der Unabhängigen die neuen Kriegskredite bewilligt.

Am Nachmittag und sinkenden Abend fährt man durch die Ebene, die sich unabsehbar unter verdämmerndem, glashellem Himmel dehnt. Wasserflächen, dunkel umsäumt, liegen wie funkelnde Schilde unter der Abendsonne, Wagen fahren weglos in menschenleeres Land, an einer letzten Station sammelt sich noch neugierig müßiges Kleinstadtleben auf dem Bahnsteig, während Mädchen den Zug entlang Wein anbieten. Und dann ist der Tag zu Ende: der Tag ohne Bücher, Schreiberei und Dinge, die fertig werden müssen, ein Tag, der ganz allein den müßigen Augen gehört hat und sehr schön war.

Donnerstag, 21. März.

Die Nacht haben wir die serbische Grenze passiert, und morgens sind wir in Nisch. Die Pfirsichbäume sind im Erblühen und stehen im starken Dunkelrot ihrer noch geschlossenen Knospen zwischen den grauen, dörflichen Häusern, hier und da schon zu zarterem, schwebendem Rosa sich auflösend. Man sucht nach Spuren des Krieges, ohne sie zu finden. Das einzige, was daran erinnert, sind die Männer, die, erkennbar als Gefangene, hier und da an Bahnstrecken oder auf Bauplätzen arbeiten. Im Feld liegt ein Pferdegerippe. Das Land ist bestellt. Schön geformte Berge kränzen eine morgenhell heitere Erde, der man nicht ansehen kann, daß die finstere Tragik eines mißleiteten Volkes aus tausend Wunden auf sie geblutet hat.

Bulgarien überrascht durch die Großartigkeit seines Gebirgscharakters. Sofia in einem weiten Tal, von Schneegipfeln überkrönt, am Rande, an dem wir entlangfahren, fast dörflich, nach innen zu seine Bedeutung durch stattlichere Gebäude und die goldstrahlenden Kuppeln seiner Kirche ausprägend. Der Bahnhof sieht kriegsmäßig aus, nicht anders als bei uns. Bulgarische Soldaten, die gerade irgendwohin verladen werden, geben dem Balkanzug ein frisches Konzert. Alles kräftige Leute mit einfachen Gesichtern. In den abgehenden Zug drängt sich eine unbeschreibliche Menge anderen Volks noch mithinein. Frauen in der schönen Volkstracht, dunkle starke Zöpfe aus einem bunten Kopftuch über den Rücken fallend, den ziemlich langen und engen Rock noch gesäumt von den weißen Spitzen eines Unterkleides, alles fabelhaft farbenfreudig. Das Hinaufklettern in die hohen Wagen ist in solcher Kleidung nicht gerade bequem, und die Schaffner haben die doppelte Aufgabe, sie irgendwie hinaufzubefördern und in die schon randvollen Abteile hineinzustopfen. Es geht naiv und unbekümmert zu.

Im Weiterfahren schöne Bilder ländlichen Vorfrühlings: Bauernmädchen in leuchtend apfelsinenfarbenen oder grünen Schürzen, die nach einem schönen Tag mit Ackergeräten vom Felde heimkommen oder auf kleinen Eseln reiten. Die Dörfer mit vielen Hühnern und Schweinen lehmfarben, niedrig und südlich anspruchslos. Die Wohnung ist Unterschlupf, nicht Lebensrahmen wie bei uns.

Digitized by Google

Freitag, 22. März.

Die türkische Grenze ist nachts überfahren, und vom Hellwerden an bewegen wir uns durch das unbeschreiblich öde Land, das der aus dem Balkankrieg bekannten Tschataldschalinie vorgelagert ist. Kahle, sanft gehobene Berge in schönen Linien, die sich wüstenähnlich unabsehbar erstrecken vom Vordergrund nach dem Horizont hin, aus totem Braun zu einem wunderbaren Blauviolett überfließend. Im frühen Morgenlicht liegt das Land, stundenweit ohne menschliche Spuren, wie neugeboren da, wie der Hand gewärtig, die seine Kräfte löst. In der Tat haben wohl Jahrhunderte grausamen Raubbau an dieser armen Erde getrieben. In weiten Kurven nähert sich der Zug einem Wasserspiegel, der in die flachen Hügel still und unbelebt eingebettet ist wie ein Binnensee: eine Bucht des Marmarameeres. Dann beginnt die Belebtheit der Straßen, die wachsende Dichtigkeit von Häusern, Fabrikanlagen, Schuppen, die auf die Stadt hinweist. Man fährt durch einen Teil von Konstantinopel hindurch, sieht Moscheenkuppeln, Minaretts, Holzhäuser mit vergitterten kleinen Fenstern, grüne Kirchhöfe von ein paar Metern im Geviert an Straßenecken eingeklemmt, ein großes Brandfeld, ein Stück Meer, das Gemäuer einer antiken Wasserleitung über eine Einsenkung des Häusermeeres hin, die festungsartigen Außenwände des alten Serail, Zypressen, Turbane, Lumpen — alles flüchtig und vorläufig, mit dem Gefühl, daß alles noch Zeit hat und man nichts vorwegnehmen will.

Es ist ein langer Tag gewesen. Der Zug, der morgens in Konstantinopel sein soll, hat ein paar Stunden Verspätung. Am Bahnhof ein fabelhaftes Gewimmel, erhöht durch die Ankunft einer Honvedkapelle, die in Konstantinopel konzertieren will. Ein Kawaß des deutschen Konsulats mit dem Gewicht prunkhafter goldener Tressen, Orden, schwerem Säbel und stark markierter Würde steuert die Gesellschaft der deutschen Damen zu ihrem Auto. Die Brücke, die Stambul und Pera verbindet, enthüllt dem überwältigten Auge mehr, als noch und fern es fassen kann: den Blick in das Goldene Horn und hinaus zum Bosporus, das strömende, westöstliche Völkergewimmel, zunächst nur eine bunte Menge von roten Fezen, Turbanen, Pelzmützen, Trachten und Trachtenfetzen, in dem die Uniformen deutscher Soldaten und Offiziere als das Allbekannte etwas wie Ruhepunkte darstellen.

Das Pera Palace-Hotel, in dem ich wohne, ist, da fast alle Hotels militärisch requiriert sind, bis unters Dach in jedem Zimmer besetzt: meist Offiziere, Österreicher und Deutsche, Diplomaten und Herren, die Kriegsgeschäfte nach Konstantinopel führen. Einige Levantinerinnen, die extravagant angezogen und mit einer gewissen barbarischen Mondänenhaftigkeit bemalt sind und nichts tun, als sich anziehen, zum Essen gehen, im Rauchsalon sitzen, sich wieder anziehen und wieder zum Essen gehen. Abends füllt sich der Speisesaal auch mit anderen Gästen. Während der Büfettkellner den Gästen die großen Hummer zur Auswahl an den Tisch trägt, werden einem türkische Minister gezeigt, die sich hier mit Europäern treffen.

Nachmittags eine Spazierfahrt in Galata und Pera unter Führung eines Generals der deutschen Militärmission. Leider ist es kühl und trübe, noch kaum Anfänge von Grün und Blüten, für Konstantinopel ein selten spätes Frühjahr. Die meisten prunkvollen Marmortore und Fassaden der Dolma Baghtsche unten am Bosporus und des Yildis oben auf grünbewachsenen Hügeln, den Residenzen des Sultans, bedürfen des strahlenden Himmels und des blauen Meeres zum Ausstrahlen ihres Glanzes. Die italienische Botschaft, ein unfertiges weißes Prunkgebäude, erinnert irgendwie an den Geschmack des Nationaldenkmals, mit dem die terzia Roma das Kapitol verschandelt hat, und ärgert die Türken, weil es gewissermaßen den Triumph von Tripolis über dem Bosporus ausschreit und „mit ihrem Gelde" gebaut wird.

Etwas Anheimelnderes als aus den überwältigend starken Eindrücken einer fremden Welt zu einer Teestunde in einem deutschen Offiziershause einzukehren kann man sich kaum denken. Man spricht über die beginnende Westoffensive, von der die ersten Funksprüche dafind, von der Stimmung und von den wirtschaftlichen Verhältnissen in Deutschland, und als ich in sinkender Dämmerung über die Höhen des Yildis nach dem Hotel zurückfahre, verstummt die Fremde, tritt zurück vor dem starken Einssein mit der kämpfenden Heimat. Abends Zusammentreffen der ganzen deutschen Kolonie zu einer Wohltätigkeitsvorstellung zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins. Die deutschen Frauen haben, der zurzeit sehr starken Fleckfiebergefahr in Konstantinopel sich tapfer aussetzend, Suppen- und Lebensmittelverteilungen in den armen Stadtteilen organisiert und leiten sie fortdauernd.

Sonnabend, 23. März.

Man kann in der Türkei die wirtschaftlichen Kriegszustände eines Landes studieren, das nicht rationiert und keine Höchstpreise eingeführt hat. (Nur das Brot ist rationiert.) Die Läden sind gefüllt mit Dingen, an die uns fast die Erinnerung geschwunden ist, aber die Preise sind einfach abenteuerlich. Und zwar für alles: Fleisch, Fett, Gemüse, Brot, Feigen — am schlimmsten für Stoffe und dergleichen. Fleisch und Butter steigen bis 100 M. für das Kilo, Brot — noch in ganz anderem Sinne als bei uns Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung — ist sinnlos teuer. Man kann im Hotel die einfachste Mahlzeit kaum unter 50 M. bekommen. Und diese Preise in den Läden macht jeder, der Händler, der in Stambul, in der aus ein paar Brettern zusammengenagelten Holzkiste hockend, seine paar Eier verkauft, und das Delikateßgeschäft in der Grande Rue de Pera. Was unter solchen Verhältnissen aus der ganzen unteren Hälfte der Bevölkerung wird, weiß Allah allein. Er — und die unglaubliche Bedürfnislosigkeit helfen auch dem Menschengewimmel, das, unzählbar und ungezählt, in den verfallenden Holz- und Steinbaracken von Stambul haust, auf irgendeine rätselhafte und irrationale Art durch den Krieg. Und der Rest ist Schweigen und Ergebung. Wir Europäer finden es entsetzlich, wenn der Mensch „nur" eine Nummer ist. Der Mensch kann auch weniger als eine Nummer sein, und das ist schlimmer. Aber es kommt einem der Eindruck, daß hier vielleicht zum Teil die Mildtätigkeit von Mensch zu Mensch ersetzt, was anderswo organisierte Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege leistet. Wenn man den abgenutzten Soldaten seinen Beutel vor den bittenden Kinderhänden der großen Brücke ziehen sieht oder die kleinen vergnügten Schmutzfinken den Rosinenmann schnaufend umstehen, glaubt man ein wenig an die sozialisierende Macht eines Gottes, der seine Söhne zur Freundlichkeit verpflichtet.

Sonntag, 24. März.

Sonne bei frischer, kühler Luft, leichter Wellengang in der blitzenden Bläue des Bosporus, von beiden Ufern strahlen die weißen oder gelben Wände der Villen aus brauner Erde oder dunklem Immergrün, hier und da verschleiert von ersten jungen Blüten wilder Kirschbäume über dem fabelhaft schönen Aufbau von Stambul, dessen Häuserhaufen durch die ragenden Kuppeln der Moscheen Form und Rythmus bekommen, stehen die Minaretts, festlich und heiter vor blauem Himmel, und wir fahren im Motorboot hinunter zum Frühstück auf der „Goeben". Hat man damals, als im August 1914 in unser Kriegsfürsorgebureau in Berlin die Nachricht vom glücklichen Einlaufen der „Goeben" im Marmarameer wie eine erste Siegesbotschaft drang, diesen Tag ahnen können, an dem Seeluft und Sonne über den veilchengeschmückten Tisch der Speisekabine wehen und vom Krieg und Heimat, Vergangenheit und Zukunft gesprochen wird? Hat man geahnt, daß man einmal das Eisen des gewaltigen Panzerturms berühren wird und über die Brustwehr in die frische Frühlingsheiterkeit des Bosporus hinausschauen?

Im Garten der deutschen Botschaft in Therapia blühen die Veilchen und die großen rosa Primeln. Am schönsten Platz, hoch über dem Meer, ist die Anlage des Heldenfriedhofs, der die Dardanellenkämpfer aufgenommen hat zu dem Halbrund der schwarzen Kreuze, wie eine dunkle Dornenkrone in den strahlenden Himmel gezeichnet, grüßt durch die Pinien das Meer hinauf, das die hier ruhenden Tapferen dem Feinde versperrten. Meine Führerinnen haben Sorge und Spannung der Dardanellenkämpfe durchlebt; und man wird sich noch stärker und greifbarer bewußt, was das bedeutet hat.

Digitized by Google

Tee, bei einer jungen Marinefrau, die hier dem Mann und den Kameraden ein deutsches Heim offenhält, mit allem seinen Zauber traulicher Anmut, und dann noch der Besuch eines Soldatenheims, das eine tapfere deutsche Frau, die ihre beiden einzigen Söhne im Felde verloren hat, voll mütterlicher Fürsorge für andere leitet.

Montag, 25. März.

Heute ist einer der Vorträge, zu denen ich hergekommen bin. Die Ortsgruppe des Auslandbundes deutscher Frauen gibt türkischen Damen einen Tee im Deutschen Klubhaus, dem ein Vortrag über das deutsche Haus mit Werkbundlichtbildern vorausgeht. Es sind gewiß zweihundert Türkinnen, die alle in dem kleidsamen und schönen dunklen Tschorschaf, der nur das Gesicht frei läßt, an den blumengeschmückten weißen Tischen sitzen. Von dem Vortrag ist eine Übersetzung vorher angefertigt, die eine anmutige türkische Dame abschnittweise vorliest. Ich habe früh den alten Serail mit seinen wunderschönen Kiosken gesehen und bringe den Eindruck mit, daß diesem alten, feinen Empfinden für den Rhythmus und die Gliederung des Raumes das eigentlich nicht ganz fern sein kann, was unsere modernen Künstler wollen. Dazwischen liegt dann freilich die unerfreuliche Krisis des Geschmacks durch die europäische Zivilisation und den französischen Tapezierstil des zweiten Kaiserreichs, und das gilt es auszuwachsen und zu überwinden. Das deutsch-türkische Freundschaftshaus, das in Stambul gebaut werden und Räume für permanente Ausstellungen enthalten soll, wird an Vorbildlichkeit mehr leisten können als die umzuständlichen Lichtbilder.

Der Eindruck der Westfront ist hier gewaltig. Am stärksten wirkt die Tatsache der Beschießung von Paris — Paris, das den Levantinern insbesondere als der beherrschende Mittelpunkt der Welt, der Götterstz aller begehrenswerten Dinge erscheint. Die Luft ist rot von wehenden Fahnen, und abends drängen sich vor dem deutschen Nachrichtensaal in der Perastraße Menschenströme, die in allen Sprachen das Ereignis bestaunen. Meine Zimmerfrau im Hotel, die zwar aus Konstantinopel stammt, aber bis zu Kriegsausbruch bei der Hamburg-Amerika-Linie war und in St. Pauli wohnt, eine leidenschaftliche Bewunderung der Deutschen im Herzen, geht gehoben unter den Valets und Liftjungen umher und gönnt es allen, die Paris bewundern.

Dienstag, 26. März.

Der Südwind, der einen unglaublichen Wellengang im Marmarameer hervorruft, ändert heute unser Programm, das einen Ausflug nach den Prinzeninseln im Marmarameer vorsah. Wir fahren, auch in einem merkwürdig stark schwankenden Schiff, nach Kadiköi auf der asiatischen Seite und gehen von dort an dem schönen Zypressenfriedhof von Skutari (die Zypressen müssen jetzt allenthalben der Heiznot ihre Tribute zahlen) vorüber auf den Tschamlidja, einen Berg, der 300 Mtr. hoch sein mag und von dem aus man einen unvergleichlich schönen Blick über die europäischen und asiatischen Ufer von Bosporus und Marmarameer hat. Man denkt an den Berg der Versuchung, dem die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu Füßen lagen. Abstieg nach Skutari, das orientalischer wirkt als selbst Stambul. Überall, auf den staubigen Landstraßen, wie an der drangvollen Landungsstelle, stempelt der Krieg das Bild. Soldaten und Soldaten, wie bei uns, grauer fast noch in der helmförmigen Tuchmütze ohne jedes farbige Abzeichen; in gleichem Maße strapaziert im Zeug, braun und kräftig. Wir wissen alle nicht mehr, wie die Welt ohne Feldgrau aussieht.

Die Kinderstube des deutschen Pfarrhauses in einem Straßengewinkel, das nach innen zu schöne Räume auf einen ummauerten Garten hinaus sehen läßt, gibt in der Dämmerung des Spätnachmittags einen eigentümlich traulichen, umhegten Eindruck von Mütterlichkeit und deutscher Heimatlichkeit. Der Abend in der deutschen Botschaft, der wieder geistig um die Kriegsvorgänge sammelt, gibt wieder jenes starke Gefühl von Geschichte und großem Schicksal, das man als Deutscher draußen fast noch stärker empfindet als in der gewohnten Umgebung.

Mittwoch, 27. März.

Der türkische Direktor Halil Bey zeigt mir das schöne Antikenmuseum. Es ist musterhaft aufgestellt und hat Schätze, über denen man alles vergessen kann. Der Alexandersarkophag ist ein Erlebnis, etwas schlechthin Vollkommenes, für das man Tage Zeit haben möchte. Am Nachmittag bin ich im Hause der türkischen Dame, die meinen Vortrag türkisch wiederholte, zum Tee. Eine feine, anmutige Gastlichkeit, die von Mann und Frau an einem Kreis von Damen und Herren (Türken und Deutschen) mit vielen herrlichen süßen Sachen ausgeübt wird. Die Frau des Hauses trägt auch im Hause den Schleier über dem Haar und ein reizvoll Türkisches und Europäisches verschmelzendes Kleid. Ein türkischer Dichter erzählt mir, daß er Deutschland bereist und das Haus Goethes in Frankfurt besucht habe. Er hat in das dortige Fremdenbuch eingetragen, daß Goethes Haus die Kaaba für die Dichter der Menschheit bedeute.

Am Abend führt die Lehrerschaft der deutschen Oberrealschule Halbes „Strom" auf. Ausgezeichnet und Dilettantenleistungen in den meisten Rollen tatsächlich weit übertreffend.

Donnerstag, 28. März.

Das Wetter hat umgeschlagen und einen für Konstantinopel ungewöhnlichen Winter mit Schnee, Sturm und allen Unerfreulichkeiten zurückgebracht. Sehr interessant ist der Besuch eines türkischen Volksschullehrerinnenseminars, einer großen Anstalt in schönem, musterhaft eingerichtetem Haus mit 700 Internatsschullehrerinnen, die unentgeltlich ausgebildet werden. Ich sehe in Begleitung des deutschen Kommissars bei der türkischen Unterrichtsverwaltung eine Lehrprobe, die eine Seminaristin über die Sahara gibt. Fabelhaft lebhaft und mit der üblichen Unruhe und Redseligkeit des Anfängers. Die anderen hören zu, machen Notizen in ihre Blocks und kritisieren nachher, gewandt und (soviel ich aus den Übersetzungen entnehmen kann) zugleich taktvoll und treffend. (Die Freundlichkeit der Türken miteinander ist etwas, das einem immer wieder auffällt.) Der Lehrer, der einen hervorragend tüchtigen Eindruck macht, faßt die Kritik zum Schluß zusammen. Die Angegriffene notiert die Einwände und verteidigt sich. Karten und Anschauungsmaterial sind deutsch; ein englisches Buch: „How other people live" ist mit seinen oberflächlichen, aber praktisch brauchbaren Abbildungen zu Hilfe genommen.

Am Nachmittag ist mein zweiter Vortrag, von der deutsch-türkischen Vereinigung in der Universität in Stambul veranstaltet: „Bildung und Leistungen der deutschen Frau". In der amphitheatralischen Rotunde eines großen Auditoriums sitzen die Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite, in der Arena unten die Honoratioren. Übersetzung wie das erstemal. Auf dem Rückweg anziehende und interessante Unterhaltung mit dem Oberzeremonienmeister des Sultans, Ismail Djenani Bey, der mich nach Hause fährt, einem vielseitig europäisch gebildeten alten Kavalier mit besonders feiner Kenntnis der deutschen Musik.

Wilhelm Heile / Sieg und moralische Eroberung

Die großen Erfolge der deutschen Waffen im Westen haben denen recht gegeben, die während des ganzen Krieges von Anfang an, durch alle schweren Stunden hindurch, nie den Glauben an die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines deutschen Sieges verloren haben. Wir gehören zu diesen und sind dessen froh. Nun aber, wo jeder neue Tag uns neuen Grund zu großen Hoffnungen und zu grenzenloser Dankbarkeit gibt: sollen wir da sagen, daß nur der froh und dankbar für die deutschen Siege sein dürfe, der nie eine Stunde bangen Zweifels gekannt hat? Wir meinen, daß unsere Truppen fürs ganze Vaterland, fürs ganze Volk kämpfen und siegen und daß es ein ebenso lächerliches wie frevelhaftes Spiel ist, den Sieg zu einer Parteisache zu machen.

Digitized by Google

Und doch geschieht es. Dieselben Kreise, die der Reichstagsmehrheit und der Regierung so oft und so gehässig vorgeworfen haben, sie wollten überhaupt nicht, daß der Krieg mit einem vollen deutschen Siege ende, suchen nun aus dem Fortgang der Dinge im Westen Kapital für ihre Politik zu schlagen. In allen Tonarten hört man jetzt das Lied, daß die Art, wie der Ostfriede nach langem vergeblichen Verhandeln durch Wiederaufnahme der militärischen Operationen schnell zustande gekommen sei, mit zwingender Beweiskraft für die Anhänger des „Machtfriedens" und gegen die des „Verständigungsfriedens" spreche. Und auch im Westen erlebe man es jetzt aufs neue, daß alle Verhandlungsangebote und Verständigungsbestrebungen sich als nutzlos, wenn nicht gar schädlich erwiesen hätten, während wir schnell und sicher zum Frieden kommen würden, wenn wir uns lediglich auf unsere Macht und die Beweiskraft unserer kriegerischen Maßnahmen verließen.

Das klingt nicht unverständig, und zum Teil ist auch wirklich etwas dran. Nur ist es grundfalsch, Machtfrieden und Verständigungsfrieden einander entgegenzustellen. Ohne Macht, das ist von keinem ernsthaften Politiker je bestritten worden, ohne Macht und ohne ihre entschlossene Anwendung würden wir nie einen Frieden der Verständigung erreichen; das gäbe einen Frieden, der nur das Einverständnis unserer Feinde, nicht aber unser eigenes haben könnte. Wer aber unter den Anhängern der Reichstagsmehrheit und Regierung hätte je einem solchen Frieden das Wort geredet? Das ist ja gerade die Unwahrhaftigkeit und Niedertracht in der Kampfesweise der „Alldeutschen", daß sie tagaus, tagein planmäßig diese verleumderische Unterstellung machen und gegen den so zurechtgemachten Strohwisch tapfer und siegreich zu Felde ziehen. Und die vieltausendfältige tägliche Wiederholung übt auf die Dauer solche einschläfernd überzeugende Wirkung aus, daß mancher der zu Unrecht Angegriffenen sich schließlich gegen den fälschlichen Angriff statt gegen die Unterstellung wehrt. So konnte man in diesen Tagen öfters lesen, daß sich Mitglieder der Reichstagsmehrheit angesichts der Siege im Westen und der durch sie neu aufflammenden alldeutschen Agitation veranlaßt sahen, zu beteuern, die Friedenskundgebung vom 19. Juli vorigen Jahres habe den Feinden keineswegs für weitere Kriegsverlängerung Straflosigkeit zugesichert; da die Gegner in die dargebotene Friedenshand nicht eingeschlagen hätten, sei die Resolution als durch die Ereignisse überholt zu betrachten.

Wenn man so etwas liest, so könnte man wirklich auf den Gedanken kommen, die viel umstrittene Entschließung sei in der Tat das gewesen, als was sie von ihren Gegnern hingestellt wird: ein Ausdruck des Schwächegefühls. Dagegen aber kann gar nicht scharf genug Widerspruch erhoben werden. Es ist nicht so, daß die Resolution überholt wäre, weil ein damals bestehender Grund zu Besorgnis und niedergedrückter Stimmung jetzt nicht mehr vorhanden sei. Gewiß ist die Kriegslage für uns heute viel günstiger als damals, da inzwischen der feindliche Ring im Osten zersprengt worden ist. Die Entschließung des Reichstags vom 19. Juli 1917 aber wurzelte in demselben Kraftgefühl wie das Friedensangebot der Regierung vom Dezember 1916 und wie überhaupt alle amtlichen Erklärungen über die Friedensliebe und die Bereitschaft Deutschlands, mit den Feinden in Verhandlungen über einen gerechten Frieden ausgleichender Verständigung einzutreten. Wir konnten so sprechen, weil wir nicht zu befürchten brauchten, daß uns das als Zeichen von Schwäche ausgelegt würde; weil eben unsere Waffenerfolge in allen Abschnitten des Krieges eine hinreichend deutliche Sprache gesprochen haben. Nein, die Resolution ist nicht durch die Ereignisse überholt, sondern durch sie vollinhaltlich bestätigt worden. Man soll nur nicht aus Böswilligkeit oder Gedankenlosigkeit den das Ganze krönenden Schlußsatz vergessen. Dort ist für den Fall, daß die Feinde den Weg der Verständigung nicht wollen, ausdrücklich angekündigt worden, was jetzt eingetreten ist: „Dann wird das deutsche Volk wie ein Mann zusammenstehen, unerschütterlich ausharren und kämpfen, bis sein und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwicklung gesichert ist. In seiner Einigkeit ist das deutsche Volk unüberwindlich." Dieser Satz gilt und wird seine Gültigkeit behalten, mag kommen, was da will.

Gilt denn aber darum die Ankündigung unserer Friedensbereitschaft nicht mehr? Nichts irriger als solche Annahme. Unsere Friedensbereitschaft ist nicht auf Kündigung ausgesprochen worden, weder von der Regierung noch vom Reichstag. Aber sie ist auch nicht bedingungslos vorhanden; sie war es nie und wird es niemals sein. Nur wenn sie unsere Bedingungen anerkennen, können die Feinde den Frieden haben. Und die Bedingung aller Bedingungen ist die: es darf kein fauler Friede sein, der da geschlossen wird, sondern nur ein ehrlicher Friede, d. i. ein Friede, den beide Parteien aus innerer Überzeugung abschließen; ein Friede, der in der Gerechtigkeit und der Vernunft seiner Abmachungen die Gewähr der Dauer in sich trägt und nicht etwa dem notgedrungen Zustimmenden bloß die unentbehrliche Erholungspause einiger Jahre gewährt, nach deren Ablauf er schon jetzt heimlich entschlossen ist, sich aufs neue in den Kampf zu stürzen, um sich dann zu erstreiten, was ihm der Verhandlungsweg zu Recht oder Unrecht versagt hat.

Wie wir in den Krieg nicht mit Eroberungsgedanken hineingegangen sind und ihn bis heute geführt haben ohne irgendwelche Pläne der Macht- und Reichtumsvermehrung durch nackte Gewalt, so ist es geblieben auch hinter dem endgültigen Siege und vollendeten Frieden im Osten, und so wird es auch bleiben, wenn unsere Heere und unsere Unterseeboote den letzten Gegner niedergerungen haben. Wir wollen ja nichts anderes, als Dasein und Zukunft unseres Volkes verteidigen. Und wir fürchten den friedlichen Wettbewerb der anderen Völker so wenig, wie der Ansturm fast der ganzen außerdeutschen Menschheit gegen uns es vermocht hat, unseren Mut und unsere Kraft zu lähmen.

Sind solche Gedanken aber nicht ein Freibrief für die Vergewaltigungspläne unserer Feinde? Ist es, wenn diese Sätze gelten, nicht so, daß der Feind mit seiner Zurückweisung aller Verständigungsversuche und seiner fortgesetzten Verlängerung des Krieges nur wenig wagt, so daß er sich dadurch ermutigt sehen könnte, das längst verlorene Spiel immer noch einmal aufs neue wieder zu versuchen? Nein. Das soll nicht so sein, und das ist auch nicht so. Hätte das Rußland von einst sich rechtzeitig zum Frieden entschlossen, so hätte es einen ganz anderen Frieden bekommen. Trotz unserer lebhaften Anteilnahme am Geschick der jetzt vom russischen Joche befreiten zwischeneuropäischen Völker würden wir um ihrer Befreiung willen den Krieg nicht fortgeführt haben, wenn das zarische Rußland oder das Rußland der Miljukoff und Kerenski zum Frieden bereit gewesen wäre. Aber nachdem unsere Siege den Grenzvölkern die jahrhundertelang vergeblich ersehnte Freiheit gebracht haben, ist es nicht unsere Aufgabe, alte, durch Gewalt entstandene Herrschaftsverhältnisse wiederherstellen zu helfen. Unsere Sympathie gehört den Befreiten, und solange diese eine Politik treiben, die mit unseren berechtigten Interessen ver-

Digitized by Google

einbar ist, können sie sich auch darauf verlassen, daß wir unser eigenes Befreiungswerk nicht zerstören lassen werden.

Und gerade so, wie wir dem besiegten und völlig wehrlos zusammengebrochenen Rußland der Bolschewiki nicht den Fuß des Siegers in den Nacken gesetzt, sondern mit seinen Vertretern verhandelt haben in Geduld und entgegenkommendem Verständnis für die Daseinsbedingungen des russischen Reststaates wie der Ukraine und der anderen staatlichen Neubildungen und Wiedergeburten, so soll auch der glänzendste Sieg über die Westmächte uns nicht in übermütiger Siegerpose finden. Der Sieg der Waffen ist nicht voll ausgenutzt, wenn er nicht vom politisch-moralischen Sieg begleitet ist. Die Welt soll drum erfahren, daß wir nicht bloß zu fechten und zu siegen verstehen, sondern daß unser Sieg neben uns selbst auch vielen anderen Völkern Dasein, Freiheit und Zukunftsmöglichkeiten schafft und erhält und selbst unseren Feinden die Freiheit läßt, in Gleichberechtigung neben und mit uns zu leben. Der Starke lebt ja nicht von der Schwäche der anderen. Für das deutsche Volk sind deshalb Freiheit und Recht die Luft, in der es atmen und seine Kräfte nützen kann, sich selbst und der Menschheit zum Segen. Gönnen die anderen uns das nicht, so schaufeln sie sich — der Krieg hat es gelehrt — in Wirklichkeit doch nur ihr eigenes Grab. Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Naumann / Vierte Rede an junge Freunde

Noch einmal versammeln wir uns, um über politische Schulung zu sprechen: Politik nach dem Kriege! Von ihr will ich zur Jugend reden.

Ihr alle, meine jungen Freunde, die ihr jetzt als Teilnehmer des Krieges oder als Helferinnen der Kriegsarbeiten in der Heimat die gewaltige Umgestaltung der Politik erlebt, habt ohne Zweifel fast ohne Ausnahme das Gefühl, daß die bisherige Volkspolitik Deutschlands ihre großen Mängel hatte und nicht ganz auf der Höhe stand. Da ihr jung seid, so müßt ihr dieses Gefühl in euch tragen, denn alle lebendige Jugend ist schon in friedlichen Entwicklungszeiten geneigt, die Leistungen der Väter etwas zu unterschätzen, wird aber hinter so mächtigen aufrüttelnden Begebenheiten noch viel mehr daran glauben, daß nun erst die wahre Weltgeschichte anfängt. Ich wiederhole: ihr müßt gegen alles Dagewesene kritisch sein, müßt sogar respektlos und hart urteilen, müßt an allen überkommenen Programmen, Theorien und Gewohnheiten zweifeln. Wenn euch diese Lust zum Verneinen des Überkommenen innerlich völlig fremd ist, dann mögt ihr im übrigen recht achtbare Kerlchen sein, aber ich halte euch keine Rede über die Politik der Jugend nach dem Krieg, denn Jugend im politischen Sinne des Wortes soll gärender Wein sein, muß vieles besser wissen wollen als wir Alten. Indem ich in eure Augen blicke, wünsche ich in ihnen den Ansatz zum Zweifel zu finden, aber gleichzeitig und noch mehr den Willen zur Neuschöpfung. Ihr sollt an das Kommende glauben und nur deshalb das Gewesene kritisieren. Oft läuft zwar auch eine Art junger Leute in der Welt herum, die ewig nur kritisiert, naseweis und dabei dumm über alle Dinge ein Urteil hat, ohne jeden Versuch, zu Kenntnissen zu gelangen. Diese schöne Sorte mag ruhig draußen bleiben, die wollen wir in der künftigen politischen Hochschule nicht sehen! In die politische Arbeit rufen wir junge Menschen, die innerlich gesund sind, aber nicht angefaulte Früchtchen, die nichts im Leben ernst nehmen. Der guten Jugend wollen wir helfen, daß sie über uns hinauswächst!

Ein altes Wort sagt: „Die Welt wird regiert von den Männern von sechzig Jahren.“ Im ganzen gibt dem die Erfahrung recht: auch im Kriege wird die Politik von denen geleitet, die schon anfangen, graue Haare zu bekommen. Aber keiner von diesen Männern würde jetzt ein Stück der großen Umwandlung in seinen Händen tragen, wenn er nicht schon in seiner Jugend einen offenen Sinn für das Leben des Staats gehabt hätte. Gerade im politischen Fach reifen die Talente langsam. Man kann bei sonst vorhandener Begabung zeitiger ein Künstler oder ein Techniker sein als ein Politiker. Natürlich denkt ihr heute noch nicht übermäßig viel an den schließlichen Höhepunkt eurer politischen Wirksamkeit, aber das werdet ihr euch wohl nicht ungern sagen lassen, daß ihr früh anfangen müßt, wenn ihr in Politik etwas Ordentliches leisten wollt. Allerdings nicht zu früh! Das heißt: der Mensch muß erst etwas Bestimmtes gelernt haben, ehe er sich staatsbürgerlichen Aufgaben widmet. Erst soll er seinen privaten Befähigungsnachweis liefern, ehe er öffentlich zu wirken anfängt. Nichts Traurigeres als Gesellen, die sich selber nicht in Ordnung halten können und schon die Welt reformieren wollen! Ihr versteht, was ich damit sagen will: die politische Hochschule denkt nicht daran, eine Versorgungsanstalt für solche zu werden, die nicht auf eigenen Füßen zu stehen imstande sind. Sie will nicht im geringsten eine Garantie übernehmen, ob ihr später etwas erwerbt oder verdient. Wer noch nicht soweit ist, daß er jeden Tag in irgendeinem Berufe sich erhalten kann, der mag vorläufig nicht diesem Ziele nachstreben. Die Schule bietet Belehrung an, nicht Unterstützung.

Als junge Leute wollt ihr euch in die politischen Aufgaben der kommenden Zeit einarbeiten. Nun liegt aber diese erst kommende Zeit vor uns allen wie ein weiter Nebel, in dem helle und dunkle Stellen miteinander ringen; der Krieg ist noch nicht zu Ende, und niemand kann seinen Ausgang im einzelnen vorhersagen. Solcher wogende Nebelzustand hat sein wunderbar Schönes und Berauschendes, läßt Hoffnungen, Erwartungen, Verpflichtungen in seltsamer Größe erscheinen, stellt euch, meine Freunde, auf Höhen, die keine frühere Jugend erklimmen konnte, und weckt eure Phantasie über alles sonst gewöhnliche Maß hinaus. Ich beglückwünsche euch, die ihr jetzt gerade jung seid. Das ist ein Gottesgeschenk von einzigartiger Größe. Aber es gilt auch der Bibelspruch: wem viel gegeben wird, von dem wird man viel fordern! Ihr seid die heranmarschierende Truppe der zukünftigen Neuzeit. Von dem, was in euren Seelen fertig wird, hängt unendlich viel ab. Zuerst sollt ihr uns Alten helfen, dann sollt ihr uns vorwärts treiben, später sollt ihr uns ersetzen. In euch sollen neue Ideen Gestalt gewinnen. Ihr sollt aus dem Nebel Wirklichkeiten zu entdecken stark und froh genug sein. Welchen Rhythmus werdet ihr finden? Ich kann euch nicht sagen, meine Freunde, mit welcher Spannung die gegenwärtige ältere Generation alle Anzeichen des geistigen Lebens eurer Schicht beobachtet, denn der Krieg mit seinen unausdenklichen Opfern hat nur dann eine segensreiche Bedeutung in der deutschen Geschichte, wenn nach ihm ein hochgesinntes, schöpferisches Geschlecht auftritt. Diesem Geschlechte zu dienen ist der Zweck unserer Veranstaltung.

Digitized by Google

Von der älteren Generation erwarten und erbitten wir, daß sie unsere politische Erziehungsarbeit geistig und materiell fördert. Wir brauchen dazu helfende Mitarbeiter und nicht unbeträchtliche Geldmittel. Jedem, der darüber Auskunft haben will, werde ich gern Näheres über den bisherigen Haushaltplan der politischen Hochschule schreiben lassen. Ein wichtiges Werk großen Stiles verlangt nach tatkräftiger Mitwirkung. Ich zweifle aber nicht, daß die nötigen Mittel uns zufließen werden, wenn nur die Sache selbst richtig angefaßt wird. Richtig aber kann sie nur dann sein, wenn es den Lehrenden gelingt, mit der Jugend jung zu sein und mit ihr die neuen Melodien der neuen Tage zu vernehmen.

Dabei wird eine der allerersten und schwierigsten Fragen sein, wie sich unsere politische Ausbildung zu den vorhandenen politischen Parteien zu stellen hat. Daß wir mit beiden Füßen auf dem Boden des Vaterlandes und der Freiheit stehen, ist von vornherein klar. Wir suchen den deutschen Volksstaat auf geschichtlicher Grundlage. Das ergibt sich schon von selber aus den Erlebnissen des Krieges, denn im Kriege sind gleichzeitig alle nationalen und alle demokratischen Seelenregungen aufs äußerste geweckt und gestärkt worden. Das Volk als Ganzes ist sich seiner weltgeschichtlichen Verantwortung viel mehr bewußt geworden, hat einerseits große Disziplin gelernt, will aber anderseits von nun an mehr als bisher über sein Schicksal mitzureden und zu beschließen haben. In solcher Grundrichtung wird sich die überwiegende Mehrheit des kommenden Geschlechtes wie von selber einig sein: Freideutschland, freies Vaterland, Volksstaat! Diese Grundgesinnung wird der Lebensodem unserer Schule sein. Damit gehören wir von selber zur deutschen Linken, ohne jetzt im Kriege irgendwie Parteistreit nach rechts hin zu suchen, denn in der vaterländischen Leistung haben wir alle zusammenzustehen. Da aber auch die deutsche Linke aus verschiedenen Parteiformen besteht, so fragt es sich, wie wir bei unserer Arbeit uns verhalten werden. Ich will ganz offen antworten, um allen späteren Mißverständnissen vorzubeugen: der Freundeskreis, der eine freie politische Hochschule aufrichten will, besteht aus Mitgliedern der fortschrittlichen Volkspartei und der nationalliberalen Partei und unterhält auch gute Beziehungen zu gesinnungsverwandten Sozialdemokraten. Wir haben uns vereinigt, um der Jugend zu dienen, die nach uns vorrückt und die vielleicht über unsere heutigen Parteien anders denken wird als wir. Wir selbst sind und bleiben treue und tätige Mitglieder unserer Parteien, aber wir glauben nicht, daß man ein fertiges Parteiprogramm zur Grundlage eines Unterrichts machen kann, der von werdenden Menschen aufgesucht wird. Was uns verbinden soll, ist die Einheitlichkeit einer hoffnungsfreudigen liberalen und demokratischen Staatsgesinnung, ist der Glaube an die unsterbliche Kraft des deutschen Volkes. Von da aus gehen wir an die einzelnen Probleme heran und werden unseren Schülern ganz offen sagen, über welche Punkte innerhalb der deutschen Linken eine gemeinsame Formel und Praxis nicht erreicht ist. Wir werden nicht verhehlen, daß es zwischen Monarchismus und Republikanismus eine Reihe von Verfassungsmöglichkeiten gibt, daß über Charakter und Durchführbarkeit des Parlamentarismus unsere Ansichten innerhalb der freiheitlichen Gruppen bestehen, daß über Staatssozialismus oder Individualismus, über Zollstaat oder Freihandel, über Zentralisation oder Dezentralisation kein allerletztes Wort gesprochen wurde. Kurz, es soll der Standpunkt festgehalten werden, daß wir alle in der gewaltigen Schule der Wirklichkeiten noch zu lernen haben. Eine bloße Rededressuranstalt kann fertige Programme an ihre Wandtafel schreiben und auswendig lernen lassen, wir aber wollen politische Schule sein in dem hohen und würdigen Sinne, in dem man von Philosophenschulen und Kunstschulen gesprochen hat: Gemeinschaft wachsender Erfahrung! Dabei wird es eine Sache des Taktes sein, daß zwischen den beteiligten Vertretern benachbarter Parteien keine Reibungsflächen entstehen. Ich bin überzeugt, daß wir die etwa auftauchenden Schwierigkeiten gut überwinden werden, weil das, was wir alle suchen, uns heraushebt über kleine Rechthaberei im einzelnen. Und über die Parteileitungsfragen als solche hat ja die Schule nicht zu entscheiden. Sie beschließt nicht, sie verwaltet nicht — sie lernt!

Es würde auch falsch sein, von einem jungen Mann, der zwar den politischen Schaffenstrieb in sich spürt, dem aber die Praxis des Parteikampfes noch fehlt, zu verlangen, daß er schon eine unzweifelhafte Parteiuniform trägt. Schon mancher hat im Laufe der Jahre bei mir gesessen und gefragt, wie er es machen solle, um in das politische Getriebe hineinzukommen. Soll ich in solchen Fällen damit anfangen, daß ich wissen will, ob er Sozialdemokrat ist oder Fortschrittler oder Nationalliberaler. Er weiß es selbst noch nicht, wie kann er es sagen? Oder er weiß es, aber er möchte sich nicht binden. Die Jugend hat das Recht, die Welt von mehreren Seiten ansehen zu wollen. Und alles das gilt doppelt und dreifach, weil wir aus dem großen Kriege herauskommen, denn alle unsere bisherigen Parteien sind im Grunde noch Gebilde der Bismarckschen Zeit. Dieses Zeitalter ist nun zu Ende.

Wie verschieden die Soldaten aus dem Felde heimkehren werden! Glaubt ihr, diese tapferen Burschen alle werden in der Heimat alles beim Alten lassen wollen? Ich fühle es im voraus, wieviel gärende und treibende Kraft von den Schützengräben und Schlachtfeldern nach Hause getragen wird. Mancher hat jetzt schon Kopf und Herz voll zum Überlaufen. Mancher kommt aufgeregt und macht mehr Lärm als seine Gedanken wert sind, andere aber bringen die Früchte stiller Stunden innerhalb der Gefahrzone mit an den häuslichen Herd. Wahrscheinlich werden vielerlei Versuche neuer Parteigründungen gemacht werden — unparteiische Parteien, Wohlfahrtsverbände, Spezialvereine und dergleichen. Alles das wird sein gewisses Recht haben, aber ich zweifle nicht, daß die erprobten alten Organisationen auch weiterhin die Sammelpunkte der politischen Kräfte und Interessen bleiben, wenn sie nur selber frisch und jung zu bleiben bemüht sind. Dazu aber ist es jetzt so unbedingt nötig, daß sie bald neuen Zuwachs an tüchtiger Jugend erhalten. Die alten bewährten Parteikörper müssen jetzt mehr als jemals aufnahmefähig sein: klug und willig für das, was kommt!

Was aber wird kommen? Wir versichern alle, daß keiner es übersehen kann, und sind trotzdem bemüht, den Schleier zu heben. Die Dinge, die wir heranrückend erblicken, heißen: Finanzregelung, Übergangswirtschaft, preußische Verfassung, neue auswärtige Politik, Heeresneuordnung. Was alles dahinter sich zeigen wird, wer kann es sagen? Schon in den genannten Problemen aber liegt eine so gewaltige Fülle von Denkstoff, daß keine Schule

Digitized by Google

ihn ganz ausschöpfen kann. Und muß nicht jeder Berufsverband neu anfangen? Wir erinnern uns an befreundete Verbände von Angestellten, Arbeitern, Handwerkern, Kaufleuten, Landleuten. In jedem solchen Verbande wogt das Bedürfnis nach Neuorientierung. Laßt uns zusammen überlegen, wie wir Klarheit und Aufklärung schaffen! Laßt uns die Vorstände der verschiedenen Gruppen zu den Vorberatungen hinzuziehen und diejenigen von ihnen, die Lehrgabe haben, um ihre Mitwirkung bitten! Wir erinnern uns auch der weiblichen Verbände, die sehr anders aus dem Kriege herauskommen, als sie hineingegangen sind: ihre Staatsaufgabe ist handgreiflicher geworden; die Zeit des prinzipiellen Streites über das Frauenrecht im allgemeinen verwandelt sich in eine Zeit des praktischen Mitwirkens auf zahlreichen Gebieten des öffentlichen Lebens. Wer dem Fortschritte dienen will, muß diesen Vorgang begreifen und genau verfolgen. Alle unsere volkswirtschaftlichen Professoren müssen neu lernen und wir mit ihnen! Die alten Bearbeitungen der Gewerbefragen haben nur noch einen geschichtlichen Wert, denn die Volkszusammensetzung hat sich verschoben, die Eigentumsbegriffe haben sich gewandelt, die Rechtsverhältnisse sehen anders aus als früher. Alles staatliche Leben wird tastend gehen wie ein Kranker, der wieder gesund wird. In solcher Zeit, meine Freunde, wollen wir einen Bund des ehrlichen Suchens gründen.

Vielleicht aber hat dabei mancher das Gefühl, daß wir mit der neuen politischen Schulung vorerst noch warten sollten, bis der Krieg wirklich zu Ende ist. Ich verstehe dieses Gefühl, halte es aber für richtig, die vorbereitenden Gedanken schon jetzt auszustreuen, solange noch die Kanonen schießen und unsere Blicke auf das blutige Drama gebannt sind. Die volle Verwirklichung wird selbstverständlich warten müssen, bis die Friedensglocken läuten, dann aber gilt es, schnell ans Werk zu gehen. Dann muß schon eine erste Annäherung zwischen denen hergestellt sein, die das gleiche erstreben. Überall eilen die Gedanken dem Geschehen voraus. Es überlegt jeder einzelne, was er denn mit sich anfangen will. Deshalb, meine Freunde, rede ich bereits in diesen Tagen zu euch. Was bisher nur die Idee von einigen Köpfen gewesen ist, soll sich ausweiten, ihr sollt Träger des Planes werden, Mitvorbereiter, Mitschöpfer und Werber.

Lange Jahre schon vor dem Kriege habe ich häufig über den Gedanken der liberalen politischen Schule mit einem Manne gesprochen, der inzwischen den Heldentod für das Vaterland gestorben ist und in dessen Seele vielleicht am wärmsten die Notwendigkeit der politischen Erziehung der Jugend lebendig war. Professor Wilhelm Ohr ist manchem unter euch bekannt gewesen, andere haben von ihm gehört und gelesen. Wenn er heute noch unter uns weilte, so würde er unter uns voranstehen als ein hochgesinnter Vermittler zwischen der alten und neuen Generation der deutschen Freiheitsfreunde. Sein Bild soll an unserer Wand hängen, während wir seinen Plan verwirklichen. Er starb wie Hunderttausende, aber sein Wollen ist nicht mit ihm gestorben. Legt im Geiste einen Kranz nieder an seinem Hügel!

Es starben sehr viele. Sie vergossen ihr Blut, damit es besser werde. Dieses Blut spricht zu uns.

Julius Luebeck / Die neue Wirtschaft

„Wir führen den Krieg nicht als ein Geschäft, sondern als eine nationale Pflicht; die Opfer, die er von uns fordert, bedrücken uns nicht, sondern machen uns stolz. Das darf uns aber nicht dazu veranlassen, in wirtschaftlicher Betrachtung Soll und Haben zu verwechseln.“ In diesem Sinne hat Walther Rathenau vor kurzem eine geistvolle Schrift über „Die neue Wirtschaft“ veröffentlicht (S. Fischer, Berlin 1918), in der er das ungeheuere Debet, das unsere Wirtschaft beim Friedensschluß zu verzeichnen haben wird, untersucht. Sein volkswirtschaftlicher Ausgangspunkt ist klar: enorme Verschuldung, kolossale Steuern in Aussicht, Erschwerung des Übergangs durch Frachtraumnot, Valuta-Tiefstand, Mangel an Rohstoffen überall, Erschwerung unserer weltwirtschaftlichen Beziehungen außerdem durch den Haß der jetzigen Gegner. Rathenau findet die Grundformel für die Heilung in einer Steigerung, womöglich Verdoppelung unserer wirtschaftlichen Produktion. „Wir werden den Übergang bezwingen, wie wir Stärkeres bezwungen haben.“

Dazu ist nach Rathenau nötig, von der Gütererzeugung auszugehen und den Wirkungsgrad menschlicher Arbeit so zu steigern, daß eine verdoppelte Produktion die Belastung zu tragen vermag und dennoch ihre Hilfskräfte besser entlohnt und versorgt; was vierzig Milliarden Gütererzeugung nicht tragen und erschwingen, das leisten achtzig. Es geht nicht an, daß der Krieg mit unermeßlicher Vertiefung der inneren Spannung endet; wir sind ein Volk, aber wir sind es noch nicht genug. Es muß den gewaltigen physischen und geistigen Kräften, die sich in Opposition und innerer Reibung verzehrten, ein Arbeitsfeld zu produktiverem Schaffen gegeben sein; derjenigen Nation allein gehört die Zukunft, die ihre Reibungsarbeit in Arbeitsleistung verwandelt, die alle ihre Zugkräfte gleichgerichtet vor den Wagen ihres Staates und ihrer Wirtschaft spannt. Wer daher Material vergeudet, der vernichtet Menschenarbeit in ihrer konzentriertesten Form, gleichzeitig hemmt er den Produktionsprozeß, indem er die beschränkten Produktionsmittel für einen Zeitbruchteil lahmlegt. In einer Tonne Kohlen sind etwa 10 unmittelbare Arbeitsstunden enthalten; betreibt jemand eine 1000pferdige Dampfmaschine, die bei 12stündigem Betriebe die Hälfte mehr an Feuerungsmaterial verbraucht als sie sollte, und dieser Fall ist nicht selten, so macht er Jahr für Jahr die Arbeitsleistung von drei deutschen Arbeitern zunichte, abgesehen von dem Frachtraum, den Förderungseinrichtungen, den Wäschereien, die er nutzlos sperrt.

Heute aber wissen wir: jede Industrie ist ein Bodenprodukt. Nur auf ihrem natürlichen Standorte kann sie gedeihen, und der ist bestimmt durch die kürzesten und bequemsten Wege, die Rohstoff, Halbzeug und Endprodukt, Arbeitskräfte und Arbeitsmittel zu durchlaufen haben. Schon der ersten Prüfung, der auf die Richtigkeit des Ortes, hält nur ein kleiner Teil unserer Unternehmungen stand. Maschinenfabriken sind entstanden, wo ein Obermeister eines älteren Werkes heimisch war, Spinnereien und Papierfabriken stehen an kleinen Wasserläufen in verlassener Gegend, weil vor Zeiten eine armselige Wasserkraft zur Verfügung stand, die längst durch 1000pferdige Maschinen ersetzt ist. Man hat die Mittel oder den Entschluß nicht rechtzeitig gefunden, diese Werke zu verlegen; der aufsteigende Bedarf erhielt ihre Erträgnisse, obwohl die Arbeitskosten zum Teil sich um ein Vielfaches höher stellten als bei normaler Produktion. In einer Zeit, die aus dem Vollen wirtschaften durfte, die nur die eine Aufgabe kannte: Ware schaffen, war es verzeihlich, wenn Produzenten auf Vorteile verzichteten, die eine wissenschaftliche Technik von Tag zu Tag bot. Heute ist jeder Verlust, jede Verschwendung Sache der Gemeinschaft. Es hat niemand mehr, auch wenn er es bezahlen kann, das Recht, eine Auspuffmaschine zu betreiben, die das Fünffache des Zulässigen an Kohle frißt, so wenig wie jemand das Recht hat, Brot zu zertreten. Hier wird eine der sittlichen Umstellungen fühlbar, die die neue Wirtschaft fordert. Der bloße Kohlenverbrauch Deutschlands könnte auf die Hälfte verringert werden, wenn alle Betriebe wissenschaftlich durchdrungen und geordnet und

Digitized by Google

alle Kraftquellen erschlossen würden. Diese Ersparnis aber würde weit in den Schatten gestellt durch den Gewinn an Arbeit, Material und Transport, durch die Steigerung der Leistungsfähigkeit und Umsatzmenge, wenn die Durchforschung und Reform sich zugleich auf Lage und Anlage, auf Einrichtung und Betrieb erstreckte.

Das gilt nicht nur für die Verhältnisse des einzelnen Betriebes, sondern auch für industrielle Gruppen. Es ist nicht abzusehen, zu welcher Verbilligung und Steigerung der Produktion die wissenschaftlich durchdachte Arbeitsteilung von Gruppe zu Gruppe führen würde. In den Ländern des stärksten Verbrauches und der gleichförmigsten Erzeugnisse, in Amerika und England, hat die Gruppenarbeitsteilung die stärksten Fortschritte gemacht; die englische Baumwollindustrie verdankt einen großen Teil ihrer weltbeherrschenden Kraft diesem Grundsatze; es gibt dort gewaltige Werke, die nicht mehr als 2—3 Nummern spinnen, während bei uns vielfach mittlere Unternehmungen sich gezwungen sehen, gleichzeitig Grob- und Feinspinnerei zu betreiben. Und dennoch! Die Kraft unserer Wirtschaft beruht erheblich auf der Arbeitsteilung, die Arbeitsteilung auf der Herstellung des Gleichartigen. Gelänge es in Deutschland, die Normalisierung und Typesierung so weit durchzuführen, als ein wissenschaftlicher Arbeitsprozeß es fordert — und dabei würde eine Mannigfaltigkeit erhalten bleiben, die unseren Stand vor 20 Jahren um ein Vielfaches übertrifft —, so wäre bei geeigneter Arbeitsteilung von Werk zu Werk zum mindesten eine Verdoppelung der Erzeugung bei gleichbleibender Einrichtung und gleichbleibenden Arbeitskosten gesichert.

Verfolgt man weiter die Gütererzeugung vom Urstoff zum Halbprodukt und Endprodukt, vom Erzeuger bis zum Verbraucher, so findet man auch auf diesem Wege Reibungen und Unwirtschaftlichkeiten in Fülle. Indem nämlich die meisten Zwischenerzeugnisse zu Handelsgütern geworden sind, müssen sie zunächst, ein jedes für sich, einen möglichst hohen Nutzen tragen, und zwar zum Schaden des Weiterverarbeitenden, dessen Produktion hierdurch geschwächt wird und schwächend auf die Urproduktion zurückwirkt. Es tritt hinzu das Zickzack der verlorenen Wege und Frachten, die Verluste und Kosten der Lagerung, der Spekulation, die Verlangsamung des gesamten Produktionsvorganges. Eine grundsätzliche Lösung des Problems der Wiedervereinigung der Produktionsstufen kann nach Rathenau nur gefunden werden, wenn ein einheitlicher Wille, ein wissenschaftlicher Geist den ganzen Organismus durchdringt. Einer Vereinigung in einer Hand bedarf es nicht, wohl aber einer Vereinigung in einem Gedanken.

Eine weitere Steigerung der Leistungskraft nationaler Wirtschaft erwächst aus neuen Grundsätzen, die in der Kriegswirtschaft Klärung und Erläuterung erfahren haben. Vordem betrachtete man es im Sinne der Allgemeinheit als gleichgültig, in welcher Richtung eine Gesamtwirtschaft sich bewegte. Da die Fragen der Handelsbilanz und Valuta sich von selbst regelten, da die Lasten gering, die Kapitalsvermehrungen reichlich waren, konnte man es dem Erträgnis als alleinigem Regler überlassen, aus welchen Stoffen, mit welchen Mitteln und zu welchen Zwecken der einzelne und die Gesamtheit zu produzieren gewillt war. Heute sind wir in einer Lage, die uns nicht mehr gestattet, diese Dinge der selbsttätigen Regelung anheimzustellen. Wenn ein Produkt aus deutschen Rohstoffen auch nur annähernd so wirtschaftlich dargestellt werden kann wie aus fremden, so muß der deutsche Stoff verwendet werden. Unsere Ersatzwirtschaft wird in mancher Hinsicht andauern und gewiß manches Endgültige und Wertvolle zeitigen.

So kann man wohl mit Rathenau darin übereinstimmen, daß an vielen Stellen unserer Volkswirtschaft noch nicht ökonomisch gearbeitet wird, daß Material und Menschenkräfte oft zwecklos vergeudet werden. Aber Rathenau hat eines in seinen Ausführungen wohl zu wenig berücksichtigt, was andere, nicht zuletzt bedeutsame Wirtschaftsorganisationen, wie der Hansabund, mit Recht gleichsam als Antwort auf die programmatischen Gedankengänge Rathenaus in der letzten Zeit ausdrücklich betont haben: daß die Tatkraft und Entschlußfähigkeit, die Schaffensfreude und der Wagemut des persönlich verantwortlichen und auch innerlich mit dem Unternehmen eng verknüpften selbständigen Unternehmers beim Wiederaufbau der „neuen Wirtschaft" von ausschlaggebender Bedeutung sein wird, um mehr denn je bei der Wiederherstellung und Mehrung des Wohlstandes, der Leistungsfähigkeit und des Ansehens der deutschen Weltwirtschaft mitzuwirken. Diese fruchtbaren, ja schöpferischen Kräfte, die in viereinhalb Jahrzehnten des Friedens zu einem gewaltigen wirtschaftlichen Aufstieg mitgeholfen haben, zu einem wirtschaftlichen Aufstieg, der trotz grundsätzlicher Wirtschaftsfreiheit starke Ansätze zu jener Mechanisierung herausbilden konnte, die Rathenau als Ziel der Zukunftswirtschaft aufstellt — sind im Kriege in ihrer Entfaltung gehemmt und unterbunden worden. Aber gerade weil in der „neuen Wirtschaft" für Kräfteverschwendung kein Raum sein wird, wird es darauf ankommen, die von Rathenau aufgestellten Richtlinien in dem Sinne zur Verwirklichung zu führen, daß auch jene vor allem vom Hansabund als Grundlagen der deutschen Volkswirtschaft gekennzeichneten Kräfte für das Wohl und Wehe unserer Zukunftswirtschaft im verstärkten Maße lebensfähig und wirksam bleiben können.

Ernst Diefenthal / Eine Lücke in unserer Kriegsbeschädigtenfürsorge

Es ist ein längst allgemein anerkannter Grundsatz der Kriegsbeschädigtenfürsorge, die Beschädigten nach Möglichkeit in ihrem alten oder einem verwandten Berufe wiederunterzubringen. Bei der langen Dauer des Krieges, die unserem Wirtschaftsleben immer mehr Arbeitskräfte entzieht, ist es volkswirtschaftlich von höchster Bedeutung, die Arbeitskraft der Kriegsbeschädigten, soweit es möglich ist, dem Wirtschaftsleben wiederzuzuführen und eine Abwanderung der Beschädigten in Stellen des öffentlichen Dienstes auf das unbedingt notwendige Maß zu beschränken. In den weitaus überwiegenden Fällen ist es den Berufsberatern gelungen, dem Beschädigten Arbeitsmöglichkeit bei seinem früheren Arbeitgeber zu verschaffen. In der Natur der Sache aber liegt es, daß dieses Eingreifen der Berufsberatung erst nach Entlassung aus dem Heeresdienste erfolgen kann. Völlig unberührt von der Fürsorge ist dagegen die große Zahl der Beschädigten, die nicht als kriegsunbrauchbar zur Entlassung kommen, deren Beschädigung aber doch so schwer war, daß sie nicht mehr in der Lage sind, ihren früheren Beruf auszuüben oder daß sie ihrer alten Tätigkeit nur mit sehr erheblicher Einschränkung nachgehen können. Während mit der Zeit wohl alle diejenigen, die, ohne schwer beschädigt zu sein, aus irgendeinem Grund dauernd nicht mehr kriegsverwendungsfähig und militärisch entbehrlich sind, infolge von Zurückstellung vom Waffendienst in eine wirtschaftliche Tätigkeit zurückkehren, bleibt die Arbeitskraft dieser Beschädigten unserer Volkswirtschaft entzogen, obwohl ihre militärische Verwendungsfähigkeit eine so geringe ist, daß ihr weiteres Verbleiben für den Ersatztruppenteil keinen Wert mehr hat. Hier einzusetzen und auch diese brachliegenden Kräfte für das Wirtschaftsleben frei zu machen, müßte die Aufgabe der Kriegsbeschädigtenfürsorge sein. Und dazu würde es nur eines leicht durchführbaren Ausbaues der Organisation bedürfen. Die Ersatztruppenteile müßten ihrerseits Stellen schaffen, die mit der Berufsberatung der Kriegsbeschädigten zu betrauen wären und Hand in Hand mit der bürgerlichen Fürsorgeorganisation arbeiten könnten. Zweckmäßig würde dabei so verfahren werden: Bei allen Ersatztruppenteilen gibt es Facharbeiterberater, denen jeder einzelne Mann zur Feststellung seines Berufes und seiner Verwendungsfähigkeit im Berufe vorgestellt wird, um gegebenenfalls Industriellen oder anderen Betrieben geeignete Arbeitskräfte zur Verfügung stellen zu können. Trifft der Facharbeiterberater nun auf einen Beschädigten, bei dem die vorgenannten Voraussetzungen zutreffen (d. h. bei dem die Verletzungen, obwohl er nicht

Digitized by Google

als kriegsunbrauchbar entlassen wird, so schwerer Art sind, daß sie ihm die Ausübung seines früheren Berufes unmöglich machen oder ihn erheblich darin behindern), müßte der Berater nach Einholung eines Gutachtens des Truppenarztes sich an den früheren Arbeitgeber unter Klarlegung der Beschädigung des Mannes mit der Frage wenden, ob er in der Lage und gewillt ist, den Beschädigten wiedereinzustellen. Erklärt sich der Arbeitgeber zur Einstellung bereit, wäre der Mann für diesen vom Waffendienste zurückzustellen. Lehnt er aber eine Einstellung ab, müßte der Beschädigte der am Garnisonorte vorhandenen bürgerlichen Fürsorgestelle zur Feststellung und Vorbereitung eines geeigneten Berufes überwiesen werden. Die bürgerliche Fürsorgestelle könnte für den Mann — möglichst durch Vermittlung der für dessen Heimatbezirk zuständigen bürgerlichen Hauptfürsorgeorganisation — einen Arbeitsplatz suchen. Dann wäre der Beschädigte für den neuen Arbeitgeber zurückzustellen. Eine kriegsministerielle Verfügung, die die Ersatztruppenteile anweist, in der dargelegten Weise zu verfahren, würde für viele Kriegsbeschädigte von Segen, volkswirtschaftlich aber von weittragender Bedeutung sein.

Gertrud Bäumer / Der Vorkämpferin

(Helene Lange zum 70. Geburtstag.)

Was es bedeutet, Vorkämpfer sein, kann schon die zweite Generation einer siegenden Bewegung nicht mehr ermessen. Denn sie kennt die widerstrebenden Mächte — mögen sie immer noch gewaltig sein — schon im Zustande des Nachgebens und Zurückweichens, sie sieht die neuen Gedanken schon im Vorwärtsschreiten und Eindringen. Sie weiß nicht, was es heißt, den Fuß auf neues Land setzen, einen Ruf ins Leere tun auf die Gefahr hin, daß kein Echo antwortet. Sie, schon in jener wunderbaren Entwicklung mittendrin stehend, durch die eine neue Wahrheit — wenn es eine Wahrheit ist — in den Geist der Zeit hineinwächst wie ein lebendiges Wesen, kannte die Welt nicht ohne diese Wahrheit und vermag daher nicht die schöpferische Kraft zu wägen, die dazu gehörte, das Voraussetzungslose zu schauen und zum Ziel zu erwählen. Vielleicht auch ist gerade in der Frauenbewegung die Tat des Vorkämpfers besonders schwer ganz zu erfassen. Der Schöpfer eines neuen Gedankensystems, der Vertreter einer politischen oder sozialen Forderung, der Entdecker einer wissenschaftlichen Theorie kämpft für eine sachliche Wahrheit, eine Möglichkeit äußerer Organisation. Objektive Faktoren verhelfen ihm zum Sieg oder bedingen seine Niederlage. Die Frauenbewegung kämpft für eine Wahrheit von Fleisch und Blut, eine Wahrheit des persönlichen Seins. Sie wurzelt in einem Glauben an das Wesen und die Kräfte der Frau, den sie der Sitte, der Geschichte, den sozialen Tatsachen, den herrschenden Anschauungen entgegenstellte. Sie entstand aus diesem Glauben und lebte von ihm, für ihr Recht gab es keine objektiven Beweise, sondern nur den einen des Geistes und der Kraft. So schöpften ihre Führerinnen aus einer rein persönlichen Gewißheit, die in ihnen lebendig war im Gegensatz zu einer anders überzeugten und eingerichteten Welt. Sie legten Zeugnis ab für ihr Vertrauen, daß die Frau Höheres und Geistigeres werden und leisten könne, als die Geschichte ihr bisher zu sein und zu arbeiten gestattete. Sie standen für diese innere Überzeugung auf, die nirgend war als in ihrer Seele, gegen die Riesenmacht alles Anerkannten, Festgewordenen, aller Gültigkeiten in Recht, Macht und Lebensordnungen. Abhängig, wie sie waren, fester, weil innerlicher gebunden an die Sitte als der Mann, ohne ein Forum, auf dem man sie hören wollte, ohne einen Weg zu Einfluß und Geltung, wagten sie es doch. Vor jeder von ihnen lagen bequemere Lebenswege, die im Schutz der allgemeinen Billigung zu den Erfolgen des hervorragenden Menschen hätten führen können. Sie haben diese Wege verschmäht, um der selbstgewählten Bestimmung zu dienen.

Es gibt Vorkämpfer leichterer Natur. Menschen, die nichts zu verlieren haben oder nirgend wurzeln und denen das Neue die Möglichkeit bietet, sich ohne Verantwortung wichtig zu fühlen. Phantasten und Abenteurer, denen die Überwindung der Wirklichkeit leicht wird, weil sie ihr Gewicht nicht fühlen, keine geschichtliche Bildung haben oder weil es ihnen an Gewissenhaftigkeit und Ehrfurcht fehlt. Jede Massenbewegung führt solche Geister mit sich, hebt sie vielleicht sogar zu einer flüchtigen Bedeutung empor. Von jedem Kulturprogramm gibt es so etwas wie eine wohlfeile Ausgabe in leichterem Format; schwer errungene Ideale bestehen noch einmal als rasch geprägte Schlagworte, Ergebnisse harter Gewissenskämpfe als frühreife Früchte gedankenloser Schwelgerei. Es ist unter gewissen Voraussetzungen sehr billig, der Geschichte vorauszueilen.

Wo aber der innere Zwang zu neuen Zielen herauswächst gerade aus dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit der Lebenserfassung, gerade aus einer tiefen geschichtlichen Bildung, wo er fußt auf dem Grunde einer durchaus positiv gerichteten, arbeitsamen Natur, wo seine Gebote aus einem strengen Pflichtbegriff hervorgehen — da erst gewinnt der umgestaltende Wille geschichtliche Kraft. Und das ist hier das Kennzeichen: ein Mensch, den die überschauende Klarheit des Geistes und die tiefgefühlte Verpflichtung des Gewissens verantwortungsbewußt bis in jedes Wort und jeden Gedanken hinein macht, dessen elementar gesunde Natur nur aufbauende Kräfte umfaßt und nur in aufbauender Arbeit Befriedigung finden kann, prägt das neue Lebensideal der Frau. So wurde es kein verschwommen Phantasiegebilde, sondern ein klares, kräftiges, einfaches Vorbild.

Bruno Rauecker / Mode und Sozialpolitik

Volkswirtschaftliche Sparsamkeit, zu der uns die Kriegswirtschaft nötigt, ist Sache der Güterherstellung wie des Güterverbrauchs in gleichem Maße. Mangel an Rohstoffen, an Arbeitskräften, an Betriebskapital nötigen zu jener, Mangel an Vermögen und Einkommensverminderung zu dieser in weitesten Grenzen. Einschränkung der Verschwendung ist nationales Gebot, der Friedensablauf sinnloser Stoffvergeudung vaterländisches Vergehen. In beiden Fällen greift das Interesse der Sozialpolitik tiefschürfend an die Folgen, und von ihnen soll im Gebiet der Mode des weiteren die Rede sein.

Überflüssig zu sagen, daß unter „Mode" nicht nur das Gewerbe der Frauenbekleidung zu verstehen ist. Durchsieht man die Jahrbücher für Handel und Industrie, die Handels- und Handwerkskammerberichte, die Berichte der Konsulate und Generalkonsulate, so finden sich in den Klagen über den Modewechsel die heterogensten Betriebe zusammen. Agenturgewerbe und Industrie der Möbelstoffe, Tapetenindustrie und Steindruckbetriebe, die Fächerfabrikation und die Lederwarenherstellung, die Produktion der Kinderwagen und die Verbände der Glasindustriellen —, sie alle leiden unter der Modewirkung, klagen über tyrannischen, einengenden Zwang.

Wirkung und Ausdruck dieser Erscheinung finden sich am Arbeitsmarkt. „Die Mode gebietet, sich nicht mehr in Seide zu

Digitized by Google

kleiden, und Lyons Bevölkerung wird brotlos; man hört auf, Stahlknöpfe zu tragen, und es entsteht Aufruhr in Birmingham," so schrieb der „Vogtländische Anzeiger" im Jahre 1809, und noch heute könnte er Ähnliches berichten. Werden einfarbige Stoffe begehrt, so müssen in der Weberei die Zeichner feiern, sinkt in der Seidenstickerei die Nachfrage, so leiden Metallfäden-, Perlen- und Stickmaterialgewerbe, und die Mode der weichen Seide gefährdet die Tastindustrie. Werden aber in der „Stilsucht" Modebedürfnisse angeregt, so lösen ganze Gewerbe einander ab. An Stelle der Gobelins tritt die Papiertapete, an Stelle der Seiden und Leinen das appretierte Baumwollentuch. Der „modisch" gewordene Zimmeranstrich weicht der Linkrustaverkleidung, die Mode der langen Ärmel vertreibt die Armhandschuh.

Auch die Wirkungen auf Arbeitsform und -organisation sind deutlich. Entsteht im Modewechsel ein Auf- und Abwärtsfluten der Gewerbe, Zeiten der höchsten, Zeiten der tiefsten „Konjunktur", so werden Tarifverträge in ihnen selten sein. Lohnfragen können nicht geordnet, Arbeitszeiten nicht geregelt werden, Mindeststücklöhne erscheinen als Hemmungen, und die Überstundenarbeit wird zum Prinzip. Wo nicht auf Lager gearbeitet werden kann, ist Arbeitsvermehrung von Bedeutung, einseitige Beherrschung des Arbeitsmarktes, Grundforderung des Unternehmertums. Am Modewechsel scheitern die Heimarbeitsreformen, am Modebrauch sozialpolitische Bestrebungen aller Art. Was nach 6 hinwartenden Jahren gelang: §§ 3 und 4 des Heimarbeitsgesetzes einzuführen, Auslage von Lohnverzeichnissen, von Lohntafeln zu erzwingen, die Aushändigung von Lohnbüchern und von Lohnzetteln zum Gebot zu machen — in den typischen Modegewerben ist es nicht geglückt. Wir lesen von 13- bis 14stündiger Arbeitszeit der Heimarbeiter, von unhygienischen Arbeitsbedingungen, von Ausnutzung der Kinder und der Jugendlichen, und wir wissen: nicht niedrige Akkordsätze nötigen hierzu, die stoßweise einsetzende, schnell zu befriedigende Modennachfrage tut es allein.

So wie sie das Tempo der Herstellung übersteigt, nimmt sie der Arbeit Sinn und sittlichen Gehalt. Es ist nicht gleichgültig, ob Hunderttausende zur offenen Qualitätsverschlechterung angehalten werden. Und wenn die Handelskammer Frankfurt a. M. im Jahre 1898 schreibt: „Da der Verbilligung der Preise schon seit geraumer Zeit kein entsprechend vermehrter Gebrauch gegenübersteht, so müßte nach und nach die Güte der Ware geringer werden," so trifft sie damit auch heute noch den Nagel auf den Kopf. „Nur selten (kann) ein Stoff von Generation zu Generation vererbt werden, trotzdem man gerade (noch) so solide und echte Stoffe herstellen kann (Eppendehl, die Echtheitsbewegung und der Stand der heutigen Färberei. S. 6), und „echte Arbeit und gutes Material finden sich selten genug vereint" (Herkner, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 132, S. 556 ff.).

Man wird entgegnen können: All diese Schädigungen qualitätsfeindlicher Modegewerbe werden aufgehoben durch die Verbilligung, durch die Menge der hergestellten Güter und ihre leichtere Erreichbarkeit. Aber so wenig die Masse der Güter an sich das Ziel der Volkswirtschaft bedeutet, so sehr ist die Verbilligungstendenz durch die Mode eine scheinbare geblieben. Nicht auf die „nivellierenden" Modetendenzen kommt es an. Es ist nicht von Bedeutung, daß der Arbeiter die Wohnungseinrichtungen der Vermögenderen nachahmen will, ohne sie innerlich recht eigentlich zu „besitzen". Es sind vor dem Kriege Bestrebungen im Gange gewesen, dem Wohnungsbedürfnis des Arbeiters durch Arbeiterwohnungen und Arbeitermöbel zu genügen, und die Kriegerheimstättenbewegung hat diese Entwicklung noch verstärkt. Möbelkommissionen der freien Gewerkschaften sind begründet, und auf das Standesempfinden sind ihre Möbelvertriebe aufgebaut. Warum sollte neben diesen Ausdruck des Arbeitswillens nicht auch das Kleid des Arbeitenden gleichwertig treten? Die Konsumvereine haben in der Kriegszeit manch neue Produktionen angegliedert. Es wird nicht ausgeschlossen sein, sie auch noch mit der Bedarfsdeckung der Kleider nachdrücklicher zu befassen.

Im Reichstagsausschuß für Bevölkerungspolitik wurde der Beschluß gefaßt, die Regierung um die Versorgung der unbemittelten Bevölkerung mit einfachem, preiswertem und zweckentsprechendem Hausrat zu ersuchen! Kriegsgetraute sollen bevorzugt, der Bundesrat durch Preußen um die Konzessionierung der Abzahlungsgeschäfte angegangen werden. An eine Zentralverwaltungsstelle wird gedacht, um den beteiligten Kreisen der Industrie, des Handwerks und des Handels eine „auskömmlich lohnende, aber nicht übermäßig verteuernde Mitwirkung" freizustellen.

Es darf hierbei nicht unterlaufen, daß „Stilmoden" zugebilligt werden, der Produzent sich in „Historischem" oder „Modernem" Sonderverdienste sichern kann. Das Genossenschaftswesen wird gestärkt, der Ausbau der Zentralgenossenschaftskasse nach dem Willen des Ausschusses gefördert werden. Genossenschaftliche Arbeit aber bedingt gesicherten Verbrauch, und beide sind auf die Stetigkeit des Wirtschaftsablaufes angewiesen. Sombarts Wort „Was den größten Erfolg erzielt, ist selbstverständlich gleichgültig ... Wenn mit schlechten Stiefeln mehr Profit gemacht wird als mit guten, so hieße es, sich gegen den heiligen Geist des Kapitalismus versündigen, wenn man gute Stiefel anfertigen wollte," es könnte im genossenschaftlichen Betriebe endgültig abgefertigt werden.

Wirkt aber die Mode auf Verbilligungen hin? — Im Modegewerbe hat nur zu oft das unqualifizierte Unternehmertum seine Zuflucht und seinen Halt. Nicht dasjenige Produkt wird angefertigt, das Aussicht auf größtmöglichsten Bestand aufweist, sondern dasjenige, bei dem die aufgewendete Arbeit möglichst hoch rentiert. Absatzzwang und Produktivität des Handels wachsen ungemessen, weil die industrielle Produktivität schneller wächst als die Aufnahmefähigkeit des Marktes. In allen Modegewerben treibt die Technik der Veränderungen die „unmodernen" Waren in die Ramschgeschäfte ab, wo sie sich halten können, bis die „neue Mode" kommt. Zwischenhändler- und Reklamewesen, die Komponenten ungeregelter Modeproduktion, drängen Hersteller und Verbraucher auseinander. So zeugt die Mode unwirtschaftliche Betriebe, richtet das Käuferinteresse auf den Preis, verteuert letztlich auch das Endprodukt. —

Von Menschenökonomie ist in diesem Kriege viel die Rede. Der Reichstag hat einen Ausschuß für diese Frage eingesetzt, und eine „Gesellschaft für Bevölkerungspolitik" ist mitten im Männermorden neu entstanden. Arbeiterinnenschutz und Fabrikpflegerinnen, öffentliche und private Liebestätigkeit sorgten für die Frauen, und wo die Schutzgesetze gelockert sind, wird der Friedensschluß Ausbau und Sicherheiten wiederbringen: wir kennen die Kostbarkeiten erhaltender Frauenkraft. Aber gegen Modebetrieb und Modegefahr ist nirgend eine Stimme laut geworden. In Schaufenstern und in der Presse werden Schnürbrüste angepriesen und mit dem Unfug der bald zu engen, bald zu weiten Moden im 4. Kriegsjahr noch Geschäfte gemacht. Der Zusammenhang zwischen Geburtenrückgang, Gebärfähigkeit und Mode ist deutlich; man hat ihm nirgend bündig nachgespürt.

Wir haben die Anpreisungen des Zeitungswesens, das von den Modeinseraten teilweise lebt, beschnitten und Sparerlässe für Jugendliche in allen Generalkommandobezirken eingeführt. Den Modedingen, als den Mitursachen der Verschwendung, hat niemand noch den Zügel angenommen. Was läge daran, Vorschriften über den Modewechsel zu erlassen, die Musterungserlaubnis auf einen Bruchteil der Friedensjahre zu beschränken? Wir würden mit 3500 Tapetenmustern im Jahr nicht ärmer sein als mit 35 000 vor dem Kriege. Wir haben die Arbeiterausschüsse aus dem Hilfsdienstgesetz. Sie arbeiten segensreich zum Frieden unseres Arbeitslebens. Arbeitskammern hat uns Graf Hertling zugesagt, und Arbeitsgemeinschaften der Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind gegründet worden. Hier wäre der Platz, Gewerbeinteressen durchzuführen, die Möglichkeiten der Modeorganisation jeweils gemeinsam durchzugehen. Wir haben heute schon die Beispiele hierfür. Im Silberwarenfabrikantenkonzern, im Linoleumring, im Erzgebirgischen Posamentenverband sind Qualitätskartelle neu entstanden. Ihr Zweck ist Verzicht auf Modeproduktionen, ihre Unterlage Wertleistungen nach Spezialität. Normierung der Waren helfen dem Konsumenten, dem der Wert der Rohstoffe zunächst noch fremd. Wir brauchen Prüfungsstellen, Selbsthilfen der Verbraucher. Im Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen ist für Lebensmittel dergleichen an-

Digitized by Google

gebahnt. Seine Tätigkeit wird zu erweitern, mit staatlicher Unterstützung auf alle Waren auszudehnen sein. Nicht gegen, mit den Verbrauchern ist Politik zu treiben. „Nicht das Wohl des einzelnen, sondern das Wohl der Gesamtheit macht die Staaten groß." (Machiavell.)

Katharina Bombe / Aus Revals Vergangenheit

(Schluß.)

Der Wohlstand dieser Epoche bekundet sich in Profanbauten und Kirchen, die sich zwar äußerlich recht herb und schlicht geben, wie es das schwer zu bearbeitende Baumaterial, ein Fließstein aus der Nähe der Stadt, mit sich brachte, deren künstlerisch wirksame Proportionen und reicher Innenschmuck jedoch von Prunksinn und Geschmackskultur zeugen. Das jetzige Rathaus, dessen Grundstock ein in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandenes Pack- und Kaufhaus für den Engroshandel fremder Kaufleute war, dann abbrannte und auf dem unteren Stockwerk neu aufgeführt wurde, ist ein imposanter Bau aus verputztem Kalkstein. Das Erdgeschoß, ehemals in offene Lauben aufgelöst, dient jetzt Geschäftszwecken. Im Innern wurde es häufig umgebaut nach den jeweiligen Raumbedürfnissen. Jetzt beherbergt es das Staatsarchiv im Raum der ehemaligen Folterkammer, Sitzungssäle und Räume der städtischen Verwaltungsbehörden und die Kämmerei mit dem Silberschatz. Der große Sitzungssaal des ersten Stockwerkes, der größte seiner Art in den Ostseeprovinzen, ist leider durch Zwischenstockwerke seiner gewaltigen Raumwirkung beraubt worden. Künstlerisch am interessantesten ist die ehemalige Ratsstube. Acht Lünettenbilder, deren Inhalt in darunterstehenden Versen erläutert wird, schmücken die Wände. Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers, Simson und Delila, Susanna vor dem Richter, Christus und die Ehebrecherin, das Urteil des Salomo, Christus vor Pilatus, die Königin von Saba und Christus mit dem Zinsgroschen sind in mehr oder weniger gelungenen Kompositionen Gegenstände der Darstellung. Großes künstlerisches und technisches Können bekunden die Holzschnitzereien des Gestühls, die auch inhaltlich einen Zusammenhang mit der mittelalterlichen Kultur romanischer Völker offenbaren. Tristan und Isolde von König Marke im Baume belauscht, eine Szene, welche die Schwäche des Mannes gegenüber dem Weibe illustrieren soll, Simsons Kampf mit dem Löwen zur Verherrlichung des Mannesmutes schmücken die Seitenlehnen der 3,25 Mtr. langen Bank, deren Oberteil mit breitblättrigem Rankenwerk und Medaillonbildern geziert ist. Symbolisch für den Ratssaal ist die Gestalt „des Lauschers", eines Mannes, der mit List und Anstrengung über einen Christuskopf hinüberlugt. Darunter öffnet sich eine stilisierte Rose, das Zeichen der Schweigsamkeit, womit schon die Römer bei ihren Gastmählern andeuteten, daß die Gespräche der vom Wein gelösten Zungen nicht über die Schwelle des Gastgebers gleiten dürften. Vier prächtige Stücke flandrischer Gebildweberei (Brügge 1547), von denen zwei biblische Motive nach Stichen Hendrik Vles' und Lucas' von Leyden und zwei farbenprächtige Verzuramotive benutzen, vervollständigen den Kunstschatz der Ratskammer.

Das Haus der großen Gilde, in vereinfachter, kühler Gotik erfuhr im Innern zu viele Umgestaltungen, um jetzt noch eine Vorstellung der früheren Konstruktion zu ermöglichen. In zwei Lünettenbildern, von neueren Meistern, der kleinen Gildestube, dem Sitzungsraum der Gildeältesten, werden Festakte aus der Geschichte der Stadt dargestellt. Das eine schildert das Maifest, das besonders vom 14.—16. Jahrhundert gefeiert wurde. Der tapferste der Gildebrüder wählt sich die Maikönigin und hält mit ihr, von Spielleuten begleitet, jubelnden Einzug durch die große Strandpforte. Er begnadigt die am Wege stehenden Verbrecher und eröffnet dann eine Reihe von Belustigungen aller Art. Neben dieser Frühlingsfeier war auch das Papageienschießen eine beliebte Volksunterhaltung. Das zweite Bild verherrlicht den Empfang des ersten lutherischen Predigers in der Stadt. Reval hatte sich schon sehr früh zur neuen Lehre bekannt, und Luther selbst nannte sie nebst Wittenberg seine treueste Tochter.

Das Schwarzhäupterhaus mit einer der wenigen Renaissancefassaden Revals beherbergt einen prächtigen flandrischen Flügelaltar, den die Gilde der Katharinenkirche gestiftet hatte. Die großen Gestalten mit den kleinen Köpfen, die schlichten, ungebrochenen Gewandfalten und der ausdrucksvolle Gestus der Hände verleihen dem Außenbild, der Verkündigung Mariä, trotz matter Farbgebung, große Eindringlichkeit. Das erste Flügelpaar ist reich an Porträten von Mitgliedern der Gilde, die von Maria und Johannes der göttlichen Huld empfohlen werden. Von der frühzeitig entwickelten Goldschmiedekunst zeugen eine Reihe prächtiger Gold- und Silbergeräte, unter denen die Rehfußbecher einzigartig dastehen.

Wie die Profanbauten, so sind auch die Klöster und Kirchen reich an Kunstschätzen und bilden selbst Kunstdenkmäler von großem künstlerischen Interesse. Meist in ernster Gotik gehalten, wie sie dem Empfindungsleben jener niedersächsischen Einwanderer entsprach, die um eine neue Heimat arbeiteten und kämpften, zeigen sie den dreischiffigen Hallentyp mit starker Betonung der Konstruktion, geraden oder polygonen Chorabschluß und außerordentlich hohen, massigen Türmen, die wohl ein Wahrzeichen revalischer Macht sein sollten. Um so überraschender wirken im Innern die gut abgewogenen Raumverhältnisse und die reiche Ausgestaltung des Wandschmuckes. Sind auch die gotischen Strebepfeiler und Gurte oft nur durch kurze, von Konsolen getragene Jochbögen angedeutet, so verdecken der reiche Epitaphienschmuck, die Grabmäler und das reiche Schnitzwerk die architektonische Kahlheit.

Die älteste Kirche ist der Dom, der schon 1233 erwähnt wird. Umbauten, Brände und Zutaten modelten seine jetzige Gestalt zusammen. Die Südseite des Chors trägt das Grabmal des Grafen Pontus de la Gardie und seiner Gemahlin, über dem sich ein reiches, figurengeschmücktes Epitaph erhebt. Die Adligen machten von dem Recht, Wappen und Denkschriften an den Wänden zu errichten, einen so ausgiebigen Gebrauch, daß selbst die Geistlichkeit gegen diese Eitelkeit Einspruch erhob. Eine Hauptzierde der Stadt bildet die Nikolaikirche, deren Nordportal am Turme noch spätromanische Elemente aufweist. Ihr Hauptgut ist ein großer Schnitzaltar, 1482 in Lübeck angefertigt, mit Szenen aus dem Leben des Namensheiligen der Kirche und des heiligen Viktors. Vor allem fesselt den Beschauer die Antoniuskapelle, deren Altar leider stark übermalt ist, während die Westwand einen Totentanz, wohl eine freie Kopie des Lübecker Bildes gleichen Inhaltes trägt. Ein Spruchband unter dem Reigen der Schreitenden kündet deren Zwiegespräche mit dem Tode. Papst, Kaiser und Kaiserin, Kardinal und König müssen dem Vortänzer im Leichentuch folgen. Viel naturalistisches Schauen verrät sich in der Bewegung der menschlichen Körper und in der Auffassung des landschaftlichen Hintergrundes. Reiche Epitaphien, Holzschnitzereien an Kanzel und Wänden sowie kunstvoll getriebene Leuchter vervollständigen auch hier das Bild einer alten Patrizierkirche. Ebenso bergen die Olaikirche und die Heiligegeistkirche Kunstschätze von nicht geringem Wert.

Das mittelalterliche und künstlerische Erbe Revals aus dem Mittelalter war stark genug, um sich unter den wechselnden Geschicken der Stadt lebendig zu bewahren. Trotzdem Peter der Große ihr einen Gnadenbrief ausgestellt hatte, wonach ihre Privilegien, Freiheiten, Rechtsgebräuche und Gewohnheiten unangetastet bestehen sollten, er Hafen und Befestigungswerke ausbaute und seine besondere Zuneigung durch Errichtung des Lustschlosses Katharinental bekundete, hielten sich seine Nachfolger durchaus nicht mehr an seine Abmachungen. Die Stadt wurde durch die russische Städteordnung und Gerichtsbarkeit immer mehr dem germanischen Wesen entfremdet, deutsche Sprache und Schule verdrängt und gewaltsam unterdrückt. Wirtschaftlich nahm Reval ungehemmt seinen Entwicklungsgang. Als Vorhafen von Petersburg beherrschte es immer mehr die Ostsee, besonders als es 1895 durch einen Eisbrecher das ganze Jahr offengehalten wurde. Seinen Hauptaufschwung verdankt es der Eisenbahn, die ihm 1870 und

Digitized by Google

später das weite Hinterland erschloß. Jetzt nun hat auch diese mehr als zweihundertjährige russische Epoche in der Geschichte Revals ihren Abschluß erreicht, und die Kräfte, die einst seine Entwicklung förderten, fließen zusammen mit dem starken Strom deutscher Macht und Kultur und werden die Stadt gewiß zu einer nie erreichten Höhe führen.

Else Frobenius / Die Heimatfernen

Wie eine Stadt liegt das Spitallager Knittelfeld, das ich als Gast des Kriegspressekommandos Wien bereiste, inmitten der grünen Bergkuppen Südsteiermarks. Mit Sonnenblumen eingefaßte breite Straßen. Schneeweißgestrichene Baracken mit flachen roten und schwarzen Dächern. Eine Kirche mit viereckigem Holzturm, von dicht bepflanzten bunten Herbstrabatten umblüht. Krankenstationen, Liegehallen, Sanierungsanstalten, Badehäuser, Proviantschuppen, Küchen; eine Offiziersbaracke, eine Wandelhalle und ein Feuerwehrhaus. Alle Räume hoch und weit, mit den modernsten Hygieneeinrichtungen ausgestattet. Gegen 4000 Menschen stehen hier unter der Leitung eines Grazer Chirurgen, der als genialer Organisator über sie herrscht. Vor 27 Monaten ward er hergesandt, um das im Bau begriffene Gefangenenlager Knittelfeld, das 10 000 Menschen fassen sollte, zum Spitallager umzugestalten. Ein Teil des Gefangenenlagers blieb bestehen, wurde jedoch vom „K. u. K. Spital Knittelfeld" völlig getrennt, ja untersteht sogar einem anderen Armeekorps.

Heute besteht der Zusammenhang der beiden Lager darin, daß die kranken Kriegsgefangenen in den Baracken des Spitals behandelt werden. Außerdem werden mehrere hundert Kriegsgefangene in den Spitalbetrieben beschäftigt: als Feuerwehrwache, Kranken- und Küchenpersonal, Boten, Schuster, Schneider, Tischler und Gärtner. Sie bewegen sich frei unter den Kranken und den österreichischen Wachmannschaften und erhalten Lohn und besseres Essen als in den Gefangenenlagern. Darum sind die Anstellungen von ihnen sehr gesucht.

Die meisten Kriegsgefangenen sind russische Soldaten aus allen Teilen des Reiches, — den verschiedensten Volksstämmen angehörend. Teils haben sie sich ihrer kultivierten, von humaner Gesinnung beherrschten Umwelt mühelos eingegliedert, teils wirken sie als groteske Fremdlinge, die einem in dem bunten Getriebe des Lagerlebens auffallen.

Da ist ein kaukasischer Kavallerist mit pechschwarzen Ringellocken und glänzenden Augen, klein und fett und immer lustig. Morgens erscheint er in einer Bluse aus rosenrotem Kattun, einen Asternstrauß an der Brust, abends in seiner schwarzroten Uniform, feierlich und steif wie ein Nußknacker militärische Grüße verteilend. Er findet, daß die österreichischen Soldaten nicht zu salutieren verstehen und sieht darum hochmütig auf sie herab.

Abends ergehen sich sämtliche Lagerbewohner in der sogenannten Ukrainer Halle, einem gewölbten hölzernen Riesenraum. Sie stehen in langen Reihen an, um sich etwas Tabak oder Äpfel zu kaufen. Sie rauchen und schwatzen. Unter ihnen sind österreichische und russische Mohammedaner, Bosniaken, Serben, Italiener, Russen aus Petersburg und Moskau, aus Sibirien und vom Gestade der Ostsee. Ich treffe einen schwäbelnden deutschen Kolonistenbauern aus dem Gouvernement Odessa. Er erzählt von den deutschen Kolonien in Südrußland, wo die Dörfer Mannheim, Straßburg, Stuttgart und Baden heißen und ist voll Sorge um sein Eigentum, das in den Händen der Russen blieb. Gehört er doch zu den zwei Millionen enteigneter Deutscher, denen ein Dekret des Zaren Nikolaus ihren Besitz raubte.

In der Wäschekammer sitzt ein Tulauer Bäuerlein mit pfiffigen Augen beim Sockenstopfen. Es klagt mir seine Heimatsehnsucht. Ich vertröste es auf den Frieden.

„Alle wollen den Frieden, aber alle kämpfen. Was soll denn das bedeuten?" antwortet es mit unerbittlich naiver Logik.

Eine besondere Gruppe unter den russischen 40 Mann, die zum 295. Infanterieregiment gehörten und in Galizien gefangen wurden. Einige stammen aus Kurland, die meisten aus der Umgebung Rigas. Als die Oberschwester erfährt, daß auch ich meine Jugend in Riga verlebt habe, führt sie sie mir vor. Sie sind tüchtig in ihren Leistungen und viel kultivierter als die Russen. Deutsche Kultur hat sie gebildet. Die meisten beherrschen das Deutsche mit vollkommener Geläufigkeit.

Dennoch sind sie im Herzen gewisse Deutschenhasser. Denn die russische Regierung hat ja seit Jahrzehnten die Macht des Deutschtums in den Ostseeprovinzen dadurch bekämpft, daß sie die Letten dagegen aufstachelte. Noch vor wenigen Jahren zogen lettische Banden in Livland von Gut zu Gut und mordeten die deutschen Gutsbesitzer.

Wird die Begegnung mit mir nicht eine neue Welle des Deutschenhasses in ihnen aufrühren? Sind die Gegensätze nicht zu groß? Der erste Lette, den ich begrüße, ist Küchengehilfe im Schwesternhause, ein ehemaliger Student. Seine Augen leuchten auf, als ich radebrechend versuche, ihn mit halbvergessenen lettischen Lauten anzureden. Bekannte Namen tauchen auf. Orte und Menschen, die mir nahestanden, hat auch er gesehen. Er denkt im Augenblick gar nicht daran, daß ich eine Deutsche bin, sondern sieht in mir nur ein Kind seines Landes. Stärker als der Haß gegen die Deutschen ist in ihm die Liebe zur heimischen Erde. Sie überwindet alle Unterschiede und beherrscht alle Letten, die mir begegnen, — sogar einen Sozialisten, der ehedem am Umsturz der Deutschen mitgearbeitet hat, heute aber voll Wärme meine Hand küßt.

* * *

Man führt mich zu einem Sterbenden. Ein schwerer Unfall hat ihn tödlich verletzt. Mit schneeweißen Zügen liegt er da, — ein großer, kräftiger Mensch. Sein Atem geht mühsam und röchelnd.

Die Schwester bedeutet ihm, mir zu sagen, von wo er stamme. „Bei Riga," haucht er kaum vernehmbar.

„Ich bin auch aus Riga," sage ich.

Da geht eine so tiefe Bewegung über sein Gesicht, daß den Umstehenden Tränen in die Augen treten. Er versucht, noch mehr zu sprechen, aber die Schwäche ist zu groß. Stumm reicht er mir die Hand, die nach wenigen Tagen erstarren muß . . . . .

Inzwischen ist es Abend geworden. Purpurglut liegt über dem Himmel und schiebt violette Wolkenwände zwischen die schwarzblauen Bergkuppen. Die Barackenwände leuchten in rötlicher Glut. Alle Blumen scheinen noch einmal aufzuflammen.

Eine wohlklingende Männerstimme, begleitet von Klavier und Geigenspiel, tönt aus der halboffenen Tür der Feuerwehrwachstube. Eine tieftraurige Weise klingt in den dämmernden Abend. Ist es ein russisches Lied?

Wieder sind es Letten, die hier ein heimisches Volkslied singen. Über dem Klavier hängt ein Bild mit der Unterschrift: „Lihgo". Es stellt eine junge Frau dar. Sie schreitet durchs Land, mit Eichenkränzen am Arm. Im Hintergrunde feiernde Menschen und eine Hügellandschaft mit Johannisfeuern auf allen Gipfeln.

„Lihgo" ist die Frühlingsgöttin, die Ostera der Letten. Ihr war ehedem die Sonnenwendfeier geweiht; ihr jubelt man in der Johannisnacht ebenso laut zu wie in Ostpreußen den alten Göttern. In ihr vereinigt sich die Schönheit des Lenzes und der Erde, sie ist eine Verkörperung der Heimat.

Ein russischer Maler hat den gefangenen Letten ihr Bild gemalt und hat die lettische Göttin in ein kleinrussisches Gewand gekleidet. In unbeholfener Weise hat er versucht, diesen Leuten, die schon fast drei Jahre kriegsgefangen sind und von mir heute zum erstenmal in den Lauten ihrer Sprache begrüßt wurden, ihre Heimat darzustellen. Das Bild ist ein Ausdruck des ungeheuren Heimwehs, das sie beseelt.

Unter dem lachenden Himmel Steiermarks, inmitten gütiger und humaner Menschen, verzehren sie sich vor Sehnsucht nach der rauhen Erde, die sie gebar.

Es klingt aus jedem Wort, das sie sagen, und spricht aus jeder Geste . . .

Digitized by Google

Ein Kriegsgefangener ist wie ein eingesperrter, heimwehkranker Vogel.

Jeder von uns gehört mit der Erde seiner Heimat zusammen.

Ich muß an unsere Tapferen draußen auf fremder Erde denken . . .

Unendlich groß ist das Weh der Heimatfernen.

Worte Goethes, wie für die Gegenwart geschrieben

Wo Parteien entstehen, hält jeder sich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

*

Jene machen Partei; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unsre Partei, freilich, versteht sich von selbst!

*

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine Recht! Der Große begehrt, just so das Große zu tun.

*

Wer ist das würdigste Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

*

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen:
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu sein.

*

Fehlet die Einsicht oben, der gute Wille von unten,
Führt sogleich die Gewalt oder sie endet den Streit.

*

Republiken hab' ich gesehn, und das ist die beste,
Die dem regierenden Teil Lasten, nicht Vorteil gewährt.

*

Bald, es kenne nur jeder den eigenen, gönne dem andren
Seinen Vorteil, so ist ewiger Friede gemacht.

*

Keiner bescheidet sich gern mit dem Teile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

*

Zweierlei Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu sagen:
Öffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.

*

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten:
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei!

Soziale Bewegung

Die Entwicklung der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine im Kriegsjahr 1917 wird in deren Zentralorgan „Der Gewerkverein" eingehend geschildert. Ende 1917 waren 203 Ortsverbände der Gewerkvereine vorhanden. Von diesen haben aber nur 148 einen Jahresbericht dem Zentralrat eingesandt. Den berichtenden 148 Ortsverbänden waren Ende 1917 im ganzen 917 Ortsvereine angeschlossen, 20 mehr als am Anfang des Jahres. Die 148 Ortsverbände hatten am Schluß des Jahres 1917 eine Mitgliederzahl von 42 091 gegen 28 709 am Beginn des Jahres. Diese Steigerung um 40,8 v. H. bezieht sich aber nur auf diese 148 Ortsverbände, aus denen Jahresberichte vorliegen. Neben den Ortsverbänden gibt es noch 65 Ortsvereine, die sich noch nicht entschließen konnten, einem Ortsverband beizutreten. Neu gebildet wurden im Jahre 1917 2 Ortsverbände in Recklinghausen und Buer-Hassel i. W. Die Ortsverbände Gleiwitz und Hindenburg sowie Kattowitz und Königshütte haben sich zu zwei größeren Ortsverbänden zusammengeschlossen. Am stärksten ist die Mitgliederzahl in Duisburg gewachsen, nämlich von 1900 auf 5239. 11 neu gegründete Ortsvereine sind den Ortsverbänden beigetreten.

Ein sozialpolitischer Fortschritt in der Eisenbahnverwaltung. Während des Krieges hat sich erfreulicherweise auch bei den Behörden mehr und mehr der Gedanke Bahn gebrochen, daß man die Arbeiter nicht bloß als Objekt in der gesamtwirtschaftlichen Organisation bewerten dürfe, sondern daß man sie auch zur Mitarbeit an allen Fragen, die die Arbeiter unmittelbar berühren, heranziehen müsse. So bedient sich das Kriegsamt zur Durchführung der Hilfsdienstpflicht in weitgehendem Maße der Gewerkschaften und Gewerkvereine, und auch die preußische Eisenbahnverwaltung, die sich bislang in dieser Hinsicht ganz besonders zurückhielt, scheint nunmehr neue Wege einschlagen zu wollen. Heute bestehen bereits, seit kurzem, im Bereiche der preußischen Staatsbahn, des größten Arbeitgebers der Welt, 1300 Arbeiter-Ortsausschüsse, auf denen sich 21 Bezirksausschüsse aufbauen. Diese Organisation soll nun nach dem „Berl. Tagebl." einen weiteren Oberbau in dem Eisenbahn-Arbeiterzentralausschuß erhalten. Die Zentrale soll den gemeinschaftlichen Mittelpunkt bilden für die Behandlung aller Angelegenheiten, die die Arbeiterschaft des gesamten Staatsbahnbereichs berühren und damit die im vorigen Jahre begonnene Neuordnung auf dem Gebiete des Arbeiterausschußwesens zum Abschluß bringen. Der Arbeiterzentralausschuß bietet die Möglichkeit, allgemeine Angelegenheiten der Arbeiterschaft von dem Ministerium aus unmittelbar mit den berufenen Vertretern der Arbeiter mündlich zu erörtern. Ständiger Vorsitzender des Ausschusses, in dessen Hand die Leitung und die gesamte Geschäftsführung samt dem Wahlverfahren liegt, ist der Ministerialdirektor Hoff im Eisenbahnministerium. Die 24 Mitglieder des Ausschusses werden von den Bezirksausschüssen aus ihrer Mitte gewählt. Die Wahlen sind geheim. Über die Aufgaben des Arbeiterzentralausschusses und die Erwartungen, die sich an seine Tätigkeit knüpfen, bringt die „Wochenschrift des Allgemeinen Verbandes der Eisenbahnvereine der preußisch-hessischen Staatsbahnen" die folgenden von zuständiger Seite ihr zugegangenen Mitteilungen: „Der Zentralausschuß ist für die den Arbeiterausschüssen gemeinhin zugewiesenen Aufgaben zuständig, die über den Bereich eines Arbeiterbezirksausschusses hinaus von Bedeutung sind; er wird vom Vorsitzenden in der Regel jährlich einmal und darüber hinaus je nach Bedarf, wenn der vorliegende Verhandlungsstoff es erheischt, zusammenberufen. Berührt die Tagesordnung nicht alle vier Arbeitergruppen, so kann der Vorsitzende die Einladung auf die Vertreter der beteiligten Gruppen beschränken. Er kann auch andere an den Beratungsgegenständen beteiligte Bedienstete zu den Sitzungen zuziehen. Im übrigen gelten sinngemäß die Vorschriften über die Verhandlungen der Orts- und Bezirksausschüsse. Die Niederschriften über die Verhandlungen des Ausschusses werden dem Minister von dem Vorsitzenden vorgelegt. Auch erhält jedes Ausschußmitglied eine Abschrift. Für die Teilnahme an den Sitzungen werden die Mitglieder in der üblichen Weise durch Fortgewährung des Lohnes und, soweit sie zur Teilnahme an den Sitzungen Reisen unternehmen müssen, durch einmalige Lohnzulagen entschädigt. Die Neuordnung schafft den berufenen Vertretern der Arbeiterschaft die erwünschte Möglichkeit, auf geordneten Wegen im unmittelbaren Benehmen mit dem Kommissar des Ministers alle allgemeinen Fragen des Arbeitsverhältnisses und des Lohnwesens zu verhandeln, die über den Bereich eines Direktionsbezirks hinausgehen. Diese Verhandlungen werden am ehesten Klarheit über das Gewollte und Erreichbare bringen und auf kürzestem Wege die Unterlagen für die ministeriellen Entscheidungen schaffen. Es kann nicht bezweifelt werden, daß der Zentralausschuß ein neues und das wichtigste Instrument des sozialen Friedens im Bereich der Staatseisenbahnverwaltung sein wird."

Die Lage des Handwerks im vierten Kriegsjahr. Die Zahl der gewerbetreibenden Mitglieder in den Innungen wie die Zahl der selbständigen Gewerbetreibenden überhaupt hat sich überall gegen das Vorjahr noch weiter verringert. Namentlich aber hat die Zahl der Gesellen, Lehrlinge und der Hilfsarbeiter ganz beträchtlich abgenommen und nimmt noch andauernd weiter ab. Neben der fortgesetzten Aushebung von Meistern, Gesellen, Hilfsarbeitern und auch Lehrlingen hat jene Abnahme ihren Grund in der Einberufung zum vaterländischen Hilfsdienst und in der Heranziehung zahlreicher Arbeitskräfte seitens der Munitionsfabriken, der Reichs- und Staatswerkstätten und der Großindustrie, zum Teil auch darin, daß so mancher Handwerksbetrieb wegen Mangels an Arbeitskräften, hauptsächlich aber wegen Mangels an Roh- und Betriebsstoffen, geschlossen werden mußte. Bei dieser schwierigen Gesamtlage des Handwerks ist es Pflicht aller beteiligten und berufenen Stellen, immer neue Wege ausfindig zu machen, um den völligen Zerfall dieser bedeutsamen Mittelstandsschicht nach Kräften aufzuhalten und schon heute auf Mittel zum schnellen Wiederaufbau nach Kriegsende bedacht zu sein. Die jüngsten Verhandlungen im Reichstag und in den einzelstaatlichen Parlamenten beweisen zum Glück, daß es an gutem Willen und ernstem Eifer nirgends fehlt. Das Beste müssen freilich die Handwerker selbst dazu tun, indem sie den Anforderungen der bösen Zeit gerecht werden, sich zusammenschließen und durch Selbsthilfe und gegenseitige Unterstützung das Schlimmste abwehren.

Digitized by Google

Versicherungspflicht gegen Arbeitslosigkeit. Die Gewerkschaftsorganisationen aller Richtungen und eine Reihe von Angestelltenverbänden haben sich mit einer Eingabe um gesetzliche Regelung der Arbeitslosenversicherung und der Arbeitsvermittlung nach dem Kriege an den Bundesrat gewandt. Die in dieser Eingabe erhobenen Forderungen weichen von den früheren grundsätzlichen Forderungen der Gewerkschaften insofern ab, als sie sich nicht mehr unbedingt auf den Boden des Genter Systems stellen, d. h. der Bewilligung von Zuschüssen an diejenigen Berufsorganisationen, die ihren Mitgliedern eine Unterstützung gewähren, sondern sie verlangen die Einführung einer Versicherungspflicht gegen Arbeitslosigkeit. Die Versicherungspflicht soll sich auf alle gegen Lohn oder Gehalt regelmäßig beschäftigten Arbeiter und Angestellten bis zu einem Jahreseinkommen von 5000 M. erstrecken. Die Mittel für die Reichsarbeitslosenversicherung sollen durch Beiträge der Versicherten und deren Arbeitgeber, sowie durch Zuschüsse des Reiches aufgebracht werden, und zwar wird angeregt, die Beiträge der Versicherten und Arbeitgeber durch einen Zuschlag zu den Beiträgen für die Invalidenversicherung ohne Ausgabe besonderer Marken zu erheben und von den Versicherungsanstalten an die mit der Verwaltung der Arbeitslosenversicherung betrauten Kassen zu überweisen. Nur soweit die gegen Arbeitslosigkeit Versicherten der Invalidenversicherung nicht unterstehen, sollen für sie besondere Beitragskarten und Marken verwendet werden. Ein Drittel der für Arbeitslosenunterstützung gemachten Aufwendungen soll das Reich erstatten. Im einzelnen sieht der Organisationsplan in Anlehnung an die Bezirke der Versicherungsanstalten für Invalidenversicherung für jeden dieser Bezirke eine öffentliche Arbeitslosenversicherungskasse unter paritätischer Leitung vor, die nach Bedarf in den Gemeinden Verwaltungsstellen errichtet und zugleich den Verkehr mit den Berufsvereinen der Arbeiter und Angestellten regelt. Diese Berufsvereine können für ihre Mitglieder die Funktionen einer Zahlstelle übernehmen. Ein Ausgleich in der Belastung der Arbeitslosenversicherungskassen soll dadurch herbeigeführt werden, daß ein Viertel der jährlichen Aufwendungen für Unterstützungszwecke als Gemeinlast aller Kassen getragen wird. Die Unterstützung soll nicht gewährt werden bei Arbeitslosigkeit infolge von Streik oder Aussperrung, sowie bei Erwerbsunfähigkeit infolge von Krankheit, Unfall oder Invalidität, während der Dauer derselben. Den durchschnittlichen Jahresbeitrag für die Reichsarbeitslosenversicherung berechnen die Gewerkschaften auf Grund ihrer bisherigen Erfahrungen, abgesehen von den Verwaltungskosten und unter der Voraussetzung, daß die Leistungen ebenso hoch sind wie die bisherigen Durchschnittsleistungen der Gewerkschaften, auf etwa 3,50 bis 5,40 M. pro Jahr und Kopf der Versicherten.

Büchertisch

Geschichte des deutschen Romans. Von Dr. Hellmuth Mielke. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. (Sammlung Göschen Nr. 229.) G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung in Leipzig. Preis in Leinwand gebunden 1 M.

Die neue Auflage des brauchbaren Bändchens zeigt die Entwicklung des deutschen Romans bis zur Gegenwart fortgeführt. Bei der Fülle der Autoren, die Mielke aufführt, sind manche, die kaum mehr als genannt werden, zu schlecht fortgekommen, z. B. Herm. Stehr, Cäsar Flaischlen, Georg Hirschfeld; dahingegen hätten andere, so Fed. v. Zobeltitz, Paul Osk. Höcker, Schlicht und viele mit ihnen gern ganz fehlen dürfen. Trotzdem bleibt das sorgfältig gearbeitete Büchlein empfehlenswert.

Geschichte der deutschen Lyrik. Von Professor Dr. Richard Findeis in Wien. Zwei Bändchen. (Sammlung Göschen Nr. 737/38.) Jeder Band in Leinwand gebunden 1 M. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. in Berlin W. 10 und Leipzig.

Die beiden Bändchen bilden eine wertvolle Bereicherung der beliebten Göschen-Sammlung. Der Verfasser gibt aus der Fülle literarischen Wissens einen gut gearbeiteten Überblick über die Geschichte der deutschen Lyrik, sorgfältig das Wesentliche heraushebend und stets bemüht, die Entwicklungszusammenhänge hervortreten zu lassen. In seinen Urteilen ist Findeis zurückhaltend und bedächtig. Wohlberührt ist man durch die vorsichtig Licht und Schatten abwägende Einschätzung Heines; noch angenehmer berührt durch die treffenden Worte über Stefan George, die dem nahekommen dürften, was eine künftige Literaturgeschichtsschreibung über diesen und seine Kunstrichtung zu sagen haben wird. Ein ausführliches Sach- und Namensregister, sowie gute Literaturnachweise verdienen lobende Erwähnung.

Irland und die irische Frage. Von Professor M. J. Bonn. (München und Leipzig, bei Duncker & Humblodt. 268 Seiten.) Preis 6 M., kartoniert 7,50 M.

Die Feinde unserer Feinde sind unsere Freunde. Nach diesem Satze bringen wir den Irländern lebhafte Sympathie entgegen, nur erscheinen sie uns dabei manchmal in einer etwas allzu sentimentalen Beleuchtung. Die bei uns landläufige Auffassung ist, daß Irland von den Engländern unterdrückt und ausgebeutet wurde. Natürlich haben die Engländer tatsächlich in Irland eine Unterdrückungspolitik getrieben, aber das ist nun doch schon eine Reihe von Jahrzehnten her. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist zum mindesten in wirtschaftlicher Beziehung ein Umschwung eingetreten, und England hat die größten Anstrengungen gemacht, durch Agrarreformen, deren Kosten größtenteils die englischen Großgrundbesitzer und die Reichskasse getragen haben, die traurigen irischen Zustände zu bessern. Den historischen Entwicklungsgang der englischen Politik in Irland schildert Professor Bonn, dessen Buch über „Die englische Kolonisation in Irland" ihm schon vor Jahren einen hervorragenden Namen in der Gelehrtenwelt gemacht hat, in seiner neuesten Schrift mit wissenschaftlicher Vorurteilslosigkeit, aber in einer vielfach lebhaft bewegten Sprache, die seiner Darstellung einen eigentümlichen Reiz gibt. Besonders gilt dies von dem Schlußkapitel „Irlands Wiedergeburt", das die Geschichte der irischen Unabhängigkeitsbewegung während des Krieges schildert. Die Wiedergeburt sieht Bonn darin, daß Irland gelernt hat, auf die eigene Kraft zu vertrauen und nicht immer auf Unterstützung von außen her zu warten. „Die irische Revolution hat gezeigt, daß politische Freiheit nicht durch materielle Zuwendungen überflüssig gemacht werden kann. Es steht zu hoffen, daß sie dies nicht nur für Irland erwiesen hat."

Eyck.

Briefkasten

T. in Straßburg: Herzlichen Dank für Ihren Beitrag zur freien Feldversendung der „Hilfe". Unsere Postscheknummer steht seit Jahren am Kopf der „Hilfe"-Hefte.

Julius und Evagoras. Wir bitten den Feldleser, der dieses Buch suchte, sich zu melden. Seine Adresse ging hier verloren.

Lt. R. in P. Das Naumann-Bild, das Sie meinen, kostet 1 M. und ist im Verlage von Fritz Heyder, Zehlendorf (Wannseeb.) erschienen. Wir haben eine große Gravüre nach einer neueren Photographie von Hänse Herrmann zum Preise von 6,50 M.

Leser der „Hilfe" von Barmen und Umgegend, die sich für die Bildung einer Ortsgruppe des Volksbundes für Freiheit und Vaterland interessieren, werden gebeten, ihre Anschrift an A. Wenner, Barmen-Wicklinghausen, zu senden.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Aufsatze von Abg. Georg Wolf ist der Name des Hauptverfassers des Buches über Elsaß-Lothringen falsch wiedergegeben worden. Der Historiker heißt nicht Röchlin, sondern Stählin.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Lt. d. R. L. im Felde, Lehrer B. in R., Gefr. W. im Felde, Lt. d. R. D. im Felde, Beamtenstellv. Sch. im Felde, Frl. G. in H., San.-Hundf. M. im Felde, W. und S. in K. 2 M.: C. im Felde, Feldw. R. im Felde, M. in K., Vizef. Sch. im Felde, Lt. K. im Felde, Uffz. K. im Felde, Feldw. M. im Felde, C. in D. 2.50 M.: Lt. M. im Felde. 3 M.: Laz.-Oberinsp. L. im. Felde, F. in H. 6 M.: Stabsarzt Dr. R. in G. 7 M.: Vizef. E. im Felde. 10 M.: Dr. H. in H., P. in M.

Bücher für Armee und Marine: Werbeanwalt W. in Berlin: 16 Bücher und Zeitschriften.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Für Rekonvaleszenten wirksamer und wohlfeiler als Wein.
Tricalcol Kalk-Eiwein-Mittel zur Kräftigung und Knochenbildung.

18. April 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 9506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 16

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Geister der Nationen. — **Paul Rohrbach:** Die österreichischen Vorgänge. — **Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A.:** Der Wahlrechtskampf in Preußen. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 7. April.

Da Naumann verreist ist, wird die Chronik inzwischen wieder von Heile fortgeführt. —

Am heutigen Jahrestage der Osterbotschaft des Kaisers und Königs über die Reformen unseres inneren politischen Staatsaufbaues und insbesondere über die Reform des preußischen Landtags denken wir rückschauend voll Dankbarkeit daran, wieviel diese Kundgebung zur Erhaltung des einheitlichen Volkswillens zur Verteidigung unseres Vaterlandes und seiner Zukunft bis zum endlichen Siege beigetragen hat. Die Vereinigung der Kräfte, die aus dem monarchischen und aus dem demokratischen Gedanken strömen, ist durch dieses Bekenntnis wesentlich gestärkt worden; und wir haben alle ein Vorgefühl davon bekommen, zu welch gewaltiger Größe Deutschland anwachsen wird, wenn es den Weg der Entwicklung zum freien deutschen Volksstaat entschlossen weitergeht.

Im weiteren Verlaufe der großen Schlacht im Westen haben die Franzosen eine neue schmerzliche Überraschung erfahren. Während sie alle unsere Kräfte in Verteidigung und Angriff westwärts zwischen Montdidier und Amiens beschäftigt wähnten, sind deutsche Truppen bei Amigny zwischen Noyon und La Fère südlich von der Oise tief in die feindlichen Stellungen eingedrungen. Sie stehen schon in der nördlichen Vorstadt von Chauny und hart vor Coucy le Chateau. Mehr als 1400 Gefangene sind in ihre Hände gefallen. Die Abrundung eines spitzwinklig in Richtung auf La Fère vorgetriebenen feindlichen Keils ist der nächste Erfolg, der für die Franzosen zugleich eine gefährliche Bedrohung ihrer ganzen Oise-Stellung und damit von Compiègne bedeutet und in weiterer Folge sich dann mittelbar auch zur Bedrohung von Paris auswachsen kann. Die Franzosen werden also notgedrungen starke Teile ihrer Streitkräfte an diese Stelle werfen müssen.

Montag, 8. April.

Der frühere französische Ministerpräsident Painlevé erklärt im Einverständnis mit Ribot, daß im August 1917 nur eine einzige Unterredung zwischen Armand und Revertera stattgefunden habe, und daß bei Übergabe der Geschäfte an Clemenceau Anfang Dezember 1917 an amtlicher Stelle von keiner weiteren Unterredung etwas berichtet worden sei. Diese Erklärung ist ein böser Schlag gegen Clemenceau, dessen Behauptung, daß bei seinem Amtsantritt Verhandlungen im Gange gewesen seien, damit Lügen gestraft wird, und dessen Ableugnung, daß er es gewesen sei, der einen Friedensfühler ausgestreckt habe, damit noch mehr an Glaubwürdigkeit verliert. Um so wirkungsvoller hebt sich dagegen die Erwiderung des Grafen Czernin ab, der nicht bloß die Richtigkeit seiner Erklärung aufs neue darlegt, sondern daneben auch feststellt, daß er im übrigen keinen Grund sehen würde, einen Verhandlungsversuch abzuleugnen; es könne kein Vorwurf für eine Regierung sein, Versuche zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens zu unternehmen.

Präsident Wilson hat am Jahrestag des Eintritts der Vereinigten Staaten in den Krieg eine Rede gehalten, in der er die deutschen Welteroberungspläne als Kriegsursache und auch jetzt noch als Ursache der Fortdauer des Krieges hinstellt. Er habe die Ideale und Absichten Amerikas ohne Vorbehalt und Zweideutigkeit aufgedeckt und uns aufgefordert, ebenso offen zu sagen, was wir erstrebten. Darauf hatten die deutschen Wortführer in nicht mißzuverstehenden Ausdrücken geantwortet, daß wir nicht Gerechtigkeit suchten, sondern Herrschaft und das unbehinderte Durchsetzen unseres Willens. Er sei gleichwohl selbst jetzt bereit, über einen gerechten und ehrlichen Frieden zu sprechen, in dem Starke und Schwache gleich gut abschneiden. Als er einen solchen Frieden vorgeschlagen habe, sei als Antwort die Herausforderung des deutschen Ostfriedens gekommen, durch den Deutschland noch einmal gesagt habe, daß die Macht allein entscheiden solle. Amerika könne darauf nur eine Antwort geben: „Gewalt, Gewalt bis zum Äußersten, Gewalt ohne Maß und Grenzen, die rechte triumphierende Gewalt, die die Gesetze der Welt wieder in ihre Rechte einsetzt, und jede selbstische Oberherrschaft in den Staub schleudern wird." — Mit dieser Rede hat Wilson angesichts der gleichzeitigen Vergewaltigung Hollands so ziemlich den Höhepunkt der Heuchelei erklommen. Die Antwort erteilen ihm die deutschen Truppen. Und im übrigen kann er sich selbst aus dem „Vorwärts" die Bestätigung dafür holen, daß es von Heydebrand bis Scheidemann jetzt nur eine Stimme gibt: da die Feinde es nicht anders wollen, wird im Westen weitergekämpft, bis der Sieg unserer Waffen den Trotz des Feindes gebrochen hat.

Auf dem Süduser der Oise ist gestern unser Erfolg noch weiter vervollständigt worden. Der Feind wurde auf das westliche Ufer der Ailette zurückgedrängt. Die Gefangenenzahl hat sich auf mehr als 2000 erhöht.

Japanische und englische Marinesoldaten sind in Wladiwostok gelandet. Der russische Kommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Tschitscherin, hat deshalb die diplomatischen Vertreter Englands, Frankreichs und Amerikas in Moskau um sich versammelt und gegen das Eindringen fremder Truppen in das Gebiet der Republik Einspruch erhoben. Er verlangte die sofortige Räumung von Wladiwostok. Der Vertreter Englands sagte, nach den Nachrichten, die er bis jetzt habe, stehe eine fremde Intervention zu der Anschauung der englischen Regierung im Widerspruch; er wußte in dem Augenblick wohl noch nicht, daß auch englische Soldaten an der Landung beteiligt sind. Der Vertreter der Vereinigten Staaten erklärte, er sei gegen das japanische Vorgehen. — Hoffnungen, die sich in Deutschland auf den Beginn eines Zerwürfnisses zwischen Japan und Amerika richten, sind wohl reichlich voreilig. Daß zwischen diesen beiden Mächten eifersüchtiges Mißtrauen jetzt noch mehr als schon immer herrscht, das ist allerdings sehr wahrscheinlich.

Dienstag, 9. April.

Der deutsche Vorstoß südlich der Oise ist auch gestern mit gleicher Kraft fortgeführt worden. Es ist den Unseren

Digitized by Google

gelungen, über die Ailette bis zum Oise-Aisne-Kanal vorzudringen. Coucy le Chateau ist nach erbitterter Gegenwehr im Sturm genommen worden.

Die Ueberlegenheit unserer Luftstreitkräfte muß zurzeit sehr erheblich sein. Im März sind nach amtlicher Mitteilung auf dem westlichen Kriegsschauplatz 23 feindliche Fesselballone und 340 Flugzeuge, davon 158 hinter unseren Linien, abgeschossen worden. Unser Verlust beträgt dagegen nur 81 Flugzeuge und 11 Ballone.

Im preußischen Herrenhause hat es heute eine höchst auffällige Polendebatte gegeben. Der Königsberger Oberbürgermeister Körte erklärte jede Versöhnungspolitik gegenüber den Polen — gemeint sind die preußischen Polen — für unangebracht und verlangte die Rückkehr zum Bülowschen scharfen Kurse. Ins gleiche Horn wie Körte bliesen General v. Kleist, Graf York v. Wartenburg und Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, der Schwager des Kaisers. Nur Graf Posadowsky schlug besonnenere Töne an, indem er für eine Politik der Folgerichtigkeit und sachlichen Gerechtigkeit eintrat. Nachdem dann noch die Polen Graf Zoltowski und Fürst Drucki-Lubecki einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, durch versöhnliche Reden den antipolnischen Ansturm zu beschwichtigen, gab es eine äußerst merkwürdige Rede des preußischen Landwirtschaftsministers. Der sprach von der Sicherung unserer Grenzen im Osten, bei der das militärische Interesse maßgebend sei; der Übelstand der erheblichen Vermehrung der Zahl unzufriedener Polen müsse dabei in Kauf genommen werden. Dann wandte er sich unter Berufung auf das Einverständnis des Reichskanzlers gegen die „Einmischung Privater, mögen es auch Parlamentarier sein" — er spielte damit auf die Verhandlungen von Erzberger, Naumann u. a. mit führenden polnischen Politikern an. Im ganzen bedeutete die Rede einen schroffen Widerspruch gegen die Politik der Versöhnung mit den preußischen Polen und die Ankündigung einer neuen Teilung des Königreichs Polen, mindestens der Angliederung breiter Grenzstreifen an Preußen. Das steht im Gegensatz zu allem, was bis in die letzte Zeit hinein von Reichs- und preußischer Staatsregierung erklärt worden ist. Und da Herr v. Eisenhardt-Rothe behauptet, daß er das Einverständnis des Kanzlers habe, insbesondere auch für seinen Angriff gegen die Verständigungsaktion der genannten Parlamentarier, so ist es dringend nötig, daß Graf Hertling oder Herr Friedberg als Vizepräsident des Staatsministeriums sich zu dieser Rede äußern. Es geht doch nicht an, daß ein Pferd vor und eines hinter den Wagen gespannt wird. Entweder beruft sich der Landwirtschaftsminister, was nicht anzunehmen ist, mit Recht auf die Zustimmung des Kanzlers zu seinen Erklärungen; dann dürfte ein schwerer Konflikt zwischen Reichstagsmehrheit und Kanzler unvermeidlich sein. Oder der Kanzler ist zu Unrecht als Kronzeuge herangezogen worden; dann muß dem Herrn v. Eisenhardt-Rothe schleunigst klargemacht werden, daß ein Fachminister nicht die Politik der Regierung durchkreuzen kann. Es ist bedauerlich, daß trotz der Erfahrungen vom vorigen Jahre wieder keiner von den politischen Ministern bei dem zu erwartenden Ansturm der erlauchten und edlen Herren zugegen war.

Mittwoch, 10. April.

Die große Schlacht im Westen ist heute schon wieder in einen neuen Abschnitt eingetreten. Unsere Truppen haben hart an der alten belgischen Grenze zwischen La Bassée-Kanal und Armentières die englischen und portugiesischen Stellungen an ihrer Lötstelle angegriffen, haben überall die ersten feindlichen Linien genommen und dabei etwa 6000 Gefangene gemacht und mehr als 100 Geschütze erbeutet. — Gleichzeitig sind die Franzosen an der Kampfstelle der letzten Tage über den Oise-Aisne-Kanal hinübergeworfen worden. Und zu beiden Seiten der Somme gab es heftige Artilleriekämpfe und verschiedene für uns erfolgreiche Infanteriegefechte.

Lloyd George hat im Unterhaus die Ausdehnung der Wehrpflicht bis zum 50. Lebensjahr — wir haben gerade eben einen Erlaß bekommen, daß die 49jährigen, also die bei Kriegsbeginn gerade eben noch Wehrpflichtigen, jetzt entlassen werden sollen! — und die Einführung der Wehrpflicht auch in Irland beantragt. Beides verrät, wie ernst man in England den Verlauf der Dinge in Frankreich nimmt. In seiner Begründungsrede hat Lloyd George auch ganz klug die Schwierigkeiten der Lage zugegeben und durch offene Schilderung der Gefahr den Appell an das nationale Pflicht- und Ehrgefühl um so eindringlicher gestaltet. Der Entwurf wurde denn auch in erster Lesung mit 289 gegen 80 hauptsächlich irische Stimmen angenommen. — Welch eine Wendung der Dinge in England, das früher nichts von Wehrpflicht wissen wollte, weil es seine bisherigen Kriege immer von anderen führen lassen konnte! Nun hat es uns in der Ausdehnung der Wehrpflicht schon erheblich übertroffen! — Wie dieses Gesetz in Irland wirken wird, ist noch nicht abzusehen. Leichten Stand werden die Engländer in Irland nicht damit haben. Schon jetzt haben sich unter dem Eindruck der Vorlage die Sinn Feiner und die Nationalisten von der Richtung des kürzlich verstorbenen Redmond, die sich früher bitter befehdeten, zu gemeinsamem Widerstand zusammengefunden.

Im Herrenhause hat heute Minister Drews im klaffenden Gegensatz zu der gestrigen Rede des Landwirtschaftsministers eine Politik der Verständigung gegenüber den Polen als Regierungsprogramm vertreten. Er forderte sodann eine Politik, die auch Dauer verspricht. Abgesehen von der Überzeugung der Regierung, daß unter dem Eindruck des Krieges die Zahl der versöhnlich gesonnenen Polen sich mehren werde, so daß also eine Politik des Entgegenkommens bei den Polen auf besseren Boden falle, sei auch zu berücksichtigen, daß wir vor einer Änderung des Wahlrechtes ständen und daß deshalb in Zukunft die jetzige Ostmarkenmehrheit im Abgeordnetenhause nicht mehr bestehen würde. Irgendeinen Versuch, den Gegensatz zwischen seiner Rede und der des Landwirtschaftsministers aufzuklären, machte Herr Dr. Drews nicht.

Donnerstag, 11. April.

Der heutige Tag bringt fast noch größere Siegesbotschaft als der gestrige. Nördlich von Armentières, auf flandrischem Boden, haben unsere Truppen Hollebeke und die Höhen von Messines erstürmt und südlich daran anschließend die Straße Ploegsteert—Armentières erreicht. Zwischen Armentières und Estaires (südwestlich davon) gelang an mehreren Stellen der Übergang über die Lys. Die Gefangenenzahl ist auf weit über 10 000 gestiegen.

Clemenceau hat in den letzten Tagen verschiedene Versuche gemacht, sich aus der diplomatischen Klemme, in die ihn Graf Czernin hineingedrängt hat, herauszuwinden. Das Ungeheuerlichste, was er bisher vorgebracht hat, ist die Behauptung, Kaiser Karl von Österreich habe in einem Schreiben von 1917 im Einverständnis mit seinem Minister (also wohl Czernin) seine Zustimmung zu den bekannten Ansprüchen auf Elsaß-Lothringen zu erkennen gegeben. Darauf antwortet heute Kaiser Karl in einem Telegramm an den Deutschen Kaiser, indem er von einem Lügennetz spricht, in das sich Clemenceau verstrickt habe, und „die völlig falsche und unwahre Behauptung mit Entrüstung zurückweist". Das Telegramm schließt mit den Worten: „Keine Intrige und keine Versuche, von wem immer sie ausgehen mögen, werden unsere treue Waffenbrüderschaft gefährden. Gemeinsam werden wir den ehrenvollen Frieden erzwingen." — Es ist hoch erfreulich, daß Kaiser Karl sich so klar ausdrückt. Nun wird es Herrn Clemenceau schwer fallen, sich herauszureden. Einen Kaiserbrief, der Frankreich gerechtfertigte Ansprüche auf Elsaß-Lothringen zuspricht oder auch nur etwas Ähnliches besagt, kann er ja nach dieser Erklärung des österreichischen Kaisers unmöglich in Händen haben.

Freitag, 12. April.

Die Schlacht bei Armentières hat einen überaus glänzenden Verlauf für uns genommen. Noch ist sie nicht zu Ende, noch dringen unsere wundervollen Truppen auf der ganzen Front vorwärts. Aber man darf die Schlacht schon heute, ohne den weiteren Ereignissen vorzugreifen, den Sieg von Armen-

Digitized by Google

tières nennen. Die Stadt selbst ist jetzt auch in unsere Hände gefallen, und zwar ohne daß der Angriff auf ihre zur Festung ausgebauten Verteidigungsanlagen uns nennenswerte Verluste gekostet hätte. Unseren Truppen war es durch ihr rasches Vordringen zu beiden Seiten der Stadt gelungen, sie ganz zu umzingeln, so daß die Besatzung sich genötigt sah, zu kapitulieren. Die Beute in der Schlacht von Armentières beläuft sich bis jetzt auf mehr als 20 000 Gefangene und über 200 Geschütze, dazu reiche Munitions- und Proviantlager und ungezählte Waffen, Maschinengewehre usw.

Im Friedensschluß mit Rumänien wird es den Rumänen freigestellt, sich die ehemals rumänische Provinz Beßarabien anzugliedern, wenn die Bevölkerung auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes sich für den Anschluß erklären sollte. Dagegen protestiert nun die ukrainische Regierung, indem sie behauptet, daß die Mehrzahl der Bevölkerung ukrainisch sei. Die Entscheidung über die Zugehörigkeit Beßarabiens dürfe deshalb nur unter Beteiligung und im Einverständnis von Vertretern der ukrainischen Volksrepublik erfolgen. Die rumänische Regierung kann sich dem gegenüber auf einen Beschluß des beßarabischen Landesrats berufen, der die Vereinigung mit Rumänien aus geschichtlichen und aus nationalen Gründen fordert, deren zahlenmäßige Unterlagen zweifellos mehr Berechtigung haben als die ukrainischen.

Sonnabend, 13. April.

Clemenceau veröffentlicht als Beweis für seine Behauptung nur den Text, nicht das Faksimile des Briefes, den Kaiser Karl an seinen Schwager, den Prinzen Sixtus von Bourbon, geschrieben haben, und den dieser am 31. März 1917 dem Präsidenten Poincaré in Urschrift überreicht haben soll. Der Brief enthält nach dem lebhaften Ausdruck der Sympathie für Frankreich die Bitte, der Prinz möge Herrn Poincaré geheim und inoffiziell mitteilen, daß der Kaiser „mit allen Mitteln und Aufbietung all seines persönlichen Einflusses bei seinen Verbündeten die gerechten französischen Ansprüche hinsichtlich Elsaß-Lothringens unterstützen werde". Belgien müsse in seiner Souveränität wiederhergestellt werden und seine gesamten afrikanischen Besitzungen zurückerhalten nebst Entschädigung für die erlittenen Verluste. — Man wird von Herrn Clemenceau schon die Veröffentlichung eines Faksimiles verlangen müssen. So kann man ihm nicht glauben. Die österreichische Regierung hätte freilich klüger getan, wenn sie ihrerseits den ganzen Wortlaut des Briefes mitgeteilt hätte und nicht bloß den richtigen Wortlaut der schlimmsten Stellen des Clemenceauschen Textes. Nach dieser Berichtigung handelt es sich um einen rein persönlichen Privatbrief, der keinen Auftrag an den Prinzen enthielt, eine Vermittlung einzuleiten und die ihm gemachten Mitteilungen weiterzugeben, sowie Gegenerklärungen anzunehmen. „Dieser Brief erwähnte die belgische Frage überhaupt nicht und enthielt bezüglich Elsaß-Lothringens die folgende Stelle: Ich hätte meinen ganzen persönlichen Einfluß zugunsten der französischen Rückforderungsansprüche bezüglich Elsaß-Lothringens eingesetzt, wenn diese Ansprüche gerecht wären; sie sind es jedoch nicht." — Auch wenn wir, was selbstverständlich ist, zunächst dem österreichischen Kaiser und seiner Regierung volles Vertrauen schenken, bleibt die ganze Angelegenheit doch noch höchst dunkel. Clemenceau ist ein zu alter und kluger Politiker, als daß wir ihm die Dummheit einer so leicht und schnell nachzuweisenden plumpen Fälschung so ohne weiteres zutrauen könnten. Vielleicht ist er ein selbst betrogener Betrüger. Ist er aber nicht selbst einer Fälschung zum Opfer gefallen, so hat er sich den Rückzug auf die Ausrede, daß es geschehen sei, doch sehr schwer gemacht, als er erklären ließ, daß der Brief Kaiser Karls in Urschrift vom Prinzen Sixtus an Herrn Poincaré überreicht worden sei.

Der Kampf im Westen schreitet indessen siegreich fort. Schon beginnen die Engländer für Dünkirchen und Calais zu fürchten. Nach holländischen Nachrichten wird die Zivilbevölkerung bereits fortgeschafft, um diese wichtigsten Plätze ganz für die Verteidigung einzurichten. Die Gefangenenzahl seit Beginn der Großen Schlacht übersteigt jetzt 120 000; dazu eine reiche Beute an Kriegsmaterial und Proviant nebst mehr als 1500 Geschützen und 200 Tanks.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Freitag, 29. März.

Die Moscheen sind auch zum Teil für Kriegsbedürfnisse mitherangezogen. In manchen von ihnen haben Soldaten kampiert, in anderen Verwundete oder Kranke. Es gibt ja außer ihnen so gut wie keine großen Räume. Ich habe die Hagia Sofia zum Glück wieder leer gesehen. Das ist der größte Eindruck, den man haben kann. Es gibt nichts damit Vergleichbares, nichts so unbedingt Übermenschliches. Im Dämmern eines nicht sehr hellen Spätnachmittags wachsen die Wölbungen über dem unfaßbar gewaltigen Raum hinauf als ein göttliches Wunder. Wer hält diese unermeßliche Kuppel? Man fühlt die unsichtbare vollendete Verkettung der Kräfte, die diesen Himmel tragen, wie einen himmlischen Gesang.

Es ist so schön, wie die Höfe den Eintritt in das Heilige vorbereiten. Erst der verschwenderisch große, gegen Stadt und Straßen abgeschlossene Platz, der das Ganze umgibt. Dann der Innenhof, den die Säulengänge feierlich umfassen, in dessen Mitte sich, von Tauben umflogen, von Zypressen oder uralten Platanen beschattet, die Stätte für die Waschungen erhebt. Und daß der Gläubige, den teppichbelegten Boden betretend, die Schuhe ausziehen muß — das alles spricht Religion besser aus als manches Dogma. Mitten in der hemmungslosen Zerstörung, die den Erdball zerreißt, fühlt man in der Hagia Sofia wieder die Mächte, die, alle Zerstörung überdauernd, Leben aus der Ewigkeit für die Ewigkeit tragen und spenden.

In einem zweiten türkischen Hause, das ich aufsuche, weht noch mehr europäische Luft: Typus eines kulturvollen Gelehrtenheims, in dem man die Beziehung zu Deutschland wünscht, um im Gegensatz zum leichten äußeren Glanz romanischer Zivilisation etwas Tieferes, Bindenderes zu haben. Hier wird die Aufnahme der türkischen Jugend in deutsche Familien für etwas sehr Wertvolles gehalten, weil in der Familie die Berührung mit den besten Gütern deutschen Geistes möglich sei.

Der heutige Abend soll mein letzter in Konstantinopel sein. Im Hause des deutschen Generalkonsuls ist noch einmal der ganze Kreis zusammen, der mich in diesen Tagen mit so freundlicher Gastfreundschaft aufgenommen und geführt hat. Wir sprechen über Fragen des inneren Wiederaufbaues nach dem Kriege, über das künftige Leben der Heimat, das hier draußen vielleicht stärker, weit unzersplitterter und einheitlicher empfunden und bedacht wird. Als ich spät das schwach erleuchtete Treppenhaus des schlafenden Hotels hinaufsteige, geht es mir durch den Sinn, wie anders ich diese Stadt gesehen habe als sonst Städte des Auslands: anders, weil jeder Tag in irgendeiner Weise wieder in die Heimat zurückführte und mit ihr verknüpft blieb.

Sonnabend, 30. März.

Das Schicksal hat anders über meine Reise beschlossen. Der Balkanzug — unser Gegenzug — ist durch Schneefälle und Sturm ganze 24 Stunden aufgehalten und erst heute gekommen. So können wir erst morgen von Konstantinopel abfahren. Der geschenkte Tag vergeht mit Packen und Abschiednehmen. In den Straßen herrscht — trotz Allah! — vorösterlicher Verkehr. Man sieht, daß ein sehr großer Teil der Menschen, besonders von Pera, sich festlich rüstet. Dazu wehen immer noch die roten Fahnen. Man läuft ein paarmal am Tag an den Lesetisch, auf dem immer noch die oft gelesenen deutschen Zeitungen von vor acht Tagen ihre längst bekannten Überschriften zeigen. Der einzige osmanische Lloyd bringt so viel Neues, wie telegraphiert werden kann. Es ist merkwürdig, so durch acht oder zehn Tage vom Strom des Heimatgeschehens getrennt zu sein, und fast kommt, wenn dieses Gefühl auftaucht, etwas wie Vorfreude auf Zuhause.

Sonntag, 31. März.

Dieser Morgen bringt noch einmal die milde Heiterkeit eines blaßblauen, allmählich zu voller Klarheit sich erhellenden Himmels und ein wenig mehr Wärme. Mit einem kundigen, liebenswürdigen Führer mache ich noch einen Morgenspaziergang durch

Digitized by Google

Stambul. Im Durchstreifen der Straßen zu Fuß wird man doch erst richtig vertraut mit ihnen, und der Ostervormittag zeigt ihr Leben von gerade genug Muße und Festlichkeit durchzogen, um es freundlich zu erhöhen. Natürlich haben die Türken Läden und Werkstätten offen. Wir durchstreifen die Handwerkerstraßen um den Bazar herum, wundern uns über die unermeßlichen Mengen von Kupfer und Messing, die noch von den Kupferschmieden verarbeitet werden, sehen den Drechslern zu, die, auf der Erde hockend, mit Händen und Füßen arbeiten und das Tischbein, das sie verzieren, auf höchst primitive Art mit der Saite eines Bogens zum Herumwirbeln bringen, schließen einen trotz der allgemein phantastisch erhöhten Preise vorteilhaften Handel in den bekannten gestickten Handtüchern ab (wobei man erfährt, wie jedes Geschäft noch eine unbedingt individuelle Angelegenheit ist, bei dem eben deshalb auch andere Kunden nicht zugegen sein dürfen). Auf dem großen Vorhof der Mohammed-Moschee exerzieren Soldaten; man erkennt die Übungen als deutsches Reglement wieder; abseits hocken, von aufmerksamen Schaulustigen umringt, die Stempelschneider. Von der Brüstung der zum Eingang hinaufführenden Stufengänge — gegen das Weiß des Steines fröhlich abgehoben — schauen zwei Frauen in leuchtend grünem Tscharschaf dem Exerzieren zu. So wechselt bei dieser unbeschreiblich genußreichen Wanderung Bild auf Bild, noch fremdartig genug, um immer wieder zu locken, und doch schon so vertraut, daß es etwas bedeutet und sich mit anderem Sinn gewinnend, verknüpft.

Mittags noch einmal am osterfestlich geschmückten Tisch eines deutschen Hauses, von dem aus man einen wundervollen, unvergeßlich heiteren Blick zum Bosporus hat, über dem die Berge noch schneegekrönt leuchten. Abends geht der Zug nun wirklich. Bei der Fahrt zur Bahn noch ein strahlendes Sonnenuntergangsbild von der Brücke mit flammendem Himmel und Goldströmen auf dem ruhig gewordenen Wasser.

Der Zug ist natürlich voll besetzt. Die unbegreiflich schnell sinkende Dunkelheit entzieht uns das Bild der Stadt schon im Abfahren ganz. Um so lebendiger ist alles, was man mit sich fortträgt. Eine deutsche Frau sagte, Konstantinopel sei so, daß man sich nach Deutschland sehne, während man dort sei, aber daß man sich wahrscheinlich immer zurückwünschen würde, wenn man fort müßte. Das kann ich gut verstehen.

Montag, 1. April.

Es ist seltsam, bei der Rückfahrt alles winterlicher zu finden als vor zwei Wochen. Und doch wird die Sonne den Tag über geradezu heiß und taut das Eis des Nachtfrostes von den kleinen Wassertümpeln und -zügen der weiten bulgarischen Wiesen. In Sofia steigt meine Reisegefährtin aus. Damit erlischt auch mein Anspruch auf den Schlafwagen, es darf kein Platz unbesetzt bleiben, und ich werde von der militärischen Leitung des Zuges mit vielen Versicherungen des Bedauerns in ein anderes Abteil genötigt. Das ist nun weiter kein Unglück, da es nur noch ein Gast mit mir teilt, man also Aussicht auf Liegen hat.

Man trifft im Balkanzug natürlich Bekannte und findet Beziehungen heraus. Der Krieg hat sie wohl nach allen Richtungen hin und für alle Menschen vervielfacht.

Dienstag, 2. April.

Ungarn, Budapest und Zeitungen! Die Heimat kommt einem entgegen: in München ist eine „Ilag" gegründet, eine Internationale Luftverkehrs-Aktiengesellschaft, die Vorarbeiten für einen mitteleuropäischen Luftverkehrsdienst sofort nach Einstellung der Feindseligkeiten in Angriff nehmen will. Die Kohlenversorgung für das Wirtschaftsjahr 1918/19 ist bereits geregelt. Die Vorratsversorgung mit Hausbrandkohlen soll bereits im Sommer gegen ein System von Bezugsscheinen beginnen. Zu dem Zweck sind Versorgungsbezirke geschaffen, eine Konzessionierung des Kohlenhandels ist geplant. Vorläufig also zieht die Kriegswirtschaft ihre Kreise immer noch fester. Die Wirkung der großen Erfolge im Westen auf die deutsche Valuta ist sehr fühlbar. Der Preis der Mark- und Kronennoten hat sich in Zürich um je sechs Franken in wenigen Tagen gehoben.

Mittwoch, 3. April.

Früh mit geringer Verspätung die Ankunft in Berlin. Die Oderberger Visitation ist jedenfalls die nachdrücklichste von allen. Es ist immer merkwürdig, nach dem unmittelbaren Eindruck einer ausländischen Hauptstadt wieder in Berlin einzufahren. Wie unbeschreiblich ökonomisch, ordentlich und sauber es ist. Die Offiziere, die den Gang füllen und z. T. von Kleinasien kommen, atmen auf vor Befriedigung über die asphaltierten Straßen, die festen, glatten Brückenbogen, die Abwesenheit alles Ruinenhaften, Verfallenen und Verkommenen. Aber schön ist es wirklich nicht am Schlesischen Bahnhof!

In den Zeitungen sehe ich, daß die Heimatchronik nicht viel versäumt hat. Krieg und äußere Politik ist Inbegriff alles Bedeutsamen. In Berlin sind die Droschkentaxen auf das doppelte erhöht, was in Hamburg schon lange war und was man ihnen gönnt. Die Zeit, in der Mann, Pferd und Wagen zusammen zwei Mark verdienen, ist immer noch ziemlich lang.

Donnerstag, 4. April.

Der Frühzug nach Hamburg bzw. der Schalter, der die Karten dafür ausgibt, ist eine Stunde vorher umlagert, mehr noch der Personenzug, von dessen Schalter sich eine unabsehbare Schlange von Wartenden in die Halle hineinringelt. Wie gut wir alle uns im Krieg militarisiert haben, das Sichanstellen geht wie einexerziert.

Mit einigem Atemversetzen liest man in den Zeitungen die Veröffentlichungen über den Fall Lichnowsky und über die Friedensfühler Clemenceaus!!

Naumann / Die Geister der Nationen

Erst der große Krieg offenbart die Seelen der Nationen. Vorher besaßen wir nur gewisse, allgemeine Vorstellungen über den Charakter der Franzosen, Italiener oder Engländer, nun aber haben die Bilder weit schärfere Züge erhalten und sind von fabelhafter Deutlichkeit geworden. Auch uns sieht natürlich das Ausland viel schärfer und klarer in unserem Wesen als jemals früher. Ueber den Rhein und die Vogesengrenze hinweg blicken Franzosen und Deutsche sich gegenseitig kämpfend an, als hätten sie sich noch niemals wirklich gesehen. Ueber Ypern hinweg, bei Amiens und am Ärmelmeere schauen Deutsche und Engländer sich in die Augen als Fremde, die erst endgültig anfangen wollen, sich ernsthaft kennenzulernen. Gerade zwischen den Hauptvertretern der drei alten westeuropäischen Kulturen, den Deutschen, Engländern und Franzosen, lastet ein lähmendes Erstaunen über einander, Die Schleier sind weggerissen, alle Höflichkeiten liegen am Boden, giftige Gase kriechen über die Erde, Zerstörungstechnik rast durch die Luft, und im Getöse einer Hölle erkennen sich feindliche Brüder als absolute Gegner. — —

Wir und unsere Väter haben so viele Beziehungen zu den Westvölkern und ihren Vorvätern gehabt! Einst im Mittelalter war das ganze westeuropäische Gebiet fast eine große Familie, hatte einen Glauben, einen Lebenszuschnitt, einen Austausch der Ideen. Rittertum und Kreuzzüge waren gemeinsam, Handwerk und Künste waren verwandt. Alles Alte ist uns gegenseitig so vertraut! Ob wir südenglisches, nordfranzösisches oder westdeutsches Gebiet durchwandern, so umgibt uns die gleiche Gothik. Oft ist zwar auf diesen Landstrichen in allen Jahrhunderten gekämpft worden, aber meist waren es örtliche oder dynastische Interessen, um die man sich stritt, keine letzten blutigen Auseinandersetzungen der Nationen. Es gab den Haß der Nachbarn, aber noch nicht die Verbitterung der

Digitized by Google

Völker. Auch die Konfessionskriege haben im Grunde die Dreiheit der Deutschen, Engländer und Franzosen nicht völlig zerrissen, denn in jedem der drei Volkstümer brannte fast das gleiche Feuer. Immer wieder erschien aus allen Trübungen die Familienähnlichkeit heraus. Friedrich II. von Preußen siegte mit englischen Unterstützungen und bereicherte seinen Geist mit französischen Schriften. Selbst der große Napoleon hat das Verwandtschaftsgefühl nicht ganz zerbrochen. Ihn zu demütigen, verbanden sich Engländer und Deutsche, dabei aber versicherten beide, daß sie die französische Nation verehren. Erst jetzt ist eine Todesstimmung vorhanden, in der die Söhne der drei Brudervölker ihre Unversöhnlichkeit empfinden, ihre abgrundtiefe Getrenntheit. Jeder ist zu sterben bereit, wenn er nur den anderen töten kann, der ihm unerträglich wurde. So wenigstens ist der gegenwärtige Zustand zwischen der wortführenden Mehrheit bei den Engländern und Franzosen einerseits und den Deutschen andererseits. Alle wissen, daß dieser Krieg ein gemeinsames Unheil geworden ist, aber keiner kann mehr anders; es findet sich der Ausweg nicht. Dieser Zustand ist von einer Schrecklichkeit, die nicht zu sagen ist. Es tut den Völkern leid, daß sie sich so bekämpfen müssen, aber sie leben unter einem Zwange, der nicht durch kleine Mittel beseitigt werden kann. Wenn je ein Mensch wissen will, was im tiefsten Sinn tragisch ist, so muß er diese Gegenwart begreifen. Vor ihrer kalten Durchsichtigkeit erstarrt alle natürliche Lindigkeit. In dieser Luft erheben sich die Völker gegeneinander zur Heldenhaftigkeit und zu einer Tapferkeit ohne Grenzen. Sie wachsen über sich hinaus und werden zu Riesen. Alle kleinen und feineren Züge scheinen aus den Angesichtern zu verschwinden, die Nationen werden monumental in ihren Massenbewegungen. Wir werden deutscher, als wir jemals waren, die Engländer werden englischer, die Franzosen französischer. Die verborgenen Hintergründe machen sich zu Vordergründen; die Substanz, das Wesen, erhebt sich; Völker sehen sich in metallener Nacktheit.

Wir drei abendländischen Nationen sind in der Tat sehr verschieden untereinander. Es ist nicht so, als ob nur zufällig Sprachen und Landessitten uns trennen. Weit hinter allen erkennbaren Einzelheiten des Daseins gibt es geborene Willenseigenschaften, die langsam im Zeitraum von Jahrhunderten sich bis zu dieser Geschichtsstunde der Trennung vollendeten. Es lebt ein verborgenes Urwesen jedes Volkstums, das zum Dämon wird, wenn man es in Verzweiflung bringt. Dieses Urwesen in seiner Ungeheuerlichkeit ist nun da....

Natürlich können wir Deutschen nicht erleben, wie die anderen uns sehen. Das, was wir davon in ihren Zeitungen lesen, ist für den Zweck der Kriegsleidenschaft zurechtgemacht und darum verzerrt und verzogen. Daß wir wirklich so sind, wie die französischen und englischen Kriegshetzer uns beschreiben, ist ausgeschlossen und wird vermutlich von den fieberfreien Elementen dieser Völker ebensowenig geglaubt, wie wir das für richtig halten, was uns die deutschen Kriegsinteressenten über den Charakter der Engländer und Franzosen vortragen. Aber auch wenn man überall mit gutem Bedacht die unvermeidlichen Häßlichkeiten und Übertreibungen abschneidet, so bleibt allseitig ein Unbegreifliches.

Viele von uns haben die Franzosen ziemlich gut gekannt; wir waren oft in ihrem Lande und lasen ihre Literatur. Dabei vergaßen wir nie, was unsere Vorfahren von den ihrigen teils gelernt und teils erlitten hatten. Wer aber von uns allen, die wir die kleinen Franzosen in ihrer Eigenart schätzten, wer von uns hat ihnen und ihren Frauen, ihren Greisen und Kindern jemals die Zähigkeit zugetraut, um der Idee von Elsaß-Lothringen willen diesen Krieg so zu führen? Es ist jetzt nicht ein Napoleon, der sie auf die Schlachtfelder zwingt, sondern sie selbst in ihrer Mehrheit wollen den Krieg. Was ist ihnen Elsaß-Lothringen? Ist es für sie ein Wertgegenstand, um dessentwillen der ganze Norden des Landes die Zerstörung erträgt? Wird der einzelne Elsässer etwa innig geliebt? Gilt er als voller Franzose? Nein, aber die Idee, daß die Ehre Frankreichs auf dem Spiele steht, wirkt allmächtig! Der erste der großen französischen Dichter, P. Corneille, ist ein offenbarender Prophet seines Volkes. Wie oft haben wir geglaubt, daß die von ihm dargestellten idealen Normalhelden nur in der Phantasie existieren, da es Unvernunft sein würde, wenn sie in die Wirklichkeit herniederstiegen! In Friedenstagen waren sie wie friedliche Deckengemälde über einer eleganten Alltagsgesellschaft, jetzt aber ist Corneille auferstanden von den Toten: die moralische Idee verschlingt das Leben! Wir Deutschen könnten nie so antik werden im Geiste einer bis ans Ende ausgedachten unversöhnlichen Heldenfigur: mag alles verderben, so bin ich doch der „Gerechtigkeit" treu geblieben, habe die Ehre gerettet, war Kavalier bis in den Tod! Wir nennen das die Phrase, aber es ist für die Franzosen ihr Leben. Sie können nicht anders.... Die Tragödie rollt, der alte Clemenceau ist echter Charakterspieler; so will der Franzose nach seinem Abscheiden von der Nachwelt gesehen werden. Er fühlt die Augen der Welt auf sich gerichtet, und vor ihnen ist er — klassisch-antik!

Ist es nicht merkwürdig, daß Franzosen und Engländer gerade jetzt in dieser Offenbarungsstunde zusammengehören? Je mehr nämlich die innersten Tiefen des Wesens hervortreten, desto weniger können sie beide als Einheit erfaßt werden. Trotz der vielfachen Bluts- und Sprachvermischung, die zwischen ihnen waltet, trotz langer geschichtlicher Kämpfe und Verflochtenheiten haben sie eigentlich niemals sich seelisch ganz begriffen, denn der Engländer war nie der Held der Tragödie, sondern stets der Realist des Lebens. Auch diejenigen geistigen Mächte, die als reine Ideen zu ihm gelangten, verwandelte er in Sichtbarkeiten: englisches Christentum, Mission, Freiheit. Er unterscheidet sich vom Franzosen mindestens so wie Shakespeare von Corneille. Überall, wo eine Idee gar zu luftförmig wird, fängt der Engländer an, sie für Humor zu halten. In seinen erhabensten Momenten ist der Franzose für den Engländer ein idealistisches Gespenst. Nicht als ob er selber keine Gefühle für Größe hätte, aber er denkt in Quantitäten, das, was der Amerikaner nachahmend übertreibt. Er geht hin in alle Welt und setzt sich durch, kaufend, verkaufend, verwaltend, predigend. In dieser seiner Weltaufgabe ist er so sicher, daß er die Beugung aller übrigen wie einen selbstverständlichen Tribut entgegennimmt. Die Menschheit ist für ihn da. Das war schon immer sein wahrer Inhalt, nun aber bricht er ganz offen hervor. Er verlangt alle Schiffe, versorgt alle Nachrichten, verwaltet allen Kredit. Wer ihn dabei stört, soll sterben, denn wo ist ein Recht auf Leben für diejenigen, die nicht englisch gesinnt sind? Auch den Franzosen gilt das Wohlwollen der Engländer nur soweit, als sie in ihre Weltordnung hineinpassen wollen.

An sich nun ist weder der französische pathetische Idealismus noch die englische Weltidee etwas absolut Gefährliches und Erschreckendes, denn jede Nation trägt irgend etwas Überwirkliches als Geheimgeschenk in sich. Das Außerordent-

Digitized by Google

liche liegt erst darin, daß in der Stunde der Gefahr das Verborgene sich so in den Vordergrund drängt, daß alles andere weggestoßen wird. Wo ist die französische Zartheit, Nettigkeit, der Witz, die gangbare Kulanz? Wo ist beim Engländer die Gewohnheit, zu leben und leben zu lassen, die breite Gutmütigkeit und Lustigkeit des großen, alten Knaben? Das nationale Wesen wird im Kriege hart und gewaltsam; fanatisch hier und listenreich dort. —

Im Gegensatz gegen uns verwandeln sie sich so. Sie verändern uns, und wir verändern sie. Wer kann es ändern? Es ist Schicksal, Fatum. *Niemand hat diese Weltgeschichtsqual gewollt, denn niemand hat sie vorher gekannt und geahnt.* Es bleibt nichts übrig, als ruhige Pflichterfüllung mitten im Zwange der Geister und Dinge. Wer fromm ist, versucht auch in der gewaltsamsten Verflechtung der Geschicke einen Plan der jenseitigen Weltregierung zu glauben. Aber — wer hat des Höchsten Sinn erkannt, und wer ist sein Ratgeber gewesen?

Sicher ist: Wir gewinnen nichts, wenn wir schwach werden. So peinlich uns das Geschrei derer sein mag, die vom tragischen Ernste der westeuropäischen Geschichtsentwicklung selber noch so gut wie nichts spüren, so kann auch der geschichtlich erzogene Mensch nicht daran vorbei, daß die alte Kulturbrüderschaft zerbrochen ist. Nicht nur Verträge zerbrochen, sondern Innerlichkeiten: das europäische Mittelalter zerbrach.

Ob später wieder ein Zusammenleben erwächst? Ob später? Gott weiß es, wir aber haben *für uns zu kämpfen*, für heute, morgen und übermorgen. —

Paul Rohrbach / Die österreichischen Vorgänge

In dem Brief, den nach Behauptung der französischen Regierung der Kaiser Karl von Österreich am 31. März 1917 an den Prinzen Sixtus von Bourbon-Parma, seinen Schwager, geschrieben haben soll, würde, wenn man den Text rein für sich betrachtet, das meiste nach Form und Inhalt als Gegenstand der Korrespondenz gut möglich sein; einzelnes würde auffallend oder befremdlich erscheinen, könnte indes vielleicht durch besondere Umstände zu erklären sein; gewisse Dinge aber, und zwar gerade die von Wien aus besonders dementierten, sind so leicht als Verfälschung zu erkennen, daß man sich fragt: *für wie verzweifelt müssen die Machthaber in Frankreich jetzt ihre Sache halten, wenn sie anfangen, mit solchen Mitteln zu arbeiten?* Man denkt dabei an einen anderen Fälschungsversuch, der nicht Österreich, sondern Deutschland verdächtigen sollte, ohne daß die Einzelheiten damals klargelegt worden wären. Bismarck erzählt davon, wie Kaiser Alexander III. von Rußland in Kopenhagen durch gefälschte Briefe dahin gebracht werden sollte, an der Aufrichtigkeit der deutschen Politik zu zweifeln, und wie es ihm gelungen sei, persönlich den Zaren von diesen Ränken zu überzeugen. So etwas mag, vom Moralischen abgesehen, als Versuch hingehen, der vielleicht geschickt genug eingefädelt war, um, ohne die Zusammenkunft Bismarcks mit dem Zaren, im geheimen sein Ziel zu erreichen. Hier aber hat ja Clemenceau den angeblichen Brief des Kaisers Karl veröffentlicht! Sind die Franzosen blind oder sind sie geistesverwirrt, daß sie glauben, mit einer solchen Plumpheit den Kaiser kompromittieren zu können?

Der Kaiser und der leitende Minister Graf Czernin haben ohne mehr Worte, als bei einer so absurden und unerhörten Sache nötig sind, die Tatsache der Fälschung festgestellt. Das war einerseits selbstverständlich, andererseits doch notwendig, trotzdem, wie gesagt, kein politisch denkender Mensch das Gegenteil für möglich halten konnte. Gerade deshalb darf aber auch ruhig gesagt werden, daß die begreifliche, schon aus idealen Beweggründen vorhandene und unverkennbare Sehnsucht des jungen Kaisers nach Frieden für sein Haus und seine Völker unseren Gegnern in der Tat schon mehrmals Handhabe geboten hat, Verwirrung und Intrigen gegen das Bündnis der Mittelmächte zu stiften. Man rechnet auf jener Seite damit, daß persönlich und sachlich die größere Friedenssehnsucht auf der österreichischen Seite sein könnte, und man versucht außerdem das durchsichtige Mittel, Österreich-Ungarn damit aufzuhetzen, daß seine Selbständigkeit durch das Zusammengehen mit Deutschland gefährdet sei.

Dieser Rechnung soll mit Hilfe innerösterreichischer Elemente Nachdruck gegeben werden. Die Entente und der reichsfeindliche Teil des Tschechentums spielen sich schon lange in die Hand. Die Ententeleute glauben, den Kaiser Karl damit einschüchtern zu können, daß sie die Tschechen sich wild revolutionär gebärden lassen. Sie haben mit dafür gesorgt, daß der menschlich gut, politisch falsch gedachte Akt der Begnadigung der tschechischen Hochverräter Kramarsch und Genossen das Gegenteil davon bewirkt hat, was er bewirken sollte. Der Kaiser wollte die Tschechen durch Milde versöhnen; statt dessen aber sind sie noch offener, brutaler in ihrer Absage an Österreich geworden. Sie bekennen frei, daß sie Österreich wie Ungarn sprengen und aus den herausgerissenen tschechischen und slowakischen Gebieten einen eigenen Staat der tschechischen Nation schaffen wollen. Dann werden sie es sich überlegen, ob sie den Habsburgern noch das Gnadenbrot einer Scheinkrone in Personalunion mit den deutsch-österreichischen Ländern weiter gewähren sollen. Sie gehen so weit, daß sie erklärten, diese Gestalt Gesamt-Tschechiens müsse beim allgemeinen Friedensschluß unter Beteiligung der jetzt feindlichen Mächte festgelegt werden. England hat einem tschechischen Verräter, dem flüchtigen Professor Masaryk, Aufenthalt und ein Lehramt gewährt. England und Frankreich ermutigen die Partei in Böhmen, der Masaryk auch angehört, so lärmend und so drohend wie möglich aufzutreten. Früher, als die Entente noch sicher war zu siegen, wurde das Programm der vollkommenen Auflösung Österreichs zusammen mit dem der Vernichtung Deutschlands allen Ernstes aufgestellt. Damals gab es auch noch ein Rußland, das hieran entscheidendes Interesse hatte und den neuen Tschechenstaat sofort gleich Serbien als Vasallen für sich vereinnahmt hätte. Rußland ist jetzt nicht mehr und Tschechien an und für sich wäre den Lloyd George und Carson gerade so gleichgültig, wie den Poincaré und Clemenceau. Wenn der österreichische Kaiser und die österreichische Regierung sich durch den Tschechenspektakel einschüchtern ließen und ihre Bereitschaft zum Sonderfrieden erklärten, so würde weder die englische noch die französische Politik sich länger um das Königreich Groß-Tschechien kümmern. Der Sonderfriede mit Österreich-Ungarn würde das Fallenlassen der Tschechen schon lohnen.

Wir sehen also, es schien ein politischer Zusammenhang zwischen der plötzlichen erfreulichen Energie zu bestehen, mit der Graf Czernin die Verräterpolitik eines Teiles der tschechischen Führer — nicht des tschechischen Volkes im ganzen — kennzeichnete, und der politischen Offensive gegen Frankreich, die er durch den Angriff auf Clemenceau eröffnete. Natürlich hat die französische Regierung damals, als sie die Sonderfriedensverhandlung mit Österreich versuchte, ebenso im Einverständnis mit England gehandelt (nicht dagegen mit Italien, wo man beim ersten Bekanntwerden der Sache gleich sehr nervös wurde), wie Graf Czernin sich vorher mit uns verständigt hatte, als er Frankreich sagen ließ, das französische Verlangen, Elsaß-Lothringen zu erobern, sei das Friedenshindernis schlechthin. Dasselbe hat bekanntlich auch Herr v. Kühlmann gesagt. Als Graf Czernin diese Tatsache preisgab, wußte er, daß unsere oberste Heeresleitung in Frankreich sicher war, einen großen, vielleicht einen entscheidenden Sieg zu erringen, und er nahm an, daß hierdurch die Friedensgrundlage auch für Österreich-Ungarn auf jeden Fall sich günstig gestalten würde. Das gab ihm, trotz der vielen und gefährlichen Angriffe auf seine Stellung, den Mut, dem Kaiser zu raten, es möge auf der einen Seite mit den Tschechenführern, die gütlich zu gewinnen kein vernünftiger Politiker mehr hoffen darf, Fraktur gesprochen, auf der anderen

Digitized by Google

Seite der Stoß gegen den Kriegswahnsinn in Frankreich geführt werden. Die Tschechen versuchen es demgegenüber mit der Politik, sich gleichzeitig dumm und beleidigt zu stellen und weiter zu drohen; die Franzosen scheinen überhaupt die Besinnung verloren zu haben. Wenn nicht auch sonst alle Anzeichen dafür sprächen, daß die französische Kriegspartei in ihrer Wut und ihrem Haß nicht mehr weiß was sie tut, sondern nur noch ihr blutendes Volk geradeswegs ins Verderben spornt, so könnte man auf den Gedanken kommen, Clemenceau sei selbst das Opfer einer Fälschung geworden. Es gibt aber keine rechte Möglichkeit, wie man sich einen solchen Zusammenhang vorstellen sollte, und so wird wohl die Fälschung von der französischen Regierung selber begangen und als Zeichen dafür aufzufassen sein, daß das moralische Ende in Frankreich naht.

* * *

Mitten im Zuge ist die politische Offensive gegen die französische Kriegswut durch den Rücktritt des Grafen Czernin unterbrochen worden. Daraus folgt, daß der Plan nicht vorher im einzelnen zwischen dem Kaiser und dem Minister verabredet war und daß der Minister vom Parmabrief nichts gewußt hat, als er geschrieben wurde. Ein schwerer Fehler, der sich rächen mußte und gerächt hat, denn ein hochpolitischer Akt, um den Frieden herbeizuführen, war der Brief in jedem Fall. Keinesfalls aber wird Clemenceau triumphieren. Gegen ihn erhebt sich jetzt die Frage der Franzosen: wenn der Brief echt war, warum habt Ihr dann nicht nach dem Frieden gegriffen, den er brachte? Also ist er entweder doch falsch, oder Ihr wolltet wild erobern und reißt uns nun ins Verderben!

Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A. / Der Wahlrechtskampf in Preußen

Der erste Akt ist beendet! Die Verfassungskommission des Abgeordnetenhauses hat auch in zweiter Lesung das gleiche Wahlrecht abgelehnt und ein Mehrstimmenwahlrecht an seine Stelle gesetzt. Die Hoffnung, daß die nationalliberale Fraktion unter dem Druck der öffentlichen Meinung, insbesondere der Parteiorganisationen im Lande, eine gründliche Revision ihrer bisherigen Stellung vornehmen würde, hat sich nur in sehr mäßigem Umfange erfüllt. Wenn die letzte Besetzung der Kommission seitens der Nationalliberalen, die bekanntlich aus je drei Freunden und Gegnern des gleichen Wahlrechts bestand, ein Spiegelbild der Mehrheitsverhältnisse innerhalb der nationalliberalen Landtagsfraktion darstellt — was wohl anzunehmen ist —, so scheinen sich die beiden Gruppen in der Fraktion annähernd die Wage zu halten. Innerhalb der freikonservativen Fraktion haben die wenigen Freunde des gleichen Wahlrechts, zu denen neben Herrn v. Kardorff auch der Vorsitzende Freiherr v. Zedlitz gehören soll, offenbar einen Zuwachs erhalten. Dahingehende Zeitungsnachrichten wurden von einem freikonservativen Kommissionsmitgliede ausdrücklich als unrichtig bezeichnet.

Nun kam die Abstimmung in der Kommission, bei der der § 3 der Regierungsvorlage, der das gleiche Wahlrecht vorsieht, mit 19 gegen 16 Stimmen abgelehnt wurde, natürlich noch eine Korrektur im Plenum erfahren. Hierbei können unter Umständen wenige Stimmen den Ausschlag geben. Sehr wesentlich wird hierbei die Besetzung des Hauses bei der entscheidenden Abstimmung in Frage kommen. Treten die beiden konservativen Fraktionen Mann für Mann an und stoßen zu ihnen 30 bis 40 Nationalliberale, vielleicht auch die 5 Mitglieder der unabhängigen Sozialdemokratie, so ist eine Ablehnung der Regierungsvorlage mit etwa 240 gegen 200 Stimmen wahrscheinlich. Mit diesem Falle muß jedenfalls ernstlich gerechnet werden, sowohl von der Regierung als auch von den Parteien im Lande.

Bevor ich auf die aus dieser Situation sich ergebenden Schlußfolgerungen eingehe, mag zunächst ein Blick auf dasjenige Wahlrecht geworfen werden, das die Mehrheit an die Stelle des gleichen Wahlrechts gesetzt hat. Es ist bekanntlich ein Mehrstimmenwahlrecht, das zunächst für jeden über 25 Jahre alten Preußen eine Grundstimme vorsieht, wozu auf Grund 1. des Lebensalters und der Zahl der erwachsenen Kinder, 2. des Vermögens, 3. des Einkommens, 4. der selbständigen Erwerbstätigkeit, 5. der Schulbildung je eine Zusatzstimme hinzutritt. Nach diesem Vorschlage würden in Preußen 6 Gruppen — Klassen — von Wählern vorhanden sein, welche über 1 bis 6 Stimmen verfügen. Das 3-Klassenwahlrecht wäre durch ein 6-Klassenwahlrecht ersetzt.

Geht man auf die einzelnen Merkmale für die Zusatzstimmen näher ein, die bekanntlich das Wahlrecht nach dem tatsächlichen Gewicht der Stimmen bemessen sollen, so wird einem sofort klar, daß diese derartige Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten in sich bergen, daß auch vom Standpunkt des grundsätzlichen Anhängers des Mehrstimmenwahlrechts die gefundene Lösung durchaus unbefriedigend ist. Objektiv faßbar ist das Alters- und Kindermerkmal. Alle Personen, welche über 50 Jahre alt sind und mindestens 3 eheliche Kinder, die das 14. Lebensjahr vollendet haben, haben oder gehabt haben, sollen diese Zusatzstimme erhalten. Die Wirkung dieser Zusatzstimme aber würde der ganzen Tendenz, die diese Experimente verfolgen, nämlich antidemokratisch zu wirken, direkt zuwiderlaufen. Gerade die unteren Volksschichten pflegen früh zu heiraten und meist eine größere Kinderzahl zu haben, so daß diese eine größere Anwartschaft auf diese Zusatzstimme haben als die sogenannten „besseren Stände". Aber immerhin, objektiv feststellbar ist dieses Merkmal, wenn auch die Wähler dadurch gezwungen werden, mit einem ganzen Register von Geburts-, teilweise auch Sterbeurkunden anzutreten, um die Berechtigung ihres Anspruchs auf diese Zusatzstimme nachzuweisen.

Ähnlich liegen die Dinge bei dem Merkmal des Vermögens. Entscheidend ist hier die Veranlagung zur Ergänzungssteuer, die bekanntlich in Preußen bei einem Vermögen von 6000 M. eintritt. — Erheblich komplizierter und schwieriger liegen die Verhältnisse bereits bei dem Kriterium des Einkommens. Hier werden die größten Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten eintreten, da in vielen Fällen nicht das Einkommen an sich, sondern der Wohnort des Wählers entscheidend ist. Um nämlich der im allgemeinen gering veranlagten Bevölkerung in den kleinen ländlichen Gemeinden diese Zusatzstimme in möglichst großem Umfang zu sichern, ist die Bestimmung getroffen, daß jeder Wähler diese Zusatzstimme erhält, „sofern der Steuerbetrag den im Durchschnitte auf einen Wähler in der Gemeinde entfallenden Steuerbetrag übersteigt". Wenn man nun bedenkt, daß im Jahre 1908 in Preußen 8993 Wähler erster Klasse und 128 709 Wähler zweiter Klasse vorhanden waren, die gar keine Einkommensteuer zahlten und daher zum Zwecke der Aufstellung der Abteilungslisten mit dem fingierten Satz von 3 M. veranlagt waren, wird man sich ein ungefähres Bild von dem Steuerdurchschnitt machen können, das in vielen Gemeinden erreicht wird. Es wird Gemeinden geben, in denen jeder, der überhaupt Einkommensteuer zahlt, die Zusatzstimme erhält, während in anderen — städtischen — Gemeinden mit hoher Steuerleistung nur diejenigen diese Stimme erhalten, die nach der ergänzenden Bestimmung zu einem Einkommen von mehr als 3000 M., bei dem die Zusatzstimme auch ohne Rücksicht auf den Steuerdurchschnitt eintritt, veranlagt sind. — Diese Zusatzstimme wird also wesentlich von der Wohngemeinde abhängen. Die auf dem Lande lebenden Unterbeamten, Handwerker usw. werden die Zusatzstimme erhalten, ihre Kollegen in den Städten aber nicht. — Das widerspricht zwar den elementarsten Grundsätzen der Gerechtigkeit. Allein, was tut's! Man nimmt an, daß die zuerst genannten Wähler antiliberal oder antisozialdemokratisch wählen, womöglich gar konservativ, und das ist für die Wahlrechtskünstler Grund genug, sie gegenüber ihren Standesgenossen zu bevorzugen.

Unendlich viel komplizierter liegen die Dinge noch bei dem vierten Merkmal: der selbständigen Erwerbstätigkeit. Hier soll die Zusatzstimme derjenige erhalten, der mindestens einen versicherungspflichtigen Angestellten oder zwei versicherungspflichtige sonstige Personen (Gehilfen, Lehrlinge) bei der Ausübung einer Erwerbstätigkeit ununterbrochen seit mindestens 6 Monaten beschäftigt oder der als Eigentümer, Nießbraucher oder Pächter inländischen Grundbesitzes auf mindestens 2 Hektar

Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Obstbau oder Gärtnerei oder auf mindestens ½ Hektar Weinbau betreibt.

Man stelle sich vor, zu welchen Ungeheuerlichkeiten und Willkürlichkeiten diese verwickelte Bestimmung führen muß. Zunächst bei der Landwirtschaft, wo die Güte und der Wert des Bodens gar nicht berücksichtigt werden, sondern allein die Fläche entscheidet. Eine Tannenschonung von 2 Hektar oder eine ebenso große Heidefläche verleiht die Zusatzstimme, während die Besitzer einer hochentwickelten Gärtnerei leer ausgehen. Ungerechtigkeiten, die die lebhafteste Entrüstung hervorrufen würden, wenn solche Bestimmungen tatsächlich Gesetzeskraft erlangen sollten. Und nun erst die selbständigen Gewerbetreibenden und Geschäftsleute! Wer sein Geschäft mit den eigenen Familienangehörigen betreibt, ist ausgeschlossen, während derjenige, der zwei Lehrlinge beschäftigt, damit begabt wird. Viel wird auch von der augenblicklichen Konjunktur abhängen. Wer einen Lehrling entläßt, verliert sein Wahlrecht. Ein fortwährendes Kommen und Gehen wird in dieser Wählergruppe stattfinden, ganz abgesehen davon, daß die Erbringung der Nachweisungen nicht leicht ist und jeder Fehler auf diesem Gebiete zur Anfechtung der Wahl führen kann.

Und nun gar die Schulbildung. Hier spielt zunächst das ominöse Einjährigenzeugnis, dessen einseitige Bewertung bei militärischen Beförderungen mit Recht eine so große Entrüstung bei unseren Feldgrauen hervorgerufen hat, die Hauptrolle. Außerdem soll derjenige die Bildungsstimme erhalten, der das Ziel einer Mittelschule erreicht oder Aufnahme in die 3. Seminarklasse gefunden hat. Ja, wenn man nur wüßte, was überhaupt eine Mittelschule ist? — Der Begriff steht erst seit wenigen Jahren fest. Wer soll entscheiden, ob die Schule, die ein älterer Wähler besucht hat, eine Mittelschule ist oder nicht? Wie denkt man sich die Beibringung der Zeugnisse oder Nachweise nach 30 oder 40 Jahren? — Unmöglichkeiten, Willkürlichkeiten, Wahlbeanstandung auch hier. Ganz abgesehen davon, daß man mit der Schulbildung unmöglich die wirkliche Bildung des reifen Mannes fassen kann. Gerade diese Bildungsstimme würde die lebhafteste Entrüstung weiter Kreise hervorrufen, die nicht berücksichtigt werden und damit von Staats und Verfassungs wegen zu „Ungebildeten" gestempelt sind. — Diese Bedenken werden dadurch nicht beseitigt, daß man in der 2. Lesung noch einen Antrag angenommen hat, der die „Kulturträger" unseligen Angedenkens, die im Ehrenamt tätigen Personen und die Militäranwärter, die mehr als 12 Jahre gedient haben, mit in den Bildungsparagraphen hineingebracht hat.

Überblickt man das Ganze, so kommt man zu dem Resultat, daß die Kommissionsbeschlüsse des Abgeordnetenhauses von Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten nur so strotzen. — Es ist aber unmöglich, das Wahlrecht den einzelnen Wählern sozusagen auf den Leib zuzuschneiden. Sobald das einfache, klare Prinzip des gleichen Wahlrechts verlassen ist, kommt man zu Ungeheuerlichkeiten, die innerlich völlig unhaltbar sind, wenn man nicht einfach die Steuerleistung bei der Bemessung des Wahlrechts zugrunde legt, die objektiv einwandfrei zu fassen ist.

Wer aber würde der Leidtragende dieser krausen Bestimmungen sein? — Wer würde, außer auf die Altersstimme, die wenigsten Aussichten haben, Zusatzstimmen zu erhalten? Zunächst fast alle Unterbeamten und viele mittlere Beamte in jüngeren Jahren, ferner unsere Staatsarbeiter, die meisten Privatangestellten, sehr viele kleine selbständige Handwerker und Geschäftsleute, endlich die Lohnarbeiter in ihrer Allgemeinheit.

Aber noch eine andere Eigentümlichkeit hat der famose Kommissionsbeschluß. Er schließt die große Mehrzahl unserer Feldgrauen, die draußen für das Vaterland ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, von allen Zusatzstimmen aus. Diese erhalten — zunächst wenigstens — weder die Alters- noch eine sonstige Zusatzstimme. Schon diese Tatsache sollte genügen, um das ganze Machwerk in den Orkus zu schleudern. In zweiter Lesung hat man allerdings den Versuch gemacht, denjenigen Kriegsteilnehmern, welche vor dem Kriege eine Ergänzungssteuer zahlten oder eine selbständige Erwerbstätigkeit im Sinne des Gesetzes ausübten, die aber im Kriege sowohl Vermögen als Selbständigkeit verloren haben, in etwas entgegenzukommen. Sie sollen die Vermögens- und Selbständigkeitsstimmen erhalten, wenn die Voraussetzungen zur Zeit ihrer Einberufung vorlagen. Ein Palliativmittel, das denjenigen Kriegsteilnehmern — und das ist die große Masse — nichts hilft, die vor dem Kriege weder Vermögen besaßen noch selbständig waren. —

Was aber wird nun werden, wenn das Plenum des Abgeordnetenhauses, was wahrscheinlich ist, dem Votum der Kommission beitritt? Wie wird die Regierung, die bisher in der Wahlrechtsfrage eine erfreuliche Festigkeit bewiesen hat, sich im Falle der Ablehnung verhalten? — Nach meinem Dafürhalten kann es nach einem solchen Beschluß des Hauses nur eine Antwort geben, nämlich die sofortige Auflösung! Wer A sagt, muß auch B sagen. Wer während des Krieges unter dem Zwang der Tatsachen eine Vorlage von so grundlegender Bedeutung einbringt, darf auch während des Krieges vor den verfassungsmäßigen Konsequenzen nicht zurückschrecken. Daß auch während des Krieges gewählt und agitiert werden kann, haben die letzten Nachwahlen zum Reichstag erwiesen. Jedes Zögern der Regierung auf diesem Gebiete würde als Schwäche ausgelegt, das den Wahlrechtsgegnern neuen Mut einflößen, im Volk aber eine Stimmung auslösen würde, die in der gegenwärtigen gespannten Situation unerträglich wäre. Gewiß ist es schade, daß die Feldgrauen nicht mitwählen können. Aber gerade ihnen kann man, wie nachgewiesen, kein schöneres politisches Geschenk geben als die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung auch in Preußen.

Der Erfolg einer Auflösung des Abgeordnetenhauses aber scheint mir über jeden Zweifel erhaben zu sein. Eine Verschiebung um etwa zwei Dutzend Mandate würde genügen, um die Minderheit in eine Mehrheit zu verwandeln. Diese aber wird mit Leichtigkeit zu erzielen sein. Die Nationalliberalen würden bei einer Auflösung des Hauses in eine geradezu unmögliche Situation geraten. Nach der Stimmung in der nationalliberalen Wählerschaft kann es keinem Zweifel unterliegen, daß manche Gegner des gleichen Wahlrechts durch Freunde ersetzt werden. Aber auch viele Freikonservative und Konservative würden nicht zurückkehren, wenn die Regierung mit der volkstümlichen Wahlparole des gleichen Wahlrechts an das Volk herantreten würde. Gerade während des Krieges wird diese Parole nicht versagen.

Ist aber das gleiche Wahlrecht in einem aus Neuwahlen hervorgegangenen Abgeordnetenhaus angenommen, dann würde die Regierung auch gegenüber dem Herrenhause eine ganz andere Stellung haben als wenn jetzt die im Abgeordnetenhause ihres Rückgrats beraubte Vorlage dahin gelangen würde, was rein technisch natürlich möglich wäre. Die Annahme, daß das Herrenhaus die Regierungsvorlage wiederherstellen und das Abgeordnetenhaus dann erneut vor die Entscheidung gestellt würde, ruht auf so schwanken Füßen, daß ernstlich nicht damit gerechnet werden kann. Aber selbst, wenn das eintreten sollte: das jetzige Abgeordnetenhaus würde ohne Zweifel das gleiche Wahlrecht erneut ablehnen, und die Auflösung würde dann doch notwendig werden. —

Fällt also die Entscheidung im Plenum des Abgeordnetenhauses gegen das gleiche Wahlrecht aus, so ist die einzig würdige und konsequente Antwort darauf — wie schon betont — die sofortige Auflösung! Nach den Erklärungen, welche die Herren Graf Hertling, v. Payer, Dr. Friedberg und Drews wiederholt und ohne Einschränkung abgegeben haben, ist m. E. mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie auch gewillt sind, die notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Damit aber rückt die baldige Auflösung des Abgeordnetenhauses, noch vor Pfingsten, in den Bereich der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit. Die Wahlrechtsfreunde im Lande haben daher alle Ursache, auf dem Posten zu sein.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den litterarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

25. April 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 17

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Zu den Steuergesetzen. — **Professor Dr. Doormann, M. d. R.:** Die Steuervorlagen. — **Walter Schmidt-Christiania:** Norwegen in Not. — **Anton Erkelenz:** Eine neue Bewegung. — **Wilhelm Heile:** Politische Volkshochschule. — **Stabsarzt Haenel:** Kriegsinvalidenrente oder Kapitalabfindung. — **Berthold Vogler:** Ersatz. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 14. April.

In einer Anzahl von Zeitungen finden sich Erörterungen darüber, ob und inwieweit die Friedensresolution vom 19. Juli 1917 heute unter veränderten Verhältnissen noch Geltung hat. Hervorgerufen wurden solche Besprechungen durch einige Erklärungen von seiten der Abgeordneten Müller-Meiningen, Trimborn und Oeser, in denen eine weitere Bindung an das Friedensangebot vom vorigen Jahre abgelehnt wird. Uns scheint diese Fragstellung nicht ganz richtig. Es ist selbstverständlich, daß in der Friedensresolution vom Juli 1917, die aus bestimmtem Anlaß heraus entstand, ein zeitgeschichtliches Element enthalten ist, nämlich ein Angebot auf Herstellung allgemeinen Weltfriedens unter den dort angegebenen Bedingungen. Da nun inzwischen der Friede mit den östlichen Mächten als Separatfriede abgeschlossen ist, so verkürzt sich ganz von selbst der Geltungsbereich weiterer übrigbleibender Friedensverhandlungen. Ob und wieweit bei diesen verschiedenen östlichen Friedensschlüssen die Grundsätze jener Resolution innegehalten worden sind oder nicht, unterliegt dem Zweifel. Man wird die Sachlage etwa so ausdrücken dürfen: Wenn in Zukunft das Selbstbestimmungsrecht der Zwischenvölker von den Mittelmächten ehrlich gewahrt wird, so ist der Grundgedanke „keine Annexionen" erfüllt; wird aber durch irgendwelchen Zwang eine Lage herbeigeführt, in der die Zwischenvölker einen eigenen Willen nicht mehr haben, so wird man auch nicht mehr sagen können, daß Annexionen nicht vorliegen. Es zeigt sich also, daß bei der Vielgestaltigkeit politischer Möglichkeiten mit einer Formel allein nicht alle Dinge endgültig ausgedrückt sein können. Was nun die in irgendeiner Zukunft bevorstehenden Friedensverhandlungen mit den Westvölkern betrifft, so kommt hier als erster Hauptpunkt in Betracht, ob England bereit sein wird, seine starken und bedeutsamen Eroberungen in Mesopotamien, Syrien und Afrika aufzugeben. Der Satz „ohne Annexionen" ist stets so aufgefaßt worden, daß er für alle Beteiligten bindend sein müsse. Noch heute glauben wir, daß in diesem Sinne der erste Hauptsatz der Resolution eine durchaus sachgemäße Grundlage von Verhandlungen sein kann. Was den Verzicht auf Kriegsentschädigungen anlangt, so darf man wenigstens das eine als feststehend annehmen, daß eine Verlängerung des Krieges um einer Entschädigung willen das Gegenteil von einer nützlichen Handlungsweise ist. Wenn im Sommer 1917 die Völker auf die Anregung des Papstes eingegangen wären, so würden ihre Ersparungen an Blut und Finanzen ganz ungeheure gewesen sein. Wenn jetzt nachträglich es so dargestellt wird, als sei es ein Zeichen von Entmutigung oder Schwachheit gewesen, diesen großen Versuch zu wagen, so muß eine solche Unterstellung auf das allerentschiedenste zurückgewiesen werden. Gerade weil es im deutschen Volke zahlreiche unbedachte Elemente gibt, die durch ihre maßlosen Reden die übrige Welt beständig von neuem gegen uns aufregen, wurde es desto notwendiger, daß die Mehrheit der Volksvertretung den absoluten Friedenswillen der Nation vor In- und Ausland feststellte. In dieser Feststellung liegt der wirkliche und bleibende Kern der vielerörterten Resolution. Auch heute noch steht es so, daß jeder dauernde und ehrliche Friede mit der übrigen Welt von der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes mit Freuden begrüßt werden würde. Wir alle sind einig in der notwendigen Verteidigung, ersehnen aber den Tag, an dem die Gemeinschaft der Völker wieder beginnen kann.

Montag, 15. April.

Der Minister des Auswärtigen, Graf Czernin, hat den österreichischen Kaiser um seine Entlassung gebeten und sie auch erhalten. Darin wird in erster Linie eine Folgeerscheinung der Briefveröffentlichung Clemenceaus zu erblicken sein. Man kann natürlich nicht wissen, was in dieser Angelegenheit privatim zwischen dem Kaiser und seinem ersten offiziellen Berater vor sich gegangen ist. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß schon vor der Briefangelegenheit die Frage eines Amtswechsels gelegentlich auftauchte, da ja sowohl von polnischer wie von tschechisch-slowenischer Seite Graf Czernin mit Mißtrauen betrachtet wurde und da die Einzelheiten des rumänischen Friedens nicht von allen Seiten mit gleicher Befriedigung aufgenommen wurden. Immerhin spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Mann, der soeben der österreichisch-ungarischen Nation eine Reihe unerwartet günstiger Friedensschlüsse zu vermitteln in der Lage war, an den unvermeidlichen Reibungen des Nationalitätenstaates nicht gescheitert sein würde, wenn und solange der Monarch ihn halten wollte. Für uns Reichsdeutsche ist es entschieden als ein Verlust anzusehen, daß ein so begabter und erfolgreicher Diplomat ausscheidet. Es fehlt zwar auch bei uns nicht an Stimmen, die meinen, daß Graf Czernin bei Gelegenheit auch die deutsche Diplomatie in seine Gefolgschaft hineingezogen habe. Das mag im einzelnen Fall vorgekommen sein, ist aber durchaus kein Unglück, denn das Bündnis der beiden souveränen Reiche kann gar nicht anders verwirklicht werden, als daß die hervorragenden Kräfte beider Staatseinheiten sich gegenseitig beeinflussen und ergänzen. Wir glauben zu wissen, daß Staatssekretär v. Kühlmann die bedeutenden Eigenschaften seines österreichischen Spezialkollegen als einen gemeinsamen Schatz mitteleuropäischer Politik zu betrachten pflegte. Darüber, wer die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Österreich-Ungarn übernehmen wird, gibt es zur Stunde nichts anderes als haltlose Vermutungen.

An der Westfront wird ohne größere Verschiebungen mit Energie weitergekämpft. Eine gewisse Ausweitung des Schlachtfeldes von Lys in Richtung auf Wulverghem.

Deutsche Truppen sind in die finnländische Hauptstadt Helsingfors eingerückt.

Digitized by Google

Dienstag, 16. April.

Aus den Mitteilungen der Kriegsberichterstatter erkennt man mit Staunen, welche unglaublichen Schwierigkeiten in der Gegend von Armentières durch unsere deutschen Truppen überwunden werden mußten. Bei der Nässe des Bodens entstand in jedem Granattrichter sofort ein schlammiger Teich. Verwundete waren beständig in Gefahr, zwischen Sumpf und Draht steckenzubleiben. Das Vorwärtsbringen der schweren Geschütze setzte vorbereitete Pionierarbeiten voraus. Es werden Erwägungen laut, wie das deutsche Vorrücken auf das alte Kampfgebiet von Ypern wirkt. Dadurch, daß die meisten französischen Kohlen aus dem jetzigen Kampfgebiet zu stammen pflegen, ist in ganz Frankreich eine vergrößerte Kohlenknappheit eingetreten, die sich in den Kriegsindustrien fühlbar macht.

Mittwoch, 17. April.

Die Höhen von Wytschaete wurden erstürmt. Bailleul ist genommen. Es zeigt sich also, daß der deutsche Vorstoß im Lystal noch nicht an sein Ende gelangt ist.

Im englischen Unterhause fragt der Abgeordnete Lees Smith, ob die Regierung versichern könne, daß die englischen und japanischen Truppen aus Wlodiwostok zurückgezogen werden, sobald die Ordnung dort wiederhergestellt sei. Staatssekretär Cecil antwortete, eine solche Versicherung zu verlangen, sei lächerlich. Es behalten sich Japaner, Engländer und Amerikaner alle weiteren Schritte im fernen Osten vor.

Das dänische Blatt „Social-Demokraten" schreibt, daß man den finnischen Bürgerkrieg als beendet ansehen müsse. Die Roten werden den Kampf nicht fortsetzen können, da sie tatsächlich von allen Seiten umringt sind. Von der Roten Regierung erfährt man nichts. Vermutlich sei sie nach Petersburg oder Wiborg geflüchtet. Man möchte nun hoffen, daß die Führer der Weißen Garde ihrem geschlagenen Gegner gegenüber Mäßigung walten lassen. — Wenn tatsächlich der finnische Bürgerkrieg zu Ende ist, so ist damit auch nach unserer Meinung die Aufgabe der deutschen Truppen in Finnland erledigt.

Im „Petit Parisien" findet sich die Mitteilung, daß Petersburg den Übergang der politischen Gewalt an Moskau nicht geduldig ertragen wolle, sondern eine eigene nordrussische Republik um sich herum zu gründen gesonnen sei. Alles möglich!

Stadt und Festung Batum ist von den Türken erobert.

Donnerstag, 18. April.

Der Bericht des Hauptquartiers beginnt mit den Worten: Der Feind überließ uns gestern große Teile des von ihm in monatelangem Ringen mit ungeheuren Opfern erkauften flandrischen Bodens. Die Armee des Generals Sixt v. Armin nahm, dem schrittweise weichenden Feind scharf nachdringend, Poelkapelle, Langemark und Zonnebeke und warf den Feind bis hinter den Steenbach zurück. Das bedeutet, daß der Schützengraben auf dem vielumkämpften Gebiet wieder näher an Ypern herangedrängt ist. Die allergrößten Mühen der kämpfenden Nationen haben auf diesem Boden immer nur einige Schritte erreicht. Ob dieses Mal wirklich die im Herbst 1914 entstandene Linie von Dixmuiden über Ypern nach Arras entscheidend verlegt wird, das ist die Frage, um deretwillen jetzt auf beiden Seiten so viele Menschen sterben.

Als Nachfolger des Grafen Czernin ist vom österreichischen Kaiser Karl der frühere Minister des Auswärtigen, Baron Burian, gewählt worden. Ein Teil der deutschen Zeitungen begrüßt ihn mit einer Wärme, über die er sich selbst ein wenig wundern wird. Wir sollten doch nicht vergessen, daß die notwendigen, mitteleuropäischen Staatsverträge in den Jahren 1915 und 1916 unter dem Einfluß von Baron Burian nicht zustande gekommen sind! Wenn er jetzt das begonnene Werk seines Vorgängers fortsetzen will, so wird und kann uns das nur sehr erfreulich sein, aber es dürfte sich zunächst eine gewisse Zurückhaltung empfehlen. Für nicht ganz richtig sehen wir die Behauptung an, daß Baron Burian nur die ausführende Hand des Grafen Stefan Tisza sei. Die Aufnahme des wiederkehrenden [illegible] Österreich und Ungarn ist keineswegs ungetrübt. Teilweise wird darauf aufmerksam gemacht, daß er bis auf weiteres sein bisheriges Amt als gemeinsamer Finanzminister beibehalten werde, um unter Umständen wieder dorthin zurückkehren zu können. Alle öffentlichen und privaten Berichte aus Wien stimmen darin überein, daß in der Stadt eine ungewohnte, tiefgehende politische Aufregung besteht, die man in gewissem Sinn mit Vorgängen vergleichen kann, die bei uns im Jahre 1908 erlebt wurden. Die Frage des persönlichen Regimentes steht zur Diskussion. Vielbeachtet wird ein dreimonatiger Urlaub des Oberhofmeisters Prinzen von Hohenlohe. Auch der Berliner Botschafter Österreich-Ungarns, Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, soll seine Entlassung angeboten haben. Die Bundestreue zu Deutschland findet in deutsch-österreichischen Kreisen unerwartet kräftigen Ausdruck.

Freitag, 19. April.

Allmählich dringen mehr Einzelheiten über die noch immer nicht beendigten rumänischen Friedensverhandlungen in die Öffentlichkeit. Die Abtretung der Dobrudscha an die vier mitteleuropäischen Mächte soll deshalb erfolgt sein, weil Marghiloman als Vertreter Rumäniens sich auf das entschiedenste geweigert hat, die Dobrudscha direkt an die Bulgaren zu übergeben. Es bleibt dabei immer noch die Frage übrig, warum nun diese etwas umständliche Abtretung zu so schwierigen Auseinandersetzungen führen mußte, wie sie im gegenwärtigen Zeitpunkt zwischen unseren bulgarischen und türkischen Freunden leider vorhanden sind. Die Türken glauben von einem künftigen bulgarischen Angriff bedroht zu sein, wenn sie nicht die Linie von Adrianopel bis Dedeagatsch in ihrem Besitz haben und verlangen als Gegengabe für ihre Zustimmung zur Bulgarisierung der Dobrudscha die Auslieferung dieser für sie militärisch wichtigen Striche. Es ist aber keineswegs sicher, daß den betreffenden Landstrichen eine derartige militärische Bedeutung zukommt. Wenn einmal in irgendeiner Zukunft die bulgarische Armee nach Konstantinopel marschieren will, so wird es einen sehr geringen Unterschied ausmachen, ob die Linie an der Maritza im Tal oder auf den Höhen gezogen ist. Man sollte viel lieber Verhältnisse herstellen, bei denen die Gefahr eines künftigen bulgarisch-türkischen Konfliktes von vornherein vermieden wird. Wenn die Türken die tatsächlich vorhandene Vorherrschaft der Bulgaren auf der Balkanhalbinsel anerkennen, so besteht für die Bulgaren keine Veranlassung, sich ihrerseits in Richtung auf Konstantinopel weiter vorzuschieben. Ich wenigstens habe noch keinen Bulgaren gesprochen, der den Wunsch gehabt hätte, die schwierige weltpolitische Verantwortung für Konstantinopel in die Hände seiner verantwortlichen Staatsmänner zu legen.

Es wird bestätigt, daß Stadt und Hafen Odessa in mitteleuropäischen Händen sind. Das Militärkommando hat zwischen Deutschen und Oesterreichern verschiedentlich gewechselt. Das Herausbringen von Nahrungsmitteln begegnet gewissen begreiflichen Schwierigkeiten. Zunächst ist am wichtigsten die Ausfuhr von Mais zur Versorgung österreichischer Gebiete.

In Finnland vervollständigt sich der Sieg der Weißen Rada.

Sonnabend, 20. April.

Vor einigen Tagen machte Staatssekretär v. Capelle im Hauptausschuß des Reichstags Mitteilungen über die bisherigen Erfolge des U-Boot-Krieges, die nun an die Zeitungen weitergeleitet werden. England hat sich so sehr zum Herrn der ganzen noch vorhandenen Welthandelsflotte gemacht, daß die frühere Berechnung, wonach man sein Hauptaugenmerk auf englische Verluste richtete, heute an Bedeutung verloren hat, denn es ist in der Praxis gleichgültig, zu welcher seefahrenden Nationalität ein Schiff gehört. Deutschland ist durch den Aushungerungskrieg genötigt, die Welthandelsflotte als solche zu verkleinern und kann selbst davor nicht zurückschrecken, auf seine eigenen früheren Schiffe zu schießen, wenn sie ihm heute mit feindlicher Beladung auf See begegnen. Dadurch, daß monatlich mindestens 600 000 Tonnen abgeschossen werden, verringert sich der englisch geleitete Weltflotten-

Digitized by Google

bestand, wird aber gleichzeitig durch Schiffsbauanstrengungen aller feindlichen Länder nach Möglichkeit wieder aufgefüllt. Wenn der erste Lord der englischen Admiralität Geddes in Aussicht stellt, daß vom August 1918 an ein Gleichgewicht zwischen Versenkung und Neubau erreicht sein werde, so dürfte diese Aussage nur eine neue Täuschung des englischen Volkes sein. Ein Hauptgrund für die Verzögerung des Schiffsbaues ist die Stahlknappheit. Sowohl in Norwegen wie in nordamerikanischen Häfen lagern große Quantitäten von Erz und Roheisen, die zurzeit trotz aller Mühe nicht nach England gebracht werden können. Es ist nicht zu bestreiten, daß die englischen Maßnahmen zur Bekämpfung der U-Boote sich im Lauf der Zeit vervollkommnet haben. Wenn trotzdem auf deutscher Seite die Herstellung von U-Booten den Verlust überwiegt, so spricht das für die Gesundheit der deutschen Marine. Englische Nachrichten darüber, daß die deutschen Mannschaften nur mühsam zum Dienst gezwungen werden, sind auf das bestimmteste zurückzuweisen. Es ist übrigens die Wirkung des deutschen U-Boot-Krieges nicht nur nach den Versenkungen zu berechnen. Eine bedeutsame Nebenwirkung liegt darin, daß für die Reparaturen der vorhandenen Schiffe weder Material noch Platz zur Verfügung steht.

Als neuer Botschafter der Republik Rußland ist der aus den Verhandlungen von Brest-Litowsk bekannte Herr Joffe in Berlin eingezogen. Als entsprechender deutscher Botschafter geht in denselben Tagen Graf Mirbach nach Moskau. Es wird von einigen Seiten beanstandet, daß wir uns bei der Bolschewiki-Regierung durch einen aristokratischen Herrn vertreten lassen, der die Sprache Lenins kaum jemals geübt hat. — Die russische Republik verhandelt mit der Ukraine über beiderseitige Abgrenzung. Die Ukraine ihrerseits protestiert noch gegen die Abtretung von Beßarabien an Rumänien.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Donnerstag, 4. April.

In Hamburg, das vor dem Kriege zumeist mit englischer Kohle versorgt wurde, haben die rheinischen Firmen Stinnes, Thyssen und Haniel Kohlenfirmen erworben. Also neue Versorgungsbeziehungen.

Unterdessen fahren wir durch den deutschen Frühling, der schon so weit ist, wie man gar nicht geglaubt hatte. Wie lange noch werden die Saaten in dunklen Himmel hineinwachsen? Wird die Ernte uns auch noch in anderem Sinne endlich reifen?

Freitag, 5. April.

Die Bewegung auf dem Arbeitsmarkt behält ihre rückläufige Richtung. Die Zahl der Krankenkassenmitglieder betrug am 1. März 1918 3 523 522 männl. und 3 765 901 weibl.; das bedeutet ein weiteres Sinken der weiblichen Ziffern (obgleich, wie immer wieder zu betonen ist, die Monatsziffern oft durch reine Zufälle — z. B. das Wegfallen dieses oder jenes zu spät eingetroffenen Berichts oder dgl. — bestimmt wird). Es scheint der Abbau der Kriegswirtschaft bei den Arbeitskräften schon einzusetzen. Der Höchststand der weiblichen Ziffern war am 1. Dezember 1917 erreicht. Von da ab Sinken um etwa 3 v. H. Die Abnahme geht auf chemische Industrie, elektrische Industrie, Spinnstoff- und Nahrungsmittelgewerbe zurück, betrifft also nur zum kleinen Teil die eigentliche Kriegsindustrie.

Sonnabend, 6. April.

Der Tod des Philosophen Hermann Cohen am Ende eines zeitlich und geistig vollendeten Lebens deutet auf den Anteil des Idealismus an der großen Prüfung dieser Jahre, den er, als Haupt der neukantischen Bewegung, mit hat erhalten und befestigen helfen. Klarer als jemals ist uns, wie jeder Beitrag geistiger Kraft in diesen Jahren mitgekämpft und mitgesiegt hat. Wenn das nur die Zukunft nicht vergißt über dem äußerlich Greifbaren!

Sonntag, 7. April.

Dieser erste richtige Frühlingssonntag in Deutschland sollte in Stille gefeiert werden. Aber es drängt sich doch schon wieder das Chaos des „Geschäftlichen", das die Festzeit aufstaute, vor das Bild der aufblühenden Bäume und des grünenden Rasens. Unsere Hauptarbeit gehört jetzt der Fertigstellung von Vorschlägen zur Gestaltung der Frauenarbeit in der Übergangswirtschaft. Es werden so viele mächtige Faktoren mitwirken, das Bild dieser Übergangswirtschaft zu prägen, daß die Frauenarbeit in Gefahr ist, von ihnen in verhängnisvolle Bahnen gezwängt zu werden, wenn nicht sozialpolitische Fürsorge zielbewußt eingreift.

Montag, 8. April.

Das Kriegsernährungsamt hat Höchstpreise für Süßigkeiten festgesetzt, die auf höchstens 3,50 M. für das Pfund steigen. Man kann neugierig sein, ob die paar vorhandenen Tütchen dieser Festsetzung standhalten oder sich alle in „Auslandsbonbons" verwandeln werden. Wer kann nachweisen, ob das bunte Papier in Warschau oder in Berlin bedruckt wurde!

Die sommersehnsüchtigen Großstädter warten mit Spannung auf die Entscheidung des Bundesrats über die Fremdenverkehrsregelung!

Schlimm ist die Liste von Berichten raffinierter Diebstähle, die jede Zeitung bringt. Warum versucht sich die Zensur nicht einmal an diesen Gebrauchsanweisungen für Nachfolger?

Dienstag, 9. April.

Wir feiern hier in Hamburg den 70. Geburtstag von Helene Lange und freuen uns dabei der Früchte, die gerade jetzt im Kriege die frühe Saat neuer Gedanken und Forderungen an die soziale Verantwortung der Frau getragen hat.

Die Fahnen wehen zum Geburtstag Ludendorffs, und in die tiefe Dankbarkeit darüber, daß Deutschland ihn besitzt, mischt sich der verwegene Wunsch an das Schicksal, daß es uns einen ebenso überschauenden Führer auf politischem Gebiet schenken möge!

Mittwoch, 10. April.

Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien hat Lübeck in vorbildlicher Weise, wenn auch zunächst in kleinem Maßstab, in die Wege geleitet. Eine Heimstättengesellschaft hat städtischen Baugrund mit der Verpflichtung zur Verfügung gestellt bekommen, dort Einfamilienhäuser zu bauen, die nur Familien mit mindestens 4 Kindern zur Verfügung gestellt werden. Der Staat trägt 40 v. H. der Baukosten.

Eine große Frage ist zurzeit die Belieferung der Hotels; nachdem die Versorgung im Schleichhandelswege unmöglich gemacht ist, müßte die Kommunalverwaltung die Hotels besser versorgen; dafür aber müßte sie mehr Vorräte von der Reichsstelle zugestanden bekommen. Das Kriegsernährungsamt hat zwar den Städten die Belieferung der Hotels in einem Erlaß zur Pflicht gemacht, aber ihnen nichts zugestanden, womit sie diese Pflicht erfüllen können. Die Hotelwirte wünschen bessere Belieferung von der Reichsstelle — auch übrigens mit Bett- und Tischwäsche. Daß das letzte auch schon ein schwieriges Kapitel ist, kann man selbst erfahren, wenn man auf Tischtüchern und zusammengenähten Servietten schläft. Aber schließlich kann sich ja auch der Mensch seine Bettwäsche mitbringen. Das ist noch nicht das schlimmste.

Donnerstag, 11. April.

Das Herrenhaus hat neben der großen Polendebatte, die mehr der Kriegs- als der Heimatchronik angehört, sich auch mit dem bescheidenen Antrag beschäftigt, den das Abgeordnetenhaus angenommen hat: nämlich den Frauen Stimmberechtigung in den städtischen Deputationen zu geben, denen sie angehören. Und hat, trotz des fürsprechenden Votums der Oberbürgermeister, die diese Stimmberechtigung für unumgänglich erklärten, seine Zustimmung versagt. — Mit dem gegenwärtigen Landtag sind alle die Frauen betreffenden Reformen aussichtslos.

Die Reichsbekleidungsstelle muß 3 Millionen Männeranzüge aus der Erde stampfen. Sie hat den Fachverbänden der Konfektion die Lieferung von 840 000 auferlegt, die Kriegsrohstoffgesellschaft

liefert Stoff für 350 000, die Bekleidungsabteilung des Kriegsministeriums kann eine halbe Million getragene Uniformen bereitstellen. Bleiben noch über eine Million, die aus den Kleiderschränken der Bevölkerung geliefert werden müssen. Wer von den wirtschaftlich besser gestellten Kreisen nicht einen Anzug freiwillig abliefert, setzt sich der Bestandsaufnahme aus. Es wird sicher noch eine Million Herren geben, die Anzüge entbehren können.

Freitag, 12. April.

In zweiter Lesung ist das gleiche Wahlrecht im Verfassungsausschuß des preußischen Landtags mit 19 gegen 16 Stimmen abgelehnt. Danach muß die Ablehnung im Plenum und die Auflösung des Landtags erwartet werden. Gegen das gleiche Wahlrecht stimmten geschlossen die 12 Konservativen, außerdem 4 Freikonservative und 3 Nationalliberale. Für das gleiche Wahlrecht Zentrum, Fortschrittliche Volkspartei, Sozialdemokratie und acht Nationalliberale.

So gehen wir vielleicht einem sehr erregten Pfingsten entgegen.

Hungerkrawalle in Holland, hauptsächlich im Haag. Die armen Menschen, die ohne Sinn und Ziel das gleiche erleiden müssen, das wir als ein nationales Opfer betrachten dürfen.

Sonnabend, 13. April.

Die Herrenhausvorlage hat den Verfassungsausschuß gleichfalls in zweiter Lesung passiert. Dabei sind alle Anträge, die für nicht oder nicht genügend berücksichtigte Stände eine Vertretung im Herrenhaus verlangten, gefallen — mit einziger Ausnahme des nationalliberalen Antrags auf stärkere Berücksichtigung der Industrie.

Die Besprechung der Ernährungsfragen im preußischen Haushaltsausschuß ist sehr aufschlußreich. Danach ist die Aufrechterhaltung der Brotration fraglich, weil von der ukrainischen Lieferung abhängig. Die Schweineabschlachtung (die erst so schlimm angefeindet wurde) ist wohl endgültig gerechtfertigt. Interessante Mitteilungen über Ungarn, wo man es erst mit dem freien Handel versucht hat, um nach vollem Mißlingen in die Staatsbewirtschaftung einzulenken.

Sonntag, 14. April.

Der Verfassungsausschuß des Landtags hat den fortschrittlichen Antrag, daß der Monarch das Recht haben solle, das Herrenhaus aufzulösen, abgelehnt. Merkwürdig, wie liberale und konservative Gedanken in dem Für und Wider dieser Forderung gegeneinanderstehen. Friedrich Wilhelm IV. wäre doch entzückt gewesen und mit ihm die Großväter der jetzigen Konservativen.

Über das deutsch-schweizerische Wirtschaftsabkommen sind neue Verhandlungen im Gange. Die Zentralmächte verlangen billigerweise, daß ihnen eine ähnliche Kontrollstation bewilligt wird, wie der Entente.

Die Beschaffung von Wohnungsausstattung wird mehrfach jetzt gemischt-wirtschaftlichen Gesellschaften, d. s. gemeinnützige Gesellschaften mit Staats- oder Stadthilfe und entsprechendem Einfluß, übertragen. Ehe das so weiter geht, sollte man doch einmal die Frage erwägen, ob die Begründung immer neuer solcher Stellen, die mit öffentlichen Mitteln arbeiten, nicht die Preise in die Höhe treiben muß. Wo öffentliche Körperschaften als Mitkäufer aufgetreten sind, ist noch immer Ähnliches geschehen. Jedenfalls sollten Zentralisationen angebahnt werden, damit nicht die Städte einander überbieten.

Montag, 15. April.

Die Stimmung steht unter dem Vorgefühl eines guten Erfolges der Kriegsanleihe...

Die nationalliberale Fraktion wird anregen, daß ein Ausschuß aus Vertretern des Auswärtigen Amtes, des Reichstages, Admiral- und Generalstabes eingesetzt werde, der die Reform des diplomatischen Dienstes zu prüfen hat. Man hat manchmal den Eindruck, als ob künftig alle Behörden ihre ganze Zeit damit werden zubringen müssen, den Ausschüssen der Interessenten Rede zu stehen. Die Mitregierung der Betroffenen und „Sachverständigen" ist ein sehr schwieriges Problem.

Dienstag, 16. April.

In den Zeitungen wird von einem „Abschluß" des Demobilmachungsplanes gesprochen, d. h. eines Planes für die Rückführung der Heeresangehörigen in das Wirtschaftsleben. Das kann wohl nur bedeuten, daß man sich über die zu schaffende Organisation einig wird.

Der Reichstag beginnt seine Verhandlungen mit einem Riesenprogramm. Denn zu den laufenden großen Angelegenheiten kommen eine Reihe von Einzelgesetzen, die wohl nicht sehr schnell erledigt werden: Arbeitskammern, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Verhältniswahl der großen Wahlkreise, § 153 der Gewerbeordnung.

Mit großer Spannung verfolgt man das, was von den Verhandlungen über den Marineetat in die Zeitungen kommt. Man kann aber nicht viel daraus entnehmen.

Die Hansestädte werden voraussichtlich gemeinsame Aktionen beim Bundesrat unternehmen zur Sicherung der wirtschaftlichen Interessen bei Friedensverhandlungen — — — alles ist Rüstung auf den Frieden, und man weiß doch eigentlich nicht, wie und woher er kommen soll.

Mittwoch, 17. April.

Der Fall Daimler wird im Ausschuß weiterbehandelt. Einer Möglichkeit besserer staatlicher Überwachung der Geschäftsführung von kriegswichtigen Betrieben stimmen auch die Nationalliberalen zu. Im übrigen fand die Industrie ihre unbedingteste Verteidigung bei den Konservativen. Über den Fall Daimler werden die Urteile zurückhaltender. Man will das Ergebnis des Gerichtsverfahrens abwarten. General Scheuch verteidigt das Kriegsministerium gegen den Vorwurf, es habe zwischen Algeciras und Serajewo nicht genügend für die wirtschaftliche Mobilmachung gesorgt. Sein Einwand, daß der Rohstoffverbrauch nicht hätte übersehen werden können, mag in mancher Hinsicht eine Entlastung bedeuten, im ganzen ist ohne Zweifel die Voraussicht doch mangelhaft gewesen. Aber was hat es für einen Sinn, das heute zu erörtern. Man hat eigentlich kein Recht zu verlangen, daß die Menschen genialer sein sollen, als sie nun einmal sind.

Donnerstag, 18. April.

Die neuen Steuern werden veröffentlicht: Branntweinmonopol, Biersteuer, Bierzoll, Wein- und Schaumweinsteuer, Besteuerung von Mineralwässern, Zoll für Kaffee, Tee, Schokolade, Erhöhung der Post- und Telegraphengebühr, Erhöhung von Stempelabgaben, Umsatzsteuer, Erhöhung der Kriegsgewinnsteuer — und als unvermeidliche Konsequenz von dem allen und Vorbedingung für weiteres, ein Gesetz gegen die Steuerflucht.

Also ein Programm von lauter Verbrauchssteuern! Technisch jedenfalls darin begründet, daß die richtigen direkten Steuern heute bei den unsicheren Grundlagen jeder Vermögensberechnung kaum durchführbar sind. Aber natürlich eine harte Zumutung für alle grundsätzlichen Verbrauchssteuergegner. Auf die Verhandlungen kann man gespannt sein.

Beim Postetat Bericht über die Postdiebstähle, die im Jahre 1917 über 3 Millionen Ersatzkosten erfordert haben — wobei noch zu bedenken ist, daß viele sich die Kosten gar nicht ersetzen lassen. Was nützt es, das Geld für den gestohlenen Speck zu bekommen?

Traurig ist dabei, daß die ungemein tüchtigen Kriegsleistungen von Tausenden und aber Tausenden pflichttreuer Beamten, so wie nun einmal die Menschen zu urteilen pflegen, unter dem Einfluß dieses Odiums nicht genug gewertet werden.

Freitag, 19. April.

Jetzt wird der Bericht zum Marineetat inhaltvoller, und man kann in und zwischen den Zeilen lesen, was man so gern wissen möchte. Das füllt ein Stück Nachtfahrt nach Berlin, bei der man im ungeheizten Personenzug und wiedergelehrter Winterlichkeit doch nicht schlafen kann.

Digitized by Google

Das und der Nachklang eines „vaterländischen Abends" in Hamburg, an dem ich über Karoline v. Humboldt gesprochen habe und einmal wieder spüren konnte, was für eine Kraft für uns heute noch von dieser Frau ausgehen kann, von ihrem unbegreiflichen inneren Reichtum und ihrer klaren, stählernen politischen Gesinnung und Einsicht.

In Hamburg wogt der Kampf um die Universität — in gewissem Sinne auch eine Kriegsfrage, weil eben doch die Aufgaben des Wiederbeginns eine Entscheidung herausfordern und zwingen, Anstalten, die diesem Wiederbeginn in entscheidendem Maße dienen sollen, nicht in unentschiedenen Entwicklungsstadien beharren zu lassen.

Sonnabend, 20. April.

Berlin in Regen und nassem Schnee, aber viel grüner als Hamburg. Die Wendung, der deutsche Frühling sei ein grüngestrichener Winter, fällt einem ein. Aber sie ist ein unfreundliches Wort für den seltsam starken Eindruck leuchtend grüner Baumreihen in trüben, grauen Straßen. Im Grunde so etwas heimlich Zuversichtliches, das sich der Stimmung irgendwie mitteilt. Dazu kommt der Kriegsanleiherekord mit 14½ Milliarden! Das ist, trotz aller Vorgefühle, eine Überraschung, die man stückweise trinkt, denn in den Mittagsblättern stand erst, daß 13 überschritten wären!

Naumann / Zu den Steuergesetzen

1.

Da der Krieg auf Kosten der künftigen Geschlechter geführt wird, so entsteht jetzt schon in ihren Anfängen die Gesellschaftsordnung der Zukunft. Jede neue Kriegsanleihe ist ein Zwangsinstrument für die Volkswirtschaft des Jahrhunderts nach dem Kriege. Alle Erzeugnisse der zukünftigen nationalen Arbeit werden starke Belastungen tragen müssen, damit es möglich ist, die Gläubiger des Staates zu befriedigen. Der Kampf um die Steuern ist **ein Kampf um die Lebensbedingungen aller produzierenden Schichten**. Auch beim ernstesten Willen, dem Vaterlande alle Notwendigkeiten zu gewähren, ist genaues Durchdenken der Steuerprobleme eine dringende Pflicht.

2.

Es ist ein gewisser Vorteil der deutschen Kriegsfinanzwirtschaft, daß die weit überwiegende Menge unserer Staatsgläubiger im Inlande lebt und daß infolgedessen der größte Teil unserer zukünftigen Steuern nur innerhalb der Nation verwendet wird. Man muß aber davor warnen, den staatlich geregelten Ausgleich der Ansprüche unserer Gläubiger für relativ harmlos zu halten, **weil das Geld ja doch im Lande bleibe**. Es bleibt im Lande, verliert aber von seinem Werte, weil den geborgten Milliarden die Eigenschaft eines werbenden Kapitals abhanden gekommen ist. Mit anderen Worten: es wird gezahlt für Gegenstände, die es nicht mehr gibt, für verschossene Munition, verbrauchte Uniformen usw. Außerdem ist leider wahrscheinlich, daß nach dem Kriege nicht kleine Anteile an der Kriegsschuld ins Ausland für Rohstoffe abwandern werden.

3.

Nachdem die russische Republik es für richtig gehalten hat, die Zahlungspflicht des Staates aufzuheben, ist es nicht ausgeschlossen, daß andere Staaten diesem Vorbilde folgen. Das Deutsche Reich aber kann und wird diesen Weg nicht gehen, einesteils aus Selbstachtung und anderenteils eben deshalb, weil wir überwiegend Inlandsgläubiger haben. Alle Gedanken, die sich darauf richten, Kriegsanleihen ohne Zahlung zu tilgen, müssen von vornherein abgewiesen werden. **Das Reich wird und will seinen übernommenen Verpflichtungen genügen.** Damit entsteht eine bisher kaum vorhandene Staatsaufgabe ersten Grades: die Milliardenbeschaffung für Staatsgläubiger. Diese neue Aufgabe drängt sich ihrer Natur nach vor alle anderen Aufgaben, denn jede künftige Verteidigungs- und Kulturausgabe wird im Haushaltsplan hinter der Schuldenverwaltung zu stehen kommen.

4.

Wer in dieser Lage die Bevölkerung damit über den Ernst der Finanzprobleme hinwegtäuschen will, daß er starke **Kriegsentschädigungen** von seiten unserer jetzigen Gegner in Aussicht stellt, verabreicht damit nur ein narkotisches Mittel. Eine Fortsetzung des Krieges bis zur Erreichung wesentlicher Entschädigungen kostet mehr als sie einbringt, denn kein feindlicher Großstaat wird sich für endgültig besiegt erklären, solange er noch finanziell betriebsfähig ist. Von einem zerbrochenen revolutionierten Staate aber sind bindende Zahlungsverpflichtungen schwer zu erreichen, wie wir am russischen Beispiele sehen.

5.

Durch das Auftreten sehr großer Forderungsrechte an den Staat wird in Gesamtwirkung das nationale Kapital verwässert. Ob und inwieweit sich dieser Vorgang dem Auslande gegenüber als Sinken der Valuta ausdrückt, hängt unter anderem davon ab, wieweit im Auslande dieselben Ursachen in gleicher Weise wirksam sind. Ohne Zweifel aber tritt innerhalb der eigenen Volkswirtschaft eine Verschiebung aller Bewertungen in der Art ein, daß **alle Preise steigen**. Es gewinnt dabei nominell, wer etwas zu verkaufen hat, es verliert, wer nur kauft. Die Preise der Grundstücke, Bodenschätze, Erzeugnisse und Waren steigen. Damit steigen unter vielerlei Reibungen die Arbeitslöhne, Gehälter und Geschäftsgewinne. Alle Steigerung aber bedeutet keine unmittelbare Erweiterung des Lebensspielraumes. Am meisten getroffen werden ruhige Rentner, Pensionäre, kurz, alle Leute mit gleichbleibenden Geldeinnahmen.

6.

Bei dieser Sachlage würde es ein Unrecht sein, alle Renteneinnahmen in gleicher Weise zu belasten. Bei allen Vermögenssteuern muß **der Unterschied zwischen gleichbleibenden und steigenden Vermögen in entschiedenster Weise gemacht werden**. Die letzteren aber sollen und müssen so scharf wie möglich gegriffen werden, damit diejenigen Volksteile, zu deren Gunsten die finanzielle Staatsmaschinerie von nun an in erster Linie arbeitet, auch ihrerseits weitgehend zur Leistung herangezogen werden. Das ist es, was als direkte Steuer bezeichnet wird. Sie muß vor den indirekten Steuerformen (Umsatzsteuer, Konsumsteuer usw.) durchgeführt werden, da sie gerechter und volkswirtschaftlich am wenigsten gefährlich ist. Es ist ein Hauptmangel der jetzt vorliegenden Entwürfe, daß sie eine direkte Steuer nicht enthalten.

7.

Die erste Erklärung des Mangels einer neuen direkten Steuer liegt darin, daß sich **die Finanzminister der Einzelstaaten** gegen eine Ausdehnung des Reichssteuerrechtes wehren. Das ist eine alte Streitfrage. Man kann es natürlich den Finanzverwaltungen der Staaten und Gemeinden nicht verdenken, wenn sie ihr Gebiet sichern

Digitized by Google

wollen, aber schließlich erwächst aus diesem in ruhigen Zeiten wohl begreiflichen Grundsatz jetzt eine unerträgliche Ungerechtigkeit. Wer hat denn den Krieg geführt? Ist es nicht eine bloß formale Konstruktion, daß nur das Reich für Kriegslasten verpflichtet sei, nicht aber die Einzelstaaten? Während jeder Privathaushalt von den gewaltigen Änderungen des Kriegswirtschaftswesens bis ins tiefste mitbewegt wird, ist es nicht zu verlangen, daß die im Bundesrat vertretenen Staatskassen allein wie unberührte Inseln behandelt werden.

8.

Auch die übrigen Gegengründe gegen die Einfügung einer fühlbaren direkten Steuer in die jetzige Finanzregelung sind zwar an sich nicht völlig unberechtigt, können aber unsere Meinung nicht überwinden, daß schon jetzt die Hauptbevorzugten zur Hauptleistung herangezogen werden. Es wird zugegeben, daß eine Berechnung des kapitalistischen Besitzes während des Krieges höchst zweifelhafte Resultate liefern muß, und alle Wertabschätzungen sind problematisch. Sicherlich aber ist möglich eine Wiederholung des Wehrbeitrages. Möglich ist eine Schärfung der Zuwachsbesteuerung (Kriegsgewinn). Nur unter solchen oder ähnlichen Voraussetzungen kann man an die unvermeidlichen schweren Belastungen aller Arbeit und allen Konsums herantreten.

9.

Bei allen Umsatz- und Verbrauchsbesteuerungen muß im Auge behalten werden, daß nicht durch formelle Gleichheit eine höchst unerwünschte Ungleichheit herbeigeführt wird. Überall nämlich, wo einfach nach der Menge der erzeugten oder gehandelten Mengen besteuert wird, verstärkt sich die Konkurrenzkraft derjenigen, die schon von vornherein den Vorteil des Großbetriebes haben: sie kaufen direkter vom Urproduzenten und haben vergleichsweise geringere Generalunkosten. Das bedeutet, daß noch weit allgemeiner, als es in den Entwürfen des Reichsgesetzamtes bisher geschieht, der Grundsatz der Staffelung durchgeführt wird: Steigen der Steuerprozente bei steigenden Mengen! Das macht die Steuermethode umständlicher, bewahrt aber vielleicht davor, daß die Steuern endgültig den Untergang des Mittelstandes herbeiführen.

10.

Die letzte und größte Sorge bleibt, ob wir bei den ungeheuren weiteren Steigerungen aller Preise und Belastungen überhaupt noch arbeitsfähig bleiben. Wird es sich noch verlohnen, auf Grund erhöhter Materialkosten, Arbeitslöhne und Steuern Betriebe zu leiten, während gleichzeitig die Staatsgläubiger ihrer Versorgung sicher sind? Die Antwort auf diese Frage kann nur in der Praxis gegeben werden. Denkbar ist, daß der geschäftliche Trieb zeitweise leidet, zwar wohl nicht in der ersten Bedarfsdeckungsperiode nach dem Kriege, aber später. Dann steigt vorübergehend der Kaufpreis der Staatsanleihen, dann vermindern sich die Staatseinnahmen, dann zwingt die Entwicklung zu stärkerer direkter Besteuerung. Irgendwie aber drückt sich ein Gleichgewicht wieder durch, solange Arbeitskräfte und Arbeitswille der Nation vorhanden sind. Die Last ist schwer, und jeder muß wünschen, daß sie nun nicht weiter wächst.

Karl Doormann M.d.R. / Die Steuervorlagen

Das Geheimnis der neuen Steuern ist vom Reichsschatzamt und den übrigen in Betracht kommenden Stellen so streng wie früher nie gewahrt worden. Ob aber die Übertragung des in der militärischen Strategie mit so viel Erfolg verwendeten Überraschungsmoments auf den Steuerfeldzug zweckmäßig war, wird sich im Laufe der weiteren Verhandlungen herausstellen. Wir möchten fürs erste daran zweifeln, um so mehr als es sich bei der großen Mehrzahl der Vorlagen, und gerade den ertragreichsten, nicht um provisorische Kriegssteuermaßnahmen, sondern um bleibende Einrichtungen handelt, die für die Gestaltung unseres Wirtschaftslebens von unabsehbarer Bedeutung sein müssen und sein werden. Während die Steuergesetzgebung der Kriegsjahre bisher nur Ansätze für die dauernde Deckung des Reichsfinanzbedarfes brachte, sind die neuen Vorlagen offenbar bestimmt, einen wesentlichen Bestandteil des Steuersystems der Zukunft zu bilden. Aus diesem Grunde wird sie der Reichstag einer doppelt sorgsamen Prüfung unterziehen müssen, für die bis heute keinerlei Vorbereitungen in der öffentlichen Diskussion getroffen werden konnten, und die darum nicht in kurzer Zeit bewältigt werden kann.

Wenn der Finanzbedarf des laufenden Rechnungsjahres auf 2875 Mill. M., der Ertrag der neuen Steuern auf rund 3100 Mill. Mark berechnet wird, so wäre es gleichwohl töricht, von einem Bewilligen auf Vorrat zu sprechen. Einmal fällt die Differenz angesichts der Unsicherheit, mit der sich die Erträge neuer Steuern schätzen lassen, nicht sonderlich ins Gewicht, zum anderen geht der gesamte tatsächliche, nicht nur etatsmäßige Finanzbedarf weit über das hinaus, was sie selbst im günstigsten Falle eintragen werden. Endlich weiß heute niemand, welche und wie viele Abstriche der Reichstag machen wird. Die vielumstrittene, unseres Erachtens zweifellos berechtigte Scheu, die öffentliche Wirtschaft auf Kosten der privaten reichlicher als mit dem unumgänglich Erforderlichen auszustatten, braucht also heute die Kritik nicht zu beschweren. Im Gegenteil muß man sich fragen, ob noch genügend Steuergebiete für den späteren Zugriff bei der endgültigen Finanzreform übrigbleiben.

In dieser Hinsicht wird es unsere und wohl allgemeine Billigung finden, wenn sich die Reichsfinanzverwaltung in den augenblicklich vorliegenden Entwürfen zunächst damit begnügt, auf den alten und gewohnten Steuerwegen weiterzugehen, und zwar bei einzelnen Steuerformen so weit zu gehen, wie es irgend möglich ist. Es fehlt ja nicht an allerlei neuen Formen, die mit mehr oder minder guten Gründen empfohlen werden und auf die man in einem späteren Stadium vielleicht oder sicher wird zurückgreifen müssen. Allein es erscheint uns richtig, die Entscheidung über Rohstoffsteuern und Wirtschaftsmonopole — um diese bei uns neuartigen Formen handelt es sich in der Hauptsache — noch hinauszuschieben, bis sich einigermaßen übersehen läßt, wie sich die Handelsbeziehungen zum Ausland, insbesondere die Rohstoffbeschaffung aus demselben und überhaupt der Gang unseres Wirtschaftslebens gestalten wird. Vermutlich wird diese Zurückhaltung von dieser oder jener Seite getadelt werden, gibt es doch Leute, die meinen, der augenblickliche Zustand der Auflösung, in dem sich unser Wirtschaftsleben befindet, biete die beste und niemals wiederkehrende Gelegenheit, es von Grund aus nach bestimmten Grundsätzen und Zielen neu zu organisieren und zweckmäßig zu lenken. Das mag in gewissem Sinne richtig sein. Allein, wir ziehen es vor, wenn die Prinzipien, nach denen sich unser zukünftiges Wirtschaftsleben ordnet, nicht lediglich theoretischen Spekulationen entstammen, sondern den Boden der Tatsachen festhalten. Was auf diese Weise vielleicht dem augenblicklichen Zugriff des Steuerfiskus verlorengeht, kommt auf andere Weise dem Wirtschaftsleben und damit der Steuerkraft des ganzen Volkes zugute. Und wie die Dinge heute liegen, haben wir doch wahrlich Grund genug, uns vor Experimenten zu hüten, deren Fehlschlagen den geschwächten Wirtschaftskörper viel heftiger erschüttern müßte, als dies zu normalen Zeiten der Fall sein würde.

Wenden wir uns jetzt den vorliegenden Steuerentwürfen zu, so kann es natürlich nicht unsere Absicht sein, in eine Erörterung

Digitized by Google

der Einzelheiten einzutreten. Fürs erste interessiert uns der Gesamteindruck, den das Steuerbukett macht, sowohl durch das, was es enthält, wie durch das, was es nicht enthält. Es fehlt, um dies vorwegzunehmen, in ihm vor allem eine eigentliche direkte Steuer vom Besitz. Denn die Erhöhungen auf dem Gebiet des Reichsstempelwesens treffen den Vermögensbesitz nur mittelbar bei den Verkehrsakten der Kapitalsanlage und des Kapitalumsatzes. Und die Kriegssteuer der Gesellschaften für das vierte Kriegsgeschäftsjahr mit einem auf 600 Mill. M. geschätzten Ertrag ist lediglich eine einmalige Abgabe, kommt also für das zukünftige Steuersystem des Reiches nicht in Frage. Vermutlich wird später eine ähnliche Abgabe auch von den Einzelpersonen erhoben werden, die den nach Ablauf des Jahres 1916 entstandenen Vermögenszuwachs erfaßt. Aber der Zweifel bleibt bestehen, ob die kommende Finanzordnung des Reiches eine erweiterte regelmäßige Besteuerung des Besitzes über das bereits vor dem Kriege erreichte Maß hinaus enthalten wird.

Wir verkennen nicht, daß die Änderung des Reichsstempels einen Mehrertrag von 214 Mill. M. erbringen soll. Allein nach wie vor halten wir an unserer Auffassung fest, daß es ganz unmöglich und aus politischen und sozialen Gründen untunlich ist, an einer stärkeren direkten Reichssteuer vorbeizugehen. Anscheinend steht die Regierung unter demselben Eindruck, nur bevorzugt sie die Form der Stempelsteuern, die nun einmal als indirekte Steuern gelten, weil sie nicht den alten Streit über direkte Reichssteuern von neuem entfesseln will. Das ist sachlich bedenklich und obendrein nicht ausreichend. Die finanziellen Bedürfnisse der Einzelstaaten und Gemeinden würdigen wir durchaus. Allein der rein formalistische Grundsatz, der dem Reich die indirekten, den Bundesstaaten die direkten Steuern zuweist, läßt sich unseres Erachtens nur so lange aufrechterhalten, als das Gesamtsteueraufkommen der deutschen Steuerzahler dabei eine angemessene Verteilung auf die beiden großen Steuerkategorien erfährt. Was angemessen ist, läßt sich freilich nicht mit kurzen Worten sagen. Bis zum Ausbruch des Krieges entfiel ja rund die Hälfte auf direkte und indirekte Steuern. Wir verlangen keineswegs, daß das gleiche Verhältnis auch nach dem Kriege hergestellt werden soll, aus dem einfachen Grunde, weil dies voraussichtlich zu einer unerträglichen Erhöhung der direkten Steuern vom Einkommen, Vermögen und aus Erbschaften führen würde. Wollte man jedoch die Erhöhung der direkten lediglich für die Wiederherstellung der finanziellen Ordnung in den Einzelstaaten und Gemeinden verwenden und sie nur nach den Bedürfnissen derselben bemessen, die Ordnung der Reichsfinanzen dagegen ausschließlich auf Verbrauchsabgaben, Verkehrssteuern usw. verweisen, so würde sich das Verhältnis der direkten zu den indirekten Steuern zugunsten der ersteren und zumgunsten der letzteren in einer unseres Erachtens nicht zu billigenden Weise verschieben. Genau wird man die Dinge erst beurteilen können, nachdem der Krieg zu Ende ist. Allein schon jetzt weiß jedermann, daß seine Kosten zu Lasten des Reichs gehen und daß die Kriegslasten, die Staat und Gemeinden endgültig zu tragen haben werden, relativ geringfügig sind, verglichen mit denen, die dem Reiche verbleiben. Hieraus ergibt sich für uns die Stellung, die wir zu der Frage der direkten Reichssteuern einnehmen. Das materielle Gewicht der Tatsachen muß über formale Einwendungen, mögen sie an sich so berechtigt sein, wie sie wollen, hinweggehen.

Aus welchen Gründen nun eine Abgabe vom Besitz unter den vorliegenden Entwürfen fehlt, wissen wir nicht. Wir hoffen immer noch, daß sie nur aufgeschoben ist, nicht, daß auf sie endgültig verzichtet werden soll. Denn dafür, daß die Entscheidung dieser Kernfrage der endgültigen Finanzreform vorbehalten bleibt, lassen sich allerdings gute Gründe anführen. Leider besteht allzu begründetes Mißtrauen gegenüber den Regierungen in diesem Punkte, hervorgerufen durch die Art und Weise, wie einzelstaatliche Parlamente und Finanzminister die direkten Steuern unverkürzt ausschließlich für die Einzelstaaten immer noch fordern. Wir fürchten, für die Reichsfinanzverwaltung ist die Situation dadurch beträchtlich erschwert, jedenfalls nicht erleichtert worden.

Was nun weiter die Getränkesteuern anlangt, so haben wir glücklicherweise im Bier und Branntwein beträchtliche Steuerreserven, auf die wir jetzt zurückgreifen können. Sie werden voll ausgenützt werden müssen, darüber ist sich alle Welt einig. Der Übergang beim Bier von der rohen Braumalzsteuer zur Fabrikatsteuer entspricht nicht nur den modernen Ansprüchen an eine verfeinerte Steuertechnik, sondern ist eine Notwendigkeit geworden. Der Konsum wird allerdings angesichts dieser Veränderungen nie darauf rechnen dürfen, auch von den Preisen abgesehen, jemals die früheren Verhältnisse wiederzuerhalten, soweit Qualität und Befriedigung besonderer Geschmacksrichtungen in Frage kommen. Des weiteren werden die Kontingentierung der Brauereien und die Staffelung der Steuersätze zugunsten der mittleren und kleinen Betriebe das Gewerbe vor neue Aufgaben und unter ungewohnte, ja vielfach unbequeme und lästige Beschränkungen stellen. Allein mit der Zeit hätten diese Veränderungen ohnehin kommen müssen.

Beim Spiritus übernimmt ausschließlich das Reich die Verarbeitung zu Trinkbranntwein und den Handel mit demselben. Es ist die dritte Monopolvorlage dieser Art, und zwar kommt sie inhaltlich der ersten vom Jahre 1886 am nächsten. Wie die Regierung meint, ermöglicht die Monopolform die stärkste Belastung unter weitgehendster Schonung der Verbraucher. Früher vermochte sie mit dieser Auffassung allerdings nicht durchzudringen. Die Wirkung der mit einer großen Steuererhöhung verbundenen Neuorganisation auf zahlreiche Erwerbskreise wird natürlich enorm sein, und es wird sich auch heute wiederum fragen, ob die Vorzüge des Monopols wirklich so schwer wiegen, um die grundstürzende Änderung der herkömmlichen Einrichtungen zu rechtfertigen und wettzumachen. Dies um so mehr, als eine bloße Erhöhung der Steuersätze an sich kaum ein geringeres finanzielles Ergebnis zu haben braucht.

Daß angesichts der starken Heranziehung von Bier, Branntwein auch Wein und Schaumwein nicht leer ausgehen können, versteht sich von selbst. Das gleiche gilt von Mineralwässern, Limonaden usw., wennschon hiermit ein Gebiet betreten wird, auf dem sich die Steuergesetzgebung bisher noch nicht versucht hat. Ebenso ergibt sich eine Erhöhung der Zollsätze für Auslandsweine, fremde Biere, für Kaffee, Tee, Kakao und die Erzeugnisse aus letzterem als notwendige Konsequenz der Mehrbelastung der heimischen Erzeugnisse, mit denen jene in Konkurrenz treten.

Eine erneute Erhöhung der Post- und Telegraphengebühren usw. in Form einer erweiterten und erhöhten außerordentlichen Reichsabgabe hätten wir gern vermieden gesehen, nachdem erst seit dem 1. August 1916 neue Tarife in Kraft getreten sind, zumal es sich wiederum nur um ein Provisorium handelt. Eine grundsätzliche Umgestaltung der geltenden Gebührenordnungen wird demnächst zu erfolgen haben. Und unmöglich können die hierzu erforderlichen Vorarbeiten so zeitraubend sein, daß um des verhältnismäßig bescheidenen Mehrertrags willen die vorgeschlagene Ergänzung des Gesetzes vom Jahre 1916 mit allen Störungen und Veränderungen, die sich für das Verkehrsleben daraus ergeben, schon jetzt unbedingt vorgenommen werden müßte.

Den Hauptteil des Steuerplus erwartet die Reichsfinanzverwaltung von der erhöhten Warenumsatzsteuer einschließlich der eingefügten Luxussteuer, nämlich rund 1,2 Milliarden Mark. Schneller, als erwartet wurde, soll der Ausbau dieser neuesten Steuerform — sie wurde erst am 1. Oktober 1916 eingeführt — erfolgen, und zwar in dreierlei Hinsicht: 1. durch Erhöhung des Steuersatzes von 1 auf 5 pro Mille, 2. durch Ausdehnung auf alle geldwerten Leistungen, soweit nicht das Verhältnis von Arbeitgebern zu Arbeitnehmern in Betracht kommt und ein bestimmter Mindestbetrag des Gesamtentgelts erreicht wird; endlich 3. durch eine hohe Sonderbesteuerung bestimmter Luxusgegenstände. Die Begründung glaubt mit dem gewählten Steuersatz unter der Grenze zu bleiben, jenseits derer die Belastung einen wirklich fühlbaren Grad erreicht, und findet sich in dieser Auffassung durch Äußerungen aus Handels- und Industriekreisen, die vielfach noch weiter gehen, bestärkt. Auch die Exportfähigkeit des Handels scheint ihr nicht gefährdet, obwohl sie nicht verkennt, daß im Konkurrenzkampf um den Auslandsmarkt mit kleinen Bruchteilen gerechnet werden muß. Hier wird erst die Erfahrung längerer Zeit ein end-

Digitized by Google

gültiges Urteil gestatten. Bedeutungsvoller erscheinen uns für jetzt die Rückwirkungen auf den inneren Aufbau unseres Wirtschaftskörpers, die zwar nicht unbedingt eintreten müssen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ausbleiben werden. Die ohnehin vorhandenen starken Tendenzen, die auf Ausschaltung des Zwischenhandels und Betriebszusammenfassungen ausgehen, werden zweifellos eine Verstärkung erfahren, und zwar wird dies ebenso von den wirtschaftlich unberechtigten wie den berechtigten gelten. Eine Gewähr, daß damit nur zweckmäßige Vereinfachungen der Wirtschaftsprozesse geschaffen werden, ist nirgends gegeben.

Die Diskussion einer Luxussteuer wird hoffentlich dazu führen, weitverbreitete irrige Auffassungen der öffentlichen Meinung über dieses Lieblingskind des Steuerdilettantismus zu berichtigen und zu klären.

Das Steuerfluchtgesetz will die etwaige Flucht von Kapitalisten durch strenge Maßnahmen verhindern: Fortdauer der Steuerpflicht auf 5 Jahre, Haftung für die Steuern mit 20 Prozent des Vermögens, im anderen Falle Strafe der Ausbürgerung der eigenen Person und der Familie. Daß Maßnahmen dieser Art unentbehrlich sind, kann nicht zweifelhaft sein. Die berechtigte Auswanderung darf natürlich nicht gehemmt werden.

Eine Fülle gesetzgeberischer Aufgaben schwerster und verantwortungsvoller Art, das lehrt schon dieser kurze Überblick, ist in den Steuervorlagen enthalten. Den ungeheuren Stoff in wenigen Wochen im Reichstag zu bewältigen, will uns kaum möglich erscheinen, zumal es an gegensätzlichen Auffassungen der Parteien nicht fehlen wird. So überaus eilig scheint uns die Sache auch nicht zu sein, daß man sich selbst vor einer Übereilung nicht zu scheuen brauchte. Ganz im Gegenteil: ein gut Teil der wirtschaftlichen Zukunft Deutschlands wird von der sachgemäßen Erledigung abhängen. Und je bereitwilliger der Reichstag anerkennen wird, daß die Vorlagen mit bemerkenswerter Sorgfalt technisch vorbereitet sind, desto gewissenhafter wird auch er Zeit und Kraft daran setzen müssen, um ein Ergebnis zu erzielen, das vor dem Urteil der Zukunft bestehen kann.

Walter Schmidt / Norwegen in Not

Christiania, 18. April.

Da im deutschen Publikum teilweise immer noch eine irrtümliche Auffassung über den Stand der Verhandlungen zwischen Norwegen und Amerika betreffs eines Handelsabkommens sowie auch über die Haltung, die Norwegen dabei der Entente gegenüber einnehme, zu herrschen scheint, soll hier nochmals kurz die Sachlage an der Hand der vorliegenden Tatsachen klargestellt werden. Dies erscheint um so nötiger, da unbegreiflicherweise in der deutschen Presse die ebenso irrtümliche wie nachweisbar falsche Beschuldigung erhoben worden ist, die norwegische Presse im allgemeinen und die Zeitung „Aftenposten" besonders habe in redaktionellen Leitartikeln behauptet, Deutschland sei in erster Linie schuld an der Verzögerung, da man deutscherseits auf die norwegische Regierung einen starken Druck ausübe, um das Zustandekommen des für Norwegens Versorgung mit Lebensmitteln so nötigen Abkommens zu verhindern. Diese Behauptung ist tatsächlich nur vereinzelt von ein paar verbandsfreundlichen aktivistischen norwegischen Blättern, „Tidens Tegn" und „Sjöfartstidende", ausgesprochen worden. Aber selbst „Sjöfartstidende" hat später in einem Leitartikel am 11. d. M. seinen Irrtum eingeräumt und ausdrücklich betont, daß ein deutscher Druck offenbar nicht vorliege. Dagegen hat die übrige norwegische Presse eine solche Beschuldigung gegen Deutschland nie erhoben oder sogar, wie außer „Morgenbladet" namentlich gerade „Aftenposten" in einem Leitartikel am 5. d. M. ausdrücklich hervorgehoben, es liege keinerlei Versuch von deutscher Seite vor, das Abkommen mit Amerika zu hintertreiben, denn es sei erwiesen, daß jedenfalls nicht Deutschland schuld an der Verzögerung sei. Gleichzeitig wurde in nicht mißzuverstehender Weise auf die wirkliche Ursache zur Verzögerung hingewiesen: England, das plötzlich, nachdem die Regierung der Vereinigten Staaten den norwegischen Gegenvorschlag bereits grundsätzlich gutgeheißen, Einspruch gegen den Abschluß der Übereinkunft erhoben und Veränderungen „redaktioneller Art" verlangt habe, die vor allem eine ausländische Kontrolle darüber bezweckten, daß die etwa aus Amerika und den Ententeländern nach Norwegen eingeführten Lebensmittel, Bedarfswaren und Rohstoffe in keiner Weise, weder mittelbar noch unmittelbar Deutschland und seinen Verbündeten zugute kommen könnten. Also eine Kontrolle seitens englischer Beamten in Norwegen selbst. Auf diese demütigende, weder mit der Souveränität noch der Neutralität Norwegens zu vereinbarende Forderung, die die Entente, in erster Linie England, als Bedingung für die Unterzeichnung des schon fertigen Abkommens gestellt hat, konnte und wollte aber die norwegische Regierung nicht eingehen. Deshalb, allein deshalb, sind die Verhandlungen ins Stocken geraten, und da die norwegische Regierung an ihrer bestimmten Weigerung, auf solche Bedingungen hin dem hungernden norwegischen Volk Brotgetreide und andere notwendige Waren zu erkaufen, festhält, andererseits England kein Entgegenkommen zeigt, nimmt man in eingeweihten norwegischen Kreisen jetzt als so gut wie sicher an, daß die Übereinkunft überhaupt nicht zustande kommen wird. Daß Norwegen in diesem Punkte trotz der drohenden Hungersnot nicht nachgeben wird, geht vor allem auch deutlich aus einer ganzen Reihe von Artikeln in norwegischen Blättern hervor — soweit sie nicht verbohrt verbandsfreundlich sind, wie eben vor allen „Tidens Tegn" und „Sjöfartstidende", die jedoch nur eine kleine Clique von Aktivisten bzw. die Sonderinteressen der norwegischen Reeder vertreten. Sowohl „Morgenbladet" wie auch „Aftenposten" und vor allem das Blatt der Regierung, „Intelligensedler", haben deshalb „Tidens Tegn" und „Sjöfartstidende" aufs schärfste angegriffen und offen beschuldigt, mit ihrer Agitation für einen Abschluß des Abkommens um jeden Preis, also auch zu den demütigenden englischen Bedingungen, ausländischen und jedenfalls nicht norwegischen Interessen zu dienen und eine landesschädliche Politik zu treiben. Also kann man jedenfalls nicht der norwegischen Presse in Bausch und Bogen, wie deutscherseits geschehen ist, den Vorwurf machen, in diesem Falle gegen Deutschland zu hetzen. Im Gegenteil, gerade in Deutschland, wo man aus eigener Erfahrung weiß, was Hungern und Darben heißt, sollte man rückhaltlos die Standhaftigkeit anerkennen, mit der das kleine machtlose Norwegen tapfer für seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit weiterkämpft, trotz des unerträglichen Drucks, der auf die norwegische Regierung von der Entente ausgeübt wird, trotz der drohenden Hungersnot, die dem norwegischen Volke kaum erspart bleiben wird, wenn das Abkommen mit Amerika nicht zustande kommt. Und nicht nur in eingeweihten politischen Kreisen, sondern auch immer allgemeiner im norwegischen Volke rechnet man jetzt schon damit, daß die Verhandlungen endgültig scheitern werden, Norwegen also die so notwendigen Zufuhren vor allem an Brotgetreide wenigstens nicht aus den Ententeländern erhalten wird. Das ist der wahre Sachverhalt, den man in Deutschland wissen muß, um die Lage und Stimmung in Norwegen gerecht zu beurteilen. Auch die deutsche Presse darf nicht mit doppeltem Maße messen, wenn es sich um ein kleines, wehrloses Volk, in diesem Falle Nowegen, handelt.

Erkelenz / Eine neue Bewegung

Vom 28.—30. April treten in Berlin die Vertreter von 700 bis 800 freiheitlich-nationalen Angestellten und Arbeitern zum ersten, freiheitlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenkongreß zusammen.

Damit wird sich zum erstenmal in Deutschland eine Bewegung ihrer Bedeutung und Kraft bewußt, die im Rohstoff seit Jahrzehnten vorhanden war, der leider bisher das Bewußtsein und das Wollen zum Zusammenstreben gefehlt hat. Die teilnehmenden

Digitized by Google

Verbände: Der Verband der Deutschen Gewerkvereine, Verband der Eisenbahnhandwerker und -arbeiter, Deutscher Handlungsgehilfenverband, Werkmeisterverband, Verein der Deutschen Kaufleute, Telegraphenarbeiterverband, Militärarbeiterverband und manche andere sind meist alte Verbände. Sie leisteten auf ihrem engeren Gebiete gute soziale Arbeit. Aber jeder liebte es, für sich zu stehen. Ihre gemeinsame Kraft war unerkannt, die gemeinsamen Aufgaben blieben unverstanden. War ihnen die sozialdemokratische Bewegung seit langem mit machtvoll zusammenfassender Organisation vorausgegangen, verstand es später die christliche Bewegung, aus dem Dreiklang von Gewerkschaft, konfessioneller Vereinigung und Zentrumsparteibewegung kräftige Akkorde herauszulocken, so blieb es trotz alledem in den freiheitlich-nationalen Vereinigungen ruhig. Der Krieg erst mußte der Erwecker sein, als er im Hochdruck des Weltumschmelzungsprozesses einen Sturmwind entfachte für freies Volkstum auf demokratischer Grundlage. Das war der letzte Prüfstein. Und unter Führung der deutschen Gewerkvereine und der Eisenbahner erkannte man zuerst, daß das Trennende zwischen den Verbänden leicht wiegt, das Gemeinsame dagegen eine alles überragende Bedeutung besitzt.

Der Drahtverhau, der die innerlich verwandten Verbände voneinander schied, war eine etwas veräußerlichte und verhärtete Neutralität: die Furcht vor der Parteipolitik. Das neue Zusammenarbeiten hat bewiesen und wird weiter beweisen, daß alle diese Verbände gemeinsame Ziele haben in der Sozialpolitik, der Wirtschaftspolitik, der Kulturpolitik. Und mehr als das: daß alle diese Ziele und die Wege zu ihnen verankert sind in einem selbstbewußten, stolzen, freien Volke. Und alles, was uns zu einem solchen werden zu lassen geeignet und bestimmt ist, sprudelt aus einer großen, unerschöpflichen Quelle, an deren Wasser sich selbst widerstrebende andere Bewegungen laben müssen: Vaterland und Freiheit! Was ihnen dient, ist nicht Parteipolitik, sondern Volkspolitik im besten Sinne des Wortes. Wer ihr sich widmet, opfert sich nicht einer Partei. Will man ihr Dienste leisten, so muß man große Ziele haben, muß wenigstens ahnend begreifen, wie alle großen Ziele des Volkes und der Menschheit mit ihr in Zusammenhang stehen und muß Ideen haben, wie man zu diesen Zielen kommen will. Da darf man nicht irgendwo am Ufer allein und ausschließlich die Suppen des engeren Berufs oder Verbandes kochen, sondern muß sich herzhaft in den Strom der neuen Entwicklung stellen, muß wagen und kämpfen. Und darf sich nicht schämen, wenn andere Gruppen, z. B. Parteien oder Zeitungen von anderen Ausgangspunkten an denselben Zielen arbeiten. Da ist eine gewisse Arbeitsteilung nötig. Aufgaben und Ziele sind bei weitem größer als die in Bereitschaft stehenden Kräfte sie bewältigen könnten. Geeint werden sie alle durch die gemeinsame Grundlage, durch den einheitlichen Stamm ihrer Kraft, während in den Zweigen und Blättern Verschiedenheit, Individualität leben mag und muß.

Wer zweifelt an den ungeheuren Aufgaben, die vor unserem Volke liegen? Das Schicksal ist im Begriffe, durch den Heldenmut unserer Heere, durch die Kraft der Heimatfront uns die Bergeslast als ein neugeborenes Weltvolk aufzuerlegen. Zwischen Maas und Memel und Etsch und Belt liegt unsere Heimat, unsere Muttererde. Aber weit darüber hinaus müssen unsere Blicke und Gedanken und unsere Arbeitskraft schweifen. Wollen wir den Mut verlieren? Wollen wir ängstlich werden ob der Aufgaben, die uns die Geschichte gestellt, ohne daß wir sie bewußt gesucht? Und wenn wir herzhaft anfassen wollen, können wir es bloß nach außen tun? Müssen wir nicht im eigenen Lande, in Handel und Industrie und Landwirtschaft, in Schule und Haus, in Zivilisation und Kultur, in Staat und Gemeinde uns würdig und fähig machen für unsere neue Aufgabe? Ja, müssen wir nicht an uns selbst, jeder an sich putzen und bauen, um erfüllen zu können, was das Schicksal verlangt?

Wohlan, hier tritt eine in diesem Sinne neue Arbeiter- und Angestelltenbewegung vor uns, die frei von allen versteinerten Belastungen dogmatischer Vergangenheit sich dieser Aufgabe unumwunden widmen will. Sie macht einen neuen Start. Soll sie ins Leere greifen, unverstanden von Freund und Feind wieder in Vereinzelung und Schwachheit zurücksinken? Eine warnende Frage an Deutschlands Bürgertum, an seine Politiker, seine Behörden und Gelehrten, an die Regierung und die Presse. Kräfte sind genug am Werke, sind tausend- und millionenfach lebendig. Jetzt gilt es, sie zu einer starken, unzerreißbaren Kette zusammenzufügen, gilt es, Hand in Hand und Gedanke in Gedanke greifend, arbeiten zu lernen am einheitlichen Ziele.

Nicht alle Verbände sind auf dem Kongresse vertreten, die man dort zu suchen berechtigt ist. Doch gibt es Glieder, die den rechten Dreh nicht fanden, tastend und zagend an der Seite stehen. Je größer das Echo des Kongresses wird, je entschiedener und kraftvoller der Kongreß selbst in die Saiten greift, um weithin schallend Wege zu weisen, je früher werden die Außenseiter den Anschluß finden. Nur keine Furcht, daß wir uns bescheiden verstecken müßten. Nur nicht den Glauben aufkommen lassen, daß die anderen mehr oder Besseres wüßten als wir. Nur herzhaft zugefaßt!

Und damit einen Gruß der kommenden Tagung. Flossen die Wasser der Verbände, solange sie in der Vereinzelung waren und blieben, meist ruhig hin, so tut ihr jetzt einen großen Schritt aufs offene Meer. Verbände leben und wachsen von dem Willen, der sie führt, von der Unbeugsamkeit und Zielklarheit dieses Willens, sowie von der Fernwirkung dieses Willens der Führer auf die Massen. Seid im Willen groß und laßt das Weitere der Zukunft. Seid nicht ängstlich, nicht allzu behutsam und vorsichtig. Deutschland hungert trotz allem nach einer Arbeitnehmerschaft, die national und freiheitlich ist, ohne an die Reaktion oder an die Revolution auch nur herkömmlich gebunden zu sein. Doch einmal schlägt eure große Stunde. Nutzt sie! Und ihr Millionen aller Stände und Klassen, die ihr draußen steht, aber mit dem Herzen dabei seid: greift mit zu, hebt das Rad mit über die Hindernisse, und dann Glück auf zur Fahrt ins neue Deutschland!

Wilhelm Heile / Nutzen und Notwendigkeit einer politischen Volkshochschule

Ist es nicht merkwürdig, daß Deutschland, das klassische Land der Schulen, bisher so wenig, ja, fast nichts getan hat, um seinem Volke staatsbürgerliche Bildung zu vermitteln? Alle öffentlichen Lehranstalten sind unpolitisch, und zwar nicht bloß im Sinne der Ablehnung von politischer Parteilichkeit — das soll und muß so sein —, nein, sie sind auch unpolitisch im eigentlichen Sinne. Sie schließen die staatsbürgerliche Bildung nicht in den Begriff der von ihnen gepflegten allgemeinen Bildung ein und tun so von sich aus so gut wie nichts zur Stärkung des staatlichen und nationalen Gemeinschafts- und Pflichtbewußtseins. Selbst der Geschichtsunterricht reicht nur selten bis in die lebendige Gegenwart und leistet deshalb nur wenig zur Weckung des Verständnisses für die politischen Strömungen und Triebkräfte der jüngsten Vergangenheit, deren Fortwirken die Menschen von heute als Staatsbürger handelnd und duldend noch unmittelbar verspüren.

Politisch' Lied — ein garstig' Lied: das scheint der Leitspruch allen öffentlichen Unterrichts zu sein, und selbst an den Hochschulen weht im allgemeinen eine Luft, die der Bildung staatsbürgerlichen Willens nicht gerade günstig ist. Mit der bloßen Erziehung zu nationalem Stolze ist es nicht getan. Sie ist an sich gut und segensreich. Aber Stolz ohne eigene Leistung oder doch eigenen Willen zur Leistung gerät leicht in Gefahr, zu lächerlichem Dünkel zu entarten. Aus solcher Erziehung kann nicht das rechte Gefühl der Mitverantwortung fürs Ganze erwachsen. Daraus entsteht nicht viel mehr als ein lärmender und abstoßender Chau-

Digitized by Google

vinismus, der mehr noch ein Afterpatriotismus als Überpatriotismus ist, und bestenfalls ein bloßes achtungsvolles Aufschauen zu denen, die Reich und Staat leiten. Ihnen wird es vertrauensselig überlassen, das Vaterland herrlichen Tagen entgegenzuführen; das Volk aber bleibt untertan der Obrigkeit, da sie die Gewalt in Händen hat. Der eigentliche Bürger mit selbstbewußtem Stolz und eigenem staatlichen Willen und Verantwortungsgefühl kann sich dabei nicht entfalten. Man gehorcht und erfüllt seine Staatsbürgerpflicht lediglich passiv im Steuerzahlen, Dienen und bequemen Hinnehmen des Segens, der von oben kommt. Und dann kommt alle fünf Jahre einmal ein Tag, an dem jeder erwachsene männliche Volksgenosse nicht bloß Objekt, d. i. Gegenstand der Gesetzgebung ist, sondern Subjekt, verantwortlicher Mitgestalter. Das ist der Wahltag, der Tag des Bürgers, sein Ehrentag; da ist er nicht mehr Untertan, da ist er Staatsbürger und hilft selbst mitbestimmen, was aus dem Staate werden und was in ihm Rechtens sein soll.

Bei der Nachlässigkeit, mit der so der Staat die Ausbildung des Menschen zum Bürger dem Zufall überläßt, dürfte man sich nicht wundern, wenn das Ergebnis der völlig unpolitischen Erziehung des deutschen Volkes sich bei den Wahlen zeigte, sei es in Gleichgültigkeit, also geringer Wahlbeteiligung, sei es in offensichtlicher Unreife des Urteils. Glücklicherweise ist es nicht so. Bei den preußischen Landtagswahlen hält freilich nur ein winziger Bruchteil der Wahlberechtigten es für nötig, sich zu beteiligen; aber bei den Wahlen, die ein wirkliches Wählen ermöglichen, bei den Reichstagswahlen, haben wir eine Wahlbeteiligungsziffer, die selbst durch Einführung der Wahlpflicht kaum wesentlich gesteigert werden könnte. Und das Volk wählt nicht bloß, sondern es wählt zum großen Teil auch mit Überlegung. Was Staat und Gemeinde in ihren Schulen versäumt haben, das haben die politischen Parteien und ihre Presse nach Kräften nachgeholt. Sie haben in jedem, der überhaupt ein Gefühl für seine Verpflichtung gegenüber der Gesamtheit und für sein eigenes Interesse am Schicksal des Ganzen hat, den bewußten Staatsbürger geweckt. Das ist ein Verdienst der viel verlästerten Parteien, dessen Wert für den Staat gar nicht zu hoch veranschlagt werden kann, und das selbst der besorgteste Feind allen Parteihaders anerkennen muß.

Und doch kann niemand, der sich mit lebendiger Anteilnahme tätig am politischen Leben beteiligt, daran zweifeln, daß schlechthin alle Parteien hier noch ein längst nicht genügend beackertes Arbeitsfeld haben. Sehen wir einmal von den Zeitungen ab, deren Wirksamkeit ein Kapitel für sich und zudem nur in seltenen Fällen Parteileistung im strengen Sinne ist, so bleibt außer der parteipolitischen Werbearbeit, die ja fast ausschließlich den Tagesforderungen des politischen Kampfes dient, aber doch auch ganz von selbst eine Fülle von staatsbürgerlichen Kenntnissen verbreitet, nicht gerade sonderlich viel politische Bildungsarbeit der Parteien übrig. Das Zentrum hat freilich, zwar nicht als Partei, aber doch mittelbar die in ihrer Weise vortreffliche und mustergültige Organisation des katholischen Volksvereins in München-Gladbach. Die Konservativen verfügen über die außerordentlich rührige Agitationszentrale des Bundes der Landwirte, dessen Rednerschule schon manche politische Arbeitskraft ausgebildet hat. Und was die Sozialdemokratie, zumal in ihrer Verbindung mit den freien Gewerkschaften, von ihrem Standpunkte aus durch ihre gewaltige Organisation und Agitation an Erziehungsarbeit geleistet hat, das steht unübertroffen da in der ganzen Welt. Aber das Netz dieser Organisationen steht doch im wesentlichen nur im Dienst des Tageskampfes. Wohl sind auch Ansätze da, es auszubauen für den Zweck der Vertiefung der staatsbürgerlichen Bildung ihrer Anfänger, der Vorbereitung künftiger Kämpfe, der Ausbildung künftiger Kämpfer. Doch wie bescheiden sind diese Ansätze im Vergleich zur sonstigen Leistung an Organisation. Und was gar die sozialdemokratische Parteischule in Berlin bei ihrer Ausbildung von Parteifunktionären leistet, das ist doch alles nur auf die Abrichtung zum grob Agitatorischen, zum Allernotwendigsten zugeschnitten; von wissenschaftlichem Ernst und deutscher Gründlichkeit ist nicht mehr oder doch nicht viel mehr zu spüren, wie bei der Rednerschule des Bundes der Landwirte. Aber immerhin: hier ist doch wenigstens ein Anfang gemacht. Es gibt doch eine Stelle, die sich um den politischen Nachwuchs bemüht.

Was hat dem allen gegenüber der Liberalismus aufzuweisen? Nichts, gar nichts. Er hat in seinen beiden Spielarten rund 3 Millionen Wähler. Die Auflage der Zeitungen, die von liberalen Redakteuren geleitet werden, geht in die Millionen. Aber die Organisation der liberalen Staatsbürger steht in ihrem bescheidenen Umfang in gar keinem Verhältnis zu den Möglichkeiten und Notwendigkeiten, von denen die Ziffern der jetzt schon erweisbar vorhandenen Anhängerschaft so vernehmlich und geradezu anklagend reden. Wieviel stärker könnte der Liberalismus dastehen, wenn seine Organisation für den politischen Kampf, für die Werbung neuer Anhänger und die Ausbildung neuer Kämpfer auch nur annähernd auf der Höhe stände, die das Zentrum, die Konservativen und die Sozialdemokratie längst erreicht haben!

Wie kommt das? Wie kommt es insbesondere, daß der Liberalismus, der gerade in der eigentlichen Bildungsschicht des Volkes am stärksten wurzelt, dem die große Mehrzahl der Lehrer und sonstigen berufsmäßigen Erzieher zuneigt, auch in der Schaffung politischer Bildungsmöglichkeiten weit hinter anderen Parteien zurücksteht? Da wird immer wieder als Grund angeführt, der Liberalismus habe es am schwersten, seine Anhängerschaft zu organisieren, weil es zum Teil im Wesen des Liberalismus liege, daß jeder Liberale ein Eigener sein wolle und so leicht zum Eigenbrödler werde. Auch fehle ihm die Gemeinsamkeit bestimmter Interessen, die, wie der Vorteil der Grundbesitzer bei den Konservativen, die Solidarität der Arbeitnehmer bei den Sozialdemokraten oder das kirchliche Band beim Zentrum, einen wirksamen Druck auf die Neigung zu festem politischen Zusammenschluß ausübe. Der Liberale erstrebe ja nichts für sich. Die selbstlose Hingebung an das Volks- und Staatsganze sei sein ureigentliches Wesen; Gerechtigkeit und Freiheit für alle das Ziel seines Strebens; die Duldsamkeit gegen Andersdenkende, ohne die ein Liberaler eben kein Liberaler sei, gebe den denkbar schlechtesten Nährboden ab für den echten Kämpfergeist, der aus dem Gefühl der Gegensätzlichkeit gegen andere heraus den Leben schaffenden Hauch zu erzeugen pflege.

Das ist alles ganz richtig; aber die Schlußfolgerungen sind falsch. Noch war es immer nur der Glaube, der das Unmögliche möglich zu machen, Berge zu versetzen vermochte. Sollte wirklich der Glaube an persönlichen materiellen Vorteil stärkere Kräfte auslösen, als der Glaube an den Gewinn idealer Güter, die allen gleichermaßen dienen? Die Erfahrungen der Geschichte lehren etwas anderes. Sind nicht

Digitized by Google

zu allen Zeiten gerade die rein geistigen Bewegungen von größter Schwungkraft gewesen?

Gerade weil der echte Liberalismus nichts für sich und alles für die Gesamtheit erstrebt, muß es möglich sein und ist es möglich, auch die Anhängerschaft des Liberalismus mit jenem Kampfesfeuer zu erfüllen, das nicht bloß die bereits davon Erfaßten erwärmt, sondern auch die bisher Lauen und Mattherzigen zu tätiger Begeisterung entflammt.

Nichts Großes jedoch entsteht mühelos von selbst. Die Liberalen aber haben sich immer und überall zu sehr auf ihre gute und gerechte Sache verlassen, in dem frohen und schönen Glauben, daß sich das Gute von selbst durchsetzen müsse. Das war und ist ihre Schwäche. Nicht weil es ihm an Kraft und an Kräften fehlte, sondern weil man sich nie dazu aufgerafft hat, die Kraft auch wirklich einzusetzen, deshalb hat der Liberalismus in Staat und Reich nicht die Machtstellung, die ihm nach seiner tatsächlichen Bedeutung gebührt.

Wie aber kann sich der Liberalismus die Zusammenfassung seiner Kräfte schaffen? Indem er sich entschließt, auf der Grundlage, die seinem inneren Wesen allein entspricht, das heißt ohne jede Engherzigkeit und Einseitigkeit, sich ein Heer von gutgeschulten Kämpfern heranzubilden, die nicht so sehr in der Auseinandersetzung mit politischen Gegnern, als vielmehr in der Erziehung des Volkes zu staatsbürgerlichem Denken im liberalen, sozialen und nationalen Geiste das Hauptfeld ihrer Tätigkeit suchen. Das ist es, was uns zu dem Entschluß bewogen hat, eine politische Volkshochschule ins Leben zu rufen. Ohne daß wir die Hoffnung aufgeben, daß in Zukunft der freier und volkstümlicher gewordene Staat mehr für die staatsbürgerliche Erziehung des Volkes leisten wird als bisher, wollen wir zu unserem Teile eine rechte „Staatsbürgerschule" schaffen, die jedem offenstehen soll, dessen politisches Ziel der freie deutsche Volksstaat ist.

*

Nähere Auskunft erteilt die „Staatsbürgerschule", Berlin NW., Kronprinzenufer 27.

Stabsarzt Haenel / Kriegsinvaliden-Rente oder Kapitalabfindung?

Je mehr das Ende des Krieges in sichtbare Nähe rückt, um so mehr kreisen Gedanken und Sorgen um die Frage, wie unsere Kriegsbeschädigten versorgt und abgefunden werden sollen. Die Millionen der kommenden Invalidenrenten lasten schon heute als schwerer Druck auf dem Gemüte aller derer, die eine volkswirtschaftliche Verantwortung tragen oder auch nur empfinden. In Nr. 9 und 10 der „Hilfe" beschäftigt sich S. Hirsch vom Standpunkte des Arztes aus mit dieser Frage, allerdings in einer Weise, die sie in etwas schiefe Beleuchtung zu rücken geeignet erscheint. Er spricht von der „Umwertung des Krankheitsbegriffes nach dem Kriege", was er aber unter dieser Überschrift ausführt, ist bei näherem Zusehen keine Umwertung, sondern nur die schärfere Betonung von Auffassungen und Zuständen, die jedem von uns, der im Zeitalter der Sozialversicherung aufgewachsen ist, völlig geläufig sind. Schon heute ist „Kranksein nicht mehr allerpersönlichste Angelegenheit des einzelnen", der Krankenschein weist das dem überwiegenden Teile der Bevölkerung unmißverständlich nach. Und der Unterschied zwischen dem Arzte von gestern, der neben der Fürsorge für den Kranken auch stets das Interesse für die Kasse oder Versicherungsanstalt im Auge zu behalten hatte, und dem von morgen, der neben und an Stelle der Kasse noch das Staatsinteresse zu wahren hat, ist kein solcher, daß durch ihn der ärztlichen Tätigkeit etwas wesentlich Neues hinzugefügt, dieselbe „umgewertet" würde. H. spricht von neuen Gesichtspunkten, nach denen sich dieser Teil der Sozialpolitik entwickeln müsse; sucht man aber in seinem Aufsatze nach solchen, so findet man als einzigen vielleicht den Satz, daß „die Arbeit neben dem Rentenempfang auch bei ausgesprochener Invalidität durch gesetzliche Regelung zur Pflicht gemacht werden sollte". Einmal ist auch das nichts wirklich Neues, denn jeder Rentenempfänger hat bisher schon, sobald er weniger als 100 v. H. Rente erhielt, nebenher gearbeitet, und zweitens fängt die praktische Schwierigkeit gerade erst da an, wo H. aufhört, nämlich: welche Art gesetzlicher Regelung gibt es denn, mit der man eine derartige Arbeitspflicht herbeiführen könnte? Denn von einem gesetzlichen Arbeitszwange wird doch niemand reden wollen. Hier wäre die Stelle gewesen, wo man auf das Wort: Kapitalabfindung statt Rente zu stoßen erwartet hätte.

Es handelt sich dabei um eine Forderung, die nicht erst von gestern und heute stammt, sondern die in der Unfallgesetzgebung schon längere Zeit Gegenstand lebhafter Erörterungen ist und besonders in Ärztekreisen viele Befürworter gefunden hat. Heute gibt das Gesetz nur dann die Möglichkeit, statt der Rente das entsprechende Kapital auf einmal zu zahlen, wenn jene auf 15 v. H. oder weniger herabgegangen ist und der Rentenempfänger die Abfindung selbst beantragt. Als Gründe gegen eine Erweiterung dieser Möglichkeit werden vor allem zwei angeführt, ein finanzieller und ein sozialer. Der finanzielle sagt: tritt bei höherer Rente später eine Besserung in dem Befinden des Verletzten ein, so hat er durch die Kapitalabfindung mehr erhalten, als ihm zukam, und die Versicherungsgesellschaft ist geschädigt, sie kann von dem einmal ausgezahlten Kapital nichts wieder zurückfordern. Der soziale sagt: Der Sinn des Gesetzes, den Verletzten unter allen Umständen vor Notstand zu bewahren, kann in Frage gestellt werden, wenn das Kapital von dem Empfänger unzweckmäßig angelegt wird, keine Zinsen gibt oder gar verlorengeht. Beide Einwände sind indessen nicht derart, daß sie nicht überwunden oder durch andere Vorteile aufgewogen werden könnten. Die Vorteile liegen in erster Linie auf medizinisch-psychologischem Gebiete und können in solche negativer und positiver Art unterschieden werden. Fällt die Rente weg, so fallen zugleich die unerfreulichen Erscheinungen der Rentenjägerei auf der einen wie der „Rentenquetsche" auf der anderen Seite, es verschwindet die unwürdige, spionageähnliche Überwachung des Rentenempfängers durch die heimlichen Vertrauensmänner und die mißgünstigen Nachbarn. Der Invalide hat keine Veranlassung mehr, sich selbst und seine Beschwerden dauernd zu beobachten und ängstlich im Mittelpunkte der Aufmerksamkeit zu halten, weil ihm keine ärztlichen Nachuntersuchungen mehr drohen, und damit ist die Quelle verstopft, aus der zu einem ganz erheblichen, ja vielleicht überwiegenden Teile die Symptome der Unfall- oder Rentenneurose stammten, dieser schemenhaften Krankheit und unglückseligsten Nebenwirkung der sozialen Versicherungsgesetze, mit der sich die Ärzte, die behandelnden wie die begutachtenden, seit Jahrzehnten herumplagen. Die Furcht vor Rentenkürzung ist ja das Motiv, das, bewußt oder unbewußt, in Hunderttausenden von Fällen subjektive Symptome, die sonst schon längst geschwunden oder überwunden worden wären, immer wieder fixiert. Wird dieser Furcht ein für allemal der Boden entzogen, so wird damit der natürliche Egoismus, der bisher als hemmende Kraft wirkte, ganz von selber zur treibenden; der Invalide tritt wieder in den allgemeinen wirtschaftlichen Kampf mit ein und holt, ohne mehr durch die Rücksicht auf die Höhe des Rentenbezugs beschränkt zu werden, aus der ihm verbliebenen Arbeitskraft heraus, was irgend noch möglich ist. Das ist die positive Seite der Kapitalabfindung an Stelle der Rentenzahlung: der Egoismus wird wieder in die ihm von Natur innewohnenden, Werte schaffenden Bahnen gelenkt. Jeder wird suchen, von dem ihm zugefallenen Kapital den besten Gebrauch zu machen und hinzuzuverdienen, soviel nur in seinen Kräften steht; der großkapitalistische Gedanke: „ich hab' ja nun mein Geld, folglich brauche ich mich nicht mehr anzustrengen!" wird hier nicht Platz greifen, wo die Kapitalzinsen zum völligen Lebensunterhalt doch niemals ausreichen werden.

Das obenerwähnte finanzielle Bedenken: dem Verletzten durch die Kapitalabfindung unter Umständen mehr zu gewähren, als ihm zusteht, wiegt für private oder genossenschaftliche Versicherungs-

Digitized by Google

gesellschaften ohne Frage schwer; beim Staate liegt die Sache aber anders. Wenn er nicht von engherzigen fiskalischen, sondern von weitschauenderen Gesichtspunkten sich leiten läßt, so wird er sich sagen, daß die restlose Ausnützung aller, auch der beschränkten Arbeitskräfte, das Interesse ist, das allen anderen vorangestellt werden muß und daß damit in letzter Linie auch der Fiskus am besten fährt. Ist doch die ganze bisherige Arbeit der Kriegsverletztenfürsorge schon von dem Gedanken erfüllt, die Invaliden künftig nicht als Debet, sondern als Aktivposten im Staatshaushalt-Buche führen zu können, selbst unter Aufwendung von Kosten, die zurzeit erheblich erscheinen. Jede Erhöhung der Arbeitsleistung des einzelnen kommt auf irgendeinem Wege dem Staatsganzen wieder zugute; das Kapital, das in dieser Richtung angelegt wird, trägt allemal Zinsen, speist es doch mittelbar die Quelle überhaupt jeder Zinsenerzeugung.

Der andere Einwand lautete: der Zweck der ganzen Invalidenversicherung kann in Gefahr kommen, wenn die Kapitalanlage dem einzelnen überlassen bleibt, die Versicherung muß vor allem Sicherheit bieten. Dagegen ist erstens zu sagen, daß die Versorgung der Kriegsinvaliden ja keine Versicherung in dem Sinne ist, daß die Gesellschaft für die von den Mitgliedern gezahlten Beiträge verantwortlich wäre, sondern eine vom Staate freiwillig übernommene Verpflichtung, gewissermaßen eine Wohltätigkeitseinrichtung, „der Dank des Vaterlandes", dem die Form, in der er seine Gabe darbringen will, freisteht. Deshalb steht von vornherein nichts im Wege, daß nicht dem Kriegsinvaliden die Verantwortung für den Fortbezug seiner Rente mitübertragen wird, daß er weiß: „wenn du dich nicht selber mit um eine sichere und vorteilhafte Anlage kümmerst, kann sie dir verlorengehen". Das lähmende Moment, das in der Ausbreitung eines ins Ungemessene gestiegenen Staatsrentnertums fraglos liegt, wird dadurch zum mindesten vermindert, durch das Anregende der Mitverantwortung zum Teil ausgeglichen. Zahlt der Staat den Verwundeten in mündelsicheren Papieren aus, so hat er seine Verpflichtungen erfüllt; will der Empfänger danach das Geld in seinen Händen anders arbeiten lassen, so ist das seine private Angelegenheit, die zu seinem Vorteil oder Nachteil ausschlagen kann.

Einen ersten und bedeutsamen Schritt auf dem hier besprochenen Wege haben Regierung und Reichstag im Jahre 1916 durch das Kapitalabfindungsgesetz getan, das freilich nur in beschränktem Maße unsere Forderungen erfüllt. Dafür ist der glückliche Gedanke in ihm verwirklicht worden, die Entschädigung mit der Ansiedlung zu verknüpfen: auf Antrag des Kriegsbeschädigten kann ein bestimmter Teil seiner Rente in bar ausgezahlt werden, wenn dies Kapital zum Erwerb eines Grundstücks für den eigenen Wohn- und Wirtschaftsbedarf verwendet wird. Da an diese Art der Auszahlung einschränkende Bedingungen geknüpft sind, die ein Spekulieren mit dem Grundstück und einen Weiterverkauf zu Gewinnzwecken ausschließen, so ist Empfänger und Staat gleichermaßen gegen einen völligen Verlust des Kapitals gesichert. Dies Gesetz wird sicher von den segensreichsten Folgen sein, und man kann nur wünschen, daß recht zahlreiche Kriegsbeschädigte von ihm Gebrauch machen möchten. Ebenso wünschenswert ist es aber, daß die Linie, die hier beschritten ist, weiter verfolgt wird und dabei die Sicherstellung des Kapitals nicht allein der leitende Gesichtspunkt sein möchte. Gewisse Einschränkungen werden sich ja von selbst ergeben: so werden bei völliger Erwerbsunfähigkeit und 100 v. H. Rente die Gründe für eine Kapitalabfindung von selber hinfällig, fallen bei den höheren Graden der Erwerbsbeschränkung weniger ins Gewicht; bei den ungeheuer zahlreichen Schädigungen, die bis zu 50 v. H. der vollen Erwerbsfähigkeit beschränkt sind, sollte aber die Möglichkeit gegeben sein, statt lebenslänglich eine Rente einmal ein Kapital zu zahlen, vielleicht auch ohne an den Antrag des Beschädigten gebunden zu sein. Bei glatten Verstümmelungen wird es leicht sein, die Be- und Entschädigung endgültig zu berechnen; hebt sich bei funktionellen Verletzungsfolgen, wie Schmerzen, Gelenkversteifungen, Narbenschrumpfungen, seelischen Defekten u. ä. im Laufe der Jahre durch Besserung oder Gewöhnung die Arbeitsfähigkeit wieder, so mag dem Beschädigten der Weiterbezug der bisherigen Zinsen gegönnt sein, und der Staat wird von seiner Mehrarbeit keinen Nachteil haben, im Gegenteil. Einen unmittelbaren Schaden würde er nur erleiden bei vorzeitigem Tode des Entschädigten, doch kann er sich, im Gegensatz zu den privaten Versicherungsanstalten, dagegen durch Aufnahme ergänzender Bestimmungen in das Erbschaftssteuergesetz in weitem Umfange schützen.

Unsere Forderung lautet also nicht: die Arbeit neben dem Rentenempfang zur Pflicht machen; solche Pflichtarbeit würde nur wieder allerlei Kontroll-, Aufsichts- und Polizeibeamtentätigkeit nach sich ziehen und auch dann noch, widerwillig geleistet, ihren Zweck verfehlen. Nein, unser Ziel muß sein, der Entschädigung eine solche Form zu geben, daß sie automatisch und mit psychologischer Notwendigkeit zur Anspannung und Ausnutzung der verbliebenen Arbeitskräfte führt, daß dem Erwerbssinn durch sie nicht mehr unnatürliche Fesseln angelegt werden. Die fortlaufende Rente hat schon in der Unfallversicherung zu allerlei schweren, bei ihrer Begründung nicht vorauszusehenden Nachteilen geführt und ist dort längst reformbedürftig, ist auch, soviel ich weiß, in der Schweiz in der von uns gewünschten verbesserten Weise mit bestem Erfolge seit Jahren eingeführt; in die Kriegsinvalidenentschädigung darf sie deshalb nicht unverändert und kritiklos übernommen werden, an ihre Stelle muß im weitesten Umfange die Kapitalabfindung treten.

Berthold Vogler / Ersatz

Ich stand auf dem Kleinbahnhof eines flandrischen Nestes und wartete auf den Zug, der mich nach der Reserve bringen sollte. Da kam etwas Fremdartiges durch die graubraune Besenrutenlandschaft dahergezwitschert: Hunderte feiner Stimmen kugelten sich durcheinander, munter und frisch wie junge Schweinchen. Es klang, wie wenn nach Schulschluß das eine Stunde lang niedergehaltene Leben durch die dumpfe Pforte in die frische Luft braust; Alltägliches reden sie, deren Stimmen dich erfrischen, und doch klingt es, als ob sie alle in hoher Feststimmung wären. Das kommt daher, daß diese Seelen sich des Lichtes freuen und noch so Großes vom Leben erwarten.

Denn an den Tod dachte keiner von denen, die hier der Stellung entgegenfuhren. Wer so jung, so lebensherrlich ist, daß das Atmen ihm Selbstverständlichkeit ist, der lacht, auch wenn er der großen Herberge näher kommt. Diese Knabengesichter, stehen sie eigentlich einmal einen Augenblick still? Selbst die erbärmlichste Landschaft gibt ihnen immer neue Eindrücke. Vielleicht aber drücken sie aus ihrem Innern ihr Bilder auf, verarbeiten sie und nehmen sie als neuen Reichtum zurück. Aus ihrem Innern, aus ihrem üppigen, schwellenden Innern: denn sie sind siebzehn Jahre alt, die hier als „Ersatz" ankommen.

Jetzt müssen alle aussteigen und in den offenen Loren Platz nehmen. Einen Augenblick scheint es auf den Gesichtern, als ob sie das eigentlich nur für Spaß halten. Wie sie aber sehen, daß von hier nur noch offene Wagen verkehren, denen es ganz gleich ist, ob sie Holzstämme oder Exzellenzen tragen, steigen sie mutig ein. Wie wenig verstehen diese halben Kinder doch sich zu verstellen! Ein ganz klein wenig ist ihnen dieses Umsteigen doch gegen den Strich gegangen; denn die Unterhaltung ist ruhiger. So ungefähr, wie wenn es im Theater das erstemal geklingelt hat. Sie bemühen sich alle, gleichgültig dreinzuschauen; aber schon ihr guter Anzug straft sie Lügen. Wie fleckenlos ist dieses Tuch noch! Sicher ist es eine Qual, die eng genähten Knopflöcher zu zwingen, den Knopf einzulassen. Das Lederkoppel steht noch starr vom Rock ab und kann nur durch festes Einziehen in die vier Haken veranlaßt werden, mitzumachen. Bei dem graubärtigen Gefreiten aber, der auch mit in Stellung fährt, schmiegen sich Rock und Koppel aneinander wie zwei Kameraden, die das gemeinsame Erleben vieler Nöte mürbe gemacht hat und von denen jeder weiß, er kann dem anderen nichts vormachen. Die hellbraunen Stiefel wissen noch nichts von Beinen, die sich in

Digitized by Google

Vergessen des Allerletzten in den nächsten Straßengraben werfen. Die Lusche des Schanzzeugfutterals ist mit Aufmerksamkeit in die zweifache Ledermasche gesteckt, und jetzt klopft einer seinem Kameraden weiß Gott und wahrhaftig das bißchen Schmutz, das jener irgendwo mitgenommen hat, vom Rücken! Nein, wer so neu ist, dem ist es nicht zu verdenken, wenn er von einer Fahrt im offenen Güterwagen nicht erbaut ist. Darum laßt euere gleichgültig scheinen sollenden Gesichter lieber und staunt. Der wahre Gleichmut liegt nur auf den Gesichtern der alten Soldaten, wie der Gefreite einer ist. Der würde staunen, wollte einer ihn fragen, ob er sich über diese primitive Fahrgelegenheit wundert. Der lebt in dem, was euch so neu ist, und hat längst kein Auge mehr für die Landschaft. Auch wenn er heute an einen anderen Kriegsschauplatz käme, ich glaube, er würde wenig um sich schauen; denn er weiß, es kommt schließlich doch immer wieder auf dasselbe an: Essen, Unterstand, genug Munition und eine gutsitzende Gasmaske.

Wenn ich bloß wüßte, weshalb ihr immer wieder große Augen macht, ihr jungen Kameraden! Freilich, das Leben hielt euch bis jetzt im Schutz der Eltern. Da ist ja schließlich alles immer dasselbe, vom Laufenlernen bis zu den langen Hosen. Wenn aber der Mutter der letzte Händedruck gegeben ist, wie überreich stürzt da der Jüngling ins Leben und das Leben in ihn. Den zarten Gesichtern ist diese langweilige Landschaft etwas Großes. Ihr Herz dehnt sich in der Weite ihrer Fläche. Du siehst den kahlen Strauch, den morastigen Hügel. Auf sie aber wartet hinter Strauch und Hügel ein neues Leben. Dir ist im Trommelfeuer Altgewohntes neu geworden; der Nähtisch deiner Mutter, das Muster der Tapete in deinem Zimmer daheim — nie sahst du es; jetzt aber sehnst du dich danach. Die hier kommen aus dem kuscheligen Zimmer — ob sie sich je den Nähtisch vergegenwärtigten? Alle fahren in Stellung. Aber während die Jungen nach dem neuen Erleben, den Tatsächlichkeiten streben, geht bei ihrem Anblick ein Zug in die Heimat, mit heißer Sehnsucht derer befrachtet, deren Koppel nicht mehr steif und neu ist, sondern dem blankgegriffenen Stil einer Axt gleicht, mit der ein Mann in schweren Jahren sein Werk schuf. Die Jungen machen große Augen ob all des Neuen, die alten Soldaten möchten sie fragen: sahst du meine Frau? Mein Kind? Ist es gesund und springt?

Der Zug rattert. Aber es fahren zwei Züge aneinander vorüber, in Stellung und heimatwärts.

Wie seht ihr noch blitzblank aus, ihr jungen Kameraden! Aber der saubere Anzug wird durch den Schmutz gezogen werden und euere blanke Seele durch allen Erdenkummer. Da werdet ihr sehen, daß der Krieg das Reine haßt.

Zwei Wagen werden jetzt abgehängt, weil sie nach einer anderen Richtung fahren müssen. Die Bahn gabelt sich. Den alten Soldaten wird heute viel zugemutet, denn jetzt geht unter dem Ersatz ein Händedrücken los, wie es sich fremdartiger jene nicht denken können. Und wie die beiden Züge sich in Bewegung setzen, voneinander immer weiterstrebend, da müssen die Baumstrunzel und mürrischen Büsche sich gefallen lassen, daß über sie hinweg gewinkt wird. Wie sind die Hände schmal und weiß, die sich noch fassen möchten! Nun werden sie das neue Gefühl lernen, das ein fünftägiger Mangel an Waschwasser gibt.

Jetzt sind sie stiller geworden, die Neuen. Es wird nicht gar so lange dauern, da geht das Geplapper wieder los. Aber die Trennung hat die Seelen zunächst doch ein wenig verstimmt. Einer kennt schon das tröstende Mittel, er nimmt eine Zigarre mit vieler Umständlichkeit aus seinem Lederetui und schneidet die Spitze ab. Kramt und kramt — — und da er keine Streichhölzer findet, stolpert er unter den Rucken des Wagens zu dem alten Gefreiten und fragt höflich: „Haben Sie wohl Feuer?" Beinahe hätte er „Kamerad" hinzugesetzt, aber er fühlt, daß jener hier eine viel höhere Daseinsberechtigung hat, und hält an. Wie er an dem wilden Stummel des Gefreiten seine feiste Rauchrolle in Glut gebracht hat, sagt er „Danke sehrt" und legt die Hand an die Mütze. Hätte jener mit diesen Neulingen nicht schon so viel auf der kurzen Fahrt erlebt, er würde sich vielleicht verulkt vorkommen. Ein „Sie" kennt er nun schon seit Jahren nicht mehr, denn die Offiziere müssen ja in der dritten Person angesprochen werden. Der neue Kamerad aber steht noch außerhalb des Krieges. Überall trifft er auf Unbekanntes, mit dem er sich abfinden muß. In vier Tagen aber wird der Sohn des Geheimen Kommerzienrats sich mit dem Bauernknecht duzen und nichts dabei finden. Denn er wird immer mehr in die kriegerischen Dinge hineingleiten und selbst eines von ihnen werden, so daß er nirgends mehr Neuigkeiten sieht, weil er Organ des Ganzen ist und mit ihm lebt. Jetzt sieht er noch überall Beziehentliches; in einigen Wochen ist er mit allem verwachsen, sieht die Dinge nicht mehr von außen, sondern macht sie unbewußt mit. Da wir 1914 ausrückten, was bewegten wir da alles in unserer Seele! Jetzt sind wir durch und durch naiv geworden. Aber wie wir die Neuen ansehen, blicken wir in einen Spiegel: so waren wir auch vor langer, langer Zeit, so blitzblank, so frisch und so aufnahmefähig. Und da erkennen wir die Strecke, die wir zurückgelegt haben: Mühe, Hunger, Durst, Schmerzen, Wut, Schaffen, Enttäuschungen, Harren und Stillstehen. Und dieses viele, viele Abschiednehmen!

Über alledem aber im August 1914, ein Jahr später, zwei Jahre später, drei Jahre später, heute und immerdar: das Hoffen. —

Und doch zeigt mir der „Ersatz" eine Entfernung der Gefühle. Von den schwärmerischen Tagen des August 1914 ist unser Vaterland zu einer gefaßten Ruhe zurückgekehrt. Ihr jungen Kameraden seid nicht unter Tücherschwenken und Blumenregen ausmarschiert. Euch trug kein begeisterter Bürger auf dem Weg zum Bahnhof das Gewehr. Habt ihr geahnt, als ihr, 14jährige Knaben, den ersten Feldgrauen halb ernst, halb spielerisch das Gewehr nahmt, um es die kurze Strecke zu schultern, es noch selbst führen müßtet und — weiß Gott! — nicht als Spielzeug? Ihr Jungen seid durch ruhige Straßen marschiert, und viel Hurra ist wohl kaum gerufen worden. Wie schlugen damals die Wogen hoch! Und doch — bei aller edlen Hitze, war es nicht mehr ein Tasten, ein gesuchtes Sehen des Herrlichen? Glichen jene himmlischen Tage nicht einer Brautzeit? Das Mädchen jubelt vor Glück und zittert im Innern doch. Denn ehern steht das Schicksal bevor, und ob es gnädig ist, muß sich erst zeigen. Dann aber kommt die Wirklichkeit, die das Auge gelassen ansehen muß, ob es mag oder nicht. So fühlt das deutsche Herz heute; es ist längst nicht mehr überschwänglich.

Euch Jungen aber, wie gern hätte man euch Überschwenglichkeit gegönnt! Ihr jedoch mußtet harte, wenn auch gefaßte Gesichter sehen, als ihr, halbe Kinder, eure Heimat verließt. Und während wir lachend und wie zum Fest nach Frankreich fuhren, hat euer Herz sich wohl aus der heimatlichen Friedenssehnsucht losreißen müssen und trägt jetzt, in dem eisigen Steppenwind, noch die Erinnerung daran. Hier aber seht ihr nur den Krieg. Einen Drahtverhau nach dem anderen durchfährt der Zug, überall werden Bäume zu Unterstandsbauten gefällt, und erst wenn die Staatsmänner die Feder zur Friedensunterschrift eintauchen, wird der letzte Nagel im Stellungsbau eingeschlagen werden. Das ist ganz selbstverständlich, daß rastlos weitergearbeitet wird, und ihr selbst werdet heute abend mit Hacke und Schaufel antreten. Welche Veränderungen aber jetzt schon, wo ihr auf der Bahn fahrt, in euch vorgehen, das ahnt ihr nicht. Auch werdet ihr nie miterleben, wie eure Seele sich in den Kriegsfahrten weiter- und umbildet. Bis eines Tages wieder Ersatz kommt und ihr in den Spiegel schaut. Da werdet ihr nicht mehr so heiter dreinplaudern; denn euerer Jugend war ein kärglicher Becher Überschwang gewährt.

Wer möchte daran zweifeln, daß ihr trefflich ausgebildet seid? Im Exerzieren und in der Kenntnis des Kommandos seid ihr vielleicht manchem alten Hirsch über. Aber ihr habt bisher nur an der Schwelle gestanden, während dieser drinnen war. Alles war bisher nur Konzept. Überlegt, verbessert konnte werden; jetzt aber wird alles sogleich ins reine geschrieben. Da kann nichts ungeschehen gemacht werden; was getan ward, wirkt.

Aber seid getrost, Kameraden. In so furchtbar ernstem Aufzug wird die Wirklichkeit nicht an euch herantreten. Ja, es ist mehr als wahrscheinlich, daß man auf dem Exerzierplatz der Heimat päpstlicher war als der Papst. Ihr werdet staunen, wie wenig Wesen man hier macht um Dinge, die dort schier die Weltkugel aus den Angeln hätten heben mögen. Es ist wie stets im Leben: die Vor-

Digitized by Google

bereitungszeit ist schwerer als das Werk. Ja, aber ihr jungen Dachse habt ja noch gar nicht eine solche Erfahrung machen können, weil das hier der erste Akt, der allererste ist nach der Probe. Wenn ihr Bedenken hättet (ihr seht nicht aus, als ob ihr euch vor dem Bestehen fürchtet), so werden sie dahinschwinden in dem Augenblick, wo ihr zum erstenmal die Wonne des Schaffens, des Herausgreifens und Mitgestaltens der Wirklichkeit verspürt. Aber es wird über Berg und Tal gehen. Ihr werdet zupacken, und das Leben wird in euch lodern, wie werdet ihr Kühnen überwinden! Bis ihr vielleicht einmal in ein Dorf kommt, über das vor Wochen die feindliche Gaswelle ging. Ihr klopft an die Tür eines Bauernhauses, und weil sich nichts rührt, brecht ihr sie ein. Da würgt euch der giftige Hauch des Krieges, und in einem Bett seht ihr eine Mutter mit ihrem Kind verwesen. Solcher Augenblick kann den Jüngling sofort zum Mann machen; aber glaubt nicht, ihr könntet nun nie wieder lachen. Das steht in Romanen; der wirkliche Mensch aber ist ein Gummiball, er kann viele Stöße vertragen und kommt schließlich immer wieder in die alte Fasson.

Einen ganz kleinen Knick wird euere hochgespannte Seele vielleicht schon bei der Begrüßung durch den bekommen, der euch nun führen soll. Ihm hat der Kaiser gegeben, mit euerem Leben zu wuchern. Ich wollte, ihr maltet euch während der Fahrt keine feierliche Begrüßungsszene aus. Nachdem ihr im Geschäftszimmer zum siebzehnten Male nach Namen und Ort gefragt seid, wird der Feldwebel euch in die Stammrolle registrieren, und dann wird er mit den Unteroffizieren verhandeln, wer euch aufnimmt. Jeder wird hoch und heilig versichern, daß in den knappen Unterständen, die er mit seiner Gruppe bewohnt, wirklich kein Loch mehr frei ist. Und ihr meintet, man hätte hier draußen auf euch gewartet. — — Schließlich aber wird der Oberleutnant kommen, oder vielmehr der Herr Oberleutnant. Wenn ihr ahntet, daß er sich zwischen zwei Namensunterschriften weggestohlen hat! Ihr wünscht eine Antrittsrede, mit möglichst zu Herzen gehendem patriotischem Anklang. Aber der Herr Oberleutnant hat gerade den dritten von euch nach seinem Namen gefragt, da kommt eine Ordonnanz gestürzt und holt ihn ans Telephon. Zu fatal, wenn man sich auf etwas Feierliches gespitzt hat, und dann verläuft alles ins Alltäglichste. Ihr werdet mit einem Gefühl in den euch zugewiesenen Unterstand gehen, wie wenn ihr hättet niesen wollen und nicht können. — —

Aber was ihr nun alles empfinden mögt, können wir Alten nicht ahnen. Die Umstände, unter denen ihr im Felde eintrefft, sind so ganz andere als wir vor mehr als drei Jahren es erlebten. Wir trafen überall Neues und fühlten uns als Pfadfinder. Ihr seid Zugereiste. Es ist alles nüchterner geworden, auch an das Sterben gewöhnt man sich. Von euch aber, die ihr in diese grausige Gewohnheit hineingestellt werdet, mit der ihr euch abfinden müßt, wird Größeres verlangt als vor drei Jahren von uns, die die rasende Begeisterung von 65 Millionen Menschen dahintrug. Auch unsere Mütter fühlten damals das Vaterland mehr als ihren eigenen Schmerz. Wie aber sieht es in den eurigen aus? Als die große Blutwoge über die Welt stürzte, waret ihr noch Kinder, die mit heißen Wangen vom Spielplatz kamen. Wer möchte es eueren Müttern verdacht haben, wenn sie bei dem furchtbaren Gedanken, daß eine Mutter ihr Kind wieder hergeben müsse, innerlich voll jubelnder Dankbarkeit auf euch schauten, die sie im Schutz des Hauses wußten? Aber der Krieg dauerte Monat um Monat, ein Jahr verging, und ihr wurdet ein Jahr älter. Da hat wohl manche Mutter zum erstenmal gewünscht, euere Jahre möchten stehenbleiben. Der Friede blieb weit, weit; der Tag aber, da das Vaterland seine Hand nach euch streckte, kam näher und näher. Unsere Mütter mußten schnell hergeben, euere aber lebten in jahrelanger Qual. Und vielleicht besucht ihr nun einen Friedhof, wo euer Bruder seit zwei Jahren oder länger liegt. — —

Jetzt tragt auch ihr den grauen Rock. Er ist so ernst, so eintönig, so farblos wie eine Mutterseele, in der nur Trauer und Sorge lebt. Ihr Jungen empfindet das nicht. Vielleicht aber dreht sich dem alten Gefreiten im grauen Bart das Herz bei euerem Anblick um; denn er hat einen Sohn daheim, der „nun auch bald dran ist". Auf Flügeln der Sehnsucht schwingt sich die Mutterseele euch nach, der Gefreite aber hätte bald vergessen, vor dem vorübergehenden Leutnant das Bein 'ranzuziehen, weil er ganz wo anders war. So fahren zwei Züge aneinander vorbei, einer in Stellung, der andere heimwärts.

Diese Kreuzung der Gefühle ist ein Zeichen der Zeit. Ihr Jungen schaut uns neugierig, fast ehrerbietig an. Ihr seht in uns die Summe der Erlebnisse verkörpert, die dunkel vor euch stehen, schwer und doch anziehend. Wie aber, könnten wir in euer Herz hineinsehen, die wir nun dreiundeinhalbes Jahr um uns herum das Sterben sahen? So sind wir wohl der Welt, aus der ihr kommt, fremd geworden? Welche Gegensätzlichkeit hat der Krieg unter die Menschen gebracht! Und doch steht euch ein großes Staunen bevor. Ihr kommt in eine Primitivität der Lebenshaltung, die an die Urzustände der Menschheitskultur erinnert. Nahrungssuche, Auswühlen einer schützenden Höhle und Töten, um nicht selbst getötet zu werden. Aber wenn du, mein junger Kamerad, einmal in den Unterstand des Kompagnieführers befohlen wirst, da wirst du neben der Vorschrift über das Handgranatenwerfen Storms Novellen liegen sehen. Freilich ist der Oberleutnant etwas wortkarg. Da er auszog, war er der lustigste Assessor, gestern aber hat der Kommandeur ihn in einer Ansprache begrüßt: er ist von denen, die am 2. August 1914 im Kasino die Sektkelche auf den deutschen Sieg erhoben, der einzige, der noch atmet ... Du möchtest in seine Seele hineinsehen? Vielleicht ist sie deiner siebzehnjährigen sogar verwandt. Denn welche Weichheit in den Gemütern der Altgedienten liegt, das wird dein erstes ganz großes Staunen sein im Felde. Du wirst ihre Lieder hören, die sie abends im Unterstand brummen. Am lautesten aber wird die Zartheit ihrer Seelen zu dir sprechen, wenn kein Mund sich öffnet, sondern alle stumm dreinschauen. Vielleicht ist es gar keine eigentliche Weichheit, sondern nur ein Unvermögen der Härte. Die Welt ist voller Sehnsucht. Gar nicht küssen möchte der alte Gefreite sein Weib, wenn er es jetzt hier hätte. Nur die Bewegungen ihrer Hand, nur ihre Augen möchte er sehen, nur einen ganz, ganz kurzen Augenblick lang! Solches Gefühl schiebt jede Härte beiseite, und du, mein neuer Kamerad, kannst den Feind nicht hassen, dessen Tötung nun der Zweck deiner siebzehn Jahre ist. Du stehst hier als Vertreter des deutschen Volkes, als Schützer seines Bodens. Hüte dich, stolzer Krieger, daß nicht der Geruch einer brennenden Petroleumlampe, das Geräusch einer Kaffeemühle an deine Sinne komme und dich zum Kinde umkrempele, das vor Sehnsucht aufschreit. Denn der Krieg ist so reich an Tragikomischem —! Ganz ungerufen kommt irgendeine Kleinigkeit und reißt dich zurück in deine —— beinahe hätte ich gesagt: Jugend. —

So mannhaft kommst du mir vor, mit deinem Gewehr und den 75 Pfund deines Tornisters, daß ich dich der Jugend entrückt glaubte. Und doch: siebzehn Jahre bist du. Wie süß, wie wärmend war es den Alten immer, wenn sie in ihrer Erwachsenen-Eitelkeit die (für sie selbst!) erhebende Rüge sprachen: „als ich so alt wie du war!" Jetzt hat der Krieg, der große Umstürzler, auch das umgekehrt. Die ganze Furchtbarkeit des zu Ende gehenden 1917 lodert mir vor Augen, wenn ich an die seligen Zeiten denke, als ich so alt wie du war, mein lieber, junger Kamerad! Du stützt dich auf dein Gewehr und schleppst schwere Last; ich aber; als ich so alt wie du war, ging ich in Lackstiefelchen zum Schülerball und war vierzehn Tage schier geistesabwesend, weil Käthe Wehner so himmlisch Walzer tanzte. Du wirst heute abend im Regen mit Hacke und Spaten zum Schanzen antreten; ich aber, als ich so alt wie du war, sog abends den berauschenden, prickelnden Duft des Theaters ein. Und wo du so jung bist, wie ich es war, als ich mir in rasender Jugendschwärmerei mein Weltgebäude zimmerte, da mußt du vielleicht schon dahin. Er ist doch zu niederträchtig, der Sensenkerl! Uns mag er nehmen. Aber dieses gemeine, drei Jahre lange Warten auf euch — fünfzehn Jahre — spiele, mein Junge; sechzehn Jahre, schwärme, Jüngling; siebzehn Jahre — so, jetzt bist du mir gerade recht —!

Unsinn! Wie viele leben noch, die alles mitgemacht haben! Vielleicht bist du auch so einer. Freilich: du wirst erst lernen

Digitized by Google

müssen, nach dem Abschuß und dem luftdurchfauchenden Einschlag der Granate zu berechnen. Hier kann dich keiner belehren. Aber es geht alles. Warum solltest du gerade nicht ein geschickter Soldat werden, schlau und kundig wie Odysseus?

So wirst vielleicht auch du durchkommen. Dann wird Friede, der Taifun erstarb, und du stehst am sicheren Strande.

Der Zug hält. Aussteigen und antreten! Freilich: ein großer Unterschied, wie ihr den Tornister aufnehmt; du wälzst ihn auf den Rücken und schiebst und drückst, bis er sitzt. Der alte Gefreite aber macht einen Schwung, dann sitzt der Affe fest und auf einmal an altgewohnter Stelle. Er gehört dort hin.

Führe deine Waffe gut, mein neuer Kamerad. Laß dich nicht unterkriegen, wenn die Schrecken kommen und bewahre dir eine eiserne Portion Galgenhumor für die schlimmste Zeit. Einer, der viel mitgemacht hat, sagt dir: alles ist nicht halb so schlimm. In zwanzig Jahren aber, wenn du dich einmal über deinen Sohn ärgerst, kannst du ihm sagen: „. . . als ich so alt wie du war." Im Geiste aber wirst du bei dieser Rüge die Hände über ihn breiten, daß kein böses Schicksal ihn berühre. Und du wirst das größte Glück verspüren: dein Sohn geht einen gesicherten Weg. Wenn du nicht das auf den nächsten Moment berechnete, daseinsheroische Gemüt des Siebzehnjährigen hättest — — du würdest, wenn du heute nacht mit Hacke und Spaten losziehst, ahnen, daß du deinem Sohne die Steine und Wacken aus dem Wege räumtest —!

Gott sei mit dir, mein neuer, lieber Kamerad!

Soziale Bewegung

Sozialpolitik nach dem Kriege. Die „Gesellschaft für Soziale Reform" veranstaltete am Sonntag in Berlin in den Räumen der Philharmonie eine große wohlgelungene Kundgebung für Sozialpolitik nach dem Kriege. Mehrere tausend männliche und weibliche Besucher füllten zwei große Säle. Besonders bemerkenswert war die starke Anteilnahme der Behörden. Neben Vizekanzler v. Payer, Staatssekretär v. Krause und Staatssekretär v. Stein waren noch zahlreiche Unterstaatssekretäre, Ministerialdirektoren und Geheimräte erschienen. Am Rednerpult sah man außer Exzellenz v. Berlepsch, dem Vorsitzenden der Gesellschaft für Soziale Reform und dem Leiter der ganzen Kundgebung, auch Staatssekretär a. D. v. Posadowsky und Staatssekretär a. D. Dernburg. Unter den Versammlungsbesuchern schien das Bürgertum zu überwiegen. Reichstags- und Landtagsabgeordnete aller Fraktionen, bekannte Universitätsprofessoren und hervorragende Sozialpolitiker aus allen Gegenden Deutschlands hatten sich mit den Vertretern sämtlicher großen Arbeiter-, Angestellten- und Unterbeamtenverbände zusammengefunden, um die Kundgebung so eindrucksvoll wie möglich zu machen. Nach der Begrüßungsrede des Staatsministers Dr. v. Berlepsch entwickelte Professor Dr. Francke die Aufgaben und Ziele der Gesellschaft für Sozialreform und legte die Notwendigkeit dar, nach dem Kriege besonders eifrig Sozialpolitik zu treiben. Staatsminister Graf v. Posadowsky-Wehner unterstrich diese Notwendigkeit und erinnerte vor allem an die großen Nachfriedensaufgaben: Wohnungsfrage, Frauenfrage und Kriegsbeschädigtenfürsorge. Dann hielten zahlreiche Vertreter großer Arbeitnehmerverbände, unter ihnen auch der Vorsitzende der sozialdemokratischen Gewerkschaften Deutschlands, Legien, und die Vorsitzende der Verbände weiblicher Angestellten, Fräulein Hermann, Ansprachen in gleichem Sinne. Die Versammlungen waren sichtlich vom Geist vaterländischer Mitarbeit und von dem Willen sozialpolitischen Fortschritts beherrscht. Eine Entschließung war von vorherein nicht in Aussicht genommen worden. Die Veranstaltung sollte lediglich ein eindrucksvolles Bekenntnis weitester Volkskreise zum Gedanken der Forschung der Sozialpolitik nach dem Kriege darstellen. Dieses Ziel hat die Gesellschaft für Soziale Reform, die heute rund 4½ Millionen Mitglieder um sich geschart hat, zweifellos erreicht.

Über die Wohnungspolitik des Reiches und Preußens sprach kürzlich Staatssekretär a. D. Dernburg in der Generalversammlung des Groß-Berliner Vereins für Kleinwohnungswesen. Er sagte, daß schon seit langen Jahren die Wohnungsverhältnisse der Minderbemittelten unerfreulich und gefährlich gewesen seien. Auch ohne den Weltkrieg wäre der Gefahrenpunkt eingetreten. Die Gründe hierfür seien in dem Optimismus zu suchen, der vor dem Krieg, sowohl bei den staatlichen wie kommunalen Behörden als auch bei den privaten Unternehmern geherrscht habe. Heute sehe man aber die Mißstände klar, und es herrsche der feste Wille, Abhilfe zu schaffen. Staatssekretär Dr. Dernburg äußerte die Ansicht, daß alle, die sich mit dem großen Problem der Wohnungsfürsorge befassen, alles, was in ihren Kräften steht, tun werden, um zu einer Lösung zu bringen. Er gab dann die Gründe für den Wohnungsmangel an. Die Miete setze sich aus dem Zins, den man dem Hausbesitzer zu zahlen hat, und aus den Kosten für den Verkehr von der Wohnung nach der Arbeitsstätte zusammen. Alle Versuche der Dezentralisation der Großstädte seien ein Schlag ins Wasser, wenn die Verkehrspolitik nicht vernunftsmäßige Formen annehme. Redner betonte die Dringlichkeit eines billigen Verkehrs, ferner sei es sehr wichtig, daß jetzt endlich die Wohnungs- und Baupolizei in die Hände der Städte übergehe. Dipl.-Ing. Dr. Erich Leyser schilderte in Ergänzung die Wohnungsverhältnisse Groß-Berlins in der Kriegs- und Übergangswirtschaft. Er sagte, daß für 200 000 bis 240 000 Menschen Unterkünfte allein in Groß-Berlin geschaffen werden müßten. Das Bauverbot werde in diesen Tagen aufgehoben. Ferner werde in nächster Zeit ein Groß-Berliner Wohnungsnachweis mit Meldezwang der Hausbesitzer eingerichtet. Nach Kriegsende würden alle Fünf-Zimmer-Wohnungen in Berlin vergriffen sein. Große Wohnungen zu teilen, sei zu teuer, und sie von zwei Parteien bewohnen zu lassen, führe zu Unzuträglichkeiten. Es müsse neugebaut werden und vorerst die Militärbaracken benutzt werden. Dr. Leyser schätzte die Hilfsmittel zur restlosen Bekämpfung der Wohnungsnot allein für Berlin auf 90 bis 100 Millionen Mark. Auch Graf v. Posadowsky sah infolge der zu erwartenden starken Zuwanderung der Landbevölkerung nach den Städten einen großen Wohnungsmangel voraus, wogegen durch teilweise Aufgabe der Freizügigkeit, nämlich Verbot des Zuzugs ohne Nachweis einer beschafften Wohnung, vor allem aber durch Wohnungsbau eingeschritten werden müsse. — Die Reformtätigkeit des Reiches auf dem Gebiete des Wohnungswesens ist neuerdings in bemerkenswerter Weise in Fluß gekommen. Nachdem das Reich im Kriege durch die Schutzgesetzgebung für Hausbesitzer, Mieter und Hypothekengläubiger bereits stark in die Verhältnisse des Wohnungswesens eingegriffen und neuerdings durch den Vizekanzler v. Payer auch die Bereitwilligkeit zu einer größeren finanziellen Bewilligung zur Unterstützung der Bautätigkeit erklärt hat, ist es jetzt im Begriffe, einen weiteren wichtigen Fortschritt zu vollziehen. Angesichts der immer wichtiger und umfassender werdenden Aufgaben des Reiches im Wohnungswesen ist vor allem eine Ausgestaltung der einschlägigen Verwaltungsorganisation zur Bewältigung dieser großen Aufgaben erforderlich. Diese soll jetzt dadurch in die Wege geleitet werden, daß die bisherige Abteilung für Wohnungswesen im Reichswirtschaftsamt erweitert und ausgebaut wird, insbesondere durch Schaffung der Stelle eines Vortragenden Rates für das Wohnungswesen. Damit würde das Reichswirtschaftsamt einen wenigstens einigermaßen der Bedeutung der Sache entsprechenden Ausbau auf dem Gebiete erhalten. Der Hauptausschuß des Reichstages hat diese neue Stelle bereits bewilligt; es darf wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, daß die Vollversammlung sich der Bewilligung anschließen wird. — Auch in Preußen geht es vorwärts. Das preußische Wohnungsgesetz, das am 8. März vom Herrenhaus endgültig verabschiedet worden ist, bringt in seiner neuesten Fassung eine Reihe recht bemerkenswerter Fortschritte. An zahlreichen Orten rühren sich ferner die Gemeinden; insbesondere sucht man durch Gründung kommunaler Wohnungsämter sich für die kommenden Aufgaben zu wappnen. In einem großen Teile Deutschlands weiterhin sind jetzt große gemeinnützige Siedlungsgesellschaften gegründet worden oder in der Bildung begriffen, um die praktische Siedlungstätigkeit in die Hand zu nehmen. Vor allem aber ist auch in finanzieller Beziehung in die bisherige grundsätzlich ablehnende Haltung des Staates Breche geschlagen worden. Beim preußischen Wohnungsgesetze hat sich der preußische Staat bereit erklärt, staatliche Geldmittel auch für die Befriedigung des allgemeinen Wohnungsbedarfs, nicht bloß die des Bedarfs der staatlichen Arbeiter, Angestellten und Beamten einzusetzen.

Arbeiterausschüsse bei den sächsischen Staatseisenbahnen. Man schreibt uns: Bei den sächsischen Staatseisenbahnen bestehen seit Jahren Arbeiterausschüsse für die nichtbeamteten Bediensteten. Diesen Arbeiterausschüssen, 22 an der Zahl, war ein Verkehr mit der leitenden Behörde der Staatsbahnen bisher nur durch Vermittlung der Zwischenstellen, der Direktionen und Ämter möglich. Darin wird jetzt, ebenso wie bei den preußisch-hessischen Staatseisenbahnen, Wandel geschaffen. Die Arbeiterausschüsse wählen nunmehr aus ihren Mitgliedern einen aus 21 Arbeitern bestehenden Landesarbeiterausschuß, der unmittelbar mit der Generaldirektion verhandelt. Die Wahl geschieht für 5 Jahre; die in den Landesausschuß wählbaren Personen der Arbeiterausschüsse werden von der Behörde bezeichnet. Im allgemeinen können die Arbeiter mit diesen neuen Bestimmungen zufrieden sein; die wenigen Klauseln, die zu beanstanden wären, werden wohl mit dem kommenden Arbeitskammergesetze ohne weiteres fallen. — Der Landesarbeiterausschuß soll u. a. „der Förderung des guten Einvernehmens zwischen der Arbeiterschaft und der Verwaltung dienen". Glaubt die Verwaltung nicht, daß das gute Einvernehmen zwischen ihr und der Beamtenschaft nicht auch der Förderung wert sei? Nun, denn gebe sie Beamtenausschüsse! Gerade bei den Eisenbahnen sind sie nötiger als in jedem anderen Verwaltungszweige.

Büchertisch

Das parlamentarische System. Die Entwicklung zum parlamentarischen System ist in vollem Fluß. Wir haben im Reichstag eine Mehrheit mit einem festen, parlamentarischen Programm, dessen Durchführung von ihr mit dem Reichskanzler vor dessen Amtsantritt vereinbart worden ist. Wir haben einen Reichskanzler mit parlamentarischer Vergangenheit, wir haben im Reich und in Preußen einige Staatssekretäre und Minister, die den führenden politischen Parteien entnommen sind. Trotzdem wird aber niemand ernstlich behaupten wollen, daß wir damit bereits das parlamentarische System hätten. Freilich kann man auch nicht mehr sagen, wir hätten noch wie früher ein reines konstitutionelles System.

Vorläufig ist lediglich ein innigeres Zusammenarbeiten zwischen Reichstag und Regierung erreicht worden. Die Schwierigkeiten sind sehr groß, noch weiter vorwärts zu kommen; sie haben nicht nur ihren Grund in dem energischen Widerstande aller konservativ gerichteten Elemente im Staate.

Es ist daher nur zu begrüßen, wenn neuerdings eine ausgezeichnete Schrift des Würzburger Universitätsprofessors Dr. Robert Piloty, betitelt „Das parlamentarische System" (2. Aufl. Berlin und Leipzig, W. Rotschild 1917; br. 2,80 M., geb. 4,20 M.; 81 S.) auf diesem Gebiete Klarheit zu schaffen sucht.

Man wird dem Verfasser ohne weiteres zustimmen, daß der entscheidende Grundsatz des parlamentarischen Systems darin besteht, daß die leitenden Minister aus den Parteiführern des Parlaments entnommen werden müssen. Sie haben die Regierung entsprechend dem Programm der Parlamentsmehrheit zu führen, mit deren Vertrauen in wichtigen Fragen sie stehen und fallen. Um diese Regierungsform läßt nun Piloty in einer außerordentlich fesselnden Darstellung einen Redekampf ausfechten zwischen einem überzeugten Anhänger, als den er einen demokratischen Republikaner und Verteidiger der englisch-amerikanischen Politik sprechen läßt, und einem ebenso überzeugten Monarchisten und Fürsprecher unserer seitherigen deutschen Regierungsmethoden. Wir müssen es uns leider versagen, in diesem kurzen Aufsatz näher auf die von den Rednern für und wider vorgebrachten Gründe einzugehen und dies dem Leser überlassen, dem Piloty auch die Entscheidung darüber in die Hand gibt, für welches System er sich entscheidet.

Wir wollen uns nur darauf beschränken, einige besonders interessierende Punkte hervorzuheben.

Erfreulich ist es da zunächst festzustellen, daß Piloty selbst aus der Notwendigkeit internationaler Anpassung heraus der Ansicht ist, daß das parlamentarische System auch in Deutschland zur Einführung gelangen wird. Es verdient ferner hervorgehoben zu werden und wird jeden Liberalen mit Stolz erfüllen, daß der Verfasser in einer außerordentlich scharfen und bitteren Kritik unserer Parteiverhältnisse die liberalen Gruppen für den lebensfähigsten Keim unserer künftigen parlamentarischen Entwicklung erklärt, denn „er fand hier eine recht gründliche Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und etwas, was man Programm nennen könnte, während alle anderen sog. Parteien als Programm nichts weiter vortrügen als Erhaltung oder Schutz gewisser historisch gewordener Zustände oder Schutz und Mehrung gewisser Klasseninteressen". Treffend sind weiter seine Ausführungen über das Dreiklassenwahlrecht und die Konservativen. So sagt er mit Recht, daß die bevorstehende Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts in Preußen ein Hindernis und einen Hemmschuh des preußischen parlamentarischen Lebens beseitigen und den Klassengeist brechen soll, der die Regierungsämter bisher als ausschließliche Domäne eines engen Familienkreises betrachtete. Sehr nachdrücklich vertritt der Autor auch die alte liberale Forderung auf Schaffung eines Reichsministeriums und widerlegt durchschlagend alle dagegen vorgebrachten Einwände, die im wesentlichen darauf hinauslaufen, daß ein Ministerium im Reich der Bundesgrundlage widerspreche, was niemals zugegeben werden kann.

Auf der anderen Seite ist es notwendig, gegen einige Ansichten und Forderungen Pilotys scharfen Widerspruch zu erheben. So namentlich gegen seine Auffassung, daß das parlamentarische System eine Spielart der Republik sei und mit seiner Einführung die Monarchie abgeschafft und in eine Republik umgewandelt werde. Diese Meinung ist sehr gefährlich, denn sie liefert Wasser auf die Mühlen der Konservativen, und zudem durchaus falsch. Seit alten Zeiten ist das allein Entscheidende, ob Monarchie oder Republik, wer an der Spitze des Staates steht, ob ein erblicher Herrscher kraft Geburtsrechts, oder ein auf Zeit frei gewählter Präsident. Die Monarchie mit parlamentarischem System ist und bleibt Monarchie. Ja, das parlamentarische System bewahrt und erhält alle Vorzüge der Monarchie und reinigt sie von ihren Mängeln. Daher sind auch die Anhänger des Parlamentarismus in ihrer überwiegenden Mehrheit gerade überzeugte Monarchisten, die von dem Glauben durchdrungen sind, daß eine demokratisierte Monarchie, gestützt auf ein freies Volk, an Kraft und Macht unendlich zunimmt!

Bekämpfen müssen wir auch des Verfassers Forderung auf Schaffung eines Oberhauses im Reich bei Einführung des parlamentarischen Systems als Gegengewicht gegen allzu großen Radikalismus des Reichstages. Das ist absolut überflüssig. Oberhäuser und Herrenhäuser haben wir gerade genug, für ihre Vermehrung liegt absolut kein Bedürfnis vor. Das Gegengewicht gegen die Befürchtungen Pilotys ist längst geschaffen und ruht im Bundesrat.

Zum Schluß plädiert der Verfasser dafür, es mit dem parlamentarischen System zunächst einmal in mittleren oder kleineren Einzelstaaten zu versuchen, um zu erproben, wie dasselbe funktioniere. Dagegen haben wir gewiß nichts einzuwenden, daß die Mittelstaaten bei sich das parlamentarische System einführen. Das ist aber nicht das Wesentliche. Es kommt darauf an, daß das Reich und Preußen als führender Bundesstaat das parlamentarische System bekommen. Und dazu bedarf es keineswegs eines vorherigen Versuchs bei Staaten mittlerer Größe. Denn das parlamentarische System ist doch keine neue, noch nie erprobte Regierungsform, gegen die man skeptisch sein muß, ob sie sich in der Praxis auch bewährt. Nein, das parlamentarische System hat seine Feuerprobe längst bestanden und hat sich beinahe in der ganzen Welt seit langer Zeit aufs glänzendste bewährt, nicht nur bei mittleren Staaten, sondern bei den großen und größten Weltreichen.

Daher muß die Bahn, die, wie wir im Eingange unseres Aufsatzes gesehen haben, bereits vom Reich und Preußen beschritten ist, nur konsequent weitergegangen werden, Stillstand darf es nicht geben, weiter nach vorwärts, bis das Ziel, das parlamentarische System, erkämpft ist! Dr. D. Löwenstern.

Briefkasten

Mitteilung: Eine Anzahl Geldsendungen aus 1917, deren Absender und Bestimmung sich trotz Anfrage im Briefkasten nicht ermitteln ließen, überweisen wir jetzt unserer Sammlung für Hilfe-Versendung ins Feld.

Bücherwünsche aus dem Felde: Wörterbücher für englische und französische Sprache, Werke von Hartwig, Vertvorn, Gibbons oder Mercier, Bücher über Rußland (Land und Leute, Musik usw., Baedecker).

Die freie Buchversendung ins Feld stockt z. Zt. wegen der Päckchensperre. Auch die bestellten Schriften aus unserem Buchverlag können vorläufig nicht abgehen.

Dr. F. in R., Lt. P. im Felde und andereu: Naumanns Schrift „Wirtschaftliche Landesbeschreibung der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont" ist durch uns und alle Buchhandlungen zu haben. Preis 60 Pf.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld: **1 M.:** Lehrer B. in L., Feldw. B. in H. **2 M.:** Uffz. Sch. im Felde, Matr. Sch. im Felde, Sergt. Sp. im Felde. **3 M.:** Sch. in M., N. in Z. **4 M.:** E. M. in St. **10 M.:** M. B. in B. **13,69 M.:** Pfr. Sch. in M. **50 M.:** B. T. in St., Prof. Dr. W. G. in L.

Bücher für Armee und Marine: Frau Prof. S. in Eisenach: 18 Bücher und Zeitschriften, Dr. W. in Sonthofen: 24 Bücher und Zeitschriften.

Für Bücher für Armee und Marine: Fr. B. in R. 9.30 M.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Unsere Leser, die gute Kunst von bleibendem Wert zu Friedenspreisen erwerben möchten, machen wir darauf aufmerksam, daß auch Franz Schneiders Verlag, Berlin-Schöneberg, sich genötigt sieht, ab 15. Mai die Preise seiner Kunstblätter nicht unwesentlich zu erhöhen. Außer den bekannten Künstler-Steinzeichnungen „Heimatbilder deutscher Kunst" kommt da vor allem auch Arthur Kampfs großer farbiger Lichtdruck „Thesenanschlag zu Wittenberg 1517" in Betracht, der heute noch 15 M., ab 15. Mai aber 25. M. kosten wird. Das Blatt, das auch an dieser Stelle sehr anerkennend besprochen worden ist, hat hohen bleibenden Wert und eignet sich als Wandschmuck für jedes Wohn-, Studier- und Klassenzimmer usw. ganz vorzüglich. Prospekte durch den Verlag.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover.
Für Rekonvaleszenten wirksamer und wohlfeiler als Wein.
Trikalcol Kalk-Eiweiß-Mittel zur Kräftigung und Knochenbildung.

Digitized by Google

2. Mai 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 18

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Tag der Vernunft. — **Wilhelm Heile:** Das Schicksal der Deutschen in Rußland. — **Otto Ernst Sutter:** Ein Ausschuß für Reichsverkehrspolitik. — **Univ.-Prof. Dr. Robert Wilbrandt:** Der Klassenkampf des Proletariats. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 21. April.

Heute, am 21. April, ist der erste Monat der deutschen Westoffensive beendet. Die Zahl der Gefangenen beträgt 117 000. Die Beute an Geschützen übersteigt 1550. Durch diesen Gefangenenzuwachs steigert sich die Gesamtzahl der von den Mittelmächten gemachten Gefangenen. Sie wird für den 1. März 1918 auf 3 450 000 angegeben. Wie viele davon inzwischen verstorben sind, ist uns nicht bekannt, auch nicht, ob schon ein in Betracht kommender Teil der russischen Gefangenen den Heimweg hat antreten können. Wenn im Altertum die Kriegszüge mit der Gewinnung von Sklaven endeten, so handelt es sich beim jetzigen Krieg zwar nicht um einen Dauerzustand, aber um eine sehr große Gewinnung von Zwangsarbeitskräften. Ein Heer fremder Arbeitskräfte befindet sich inmitten unserer Volkswirtschaft, und man wird im allgemeinen sagen können, daß es sich den ungewohnten Verhältnissen anpaßt und an Brauchbarkeit zunimmt. Da nun auch deutsche und österreichische Gefangene sowohl in den östlichen wie in den westlichen Ländern interniert leben, besteht in dieser Gegenseitigkeit eine gewisse Garantie für eine nicht allzu schlechte Behandlung und Ernährung. Begreiflicherweise erschweren sich die Verhältnisse der Gefangenenlager bei Knappheit der Lebensmittel.

Der bisherige bulgarische Gesandte in Berlin, Rizoff, geht zunächst auf drei Monate in besonderer Sendung nach Moskau. Seine Person wird geeignet sein, schwierige Anfangsverhandlungen zwischen Rußland und den mitteleuropäischen Staaten zu erleichtern.

Montag, 22. April.

Soweit man aus den Zeitungen urteilen kann, hat sich die Stimmung in Wien über die Regierungsvorgänge mehr beruhigt. Man kann jetzt Darstellungen finden, als hätte das Ausscheiden Czernins mit dem vielbesprochenen Briefe Kaiser Karls über die Friedensbedingungen nichts zu tun und sei zufällig zur gleichen Zeit durch Meinungsverschiedenheiten über die Behandlung Galiziens und Rumäniens veranlaßt. Man wird derartigen nachträglichen Beruhigungserklärungen nur ein gewisses Maß von Glaubwürdigkeit zubilligen können. Immerhin aber ist es wohl nicht unrichtig, daß die Haltung Czernins in galizischen und rumänischen Angelegenheiten nicht die Zustimmung aller Kreise der Doppelmonarchie gefunden hat. Wie aber soll jemand polnisch-ruthenische Fragen erledigen, ohne mindestens einem Teil eine Unfreundlichkeit zu erweisen? Daß die polnischen Parlamentarier sich gegen Czernin gewendet hatten, war eine öffentlich bekannte Tatsache. Vielleicht aber würde Czernin selbst bei seiner großen Vielseitigkeit weit eher in der Lage gewesen sein, mit den galizischen Polen wieder in ein normales Verhältnis zu kommen, als es seinem Nachfolger Burian gelingen wird, die Erinnerung daran auszulöschen, daß er im Jahre 1915 ein Haupthindernis der schon damals möglichen Angliederung von Kongreßpolen an Galizien-Österreich war. Weniger durchsichtig liegen die Dinge bezüglich der Fortdauer der Hohenzollernschen Dynastie in Rumänien. Durch die „Neue Freie Presse" in Wien wird jetzt mitgeteilt, daß Kaiser Karl das Verbleiben von König Ferdinand nicht gewünscht habe, während Graf Czernin sein Bleiben begünstigte. Wir nehmen an, daß Graf Czernin zum Friedensschlusse ein dauerhaftes rumänisches Ministerium brauchte und nicht glaubte, ein solches ohne den Hintergrund der Monarchie erlangen zu können. So wenig wir vom deutschen Standpunkt aus Veranlassung haben, uns für die Person des bisherigen rumänischen Königs einzusetzen, wollen wir nicht verkennen, daß auch eine Königsneuwahl nicht ohne Risiko ist. Deutsche Offiziere aus Bukarest sprechen uns gegenüber ihre Verwunderung darüber aus, mit welchen Illusionen des Sieges die Reste der geschlagenen rumänischen Armee aus Jassy nach Bukarest zurückgekehrt sind.

Wie man über Schweden erfährt, haben die Roten Gardisten in Finnland ihren Kriegsminister ermordet, weil er sie nicht zum Siege geführt hat.

Deutsche und österreichische Truppen haben in einer richtigen Schlacht gegen bolschewikische Truppen sich den Übergang zur Halbinsel Krim erzwungen. Die bisherige russische Schwarze-Meer-Flotte befindet sich in den Häfen dieser Halbinsel. — Von ukrainischer Seite wird gesagt, daß während der Besetzung des Gouvernements Kiew durch die Bolschewiki 18 000 Menschen ermordet worden seien, die meist den besser gestellten Schichten angehörten.

Dienstag, 23. April.

In auffällig entschiedener Weise spricht sich der „Pester Lloyd" gegen die Einverleibung Beßarabiens in Rumänien aus. Ungarn sei ganz unmittelbar an der beßarabischen Frage interessiert und müsse vom Standpunkt seiner Sicherheit aus verlangen, daß Rumänien erst Proben seiner Zuverlässigkeit gebe, bevor es einen Teil Beßarabiens erhalten könne. Es besteht in allen madjarischen Kreisen Verachtung und Mißtrauen gegen die Rumänen, was bei der Beurteilung rumänischer Fragen nicht aus dem Auge gelassen werden darf. Wenn es in Deutschland verschiedene Leute gibt, die daran glauben, es könne eine Personalunion zwischen dem österreichischen Kaisertum und dem rumänischen Königtum hergestellt werden, so übersehen diese, daß zwischen Österreich und Rumänien das willensstarke Königreich Ungarn liegt. Ungarn verträgt sich viel leichter mit einer Ausdehnung der Wiener Herrschaft nach Warschau als nach Bukarest. Es ist bedauerlich, daß in alle Ostfragen gewisse monarchische Absichten und Rivalitäten hineinspielen, aber bei dem Entwicklungsgrad der in Betracht kommenden Staaten wird sich das kaum vermeiden lassen.

Digitized by Google

Eine estnisch-livländische Abordnung ist im Hauptquartier vom deutschen Reichskanzler empfangen worden. Der Reichskanzler begrüßte im Auftrage des Deutschen Kaisers den vom Landesrat ausgesprochenen Wunsch, daß aus Kurland, Livland, Estland, den vorgelagerten Inseln und der Stadt Riga ein einheitlicher, geschlossener, monarchisch konstitutioneller Staat mit einheitlicher Verfassung und Verwaltung gebildet werden soll, und wird gern mit Rat und Tat zur Herbeiführung dieses Zustandes helfen. Die Frage einer Personalunion mit der Krone Preußen werde wohlwollend geprüft und nach Anhörung der zur Mitwirkung berufenen Stellen beantwortet werden. — Damit scheint grundsätzlich die im deutsch-russischen Friedensvertrag offengelassene Frage des künftigen Schicksals von Estland und Livland entschieden zu sein. Da die Personalunion nicht mit dem Deutschen Reich, sondern mit Preußen in Aussicht genommen ist, so sind die zunächst zuständigen Faktoren die beiden Häuser des preußischen Landtags. Der Reichstag würde für die Staatsverträge zuständig sein, die auf der Grundlage der Personalunion mit dem Deutschen Reiche geschlossen werden müßten. Ob es richtig ist, diese ganze Angelegenheit schon jetzt staatsrechtlich zu regeln, kann bezweifelt werden. Im Friedensvertrag ist zunächst nichts anderes versprochen als die Herstellung der Ordnung.

Der berühmte deutsche Flieger Rittmeister v. Richthofen ist von einem Jagdflug an der Somme nicht zurückgekehrt. Nach englischen Nachrichten wurde er gestern von den Gegnern unter militärischen Ehren bestattet.

Die U-Boot-Beute im März beträgt 689 000 Brutto-Register-Tonnen.

Mittwoch, 24. April.

Nachdem in Ungarn Ministerpräsident Wekerle endgültig von seinem Amte zurückgetreten ist, übernimmt Szterenyi die Führung der Staatsgeschäfte. Wir begrüßen in ihm einen überzeugten Freund des deutsch-ungarischen Bündnisses. Wirtschaftspolitisch hat er bisher den Standpunkt weitgehender Annäherung auf Grund von Vorzugszöllen vertreten. Da nun inzwischen sowohl in Deutschland wie in Österreich der Gedanke der Vorzugszölle immer mehr als undurchführbar erkannt wird, so dürfte der neue Ministerpräsident in die Lage kommen, dem Problem noch vollständigerer Zollgemeinschaft von neuem seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir zweifeln nicht, daß er alles daran setzen wird, um die in Gang befindlichen langwierigen Verhandlungen zu fördern.

Unerwartet ist der bulgarische Gesandte in Berlin, Rizoff, an einem Herzleiden verstorben. Alle deutschen Zeitungen widmen ihm sehr anerkennende Nachrufe. Der Verstorbene war nicht nur Diplomat, sondern auch ein gewandter und erfolgreicher Schriftsteller. Seit langer Zeit hat er für die Befreiung Mazedoniens und für die Angliederung der Dobrudscha gekämpft.

Die Staatsausgaben der russischen bolschewistischen Regierung werden für die erste Jahreshälfte 1918 auf 24½ Milliarden Rubel angegeben. Es ist kein Wunder, wenn der Finanzkommissar zur Besprechung dieses Ergebnisses eine äußerst pessimistische Rede hielt. Eine derartige Summe kann durch Steuern auf keine Weise aufgebracht werden. Wie aber soll es die Bolschewiki-Regierung machen, um zu einer sparsameren Geschäftsführung überzugehen?

In der Nacht zum 23. April wurde ein groß angelegtes und mit rücksichtslosem Einsatz geplantes Unternehmen englischer Seestreitkräfte gegen unsere flandrischen Stützpunkte vereitelt. Englische kleine Kreuzer und zahlreiche Zerstörer und Motorboote kamen unter dem Schutz von künstlichem Nebel an Ostende und Zeebrügge heran, um die dortigen Schleusen und Hafenanlagen zu zerstören. Es sollte die Mole von Zeebrügge durch einen Handstreich besetzt werden, um Baulichkeiten und Fahrzeuge zu vernichten. Abgesehen von der hölzernen Verbindungsbrücke nach der Mole ist nichts zerstört worden. Von unseren Seestreitkräften erlitt nur ein Torpedoboot Beschädigungen. Menschenverluste auf deutscher Seite gering.

Donnerstag, 25. April.

Im Hauptausschuß des Reichstags gab der Generalarzt des Feldheeres, Schultze, Aufklärungen über den Gesundheitszustand der Armee. Die durchschnittliche Erkrankungsziffer ist um etwa ⅓ geringer als bei Anfang des Krieges, weil inzwischen die Fürsorgeeinrichtungen verbessert wurden und durch den Krieg selbst eine körperliche Auslese stattgefunden hat. Die landläufigen Ansichten über die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten bei den Truppen sind übertrieben. Die Erkrankungen durch feindliche Gase sind meist günstig zu beurteilen, da die Schädigung bei richtiger Behandlung nur vorübergehend ist. Als dienstunbrauchbar sind bisher insgesamt 629 000 Mann entlassen worden, davon 70 000 Verstümmelte. Bis zum heutigen Tage ist mit etwa 98 000 Verstümmelten zu rechnen. Der Malaria stehen wir in Rumänien ziemlich hilflos gegenüber.

Entgegen anderslautenden englischen Mitteilungen stellt die deutsche Marineleitung ausdrücklich fest, daß die deutsche Seekriegführung an der flandrischen Küste durch die englische Unternehmung in keiner Weise gestört ist. Es handelt sich wohl darum, ob eine Anzahl versenkter englischer Betonschiffe bis in den Hafeneingang von Zeebrügge gelangt ist oder nicht.

Sowohl in der Gegend von Lys wie südöstlich von Amiens werden erbitterte Kämpfe durchgeführt. Von deutscher Seite erfolgen Vorstöße in Richtung auf das Kemmelgebirge südlich von Ypern.

Freitag, 26. April.

Es ist nicht gut möglich, über die innerpolitischen Vorgänge in Österreich eine klare Vorstellung zu gewinnen, da nur der kleinere Teil dessen, was sich begibt, aus den Zeitungen zu erkennen ist. Sowohl unter dem deutschen Hochadel des österreichischen Herrenhauses wie im Kreise der deutschnationalen Partei sucht man nach Garantien für eine absolute und feste deutschfreundliche Haltung und verlangt Sicherheiten gegen das Einwirken unverantwortlicher Stellen auf den Gang der Regierung. Insbesondere richten sich die Blicke auf die mannigfaltigen Verzweigungen der Familie Parma. Der neue Minister des Auswärtigen, Burian, wird nicht als hinreichende Garantie betrachtet. Gleichzeitig protestieren die deutschen Kreise dagegen, daß die Entfernung Czernins als ein Sieg der von ihm vor kurzem lebhaft angegriffenen Tschechen angesehen werden könne. Durch Verurteilung und Freisprechung der tschechischen Führer Kramarcz und Genossen ist eine Maßlosigkeit der tschechischen Anforderungen eingetreten, die nicht nur den Deutschböhmen, sondern allen Vertretern der österreichischen Staatsidee als nicht mehr erträglich erscheint. Die deutschnationalen Parteien verlangen schleunige Teilung des Königreichs Böhmen in zwei voneinander unabhängige Länder. Die Nationalitätenkämpfe sind so stark wie jemals und werden dadurch verschärft, daß sich die Nationalitäten gleichzeitig vorwerfen, am Ernährungsmangel schuldig zu sein.

Mit großer Spannung werden die Berichte von den Kämpfen um die Kemmelhöhe südlich von Ypern entgegengenommen. Der Ansturm aus der Lys-Ebene nach der außerordentlich befestigten Anhöhe stellt an Artillerie und Infanterie die allergrößten Anforderungen. Nachmittags wird im Reichstag das Gelingen des Ansturms mitgeteilt.

Sonnabend, 27. April.

Der schon gestern kurz gemeldete große Ansturm auf die Kemmelhöhe hat also Donnerstag früh 3½ Uhr mit Artillerievorbereitungen begonnen. Um 7 Uhr trat die Infanterie in Tätigkeit. Auf der ganzen Angriffsfront wurden die feindlichen Stellungen eingedrückt. Die Gegenwehr des Feindes war besonders nordwestlich von Wytschaete in zahlreichen Betonunterständen sehr stark. Im Laufe des Nachmittags machte der Angriff weitere Fortschritte. Ein feindlicher Gegenangriff wurde zurückgeschlagen. Gefangenenzahl 6500. Auch der englische Kriegsbericht bezeichnet die Kämpfe als äußerst heftig und sagt, daß bei wiederholten Angriffen und Gegenangriffen die verbündeten Truppen gezwungen

Digitized by Google

wurden, sich zurückzuziehen. — In der Gegend der Somme melden die Engländer einen Teilerfolg mit 600 Gefangenen.

Wie wenig gesichert jetzt die politischen Dinge in Österreich und Ungarn sind, zeigt sich von neuem daran, daß das vor wenigen Tagen als fest gemeldete Ministerium Szterenyi inzwischen schon wieder von der Bildfläche verschwunden ist. Man nimmt an, daß Wekerle von neuem aufgefordert werden wird, den Versuch zu machen, mit der Arbeitspartei des Grafen Tisza zusammen etwas herzustellen, was man als Wahlrechtsreform bezeichnen kann. Leicht wird es nicht sein, weil Graf Tisza sich zu der ungarischen Wahlrechtsreform nicht sehr viel freundlicher verhält als sein Berliner Kollege v. Heydebrand zu der preußischen. Eine dauerhafte Mehrheitsbildung unter Ausschluß von Tisza wäre nur dann möglich, wenn auch die ganz linksstehenden Parteien sich dem Regierungsblock anschließen würden. Das ist aber bei der antideutschen Richtung, wie sie beispielsweise von Graf Karolyi vertreten wird, zurzeit eine Unmöglichkeit.

In Wien hat Ministerpräsident v. Seidler langdauernde Auseinandersetzungen mit den Vertretern der Mehrheit des Herrenhauses gehabt, auf Grund deren er erklärte, die volle Verantwortlichkeit für alle politischen Taten und Äußerungen des Kaisers zu übernehmen, auch wenn eine amtliche Gegenzeichnung nicht vorliege. Diese Ausdehnung der ministeriellen Verantwortlichkeit entspreche auch der Ansicht des Kaisers selbst. Man erinnert sich dabei an ähnliche Mitteilungen, die vor ungefähr zehn Jahren Fürst Bülow im Deutschen Reichstag gemacht hat. Nicht unwesentlich zur Beurteilung österreichischer Vorgänge ist es, daß in diesem Falle das Herrenhaus stark in den Vordergrund tritt. In dem Maße, als nämlich das Abgeordnetenhaus durch Nationalitätsstreitigkeiten an einheitlicher Aktionsfähigkeit verliert, schiebt sich ganz von selbst das Herrenhaus bei großen Staatsfragen in den Vordergrund. Nachdem Ministerpräsident v. Seidler auch erneut Vertreter der deutschen Parteien des Abgeordnetenhauses empfangen und ihnen befriedigende Mitteilungen über die unzweifelhafte Bündnistreue gegenüber Deutschland gemacht hat, kann die Stellung Seidlers bis auf weiteres als neu befestigt gelten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 21. April.

Der vierte Frühling, den der Donner der Kanonen begleitet, zeigt ein so strahlendes Gesicht, als wollte die alte Erde doppelt eindringlich ihre alte ewige Kraft zeigen.

„Du aber wandelst ruhig die sichre Bahn,
O Mutter Erd' im Lichte! Dein Frühling blüht,
Melodisch wechselnd gehen dir die
Wachsenden Zeiten, du Lebensreiche!"

Die Kinder lassen den Kreiseln die „Murmeln" folgen, und denen die Rollschuhe, als hätte sich nichts verändert. Und die Kriegsspiele haben nur für ein oder zwei Jahre den alten Gang der Jahreszeiten durchbrochen. Jetzt schreckt sie vielleicht nur einmal das Auto mit den Verwundeten, das zum Lazarett fährt, für Augenblicke in den Krieg hinein. Sie sehen ängstlich und neugierig zu, wie die Türen auffliegen und die Bahre, sachkundig und rasch gefaßt, schnell im Hause verschwindet. Aber nicht lange, so hat die sanfte Welle der Frühlingskinderspiele den furchtbaren Ausblick wieder weggespült.

Montag, 22. April.

Die Mustersammlung der Kriegsrohstoff-Abteilung wird wohl ein bleibendes Museum der Kriegsgeschichte werden und noch fernen Geschlechtern die Intelligenz der Technik künden. Gummi, Kork, Asbest, Metalle, Leder, Gerbstoffe, Webstoffe — für alles die Ersatzmittel, die unserer Verbrauchswirtschaft den neuen Rohstoffunterbau geben mußten. An Autobereifungen und Kindersaugpfropfen kann man gleichermaßen die Regenerate und den synthetischen Gummi bewundern, Asbest (ein wichtiges Dichtungsmaterial) hat Bulgarien geliefert. Eisen und Zink haben in immer neuen Legierungen Kupfer und Zinn ersetzen müssen an Schrauben, Wasserhähnen, militärischen Abzeichen usw. Künstlicher Schwefel, synthetischer Kampfer, Kunstharze, die Produkte der Kohle als jede Art von Öl-Ersatz. — Die Treibriemen aus Papier, Stahl, Haaren, Textilit als Juteersatz, Wolle aus Torf usw. usw. stellen ein ganzes Notlager von Rohstoffen dar, aus dem, ächzend und knirschend zwar, aber doch immer vervollkommnet, die Kriegswirtschaftsmaschine im Gang erhalten wird.

Die neuen Steuern scheinen auch beim Zentrum auf Widerstand zu stoßen. Die Sozialdemokratie und die Fortschrittliche Volkspartei können selbstverständlich der neuen Verbrauchssteuer nicht ohne weiteres zustimmen.

Dienstag, 23. April.

Wir haben zwei Tage Sitzungen des Nationalen Ausschusses für Frauenarbeit beim Kriegsamt. Das Bild der Frauenarbeit in ihren verschiedenen Typen rollt sich wieder vor uns auf: Die Erdarbeiterin im Elsaß, die Metallarbeiterin der Schwereisenindustrie — die ganze Reihe der Bilder, die man so oft schon gesehen oder in der Phantasie heraufbeschworen, entfaltet sich wieder einmal mit der Fülle der Probleme, die diese unausdenkbar folgenreiche gewaltsame Umgestaltung des Frauenlebens in sich birgt, für jetzt und später.

Der deutsch-holländische Handelsvertrag ist erneuert: Lieferung von Kohlen von uns nach Holland, Rücklieferung von Käse, Gemüse, Fette und Butter von dort. Jeder gibt, wovon er eigentlich selbst keinen Überfluß hat, um den dringenderen Mangel zu decken.

Beim Reichseisenbahnetat kommt der schon früher angenommene Antrag zur Sprache, daß eine Fachkommission die wirtschaftlichen und fiskalischen Wirkungen einer Vereinheitlichung der Staatseisenbahnen und Binnenwasserstraßen untersuchen solle. Aber es ist bei den Bundesregierungen nicht viel Stimmung für solche Anfänge einer Reichseisenbahnverwaltung. — Die Löhne der Staatsarbeiter sind seit 1913 mehr als verdoppelt (von 4,13 M. auf 8,60 M. täglich erhöht).

Mittwoch, 24. April.

Mit den Steuerfragen im Reichstag hat man es fabelhaft eilig. Fünf Tage, nachdem eine 416 Seiten starke Denkschrift dem Reichstag zugegangen ist, beginnt die erste Lesung. Es zeigt sich in den Verhandlungen, daß eine Aussicht auf glatte Annahme nicht vorhanden ist. Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes empfiehlt die vielen indirekten Steuern mit lockenden Ausblicken auf kommende Vermögens- und Einkommensbelastung, hat aber nicht viel Glück damit.

Der Tod Richthofens zittert durch alle Seelen. Er war unwillkürlich und unbewußt jedem mehr geworden als ein besonders erfolgreicher Soldat. Er war — wie jeder persönliche Held — ein Symbol. Und sein Ende trifft irgendwie noch tiefer und allgemeiner, als die wirkliche Bedeutung seines Todes reicht. Die große, schwere Ungewißheit des Kriegsschicksals reißt vor einem auf, Dunkelheiten öffnen sich, in die alle Wege führen können. Es geht eine ganz seltsame Belastung von diesem Verlust aus.

Donnerstag, 25. April.

Daß die Klatschereien, die gegen den Staatssekretär v. Kühlmann ausgestreut werden, Stimmung machen, ist nicht sehr wahrscheinlich. Ich hörte heute ein Gespräch zweier simpler und solider Pfahlbürger, von denen der eine in breitem gelassenen Niederdeutsch sagte: „Die Konservativen sollen sich was schämen; die wolken staatserhaltend sein, und dann verbreiten sie so'ne Klatschereien." In der Steueraussprache im Reichstag tritt der Gedanke einer Vermögensabgabe zur Deckung der Kriegsschulden immer mehr in den Vordergrund. Der konservative Redner nennt ihn freilich noch „geradezu phantastisch", aber wie das Problem einer so enormen Staatsverschuldung gelöst werden soll ohne ein Stück Sozialisierung des Eigentums, ist schlechtweg nicht zu sehen.

Digitized by Google

Freitag, 26. April.

Über den Gesundheitszustand der Truppen werden im Hauptausschuß des Reichstags Mitteilungen gemacht, die ein wenig von der schweren Last heben, die der Gedanke an die Leiden unserer Verteidiger auf unser Leben legt. Gewiß, die Zahlen sind noch groß genug, aber man sieht doch die Möglichkeiten von Heilerfolgen, die man leicht aus den Augen verliert. 98 000 Verstümmelte — an sich eine furchtbare Zahl. Aber bei den Millionen Verwundeter doch relativ gering.

Es scheint, als ob die Gefährdung der Sommererholungsreisen nicht so bedrohlich ist, wie sie erst schien. Auf Anfrage im Haushaltsausschuß antwortet der Vertreter des Kriegsernährungsamts, der Sinn der Bundesratsverordnung sei mehr, den Erholungsaufenthalt der Erholungsbedürftigen sicherzustellen, als die Landeszentralbehörden zu beschränken.

Sonnabend, 27. April.

Die Brotration soll zunächst nicht herabgesetzt werden. Es wird darauf ankommen, ob wir noch Getreidemengen und wieviel wir aus der Ukraine bekommen. Wenn dies den Erwartungen entspricht, kann die Menge aufrechterhalten werden. Aber es ist ein zweifelhafter Posten. Es wäre eine unbeschreibliche Erleichterung, wenn diese Entbehrung vermeidbar bliebe.

Ich will ein Beispiel der Gewissenskonflikte eines redlichen Menschen in der Ernährungsfrage hierhersetzen, weil es vielleicht vielen hilft und ein Beweis für den guten und großen Geist ist, den man neben dem kleinen und eigensüchtigen oft so wenig sieht. Eine Mutter hatte sich einmal in solchem Konflikt an mich mit der Frage gewandt: Kann man und soll man in dieser Frage seinen Grundsätzen treu bleiben?, und ich hatte ihr geantwortet, daß für mich persönlich die Frage leicht mit Ja zu beantworten wäre, weil ich nicht für andere zu sorgen hätte, daß ich mir aber kein Verdammungsurteil über Mütter zu fällen getraue, die etwa ihre Kinder Not leiden sähen. Darauf schreibt sie:

„Ihr Brief hat mir wieder neuen Mut gemacht in der leidigen Ernährungsfrage, und ich denke jetzt, daß ich meine Kinder auch weiter so durch den Krieg bringe. Daß eine Mutter Verbrechen begeht, eh sie ihre Kinder darben läßt, wie Sie schrieben, daß Ihnen jemand gesagt habe, meine ich auch. Nur ist Darben ein sehr verschiedener Begriff. Wenn ich den Kindern auf ihr immer neues Verlangen sagen muß „es ist keine Butter mehr da", „ihr habt genug Brot", so tut einem das von Herzen leid, aber gedarbt ist das noch nicht. Und wenn die Backen auch dünner werden und der Hunger gar nicht aufhört, so kann man das hinnehmen. Erst wo die künftige Gesundheit und das Leben stark bedroht sind, wird es ernster, und dann mag man sich ein „Verbrechen" überlegen. So weit aber werden wohl die wenigsten Mütter in Deutschland sein.

Am schwersten zu ertragen an dem ganzen Mangel ist die Art, wie ihn die Menschen hinnehmen. Man wird in Zukunft sehr klug sein und von der Allgemeinheit keinerlei Größe mehr erwarten. Es gibt doch immer eine Enttäuschung, und nur in wenigen einzelnen Menschen sieht man seine Begriffe erfüllt. Die sind dann „Nothelfer" und lassen uns weiter hoffen."

Naumann / Der Tag der Vernunft

Je länger der Krieg dauert, desto eifriger fragt die Menschheit nach seinem Ende. Wann wird die Vernunft einkehren, wann wird Europa sich besinnen? Gibt es überhaupt noch eine Vernunft oder ist sie nur eine künstlich zurechtgemachte Idee?

Daß der jetzige Zustand der besterzogenen Weltvölker eine Unvernunft ist, bedarf keines besonderen Beweises, denn es wird der Ertrag von Jahrhunderten aufs Spiel gesetzt: wirtschaftliches Gedeihen und moralische Güte. Im Anfang des Krieges zwar konnte man seine belebenden Wirkungen rühmen, nun aber, bei Ablauf des vierten Kriegsjahres tritt auch die Kehrseite zutage: materielle Verluste und sittliche Lockerungen. Ganz offen wird über die heranwachsende Jugend geklagt, die der väterlichen Aufsicht entbehrt. Die strenge Achtung vor Gesetz und Eigentum vermindert sich. Dabei sinkt die Zahl der Kinder, steigt die Menge der Versorgungsbedürftigen, verbreitet sich eine Mattigkeit der Willens- und Lebenskräfte. Das alles ist dabei keineswegs eine deutsche oder mitteleuropäische Erscheinung, sondern ganz Europa ist krank, von Rußland bis nach England, ein großes Lazarett, voll von Wunden, Seufzern und schlaflosen Nächten. Einen solchen europäischen Zustand zu dulden, wenn man ihn vermeiden kann, ist das Gegenteil der Weisheit, die dem Menschen vom Schöpfer verliehen wurde.

Ob man aber diesen Zustand vermeiden kann, das eben ist die Frage. Wie soll es gemacht werden?

Es finden sich im Grunde zwei Theorien, um zum Frieden zu kommen, eine militaristische und eine pazifistische. Jede der beiden Theorien ist ihrer Natur nach einseitig, und darum undurchführbar, und die wirklich möglichen Wege liegen irgendwo in der Mitte zwischen ihnen. Um aber auch nur bis an die Erkenntnis der Möglichkeiten zu gelangen, muß man erst einmal die beiderseitigen Unmöglichkeiten durchgedacht haben.

Die militaristische Theorie steht noch immer auf dem Standpunkte, daß der Waffenerfolg die ultima ratio, das heißt die letzte und endgültige Entscheidung staatlicher Streite sei. Von der aus glaubt sie an keine Mitwirkung guten Willens und menschlicher Erwägungen, sondern setzt alles auf das Schwert. Das hat auch solange viele geschichtliche und andere Gründe für sich, als der Sieg eine lösbare Aufgabe ist. Jetzt aber, im Weltkrieg, gehört der Sieg ins Gebiet derjenigen Aufgaben, die nur auf dem langwierigen Wege der Annäherungsrechnung (Kettenrechnung) gelöst werden können, weil die verschiedenen Teilnehmer und Kriegsschauplätze eine wechselnde Folge von Stärkungen und Schwächungen bedingen. Jeder Zusammenbruch innerhalb eines der kämpfenden Systeme ruft auch im anderen gewisse Erscheinungen hervor. Das bewußte und unbewußte Handeln der Neutralen und Halbneutralen ist darauf gerichtet, jeden absoluten Weltsieg zu verhindern. Ehe er eintritt, wird stets eine neue Verlängerung sich einschieben. Auf diese Weise entsteht und erhält sich eine beständige Siegesillusion auf beiden Seiten, die durch die heldenhafte und erfolgreiche Tat sich steigert, die aber auch an trüben Tagen noch immer durch Hintergrundshoffnungen aufrechterhalten wird. Das Gleichgewicht widerstrebt einer einseitigen Entscheidung solange, als überhaupt noch einsetzbare Kräfte vorhanden sind. Wie lange dieses Spiel der Kräfte noch dauern kann, vermag kein Mensch zu sagen, nur soll man die mögliche Dauer nicht für klein einschätzen, nachdem einmal die Kämpfer sich das prüfende Überlegen abgewöhnt haben und restlos alles einsetzen, was sie haben: Gegenwartswerte und Zukunftskredite. Es wird weitergekämpft, solange es noch Nahrung und Munition für die Heere gibt. Wo beides zu fehlen beginnt, scheidet ein Teilnehmer aus, aber die anderen ringen weiter. Und sollte auf diese Weise schließlich eine kämpfende Hälfte siegen, so fragt es sich, ob der Sieg über Zerrüttete die eigene Ermattung noch wert ist. Mit jedem Kriegsjahr entfernen wir uns weiter von dem Zustande, wo sich ein Sieg verlohnte, nämlich von der Blüte der Kultur und Wirtschaft. Schon heute ist unsere Lebenszeit vor dem Kriege ein verlorenes Paradies geworden, und zwar auch dann, wenn unsere Waffen siegen.

Digitized by Google

Gegenüber dieser unheimlichen inneren Logik der militaristischen Theorie versucht es nun die pazifistische Idee, die Menschen für eine militärfreie Auffassung der Völkergeschichte zu gewinnen. Dabei kann auch sie gute Gründe vorbringen, denn offenbar überwindet die Kriegstechnik allmählich die bisherigen Kriegsformen, und die Finanzbelastungen der Staaten machen es künftig unmöglich, eine vollwertige Rüstung zu behalten oder herzustellen. Selbst der Sieger im Weltkrieg würde am Tage nach dem Siege zur weitgehenden Abrüstung gezwungen sein. Die Schwierigkeit für die Pazifisten liegt nicht darin, daß etwa ihr Endziel von der Menge der Völker abgelehnt würde, sondern darin, daß die Techniker der Politik, die Diplomaten, nicht wissen, wie sie aus einem Zeitalter des gesteigerten Militarismus in einen Zustand militärfreier Menschheitsorganisation hinübergelangen können. Im Grunde ist der Diplomat seinem Wesen nach ein Pazifist, aber er ist angestellt von einem militärischen Staate und hat keine Organe als die Waffen dieses Staates. Das ergibt eine mindestens ebenso unlösbare Aufgabe wie die des absoluten Sieges. Niemals war die Menschheit im ganzen trotz aller weit verbreiteten Friedenssehnsucht weiter entfernt von jenem guten und frommen Vertrauen, ohne welches die Waffen nicht abgelegt werden können. Der Optimismus des Glaubens wird auch durch den Krieg aufgezehrt. Jeder einzelne sucht an heiligen Gütern und Gefühlen zu retten, was er kann, aber wer hat jetzt das Vorgefühl, daß aus dem Blute der Schlachtfelder die großen Propheten der Menschheitszukunft erstehen werden, die den Erdteilen mit Erfolg predigen, daß in freiem Austausch aller geistigen und materiellen Werte das größtmögliche Wohl der Gesamtheit liegel Man hat diese Verkündigung vor dem Kriege etwas zu wenig geglaubt, nun aber ist auch sie blaß geworden, und man bietet als Ersatz von Menschheitsglauben eine Reihe juristischer Konstruktionen von Schiedsgerichten und internationalen Regeln, die an sich nicht schlecht sind, die aber zur Erledigung des Weltkrieges selbst nichts beitragen, da ja erst der Weltfriede für sie den Boden bereiten soll.

Wo also ist die Vernunft? Existiert sie oder nicht?

Wir sind überzeugt, daß sie sich eines Tages melden wird, wissen nur nicht, ob es dann noch einen Zweck hat. Sie liegt im Gefühle der durchschnittlichen Menge aller kämpfenden Völker, die tapfer kämpfen, solange es nötig ist, sich dann aber eines Tages gegen die nutzlose Verlängerung sträuben. Bei uns in Deutschland hat man diesem gesunden Volksgefühle keine Hemmnisse auferlegt, trotz des Geschreies der Vaterlandspartei. Darin liegt der Hauptwert der viel besprochenen Friedensresolution, nicht in ihren Einzelheiten. Unsere Regierung hat es wagen können, mitten im militärischen Erfolge vernünftig zu sein und Friedensangebote zu machen. Das bleibt ein mächtiges Stück deutschen Geistes: das Volk, von dessen Knechtseligkeit die Welt da draußen redet, ist in großen Dingen freier als alle die anderen! Wir vertragen die praktische Vernunft. Es hilft aber nichts, sie allein zu haben, ehe auch die anderen Hauptvölker sich zu ihr wenden. Darin liegt das peinliche, anspannende dieser Zeitlage.

Indem wir auf den Tag der Vernunft warten, hören wir mit innerer Lust die Siegesnachrichten vom Westen, nicht als ob in ihnen die Vernichtung aller übrigen Mächte angekündigt sei, sondern weil sie zur Erziehung des Menschengeschlechtes gehören, damit es lerne, das verständige Leben von neuem zu beginnen.

Wilhelm Heile / Das Schicksal der Deutschen in Rußland

In diesen Tagen, in denen sich das künftige Schicksal Bessarabiens entscheidet, haben wir Deutschen ein Recht und eine dringliche nationale Pflicht, an das Schicksal der deutschen Bauern zu denken, die dort in geschlossenen Kolonien in großer Zahl siedeln. Während Rumänien in Übereinstimmung mit dem bessarabischen Landesrat aus geschichtlichen und nationalen Gründen den Anschluß Bessarabiens an Rumänien fordert, in der Ukraine aber dagegen lebhaft protestiert wird, weil der ukrainische Teil der Bevölkerung der verhältnismäßig größte sei, richten die zahlreichen Deutschen, die einem großen Teil des Landes seinen Charakter geben, ihre Hoffnung auf den Schutz des Deutschen Reiches, daß ihnen in jedem Falle ihr Recht auf ihre nationale Selbsterhaltung gewährleistet werde. Diese Gewähr sollte das Deutsche Reich in aller Form übernehmen. Wenn wir auch ablehnen müssen, uns in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten einzumischen und insbesondere irgendwelche germanisierende Tätigkeit dort auszuüben, so ist doch die Pflicht des Schutzes der nationalen Minderheiten bei der Bildung der neuen zwischeneuropäischen Staaten von uns zugunsten der verschiedensten Nationalitäten mit solchem Nachdruck betont worden, daß wir Deutschen an diese Pflicht ohne Furcht vor Mißdeutungen auch da denken dürfen, wo es sich um unsere eigenen Volksgenossen handelt. Und was von den bessarabischen Deutschen gilt, das gilt mit dem gleichen Recht von allen Deutschen des einstigen Kaiserreichs Rußland.

Man war es in Deutschland gewohnt, wenn man von „Deutschrussen" sprach, an die Deutschen der baltischen Provinzen zu denken. Daß es außerdem große deutsche Siedlungsgebiete im ehemaligen russischen Reiche gibt, das ist manchem erst während des Krieges wirklich eindrucksvoll klar geworden. Und wie groß deren Bedeutung tatsächlich war und ist, das wissen viele, auch politisch sonst ganz unterrichtete Menschen, heute noch immer nicht.

In Bessarabien siedeln die Deutschen hauptsächlich im südlichen Teil. Der Teil nördlich der Eisenbahn Jassy—Bender ist überwiegend rumänisch bevölkert. In den drei südlichen Kreisen Bender, Akerman und Ismail aber bilden die reichlich 200 000 Rumänen nur knapp ein Drittel der Bevölkerung, in der die rund 70 000 deutschen Kolonisten neben Russen, Ukrainern, Juden und Bulgaren einen wirtschaftlich noch weit mehr als der Zahl nach bedeutenden Platz einnehmen. In reichlich 200 Gemeinden geschlossen angesiedelt, verfügen sie über einen Landbesitz von mehr als einer halben Million Hektar. Ihnen gehört über ein Drittel der Gesamtfläche und — ein glänzendes Zeugnis für die überlegene Tüchtigkeit und den großen Fleiß dieser Bauern — fast zwei Drittel der landwirtschaftlich genutzten Fläche.

Im Freistaat Odessa, zu dem außer der Stadt Odessa die südlichen Teile der Gouvernements Cherson, und Tiraspol sowie des Akkermanschen Kreises gehören, haben die Deutschen noch größeren Besitz als in Bessarabien. In 674 Kolonien leben hier fast 300 000 Deutsche, die mehr als 1 100 000 Hektar Land besitzen; 70 v. H. der Fläche des Kreises Odessa, 30 v. H. von Tiraspol, 35 v. H. von Akkerman gehört ihnen.

In der Krim, die nach den vorliegenden Erklärungen ebenso wie der Freistaat Odessa nicht zum Interessenbereich der Ukraine gehört, sich aber als autonome Republik der Ukraine angliedern will, nehmen die deutschen Bauern neben der tatarischen Stammbevölkerung in jeder Beziehung den ersten Platz ein. Wirtschaftlich sind sie zweifellos das führende Element. In 340 Kolonien von fast 100 000 Köpfen besitzen sie mit rund 600 000 Hektar fast zwei Drittel des gesamten anbaufähigen Flachlandes.

Im Dongebiet gibt es 263 deutsche Siedelungen mit rund 50 000 Deutschen, die weit über 300 000 Hektar Land besitzen. Im Nord-Kaukasus siedeln 30 000 Deutsche in 130 Gemeinden auf rund 150 000 Hektar; im Süd-Kaukasus (Grusinien) reichlich 10 000 Deutsche in 29 Gemeinden auf 60 000 Hektar.

Die größten und geschlossensten deutschen Siedelungsgebiete liegen an der Wolga in den Gouvernements Saratow und

Digitized by Google

Samara. In 440 Gemeinden wohnen hier 620 000 Deutsche mit einem Landbesitz von mehr als 2½ Millionen Hektar.

Fast ebenso zahlreich sind die Deutschen im Gebiet der ukrainischen Volksrepublik. In Wolhynien gibt es — oder gab es bis zum Kriege — 788 deutsche Gemeinden, in Tschernigow 17, Kiew 74, Podolien 14, Poltawa 18, Cherson (ohne Odessa) 134, Taurien (ohne Krim) 324, Jekaterinoslaw 621, Charkow 45; außerdem gibt es noch Siedelungen in Teilen von Woronesch und Cholm. Insgesamt sind es also in der Ukraine mehr als 2000 Gemeinden, in denen annähernd 550 000 Deutsche wohnen, die einen Landbesitz von mehr als 3 Millionen Hektar haben — oder: wohnten und hatten.

In Weißrußland gibt es nur 6 deutsche Siedelungen mit rund 1000 Einwohnern auf einer Fläche von reichlich 5000 Hektar. In Großrußland sind es 105 Kolonien, in denen etwas über 25 000 Deutsche über rund 120 000 Hektar verfügen.

Hinzu kommen noch die Südural-Republik mit 77, Mittelasien mit 252 und Sibirien mit 220 Kolonien, in denen rund 2500, 11 000 und 9500 Deutsche etwa 70 000, 460 000 und 400 000 Hektar Land besitzen.

Im ganzen handelt es sich also — abgesehen von den baltischen Deutschen — im Gesamtgebiete des alten Zarenreiches um mehr als 1 700 000 deutsche Bauern (d. h. Köpfe, nicht Gehöfte; die Zahl der Familien beträgt rund 250 000). Ihr Besitz, der in der letzten Zeit vor dem Kriege, also statistisch noch nicht erfaßt, durch zahlreiche Käufe sich noch recht erheblich vermehrt hat, hat eine Ausdehnung von fast 10 400 000 Hektar. Das ist eine Fläche, die größer ist als das Gesamtgebiet von Kurland, Livland und Estland.

Der Wert des Landes schwankte vor dem Kriege zwischen 300 und 500 Rubel für die Deßjatine, das sind etwa 600 bis 1000 M. pro Hektar. Man veranschlagt also den Wert des gesamten Landbesitzes dieser deutschen Bauern mit 6 Milliarden M. gewiß nicht zu hoch. Rechnet man den Wert der Immobilien einschließlich der zugehörigen Mühlen, Fabriken, Gemeinde-, Schul- und Kirchengebäude usw., sowie den Wert der Mobilien, des Viehs und der landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen hinzu, so kommt sicher ein Gesamtwert von 12 bis 15 Milliarden M. heraus.

Alles in allem: die deutschen Kolonisten haben in der ehemals russischen Landwirtschaft im Verhältnis zu ihrer — freilich auch nur relativ geringen — Zahl eine außerordentlich große Rolle gespielt. Ihre Tüchtigkeit, ihr Fleiß und ihre große Kinderzahl vermehrten dabei ihre Bedeutung stetig. Kein Wunder, daß die Bauern der bodenständigen Bevölkerung immer mehr scheel auf sie sahen, und zwar so sehr, daß schließlich auch die Regierung dem weiteren Emporblühen der deutschen Kolonien Stein auf Stein in den Weg zu wälzen begann. Ursprünglich zumeist nach Rußland gerufen — so von der Kaiserin Katharina 1763 ins Wolgagebiet, von Alexander I. ein halbes Jahrhundert später nach Südrußland — und mit allerlei verbrieften Vorrechten, wie kommunaler Selbstverwaltung, versehen, sind sie im Lauf der letzten Jahrzehnte teils aus Mißgunst der anderen und teils wegen ihres treuen Festhaltens an deutscher Art und Sprache zum Gegenstand immer ärgeren behördlichen Drucks geworden. Schon vor dem Kriege, 1910 und 1912, arbeitete die Regierung an Gesetzesvorlagen für eine Zwangsenteignung der deutschen Kolonistenländereien in den Gouvernements Kiew, Wolhynien, Podolien und Beßarabien. Während des Krieges ist man dann durch die Gesetze von 1915, 1916 und 1917 von der Drohung zur Ausführung geschritten. Hatte man ursprünglich nur die Bauern innerhalb eines Streifens von 150 Werst von der russischen Westgrenze und 100 Werst von jeder Meeresküste treffen wollen, so wurde nun nach und nach die Enteignung der Deutschen für ganz Rußland gesetzlich verfügt.

Die ersten Kolonisten, die unter der Ausnahmegesetzgebung gegen die Deutschen zu leiden hatten, waren aus naheliegenden Gründen die deutschen Bauern in Polen und Wolhynien. Im Frühjahr und Sommer 1915 wurden sie auf militärischen Befehl ausgewiesen und nach Sibirien verschleppt. Aus Wolhynien wurden in vierzehn Tagen an 70 000 Kolonisten fortgeschafft. Ihnen folgten bald darauf 10 000 Kolonisten aus dem Gouvernement Kiew und dann — noch im Jahre 1915 — gegen 20 000 Siedler aus Podolien und dem nördlichen Beßarabien und im Februar 1916 fast 12 000 aus dem Gouvernement Tschernigow. Man verfuhr mit ihnen wie mit Verbrechern, besonders angesehene Kolonisten und Pastoren wurden als Geiseln ins Gefängnis geworfen. An 2000 Deutsche sollen dabei zugrunde gegangen sein, wie der ehemalige Professor an der Petrowschen Landwirtschaftlichen Akademie, K. E. Lindeman, in seinem 1917 in Moskau erschienenen Buche „Die Aufhebung des Landbesitzes und der Landnutzung der Landeigentümer; die Gesetze vom 2. Februar und 13. Dezember 1915, 10. und 15. Juli und 19. August 1916 und ihre Wirkung auf die wirtschaftliche Lage in Südrußland" berichtet.

Die ersten Zwangsversteigerungen deutschen Besitzes fanden im März 1916 im Bezirk Odessa statt; die anderen Gebiete folgten bald. Schon auf Grund des Gesetzes vom Februar 1915 sind nach den Schätzungen des früheren Landwirtschaftsministers Kriwoschein drei Millionen Deßjatinen deutschen Besitzes der Enteignung anheimgefallen. Nach der weiteren Ausdehnung der deutschfeindlichen Gesetzgebung wuchs die davon betroffene Fläche dann auf mehr als das Doppelte, mindestens auf 7 Millionen Hektar.

Die Durchführung der Enteignung war genau so brutal wie das Gesetz selbst. Die Liste der zur Versteigerung bestimmten Güter wurde erst zwei bis drei Tage vorher bekanntgegeben. Wenn trotzdem noch jemand außer dem Beamten der Bauernagrarbank zur Versteigerung erschien, so wurde dafür gesorgt, daß er den Beamten bald allein ließ. Und dann wurden in Zeit von einer Viertelstunde zwanzig, dreißig Güter und mehr „versteigert". Auf diese Weise entstand ein Preis noch unter dem „Höchstpreis", der auch schon weit weniger als die Hälfte des Wertes betrug. Für totes und lebendes Inventar wurde meist gar nichts oder fast nichts gezahlt. Und selbst das Wenige, was nach den Abschreibungen der Agrarbank von solcher „Kaufsumme" noch übrigblieb, wurde in Pfandbriefen der Agrarbank bezahlt, die auf den Namen des Besitzers ausgestellt sind und erst in 25 Jahren eingelöst werden können. Es sollte dadurch eingestandenermaßen verhindert werden, daß die deutschen Bauern bares Geld in die Hand bekämen, weil man fürchtete, daß sie sich dann als Geschäftsleute in den Städten niederlassen würden. Die öffentlichen und gemeinnützigen Einrichtungen, wie namentlich Schulen, Krankenhäuser usw. sind ohne jede Entschädigung enteignet worden.

Nun hat zwar im März 1917 die provisorische Regierung die Enteignungsgesetze aufgehoben und die Beseitigung aller religiösen und nationalen Einschränkungen beschlossen. Aber sie hat nicht die Kraft gehabt, die bereits begonnene Enteignung wieder rückgängig zu machen. Und es ist sehr die Frage, ob irgendeine der jetzt beteiligten Regierungen jemals die Kraft dazu haben wird. Nachdem einmal die russischen Bauern in dieser Zeit der Umwertung aller Werte sich mit Gewalt in den Besitz der deutschen Höfe gesetzt haben, werden sie nicht wieder herauszubringen sein. Als es im Frühjahr 1917 zwischen ihnen und den von der Front heimkehrenden deutschen Kolonisten zu schweren Zusammenstößen gekommen war, erklärte die damalige Regierung auf das Gesuch der Kolonisten um Rückgabe ihres Eigentums, daß das nicht möglich sei, da das Land schon russischen Bauern übergeben sei.

Was aber soll nun werden? Dürfen wir ruhig mitansehen, wie unsere Volksgenossen um des Hasses willen, den ihnen ihre Treue zu ihrem Volkstum zugezogen hat, um das Erbe jahrhundertlangen redlichen Fleißes, um Haus und Hof und Heimat betrogen werden? Ja, wenn sie schlechte und ungetreue Staatsbürger gewesen wären! Aber das ist keineswegs der Fall. So schwer es ihnen auch geworden ist, gegen Land und Volk ihrer Väter zu Felde ziehen zu müssen: sie haben ihre Soldatenpflicht erfüllt wie kaum ein anderer Stamm des Zarenreichs. Die Zahl der deutschen Bauernsöhne, die mit allen russischen Ehrenzeichen der Tapferkeit geschmückt worden sind, ist verhältnismäßig ganz außerordentlich hoch. Nein, wir haben ein Recht darauf, auf diese versprengten Splitter unseres Volkstums stolz zu sein, und wir

Digitized by Google

haben die Ehrenpflicht, wir, das große siegreiche deutsche Volk, uns dafür einzusetzen, daß keinem Deutschen in der Welt von irgendeiner Macht zu Unrecht auch nur ein Haar gekrümmt werden darf. Und hier liegt ein Unrecht vor, ein himmelschreiendes Unrecht. Selbst Kerenski geißelte 1916 in der Duma die Vergewaltigung der deutschen Kolonisten, indem er sagte: „Ihr seid die Vernichter nicht nur des Prinzips des Privatbesitzes, sondern auch der Grundlagen des Rechts und der Gerechtigkeit."

Doch was kann Deutschland tun, ohne sich in die inneren Angelegenheiten von Staaten zu mischen, mit denen es seit Brest-Litowsk in Frieden und Freundschaft lebt? Die ukrainische Regierung hat beim Friedensschluß versprochen, die deutschen Kolonisten so zu entschädigen wie andere vom Krieg Betroffene auch. Das ist leider nur ein sehr dunkles und wenig greifbares Versprechen. Es ist wirklich nicht einzusehen, warum die Regierungen von Kiew und Moskau, die doch für ihre Staaten die Rechtsnachfolger derjenigen Regierung sind, die den Anstoß zur Vergewaltigung der Deutschen gegeben hat, nicht einfach das gebrochene Recht wieder herstellen können? Nachdem das Ausnahmerecht gegen die deutschen Bauern faktisch schon längst gesetzlich nicht mehr besteht, muß auch die Ausnahmebehandlung beseitigt und rückgängig gemacht werden. Das zu verlangen haben wir ein gutes Recht, da der Schutz der nationalen Minderheiten doch auch für Deutsche gilt. Hoffentlich gelingt es, wenn in diesen Tagen das Schicksal Beßarabiens geregelt wird, für die dort so besonders zahlreichen und bedeutsamen deutschen Kolonien von vornherein diesen Schutz zu sichern, den man für die Deutschen der übrigen Staatsbildungen des ehemaligen Kaiserreichs Rußland leider nicht gleich im Friedensvertrag mit der wünschenswerten Bestimmtheit festgelegt hat. In diesem Falle ist das nicht bloß deutsche Ehrenpflicht; hier liegt auch ein ganz allgemein mitteleuropäisches Interesse von großer Bedeutung vor, da von dem Gebiet der beßarabischen deutschen Siedelungen aus die Mündung der Donau beherrscht wird, und da im selben Gebiet auch bulgarische Bauern siedeln, denen das gleiche Schicksal bereitet worden ist wie den Deutschen.

Die Vertreter der deutschen Kolonisten, die in letzter Zeit hier in Deutschland für ihre Sache geworben haben, sehen in bezug auf den guten Willen ihrer Gastvölker, ihnen wieder zu ihrem Rechte und damit dauernd wieder zu vollem Besitz ihrer Heimat zu verhelfen, sehr trübe in die Zukunft. Die Bewegung unter den deutschen Bauern, die allen Ernstes an geschlossene Rückwanderung denken, nimmt deshalb an Ausdehnung und Kraft beständig zu. Die Tagung des Verbandes der deutschen Kolonisten in der Ukraine, die am 9. und 10. April in Odessa stattfand, hat das in besonders eindrucksvoller Weise auch der bisher ununterrichteten deutschen Öffentlichkeit klargemacht. Die Sorge, daß der Haß des verhetzten und beutelustigen Bauernstandes in allen Teilen des ehemaligen Rußlands nach dem Kriege erst recht aufflackern würde, war die gemeinsame Auffassung aller Teilnehmer. Und so beschlossen sie denn einmütig, einen Ausschuß einzusetzen, der die Frage der Rückwanderung fördern und alle Maßnahmen zum Schutze von Leben und Gut der Kolonisten während der jetzigen Anarchie im Lande ergreifen soll. Den von der Zentralrada geforderten Treueid, der ihnen das Bürgerrecht in der ukrainischen Republik geben würde, wollen sie vorläufig nicht abgeben; der eingesetzte Ausschuß soll auch diese Frage studieren, ehe sie sich entschließen, den Eid zu leisten oder abzuwandern. Wenn diese Bauern sich aber dazu entschließen, noch einmal wieder wie ihre Väter sich eine Heimat zu gründen, so wollen sie es mit gutem Grund nur dort, wo es ihnen möglich wird, wieder in zusammenhängenden Kolonien zu siedeln, und wo ihnen vor allem die Gewähr geboten wird, daß sie dann auch wirklich deutsch werden und damit auch äußerlich das sein und bleiben können, was sie im Herzen immer waren.

Diese Möglichkeiten sind nirgends mehr und besser geboten als in den baltischen Provinzen. Dort sind schon vor dem Kriege seit 1906 zahlreiche deutsche Rückwanderer aus Wolhynien, Südrußland und von der Wolga von den baltischen Deutschen angesiedelt worden. Die dortigen Grundherren haben ein Drittel ihres Besitzes für Aufteilungszwecke zur Verfügung gestellt. Freilich ist der in Livland angesiedelte Teil der 20 000 Köpfe, um die es sich hier handelt, inzwischen schon nicht mehr da; er ist ausgewiesen und verschleppt worden nach demselben Rezept, nach dem man die Kolonisten Wolhyniens behandelt hat. Jetzt aber ist das Baltikum für alle Zeit, wenn nicht staatsrechtlich deutsch, so doch sicher unter festem deutschen Schutz. Land ist hier noch in großem Ausmaß vorhanden, und zwar zu billigeren Preisen als in Südrußland. Wir Reichsdeutschen sollten alles tun, die deutschen Kolonisten, die hier siedeln wollen, dabei zu unterstützen. Und es will uns auch scheinen, als ob die Russen und Ukrainer und — für die Beßarabier — gegebenen Falles auch die Rumänen keinen Grund und kein Recht hätten, denen, die zurückwandern wollen, Schwierigkeiten in den Weg zu legen und uns deren Unterstützung zu verübeln. Im Gegenteil! Alle — im früheren Sinne — „russischen" Bauern haben ja stets so sehr über Landmangel geklagt, daß die Gelegenheit, zu gerechtem, billigem Preise Land zu erwerben, das noch dazu in so viel besserem Kulturzustande ist als alles übrige Land der gleichen Gegenden, von ihnen mit Freuden begrüßt werden müßte. Freilich, das Land einfach zu rauben oder mit raubähnlicher Enteignung zu erwerben, das mag manchem noch willkommener gewesen sein. Das Deutsche Reich aber ist ein Hort des Rechts, des Rechtes aller Nationalitäten, auch und gerade des Rechtes der Deutschen.

Otto Ernst Sutter / Ein Ausschuß für Reichsverkehrspolitik

In einer kurzen Meldung, die das Wolffsche Telegraphenbureau am 12. April verbreitete, wurde gesagt, der Bundesrat habe auf „Antrag Preußens der Einsetzung einer Fachkommission zur Prüfung der vermutlichen wirtschaftlichen und finanziellen Wirkungen der Vereinheitlichungen der Staatseisenbahnen" zugestimmt. Über die Aufgaben dieses Ausschusses und darüber, aus welchen Ämtern und Stellen seine Mitglieder entnommen werden sollen, wurde zunächst nichts mitgeteilt. Etwas mehr Licht brachte in die Angelegenheit, um die es sich handelt, erst die Veröffentlichung eines Schreibens des Kanzlers an den Reichstag, in dem u. a. folgendes dargelegt wird: „Der Bundesrat ist bereit, im Sinne des Reichstagsbeschlusses vom 27. März 1917 vorzugehen. Es empfiehlt sich jedoch, der zu bildenden Fachkommission schon bei ihrem Zusammentritt das geeignete Material zur Beurteilung der voraussichtlichen wirtschaftlichen und finanziellen Wirkungen einer Vereinheitlichung der deutschen Staatseisenbahnen vorzulegen, damit für die Verhandlungen von vornherein eine feste Grundlage gewonnen wird. In Übereinstimmung hiermit haben die Bundesregierungen mit Staatsbahnbesitz sich bereit erklärt, zunächst dieses Material ihrerseits zu sammeln und in einer Denkschrift zusammenzustellen. Sie sind jedoch wegen der infolge des Krieges beschränkten Überlastung aller beteiligten Stellen außerstande, die Sammlung und Bearbeitung dieses umfangreichen Materials alsbald auszuführen. Die Einbeziehung der Wasserstraßen in die Verhandlungen kann erst erfolgen, nachdem die auf die Erörterung über das Eisenbahnwesen bezüglichen Fragen zu einer gewissen Klärung gekommen sein werden."

Dieser Beschluß des Bundesrats ist vor kurzem Gegenstand von Beratungen des Reichstags gewesen und dabei, vor allem von volksparteilicher und sozialdemokratischer Seite, scharfer Kritik unterworfen worden. Für die Regierung sprach der Vizekanzler Herr v. Payer, der darauf hinwies, daß alle Ämter des Reiches und der Bundesstaaten mit Arbeit überlastet seien und darum zurzeit an die Abfassung einer Denkschrift über die Frage der Vereinheitlichung der Staatseisenbahnen nicht herantreten können. Auf diese Erklärungen wurde, und zwar besonders nachdrücklich durch den Abgeordneten Müller-Meiningen, erwidert, man lege viel weniger Wert auf eine bureaukratische Denkschrift als darauf, daß Verhandlungen über die Möglichkeiten einer

Digitized by Google

organisatorischen Zusammenfassung der einzelstaatlichen Eisenbahnen überhaupt einmal in die Wege geleitet würden. In Ergänzung der Darlegungen des Vizekanzlers sprach sich auch der preußische Eisenbahnminister, Herr v. Breitenbach, dahin aus, man müsse erst Material sichten und ordnen, ehe eine Kommission zusammentreten könne. Daß diese ihre Tätigkeit jetzt aufnehme, halte er für unmöglich. Es soll in diesem Zusammenhang auf die Verhandlungen der deutschen Volksvertretung nicht näher eingegangen werden. Indessen schien es angebracht, an die wichtigsten Momente der Debatte im Wallot-Bau in aller Kürze wenigstens zu erinnern.

Was will der Antrag des Bundesrats? Er schlägt vor, daß zunächst eine Art Sammel-Denkschrift der verbündeten Regierungen zur Frage der Vereinheitlichung der Staatseisenbahnen bearbeitet werde, daß diese Denkschrift dann von einer Fachkommission beraten werden solle und daß endlich diese Fachkommission, wenn sie hinsichtlich der künftigen Eisenbahnpolitik zu gewissen Beschlüssen gekommen, auch die Wasserstraßenpolitik der Zukunft in den Kreis ihrer Beratungen ziehen solle. Was wird bei einem solchen Gang der Geschäfte herauskommen? Man braucht kein Pessimist zu sein und wird doch darauf aufmerksam machen müssen, daß so gut wie alle bisher unternommenen Aktionen auf Vereinfachung und Vereinheitlichung staatlicher Verwaltungen, die mit der Abfassung von Denkschriften begonnen, erfolglos verlaufen sind. Solche Denkschriften werden ja gewiß nicht ohne Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet. Aber sie werden verfaßt von Leuten, die in den Betrieben groß geworden sind, um deren evtl. Umgestaltung und Reform es sich handelt. Ist es angesichts dieser Sachlage nicht ganz selbstverständlich, daß die Verfasser der Denkschriften zu dem Schluß fast jeweilen kommen, es könne und solle im wesentlichen alles so bleiben, wie es sei, eingreifende Veränderungen könnten nicht empfohlen werden usw.? Die Frage, ob überhaupt reformiert werden soll, wird bei einem Vorgehen dieser Art schon in der Denkschrift entschieden, und einer Kommission bleibt dann zumeist nicht mehr viel zu sagen übrig.

Wird es bei einer Prüfung der Wirkungen einer Vereinheitlichung der Staatseisenbahnen durch Beamte der bundesstaatlichen Eisenbahnverwaltungen anders gehen, als es bei Denkschriften, die man dem Reichstag oder den bundesstaatlichen Parlamenten früher vorgelegt hat, gegangen ist? Es ist sehr zu fürchten, daß sich die Dinge genau ebenso abspielen werden, und deshalb scheint der Widerstand, den vor allem der volksparteiliche Abgeordnete Müller-Meiningen gegen den Antrag des Bundesrats geltend gemacht hat, in vollem Umfang gerechtfertigt.

Man spare sich die Abfassung neuen amtlichen Druckwerks! Es ist durchaus richtig, daß die Sichtung und Zusammenstellung von Material für eine Denkschrift, wie der Bundesrat sie vorschlägt, viel Zeit und viele Arbeitskräfte in Anspruch nimmt. Aber wir haben eine neue Denkschrift, zunächst zum mindesten, gar nicht nötig. Es liegt von früher her so viel brauchbarer Stoff zur Beratung über die Frage der Vereinheitlichung der Staatseisenbahnen vor, und der Krieg hat uns auf dem Gebiet des Verkehrswesens an Erfahrungen, die nutzbar gemacht werden können und müssen, eine solche Fülle vermittelt, daß es wahrhaftig nicht nötig ist, erst umfangreiche dickbändige Denkschriften zusammenzustellen. Man fasse die Sache umgekehrt an, wie es der Bundesrat vorschlägt: Erst soll die Kommission beraten und für eine planmäßige Reichsverkehrspolitik in der Zukunft gewisse Leitsätze und Richtlinien aufstellen, und dann sollen sich zu diesen die bundesstaatlichen Eisenbahnverwaltungen äußern! Auf diesem Weg, so will uns scheinen, würde man doch wohl wesentlich schneller vorwärts kommen.

Allerdings wird es notwendig sein, eine Voraussetzung zu erfüllen: Die sogenannte Fachkommission darf keineswegs nur eine Beamtenkommission sein. Vielmehr wird es sich darum handeln, einen Ausschuß von Vertretern aus den Kreisen des Handels, der Industrie, der Technik, der kommunalen Zweckverbände, der gemeindlichen Behörden und natürlich auch der bundesstaatlichen Eisenbahnverwaltungen zu bilden und diesen Ausschuß über die Frage einer Vereinheitlichung sich aussprechen zu lassen. Herr v. Breitenbach meint, eine solche Kommission werde ein Diskutierklub ohne praktischen Wert sein. Nun, Reichs- und bundesstaatliche Ämter haben sich durch die Not des Krieges in ungezählten Fällen veranlaßt gesehen, bei den Männern der Industrie und des Handels, des Gewerbes und der Kommunen Rat zu holen und sie bei der Schaffung neuer Organisationen heranzuziehen. Mag sein, daß dabei auch gelegentlich einmal ein paar Stunden in den Tag hinein verhandelt worden ist. Aber was schadet das? Wichtig ist, daß die Ergebnisse einer Zusammenarbeit von Behörden und Mitgliedern des privaten Wirtschaftslebens oder gemeindlicher Verwaltungen gut waren. Und das waren sie doch wohl durchweg.

In Wirklichkeit aber liegen die Dinge so, daß Herr v. Breitenbach, und damit sagt man ja nichts Neues, kein leidenschaftlicher Anhänger des Eisenbahngemeinschaftsgedankens ist. Der Beschluß des Bundesrats trägt deutlich, wie uns scheint, die Spuren seiner Herkunft im Gesicht. An seiner Entstehung sind die Amtsstuben des preußischen Eisenbahnministeriums sicherlich nicht unbeteiligt. Über das Resultat einer Denkschrift, die unter Führung des preußischen Eisenbahnministeriums herausgegeben würde, kann man sich heute schon im klaren sein. Sie wird die Meinung vertreten, eine entscheidende durchgreifende Reform im Sinn einer Vereinheitlichung der Eisenbahnen sei weder notwendig noch möglich.

Darüber besteht heute kein Zweifel mehr: Eine Verwirklichung des Reichseisenbahngedankens, wie ihn der erste Kanzler des Reichs zur Erfüllung zu bringen versucht hat, ist heute nicht mehr denkbar. Aber darum handelt es sich ja gar nicht. Auch wenn die Eisenbahnen im Besitz der Bundesstaaten bleiben, läßt sich eine Vereinheitlichung in weitgehendem Maße herbeiführen. Es ist nur notwendig, daß mit der wirtschaftspolitischen Nutzbarmachung des Reichsgedankens auf dem Felde des Verkehrswesens Ernst gemacht wird. Es sei in diesem Zusammenhang auf die ausgezeichnete Schrift von Dr. Theodor Heuß „Die Bundesstaaten und das Reich" hingewiesen (Sammlung: „Der deutsche Volksstaat"), in der die Notwendigkeit, die klare zielbewußte Betonung des Reichsgedankens im Wirtschaftsleben überzeugend begründet wird. Daß der Bismarckische Reichseisenbahnplan nicht zur Durchführung kam, wird man immer bedauern müssen. Aber noch läßt sich unendlich viel gewinnen, wenn man sich wenigstens jetzt daran macht, eine Vereinheitlichung im Rahmen des Möglichen und Gegebenen zu schaffen. Aus der Betriebsmittelgemeinschaft, die 1904 (Heidelberger Ministerkonferenz) entstehen sollte, ist leider nichts geworden, auch nur deshalb, weil der Reichsgedanke den unseligen Eisenbahnpartikularismus nicht zu überwinden vermochte. Die Güterwagengemeinschaft stellt bei weitem keinen vollen Ersatz der Betriebsmittelgemeinschaft dar. Aber sie hat sich, soweit dies möglich ist, doch bewährt. Warum ist man auf dem Weg, den man damals betrat, nicht weiter geschritten? Doch auch nur darum, weil die partikularistischen Interessen so stark waren, daß der Reichsgedanke sich nicht durchzusetzen vermochte! Und partikularistische Bedenken sprachen offenbar auch bei den Beratungen des Bundesrates mit, sonst wäre der Antrag der „verbündeten Regierungen" doch wohl anders ausgefallen.

Als Bismarck die Vorlage wegen Übertragung der preußischen Staatsbahnen auf das Reich im Preußischen Landtag einbrachte, sagte er in einer für alle Zeiten denkwürdigen Rede u. a.: „Mag die Entwicklung (zur Reichseisenbahn) noch so langsam sein, unter noch so großen Kämpfen vor sich gehen, was ist denn Wichtiges jemals anders zustande gekommen als mit Kämpfen und gerade durch Kämpfe? Mögen diese noch so groß, mögen sie noch so schwierig sein, wir werden im Bewußtsein des guten Ziels, das wir verfolgen, nicht davor zurückschrecken und werden auch nicht erlahmen und entmutigt werden, weil ich überzeugt bin, daß, wenn eines an sich richtigen Gedankens sich bei uns die öffentliche Meinung einmal bemächtigt hat, er nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden wird, als bis er sich verwirklicht hat, als bis mit anderen Worten die Reichsverfassung zu einer Wahrheit wird auch in ihrem Eisenbahnartikel" Dieser Eisenbahnartikel der Reichsverfassung, der Artikel 42, besagt: „Die Bundesregierungen ver-

Digitized by Google

pflichten sich, die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten und zu diesem Behuf auch die neu herzustellenden Bahnen nach einheitlichen Normen anlegen und ausrüsten zu lassen.". Ist es nicht nachgerade hohe Zeit, diesem Artikel 42 der Reichsverfassung seinem wahren Sinn nach Erfüllung werden zu lassen! Der furchtbarste Krieg, den das deutsche Volk je zu führen hatte, wird, wie Heuß in der erwähnten Schrift mit Recht betont, um das Reich und den Reichsgedanken geführt. Will man nicht endlich auch diesen Reichsgedanken im Wirtschaftsleben und im Verkehrswesen stärker und planmäßiger betonen als bisher? Der Bundesrat, das Organ der „verbündeten Regierungen", die sich schon so oft als ein Hemmnis auf dem Weg zur wirtschaftspolitischen Nutzbarmachung des Reichsgedankens erwiesen haben, macht einen Vorschlag, von dessen Ausführung ein entscheidender Gewinn in Sachen der Vereinheitlichung der Staatsbahnen kaum zu erwarten ist. Es ist am Reichstag, auch in diesem Fall dafür zu sorgen, daß der Reichsgedanke zum leitenden Gesichtspunkt des Handelns erhoben werde! Im übrigen wollen wir an der Zuversicht des ersten Kanzlers festhalten, daß ein an sich richtiger Gedanke, dessen sich die öffentliche Meinung einmal bemächtigt hat — und ein solcher Gedanke ist die Idee von einer zielbewußten organisatorischen Vereinheitlichung der Staatseisenbahnen, über deren einzelne Voraussetzungen hier nicht gesprochen werden soll — nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden wird, als bis er sich verwirklicht hat!

Robert Wilbrandt / Der Klassenkampf des Proletariats

Zum 100. Geburtstag von Karl Marx, 5. Mai 1918.

Dieser Aufsatz ist ein Abschnitt aus dem bei Teubner („Aus Natur und Geisteswelt") erscheinenden Büchlein „Karl Marx, Versuch einer Einführung".

Was ist das Eigene von Marx, nächst dem „historischen Materialismus"?

Es liegt in den Worten: Der Klassenkampf des Proletariats. Was alles darin steckt, wird zu zeigen sein.

Damit ist das Besondere des Marxschen Standpunktes erschöpft. Marx ist im einzelnen selten original, dagegen schöpferisch in der genialen Zusammenfügung unsagbar treu gesammelter Tatsachen- und Gedankenmassen. Er ist für die Arbeiterbewegung der Systematiker ihrer Theorie, durch die Flammenschrift seiner Feder der überragende Agitator größten Stils und so der Organisator des Proletariats zur klassenbewußten Arbeiterpartei.

Übernehmen konnte Marx den verstreut liegenden, aber reichen Ideengehalt des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, jahrhundertelang schon angeschwollen, zugleich mit der sozialen Frage und dem Proletariat. Entwicklungsgeschichtlich denkende Sozialisten, wie St. Simon, Bazard, ganz besonders aber Pecqueur, hatten bereits ökonomisch die Entwicklung in der Richtung auf die sozialistischen Träume dargelegt, den Kapitalismus nicht nur (wie Fourier, Sismondi und all die englischen Sozialisten Hodgskin, Thompson usw.) kritisiert und angeklagt, sondern auch die Bewegung in ihm gezeigt: zum Sozialismus hin. Marx übernimmt alles das: die Kritik, die Entwicklungstendenz, das Ziel der Entwicklung und des notwendigen Strebens. Sein Verdienst ist nicht die Setzung des Ziels, nicht die Enthüllung der Gegenwart, ja selbst nicht deren Erfassung als Entwicklungsprozeß, der durch die Vorgänge bei der Akkumulation des Kapitals, das Elend, und durch die Konzentration der Produktionsmittel, die ökonomische Voraussetzung für deren Übernahme im Gemeineigentum schafft; alles das ist schon bei Pecqueur zu finden. Ja selbst die „Partei der Arbeiter" — das letzte Wort St. Simons — wird als Rettungsanker erfaßt von Pecqueur, der, „sollte alle Aufklärung und Ueberredung an der Hartnäckigkeit der besitzenden Klasse abprallen, den revolutionären Ansturm des niedergehaltenen Proletariats gegen das Bollwerk des Kapitalismus als die heilige Pflicht einer um die höchsten Güter der Menschheit streitenden und deshalb vor dem Forum der Geschichte gerechtfertigten Klasse preist". (Muckle.)

Das Verdienst von Marx aber ist: Von „dem Kampf des Proletariats gegen die zu Reichtum und politischer Macht gelangten Plebejer" (Pecqeur) macht er nicht nur aushilfsweise Gebrauch, für den äußersten Fall, wenn das kindliche Hoffen auf die allgemeine Begeisterung, auf patriarchalische Fürsorge und Führung, soziales Königtum, neues Christentum usw., womit die St. Simon, Pecqueur, Carlyle u. a. noch rechneten, genügend enttäuscht sein wird; sondern so entschlossen wie klar greift der geniale Instinkt des großen Revolutionärs zum Klassenkampf des Proletariats.

Die „Klassenkämpfe" waren im Paris der 40er Jahre Schlagwort. Geistreich und durch die politische Erfahrung geschult, hatten die Franzosen längst durchschaut, was hinter den Schlagworten der Parteien steckt. Neu aber war die praktische Anwendung dieser Lehre: auf das Proletariat, als das einzig geeignete Mittel zu dessen Erlösung, ja zur Erlösung überhaupt.

Nicht nur die — gar damals! — kaum denkbare Selbstbefreiung der elenden, ungebildeten, vom Schicksal herumgeworfenen, abhängigen und von der Staatsmacht niedergehaltenen Masse: ein Weg zur Emanzipation, an sich schon kühn, ja erstaunlich genug; nein die Befreiung der Welt wird damit verbunden: ihre Befreiung vom Kapitalismus, samt all seinen ökonomischen Übeln, und von der alten Herrschaft der Vergangenheit, gegen die diese Klasse, mit der eigenen Befreiung zugleich, die Gesamtrevolution zum Sieg führen soll. Ja, vom Antagonismus der Klassenkämpfe soll dieser Klassenkampf für immer befreien: er ist der letzte, er ist die Aufhebung der Klassengegensätze und Klassen überhaupt, er setzt die freie Entfaltung aller an deren Stelle, und damit befreit er vom „Materialismus" der Klasseninteressen, unter deren Erkenntnis der enttäuschte Idealismus leidet. Alles das ist der „historische Beruf" des Proletariats. Es wird überlastet mit geschichtlicher Mission; so aber auch idealistisch beflügelt.

So wird für Marx zum stärksten Faktor, was die bitterste Enttäuschung für ihn war: das Privatinteresse. Dieser „verworfene Materialismus", wie der erste Aufschrei seines verletzten Idealismus es nennt, wird nun realistisch erfaßt als zuverlässige Triebkraft.

In Paris ist ihm das Klasseninteresse geläufig, ja selbstverständlich geworden er rechnet damit, als mit einer festen Größe. Er wird nun eher geneigt, statt Idealisierens der materiellen Interessenkonflikte, vielmehr allen falschen Idealismus aufzulösen, zu zeigen, was dahinter steckt, ihn zu materialisieren, wie Plenge sagt; ja, er ergreift den Namen und seine Methode: „Materialismus", bittere Wahrheit.

So ergibt die Einsicht, daß immer wieder Privatinteressen der Klassen dahinterstecken, für Marx nicht die Stimmung der Resignation, sondern ein neues Mittel. In seiner Hand wird alles zum Mittel. Jede Weltanschauung, jeder errungene Standpunkt, jede Not, jedes Übel — es wird ihm alles zur Waffe in seinem Kampf. Nicht, was teleologisch notwendig gewollt werden muß, weil für alle gut, sondern was psychologisch notwendig gewollt werden muß, aus massenhaft gleichgerichtetem Selbst- oder Klasseninteresse, was also bei den meisten viel eher wirksam werden kann, wird nun seine Stütze. Und zur Verschärfung des Stachels: die wirtschaftlichen Krisen der Gegenwart, auf die Marx und Engels — nach den Erfahrungen vor und nach 1848 — nicht müde werden zu hoffen, als sicherste Basis der Revolution; überhaupt das Elend, das „die alte Gesellschaft über den Haufen werfen wird". So verschiebt sich alles im Marxschen Denken: was schlecht ist, wird ihm dialektisch das, was als unerträglich weitertreibt, also Hoffnung gewährt; so vor allem das eine, in dem sich alles zusammenfaßt: die Lage des Proletariats.

Wie kann in Deutschland, fragt Marx 1843 in der Einleitung zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, je die zu erhoffende Revolution gelingen? Nach einer Reihe pessimistischer Sätze, lauter Peitschenhiebe auf die mit Sporen nicht in Galopp zu bringende Wirklichkeit, fragt er endlich: „Wo also die positive Möglichkeit der deutschen Emanzipation?"

Antwort: „In der Bildung einer Klasse mit radikalen Ketten, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, welcher die Auflösung aller Stände ist, einer Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein besonderes Recht in Anspruch nimmt, weil kein besonderes Unrecht, sondern das Unrecht schlechthin an ihr verübt wird, welche nicht mehr auf einen historischen, sondern nur noch auf den menschlichen Titel provozieren kann, welche in keinem einseitigen Gegensatz zu den Konsequenzen, sondern in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraussetzungen des deutschen Staatswesens steht, einer Sphäre endlich, welche sich nicht emanzipieren kann, ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen Sphären der Gesellschaft zu emanzipieren, welche mit einem Wort der völlige Verlust des Menschen ist, also nur durch die völlige Wiedergewinnung des Menschen sich selbst gewinnen kann. Diese Auflösung der Gesellschaft als ein besonderer Stand ist das Proletariat.

Das Proletariat beginnt erst durch die hereinbrechende industrielle Bewegung für Deutschland zu werden, denn nicht die naturwüchsig entstandene, sondern die künstlich produzierte Armut, nicht die mechanisch durch die Schwere der Gesellschaft niedergedrückte, sondern die aus ihrer akuten Auflösung, vorzugsweise aus der Auflösung des Mittelstandes hervorgehende Menschenmasse bildet das Proletariat, obgleich allmählich, wie sich von selbst versteht,

Digitized by Google

auch die naturwüchsige Armut und die christlich germanische Leibeigenschaft in seine Reihen treten.

Wenn das Proletariat die Auflösung der bisherigen Weltordnung verkündet, so spricht es nur das Geheimnis seines eigenen Daseins aus, denn es ist die faktische Auflösung dieser Weltordnung. Wenn das Proletariat die Negation des Privateigentums verlangt, so erhebt es nur zum Prinzip der Gesellschaft, was die Gesellschaft zu seinem Prinzip erhoben hat, was in ihm als negatives Resultat der Gesellschaft schon ohne sein Zutun verkörpert ist . . . Wie die Philosophie im Proletariat ihre materiellen, so findet das Proletariat in der Philosophie seine geistigen Waffen, und sobald der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen ist, wird sich die Emanzipation der Deutschen zu Menschen vollziehen . . . Der Kopf dieser Emanzipation ist die Philosophie, ihr Herz das Proletariat. Die Philosophie kann nicht verwirklicht werden ohne die Aufhebung des Proletariats, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie.

Wenn alle inneren Bedingungen erfüllt sind, wird der deutsche Auferstehungstag verkündet werden durch das Schmettern des gallischen Hahnes."

Die Revolution, nach Marx' jugendlicher Hoffnung das Werk eines Philosophen, so wie die Reformation das Werk eines Mönches war, wird hier das Werk der Arbeiterklasse; genauer: der Bund zwischen diesen beiden, den Denkenden und den Leidenden, wird seine Hoffnung.

So findet der Philosoph der Revolution seinen großen Alliierten im Proletariat. Er überschätzt dessen Nähe. Erst eine lange Entwicklung konnte ihm diesen Bundesgenossen bringen. Die Anfänge damals, 1843, waren kaum der Mühe wert, gar in Deutschland, das gegen England und Frankreich darin um ein Menschenalter zurück war. Doch Marx versteht, darin groß, die tatsächlich emporende Lage dieser neuen Klasse der Gesellschaft, und damit auch die sozialistische Literatur, als Ausfluß eben dieser Lage. Er hatte in Paris, in Brüssel, in England — auf seiner Reise mit Engels — Anfänge des modernen Proletariats erlebt, dessen Leiden kennengelernt, besonders durch Engels, dessen Buch über die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845) eine Anklage aus eigenstem Augenschein war. Die Abhängigkeit von fremden Privatinteressen, die absolute Unsicherheit der ökonomischen Lage, die ökonomische Herrschaft des Fabrikherrn oder Händlers über das von ihm abhängende Fabrik- und Heimarbeitsproletariat, das im Elend verkam, während neuer Reichtum bei denen anschwoll, die das ohnmächtige Elend auszubeuten in der Lage waren; dies alles vor Augen, verknüpft Marx die Dialektik Hegels mit der in Paris übernommenen Klassenkampflehre in der „Heiligen Familie" (gegen Bruno Bauer und Genossen, 1845) zu einem Verständnis des sozialen Antagonismus der Gegenwart und seiner Bewegung in bestimmter Richtung, sozusagen als einer Willensnotwendigkeit der Praxis: „Proletariat und Reichtum sind Gegensätze. Sie bilden als solche ein Ganzes. Sie sind beide Gestaltungen der Welt des Privateigentums . . . Das Privateigentum als Privateigentum, als Reichtum, ist gezwungen, sich selbst und damit seinen Gegensatz, das Proletariat, im Bestehen zu erhalten. Es ist die positive Seite des Gegensatzes, das in sich selbst befriedigte Privateigentum.

Das Proletariat ist umgekehrt als Proletariat gezwungen, sich selbst und damit seinen bedingenden Gegensatz, der es zum Proletariat macht, das Privateigentum, aufzuheben. Es ist die negative Seite des Gegensatzes, seine Unruhe in sich, das aufgelöste und sich auflösende Privateigentum ... Das Proletariat vollzieht das Urteil, welches das Privateigentum durch die Erzeugung des Proletariats über sich selbst verhängt, wie es das Urteil vollzieht, welches die Lohnarbeit über sich selbst verhängt, indem sie den fremden Reichtum und das eigene Elend erzeugt.... Weil in den Lebensbedingungen des Proletariats alle Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft in ihrer unmenschlichsten Spitze zusammengefaßt sind, weil der Mensch in ihm sich selbst verloren, aber zugleich nicht nur das theoretische Bewußtsein dieses Verlustes gewonnen hat, sondern auch unmittelbar durch die nicht mehr abzuweisende, nicht mehr zu beschönigende, absolut gebieterische Not — den praktischen Ausdruck der Notwendigkeit — zur Empörung gegen diese Unmenschlichkeit gezwungen ist, darum kann und muß das Proletariat sich selbst befreien. Es kann sich aber nicht selbst befreien, ohne seine eigenen Lebensbedingungen aufzuheben . . . Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen *vorstellt*. Es handelt sich darum, *was es ist* und was es diesem *Sein* gemäß geschichtlich zu tun gezwungen sein wird. Sein Ziel und seine geschichtliche Aktion ist in seiner eigenen Lebenssituation, wie in der ganzen Organisation der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sinnfällig, unwiderruflich vorgezeichnet."

So tritt, hegelisch in der Form, als eine Auseinandersetzung mit der weltfremd gebliebenen Beschaulichkeit der alten Freunde junghegelscher Richtung, das *Ziel* und der *Weg*, ökonomisch gegeben, in den allgemeinsten Umrissen aus der geschichtlichen Lage hervor. Das Proletariat *muß* so wollen: durch seine Klassenlage dazu gezwungen, die ihm, wie Marx voreilig annimmt, auch die Kraft zu dem geben wird, was es muß.

Mit solcher Hoffnung geht Marx der heraufziehenden Revolution entgegen. An ihrem Vorabend veröffentlicht er, mit Engels, was im Sturm der Revolution verhallt, aber doch nicht in den Wind gesät ist: das „kommunistische Manifest". Es ist ein Appell *an die Arbeiter als Klasse*, wie der, den 1842 Weitlings Kampfaufruf an sie gerichtet hatte, von Marx mit den begeisterten Worten begrüßt: „Vergleicht man die nüchterne, kleinliche Mittelmäßigkeit der deutschen Literatur mit diesem maßlosen und brillanten literarischen Debut der deutschen Arbeiter, vergleicht man diese riesenhaften Kinderschuhe des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgetretenen politischen Schuhe der Bourgeoisie, so muß man dem deutschen Aschenbrödel eine Athletengestalt prophezeien." Doch statt Weitlings wilder Mordbrennerpläne, statt Herweghs Revolutionsromantik, statt aller voreiligen Putsche, nun, bei Marx und Engels: ruhige und langanhaltende Vorbereitung. Statt des Moralisierens über und gegen den Mammonismus, statt der Verwerfung vom Standpunkt des in den vierziger Jahren massenhaft vom Kapitalismus ins Elend gestürzten Handwerks, bei Marx und Engels: das ökonomische *Begreifen* der kapitalistischen Epoche als notwendiger *Stufe*. Der Kapitalismus wird glänzend gewürdigt und so der Abweg nach rückwärts versperrt: vorwärts, aufwärts, mit der ökonomischen Entwicklung, muß der Kampf des Proletariats führen, zu einer *höheren* Form, nicht zurück zur überwundenen, und mit hinreißender Wahrheit wird gezeigt, wie die ganze Welt jetzt verbürgerlicht wird, wie überall Kapitalismus und Proletariat und damit der — allerdings allzu jugendlich vereinfachte! — Klassengegensatz der Gegenwart emporwächst. Das auch heute noch verbleibende Handwerk, vor allem fern vom Verkehr, und gar das mehr denn je Raum gewinnende selbständige Bauerntum wird unterschätzt, überhaupt die harmonisch gedeihende Selbständigkeit über den antagonistischen Abhängigkeiten und Unterdrückungen vergessen. Doch die jugendliche Einseitigkeit, die nur *Klassenkämpfe* sieht, weiß um so überzeugter von der Allgemeinheit des Antagonismus als Prinzip der dialektisch fortschreitenden Geschichte zu überzeugen: „die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen". Und wo Rousseau die Ungerechtigkeit als Grundlage aller Gesellschaft, Adam Smith die Ausbeutung als mit dem Fortschritt verbunden hingenommen hatte, suchen die beiden jungen Kämpfer den Ausgebeuteten ein theoretisches und praktisches *Programm* zu geben, das die Ungerechtigkeit zu *überwinden* lehrt.

Sie mustern mit glänzendem Spott all die alten Parteien, die mit ihren Schlagworten auch in der Arbeiterklasse Anhänger werben, und verweisen das Proletariat *auf sich*: als Klasse, die sich *selbst* befreien müsse; im Einklang mit der ökonomischen Entwicklung, die den kapitalistischen Großbetrieb und als seinen Schatten das Proletariat vermehrt, so daß es zur großen Mehrheit anschwillt. Es braucht nur als Klasse seiner selbst bewußt zu werden, sich als Klasse zu einer Arbeiterpartei zu konstituieren, um die von der ökonomischen Entwicklung dargebotene reife Frucht zu pflücken: im Staat die Macht zu erringen, die Großbetriebe in Staatseigentum zu überführen und so die Demokratie an die Stelle der sozialen Herrschaft der privaten Besitzer zu setzen — so ist seine Emanzipation gelungen.

So ergibt sich, „daß der erste Schritt in der Arbeiter-Revolution die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie ist.

Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benutzen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staats, d. h. des als herrschende Klasse organisierten Proletariats zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren.

Es kann dies natürlich zunächst nur geschehen vermittelst despotischer Eingriffe in das Eigentumsrecht und in die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, durch Maßregeln also, die ökonomisch unzureichend und unhaltbar erscheinen, die aber im Laufe der Bewegung über sich selbst hinaus treiben und als Mittel zur Umwälzung der ganzen Produktionsweise unvermeidlich sind.

Diese Maßregeln werden natürlich je nach den verschiedenen Ländern verschieden sein.

Für die fortgeschrittensten Länder werden jedoch die folgenden ziemlich allgemein in Anwendung kommen können:

1. Expropriation des Grundeigentums und Verwendung der Grundrente zu Staatsausgaben.
2. Starke Progressivsteuer.
3. Abschaffung des Erbrechts.
4. Konfiskation des Eigentums aller Emigranten und Rebellen.
5. Zentralisation des Kredits in den Händen des Staats durch eine Nationalbank mit Staatskapital und ausschließlichem Monopol.
6. Zentralisation des Transportwesens in den Händen des Staats.
7. Vermehrung der Nationalfabriken, Produktionsinstrumente, Urbarmachung und Verbesserung der Ländereien nach einem gemeinschaftlichen Plan.

Digitized by Google

8. Gleicher Arbeitszwang für alle, Errichtung industrieller Armeen, besonders für den Ackerbau.

9. Vereinigung des Betriebs von Ackerbau und Industrie, Hinwirken auf die allmähliche Beseitigung des Unterschieds von Stadt und Land.

10. Öffentliche und unentgeltliche Erziehung aller Kinder. Beseitigung der Fabrikarbeit der Kinder in ihrer heutigen Form. Vereinigung der Erziehung mit der materiellen Produktion usw.

Sind im Laufe der Entwicklung die Klassenunterschiede verschwunden und ist alle Produktion in den Händen der assoziierten Individuen konzentriert, so verliert die öffentliche Gewalt den politischen Charakter. Die politische Gewalt im eigentlichen Sinne ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer anderen. Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich notwendig zur Klasse vereint, durch eine Revolution sich zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Produktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassengegensatzes, die Klassen überhaupt und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf.

An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist."

Für Deutschland haben (nach Spargo, S. 121) die Forderungen der Kommunisten, die Marx an die Stelle von Herweghs phantastischem Kriegszug nach Deutschland treten ließ, u. a. verlangt: „Abschaffung der Monarchie und Proklamierung der Republik; Besoldung der Parlamentsmitglieder, damit auch Arbeiter für die Wahlen aufgestellt werden könnten; Verwandlung des feudalen Großgrundbesitzes in Staatseigentum; Verstaatlichung aller Verkehrsmittel, wie Eisenbahnen, Kanäle, Dampfschiffahrt; Abschaffung des Erbrechtes und der Erbfolge; Einführung hoher progressiver Einkommensteuern; Abschaffung aller indirekten Steuern; Errichtung von Nationalwerkstätten, staatliche Garantien für Beschäftigung aller; Versicherungsschutz für Unfall, Alter und Krankheit; schließlich allgemeine freie Erziehung."

Das Manifest schließt: „In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei.

Sie unterläßt aber keinen Augenblick, bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat herauszuarbeiten, damit die deutschen Arbeiter sogleich die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, welche die Bourgeoisie mit ihrer Herrschaft herbeiführen muß, als ebenso viele Waffen gegen die Bourgeoisie kehren können, damit nach dem Sturz der reaktionären Klassen in Deutschland sofort der Kampf gegen die Bourgeoisie selbst beginnt.

Auf Deutschland richten die Kommunisten ihre Hauptaufmerksamkeit, weil Deutschland am Vorabend einer bürgerlichen Revolution steht und weil es diese Umwälzung unter fortgeschritteneren Bedingungen der europäischen Zivilisation überhaupt und mit einem viel weiter entwickelten Proletariat vollbringt, als England im 17. und Frankreich im 18. Jahrhundert, die deutsche bürgerliche Revolution also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann.

Mit einem Wort, die Kommunisten unterstützen überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände.

In allen diesen Bewegungen heben sie die Eigentumsfrage, welche mehr oder minder entwickelte Form sie auch angenommen haben möge, als die Grundfrage der Bewegung hervor.

Die Kommunisten arbeiten endlich überall an der Verbindung und Verständigung der demokratischen Parteien aller Länder.

Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Ich habe mit Absicht nur wenig zitiert, ja nur so viel herausgehoben, als für den Gedankengang der hier versuchten Einführung und für den geschichtlichen Zusammenhang nötig. Der Leser möge selbst das kleine Heft (gute Ausgabe 50, Volksausgabe 15 Pf.!) in die Tasche stecken und in freien Minuten einmal durchfliegen. Das genialste Pamphlet des 19. Jahrhunderts, wie Sombart sagt, der es an hundertmal gelesen zu haben bekennt, wird die Schrift einen kritischen Leser brauchen (die Verfasser machen es sich allzu leicht mit der spöttischen Erledigung aller „Einwürfe der Bourgeoisie gegen den Kommunismus", mit der Herabsetzung aller Ideale zur „Ideologie", in Napoleons wegwerfendem Ton); doch agitatorisch großartig und voll von Einsicht, ja von genialer Voraussicht, lohnt das gehaltvolle Heftchen die Lektüre.

Der Pessimismus oder vielmehr, für Marx' Ziele: der Optimismus, mit dem das Manifest buchstäblichste Verelendung, als Zeichen der Unfähigkeit der Bourgeoisie zu weiterer Herrschaft, und die baldige, sowohl soziale wie politische Revolution im buchstäblichsten Sinne prophezeit, hat später milderen Fassungen Platz gemacht. Die „Verelendung" wird schon im „Kapital", wie wir sehen werden, ein nicht mehr recht aufrechtgehaltenes, darum etwas schwieriges Kapitel. Und von der Revolution hat zwar Marx, wie Engels, der Revolutionsstratege, immer wieder geträumt, auf Krise und Krieg als Revolutionsherde spekuliert, doch mehr und mehr die praktischen Erfordernisse der Arbeiterpolitik zur Hauptsache werden lassen. Ausgegangen von der Revolution, für die der Arbeiter die stärkste Hilfe, hat er mehr und mehr die Revolution danach beurteilt, ob sie ihrerseits dem Arbeiter eine Hilfe sein könne oder nicht. So hat Marx (nach Bernstein, zur Theorie und Geschichte des Sozialismus II, S. 107) 1872 in Amsterdam erklärt, daß in Ländern wie England und den Vereinigten Staaten es möglich sei, die sozialistische Umgestaltung auf gesetzlichem Wege durchzuführen, und die Landlords in England würden am billigsten ausgekauft. So hat Engels 1895 im Vorwort zu einer Neuherausgabe der „Klassenkämpfe in Frankreich" geschrieben: „Die Ironie der Weltgeschichte stellt alles auf den Kopf. Wir, die „Revolutionäre", die „Umstürzler", wir gedeihen weit besser bei den gesetzlichen Mitteln als bei den ungesetzlichen und dem Umsturz. Die Ordnungsparteien, wie sie sich nennen, gehen zugrunde an dem von ihnen selbst geschaffenen gesetzlichen Zustand. Sie rufen verzweifelt mit Odilon Barrot: La légalité nous tue, die Gesetzlichkeit ist unser Tod, während wir bei dieser Gesetzlichkeit pralle Muskeln und rote Backen bekommen und aussehen wie das ewige Leben. Und wenn wir nicht so wahnsinnig sind, ihnen zu Gefallen uns in den Straßenkampf treiben zu lassen, dann bleibt ihnen zuletzt nichts anderes, als selbst diese ihnen so fatale Gesetzlichkeit zu durchbrechen."

So Marx, der Revolutionär, hat schon unmittelbar nach der Revolution von 1848 in London wieder, alle Popularität verachtend, die Neigung zu Putschen, Verschwörungen, Revolutiönchen usw. bekämpfen müssen. Im Jahr 1850 gab er, abschließend, über dieses Treiben wildgewordener Emigranten zu Protokoll: „An die Stelle der kritischen Anschauung setzt die Minorität eine dogmatische, an die Stelle der materialistischen eine idealistische. Statt der wirklichen Verhältnisse wird ihr der bloße Wille zum Triebrad der Revolution. Während wir den Arbeitern sagen: Ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu befähigen, sagt ihr im Gegenteil: „Wir müssen gleich zur Herrschaft kommen, oder wir können uns schlafen legen." Während wir speziell die deutschen Arbeiter auf die unentwickelte Gestalt des deutschen Proletariats hinweisen, schmeichelt ihr aufs plumpste dem Nationalgefühl und dem Standesvorurteil der deutschen Handwerker, was allerdings populärer ist. Wie von dem Demokraten das Wort Volk zu einem heiligen Wesen gemacht wird, so von euch das Wort Proletariat. Wie die Demokraten schiebt ihr der revolutionären Entwicklung die Phrase der Revolution unter."

Und er hat seine Kämpfe in der „Internationale", die die erste Ausführung des kommunistischen Manifestes geworden ist, vor allem gegen Bakunins geradeaus zur Freiheit, ohne Stufen, fortstürmenden Anarchismus durchzufechten, dem er die notwendige Disziplin der kämpfenden Klasse entgegenhält: „Die Anarchie, das ist das große Paradepferd ihres Meisters Bakunin, der von allen sozialistischen Systemen nur die Aufschriften aufgenommen hat. Alle Sozialisten verstehen unter Anarchie dieses: Ist einmal das Ziel der proletarischen Bewegung, die Abschaffung der Klassen, erreicht, so verschwindet die Gewalt des Staates, die dazu dient, die große produzierende Mehrheit unter dem Joche einer wenig zahlreichen ausbeutenden Minderheit zu erhalten, und die Regierungsfunktionen verwandeln sich in einfache Verwaltungsfunktionen. Die Allianz greift die Sache am umgekehrten Ende an. Sie proklamiert die Anarchie in den Reihen der Proletarier als das unfehlbarste Mittel, die gewaltigen, in den Händen der Ausbeuter konzentrierten gesellschaftlichen und politischen Machtmittel zu brechen. Unter diesem Vorwand verlangt sie von der Internationale in demselben Augenblick, wo die alte Welt sie zu zermalmen strebt, daß sie ihre Organisation durch die Anarchie ersetze."

So wird im Klassenkampf, den der Revolutionär für die Revolution benutzen wollte, die aus dieser Praxis entspringende Notwendigkeit zweckentsprechenden Handelns, die Marxsche Lehre bewahrheitend, selbst über den Meister Herr: sie macht ihn zum autoritären, disziplinheischenden Leiter, und sie verschlingt ihn durch Tagesarbeit (Korrespondenz mit Unzähligen, die Rat erbaten!), ja, sie zwingt ihm die Einsicht in die vernachlässigte und unterschätzte Kleinarbeit der Sozialreform auf. Die Manifeste der „Internationale" werden reformistischer. (Spargo, S. 224, 257, 269, 302, 321 ff.) Die englische Zehnstundenbill (Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit in der Textilindustrie auf den Zehnstundentag, ganz im Gegensatz zur Nationalökonomie des Manchestertums) wird als Sieg eines Prinzips gefeiert: „Zum erstenmal am hellen, lichten Tag ertag die politische Ökonomie der Bourgeoisie der politischen Ökonomie der Arbeiterklasse." Der

Digitized by Google

gesetzliche Arbeiterschutz, zuerst ganz vergessen, ja ökonomisch mißverstanden, wird zur Hauptaktion. Das „Kapital" ist seiner Propaganda ausdrücklich gewidmet. Die Revolution tritt zurück. Die Evolution der sozialen Praxis wird der Inhalt des Klassenkampfs und die „revolutionäre Evolution" der Lieblingsausdruck.

Die Hauptsache bleibt: die Organisation der Klasse zur Partei. Noch allgemeiner: die Bewegung. Ja Bernsteins Wort: „Das Endziel ist nichts, die Bewegung alles", scheinbar der Gipfel reformistischer Ketzerei und Entartung, kann als marxistisch bezeichnet werden. Marx erklärte wiederholt: „Jeder Schritt wirklicher Bewegung ist wichtiger als ein Dutzend Programme." Oder auch: eine Bewegung sei „zehn Programme wert".

So hat er in einem heute noch äußerst lesenswerten Schreiben (abgedruckt „Neue Zeit", Jahrgang 9, 1, 1891, S. 561), das er vor dem Gothaer Parteitag (1875) als Kritik an dessen Einigungsprogramm nach Deutschland sandte, zwar die Lassallesche Phrasenwelt in Grund und Boden verdonnert, die da als Programm der Lassalleaner in das der Marxisten (Bebel, Liebknecht) herübergenommen werden sollte; denn all der Lassallesche Flitterkram und Aufputz — einer längst überholten bürgerlichen Nationalökonomie entnommen — geht dem weitüberlegenen Theoretiker auf die Nerven. Das verhindert ihn aber nicht an der Idee einer „Übereinkunft für Aktion gegen den gemeinsamen Feind"; ja ein solches Bündnis praktischer Politik entspricht allein seiner Überzeugung, gerade weil sie den „Prinzipienschacher" energisch ablehnt.

Marx hat den Sieg seines eigenen Denkens, im Erfurter Programm (1891), nicht mehr erlebt. Doch auch das Spätere blieb ihm erspart: die Abwendung von ihm, sobald das, was damals zu leisten war, durch ihn vollbracht und so sein historischer Beruf erfüllt war. Auch ihn trifft das Schicksal einer nimmer rastenden, über die Personen hinwegschreitenden, ihre Einseitigkeit überwindenden Dialektik.

Übergehen wir die immer erneute Irreführung durch Marx' eigene Bescheidenheit, die den Arbeitern die Aufgabe der Selbstbefreiung, ja, die historische Mission, die wir schilderten, zuwies — statt seine eigene Mitarbeit so einzuschätzen, wie er es noch 1843 getan —, so daß er selbst und Engels und all ihre echten geistigen Erben in Gefahr gerieten, von der nur aus Arbeitern zusammenzusetzenden Bewegung als Fremdkörper ausgeschieden zu werden; übergehen wir diese Wirkung ihres an die Proletarier gerichteten Aufrufs als Tragikomödie des Akademikertums im Proletariat, so sind es drei andere Konsequenzen jenes Aufrufs, die zum Abfall von Marx führten: die Einengung des Sozialismus auf den Klassenkampf, die Einengung des Sozialismus auf ein Klassendenken im Gegensatz zu Staat und Nation, die Einengung des Sozialismus auf Politik und Theorie statt unmittelbar aufbauender Praxis. Mit einem Wort: die Verkürzung des Sozialismus zugunsten seines Unterbaues „Klassenkampf", der ihn nicht verwirklichte, sondern um Mitarbeiter brachte, ihn praktisch nicht vertiefte, sondern das organisatorische Problem unter Politik und Theorie verkümmern ließ.

Was Marx und seine durch allen Lebenskampf mit ihm gehende Frau noch erlebten, war das erste Erstarken der Bewegung, vor allem in Deutschland. Was aber nach seinem Tode kam, war ein ganz anderer Triumph seiner Sache: das Sozialistengesetz und sein Fall, ohnmächtige Sozialistenverfolgung, wie einst die der Christen im alten Rom, von Engels vor seinem Tod noch übermütig und siegbewußt damit verglichen, äußerste Erbitterung der hart getroffenen, sich nur um so wilder empörenden und um so geschickter sichernden Verfolgten, allen Stacheln der Klassenlage so noch der des Märtyrertums hinzugefügt, den Getretenen und Mißhandelten der Machtgedanke Natur geworden, den Gebrandmarkten mit dem Mal der Ächtung auch der Klassenkampf, das Klassenbewußtsein und die bitterste Verneinung des Staatsgedankens eingebrannt — und eine jährlich schwellende Zahl von Anhängern solcher Prägung! Dies war der Höhepunkt des Marxismus. Die Stimmung von 1848 in ganz anderen Dimensionen. Das Marxsche Lebenswerk wirkte, seine Lebensarbeit ward nun von Millionen weiter getan.

Doch die Dialektik des kaum merkbaren Werdens eines inneren Widerspruchs, der dann flammend emporwächst, kommt auch hier zur Geltung.

Kaum groß geworden, fängt die Bewegung an, den inneren Widerstreit zu spüren. Der Klassenkampf wirkt zwar, die Partei erreicht bewußt und unbewußt manches, die Beschwichtigung der Massen durch Arbeiterversicherungsgesetze, als Ergänzung des Sozialistengesetzes von Bismarck gedacht, ist der Sozialdemokratie zu danken, gegen die es sich richtet. Doch was nicht — wie dann noch die Anfänge energischen Arbeiterschutzes durch Wilhelm II. — freiwillig gegeben wird, wer kann es erkämpfen? Die Agitation stärkt die Partei, aber nicht deren praktische Wirkung auf die Arbeiterlage. Die Partei wächst, nicht aber ihr positiv schaffender Einfluß. Die Diktatur des Proletariats ist in weiter Ferne; die erreichte Klassenbewegung also umsonst? Nur zu weiterem Agitieren und Warten verurteilt? Oder doch durch Gewalt, Generalstreik etwa, zum Sieg zu erheben — ganz im Gegensatz zu Marx, der vor Verfrühtem warnte? Die Sackgasse also unverkennbar, in die man geriet. Der Klassenkampf wird Schema, inhaltsleer, Formel und Selbstzweck; der Erfolg bleibt weit entfernt vom Sozialismus! Und dabei Gesamtinteresse genug, das für ihn spricht, nur daß andere den Wind aus den Segeln nehmen! Die Bodenreformer mit ihrem von Marx mit Recht verspotteten Teilprogramm, aber praktisch erfolgreich: Vertreter dessen, was auch Marx als ersten Schritt der vom Grundeigentum zu beginnenden Umwälzung öfters bezeichnet, aber nur für den Zeitpunkt der „Diktatur des Proletariats" ins Auge gefaßt hat. Die Wohnungsfrage ferner, auf den Arbeitern nicht allein, sondern auch auf anderen Bewohnern der Mietkaserne lastend, von einer großen Bewegung aller Schichten in Angriff genommen, ganz unabhängig vom „Klassenkampf". Die Konsumentenfragen, von Arbeitern, Angestellten, doch auch von anderen, weiten Kreisen drückend empfunden, durch Vertreter der Konsumenteninteressen aufgegriffen, in Konsumvereinen einer Lösung zugeführt. Lauter Wirkung des Kapitalismus, für alle merkbar, darum aber dem Klassenkampf entzogen; so daß der innere Widerspruch des Marxschen Standpunktes hervortritt: der Kapitalismus eine Lebensfessel für alle, und nur die eine Klasse zu seiner Beseitigung aufgerufen! Marx hatte, schon in der Auseinandersetzung mit Proudhon, in der Freihandelsrede und im kommunistischen Manifest, den Sozialismus als praktisch unentbehrlich erwiesen: um die richtigen Proportionen, an der Stelle der heutigen Produktionsanarchie und ihrer Krisen, aber auch die gewaltigen Produktivkräfte heben zu können, die der Kapitalismus zur Entfaltung brachte; nicht nur sozialpolitisch, für die Lage des Proletariats, sondern für eine gesunde Ökonomie der Gesamtheit war ihm der Sozialismus teleologisch notwendig und darum als sichere Zukunft erschienen. Muß stets noch der Klassenkampf hinzu kommen, um das ökonomische Gesamtinteresse durchzusetzen? Die Menschen sind nicht überzeugbar, so schien es, die Ideen kraftlos; ist auch die ökonomische Entwicklung ohne Kraft? Muß sie erst durch Antagonismus dialektisch werden, um einem Schema zu entsprechen, das durch die Klassenkampflehre aus der Pariser Luft in die materialistische Geschichtsauffassung hineingeraten war? Dieser seltsame Zwiespalt hat praktisch dazu geführt, daß die Produktionsmonarchie, für den Klassenkampf nur Agitationsmaterial, die von den Produktivkräften der Gegenwart geforderte Organisation durch — Kartelle erhielt, durch Trusts, deren ökonomischer Rußmestitel gerade das ist, was, ohne Privatmonopol, im reinen Gesamtinteresse, der vom Klassenkampf nicht erreichte Sozialismus zu leisten hätte. Der Klassenkampf ist zu eng für den Sozialismus! Dieser ist nicht nur Klasseninteresse; er ist Gesamtheitssache. So drängt sich auf, daß die Klassenbewegung für sich allein nicht zu genügender Macht und im Namen der Klasse auch nicht zu dem Einfluß gelangt ist, der den Versuchen zur Lösung kapitalistischer, die Gesamtheit drückender Probleme tatsächlich zufällt. So quält die eigene Ohnmacht und die überlegene Konkurrenz des Appells ans Gesamtinteresse — also dessen, was utopistisch erschien. Die Frage des wiederaufzunehmenden Appells an das enttäuscht verlassene Gesamtinteresse, die Frage der Bundesgenossen — Regierung oder andere Parteien — taucht auf, um nicht wieder zu verschwinden. Das Programm, auf schnelle Entwicklung eingestellt, die das Proletariat zum Siege führt, als die schwellende Macht der ausgebeuteten Masse, wird verdächtig, die tatsächlich bestehenden, ja sich vermehrenden Mittelstandsexistenzen in Stadt und Land, vor allem die Bauern, nicht genügend beachtet zu haben. Ja, der Erfolg des Kampfes erscheint im Programm abhängig gemacht von einem außerhalb liegenden Faktor: von dem genügenden Anwachsen des Proletariats, im Verhältnis zu den Selbständigen in Stadt und Land, und das nun in Frage gestellt durch ein Nachlassen sowohl der Vermehrungstendenz der Bevölkerung wie der Konzentrationstendenz der Betriebe — also alles ungewiß geworden, worauf man gebaut hat! Das ganze Gebäude gerät ins Wanken. Der Zweifel nagt an der Siegesgewißheit. Die Gegenwart leidet. Das Elend hat nicht Zeit zu warten — auf Ungewisses! Der Sozialismus ist wieder ein unerfülltes Sehnen, ein von der Klasse nicht durchgesetztes Bedürfnis ihrer selbst vor allem, doch auch der Gesamtheit. Die alten Utopisten, die an diese appellierten und nichts erreichten, sind zwar „überholt", aber nicht durch den Fortschritt: denn Marx scheint auch nicht mehr zu erreichen!

Dies kurz die Krisis der Partei, der sogen. Revisionismus. Neben ihm geht einher, was nur eine andere Seite derselben Sache ist: die „Vaterlandslosigkeit", als Vorwurf, als Selbstkritik, als Bewußtsein der Vernachlässigung des Gesamtinteresses, das außer der Klasse den Menschen bewegt, wenn er die Heimat, die Sprache, die Kultur, die Nation und den Staat, in die er hineingeboren wie in die Klasse, als die seinen empfindet. Wieder rächt sich, was gerade die Größe des neuerrungenen Standpunkts war: das Absehen von allem, was von dem einen, dem Klassenkampf, abzieht. Die Partei als Klasse — ein innerer Widerspruch! Sie ist Gesamtheitsvertretung, niemals nur Klassenbedienstete; alle Fragen des Staates treten heran. Die Sozialdemokratie stand abseits. Sie zählte nicht mit. Da sie selber nicht mitzählen wollte in Gesamtheitsfragen! Ihr blieb als Marxismus, als

Digitized by Google

Klassenkampfkonsequenz, die Marxsche Lehre: „Die Arbeiter haben kein Vaterland.“ Das aber stieß ab. Das verstärkte die ohnehin von der Klassenkampfpropaganda auch bei den übrigen Teilen des Volkes schon verschärfte Klassenkampfstimmung. Deutsch offenherzig, realistisch, herb, bitter, ein Erkenntnisschrei, ja schließlich auch ein deutscher Idealismus geworden, hat dieser Leitstern „Klassenkampf“ nicht nur vorangeleuchtet, sondern auch die anderen Sterne erbleichen und damit scheinbar verschwinden lassen, die auch am Himmel des Proletariats nicht fehlen: die innerlicht erleuchten, doch im Klassenkampfdogma vergessenen Kämpfertugenden, die zum Siege nötig, die Ethik mit einem Wort, die eine solche Bewegung braucht, ja die im Wort „Klassenkampf“ beinhaltet, durch seine häßliche, naturalistische Wahrhaftigkeit aber verdeckt wird, und die nicht minder im Menschen der übertieferten Gesellschaft lebendigen Gefühle, von der Familie über die Heimat bis zur ererbten Kultur und Sprache, bis zum alle verbindenden edlen Gemeinschaftsgeist in Nation und Staat. Wird das überfrachtet, ja verdunkelt, von jenem Leitstern, ja ausdrücklich beiseite geschoben, wie im kommunistischen Manifest, so führt das irre. Es läßt auf ein Fehlen des Nationalgefühls beim Verfasser selbst schließen. Ein irriger Schluß! Denn wenige Jahre später, in der Verbannung, hat Marx ein solches Fühlen offenbart. Liebknecht erzählt, wie eines Abends in London gastfreundliche Engländer durch ihr Geschwätz über Deutschland in Marx den Patriotismus erwachten: „Marx ließ eine enthusiastische Lobrede auf die deutsche Wissenschaft und Musik vom Stapel — kein anderes Land habe Tonkünstler wie Beethoven, Mozart, Händel und Haydn erzeugen können, und die Engländer, die keine Musik hätten, stünden im Grunde tief unter den Deutschen, die bisher durch die elenden politischen und wirtschaftlichen Zustände an großer praktischer Arbeit verhindert worden seien, aber noch allen anderen Völkern voranzukommen würden. So fließend habe ich ihn nie englisch sprechen gehört. Ich meinesteils setzte in drastischen Worten auseinander, daß die politischen Zustände in England nur kein Haardreit besser seien als in Deutschland ... der einzige Unterschied sei, daß wir Deutschen wüßten, unser Staatswesen sei miserabel, und die Engländer wüßten es nicht, woraus erhelle, daß wir den Engländern in politischer Intelligenz überlegen seien.“ Also im Grunde der Sache Nationalbewußtsein. Auch soll Marx ein glühender Anwalt des deutschen Einheitsgedankens gewesen sein. Es war somit nicht sein eigner Mangel, sondern der tief empfundene Mangel in der Lage des Proletariats, was ihn zu dem Satz brachte: „Die Arbeiter haben kein Vaterland.“ Es war die durch Abhängigkeit und Hoffnungslosigkeit tatsächlich vom Volksganzen abgetrennte Lage dieser neuen Klasse, was Marx die Feder führt. An England war sie am klarsten ersichtlich: das reichste Volk der Welt, die halbe Welt erobert, das Proletariat aber gerade damals (Textilindustrie, Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken, Hausweberelend) tatsächlich in immer tieferes Elend, in Massenarbeitslosigkeit und chronisches Hinsterben versunken — mithin ohne Anteil am „Nationalreichtum“, nur dessen Fußgestell, auf das der neue Reichtum mit Füßen tritt. Und diese Lage, nur durch Zusammenschluß der Proletarier zu beheben, ist in den modernen Ländern gleich, das Proletariat verbindend — über die von ihm nicht geteilte Volksgemeinschaft hinaus — zu einer neuen, übernationalen Gemeinschaft. Mithin die proletarische Politik darin vorgezeichnet: sich vereinen, nicht aber sich gegeneinander treiben lassen, von den gar nicht geteilten Interessen der allein den „Nationalreichtum“ genießenden oberen Klassen; also gegen die nur diese Interessen fördernden Kämpfe der Staaten untereinander, gegen deren Ausdehnung (Imperialismus), woraus Reibung und Krieg, für das Proletariat ohne Nutzen und nur zum Schaden der proletarischen Einigung, hervorgeht. Darum die internationale Arbeiterassociation, von Marx geleitet, von vornherein zur Wachsamkeit gegen die Regierungen angehalten: um diese an allem, was Konflikte herbeiführt, zu verhindern, und darum hier, im Gegensatz zu der proklamierten Ideallosigkeit („Die Arbeiterklasse hat keine Ideale zu verwirklichen“), die Aufstellung ethischer Normen, nach denen sich die Staaten richten sollen. Und darum als Grundsatz: daß nur Verteidigungskriege zu billigen sind. Ein Grundsatz, der von Marx 1870 angewandt wird: er stempelt den Krieg zum Verteidigungskrieg seines Vaterlandes, warnt aber vor Offensivkrieg und Annexion (seine Kundgebung dieses Inhalts brachte seine Anhänger in Deutschland ins Gefängnis), ja geht, als der Krieg ihm auf Annexion (Elsaß-Lothringen) und auf Verteidigung Frankreichs hinauszulaufen scheint, dazu über, den mit der Internationale in Verbindung stehenden Communards in Paris neue Nachrichten, die er Lothar Bucher, der rechten Hand Bismarcks verdankte, zukommen zu lassen (daher ihre tägliche Vertrautheit mit dem Neuesten) und ihnen Ratschläge zum Kampf gegen Preußen zu erteilen (Vgl. Spargo)! Und als dann das neue Deutsche Reich entsteht, führt der tiefe Groll der beiseits geschobenen 48er zu einem Gegensatz auch gegen das Reich, dessen so ganz anders gelungene Errichtung — von den alten Mächten, den Fürsten, durch den großen Junker, Bismarck — von dem geschlagenen Rebellen in seiner Verbannung nicht mitgefeiert, sondern höhnisch begrüßt wird: „Selbst den Glückspilzen des neuen heiligen, preußisch-deutschen Reichs“ wird die kommende allgemeine Wirtschaftskrise Dialektik einpauken“, heißt es im Vorwort zur 2. Auflage des „Kapital“ (1873). Ohne Frieden gemacht zu haben mit Bismarck, mannhaft, aufrecht und unbestechlich, trotz Buchers geschickten Bemühungen, und gegenüber Lassalle (im öfters zitierten Gothabrief, 1875) mit dem Vorwurf bei der Hand, dieser habe „im Gegensatz zum kommunistischen Manifest und zu allem früheren Sozialismus die Arbeiterbewegung vom engsten nationalen Standpunkt gefaßt“, während er selbst nur nach den Interessen der eigenen Bewegung die Gunst verteilte, hat Marx das ganze Glück, den Erlösungsjubel, nicht mitempfinden können, der in jener Generation erlöste Einigungsmärtyrer erfüllte, als sie endlich die ersehnte machtvolle Einheit verwirklicht sahen. Marx hatte unter der Erbärmlichkeit der deutschen Zustände gelitten wie nur einer; ihre staatliche Festigung nach außen, ihre werdende Freiheit im Innern, das hat er nicht mit schaffen, ja, als „stolze Rebellenleiche“ (so lag er wie seine „Neue Rheinische Zeitung“ erschlagen draußen) nicht mitfühlen können. Im Reich daheim anzusetzen: Emporsteigen seiner Bewegung trotz allem; allmähliche Freigabe der Bahn für Selbsthilfe der Arbeiterklasse, Staatshilfe und Bruderhilfe (wie Naumanns „Hilfe“ das ausgedrückt hat), die Klassen überbrückend, mit Staat und Volksgemeinschaft seelisch verbindend, die „Vaterlandslosigkeit“ praktisch überwindend: so wuchs ein neues Geschlecht heran. Es wußte von dem, was gewesen war (Sozialistenverfolgung); doch es empfand es nicht mehr so stark. Es war nicht mehr nur Proletariat; es war im Aufstieg, in erfolgreicher Praxis und im Erleben einer Wandlung des Staats, durch eigene Mitarbeit weiterzuführen, zu einem Staatsbürgertum der Gesinnung gelangt. Der Weltkrieg offenbart das Jahr wörtlich genommen, als Verteidigungskrieg (so auch dem Brüdern im Ausland vom ihren Regierungen schmackhaft gemacht, so die Internationale spaltend), war er nach dem Marxschen Rezept von seinen Mitkämpfern mitzufechten und insofern ihre Haltung für Kenner der Grundsätze der Bewegung nicht überraschend. Doch tiefer wahr ist die Überraschung, ja die Offenbarung, die der 4. August 1914 gebracht hat:

Daß dein ärmster Sohn auch dein treuester war,
Denk es, o Deutschland!

So hat es zweimal, wenn auch nicht wörtlich, so doch in tieferer Wahrheit, einen Abfall von Marx gegeben: der Revisionismus und die Haltung der Mehrheit im Weltkrieg. Das erste verwandelt, das zweite spaltet die Partei. Und beides zusammen ergibt für die Sozialdemokratie: daß sie nicht nur die Ausdehnung der Staatstätigkeit in der Volkswirtschaft wollen muß, wie es die Lage des Proletariats verlangt — an Stelle der sozialen Unterdrückung durch private Willkür der wirtschaftlich herrschenden Klassen —, sondern daß das vorweggenommene Bekenntnis zum Staat, die Treue in der Stunde der Gefahr, diesen nun zum Träger übernommener Dankespflicht gegen die bedingungslos zu ihm stehende Masse der Enterbten gemacht hat. Die Staatsgewalt, vom Proletariat nicht faktisch, doch moralisch erobert und aktiv mit in die Hand genommen, eröffnet den Ausblick auf ein vielleicht den Krieg überdauerndes neues, von Marx nicht erträumtes Verhältnis: „der Staat das Vaterhaus derer, die in der freien Volkswirtschaft alles verloren: Besitz und wirtschaftliche Sicherheit, Freiheit und Frucht der Arbeit, die Wurzeln im Boden und so die Heimat“. (R. Wilbrandt, Staat und Volkswirtschaft, in der „Neuen Rundschau“, Februar 1918).

Diese ungewollten Konsequenzen des Marxschen Standpunkts, verhängnisvoll für den Marxismus als Praxis, bewähren theoretisch seine Methode: die Dialektik, die in diesem wie in jedem Standpunkt „Konsequenzen“ und damit Weitertreibendes aufdeckt. Die Einengung auf den Klassenkampf ergab, bei allen Erfolgen, zu wenig Macht; die Einengung auf Klassendenken ergab ein doktrinäres, deutschehrlich und deutschtheoretisch bekanntes, abstoßendes Verhalten, das stark an gewisse, echt deutsch doktrinäre Idealisten der Realpolitik erinnert: sie machen aus der „Realpolitik“ ein Ideal, dem sie so idealistisch wie unpraktisch dienen, alle Welt verletzend durch ein zur Schau getragenes, rohes Prinzip, das schließlich auf das eigene Wesen und Fühlen paßt wie die Faust aufs Auge. So etwa hat bis zum Weltkrieg auch die von Marx proklamierte „Vaterlandslosigkeit“ gewirkt: die Interessen des Proletariats im Vaterland so ungeschickt vertretend, daß man versucht war, ihm zuzurufen:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!
Da sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Doch erst die dritte gewaltsame Einengung ist der wundeste Punkt: die Einengung auf die Politik und so auf abwartende Theorie, wo unmittelbar praktisch, neben der Politik, aufbauende Arbeit winkt, die möglich ist, wie ihr Gelingen erwiesen hat.

Marx war Theoretiker und Politiker. Er war nicht nur theoretisch, sondern sogar in der Technik des Gebrauchens erreichter und des Erringens neuer Macht Lassalle insofern überlegen, als er — in jenem Brief zum Gothaer Einigungsprogramm — ausdrücklich gegen die von Lassalles Seite stammende Phrase von der „einen reaktionären Masse“ protestierte („Neue Zeit“, 1890/91,

S. 569). Er hat zwar, undiplomatisch, das Bürgertum und seine allerdings sehr zweifelhafte „fraternité" bereits 1848 vor den Kopf gestoßen, ja — wie Karl Schurtz erzählt — seinen Haß schon in dem ausspuckenden Ton, mit dem er das Wort Bourgeoisie hervorzischte, zum Ausdruck gebracht, als er noch diesen Bundesgenossen brauchte. Doch so wenig er zum Diplomaten, zum geschickten Politiker taugte, so realistisch verstand er, gegebene Machtkonstellationen als solche zu behandeln. Er kämpfte, sozusagen auf zwei Rossen stehend, einen doppelten Emanzipationskampf: den des Bürgertums gegen den feudal beherrschten Staat der alten Gesellschaft und den des Proletariats gegen eben dieses Bürgertum. Das war die historische Lage, in Marx verkörpert. Das ist politisch sein Eigenstes, seine Größe, das erhebt ihn über den mit der Aristokratie liebäugelnden Lassalle; das eröffnet ihm praktisch und prinzipiell das Verständnis für Bündnispolitik: im vollen Bewußtsein der kommenden Gegnerschaft zuerst den gemeinsamen Feind besiegen. Das aber hat ihn von vornherein so völlig im politischen Kampf aufgehen lassen, daß er auch die Arbeiterbewegung, ja den Sozialismus damit verquickte. Von Engels, seinem politischen Berater, darin bestärkt — Engels sah in England die Chartistenbewegung (den Wahlrechtskampf des Proletariats) und die Owenitenbewegung (den Sozialismus der Gesellschaftsreformer) als zwei zu einem Ganzen zu verschmelzende Bestandteile an —, hat Marx, wie wir sahen, das Proletariat zu allererst in den Dienst seiner revolutionären Politik gestellt, als Bundesgenossen und künftig ausschlaggebenden Faktor und den Sozialismus als das notwendig gegebene Ziel dieses Bundesgenossen mitaufgenommen. So wird für Marx der politische Kampf, von dem er ausging, unwillkürlich auch zu dem einzigen Weg für das Proletariat, um zu dessen Befreiungsziel, dem Sozialismus, zu gelangen. So verschlingen sich Sozialismus, Klassenkampf und Politik zu unentwirrbarem Knäuel, ja scheinbar zu notwendig verbundenem Ganzen. So kommt der Sozialismus in die Rolle dessen, für den man kämpft, weil er selbst eine ohnmächtige, wenn auch im Arbeiterkopfe notwendige Idee ist. Daß der Sozialismus auch auf anderem unmittelbar praktischem Wege in die Tat umgesetzt werden kann, bleibt außer Betracht. Ja, es würde die Einheitlichkeit des Gedankengangs stören. Als nur politisch erreichbares Ziel des Klassenkampfs ist der Sozialismus dem ursprünglich leitenden Revolutionsgedanken eingeordnet; er darf nicht aufstehen, sich selbst einen eigenen Altar errichten, zum Schaden des eifersüchtigen Gottes, des politischen Kampfs: dann gäbe es noch andere Götter neben ihm. So wird unbewußt, im Kopfe des Revolutionärs, sein Endzweck, die Revolution, zum scheinbar einzigen Mittel für den Sozialismus, und der politische Klassenkampf seines revolutionären Bundesgenossen, des Proletariats, der scheinbar allein zum Sozialismus führende Weg, auf dem, nach genügend langem Warten, Agitieren, Vorbereiten und Reifenlassen die wirtschaftliche Entwicklung die letzte Etappe erreichbar machen wird: die Revolution mit dem Siegespreis Sozialismus. Eine Gedankenverschlingung, die von der Unreife des Sozialismus nahegelegt wurde: 1847, wo sie Programm wird, ist der einst so praktische alte Owen so weit heruntergekommen, daß er dem Zuge Cabets nach der Utopie „Icarien" die Kolonie Texas empfiehlt, wohin Cabet mit einigen hundert Sozialisten tatsächlich abreist — um die sozialistische Idee mit samt ihrer mißglückenden Verwirklichung zu begraben. Unreife Phantastereien, die im Kommunistischen Manifest als Zeichen eines noch nicht bewußt gewordenen Klassenkampfes abgetan werden. So wird aus den Owen, Proudhon, Fourier usw. nicht der praktisch brauchbare Kern herausgeholt (die Keime des Genossenschafts- und Kommunalsozialismus, der Konsumgenossenschaften, der Versicherungsidee, der Gemeindebetriebe), sondern nur theoretisch ihr Auftreten als Äußerung einer zu solchen Ideen drängenden Klassenlage begriffen. So wird der Sozialismus reduziert auf ein nicht näher zu untersuchendes, aber als notwendig begriffenes Endziel, dem nur auf ganz anderem Weg, auf dem politischen, praktisch näherzukommen sei. Im praktischen England aber hat, unbekümmert um solche Theorie, die Arbeiterschaft, mit der Tatkraft und Einsicht von Menschenfreunden verbunden, zunächst mißlingende, dann aber glückende Methoden erfunden, um die sozialistische Idee in die Tat umzusetzen: die „Pioniere von Rochdale" als die Erfinder der erfolgreichen Technik einer Organisation der Konsumenten mit dem Erfolg einer weltumspannenden, die Zukunft bauenden Verwirklichung des Sozialismus, und die Bau- und Siedlungsgenossenschaften, die Gartenstädte, die Berufsvereine, die Gegenseitigkeitsversicherung, die Ausdehnung der Gemeindetätigkeit und der Gemeinwirtschaft überhaupt — eine Welt von grundlegender Praxis, die von Politik, Revolution und Diktatur des Proletariats so fern wie dem Sozialismus nahe ist: der englische praktische Sozialismus! Ein halbes Jahr nach Marx' Tode wird in London die Fabian Society gegründet, ohne Zusammenhang mit Marx, fast ohne Wissen von ihm, als bewußte Zusammenfassung des heute vordringenden praktischen Sozialismus. Dem Fabius Cunctator gleich, will er zögern, sich nicht festlegen, doch praktisch zugreifen, wo sich Gelegenheit bietet. Dieser Geist wird von Eduard Bernstein nach Deutschland getragen: der Geist des praktischen oder des organisatorischen Sozialismus, wie Plenge ihn nennt, des unmittelbar aufbauenden, im Gegensatz zur Politik, Abwarten der Reife und lediglich Agitation verstattender Klassenkampftheorie. Denn das ist die noch nicht gewürdigte Konsequenz des nur politischen Standpunkts: für ihn, aber nur für ihn, ist die Reife der Entwicklung abzuwarten, die erst die Proletariermassen zur Mehrheit anschwellen, zur siegreichen Revolution und zur Diktatur schreiten und die Unternehmungen sich so entwickeln läßt, daß sie reif werden zur Expropriation. Nicht der Sozialismus erfordert das Warten, sondern nur seine Verwirklichung auf diesem Weg. Jene anderen, unmittelbar verwirklichenden Methoden erfordern kein Warten. Sie erfordern die Tat. Sie sind — da der Praktiker Engels, dem „Schacher" einfach abhold, statt ihn praktisch in höhere Form zu gießen, überlegen die geschäftlich zunächst unmöglichen Ideen abwies und Marx sie daher verachtete, ja vernichtend bekämpfte — im Gegensatz zum Marxismus emporgekommen, zu lebensfähiger Gestalt gelangt und zuletzt so überzeugend stark geworden, daß sie anerkannt, ja in den Dienst des Klassenkampfgedankens hinübergezogen wurden. Womit sie aber ihre Kraft auf die Dauer nur auf Kosten ihrer eigentlich sozialistischen Leistung erhöhen: sie verlieren die allumfassende Basis des sie begründenden Gesamtinteresses, das sie zu Organen einer neuen höheren Form der Wirtschaft macht. Der Klassenkampf ist wieder zu eng für den Sozialismus. Die Politik ist zu eng, die Theorie ist zu eng: er ist eingespannt und eingepreßt in diesem Schema, er verlangt Weite, er ist Gesamtheitsinteresse, er verlangt organisatorische Vertiefung und dann die Tat.

Doch es wäre ungerecht, ja undankbar, damit zu schließen. Nicht nur theoretisch, für unsere Einsicht, hat sich die Klassenkampflehre von Marx als fruchtbar erwiesen: im Verständnis aller Politik, im kritischen Verhalten zu Ideen, eigenen wie fremden; im Verstehen der nationalökonomischen Doktrinen, in der von Marx so tief umgepflügten Volkswirtschaftslehre, deren großer Kritiker er wurde, als Lehrer und Vertreter des Klassenkampfs, als Verkämpfer des Proletariats. Wir werden das alles noch kennenlernen. Sondern praktisch, für jeden von uns als Sozialpolitiker! Ohne Marx keine Sozialdemokratie. Und ohne diese neben uns stehende Macht, die eines Moltke bedarf, der das Schwert schwingt, aber an Marx den Bismarck hatte, der es geschmiedet hat: was wären wir ohne sie! Ohnmächtig im gutgemeinten Bemühen, der elenden Masse zu helfen, vergeblich appellierend an die nur selten mit Macht verbundene Einsicht und Gesinnung, die den nicht selber Leidenden zur Tat befähigen kann, anstoßend an die Enge der im Kapitalismus möglichen Sozialpolitik und an die Enge des Denkens der am Bestehenden interessierten Klassen, mit ihren das Denken lenkenden Klasseninteressen — so wären wir Idealisten noch im Stadium der Utopisten, wenn nicht der Idealismus von Marx die bittere Erkenntnis zur realistischen, kühnen Prometheusidee der Selbstbefreiung verwertet hätte. Darum konnte Engels beim Tode von Marx sagen: „Was wir alle sind, wir sind es durch ihn, und was die heutige Bewegung ist, sie ist es durch seine theoretische und praktische Tätigkeit; ohne ihn säßen wir immer noch im Unrat der Konfusion." Das gilt dem Manne, der die Arbeiterklasse gelehrt hat, vor allem politische Macht zu gewinnen, ohne die alles andere vom Staat verboten und vernichtet werden kann; das gilt ihm, der die hilflose Schwäche dazu aufrief, sich zusammenzuschließen, sich nur auf sich zu verlassen, sich selbst zu befreien. Das war kühn, genial, das war groß. Nur ein Charakter wie der von Marx hat so sprechen dürfen; war er doch der Mann, dann auch so zu handeln: sein Leben dieser Selbstbefreiung, zu der er aufrief, hinzugeben, als furchtloser Führer, als ein ganz der Sache lebender Kämpfer. Nur so ist ein solcher Befreiungskampf zu führen. Darin lebt Marx fort. Denn nur die, die so handeln können, haben ihn verstanden. Heroisch ist sein Wirken und seine Wirkung. Und wenn heute der Staat nicht mehr der Klassenstaat ist, als den Marx und Engels ihn anklagten, wenn darum heute die Arbeiter ein Vaterland haben, das sie auch als solches lieben — ist es nicht gerade dem Klassenkampf des Proletariats zu danken, der dahin drängte — entweder durch seine Macht oder durch die vorbeugende Furcht vor ihm! — den Staat zu ändern? Hat nicht der Sozialismus, der den Staatskörper zu durchdringen beginnt, den zwar nicht einzigen, aber tatsächlich stärksten Faktor der Verwirklichung empfangen, als der große Erwecker des Proletariats diesen seinen Klassenkampf bewußt gemacht hat? Selbstsicherheit, Zuversicht, die erhobenen Hauptes zum Siege schreitet, das wurde von Marx, der die auf der Höhe des Kapitalismus entstehenden Bedingungen der Verwirklichung des Sozialismus zeigte, der Selbstbefreiung ins Blut gebracht. Die Selbstbefreier sind freilich nicht immer von Marx gewürdigt worden, die Kämpfer für Arbeiterschutz erst spät, die Gewerkschaften — im Gegensatz zu Lassalle, der sie verkannte — zwar stets, aber nicht in ihrer vollen Bedeutung; die Genossenschafter sehr wenig, die Bodenreformer in ihrem Kampf gegen die Grundrente nicht genügend. Doch der Wegweiser zu sich selbst, das ist Marx der Arbeiterklasse gewesen. Er hat sie davor

bewahrt, als Anhängsel anderer Klassen für Fremde, ja feindliche Interessen eingespannt zu werden, wie das die Politik sonst so gut versteht. Er hat die ungeahnten Fähigkeiten der Arbeiterklasse zur Entfaltung gebracht, gerade für und durch diesen Kampf. Er hat gewartet, bis sie wuchs und reifte, und den Kampf geführt, ihm fast erliegend; nie anders als ganz Sache und so die größte Persönlichkeit, vermochte er noch einmal wahrzumachen, was Goethe von Blücher gesagt hat:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns
Vom Feinde los.

Soziale Bewegung

Der erste freiheitlich-nationale Arbeiter- und Angestelltenkongreß, der zu Beginn dieser Woche in Berlin getagt hat, war in seinem ganzen Verlauf eine wohlgelungene, höchst eindrucksvolle Kundgebung jener liberal gesinnten Arbeiter- und Angestelltenverbände, denen bisher eine einheitliche Zusammenfassung gefehlt hatte. In der überaus zahlreich besuchten Eröffnungssitzung am Sonntag, der auch Vizekanzler v. Payer und Vertreter der Reichsämter und des Kriegsamts nebst mehreren fortschrittlichen Reichs- und Landtagsabgeordneten beiwohnten, ergab sich volle Einmütigkeit in den gesteckten Zielen der neuen Organisation: „Der Kongreß wird dahin wirken," sagt die einstimmig angenommene Entschließung dieses ersten Tages, „daß die ihm angehörenden Kreise auch für die weitere Dauer dieses Krieges ihre vaterländische Pflicht erfüllen, um einen Frieden zu ermöglichen, der dem deutschen Volk und Vaterlande die notwendigen Lebensmöglichkeiten gewährleistet und seine gleichberechtigte Stellung mit allen anderen Kulturvölkern garantiert. Die Kongreßteilnehmer geben aber auch der bestimmten Erwartung Ausdruck, daß angesichts der Riesenopfer von Heer und Heimat ein wahrhaft freies Deutschland ersteht, in dem die Gleichberechtigung und Gleichwertung aller Staatsbürger als oberster Grundsatz gelten muß." Sachkundige, erfahrene und redegewandte Führer der Arbeiterschaft und der Angestelltenverbände sprachen in eingehenden Referaten und in lebhaften Diskussionen über die Grundzüge und die Aussichten der neuen, freiheitlich-nationalen Bewegung, über soziale Kultur und staatsbürgerliche Erziehung, über Wohnungswesen, über Lohn- und Gehaltsfragen und über die Wirtschaftspolitik der Arbeitnehmer. Auch über die Vertretung der Arbeitnehmer in den Parlamenten fand eine ausführliche Besprechung statt. Ein guter vaterländischer und sozialer Geist, ein frischer freiheitlicher Zug beherrschte alle Verhandlungen, und am Schluß einigte man sich über die weitere Zusammenarbeit auf dem zuversichtlich beschrittenen Wege. Alle Besucher dieses Kongresses schieden mit dem erhebenden Eindruck, daß sich hier eine Kerntruppe zur Förderung des freiheitlich-nationalen und praktisch-sozialen Gedankens organisiert hat, die im neuen Deutschland eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen ist, und die um so erfolgreicher wirken wird, je mehr es ihr gelingt, die heute noch vielfach abseitsstehenden liberalen Arbeiter- und Angestelltengruppen und Unorganisierten um ihr Panier zu sammeln.

Gewerkschaften und Kriegsbeschädigten-Organisationen. Im Zentralrat der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine hat man sich kürzlich eingehend mit der Haltung beschäftigt, die die gewerkschaftlichen Verbände den neu entstehenden, mächtig erstarkenden Kriegsbeschädigtenorganisationen gegenüber einnehmen sollen, die vielleicht zu unliebsamen Konkurrenzorganisationen werden könnten. Als die ersten Bestrebungen zur Sonderorganisation der Kriegsbeschädigten sich bemerkbar machten, so wurde ausgeführt, da einigten sich die Organisationen der Arbeiter und Angestellten dahin, daß ein Bedürfnis zur Schaffung derartiger Vereinigungen zur Vertretung der besonderen wirtschaftlichen Interessen der Kriegsbeschädigten nicht anerkannt werden könne, weil die bestehenden Organisationen auch für ihre kriegsbeschädigten Mitglieder genügend sorgen würden. Sie hätten allerdings die Pflicht, besondere Einrichtungen zu schaffen, die sich die Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer sowohl in allgemeinen wie auch in besonderen Fällen angelegen sein lassen müßten. Leider sei in diese einmütige Auffassung der Arbeiterorganisationen Bresche gelegt worden, seitdem der Bund der Kriegsbeschädigten und ehemaligen Kriegsteilnehmer ins Leben gerufen worden wäre, der zu Ostern in Weimar seinen Bundestag abgehalten hat. In einer Vorständekonferenz der freien Gewerkschaften sei neuerdings erklärt worden, daß man diesem Bunde weder befürwortend noch ablehnend gegenüberstehe. Das bedeute ein Abweichen von dem früheren Standpunkt. Für den Verband der Deutschen Gewerkvereine liege keinerlei Veranlassung vor, die ursprüngliche Auffassung preiszugeben. Er müsse daran festhalten, daß die Arbeiterorganisationen allein die geeigneten Instanzen zur Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der Kriegsbeschädigten sind. Deswegen nehme er auch zu den zahlreichen anderen mittlerweile geschaffenen Vereinigungen, die ihren Ursprung den verschiedenartigsten Beweggründen verdanken, eine ablehnende Haltung ein. Es sei wünschenswert, daß von neuem versucht werde, eine Einheitlichkeit in der Stellung zu den Kriegsbeschädigtenorganisationen in der Arbeiterschaft herbeizuführen. Gelinge dies nicht, so müsse wenigstens mit allen jenen Organisationen, die in dieser Frage die gleichen Grundsätze vertreten, möglichst ein einheitliches Vorgehen vereinbart werden. Außerdem sei im Verbandsbureau eine Zentralstelle zu schaffen, deren besondere Aufgabe die Beratung und Betreuung der Kriegsbeschädigten sei.

Die Arbeiterzahl im 4. Kriegsjahr. Nach dem Stande der Krankenkassenmitglieder vom 1. März d. J. kann die in gewerblichen und industriellen Betrieben tätige Arbeiterschaft mit 8 199 461 beiderlei Geschlechts angenommen werden. Die weiblichen Personen überwiegen in dieser Gesamtziffer, von der sie über 4 Millionen beanspruchen. Die Rückkehr zu normalen Verhältnissen wird schwierig genug werden, da in verschiedenen Industriezweigen die Frauenarbeit einen ungeahnten Umfang angenommen hat. Nach einer Zusammenstellung des „Reichsarbeitsblattes" auf Grund der regelmäßigen Krankenkassenberichte waren zu Anfang der Kriegsjahre vorhanden

	1915	1916	1917	1918
Männl. Beschäftigte	4 319 192	3 725 746	3 595 060	3 621 206
Weibl. Beschäftigte	2 775 220	3 163 031	3 504 757	3 856 565

Auch aus diesen Zahlen ergibt sich die bedeutsame Verschiebung der Arbeitskräfte zugunsten der Frauen und Mädchen während des Krieges.

Einstellungszwang zugunsten der Kriegsbeschädigten. Eine der umstrittensten Fragen auf dem Gebiet der Kriegsbeschädigtenfürsorge ist der nach den Arbeitnehmern und von Kriegsbeschädigten selbst lebhaft geforderte, aber von den Unternehmern stark bekämpfte Einstellungszwang zugunsten der Kriegsbeschädigten. Sein Wesen besteht darin, daß sämtliche Arbeitgeber verpflichtet werden sollen, einen bestimmten Hundertteil Kriegsbeschädigte bei sich einzustellen. Die Unternehmer versichern zwar, daß sie die Kriegsbeschädigten wieder einstellen würden, aber sie wollen dies nur als freiwillige Leistung auf sich nehmen. Die Arbeitnehmer und Kriegsbeschädigten betonen dagegen, daß solche Freiwilligkeit Fiasko erleiden würde und der gesetzliche Zwang hier die einzige wirksame Lösung sei. Der „Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge" hat kürzlich mit ganz knapper Mehrheit sich gegen den Einstellungszwang ausgesprochen. Wie das „Korrespondenzblatt der freien Gewerkschaften" mitteilt, beruht dieses Abstimmungsergebnis lediglich auf dem Umstand, daß fast alle Vertreter der Arbeiter und Angestellten verhindert waren, an der entscheidenden Sitzung des Reichsausschusses teilzunehmen. Die jüngste Vorständekonferenz der freien Gewerkschaften hat sich nun mit der Angelegenheit befaßt und nach einem Referat des Reichstagsabgeordneten Bauer über die Vorgänge im Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge einmütig beschlossen, auch fernerhin für den gesetzlichen Einstellungszwang einzutreten.

Gegen die Miesmacher und Nörgler in der Arbeiterschaft wendet sich das Fachorgan der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer mit bemerkenswerter Entschiedenheit. Sie werden dort als ein Haupthemmnis der Erstarkung der Gewerkschaftsorganisationen hingestellt. Dem aufmerksamen Beobachter des gewerkschaftlichen Lebens, so wird ausgeführt, kann es nicht entgangen sein, daß ein höchst ungesundes Kritisieren, Nörgeln und Schimpfen über die uns durch den Krieg aufgezwungenen Verhältnisse wie eine schleichende Krankheit sich durch die breiten Massen der Arbeiter frißt, das nicht mehr identisch ist mit einer sachlichen Kritik, und das die Schaffensfreudigkeit an der Gegenwart und Zukunftsarbeit lahmlegt und uns das Interesse zur Erfüllung der gewerkschaftlichen Arbeiten nimmt. Wenn es eines jeden Recht und Pflicht ist, an bestehenden Mißständen sachlich Kritik zu üben, so sollten sich doch vor allem die Arbeiter vor jener schleichenden Krankheit der Verärgerung hüten, die uns das Tragen der Lasten des Krieges noch schwerer macht, als sie an sich schon sind und uns unfähig macht, an den großen Zukunftsaufgaben mitzuarbeiten. Denke man doch einmal an die Tausende unserer Brüder, die im Kampf für Heimat und Herd ihre Augen verloren haben und in Finsternis durchs Leben gehen müssen. Denken wir an jene, die als Krüppel in die Heimat zurückkehren, ohne Arme, ohne Beine. Fragt sie doch einmal, ihr Miesepeter, ihr Verärgerten, ob sie bereit wären, euere Arbeit zu machen, wenn man ihnen ihr Augenlicht, ihre gesunden Glieder wiedergeben könnte. Mit welcher Freudigkeit würden sie auf euren Vorschlag eingehen, wenn sie sich, wie ihr, an Gottes Sonnenschein, an der erwachenden Natur erfreuen, mit euch über Berg und Tal steigen könnten. Fragt die, deren Heimat in der Kampfzone liegt, die bei ihrer Heimkehr nichts als einen Schutthaufen finden, ob sie mit euch tauschen wollen. Sind wir bei aller Not des Krieges nicht tausendmal glücklicher als diese Unglück-

lichen? Bewahren wir unsere Nerven auch in dieser Hinsicht, bleiben wir standhaft und besonnen in dieser schweren Zeit, dann wird auch die alte Freudigkeit am Gewerkvereinsleben wiederkehren. Wehe aber dem, durch den Ärgernis kommt! — Das sind kraftvolle Arbeiterworte, die auch über die Arbeiterwelt hinaus Gehör verdienten!

Ein Institut für soziale Forschung. Die Stadt Köln plant im Anschluß an ihre Handelshochschule die Errichtung eines Instituts für soziale Forschung. Die neue Gründung soll der tendenzlosen sozialwissenschaftlichen Forschung dienen, und zwar werden gleichmäßig die Bestrebungen und Interessen der Arbeitergewerkschaften wie die des Unternehmertums vertreten sein. Zur Begründung des Antrags führte der Kölner Oberbürgermeister Adenauer einsichtsvolle Momente ins Feld: Der Krieg hat eine Erweiterung und Vertiefung der sozialen Frage und eine Verschärfung ihrer Gegensätze herbeigeführt. Der Sozialismus ist nicht mehr hauptsächlich eine Frage der Lohnarbeiter, sondern jetzt ebenso eine Frage der Staats- und Privatbeamten und Angestellten des Handwerkers und Gewerbetreibenden, des ganzen Mittelstandes. Die soziale Frage umfaßt auch jetzt im weiteren Sinne die Frauenfrage, die Frage der Beschäftigung der Frauen anstelle der Männer, die Frage der wegen des Ausfalls an Männern zur Ehelosigkeit bestimmten Frauen, die brennend gewordene Frage der Bevölkerungspolitik. Breite und große Klassen sind zu jähem Absturze, wenige zu plötzlichem Aufstiege gebracht worden. Große Zusammenschlüsse haben sich auf allen wirtschaftlichen Gebieten vollzogen, die teils als gesetzgeberische Maßnahmen, teils als Akte der Selbsthilfe gegen solche entstanden. Nach dem Kriege wird es niemals wieder werden wie zuvor. Wie in den Verhältnissen der Staaten zueinander, so wird auch in den inneren politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Völker dieser Krieg von Grund auf umkehrend und für die Dauer wirken. So wird die soziale Frage in Zukunft die wichtigste Frage unseres Volkes sein.

Ein trauriges Zeichen der Zeit! Folgende Anzeige findet sich im Groß-Lichterfelder „Lokal-Anzeiger" vom 8. April 1918: „Nachdem wir mit unseren vier Kindern, obwohl wir uns bereit erklärt hatten, jede Mieterhöhung zu bewilligen, ausgemietet worden sind, ist es uns nicht möglich, unserer Kinderzahl wegen eine Wohnung zu finden. Wir bitten patriotisch und vornehm denkende Mitbürger um Mietangebote von 5-Zimmer-Wohnungen zum 1. Oktober 1918 oder früher." Folgt Name und volle Adresse. Man braucht eine solche Anzeige nur niedriger zu hängen. Sie beleuchtet klarer und greller als alle weitschweifigen Abhandlungen die Wohnungsnot kinderreicher Familien in den Großstädten. Weitere Belege finden sich in der ergreifenden Broschüre von Stoffers: „Kinderreiche Mütter." Wie soll es erst nach dem Kriege werden, wenn heute schon solche Zustände in deutschen Landen möglich sind!

Büchertisch

Feldman: **„Geschichte der politischen Ideen in Polen".** (München und Berlin, 1917, Verlag von R. Oldenbourg. 448 S.)

Das etwa vor Jahresfrist erschienene Buch von Feldmann ist leider viel zu wenig beachtet worden. Um es vorweg zu sagen, das Buch ist eine Materialsammlung von so gewaltigem Reichtum, die nur der erstaunliche Fleiß und außerordentliche Gründlichkeit des Verfassers zusammenbringen konnte. Sie gibt Stoff für unzählige einzelne Abhandlungen, mit denen die deutsche Journalistik für die Aufklärung über die polnischen Verhältnisse arbeiten könnte. Niemand in Deutschland, selbst die Berufenen können es schwer, vermag das Gewirr der polnischen Parteibildung zu überschauen, die Einstellung der Personen zu den aktuellen Fragen „Orientierung Polens" genau anzugeben oder ihre einzelnen darauf bezüglichen Äußerungen ganz zu begreifen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Studnicki, heute der Vertreter des Gedankens einer polnisch-litauischen Union, war ehedem Sozialist, dann Mitglied der Nationaldemokratie, betrieb sogar als solcher eine rührige Propaganda für die Sonderstellung Galiziens, dann aber, als die Unabhängigkeitsströmung, „die Los-von-Rußland-Bewegung", stärker anwuchs, wurde Studnicki im Verein mit dem Moskauer Rechtsanwalt Lednicki zum eifrigsten Widersacher Dmowskis. Studnicki sah im Jahre 1909 das Heil der polnischen Politik in einer Angliederung Polens an Österreich-Ungarn durch den Trialismus, und erst die Ereignisse des Krieges haben seine Neueinstellung zuwege gebracht.

Das Feldmansche Buch zerfällt in folgende Kapitel: Das erste über die „Französische Orientierung", auf diese waren alle polnischen Hoffnungen und Sympathien während der ganzen verworrenen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bis 1813 eingestellt. Polen war ja ein Stein im Schachbrett der europäischen Politik Frankreichs. Das idealistische Prestige, das sich dann Alexander zu geben wußte, rief eine „Russische Orientierung" hervor. Unter dem Druck der Regierung des Zaren Nikolaus aber entstand mit der allgemein ideal-revolutionären Bewegung Europas bis zur Katastrophe von 1848 „Der Glaube an die Völker". Während im ganzen Osten Europas nach 48 wieder die Reaktion einsetzte und auch Polen unter dem neuen, schweren Druck seufzte, hielt sich der „Glaube an die Westmächte". Aber der Ausgang des Krimkrieges zeigte, daß auch die revolutionierten Völker des Westens den Polen nicht helfen konnten. „Polen wird aus eigenen Kräften werden", war wieder bis zur großen Polenrevolution von 63 die Parole. Auf ihren heroischen, aber blutig-tragischen Ausgang gab es eine kurze Periode der polnisch-österreichischen Orientierung, bis das deutsch-österreichische Bündnis und die damit begründete neue Spannung zwischen Rußland und den Mittelmächten Polen in die Gefahr brachte, das Opfer eines Krieges zwischen den beiden Mächtegruppen zu werden, ohne von dieser oder jener Seite Erlösung und die Wiedergeburt seiner Staatlichkeit zu finden. In Polen herrschte die Politik der „dreifachen Loyalität", aber die Zeit der Resignation und Verzweiflung war doch von starken unterirdischen Kräften erregt. Entscheidend ist für sie der Aufstieg der Sozialdemokratie; die Auseinandersetzung der sozialistischen Bewegung mit der Nationaldemokratie ist wohl das interessanteste Kapitel des Feldmanschen Buches. Dann kam der Weltkrieg, mit ihm die ersten, greifbaren Möglichkeiten und Wirklichkeiten für die Wiederherstellung Polens und damit die endgültige Scheidung der Geister! Wundern wir uns nicht, daß sie aufgeregt und verworren erfolgt, und suchen wir das Schiff unserer mitteleuropäischen polnischen Politik sicher durch diesen Tumult zu steuern.

„Zukunft in Marokko", Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin, Preis mit Karte 1 M. — In diesem Buche behandelt Dr. Bernhard Stichel ein Thema, das bei uns einmal zur Zeit der Marokkokrisen geradezu volkstümlich gewesen, durch das große Ereignis des Krieges jedoch trotz der unvergleichlichen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Bedeutung Marokkos in den breiteren Schichten des Volkes fast völlig in Vergessenheit geraten ist. Unter Englands und Italiens Beistand hat es Frankreich während des letzten Friedensjahrzehnts verstanden, uns durch ständige Kriegsdrohung aus Marokko — dem wichtigsten Lande der Welt, wie die Franzosen Napoleons Kennzeichnung Ägyptens variiert haben — zu verdrängen, ohne jedoch das weitgesteckte Ziel, ein rein französisches Marokko, erreichen zu können, da es den Marokkodeutschen auch mit Errichtung der Schutzherrschaft völlige Freiheit von der französischen Obrigkeit — Exterritorialität — und andere Garantien zugestehen mußte. In dem Kapitel „Die marokkanische Schlacht" schildert der Verfasser, nachdem er den wirtschaftlichen Wert des Landes und unsere Ansprüche und Rechte einer gründlichen Untersuchung unterzogen sowie die Entwicklung der Marokkofrage dargestellt hat, mit welch hemmungsloser Grausamkeit diese Rechte vernichtet wurden. Besonders beachtlich sind die Schlußfolgerungen des Verfassers. Sie weisen auf den Kern des großen Problems hin, das beim Friedensschluß mitgelöst werden muß.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Ldstm. H. im Felde, Jäger K. im Felde, Lt. W. im Felde. **3 M.:** Gefr. B. im Felde. **3.70 M.:** M. Z. in Lpz. **5 M.:** Schw. A. im Felde, Mar.-Ing. Asp. O. zur See, Tel. B. im Felde. **6 M.:** Fr au Geh. R. A. in H. **10 M.:** Vzfdw. L. im Felde, M. St. in Mannheim.

Bücher für Armee und Marine: B. in H.: ein Paket Zeitschriften, Frau Dr. N. in Schöneberg: 8 Bücher, Lit. Ver. des Bismarck-Gymnas., Wilmersdorf: 17 Bücher, Lt. d. R. W. in Demmin: 3 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Die **Fortschrittliche Volkspartei** im Wahlkreise **Hagen-Schwelm** beabsichtigt einen

Partei-Sekretär

anzustellen.

Rednerisch begabte Herren, die über Organisationstalent verfügen und möglichst schon ähnliche Stellen bekleidet haben, wollen sich unter Beifügung von Zeugnissen und Bild sowie Angabe der Gehaltsansprüche wenden an Herrn Stadtverordneten **L. Kruse**, Hagen, Westf. [620

Digitized by Google

9. Mai 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 19

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die preußischen Herren. — **Paul Rohrbach:** Die Krisis in der Ukraine. — **Heinz Potthoff:** Eine Probe auf sozialen Unverstand. — **Helene Voigt-Diederichs:** Zwischenspiel. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 28. April.

Man kann aus deutschen Zeitungen nur ein unvollkommenes Bild über die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland gewinnen. Auch die Holländer selbst haben bloß zum kleineren Teile eine genauere Einsicht in Sachlage und Streitpunkte, da die Verhandlungen der Zweiten holländischen Kammer geheim gehalten wurden. Unter Führung des Ministers Loudon versucht der holländische Staat mit allen Mitteln, seine Neutralität aufrechtzuerhalten, was ihm neuerdings durch die steigende Unruhe der eigenen Bevölkerung sehr erschwert wird. Auf Grund der zunehmenden Teuerung und Knappheit aller Lebensmittel werden entgegengesetzte Folgerungen gezogen, und zwar entweder beschuldigt man die Ententestaaten der absichtlichen Aushungerung, oder man ist bereit, sich ihnen restlos in die Arme zu werfen, um leben zu können. Das letztere scheint insbesondere die Ansicht der sozialistischen Menge zu sein. Das Bequemste wäre es nun für die Holländer, wenn sie tatsächlich als Bundesgenossen der Engländer gelten könnten, ohne dadurch in Kriegszustand zu den Deutschen zu geraten. Obwohl nun die deutsche Regierung durch unseren dortigen Vertreter Herrn v. Rosen alles tut, um dem bedrängten neutralen Nachbarstaate sein Schicksal zu erleichtern, so können wir uns doch unter keinen Umständen hinderliche Maßnahmen oder Handlungen gefallen lassen; um solche aber dreht es sich in den vielbesprochenen Transportfragen zu Wasser und zu Lande. Da nämlich die holländische Provinz Limburg als Eisenbahnhindernis zwischen Aachen und Antwerpen liegt, macht es für die Versorgung unserer Armee einen großen Unterschied, in welcher Weise die Neutralitätsbestimmungen dort ausgeführt werden. Dasselbe gilt von der Verschiffung von Sand, Kies und Zement auf Flüssen und Kanälen. Weil nun die deutsche Regierung ihre Verkehrsrechte aufrechterhält, wird in Amsterdam und Rotterdam künstlich die falsche Meinung verbreitet, als beabsichtige Deutschland den Angriff auf Holland.

Montag, 29. April.

Die Engländer gehen auf dem Gebiet westlich von Ypern wieder einen Schritt zurück. Die deutschen Truppen stehen bei Langemark, Verlorenhoek, Hooge und Zillebeke. An einer Stelle sind sie nur noch 1300 Meter von der Stadtmauer Yperns entfernt. Fast alles das, was im vorigen Jahre unter großem Triumphgeschrei von unseren Gegnern mühsam erobert wurde, ist nun wieder von ihnen preisgegeben. Der Kemmelberg ist Tag und Nacht heftig umkämpft. Er mache, so heißt es, den Eindruck eines feuerspeienden Berges. Franzosen und Engländer berennen ihn in gemischten Formationen, ohne etwas anderes zu erreichen als große und blutige Verluste. Um was für Menschenopfer es sich dabei handelt, ergibt sich aus einer Berechnung, wonach die englischen Verluste (Tote, Verwundete, Vermißte) seit Beginn der Offensive auf 600 000 geschätzt werden. Alle Lazarette auf der feindlichen Seite sollen überfüllt sein. Westlich von Amiens wird lebhaftes Artilleriefeuer fortgesetzt.

Gestern hat die nationalliberale Partei einen sehr belebten Preußentag abgehalten und sich mit beträchtlicher Mehrheit für die Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen ausgesprochen. Das Schicksal der Wahlrechtsvorlage wird tatsächlich von dem rechtsstehenden Teile der Nationalliberalen abhängen. Das ist keineswegs nur ein innerpolitischer Vorgang, sondern unsere deutsche Weltstellung erfordert, daß wir jetzt endlich das Vollbürgerrecht auch im ersten deutschen Bundesstaate erhalten. Der Krieg hat in vielen Kreisen das Urteil über die Volksmasse in erfreulicher Weise umgestaltet. In diesem Sinne erklärte unter anderen Professor Baumgarten aus Kiel, daß er vor dem Krieg ein Anhänger des Pluralwahlrechtes gewesen sei, nach den glänzenden Leistungen des Volkes aber seine Stellung habe ändern müssen. Unterstaatssekretär Schiffer machte besonders auch darauf aufmerksam, daß von einer Annäherung der Elsaß-Lothringer an Preußen nicht die Rede sein könne, solange der alte Klassenstaat weiterbestehe.

Dienstag, 30. April.

In Dänemark haben die Wahlen zum Folketing das Verbleiben des Ministeriums Zahle gesichert, was eine Befestigung ehrlicher Neutralität bedeutet.

Ein polnisches Armeekorps befindet sich zurzeit im Gouvernement Tschernigow auf ukrainischem Boden. Da nun offenbar Zusammenstöße zwischen polnischen Legionären und ukrainischen Bauern vorgekommen sind, hat die ukrainische Volksrepublik mit diesem zurzeit noch heimatlosen polnischen Armeekorps einen Vertrag gemacht und ihm vorübergehend Gastfreundschaft gewährt. Ein Teil des Gouvernements Tschernigow ist den polnischen Soldaten als Aufenthaltsort zugewiesen mit dem Recht, Requisitionen vorzunehmen. Später soll dem polnischen Heer freier Abzug mit Waffen aus dem ukrainischen Staatsgebiet erlaubt werden. An der Ostgrenze der Ukraine wird der Aufmarsch der Deutschen und Ukrainer gegen Rostow am Don fortgesetzt. Dabei wird uns nicht gesagt, gegen wen die Verbündeten marschieren, ob gegen eine bolschewikische Armee oder einen Truppenteil der Kaukasusrepublik. — Alles, was man aus Rußland erfährt, erinnert sehr an die Zustände während der letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges: Truppenteile beanspruchen die Rechte von souveränen Herrschaften, und jedes Gebiet, in dem noch natürliche Reichtümer vorhanden sind, wirkt magnetisch auf herumschweifende Banden. Ein Ende dieses jammervollen Zustandes läßt sich kaum von etwas anderem erwarten als von dem schließlichen Mangel an Nahrung und Munition, eine für uns höchst bedauerliche Entwicklung, weil wir nichts anders wünschen können als einen lebendigen Austausch mit gedeihender, verkaufsfähiger Wirtschaft.

Mittwoch, 1. Mai.

In einer Besprechung mit russischen Armeniern wird als wahrscheinlich festgestellt, daß es sich zurzeit nicht um eine, sondern um zwei Kaukasusrepubliken handelt, und zwar eine nördlich der Kammlinie des Kaukasusgebirges im Kuban- und Terek-

Digitized by Google

Gebiet, die andere südlich des Gebirgskammes zwischen dem Kaspischen See und dem Schwarzen Meere. Diese letztgenannte Republik befindet sich zurzeit im Kampf mit der Türkei, wobei ihr georgische und armenische Truppen zur Verfügung stehen. Es scheint aber, als ob infolge türkischer Siege diese Republik auf Friedensbesprechungen eingehen wolle. Dabei wird sich herausstellen, ob die Türkei die drei durch den Frieden von Brest-Litowsk ihr zugesprochenen Gebiete Batum, Kars und Ardahan festhalten kann. Vielfach sind die Tartaren des Kaukasus mit den Türken befreundet, während die beiden christlichen Nationen, Georgier und Armenier, verzweifelt um ihr Schicksal kämpfen. Da die Armenier an eine gerechte und menschliche Behandlung von seiten der Türken nicht glauben, so ist auch nach einem offiziellen Frieden ein Gebirgs- und Räuberkrieg zu erwarten. Die Armenier appellieren an alle ihnen erreichbaren Stellen in Europa, um den Rest ihres Volkslebens zu erhalten. Natürlich kann es bei den Türken keinen guten Eindruck machen, wenn sich das armenische Komitee in der Schweiz mit den feindlichen Entente-Staaten verständigt.

In Flandern wird der große Kampf fortgesetzt. Loker, seitlich vom Kemmelberg, ist zunächst wieder verlorengegangen. Starke feindliche Gegenangriffe in Gegend von Dranoeter. Französische Truppen werden überall zwischen englische Abteilungen eingestreut.

Donnerstag, 2. Mai.

Sehr bedauerliche Nachrichten kommen aus Kiew, und zwar um so unerwarteter, je weniger es bisher der deutschen Öffentlichkeit gestattet war, Mitteilungen über die wirklichen Zustände in der Ukraine zu empfangen. Aus dem Freundschaftsverhältnis auf Grund des Brest-Litowsker Friedens hat sich in kurzer Zeit eine gegenseitige Spannung entwickelt, die zu beurteilen von Berlin aus kaum möglich ist. Während ursprünglich die deutsche und österreichisch-ungarische Militärbesetzung nur die Aufgabe hatte, bolschewikische Friedensstörungen zurückzuweisen und die Sicherheit der Transportwege zu garantieren, hat sich binnen kurzem die deutsche Militärverwaltung mit den Fragen der Landesverwaltung und Getreideerzeugung befaßt, offenbar in der guten Absicht, die erforderlichen Mengen von Ernährungsstoff herbeizuschaffen. Diese Eingriffe aber in die noch unfertige Landesverwaltung wurden, wie man sich denken kann, von der sogenannten „Kleinen Rada" und den durch sie eingesetzten Kommissaren übel vermerkt. Es kam dazu, daß eine Verfügung des Feldmarschalls Eichhorn in ukrainischer Übersetzung zu unerwarteten Mißverständnissen Anlaß gab. Während die ukrainische Regierung ihrem Wesen nach kleinbäuerlich-sozialistisch ist und auf der vollständigen Beseitigung des Großgrundbesitzertums beruht, wurde der Erlaß von Feldmarschall Eichhorn als Anfang zur Wiederherstellung des Großgrundbesitzertums angesehen. Wenn man bedenkt, daß die Großgrundbesitzer fast niemals zur ukrainischen Nationalität gehören, sondern entweder Polen oder Russen sind, so wird man leicht sich eine Vorstellung von dem steigenden Unwillen machen können. Wie nun heute durch eine amtliche Kundgebung mitgeteilt wird, begann ein wirklicher Kampf zwischen dem „Bunde zur Befreiung der Ukraine" und dem von deutscher Seite unterstützten Direktor der russischen Bank, Dobry. Es zeigte sich, daß Mitglieder der Regierung in die Angelegenheit verwickelt waren. Feldmarschall v. Eichhorn stellte im Einvernehmen mit dem Kaiserlichen Botschafter Freiherrn v. Mumm die Stadt Kiew unter deutsche Militärgerichtsbarkeit, verhaftete den Kriegsminister Schukowski und mehrere Abteilungsdirektoren in den Ministerien. Die Sitzung der „Kleinen Rada" wurde militärisch aufgelöst.

Freitag, 3. Mai.

Es wird offiziell mitgeteilt, daß sich in der Ukraine eine innere Staatsumwälzung vollzogen hat. Von den nach Kiew gekommenen Bauerndeputierten wurden, so heißt es, die alte Rada und die Regierung, die ihren Einfluß verloren hatten, gestürzt. In die Kämpfe, die sich dabei abspielten, haben deutsche Truppen nicht eingegriffen. Die Einsetzung eines neuen Ministeriums wird in Übereinstimmung mit der deutschen Verwaltung erfolgen. Als Führer der Bauerndeputation wird General Skoropacki genannt. Die bereits gemeldete Verhaftung von Mitgliedern der bisherigen ukrainischen Regierung soll, wie man hört, in keinem Zusammenhang mit der vollzogenen Staatsumwälzung stehen und ist rückgängig gemacht worden. — Natürlich hat niemand von uns eine genaue Vorstellung, was alles hinter diesen wohlabgemessenen Worten liegt. Handelt es sich um eine neue Form agrarisch-sozialistischer Revolution oder um Wiederherstellung der Großgrundbesitzerherrschaft oder um einen militärisch-monarchistischen Staatsstreich? Das Wort „in Übereinstimmung mit der deutschen Verwaltung" teilt uns unerwartet mit, daß in der Ukraine eine deutsche Verwaltung besteht.

Vor Sewastopol wurde feindlicher Widerstand gebrochen und die Stadt kampflos besetzt. Damit gelangt der berühmte alte Hafen in mitteleuropäische Okkupation. Wem zurzeit die russischen Kriegsschiffe im Schwarzen Meere gehören, wird noch nicht gesagt.

Sonnabend, 4. Mai.

Im deutschen amtlichen Bericht heißt es: In Südwest-Finnland haben wir den Feind in fünftägiger Schlacht bei Lahti und Tavastehus vernichtend geschlagen. 20 000 Gefangene. — Man sieht, bis zu welchen Ausdehnungen der finnische Bürgerkrieg gekommen ist. Es werden allerlei Stimmen gesammelt aus denen sich ergeben soll, daß in Finnland Neigung zur Aufrichtung einer Monarchie bestehe. Wieweit hierbei der Wunsch der Vater des Gedankens ist, läßt sich nicht untersuchen. Ob man der Monarchie in Deutschland einen großen Gefallen tut, wenn man mit einer gewissen Absichtlichkeit neue kleine Monarchien in die Welt setzt, kann fraglich sein, weil niemand vorher beurteilen kann, wie lange sich derartige Monarchien werden halten können. Entsprechen sie wirklich dem eigenen Wunsch der Nationen, so ist es deren und nicht unsere Sache, sich mit einer Monarchie auszustatten.

Der österreichische Ministerpräsident von Seidler hat die Ernennung von Kreishauptleuten in Böhmen angekündigt, die national abgegrenzten Sprengeln vorstehen sollen. Da dieser Akt von den Tschechen als Begünstigung der Deutschböhmen angesehen und mit erregten Protesten aufgenommen wird, ist der österreichische Reichsrat zunächst auf weitere zwei Wochen vertagt, damit eine gewisse Beruhigungspause eintritt. Gleichzeitig hat der Ministerpräsident ausgesprochen, daß selbst im Falle der Errichtung eines südslawischen Staatsteiles die Verbindung der deutschen Länder mit der Adriaküste nicht unterbrochen werden dürfe. In den national-deutschen und christlich-sozialen Kreisen haben die Erklärungen Befriedigung ausgelöst, gelten aber keineswegs als genügende Sicherung der deutschen Zukunft.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 28. April.

An der Unterelbe blühen die Kirschbäume. Etwas Frühlinghafteres als der grüne Deich, von dem man durch das silbrige Weiß der Blüten in die grauen Gärten mit den blühenden Johannisbeersträuchern hinuntersieht, läßt sich nicht denken. Kinder mit goldenen Dotterblumensträußen in weißen Sonntagsschürzen stolpern einem in den ungewohnten Holzschuhen entgegen, in den Gärten gackern die Hühner vor den ziegelroten Mauern, und darüber der blauste Himmel, den man sich denken kann, und der Wind, der die Frische des großen Stroms mit dem zarten Duft der Blüten und dem herberen des in der Sonne atmenden fetten Grüns mischt!

Der Fischer, der uns den kleinen Fluß mit dem nackten Schiff an beiden Seiten hinunterrudert, behauptet — und in seinem behäbig verschmitzten Schmunzeln liegt aller Triumph des praktischen Lebens über den grünen Tisch —, daß sie alle hier draußen noch keinen fleischfreien Tag gesehen hätten. Wenn man nur was zu tauschen hätte (in seinem Fall die Fische), dann bekäme man alles. Er wird wohl ein wenig renommieren, aber drei Viertel davon wird wahr sein. Die Kriegsorganisation der Fischverteilung bezeichnet er unverblümt als „Schwindel", weil sie die

Digitized by Google

Fische nur um 50—60 Pfennige für das Pfund verteure — eine Tatsache, aus der er sich die Moral ableitete, daß die Menschenfreundlichkeit gebiete, den Leuten diese Mehrausgabe zu ersparen, indem man ihnen hinter dem Rücken der Gesellschaft die Fische direkt verkaufe. Dazu paßt dann gut, daß kaum ein Mensch auf dem Dampfer und unterwegs zu sehen ist ohne unverhältnismäßig große und solide Behälter, in denen die mitgebrachte Kriegsbrotration spazieren fahren kann, die also wohl ihre Bestimmung erst beim Nachhausefahren erfüllen sollen.

Montag, 29. April.

Der nationalliberale Preußentag, von 563 Vertretern besucht, hat mit 419 gegen 127 Stimmen, bei 18 Stimmenthaltungen, sich für das gleiche Wahlrecht entschieden. Der Reichskanzler hat den Vertretern der Gewerkschaften am Sonnabend erklärt, daß er mit dem gleichen Wahlrecht stehe und falle.

Ein Kongreß freiheitlich-nationaler Arbeiter- und Angestelltenverbände (11 Staatsarbeiterverbände, 2 Verbände technischer, 2 kaufmännischer und 2 Privatangestelltenverbände mit insgesamt ½ Million Mitgliedern) hatten in Berlin einen Kongreß, der die freiheitlich-nationale Arbeiter- und Angestelltenbewegung nach außen hin stark und charakteristisch zum Ausdruck brachte. Eine Entschließung sagt:

„Dem ersten Kongreß freiheitlich-nationaler Arbeiter- und Angestelltenverbände, der am 26. bis 28. April 1918 im Lehrervereinshaus zu Berlin tagt, ist es dringendes Bedürfnis, am Beginn seiner Beratungen den Schützern der Heimat heißesten Dank auszusprechen.

Der Kongreß wird dahin wirken, daß die ihm angehörenden Kreise auch für die weitere Dauer des Krieges ihre vaterländische Pflicht erfüllen, um einen Frieden zu ermöglichen, der dem deutschen Volk und dem Vaterlande die notwendigen Lebensmöglichkeiten gewährleistet und seine gleichberechtigte Stellung mit allen anderen Kulturvölkern garantiert.

Die Kongreßteilnehmer geben aber auch der bestimmten Erwartung Ausdruck, daß angesichts der Riesenopfer von Heer und Heimat ein wahrhaft freies Deutschland ersteht, in dem die Gleichberechtigung und Gleichwertung aller Staatsbürger als oberster Grundsatz gelten muß. Hierzu gehört die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für das preußische Abgeordnetenhaus. Sie fordern daher mit allem Nachdruck, daß diese jetzt im preußischen Landtag zur Entscheidung kommende Frage in dem hier gekennzeichneten Sinne gelöst und damit eine restlose Verwirklichung des Königswortes herbeigeführt wird."

Dienstag, 30. April.

Im preußischen Abgeordnetenhaus steigt die Temperatur. Graf Spee hat den naiven (vielleicht zum Teil wirklich?) Antrag gestellt, die Debatte auf sechs Monate zu vertagen, und selbstverständlich Sturm geerntet. Innerhalb der nationalliberalen Partei neue Kämpfe um einen neuen Vermittlungsantrag Lohmann, der den merkwürdigen Vorschlag enthält, Arbeitern für zehnjährige „treue Dienste" eine Zusatzstimme zu geben. Eine seltsamere Verkennung des Sinnes und der Grundlagen staatsbürgerlicher Rechte kann man sich wirklich kaum denken.

Die Rede des Reichskanzlers versucht, die Gegner von der Bedeutung des Augenblicks zu überzeugen, in dem es noch möglich sei, die im Gang unseres innerpolitischen Schicksals fällige Wahlrechtsreform in besonnener Form zu verwirklichen. Aber im Grunde weiß man, daß jeder seinen Entschluß gefaßt hat und daß die Reden nur für die Annalen da sind. Jeder wartet auf die Abstimmung.

Mittwoch, 1. Mai.

Vom Palais der russischen Botschaft weht die Fahne der Revolutionsregierung aufregend rot in die zurückhaltende Vornehmheit des Pariser Platzes, und man wartet auf den Einzug des Herrn Joffe, Volkskommissar. Die zaristischen Embleme sind entfernt. Im Abgeordnetenhaus fallen die letzten Schläge der Redeschlacht vor der Entscheidung. Als praktisch-politisches Problem tritt die Polenfrage wieder stärker in den Vordergrund. Der Unterstaatssekretär sichert eine neue Grundlage der Ostmarkenpolitik zu, die doch der positiven Maßnahmen zur Stärkung des Deutschtums nicht entbehren soll.

Donnerstag, 2. Mai.

Die Wahlrechtsvorlage ist in 2. Lesung abgelehnt. Die Entscheidung vollzog sich so, daß zunächst Schluß der Debatte angenommen wurde, als noch als Redner gemeldet waren: die Abgeordneten Dr. Porsch (Ztr.), Traub (wild), Kanzow (Vpt.) und Hué (Soz.) Der sozialdemokratische Antrag auf Einführung des Frauenstimmrechts und Herabsetzung des Wahlalters wird abgelehnt. Für das Frauenstimmrecht stimmen mit den Antragstellern einige Fortschrittler. Ein fortschrittlicher Antrag, der die Erlangung des Wahlrechtes durch Fortfall der Frist für die Staatsangehörigen erleichtern will, wird abgelehnt. Paragraph 1 wird unverändert angenommen. Der nationalliberale Antrag Lohmann und Genossen wird gegen die Stimmen der Anhänger Lohmanns abgelehnt. Der Antrag auf Wiedereinsetzung der Regierungsvorlage wird mit 183 gegen 235 Stimmen bei 4 Stimmenthaltungen abgelehnt. Damit ist die Regierungsvorlage in 2. Lesung zu Fall gebracht. Darauf erfolgte die namentliche Abstimmung über die Anträge der Kommission auf Einführung des Pluralwahlrechtes. Es werden 422 Stimmen abgegeben, mit ja 183, mit nein 235, Stimmenthaltungen 4. Das Pluralwahlrecht des Kommissionsvorschlages wurde mit 232 gegen 183 Stimmen und bei 2 Stimmenthaltungen angenommen.

Eine starke Anteilnahme forderte in der Debatte die Rede des Abgeordneten Kardorff heraus, der als Konservativer für das allgemeine Wahlrecht spricht, und dessen Worte stärker als alles bisher Gesagte den Kampf der beiden Welten spiegelt, die eben miteinander ringen. Man kann nicht ohne Bewegung dieser Gewissensentscheidung aus dem Konflikt von grundsätzlichem Konservatismus, geschichtlichem Zeitverständnis und monarchischer Treue zusehen.

Freitag, 3. Mai.

Das Arbeitskammergesetz ist nach einigem lauen und dünnen Redegeplätscher in der Kommission verschwunden. Das Interesse, das es findet, entspricht nicht eigentlich dem sozialen Geist, den es im Regierungsprogramm ausdrücken soll.

Nun hält alles den Atem an vor dem Fortgang der Wahlrechtsverhandlungen. Was wird die Regierung tun?

Sonnabend, 4. Mai.

Die Debatte geht zu Ende, indem sämtliche Anträge zum Wahlrecht abgelehnt werden. Auch der Antrag auf Verhältniswahl in den großen Wahlkreisen und in der Ostmark, auf dessen Boden zu treten die Regierung sich unter Umständen bereit erklärt, wird abgelehnt.

Gerüchte über eine weitere Bereitschaft der Nationalliberalen um Lohmann, unter gewissen Kautelen doch auf den Boden des gleichen Wahlrechts zu treten, gehen um.

Naumann / Die preußischen Herren

Es sagte vor einiger Zeit ein kluger Österreicher: „Die preußische Methode würde sehr gut sein, wenn die ganze Welt aus Preußen bestände!" Das ist, von außen her betrachtet, nicht unrichtig, denn den Ausländer geht es nichts an, wie die preußische Methode in Preußen selbst wirkt, er sieht nur, welche Folgen sie bei Anwendung auf Fremdvölker hat. Wir aber, die wir deutsche Staatsbürger und preußische Untertanen sind, dürfen auch darüber unsere eigene Meinung äußern, wie die preußische Methode in Preußen selber sich zeigt. Das nämlich, was jetzt in der preußischen Wahlrechtsfrage umstritten wird, ist im letzten Grunde die innere Wirkung unserer regierenden Schicht, des altpreußischen Herrschaftswesens, auf die Seele des Volkes.

Zunächst allerdings sieht man materielle Güter, um die gekämpft wird, und zwar in erster Linie das Recht der direkten Besteuerung. Die wohlhabenden Kreise wollen sich nicht von der Masse finanziell kontrollieren lassen. Diese

Digitized by Google

Abneigung gegen die parlamentarisch-demokratische Finanzbeaufsichtigung ist ja überhaupt im Laufe der Zeit zu einem praktischen Hauptgrunde der preußischen Staatserhaltung geworden: die Souveränität des Bundesstaates gilt als die historische Burg des mangreifbaren Besitzes, mag er alten oder neuen Ursprungs sein. Diesem Besitze dient das Verwaltungssystem, die Kreisverfassung, die Agrar- und Sozialpolitik der preußischen Regierung, solange sie auf dem Hintergrunde von Herrenhaus und Dreiklassenhaus arbeitet.

Je mehr die großen weltgeschichtlichen Fragen zum Inhalte der Reichsleitung geworden sind, desto mehr ward Preußen zu einer Art vornehmer, staatsrechtlicher Vermögensverwaltung. Darin liegt keineswegs ein Vorwurf in jeder Hinsicht, denn bei dem Selbsterhaltungstrieb aller lebenden Wesen ist es erstens nicht unrecht, daß die Besitzenden ihren Besitz zu schützen suchen, und zweitens nicht wunderbar, daß ein Einzelstaat von so starker Vergangenheit nicht einfach durch die deutsche Reichsgründung verschwindet. Dazu kommt nun aber, daß Preußen bei der Entstehung des Deutschen Reiches sich den ersten Platz in der Reichsregierung sicherte und damit von seiner Burg aus dauernd noch in große nationale Politik einzugreifen in der Lage ist. Dieses alte Preußen ist zähe und will sich nicht verändern lassen; es hat zwar keine Hoffnung, jemals wieder im alten Sinne unabhängig zu werden, aber seine Oberschicht denkt nicht daran, freiwillig etwas aufzugeben. Sie verteidigt jeden Schützengraben ihres ererbten Besitzes und Rechtes. Merkwürdig ist nur, daß ihr dabei allerlei Leute helfen, die es nicht nötig hätten!

Wenn nämlich von preußisch-konservativer Seite die Sache so dargestellt wird, als sei der Wahlrechtswunsch der Menge überhaupt nichts anderes als ein Angriff auf den geheiligten Besitz, so beweist dieses eigentlich nur, wie sehr sich die konservativen Kreise selber als Besitzvertreter fühlen: sie verstehen nicht, was der Nationalsinn der Masse ist, der Wille der Vielen, ein kleines Stück von Staatsmacht in ihren Händen zu haben. Sicherlich wünscht die Menge, daß bei der Verteilung der ungeheuren öffentlichen Lasten die großen Vermögen zuerst herangezogen werden, aber daß die Demokratie in Preußen und Deutschland etwa bolschewikisch auftreten könnte, liegt so außer aller menschlich verständigen Berechnung, daß man hochgradig voreingenommen sein muß, um derartige Möglichkeiten an die Wand zu malen. Unsere Volksmasse ist gesund, hat normalen Lebenssinn und bringt willig die größten Opfer fürs Vaterland. Sie als öffentliche Gefahr zu behandeln, ist im Kriege besonders schnöde und unwürdig. Selbst also, wenn man den historischen Standpunkt der Konservativen begreift, so muß man ihre Verdächtigung der deutschen Demokratie auf das entschiedenste zurückweisen.

Damit aber berühren wir den Hauptpunkt des Kampfes: es wird gekämpft um den Seelenzustand unserer regierenden Schicht! Die durch die bisherigen Wahlrechte bevorzugte altpreußische Schicht hat zweifellos ihre Vorzüge, ist straff, tüchtig, herrschaftsgewöhnt und bringt die besten Offiziere der Welt hervor. Ohne sie würden wir weniger Siege erfochten, aber uns freilich auch weniger Feinde geschaffen haben. Inwieweit sie mit dieser ihrer Doppeleigenschaft in der Weltpolitik mehr nützen oder schaden, mögen spätere Historiker ausmachen! Solange wir im Weltkampfe stehen, bleibt uns anderen gar nichts anderes übrig, als sie zu nehmen, wie sie sind und mit ihnen zusammen das Vaterland zu verteidigen. Auch über ihr Wirken in den Okkupationsgebieten soll jetzt nicht geredet werden, obwohl dieses höchst lehrreich ist zur Erkenntnis ihres politischen Charakters. Im gegenwärtigen Zeitpunkt stehen sie vor uns als preußische Regenten, die sich von den Friedberg, Drews und Genossen nicht stürzen lassen wollen. Sie und wir streiten nicht bloß um Geld und Steuern, sondern darum, ob diese ganz eigentümliche hervorragende und beschwerliche Herrenkaste in Preußen an der Herrschaft bleiben soll oder nicht.

Hätten wir eine Aristokratie, die volkstümlich sein könnte, die bei aller militärischen Tüchtigkeit Achtung vor dem Geiste des einfachen Mannes hätte, so würde unser Staatsleben sehr erleichtert sein. Vielleicht aber gibt es das nicht! Dieser Preußenadel ist ein hartes Gewächs; ihn als volksstaatliches Element zu denken, kann leicht zu großen Irrtümern führen. Die Masse hat wohl recht, wenn sie fühlt, daß unter dem Schatten dieser Bäume nichts Kleines wachsen kann. Sie muß, sie muß den Kampf führen, um leben zu können.

Wie war es im Kriege? Der 4. August 1914 brachte ein großes Volkserlebnis für Kaiser und Masse, aber nicht für die Altpreußen. Hätten sie Großherzigkeit gehabt, so würden sie von selber an einem Tag des Opfers ihre überflüssig gewordenen Vorrechte auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt haben. Das würde eine Tat gewesen sein, von der sie selber nicht am wenigsten Vorteil gehabt hätten, denn ihr Adel hätte eine Weihe durch nationale Einordnung erfahren. Aber so etwas liegt unserer Herrenschicht nicht. Sie fühlt sich zu wenig als Teil des Ganzen, sobald sie nicht restlos Kopf sein kann. Die Söhne der Menge starben im Kriege zu Hunderttausenden; das wurde von den Herren mit Hochachtung gesehen, aber irgendwelche Folgen einer Anerkennung waren nicht zu bemerken: ihr dürft sterben, aber politisch gleichberechtigt sein, das ist etwas ganz anderes!

Diese politische Verachtung der Masse ist konservativer Glaubenssatz: die Menge ist Objekt! Die Menge hat keine Organe, keinen Verstand! Von diesem Glaubenssatze aus wird die Menge des besten und treuesten der Völker beständig hingehalten, niedergehalten, um ihre Bürgerrechte betrogen. Auch wenn man annimmt, daß es in guter Meinung geschieht, so ist es unsagbar trüb: ein solches Volk so zu mißachten! Mitten im großen Kriege wird das allgemeine Wahlrecht in Preußen abgelehnt... das kann von denen, die es traf, nicht vergessen werden.

Paul Rohrbach / Die Krisis in der Ukraine

Es ist so gut wie unmöglich, sich aus den Nachrichten, die bisher (5. Mai) aus der Ukraine hierher gelangt sind, ein brauchbares Bild der Ereignisse zu machen. Wir haben nur zwei dokumentarische Zeugnisse über die Entwicklung der letzten Wochen. Das erste ist der Erlaß des Generalfeldmarschalls v. Eichhorn über die Feldbestellung, und das zweite sind die soeben veröffentlichten Namen der Persönlichkeiten, die zur neuen ukrainischen Regierung gehören: des Hetmans und der Minister. Die Eichhornsche Bekanntmachung ist am 4. Mai im Reichstagsausschuß ihrem Wortlaut nach mitgeteilt worden. Dabei wurde besonders betont, sie habe sich formell nicht an das ukrainische Volk, sondern an die deutschen militärischen Dienststellen gerichtet. Das mag bei dem Original-Erlaß des Feldmarschalls der Fall gewesen sein; das mir vorliegende, aus der Ukraine stammende Exemplar läßt aber nichts davon erkennen, sondern es ist ein doppelsprachiger, deutsch und russisch gefaßter Anschlag mit der Unterschrift: Der deutsche kommandierende General, und er ist weder formell noch inhaltlich anders zu verstehen als so, daß die Bevölkerung, insbesondere die Bauernschaft, ihn direkt zur Kenntnis nehmen solle.

Digitized by Google

Der deutsche und der gegenüberstehende russische Wortlaut entsprechen sich genau. Es war aber ohne Zweifel schon verfehlt, einen russischen Text statt eines ukrainischen zu geben. Die offizielle Landessprache ist seit der Wiederaufrichtung des ukrainischen Staates das Ukrainische. Die deutsche militärische Stelle hätte alle drei Sprachen wählen können. Wenn sie aber neben Deutsch Russisch allein schreibt, so ist das zum mindesten nicht geschickt und kann Mißdeutungen veranlassen. Inhaltlich ist vom ganzen nur ein Punkt auf jeden Fall bedenklich: die Strafandrohung durch den deutschen Befehlshaber allein, ohne Rücksicht auf die ukrainische Regierung. Daß diese Regierung der Autorität entbehrte, ist richtig. Trotzdem aber mußte eine Form gefunden werden, die der grundsätzlich von uns anerkannten und theoretisch vorhandenen ukrainischen Staatsautorität nicht zu nahe trat. Das war mit einigem Geschick leicht zu machen. Geschah es nicht, so gab man damit, möglicherweise auf lange hinaus, gegnerischen Tendenzen eine erwünschte Handhabe zur Situation. Abgesehen von dem Strafparagraphen hätten auch noch verschiedene andere Sätze mit größerer politischer Vorsicht stilisiert und eine Ausdrucksweise gewählt werden können, die für das Verständnis des ukrainischen Bauern populärer klang. Etwas bedenklich klingt der Satz, falls auf dem Großgrundbesitzerland keine Gespanne zur Feldarbeit vorhanden seien, so müßten solche bei den Landkomitees angefordert werden. Die bestehen ja großenteils aus den Bauern, die den Großgrundbesitzern das Land fortgenommen haben. Wenn man will, kann man hier aus dem Erlaß eine Parteinahme für den Großgrundbesitz herauslesen, aber es ist nicht notwendig. Das Entscheidende bleibt, daß klar gesagt ist, die ukrainischen Gesetze über die Landverteilung an die Bauern sollten geachtet werden, und die Bestellung eines Stückes Land durch die Großgrundbesitzer solle den Ansprüchen der Bauern nicht vorgreifen.

Natürlich hat der Erlaß bei der ukrainischen Rada und bei einem großen Teil der öffentlichen Meinung im Lande Unzufriedenheit erregt. In erster Linie kam das von der Strafandrohung durch das deutsche Militär. Sie mußte den Anschein erwecken, als ob unser Interesse an der Ukraine ausschließlich durch die Getreidefrage bestimmt würde. Diese Auffassung ist absurd; sie wird auch von keinem politisch denkenden Menschen und am wenigsten von den verantwortlichen deutschen Stellen in der Ukraine geteilt werden. Bei der ukrainischen Staatlichkeit ist für uns das einzig Entscheidende, daß hierdurch die Masse des bisherigen Rußland zerlegt und für Deutschland und Mitteleuropa ungefährlich gemacht wird. Das Großrussentum verliert durch die Befreiung der Ukraine die Möglichkeit, sich zukünftig der Kräfte der sogenannten Randvölker für seine Gewalt- und Eroberungspolitik zu bedienen. Ist die Ukraine frei, so kann Rußland nicht mehr daran denken, sich wieder Finnlands, des baltischen Gebiets, Litauens, Polens, des Kaukasus usw. zu bemächtigen; bringt es die Ukraine wieder an sich, so kann es damit auch den Kampf um seine ganze frühere Weltstellung wieder aufnehmen. Existiert ein ukrainischer Staat, der von Großrußland getrennt ist, so fällt die Möglichkeit einer solchen Einkreisungspolitik gegen Deutschland, wie sie in der Entente verwirklicht worden ist, fort; gehören aber Moskau und Kiew wieder zu einem Staat, so können wir auch wieder „eingekreist" werden und müssen dauernd mit der Gefahr eines Zwei- oder Dreifrontenkrieges rechnen.

Man wird annehmen dürfen, daß der Eichhornsche Erlaß nichts weiter bezweckt hat, als tatsächlich die Aussaat zu sichern, und daß der Gedanke, eine gewaltsame innere Krisis mit gleichzeitigem Eingreifen der bewaffneten deutschen Macht in der Ukraine hervorzurufen, dem Oberkommando fernlag. Nach dem Erlaß beginnt aber für uns die Zeit des Dunkels. Alle Meldungen, die amtlich-halbamtlich über den Zusammenstoß mit der Rada und die politische Umwälzung gekommen sind, können nicht den Anspruch machen, über den wirklichen Hergang der Dinge zu berichten und die inneren Zusammenhänge zu erklären. Die Nachrichten der deutschen Berichterstatter sind vollends unbrauchbar. An einer Stelle tauchen aus dem Dunkel 15 Namen auf, die die neue ukrainische Regierung darstellen sollen. Dahinter ist vorläufig wieder Finsternis. Die Namen lauten:

Hetman der Ukraine: General Skoropadski,
Ministerpräsident: Wassilenko,
Auswärtiges: Loskyj,
Inneres: Lyzohub,
Schulwesen: Prokopowicz,
Ackerbau: Kijanizyn,
Finanzen: Sokolowskyj,
Handel und Industrie: Teschtschenko,
Justiz: Scheluchin,
Öffentliche Arbeiten: Nikowskyj,
Soziales: Ljubinskyj,
Krieg: Sliwinski,
Marine: Koltschak,
Eisenbahnen: Stetkewicz,
Post: Butenko.

Zu diesen Namen ist folgendes zu bemerken. Skoropadski stammt aus einem alten ukrainischen Geschlecht, dem schon ein früherer Hetman im 18. Jahrhundert angehörte. Er hat aber bisher mit der Ukraine und der ukrainischen Bewegung nichts zu tun gehabt, sondern war Petersburger Gardeoffizier und zaristischer General. Vor der Auflösung des russischen Heeres führte er gegen uns eine Kavallerie-Division. Er ist eine ähnliche Figur wie der finnländische General Mannerheim, der gleichfalls ein hoher Offizier von russischer Tradition aus der Zeit des Zarismus ist. Die Minister Loskyj, Prokopowicz, Teschtschenko und Nikowskyj werden als ukrainische Föderalisten bezeichnet, das heißt, sie sind Anhänger des Zusammenschlusses zwischen der Ukraine und Großrußland zu einem gemeinsamen Bundesstaat oder Staatenbund. Wassilenko, Butenko, Kijanizyn, Ljubinskyj, Stetkewicz sind Kadetten, das heißt bürgerlich-liberale, die von Anfang an zu der gesamtrussischen Kadettenpartei gehörten. Dieser kadettischen Richtung gehört namentlich Wassilenko an, statt dessen von anderer Seite als Ministerpräsident auch Lyzohub genannt wird. Der Postminister Butenko ist Kadett mit ausgesprochen großrussischem Standpunkt. Der Justizminister Scheluchin hat sich einen Namen als Verfasser einer extrem feindseligen Schrift gegen die deutschen Kolonisten in der Ukraine gemacht. Der Kriegsminister Sliwinski ist Pole, was besonders angemerkt werden muß, weil er die bewaffnete Macht des ukrainischen Staates zur Verfügung hat und es nahe genug liegt, daß er sich bemüht, sie zum Schutz seiner Landsleute, der polnischen Großgrundbesitzer, zu brauchen. Die seltsamste Gestalt im ukrainischen Ministerium ist der Admiral Koltschak, ein Theaterheld unangenehmen Genres, und als solcher schon zur zarischen Zeit bekannt. Während der Revolution war er noch unter den Bolschewisten Befehlshaber der Schwarzen Meer-Flotte. Allerdings hatte er dort keine Autorität bei der Mannschaft, wie niemand von den bisherigen Offizieren der Marine. Von ihm stammt das Wort, wenn es nicht mehr ginge, in Rußland gegen die Deutschen zu kämpfen, so werde er sich den Amerikanern zur Verfügung stellen!

Das also ist die gegenwärtige ukrainische Regierung. Die sozialistischen Parteien, die bisher maßgebend waren, sind ganz daraus verschwunden. Soweit erkennbar, ist kein einziger Anhänger der „Sozialisierung" des Grund und Bodens mehr vorhanden. Dem Hetman ist anscheinend eine diktatorische Rolle zugedacht, wozu bemerkt werden muß, daß in der alten ukrainischen Geschichte der Hetman nicht eine volks-, d. h. bauernfreundliche Rolle spielt, sondern mehr auf der Seite des großgrundbesitzlichen Adels steht. Allerdings soll nach den ausgegebenen offiziösen Nachrichten auch die neue Regierung an der Landaufteilung an die Bauern festhalten, nur mit dem Vorbehalt, daß ein Rest Land von einem gewissen Höchstmaß den bisherigen Großgrundbesitzern verbleibt. Es kommt darauf an, wie groß dieses „Höchstmaß" sein soll. Je nachdem kann die Bestimmung in der Praxis viel, wenig oder gar nichts bedeuten. Außerdem muß wiederholt werden, daß alle bisherigen Nachrichten nur mit außerordentlichen Vorbehalten aufzufassen sind. Die schlimmste unter allen vorhandenen Möglichkeiten wäre die, daß in der Ukraine die großgrundbesitzlichen, russophilen

Digitized by Google

und politischen Elemente ein Bündnis geschlossen hätten und an die deutschen militärischen Stellen in dem Sinne herangetreten wären: man solle sie direkt oder indirekt unterstützen, sie wollten dafür Getreide schaffen. Stände es so und wären wir auf dergleichen eingegangen, so würden schwere innere Kämpfe und vielleicht das Ende des ukrainischen Staates die Folge sein. Hoffentlich aber steht es nicht so!

Heinz Potthoff / Eine Probe auf sozialen Unverstand

In den anmutigen Riesensträußen neuer Steuervorlagen befindet sich auch eine Abgabe auf Luxusanschaffungen. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Sorge vor der Steuer viele Leute veranlassen wird, sich noch rasch eine Sache zu kaufen, deren Anschaffung vielleicht schon in vier Wochen steuerpflichtig sein wird.

Die Folge wird ganz sicher eine allgemeine starke Nachfrage und damit eine allgemeine Preissteigerung in diesen Waren sein. Voraussichtlich werden die Preise um das Dreifache, wenn nicht ein noch mehrfaches des mutmaßlichen Steuerbetrages anziehen. Und das Publikum wird diese erhöhten Preise zahlen, um der Steuer zu entgehen, wird, um 10 M. Abgabe zu vermeiden, jetzt 30 oder 50 M. Mehrverdienst an den Erzeuger oder Händler zahlen. Das ist nur ein neuer Beweis für die Unvernunft des kaufenden Publikums, das dadurch alle Bemühungen der Behörden um vernünftige Preisregelung wirkungslos macht. Wären die Käufer sich einmal ihrer Macht bewußt und verzichteten gemeinsam einige Wochen lang auf einen wucherisch verteuerten Bedarfsgegenstand, so würde ganz von selbst sein Preis auf einen erträglichen Stand zurückgehen müssen. Wenn niemand mehr als 3 M. für ein Pfund Butter zahlt, so kostet sie nicht mehr, denn bei dem Preise verdient der Hersteller immer noch 100 v. H. brutto; es bleibt also noch Raum für Händlergewinne usw. Aber solange sich die Leute drängen und 10 M., ja 20 M. bieten, ist es natürlich unmöglich, einen Höchstpreis von 2 M. auch mit den schärfsten Vorschriften allgemein durchzusetzen oder die Ablieferung aller Ware zu diesem amtlichen Preise zu erzwingen. Mangel an sozialer Einsicht ist einer der Hauptgründe für die Auswucherung der Verbraucher.

Aber das Beispiel wird auch noch ein Zweites lehren. Der Durchschnittsdeutsche zahlt lieber einem Wucherer 50 M. als dem Reiche 10 M. Die Steuerscheu ist noch so groß, daß die Aussicht auf eine geringfügige Luxusabgabe (denn was bedeuten die 10 v. H. Steuer in einer Zeit, in der wichtigste Lebensmittel um 100, 500, ja 1000 v. H. teurer geworden sind!) den Markt in Aufruhr bringen kann. Und wenn etwa versucht werden sollte, dem Unverstand mit einer Rückwirkung der Abgabe zu begegnen, so wird man eine neue, moralisch trübe Erfahrung machen: Zahllose deutsche Staatsbürger werden die Erwerbung verheimlichen oder gar ableugnen, um der Steuer zu entgehen. Denn es gilt noch nicht als Schande, den Steuerfiskus zu belügen, den Staat und damit die Volksgemeinschaft zu betrügen — obgleich jeder wissen muß, daß jeder Pfennig, den der eine zu wenig zahlt, vom anderen zuviel gezahlt werden muß.

Und mit solcher Unvernunft und Unmoral sollen wir unsere Volkswirtschaft nach dem Kriege wiederaufbauen? sollen wir die ungeheure Entwertung des Geldes ausgleichen und den Preisstand auf ein Niveau zurückbringen, das den Massen ausreichende Versorgung und unserer Industrie den Wettbewerb auf dem Weltmarkte ermöglicht? sollen wir Kriegskosten von 200 Milliarden Mark verzinsen und tilgen, ohne die Massen der Minderbemittelten auf ein Menschenalter hinaus mit Teuerung zu drücken? — Das ist nicht möglich. Vorher muß ein Aufstieg der Steuermoral, der sozialen Verantwortung und Opferbereitschaft kommen. Und so klein das Beispiel der Luxusabgabe und ihrer Folgen an sich gegenüber dem gewaltigen Geschehen dieser Tage sein mag, so kraß und lehrreich ist es. Es möge die Notwendigkeit zur Erziehung des Bürgersinns dartun und den Willen dazu wecken.

Helene Voigt-Diederichs / Zwischenspiel

Zwanzig Stunden unterwegs. Musketier Fritz Uhlenhaut sieht auf die Uhr am Handgelenk, knüllt den steifen Vorhang zu einer Lehne für die Schläfe und träumt weiter, hinaus in den Spalt Deutschland, der sich im Morgenlicht, halb vernebelt, halb sonnig, vorbeidreht.

Er hat seiner Frau gar nicht geschrieben, daß er kommt. Ist früh genug, wenn er dasteht. Fünfviertel Jahr ohne Urlaub, und nun hat es schon wieder geheißen: es gibt keinen, weil wegen der Saatzeit die Landarbeiter angefordert sind. Für sich selber hat er sich schon in dem Gedanken eingerichtet gehabt, ungern, aber was hilft's. Nur um der Frau willen hätte es nicht sein dürfen. In jedem Brief von zu Haus hat's geheißen: Gibt's denn für dich gar keinen Urlaub? Der und der ihrer ist schon zum drittenmal da. Aber am Ende ist's so, und du willst nicht kommen? Hast deine Unterhaltung anderswo! — Na ja, Alwine setzt sich ein bißchen leicht was in den Kopf, obgleich, wenn man so rechnen will, er selber viel eher Grund hat. Da ist ihr erster Mann, von dem die siebenzehnjährige Tochter ist. Er ist nicht tot, bewahre, lebt und säuft, kandidelt irgendwo herum. Heimlich hat er Alwine ja im Verdacht, wenn's dem Lumpenkerl ganz dreckig geht, steckt sie ihm immer noch was zu. Vom eigenen Verdienst natürlich. Immerhin.

Fritz Uhlenhaut rückt am Vorhang und freut sich. Keine Weinberge, keine Pappeln, keine Kalkhügel — dafür breites, flaches Land, Winterkorn, braune Saaterde. Die Dörfer und kleinen Städte stehen alle mit hellen Mauern, an keinem Kirchturm haben die Granaten gefressen. Nun streifen Uhlenhauts Blicke durch das rauchige Abteil. Soldaten wie er, von jeder Waffe. Die meisten schlafend. Nur der Fahrer von der schweren Artillerie sitzt aufrecht, bohrt die Blicke in die gegenüberliegende Wand. Was hat der Mann für Augen, sieht aus, als ob all die roten Adern im Weiß geplatzt sind. Fünfzig Stunden nicht geschlafen, hat er erzählt; er hätte es ja können im Zug, geht aber nicht, auf keine Weise. Nun, da macht man eben ....

Fritz Uhlenhaut kriegt seine Pfeife in Brand, vorsichtig, damit der Kamerad da, der mit der Schulter gegen ihn gesunken ist, bleiben kann, wie er ist. Er sieht an sich herunter — Kreide und Lehm an seiner Hose sind trocken geworden. Die ganze Borke stäubt, bröckelt ab. Im Graben haben sie gelacht, wenn in der Zeitung stand, wie zu Haus die Urlauber von der Bahn kommen. Renommierdreck — so viel Zeit hat einer immer, daß er sein Zeug in Ordnung kriegt! Ja, das hat er auch geglaubt, bis vorgestern. Fünf Uhr früh kam der Bescheid, daß sein Gesuch bewilligt sei. Eine halbe Stunde später waren die Papiere in Ordnung. Um elf Uhr ging der Zug, der nächste erst nach 24 Stunden. Wie er ging und stand, ist er los, zwanzig Kilometer durch Hügel und Wälder, hat's gerad' noch geschafft. Auf die feuchte Kruste von Hose und Rock ist der Regen gefallen, hat sie noch haltbarer eingefilzt. So sitzt er nun da. Renommierdreck? ganz gewiß nicht. Im Weiterdenken fällt ihm die Bürstentasche ein; Alwine hat sie, ist schon lange her, für ihn gestickt. „Bürste" steht drauf, rund herum blüh'n Vergißmeinnicht. Das hat ihm gefallen; alles Ordentliche, Eingeteilte und Saubere gefällt ihm. Darum gefällt ihm ja auch der Krieg soweit nicht schlecht. Müßte

Digitized by Google

nur vieles sonst nicht sein. Und zu lang dauert er, zu lang. Aber wenn's der Gegner so haben will .....

Die Gegend wird vertrauter. Man kennt die Namen der Haltestellen. Hier ist eine Schwester verheiratet. Dort, in dem Wald, ist er als Kind mit dem Großvater gewesen; Holzhauer war der mit drei Söhnen — Männern, die alle seine Onkels waren. Und nun der Schornstein von der Eisenbahnbauanstalt, wie er das alte Luder kennt, den Sechsuhrpfiff — und war, im Vergleich mit jetzt, doch immer noch was von dem dabei: sein eigener Herr sein...

Zwanzig Minuten später rollt der Zug in die große Glashalle. Uhlenhaut wartet bepackt am Fenster, springt auf den Steig, wühlt und drängt durch die Mannschaften, die sich stauen um den Tisch vom Roten Kreuz, Suppenschüsseln in den Händen, schlürfend, schmatzend, nachsichtig begönnernd: ganz so schlimm wie der Kaffee ist sie nicht.

Endlich sieht Uhlenhaut draußen im Vorraum, wundert sich, wonach er guckt. Ach so — in der großen Ferne draußen meint man, sobald man nur die Stadt wiedersieht, müssen auch die Menschen dasein, die man kennt.

Es hat geregnet und regnet noch; der breite Asphalt glänzt und spiegelt — so eine Straße, gibt's denn so was noch? Der gepflasterte Fußweg ist rostig von nassen Nägeln. Schulkinder klappern vorbei. Ach so, das sind die Holzschuh, von denen seine Frau gejammert hat. Daß man noch mal so weit runterkommen müßte! Aber da hat er ihr den Kopf gewaschen — Holzschuh — da könnte den Kindern Schlimmeres geschehn! Wie ist doch die Geschichte von dem kleinen Kinderstiefel, den er da im Affen trägt? Festes, weiches Leder, zum Warmhalten sitzen die Haare noch dran. Aber weiß Gott, lieber will er seine Kinder zeitlebens in Holzschuhen wissen als dort, wo diese kleinen hochgeborenen Füße — nun nicht mehr trappeln. Das französische Schloß — man hatte ein Franzosennest darin vermutet, also immer rein mit den Granaten. Einen Tag später rückte die Infanterie nach — was war geblieben von all den hellen Mauern! Mit abgedeckten Dächern stand nur ein Flügel noch aufrecht. Ein großes weißes Zimmer — das konnte den Kindern gehört haben. Richtig, das zeigte grausam sich genug. Blutspuren leiteten in den Park. Armes kleines Geschöpf, ob es am Leben geblieben war? Es würde sein Tagelang ohne Schuh auskommen. Und die Mutter — ach, nicht daran denken jetzt. Er will nur sagen, daß er den kleinen verlorenen Stiefel mitgenommen hat. Beute machen, nein, das gibt's nicht, das tut kein deutscher Soldat. Käme auch sofort raus, und er hat genug zu schleppen an dem dreiviertel Zentner. Aber dieser kleine Stiefel, das ist kein Wert mehr, das ist ein Andenken, das will er seiner Frau bringen, kann auch sein, daß er einmal die Geschichte dazu erzählt. Wie's gerade kommt. Hier in der Heimat scheint's ihm plötzlich, als wenn er gar nicht ganz viel erzählen wird. Kann doch keiner sagen, wie's in Wahrheit ist, und wenn's einer sagen könnte, sie täten es nicht glauben.

Der Soldat geht im Regen über den freien Platz. Die Kirche, der Springbrunnen, die Tauben — ja, und wie man sich freut, all die Elektrischen! Er will durch die Markthalle abschneiden, aber er kommt nicht rein. Von rechts her steht ein langer Schwanz von Menschen, die werden zu fünfen eingelassen, dann rückt der Schwanz ein paar Zoll vorwärts.

Der Urlauber forscht an den Gesichtern entlang; manch eines sieht aus, als hätte es noch seinen Morgenkaffee nicht im Leib. Er starrt, unzufrieden, ergeben wartend, bis er drankommt... Alwine nee, die steht nicht da. Aber da winkt jemand, ganz vorn — soll man es glauben! Das ist Berta, die Große! Ganz munter steht sie und winkt, tritt nicht aus der Reihe, macht die Hand zur Tüte und ruft.

Ihren Platz aufgeben, um den sie vielleicht Stunden schon vorwärts ruckt — der Soldat begreift, daß das nicht geht. Es wär' aber doch schön gewesen, wenn sie herausgesprungen wär' und hätte gesagt: Guten Tag, da bist du, und wo kommst du her?

Uhlenhaut macht seinen Umweg, dann steht er endlich in der breiten, bagig verlaufenden Straße, die bunt ist von Gie[illegible] Dächern und Fenstern. Dazwischen protzen ein paar neumodische Kästen zum Himmel hinauf. In einem solchen, vier Treppen hoch, wohnt er selber. Ein bißchen luftig, stimmt, dafür aber hat man seinen Kram abgeschlossen für sich allein. Da legt er Wert darauf, mehr noch als Alwine, die nicht übermäßig für's Häusliche ist. Sie läuft gern und verdient. Zusammenhalten und ein bißchen Schwung in die Wirtschaft bringen, das ist von jeher seine eigene Sache gewesen. Ungelernter Arbeiter, jawohl, bleibt aber kein Handwerk, von dem er nicht ein bißchen was weg hat. Kein Schuh, kein Hemd, ist auch kein Stuhl oder Bett im Haus, das nicht von ihm geleimt oder geflickt wäre.

Der Soldat klirrt zum Torweg hinein, poltert die Treppen hoch. Manchmal öffnet sich der Spalt einer Flurtür — nein, er hat keine Zeit für Nachtbarsleute, bevor er nicht oben gewesen.

Auf der letzten halben Treppe, die nicht mehr Mosaik, sondern bloß noch Zement ist, erschreckt ihn das Wiedersehn, das nach all der Vorfreude nun plötzlich wirklich werden will.

Wenn sie nur noch leben und gesund sind oder sonst man nichts passiert ist.

Oben steckt der Schlüssel in der Tür. Nanu? Er will sich nicht selber einlassen, will klingeln wie irgend jemand Fremdes. Er drückt — die Glocke antwortet nicht. Er stößt heftiger, da hackt sie bloß. Niemand kommt. Also schließt er sich allein auf, atmet die liebe Luft, es überstürzt ihn: hier ist dein Dach und dein Bett und deine Arbeit — Kinder und Frau, alles ein Stück von dir.

Er stört in jeden Raum, sucht nach nichts als nach Menschen, ist aber keiner da. Da wirft er den Affen hin und macht langsamer noch einmal die Runde. Stube, Kammer, Küche — alles sieht aus, als seien früh die Bewohner in Hast auseinandergelaufen. Jeder hat ein Stück Leben hinterlassen — Unordnung, der Gedanke kommt erst später. Die seifige Waschschüssel auf dem Küchenstuhl — na, da haben sie sich wenigstens gewaschen. Kaffeeringe auf dem Wachstuch, Donnerwetter, Löcher sind hineingebrannt; nun, da haben sie wenigstens was zu essen gehabt. Aufgewühlte Betten, da plötzlich regt sich der rote Federsack. Ein Wuschelköpfchen fährt heraus, ganz schwarz und heiß, ein bißchen furchtsam auch.

„Lieschen!" Der Vater reißt die Dreijährige hoch. „Kennst denn dein Pappi noch? warum bist denn im Bett? und wo ist Mutter?"

Das Kind zieht einen viereckigen Mund. Die Augen staunen, wehren ab. „Pappi is in Krieg!" sagt es dann, patscht tapfer in die Stube hinüber, zeigt ein Soldatenbild an der Wand.'

Ganz fremd bleibt es nun nicht mehr, läßt sich auf den Arm nehmen, lächelt den Vater an, macht sich steif und wendet sich wieder gegen das Bild.

„Wo ist denn Mutter?" Suchen, Achselzucken, sie weiß nicht. „Elleken?" Elleken ist runtergegangen. „Aute?" Lieschen zieht die Schultern bis an die Ohren und schweigt. Aute ist überhaupt nicht da.

Der Soldat überlegt. Wenn die Frau in die Fabrik geht, hätte er sich's vorher sagen können, daß sie vor zwölf Uhr nicht zurück ist. Also, machen wir es uns bequem bis dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Soziale Bewegung

Ein Aufruf zum Zusammenschluß. Der Kongreß freiheitlich-nationaler Arbeiter- und Angestelltenverbände veröffentlicht folgenden Aufruf: Deutsche Arbeiter und Angestellte! Nach nahezu vier Kriegsjahren erscheint der Endsieg gewiß. Deutsche Tapferkeit und deutsche Tüchtigkeit, getragen von der Gesamtheit aller Volksgenossen, haben die deutsche Kultur und die deutsche Wirtschaftsmacht gegen eine Welt von Feinden ruhmreich verteidigt. Die Besten unseres Volkes sind dafür gestorben. Ihr Blut spricht zu uns. — Das kommende Deutschland muß dieses Blutes, dieser Opfer, dieser Siege würdig sein. Deshalb ist die freiheitliche Entwicklung unserer politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse eine unerläßliche Voraussetzung für eine glückverheißende Zukunft unseres Volkes. Alle im Kriege freigewordenen Kräfte müssen dem Gemeinwohl nutzbar gemacht werden. Ein freies, gleichberechtigtes Volk von wahrhaft vaterländischem Geiste tut uns

not. — Wer mit uns auf freiheitlich-nationaler Grundlage diese Ziele erreichen will, der schließe sich uns an, die wir uns zum „Kongreß freiheitlich-nationaler Arbeiter- und Angestelltenverbände" zusammengefunden haben. Der Kongreß hat zum ersten Male vom 28. bis 30. April in der Reichshauptstadt getagt. Er ladet die gesinnungsverwandten Berufsvereine zur Mitarbeit ein. — Insbesondere erstrebt der Kongreß nach seinen Beschlüssen die restlose Verwirklichung des Grundsatzes „Freie Bahn jedem Tüchtigen" auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und geistigem Gebiete durch: 1. Staatsbürgerliche Erziehung auf der Grundlage einer großzügigen Schulreform; 2. freie gleichberechtigte staatsbürgerliche Betätigung; 3. Reform und Ausbau unserer Sozialpolitik und Fortentwicklung der sozialen Kultur; 4. gesunde, dem Volksganzen dienende Wirtschafts- und Finanzpolitik; 5. Regelung der Boden- und Wohnungsverhältnisse in sozialem und nationalem Sinne. — Helft alle mit, daß aus der Asche des Krieges ein neues Deutschland ersteht, in dem die gesamte Arbeiter- und Angestelltenschaft ihrer nationalen Bedeutung entsprechend gewertet wird!

Eine allgemeine Wohnungszählung wird nach einem Beschluß des Bundesrats in der Zeit zwischen dem 15.—31. Mai in allen Bundesstaaten veranstaltet werden. Die Zählung beschränkt sich auf die Gemeinden mit 5000 und mehr Zivileinwohnern. Nach der Bekanntmachung des Bundesrats sollen jedoch solche Gemeinden mit weniger als 5000 Zivileinwohnern berücksichtigt werden, die für das Wohnbedürfnis der Personen, die in größeren der Zählung unterworfenen Gemeinden beschäftigt werden, in Betracht kommen. Hierher gehören die kleineren Gemeinden in Industriebezirken und die Vororigemeinden der Städte. Die Bestimmung, auf welche dieser Gemeinden die Wohnungszählung zu erstrecken ist, steht der Landeszentralbehörde zu, da sie am besten die Bedürfnisse des eigenen Staates und auch die Bedürfnisse benachbarter Bundesstaaten berücksichtigen kann.

Neutrale Organisation der Kriegsbeschädigten. Eine zwanglose Besprechung von Anhängern aller bürgerlichen Parteien im Reichstagsgebäude hatte die Notwendigkeit einer ehrlich neutralen Organisation der Kriegsteilnehmerinteressen zum Gegenstand. Es wurde der in München gegründete Bund deutscher Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigter (den man im Gegensatz zum Berliner Bund kurz „Münchener Bund" nennen wird) als eine geeignete Stelle für eine Sammlung auf neutralem parteilosen Boden anerkannt. Dem „Münchener Bund" schlossen sich eine Anzahl Parlamentarier verschiedenster Parteirichtungen an, darunter die Herren: Behrens (D. F.), Bruhn (D. F.), Heckmann (nl.), Held (Bayr. Z.), Irl (Z.), Koßmann (Z.), Dr. Müller-Meiningen (Fortschr. Vp.), D. Mumm (D. F.), Scheef (Fortschr. Vp.), Dr. Werner-Gießen (D. F.), Dr. Wildgrube (kons.). Über das Programm wird berichtet: „Der „Münchener Bund" nimmt sich nicht bloß der Interessen der körperlich beschädigten Kriegsteilnehmer an, sondern er stellt auch ein umfangreiches Programm positiver Vorschläge auf zur Ausführung von Maßnahmen, um jenen Kriegsteilnehmern, welche in ihrer wirtschaftlichen Existenz besonders schweren Schaden erlitten, seinerzeit bei ihrer Heimkehr entsprechend unter die Arme zu greifen. Wie der Vertreter des „Münchener Bundes" in der erwähnten Besprechung im Reichstagsgebäude bekanntgab, wird eine Denkschrift über die Art, wie das ganze Fürsorgewerk aufgebaut werden könnte, demnächst den maßgebenden Stellen zugeleitet werden.

Das Anwärterelend und die Beförderungsnot unter den Beamten wird an einem Einzelbeispiel in der „Deutschen Eisenbahnbeamtenzeitung" besonders grell beleuchtet. Dort heißt es: „In Sachsen gibt es jetzt rund 400 Eisenbahnassistenten, die die Prüfung zum Vorsteher abgelegt haben. Von diesen haben die Prüfung bestanden: 1 vor 11½ Jahren, 7 vor 11 Jahren, 8 vor 10½ Jahren, 20 vor 10 Jahren, 28 vor 9½ Jahren, 11 vor 9 Jahren, 17 vor 8½ Jahren, 15 vor 8 Jahren, 16 vor 7½ Jahren, 16 vor 7 Jahren, 13 vor 6½ Jahren, 49 vor 6 Jahren, 49 vor 5½ Jahren, 55 vor 5 Jahren usw. Nach dem Dienstalter gerechnet, stehen von diesen im Eisenbahndienste: 4 seit 33 Jahren, 2 seit 32 Jahren, 2 seit 31 Jahren, 12 seit 30 Jahren, 6 seit 29 Jahren, 11 seit 28 Jahren, 29 seit 27 Jahren, 29 seit 26 Jahren, 27 seit 25 Jahren, 32 seit 24 Jahren, 44 seit 23 Jahren, 49 seit 22 Jahren, 35 seit 21 Jahren, 56 seit 20 Jahren usw. 70 Geprüfte sind in den vorhergehenden Jahren angestellt worden. Diesen fällt die lange Wartezeit besonders schwer, weil sie im Einkommen nicht weiterrücken können. — Trotz aller dieser Tatsachen scheint eine Beförderungsnot nicht vorzuliegen, denn im neuen Etat sind neue Stellen nicht vorgesehen worden. Man hatte wenigstens ein Trostpflästerchen in Form des Titels erwartet, aber auch dieses ist ausgeblieben. Ein Postassistent erhält mit dem Augenblick, in dem ihm von der Prüfungskommission mitgeteilt wird, daß er die Sekretärprüfung bestanden hat, den Titel Sekretär. Diese Vergünstigung steht dem sächsischen Eisenbahnassistenten, selbst 10 Jahre nach abgelegter Prüfung, und nachdem er diese Jahre hindurch wieder gezeigt hat, was er leisten kann, noch nicht zu. — Bedenkt man nun, daß in den letzten drei Jahren durchschnittlich 30 Stellen durch natürlichen Abgang freigeworden sind (1915 wurden 22, 1916 gleich 28 und 1917 gleich 36 befördert), so ergibt sich für den, der heute 400 Vordermänner hat, eine „recht aussichtsreiche" Zukunft. — Freie Bahn — 400 Vordermänner — dem Tüchtigen! . . . .

Reichstag und Wohnungsnot. Der Wohnungsausschuß des Reichstags hat über die zu treffenden Maßnahmen gegen eine Steigerung der Wohnungsnot nach dem Kriege eingehend beraten und Vorschläge ausgearbeitet, die demnächst wohl von der Vollversammlung gutgeheißen und angenommen werden. Die Vorschläge gehen darauf hinaus, alle im Reiche vorhandenen öffentlichen und privaten Kräfte zu organisieren und sie zur planmäßigen Wohnungsherstellung anzuhalten. Das Reichswirtschaftsamt und die Bundesstaaten sollen die Sache leiten. Zur Unterstützung und Ausführung sollen vom Reich 500 Mill. M. zur Verfügung gestellt werden. Gleichzeitig sollen die Bundesstaaten und die Gemeinden sich mindestens in gleichem Umfange wie das Reich an der Aufbringung von Mitteln für die Neubautätigkeit beteiligen. Die Versicherungsträger (Krankenkassen, Landesversicherungsanstalten, Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, Berufsgenossenschaften) sowie die öffentlichen Sparkassen sollen ihre verfügbaren Bestände möglichst in Darlehen auf Kleinwohnungsbauten zu mäßigem Zinsfuß anlegen. Als Ausführungs- und Vermittelungsorgane für die künftige Wohnungsherstellung sind die Gemeinden bezw. Gemeindeverbände gedacht. Sie sollen die von Reich und Einzelstaaten hergegebenen Kapitalien zum Eigenbau verwenden oder sie unter ihrer Bürgschaft an gemeinnützige Baugesellschaften geben, nötigenfalls auch an private Bauunternehmer. Dabei ist die gemeinnützige Verwendung durch Ortsstatut oder durch grundbuchliche Eintragung dauernd zu sichern. Die Rückzahlung der Darlehen ist durch eine sachgemäß ausgestattete Tilgungshypothek entsprechend dem Beschluß des Reichstags vom 24. Mai 1916 anzustreben. Die größeren Gemeinden bzw. Gemeindeverbände, in denen Wohnungsämter noch nicht bestehen, sollen angehalten werden, solche zu errichten. Der Mangel an Baustoffen und Arbeitskräften hat den Wohnungsausschuß auch veranlaßt, den verbündeten Regierungen nahezulegen, dafür zu sorgen, daß die Baustoffindustrie, Ziegeleien, Zementfabriken, Zimmereien usw. baldigst wieder in Betrieb gesetzt werden können. Die hierfür nötigen Arbeitskräfte sollen alsbald aus dem Heere entlassen und zur Verfügung gestellt werden. Die bei der Heeresverwaltung freiwerdenden Baumaterialien sollen an Gemeinden, in denen Wohnungsmangel herrscht, zu billigen Preisen abgegeben werden. Da trotzdem die Menge der Baustoffe in der ersten Zeit nach dem Kriege aller Voraussicht nach dem vorhandenen Bedürfnis nicht genügen wird, so ist dafür Sorge zu tragen, daß alle Bauten nur in der Reihenfolge ihrer Dringlichkeit zur Ausführung kommen. Insbesondere sind Luxusbauten bis auf weiteres ganz zurückzustellen, der notwendige Wohnungsbau aber um so mehr zu fördern.

Büchertisch

Marie Martin, Deutsches Heimatglück. 242 S. mit Bildern. Braunschweig, Westermann. Geb. 3 M.

Als warmherzige Vorkämpferin deutscher Frauenbildung ist die Verfasserin vielen bekannt, die schon aus diesem Interesse nach dem Buche greifen werden. Über dem vielen ganz Persönlichen, das hier eine deutsche Landpfarrerstochter schlicht und behaglich aus ihrer Jugend erzählt, wird man das volkskundlich Lehrreiche nicht übersehen, die Schilderung von Dorfschule und Dorfsitten, von hessischen Wäldern und Juden in hessischen Dörfern. Menschenschicksal, wenn es mit Liebe und reifer Erfahrung berichtet wird, bewegt uns immer. Wenn doch recht viele, die in die Großstadt verschlagen sind und dort ihr reiches Arbeitsfeld finden, so den inneren Zusammenhang mit der Heimaterde behielten wie die Verfasserin!

Mulert.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Die **Fortschrittliche Volkspartei** im Wahlkreise **Hagen-Schwelm** beabsichtigt einen

Partei-Sekretär

anzustellen.

Rednerisch begabte Herren, die über Organisationstalent verfügen und möglichst schon ähnliche Stellen bekleidet haben, wollen sich unter Beifügung von Zeugnissen und Bild sowie Angabe der Gehaltsansprüche wenden an Herrn Stadtverordneten **L. Kruse**, Hagen, Westf. [620

Digitized by Google

16. Mai 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 20

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Wir und Rußland. — **Wilhelm Heile:** Die Revolution der Herren. — **Univ.-Prof. Dr. P. Mombert:** Der Verlust an Arbeitskraft durch den Krieg. — **Dr. Heinrich Meyer-Benfey:** Der Ketzer von Soana. — **Gertrud Bäumer:** Ausgießung des Geistes. — **Helene Voigt-Diederichs:** Zwischenspiel (Fortsetzung). — Soziale Bewegung. — Bücherlisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 5. Mai.

An einem schönen Maisonntag fahren wir ein Stück ins mecklenburgische Land, um uns vorübergehend ein wenig von Berlin zu erholen. Dabei sehen wir in allen Händen Zeitungen mit den Erklärungen des zweiten Kanzlers v. Payer über die Umwälzung in der Ukraine. Wie lange ist es denn überhaupt her, daß sich das deutsche Volk um die Ukraine kümmert? Erst seit Beginn dieses Jahres ist Ukraine für uns ein einigermaßen fester Begriff geworden. Sofort aber hängten sich große Ernährungshoffnungen und phantastische politische Träume daran. Wenn diese etwas schnell aufgebauten, wolkenhaften Hoffnungen jetzt zu zerfließen drohen, so bereitet das eine Enttäuschung, die man der deutschen Bevölkerung hätte ersparen können, wenn die offizielle Kriegsberichterstatterei von Anfang an etwas nüchterner geblieben wäre. Man trifft jetzt brave Leute, die es für eine Unverschämtheit der ukrainischen Regierung erklären, daß sie uns nicht täglich mehrere Eisenbahnzüge mit Getreide liefert; dabei aber war doch von Anfang an den Wissenden bekannt, ein wie schwaches Gemächte diese sogenannte Regierung überhaupt sei. Als wir mit ihr den Frieden machten, war sie von ihrer eigenen Hauptstadt ausgeschlossen und befand sich notdürftig in Schitomir. Inzwischen wurde sie durch deutsche Truppen wieder nach Kiew zurückgeführt, kam aber dort nie zu rechtem Ansehen und Wirksamkeit. Wenn sie jetzt von der deutschen Heeresverwaltung wieder fallengelassen wurde, so ist das sicherlich bedauerlich, weil es in allen übrigen Ländern leicht als eine Treulosigkeit hingestellt werden kann. Am besten wäre es wohl gewesen, wenn man die schwache Regierung der jungen Leute von Schitomir ohne Katastrophe durch Angehörige anderer Richtungen hätte erweitern und umgestalten können. Als Fehler muß es zweifellos angesehen werden, daß deutsche Soldaten in die Versammlung der Rada eingedrungen sind und dort die zeitweilige Verhaftung erledigter Minister vorgenommen haben. Wenn dabei insbesondere der ehrwürdige Präsident Hruschewski persönlich gekränkt und gefährdet wurde, so hoffen wir, daß die deutsche Regierung eine geeignete Form finden wird, um diesem Manne, dessen Deutschfreundlichkeit unbezweifelt ist, das Bedauern auszusprechen. Erst durch die Ungenügendheit der bisherigen Regierung kam die deutsche militärische Verwaltung, zu der auch der wohlbekannte General Groener gehört, in die Lage, als Garantiemacht für die neue Diktatur des Hetman Skoropadsky aufzutreten. Über die Grundsätze, nach denen dieser bis jetzt wenig bekannte Zeitgenosse die Leitung des ukrainischen Volkes führen wird, besagt ein Erlaß: Die volle Regierungsgewalt hat in dem ganzen Gebiet des ukrainischen Staates der Hetman. Der Hetman bestätigt die Gesetze, und ohne seine Bestätigung kann kein Gesetz gültige Kraft erlangen. Er ernennt den Ministerpräsidenten, wie er denn überhaupt alle Beamten zu ernennen und zu entlassen berechtigt ist, falls das Gesetz dies nicht in anderer Weise vorsieht. Der Hetman führt und leitet die Beziehungen zu allen auswärtigen Staaten und ist oberster Kriegsherr des Heeres und der Flotte. Er ist berechtigt, Ausnahmegesetze zu erlassen, Belagerungszustand und dergleichen zu erklären. — Man sieht, daß es sich um eine vollständige militärische Diktatur handelt! Wie sich der neue Diktator zum deutschen Feldmarschall Eichhorn und zum österreichisch-ungarischen Vertreter stellen wird, dürfte für die östliche Entwicklung der nächsten Zeit praktisch die Hauptfrage sein.

Montag, 6. Mai.

Erfreulicherweise ist es gelungen, zwischen Deutschland und Frankreich ein Abkommen über die Zurücksendung von Kriegsgefangenen zu treffen. Generalmajor Friedrich, der selbst am Zustandekommen dieses menschenfreundlichen Aktes große Verdienste hat, berichtet darüber im Hauptausschuß des Reichstags. Alle kriegsgefangenen Unteroffiziere und Mannschaften, die 18 Monate in Gefangenschaft gewesen sind, werden Kopf um Kopf ausgetauscht. Außerdem werden, ohne Rücksicht auf ihre Zahl, die Familienväter, mit mindestens drei Kindern, im Alter zwischen 40 und 45 Jahren und alle Gefangenen über 45 Jahre in die Heimat entlassen. Offiziere werden nach den gleichen Grundsätzen beiderseits in der Schweiz interniert. Da nun aus dem ersten Kriegsjahr viel mehr französische Gefangene in Deutschland vorhanden sind als umgekehrt, so bedeutet dieses, daß durch Rücklieferung der französischen Gefangenen des ersten Kriegsjahres alle deutschen Kriegsgefangenen aus den Jahren 1914, 1915 und 1916 befreit werden. Man hofft, die Freilassungen innerhalb sechs Monaten beendigen zu können. Auch elsaß-lothringische Zivilpersonen, die bisher in Frankreich interniert gewesen sind, können auf Wunsch heimkehren. Der Vorsitzende der Reichstagskommission, Abgeordneter Fehrenbach, dankt im Namen der durch diese Entschlüsse glücklich gemachten Familien dem General Friedrich.

Der holländische Minister des Auswärtigen hat den Abgeordneten mitgeteilt, daß die Spannung, die im Verhältnis zwischen Holland und Deutschland eine Zeitlang vorhanden gewesen sei, jetzt behoben ist. Sowohl über die Ausfuhr von Sand, Kies und Zement wie über die Benutzung der verschiedenen Wasserwege und andere Transportangelegenheiten hat man eine beiderseitig befriedigende Abmachung gefunden.

Der frühere englische Oberbefehlshaber Lord French wurde zum Vizekönig von Irland ernannt. Man schließt daraus, daß in Irland größere revolutionäre Bewegungen in nächster Zeit zu erwarten sind.

Dienstag, 7. Mai.

Aus Stockholm wird gemeldet, daß die Verhandlungen zwischen schwedischen, finnischen und russischen Behörden über die Entfestigung der Alandsinseln in gutem Gang sind. Die von den Russen entgegen früheren Abmachungen aufgebauten Wälle werden abgetragen. Damit wird die Besorgnis des schwedischen Volkes verringert.

Digitized by Google

In Finnland lassen sich immer mehr Teilnehmer der Roten Garde gefangennehmen. Es scheint in der Tat, als ob sich der Widerstand nur noch an etlichen aussichtslosen Stellen regt. Wenn man den Berichten über die erbeuteten Geschütze und Munitionsmengen glauben kann, so ergibt sich aus ihnen, daß tatsächlich ein nicht unbeträchtlicher Teil der früheren Bestände der russischen Nordarmee durch die Bolschewiki-Regierung oder wenigstens durch irgendwelche militärischen Stellen den finnischen Sozialisten zugeführt wurden. Obwohl wir also offiziell mit Rußland im Frieden sind, waren die bisherigen Kämpfe in Finnland eine Fortsetzung des russisch-deutschen Krieges. Wenn nun aber finnische Truppen von der Weißen Garde, wie man hört, sowohl in der Richtung auf Petersburg wie in Richtung auf die Murmanbahn (Karelien) auf russischem Boden vordringen, so werden voraussichtlich deutsche Truppen auf diesem Wege nicht folgen.

Mittwoch, 8. Mai.

Nach längeren Verhandlungen hat sich in Ungarn der bisherige Ministerpräsident Wekerle von neuem entschlossen, an die Spitze der Staatsgeschäfte zu treten. Es verlautet, daß die Grafen Andrassy und Apponyi sich an seinem Ministerium nicht beteiligen werden. Daraus folgt eine wachsende Unabhängigkeit vom Grafen Tisza. Die Freundschaft Wekerles für Deutschland ist im In- und Ausland hinreichend bekannt.

Gestern wurde der Friede zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei einerseits und Rumänien andererseits unterzeichnet. Die Zeitungen bringen lange Auszüge. Von der rumänischen Armee bleiben zwei Infanteriedivisionen und zwei Kavalleriedivisionen in Kriegsstärke, bis auch nach der Ukraine hin ein zuverlässiger Friede erreicht ist. Die übrigen Divisionen werden nur in verringerter Friedensstärke erhalten. Die dadurch freiwerdenden Geschütze, Maschinengewehre und anderes Kriegsmaterial werden bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens dem mitteleuropäischen Oberkommando zur Aufbewahrung übergeben. Die rumänischen Fluß- und Seestreitkräfte werden bis zur Klärung der Verhältnisse Beßarabiens in voller Ausrüstung belassen. Der südliche Teil der Dobrudscha wird an Bulgarien, der nördliche Teil an die verbündeten Mächte abgetreten. In dieser Bestimmung zeigt sich, daß die Schwierigkeiten zwischen Türken und Bulgaren noch nicht völlig behoben sind, denn die Übergabe der ganzen Dobrudscha an Bulgarien scheiterte am türkischen Widerspruch. Die verbündeten Mächte werden dafür Sorge tragen, daß Rumänien einen gesicherten Handelsweg zum Schwarzen Meer über Czernavoda—Konstanza erhält. Die Westgrenze Rumäniens erfährt zu Gunsten Österreich-Ungarns eine Berichtigung, und zwar vom Eisernen Tor von Orsova an bis in die Gegend von Lunea auf dem Kamm der Transsylvanischen Alpen. Kriegsentschädigungen werden nicht gezahlt und wegen Regelung von Kriegsschäden bleiben Vereinbarungen vorbehalten. Nach Ratifikation dieses Friedens wird den rumänischen Ministerien je ein Zivilbeamter der Okkupationsverwaltung beigeordnet, um den Übergang der Zivilverwaltung auf die rumänischen Behörden tunlichst zu erleichtern. Ferner haben die rumänischen Behörden den Anordnungen zu entsprechen, welche die Befehlshaber des Besetzungsheeres für erforderlich halten. Eisenbahn, Post und Telegraph bleiben bis auf weiteres in militärischer Verwaltung, Valutafragen unterliegen besonderer Vereinbarung. Das Oberkommando wird nach Ratifikation keine Requisitionen mehr vornehmen, behält sich jedoch das Requisitionsrecht von Getreide, Hülsenfrüchten, Futtermitteln, Wolle, Vieh und Fleisch sowie von Erdöl und Erdölerzeugnissen zunächst noch vor. Rumänien wird mit den verbündeten Mächten eine neue Donauschiffahrtsakte abschließen, die in München verhandelt werden soll. Zur Teilnahme werden nur Vertreter von Staaten aufgefordert, die an der Donau oder an der europäischen Küste des Schwarzen Meeres gelegen sind. Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei und Rumänien haben das Recht, auf der Donau Kriegsschiffe zu halten. Es wird bestimmt, daß die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses in Rumänien keinen Einfluß auf die politischen und bürgerlichen Rechte ausübt. — Staatssekretär v. Kühlmann begibt sich von Bukarest aus zunächst nach Sofia, um dadurch die Unveränderheit der deutsch-bulgarischen engen Verbindung zu bezeugen, nachdem einige Stimmen ihn als zu nachgiebig in anderer Richtung bezeichnet hatten. Das Werk der Vollendung des Ostfriedens wird von allen beteiligten Nationen warm und lebhaft begrüßt, auch dann, wenn Einzelbestimmungen da und dort als nicht ganz genügend erscheinen. Es ist unvermeidlich, daß bei einer so großen Regelung nicht alle Wünsche genau erfüllt werden können.

Donnerstag, 9. Mai.

Wir haben allerlei Berichte über die Vorgänge bei den Deutschen Oesterreichs erhalten, beispielsweise über die große Versammlung in Graz am 28. April, in der ein feierlicher Schwur abgelegt wurde, keinen Zoll deutschen Bodens, keinen Teil deutschen Rechtes in der Ostmark mehr preiszugeben, treu und unverbrüchlich festzuhalten an dem Bündnisse mit den Brüdern im Reiche, komme, was da wolle, denn hoch und heilig stehe über allen anderen Pflichten die Pflicht der Treue gegen das eigene Volk. Wir richten, so heißt es, den Blick auf das ganze deutsche Volk, von dem wir ein wertvoller Teil sind! Mit großer Schärfe wendet sich die Versammlung gegen die deutschnationalen Abgeordneten, deren Unterstützung des Ministeriums Seidler zu den traurigsten Kapiteln der Geschichte des deutschen Volkes in Oesterreich gehöre. Gesamteindruck: weitere Schwächung des österreichischen Staatsbewußtseins bei lebhafter Steigerung des deutschen Nationalgefühls. Ähnliches wird aus deutsch-böhmischen Gebieten gemeldet.

Freitag, 10. Mai.

In Flandern wird täglich weitergerungen mit wechselndem Einzelerfolg, aber doch so, daß das Vordringen der Deutschen gesichert bleibt. Nördlich vom Kemmel und südlich vom Dikkebuscher See gelang ein bedeutsamer deutscher Vorstoß, durch den die Lage der englischen Besatzung in Ypern noch bedrängter wird. Die Zeitungen der Entente bereiten auf ein Verlassen von Ypern vor, indem sie sagen, daß das Festhalten dieses Platzes schon bisher mehr eine Ehrensache als eine militärische Notwendigkeit gewesen sei. Übrigens wird sehr bemerkt, daß in Frankreich die englischen Heeresberichte nicht mehr abgedruckt und Kriegsnachrichten von der flandrischen Front nicht mehr verbreitet werden.

An der Nordküste des Asowschen Meeres stießen deutsche Truppen bis zur Donmündung vor und haben Rostow besetzt, nachdem die Einnahme von Taganrog schon in der vergangenen Woche erfolgte. Der Bericht des deutschen Generalquartiers fügt den Satz hinzu: Die Verhandlungen über die Festsetzung einer Demarkationslinie werden demnächst beginnen. Damit ist angedeutet, daß zwischen Rußland, der Ukraine und den Mittelmächten die schwere Arbeit der Grenzfestsetzung entweder überhaupt noch nicht in Gang gekommen oder sofort wieder ins Stocken geraten ist. Der Friede von Brest Litowsk geht noch von der Annahme aus, daß Rußland sich bis jenseits des Kaukasus erstreckt, eine Voraussetzung, die im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zutrifft. Ob jetzt eine Verbindung Rußlands mit dem Schwarzen Meere besteht, vermögen wir nicht zu sagen, nachdem die Krim und das Westufer des Asowschen Meeres vermutlich zu einer der Kaukasusrepubliken gerechnet werden müssen. Der Glaube freilich, daß durch irgendeine Kommissionsverhandlung auf diesem Gebiet endgültige Zustände geschaffen werden können, dürfte sehr optimistisch sein.

Sonnabend, 11. Mai.

Von dem Kriegsberichterstatter Brandt lesen wir in der „Deutschen Tageszeitung" einen begeisterten Bericht über die Aufnahme der deutschen Truppen bei der mohammedanischen Bevölkerung der Halbinsel Krim. Am 1. Mai erfolgte der Einmarsch in Sewastopol. Die Bevölkerung kam in den Städten der Südküste unseren Soldaten mit wehenden Fahnen entgegen und gab das Letzte her, um die Truppe zu beschenken. Jede Bezahlung für Essen und Trinken wurde als Beleidigung zurückgewiesen. In Gursuff stand die ganze männliche Bevölkerung auf dem Marktplatz und schrie „hurra", als die Kavallerie einrückte. Von unserem Kaiser sprechen sie wie von einem Halbgott. Es gibt wohl kein menschliches Wesen, das auf der Krim so verehrt wird wie

Digitized by Google

Wilhelm II. Erklärbar ist dieser Empfang durch die Untaten der Bolschewisten. Ueberall waren von ihnen Hunderte von Tataren mit Steinen an den Füßen in das Meer geworfen worden. Als die Bolschewisten am 30. April auf drei Torpedobootzerstörern und zwei Frachtschiffen von Jalta abfuhren, nahmen sie über eine Million an Juwelen, Perlen und Gold mit, das sie den Villenbesitzern geraubt hatten. Russische Offiziere wurden noch in den letzten Tagen erschossen. — Wir hoffen, daß die deutschfreundliche Stimmung dort erhalten werden kann.

Von englischer Seite ist ein erneuter Versuch gemacht worden, durch Schiffsversenkungen den Eingang zum Hafen von Ostende zu sperren. Der Sperrversuch ist völlig vereitelt, obwohl die Gegner sich in umfangreiche künstliche Wolken einhüllten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 5. Mai.

Über die Wahlrechtsvorlage schwingen die Nornen der Parteien das Seil neuer Vermittlungsanträge. Das Zentrum will durch seinen Antrag auf „Sicherung gegen radikale Folgen des Wahlrechts" die Grundlage für eine Regierungsmehrheit schaffen. Es ist bedrückend, zu denken, daß auch diese Vorlage nur im Zeichen des Kompromisses siegen soll, der ihre moralische Bedeutung beinahe aufhebt und ihre politische einengt. Vorläufig vermag man sich auch noch keine Form zu denken, der die Vertreter des großen Prinzips der Wahlrechtsreform wirklich zustimmen könnten. Es ist merkwürdig und traurig, zu sehen, wie wenig sich das kleinliche Hin und Her dieser Verhandlungen von denen der politischen Mußezeiten des Friedens unterscheidet.

Es verlautet, daß es zu einer Ministerkrisis kommen wird, bei der Drews und v. Payer unter Umständen zurücktreten würden. Die dritte Lesung soll noch vor Pfingsten, die Abstimmung soll dann bei Wiederbeginn sein.

Die bronzenen Denkmäler sollen nun zur Einschmelzung herangezogen werden, ehe man den Glockenbestand weiter angreift. Darüber werden sich viele freuen. Es ist ein schöner, glatter Weg, um schlechte Beispiele aus der Welt zu schaffen und viele Sünden gegen die Schönheit ungeschehen zu machen. Dabei soll nicht verkannt werden, daß manches Menschen Herz, das an dem sterbenden Krieger oder der Germania seines Heimatortes hängt, verwundet werden muß.

Montag, 6. Mai.

In einer sozialpolitischen Sitzung Mitteilungen über den Gesundheitszustand unter der Wirkung der Kriegswirtschaft. Man sieht das Volk wie einen großen Leib vor sich, der neuen Lebensbedingungen standhalten muß. Dieser Leib mag insgesamt 10 bis 20 Prozent seines Gewichts verloren haben — die deutsche Erde hat also leichter an ihren Kindern zu tragen —, er ist aber im ganzen genommen doch noch leidlich widerstandsfähig. Die Zunahme der Tuberkulose bestätigen viele Untersuchungen. Chemnitzer Schulkinderuntersuchungen stellen fest, daß die Tuberkulose, die sonst bei den Schulentlassenen 1,51 Prozent (1913) betrug, auf 4,90 Prozent (1917) angestiegen ist. Mit dem Gesundheitsstand der Erwachsenen steht es in dieser Hinsicht ähnlich. Merkwürdigerweise halten die Frauen im ganzen die Zeit etwas besser durch als die Männer. Hinsichtlich des Ernährungsstandes der Kinder wird immer wieder bestätigt, daß die Kinder der Festbesoldeten, der kleinen Beamten und Lehrer in ungünstigerem Zustand sind als die der Arbeiter. Der Chemnitzer Schularzt rät zum Verzicht auf Sportwanderungen u. dgl., weil dabei zu viel Kräfte verbraucht werden. Ich besehe mir, mit diesem Vorschlag noch in den Gedanken, die beiden handfesten Jungens, die, Arme und Beine unwahrscheinlich ineinander gerammt, im Ringkampf über die Straße kugeln. Denen gewöhne mal jemand eine weise Anpassung ihres Kräfteverbrauchs an die Ernährungsverhältnisse an!

Dienstag, 7. Mai.

Die Logik des Zentrums, kraft deren die Sicherstellung der konfessionellen Schule als „Sicherung gegen radikale Wirkungen des Wahlrechts" in das Wahlkompromiß gebracht wird, geht etwas gezwungene und künstliche Wege. Sollen wir wirklich ein Stück geistiger Freiheit preisgeben, um die politische zu erkaufen? Das ist im Grunde ein Kuhhandel, gegen den man sich innerlichst sträubt. Auch Herr v. Heydebrand behauptet, daß durch Radikalisierung des Wahlrechts unsere „idealen Errungenschaften" auf dem Gebiet der Schule und Kirche gefährdet werden. Was würde Jesus zu dieser Verbindung von Wahlrecht und Glaube gesagt haben?

Im Reichstag wird unter denkbar lauer Beteiligung der Etat des Reichswirtschaftsamts besprochen. Diese Mattigkeit ist so bezeichnend. Die Leute haben für die fragliche Wichtigkeit der mühsamen Instandhaltung unserer Wirtschaftsmaschine keine Geduld und keine Ausdauer mehr.

Mittwoch, 8. Mai.

Der Beschäftigungsgrad am 1. April zeigt noch eine weitere Abnahme, allerdings eine weit schwächere, die nur bei den Männern erscheint (0,1 v. H.); bei den Frauen ergibt sich eine leichte Zunahme um etwa den gleichen Prozentsatz. Dabei ist aber auch der Andrang der Arbeitsuchenden gesunken; bei Männern und Frauen ist das Verhältnis der sich anbietenden Kräfte zu den offenen Stellen sehr niedrig. (Bei den Männern 56 zu 100, bei den Frauen 85 zu 100.) Die Nachfrage nach Frauen konnte also nur zu vier Fünfteln gedeckt werden.

Über den Rückgang französischer Ernteerträge aus Mangel an künstlichem Dünger, vor allem an Kali, wird mitgeteilt, daß die französische Getreideernte im Jahre 1914: 90 Prozent, in den Jahren 1915 und 1916: 70 Prozent und 1917: 56 Prozent der Friedensernten erbrachte.

Im Verlauf der Wahlrechtsdebatte werden die Sicherungsanträge des Zentrums abgelehnt. Ebenso werden in den Verhandlungen über das Herrenhaus alle weiteren Anträge abgelehnt. Man sieht, daß nun nichts mehr zu verschieben ist. Man erwartet eine Erklärung der Regierung, daß sie alle verfassungsmäßigen Mittel für die Durchsetzung des gleichen Wahlrechtes einsetzen werde. Die Frage der Entscheidung des Herrenhauses wird optimistisch beurteilt, d. h. man erwartet die Verständigung im Herrenhaus auf der Grundlage des gleichen Wahlrechts mit „Sicherungen".

Donnerstag, 9. Mai.

Eine zeitgemäße Erscheinung sind die Schuhwarenpolonäsen. Als ich neulich mit dem Nachtzug früh um 6 Uhr nach Berlin kam, fand ich vor einem Schuhgeschäft eine Schar übernächtigter Frauen auf Feldstühlen sitzen. Sie saßen dort schon Stunden, um die Öffnung des Ladens (um 9 Uhr!) abzuwarten. In Hamburg soll ähnliches stattfinden. Ob es nicht ein anderes Mittel gerechter Verteilung gäbe als nach dem Grundsatz: wer zuerst kommt, — das diese unsinnigen Überholungsstrapazen veranlaßt?

Im Reichstag beim Etat des Reichswirtschaftsamts Besprechung über die Regulierung des Oberrheins als Binnenschiffahrtskanal bis zum Bodensee. Das Reichswirtschaftsamt hat Verhandlungen über den Plan zum Abschluß gebracht.

In der Hamburger Bürgerschaft findet eine bedeutsame Erörterung der Kriegsziele statt. Es zeigt sich dabei, daß die Meinungen bei verständigen Leuten sachlich durchaus nicht so weit auseinandergehen, wie es in der Aufbauschung der Vaterlandspartei immer aussieht. Die Reden sind sehr viel verwegener als die tatsächlichen Forderungen.

Freitag, 10. Mai.

Die Fleischrationen werden jetzt in einigen Kommunalverbänden gekürzt. Das Wintervieh soll erst auf der Weide wieder etwas Fleisch ansetzen, ehe es zur Schlachtung kommt. Darum ist der Auftrieb zurzeit gering. Es kehren ähnliche Ueberwinterungsfolgen wieder wie vor der Einführung der modernen Stallfütterung, als man vom „Schwanzvieh" sprach, das im Frühjahr am Schwanz auf die Weide gezogen werden mußte. Aus manchen Gegenden

Digitized by Google

wird erzählt, daß diesmal beim ersten Anfang des Weidegangs die Tiere auf Wagen hinausgefahren sind. Immerhin, sie sind durchgehalten, und nun haben sie's besser.

Sonnabend, 11. Mai.

Man ist weniger als sonst noch imstande, strahlende Maitage mit trockenem Ostwind ohne den heimlichen Gedanken an die Futtermittelernte und die stille Furcht vor einem zu trockenen Mai zu genießen!

Im Reichstag Beratung und Annahme der Anträge des Wohnungsausschusses, die auf eine kräftige Initiative des Reichs in der Wohnungsfrage hinausgehen, und zwar sowohl organisatorisch wie in der Beschaffung von Mitteln. Die Annahme der Anträge gewährleistet freilich noch nicht ein ebenso entschiedenes Vorgehen der Regierung, wie wir an manchen nicht oder lahm durchgeführten Reichstagsbeschlüssen sehen können.

Naumann / Wir und Rußland

Die Reihe von Friedensschlüssen, die in Brest-Litowsk hergestellt wurden, ist nicht der Abschluß der Regelung unserer östlichen Verhältnisse. Vielleicht kann man sie richtiger als Friedensanfang bezeichnen. Der Friede selbst nämlich ist ein Ziel, das nur schrittweise erreicht werden kann, denn nur Staaten mit beiderseits geordneten Regierungs- und Arbeitszuständen bringen es fertig, aus dem Kriege heraus sofort in den Frieden hinüberzuspringen. Solange aber wir Deutschen noch unter dem englischen Abschließungskrieg leiden und solange die Länder des zerbrochenen russischen Imperiums noch ohne gefestigte Verwaltung und fast ohne verantwortliche Autoritäten leben, kann im besten Falle zwar der Militärkampf aufhören, von gemeinsamer Politik aber oder freiem Handel kann noch nicht die Rede sein. Da jeder wahre Friede auf Leistung und Gegenleistung beruht, so tritt er nur dann unverkümmert ein, wenn beide vertragschließenden Teile sich frei und sicher bewegen können. Vorläufig jedoch ist unser Verhältnis zu Rußland so, daß wir von dort Ernährung und Rohstoffe begehren, ohne unserseits die Möglichkeit zu haben, große Mengen von Fertigfabrikaten als Gegengabe zu liefern. Darin liegt, abgesehen vom russischen Revolutionszustand, die eigentliche Schwierigkeit.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß von deutscher Seite alles Menschenmögliche geschieht, um den Ukrainern und auch anderen Russen Eisenwaren, Pflüge, Messer, Geräte, Ketten, Wagen und Ähnliches zu liefern. Wir kaufen und lassen herstellen, aber jedermann weiß, daß wir zurzeit eine wirkliche Exportindustrie nicht leisten können. Am wenigsten geht es in Textilwaren. Wenn wir genug solche Waren abgeben könnten, würden wir wahrscheinlich gar keine Truppen jenseits der Grenzen von Brest-Litowsk mehr brauchen, denn dann würde der jüdische Händler den Eintausch von Brotgetreide und Futterstoffen vollziehen. Da nun aber unsere Industrie noch gehemmt ist, muß versucht werden, den natürlichen Weg durch künstliche Methoden zu ersetzen.

Am nächsten liegt dabei der Gedanke, von den Ukrainern Landwirtschaftserzeugnisse auf Kredit zu kaufen, das heißt: ihnen deutsche Banknoten in die Hand zu geben, für die sie zwar nicht jetzt, aber doch später deutsche und andere Waren erwerben können. Doch was gilt heute im europäischen Osten noch Kredit, nachdem Papiergeld herumflattert wie dürres Laub? Die Bauern glauben nicht an die bedruckten Milliardenscheine und halten noch immer den alten zaristischen Papierrubel für den erträglichsten Wertmesser. Den aber besitzen wir nur in recht begrenzter Menge. Und was nützt außerdem dem Landmann, dessen Ackergerät und Kleider verdorben sind, die Aussicht, nach fünf Jahren etwas kaufen zu können?

Wo nun aber Ware und Geld fehlen, soll der Zwang eintreten. Das ist an sich nicht unberechtigt, denn da unsere Truppen gesiegt haben, so konnte unsere deutsche Staatsregierung feststellen, daß sie von der weiteren Verfolgung nur dann abstehe, wenn ein vereinbartes Quantum von Ernährungsstoff geliefert wird. Das war der Sinn der Geheimabmachung mit der verflossenen ukrainischen Regierung: Ihr bekommt Ruhe und Staatsanerkennung, wir aber bekommen Brot! Über die Vorfrage, ob und wieweit Brot und Futter vorhanden waren, ließ man sich keine bindenden Garantien geben, denn die jugendlichen Vertreter des neugeborenen Staates bekannten selber ganz offen, daß sie keine rechnungsmäßigen Beweise in Händen hatten. Dafür erlaubten sie durch ihre Einladung deutschen und österreichisch-ungarischen Truppenteilen, sich an der Herbeischaffung der bäuerlichen Bestände zu beteiligen.

In dem allen tritt eine recht verwickelte Konstruktion zutage: eine von Deutschland aufrechterhaltene Regierung ist auf Grund eines (nicht ratifizierten) Vertrages verpflichtet, Nahrungsstoffe zu liefern, die sie selber nicht auftreiben kann und darum durch deutsche Truppen herbeischaffen läßt. Ob man das einen Bündnisvertrag nennen soll oder schon einen Okkupationszustand, bleibe den Staatsrechtlern überlassen, jedenfalls ist es ein Übergangszustand zwischen Krieg und Frieden, der in kein fertiges Schema hineinpaßt. Aber was leistet diese Konstruktion sachlich? Das ist, worauf es ankommt. Kann man durch Zwang Ackerwirtschaft befördern?

Sicher ist, daß man durch militärische Requisition vorhandene Mengen herausholen kann, wenn man die Wirkungen dieses Verfahrens auf die Volksstimmung absichtlich außer acht läßt. Dann wird aber keine republikanische oder kosakische Regierung auf die Dauer ihrem eigenen Volke gegenüber die Verantwortung tragen, und ein reiner Okkupationszustand tritt ein. Auf diese Weise wird das Getreide vielleicht sehr blutig für Gegenwart und Zukunft, und vor allem: auf neue Ernte ist dann sehr wenig zu rechnen, denn was soll den Bauern veranlassen, für die Requisition zu arbeiten, wenn diese ihm nichts bietet als Papiere, die er nicht schätzt? Kann man hinter jeden arbeitenden Bauern eine Aufsichtsperson stellen? Soll man deutsche Soldaten zu ukrainischen Ackerbauern machen? Hier gibt es keine wirkliche Lösung, solange wir nicht Weltfrieden haben, denn erst dann besitzen wir Kaufmöglichkeiten. Mit Zwang allein läßt sich die wirtschaftliche Maschinerie nicht in Gang erhalten

Es hat für die deutsche Phantasie etwas Wunderbares, zu hören, wie deutsche Soldaten die Häfen der Halbinsel Krim besetzen und bis nach Rostow vorgedrungen sind, östlicher als Napoleon I. im Jahre 1812. Von Finnland bis nahe an den Kaukasus wirkt deutsche Kraft, während sie gleichzeitig bei Ypern und Amiens den Weltkampf führt. Wir verehren und lieben unsere Soldaten und ihre Führer, die so Großes und Unvergeßliches tun. Dabei aber wird uns mit jedem Tage eindringlicher, daß auch die stärkste militärische Kraftentfaltung die alten Elementargesetze des Wirtschaftslebens nicht ausschalten kann, wie beispielsweise den Satz: Wer nicht verkauft, der kauft nicht! — —

Außer der Brotfrage aber konnte in Brest-Litowsk gar nicht die künftige Staatsgestaltung erledigt werden. Theoretisch zwar sagen wir, daß es uns gleichgültig sei, wer

Digitized by Google

in Petersburg regiere, aber praktisch haben wir unsere Truppen nach Finnland gesendet, um dort der weißen Garde gegen die rote zu helfen, das heißt, um trotz des formalen Friedensschlusses gegen die Leninsche Republik zu kämpfen, da wir ihr gegenüber Garant der finnischen Selbständigkeit geworden sind. Leider ist dieser Vorgang in doppelter Weise durch Nebenerscheinungen getrübt, so daß es vielen Deutschen schwerfällt, zu ihm eine innere Zustimmung aufzubringen. Einesteils wurde vielfach ein Übereifer monarchistischer Art gezeigt, und andererseits wurde der Kampf gegen die rote Garde zur Sozialistenbekämpfung ausgedehnt. Es haben in der Tat zahlreiche deutsche Sozialdemokraten ihre alten Freunde, die keineswegs Deutschenfeinde sind, als Gegner verfolgen sollen. Sieht man aber von diesen peinlichen Nebenwirkungen ab, so liegt im finnischen Streite erst der Anfang vor zur weltpolitischen Verteilung der zarischen Bestände. Überall dort, wo bisher der Großstaat Rußland seinen Arm ausgestreckt hat, erhebt sich uns die langwierige Frage, welche Macht an jeder einzelnen Stelle in das Erbe eintritt. England, Japan und Mitteleuropa umstehen das Sterbebett einer seit zwei Jahrhunderten aufwärtssteigenden Weltmacht. Dieses Ringen ist keineswegs eine einfache Fortsetzung des deutsch-russischen Krieges, sondern bleibt ein Teil des Weltkrieges. So ist beispielsweise das Streiten um Estland und Livland schon heute fast ebensosehr eine deutsch-englische wie eine deutsch-russische Angelegenheit. Der Zusammenbruch des alten Rußland erhöht ohne weiteres die Anziehungskraft aller starken Großnachbarn. Wenn wir darum jetzt einfach uns hinter die Grenzlinie von Brest-Litowsk zurückziehen und jenseits derselben alles gehen lassen, wie es gehen will, so sollen wir uns nicht wundern, wenn wir eines Morgens einen englischen Hetman in Moskau oder Petersburg finden. Ruhe gibt es auch hier nur durch den Weltfrieden.

Da aber alle diese Fragestellungen für unser Volk neu und ungewohnt sind, so ist es kaum zu vermeiden, daß fast jeder bedeutendere Soldat oder Verwaltungsbeamte in den Gebieten zwischen Finnland und Beßarabien sich seine eigene Ostpolitik zurechtmacht und sie mit Eifer als einzig richtige Lösung vertritt. Insbesondere besteht dabei zweierlei Meinung darüber, ob und wieweit wir für oder gegen den Bestand der Bolschewiki-Republik in Moskau interessiert sind. Sollen wir sie bekämpfen oder schonen? Sollen wir ihren Zusammenschluß mit der Ukraine und anderen Nachbarstaaten erleichtern oder hindern? Rechnen wir auf ein wiedererstehendes Gesamtrußland oder nicht? Das alles sind höchst praktische Fragen, nachdem der finnische Krieg bis an die altrussischen Grenzen gelangt ist und die Ukraine-Okkupation den Don überschreitet. Wollen wir Gemeinschaftlichkeitsverhandlungen zwischen Altrussen und Ukrainern begünstigen oder riskieren, daß sie eines Tages gegen uns zustande kommen? Alles ist im Fluß, nichts ist berechenbar, vieles unbekannt, Politik wird zum Experiment. Das wirkt zurück auch auf die Heimatpolitik, denn auch in ihr vermehren sich alte Gegensätze durch östliche Fragen. Ohne mich näher auf die innerpolitischen Vorgänge der vorletzten Woche einzulassen, so kann doch so viel gesagt werden, daß es sich bei der öfter besprochenen, nicht zustande gekommenen Resolution Erzberger um eine Auffassung gehandelt hat, bei der die selbständige Existenz der östlichen neuen Staaten möglichst gesichert werden sollte. Die demokratische Seite hält etwas von der Selbstbestimmung der Völker, weil sie glaubt, daß durch Hochhalten dieser Idee Deutschland am besten einen bleibenden, wohltätigen Einfluß im bisherigen Rußland ausüben könne. Andere denken weniger günstig von der Kraft und Vernunft der Nationalitäten. Gute Gründe sind auf beiden Seiten. Noch ist das Ostproblem nicht völlig reif, aber es ist da und verlangt unsere ganze Aufmerksamkeit.

Wilhelm Heile / Die Revolution der Herren

Daß die preußischen Junker Kerle sind, ganze Kerle, das haben wir immer gewußt, und das hat ihnen von jeher Achtung verschafft und selbst ein nicht geringes Stück romantischer Sympathie auch bei denen, die ihre Politik als volksverderbend und staatsgefährlich mit Aufgebot aller Kraft bekämpfen. Und die Herren vom Rittertum der neuen Zeit, vom Großgrundbesitz unter der Erde, stehen ihnen an Härte und zielklarer Entschlossenheit des Willens nicht nach. Wer sich überhaupt darauf versteht, Menschen zu beurteilen — was aber wäre ein Staatsmann oder Politiker ohne solche Kunst! —, der muß also wissen, daß in dem Entscheidungskampfe um die Macht im preußischen Staate und damit um die Führung im Deutschen Reiche eine Überwindung des konservativen Widerstandes auf dem Wege der Verständigung, des gütlichen Zuredens und des Appells an Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl völlig hoffnungslos ist. Für die preußischen Herren handelt es sich ja gar nicht um die Frage, ob das gleiche Wahlrecht oder irgendein Klassen- oder Mehrstimmenwahlrecht den Anforderungen der Gerechtigkeit mehr entspricht. Für sie gibt es da nur die eine Frage: wie erhalten wir dem preußischen Staat seine „Eigenart", d. h. den Aufbau, bei dem wir ohne ständig neuen Kraftaufwand den alten Zustand erhalten können: der Staat — das sind „wir".

Es gab freilich eine Zeit im Kriege, da schien es so, als ob auch dieses Eis des starrsten Herrensinns unter den warmen Sonnenstrahlen vaterländischen Gemeinschaftsgefühls schmelzen wolle. Das war in den ersten Monaten. Aber von dieser warmen Gemütsaufwallung ist längst nichts mehr zu spüren. Seitdem sind sie wieder viel mehr Klassenkämpfer als Deutsche. Und ihre Revolution von oben her hat einen großen Teil der Schuld daran, daß die politische Unterwelt der Agitation der Haase, Dittmann, Ledebour zugänglich wurde und in reaktionäre Bewegung geriet. Denn ihre starr ablehnende Haltung hat von allem Anfang an den Zweifel geweckt und gesteigert, wenn Kaiser und Kanzler dem Volke eine Umgestaltung des inneren Staatswesens versprachen. Und wenn es immer dringlicher geworden ist, daß die Tat den Worten schon inmitten des Krieges folgt, so können sie dafür nur sich selber anklagen; es ist ihre alleinige und ausschließliche Schuld.

Sie klagen aber die Regierung an, daß sie mit ihren Reformversuchen die innere Einheitsfront zerstört habe. Jetzt gäbe es wichtigere Dinge zu tun. Was die Nichtkämpfer denn eigentlich so Wichtiges zu tun haben, daß sie darüber keine Zeit mehr hätten, für die heimkehrenden Krieger Heim und Heimat wohnlich einzurichten, das sagen sie freilich nicht. Statt dessen schreien sie um so lauter, was wir noch alles von den Feinden erzwingen müßten, wenn nicht die Opfer dieses Krieges umsonst gebracht sein sollten. Wobei sie ganz hinzuzufügen vergessen, daß sie ihren Anteil an dem dazu nötigen Tun schon mit dem Schreien erschöpft haben, so daß eigentlich nicht recht einzusehen ist, warum sie nun keine Zeit mehr

Digitized by Google

haben sollten, für die, denen sie immer neue und größere Aufgaben und Opfer zuweisen möchten, auch ihrerseits etwas Rechtschaffenes zu tun.

Da haben sie sich nun eine feine Formel zurechtgemacht, mit deren Hilfe sie ihrer selbstsüchtigen Machtpolitik noch einen patriotischen Anstrich zu geben suchen. Sie sagen, es sei ein Unrecht an den Vaterlandsverteidigern, Reformen im Innern vorzunehmen, ohne daß sie dabei gefragt würden. Das klingt den nur so obenhin Zuhörenden ganz vernünftig und ist doch nichts als eine gefährliche Irreführung. Den Kriegern soll ja kein Recht genommen werden; man will es ihnen erst geben. Damit man sie fragen kann nach dem, was künftig werden soll, deshalb muß eilig gehandelt werden. Sie, die das Vaterland gerettet haben, sollen bei ihrer Heimkehr die neue Rechtslage bereits fertig vorfinden, die es ihnen erst möglich macht, als vollberechtigte Staatsbürger am Aufbau des neuen Deutschlands tätig und verantwortlich mitzuwirken. Das gleiche Wahlrecht, um das es sich in diesem Streite handelt, ist ja nicht das Ziel, sondern das Mittel, das zum Ziele führen soll.

Ist es wirklich nötig, das noch zu sagen? Man sollte es nicht glauben; aber es ist so. Es gibt gutherzige Leute und wohlmeinende Patrioten, die der Gewandtheit solcher Roßtäuscherkniffe nicht gewachsen sind. In seinen Massen aber empfindet bei alledem das Volk nur eines: das Gefühl der Empörung und — vor aller Welt — der tiefen Beschämung, daß bei uns in Deutschland und insonderheit in Preußen um das so selbstverständliche Grundrecht des Bürgers gemarktet und gefeilscht wird, während die Bürger selbst da draußen und daheim ganz schlicht und wie selbstverständlich in Taten und still und tapfer ertragenen Entbehrungen das Gewaltigste leisten, was je ein Volk geleistet hat. Wer selber mitgekämpft hat und gesehen hat, wie rechts und links von ihm liebe Kameraden dahinsanken; wer es erlebt hat, sei es als einfacher Soldat, sei es an der Spitze einer Kompagnie, wie unsere Brüder und Söhne nicht aus Zwang und Drill und Disziplin, sondern aus bewußter Pflichttreue für Volk und Vaterland in Angriff und Verteidigung sich schlechthin jeder Anforderung gewachsen zeigen; wer daheim etwa mit der Verteilung der Lebensbedürfnisse zu tun und dabei immer wieder erfahren hat, wie es gerade Leute aus den oberen Schichten zu sein pflegen, die am meisten über die Unzulänglichkeit der Verteilung nörgeln, während die Ärmsten, die am meisten unter Knappheit und Teuerung leiden, mit stiller Entsagung hinnehmen, was nun einmal unabänderlich ist; wer das alles weiß und sieht, wie groß dies Volk ist im Leiden und im Tun, den mußte es an die Seele greifen, wenn dennoch im Preußischen Abgeordnetenhause die Ablehnung des gleichen Wahlrechts von konservativer Seite damit begründet wurde, daß dieses Volk nicht reif sei. Nicht reif für dasselbe Recht, das dieselben Menschen als deutsche Reichsbürger längst besitzen!

Die richtige Folgerung aus solcher Ansicht wäre die Verschlechterung des Reichstagswahlrechtes. Ach, wie gern würden die Herren sich an diese Arbeit machen, wenn sie nur könnten! Daß die Kriege von 1866 und 1870 unserem Volke das gleiche Wahlrecht für den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich gebracht haben, das war den gleichen Kreisen schon damals ein Grund mehr zum Zorn auf Bismarck, dem sie unverhohlen Ausdruck gaben. Den Nachfahren ist es eine bedauerliche, aber unabänderliche Tatsache, mit der nun einmal gerechnet werden muß. Um so mehr klammern sie sich an ihr Vorrecht in den Einzelstaaten, besonders in Preußen, indem sie behaupten, man dürfe das Parlament in Preußen mit dem im Reich überhaupt nicht vergleichen, weil der Aufgabenkreis so grundsätzlich verschieden sei. Der Staat sei im wesentlichen eine Vermögensverwaltung geworden; deshalb müsse der Besitz durch Mehrstimmen nach der Steuerleistung bevorrechtigt bleiben. Dabei kämpfen sie zähe dafür, daß die Besitzsteuern den Einzelstaaten überlassen bleiben, während das Reich sich mit Verbrauchs- und Verkehrsabgaben begnügen soll. Einem Parlament von Geldbeutels Gnaden trauen sie eben nicht ohne Grund eine viel pfleglichere Schonung der großen Vermögen und Einkommen zu, als einer wirklichen Volksvertretung, zu der der Ärmste wie der Reichste mit gleichem Stimmgewichte wählt. Das könnte manchem, der mit dem Munde ein großer Patriot ist, so gefallen, wenn das so käme und bliebe! Das Volk aber läßt sich das nicht mehr gefallen. Herr v. Oldenburg hat das deutsche Volk wohl nur an sehr merkwürdigen Exemplaren studiert, wenn er die Stimme des Volkes an Wert der des Rindviehs vergleicht. Wenn etwa es in Deutschland noch Stimmvieh gab, so hat dieser Krieg damit doch ganz erheblich aufgeräumt. Die Partei des Herrn v. Oldenburg wird das an der Abnahme ihrer Bestände schon merken. Das Volk in seiner gewaltigen Mehrheit will ja nichts wissen von all den Tüfteleien und Klügeleien, die jetzt zur Konservierung dessen erfunden werden, was doch dem Untergange geweiht ist: das Volk kennt nur das eine klare Ziel, das es sich nicht trüben lassen wird: ein Reich, ein Volk, ein Recht. Und was die Kriege um die deutsche Einheit gebracht haben, das soll in diesem Weltkriege, der zur Verteidigung des damals entstandenen Reiches geführt wird, nun endlich glücklich vollendet werden.

Wie aber, wenn die Konservativen ihr revolutionäres Werk bis zum Ende fortsetzen, wenn sie auch in der dritten Lesung, die in diesen Tagen stattfindet, das gleiche Wahlrecht niederstimmen? Dann braucht und darf die Regierung nicht zögern. Wenn die Herren den Thron als Stütze ihrer Vorzugsstellung mißbrauchen wollen, wie sie es so oft getan, so genügt ein kräftiger Wille, um sie von dem angemaßten Platz am Throne wegzujagen. Denn der König will sein Wort einlösen — daran ist kein Zweifel. Und das Volk wird ihn gewiß nicht im Stiche lassen, wenn der ernsthafte Versuch gemacht wird, die Durchsetzung des gegebenen Wortes zu erzwingen. Worauf also wartet man noch?

Wahrscheinlich ist, wenn dieses Heft in die Hände des Lesers gerät, die Abstimmung in dritter Lesung schon gewesen. Es heißt, daß die Regierung auch bei erneuter Ablehnung nicht sofort auflösen werde, sondern statt dessen — um die nötige Zeit für die schwierige Aufstellung der dreiklassigen Wählerlisten zu gewinnen und so die verfassungsmäßig vorgeschriebene Frist zwischen ihrer Auslegung und dem Tag der Wahlen sicherzustellen — die Auflösung zu einem ihr genehmen Zeitpunkt ankündigen werde. Das wäre im Grunde das gleiche, wenn auch nicht einzusehen ist, warum die technischen Vorbereitungen der Wahl nicht schon längst getroffen worden sind, nachdem man seit langer Zeit damit rechnen mußte, daß der Wahlrechtskampf sich so zuspitzen würde. Nun aber noch hinter der Ablehnung neue Verhandlungen zu versuchen, die Vorlage erst einmal ans Herrenhaus zu verweisen, um sie dann aufs neue dem Abgeordnetenhause vorzulegen — das brächte bloß eine ganz nutzlose und überflüssige Verschleppung des Kampfes. Durch Zureden und Entgegenkommen sind die Herren ja doch nicht zu gewinnen. Hätte man ihnen von vornherein gezeigt, daß die Regierung gewillt ist, das Wort des Königs unter allen Umständen und mit allen Mitteln einzulösen, so hätten

Digitized by Google

sie vielleicht nachgegeben. Jetzt aber haben sie sich in ihrem Widerstand im Vertrauen auf die Willensschwäche der Regierung und des Königs so festgebissen, daß alles weitere Verhandeln nur noch Zeitvergeudung ist. Worüber auch wollte man noch verhandeln? Über die gefährlichen Vorschläge von „Sicherungen", die einem mit gleichem Recht gewählten Abgeordnetenhause durch verfassungsmäßige Festlegung die Möglichkeit nehmen wollen, etwas zu tun, was dem Dreiklassenhause nicht paßt? Davon kann doch im Ernst nicht die Rede sein. Wenn die Regierung nicht die schwerste Beunruhigung im Volke erregen will, so muß sie jetzt klar und entschlossen handeln. Sonst ist nicht bloß ihr eigenes Ansehen in Gefahr, sondern auch das der Krone. Und mehr, viel mehr als das steht auf dem Spiel. Es ist nicht nötig, das hier noch einmal auszuführen, jetzt, gegen Ende des vierten Kriegsjahres. Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat! Sorget, die ihr dazu berufen seid, daß die gemeinsame Sache des Vaterlandes nicht Schaden leide!

P. Mombert / Der Verlust an Arbeitskraft durch den Krieg

Der erste und wohl auch der wichtigste Punkt, der unter den wirtschaftlichen Schäden und Einwirkungen des Krieges zu nennen ist, ist der gewaltige Verlust an Arbeitskraft, den die Volkswirtschaft durch ihn erleidet. Viele Hunderttausende haben ihr Leben dem Vaterlande zum Opfer gebracht, viele Hunderttausende infolge der Verwundung, Krankheit oder aus sonstigen Ursachen ihre Arbeitsfähigkeit mehr oder weniger eingebüßt. Was ein solcher Verlust, um hier nur von seiner wirtschaftlichen Seite zu sprechen, für uns bedeutet, können wir ermessen, wenn wir daran denken, wie viele Hunderttausende fremder Arbeitskräfte wir bisher schon bei uns beschäftigen mußten, um der Nachfrage nach solchen auf dem Arbeitsmarkte genügen zu können. Man denke dabei nur an diese Seite der Arbeiterfrage in der Landwirtschaft.

Zu diesen unmittelbaren Verlusten an Arbeitskraft durch den Krieg kommt aber noch hinzu, daß wir nach dem Kriege voraussichtlich in weit geringerem Maße als zuvor auf den Zuzug solch fremdländischer Arbeitskräfte rechnen können. Einmal haben diejenigen Länder, aus denen früher vorzugsweise diese Arbeiter kamen, wie Rußland und Italien, durch den Krieg selbst solche riesigen Menschenverluste erlitten, daß allein schon diese Tatsache einem künftigen Zuzug als sehr ernstes Hindernis entgegenstehen muß.

Bestimmteres darüber läßt sich heute noch nicht sagen; denn die Möglichkeit eines solchen Zuzuges hängt auch in sehr hohem Maße von der Konjunktur in diesen Ländern nach dem Kriege ab. Ist diese eine gute, d. h. findet sich dort selbst reichliche und gutbezahlte Arbeitsgelegenheit, so können wir in weit geringerem Maße mit einem solchen Zuzuge rechnen, als wenn dort die Lage eine ungünstige, also die Nachfrage nach Arbeitskraft eine geringe ist.

Als diesen Zuzug fremdländischer Arbeitskräfte wesentlich erschwerend kommt noch hinzu, daß wir jedenfalls noch auf Jahre hinaus in einem Zustande sehr hochgespannter nationaler Gegensätze leben werden. Zwar wird dies auf der anderen Seite für uns auch wieder seine günstige Seite haben, da wir hierdurch jedenfalls in erheblichem Maße mit einer Rückwanderung jetzt noch im Auslande lebender Deutscher zu rechnen haben werden. Es erscheint aber doch fraglich, ob wir darin einen vollen oder doch nur einigermaßen genügenden Ausgleich für den Ausfall finden werden, den wir durch das Fehlen der fremden Arbeitskräfte erleiden.

Zur richtigen Würdigung dieser Verhältnisse müssen wir freilich auch ins Auge fassen, wie nach dem Kriege die wirtschaftliche Konjunktur bei uns beschaffen sein wird, zunächst in den Zeiten der Übergangswirtschaft, dann aber auch in den darauffolgenden Jahren. Denn davon hängt es ja ab, welcher Bedarf bei uns nach Arbeitskräften herrschen wird, davon hängt es ab, wie die Lohnverhältnisse bei uns sein werden, die ja dann bekanntlich ihrerseits wieder einen maßgebenden Einfluß auf den Zuzug fremder Arbeitskräfte ausüben. Sind es doch nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse des Auswanderungs-, sondern ganz besonders auch diejenigen des Einwanderungslandes, von denen der Umfang der Ein- und Auswanderung abhängt. Die Verhältnisse der Konjunktur bei uns werden also und in allererster Linie dafür maßgebend sein, ob und in welchem Maße nach dem Kriege bei uns für sogleich und späterhin ein Mangel oder ein Überangebot von Arbeitskräften vorhanden sein wird. Von der Art und Weise, wie sich das deutsche Wirtschaftsleben nach dem Kriege gestaltet, wird es abhängen, ob die eine oder die andere der obengenannten Möglichkeiten eintritt. Freilich kann es auch sein, ein Faktor, den wir keineswegs unterschätzen dürfen, daß auch dieser gewaltige Ausfall an Arbeitskraft ein Hindernis einer günstigen Entwicklung der Konjuktur bilden wird.

So oft auch schon der Versuch dazu unternommen worden ist, Bestimmtes über die Entwicklung der Konjunktur nach dem Kriege auszusagen, so sehr gehen doch die Ansichten darüber auseinander und so wenig geklärt ist immer noch das, was wir in dieser Hinsicht zu erwarten haben. Die Zahl der Unbekannten, mit denen wir heute noch in dieser Beziehung zu rechnen haben, ist eben immer noch eine zu große. Immerhin dürfen wir trotz aller Bedenken an dieser Stelle nicht an dieser Frage vorübergehen, da ja doch das Arbeiterproblem in dem obengenannten Sinne nach dem Kriege in zu hohem Maße von dem sonstigen Gang unserer wirtschaftlichen Entwicklung abhängig ist.

Mit allem Vorbehalt wird man darüber das folgende sagen können: Als bestimmt kann man annehmen, das wird vornehmlich von der erstgenannten Periode der Übergangswirtschaft gelten, daß ganz gleich wie die Konjunktur sich im allgemeinen Durchschnitt gestalten wird, die diesbezüglichen Verhältnisse in Landwirtschaft, Industrie und Handel, und bei diesen letzteren dann wieder in den einzelnen Gewerben, ganz verschieden sein werden. Es hängt dies in erster Linie damit zusammen, daß einmal die Wirkungen des Krieges in dieser Hinsicht auf die Entwicklung der einzelnen Gewerbe recht verschieden sind und daß das gleiche auch von den Verhältnissen der Arbeiterschaft gilt.

Was den ersten Punkt anlangt, so werden sich schon deshalb, wenigstens bestimmt in den Zeiten der Übergangswirtschaft, die Verhältnisse verschieden gestalten müssen und damit auch der Bedarf nach Arbeitskräften, weil die Nachfrage nach den Erzeugnissen der einzelnen Gewerbe eine recht verschiedene sein wird. Bei einer Reihe von ihnen, man denke nur z. B. an den Kohlenbergbau, wird sofort eine äußerst lebhafte Nachfrage einsetzen, und es wird nur von der zur Verfügung stehenden Arbeiterzahl abhängen, in welchem Maße diese Nachfrage auch befriedigt werden kann. In anderen Gewerben wieder wird die Beschäftigungsmöglichkeit eine wesentlich geringere sein, entweder, weil sie in der Hauptsache auf den Export angewiesen sind und es Jahre dauern mag, bis die ausländischen Handelsbeziehungen wieder in dem Maße, wie zuvor, angeknüpft sind, oder weil vielleicht die Rohstoffe zur Weiterverarbeitung fehlen, die im Interesse unserer Valuta nur langsam und nach und nach wieder beschafft werden können. So mag es kommen, daß in manchen Gewerben, trotz der großen Verluste, welche der Krieg an Arbeitskraft gebracht hat, zunächst das Angebot an Arbeitskraft wesentlich größer als die Nachfrage danach sein wird, dies ganz unbeschadet davon, wie sonst vielleicht die allgemeine Konjunktur ist.

So wie also diese knappen Beispiele zeigen, daß in den einzelnen Gewerben in dieser Hinsicht ganz verschiedene Verhältnisse herrschen können, so gibt es auch auf Seite der Arbeitskraft Faktoren, die dahin wirken, diese Ungleichmäßigkeiten im einzelnen noch zu verstärken, nach anderen Seiten aber vielleicht auch wieder auszugleichen. Es handelt sich dabei um das folgende: Wenn auch im Verlaufe des Krieges stark verwischt, so setzt sich doch unser Heer aus Verbänden zusammen, die landschaftlich gegliedert sind, die also je nach der beruflichen Zusammensetzung des betreffenden Herkunftsgebietes die einzelnen Berufe selbst wieder in ganz ver-

Digitized by Google

schiedener Stärke umfassen. Es gibt Gebietsteile in Deutschland, in denen z. B. vornehmlich die Textil- oder Montanindustrie ihren Sitz hat, es gibt Gebiete mit rein landwirtschaftlicher Bevölkerung und dann wieder solche, in denen ein verhältnismäßig großer Teil derselben Handel und Verkehr angehört. Diese verschiedene berufliche Zusammensetzung der einzelnen deutschen Landesteile muß sich dann auch auf die Truppenteile übertragen, die sich aus ihnen rekrutieren. Man muß nun damit rechnen, daß unter den Wechselfällen des Krieges die einzelnen Truppenverbände doch in recht verschiedenem Maße gelitten haben und daß dementsprechend auch die Verluste, die durch den Krieg an Arbeitskraft eingetreten sind, absolut und relativ bei ihnen recht verschieden sein mögen. Wie diese Dinge im einzelnen liegen, ließe sich nur durch eine Feststellung der Berufe derer, die im Kriege gefallen sind oder infolge von Verwundung oder Krankheit ihre Arbeitskraft verloren haben, feststellen, eine Untersuchung, die freilich für die Art der Demobilmachung und die Vorbereitungen für die Übergangswirtschaft von nicht zu unterschätzendem Werte wäre. Ohne eine solche wird man heute nur sagen können, daß nach der einen oder der anderen Seite hin mit diesen Möglichkeiten zu rechnen ist.

Es kann nun der Fall eintreten, daß die Hauptverluste an Arbeitskraft in den Berufen und Erwerbszweigen eingetreten sind, in denen aus den oben kurz angedeuteten Gründen sogleich nach dem Kriege eine rege Beschäftigung zu erwarten ist, es kann aber auch das Umgekehrte der Fall sein. Je nachdem das eine oder das andere eintritt, werden sich die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkte ganz verschiedenartig gestalten. Dieser Gegensatz wird sich in seiner schärfsten Form in der allerersten Zeit während der Übergangswirtschaft zeigen, er wird aber auch auf lange Jahre hinaus andauernd über sie hinausreichen, wenngleich man damit rechnen muß, daß sich solche Gegensätze infolge von Berufswechsel und aus anderen Gründen langsam auszugleichen vermögen. So ist also mit einer Reihe von Momenten zu rechnen, die, abgesehen von dem allgemeinen Gang der Konjunktur, einen wesentlich bestimmenden Einfluß darauf ausüben, ob und in welchem Maße der Verlust an Arbeitskraft wirklich wirtschaftlich nachteilig zur Geltung kommt oder ob sogar trotz dieses Verlustes im allgemeinen doch in einzelnen Berufszweigen noch mit einem Überangebot an Arbeitskraft zu rechnen ist.

Was oben dargelegt worden ist, hat also vor allem Geltung für die Zeit der Übergangswirtschaft; für die dann folgenden Jahre wird sich ein gewisser Ausgleich vollziehen, einmal aus den bereits oben genannten Gründen und dann auch deshalb, weil in dieser späteren Zeit doch anzunehmen sein wird, daß bestimmte Industriezweige nicht mehr infolge Mangels an Rohstoffen in der Wiederaufnahme und Durchführung ihrer Produktion gehemmt sein werden.

Wenn wir nun diese späteren Jahre betrachten, die Zeit des Wiederaufbaues der Volkswirtschaft, wie man sie zusammenfassend bezeichnen kann, so wird auch hier immer noch die Konjunktur das in erster Linie bestimmende Moment dafür sein, ob wir hier mit einem Mangel oder Überfluß an Arbeitskräften zu rechnen haben. Wenn ein Mangel besteht, so wird er jedenfalls am stärksten sich in der Landwirtschaft zeigen, die ja bereits im Frieden unter einem solchen gelitten hat. Sie hat auch später am stärksten unter dem Fernbleiben fremdländischer Arbeitskräfte zu leiden, und es ist auch anzunehmen, daß durch einen etwaigen Arbeitermangel in hochlohnenden Industriezweigen für späterhin der Abwanderung vom Lande erheblicher Vorschub geleistet würde.

Was nun für die Zeit nach dem Kriege die Konjunktur im allgemeinen anlangt, so scheint mancherlei dafür zu sprechen, daß sie in der Zeit der Übergangswirtschaft keine ungünstige sein wird. Man wird davon ausgehen müssen, daß jetzt durch den Krieg alle Lager und Läden geleert sind und daß es auch dem Handel nicht an den erforderlichen Mitteln fehlen wird, trotz der teilweisen Immobilisierung seiner Betriebs-Kapitalien, in großem Maßstabe eine Nachfrage nach Waren zu entwickeln. Das wird um so eher der Fall sein, als jetzt im Kriege bereits bei der Bevölkerung ein großer latenter Bedarf vorhanden ist, der dann seine Befriedigung finden kann. Inwieweit dieser auch tatsächlich gedeckt werden kann, hängt davon ab, ob die erforderlichen Arbeitskräfte und was hier noch wichtiger ist, die erforderlichen Rohstoffe vorhanden sind, die verlangten Güter herzustellen. Wo dies aber der Fall ist, glaube ich, daß wir auch zunächst wenigstens mit reger Beschäftigung allenthalben zu rechnen haben werden. Denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Bevölkerung einen wahren Heißhunger nach den mannigfachsten Artikeln haben wird und daß der Detailhandel, schon aus Gründen der Konkurrenz, alles daran setzen wird, seine Lager wiederaufzufüllen und zu ergänzen und daß deshalb eine Menge von Bestellungen in die Industrie gehen wird. Es kommt noch hinzu, daß auch jedenfalls nach dem Kriege von seiten von Staat und Gemeinden, schon im Interesse der rückkehrenden Truppen, um der Gefahr der Arbeitslosigkeit vorzubeugen, zahlreiche Aufträge an die Industrie gegeben werden. Heute schon irgendwelche Vermutungen darüber anstellen zu wollen, wie es in der ersten Zeit mit der Frage des Exports aussehen wird, wäre, wenigstens für den Außenstehenden, zwecklos.

Eine andere Frage ist dann freilich die, ob und in welchem Maße diese eben angenommene starke Nachfrage auf dem Warenmarkte von längerer Dauer sein kann. Mancherlei Gründe sprechen doch dagegen, daß diese Nachfrage auch weiter in der gleichen Stärke anhalten dürfte, wenn der erste Heißhunger der Bevölkerung nach vielem so lange Entbehrten gestillt und die im Kriege leer gewordenen Lager des Kaufmannes wiederaufgefüllt sind. Wir müssen doch damit rechnen, daß unter dem Druck der hohen Preise, die wir noch auf Jahre hinaus haben, und unter der Last der neuen Steuern, die kommen werden, diese Nachfrage nicht von Dauer sein kann und daß die Konjunktur deshalb etwas abflauen wird. Immerhin müssen wir aber auch daran denken, daß wir dann als gewisses Gegengewicht diesem geringeren Absatze auf dem inneren Markte gegenüber wieder in der Lage sein werden, in größerem Maße als in der allerersten Zeit nach dem Kriege wieder Waren auszuführen.

Aus dem Gesagten ergibt sich also, daß es neben dem Verlust an Arbeitskraft in erster Linie Konjunktur und Verteilung dieser verlorenen Arbeitskraft auf die einzelnen Berufe und Industriezweige sein werden, welche dafür bestimmend sind, ob und in welchem Maße sowohl in den Zeiten der Übergangswirtschaft, wie in den darauffolgenden des Wiederaufbaues der Volkswirtschaft, ein Mangel an Arbeitskräften oder ein solcher an Arbeitsgelegenheit herrschen wird. Es gibt manche Gesichtspunkte, die dafür sprechen, daß vielleicht in dieser letztgenannten Periode aus diesem Grunde wenigstens im allgemeinen Durchschnitt der Mangel an Arbeitskräften nicht so groß sein wird, wie man vielleicht annimmt. Auch hier mögen dabei wieder recht verschieden geartete Verhältnisse bei den einzelnen Erwerbszweigen — z. B. Mangel in der Landwirtschaft — vorhanden sein. Immerhin können alle solche Erörterungen, die heute bereits über diese Frage stattfinden, nicht mehr als Vermutungen darstellen.

Sollte die Entwicklung nach einer Richtung gehen, daß aus den genannten Gründen von einem Mangel an Arbeitskraft wenig zu spüren wäre, so würde dies jedenfalls für die Frage des Wiederaufbaues der Volkswirtschaft ein ungünstiger Zustand sein; würde er doch bedeuten, daß die Konjunktur eine ungünstige ist, daß die Gütererzeugung daniederliegt und die Volkswirtschaft nicht auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit steht, Verhältnisse, unter denen die Verluste und Schäden, die durch den Krieg entstanden sind, viel langsamer und unvollkommener wieder eingeholt werden können, als wenn die Konjunktur einen günstigeren Verlauf nehmen würde. Es wird alles zu geschehen haben, um diesem Ziele nahezukommen und damit die Volkswirtschaft auf das höchste Maß ihrer Leistungsfähigkeit zu heben. Je mehr wir aber dieses Ziel erreichen, um so stärker wird der Mangel an Arbeitskraft sein, der sich hier zeigen wird. Man wird demgemäß sagen müssen, daß es in diesem Sinne günstig für den Wiederaufbau der Volkswirtschaft ist, wenn dieser große Verlust an Arbeitskraft durch den Krieg sich späterhin auch in einem tatsächlichen Mangel an solcher zeigt. Denn es ist ein Beweis dafür, daß unsere wirtschaftliche Entwicklung in die Höhe geht, daß bei uns gearbeitet wird und keine Kräfte brachliegen, alles die unentbehrlichsten Voraussetzungen dafür, daß wir auf

Digitized by Google

dem besten Wege sind, den Verlust an Gütern wiedereinzuholen, die der Krieg verursacht hat.

Wenn wir mit einer solchen Entwicklung als der für uns wünschenswerten für späterhin rechnen, so erhebt sich also wieder das Problem des Verlustes an Arbeitskraft, die Gefahr, daß ein Mangel daran ein Hemmnis für den weiteren Aufstieg der Konjunktur und damit für den Wiederaufbau der Volkswirtschaft sein kann. Es erhebt sich somit die Frage nach den Mitteln und Wegen, einer solchen Gefahr vorzubeugen und einen Ausgleich für diesen Mangel an Arbeitskraft herbeizuführen.

Von der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer nicht unerheblichen Rückwanderung aus den verschiedensten Ländern war aber schon einmal die Rede gewesen. Man wird zwar nicht daran denken können, daß damit ein genügender Ausgleich geschaffen wird. Denn abgesehen davon, daß auf eine Rückwanderung in dem dazu notwendigen Umfange auch nicht im entferntesten zu rechnen sein wird, müssen wir auch in Rücksicht ziehen, daß der Menschenverlust, wie er durch den Krieg entstanden ist, und die männliche Bevölkerung, und hier gerade die im arbeitsfähigen Alter stehenden, getroffen hat, während jede Rückwanderung auch zahlreiche Frauen, Kinder und alte Leute mitumfassen wird. Trotzdem oder gerade deshalb muß es mit eine der Hauptaufgaben sein, diese Rückwanderung auch mit staatlichen Mitteln nach Kräften zu unterstützen. Man wird wohl anzunehmen berechtigt sein, daß im Hinblick auf die große Bedeutung dieser Frage bei den leitenden Stellen dafür bereits ein bestimmtes Arbeitsprogramm vorliegt.

Man wird auch wohl annehmen können, daß von den zahlreichen Frauen, die jetzt im Kriege mit ihrer Arbeitsleistung an die Stelle der Männer getreten sind, ein Teil auch noch für späterhin ihre Tätigkeit dabei fortsetzen wird. Es wird dies keineswegs bei allen Arbeitstätigkeiten möglich, auch nicht einmal wünschenswert sein. Es gibt gewisse Berufe, für welche sich die Frau gerade auch in ihrem eigenen körperlichen Interesse nicht eignet, und es ist dringend erforderlich, daß die unter der Not des Krieges aufgehobenen Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetzgebung für die Arbeit von Frauen, Jugendlichen und Kindern möglichst ungesäumt wieder in Kraft treten. Gerade im Hinblick auf den großen Verlust, den wir durch den Krieg an Menschen und Arbeitskraft, d. h. an organischem Kapital, erlitten haben, darf nichts versäumt werden, um zu erreichen, daß durch die folgenden Generationen dieser Ausfall in quantitativer, aber besonders auch in qualitativer Beziehung wieder ersetzt wird. Aus diesem Grunde bedürfen wir nach dem Kriege mehr als je zuvor einer weitgehenden Arbeiterschutzgesetzgebung in weitestem Sinne. Es wäre nichts falscher und verhängnisvoller, als im Hinblick auf einen vielleicht eintretenden Mangel an Arbeitskräften auch nach dem Kriege die Weiterarbeit von Frauen und Jugendlichen in den Tätigkeiten weitergestatten zu wollen, wo sie im Frieden durch die Arbeiterschutzgesetzgebung verboten gewesen war. Was wir brauchen, ist noch ein weiterer Ausbau, aber nicht ein weiteres Außerkraftsetzen dieser Bestimmungen.

Es gibt im übrigen jedoch eine Reihe von Faktoren, die darauf schließen lassen, daß nach dem Kriege die Frauenarbeit in weiterem Umfange fortbestehen bleiben wird, als es bis vor dem Kriege der Fall gewesen ist. Hierher gehört einmal der Umstand, daß viele Frauen und Familien im Kriege den Ernährer verloren haben und sich jene in sehr vielen Fällen trotz der Hinterbliebenenversorgung aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen sehen, durch eigene Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ein weiterer Faktor, der nach der gleichen Richtung hin wirksam sein wird, ist der, daß durch den Tod so vieler Hunderttausender im heiratsfähigen Alter stehender Männer auf Jahre hinaus für sehr viele Frauen die Heiratsaussichten sich ganz wesentlich verschlechtert haben, daß wir also auf lange Zeit hinaus mit viel mehr ledigen Frauen als zuvor zu rechnen haben werden. Auch das ist natürlich ein wichtiger Faktor, den Anteil der Frauen unter den Erwerbstätigen steigern zu helfen. Es gibt zahlreiche Berufe, in denen eine Zunahme der Frauenarbeit unbeschadet der Gesichtspunkte, von denen die Schutzgesetzgebung für Frauen getragen ist, möglich ist. Auf einem anderen Blatt steht freilich, das sei nur an dieser Stelle kurz erwähnt, die Heranziehung der weiblichen Arbeitskräfte aus der Arbeit bei Beginn der Demobilmachung, um diese Stellen wieder für die zurückkehrenden Männer frei zu machen. Das ist eine Aufgabe, die ihrer Lösung in der Übergangswirtschaft harrt, während das oben Gesagte ja lediglich auf die darauffolgenden Jahre allein Bezug nimmt.

Aus beiden Quellen also, aus der Zahl der Rückwanderer sowohl wie aus der Zunahme der Frauenarbeit, ist es möglich, einen gewissen Ersatz für die im Kriege verlorengegangene männliche Arbeitskraft zu beschaffen; bis zu welchem Grade er ausreicht, sei dahingestellt.

Wir müssen auch im Auge behalten, daß, wie die Erfahrung zeigt, die Industrie von sich aus innerhalb gewisser Grenzen in der Lage ist, auf anderem Wege den Ausfall an Arbeitskraft auszugleichen. Jeder Mangel an Arbeitern wird unweigerlich zu höheren Löhnen als zuvor führen, ganz abgesehen davon, daß wir infolge der höheren Preise auch noch in diesen Jahren nach dem Kriege bereits noch einen anderen Faktor besitzen, der lohnsteigernd wirken muß. Hohe und steigende Löhne sind aber ein mächtiger Hebel technischen Fortschrittes, vor allem der Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft durch mechanische Hilfsmittel. Zahlreiche technische Fortschritte in dieser Beziehung werden erst dann wirtschaftlich auch angewandt werden können, werden dann erst vom Standpunkte des Unternehmers aus betrachtet rentabel sein, wenn die Kosten der menschlichen Arbeitskraft, die Löhne, eine gewisse Höhe erreicht haben. Auch nach dieser Richtung hin gibt es also Mittel und Wege, einen etwaigen Mangel an Arbeitskräften ausgleichen zu helfen.

Die Frage ist auch zu erörtern, inwieweit durch eine steigende Intensivierung der Arbeit eine größere Leistungsfähigkeit derselben und damit ebenfalls ein gewisser Ausgleich gegen ein zu Wenig an Arbeitern erzielt werden kann. Das eine dürfte wohl feststehen, daß jetzt im Kriege überall wohl zu Hause mit größerer Intensität als zuvor gearbeitet wird und daß dies doch ein wichtiges Mittel war, um trotz des Fehlens der Millionen der im Felde Stehenden die Arbeit zu Hause ihren ungestörten Fortgang nehmen zu lassen. Was der einzelne heute in der Heimat leistet, ist, im Durchschnitt betrachtet, wohl ganz erheblich mehr als das, was er im Frieden geleistet hatte. Der Weg, dieses auch späterhin im Frieden zu erreichen, liegt in der Einführung rationellerer Lohnmethoden, wie sie vor allem in dem Taylor-System und ähnlichen schon an mancherlei Orten eingeführt sind. Den zweifellosen sozialpolitischen Gefahren, die dieser Art von Lohnsystemen, vor allem im Interesse der Gesundheit des Arbeiters, entgegenstehen, könnte auf dem Wege der staatlichen Gesetzgebung und durch die Mitwirkung der Gewerkschaften bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen entgegengearbeitet werden. (Vgl. F. Stern, „Die sozialpolitische Bedeutung des Taylor-Systems." „Hilfe" 1917, Nr. 44.)

So bieten sich also eine solche Reihe von Wegen und Möglichkeiten, den Mangel an menschlicher Arbeitskraft nach dem Kriege auszugleichen, daß man wohl in dieser Hinsicht sich keinen allzu großen Befürchtungen hingeben muß. Jedoch gilt das oben Gesagte nicht für alle Art der Arbeit, nicht für jeden Zweig unserer Volkswirtschaft; es gilt in erster Linie für den industriellen Arbeiter. Wesentlich anders liegen die Verhältnisse bereits, und zwar wesentlich schwieriger, in der Landwirtschaft. Zwar kommt auch hier die Rückwanderung in Frage, ebenfalls, wenn auch in engeren Grenzen, da die Frau auf dem Lande schon immer sich als Arbeitskraft betätigt hat, die Zunahme der Frauenarbeit. Dagegen sind bekanntlich in der Landwirtschaft der Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft durch Maschinen viel engere Grenzen gezogen als in der Industrie, und auch eine rationellere Ausnutzung der menschlichen Arbeit begegnet jedenfalls erheblich größeren Hindernissen. Wenn auch in beiderlei Hinsicht noch sehr viel geschehen kann, eine Ersparung an Arbeitskraft recht wohl möglich ist, so läßt sich dies hier jedenfalls nur langsamer und unvollkommener durchführen. So ist damit zu rechnen, daß hier in der Landwirtschaft ein Arbeitermangel sich noch auf Jahre hinaus in wesentlich stärkerer Form als in der Industrie

Digitized by Google

zeigen wird. Hat er doch hier auch schon früher bestanden und kommen doch gerade in der Landwirtschaft in erster Linie die fremdländischen Arbeitskräfte, auf die sie bisher angewiesen war, in Fortfall. Auf die verschiedenen Möglichkeiten, auch in der Landwirtschaft in Zukunft an Arbeitskraft zu sparen, hat neuerdings Wygodzinski (Die Landarbeiterfrage in Deutschland. Tübingen 1917. S. 50—71. Betriebsänderungen zum Zwecke der Arbeitsersparung.) hingewiesen. Im übrigen kommen hier noch andere große Mittel in Frage, die zwar nicht so schnell nach der erforderlichen Seite hin zur Geltung kommen können, deren großzügige Anwendung aber, wie zu hoffen ist, bei Beendigung des Krieges, aus dem Stadium der Erwägungen endlich heraus sein wird und dann mit größter Energie in Angriff genommen werden kann. Gemeint ist das ganze große Problem der inneren Kolonisation. Über die Notwendigkeit, eine solche in schleuniger und großzügiger Weise durchzuführen, braucht wohl heute kein Wort mehr verloren zu werden.

Es gibt natürlich einzelne Berufe und Erwerbszweige, denen auf solche Weise nur in recht unvollkommener Weise geholfen werden kann; hierher gehören z. B. die kleineren selbständigen Landwirte, und vor allem auch der Handwerkerstand, in deren Kreisen der Krieg jedenfalls auch ganz gewaltige Lücken gerissen hat. Gerade bei diesem letzteren, der in den ersten Jahren nach dem Kriege in keiner sehr leichten Lage sein wird, besteht sogar die Gefahr, daß bei genügend hohen Löhnen in der Industrie zahlreiche Handwerker als Lohnarbeiter zu dieser hinübergehen. Es wird deshalb gerade hier ganz besonderer Maßnahmen, die vor allem auch auf dem Gebiete der Kreditgewährung liegen, bedürfen, um zu verhüten, daß derartiges in größerem Umfange eintritt.

Dieser Frage gegenüber, auf welche Weise Ersatz für diese großen Verluste an Arbeitskraft beschafft werden kann, darf man sich aber nicht allein auf den Standunkt der wenigen Jahre stellen, die in der Übergangszeit und nachher in der Periode des Wiederaufbaues der Volkswirtschaft in Betracht kommen. Wir müssen im Auge behalten, daß wir auch noch für eine weit längere Zeit hinaus, wohl für einige Jahrzehnte, noch unter den Nachwirkungen dieser Verluste zu leiden haben. Einmal werden uns noch als Nachwirkung des Krieges auf die Gesundheit zahlreicher Kriegsteilnehmer, auch infolge der durch die Kriegsverluste bewirkten Änderungen im Altersaufbau der Bevölkerung, für eine ganze Reihe von Jahren mit einer erhöhten Sterblichkeit, auch in den arbeitsfähigen Altersklassen, zu rechnen haben, und ferner handelt es sich, wovon ja oben schon einmal die Rede gewesen ist, um den Einfluß dieser Verluste auf die Heiratshäufigkeit und damit auf den Nachwuchs der betreffenden Generation. Die wesentliche Herabminderung desselben wird auch noch in einigen Jahrzehnten die Wirkungen dieses großen Krieges erkennen lassen. Wenn es sich also um Folgen handelt, die auch noch in späterer Zeit in die Erscheinung treten, so kommen diesen gegenüber auch noch andere Abhilfsmittel in Betracht als die obengenannten.

Es handelt sich hier einmal um Maßnahmen zur Förderung der Heiratshäufigkeit (Eingehender darüber Mombert. Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. 1916. S. 70—85, und ferner: Derselbe, Eheschließungen und Volkswachstum, in der „Hilfe" Nr. 19 und 20, Jahrgang 1917.) und ferner um solche, die geeignet sind, die Sterblichkeit weiter herabmindern zu helfen. Wieviel gerade auf diesem letzteren Gebiete noch geschehen kann, mag nachfolgende kleine Zahlenreihe zeigen:

Es standen im Deutschen Reiche im Jahre 1913 von 10 000 Gestorbenen in einem Alter von Jahren:

	männliche	weibliche
0—1 Jahr eheliche	2535	2135
0—1 Jahr uneheliche	446	386
1 bis unter 2 Jahren	451	451
2 „ „ 3 „	160	160
3 „ „ 4 „	104	105
4 „ „ 5 „	77	79
5 „ „ 10 „	214	228
10 „ „ 15 „	133	147
15 „ „ 20 „	250	208
unter 20 Jahren überhaupt	4370	3899

Solange noch unter allen Gestorbenen mehr als ein Drittel unter 5 und mehr als 40 vom Hundert unter 20 Jahre alt sind, bieten sich noch zahlreiche Mittel und Wege, durch den Ausbau der sozialen Hygiene und sozialen Gesetzgebung vor allem mit Erfolg auf eine weitere Verminderung der Sterblichkeit hinzuarbeiten und so auch auf diesem Wege für spätere Jahre die Verluste auszugleichen zu helfen, welche dieser Krieg gebracht hat.

Wir dürfen auch nicht daran vergessen, eine Seite der Frage, auf die ich an anderer Stelle eingehender zu sprechen gekommen bin (Die Ökonomie der Arbeitskräfte. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik B. 108 (III. Teil, B. 51) 1917.), daß wir bisher in der Volkswirtschaft eine große Zahl brach liegender Arbeitskräfte hatten, die späterhin auf irgendeinem Wege zur Mitarbeit herangezogen werden können und müssen. Es handelt sich hier entweder um solche, die keinerlei Arbeit verrichteten, oder um solche, die zwar Arbeit leisten, bei denen aber diese Arbeitsleistung keinen unmittelbar oder mittelbar produktiven Charakter trägt.

Was die erstere Gruppe anlangt, so sei nur auf die folgende kleine Zahlenreihe verwiesen:

Es gab im Deutschen Reiche berufslose Selbständige in einem Alter von Jahren:

	1895	1907
20—30	113 747	184 058
30—40	106 833	179 067
40—50	173 152	290 585

Man gewinnt den Eindruck, als ob infolge des zunehmenden Reichtums in Deutschland ein steigender Teil der Bevölkerung auch in den arbeitsfähigen Altersklassen ein Rentnerdasein führte. Leider stehen mir hier im Felde nicht die Zahlen zu Gebote, um zu prüfen, wie sich diese Verhältnisse, nach Geschlechtern getrennt, entwickelt haben. Hier sind zweifellos noch gewisse Reserven an Arbeitskraft vorhanden, die es nur durch eingreifende Mittel nutzbar zu machen gilt.

In dem zweiten obengenannten Falle handelt es sich um die Richtung der Produktion, in welcher sich die betreffende Arbeitskraft betätigt. Es handelt sich dabei darum, daß die einzelnen Arten der Produktion, d. h. auch der dabei aufgewandten Arbeitsleistung, unter dem Gesichtspunkte der Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft betrachtet, eine recht verschiedene Bedeutung haben. Es sei nur an die Arbeit in Luxusindustrien oder im Reklamegewerbe und im Gegensatz dazu an diejenige in Industrien für den reproduktiven Konsum, wie z. B. den Bergbau oder die Maschinenfabrikation, erinnert. In den letzteren kann das dabei angewandte Kapital und die dabei tätige Arbeitskraft volkswirtschaftlich, d. h. vom Standpunkte des Volkseinkommens aus betrachtet, größere Erfolge erzielen als in jenen. Ein Mangel an Arbeitskraft in solchen Luxusgewerben, zu denen in gewissem Sinne auch die Reklame gerechnet werden kann, wird auf die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft und damit auch deren Wiederaufbau lange nicht so verhängnisvoll wirken, als wenn ein solcher Mangel in jenen Gewerben für den reproduktiven Konsum eintreten würde.

Wenn es auch nur sehr schwer möglich sein wird, bei beiden obengenannten Erscheinungen eine bestimmte Wirkung nach der erwünschten Richtung hin auszuüben, so mußte doch auf diese Tatsachen hingewiesen werden. Immerhin bestehen doch gewisse Möglichkeiten, auch hier mittelbar oder unmittelbar einen Einfluß auszuüben. Das ist einmal möglich auf dem Wege der Besteuerung, indem es ja innerhalb gewisser Grenzen von dieser abhängt, wie sich der Absatz und damit der Arbeitsbedarf dieser Industrien entwickelt. Auch der Einfluß, den die staatliche Gesetzgebung auf den Kapitalanspruch und damit die Erweiterung der einzelnen Unternehmungen auszuüben in der Lage ist, kann in diesem Sinne nutzbar gemacht werden.

Alles, was bisher ausgeführt worden ist, hatte in erster Linie Bezug auf einen zu erwartenden Ausfall und Mangel an Arbeitskraft in körperlichem Sinne. Etwas anders liegen die Verhältnisse bei den mehr geistigen Tätigkeiten, vor allem bei den sogenannten Gelehrtenberufen. Hier hatten wir vor dem Kriege bereits mit einer solchen Überfüllung und dementsprechend mit einer nur teil-

Digitized by Google

weisen Ausnutzung der Arbeitskraft des einzelnen zu rechnen, daß dieser Ausfall, wie er durch den Krieg entstanden ist, wohl kaum als sehr fühlbare Lücke empfunden werden wird. Auch durch eine Vereinfachung der staatlichen Verwaltung in allen ihren Seiten können noch zahlreiche Arbeitskräfte für andere Zweige der Volkswirtschaft freigemacht werden.

Heinrich Meyer-Benfey / Der Ketzer von Soana

Heine stellt in seinem Aufsatz „Die Götter im Exil" allerlei Überlieferungen zusammen, wie die antiken Götter auch unter der Herrschaft des Kreuzes in entstellter und vermummter Gestalt fortleben und von Zeit zu Zeit gesehen werden. Unwillkürlich wird man daran erinnert, wenn man Gerhart Hauptmanns neueste Dichtung liest, und fast möchte man vermuten, daß dem Dichter selbst jene farbenglänzenden Schilderungen vorgeschwebt haben. Denn auch bei ihm ist das Fortleben und Fortwirken der antiken Gottheiten in der christlichen Gegenwart der Gegenstand der Darstellung. Nur daß sie nicht in scheuer Verborgenheit, sondern im vollen Licht des Sommertages, nicht als mythologische Figuren und marmorne Gespenster, sondern als die gewaltigen Naturmächte, die sie in Wahrheit sind, ihr Wesen treiben, und nicht als Entthronte und Verfolgte sich in einem Winkel verkriechen, sondern ungehemmt und siegreich ihre ungebrochene Macht beweisen. Vor allem aber ist es eine Gottheit, von deren Macht und Herrlichkeit das Buch kündet: Eros, der älteste und jüngste, der unsterblichste und allbesiegendste der Götter. Ein rauschender, vielstimmiger Hymnus auf Eros ist diese Dichtung, und wohl nie ist sein Preis jubelnder und hinreißender gesungen als hier.

Indem Hauptmann diesen Kampf zwischen Heidentum und Christentum, zwischen Natur und Askese in dem romanisch-germanischen Grenzgebiet der Alpen spielen läßt, wo auch manche jener alten Überlieferungen zu Hause sind, gewinnt er mehrfache Vorteile. Die Kontinuität des Volkstums und das Hereinragen der konkreten Denkmäler des Altertums in die so ganz andere Gegenwartswelt betont ohne weiteres das Gleichbleibende und über allen Zeitabstand hinweg Gemeinsame der Natur um den Menschen und im Menschen. Andererseits ist hier die Spannung des Gegensatzes am größten und augenfälligsten, wo die beiden Seiten sich als griechischer Naturkult und katholische Naturfeindschaft gegenüberstehen. Endlich ist hiermit auch sogleich die Stellung des Dichters, seine Entscheidung gegeben. Denn das antike Heidentum ist nicht nur die bekannteste Erscheinungsform der Naturreligion, sondern zugleich diejenige, die mit der größten Würde und selbst für den Uneingeweihten mit einer Art religiöser Weihe umgeben ist. Und andererseits ist die katholische Volksfrömmigkeit dieser abgelegenen Gegenden so einseitig beschränkt und zugleich noch so mit heidnischem Aberglauben durchsetzt, daß der moderne Mensch ihr gegenüber unwillkürlich und unausweichlich für ihren Gegensatz Partei nimmt. So ist es nicht nur von vornherein selbstverständlich, daß Eros über die anerzogene, dem Willen aufgezwungene Keuschheit des jungen Priesters siegt, es wird auch ohne Einschränkung als Sieg der Natur und Wahrheit über Unnatur und Heuchelei empfunden und vom Gefühl bejaht.

Eros ist der Held dieser Dichtung. Nicht die Liebe — das deutsche Wort erweckt Vorstellungen, die hier durchaus ferngehalten werden. Alles ist ganz griechisch empfunden und geschaut, wenn auch mit allen Mitteln moderner Phantasie- und Wortkunst dargestellt. Nicht die Liebe, die aus zarten Berührungen zweier Menschenseelen erblüht, sondern die große, schöpferische Naturgewalt, die im Frühling die ganze Welt durchbraust und auch den Menschen widerstandslos in ihren Wirbel reißt. Diese rein naturhafte, kosmische Empfindungsweise ist der entscheidende Zug. Und um diesen in siegreicher Klarheit und Mächtigkeit herauszubringen, brauchte der Dichter vor allem die erhabene Alpenlandschaft. Eros herrscht durch die gesamte Natur, die lebende und die unbelebte, oder was man so nennt, denn für diese Betrachtungsweise haben auch die Berge und die Wolken und die Wasser ihr eigenes, machtvolles Leben. Und diese Natur spricht durch alle Sinne zum Menschen: durch das Rauschen der Gewässer, durch die Farbenpracht der Blumen und das Jubilieren der Vögel, durch den Duft der Alpenwiesen und des Flieders, durch die ausgelassenen Sprünge der Ziegen und durch die elektrische Spannung der Gewitterschwüle. Sie hat ihre immer wiederkehrenden Symbole: das Brausen des Wasserfalles, das als liegender Baß die ganze Handlung begleitet, das Fischadlerpaar, das hoch über allem im Blau seine hochzeitlichen Kreise zieht. Sie drängt sich dem Menschen noch bedrohlicher auf in der Gestalt des Ziegenbocks, der, einst heiliges Tier und Symbol des Gottes, jetzt wie eine Verkörperung des Bösen wirkt, der dem priesterlichen Jüngling arg zusetzt und ihm später seine Beute geradeswegs zuträgt. (Ja, Hauptmann scheut sich auch nicht, mit echt griechischer Unbekümmertheit das alte Phallussymbol wieder in seine Rechte einzusetzen und als Leitmotiv zu verwenden.) So hat die Landschaft mit ihren Insassen hier nicht nur die Bedeutung eines prächtigen Rahmens und poetischen Schmucks, sondern sie ist ein sehr wesentliches, ist eigentlich das wichtigste Stück der Darstellung. Sie ist die vielstimmige Harmonie, die brausende Instrumentierung, die aus der einfachen Melodie des individuellen Erlebnisses eine mächtige Symphonie schafft; und wie in aller modernen Musik, ist auch hier die Harmonie wichtiger als die Melodie. Dieser Frühlingsdrang und Rausch der Natur ist es, der auch den Menschen in seinen Bann zieht. „Ohne daß sich der junge Mensch dessen deutlich bewußt werden brauchte, hatte er die feine Gährung des Frühlings im Blut und genoß sein Teil von jenem inneren Schwellen und Drängen der ganzen Natur, das himmlischen Ursprungs und trotz wonnig-sinnlich-irdischen Auswirkens auch in allen seinen erblühten Freuden himmlisch ist." (S. 39.) Von ihm wird der Priester Francesco ergriffen bei seiner ersten Wanderung im Hochgebirge, um die verlorenen Schafe seiner Herde aufzusuchen; und nun braucht er nur das junge Weib zu sehen, vielmehr, es bedarf nicht einmal des Sehens, er braucht nur seine Nähe zu bemerken, um zu spüren, daß er ihr mit Leib und Seele verfallen ist. Sie ist ja nur die Trägerin jener Naturmacht, der er schon im voraus gehört. So ist die Natur die eigentlich Handelnde und der Mensch erleidet nur ihre Gewalt, aber er handelt nicht. Er ist ihr Geschöpf und ihr Spielball wie die Tiere, nur daß sich bei ihm das allgemeine Geschick nicht so unbewußt und selbstverständlich, so kampflos und fraglos vollzieht. Die Landschaft ist daher auch die Schatzkammer, der die Geschmeide zur Verherrlichung des Eros entnommen sind; ihre Stimmen, ihre Farben und Formen werden in seiner Feier aufgeboten. Sie ist das Riesenorchester, auf dem der Dichter seinen symphonischen Hymnus spielt, der Mensch ist nur ein Instrument neben andern, wenn auch das, dem die Oberstimme zugewiesen ist. Und wohl niemals hat Hauptmann, selten hat ein Dichter ihm so berauschende, so süße und mächtige Weisen zu entlocken gewußt wie da, wo die Natur zu dem Priester spricht und ihm ihr Evangelium verkündigt. Selten hat eine reife und reiche Sprachkunst solche Triumphe gefeiert, wie in der Schilderung der Liebesnacht, wo das geliebte Weib wiederum ganz naturhaft genossen wird, als Natur, aber sozusagen als höhere Natur, die erneuerte Natur im Zustand ihrer ursprünglichen Vollkommenheit: Eva im Paradiese, die feinste Essenz der gesamten Natur und dadurch zugleich eine Steigerung über alle andere Natur hinaus.

So ganz heidnisch empfindet Gerhart Hauptmann hier, ohne daß ihn irgendein Skrupel zu stören scheint. Ist das noch derselbe Dichter, der uns einst in „Hanneles Himmelfahrt" die innigste Verklärung der christlichen Mitleidsreligion geschenkt hat? — Ja und nein. Denn übersehen wir auch nicht, was den früheren und den jetzigen Hauptmann verbindet! Es ist der Naturalismus, nicht als Kunstweihe, sondern als Weltanschauung. Der Mensch in seiner Naturbedingtheit ist ihr gemeinsamer Gegenstand. Der Mensch ist nicht freier Täter seiner Taten und Herr seines Schicksals, sondern das Ergebnis der Vererbung, der Umwelt, der Bedingungen, unter denen er aufwächst — das war das Kredo des alten Naturalismus. Das gilt auch heute noch. Auch Francesco

Digitized by Google

ist Produkt und Spielball der Naturgewalt; es heißt von ihm: „es kam ihm vor, als wenn er nicht so als Mensch, sondern eher als ein fallender Stein, ein fallender Tropfen, ein vom Sturme getriebenes Blatt, an die Stelle, auf der er nun stand, gelangt wäre". (S. 123.) Nur die Wertung hat sich geändert. Es wird jetzt alles mit positivem Vorzeichen gelesen. Die Naturbedingtheit erscheint nicht mehr als Leiden und Verhängnis, sondern als Glück und Gesundheit; sie wird mit Stolz bejaht und bewußt in den Willen aufgenommen. (Der Leser braucht diesen Glauben nicht zu teilen; aber die Kunst des Dichters liegt darin, daß wir ihn willig annehmen, solange wir im Banne der Dichtung sind.)

Zu dieser uneingeschränkten, enthusiastischen Naturverherrlichung wollen einzelne Züge nicht recht passen. Wir verstehen das Liebesglück des neuen Adam mit seiner Eva. Aber dies Paar hat einen Vorgänger: die Geschwister Scarabota, deren blutschänderischem Verhältnis eben die Eva entsprossen ist. Sollen wir das auch als Natur hinnehmen? Oder ist das nicht vielmehr Unnatur? Die Tochter selbst, der reine Ausdruck des Ideals in dieser Dichtung, leidet jedenfalls an diesem Ursprunge (S. 142). Es wäre besser gewesen, solche ethischen Probleme in einer Dichtung, deren Nerv die Ausschaltung aller ethischen Beurteilung ist, gar nicht zu berühren. Auch macht der Vater in seiner geduckten, scheuen, verstörten, hilflosen Art mehr den Eindruck der Entartung als echter Natur. Und wozu der Schmutz und das physisch Widerwärtige bei der Mutter? („Die schmutzstarrende Sünderin, der das verfilzte, schwarze Haar über die breiten Hüften hing", S. 60.) Das stört doch unsere Begeisterung für ein rein naturhaftes Leben. Soll damit auf ein höheres Ideal, eine Art Synthese von Natur und Kultur, hingedeutet werden? (Wie ja der Einsiedler seine griechischen und römischen Klassiker in seine Einsamkeit mitgenommen hat.) Das ist mit der Haltung des Ganzen schlechterdings nicht zu vereinigen. Oder spricht daraus eine innere Unsicherheit des Dichters, eine Scheu, sich vorbehaltlos zu seinem Ideale zu bekennen und mit seinem Helden zu identifizieren? Jedenfalls sind es kleine Disharmonien, deren Auflösung man vermißt. Doch sind diese Züge so sparsam und auf die erste Hälfte beschränkt, daß sie den Gesamteindruck nicht trüben.

Wir haben von Hauptmann in den letzten Jahren manches erhalten, das nur teilweise gelungen war und keinen uneingeschränkten Genuß gestattete. Um so größer ist unsere dankbare Freude an dieser reifen und vollwichtigen Dichtung, die wir nun aus seiner Hand erhalten. Es ist, als wäre dem Dichter selbst eine neue Jugend geschenkt. Sie zeigt auf jeden Fall, daß von einem Nachlassen der dichterischen Kraft keine Rede sein kann, daß vielmehr die innere Triebkraft so stark und frisch, die gestaltende Meisterhand so sicher wie jemals ist. Wir wünschen ihm und uns Glück und sehen mit froher Erwartung seiner nächsten Gabe entgegen.

Gertrud Bäumer / Ausgießung des Geistes

Ein oft gesehenes Bild steigt auf, glänzend und schwermütig, herrlich und bedrückend, machtvoll und zerrissen: die große Stadt im Abendtreiben. Licht, aus vielen Quellen übereinander hingeschüttet. Tausende — Tausende, die vorwärtstreiben. Seelen, die suchen, drängen, sich spannen, jede irgendeinem Ziel entgegen, einer nahen Hoffnung, einem jahrefernen Arbeitserfolg, dem verschleierten Bilde einer Sehnsucht.

Ginge einer durch diese unsteten Scharen hindurch mit dem grenzenlosen Herzen des Weltheilandes, wie würde dies Herz in Mitgefühl erzittern! Millionen Wünsche kreisen in den Straßen, ein Sturm des Verlangens durchbraust sie, ein Strom von zäher Tatkraft schiebt sich über die staubigen Steine. Schmerzen und Siege, Jubel und Verzweiflung ziehen mit.

Was ist es, was sie alle erfüllt? Ist es unfaßbar und nicht zu benennen, zahllos wie der Staub unter ihren Füßen und vielgestaltet wie die Buntheit der Dinge in den Schaufenstern? Ist es *eines*, das in unendlichen Formen gesucht wird?

Der Volksmund spricht mit kindlicher Bestimmtheit von *einem*, das, von millionenfacher Sehnsucht umflogen, über unser aller Dasein schimmert: „*das Glück*".

Das „Glück" — ist das nur ein Sammelwort, ein letzter leerer Ring um alles, was je Gegenstand menschlicher Mühen und Kämpfe geworden ist? So wie der gleichgültige Rahmen dieses Fensters das bunte Heer kaufbarer Dinge einschließt?

Ist nicht unvergleichbar verschieden, was sie suchen? Die junge Arbeiterin, die in der flotten Bluse über dem abgeschabten Rock mit durstigen Augen im Strom treibt, um einen Reiz für ihre Einförmigkeit zu erbeuten; der Kaufmann, der mit der straffen Gebärde gewohnheitsmäßiger Anspannung auf die Bahn springt, die Hand an der Zeitung, die er in der nächsten Sekunde entfalten wird; die Mutter, deren Augen, abwesend und aufmerksam zugleich, schon auf das Bild des häuslichen Behagens gerichtet sind, das sie schaffen will; der Zuschauer, der dies ganze Spiel von Licht und Unruhe bewegten Herzens in sich aufnimmt? Gibt es für die Bilder, von deren Verwirklichung diese und Tausende neben ihnen den Glanz der kommenden Stunde erwarten, eine Gemeinsamkeit? Gibt es auch nur eine Verwandtschaft des *Gefühls*, das sich an diesen verschiedenen erstrebten Gütern auf seine Weise sättigen will? Ist „das Glück" nur der Kasten für die bunten Scherben des Kaleidoskops? Ein Wort, das die Vielgestalt der menschlichen Zwecke nur von außen zu umschließen, nicht aber von innen zu erhellen vermag?

Nein — es sagt doch mehr. Und wenn es nur dies wäre: daß auf unbeschreiblich mannigfachen und verflochtenen Wegen die Menschen und die Menschengeschlechter nach einem suchen, dem Eintreten eines *inneren* Ereignisses, einem Aufschwellen und Sichheben, einem Größer-, Reicher-, Bewegterwerden. Nicht die bunte Scherbe im Kaleidoskop, sondern den geheimnisvollen Anstoß ersehnen die Menschen, den sie den Kräften der Seele zu geben vermag. Die hohen und die gemeinen, die marktgängigen und die ganz abseitigen Güter, zu denen der Flug der Millionen Seelen gerichtet ist, sie alle sind Gebild eines innersten Wollens, das, mag es, sich selbst mißverstehend und verleugnend, im Vorläufigen steckenbleiben, doch einer Wurzel ist: Suchen nach *Steigerung des Lebens*, nach kräftigerer Spannung, einem erhöhten Bewußtsein seiner selbst, nach *Geist*. Alle Sehnsucht und alle Arbeit, alle Wissenschaft und Kunst ist ein Getriebensein, Tasten, Vordringen auf der Bahn dieser Steigerungen. Wenn wir die alte Frage: „Was ist das Glück?" einmal nicht in dem naiven Sinne nach den *Gegenständen*, die uns das wahre Glück schenken, sondern nach dem Wesen des inneren Zustandes stellen, in dem wir sein möchten und zu dem wir uns bestimmt fühlen, ist „Glück" erhöhtes Leben, strahlende Augen, klopfende Pulse, eine geweitete Brust, ein schlagendes Herz. Selbst der platteste Mensch weiß, daß dieses Ersehnte nicht im Gewande der bloßen Lust, der gesättigten Begierde zu uns kommt, daß nicht die Leichtigkeit des Lebens, die Summe erfüllter Wünsche uns diese innere Steigerung bringt. Und wenn er mit solchen Hoffnungen dem Genuß, dem Dasein ohne Schatten und Tiefe nachläuft, so haben seine Sinne seine Seele betrogen. Sein Weg geht von Enttäuschung zu Enttäuschung. Denn den leichten Freuden, mit denen er die Schale seines Daseins anfüllt, vermögen weder Begierde noch Hoffnung die

Digitized by Google

lebenzeugende Kraft zu verleihen, die anderen Gesetzen gehorcht.

Unser Wille zum Glück ist in der Tat ein Werden um den Geist. Der Drang, der uns treibt von dem Augenblick an, da das Kind mit den Händchen nach dem zitternden Sonnenstrahl über seiner Wiege greift, offenbart uns sein Wesen, indem wir ihm folgen. Und jenes Gut, nach dem wir verlangen, enthüllt uns sein Gesetz, indem es sich uns schenkt oder versagt. Wir ermessen von Erlebnis zu Erlebnis, von Enttäuschung zu Erfüllung das wahre Wesen der Forderung, deren Gefäß und Werkzeug wir sind; wir werden überzeugt, daß die Lebenssteigerung, die wir suchen müssen, in Gesetze gebunden ist, die wir nicht zu durchbrechen oder umzuschaffen vermögen. Ein wunderbares Bibelwort sagt, daß uns nicht vergolten wird nach unserem Rennen und Laufen, sondern nach Gottes Gnade. Darin ist ausgesprochen, daß wir Abhängige sind einer geheimnisvollen Ordnung des Seins, die wir ahnend, tastend — oft wider Erwarten beglückt, oft unversehens enttäuscht — vor uns enthüllen. Wir ermessen das Reich der natürlichen Lebensgüter und erfahren, daß es uns nicht zu sättigen vermag, uns Getriebene zu stärkerem, reicherem Dasein. Wir erleben Augenblicke der Fülle aus dem Verzicht, der Begnadung aus dem Entsagen; wir erfahren Flüchtigkeit und schnelles Verleben an dem, was wir wert hielten, und quellenden Reichtum an dem, was wir fürchteten oder verkannten. Den Hochflug des Augenblicks mußten wir bezahlen mit der Schalheit vieler Folgestunden, und aus Zeiten unscheinbarer Mühe blühte unvermuteter Glanz. Durch die Erfüllungen, die uns aus jener unverbrüchlichen heiligen Ordnung des Lebens zuteil wurden, fanden wir unser Streben bestätigt oder Lügen gestraft. Und von Schritt zu Schritt wächst in uns die Klarheit über das Gesetz, das sich an uns erfüllt. Wächst, wenn wir jenem unserem eigentlichsten Lebensinstinkt, der Sehnsucht nach dem Erblühen des Geistes in uns, treu bleiben, in der das Verborgene in unser Bewußtsein hineinreicht und sich uns als Antrieb, Maßstab und Richter unseres Daseins schenkt.

Helene Voigt-Diederichs / Zwischenspiel

(Fortsetzung)

Er schnallt die Koppel ab, setzt den Helm auf den Ofen, sieht sich um nach einer Sitzgelegenheit. Auf dem Sofa liegt ein Bündel Zeug, verdeckt die Sprungfeder, die sich durch den Überzug hochgefressen hat. Versuchen wir es mit der anderen Ecke.

Aber rechte Ruhe ist nicht. Uhlenhaut springt auf, rennt von einem Raum zum anderen, hockt sich neben das Kind, das über ein beinloses Püppchen geraten ist, es prügelt und schilt.

Hunger hat er. Im Affen steckt ein Kommißbrot. Vielleicht hat seine Frau was dazu! In der Küche gibt's nichts. Da in der Kommode — schöner Platz dafür! — findet sich ein abgekratzter Fetteller, einen Herzschlag lang ärgert ihn der leere Anblick, und daß sie zu Hause nichts haben, wenn der Vater auf Urlaub kommt.

Ein kleiner Kasten steht da. Er klappt ihn auf und erkennt seine eigenen Briefe und Karten, hübsch gelegt, mit einem blauen Band gebunden. Das rührt ihn, läßt die ganze Wüstenei ringsum vergessen sein. Man sieht doch, Alwine hält was von ihm.

Die Zeit wird lang. Da ist ein Spiegelscherben. Kein Wunder, daß das Kind ihn nicht gekannt hat. Der Bart ganz weg, wegen der Gasmaske. Dafür sind Backenknochen da und eine blanke, braune Haut . . . Endlich, es geht schon auf zwölf, kommt es die Treppen herauf. Er hört laute Stimmen, unterscheidet: Elleken und Berta. Sie zanken, da, klatsch, setzt es eine Ohrfeige.

Heulend fährt das Kind herein, platzt zurück, als es den Vater sitzen sieht. „Sie hat's ja gesagt, aber ich denk', sie lügt bloß . . ."

Sie schämt sich, verschwindet, trocknet draußen ihr Gesicht und kommt dann ganz sittsam, mit den Haarsträhnen hinter den Ohren, wieder herein. „N' Tag, Vater . . ."

Berta steht mit ihren Knochen und ihrem Käse im Netz. Ihr kleines helles Gesicht unter dem breitgekämmten Haar freut sich ja, daß der Vater dasitzt, aber erst muß der Ärger wegen Elleken heraus. Geht überhaupt nicht mehr in die Schule! neulich hat schon der Schutzmann nachgefragt . . .

Dem Vater gibt's einen Stich im Herzen. Zu seiner Zeit, da ist so was nicht Mode gewesen. Aber es ist ihm gar nicht nach Strafgericht zumut. Er ruft das Kind heran.

Elleken erzählt, heulend. „. . . die Lehrerin hat gesagt, in so einem kaputten Kleid . . ."

Der Vater besieht das Kleid. Ein paar Risse, die hätten sich stopfen lassen. Näht denn Mutter das nicht? Nein, Mutter kommt so spät abends, und Licht haben sie nicht gehabt . . . Er fängt zu trösten an, damit bloß das Kind mit Weinen aufhört.

Berta wäscht draußen die Kartoffeln ab, kommt wieder herein, erzählt. Sie hat Nachtschicht in der Munitionsfabrik, verdient schönes Geld. Früh schläft man ein paar Stunden, kann dann tagsüber spazieren gehn. Sie nimmt ja der Mutter manches ab, das Stehen nach Fett und Kartoffeln. Im Hause — sie wirft vielsagend die Hände hoch — da kann doch keiner gegen an.

Während Berta schwatzt, kommt es draußen die Stufen heran, nicht lärmend wie vorhin, leicht und ein wenig müde, bleibt stehn, bevor es öffnet.

„Sitzen bleiben!" sieht Elleken, plötzlich lebhaft. „Mal sehn, was sie für ein Gesicht macht . . ."

Der Vater bleibt im Sofa. Die Mutter schiebt den Kopf herein. „Brief vom Vater?" fragt sie. Dann stößt sie die Tür zurück, sieht, wer dasitzt. „Vater!" schreit sie auf. „Fritz! ist was passiert? Wo kommst du her?"

Sie ist so erschrocken, daß sie nicht näher kommt, die Hände hinter sich spreizt, um nicht glauben zu müssen, was nachher doch nicht wahr ist. Er tritt ihr entgegen, nimmt ihre Finger. Da fängt sie zu weinen an, läßt ihren Kopf gegen seine Schulter fallen.

„Nanu, Mädchen, was ist?"

Er streichelt rauh und tröstet. Das Blut kehrt in ihre Lippen zurück, gerad' will sie sich leise an das Glück gewöhnen, da begehrt es auf. „Hättest doch schreiben können! Man hätte alles danach eingerichtet, sich schon gefreut gehabt!" Ihre Stimme, ursprünglich von Freude erregt, steigert sich zu leisem Vorwurf.

„Hauptsache, daß er da ist!" vermittelt Berta.

„Na ja," besinnt sich die jähe braune Frau, „so mein' ich das ja nicht!" Nun, da Schrecken und Bedauern hinausgeweint sind, kann sie auch heiter blicken, mit geschwindem Mund die Ereignisse anschneiden, die sich während der Abwesenheit des Mannes zugetragen. Das schwere Wirtschaften, und die vielen Todesfälle in der Verwandtschaft, das schöne Geld, das sie verdient — aber ausgehn, was kaufen, das kann einer heutzutage nicht ohne einen Fünfmarkschein in der Tasche! Und abgenommen hat man, bei dem einen sind's zehn Pfund, bei dem anderen zwanzig — nachgewogen, nein, das hat keiner, aber so was sieht man doch. Lachend weitet sie sich den Rockbund vom Leib.

Da kommt auch Aute aus der Schule, polternd und gröhlend. Er bleibt in der Tür stehen, sieht, was los ist, schreit: Hurra! und stürzt auf den Vater zu.

Das Wichtigste für den Jungen ist Gepäck und Waffen. Bald will er den Affen aufhucken, doch da fährt der Vater dazwischen: Von bleiben! Das Gewehr, da gibt er schon eher nach. Aute läßt sich die Griffe vormachen, freut sich, wie das klappert und fliegt. Ihm zuliebe pflanzt dann der Vater das Seitengewehr auf — ach, wie gern täte Aute einmal losstechen! Er rutscht mit dem Finger über den blanken Stahl. „Das ist die Blutrinne!" lobt er.

Die anderen Kinder haben neugierig geguckt, aber hier wendet Elleken sich ab. „Ich kann das nicht sehn!" schreit sie und bohrt das Gesicht in den Oberarm.

Die Mutter sagt: „Na, tu das Ding weg!" Und dann schilt

Digitized by Google

sie mit Elleken, die sich nicht immer gleich so haben soll, beredet zwischendurch mit Berta, was sie sich zu den Kartoffeln zähmen können, heut, wo der Vater da ist. Senf und drei Heringe vielleicht. Elleken kriegt mit der Schürze über das Gesicht gewischt und wird losgeschickt.

Das Wort „Heringe" tut allen lecker und herzhaft; aber das Kind kommt zurück: Heringe ausverkauft. Da muß es denn mit Senf alleine gehn. Jeder ist enttäuscht, bufft ein bißchen um sich — trotzdem der Vater sagt, sie hätten draußen lang nicht immer Senf gehabt, wer weiß was gegeben um so einen heißen Kartoffeltopf!

Er seufzt in der Erinnerung. „Schmeckt dir's nicht bei uns?" fragt die Mutter, tauscht seinen leeren Teller mit ihrem, der voll von abgezogenen Kartoffeln ist. „Alles wie bei armen Leuten! Man wollt' ja alles ganz gern hinnehmen, wenn man wüßte, daß die draußen was hätten. Aber wenn das auch nicht ist . . ."

„Das verstehst du nicht!" sagt der Vater. „Bei uns ist das so: wenn was da ist, kriegen wir alles der kreuz und der quer, dafür muß man sich denn auch mal wieder einrichten."

Er sitzt und schweigt, denkt daran, wie sie damals bei Noyon dreißig Stunden lang nichts im Leib gehabt haben. Nachts hat er nicht schlafen können vor Hunger. Da hat er einen Beutel von der eisernen Ration leergegessen. Hat keinen Schmus gemacht, nicht den vollen auf die beiden Beutel verteilt und dann den leeren Raum ausgestopft. Hat am anderen Morgen vorschriftsmäßig Meldung gemacht und seinen Anschnauzer hingenommen. Soll erst um Erlaubnis fragen! Na, nun weck' einmal einer den Feldwebel und frag' um Erlaubnis . . .

Die Kartoffeln dampfen. Alle essen. Und allen schmeckt es. Was vorher war und was nachmittags wieder sein wird, hat keinen Bestand vor dem ruhigen Gleichgewicht von Kauen und Sattwerden. Und der Vater fühlt, daß es, trotz aller unbestimmten Enttäuschung, herzlich gut tut, so in der Familie zu sitzen und dabei zu sein.

Eine halbe Stunde später muß die Frau schon wieder los. Ganz still hat sie ein Weilchen gesessen, ihren Ellbogen neben seinen Kopf auf die Sofalehne gestützt und mit offenen Augen geschlafen. Er hat sich lang ausgestreckt und ebenfalls geschlafen. Dies körperliche Nahsein besänftigt über die kleinen Enttäuschungen des Wiedersehens hinaus, ist besser als Reden. Was man auch mit Worten angreifen mag — viel Freude ist da vorläufig nicht zu holen.

„Wär' schön, wenn du dableiben könntest!" sagt Uhlenhaut, der bei der ersten Bewegung hochgefahren ist, gespannt und verwirrt, dann erkennend um sich blickend.

„Schön, jawoll, schön ist nicht für unsereins," sagt sie zwischen Schimpfen und Lachen. „Der Mann auf Urlaub — hilft nichts; mitnehmen muß man die paar Pfennige!"

Sie steht und schnürt ihre Arme in gelbes Wachstuch, sagt nichts davon, daß sie Kopfweh hat, acht Tage schon. Der Verdienst ist gut, aber die Luft im Likörkeller ist richtig zum Schlechtwerden, von all dem Filtrieren und Dunst. Nur nichts sagen; wenn ihr Mann das hört, schlägt er Krach, daß sie überhaupt geht. Hat es, wegen seiner Guttempelei, schon so nicht gut auf den Alkohol.

Der Vater bleibt bei den Kindern. Weggehen mag er nicht. Dann werden die Glieder unruhig, und es fällt ihm ein, er muß eine Brotkarte holen, sich beim Garnisonkommando melden. Die drei sollen mitgehen, aber es zeigt sich, daß bloß Aute einigermaßen im Stand ist. Die anderen beiden, die können sich, wie sie sind, nicht in der Stadt sehen lassen. Na, denn hilft es nichts...

Vater und Sohn schieben nebeneinander über die Straßen. Die Menschen und die bunten Fenster, na ja — das ist ja auch, was sie wollen: daß nur zu Haus alles bleibt, wie es ist. Aber, wenn man näher zusieht, ist doch Arbeit das meiste, und dann die Not ums Essen. Draußen kommen einem ja solche Gedanken nicht, aber hier, man erschrickt, wenn man glauben sollte, der ganze Krieg wär' um nichts als um das . . . Jeder sieht im Vorbeigehen aufs Extrablatt, fährt zurück wie die Biene von der Blume, wenn der Honig schon raus ist. „Ist noch von gestern — nichts da — Artilleriekampf im Westen!" Der Soldat bückt dem Sprecher nach. Von sich aus hat er ja recht, steht nichts weiter da ...

Auf dem Stadthaus gibt's viele Menschen. Schwerarbeiter, Mütter, alle wollen Brot. Der Soldat mit dem Band im Knopfloch wird vorgelassen, ohne daß er zu drängeln braucht. Nachher geht er gleich beim Bäcker vor. Man muß ja sagen, der Arme hat auch vor dem Krieg sozusagen von der Brotkarte gelebt, hat sich's überlegen müssen, bevor das Messer in die Rinde bricht: kriegt das Kind noch ein Stück?

Sie kommen beim Kino vorbei. Bilder vom Kriegsschauplatz. Aute bettelt sehr; erst will der Vater nicht, dann gibt er den Groschen. Es liegt wohl an ihm selber, daß der Junge lieber die Bilder sieht, als neben ihm bleibt.

Abends sitzt die Familie beieinander. Der Vater sagt, es friert ihn. Die Mutter schlägt die Hände zusammen — sie denkt, im Schützengraben sind sie heiß und kalt gewohnt? Aber dann läßt sie Briketts holen; es wird gleich ordentlich eingeknallt, und sie freut sich, daß sie etwas zur Gemütlichkeit tun kann.

Den Nachmittag durch hat sie sich auf den Abend mit dem Mann gefreut gehabt; nun verstimmt es sie, daß er den Mund kaum auftut.

„Erzähl' doch was!" bettelt sie ein paarmal, und erreicht mit diesem Wort genau das, was immer dabei herauskommt: schließt die schweigsamen Lippen noch fester zu.

Allesamt, wie sie da sitzen und stolz auf ihren Soldaten sind, möchten gern was hören — von zerschossenen Städten und toten Franzosen und ob bald Frieden ist und der Engländer wirklich so schlimm, wie er gemacht wird? Vielleicht kriegten sie was aus dem Vater heraus, wenn sie auf die rechte Art zu fragen verständen; aber ihre Einbildungskraft reicht nur für das Schaurige, und gerad' dafür hat Uhlenhaut hier in seinem stillen Haus am allerwenigsten übrig jetzt.

Das teure Licht verbrennt. Alle legen sich schlafen. Dem Vater geht's wunderlich. Er hat sich oftmals vorgestellt gehabt, wie das sein wird: die erste Nacht in seiner Kammer. Nun paßt ihm alles nicht. In der Stube hat's ihn gefroren, nun im Bett ist's viel zu heiß. Ein paarmal springt er aus den Kissen, rennt umher, flucht, daß er Holzwolle statt der Federn einstopfen will.

Die Frau lacht ihn aus, redet ihm zu. Dann knurrt sie leise. „Leg' dich doch hin, daß man seine Ruh' kriegt." Er hat gut laufen, soll morgen nicht wie sie um halbsechse raus.

Da tut er ihr den Gefallen und versucht noch einmal, wie es geht, auf der weichen Unterlage und ohne die gewaltige Luftmusik.

Ein paar Tage sind nun so vom Urlaub hingegangen. Wenn man das bedenkt, sticht es im Herzen. Und doch, wie am ersten Abend im Bett, ist's im Grunde überall: rechte Ruhe hat man nirgend. Man rennt und sucht, könnte nicht sagen, wonach. Hängt an seiner Familie, das ist wohl Selbstverstand. Aber aus der Ferne sieht sich manches anders an. Das liebe Heimatleben, trotzdem man mitten drin zu sein scheint, es gehört einem noch nicht wieder. Ist noch zu viel draußen zu tun. Einmal entschlüpft es Uhlenhaut: „Ich wollt', man wär' erst wieder zu Haus."

Seine Frau ist sprachlos. Nicht für lange, schon rührt die gekränkte Seele sich. Sie hat's ja von Anfang an gemerkt, er ist nicht wie sonst. Wenn er Frankreich sein Zuhaus nennt, nun so kann sie nicht anders als annehmen, da wartet jemand auf ihn. Schafft sich ja mancher so eine Schwarzhaarige an! Und dahinten die roten Weiber, was das für welche sind, das hat der Pastor in seiner Ansprache selber zugegeben . . .

Der Soldat raucht und hört zu. Seine Frau ist acht Jahre älter als er. Da hat er schon zu Friedenszeiten allerhand anhören müssen, das kann wohl nicht anders sein. Aber dies hier, da könnte sie den Mund halten. Ein bißchen ungebildet ist sie. Das merkt man, wenn man so von draußen kommt. Wenn in seinem Schein steht: frei von Parasiten und ansteckenden Krankheiten, so heißt das letzte was. Alwine hat das Papier genommen, hat's wie ein Ungeziefer hochgehalten und gelacht: „Wär' auch was Rechtes, wenn Ihr uns die französischen Läuse mitbringen tätet!"

Digitized by Google

Die Tage sind lang. Die Kinder, ja gewiß. Aber indem man mit ihnen reden will, schweigt man schon lieber. Ordnung und Reinlichkeit, da fehlt es überall, und auch von Betragen nicht viel Ahnung. Von Rechts wegen gäb' es nichts als Anschnauzer, und dafür ist man doch letzten Endes nicht auf Urlaub gekommen. Man könnte dies und das im Haus anfangen. Stühle, Schranktüren und Fußzeug, alles braucht Flickwerk. Man fängt an, legt beiseit, nimmt an einer anderen Stelle wieder auf. Man liest die Zeitung, natürlich. Aber all das, woran man draußen gehangen hat, die Namen der bekannten Straßen, die Pflasterarbeiten, Höchstpreise und Gesuche — wo man selber dazwischen steckt, kümmert es einen kaum. Und immer wieder gerät man an die Seite, wo all die schwarzen Ränder sind. Da wird es denn bekanntgemacht. Ruhe sanft in fremder, kühler Erde. Wenn's hoch kommt, ein Nachruf von der Firma. Bunte Chronik: Den Heldentod fürs Vaterland.... Soweit ganz schön. Aber die das schreiben, wissen die wohl, wie bitter gern man weitergelebt hätte? Bekannte besuchen, Kameraden? Man findet ja keinen mehr. Aber das ist ja wahr, Guttempler ist er. Da kann er doch einmal in die Loge gehn und sehn, was los ist. Wär' schön, wenn die Frau mitkäm'. Sie ist auch Mitglied, freilich aus Versehen nur. Sie hat so was gehört gehabt, wenn man einen Zettel unterschreibt und dann einmal stirbt, kriegt man hundert Mark aus der Kasse. Das leuchtet ein. Richtig kommt so ein Wisch für die Ehefrau. Also fix unterschreiben. Nun bist du also Mitglied! hat ihr Mann nachher gesagt. Sie erschrickt, das hat sie nicht gewollt. Es war doch nur um die hundert Mark Sterbegeld... Es bleibt nun mal ihr Pech, im Guten und im Bösen geschwind zu glauben, wohin der Wunsch sie reißt.

Am Freitag abend, als die Frau aus ihrem Schnapskeller kommt, ist sie müde, kann nicht mit in die Loge. Man sieht's ihrem bis unter die Haare weißen Gesicht ja an. Armes Tier. Aber dann kommt doch so was wie Ärger hoch. Fragt einen draußen jemand, ob man müde ist?

Also geht Uhlenhaut allein. Es ist nicht wie sonst, zu viele fehlen. Aber man sitzt, trinkt seinen Kaffee, antwortet diesem und dem. Als er um elf Uhr heimgeht, sieht er auf dem Fischmarkt den Nachtwächter mit seinem Hunde stehen. Wahrhaftig, ist das nicht Heinemeier? Er redet ihn an, sie kommen ins Gespräch, bleiben bald eine Stunde beieinander. Sein Kollege Pöhlig ist aus dem Felde da, hört er bei dieser Gelegenheit. Na, da kann man den denn ja mal aufsuchen.

Ganz aufgeratzt kommt Uhlenhaut heim, macht kein Licht, tastet sich zurecht; aber da hört er, daß seine Frau sich aufrichtet. „Du hast dir denn ja schön was angenommen da draußen! Die Familie gilt keinen Pfennig mehr. . . ." Wozu er denn überhaupt Urlaub eingereicht hat? Nanu, hat die Nachbarin gesagt, wo ist denn Ihr Urlauber? Meiner, der geht nicht ohne mich ....

Der Mann versucht eine Erklärung, aber Alwine will nichts annehmen, kehrt sich ab und schläft. Übrigens kann er tun und lassen, was er will, sie kommt auch ohne ihn durch. So was, nein, das hätte sie doch von ihrem Früheren nicht hinzunehmen brauchen. . . . Sie wendet sich ab, hat Mitleid mit sich, heult und schläft weiter.

Die Anspielung auf den früheren Mann prickelt Uhlenhaut im Blut. Wer weiß, was da hinter seinem Rücken vor sich geht. „Ich weiß nicht, was du willst!" stößt er heraus. „Mein Urlaub, der gilt für Tag und Nacht . . . ."

Am Morgen, als der Schrill des Weckers die Frau hochreißt, tun seine Worte vom Abend ihm leid. „Sie haben in der Loge nach dir gefragt, man spürt's, ein jeder hat dich gern...."

„So!" fragt sie scharf zurück. Sie hat, im Gefühl davon, daß er durchaus nicht ist, wie sie gesagt, auch ihrerseits den Tag mit ein paar guten Worten anfangen wollen. Nun, da sie ihn weichmütig sieht, schnappt der freundliche Vorsatz zurück. „Ja, bei anderen, da gilt man was! Aber der eigene Mann...." Sie mißt am Finger vor, wie wenig sie dem wert ist.

Fortsetzung folgt.

Soziale Bewegung

Neue Ziele. Der sozialdemokratische Hamburger Gewerkschaftsführer August Winnig bespricht in der „Sozialen Praxis" die Zukunft des Arbeitsverhältnisses und kommt dabei nach eingehender Untersuchung der möglichen Zukunftsgestaltungen zu folgendem Schlußergebnis: „In einer solchen Situation, wo alle Interessen des deutschen Volkes den ungestörten Fortgang der Arbeit am Werke der wirtschaftlichen Erneuerung fordern und dieser Fortgang doch von tiefgreifenden Gegensätzen in Frage gestellt wird, ist die öffentliche Gewalt vor allem berufen, die Lösung des Konflikts herbeizuführen. Diese Lösung aber kann alsdann nur darin bestehen, unter Betonung und Wahrung des gemeinsamen Interesses beider Gegner (Arbeitgeber und Arbeitnehmer) am guten Gelingen des wirtschaftlichen Wiederaufbaues einen Ausgleich beider Bestrebungen zu suchen. Ein solcher Ausgleich mag in jedem Einzelfalle seine besondere Technik erfordern — seine Grundlage wird immer die Heranziehung der Arbeiterorgane bei der Lösung der jeweils vorliegenden betriebs- und arbeitstechnischen Probleme sein. Es ist natürlich vorauszusehen, daß sich gegen eine solche Lösung sehr lebhafte Einsprüche erheben werden. Auf Arbeiterseite wird man den so oft falsch verstandenen Klassenkampfgedanken dagegen ins Feld führen, das Unternehmertum wird die freie Verfügungsgewalt über die technischen Betriebsangelegenheiten wie ein heiliges Palladium verteidigen. Gegen solche Widerstände werden Worte höchstwahrscheinlich nur wenig ausrichten können, man ist gezwungen, ihre Überwindung den Tatsachen zu überlassen, deren Druck sich schon durchsetzen wird. Für alle die aber, die auch in Zukunft an Stellen mit erhöhter Verantwortung an der Gestaltung des sozialen Lebens mitzuarbeiten haben, ist es gut, sich über die große Linie in der künftigen Entwicklung des Arbeitsverhältnisses klar zu werden und ihr Wirken nach der gewonnenen Perspektive einzustellen. Die Zukunft des Arbeitsverhältnisses wird in einer sich allmählich steigernden paritätischen Zusammenarbeit der beiden Partner des Arbeitsvertrages bestehen. Dabei wird die öffentliche Gewalt, unter allmählicher Herausbildung gesetzlicher oder gewohnheitsmäßiger Regeln, sowohl als Mittler wie als Garant der getroffenen Vereinbarungen das Gebiet ihres Einflusses auf die Gestaltung des Arbeitsverhältnisses erweitern. Die Alleinherrschaft einer sozialen Gruppe über das Arbeitsverhältnis oder eines seiner Teilgebiete wird dem Druck zwingender Notwendigkeiten weichen — das Arbeitsverhältnis wird vergesellschaftlicht, wird ein Glied der großen Sozial- und Wirtschaftsorganisation der Volksgemeinschaft werden. Dies Ziel, so deutlich es als zwangsläufiges Ergebnis der Entwicklung erscheint, wird sicherlich nicht ohne Kämpfe zu erreichen sein. Aber wir werden diese unvermeidbare Periode der Gärungen und Kämpfe,, ohne die ein großer und grundlegender sozialer Fortschritt nicht möglich ist, um so schneller und leichter überwinden, je größer die Zahl derer ist, die dies Ziel als solches erkannt haben."

Maifeier und Reichstag. Im vierten Kriegsjahr hat die deutsche Arbeiterschaft in gewissenhafter Erfüllung ihrer vaterländischen Pflichten auf jede Form einer Maifeier verzichtet. Nur die Arbeiterblätter brachten Aufsätze, in denen am Achtstundentag als Zukunftsforderung festgehalten und der Ausbau der Sozialpolitik verlangt wurde. Nicht einmal die sonst übliche Arbeitsruhe in den Betrieben der Arbeiterpresse, in den Konsumvereinen trat diesmal in Erscheinung. Dagegen hat der Deutsche Reichstag in diesem vierten Kriegsjahr eine sehr eindrucksvolle Maifeier für die Arbeiterschaft veranstaltet, indem er sich am 1. Mai fast einmütig für Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung aussprach und ohne Kommissionsberatung am 4. Mai innerhalb weniger Minuten in zweiter und dritter Lesung die entsprechende Regierungsvorlage annahm. Sang- und klanglos ist dieser von den Arbeitgebern viel überschätzte, von den Arbeitern gehaßte Knebel der Koalitionsfreiheit beseitigt worden. Gegen den etwaigen Streikterror bleiben genügend andere Strafparagraphen bestehen. Das verbitternde Ausnahmegesetz des § 153 G.-O. war längst überflüssig. Regierung und Reichstag haben gemeinsam (unter dem Protest nur der konservativen Partei!) das Scheusal in die Wolfsschlucht geworfen.

Der deutsche Handelstag scheint trotz aller eindringlicher Belehrungen des Weltkrieges ein sicherer Hort für antisoziale Arbeitgeberpolitik bleiben zu wollen. Liegt es an einzelnen führenden Männern, daß die Gesamtvertretung des freien deutschen Handels, der „königlichen Kaufleute", heute in sozialer Rückständigkeit selbst zahlreiche Arbeitgeberorganisationen weit übertrifft? So hat sich am 2. Mai der deutsche Handelstag einstimmig gegen die Errichtung von paritätisch zusammengesetzten Arbeits- bzw. Kaufmannskammern ausgesprochen, da weder ein Bedürfnis als vorliegend anerkannt, noch der soziale Friede dadurch gefördert würde. Sollte der Gesetzentwurf trotzdem angenommen werden, so müßte der Handelstag auf die Erfüllung einer Reihe grundsätzlicher Forderungen bestehen. Zur Frage des Mißbrauches der Koalitionsfreiheit" bedauerte der Handelstag, daß der von

ihm geforderte ausgiebigere Schutz der Arbeitswilligen gegen den Terrorismus der Streikenden unterblieben ist und daß jetzt sogar die letzte Schutzwehr (§ 153 der Gewerbeordnung) aufgehoben werden soll. Es wurden ernste Bedenken gegen eine Maßnahme erhoben, die wie ein Freibrief für das bisher Untersagte wirken und nicht eine Verstärkung der Koalitionsfreiheit, sondern des Koalitionszwanges bedeuten würde. Schärfer haben sich die ausgesprochenen Scharfmacherorganisationen auch nicht gegen die beiden sozialpolitischen Regierungsvorlagen ausgesprochen!

Die freiheitlich-nationalen Arbeiter und das Wohnungswesen. Der wohlgelungene, mit Recht vielbeachtete freiheitlich-nationale Arbeiter- und Angestelltenkongreß hat sich auf seiner ersten Berliner Tagung auch eingehend mit der Wohnungsreform beschäftigt. Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg hielt einen eindrucksvollen Vortrag, dem folgende Gesichtspunkte zugrunde lagen: Die Beschaffung der nötigen Wohnungen für die Minderbemittelten kann nicht allein dem freien Spiel der Kräfte überlassen werden. Die öffentliche Hand muß überwachen und nachhelfen mit Geld, Kredit und Teilhaberschaft durch Heranziehung der Unternehmer, die viel Arbeiterzustrom verursachen und durch Notstandsmaßnahmen für die Übergangsnotzeit. Dezentralisation der Großstädte und das Einwohnungshaus in verkehrsnaher Gegend muß das Ideal sein. Voraussetzung dazu ist billiger Boden und billiger Verkehr. Doch wird das Mehrfamilienhaus für die Mehrheit der Stadtbevölkerung unentbehrlich bleiben, aber es muß verbessert werden. Die Herstellung und die Beleihung von Klassenmietshäusern muß rationeller gestaltet werden. (Dernburg macht dazu viele Einzelvorschläge.) Angemessene Bauverzinsung und angemessene Miete sind nur bei vernünftiger Bodenerschließungs-, -verteilungs- und -preispolitik möglich. Die Wohnungsbenutzung muß hygienisch überwacht und durch gemeinwirtschaftliche Einrichtungen (Wohnungsnachweis, Hausratsbeschaffung usw.) verbessert werden. Reichszuschüsse müssen den Wohnungsbau für die Übergangszeit verbilligen helfen; ferner ist die Reichstagsentschließung vom 20. März 1918 durchzuführen. Die Ansiedlung im Flachbau mit Gartenland ist durch eine vom Fiskalismus befreite Tarifpolitik der Verkehrsanstalten zu begünstigen. Der Kampf für besseres Wohnen als der Grundlage der Volksgesundheit und Volkskraft darf nie ruhen und muß Reich, Staat, Gemeinden und Selbstverwaltungskörpern — letztere beiden als ausführende Organe — ständig beschäftigen, Hand in Hand mit den Organisationen der Selbsthilfe, der sozialen Versicherung und privatem Unternehmergeist. — Dernburgs eindringlicher Vortrag, der in dem Bekenntnis gipfelte, daß fortdauerndes Wohnungselend geradezu ein Krebsschaden am Volkskörper sei, der das wichtigste Aktivum des gemeinen Volkes, den sozialen Frieden bedrohen müsse, entfesselte eine lange Aussprache unter den Kongreßteilnehmern, die sich bemerkenswert scharf gegen die fiskalische Verkehrstarifpolitik wandte und die besondere Not der kinderreichen Familien mit trüben Farben ausmalte. Eine Entschließung des Kongresses unterstrich Dernburgs Forderung nach öffentlichen Eingriffen und Geldbeihilfen zugunsten des Kleinwohnungsbaues und verlangte rascheste Bereitstellung von Baustoffen und Arbeitskräften für diesen Zweck. Wirklich gedeihliche Wohnzustände aber würden erst dann einkehren, „wenn das Reich den vom gesamten deutschen Volke mit seinem Blute und seiner Arbeit verteidigten deutschen Boden durch ein deutsches Bodenrecht der Ausbeutung zu einseitigen Gewinnzwecken entzieht". Ferner sei es „eine selbstverständliche Dankespflicht, den heimkehrenden Verteidigern des deutschen Bodens durch die öffentliche Hand Gelegenheit zur Gründung einer eigenen Heimstätte zu geben".

Deutsche Internierte dürfen sich gewerkschaftlich organisieren, das haben sie wenigstens in Holland durchgesetzt. Der holländische Kriegsminister hat angeordnet, daß es den Internierten nunmehr gestattet ist, sich den Gewerkschaften anzuschließen. Im Falle sie an einem Streik teilnehmen, können sie nach einem Internierungslager zurückgeschickt werden und nach Beendigung des Ausstandes sich wieder bei ihren Arbeitgebern melden.

Büchertisch

Seit April 1918 erscheint im Verlag von Trowitzsch und Sohn, unter Leitung von Dr. Richard Pohle, eine neue Zeitschrift: **Die Ostsee**, die sich die Förderung der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der um das „mare balticum" wohnenden Völker zum Ziel setzt. —

Die **„Mitteilungen des Deutschen Werkbundes"**, die früher nur für Mitglieder bestimmt waren, sind jetzt auch für einen weiteren Kreis ausgebaut worden. Sie sollen alle zwei Monate erscheinen, und zwar soll jedes Heft von einem Schriftkünstler allein ausgestattet werden. Das erste dieser neuen Hefte ist von Lucian Bernhard in sehr geschmackvoller Weise ausgeführt worden, indem er alles auf die beiden Töne grau und schwarz abgestimmt und die Inserate locker im Text verteilt hat. J. R.

E. Lohmann. **Nietzsche über Krieg und Frieden** in seiner Wirkung auf das In- und Ausland. Chr. Kaiser, München, 32 S. 0,65 M.

In der Zeit, in der sich in Berlin eine Nietzsche-Gesellschaft bilden konnte, auf deren Programm steht: „als Kriegsarbeit im Sinne von Nietzsches „Wille zur Macht", die Einsetzung für einen starken deutschen Frieden, der ein machtvolles Deutschland verbürgt", ist es von Interesse, die kleine Schrift von E. Lohmann zu lesen und darin zu sehen, wie weit und aus welchen Gründen Nietzsche bei den Gegnern zu antideutscher Propaganda ausgebeutet wird; und ferner aus der verdienstvollen Arbeit den Beweis zu erhalten, wie sehr Nietzsche als „guter Europäer" dem Gedankenkreis fernstand, in den man ihn auch deutscherseits heute mit Gewalt einzwängen will — gerade vom „Willen zur Macht", diesem „Buch zum Denken", wünscht er, „es französisch geschrieben zu haben, damit es nicht als Bestärkung irgendwelcher reichsdeutschen Aspirationen erscheint". Besonders diese Stelle muß hervorgehoben werden, damit sowohl bei uns der Annexionismus wie jenseits der Schützengräben das Phantasma von der „Teufelslehre der Deutschen", wenn beide sich in ihren Beweisführungen auf Nietzsche berufen, zum Schweigen kommt. J. R.

Vom Lebenswege. Gesammelte Vorträge und Aufsätze von Friedrich Jodl in zwei Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Börner. Mit einem Bildnis. Erster Band XIII, 553 Seiten; zweiter Band VII, 707 Seiten. Stuttgart und Berlin 1917. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Briefkasten

Die von D. Friedrich Naumann begründete **„Staatsbürgerschule** E. V." kündet jetzt folgendes Vorlesungsverzeichnis an:

Wilhelm Heile, Schriftleiter der „Hilfe": „Die Verfassung und Verfassungsreform in Preußen-Deutschland." 10 Vorträge (je 2 Stunden). Beginn Mittwoch, den 22. Mai, abends 8 Uhr.

D. Friedrich Naumann, M. d. R.: „Neudeutsche Wirtschaftspolitik nach dem Kriege." 6 Vorträge. Beginn Montag, den 3. Juni, abends 8 Uhr.

Dr. Kuczynski, Direktor des statistischen Amtes Schöneberg: „Die Reichsfinanzen in Gegenwart und Zukunft." 5 Vorträge (je 2 Stunden). Beginn 6. Juni, abends 8 Uhr.

Dr. Paul Rohrbach: „Weltpolitische Grundlinien." 6 Vorträge, zweimal wöchentlich, Dienstags und Freitags. Beginn Dienstag, den 11. Juni, abends 8 Uhr.

Für jede Vortragsfolge werden Karten zum Preise von 8.— M. ausgegeben. Mitglieder gesinnungsverwandter Parteiorganisationen und Berufsverbände erhalten 25 v. H. Ermäßigung. Kartenausgabe und nähere Auskunft: Staatsbürgerschule, Kronprinzenufer 27, 1, Berlin NW. 40, Tel.: Moabit 9596.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld. 1 M.: Sergt. F. im Felde, Vizef. W. im Felde, R. E. in Schbg. —, W. G. in St., Lt. d. L. L. i. F. **1.50 M.:** Inf. R. i. Felde. **2 M.:** Kanon. E. im Felde. **3 M.:** Justizrat A. in W. **6.40 M.:** Lt. d. R. H. im Felde. **10 M.:** Oberarzt d. R. R. im Felde. **12 M.:** Lt. T. i. F. **14 M.:** Lt. d. R. R. i. Felde.

Bücher für Armee und Marine: E. Sch. in Bielefeld: 9 Bücher, Werbeanwalt W. in Berlin: 16 Bücher und Zeitschriften, E. K. in Dresden: 9 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

23. Mai 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 21

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einlage-Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Helle:** Der deutsche Schwur von Graz. — **Dr. Heinz Potthoff:** Besitzsteuer und Besitzwert. — **Univ.-Prof. D. Martin Rade:** Auch ein Blick in die amerikanische Seele. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 12. Mai.

Darüber, ob man für die Zukunft mit einem geeinigten Rußland wird rechnen sollen oder nicht, sind die Meinungen recht geteilt. Keinesfalls ist aber die künftige Zerspaltenheit der russischen Einzelländer so sicher und so groß, daß man deshalb die mitteleuropäische Einheit nicht mehr für notwendig halten darf. Die russische Zerspaltenheit beruht gegenwärtig auf zwei Ursachen, nämlich erstens auf dem neuerwachten Nationalgeist aller Randvölker und zweitens auf dem Gegensatze der besitzenden Klassen innerhalb der Randvölker gegen die bolschewistische Regierung in Alt-Rußland. Dieser letztere Gegensatz kann nicht als für alle Zeiten dauernd angesehen werden, denn entweder bringt es die Bolschewiki-Regierung fertig, auf der Grundlage der proletarischen Arbeiter- und Soldatenräte eine arbeitsfähige Regierungsmaschine aufzustellen oder nicht. Im ersten Falle wird durch keine Gewalt gehindert werden können, daß das erfolgreiche Experiment von den Arbeiterklassen der Nachbarstaaten auch versucht wird. Im zweiten Falle aber stürzt eines Tages die gegenwärtige russische Regierungsform und macht irgendeiner bürgerlichen oder militaristischen Staatsherrschaft Platz. Ob dann die nationalistischen Gegensätze für sich allein stark genug sein werden, um den Zusammenschluß des einstigen zaristischen Imperiums zu hindern, kann bezweifelt werden, da offenbar der Nationalgeist bis jetzt mehr eine Sache der Intellektuellen ist als der Bauern.

Aus Sofia hört man, daß im rumänischen Frieden eine Teilung der zwischen Rumänien und Bulgarien vielumstrittenen altbulgarischen Landschaften vorgesehen ist. Es wurde auch ein alter Wunsch der Bulgaren dadurch erfüllt, daß der Bau einer Donaubrücke bei Rustschuk zugesagt wurde. Fast ebenso wichtig wie eine Brücke bei Rustschuk erscheint eine solche am Eisernen Tor, weil nur hier eine unmittelbare Verbindung zwischen Bulgarien und Ungarn hergestellt werden kann. Denn es beruht ein guter Teil der Hoffnungen künftigen Balkanfriedens auf einer gesicherten politischen und wirtschaftlichen Freundschaft zwischen Bulgarien und Ungarn.

Montag, 13. Mai.

Der heutige Tag bringt eine sehr wichtige mitteleuropäische Kundgebung. Im deutschen Großen Hauptquartier haben sich die zwei Kaiser mit ihren hervorragendsten Beratern zusammengefunden. Von österreichisch-ungarischer Seite waren insbesondere anwesend: Graf Burian, der Chef des Generalstabes von Arz und der k. und k. Botschafter in Berlin Prinz Hohenlohe. Von deutscher Seite nahmen an den Besprechungen teil: der Reichskanzler, Staatssekretär v. Kühlmann, Generalfeldmarschall von Hindenburg, General Ludendorff und der kaiserliche Botschafter in Wien, Graf Wedel. Es wird amtlich mitgeteilt, daß eine eingehende Erörterung aller grundlegenden politischen, wirtschaftlichen und militärischen Fragen stattfand, die das gegenwärtige und zukünftige Verhältnis zwischen den beiden Monarchien berühren. Hierbei ergab sich volles Einvernehmen in allen diesen Fragen und der Entschluß, das bestehende Bundesverhältnis auszubauen und zu vertiefen. Die Richtlinien der in Aussicht genommenen vertragsmäßigen Abmachungen stehen bereits grundsätzlich fest. — Damit ist etwas sehr Wesentliches geschehen: Der Wille zu einem militärisch-politisch-wirtschaftlichen Vertragssystem ist grundsätzlich als Entschluß der beiderseitigen Monarchen anerkannt. Von nun an werden die Staatsämter mit größerer Klarheit sich der Herstellung der Verträge widmen können. Über den Inhalt der Richtlinien ist bis heute nichts mitgeteilt. Wer aber die Vorverhandlungen einigermaßen verfolgt hat, zweifelt nicht daran, daß eine weitgehende gegenseitige Anpassung der Heeresorganisationen und eine Entwicklung in Richtung auf Wirtschaftsgemeinschaft zu erwarten sind.

Dienstag, 14. Mai.

Nachdem schon mehrere Tage lang im „Manchester Guardian" und infolge davon in der übrigen ausländischen Presse Mitteilungen gemacht wurden über einen zweiten Brief des österreichischen Kaisers Karl zu Händen des Bourbonenprinzen Sixtus, wird nun auch in den mitteleuropäischen Staaten der angebliche Wortlaut abgedruckt. Die österreichische Regierung legt Gewicht darauf, die Unechtheit dieses Briefes hervorzuheben. Bemerkenswert ist, daß Kaiser Karl vor etwa einem Jahre die Annahme gehabt haben soll, daß Deutschland durch eine Revolution der unabhängigen Sozialisten zu einem Frieden genötigt werden könne, in dem Elsaß-Lothringen ganz oder teilweise an die Franzosen übergeben wird. Auf die Anregung, daß Österreich Triest und das Trentino an Italien abtreten und dafür durch Schlesien entschädigt werden sollte, anwortet Kaiser Karl nicht ohne Witz, daß zwar Triest und Trient in den Händen der Österreicher, Schlesien aber nicht in den Händen der Franzosen sei. Es ergibt sich aus den mancherlei Erörterungen französischer und englischer Zeitungen, daß Lloyd George nicht ungern darauf eingegangen wäre, diese vermeintlichen Wiener Vorschläge zur Grundlage einer ernstlichen Friedenserörterung zu machen, daß aber der französische Präsident Poincaré auf einem absoluten militärischen Siege bestanden habe. Die französischen Minister sind nur teilweise in das Geheimnis gezogen worden, und die Parlamentskommission beklagt sich nachträglich, daß sie an einem so wichtigen Staatsakte nicht teilnehmen durfte. — Wir nehmen an, daß durch die Besprechung der zwei Kaiser im deutschen Hauptquartier endgültig dafür gesorgt ist, daß Friedensverhandlungen und andere wichtige politische Akte nur auf Grund allseitiger vorhergehender Verständigung unternommen werden dürfen. Es ist zwar einem Privatmann nicht verboten, sich über den Frieden seine Gedanken zu machen und unter Umständen auch auf dem Wege über neutrale Länder verlorengegangene Beziehungen wieder anzuknüpfen. Monarchen aber sind ihrer Natur nach niemals reine Privatpersonen.

Digitized by Google

Mittwoch, 15. Mai.

Naumann nutzt die Pfingstferien des Reichstags zu einer Reise nach Rumänien aus. Inzwischen wird die Chronik wieder von Heile fortgeführt.

Die neue ukrainische Regierung veröffentlicht eine Erklärung, in der sie als ihr Ziel die Verwirklichung einer „unabhängigen und freien Ukraine in historisch national-ukrainischer Form" bezeichnet. Sie widerspricht dem Gerede, daß das Bestreben des Hetmans auf eine Selbstherrschaft hinauslaufe. Ohne Gewalt und unter voller Anerkennung der Rechte der anderen auf ukrainischem Boden lebenden Nationalitäten will sie sich der Entwicklung der ukrainischen nationalen Kultur widmen. Sie mißt sich selbst nur einen provisorischen Übergangscharakter bei und hält es deshalb für ihre Hauptaufgabe, die staatliche Ordnung zu festigen, bis das Volk in vollkommener Ruhe und echter Freiheit seinem durch keinerlei Druck von irgendwelcher Seite entstellten Willen in einer freigewählten Volksvertretung Geltung verschaffen kann. Die Anschuldigungen, daß die neue Regierung den Interessen des Großgrundbesitzes diene, seien ungerecht. Sie erstrebe vielmehr ein starkes Bauerntum und betrachte die Beseitigung der Landnot der landarmen und landlosen Bauern als ihre nächste Aufgabe. — Das Programm der Regierung bedeutet also eine Ablehnung der bolschewistischen Aufhebung des landwirtschaftlichen Eigentums, will aber eine zielbewußte Bodenreform einleiten, indem der Staat gegenüber dem Privatbesitz das Enteignungsrecht erhalten soll, um den nötigen Raum für die Ansiedlung der Landhungrigen zu gewinnen. Das klingt alles sehr vernünftig. Hoffentlich fehlt es nicht an der Macht, um soviel guten Willen auch durchzusetzen.

Im englischen Oberhaus hat Lansdowne eine höchst beachtliche Rede gehalten, in der er sich mit vielem Geschick dagegen verwahrt, daß die Befürworter eines Verständigungsfriedens in einen Topf geworfen werden mit den Vertretern eines Kapitulationsfriedens. Indem er den gleichen Kampf gegen die gleichen Verleumdungen kämpft wie Regierung und Reichstagsmehrheit in Deutschland, geißelt er die ebenso häßliche wie törichte Art, daß „vernünftige Leute Verräter gescholten werden, sobald sie das Wort Frieden nur in den Mund nehmen", während es Deutschland als bloßes Gewimmer ausgelegt werde, wenn es von Frieden spreche. — Man sieht, daß es in dieser Aussprache in England ganz genau so hergeht wie bei uns. Die Helden der großen Phantasie und des großen Wortes sind sich eben überall gleich. Ein Unterschied aber besteht zwischen uns und England: in England bleibt der Lord Lansdowne in hoffnungsloser Minderheit, bei uns dagegen ist die Bereitschaft zur Verständigung das Programm der Regierung und der großen Mehrheit des Reichstags. Und wenn Lansdowne den Vorbehalt macht, daß es augenblicklich, solange der Titanenkampf an der Westfront tobe, eitel sei, nach Gelegenheit für eine Erörterung von Friedensbedingungen auszuspähen oder überhaupt daran zu denken, so müssen wir dem entgegenhalten, daß dieser Titanenkampf solange dauern wird, bis unsere Feinde entweder Vernunft annehmen oder den Frieden, den wir ihnen diktieren müssen, weil sie ihn auf gütlichem Wege nicht wollen.

Erfolgreiche deutsche Vorstöße nördlich des Kemmel sowie an der Straße Braye—Corbie zwischen Ancre und Somme. Auf dem westlichen Avre-Ufer bei Castel wurde ein heftiger feindlicher Angriff blutig zurückgeschlagen.

Donnerstag, 16. Mai.

In England schenkt man der Zusammenkunft der beiden Kaiser und der beiderseitigen politischen und militärischen Spitzen berechtigte Aufmerksamkeit. „Westminster Gazette" sagt: „Wir stehen vor der Verwirklichung Mitteleuropas." Es scheine, daß die deutsche Regierung die politischen und wirtschaftlichen Bande zwischen den beiden Ländern enger ziehe, vielleicht in dem Gedanken an eine Verschmelzung aller deutschen Völker. Wenn dies zur Ausführung käme, müsse das Pariser Programm in Wirksamkeit treten und als Angriffswaffe verwendet werden. — Es braucht unsererseits nicht betont zu werden, daß „Mitteleuropa" als Waffenbund wie als Wirtschaftsbund keine Angriffszwecke verfolgt, sondern lediglich zum Zwecke der Verteidigung sich enger zusammenschließt.

Auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker hat die Vereinigung der Eingeborenen Nordkaukasiens die Lostrennung von „Rußland" und die Errichtung einer unabhängigen Republik beschlossen. Dieser neue Staat wird im Norden die geographischen Grenzen der ehemals russischen Provinzen Daghestan, Terek, Stawropol, Kuban und Schwarzes Meer haben; im Süden sollen die Grenzen im Einvernehmen mit der Regierung der Republik Transkaukasien noch näher bestimmt werden.

Freitag, 17. Mai.

Die Ententemächte haben an die Schweiz ein wirtschaftliches Ultimatum gerichtet. In dem neuen Wirtschaftsabkommen zwischen Deutschland und der Schweiz, das bereits vom schweizerischen Bundesrat einstimmig genehmigt worden war und am Mittwoch unterzeichnet werden sollte, war die Lieferung von Kohlen an das Recht der Kontrolle geknüpft worden, daß die Kohlen nicht zur Herstellung von Munition gegen uns verwendet werden. Um das Abkommen zu hintertreiben, hatte schon vorher die französische Regierung die Lieferung von Kohlen bis zu 85 000 To. monatlich zum Preise von 150 Fr. ab Hafen angeboten unter der Bedingung, daß die Schweiz, die viel weitergehende Kontrollen sich von der Entente gefallen lassen muß, diese deutsche Kontrollforderung ablehne. Daraufhin ist von deutscher Seite auf die Kontrolle so lange verzichtet worden, wie Frankreich seine Zusage im selben Maße erfülle wie Deutschland. Dennoch hat der französische Geschäftsträger im letzten Augenblick der Schweiz die Forderung überbracht, den Vertrag nicht zu unterzeichnen, widrigenfalls nicht bloß der französische Kohlenlieferungsvertrag hinfällig werde, sondern die Entente der Schweiz den Wirtschaftskrieg ankündige. Die Schweiz hat sich eine Bedenkzeit bis zum 22. Mai erbeten. Zwischen Deutschland und der Schweiz besteht infolgedessen seit dem 16. Mai der vertragslose Zustand, von dem es offiziös heißt, daß Deutschland für seine Folgen die Verantwortung ablehne. — Die Lage der Schweiz ist überaus schwierig. Sie braucht die deutschen Materiallieferungen ebenso nötig wie Lebensmittelzufuhren aus Frankreich. Wir wissen, daß die Schweiz kein Verschulden trifft, so gut wie die Schweiz weiß, daß von deutscher Seite alle nur mögliche Rücksicht auf die schwierige Lage der Schweiz genommen worden ist. Das Verhalten der Entente ist ja auch durchsichtig genug, um den alleinigen Schuldigen zu kennzeichnen. Es handelt sich um ein regelrechtes Ultimatum, durch das die Schweiz zur Preisgebung zunächst ihrer wirtschaftlichen und in der natürlichen Folge dann auch ihrer politischen Neutralität gezwungen werden soll. Wir haben zur Schweiz das Vertrauen, daß an ihrem Gerechtigkeitssinn und nationalen Stolze dies schäbige Manöver ebenso scheitern wird, wie die Holländer in ähnlicher Zwangslage sich der englischen Erpressung erwehrt haben. Die erbauliche Ententepredigt vom Recht der kleinen neutralen Staaten hat aber schon jetzt eine beredte Bereicherung erfahren.

Lord Balfour hat sich im Unterhause in Beantwortung einer Anfrage Runcimans in charakteristischer Weise zu den Briefen des Kaisers Karl geäußert. Aus dieser Antwort geht aufs neue deutlich und unwiderleglich hervor, daß Franzosen und Engländern selbst die Abtretung von Elsaß-Lothringen und bedingungslose Freigabe von Belgien nicht als „befriedigende Grundlage für einen ehrenvollen Frieden" gilt. Damit bekunden sie abermals, daß sie den Krieg um sehr weitgehender Eroberungspläne willen führen. Das deutsche Schwert muß ihnen also noch manchen kräftigen Hieb versetzen, ehe sich mit ihnen vernünftig reden läßt.

Sonnabend, 18. Mai.

Der Reichskanzler Graf Hertling hat in einer Unterredung mit dem Vertreter des Budapester Blattes „Az Est" sich über den Ausbau des Zweibundes dahin geäußert, daß sowohl der Waffenbund wie der Wirtschaftsbund keinerlei Angriffscharakter haben solle. Die neuen Abmachungen sollen nur dazu dienen, wirtschaftlich die Möglichkeiten zur Wahrung unserer Interessen auszunutzen, die uns durch einen Zusammenschluß gegeben werden, und militärisch die gegenwärtigen Verhältnisse

Digitized by Google

zu erhalten. „Wir wollen auch nach dem Kriege ebenso enge verbunden bleiben, wie uns der Krieg einander nahegebracht hat.“ Die feindliche Darstellung, als ob das mitteleuropäische Bündnis dem Anschluß an einen Friedensbund der Völker entgegenstehe, wies der Kanzler zurück. „Wenn die Nationen eine Friedensliga bilden würden, so würde Deutschland ohne Zögern und mit Freude beitreten .... Unsere Politik war immer ebenso eine Politik des Friedens, wie unser Bündnis mit der Monarchie ein Friedensbündnis, sozusagen ein Bündnis zur Erhaltung des Friedens war. Wir kämpfen jetzt um unser Dasein, um unsere Existenz und für den Frieden, den auch wir herbeisehnen.“

Lloyd Georges Verhalten in der irischen Frage kennzeichnet mehr als alles andere die Schwierigkeit der Lage, in der er sich auch sonst befindet. Dieser Mann von Tatkraft und folgerichtiger Entschlossenheit sieht sich zu einer merkwürdigen Politik der Widersprüche und Halbheiten genötigt. Auf der einen Seite hat er den Unionisten zuliebe als den ersehnten starken Mann Lord French zum Statthalter ernannt. Und neben diesem Vertreter der militärischen Gewaltmaßnahmen für alle Fälle ist nun der Unterhausabgeordnete Shortt, der erst vor einigen Wochen gegen die Ausdehnung der Dienstpflicht auf Irland gestimmt hat, Minister für Irland geworden. Die Folge solcher eingestandenen Ratlosigkeit ist natürlich nicht die Überbrückung, sondern die Verschärfung der Gegensätze.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 12. Mai.

Eine Rechenschaft der Reichsbank über die letzte Kriegsanleihe zeigt die Beteiligung der kleinen Zeichner. Es sind zwei von den fast 15 Milliarden von fast 6 Millionen kleiner Zeichnungen unter 2000 Mark aufgebracht. So erst ist die Anleihe ein starker Beweis für die Siegeszuversicht und dauernde Bereitschaft.

Auf der vorderen Plattform der Straßenbahn fängt ein mitteilsamer Mann — ein bißchen Landstreichertypus, Gott weiß, wo er sich jetzt noch die Möglichkeit zu dem kleinen Rausch verschafft, der ihn so anschlußbedürftig macht — ein politisches Gespräch an, das lebhafte Beteiligung findet. Nur nicht bei dem jungen blonden Feldgrauen, der schweigsam rauchend an den anderen vorbei ins Land sieht. „Na, wie ist es,“ wird er schließlich von dem freudig geröteten Wortführer aufgerührt, „werdet Ihr nun bald Schluß machen?“ „Von mir aus noch lange nicht,“ sagt der Feldgraue abweisend, „ich will erst mal draußen gewesen sein.“ Der junge Ersatz fühlt wohl immer noch so wie im Anfang. Er will noch an die Reihe kommen mit der großen Feuertaufe der Männlichkeit.

Montag, 13. Mai.

Trotzdem wohl die Aussichten der Wahlrechtsvorlage ziemlich klar liegen, ist die Luft voll Spannung über den Ausgang, der morgen erwartet wird. Ein neuer Antrag der Lohmanngruppe will Zusatzstimmen für 10 Jahre des Aufenthalts in der Wahlberechtigungsgemeinde, für 10 Jahre staatlichen, kommunalen oder kirchlichen Dienstes, für 10 Jahre ehrenamtlicher oder amtlicher Arbeit für eine Körperschaft des öffentlichen Rechts und für 10 Jahre gewerblicher oder sonstiger Selbständigkeit oder Betriebsleitung — eine Summe von „Sicherungen“, die mehr dem Zweck der Lähmung der Einstimmler, als dem einer gerechten Auswahl des Talents und der Fähigkeiten dienen.

Man muß kämpfen gegen die Traurigkeit, die von dieser ganzen Frage her aufsteigt und sich über den ach so notwendigen Glauben legt, daß die Menschen einmal über sich selbst und ihre engsten Interessen hinauszuwachsen vermögen.

Heute abend wiederholten die Frauen in Hamburg eine Kundgebung für das Bürgerrecht. Die große Versammlung bekam dadurch ihr besonderes Gepräge, daß Frauen der verschiedensten Schichten die Forderung vertraten: eine Geschäftsfrau und eine Heimarbeiterin gehörten zu den Rednerinnen und zeigten, wie selbstverständlich die Einsicht in die Notwendigkeit einer tatsächlichen Mitarbeit der Frauen in der Stadtverwaltung doch schon weiten Frauenkreisen geworden ist, die weder zu den Intellektuellen noch zur Sozialdemokratie gehören.

Dienstag, 14. Mai.

Die Abendblätter bringen die Nachricht, daß das Wahlrecht in dritter Lesung abgelehnt ist.

In namentlicher Abstimmung wurden 421 Abgeordnete festgestellt, von denen 236 das gleiche Wahlrecht ablehnen. Für das gleiche Wahlrecht stimmen Sozialdemokratie und Fortschrittliche Volkspartei, die Polen und Dänen, die große Mehrheit des Zentrums, die größere Hälfte der Nationalliberalen, von Freikonservativen und Konservativen Arendt, Mayer (Breslau), Bredt (Marburg), v. Kardoff, Wallbaum und Gaigalat. Der Antrag Lohmann findet nur eine verschwindende Minorität, das Pluralwahlrecht des Ausschusses wird mit einer etwas kleineren Majorität als das der Regierungsvorlage (220 zu 191) gleichfalls abgelehnt.

Die Staatsregierung gab darauf ohne jedes rednerische Beiwort die erwartete Erklärung ab:

Die Staatsregierung hält nach wie vor an dem gleichen Wahlrecht unverrückbar fest und ist entschlossen, zu seiner Durchführung alle verfassungsmäßigen Mittel zur Anwendung zu bringen. (Lebh. Beifall links und im Zentrum.) Sie ist jedoch der Auffassung, daß das Herrenhaus als gleichberechtigter Faktor der Gesetzgebung zu diesen für unser ganzes Staats- und Verfassungsleben grundlegenden Fragen Stellung nehmen muß, zumal auch die Neuordnung des Herrenhauses einen wesentlichen Teil des geplanten Reformwerkes bildet. Demgemäß wird auch das Herrenhaus mit der Vorlage befaßt werden. Sollte dieses dem geordneten Gange der Gesetzgebung entsprechende Verfahren entgegen der Erwartung der Staatsregierung innerhalb angemessener Frist nicht zur Annahme des gleichen Wahlrechts führen, so wird die Auflösung des Hauses zu dem ersten Zeitpunkt erfolgen, zu dem dies nach pflichtmäßigem Erwägen der Staatsregierung mit der Kriegslage verträglich ist. (Lebh. Beifall links und im Zentrum.)

Was nun noch folgte, ist im Grunde belanglos. Der Antrag des Zentrums, der für künftige Verfassungsänderungen eine Zweidrittelmehrheit in beiden Häusern fordert, wird angenommen; ebenso ein Antrag auf Sicherung der Wahlkreiseinteilung. Alle Anträge auf Verhältniswahl werden abgelehnt.

Indem man dieses Ergebnis eines aus dem Geist von 1914 geborenen politisch groß empfundenen Versuchs aufzeichnet, fühlt man ganz die Last der geschichtlichen Wahrheiten, die es enthält, die ganze Schwerflüssigkeit der Klasseninteressen und die zurückhaltende Macht, die immer wieder die Summe der kleinen Egoismen über die Vernunft der Entwicklung ausübt.

Mittwoch, 15. Mai.

In der sächsischen Zweiten Kammer ist ein nationalliberaler Wahlrechtsantrag angenommen, der das Reichstagswahlrecht mit Verhältniswahl und zwei Zusatzstimmen fordert. Sozialdemokratie und Fortschrittliche Volkspartei haben aus taktischen Gründen für den Antrag gestimmt.

In der Hamburger Bürgerschaft spielen die Reichsangelegenheiten von Frieden, Übergangswirtschaft und späteren Reformen zurzeit eine große Rolle. Ein Antrag auf Wiedereinsetzung des freien Handels in der Übergangswirtschaft und auf Reform des Auslanddienstes sind der Kriegszielauseinandersetzung gefolgt.

In der Schweiz hat man den Käse rationieren müssen. Das gibt ein eindringliches Bild der Schwierigkeiten selbst auf dem eigentlichsten Produktionsgebiet.

Die kleinen Extrazuwendungen, die das Kriegsversorgungsamt in dieser Woche ankündigt, haben gewiß nicht nur die Bedeutung von Pfingstgeschenken; sie werden die Ankündigung der zu vermindernden Brotration diplomatisch vorbereiten sollen.

Donnerstag, 16. Mai.

Das Wirtschaftsabkommen mit Rumänien sieht sehr nahrhaft aus — wenigstens für die Zukunft.

Man sieht mit Beruhigung jetzt auch die Kinder der höheren

Digitized by Google

Schulen, wenigstens die Jungens, barfuß und mit Holzsandalen herumlaufen und freut sich der vorbeugenden Schonung der Schuhe für einen neuen Winter. In den Schaufenstern der Schuhläden schwimmt meist nur noch ein einsames Paar irgendwie absonderlicher und übernormaler Schuhe in einem Meer von Sohleneinlagen, Bändern, Bürsten, Schuhputzmitteln u. dgl. Der verkörperte Galgenhumor!

Freitag, 17. Mai.

Ein seltener, überwältigender Blütenreichtum triumphiert in die helle, sonnige, windig-blaue Luft. Über den Sonnenfunkentanz des blitzenden Wassers fliegen die weißen Segel — man kann gar nicht daran denken, daß diese Fröhlichkeit nur Schein und Hülle ist!

Das Kriegsernährungsamt teilt amtlich mit: „Die Entwicklung der Getreidezufuhren aus der Ukraine gestattet es leider nicht, unsere Brotversorgung in den letzten Monaten des Erntejahres auf diese unsicheren, im voraus nicht genau zu übersehenden Einkünfte zu gründen. Wir sind daher, wenn wir sicher gehen wollen, für den Rest des Wirtschaftsjahres in der Hauptsache auf die Deckung aus dem deutschen Inlandvorrat angewiesen. Die zur Verfügung stehenden knappen Vorräte machen die Einschränkung des Verbrauchs notwendig. Demgemäß hat das Kuratorium der Reichsgetreidestelle am 11. Mai unter Zustimmung des Direktoriums mit Wirkung vom 16. Juni ab folgendes beschlossen:

Die tägliche Mehlmenge für die Versorgungsberechtigten wird von 200 auf 160 Gramm herabgesetzt. Die bisherigen Zulagen an Schwer- und Schwerstarbeiter bleiben bestehen. Die vom Selbstversorger zu verbrauchende Getreidemenge, die bereits mit Wirkung vom 1. April herabgesetzt ist, erfährt keine weitere Änderung. Die Wiederherstellung der alten Ration wird erfolgen, sobald genügende Zufuhr aus der Ukraine in den Händen der Reichsgetreidestelle ist, spätestens aber, wenn der Frühdrusch aus der heimischen Ernte 1918 die Bestände der Reichsgetreidestelle aufgefüllt hat.

Für den Ausfall an Mehl wie im vergangenen Jahre Ersatz an Fleisch zuzugeben, ist diesmal ausgeschlossen. Nach der starken Verringerung unserer Schweinebestände bewirkt die jetzige Fleischration bereits einen derart erheblichen Eingriff in unsere Rindviehstapel, daß eine weitere Inanspruchnahme der Milch- und Fettversorgung auf das schwerste gefährdet würde. Ersatz wird jedoch durch eine reichlichere Ausgabe von Zucker gewährt werden; ebenso wird die Verteilung von Nährmitteln in den Wochen der Brotverkürzung eine Verstärkung erfahren.

Das muß nun ertragen und durchgehalten werden, trifft aber viele Menschen doch sehr schwer. Wenn uns nun nur die Gemüseernte ordentlich hilft!

Wilhelm Heile / Der deutsche Schwur von Graz

Durch die Reihen der Deutschen in Österreich geht eine Welle nationaler Erregung, so heiß und so gewaltig, wie sie selbst diese von jeher von nationalen Kämpfen durchtobten Lande wohl kaum schon in ähnlicher Kraft erlebt haben. Welcher Reichsdeutsche, der einmal eine deutsche Kundgebung in Böhmen, Tirol oder in der Steiermark mitgemacht hat, wäre nicht ergriffen gewesen und von der leidenschaftlichen Begeisterung der Volksgenossen im treu verbündeten Staat mitfortgerissen worden, wenn diese zuletzt, Arm in Arm verschränkt, stehend das Lied sangen, das so recht eigentlich das Trutzlied der Donaudeutschen geworden ist: Die Wacht am Rhein! Wir, die wir im sicheren Besitz sind, sind naturgemäß nüchterner in unseren Empfindungen; aber es fehlt uns darum doch nicht an Gefühl für solche Glut und selbst solchen Überschwang an nationaler Begeisterung. Und wer sonst nie empfänglich dafür war, der wird doch jetzt im Kriege gelernt haben, welche Kraft und wieviel Segen aus so bewegtem Herzensgrunde strömt. Ohne solche Stimmung hätten die Deutschen Österreichs in all den besonderen Nöten, die der Krieg ihnen mehr noch als uns gebracht hat, sich unmöglich den Mut so ungebrochen bewahren können.

Indem wir so die Nibelungentreue der Donaudeutschen voll Dankbarkeit bewundernd anerkennen, vergessen wir doch nicht, daß zum österreichischen, wie auch zum ungarischen Staate Völker gehören, die mit ihren deutschen Staatsgenossen in fester Verbundenheit gemeinsam und — von bedauerlichen Ausnahmen abgesehen — mit ähnlicher Hingebung den großen Kampf gekämpft haben und kämpfen. Und wir verlieren dabei auch nicht aus dem Auge, daß diese Völker es waren, denen es galt, wenn in längst entschwundenen Friedenszeiten in Innsbruck, Graz oder Prag das Lied von der deutschen Wacht am Rhein erklang. Wie dankbar können und müssen wir Reichsdeutschen, ja, wir Deutschen alle doch sein, daß in unserem Denken und Fühlen Volk und Staat so eng zusammengehören, wie wenn es nur zwei Namen wären für eine und dieselbe Sache! Wie aber mag es, um nur ein Beispiel zu nennen, dem Tschechen zumute gewesen sein, dessen Seele bei allem Willen zur Staats- und Kaisertreue schon immer erfüllt war von dem gleichen allslawischen Völkertraum, den sein deutscher Staatsgenosse alldeutsch träumte und lebte! Er hatte sein Leben lang im Deutschen den Feind gesehen, der ihm seinen Zukunftsweg versperren oder doch einengen will, und focht nun an seiner Seite gegen die, denen er sich nach Art und Sprache so verwandt fühlte, daß sein Herz oft mehr drüben als hüben war. Da denken wir an unsere deutschen Brüder im Heere des Zaren; wir denken und — begreifen.

Nicht selten haben wir es erlebt, daß deutsche Soldaten und mehr noch deutsche Heimkrieger sich wenig wohlwollend und anerkennend über die Kriegsleistungen der österreichischen Armee äußerten. Die so sprachen, ahnen ja nicht, wie groß die Schwierigkeiten derer sind, über die sie so ungerecht und lieblos urteilen. Und sie bedenken gar nicht, wie wehe sie damit insbesondere den deutschen Brüdern tun, die wahrhaftig nicht weniger und nicht weniger freudig geopfert haben als wir.

Als wir im Anfange der großen Welterschütterung einmal die Frage aufwarfen, wie wohl die Geschichte diesen Krieg nennen würde, entschieden wir uns für den Namen „Der deutsche Krieg". Der Krieg — damals war es noch stärker in unser aller Bewußtsein als heute — ist nicht in Deutschland und nicht aus Deutschland entstanden; es war das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar, das großserbisch und allslawisch verhetzten Mördern zum Opfer fiel, und doch empfanden wir schon damals, was heute jedem klar ist: es ist Deutschland und das deutsch geführte Mitteleuropa, gegen das die russisch-romanisch-angelsächsische Welt den Krieg heraufbeschworen hat. Wie leicht war es da uns, unsere Zukunft zu verteidigen! Wie leicht war es den Deutschen und auch den Madjaren in Österreich-Ungarn, in diesem Kriege treue Waffenbrüderschaft mit uns zu pflegen! Und — ja, und wie leicht auch war es damals noch für die slawischen Volksstämme, den inneren Anschluß an die Stimmung ihrer habsburgischen Staatsgenossen zu finden! Damals war ja der Zar noch, und Rußland war das Land der Unterdrückung aller nationalen Selbständigkeitsregungen der nahen westslawischen Bluts- und Sprachverwandten. Inzwischen aber ist das Zarenreich zerfallen, und mancher-

Digitized by Google

österreichische Slawe, der in den ersten Kriegsjahren jede Gemeinschaft mit den Bestrebungen der Kramarcz, Masaryk, Klofac aus Gründen der staatlichen Loyalität weit von sich gewiesen hat, schaut nun doch hinüber über die alten Grenzen und fragt sich, ob nicht das weltgeschichtliche Wachsewetter auch für die Slawen der Donaumonarchie die Stunde staatlicher Neuordnungen und Neubildungen heraufgeführt habe.

Was die Feinde mit allen Mitteln ihrer überaus entwickelten Verhetzungskunst immer verbreitet haben und was die um Kramarcz von jeher zur Anfeuerung ihrer Gefolgschaft behauptet haben: daß die ganze österreichisch-ungarische Monarchie zum willenlosen Anhängsel des deutschen politischen Machtsystems geworden sei und daß in Österreich die in ihrer Gesamtheit an Zahl den Deutschen überlegenen slawischen Volksstämme von deutscher „Fremdherrschaft" bedrückt würden, — diese Giftsaat fällt jetzt wieder leider nur zu oft auf fruchtbaren Boden. Und so ist dann in Österreich, seit es im Osten keinen Krieg mehr gibt, der alte Kampf der Nationalitäten von neuem wiederaufgeflammt, und vielleicht heftiger als je zuvor.

Es ist hier nicht der Ort dazu, den inneröstereichischen Hader in seinen Einzelheiten zu beleuchten und die Vorgänge und insbesondere auch die Maßnahmen der Regierung aufzuzählen, an denen er sich am jähesten entzündet hat. Was nützt es auch, hinterher die Schuldfrage zu untersuchen, wenn längst die Tatsachen gesprochen haben? Für uns Reichsdeutsche gibt es dabei nur die Frage, ob wir etwas dazu tun können, daß der Streit beigelegt und zu einem guten Ende geführt werde. Die Frage ist um so dringlicher, als der französische Versuch, durch Veröffentlichung der bekannten Briefe Kaiser Karls Mißtrauen und Zwietracht zwischen Wien und Berlin zu säen, vielleicht mit dazu beigetragen hat, daß die Erneuerung und Vertiefung des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn nun um so schleuniger und tatkräftiger von beiden Seiten in Angriff genommen worden ist. Die Besprechungen der beiden Kaiser und der militärischen und politischen Führer im Großen Hauptquartier haben das ja aufs eindrucksvollste bekundet.

Wenn wir uns aber diese Frage vorlegen, so wollen wir das nur tun, indem wir sorglich vermeiden, durch Einmischung noch Öl aufs Feuer zu gießen. Unser Herz ist, das kann ja nicht anders sein, bei den deutschen Brüdern. Und wenn wir nüchtern prüfen, was diese in den letzten Jahren vor dem Kriege und während des Krieges erlebt haben, so können wir uns dem Eindruck nicht verschließen, daß die österreichischen Regierungen in jener Zeit in ihrem aus der Eigenart des Staates erwachsenen Bestreben, über den Nationen zu stehen, oft viel mehr über den Deutschen gestanden haben als über den Slawen, weil die Staatstreue der Deutschen von vornherein über jeden Zweifel erhaben war und man deshalb wollend oder nichtwollend dem stürmischen Drängen namentlich der Tschechen um des lieben Friedens willen mehr nachgab als vielleicht gut und gerecht gewesen wäre. Gewiß! Die Deutschen haben wahrhaftig noch keinen Grund, sich als unterdrückte Nation zu fühlen. Aber wenn man ihre Gefühle verstehen will, so muß man sich ein wenig in ihre große und glanzvolle Geschichte vertiefen. Sie waren von Anfang an die eigentlichen Träger dieses verwickelten Staatswesens, das trotz aller seiner inneren Schwierigkeiten — das Wort gilt heute noch — erfunden werden müßte, wenn es nicht schon längst bestände. Und kein Tscheche und kein Pole, kein Slowene und kein Kroat kann es ihnen abstreiten: sie sind es im Grunde noch; sie sind es besonders in diesem Kriege gewesen. Daß es ihnen leichter wird als den anderen, Österreicher mit Leib und Seele zu sein, das schwächt ihr Verdienst nicht und bestätigt nur noch nachhaltiger die Tatsache.

Was aber folgt daraus? Daß sie nicht zu fürchten brauchen um ihren Platz im österreichischen Staat, solange sie die besten Eigenschaften des deutschen Wesens sich nicht durch die Hitze des nationalen Kleinkampfes versengen lassen. Gerechtigkeit und Duldsamkeit und Verständnis für andere Art ist deutsche Tugend von alters her. Wie die slawischen Kleinvölker in Österreich in der Vergangenheit erst durch die Hilfe der Deutschen zu nationalem Eigenleben geweckt und befähigt worden sind, so würde es auch heute noch dem Überlegenen wohl anstehen, wenn er sich nicht in die gereizten Empfindlichkeitsstimmungen des Kleinvolkes hinabziehen ließe, sondern den Beweis seiner Überlegenheit in der Größe des Empfindens suchte.

Sind aber die Deutschen noch die Überlegenen? Nicht nach der Zahl, das waren sie nie; wohl aber nach ihren wirtschaftlichen und kulturellen, steuerlichen und militärischen Gesamtleistungen. Und je mehr sich Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich zusammenschließen, desto freier können die Deutschen sein von Sorge um ihre Zukunft und desto stolzer können sie mit Wohlwollen für die anderen in deutscher Gerechtigkeit ihre alte Aufgabe weiter behalten, Träger des Staatsganzen zu sein.

Da klingt nun aus Graz herüber zu uns die Kunde von einem deutschen Volkstag, an dem unter dem Vorsitz des Grazer Bürgermeisters Fizia Tausende von Deutschen in stürmischer Kundgebung aus leidenschaftlich nationaler Bewegung und besorgten Herzens die Deutschen Österreichs zur Einigung aufgerufen haben, weil sie in Wahrheit ein „Volk in Not" geworden seien. Wir wissen, daß die Männer von Graz nicht allein stehen, sondern daß sie nur den Gefühlen weithin sichtbaren Ausdruck gegeben haben, die von Millionen in allen Gauen Österreichs geteilt werden. Ergriffen hören wir, wie die Sorge dieser Treuesten der Treuen unter den Stämmen des österreichischen Staates so weit geht, daß sie allen Ernstes davon sprechen, es müsse mit der bedingungslosen Hingabe an diesen Staat und an seine Regierung ein Ende haben, wenn sie die bisherigen Bahnen der Benachteiligung der Deutschen weiter wandle. Da die anderen Völker Österreichs Erfolg über Erfolg errungen hätten mit ihrer Politik, das Sonderinteresse des eigenen Volkes über das Wohl des Staates zu stellen, seien die Deutschen nun auch ihrerseits gezwungen, in allererster Linie Volksnotwendigkeiten und immer nur Volksnotwendigkeiten maßgebend sein zu lassen. In dieser Stimmung leisteten dann Tausende von Deutschen mit erhobenen Händen und Herzen den folgenden Schwur:

„Wir schwören bei dem Andenken an unsere gefallenen Söhne und Brüder, bei allem, was uns heilig ist, keinen Zoll deutschen Bodens, keinen Zoll deutschen Rechtes in der Ostmark mehr preiszugeben, treu und unverbrüchlich festzuhalten an dem Bündnisse mit den Brüdern im Reiche, komme, was da wolle; denn hoch und heilig über allen anderen Pflichten steht uns die Pflicht der Treue gegen unser eigenes Volk. So wollen wir es in Zukunft halten, so wahr uns Gott helfe!"

Wir im Reiche hören bewegten Herzens solchen Schwur der Treue. Und wenn der Sprecher des Schwurs unter brausenden Heilrufen fortfahren konnte: „Als Angehörigen der großen deutschen Nation kann uns um unsere Zukunft

Digitized by Google

niemals bange sein," so hat das Erleben dieses Krieges den Brüdern im Habsburger Reiche darauf längst die Antwort gegeben: Treue um Treue. So war es, so ist es und so soll es bleiben.

Manches bittere und hier und da vielleicht auch ungerecht übertreibende Wort fiel gegen die nichtdeutschen Staatsgenossen, insbesondere die Tschechen. Wir wünschten, es wäre ohne das gegangen. Doch was verschlägt es! Wo gehobelt wird, da fallen eben Späne. Lauter aber als alle Kampfrufe gegen die inneren Gegner erklang die deutsche Forderung, an der alle Glieder des österreichisch-ungarischen Doppelstaates ein gleiches Interesse haben wie die Deutschen: die Forderung der Vertiefung, ja der staatsrechtlichen Festlegung des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche.

Wer fühlt sich dabei nicht erinnert an das umgekehrte Wort, das einst der alte Moltke in einem seiner Briefe an seine Frau schrieb: „Es ist mein altes Lied: Mit Österreich, dann hat es keine Not!" Und dann taucht auch die Erinnerung auf an die Zeit, in der das Bündnis geschaffen ward. Bismarck schwebte damals, in den schicksalvollen Septembertagen des Jahres 1879 ein öffentliches, verfassungsmäßiges Bündnis vor. Andrassy aber lehnte sowohl die Öffentlichkeit wie die verfassungsmäßige Festlegung ab. Die Verfassungsmäßigkeit ist weder damals noch später gekommen; und wenn sie heute von den Deutschen Österreichs gefordert wird, so klingt das späte Echo darum doch nicht weniger gut in unsere Ohren. Die Öffentlichkeit aber ließ sich nicht lange vermeiden. Ein Geheimnis waren die Verhandlungen sowieso schon nicht geblieben. Und als Rußland drei Jahre darauf seine bulgarische Politik mit Kriegsdrohungen durchzusetzen suchte, erfolgte am 3. Februar 1888 die Veröffentlichung jener Vereinbarungen von Wien. Drei Tage später hielt Bismarck im Reichstag eine seiner gewaltigsten Reden. Wie Hammerschläge klangen seine Worte: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt!"

So konnte er sprechen, weil das Bündnis mit Österreich-Ungarn uns eine sichere Stütze war. Und so können wir heute von neuem sprechen, wenn aus dem Bündnis von damals, das sich in Not und Gefahr so herrlich bewährt hat, verinnerlicht und befestigt, jener Wirtschafts- und Waffenbund geworden sein wird, den man uns seit der Zwei-Kaiser-Zusammenkunft im Großen Hauptquartier in nahe Aussicht gestellt hat.

Heinz Potthoff / Besitzsteuer und Besitzwert

Daß der Reichstag den Verkehrs- und Verzehrsteuern des Bundesrates eine Besitzsteuer zufügen will, ist gut, nicht nur aus sozialen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen. Aus beiden kann sie gar nicht hoch genug sein. Denn die gegenwärtige Zeit der hohen Preise und der Geldentwertung macht eine kräftige Tilgung eines Teiles der Kriegsschulden besonders leicht und nützlich; die Verminderung der umlaufenden Zahlungsmittel und Anleihen wirkt einer weiteren Entwertung der Reichsmark und damit einer weiteren allgemeinen Verteuerung entgegen. Nur muß verlangt werden, daß die Steuer vom wirklichen Werte des Besitzes erhoben wird, wenn sie nicht zu großen Härten gerade für diejenigen führen soll, die keine Kriegsgeschäfte machen.

1. Für die Einschätzung der Wertpapiere wird der Bundesrat, wie beim Wehrbeitrage, Kurse festzusetzen haben. Diese Kurse dürfen sich nicht einfach nach dem gegenwärtigen Stande an der Börse richten. Denn dieser ist im Taumel des Kriegswuchers vielfach anders, als dem tatsächlichen Werte der hinter den Papieren stehenden Betriebe usw. entspricht. Es kann nicht das Bestreben der Gesetzgebung sein, alle soliden Besitzer von Aktien usw., die infolge guter Erträgnisse und übertriebener Erwartungen besonders hoch im Kurse sind, zum Verkaufe zu veranlassen. Erst recht kann nicht mit einer hohen Vermögenssteuer oder mit einer noch viel höheren Vermögenszuwachssteuer ein Betrag belegt werden, der in dieser Höhe nur vorübergehend vorhanden und dessen Herabsinken auf einen normaleren Stand wünschenswert ist.

Andererseits ist die Steuer eine Handhabe, um dem übertriebenen Steigen der Kurse Einhalt zu tun und der Spekulation eine kleine Bremse anzulegen. Das geschieht durch eine volle Ansetzung des übertriebenen Kurses bei der Besteuerung. Daraus ergibt sich, daß nicht schematisch der Börsenstand eines bestimmten Stichtages zur Grundlage der Steuer gemacht werden darf, sondern eine auf genauer Prüfung beruhende verschiedene Behandlung der einzelnen Wertpapiere eintreten sollte (Spielpapiere recht hoch, Staatsanleihen niedrig). Ferner, daß es nützlich wäre, die Kurse nicht erst hinterher, sondern am Stichtage oder besser noch vorher, bekanntzugeben, damit die Besitzer rechtzeitig die Folgerungen aus dem Steueransatze ziehen können.

2. Bei der riesigen Belastung, die jetzt eintreten muß, erscheint es gerecht, auch den Wert der Wohnungseinrichtung zur Steuer heranzuziehen. Den einfachsten Maßstab dafür bietet der Feuerversicherungswert. Aber auch hier darf nicht die am Stichtage bestehende Versicherung schematisch maßgebend sein. Denn auf Drängen der Versicherungsanstalten haben sehr viele Bürger neuerdings die Versicherungssumme wesentlich erhöht, vielfach verdoppelt, damit sie auch bei den gegenwärtigen Kriegspreisen für Möbel usw. voll gedeckt sind. Es ist aber (hoffentlich) ausgeschlossen, daß die gegenwärtigen Wucherpreise bestehen bleiben. Infolgedessen können nach einigen Jahren auch die Versicherungssummen wieder herabgesetzt werden. Dem muß Rechnung getragen werden, indem jedem Besitzer gestattet wird, seine Einrichtung zu dem tatsächlichen dauernden Werte einzusetzen, der auch unter dem augenblicklichen Versicherungsstande bleiben kann.

3. Am allerwichtigsten ist, daß die Gesetzgebung sich bemüht, die Kaufkraft des Vermögens in dem Maße wiederherzustellen, das sie zur Grundlage ihrer Abgaben macht. Die vorige Kriegsbesitzsteuer hat nicht nur die Vermögenszunahme ergriffen, sondern auch die Vermögen, die um nicht mehr als ein Zehntel sich vermindert haben. An sich sehr gerecht und gut. Aber die Steuerberechnung richtet sich nach der Geldsumme, und der sachliche Wert der gleichen Summe ist nicht der gleiche geblieben. Wenn ich 1913 ein Vermögen von 100 000 Mark besaß und heute auch 100 000 Mark habe, so ist mein Besitz nominell gleich geblieben, und die Steuer wird entsprechend erhoben. In Wirklichkeit bin ich aber wesentlich ärmer geworden; die Kaufkraft der 100 000 Mark heute ist gegen 1913 um ein Drittel mindestens gesunken.

Wenn die Steuergesetzgebung also voraussetzt, daß mein „Vermögen" unverändert geblieben ist, so muß sie auch dafür sorgen, daß ich tatsächlich noch das gleiche wie früher „vermag". Das heißt: sie muß die Preise wenigstens annähernd auf den früheren Stand zurückführen. Die Bekämpfung der Teuerung ist die wichtigste Aufgabe der Wirt-

Digitized by Google

schaftspolitik. Ihr muß auch die Steuerpolitik dienen. Die Bundesratsvorlage tut das leider gar nicht; denn die Verbrauchs- und Verkehrssteuern werden, weit über das Steueraufkommen hinaus, die Warenpreise erhöhen. Deswegen sind die Verkehrssteuern in jetziger Zeit besonders unerwünscht, während gegen eine starke Belastung von Genußmitteln und Luxusanschaffungen sich nichts einwenden läßt.

Hohe Besitzabgaben sind neben Verbrauchs- und Verkehrssteuern eine Notwendigkeit. Aber Verkehrs- und Verbrauchsabgaben sind neben Besitzsteuern bedenklich, weil sie die Grundlagen gerechter Besitzabgabe beeinträchtigen. Allzu ängstlich können wir heute nicht sein, denn wir müssen viele Milliarden zahlen. Aber einigermaßen muß doch dem Verlangen Rechnung getragen werden, daß die Besitzsteuer an sich recht kräftig nach oben gestaffelt ist, daß sie aber nicht von einer bloß vorübergehenden oder fiktiven Summe erhoben wird, sondern von dem wirklichen Werte, von dem, was jeder Bürger tatsächlich „vermag".

Martin Rade / Auch ein Blick in die amerikanische Seele

Naumann hat neulich einmal in einem ergreifenden Artikel (Nr. 16) gezeigt, wie wir und die feindlichen Völker uns durch den Krieg neu sehen gelernt haben. Wie ganz anders stehen heut Franzosen und Engländer vor unserem Auge, als in der — wie längst versunkenen — Friedenszeit!

Daß wir an gegenseitiger Erkenntnis durch diese furchtbare Umarmung gewonnen haben, ist kein Zweifel. Aber welchen Wahrheitswert schließlich diese Erkenntnis besitzt, bleibt die Frage. Und daß wir in derselben Zeit und unter denselben Umständen, die uns den Blick zum Erschrecken öffnen, alles was drüben webt und strebt, nur wie durch Löcher und Luken sehen, daß derselbe Krieg, der da enthüllt, auch wiederum verbirgt, das ist ja eine Beobachtung, zu der viel weniger Geist gehört, als zu der von Naumann festgestellten.

Am übelsten sind wir in dieser Hinsicht mit den Amerikanern dran. Wir kannten sie zuvor nicht. Und wir lernen sie jetzt nicht kennen. Das heißt: auch hier nehmen wir an Weisheit zu. Und neue Vorbedingungen für ein künftiges Richtigersehen und -verstehen werden auch hier geschaffen. Aber es sind überall nur Vorbedingungen. Und wer sich um die amerikanische Seele bemüht, wird heute sich damit begnügen müssen, die Eindrücke zu verarbeiten, die er von diesem Volke bis zu seinem Eintritt in den Krieg allmählich zugeführt bekommt. Zwischen dem 4. August 1914 und dem 2. April 1917 — die Zeit amerikanischer „Neutralität" —, welch seltsame Zeit des unsicheren Tastens, der künstlichen Blindheit, der heillosen Spannung! Abgeschnitten schon damals so gut wie ganz von einem redlichen Verkehr mit den Mittelmächten, ausgeliefert also dem skrupellosen Falschdienst einer ganz in unsere Feindeswelt eingetauchten sensationellen Presse, mit ihren eigenen Erlebnissen und in ihrer Führung von jeder Tradition verlassen, wie sollte die amerikanische Seele sich zurechtfinden?

Einen wertvollen Band voll von Zeugnissen aus dieser Zeit hat uns soeben Liz. Siegmund Schultze im neuesten Heft seiner „Eiche" beschert. (In Wahrheit ist das Heft vierfach, 240 Seiten stark. Verlag Fr. Zillessen, Berlin.) Die Dokumente kommen aus einer Ecke, die in unserer Tagesschriftstellerei wenig Beachtung findet, aus der kirchlichen. Nun sind die Amerikaner ein besonders kirchliches Volk. Es ist das die andere Seite seiner Seele, die wir gemeinhin nicht kennen. Und es sind vornehmlich die anglikanischen Bildungsschichten, die hier die Führung haben, es ist Neuengland. Aber das sind die Kreise, die in den United States überhaupt die Führung haben, kulturell und politisch. Man wird einen Mann wie Wilson nimmermehr begreifen, wenn man ihn nicht aus dieser Umwelt heraus versteht.

Es traf sich nun wundersam, daß ausgerechnet vom 2. bis 4. August 1914 eine ganze Anzahl auserwählter Repräsentanten dieses frommen, kirchlichen Amerika in unserem Konstanz weilten, um mit Vertretern festländischer Kirchen eine Friedenskonferenz abzuhalten. Fluchtartig, unter dem besonderen Schutze unseres Kaisers, haben sie damals Deutschland verlassen und die Verhandlungen in London fortgesetzt. Manchen Deutschen wird das wie von symbolischer Bedeutung vorkommen, und sie werden versucht sein, darüber zu lächeln. In Wahrheit hat man es da mit ernsten Männern zu tun und mit Elementen, die eine Macht sind. Wir werden mit ihnen zu rechnen haben; ja, wären sie nicht und wäre der Sinn und Geist nicht, der in ihnen wohnt, so käme vielleicht überhaupt kein Friede mit den Vereinigten Staaten zustande, jedenfalls noch viel länger nicht. Genug, diese Männer haben ihr friedliches Gewissen, das sie nach Konstanz führte, nur gestärkt und gestählt aus der frischen Kriegserfahrung mit in die Heimat hinübergenommen und dort redlich in dieser Gesinnung gewirkt. Besonders die Vertreter und Leiter des „Federal Council of the Churches of Christ in America" kommen da in Betracht. Dieses Council bedeutet den Zusammenschluß von 30 Religionsgemeinschaften der Vereinigten Staaten mit 17 Millionen Mitgliedern, bei der Zersplitterung der Kirchen drüben eine sehr ansehnliche Organisation. Und nun muß man in der „Eiche" auf 70 Seiten Blatt um Blatt lesen, wie diese Männer sich bis zur amerikanischen Kriegserklärung hin heiß und redlich bemüht haben, ihren christlichen Friedenswillen zu betätigen. Sie wollten den kriegführenden Völkern (und Kirchen) gerecht werden, wo irgend möglich den Brand löschen, und da hier weder Wünsche noch Worte halfen, mit dem Dienst der Barmherzigkeit retten, was zu retten war. Das ist das andere Amerika: nicht „business", nicht Annexionsgewinn, nicht haltlose Hingabe an England und Frankreich, nicht blinde Verlorenheit an eine verlogene Presse, sondern alte weltoffene Frömmigkeit, die in Gehorsam Jesu Christi sein Reich auf Erden bauen will. Jene Frömmigkeit, die viel praktischer ist als die unsere, und deren drei Hauptdogmen lauten: Friede auf Erden, Krieg dem Alkohol und Demokratie über alles! Diese Religion haben wir ja vor dem Kriege schon gekannt; man darf darauf rechnen, daß sie echt ist und während des Krieges alle Wandlungen durchdauert, um nach dem Kriege nur um so heller und glänzender unter dem Sternenbanner sich zu entfalten. Wie man uns von drüben das demokratische Ideal vorhält, ist jetzt aktuell genug; auch diese vorliegenden Dokumente enthalten Stellen genug, an denen es mit einer überwältigenden Naivität als ganz selbstverständlich uns aufgenötigt wird.

Ebenfalls wird die Abstinenz beiläufig angerührt. Aber das Leitmotiv bildet natürlich überall der Pazifismus, der christliche Pazifismus. Dabei ist es die Not, die Ohnmacht, die vom Prinzipiellen immer mehr zum Praktischen treibt. Der Weg der Federal Council und der verwandten Organisationen geht — immer durch die Gebetsgemeinschaft hindurch — von dem Glauben an die Idee und ihre Verkündigung zur Caritas, zur Kriegshilfsarbeit: Ostpreußen hat davon seinen Gewinn so gut wie Belgien und Polen. Unparteiischer geht es nicht. Besonders erfreulich ist in dieser Hinsicht die Forschungsreise des Dr. Macfarland, Generalsekretärs des Councils, nach Europa, Januar 1916. Er war in der Lage, kurz nacheinander die Glaubensgenossen in Berlin, Paris und London zu besuchen und intim mit ihnen zu reden. Aus seinem darüber erstatteten Bericht ist das Wesentliche S. 120—130 abgedruckt: höchst charakteristisch unterscheidet sich der Empfang, wie er ihn an den drei Stellen erlebt hat; sehr besonnen und nüchtern fällt er sein Urteil und gibt er seine Richtlinien für das Verhalten der amerikanischen Christen. Ein Satz nur, zu zeigen, wie er sich vom Vorurteil frei hält; S. 127: „In der Tat muß man zugeben, daß der Konflikt zwischen Demokratie und Autokratie nicht ohne weiteres mit den beiden Kombinationen der Kriegführenden übereinstimmt." S. 122: „Alles, was [gegenwärtig] dahin zielt, den „Krieg zu beendigen", ist schädlich. Nach längeren Mitteilungen über die drei kriegführenden Staaten heißt es S. 128: „Zu der

Bevölkerung im allgemeinen": „In Deutschland sind die vorherrschenden Gefühle tiefer Ernst, Nüchternheit und eine etwas verhaltene Strenge."

Würde Macfarland das auch heute sagen können?

„In Frankreich trifft man wohl auch dieselben Gefühle, während gleichzeitig in Paris . . . ein Teil des alten Leichtsinns herrscht, und selbst unter denen, die sich durch eine gewisse Entschlossenheit auszeichnen, mangelt es an Strenge und Festigkeit. Während die tieferen Denker in England ernst und bestimmt sind, ist das Volk im großen und ganzen anscheinend von dem Gefühle der Not, das der Krieg mit sich bringt, noch nicht betroffen." All dies liest man mit um so tieferem Anteil, weil der spätere Krieg mit Amerika einem stets im Bewußtsein bleibt. Welch furchtbarer Schlag wird für diese Männer, diese Kreise der Kriegsentschluß des Präsidenten sein? Wo kann hin mit diesem starken Glauben an die einzige Friedensmission der Vereinigten Staaten? An die Rolle, die ihr Volk gerade beim Wiederaufbau der Christenheit und der Zivilisation erfüllen soll? Erst nachdem man all diese Berichte, Beschlüsse, Aufrufe usw. gelesen hat, begreift man Sinn und Tragik der Botschaft vom 8./9. Mai 1917, welche das Federal Council nach Kriegsausbruch „an die christlichen Kirchen in Amerika" ergehen ließ. Sie ist seinerzeit auch in Deutschland gedruckt und gelesen worden, und man hat es fertiggebracht, auch da Cant und andere schöne Eigenschaften darin zu finden, die wir nun einmal den Christen dort zutrauen; in Wirklichkeit spürt man Satz für Satz den Ernst, mit dem in dieser Stunde tiefster Gewissensverlegenheit jene Männer den Weg suchen und gehen, der ihnen gestattet, mit ihrem Staat in den Krieg zu ziehen und doch dem christlich-pazifistischen Ziele treu zu bleiben.

Ist die Schriftensammlung vom Federal Council das Umfassendste und Geschlossenste, was die „Eiche" bringt, so fehlt es auch sonst nicht an höchst interessanten Aktenstücken. Der Herausgeber weiß auch von andersartigen Geistern Proben ihrer Gesinnung zu bieten. Auch aus der Zeit seit April 1917! Bruchstücke einer amerikanischen Kriegspredigt, Artikel aus amerikanischen Kirchenzeitungen. Roosevelt tritt auf, so grob wie möglich; der Bibelgesellschaft von Neuyork gab er ein Wort für Soldaten und Seeleute (Juli 1917), in dem es u. a. heißt: „Tue recht! Deshalb kämpfe mit Macht gegen die Heere der Deutschen und Türken, denn diese Nationen stehen in diesem Kriege für die Herrschaft des Moloch und Beelzebub auf dieser Erde." Aber die Hauptsache bleibt die Haltung der eigentlich kirchlichen und frommen Kreise. Sehr dankenswert ist z. B. die Mitteilung eines Vortrags von John Mott, dem mächtigen Führer der christlichen young men in der ganzen Welt, gehalten nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg, und der übrigen Kundgebungen aus diesen Kreisen. In eine besonders schwierige Lage ist die Methodistenkirche durch den Krieg gekommen, weil sie mehr als andere evangelische Kirchen übernational ist, darin mit der katholischen Kirche in gleicher Verlegenheit. Wertvolle Stücke zur Auseinandersetzung darüber werden auf 20 Seiten mitgeteilt.

Kurz, diese Veröffentlichung der „Eiche" läßt uns einen Blick tun in die amerikanische Seele, wie unsere sonstige Publizistik ihn uns nicht gestattet. Gerade diejenigen unter uns, denen das Kirchliche sonst fernliegt, die aber doch wissend und erkennend fremdem, auch feindlichem Volkstum gerecht werden wollen, nicht nur aus Liebe zur Gerechtigkeit, sondern im eigensten politischen Interesse, sollen nach dem Bande greifen. Mit dem Schelten auf Wilsons „Heuchelei" ist es nicht getan. Was ist überhaupt Heuchelei? Ins Herz kann man dem anderen doch nicht sehen, und nur dann ist ein solches Urteil mit Sicherheit möglich. Man wird auch Wilson besser verstehen, wenn man diese Schriftstücke studiert hat. Und mit irgendwem wird doch einmal Friede geschlossen werden müssen. Wo sollen die Menschen dazu herkommen? Für Amerika werden sie aus den Kreisen kommen, von denen diese Dokumentensammlung berichtet.

Soziale Bewegung

Der sozialpolitische Umschwung. Der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein der deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter hält in der Pfingstwoche in Berlin seinen siebzehnten Delegiertentag ab. Aus diesem Anlaß veröffentlicht „Der Regulator", die Wochenschrift dieses Gewerkvereins, einen Begrüßungsartikel, der folgende Betrachtung über den sozialpolitischen Fortschritt während des Krieges enthält: „Die so oft angefeindeten, nicht anerkannten Berufsorganisationen wurden (im Kriege) von allen Behörden und Regierungsstellen amtlich anerkannt, als eine staatserhaltende Notwendigkeit betrachtet, und mit den Arbeitersekretären wurde verhandelt, als ob sie Vertreter einer befreundeten Großmacht wären, auf deren Ratschläge man nicht verzichten darf. Das, was dieser Gewerkverein seit 50 Jahren erstrebt, ist unter dem Kanonendonner des Weltkrieges zur Wirklichkeit geworden, die Gleichberechtigung der Arbeiter ist unter dem Druck der Verhältnisse eine Tatsache. Staatssekretäre und Minister besuchen die Versammlungen der Arbeiter, der erste Beamte des Reiches verhandelt mit deren Vertretern, und diese selbst haben die Anwartschaft, über die Köpfe der vor Sühne erstarrten Geheimräte zu den höchsten Regierungsstellen berufen zu werden. Auf allen Gebieten eine Verschiebung der Grundsätze, an die vor vier Jahren kein Mensch gedacht und nicht für möglich gehalten hätte. Inzwischen ist das Hilfsdienstgesetz trotz seiner vorhandenen Mängel zu einer grundlegenden Änderung der Arbeiterverhältnisse geschaffen; das Vereinsgesetz mit seinen Hemmnissen für die Arbeiter geändert; der § 153 der Gewerbeordnung auf Antrag der Regierung aufgehoben; das Arbeitskammergesetz wird eingeführt und — vor allen Dingen — soll in Preußen das allgemeine, geheime und gleiche Wahlrecht eingeführt werden."

Sommerurlaub für Arbeiter und Privatangestellte ist auch im vierten Kriegsjahr, und da noch dringender als in den vorausgegangenen, notwendig zur Auffrischung der stark beanspruchten Kräfte. Auch die militärischen Stellen haben sich, soweit Reklamierte in Betracht kommen, mit der Erteilung von Erholungsurlaub durchaus einverstanden erklärt. Nun hat ein bekannter Großbetrieb bei Berlin im Hinblick auf die Anforderungen, die an seine Leistungsfähigkeit gestellt sind, den Angestelltenausschüssen mitgeteilt, er könne dies Jahr keinen Urlaub gewähren, werde aber an Stelle dessen den Samstagsfrühschluß einführen; auch auf ärztliche Zeugnisse werde nur bei unbedingter Notlage Urlaub gegeben werden. Die Angestelltenausschüsse riefen daraufhin den zuständigen Schlichtungsausschuß an, und dieser fällte folgenden, allgemeine Beachtung verdienenden Schiedsspruch: „Der Schlichtungsausschuß hält seinen Urlaub für die Angestellten in nachstehender Höhe für angemessen: bis 2 Jahre 3 Arbeitstage, bis 5 Jahre 6 Arbeitstage, bis 10 Jahre 12 Arbeitstage. Eine Abhängigmachung von vereinbarten periodisch eintretenden Gehaltserhöhungen wird als nicht gerechtfertigt erklärt und muß unterbleiben." Besonders zu beachten ist, daß dieser Schiedsspruch nicht zuläßt, daß der Urlaubsanspruch gewissermaßen für eine Gehaltserhöhung verkauft wird. In Wahrheit werden auch die meistbeschäftigten Betriebe mit der Gewährung des Urlaubs ihre Leistungsfähigkeit nicht herabsetzen, sondern dank dem Kräftezuwachs, der ihren Angestellten daraus erwächst, steigern, zumal, wenn der Urlaub nicht gar zu kurz bemessen wird.

Briefkasten

Feldleser können auf Wunsch wieder Theosophische Literatur erhalten, die eine Freundin der „Hilfe" zur Verfügung stellt.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer unserer Wochenschrift liegt ein Prospekt des Verlages Ullstein & Co., Berlin, bei, „Künstlerischer Wandschmuck für das deutsche Haus". In dem Prospekt sind die bekannten Bilder des Hindenburgmalers Professor Hugo Vogel angezeigt, von denen das Doppelporträt Hindenburg und Ludendorff das bekannteste ist.

Digitized by Google

30. Mai 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 22

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Wilhelm Struve, M. d. R.:** Wirtschaftliche Gedanken zur Flamenfrage. — **Dr. Paul Rohrbach:** Unter ukrainischen Bauern. — **Friedrich Weinhausen, M. d. R. u. A.:** Klippen für das Arbeitskammergesetz. — **Dr. Heinz Potthoff:** Ein Koalitionsverbot. — * * *: Gleiches Recht den Landarbeitern. — **Gertrud Bäumer:** Aufstieg und Arbeitsorganisation. — **Otto Ernst Sutter:** Die Erziehung zur Freude am Gartenwerk. — **Helene Voigt-Diederichs:** Zwischenspiel. (Schluß.) — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 19. Mai.

Was geht in England vor? Sind es die irischen Schwierigkeiten, ist es der Druck der deutschen Heere an der Westfront, wodurch die englische Regierung sich gezwungen sieht, das Wort Frieden häufiger und mit mehr sittlichem Ernst in den Mund zu nehmen? Das eine steht fest, daß Lloyd George, dessen Anhängerschaft unter den Arbeitern und den Friedensfreunden arg erschüttert ist, jetzt ganz andere Töne anschlägt als noch vor kurzem. Höchst merkwürdig und auffällig ist in dieser Beziehung eine Rede, die der Arbeitsminister Barnes sicher im Einvernehmen mit Lloyd George in diesen Tagen gehalten hat. Barnes löste die ihm gestellte Aufgabe der Beruhigung der Arbeiter recht geschickt durch die Erklärung, die Zeit sei reif, daß Amerika Holland auffordere, zur Vorbereitung des kommenden Völkerbundes die alliierten Regierungen nach dem Haag einzuladen. Deutschland soll aber nicht mitgeladen, sondern später bei Friedensschluß gezwungen werden, in diesen Völkerbund einzutreten. Wie die Holländer das machen sollen ohne grobe Verletzung der Neutralität, das wird natürlich nicht gesagt. So wie er ist, läuft der Vorschlag nur darauf hinaus, den Holländern Schwierigkeiten zu machen. Denn Holland könnte der Anregung nur entsprechen, wenn auch Deutschland hinzugezogen wird. Würde das aber tatsächlich geschehen, so müßte die holländische Einladung nach dem Haag als Versuch der Einleitung von Friedensverhandlungen betrachtet werden. Das von der Entente so schon schwer genug in seiner Neutralität bedrohte kleine Holland wird sich wohl hüten, sich die Finger an solcher Aufgabe zu verbrennen. Es leuchtet deshalb ohne weiteres ein, daß Barnes seinen Vorschlag nur gemacht hat oder vielmehr wahrscheinlich hat machen müssen, um den englischen Arbeitern wieder einmal Sand in die Augen zu streuen. Man denkt an die Äußerung des Sekretärs der Gewerkschaft der Schiffbauer, John Hillquith, in seinem letzten Monatsbericht: „Der englische Arbeiter ist betrogen worden, als man ihm sagte, er müsse zum Schutz der kleinen Nationen und für Belgien in den Krieg ziehen. Der Krieg wird für imperialistische Zwecke geführt."

Montag, 20. Mai.

Der französische Versuch, durch Drohung mit dem Wirtschaftskrieg die Schweiz aus ihrer Neutralität herauszudrängen, ist an dem aufrechten Sinn und an der Klugheit der Schweizer gescheitert; der deutsch-schweizerische Vertrag wird in diesen Tagen unterzeichnet werden. Die französische Regierung stellt ihre freche Einmischung jetzt als fürsorgliche Hilfe gegen deutsche Vergewaltigung hin. Die Franzosen würden auch trotz der Unterzeichnung des Abkommens die Freunde des Schweizer Volkes bleiben; denn ihre Maßregeln hätten sich nicht gegen die Schweizer, sondern gegen die Deutschen richten sollen. Zum Beweis dafür erklärt sich die französische Regierung bereit, den in der Schweiz für die Entente arbeitenden Fabriken die nötigen Kohlen zu senden, „um unsere Feinde daran zu hindern, daß sie dort Arbeitslosigkeit, Elend und Unordnung hervorrufen, die sie nicht ungern erregen würden". — Die Schweizer sind aber in der letzten Zeit zu gut über die freundlichen Absichten der Entente unterrichtet worden. Der große Spionageprozeß hat ja eben erst auch dem voreingenommensten Welschschweizer bewiesen, daß die Dinge, die hier Deutschland als Pläne unterstellt werden, von den Franzosen in großem Maßstabe schon immer betrieben worden sind. Und die „Uneigennützigkeit" des Angebots erfährt in der „Havas"-Notiz selbst eine genügend deutliche Beleuchtung. Man will Munition aus der Schweiz beziehen und möchte, daß die Deutschen dafür die Kohlen liefern. Wenn die Deutschen nicht dumm genug dazu sind, nun denn, dann liefern sie die Kohlen im Notfalle auch selbst — vorausgesetzt, daß sie auch noch welche haben.

Kaiser Karl hat in Begleitung der Kaiserin Zita zu Pfingsten einen Besuch an den Höfen von Sofia und Konstantinopel gemacht. Der Zweck dieser Besuche, der Herzlichkeit der Beziehungen zwischen den verbündeten Monarchen, Staaten und Völkern sichtbaren Ausdruck zu geben, ist dabei in hohem Maße erreicht worden. Die verschiedenen Ansprachen und Trinksprüche waren durchdrungen von dem Wunsche, daß das bestehende bewährte Bündnis zum Nutzen aller Beteiligten nicht bloß aufrechterhalten, sondern auch ausgebaut und vertieft werden solle.

Dienstag, 21. Mai.

Engländer und Franzosen strafen ihre Darstellung, daß die deutsche West-Offensive keinen wirklich wesentlichen Erfolg erreicht habe, täglich von neuem Lügen. An der Ancre und namentlich bei Ypern bringt jeder Tag die wütendsten Massenangriffe, durch die — immer vergeblich und unter furchtbaren Opfern — der Versuch gemacht wird, an einigen besonders empfindlichen Stellen die Deutschen wieder etwas zurückzudrängen. Ohne Not bringen die Feinde ihre sonst sinnlosen Opfer nicht. Vor allem war es in den letzten Tagen wieder der Kemmelberg, dem eine Reihe schwerer Stürme galt. Es ist ihnen nicht gelungen.

Präsident Wilson hat wieder einmal eine Kriegsrede gehalten, die es einem schwer macht, ihm für seine Behauptungen den guten Glauben zuzubilligen. Er kennt doch das deutsche Friedensangebot vom Dezember 1916, die Kundgebung des Reichstags vom Juli 1917, die deutsche Antwort an den Papst und alle anderen amtlichen Erklärungen der deutschen Regierung, spricht aber dennoch von deutschen Eroberungs- und Ausbeutungsplänen und tut alle Erklärungen usw., die ihm für solche Entstellung der Tatsachen nicht passen, ab als „unaufrichtige Annäherung" zum Zwecke, freie Hand im Osten zu erhalten. Er weiß, daß die Franzosen Elsaß-Lothringen, und zwar nicht bloß in den Grenzen von 1870, und darüber hinaus die Lostrennung des linken Rheinufers von Deutschland gefordert haben und fordern. Er weiß, daß die französische Eroberungssucht selbst die für uns Deutsche ganz unmöglichen Bedingungen, die nach der französischen Darstellung Kaiser Karl in seinen Briefen an den Prinzen Sixtus als

Digitized by Google

geeignete Grundlage für den Frieden bezeichnet haben soll, von vornherein zurückgewiesen hat. Die Franzosen wollen eben viel mehr rauben, als Elsaß-Lothringen, und den Engländern ist es keineswegs bloß um die bedingungslose Freigabe von Belgien zu tun. Das weiß Präsident Wilson und sagt trotzdem: Amerika stände selbstlos im Kampfe für selbstlose Zwecke. „Die Hilflosen und Freudlosen sind es, die Freunde und Unterstützung brauchen." Das Schauspiel, das sich darbiete, sei „der Kampf von vier Nationen, die selbstsüchtig nach Vergrößerung streben, gegen 25 Regierungen, die den größten Teil der Welt darstellen..." Daß sie freudlos sind, diese „hilflosen" 25, das glauben wir Herrn Wilson gern; denn die Freude, daß die vier sich den 25 löblich unterwerfen, wird er nicht erleben.

Mittwoch, 22. Mai.

Der deutsche Admiralstab veröffentlicht das Ergebnis des Unterseekrieges im Monat April. Es sind danach 652 000 Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraums vernichtet worden. Der Verlust des den Feinden zur Verfügung stehenden Welthandelsschiffsraums hat damit seit Kriegsbeginn die gewaltige Tonnenzahl von 17 116 000 erreicht.

Im Königreich Böhmen, dem Schauplatz der heißesten nationalen Kämpfe, werden jetzt, nach Ankündigung im österreichischen Reichsgesetzblatt, besondere Kreisregierungen eingeführt. Es werden zwölf Kreishauptleute mit der Besorgung von Statthaltereigeschäften betraut. Der Statthalter behält die Oberaufsicht über die Geschäftsführung der Kreisregierungen; außerdem bleibt ihm die Hauptstadt Prag mit den anschließenden Gemeinden, das künftige „Groß-Prag" mit rund 600 000 Einwohnern, unmittelbar unterstellt. Die Abgrenzung der übrigen Kreise ist möglichst genau den nationalen Siedlungsgebieten angepaßt. Die Regierung hofft dadurch, die nationalen Reibungsflächen soweit zu vermindern, daß die Verwaltungsmaschine fortan glatter läuft. Die allgemeinen Fragen des Nationalitätenrechtes, insbesondere die Frage des Sprachengebrauches, sind durch diese reine Verwaltungsmaßnahme noch nicht entschieden worden, da das außerhalb des Verordnungsrechtes der Regierung liegt.

Donnerstag, 23. Mai.

Das deutsche Wirtschaftsabkommen mit der Schweiz ist gestern unterzeichnet worden. Die Franzosen sind mit ihrem Einschüchterungsversuch also endgültig abgeblitzt. Man sieht, daß auch kleine neutrale Staaten, wenn sie nur Mut und festes Rückgrat haben, sich nicht zum willenlosen Spielzeug der Großen herzugeben brauchen. Der Bundesrat, der keineswegs bloß deshalb energisch auftrat, weil er uns gegenüber in einer Zwangslage war, erkennt in seiner Erklärung ausdrücklich an, daß Deutschland der Schweiz so weit und so freundschaftlich wie nur möglich entgegengekommen ist. Die Schweiz bekommt nun die deutschen Kohlen und sorgt durch scharfe Kontrolle dafür, daß diese Kohlen nicht für die militärische Rüstung der Entente verwendet werden können. Wenn die Franzosen Kriegsbedarf aus der Schweiz beziehen wollen, so müssen sie die dazu nötigen Kohlen selbst liefern.

China und Japan haben, nach Pariser Meldungen, einen Bündnisvertrag miteinander abgeschlossen, um sich dadurch gegen die „Gefahr einer deutschen Invasion" zu schützen. Ob es wirklich eine deutsche Invasion ist, die man fürchtet? Der amerikanische Nachbar am Stillen Ozean wird sich wohl bald melden, ob er nicht Dritter im Bunde sein kann. Natürlich auch bloß aus Furcht vor den — Deutschen.

Freitag, 24. Mai.

Die Amerikaner fahren fort, Holland die größten Schwierigkeiten zu machen, um noch mehr Schiffsraum zu erpressen. Die holländischen Schiffe, die in den Häfen der Vereinigten Staaten liegen, können mit ihrer für Holland so notwendigen Getreideladung nicht abfahren, weil sie weder Bunkerkohlen noch die Ausklarierung zur Abreise bekommen. Die Methoden der von Menschlichkeit und Moral nur so überströmenden Amerikaner sind wirklich höchst ehrenwert. Sie locken möglichst viele holländischen Schiffe mit dem Versprechen der Getreidelieferung in ihre Häfen und halten sie dann fest, um sie wie die schon früher beschlagnahmten Schiffe einfach zu rauben. Wenn Holland sich dagegen schützen will, so wird ihm nichts anderes übrigbleiben, als seine Schiffe in seinen Häfen stillzulegen. Das schweizerische Beispiel wird außerdem wohl nicht ohne Eindruck auf die Holländer geblieben sein können, zumal da es ja auch nicht gerade der Mangel an Stolz und Willenskraft, woran die Holländer leiden,

Sonnabend, 25. Mai.

Amerika will Ernst machen. Der Heeresausschuß des Repräsentantenhauses hat einstimmig auf Vorschlag des Kriegssekretärs Baker beschlossen, in das Heeresgesetz eine Bestimmung aufzunehmen, die den Präsidenten Wilson ermächtigt, so viele Männer für den Heeresdienst aufzurufen, als geübt und ausgerüstet werden können, und sie für die erfolgreiche Beendigung des Krieges zu verwenden. Bis jetzt war der Präsident nur zur Einberufung von etwa einer Million Mann berechtigt.

Durch amtliche schwedische Mitteilung ist festgestellt, daß England innerhalb schwedischen Gebietes ein regelrechtes Minenfeld gelegt hat, und zwar in einer Tiefe von nur drei Metern, also in einer selbst für die Küstenschifffahrt äußerst gefährlichen Weise. „Stockholms Dagblad" sagt mit Recht dazu: „Eine größere Verachtung von Rechten der Neutralen, um eine von der britischen Admiralität kürzlich gebrauchte Wendung zu wiederholen, kann schwerlich gedacht werden, und es scheint uns unbedingte Pflicht der Regierung zu sein, mit gehöriger Eile Schwedens Interessen zu wahren."

Die Italiener haben auf der Zugna Torta und im Etschtal nach starkem Geschützfeuer die österreichischen Stellungen dreimal mit großem Aufwand angegriffen. Sie wurden jedesmal zurückgeschlagen. Ebenso ist es ihnen mit drei Vorstößen auf den Monte Asolone ergangen. Der österreichische Generalstabsbericht bemerkt dazu, ebenso trocken wie treffend: So hat für die Italiener auch das vierte Jahr ihres Raubkrieges mit schweren Mißerfolgen begonnen. — Derweil holen sich Engländer und Franzosen am Kemmelberg täglich von neuem blutige Köpfe.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 18. Mai.

Die Reichsbekleidungsstelle hat mit der Reichsstelle für Fette und Öle gemeinsam einen Feldzug gegen die Seifenersatzmittel eröffnet, die unsere knappen Wäschevorräte mit schnellstem Ruin bedrohen. Man erfährt, daß 3000 Seifenersatzmittel von der deutschen Industrie in den Handel gebracht sind, was zwar ein achtunggebietendes Zeugnis von Regsamkeit, aber kein ebenso großer volkswirtschaftlicher Gewinn war, da 1800 von ihnen durch den Kriegsausschuß für Fette und Öle als schädlich verboten werden mußten. Unter den noch übrigbleibenden ist nun eine neue Auslese veranstaltet, da auch ihnen unsere Wäsche nicht mehr gewachsen ist. Mit Geldstrafe bis zu 10 000 M. soll bestraft werden, wer sie noch in den Handel bringt. Man kennt nur leider diesen Refrain „bis zu 10 000 M." schon aus so zahllosen Maßnahmen, daß man an seine Wirksamkeit nicht mehr sehr glaubt.

Das Kriegsamt hat, nachdem die baulichen Bedürfnisse der Kriegsindustrie im ganzen befriedigt sind, die Wiederaufnahme der Bautätigkeit zur Bekämpfung der Wohnungsnot grundsätzlich zugelassen. Zwar ist der einzelne Fall genehmigungspflichtig nach bestimmten Richtlinien, die das unbedingt Notwendige sichern sollen; aber für dringendste Bedürfnisse sind Vorkehrungen auch für die Bereitstellung von Baustoffen und Arbeitskräften getroffen. Der Erlaß hat schon hier und da die Inangriffnahme des dringenden Kleinwohnungsbaues zur Folge gehabt.

Organisatorisch interessant ist auch hier, wie unter dem Gesichtspunkt der Sicherung der Kriegsnotwendigkeiten die Initiative für alle Zivilbedürfnisse schließlich auch an das Kriegsamt hinübergleitet.

Digitized by Google

Pfingstsonntag und -montag, 19. u. 20. Mai.

Die Pfingsttage sind so vollkommen schön, wie nur irgend Gedichte sie beschrieben haben. Nach einem erlösenden Gewitter am Sonnabend prangt alles — ein unerhörter Blütenreichtum — so frisch und kraftvoll. Man sieht nicht viele Urlauber und wünscht ihnen doch diesen Heimatfrühling so. Ströme von Menschen sind unterwegs und genießen in den sorgsam hergerichteten Festkleidern, was die freudenarme Zeit heute — einmal Verschwenderin! — spendet. Das Kriegsversorgungsamt betrügt uns fromm, indem es uns die Butterration schon einige Tage früher spendet, so sieht sie größer aus und kann nach dem Grundsatz „Sorget nicht für den kommenden Tag" festliche Genüsse ermöglichen.

Über allen Tagen, die uns gewohnheitsmäßig den Rhythmus der verrinnenden Zeit geben, steht der Gedanke: wird der nächste uns noch so finden? Und heute der andere: wird die Welt einmal wieder heiligen Geistes voller sein als jetzt?

Dienstag, 21. Mai.

Die Unterzeichnung des deutsch-schweizerischen Handelsabkommens ist gesichert, nachdem Frankreich seinen Einspruch zurückgezogen hat. Wir liefern also Kohle, Eisen, Kali und andere künstliche Düngemittel, Medikamente u. a. und bekommen dafür Milchprodukte, Vieh, Schokolade, Konserven.

Die vereinigten niederrheinisch-westfälischen und südwestfälischen Handelskammern haben in einer gemeinsamen Entschließung Stellung genommen zum „Kriegssozialismus", der Seefrachtraumverteilung in der Übergangswirtschaft, den Steuervorlagen, dem Arbeitskammergesetz und zur Aufhebung von § 153 der Gewerbeordnung. Der Kriegssozialismus erfährt eine vernichtende Kritik; sie ist (auch für den, der sie nicht teilen kann) ausgezeichnet formuliert:

„Das System des Kriegssozialismus, wie es sich aus kleinen Anfängen allmählich entwickelt hat, zeigt immer deutlicher seine verheerenden Wirkungen auf die deutsche Volkswirtschaft. Es übt auf weiten Lebensgebieten keinen mildernden, sondern einen verschärfenden Einfluß auf die volkswirtschaftlichen Schäden aus, die der Krieg mit sich bringt. Dies gilt zunächst von dem Gebiete der Lebensmittelbewirtschaftung, aber auch weit darüber hinaus, und zwar in steigendem Maße. Das kriegssozialistische System verringert durch seine ungünstigen Rückwirkungen auf die Erzeugung und Erhaltung der Güter die Summe der verfügbaren Lebensmittel und beeinträchtigt damit die Ernährung der breiten Masse der Bevölkerung. Es vergeudet Arbeitskräfte und Intelligenzen. Es beraubt den Handel seiner hergebrachten Arbeit und Verdienstmöglichkeit und stellt die Behörden vor unlösbare Aufgaben, deren naturgemäß mangelhafte Erfüllung ihr Ansehen und das Ansehen des Staates bei der Bevölkerung herabsetzt. Es legt der ohnehin durch den Krieg beeinträchtigten Erzeugung nachgerade unerträgliche Fesseln auf. Die bäuerliche Wirtschaft leidet darunter ebenso wie Handwerk und Industrie. Dagegen werden alle diejenigen Elemente des Volkes dadurch in den Vordergrund geschoben und in ihrem Treiben begünstigt, die in der rücksichts- und skrupellosen Umgehung und Zerreißung der Maschen dieses unmöglichen Systems ihren Verdienst suchen. Die Unehrlichkeit nimmt auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens in erschreckender Weise zu, und es entsteht die Gefahr der Vernichtung eines der größten Güter unseres Volkes, seiner Integrität."

Verlangt wird noch jetzt für das neue Erntejahr Abbau. Aufrechterhaltung der öffentlichen Bewirtschaftung nur für Getreide, Fleisch und Fett. (Gemeint ist wohl: von den Lebensmitteln, nicht auch von anderen Waren!) Aber auch hier Übergang zu dem belgischen System, das die nach Sicherung der Mindestrationen übrigen Vorräte dem freien Handel überläßt.

Für die Seefrachtverteilung und andere Maßnahmen der Übergangswirtschaft wird gleichfalls das Prinzip der staatlichen Bindung verworfen. Vor allem wird ein Ermächtigungsgesetz abgelehnt, das etwa dem Reichswirtschaftsamt ohne Befragung des Reichstages freie Hand für die Regierung der Übergangswirtschaft gibt.

Zu den Steuerfragen wird eine bestimmte Stellung nicht ausgesprochen. Indem die vorliegenden Entwürfe im wesentlichen gebilligt werden, wird doch die baldige Vorlage eines großen Finanzplans zur Deckung der Kriegslasten gefordert. Natürlich wird auf Kriegsentschädigung Gewicht gelegt.

Das Arbeitskammergesetz wird als solches mißbilligt, ebenso die Aufhebung von § 153 der Gewerbeordnung.

Der erste große Abschnitt zum Kriegssozialismus stellt dem Leser wieder die Frage: wäre es anders möglich gewesen? Und man muß sie sich verneinen, wenn man bedenkt, daß es sich nicht nur um die bestmögliche Versorgung als solche, sondern auch um die Verantwortlichkeit des Staates für das Durchhalten jedes Bürgers handelte. Wie konnte ein anderes System diese Verantwortlichkeit gewährleisten! Der Abbau aber jetzt, solange die Knappheit dauert, hat gegen sich, daß nun einmal die Sitten schon so verdorben sind. Mit der Freiheit wird der geschäftliche Anstand wohl leider nicht ohne weiteres zurückkehren.

Mittwoch, 22. Mai.

Ferdinand Hodler ist gestorben. Erinnerung steigt auf an einen Hochsommernachmittag in der Jenenser Universität. Grüne, kühle Dämmerung in den schönen, stimmungsvollen Gängen und Sälen. Und wir standen, ein Kreis junger Freunde, vor dem „Auszug der Studenten" von 1813. Und je länger wir schauten, um so voller wurde die friedvolle, weltabgeschiedene Stille des Sommertages von der Leidenschaft dieses Bildes. Wir fühlten dies Zuknallen der Tür hinter allem, was bisher war, die Fanfare, die aller Leben zur großen Bereitschaft zusammenströmen läßt, und dann den endlosen Rhythmus des Ausmarsches. Das wuchs aus diesem Bilde so gewaltig — diese eilige, chaotische Lösung der einzelnen aus ihrem Leben, und dann das Entstehen der gleichmäßigen, unabsehbaren Schar, in der sie aufgehen, ein Wille und eine Bestimmung. Und als wir ein Jahr später das alles erlebten, ist uns das Bild nicht matter geworden, sondern gewaltig geblieben.

Donnerstag, 23. Mai.

Zur Wahlrechtsvorlage versucht das Zentrum die Vermittlung auf der Grundlage der Mehrstimme bei höherem Alter und der „Sicherungen" — vor allem der konfessionellen Volksschule —, als eine „Vermittlung" im eigentlichen inneren Sinne kann das wirklich kaum angesehen werden. Es wäre ein Kuhhandels-Kompromiß. Warum gerade das Alter als Grundlage von Mehrstimmen gewählt werden soll, ist eigentlich nur damit zu begründen, daß das Kompromiß irgend etwas „Plurales" enthalten muß und das Alter noch sozusagen die demokratischste Mehrstimmenberechtigung darstellt. Aber es widerstrebt einem sehr, daß im Kriege die nicht mehr Kriegspflichtigen ausgezeichnet werden sollen.

Die freiwillige Ablieferung der Röcke hat — wie man nach allen Meinungsäußerungen des Publikums annehmen mußte — nicht genug gebracht. Also wird es Zwangsmaßnahmen geben.

Freitag, 24. Mai.

Das Reichswirtschaftsamt erntet mit seinen Maßnahmen zur Übergangswirtschaft nicht viel Beifall. Die Textilindustrie — die übrigens keine für Rohstoffeinkauf und einheitliche Verkaufsregelung geeigneten, festgefügten Verbände hat — fürchtet als Wirkung der vom Reichswirtschaftsamt aufgestellten Richtlinien eine Verzögerung der Wiederanknüpfung mit den Rohstoffhändlern, zu starke Beschränkung der Rohstoffeinfuhr zugunsten von Fertigfabrikaten, infolgedessen Verminderung der Arbeit im Lande und Verschlechterung der Geldwirtschaft. Der Arbeitsausschuß der deutschen Baumwollspinnerverbände schlägt vor, die zu begründende Reichsstelle für Textilwirtschaft als eine reine Selbstverwaltungsstelle der Interessenten nicht als einen Teil des Reichswirtschaftsamtes zu schaffen und die Dauer der Übergangswirtschaft so kurz wie tunlich zu bemessen.

Sonnabend, 25. Mai.

Die Wiedererstarkung der Arbeiterorganisation während des Krieges zeigt der Bericht der freien Gewerkschaften für 1917. Danach ist die Mitgliederzahl auf 1¼ Million gestiegen gegen 950 000 Ende 1916. Der Streit in der Partei hat den Mitgliederstand der Gewerkschaften also nicht stark beeinträchtigt.

Bei einem einzigen Berliner Amtsgericht sind in vier Monaten siebenhundert Ehescheidungen gemeldet worden. Ohne Zweifel auch ein Kriegssymptom, und ein seelisch und bürgerlich sehr ernstes, ein Ausdruck der unfaßbaren moralischen Verluste, die mit der Fortdauer der furchtbaren Unnatur aller Verhältnisse zusammenhängen. Wenn alle kriegführenden Nationen einmal die Bilanz

Digitized by Google

all dieser Verluste ehrlich zögen — müßte dann nicht der Friede kommen?

Dem Reichstag ist ein Antrag (Roesicke) zugegangen, der etwa die gleichen Forderungen zur Lebensmittelbewirtschaftung enthält, wie sie von den Handelskammern vertreten werden:

1. Das Reich soll x Millionen Tonnen Brotgetreide beschlagnahmen und durch Brotkarten diejenigen Teile der Bevölkerung damit versorgen, die mit diesem Quantum täglich — mit x Gramm Brot bei Streckung des Brotes in der bisher üblichen Form versorgt werden soll, und zwar zunächst die Bevölkerung mit dem niedrigsten Einkommen. Das übrige Brotgetreide ist völlig freizugeben.

2. Für die Kartoffeln ist das Lieferungsprinzip des Jahres 1916 anzuwenden. Der Grundsatz muß sein, daß die Kartoffeln, die durch die Lieferungsverträge für das Reich sichergestellt werden, so hoch im Preise stehen, daß der Landwirt das volle pekuniäre Interesse hat, vor allem das Reich zu beliefern. Einen Ausgleich des Preises zur billigen Abgabe an die unvermittelte Bevölkerung hat das Reich in geeigneter Weise herbeizuführen. Das durch den Lieferungsvertrag festzulegende Quantum ist so zu berechnen, daß pro Tag und Kopf der versorgungsberechtigten Bevölkerung ein Pfund Kartoffeln gesichert ist. Im übrigen bleiben die Kartoffeln von jeglicher Bewirtschaftung frei.

3. Die Milchpreise sind gemäß den heutigen Produktionskosten, die bei freiem Markte berechtigten Marktpreisen entsprechen werden, zu erhöhen. Die Kommunen haben Einrichtungen zu treffen, daß die minderbemittelte Bevölkerung die Milch zu ermäßigtem Preis empfängt.

Die Bewirtschaftung von Fleisch und Fett soll aufrechterhalten werden; Eier, Gemüse und Obst sollen ganz freigegeben werden.

Dazu ist zu sagen, daß die Kartoffellieferung in diesem Jahre sich ganz befriedigend gestaltet hat und ein Anlaß, die Preise zu erhöhen, nicht einzusehen ist. Wenn das Brot nur den „niedrigsten Einkommen" gesichert werden soll, so müssen entweder so weite Kreise zu den versorgungsberechtigten gezählt werden, daß die Freilassung nicht lohnt im Verhältnis zum dafür aufzuwendenden Apparat, oder es wird dem Mittelstande die Lebenshaltung unerträglich erschwert. Wir bekommen dann die türkischen Brotpreise. Die Obstbeschlagnahme zur Versorgung der Bevölkerung mit Brotaufstrichmitteln hat sich trotz aller Mängel insofern bewährt, als bei erschwerter Konservierung die Privathaushalte nicht imstande wären, sich in gleich ausreichender Weise für den Winter zu versorgen.

Andererseits wird vielleicht zuzugeben sein, daß der Anreiz zur Produktion größer sein wird unter dem vorgeschlagenen beweglichen System.

Wilhelm Struve, M. d. R. / Wirtschaftliche Gedanken zur Flamenfrage

Bei der Lösung des belgischen Problems ist uns ein Faktor zu Hilfe gekommen, der uns nützen wird, wenn wir heute schon wollen: die flämische Bewegung. Wenn man in Deutschland von der flämischen Bewegung hört, stößt man immer wieder auf die Ansicht, es handle sich hier nur um eine Kultur- und Sprachenfrage. Man geht dem Gedanken nicht weiter nach, um das wirkliche Endziel, die soziale und ökonomische Entwicklung des flamischen Volkes zu erkennen.

Was Belgien betrifft, bestehen für uns die Möglichkeiten:

1. Deutschland kann auf der Friedenskonferenz seine Ziele restlos verwirklichen, auch alle flämischen Wünsche nach Gutdünken erfüllen.

2. Deutschland ist gezwungen, der Entente in einigen Punkten nachzugeben.

Als Grundlage für die Flamenpolitik müssen wir heute Punkt 2 annehmen, da bei der Friedenskonferenz das deutsche Volk nicht zugeben wird, daß wegen einiger nicht zu erfüllender flämischer Wünsche der Krieg auch nur einen Monat verlängert wird. Was haben wir nun bis jetzt mit der Förderung der flämischen Bewegung erreicht, und wie weit kann sie sich selbständig durchsetzen?

Als sich Anfang 1915 zuerst in Gent eine Gruppe Flaminganten fand, die die vor dem Kriege schon ziemlich weit vorgeschrittene flämische Bewegung auch während der deutschen Besetzung fortführen wollten, stieß sie auf stärksten Widerstand bei den alten Führern, da jede Propaganda nur mit Zustimmung und Hilfe des Besetzers geschehen konnte. Alle Parteien hatten den „godsvrede" geschlossen und lehnten jedes politische Arbeiten unter Aufsicht der deutschen Behörden ab, betrachteten sogar sehr bald diejenigen, die es doch taten, als an Deutschland verkauft.

Der Krieg dauerte jedoch an, und aus Le Havre erschollen Stimmen, wie „hinter dem Kriege wird Belgien lateinisch sein oder es wird nicht sein". Hinzukam, daß in Flandern alle öffentlichen Einrichtungen, wie z. B. das National Hulp en Voedingskomiteit, die Stadtverwaltungen usw. in den Händen der Französlinge waren und dort Mißstände und Unregelmäßigkeiten vorkamen, die dem Volke nicht verborgen blieben und von den Flaminganten geschickt zu ihrer Propaganda benutzt wurden. Außerdem zeigte sich, daß der Generalgouverneur Freiherr v. Bissing es mit der Unterstützung der flämischen Bewegung ernst meinte. Durch die Eröffnung der Genter flämischen Universität wurde die ganze Bewegung wieder in die breite Öffentlichkeit gebracht. Es folgten die Durchführung der Verwaltungstrennung, die Gründung des „Raad van Vlaanderen"; auf Veranlassung des letzteren verschiedene Verordnungen und Gesetze, die den Forderungen der Aktivisten auf dem Verwaltungsgebiet Genugtuung gaben. Durch ausgebreitete und energisch durchgeführte Propaganda hat sich die Anhängerschaft der Aktivisten auf viele Tausende erhöht, die aber in ihrer überwiegenden Mehrheit dem kleinen Bürgerstand angehören, jedoch allmählich im flämischen Teil des belgischen Staates einen ansehnlichen Machtfaktor darstellen. Wie steht es aber, wenn die deutsche Verwaltung heute durch einen Friedensschluß — Flandern plötzlich verläßt?

In dem belgischen Staat konnten die Flamen vor dem Kriege ihre Wünsche nicht durchsetzen, weil sie weder als politische, noch als finanzielle Macht zu fürchten waren. Als politische Partei traten die Flaminganten nicht auf, sondern versuchten innerhalb der Partei ihre Rechte zu bekommen. Die heutigen Aktivisten bilden einen „Nationalistischen Bond", in dem Klerikale, Liberale und Sozialisten den flämischen Selbständigkeitsgedanken vertreten. Den ausschlaggebenden Einfluß auf die Politik Belgiens hatten Industrie, Handel und Finanzen. In keinem dieser drei Gebiete haben sich die Flamen bis auf den heutigen Tag geltend machen können. Es lag an dem Mangel an Initiative der flämischen Intellektuellen und an dem Fehlen einer flämischen Gesellschaftsklasse mit internationalen, geschäftlichen Beziehungen. Bis jetzt liegt das Kapital, die Hauptkraft eines Volkes und die des sozialen Einflusses in den Händen der Französling e, und damit fehlt der ganzen flämischen Bewegung der reale Grund, um sich unabhängig von jeder fremden Hilfe selbst durchzusetzen.

Die Neuordnung der belgischen Verhältnisse kann das Heil Flanderns auf die Dauer nur erreichen, wenn die Selbständigkeitsbestrebungen der Flamen soweit gestützt werden, daß sie nicht nur kulturelle und administrative Angelegenheiten erfaßt, sondern auch die Neuorganisation des Wirtschaftslebens einschließt. Die Regierungen

Digitized by Google

der Entente haben das letztere bereits erfaßt und danach gehandelt.

Die ökonomische Konferenz in Paris legte den Grundstein für einen von den Ententemächten angestrebten Wirtschaftskrieg gegen Deutschland und seine Verbündeten. Werden alle dort getroffenen Maßnahmen auch nur von vorübergehender Dauer sein, denn Handel und Kapital sind zu international, um sich dauernd in politische Fesseln zu schlagen, so ist es doch für Deutschland von größter Wichtigkeit, keine Zeit zu verlieren und diesen Vorbereitungen unserer Feinde nicht tatenlos zuzusehen.

Seit der Pariser Konferenz arbeitet die Entente systematisch daran, soviel wie möglich die wirtschaftlichen Interessen ihrer Länder untereinander und miteinander zu studieren. Es wurden einflußreiche Komitees gebildet, deren Arbeit in der Presse öffentlich bekanntgemacht wurde, und damit erreicht, daß weitere Kreise mit dieser Arbeit bekannt wurden und sich ihr anschlossen.

Gerade in der letzten Zeit ist wieder von einem englischen Handelsausschuß für Belgien, seitens der englischen Regierung errichtet, die Rede, durch den in Fragen der Schiffahrt, des Handels und des Großgewerbes Pläne zur Unterstützung Belgiens nach dem Kriege ausgearbeitet werden sollen. Der Ausschuß heißt „The Belgian trade Commitee". Sein erster Vorsitzender ist der belgische Generalkonsul in England. Vertreten darin sind: Association of Chambres of Commerce, Federation of British Industries, Chamber of Shipping and Liverpool Steamship Owners Association, Bankers Clearing House, British trade Corporation und Railway Executiv-Commitee.

Schon hieraus ersieht man, auf wie breiter Basis und mit welchen finanziellen Mitteln die Organisation aufgebaut ist. Auch in Paris hat sich im August vorigen Jahres ein Bund von Kaufleuten und Gewerbetreibenden gegründet, der sich mit der Beschaffung von Rohstoffen und Maschinen im Interesse einer möglichst raschen Wiederbelebung der Gewerbetätigkeit in Belgien befaßt. Außerdem hat die belgische Regierung selbst auf Veranlassung des Ministers De Broqueville einen Wirtschaftsrat in Le Havre angestellt, dessen Arbeit in Unterausschüsse verteilt ist, die in Frankreich, Holland und England arbeiten. Hinzu kommt noch die Gründung des „Lloyd Royal Belge". Alle diese Vereinigungen, die in der ganzen Ententepresse, teilweise auch in der neutralen, mit Beifall und Zustimmung aufgenommen sind, tragen augenblicklich nur einen vorbereitenden Charakter, sind aber mit einem ziemlich erheblichen Kapital ausgerüstet und formen schließlich einen wirtschaftlichen und politischen Block, mit dem nach Friedensschluß sicher zu rechnen ist.

Mir ist nicht bekannt, daß von offiziellen deutschen Stellen Gegenmaßnahmen ergriffen worden sind. Wohl ist es möglich, daß durch einzelne Privatpersonen, die augenblicklich in Belgien sich bei den verschiedenen Behörden aufhalten, spätere Handelsbeziehungen zwischen deutschen und belgischen Firmen vorbereitet sind. Ist jedoch dieses der Fall, so handelt es sich sicherlich nicht um belgische Unternehmer oder Kaufleute, die Anhänger der flämischen Bewegung sind, sondern gerade deren Gegner. Das Geld, das diese Leute später durch ihre Verbindung mit Deutschland verdienen, wird indirekt in politischer Beziehung gegen Deutschland arbeiten. Daher ist es Pflicht der deutschen Regierung, will sie ihre bisher verfolgte Flamenpolitik erfolgreich fortsetzen, der flämischen Handelswelt Wege zu ebnen und zukünftige Verbindungen zu organisieren.

Was jetzt in dieser Beziehung in Flandern trotz unserer Machtstellung und unserer direkten Beziehungen mit dem Land, die wir entgegen der Entente augenblicklich haben, versäumt wird, wird sich später nur mit bedeutend mehr Mühe und Kapitalaufwand erreichen lassen.

Unsere Industrie und unser Handel haben bezüglich Flanderns noch nicht genug in Betracht gezogen, daß die Politik ökonomischen Notwendigkeiten folgt, daß sich politische Freundschaft immer auf wirtschaftliche Beziehungen stützen muß. Andererseits muß die Regierung diese zwei Faktoren (Handel und Industrie) politisch für die Flamen verwerten und eng mit ihrer Verwaltung in Flandern verbinden.

Aus eigenen Kräften können sich die Flamen heute nicht ökonomisch unabhängig machen, dazu haben sie auf diesem Gebiete zu viel verloren. Für Deutschland andererseits ist es unbedingt erwünscht, Flandern mit Antwerpen als Transitland in den Gang seines Handels einzureihen.

Greift die deutsche Verwaltung in Flandern jetzt praktisch und vorbereitend ein, so wird das flamische Volk auch wirtschaftlich merken, wo seine wahren Freunde sitzen, und wir werden mit unseren germanischen Nachbarn später Kultur und Wirtschaft zu beider Vorteil austauschen.

Paul Rohrbach / Unter ukrainischen Bauern

Kiew, den 14. Mai 1918.

Wir waren gestern in der Lawra, dem berühmten „Höhlenkloster". Für die Griechisch-Rechtgläubigen ist es das oberste Heiligtum innerhalb der Grenzen des einstigen Rußlands. 2000 Mönche und dienende Brüder gehören dazu, einschließlich derer, die außerhalb des Hauptklosters in den „Einsiedeleien" der Umgegend leben. In diesen wirren Zeiten sind es etwas weniger, aber in der Klosterküche wird immer noch täglich für tausend Menschen gekocht. Die Lawra ist das interessanteste Kloster der russisch-griechischen Kirche. Während der Zeit, da der ukrainische Gedanke durch den russischen Staat bekämpft wurde, hat man es soviel wie möglich moskowitisiert, aber es enthält noch viele Zeugnisse dafür, welche selbständigen Wege während der alten Hetmanszeit die ukrainische Kirche zu gehen anfing. In einer jetzt wenig benutzten Nebenkirche finden sich Malereien, Heiligendarstellungen, wie man sie auf dem Gebiet des byzantinischen Kultus nicht für möglich halten sollte. Sie stehen ganz unter dem Einfluß des abendländischen Barockstils; niemand, der sie reproduziert sieht, würde sie nach Kiew verlegen. Ganz abendländisch sehen auch die geschnitzten eichenen Sitze für die Priestermönche aus, nach der Art des Chorgestühls unserer mittelalterlichen Kirchen. Sie stammen aus der Zeit Maseppas. Dieser letzte noch halbwegs unabhängige Hetman (1687—1709) war ein großer Bauherr. Man sagt von ihm, er habe in der Ukraine mehr Kirchen gebaut, als unter allen Hetmanen und Zaren vor ihm und nach ihm gebaut worden sind. Der Kenner findet diese Bauten leicht heraus; auch dem Laien erscheinen sie gleich beim ersten Anblick anders als sonst russische Kirchenbauten, dem Abendlande verwandter. Es sind die Züge unseres europäischen Barocks, die überall hindurchgehen, nicht nur in der Dekoration, sondern auch im Aufbau. Wir

Digitized by Google

hatten das Glück, im Geleit des ersten Kenners des Kirchenwesens der Ukraine, Herrn Mazjukewitsch, die Lawra zu besuchen. Er ist unter den Mönchen gut bekannt und verschaffte uns eine Führung, wie sie fremde Besucher sonst nicht bekommen. Auch wenn man von dogmatischen Fragen ganz absieht, so sieht man unter solch einer Anleitung mit Interesse, wie stark selbst im innersten Leben der Ukraine, in der Kirche, zur Hetmanszeit der abendländische Einfluß und die Verschiedenheit von Moskau gewesen sind.

Unser bedeutsamstes Erlebnis im Kloster hatte aber diesmal nichts mit Kirche und Kirchengeschichte zu tun. Wir kamen von den Höhlen unten am Abhang des hohen Dnjeprufers, wo in den Nischen labyrinthischer Gänge zahllose Heiligenmumien, in Seidenstoffe gewickelt und in offene Särge gebettet, daliegen, und gingen über den Klosterhof dem Ausgange zu, als eine Gruppe von einigen zwanzig Bauern sich uns näherte. In Kiew waren gerade einige tausend Vertreter einer kleinbäuerlich-radikalen Organisation, der sogenannten „Spilka", zusammengeströmt, um gegen die Hetmanswahl zu protestieren. Die Kleinbauern mißtrauen dem Hetman, sowohl was die endgültige Landverteilung als auch was die Festigkeit der neuen Regierung gegenüber den moskowitischen Neigungen der Oberschicht, der Gutsherren und der Städte, betrifft, und sie wollten eine Entschließung gegen die „Reaktion" fassen. Da der Zusammentritt in der Stadt verboten wurde, zog ein Teil der Leute in den Wald bei einem benachbarten kleinen Kloster und faßte dort die Resolution, die gleich danach gedruckt und unter der Hand verbreitet wurde. Einzelne hatten offenbar gehört, daß Politiker aus Deutschland gekommen seien (wir sind nach Kiew gereist, um Verbindungen für die deutsch-ukrainische Gesellschaft anzuknüpfen), die sich für die ukrainischen Dinge interessierten, und es hatte sich eine ganze Abordnung zusammengefunden, uns von unserem Hotel ins Kloster zu folgen. Zwei Sprecher waren offenbar gediente Soldaten und konnten gut Großrussisch; die Verständigung ging daher leicht. Wir setzten uns mit ihnen auf eine Bank im hellen Sonnenschein an der Mauer der Hauptkirche und hörten zu, was die Leute zu erzählen hatten. Merkwürdig, wie beredt und geschickt diese Bauern aus dem einfachen ukrainischen Volk sprechen können! Eindringlich und ernst, nicht drohend, eher wie in der Furcht vor einem nahenden Unglück, setzten sie ihre Sorgen und Wünsche auseinander:

Man will uns das Land nicht lassen! Das ganze ukrainische Land hat vor alters dem ukrainischen Volke gehört. Dann haben es die polnischen Herren genommen, und die Zaren haben davon an ihre Generale und Großen gegeben, und das Volk wurde unfrei. (Tatsächlich ist die Leibeigenschaft in der Ukraine erst von Katharina II. eingeführt worden, die ihre Günstlinge zugleich mit ungeheuren Ländereien ausstattete. Ähnliche Landschenkungen machten schon Peter der Große und Elisabeth an die moskowitischen Parteigänger unter dem ukrainischen Adel. Der ukrainische Bauer singt noch heute das Lied von „Katharina, der Hundetochter"). Wenn das Unrecht auch hundert Jahre gedauert hat, so ist es darum doch kein Recht geworden. Das Land gehört uns, nicht den Panen (Herren). Die Pane haben es lange genug gehabt und noch das zarische Gehalt als Generale und Gouverneure dazu! Die Deutschen sind zu uns gekommen und wollen Brot. Sie mögen das Brot nehmen, sie werden uns auch etwas dafür zu geben haben. Die deutschen Soldaten sind ordentlich, einiges kommt vor, doch das schadet nichts, wenn Ihr nur sonst unsere Freunde seid. Jetzt aber wollen die Pane wieder das Land. Sie denken, ihre Zeit ist von neuem gekommen (durch die Hetmansregierung). Wir wollen aber die Pane nicht, und wir wollen nicht unter Moskau. Wir wollen nichts von Moskau und vom Zaren wissen! Wenn man uns nicht hört, so wird es ein großes Unheil geben, wir werden kein Brot haben und Ihr auch nicht!

Was lag dieser Rede der Bauern zugrunde? Nichts anderes als die Furcht, die Hetmansregierung würde zu Moskau abschwenken und sich gegen die Bauern auf die Seite der Herren stellen. Es gibt schlecht unterrichtete Politiker, die immer noch nicht glauben wollen, daß es mit der staatlichen Selbständigkeit der Ukraine Ernst ist und daß es eine Masse gibt, die den ukrainischen Staat trägt. Die tragende Masse sind die Millionen ukrainischer Bauern, auch wenn sie noch lange nicht alle, in modernem Sinn gesprochen, vom politisch-ukrainischem Nationalgefühl erfüllt sind. Dafür wissen sie eins: Niemand anderes als eine demokratische ukrainische Regierung wird ihnen das Land geben. Ein ukrainischer Nationalstaat kann gar nicht anders als demokratisch und bauernfreundlich sein, denn die oberen Stände sind im Lauf der letzten Jahrhunderte polonisiert und russifiziert, und eine ukrainische Intelligenz ist erst von unten herauf in der Bildung begriffen. Sie ist zum Teil noch unreif, und sie ist noch wenig zahlreich, aber sie hat doch mehr gute Köpfe als man denkt, namentlich seit die utopischen, geistig vom großrussischen Wesen abhängigen Sozialrevolutionäre nicht mehr an der Regierung sind, und sie wächst rasch. Ihre auf die Dauer unüberwindliche Stärke besteht darin, daß sie den Bauern zurufen kann: wir kämpfen für die unabhängige ukrainische Demokratie und für das Eigentum des ukrainischen Volkes am ukrainischen Lande.

Der Bauer weiß, daß zwei Kräfte seiner Landforderung feindlich sind, die alte russisch-polnische Herrenschicht und Moskau. Moskau und der Zar sind ihm eins, aber auch die großrussischen Bolschewisten sind nicht Freunde, sondern Feinde des selbständigen Ukrainertums. Die neue Hetmansregierung ist nicht von uns eingesetzt, und es war auch nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß der Hetman Skoropadski sich unmittelbar nach dem bedauerlichen bewaffneten Mißgriff in der Rada proklamierte. Er machte den ukrainisch-nationalen demokratischen Parteien Vorschläge wegen ihres Eintritts in die Regierung, weigerte sich aber gleichzeitig, die republikanische Verfassung anzuerkennen und baldigst einen nach demokratischem Wahlrecht zu wählenden Landtag zu berufen. Auch das Kabinett sollte nicht politisch und den Parteien mitverantwortlich, sondern ein nur ihm verantwortliches Arbeitsministerium sein. Daraufhin haben sich zunächst die ukrainischen Führer geweigert, in das Kabinett einzutreten, und der Hetman hat lauter großrussisch gesinnte Persönlichkeiten, meist Kadetten, in die Regierung berufen. Die Folge ist eine starke Aufregung unter den Ukrainern, die noch dadurch erhöht wird, daß die Minister rücksichtslos gesinnungsverwandte Kräfte in die Verwaltung bringen.

Wir haben persönlich lange mit dem Hetman gesprochen. Er ist aus altem ukrainischen Geschlecht und bekennt sich feurig als Ukrainer. Jedenfalls ist er ein sehr ehrgeiziger Mann Vielleicht traut er sich zu, auch mit großrussischen Kräften den ukrainischen Staat aufzubauen. Diese Politik ist aber gefährlich. Die politische Intelligenz unter den Ukrainern und die Bauern haben beide das Mißtrauen, daß es nach Moskau zurückgehen soll und daß mit der Beseitigung des Großgrundbesitzes (bis auf eine mäßige Höchstgrenze) zugunsten der an Landnot leidenden Bauern nicht Ernst gemacht werden soll. Der Hetman versichert, seine Politik sei auf beiden Punkten zuverlässig. Dann muß er es aber bald und deutlich zeigen, und dann müssen vor allen Dingen

Digitized by Google

wir dafür sorgen, daß unsere Politik ebenso deutlich hinter der ukrainischen Demokratie, dem ukrainischen Staat und dem Interesse des ukrainischen Bauern steht. Nach dieser Richtung hin scheint man auch das Nötige zu beabsichtigen.

Friedrich Weinhausen, M. d. R. / Klippen für das Arbeitskammergesetz

Die erste Lesung und der Beginn der Kommissionsberatung der Arbeitskammervorlage muß die Reichsregierung schwer enttäuscht haben. Sie wollte offenbar ihre Vereinbarung mit den Mehrheitsparteien restlos erfüllen und für glatte und schnelle Verabschiedung des Gesetzentwurfes sorgen, indem sie die im Jahre 1910 vom Reichstag bereits durchberatene und angenommene Formulierung, mit einigen neuen Zugeständnissen versehen, unverändert wieder einbrachte. Was war anscheinend selbstverständlicher als die Annahme, daß nun die erneute parlamentarische Behandlung sozusagen nur noch Formsache sein werde, die sich in wenigen Sitzungen erledigen ließe. Aber es kam ganz anders. Der neue Kammergesetzentwurf stieß schon in der ersten Lesung bei allen Parteien auf viele Bedenken, bei den nächstbeteiligten Arbeitervertretern fast auf runde Ablehnung. Und in der ersten Sitzung des 34. Ausschusses gelang es dem persönlich herbeigeeilten Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes, Frhrn. v. Stein, nur mit Mühe und mit einem besonderen Aufgebot von Energie, zu erreichen, daß die Regierungsvorlage überhaupt zur Grundlage weiterer Beratung gemacht und nicht einfach zugunsten eines anderen Arbeitskammervorschlags unwillig beiseite gelegt wurde. Nach dem bisherigen Gang der Kommissionsberatung ist es auch noch immer zweifelhaft, ob die Grundgedanken der Regierungsvorlage überhaupt Zustimmung finden werden. Im 34. Ausschuß können sie höchstens mit einer ganz knappen Mehrheit rechnen.

Die Regierung hat bei der Vorbereitung des Entwurfs leider übersehen, daß wiederholt und dringlich gestellte Forderungen einer großen Volksmehrheit, wenn sie erst einmal abgelehnt sind, wie das hier 1911 vom Bundesrat geschehen ist, nach Jahren, noch dazu so gewaltigen Geschehens wie gegenwärtig, nicht mehr in unveränderter Gestalt auftreten, sondern weitgehende neue Zugeständnisse heischen. Es ist die gleiche Erfahrung, die jetzt auch die Wahlreformgegner im preußischen Landtage machen, die heute gern der 1909 von ihnen abgelehnten Regierungsvorlage zustimmen würden, wenn die preußische Wahlrechtsreform noch so billig wie damals zu haben wäre. Die Aufnahme des Arbeitskammerentwurfs der Regierung ist auch dadurch ungünstig beeinflußt worden, daß sich die Vorarbeiten ganz ohne Zuziehung der beteiligten Arbeitgeber- und Arbeitnehmergruppen vollzogen und dadurch allerlei Gerüchte über heimliche Quertreibereien Glauben finden und Mißtrauen säen konnten. Das hat dann schließlich die großen Berufsorganisationen der Arbeiter und Angestellten veranlaßt, auf eigene Faust vorzugehen und jenen gemeinsamen Gesetzentwurf auszuarbeiten und einzubringen, der nun gewissermaßen als Gegenentwurf gegen die Regierungsvorlage wirkt und fortgesetzt von den Nichtbeteiligten zum alleinigen Maßstab des sozialpolitischen Reformernstes in der Arbeitskammersache gemacht wird. Das vermehrt die Schwierigkeiten und verstärkt die Widerstände.

So wird geradezu mit Leidenschaft und Erbitterung die Grundlage der Regierungsvorlage bekämpft, daß die Arbeitskammern rein beruflich, fachlich aufzubauen seien. Der Verbändeentwurf will statt dessen beruflich gemischte, örtliche, territoriale Arbeitskammern, bei denen den verschiedenen Berufsinteressen durch sachlich gegliederte Untergruppen, „Abteilungen", Rechnung getragen werden soll. Nun kann man gewiß von der Wichtigkeit dieser Frage tief durchdrungen sein, wird aber trotzdem nicht übersehen dürfen, daß es sich im Grunde doch lediglich um eine Zweckmäßigkeitsfrage handelt, für deren beide vorgeschlagenen Lösungen sich eine Reihe gleich erwägenswerter Gründe anführen läßt.

Für die berufliche oder fachliche Gliederung wird von der Regierung und anderen Befürwortern angeführt, daß sie an den historisch und organisch gewordenen fachlichen Aufbau der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen anknüpfe. Auch die Tarifbewegung und die während des Krieges in manchen Industrien entstandenen „Arbeitsgemeinschaften", ferner das freiwillige Schieds- und Einigungswesen und die Arbeitsnachweise: alle diese neueren und neuesten sozialpolitischen Schöpfungen hätten fachliche und nicht territoriale Grundlagen, offenbar doch deshalb, weil die Gemeinsamkeit der Interessen, insbesondere der Arbeitsbedingungen, weit mehr fachlich, beruflich als örtlich, gebietlich bedingt sei. Ohne berufliches Band würden in den Arbeitskammern nur allgemeine Arbeitgeber- und Arbeitnehmerinteressen schroff einander gegenüberstehen und zu unfruchtbaren, verbitternden Verhandlungen führen. Bei rein örtlicher Gliederung könnten die Kammern die überaus wichtigen, im Vordergrunde stehenden Aufgaben des friedlichen Ausgleichs der widerstreitenden Unternehmer- und Arbeiterinteressen und des Arbeitsnachweises gar nicht oder doch nicht mit Erfolg wahrnehmen. Nur in den fachlichen Arbeitskammern, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer des gleichen Berufs zusammen arbeiten, seien so viele gemeinsame Interessen vorhanden, daß ein sachliches, fruchtbringendes Wirken erwartet werden könne.

Demgegenüber machen die Gegner für ihren Vorschlag territorialer Gliederung geltend, daß fachliche Arbeitskammern außerstande seien, die recht bedeutsamen allgemeinen sozialen Fragen, z. B. der Lebensmittelversorgung, der Arbeitslosenunterstützung, der Verkehrspolitik, der Wohnungsreform zu behandeln. Sie wären auch gänzlich überflüssig, weil Arbeitgeber und Arbeitnehmer längst ihre eigenen beruflichen Privatorganisationen hätten, die jederzeit über gemeinsame Fachfragen verhandeln könnten, wenn das wünschenswert wäre. Schließlich seien auch die technischen Schwierigkeiten bei Errichtung rein beruflicher Kammern kaum überwindbar, die in der genauen Abgrenzung der einzelnen Berufe, in der unübersehbar großen Zahl von Kammern oft ungleicher Orte und in der Unmöglichkeit lägen, kleine, weit verstreute Berufsgruppen zu erfassen. Vor allem sei die territoriale Gliederung aber notwendig, um aus dem engen Interessengebiet der Einzelberufe herauszukommen.

Wer Gründe und Gegengründe vorurteilslos wägt, wird bald erkennen, daß eben alles auf den Aufgabenkreis ankommt, den man den Arbeitskammern zuweisen will. Werden die Aufgaben der Förderung des sozialen Friedens, der Tarifausbreitung, des Schieds- und Einigungswesens in den Vordergrund gestellt, wie es in der Regierungsvorlage geschieht, so überwiegen die Vorteile beruflicher Arbeitskammern. Will man aber gleichzeitig neue Einrichtungen zur Belebung der gesamten Sozialpolitik schaffen und legt man auf die allgemeinen sozialpolitischen Auf-

Digitized by Google

gaben das Hauptgewicht, ist man dabei bereit, auch gelegentliche politische Auseinandersetzungen in den Kammern mit ins Spiel zu nehmen, so muß man für den territorialen Aufbau mit beruflich gemischter Grundlage eintreten.

In dem 34. Reichstagsausschuß hielten sich beide Ansichten bisher ziemlich genau die Wage. Eine Abstimmung hat noch nicht stattgefunden. Regierungsvertreter und Arbeiterführer wahren mit gleicher Entschiedenheit ihre voneinander abweichenden Überzeugungen. Das Wort „unannehmbar" ist zwar noch von keiner Seite offen ausgesprochen, wird aber gelegentlich angedeutet. Deshalb ist es die Aufgabe der noch nicht fest eingeschworenen Ausschußmitglieder, nach Verständigungsvorschlägen zu suchen. Denn das Gesetzgebungswerk, das endlich, nach jahrzehntelangen Kämpfen, der deutschen Arbeiterschaft die öffentlich-rechtliche Gleichstellung mit den anderen Berufsständen bringen und ihnen eine gesetzlich gegründete und anerkannte Interessenvertretung nach dem Vorbild der Landwirschafts-, Handwerks- und Handelskammern schaffen soll, darf nicht an einer reinen Zweckmäßigkeitsfrage, deren Bedeutung im übrigen nicht unterschätzt werden mag, scheitern. Es muß also ein Weg gefunden werden, der die Errichtung örtlich und gleichzeitig beruflich gegliederter Arbeitskammern ermöglicht.

Die übrigen Bedenken, die gegen die Regierungsvorlage noch bestehen, sind allem Anschein nach nicht gerade gefährlich für ihre glückliche Verabschiedung. Sie beziehen sich vor allem auf die Ausnahmebestimmungen für Eisenbahnarbeiter, die nur indirekt durch ihre Ortsausschüsse und Bezirksausschüsse die Mitglieder ihrer besonderen Arbeitskammern wählen sollen und keinen unparteiischen Leiter, sondern einen beteiligten höheren Eisenbahnbeamten als ernannten Kammervorsitzenden erhalten, und ferner auf die Nichtberücksichtigung der Landarbeiter, die mit ihren Wünschen nach öffentlich-rechtlicher Vertretung an die bundesstaatlichen Zentralbehörden verwiesen werden. Hier liegt so offenkundige Nichtbeachtung der Gleichberechtigung aller Arbeitnehmer vor, daß es dem 34. Ausschuß voraussichtlich doch gelingen dürfte, die notwendigen Verbesserungen in der Regierungsvorlage durchzusetzen. Dagegen scheint die Trennung der Arbeitnehmer in Arbeiter und Angestellte und die besondere Einrichtung von Angestelltenkammern, die der Regierungsentwurf vorsieht, bei den politischen Parteien und unter den beteiligten Angestellten, besonders unter den kaufmännischen, in steigendem Maße gebilligt zu werden. Die Erfahrungen, die beim Hilfsdienstgesetz mit der Gleichstellung von Arbeitern und Angestellten gemacht worden sind, können zu einer Wiederholung des Experimentes bei dem Arbeitskammergesetz, wie es der Verbändeentwurf fordert, nicht gerade ermutigen.

Nach dem allen sind die Klippen, die das mit der Arbeitskammervorlage beladene Schiff vor der Einfahrt in den Hafen noch zu umsegeln hat, zahlreich. Aber bei dem zweifellos auf allen Seiten vorhandenen guten Willen wird es doch möglich sein, das Gesetz ungefährdet einzubringen. Dazu wird in der Ausschußberatung noch viel Fleiß und große Geduld aufgewandt werden müssen. Man arbeitet dort unter Legiens Vorsitz mit Volldampf, um die Vorlage möglichst noch vor Eintritt der Sommerferien verabschieden zu können. Wenn das wirklich gelingen sollte, wäre es schon um deswillen zu begrüßen, weil wir gesetzliche Einrichtungen zur Förderung des sozialen Friedens, die sich ja die Arbeitskammern ganz besonders angelegen sein lassen sollen, gar nicht frühzeitig genug in diesen schwierigen Zeiten fertigstellen können.

Heinz Potthoff / Ein Koalitionsverbot im Arbeitskammergesetze?

Der dritte Entwurf eines Arbeitskammergesetzes zeichnet sich vor den früheren vor allem auch dadurch aus, daß er die Staats- und Gemeindearbeiter in weitem Umfange miteinbezieht. Dieser Fortschritt macht eine Reihe von Sonderbestimmungen nötig, die aus der besonderen Art des Arbeitgebers erwachsen. Eine solche Sonderbestimmung ist auch für das Einigungswesen in § 45 vorgesehen. Danach können die Einigungsämter der Arbeitskammern angerufen werden „bei Streit zwischen Arbeitgebern und Arbeitern über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses". Mit dieser Formulierung will das Gesetz die Aufgabe des Einigungsamtes „auf die Verhütung drohender und die Beilegung eingetretener Arbeitseinstellungen oder Aussperrungen" beschränken. Ob eine solche Beschränkung zweckmäßig ist, darf bezweifelt werden; da aber der Begriff einer „Verhütung drohender Arbeitseinstellungen oder Aussperrungen" einer weiten Auslegung fähig ist, so mag die Praxis mit dieser Fassung zunächst auskommen.

Nicht mit Unrecht betont die Begründung nun, daß diese Voraussetzungen nicht auf alle Betriebe zutreffen, auf die das Arbeitskammergesetz sich erstrecken soll. „Bei den großen Verkehrsanstalten des Reiches und der Bundesstaaten würde eine Lahmlegung des Betriebes unabsehbare, schwere Gefahren für die gesamte Volkswirtschaft und für die Landesverteidigung zur Folge haben. Demgemäß müssen die Arbeiter der genannten Verkehrsanstalten auf gemeinsame Arbeitsniederlegung verzichten, ebenso wie eine Betriebseinstellung durch die Verwaltung ausgeschlossen ist." Der letzte Satz spricht nur eine Tatsache, keinen Rechtszustand aus. Das Gesetz verbietet nicht die gemeinsame Arbeitsniederlegung in öffentlichen Verkehrsunternehmungen. Nur der soziale Sinn der Arbeiter hat von vornherein sich damit einverstanden erklärt, und die Verwaltung hat kraft ihrer wirtschaftlichen Macht darüber hinaus durchgesetzt, daß ihre Arbeiter nur solchen Berufsvereinen angehören dürfen, die ausdrücklich auf das Streikrecht verzichtet haben.

Die Voraussetzungen zur Wirksamkeit der Einigungsämter werden nun folgendermaßen umschrieben: „In Reichs- und Staatsbetrieben der Eisenbahn und der Post, in denen weder eine Betriebseinstellung noch eine gemeinsame Arbeitseinstellung zulässig ist, können die Einigungsämter der Arbeitskammern bei Streit über die grundsätzliche Gestaltung der Arbeitsbedingungen angerufen werden." Dieser Satz ist in seinem Hauptteile gut, und man sieht nicht recht ein, warum er nicht allgemein Geltung haben soll, warum also nicht auch in anderen gewerblichen Betrieben das Einigungsamt angerufen werden soll zur Schlichtung oder Entscheidung eines Streites über die grundsätzliche Gestaltung der Arbeitsbedingungen, auch wenn kein Streik oder keine Aussperrung unmittelbar droht. Ganz überflüssig ist aber der eingeschobene Relativsatz, der behauptet, daß in Reichs- und Staatsbetrieben der Eisenbahn und der Post eine gemeinsame Arbeitseinstellung nicht zulässig sei.

Entweder hat dieser Satz keine rechtliche Bedeutung, dann soll er wegbleiben; denn jedes überflüssige Wort ist in einem Gesetze schädlich, weil es zu falschen Auslegungen führen kann. Und diese Auslegung liegt hier so nahe, daß man vermuten muß, sie sei beabsichtigt, der scheinbar harmlose Relativsatz sei mit Bedacht eingeschoben worden. Nach Lage der Dinge besteht kein Zweifel, daß, wenn das Gesetz unverändert angenommen wird, in kurzem sich die Verwaltungen der Eisenbahn und Post darauf berufen werden als auf ein gesetzliches Verbot des Streiks. Ein solches gesetzliches Verbot bestand bisher nicht; es zu schaffen, ist das Arbeitskammergesetz ganz sicher nicht der richtige Platz.

Will man an diese Frage herantreten, so sollte es nicht einseitig für die Verkehrsunternehmungen geschehen, sondern für alle gemeinnötigen Betriebe. Es darf nicht in der hier beliebten Weise geschehen, daß einfach den Arbeitern ein Recht wegdekretiert wird, sondern es muß geschehen auf dem Wege des Ausgleichs, des Ersatzes ihres Verlustes durch entsprechende Gegenleistungen. Wenn

Digitized by Google

keinem Staatsbürger ein materielles Gut ohne Entschädigung enteignet werden darf, so darf auch nicht den Staatsarbeitern ein Recht ohne Gegenrecht enteignet werden. Dieses Gegenrecht kann in besonderer Gunst und Festigkeit der Anstellungsbedingungen, in der Schaffung unparteiischer Instanzen zur Prüfung und Erfüllung von Arbeiterforderungen bestehen. Das ist ein wichtiges Kapitel für sich. Aber aus dem Arbeitskammergesetze muß der Relativsatz heraus. Denn es gibt Ministerien, die heute noch allen Ernstes glauben, daß ein gesetzliches Streikverbot für Verkehrsarbeiter bestehe, und denen deswegen nicht ein solches Wort in die Hand gegeben werden darf, weil sie damit unsozial umgehen würden.

* * * / Gleiches Recht den Landarbeitern

Das Stiefkind der deutschen Sozialpolitik ist bisher die Landarbeiterschaft gewesen. Obwohl sich der Reichstag fast jährlich mit lebhaftem Interesse der Landarbeiterfrage annahm und kaum ein Tagungsabschnitt verstrich, ohne daß nicht ein Beschluß gefaßt wurde, der von der Regierung verlangte, das Landarbeiterrecht in freiheitlicher Weise unter voller Gewährung des Koalitionsrechts und Aufhebung der zum Teil äußerst rückständigen 44 Gesindeordnungen (davon 19 in Preußen, 25 in den übrigen Bundesstaaten) einheitlich durch Reichsgesetz zu regeln, blieb doch alles beim alten. Das hatte hauptsächlich seinen Grund darin, daß die preußische Regierung unter dem Drucke der konservativen Großgrundbesitzer jede Neuerung auf dem Gebiete der Landarbeiterfrage ablehnte. Der beste Beweis für die große Kurzsichtigkeit der preußischen konservativen Partei ist ihr Widerstand gegen jede Reform der Landarbeiterverhältnisse. Anstatt alles zu tun, um die Landflucht einzudämmen und einen möglichst großen und festen Stamm einheitlicher Landarbeiter durch rechtzeitige Abschaffung veralteter Zustände und durch Herbeiführung voller Rechtsgleichheit zu erhalten, hielt man in rückschrittlicher Verblendung an dem Althergebrachten fest und ließ lieber Hunderttausende von Volksgenossen in die Städte und in die Industrie abwandern. — Durch den Krieg und seine Folgen ist nun die Landarbeiterfrage, besonders in den Gebieten des überwiegenden Großgrundbesitzes, erneut zu einer der wichtigsten unserer ganzen Volkswirtschaft geworden. Mit Bestimmtheit kann leider angenommen werden, daß infolge der schweren Kriegsverluste der einheimische Stamm der Landarbeiter außerordentlich geschwächt worden ist. Die Schwierigkeiten der Leutebeschaffung auf dem Lande werden nach dem Kriege in stärkstem Maße zunehmen und für den Großgrundbesitz in vielen Gegenden zu einer Lebensfrage werden .... Die Gefahr der Slawisierung weiter Landstriche durch die vermehrte Heranschaffung polnischer, ruthenischer usw. Ersatzkräfte wird immer drohender werden, sofern es der deutschen Feldarbeiterzentrale weiterhin gelingen wird, aus dem Menschenreservoir der östlichen Völker zu schöpfen. — Angesichts des wachsenden Notstandes erscheint es verständlich, wenn nunmehr die konservative Partei plötzlich für die Landarbeiterschaft einzutreten gewillt ist und folgenden Antrag im preußischen Abgeordnetenhause eingebracht hat:

„die Kgl. Staatsregierung zu ersuchen, gesetzgeberische Maßnahmen in die Wege zu leiten, durch welche im Interesse der landwirtschaftlichen Arbeiter

1. für das Rechtsverhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eine den heutigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen entsprechende einheitliche Rechtsgrundlage geschaffen wird,
2. eine Vertretung des landwirtschaftlichen Arbeiterstandes in den Landwirtschaftskammern herbeigeführt wird."

Diesem in Punkt 1 allgemein und unklar gehaltenen Antrag, der vor allem den Zweck erfüllen sollte, von der Reichsgesetzgebung abzulenken, setzte die Fraktion der Fortschrittlichen Volkspartei einen klareren und deutlicheren entgegen:

„die Regierung zu ersuchen,

1. im Bundesrat dahin zu wirken, daß den Landarbeitern das volle Koalitionsrecht durch Reichsgesetz gesichert wird,
2. einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen den kleineren Grundbesitzern und den Landarbeitern in den Landwirtschaftskammern eine Vertretung eingeräumt wird, die ihrer wirtschaftlichen Bedeutung entspricht."

Eine Entscheidung über diese Anträge wurde nicht mehr herbeigeführt, sie wurden der Staatshaushaltskommission überwiesen.

Vom liberalen Standpunkt aus muß grundsätzlich hervorgehoben werden, daß der erste und wichtigste Weg zur Lösung der Landarbeiterfrage und der Frage der Leutenot die möglichst umfangreiche Begründung klein- und mittelbäuerlicher Familienbetriebe auf bisherigem Großgrundbesitzerlande ist und bleiben muß. — Wie schon oft in diesen Blättern betont wurde, ist dieser Weg der einzig wirksame, um die Landflucht einzudämmen und die Rückwanderung weiter städtischer Kreise aufs Land zu veranlassen. Dieser Weg kommt auch den Wünschen und Bestrebungen der Landarbeiterschaft am besten entgegen, indem er ihnen die Möglichkeit und Aussicht bietet, selbständig zu werden und in eine höhere soziale Stufe aufzurücken. — In diesem psychologischen Moment liegt auch der bisherige vielfach beobachtete Mißerfolg der reinen Landarbeitersiedlung begründet. Das Ziel des tüchtigen und strebsamen Landarbeiters besteht nicht darin, einige Morgen Land zu erwerben und weiterhin Arbeiter zu bleiben, sondern eben darin, zum kleinen unabhängigen Bauern aufzurücken. — Trotzdem erscheint es selbstverständlich dort, wo diese Möglichkeit nicht vorliegt, in hohem Maße wünschenswert, in jedem Falle dem Landarbeiter einige Morgen Pacht- oder Deputatland zur Verfügung zu stellen. — In diesen knapp zusammengestellten Grundsätzen muß stets der Kernpunkt eines liberalen Landarbeiterprogramms beruhen. Da aber naturgemäß eine völlige Umgestaltung der Grundbesitzverteilung unmöglich und in vielen Gegenden, wo eine gesunde Mischung aller Betriebsarten besteht, auch gar nicht erstrebenswert ist, so gilt es zunächst, das Schicksal der Landarbeiter, für die ein Aufstieg aus Gründen praktischer Art nicht in Frage kommt, so menschenwürdig und erträglich zu gestalten, wie nur möglich. Dazu bedarf es vor allem einer völligen Reform des gesamten minderen Rechtszustandes, unter dem die Landarbeiter heute leben. An Stelle der veralteten Gesindeordnungen muß eine einheitliche reichsgesetzliche Regelung des ländlichen Arbeitsverhältnisses erfolgen, durch welche vor allem das Koalitionsrecht sichergestellt wird. Sodann aber ist dafür Sorge zu tragen, daß alle Streitigkeiten, die aus dem Arbeitsverhältnis zwischen ländlichen Arbeitnehmern und Arbeitgebern entspringen, besonderen nach Art der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte zu schaffenden Sondergerichten überwiesen werden, eine Forderung, die schon seit langem von den Organisationen der Landarbeiter erhoben worden und in der Tat im dringenden Interesse beider Vertragsparteien gelegen ist. Weiterhin ist es erforderlich, daß die Landarbeiter ihre gesetzliche Vertretung erhalten, in ähnlicher Weise, wie es für die gewerblichen Arbeiter geplant ist. Der dem Reichstage vorliegende Arbeitskammergesetzentwurf läßt die ländlichen Arbeitnehmer völlig unberücksichtigt. Offenbar hat die Reichsregierung die Absicht, die Regelung der ländlichen Arbeiterverhältnisse allein den Bundesstaaten zu überlassen. Indes erscheint es dringend erwünscht, daß die erste günstige Gelegenheit, ein wertvolles Stück sozialpolitischer „Neuorientierung" in die Tat umzusetzen, nicht dadurch verpaßt wird, daß man einen Teil des Volkes wieder gegenüber dem anderen empfindlich benachteiligt. Gerade die Schaffung ländlicher Arbeitskammern besonders für diejenigen Landesteile, in denen der landwirtschaftliche Großbetrieb vorherrscht, würde in hervorragendem Maße zur Milderung der Schwierigkeiten der Arbeiterbeschaffung beitragen und durch Erziehung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gemeinsamer Betätigung zum Wohle des ganzen Berufsstandes ausgleichend und versöhnend wirken. Besonders hierin wäre der Vorteil der Begründung von Landarbeitskammern gegenüber der Be-

Digitized by Google

teiligung der Arbeiter an den Landwirtschaftskammern zu erblicken, bei denen den Arbeitervertretern doch nur eine nebensächliche Rolle zufallen könnte. Nicht auf die Einrichtung einer formalen Vertretung kann es ankommen, sondern darauf, im Interesse der Milderung der sozialen Gegensätze eine Körperschaft ins Leben zu rufen, die Arbeitgeber und Arbeiter als gleichberechtigte Faktoren gelten läßt. Selbstverständlich müßte hierbei auf die verschiedenartige Gestaltung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Provinzen und Bundesstaaten Rücksicht genommen werden. In keinem Berufszweige liegen die Zustände so eigenartig und mannigfach wie gerade in der Landwirtschaft, man vergleiche nur z. B. die sozialen Verhältnisse auf dem platten Lande in Pommern, Mittelschlesien und Mecklenburg einerseits mit denen in der Rheinprovinz, Baden und Altbayern andererseits. Es müßte deshalb den Zentralbehörden übertragen werden, überall dort, wo wirklich von einer Landarbeiterfrage die Rede und eine mehr oder weniger starke Schicht landwirtschaftlicher Tagelöhner vorhanden ist, die Errichtung von Landarbeitskammern vorzuschreiben. — Dann würde sich eine weitere Vertretung der Landarbeiter in den Landwirtschaftskammern erübrigen, und es käme nur darauf an, im Sinne des erwähnten fortschrittlichen Antrags den kleinen und mittleren Bauern eine genügende Vertretung in den Landwirtschaftskammern zu sichern. — Gelingt es den Parlamenten, die angedeuteten Reformen erfolgreich durchzuführen, so wäre damit eine der klaffendsten Wunden am Volkskörper geheilt und einem in der Vergangenheit schwer vernachlässigten Stande endlich zu seinem Rechte verholfen!

Gertrud Bäumer / Aufstieg und Arbeitsorganisation

Die Frage des „Aufstiegs der Begabten" ist in beinahe jeder Betrachtung sehr eng und einseitig gestellt. Sie pflegt sich nämlich zuzuspitzen in dem Problem, wie auf die beste und zweckmäßigste Art den „Begabten" die höhere Schulgattung zugänglich gemacht wird. Aber erstens ist diese Zugänglichkeit der höheren Schulgattung nicht die einzige Form des „Aufstiegs", und zweitens ist auch der Aufstieg der Begabten nicht der Inbegriff der wichtigen Frage nach zweckmäßiger Verwertung des Volkskapitals an Tüchtigkeit überhaupt. Diese Frage ist viel größer und umfassender.

Wenn der „Aufstieg" in der bisherigen umfänglichen Erörterung fast durchweg als eine reine Schulfrage behandelt worden ist, so verrät das ihre Herkunft aus Schulkreisen. Würden noch mehr Leute der volkswirtschaftlichen Praxis dabei zu Worte kommen, so würde sich vielleicht die andere Seite der Frage stärker in den Vordergrund schieben: die nach der Verteilung der Kräfte in den Berufen, nach der Organisation von Arbeit, Verantwortung, Leitung und Unterstellung überhaupt.

Vielleicht würde dann auch zur Geltung kommen, daß wir allmählich viel zu sehr die „Auslese" als eine reine Bildungsfrage anzusehen uns gewöhnt haben. Sie hat ein wichtiges zweites Kapitel, das handelt von der nicht rite abgestempelten Tüchtigkeit und ihrer Verwertung. Es sollte auch die Zweifelsfrage ernstlich stellen, ob wir nicht für viele Berufe die Bildungsgänge viel zu sehr auf akademisch-abstrakten Linien festlegen.

Das vom Deutschen Bund für Erziehung und Unterricht herausgegebene Buch „Vom Aufstieg der Begabten" streift diese Frage an manchen Stellen. Die Intellektualisierung der Grundlagen ergreift mit unabwendbarer Sicherheit einen Beruf nach dem anderen: den des Zahnarztes, des Apothekers (um kleine Gruppen zu nennen), den des Technikers — als eine der volkswirtschaftlich wichtigsten. Die Frage ist, ob das überall in diesem Maße nötig und richtig ist. Ob es nämlich richtig ist, alle jene Begabungen, die in der Praxis am Material selbst geschickt, erfinderisch und tüchtig werden, auf den Weg über die höhere Schule zu zwingen, der ihrer Art, sich zu entwickeln und zur Beherrschung ihres Gebietes zu kommen, jedenfalls nicht gerecht wird. Es scheint dieser Zwang um so bedenklicher, als mit ihm Hand in Hand die Einengung der Befugnisse und Wirkensmöglichkeiten der aus der Praxis aufsteigenden Kräfte geht. Wer irgendwo einen Eindruck davon gewonnen hat, was ein praktischer Mensch bedeutet — in einem Betrieb, in einem Büro oder wo auch immer —, ein Mensch, der unter Umständen ganz ungeeignet sein kann für den deutschen Aufsatz oder die lateinische Übersetzung, durch die er die Maturität erwirbt, der muß es mit Bedenken sehen, wie eine zunehmende Akademisierung auch der praktischen Berufe diesen besonderen Begabungen die Betätigungsmöglichkeit einengt. Und der muß wünschen, daß das Wirkensgebiet dessen, was man über die ganze Linie unseres Berufslebens hinweg „mittlerer Dienst" nennen könnte, so breit bleibt, wie nur irgend möglich. Der Werkmeister, der Bürovorsteher und alle anderen zwischen oberster Leitung und letzter Ausführung stehenden Kräfte sind ein so überaus wichtiges Glied des Arbeitslebens, daß alle Betrachtungen zur Auslese falsch orientiert sind, die nur darauf hinausgehen, die oberste Schicht zu füllen, oder die gerade der besonderen Art praktischer Tüchtigkeit nicht gerecht werden, die diese mittleren Posten fordern.

An diesem Punkt scheidet sich meine Auffassung von der seinerzeit in dem Aufsatz von Frau Dr. Joachimi-Dege vertretenen. Ich halte es geradezu für ein Glück, daß es noch — wie im Fall der Militäranwärter — einige Möglichkeiten gibt, ohne bestimmte Voraussetzungen schulmäßiger Bildung zu einer immerhin doch bescheiden genug bemessenen Verantwortung zu kommen. Tatsächlich liegt hier eine praktische Bewährung vor; die Vorbereitung durch die militärische Tätigkeit mag in manchen Fällen, verglichen mit den Anforderungen des späteren Zivildienstes, einseitig sein, aber es liegt trotz allem in ihrem Wesen, daß sie die praktischen Fähigkeiten zutage bringt. Es mag auf diesem Wege hier und da ein Ungeeigneter zu seinem Stückchen behördlicher Autorität kommen, aber unendlich viel zahlreicher als die Eindrücke von „subalterner" Enge und Beschränktheit sind die Fälle, in denen einem die gesunde Vernunft, die verständige Beherrschung ihrer Sache und die praktische Klarheit dieser Beamten imponiert hat. Wie oft hat man vom Unterbeamten schon einen zweckmäßigeren Rat bekommen wie von seinem Chef?

Es steckt gerade in dieser Mittelschicht ein Kapital praktischer Intelligenz, dessen Verwertung ohne den (für manche einfach mörderischen) Umweg über die höhere Schule eine wichtigere Sache ist, als daß ein paar mehr Volksschüler in die Gymnasien übergehen. Der Krieg hat neue, ungezählte Beispiele von Fähigkeiten gebracht, die gewissermaßen wild gewachsen sind und wahrscheinlich das Treibhaus der höheren Bildung gar nicht ertragen würden, die immer auf einem direkteren Wege zur Praxis drängen werden. Bei allen zweifellos segensvollen Bestrebungen, die Begabten auf höhere Bildungsstufen zu führen, darf die Frage nicht hintangestellt werden, wie man diesen andersartig Leistungsfähigen zu voller Auswirkung und zu der wichtigen Einschränkung verhilft. Die Gefahr ist aber vorhanden, daß wir alles mit den Maßstäben der höheren Bildung messen und das Auge für diese vollkommen anders geartete, aber gleich wertvolle in der Praxis wachsende Tüchtigkeit verlieren. Das aber wäre Verbildung, und eine Arbeitsorganisation, die solche Kräfte von ihnen gemäßen verantwortungsvollen Stellen zurückhält, sie nicht mehr richtig benutzen kann, wäre in höchstem Maße unökonomisch, denn sie würde die volkstümliche Intelligenz unter den Tisch fallen lassen. So wächst sich die Frage des „Aufstiegs" zu einer größeren aus: der richtigen Kräfteverteilung, auch ohne „Aufstieg". Es kann und soll nicht alles „aufsteigen", weil es gar nicht nur auf den Gipfel der Pyramide, sondern vielleicht mehr noch auf die tragenden Fundamente ankommt. Die größere Frage ist die der Gestaltung des Berufslebens nach dem Wesen der zur Verfügung stehenden Kräfte. Und in dieser wichtigeren Frage geraten wir auf den falschen Weg durch die einseitige Parole „Aufstieg". Wenn es gelingt, jedes Arbeitsgebiet so abzugrenzen und mit einem solchen Inhalt zu erfüllen, daß es die Fähigkeiten der dafür in Betracht kommenden Menschenschicht zur Geltung kommen läßt, ist mehr gewonnen als durch den Aufstieg

Digitized by Google

einzelner. Dazu gehört, daß mit Vorsicht akademisiert wird und daß nicht aus Leistungen, bei denen die praktische Tüchtigkeit genügt oder gar besser ist, künstlich irgend etwas „Höheres" gemacht wird. In der Behandlung der Aufstiegsfrage ist hier und da die Gefahr gestreift, daß man durch Vorwärtsschieben der Intelligenzen um jeden Preis die unteren Berufsschichten entgeistigt. Die andere Seite dieser Gefahr ist noch größer, daß nämlich den Kräften des mittleren und unteren Dienstes allmählich jede wertvollere und interessantere Verantwortung fortgenommen wird, um an irgendeinen „akademisch Gebildeten" überzugehen. In der Industrie gibt es ein Witzwort, das die heutige Arbeitsteilung kennzeichnet, es heißt: „Es gibt welche, die können es, aber sie wissen es nicht, das sind die Arbeiter; es gibt welche, die wissen es, aber sie können es nicht, das sind die Ingenieure; und es gibt welche, die können es nicht und wissen es auch nicht, das sind die Direktoren." Ob das Wort für die Direktoren stimmt, mag bezweifelt werden. Aber es fehlt eine Gruppe, das sind die, die es wissen und können müssen, die Vermittler zwischen geistiger Leitung und Ausführung. Das sind vielleicht die wichtigsten. Bei den Aufstiegsbetrachtungen kommt diese Schicht im allgemeinen zu kurz. Sie birgt noch die Möglichkeit, im Rahmen ihrer selbst, ohne Übergang in eine andere Klasse, „aufzusteigen", d. h. zu höherer Verantwortung, vielseitigerer Arbeit, breiterer Autorität und gerechterer Einschätzung zu gelangen.

Vielleicht setzt die Behandlung der Frage einmal stärker an diesem Punkt ein!

Otto Ernst Sutter / Die Erziehung zur Freude am Gartenwerk

Immer weiteren Kreisen ist in den letzten Jahren, vorab aber während des Krieges, die wirtschaftliche und die ideelle Bedeutung des Kleingartenbaues klar geworden. Die Nachfrage nach Boden, der zur Anlage von Beeten geeignet ist, wächst unablässig. Erfreulicherweise sind staatliche und städtische Behörden bemüht, den lebhaft sich bemerkbar machenden „Landhunger" nach Möglichkeit zu befriedigen, den Kleingartenbaubeflissenen durch allerlei Erleichterungen und zweckmäßige Maßnahmen an die Hand zu gehen. So hat das Reichsamt des Innern vor kurzem eine Zentralstelle für den Gemüsebau im Kleingarten eingerichtet, deren Aufgabe es wohl in erster Linie ist, die Arbeiter- und Schrebergärtenbewegung nach allen Seiten hin kräftig zu unterstützen, ihr behilflich zu sein im Bestreben, sich auszudehnen und ihre Anhänger in ihrem emsigen und für die Volkswirtschaft wichtigen Schaffen zu fördern.

In einer Zeit, in der wie augenblicklich der Kleingartenbau immer neue Freunde gewinnt, liegt es nahe, danach zu fragen, inwieweit unsere Schulen dazu beitragen können, die Freude am Hantieren mit Spaten und Rechen, am Säen, am Pflanzen und am Hegen zu wecken und zu vertiefen. Es bedarf wohl keiner besonderen Begründung, wenn gesagt wird, die Pflege des Kleingartenbaues habe sich in unseren Tagen als so nützlich und notwendig erwiesen, daß man ihr in jedem Betracht Unterstützung zuteil werden und auf den Wert und die Tragweite eines ausgedehnten Gemüsebaues im Haus- und Kleingarten das heranwachsende Geschlecht nachdrücklich aufmerksam machen sollte. Von einer Reihe deutscher Erziehungsanstalten ist schon in den letzten Jahren in dieser Beziehung mancherlei Gutes und Nachahmenswertes geleistet worden. So hat man da und dort an Schüler Pflanzenstecklinge, meist kleine Blumenstöcke, zur Verteilung gebracht, die ihrer Obhut anvertraut blieben. Besonderer Eifer, der sich beim Warten der kleinen grünen Schützlinge kundgab, wird belohnt und durch kleine Preise anerkannt. Anderwärts gelang es, kleine Grundstücke für kleingartenbauliche Versuche durch Schulkinder frei zu machen. Bei all diesem Beginnen konnten die Männer und Frauen, die mit Anweisungen und Belehrungen helfend zur Seite stehen, fast durchweg gute, vielfach höchst erfreuliche Erfahrungen machen. In jedem Deutschen schlummert ja doch die Lust am Pflanzen und am Graben im triebhaften Erdreich. Und es ist gar nicht übermäßig schwer, den gärtnerischen Sinn wachzurufen und lebendigzuerhalten.

So tüchtig und nachahmenswert aber auch die bisher gelegentlich angewandten Methoden, die Jugend zur Freude am Gartenwerke zu führen, sind, die Möglichkeiten, die in dieser Hinsicht sich bieten, scheinen noch lange nicht alle erschlossen zu sein. Vor allem fehlt es bis jetzt an einer systematischen (und obligatorisch betriebenen) Förderung des Gartenbaues durch die Schule. Man sollte meinen, es müßte verhältnismäßig leicht ein Weg sich finden lassen, Knaben und Mädchen im gärtnerischen Wissen und Schaffen durch Wort, Schrift und praktisches Beispiel zu unterweisen. Es liegt uns fern, den Vorschlag auf Einführung eines neuen Unterrichtsfaches zur allgemeinen Diskussion zu stellen. Des Schrittes zur Schaffung einer neuen Disziplin bedarf es keineswegs, obschon man sich natürlich denken könnte, daß zum Beispiel in den Fortbildungsschulen, aber auch in den sogenannten höheren Lehranstalten der „Garten- und Feldbau" als besonderer Gegenstand in den Bildungsplan aufgenommen werden könnte. Viel Nützliches und Wertvolles ließe sich schon erreichen, wenn der naturwissenschaftliche — botanische — Unterricht noch mehr als bisher es sich angelegen sein ließe, Kenntnisse über Gemüse und Nutzgewächse, ihre Anzucht, ihren Nährwert usw. zu vermitteln, und wenn in den Handfertigkeitsstunden darauf Bedacht genommen würde, die Schüler im Herstellen und Ausbessern einfacher Gartengeräte, von Zäunen, Lauben usw. anzulernen. Es ist eine bekannte Erfahrungstatsache, daß das Schulkind den Stoffen und Dingen, über deren Wesen und Sinn ihm Aufklärung wird, dann besondere Aufmerksamkeit entgegenbringt, ihnen mit gesteigerter Lehrbegier begegnet, wenn es die Zusammenhänge zwischen dem alltäglichen Leben und der Schulmaterie, die ihm nahegebracht werden soll, leicht zu erkennen und zu erfassen vermag. Aus diesem Grunde darf wohl bestimmt angenommen werden, daß eine ausgiebige Behandlung gartenbaulicher Fragen bei Buben und Mädchen auf echte und lebendige Teilnahme stoßen würde.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, die nur eine allgemeine Anregung geben wollen, etwa eine Art Lehrplan für die Unterweisung im Gartenbau, wie sie im Rahmen vielleicht der Volksschule erfolgen könnte, zu geben. Man kann sich vorstellen, daß die neugegründete Zentralstelle für Gemüseanbau im Kleingarten, die dem Reichsamt des Innern angeschlossen ist, gewisse Richtlinien für die Pflege gartenbaulichen Wissens im Schulbetrieb aufstellen und darüber hinaus bei den in Betracht kommenden behördlichen Stellen auf eine Erfüllung ihrer Vorschläge hinwirken könnte.

Neben der Schule ist natürlich auch die Erziehungsarbeit im Elternhause berufen, den gärtnerischen Sinn im heranwachsenden Geschlecht zu wecken und regezuhalten. Insbesondere wird es notwendig sein, von Anbeginn im Kinde die Auffassung reifen zu lassen, daß das Pflanzen und Säen, das Schaffen auf Beeten und Rabatten nicht ein Ausfluß des Spieltriebes sein darf, der sich betätigt und sein Tun unterbricht, wie er es gerade lustig ist. Die Jugend muß frühzeitig sich bewußt werden, daß, wer Samen ausstreut, ein auch noch so kleines Flecklein Erde bebaut, damit die Pflicht übernimmt, der aufgegangenen Saat Liebe und Sorgfalt zuzuwenden, bis die Früchte ausgereift sind. Ueber den ideellen Nutzen des Gartenwerkes braucht kaum besonders viel gesagt zu werden. Man weiß, wieviel frische geistige Anregung der empfängt, der mit offenen Augen das Wachstum der Pflanzen und Gewächse verfolgt. Welche unschätzbaren Vorteile, die das Umgehen mit Spaten und Hacke vor allem dem Körper bringt, der nur selten und nur nach der Tagesarbeit in der engen Stube sich unter freiem Himmel bewegen kann, ist zur Genüge bekannt. Wem die Erziehung einer Jugend am Herzen liegt, die gesund und regsam ist, die an der Heimat und ihren Eigenarten mit allen Fasern hängt, die insbesondere auch sich sehnt, ihre Hände rüstig rühren zu können, der wird neben den übrigen Bestrebungen, die der Heranbildung tüchtiger Geschlechter gelten, gern auch der Bewegung seine Aufmerksamkeit schenken, die darauf abzielt, dem heranwachsenden Kind die Freude und die ernste und echte Lust an gärtnerischem Schaffen auf den Lebensweg mitzugeben.

Digitized by Google

Helene Voigt-Diederichs / Zwischenspiel

(Schluß.)

Man kann nicht sagen, daß es sehr behaglich ist zu Haus. Gegen Mittag entschließt Uhlenhaut sich, nach dem Südflint zu gehn, wo der Kollege Pöhlig wohnt. Sie sind zusammen ausgebildet, am gleichen Tag ins Feld gerückt. Als sie aufgestellt waren, machte die Hand des Vorgesetzten einen Schnitt — was links steht, da und dahin, rechts erwartet weitere Befehle. So waren sie getrennt. „Auf Wiedersehn im Massengrab . . ." Man lachte, weil das Traurigsein doch keinen Zweck hat . . . Nun muß man doch mal hören, was August alles erlebt hat! Uhlenhaut trifft nur die junge Frau, hübsch und lebhaft und ganz betrübt, daß der Besucher umsonst kommt. Sie wird's ihrem Mann sagen, sicher wird er gleich nachmittags vorsprechen.

Richtig, gegen Abend kommt Pöhlig herein, mager und grau, aber ganz vergnügt. Er trägt über der Militärhose eine Arbeitsjacke, hat in der Fabrik die paar Groschen Verdienst für seine Frau mitgenommen. Elleken und Aute, die neben dem Vater gesessen und ihre Reklamemarken gezeigt haben, machen Platz. Auch die Mutter, mit ihrem freundlichsten Gesicht, das sie gern für ihren Mann gehabt hätte, aber so wie die Dinge liegen doch nicht anbringen kann, fordert geschwind zum Sitzen auf.

Da hocken die beiden Krieger beieinander, ohne Fragen schnell vertraut, einer in den Erlebnissen des anderen heimisch. Gottes Wunder geschieht: worauf sie zu Haus all die Tage gewartet haben — der Vater tut seinen Mund auf und fängt zu erzählen an!

Da steigt sie auf, die rote Welt da draußen, rot von Blut am Tag, röter von Feuerbränden bei Nacht. Ihr hier, ihr wißt noch lange nicht, was es heißt: Dach über'm Kopf! Frankreich, ja da lagen sie sich auf dreißig Meter gegenüber. Schön war's nicht, aber man gewöhnt sich. Sogar an die Ratten! Drei Arten sind da, die ganz großen hellgrauen mit den weißen Bäuchen, das sind schon richtig Tiere, kein Ungeziefer mehr; dann die mittleren, die so was Schwerfälliges haben, und drittens die kleinen, blitzgeschwind und zutraulich — die Sorte hat man richtig gern gehabt. Aber das Brot muß man an die Decke vom Unterstand hängen! Freut sich noch, daß wenigstens die Läuse nicht drangehn . . . Gerad' hat man sich eingelebt, runter nach den Vogesen.

Vogesen — da flammt der andere auf. Sind doch achtzehn Monate, daß er dort gelegen hat. Hat der Franzmann nicht die Schwarzen besoffen gemacht und vorgeschickt? Die gehn nicht zurück — nun, und daß keiner vorwärts kam, dafür haben sie schon selber gesorgt. Richtiger ausgedrückt: eine große Schweinerei war das . . .

Die im Kreise hockende Familie ekelt sich vor den Ratten, lacht, graust sich wegen der betrunkenen Schwarzen. Der Widerhall belebt, Uhlenhaut gerät freier ins Erzählen hinein. Ja, dann kam das Garderegiment in aller Heimlichkeit rüber nach Galizien. Wie die Menschheit da lebt, Tiere, groß und klein, alles mit Mutter und Kindern auf demselben Stroh. Na, war's drinnen nicht schön, fing dafür draußen der Frühling an. Wie die Sonne hochkam an jenem ersten Sonntag im Mai! Das war der Tag, an dem das große Siegen losging. Woche um Woche dem Feind hinternach. Brest-Litowsk. Keine Bahn, keine Wagen, alles zu Fuß. Zweiundvierzigmal gestürmt! Ja, nun dachten sie, nachher in Warschau sollte mal Ruhe kommen — vier Wochen Schlaf, und die schöne Stadt besehn. Prost Mahlzeit, als sie in der Kaserne ankamen, heißt es: morgen geht's ab nach Frankreich. Na, es war nur gut, daß gerad' im letzten Augenblick die Post kam. Da vergaß man manches. Als ausgerufen wird — wer kriegt das erste Paket? Gefreiter Uhlenhaut! Und als der Soldat das erzählt, patscht er seiner Frau auf die Schulter, stolz, daß ihr Paket das erste war. Und sie freut sich, daß er das vor den Kameraden anerkennt — ob er denn alles gekriegt hat? Speck und Fenchelöl und Kochkäse — alles hat er gekriegt und sich nicht schlecht gefreut, Mädchen.

Der andere bleibt nicht zurück — was er alles von der Seinigen gehabt hat! Einmal war's ein ganzer Sandsack voll, lügt er, gerad' wie sie in Ruhe liegen, was an und für sich eine schlechte Zeit ist. Ruhe, das ist Putzen und Appell und Parade. Und Griffekloppen, obgleich sie das ja nun wohl eigentlich können. Na ja, es soll eben für Unterhaltung gesorgt werden! blinzeln die beiden Spitzbuben verständnisvoll.

Es dauert nicht lange, da beginnt man zur großen Lust der Familie, sich auf Französisch anzukohlen. Uhlenhaut kennt eine Wäscherin in einem Dorf hinter der Front. Er geht ja nicht anders hin, als wenn was zu bringen ist, hat aber doch schon allerhand Brocken weg. Que voulez-vous, monsieur? Immer Musjöh! Sie will bei ihm Deutsch lernen — ick deitsch sprecken — aber da ist er nicht drauf eingegangen.

Der Abend vergeht, man weiß nicht wie. Immerfort schlagen die Turmuhren. Längst ist es dunkel in der Stube. Nur auf dem Tische leuchten über dem Wachstuch die Ränder der Tassen und die Soldatenstirnen, die poliert sind von Sonne und Wind.

Als endlich Freund Pöhlig die Treppen hinuntertappt, werden die Kinder schleunigst ins Bett gejagt. Sie haben einen guten Abend gehabt, sind stolz auf den Vater und was sie nun alles wieder von ihm rühmen können. Keins ist müde! Aber als sie verstaut sind, ist bums der Schlaf doch da. Nur Lieschen quiekt ein bißchen, weil sie, seit der Vater zurück ist, wieder in der kleinen Kiste am Boden schlafen muß.

Das ist denn endlich mal ein Abend, wo es einen Kuß gibt und man richtig was von seiner Frau hat. Siehst du wohl, und man hat's ja auch immer gewußt! Und wenn's nach ihm ginge, kriegte kein Teufel ihn wieder raus nach Frankreich!

„Bist wohl froh, daß keine Ratten da sind?" neckt Alwine nachher, und dann schlafen sie ganz friedlich und vergessen, und man weiß gar nicht mehr, warum es, da man vorher sich doch gesehnt hat, all die Zeit so schwer gewesen, still und gut miteinander zu sein.

Aber schon am anderen Morgen zieht es leise wieder an, ohne Streit, aber auch ohne rechte Einigkeit. Es ist ja kaum des Erzählens wert. Alwine will wissen, wie das nun eigentlich mit dem Essen ist, da hinten in Frankreich. Ob sie da noch alles haben, zum Beispiel bei der Wäscherin. Sagte er nicht, daß es eine Wäscherin war?

„Oh, da hat's noch alles gegeben!" lobt Uhlenhaut. „Butter und Käse und Weißbrot."

„Hast wohl manchmal mitgegessen?" fragt sie sanft und mißtrauisch.

Er merkt auf. Dann treibt es ihn zu sagen: „Warum nicht gar?" Sie kann ihn doch endlich mal in Ruh' lassen, wo gestern der Abend so schön war.

Nun hat sie wieder was, worüber sie nachdenken kann, und was an ihr herumreißt, trotzdem sie in Wahrheit alles soviel besser weiß. Der Mensch ist ein wunderliches Tier, es ist, als wenn er nicht leben kann, ohne daß er sich was schafft, das wehtut. Und eigentlich nötig hätte er's nicht, das liebe Leben hat schon ganz von alleine Ecken und Kanten genug.

Zweimal vierundzwanzig Stunden noch, dann ist, nach dem letzten Abend, der Vormittag der Ausreise da. Zurück an die Front. Das liegt Uhlenhaut in allen Knochen, und doch ist's wie eine Erlösung aus der großen Unrast. Er gibt ja niemand schuld, weiß ganz genau, daß er selber es bleibt, der anders ist, und es tut ihm weh, daß Alwine sich drum kränken muß, obgleich sie's andrerseits wegen der Rede von der Wäscherin zehnmal verdient hat.

Mittags, als der Affe gepackt ist, geht er noch einmal aus, Blumenzwiebeln zu kaufen für das Grab eines Kameraden. Seiner Frau hat er nichts davon gesagt, sie brächte es leibhaftig fertig, auf ein totes Mannsbild eifersüchtig zu sein. Im übrigen hat es keinen Zweck, ihr den Abschied schwer zu machen; sie hat den Gefallenen gekannt, und man weiß nicht, wies einem selber einmal geht . . .

Alwine hat wegen Umbau im Keller einen freien Tag. Ganz recht paßt es ihr, daß ihr Mann noch einmal weggeht. Es ist ihr durch den Kopf geblitzt, sie möchte sehn, was alles in seinem Affen drin ist. Wenn man sich's überlegt, was soll drin sein. Und doch, irgend was Unsinniges von Briefen oder Locken schwebt ihr vor.

Digitized by Google

Wissen tut sie ja, daß sie nichts findet, aber wenn man etwas im Gefühl hat, soll man sich's darum nicht ausreden lassen.

Alwine bückt sich über den offenen Tornister, faßt und tastet, gräbt behutsam die Hände tiefer. Beutel, Dosen und Wäsche — da, etwas Weiches, Geschmeidiges, das kennt sie nicht. Sie krampft die Hand zu und nestelt die Beute hoch. Ein Stiefel, ein feiner haariger Kinderstiefel. Und mit lila Stift auf die Sohle geschrieben: Andenken an Frankreich. Mit dem Tintenstift, den sie selber ihrem Mann gekauft hat.

Draußen klappt eine Tür. Alwine wagt nicht, weiter zu forschen, versenkt hastig den Fund. Heiß und kalt wird ihr das Blut. Nun sieht sie: es sind die Schuh von der Wäscherin ihrem Kind. Auf so was schreibt er nun: Andenken. So'n Frauensmensch, mit was für Falschheit sie sich wohl an den deutschen Soldaten herangemacht hat. O ja, ihr Mann ist ein schöner Mann, der kann einer Frau schon gefallen. Gut ist er und rechtlich, hat sich im Leben nichts zuschulden kommen lassen, muß nun auf so eine reinplumpsen ...

Aute und Elleken toben herein, rennen die Mutter fast über den Haufen. Sie haben den Vater auf der Straße getroffen, er hat erlaubt, sie sollen mit zum Bahnhof gehn. Aber rein und heil, sonst wird nichts draus!

Die Kinder drängen und quälen, ihretwegen tut Alwine ihnen den Willen. Der Vater, der hat's nicht verdient ..., obgleich es klar ist, daß das Weibsbild alles angezettelt hat. Aber wozu ist ein Mann denn ein Mann?

Uhlenhaut hat sich verspätet, schluckt dann hastig an der heißen Suppe. „In zehn Minuten!" sagt er, eigentümlich erfaßt von dem Gedanken, daß er nach all dem Stückwerk hier nun den unverantwortlichen Faden des Lebens wiederfindet, an dem er hinläuft, solange Krieg ist.

Die Kinder schlenkern ungeduldig. Kommt ihnen denn der Vater nicht früh genug aus dem Haus? denkt Uhlenhaut. Lieschen findet ihre Stiefel nicht, hat unter Stühlen und Kästen gesucht, alle Bettkissen sind umgeschüttelt. „Heni' nicht, denn bleibst eben zu Haus!" fährt die Mutter sie an. „Hast den Vater schon gefragt? Kann ja sein, er hat die Stiefel eingepackt — für das Gör von der Wäscherin ..."

Die Kinder überhören, verstehen nicht. Der Vater wirft den Kopf herum — hat er recht begriffen? Der Stichelblick ihrer Augen befragt. Es ist nicht die Zeit, ein langes Gespräch anzufangen. Aber das da, das da soll sie büßen ... „Ich hab' die Stiefel bezahlt," sagt er hochmütig, „wenn's mir passen sollte, da kann ich sie ja auch wohl mitnehmen ..."

Er packt sich sein Gepäck auf, steht in der Tür. Die Kinder sind schon vorweg, Lieschen mit den tüchrigen Filzsocken läßt sich nicht abschütteln, trotzdem die Mutter über ihren Kopf weg in das Gesicht des Vaters schilt: „Bleib' doch hier ... der denkt schon nicht mehr an euch ... nimmt eure Schuhe mit für ein fremdes Kind ..."

Während ihres Gezänkes macht Alwine sich fertig, ganz gegen ihren Willen; es ist ja nur wegen der Nachbarn, daß sie mitgeht, wenn der Mann ausreist. Nein, zu all dem Krieg noch dies! Und er war ein so guter Mann bis jetzt, in Wahrheit hat sie ihm niemals was vorwerfen können ....

Nun geht er vor ihr auf der Straße hin, mit langen bösen Schritten. Die Kinder haben ihre Not, mitzuspringen. Alwine sieht nicht ein, warum sie sich so abtoben soll, bleibt allmählich immer weiter zurück. Wird schon bereuen und auf sie warten am Bahnhof. Selbstgerecht läßt sie ihre Büchse mit Heringen am Band durch die Luft kreisen.

Alwine hat sich getäuscht. Als sie am Bahnhof ankommt, ist in dem Gewimmel niemand zu finden. Sie stört umher zwischen Reisenden und Gepäckträgern, endlich wickeln die Kinder sich aus dem Menschenknäuel heraus.

„Elleken! wo habt Ihr denn den Vater?"

„Der ist schon abgereist," nickt Elleken trübe. „Da ist ein Borzug gegangen, hat ihm einer gesagt."

„Das ist nicht wahr!" gellt die Stimme der Mutter.

„Doch!" bestätigt Aute. „Sind noch andere mitgefahren."

Alwine fühlt ihr Herz taub werden. Ihre Hände sinken, fliehen einen Beamten an. Der zieht die Uhr. „Stimmt. Vor zehn Minuten ist der Vorzug nach Herbestal abgegangen."

Die Frau rafft ihre Kinder zusammen, rennt in der Vorhalle hin und her, stößt überall an, fragt noch jemand, vielleicht ist der barmherziger. Der aber hat keine Zeit, weist sie zur Auskunft. Alwine stürzt gegen die beschriebene Tür, wagt dann nicht zu öffnen, aus Angst vor dem immer gleichen Bescheid.

Draußen vor dem Bahnhof, im hellen Frühlingslicht, fließt der grüne Fluß, überbrückt und ausgebaggert. Alwinens schnellen unsinnigen Gedanken springen umher. Dahinunter. Eine Sekunde lang versinkt hoffnungsvoll all das Leben, in dem Menschen einander quälen und wehtun. Aber gleich ist, wie das Stehaufmännlein, auch ihr Wille zu Sieg und Rache da, und wenn man so sagen will, ihre Lustigkeit: nicht um den! Nicht um den, und hätte sie ihn noch so lieb gehabt, und wär' er noch so schlecht gewesen.

Erschöpft kommt sie zu Hause an, und als sie sich schwer atmend auf einen Stuhl fallen läßt, blickt es ihr entgegen, lächelt, fragt und wundert sich. Das ist Lieschens Stiefelpaar! Auf dem Aschenbrett des kalten Ofens stehn die beiden Schuh; an der Art, wie sie übereinandergezwängt sind, erkennt man sofort, daß das Kind selber sie hingespielt.

Alwine schickt die Kinder weg — nein, vorheulen will sie denen nichts. Es ist aus mit ihrem Übermut. Sie sitzt und weint, weint in ihre offenen Hände hinein. Was ist denn das nun alles. Sie begreift gar nichts. Der ganze schöne Urlaub ist hin. Sie ist ihm doch gut — kann sein, daß sie ihn gequält hat — aber warum denn, wenn sie ihm doch gut ist?

Neue Tränenströme. Wenn er nur dastände, ein einziges Mal noch dastände! Nun ist es zu spät. Alles zu spät.

Dieses Zuspät frißt an ihr — nein, so sitzen und flennen, das hält keiner aus. Sie springt auf, kramt im Haus herum, dabei fällt ihr die Büchse in die Hände, die sie vorhin auf der Bahn nicht losgeworden ist.

Ein Lächeln wächst auf. Wenn sie das Päckchen nun schickt, gleich heut noch schickt — kann sein, es kommt an, bevor er selber ankommt ...

Das ist so ihre Art. Still sein kann sie nicht. Gutmachen, schlechtmachen, alles wies trifft. Bloß nicht still sitzen. Soll sie einen Brief dazu schreiben? Da steht es wieder auf, heiße stachlig. Nein, danach hat er sich denn doch nicht benommen ...

Elleken soll schreiben, einigt sie sich schließlich mit sich selber. Wenn bloß die Kinder erst oben wären! Sie späht auf die Straße hinab, lauscht an der Treppe — so sind Kinder, erlaubt man ihnen wegzugehen, kriegt man sie den ganzen Tag nicht wieder zu Gesicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Fünf Tage später in Frankreich. Der Gefreite Uhlenhaut hat seine lange Fahrt hinter sich, kein Vergnügen gerad', wenn es daheim nicht mal zu einem richtigen Abschied gelangt hat. Nun ist er wieder eingerückt in die Ordnung und Festigkeit seines Soldatenlebens. Denn das Zerstören und gegenseitige Abmurksen, das ist ja nur die eine Seite vom Krieg. Die andere ist die: jeder Mann an seinen Platz, jeder Mann vor seine Pflicht. Und wenn Zeit ist, darüber hinaus, wird gespielt, aufgebaut, schön gemacht, wenn viel Zeit ist, von Frau und Kindern erzählt, und wenn noch mehr Zeit ist, geschlafen.

Gleich am zweiten Abend muß er auf Patrouille hinaus. Der Feldwebel ruft ihm zu, es ist Post für ihn auf der Schreibstube; morgen soll er alles haben. Die ganze Nacht, während er daliegt in all dem Brüllen und Feuerwerk, während er horcht und kriecht, durch Draht und Dornen und Schlamm, muß er sich wundern: wer mag es sein, der da an mich gedacht hat? Es gab eine Zeit, da kam es vor, daß seine Frau was schickte. Einmal wird er ihr ja wohl noch schreiben. Geehrte Frau Uhlenhaut, was Ihren früheren Mann betrifft, so stelle ich Ihnen hiermit frei, daß meinerseits nichts im Wege ist ... So etwa. Daß sie's recht spüren soll. Anders als mit Höflichkeit wird man ja wohl nie wieder mit ihr verkehren können ...

Digitized by Google

Vierzehn Stunden später findet er das Päckchen. Von zu Haus! Gierig öffnet er, sieht die Büchse nicht, wühlt nach Briefen — anders noch als sie's alle machen hier draußen.

Ellekens Zettel fällt heraus. Von Alwine — nichts. Er hat das wohl auch weiter nicht erwarten können. Etwas kurz ist er denn ja gewesen beim Abschied ...

Ein paar Tage überlegt er. Man schriebe ja ganz gern, wenn man bloß wüßte, wie man anfangen soll. Schließlich nimmt er einen Bogen, setzt ein paar Worte drauf, wickelt zwei Fünfmarkscheine hinein und schickt alles seiner Frau. „... Für den Fall, daß Lieschens Schuhe noch nicht wieder da sind, könntest du hierfür ein Paar neue kaufen ..."

Zehn Tage vergehn, ohne daß eine Antwort eintrifft.

Da schreibt er noch einmal — ob das Geld für Lieschens Stiefel angekommen ist? Er selber ist noch gesund und munter und hofft dasselbe auch von ihnen. Übrigens spart er jetzt viel, weil er seine Wäsche immer selber wäscht ... „Euer lieber Vater."

Zu Haus, als die zehn Mark kommen, hat Alwine nasse Augen gekriegt. Das Geld, das ist ja schön, aber da ist noch anderes, was sie freut. Das mit der Wäscherin, das ist es auch nicht, das ist ja doch alles bloß erfunden und erlogen gewesen. Aber — nun, da liegt ein Brief von ihrem Mann. Soll man sich nicht freuen, wenn ein Brief aus Frankreich kommt? Das Geld, sie greift es nicht an, das soll für die Zeit nach dem Krieg bleiben, damit Fritze gleich was in der Hand hat, weil doch die ersten acht Tage in der Fabrik stehenbleiben ...

Als der Vater zum zweitenmal geschrieben hat, meint Berta, sie wollen nun doch wirklich bald Nachricht geben.

„Ja natürlich!" frohlockt die Mutter. „Er kommt schon noch dran. Nur nicht zu schnell. Immer noch ein bißchen zappeln lassen!"

Und sie lacht, daß es wie Sonnenschein von ihrem Gesicht hüpft.

Soziale Bewegung

Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen gab in seiner aus vielen Gauen des Deutschen Reiches besuchten Vertreterausschußtagung nach einem Bericht der „Soz. Praxis" Rechenschaft über seine Wirksamkeit im letzten Jahre. Insbesondere hat die Mitarbeit des KA. und seiner Vertrauensmänner an den zahlreichen kriegswirtschaftlichen Stellen und Kontrollausschüssen außerordentlich zugenommen. So sind zu den Arbeiten der Feststellungsausschüsse für die Nachprüfung der Getreidebestände auf dem Lande gegen 50 Abgesandte des KA. hinzugezogen worden, die, wie aus den Berichten über ihre Erfahrungen hervorgeht, auch zur besseren Verständigung zwischen Stadt- und Landwirtschaft beigetragen haben. Stark in den Vordergrund der Tätigkeit des KA. ist neben der Ernährungsregelung, für die der KA., wie in den Vorjahren, einen Wirtschaftsplan auf 1918/19 ausgearbeitet hat, die Sorge um die Bekleidung und Beschuhung der Minderbemittelten getreten, sowie weiterhin die Möbelbeschaffungs- und die Wohnungsfrage überhaupt. Hier hat der KA. ein Zusammenarbeiten mit den bereits bestehenden Stellen in die Wege geleitet, die über ein so ausgedehntes, örtlich gegliedertes Organisationsnetz wie der KA. meist nicht verfügen. Die Interessenvertretung der Verbraucher in der Reichsbekleidungsstelle scheint die größten Schwierigkeiten zu machen. An den Tätigkeitsbericht der Geschäftsführerin Frau Müller-Östreich, dem der Vorsitzende Abg. Robert Schmidt sehr bemerkenswerte Mitteilungen über unsere tatsächliche Versorgungslage und über die ungewissen Ukrainezufuhren vorausgeschickt hatte, schloß sich eine lebhafte Aussprache über die Versorgungsschwierigkeiten und -widersprüche in den einzelnen Bezirken Deutschlands. Einige Anträge bezüglich der Abstufung der Lebensmittelpreise nach den Einkommensverhältnissen, der Bewirtschaftung der Holzschuhe, der Kohlenversorgung und der Preisregelung für Kleider und Kleiderstoffe wurden dem geschäftsführenden Vorstande zur Erledigung überwiesen. Den zweiten Verhandlungstag beherrschten die Auseinandersetzungen über die Übergangswirtschaft in der Nahrungsmittelversorgung. Der Hauptvortragende Dölz vom Beamtenwirtschaftsverein forderte, trotz verstärkter Einfuhren ohne Rücksicht auf Valutabedenken, vor allem systematischen Preisabbau und eine Steuerpolitik, die nicht auf eine Belastung, sondern auf eine Verbilligung der Lebensmittel hinziele, und gelangte deshalb zu einer Ablehnung der neuen Warenumsatzsteuer. Für den Genossenschaftsgedanken forderte er Duldung und Anerkennung, dagegen lehnte er die kommunale Regie der Lebensmittel, wie sie z. B. Berlin-Schöneberg plant, ab: Den Behörden die Überwachung, den wirtschaftlichen Organisationen den Handel! Der Abbau des Kriegswirtschaftssystems für Nahrungsmittel solle planmäßig und allmählich erfolgen. Am längsten müsse die Rationierung von Brot und Fleisch beibehalten werden, während die Gemüse-, Obst- und Eierversorgung bald dem freien Verkehr zu überlassen sei. „Für den kommenden Wirtschaftskampf bedürfen wir einer starken Leitung, und wir werden ihn nur dann bestehen, wenn die Führung das werktätige und schaffende Volk hinter sich hat, dessen berechtigte Interessen keineswegs im Gegensatz zu einer vernünftigen Erzeugerpolitik zu stehen brauchen." In der Aussprache kehrte sehr lebhaft die Mahnung immer wieder, daß eine entschlossene Vertretung der Verbraucherinteressen in der Friedens- und Übergangswirtschaft eben notwendig wie im Kriege sei und die Umwandlung des KA. für Konsumentinteressen aus einer freien Organisation in eine öffentlichrechtliche Körperschaft (Verbraucherkammer) zu erwägen sei.

Selbsthilfe der Privatangestellten gegenüber der Wohnungsnot. Vor einigen Monaten sind Beauftragte sämtlicher Angestelltenorganisationen zu einer Besprechung in Berlin zusammengetreten, um zu dem Plane der Gründung einer Gemeinnützigen Baugesellschaft für Angestelltenwohnungen auf der Grundlage gemeinsamer Arbeit zwischen der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte und den Angestelltenverbänden und mit Beteiligung der Städte, der Arbeitgeber und sonstiger Körperschaften und Personen Stellung zu nehmen. In dieser Versammlung wurde zwecks Durchführung der erforderlichen Vorbereitungen zur Gründung ein Siebener-Ausschuß gebildet, der seine Arbeiten jetzt zu einem gewissen Abschluß gebracht hat. Es wurde beschlossen, eine gemeinnützige Baugesellschaft in Form einer Aktiengesellschaft unter dem Namen „Gemeinnützige Aktiengesellschaft für Angestellten-Heimstätten" zu gründen. Der Zweck der Gesellschaft ist die Beschaffung gesunder Wohnungen zu angemessenen Preisen für den Kreis der nach dem Versicherungsgesetz für Angestellte, einschl. der bei den Ersatzkassen versicherten Personen. Die Reichsversicherungsanstalt stellt der Aktiengesellschaft einen unverzinslichen und nicht rückzahlbaren Organisationsfonds von einer Million Mark zur Verfügung. Das Grundkapital ist mit zwei Millionen Mark in Aussicht genommen, und es sollen 1000-Mark-Aktien herausgegeben werden, auf die vorläufig 50 v. H. einzuzahlen sind. Für die Leitung des Unternehmens ist Regierungsrat Koska, Dezernent für Wohnungswesen im Ministerium des Innern, gewonnen worden, der sowohl durch seine reichen praktischen Erfahrungen als auch durch seine amtliche Tätigkeit zu einem der besten Kenner des Kleinwohnungsbaues gehört. Die Gesellschaft wird sich je nach den Verhältnissen an bestehenden Einrichtungen wie örtlichen Bau- und Siedlungsgesellschaften beteiligen, vor allem durch Kreditgewährung, erforderlichenfalls selbst örtliche Organe ins Leben rufen und, soweit es noch erforderlich bleibt, auch eigenes Bauen nicht ausschließen. Realkredit ist seitens der Reichsversicherungsanstalt in weitem Umfange zugesagt worden. Daneben werden Schuldverschreibungen ausgegeben, die in vollem Betrage einzahlbar und unkündbar, aber tilgungsfähig sein sollen. Die Gesellschaft erstrebt eine weitgehende Bodenvorratswirtschaft in engem Zusammenwirken mit staatsfiskalischen und städtischen Stellen durch Erwerbung von baureifem oder in absehbarer Zeit aufschließbarem Gelände oder von Optionen darauf. Das Gesellschaftskapital soll für Boden- und Bauunternehmungen während der Entwicklungszeit nicht herangezogen werden. Für die Bezieher der Wohnungen ist außer käuflichem Erwerb einzelner Häuser gegen Anzahlung oder Rente die leichte Erwerbung einer baldigen Kaufanwartschaft, aber auch dauernd ein reines Mietverhältnis zugelassen. Für Angestellte ohne eigenen Haushalt wird versucht werden, in Ledigenheimen und eingerichteten Wohnungen eine gesunde, würdige Unterkunft zu bieten. Obschon durch die Berufsverhältnisse der Angestellten hauptsächlich auf Großstädte und Industriegebiete hingewiesen, wird die Gesellschaft doch nach Kräften den Flachbau pflegen. Im Hochbau sollen regelmäßig nicht mehr als drei Geschosse gebaut werden dürfen. Siedlungspläne, Grundrisse und technische Berechnungen wird die Leitung im allgemeinen sich vorbehalten, jedoch die äußere Gestaltung und den inneren Ausbau der Häuser in weitestem Maße dem Einflusse der behördlichen und baukundigen Stellen an dem jeweiligen Siedlungsorte unterwerfen. Eine Bankabteilung, über die der gesamte Geldverkehr der angeschlossenen örtlichen Siedlungs- und Baugesellschaften erfolgen muß, sowie eine Beratungs- und Auskunftsstelle über alle im Kleinwohnungswesen gesammelten Erfahrungen wird die Leitung der Gesellschaft sich angliedern. Dem Gesellschaftsvorstand soll ein ständiger ehrenamtlicher Beirat aus anerkannten Sachverständigen zur Seite treten, dem je ein Sozialpolitiker für Siedlungs- und Wohnungsfragen, ein Kommunalpolitiker, ein Verkehrspolitiker, ein Hygieniker, ein bautechnischer Fachmann und ein Bankfachmann für Grundkredit angehören. Der Ausschuß hat auch bereits Grundsätze für den Erwerb von Eigenheimen und die Bedingungen, unter denen Eigenheime oder Wohnungen gemietet werden

können, aufgestellt. Diese müssen sich naturgemäß auf allgemeine Richtlinien beschränken, denn Preisberechnungen sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich. Von dem Anlagewert sollen mindestens 75 Prozent durch hypothekarischen Kredit gedeckt werden. Eigentumserwerb soll an eine Anzahlung von 25 v. H. gebunden sein; jede spekulative Ausnutzung des Eigentums oder erworbener Kaufanwartschaften wird durch Wiederkaufsrecht oder auf andere geeignete Weise ausgeschlossen. Von den Beziehern von Wohnungen soll bei reinen Mietverhältnissen ein Betrag in Höhe einer Vierteljahrsmiete als Sicherheit hinterlegt werden, außerdem sind die Mieten so zu berechnen, daß im Laufe von 10 Jahren einschließlich jener ersten Hinterlegung 10 v. H. des Anlagewertes eingezahlt sind. Nach Ansammlung dieser 10 v. H., oder bei ihrer vorherigen Einzahlung sofort, werden die Mietpreise entsprechend herabgesetzt. Der Mieter hat alsdann zu erklären, ob er durch Weiterzahlung des Mietaufschlages Kaufanwärter werden oder Dauermieter bleiben will.

Reform der Gesindeordnung — in Bayern. Am 1. Mai hat die bayerische Abgeordnetenkammer Beschlüsse des Ausschusses einstimmig genehmigt, wonach bei der Reform des Polizeistrafgesetzbuches für Bayern die Gesindeordnung für haus- und landwirtschaftliche Dienstboten ausgebaut werden soll unter Wahrung der Interessen der Arbeitgeber und der Allgemeinheit, besonders zur Zeit der Felderbestellung und der Erntearbeiten. Zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Dienstboten, ländlichen Arbeitern und Dienstherrschaften sollen Schiedsgerichte mit Berufsvertretung unter gleichmäßiger Besetzung und unter unparteiischen Vorsitzenden errichtet werden. Von Vertretern aller Parteien wurde die Notwendigkeit betont, ein entsprechendes Gesinderecht zu schaffen. Wenn die ländlichen Arbeiter in ihren Rechtsverhältnissen den gewerblichen und industriellen Arbeitern gleichgestellt würden, dann werde auch die Landflucht zurückgehen. Der Minister des Innern gab hierzu bemerkenswerte Aufschlüsse: 1907 wurden in Bayern 62 000 Mägde und 40 000 Knechte weniger gezählt als 1882; dagegen haben die gewerblichen Arbeiter von 1905—1907 um 211 000 zugenommen. Bei den häuslichen Dienstboten macht sich ein fortgesetzter Rückgang bemerkbar. Der Einfluß einer Regelung des Dienstbotenrechts auf die Landflucht darf nicht überschätzt werden; die Ursachen der Landflucht liegen tiefer. Zu ihrer Eindämmung brauchen wir vor allem eine richtig eingestellte Wirtschafts- und Agrarpolitik, die die Landwirtschaft in die Lage versetzt, die Konkurrenz der Industrie auszuhalten, die dem landwirtschaftlichen Arbeiter seine Lage gegenüber dem Industriearbeiter nicht als minderwertig erscheinen läßt. Dazu ist weiter notwendig eine geeignete Ansiedelungspolitik, Verbesserung des Wohnungswesens, Ausbildung der Jugend, Wohlfahrtspflege auf dem Lande, bessere Bewertung der landwirtschaftlichen Arbeit. Der Rückgang der häuslichen Dienstboten in der Stadt ist besonders im Kriege hervorgetreten, vor allem durch die Einwirkung der Kriegsindustrie. Abhilfe ist ziemlich schwierig. Hier ist vor allem notwendig, bessere hauswirtschaftliche Ausbildung der weiblichen Jugend, Beschaffung besserer Wohnungen, Belehrung von Dienstboten und Herrschaften über ihre Pflichten, planmäßige Wohlfahrtspflege. Die Dienstbotenvereine in den Städten wirken auf diesem Gebiet sehr gut.

Gewerkschaftserstarkung im Kriege. Die sozialdemokratische Generalkommission der Gewerkschaften teilt mit, daß die freien Gewerkschaften, deren Mitgliederzahl Ende 1916 auf 949 633 gesunken war, Ende 1917 1¼ Millionen Mitglieder zählten. Die finanzielle Entwicklung hat mit der Mitgliederzunahme aber nicht gleichen Schritt gehalten. Der Kassenbericht weist 413 000 M. Gesamteinnahmen und 527 000 M. Gesamtausgaben sowie einen Vermögensrückgang von 338 000 auf 224 000 M. auf. Die Generalkommission hebt hervor, daß der Parteistreit die Gewerkschaften im Jahre 1917 nicht allzu schwer berührt hat. Ueber die Gemeinschaftsarbeit mit den anderen großen Gewerkschaftseinrichtungen stellt der Bericht fest, daß diese nichts grundsätzlich Neues sei; es sei aber gut, daß sich das Zusammenarbeiten reger als früher gestaltet habe. Es lasse sich auch nicht leugnen, „daß bei den Vertretern der anderen Gewerkschaftsgruppen und den Angestelltenverbänden mehr Solidaritätsgefühl und Klassenbewußtsein festgestellt werden kann als bei den Zersplitterern der Arbeiterklasse, die sich auf den Klassenkampf berufen".

Eine Schweigeklausel im Anstellungsvertrag wird von einigen Unternehmerverbänden ihren Mitgliedern empfohlen, weil der Bund der technisch-industriellen Beamten eine Auskunftei unterhält, für die er durch Erhebungen bei technischen Angestellten Unterlagen zur Beurteilung der sozialen Zustände in den Betrieben zu beschaffen sucht. Das Reichsgericht hat am 21. Januar 1918 entschieden, daß derartige Erhebungen nicht rechtswidrig sind. Daraufhin versuchen nun einzelne Firmen auf Anraten von Unternehmerverbänden, folgende Klausel in die Anstellungsverträge aufzunehmen: „Der Angestellte ist verpflichtet, über alle geschäftlichen Vorkommnisse, welche ihm anvertraut oder durch seine Tätigkeit bekannt werden, während der Dauer des Dienstverhältnisses unbedingte Verschwiegenheit Dritten gegenüber zu beobachten, und verpflichtet sich ausdrücklich, darüber ohne vorherige Zustimmung des Firmeninhabers Dritten keinerlei Mitteilung zu machen, gleichviel zu welchem Zweck. Die gleiche Verpflichtung obliegt ihm bezüglich der Geschäftseinrichtungen, welche ihm durch seine Tätigkeit bekanntgeworden sind." — Das Blatt des Bundes der technisch-industriellen Beamten verurteilt ausdrücklich jeden Verrat tatsächlicher Geschäftsgeheimnisse, hält aber ein Schweigegebot von derartiger Ausdehnung für ein Ding der Unmöglichkeit, solange man nicht an die Stelle von Menschen Fische setzen könne. Das Recht auf Geheimhaltung von Geschäftsverhältnissen sei nicht unbegrenzt; die letzteren könnten, auch wenn sie durch Vertrag zu Geheimnissen gestempelt wären, Dritten offenbart werden, wenn dies in den Grenzen des erlaubten wirtschaftlichen Kampfes geschehe. Die Klausel entspreche daher in ihrer Allgemeinheit nicht den guten Sitten. Gleichwohl sollten es die Techniker gar nicht erst auf schwierige Prozesse ankommen lassen, sondern von vornherein die Unterschrift verweigern. Niedrige Gehälter, lange Arbeitszeit, schlechte Behandlung, unhygienische Arbeitsräume, unsittliche Dienstvertragsklauseln und andere Mißstände sollten und dürften nicht das Geheimnis der jeweils in der Firma beschäftigten Angestellten bleiben.

Zwangsweise Einführung von Arbeiterausschüssen. Die obligatorischen Arbeiter- und Angestelltenausschüsse gehören zu den Vorteilen aus dem Hilfsdienstgesetze für die Arbeiterschaft. Das Unternehmertum ist jedoch bisher recht säumig mit der Errichtung dieser Ausschüsse gewesen. Es hat im Hilfsdienstausschusse des Reichstags wie in diesem selbst schon manchen Tanz deswegen gegeben. Nunmehr soll den Betriebsinhabern, die immer noch nicht dieser Verpflichtung nachgekommen sind, von den Gewerbeinspektionen eröffnet werden, daß nicht nur Strafen über sie verhängt werden, wenn nicht schleunigst das Versäumte nachgeholt wird, daß vielmehr die Wahlen auch zwangsweise durchgeführt werden. Die letztere Maßnahme ist das wesentliche des angedrohten Einschreitens.

Beamten- und Arbeiterferien. Nach Mitteilungen der Tagespresse hat sich die preußische Regierung hinsichtlich der Beamtenferien auf den Standpunkt gestellt, daß die Urlaubsgewährung in diesem Jahre in gleicher Weise wie im Frieden vor sich gehen soll. Die lange Dauer des Krieges und die während dieser Zeit an die Arbeitskraft der Beamten gestellten höheren Anforderungen in Verbindung mit den Ernährungsschwierigkeiten haben die Regierung zu dieser Maßnahme veranlaßt. Aus denselben Gründen ist in den letzten Kriegsjahren auch von behördlicher Seite, ganz besonders seitens der Heeresbehörden, den Leitern industrieller und kaufmännischer Unternehmungen dringend ans Herz gelegt worden, ihren Angestellten und Arbeitern angemessenen Erholungsurlaub zu gewähren. Es wäre nur gerecht und billig, wenn diese Anregung und das vorliegende Beispiel der preußischen Regierung auch von den Unternehmern der Privatindustrie entsprechende Berücksichtigung und Nachahmung fände. Denn neben einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Entlohnung gibt es kaum noch ein besseres Mittel, die Arbeitsfreudigkeit zu stärken, als die Gewährung eines angemessenen Erholungsurlaubs.

Büchertisch

Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. J. F. Lehmanns Verlag, München. 206 S. 5 Mark.

Anläßlich des hundertsten Geburtstages von Jakob Burckhardt soll auf eine Briefpublikation hingewiesen werden, die sich den früheren Veröffentlichungen, den Briefen an den Architekten Max Alioth und dem Briefwechsel mit Heinrich von Geymüller, würdig an die Seite stellt.

Im Kuglerschen Heim in Berlin, dem sowohl Burckhardt wie Heyse so sehr viel verdankten, haben sich die beiden kennengelernt, und durch vierzig Jahre gehen diese Briefe, unterbrochen durch persönliche Zusammenkünfte oder die Schweigepausen der Alternden. Sie zeigen die dichterischen Werke des jungen Heyse und die wissenschaftlichen des älteren Burckhardt im Entstehen, bringen gegenseitige liebevolle, aber durch die Freundschaft keineswegs bestochene Urteile über das Zustandegekommene, liefern Einblicke in den weitverzweigten Freundeskreis der beiden, zu dem die besten Namen des damaligen geistigen Deutschlands gehörten, und geben Proben einer Briefkunst, wie sie dem heutigen Geschlecht fast zur Legende geworden ist.

Freilich, je mehr man sich in die Briefe vertieft und das Persönliche, das hinter dem Werke steckt, sucht, desto mehr verblaßt der sprühende Glanz des Münchener Dichters, dem mühelos alles zuflog, der die Herzen der Mitwelt im Sturme gewann und dessen glatte Formkunst leicht über alle Abgründe von Skrupeln und Zweifeln und auch Vertiefung hinwegging — zugunsten des Sonderlings in der Albansvorstadt in Basel, dessen stilles, asketisch einfaches Zimmer Geymüller vorkam „wie der Mittel-

punkt der Erde, von welchem wir Bürger und Diener der Renaissance angezogen würden". Der Verfasser des „Cicerone" und der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", der „Kultur der Renaissance" und des „Zeitalters Konstantins des Großen" ist ein „Mann umfänglichster Bildung", wie Nietzsche einmal sagt, der in seiner Jugend mächtig von diesem guten Europäer angezogen wurde, dem er bis in seine letzten Jahre die höchste Verehrung gezollt hat — er und Taine scheinen ihm die einzigen verstehenden Leser seiner Werke zu sein. Kunst der Darstellung, schlagender Humor, Klarheit der Diktion zeigen sich prächtig in Burckhardts Briefen an Steyn — daneben aber schwingt von früh an eine Note der Menschenverachtung, des Relativismus, ein „Alles ist eitel", wodurch dann die zweite Hälfte seines Daseins ausschlaggebend bestimmt wurde. Der junge Burckhardt konnte noch, stolz des Gelingens, zwei Bändchen eigener Gedichte, wenn auch anonym, in die Welt schicken — der alte veröffentlicht in der zweiten Hälfte seines Lebens überhaupt nichts mehr, ja, er überläßt die Bearbeitung der Neuauflagen seiner großen Renaissancebücher und des „Cicerone" fremden Bearbeitern, nicht zum Vorteil dieser Werke; „er stieß seinen Erstgeborenen Ismael in die Wüste, wo ihn hilfreiche Hände nur allzu reichlich mit Wasser versorgten," bemerkt Eberhard Gothein so ironisch wie treffend. Der einzige Weg, wodurch die Mitwelt, freilich nur die Basler, noch die Früchte von Burckhardts Arbeit genießen konnte, waren die zahlreichen Vorträge, die er aus den verschiedensten Gebieten in überwältigender Vielseitigkeit hielt, und die Universitätsvorlesungen, aus denen dann auch als reifstes Werk die erst nach seinem Tode veröffentlichten „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" hervorgingen — jenes tief philosophische Buch, das der alle Geschichtsphilosophie Ablehnende, man möchte fast sagen, gegen seine eigene Theorie vollendet hat. Fern von allen Freunden, mit denen nur die Briefe noch die Verbindung aufrechterhielten, ganz auf sich gestellt, hat er in der Gedankenwelt Goethes und der Renaissance sein höchstes Glück gefunden — so wie er in dem Kapitel von der „historischen Größe" als Abschluß und Ergebnis sagt: „Und für den denkenden Menschen ist gegenüber der ganzen bisher abgelaufenen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Größe eine der wenigen sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glücks."

Dr. Margarete Rothbarth.

Friedrich Jodl. Eine Studie von Wilhelm Börner. Mit einer Charakteristik Fr. Jodls als Anhang von Dr. phil. et med. Hugo Spitzer. Stuttgart und Berlin 1911. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 150 Seiten.

Nicht um gegen dieses Werk eine Stimmung zu erzeugen, sondern um nachher um so eifriger und ungehinderter auf den großen Wert hinweisen zu können, stelle ich an den Anfang dieser Anzeige das Bekenntnis des Eindruckes, daß aus den gesammelten Aufsätzen Jodls nicht das spricht, dem der Name eines schöpferischen Geistes gebührt. Dieses letzte also fehlt, und ich spreche dies mit solchem Nachdruck aus, weil ich es bei Jodl gesucht habe und anfangs auch zu finden glaubte. Doch bleibt nach dieser Enttäuschung, die in Ansehung der großen, aufs letzte gerichteten Forderung keinerlei abschätziges Urteil bedeuten kann, noch genug übrig, um diesen zwei Bänden einen ganz außerordentlichen Platz in unserer Essayliteratur zu sichern.

Nicht, daß ich — wie einige behauptet haben — in ihm einen Sprachmeister finden könnte oder auch nur einen glänzenden Schriftsteller; nein! Aber es ist Lob genug zu sagen, daß er die Sprache gut und rein handhabt. Seine Sprache scheint mir der treffendste Ausdruck seines Wesens zu sein: nichts Schöpferisches, nichts Fortreißendes, aber etwas, das langsam anzieht, dann festhält und erwärmt; das die Kraft hat, zu reinigen und gutzumachen; der Gehalt einer reifen Persönlichkeit, „einer der gütigsten, vornehmsten und reichsten Persönlichkeiten, die in neuerer Zeit lebten". Dieser Hinweis auf den starken Lebenswert des Werkes möge genügen; eine Besprechung der einzelnen Stücke ist bei der großen Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände ganz unmöglich. Hervorgehoben sei vor allem eine Reihe bedeutender Aufsätze über Feuerbach, ein lebendiger Abriß von Schellings Leben, zwei feine Artikel über D. Fr. Strauß; daneben Beiträge über Wundt, Mach, Ostwald, Carneri (der mir überschätzt scheint); auch über weniger Bekannte, so Johannes Huber, Gizycki, A. Spee; über Hamerlings Philosophie, bei deren Beurteilung Jodl heute wohl nirgend mehr Zustimmung finden dürfte.

Von allgemeinem Interesse: vier Reden über Schiller, zwei über Goethe, davon die eine über Goethe als Bildungsträger ein paar Seiten lang Alltägliches sagt und erst zum Schluß zur gelungenen Formulierung eines fruchtbaren Gedankens gelangt; über Grillparzers Ideen zur Ästethik; eine treffende, warme Würdigung von Gerhart Hauptmanns Festspiel in deutschen Reimen. Sehr gehaltvolle Betrachtungen über die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums für die allgemeine Bildung, über Mädchenbildung, über Mädchengymnasien; eine Rede zum Jubiläum des österreichischen Volksschulgesetzes; über das Wesen des Naturrechtes und seine Bedeutung für die Gegenwart, über Volkswirtschaftslehre und Ethik und vieles andere.

Alles, was hier gesagt wurde, soll nachdrücklichst zum äußerlichen und innerlichen Erwerb dieser Aufsatzsammlung anregen und ein dankbares Bekenntnis dessen sein, daß dieses Werk einen tiefen und bleibenden Eindruck hinterlassen hat wie lange kein Buch der letzten Jahre.

Die Studie von Wilhelm Börner ist als treffliche Einführung in Jodls Gedankenwelt zu empfehlen.

Österreichische Bibliothek. Herausgegeben von der Österreichischen Waffenbrüderlichen Vereinigung, geleitet von Hofrat Prof. Dr. R. v. Wettstein. 1. Bändchen: Dr. Alfons Dopsch, Österreichs geschichtliche Sendung. 2. Bändchen: Prof. Dr. M. Haberlandt, Die nationale Kultur der österreichischen Völkerstämme. 3. Bändchen: Richard Charmatz, Österreich als Völkerstaat. — Karl Fromen, G. m. b. H. Wien und Leipzig. 1 Kr. oder 80 Pf.

Dies neue Unternehmen geht von der Voraussetzung aus, daß die Österreicher — mit Unrecht — von ihren reichsdeutschen Nachbarn nahezu auf allen Gebieten unterschätzt werden, und daß nur eine planvolle Aufklärung diesen Mißstand beseitigen kann. Dieser Absicht sollen knapp gehaltene, von den besten Kennern österreichischer Verhältnisse verfaßte Monographien dienen, von denen die drei ersten bereits vorliegen. Dopsch skizziert „Österreichs geschichtliche Sendung", indem er einen historischen Überblick über die Aufgaben Österreichs von den Tagen der Ostmark an bis auf unsere Zeit gibt. Die vielfarbige und gehaltvolle „nationale Kultur der österreichischen Völkerstämme", die bis auf die deutsche „im Reich" wenig genug bekannt sein dürfte, schildert der Herausgeber der österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Haberlandt. Das bedeutendste der Bändchen ist das dritte: Charmatz, „Österreich als Völkerstaat", das in das schwierigste und meistumstrittene Problem der Donaumonarchie, ihre Schicksalsfrage, einführt. Es wird gezeigt, wie groß die Schwierigkeiten in dem Staat der acht Nationen sind, die bisherigen Lösungsversuche werden dargelegt und das Problem des übernationalen Staates, der über die Zerrissenheit von heute hinwegführen soll, wird entwickelt. Tabellen über die Sprachen, Nationalitäten und Religionen der österreichischen Bevölkerung sowie fortlaufende Literaturangaben vervollständigen den Wert der kleinen Aufklärungsschrift. Auch die beiden anderen Bändchen enthalten am Schluß kurze Literaturnachweise für den, der sich tiefer in den Stoff versenken will — es wäre zu wünschen, daß dies von vielen geschehe, damit ungerechte Beurteilung oder Tadel aus Unkenntnis dem Bundesgenossen gegenüber in Zukunft verstumme; vielleicht wäre auch eine zu dem gleichen Zwecke veranstaltete, für Österreich bestimmte und von Deutschland ausgehende Serie von Veröffentlichungen angebracht. M. R.

Die Deutsch-Türkische Vereinigung. Mitteilungen. 12 Hefte jährlich, für Mitglieder kostenlos, für Nichtmitglieder 24 M.

Wenn die Deutsch-Türkische Vereinigung zu Beginn des fünften Jahres ihres Bestehens mit der Herausgabe eigener „Mitteilungen" beginnen kann, und zwar gleich in einer Mindestauflage von 7000, so beweist dies ihr Wachstum und ihre Blüte. Von den beiden Heften, die vorliegen, bringt das zweite Beiträge zum türkischen Schul- und Bildungsproblem, die zeigen, in wie hohem Grade deutsche Arbeit in der Entwicklung der letzten Jahre gerade hier eine Rolle spielt. M. R.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1.65 M.: H. B. i. O. 2 M.: Bts.-Mt. H. i. Felde, Gefr. E. i. Felde. 5 M.: Feldgstl. K. i. Felde. 10 M.: Dr. A. St. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Baurat B. in Wilhelmshaven: 6 Bücher, 1 Zeitschrift-Heft, Frl. Z. in Leipzig: 7 Bücher, E. v. W. in Augsburg: 3 Jahrgänge Kunstwart.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Briefkasten

Geldsendungen aus dem Felde erbitten wir, wenn möglich, nicht in Briefen, sondern durch Postanweisung oder Zahlkarte. Bei brieflicher Übermittlung gehen häufig die Beträge unterwegs verloren.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

6. Juni 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 23

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Das Präsidium des Reichstags. — **Dr. Julius Luebeck:** Zur Förderung der Lebensmittelproduktion. — **Dr. Heinrich Meyer-Benfey:** Indien und wir.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 26. Mai.

Da Naumann von seiner Reise nach Bukarest noch nicht zurückgekehrt ist, wird die Kriegschronik auch in dieser Woche von Heile fortgeführt.

Lloyd George, der schon immer überaus schöpferisch in der Kunst des Wortplakats war, hat sich eine hübsche Formel zurechtgelegt, durch die er das Volk über seine Ablehnung der deutschen Verständigungsversuche hinwegzutäuschen hofft. Er, der Mann des Kampfes bis zum „knock out", spricht mißbilligend von Kriegsextremisten, die jeden Gedanken an Frieden als Landesverrat betrachten, und von Friedensextremisten, die nur ein Hindernis des Friedens seien, weil sie den Gegner ermutigen. Sein Weg sei der Weg zwischen beiden Extremen. Das glaubt er beweisen zu können durch die Behauptung: das Schicksal Rußlands habe alle vernünftigen Leute zu der Erkenntnis gebracht, daß es unmöglich sei, einen ehrenvollen Frieden ohne Sieg zu erreichen. Man dürfe den Reden der Staatsmänner der Mittelmächte nicht zu viel Gewicht beilegen. Es seien zwar „allem Anschein nach vernünftige Reden, und viele hier und in anderen Ländern sagten: weshalb antwortet ihr darauf nicht? Wir haben geantwortet, und sobald wir geantwortet hatten, kam die Erwiderung von den deutschen Kanonen. Warum? Nicht weil die deutschen und österreichischen Staatsmänner uns absichtlich irregeführt hätten, sondern sie wurden von den militärischen Führern benutzt, wenn es ihnen paßte. Sie waren bloß Marionetten. Sobald es den militärischen Führern paßte, durften sie ihren Friedensgasballon loslassen ..." — Lloyd George weiß natürlich ganz gut, daß die deutschen Kanonen so lange sprechen werden und müssen, wie der Friede eben noch nicht da ist, und er weiß auch, daß die Kraft dieser Sprache lediglich nach rein militärischen Gesetzen entschwillt oder nachläßt. Es versteht sich ja von selbst, daß die Heeresleitung keine andere Aufgabe hat als die, den Feind zu bekämpfen und so schnell und vernichtend wie möglich zu schlagen. Wir glauben es aber Herrn Lloyd George gern, daß die Schläge, die unsere Heere in diesem Frühjahr an der Westfront ausgeteilt haben, ihm und seinen Mitschuldigen in der Entente wie eine furchtbare Antwort auf die Zurückweisung der ausgestreckten deutschen Friedenshand vorkommen. Warum aber verschweigt er, was die Entente auf die Erklärung der deutschen Friedensbereitschaft erwidert hat? Es ist wirklich nicht ohne Grund, wenn er über diese Hauptsache einfach hinweggleitet und nur sagt, daß die deutsche Antwort auf die Erwiderung der Entente von den Kanonen gegeben sei. Lloyd George mag in diesem Zusammenhang nur weiter den deutschen Militarismus schmähen. Es ist ja nur der Neid, der da aus ihm spricht. Wir freuen uns dieses „Militarismus", und solange er bei seiner Behauptung verharrt, daß es „unmöglich sei, einen ehrenvollen Frieden ohne Sieg zu erreichen", wird weiter in unserer kräftigen deutschen Sprache geantwortet, bis die Feinde endlich begreifen, daß es wohl einmal einen vernichtenden deutschen Sieg, niemals aber einen Sieg der Entente geben kann. Sollten sie nicht doch noch den Weg der Verständigung vorziehen? Vielleicht werden die Dinge, die sich an der Westfront vorbereiten, so deutlich reden, daß es diesmal auch Herrn Lloyd George gelingt, die deutsche Sprache zu verstehen.

Montag, 27. Mai.

Kaiser Karl hat in Gegenwart des Ministerpräsidenten Seidler mehrere Abordnungen aus den südlichen Alpenländern empfangen und dabei eine Ansprache gehalten, die wegen der Entschiedenheit ihres Tones besondere Bedeutung hat. Seit der Begnadigung der wegen Hochverrats verurteilten tschechischen Führer hat die verhetzende Agitation unter den Tschechen und Südslawen so zugenommen, daß nun auch die Deutschen in ernster und berechtigter Sorge um die Erhaltung ihres Volkstums und seine Bedeutung im österreichischen Staat eine lebhafte nationale Bewegung ins Leben riefen. Kaiser Karl erkennt nun in seiner Ansprache an die kärntnerische Abordnung an, daß die Lösung der nationalen Fragen des Staatswesens dringlich geworden sei. Die Regierung müsse die Bedingungen des Zusammenlebens der Völker im innigen Zusammenarbeiten mit ihren berufenen Vertretern ermitteln. Welche Änderungen aber auch beschlossen würden: die Festigkeit des staatlichen Gefüges dürfe dadurch nicht erschüttert werden. Auch dürften die historischen Rechte und Überlieferungen der Länder nicht beeinträchtigt werden. Die Regierung solle allen Bestrebungen, die die Kraft und Geschlossenheit des Staatswesens zu gefährden drohen, mit allen gesetzlichen Mitteln entgegentreten. — Deutlicher noch als in dieser Ansprache an die Kärntner hat sich dann der Kaiser gegenüber der Abordnung des deutschen Frauenbundes der Steiermark ausgedrückt. Er sagte, dem deutschen Volke in Österreich sei eine große und wichtige Aufgabe zugedacht, würdig jener alle Erwartungen übertreffenden unvergleichlichen Leistungen, die es in den Zeiten des Krieges erbracht und auf die es mit Recht stolz sein dürfe. „Ich zähle," so schloß der Kaiser, „auch künftighin auf die treue und bewährte Mitarbeit der Deutschen. Schon darin mögen Sie die volle Beruhigung finden, daß die Rechte des deutschen Volkes, die Bedingungen für die Wahrung und Entwicklung seines Volkstums und seine erprobte Geltung im Staate niemals eine Beeinträchtigung finden werden." — Die Deutschen in Österreich werden die Worte hören und mit Luther denken: Dies Wort sie sollen lassen stahn. Auch wir Reichsdeutschen hören es mit Befriedigung, nicht bloß, weil die Sache der deutschen Brüder auch unsere Herzenssache ist, sondern weil die Festigkeit des österreichischen Staatswesens und damit sein Bündniswert wesentlich von der Stellung der Deutschen abhängt, die sich schon immer im Frieden und insbesondere jetzt im Kriege als die treuesten österreichischen Staatsbürger bewährt haben.

Die Moskauer Regierung schlägt den Zusammentritt eines Sonderausschusses für Ergänzungsverhandlungen zum Brester Friedensvertrag vor. Gegenstand der Verhandlungen soll sein: Die Lage im Kaukasus und in der Krim, die im Artikel 3 vorbehaltene Grenzführung und das zeitweilige Besetzungsrecht Deutschlands, die politische Lage Estlands und Liv-

Digitized by Google

lands, Kriegsgefangenenfragen und schließlich Grundfragen der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rest-Rußland.

Dienstag, 28. Mai.

Die große Schlacht im Westen ist aufs neue entbrannt. Das Rätselratespiel der Franzosen und Engländer hat ein Ende. Der längst erwartete neue deutsche Stoß ist nicht an der Stelle der letzten großen Kämpfe, sondern überraschenderweise südlich von Laon geführt worden. Hier fühlten sich die Feinde ganz sicher, weil sie den vor Jahresfrist schwer umkämpften und von ihnen nach wochenlangem Ringen unter einem Verlust von fast 200 000 Mann besetzten Höhenrücken des Damenweges, der an sich schon eine überaus starke Stellung ist, außerordentlich stark befestigt hatten. Unsere Truppen haben gleich im ersten Anlauf nach nur ganz kurzer, aber furchtbar gewaltiger Artillerievorbereitung den Bergrücken des Damenweges in seiner ganzen Ausdehnung erstürmt. Sie erzwangen schon im Morgengrauen in unaufhaltsamem Vordringen den Übergang über die Ailette, erstürmten dann u. a. Chavignon, Fort Malmaison, den Winterberg, Craonne, den Villerberg und die stark ausgebauten Werke bei Berry-au-Bac. Gegen Mittag war schon Bailly genommen und die Aisne erreicht, die nachmittags zwischen Bailly und Berry-au-Bac überschritten wurde. Dann wurde der Feind auch von den befestigten Waldhöhen des Südufers geworfen, und zwischen Bailly und Beaurieux haben die Unseren sogar schon die Höhen hart nördlich der Vesle erreicht. Der Kampf spielt sich jetzt auf einem Gebiet ab, das seit den Tagen der Marneschlacht von 1914 nicht vom Kriege berührt worden ist. Zwischen Berry-au-Bac und Reims wurde der Feind über den Aisne-Marne-Kanal geworfen und auch von den jenseitigen Ufern zurückgedrängt. — Bisher sind 15 000 Gefangene gemeldet. — Gleichzeitig stießen deutsche Sturmtruppen in Flandern zwischen Voormezeele und Loker in die feindlichen Linien und brachten über 300 Gefangene ein.

Mittwoch, 29. Mai.

Der Sieg im Westen nimmt stündlich an Umfang und Bedeutung zu. Die Nachrichten überstürzen sich. Mit atemloser Spannung verfolgen wir auf der Karte das schnelle Vordringen und lernen dabei begreifen, wie die französischen Einwohner von Laon, die eben noch unter der Beschießung durch ihre eigenen Landsleute furchtbar zu leiden hatten, jetzt angesichts der immer mehr anschwellenden Zahl der Gefangenen, die durch ihre Straßen marschieren, und während der Geschützdonner in immer weiterer Ferne verrollte, erschüttert in die Worte ausbrachen: das ist der Zusammenbruch, das ist das Ende. — Heraneilende französische und englische Reserven sind geworfen worden, die Höhen bei Soissons und bei Ciry wurden genommen, das Fort Condé erstürmt, die Vesle überschritten und Braisne und Fismes erobert. Ebenso ging es nordwestlich von Reims unaufhaltsam vorwärts. Die Zahl der Gefangenen ist auf 25 000 gestiegen, unter ihnen ein französischer und ein englischer General.

In parlamentarischen Kreisen Wiens rechnet man damit, daß das Verhalten der Tschechen und Südslawen eine ruhige Sommertagung des Abgeordnetenhauses unmöglich machen und daß deshalb das Haus im Sommer nicht zusammentreten werde. Da jedoch das Budgetprovisorium Ende Juni abläuft und der Ministerpräsident Seidler erklärt hat, daß er während der Vertagung des Hauses nicht mit dem berühmten § 14 regieren werde, so glaubt man, daß vom 1. Juli ab wieder der ex-lex-Zustand eintreten werde. — Angesichts solcher schwierigen Verhältnisse darf man sich der entschiedenen Äußerungen des Kaisers zur Nationalitätenfrage doppelt freuen. Die deutschösterreichische Presse bringt denn auch ihre dankbare Anerkennung zum Ausdruck.

Donnerstag, 30. Mai.

Auch der heutige Tag steht ganz unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse im Westen. Soissons ist von brandenburgischen Truppen genommen worden. Die in Bildung begriffene neue Front südlich der Vesle ist bereits wieder völlig zusammengebrochen. Nach hartnäckigem Widerstand wurde der Feind über die Linie Villemontoire, Fère-en-Tardenois, Trouillet, Brenscourt zurückgeworfen. Die Forts der Nordwestfront von Reims sind gefallen. Der Nordteil von La Neuvillette und der Ort Bétheny unmittelbar bei Reims sind besetzt worden. Die Zahl der Gefangenen ist auf über 35 000 angewachsen. Die Beute an Geschützen, darunter solchen allerschwersten Kalibers, und an sonstigem Material ist ganz gewaltig.

Freitag, 31. Mai.

Der Sieg im Westen wächst weiter. Die feindlichen Reserven, die jetzt in größeren Massen in die Schlacht geworfen werden, können nirgends das Schicksal wenden. Französische Kavallerie- und Infanteriemassen, die südlich Soissons zu heftigen Gegenangriffen vorstießen, wurden vernichtend geschlagen. Ebenso erging es anderen Reserven, die in Richtung auf Fère-en-Tardenois von Südwesten über die Marne und von Südosten her herangeführt waren. Wie eine Sturmflut brausen die Deutschen über alles hinweg, was sich ihnen in den Weg stellt. Schon haben die äußersten Spitzen die Marne erreicht. Und westlich von Reims schließt sich der Halbkreis eng und enger. Gefangenenzahl und Beute schwellen von Stunde zu Stunde an. Noch ist die Beute nicht zu übersehen; aber mehr als 45 000 Gefangene, weit über 400 Geschütze, Tausende von Maschinengewehren sind bereits gezählt. Kann man sich wundern, wenn in Paris die Sorge ihr graues Haupt erhebt? Clemenceau wahrt zwar noch sein Gesicht. In der Zeit, als er noch nicht an der Spitze der Regierung stand, schloß er jede Rede und jeden Aufsatz mit dem bissig anklagenden Wort: „Und die Deutschen stehen immer noch in Noyon." Was will er antworten, wenn seine Gegner ihn jetzt daran erinnern? Zu Pariser Journalisten hat er sich einstweilen würdig geäußert: „Wir haben einen gewaltigen Schlag erlitten, aber wir kämpfen weiter. Trotz des Ernstes der gegenwärtigen Stunde muß die Lage mit Ruhe und Kaltblütigkeit betrachtet werden."

Der großrussische Vorschlag einer Konferenz zur Beratung ergänzender und endgültig regelnder Bestimmungen zum Brester Friedensvertrag ist von der deutschen Regierung entgegenkommend aufgenommen worden. Sie ist mit dem Zusammentreten einer solchen Konferenz einverstanden; nur schlägt sie ihrerseits vor, daß die Verhandlungen nicht in Moskau, sondern unter dem Vorsitz des Herrn v. Kühlmann in Berlin stattfinden sollen.

Das schwere Schicksal der Deutschen im ehemaligen Zartum Rußland hat bereits jetzt einen starken Strom der Rückwanderung nach Deutschland in Fluß gebracht. Reichsdeutsche sowohl wie Deutsche, deren Familien seit Jahrhunderten auf russischem Boden angesiedelt sind, streben in die Heimat zurück. Besonders lebhaft ist die Bewegung unter den deutschen Bauern aus dem südlichen Beßarabien, der Umgegend von Odessa, am Don und an der Wolga, in der Krim usw., die schon furchtbar schwer daran getragen haben, daß ihre Söhne auf der falschen Seite haben kämpfen und sterben müssen, und die in der Revolution wirtschaftlich schwer geschädigt, oft auch ganz und gar um Haus und Hof gebracht worden sind. Um allen diesen Rückwanderern mit Rat und Tat helfen zu können und den Zustrom so zu regeln, daß er den Beteiligten selbst, wie dem deutschen Vaterlande im ganzen rechten Segen bringt, ist unter dem Namen „Reichswanderungsstelle" eine Reichsstelle für deutsche Rückwanderung und Auswanderung geschaffen worden. An der Spitze steht der Geh. Oberregierungsrat Dr. Jung aus dem Reichsamt des Innern. Die Geschäftsräume befinden sich in Charlottenburg, Werner-Siemens-Straße 27/28.

Sonnabend, 1. Juni.

Zwischen Château-Thierry und östlich von Dormans stehen wir an der Marne. Die Tage des ersten Vormarsches im Spätsommer 1914 werden wieder lebendig. An der gleichen Stelle stand mein Regiment schon einmal, bis wir hinter Reims zurückgehen mußten, wo wir uns dann fest und immer fester eingruben, gerade vor uns die Türme der Kathedrale und halb rechts von uns eben jenes Dorf Bétheny, das jetzt auch von deutschen Truppen besetzt worden ist. — Je weiter die Spitze vordringt — in der Mitte, an der tiefsten Stelle sind es schon rund

50 Km., also fast der halbe Weg bis zur Bannmeile von Paris —, desto breiter muß die Grundlinie des in die feindliche Front getriebenen Keils werden. Am linken deutschen Flügel schließt sich deshalb die um Reims gelegte Klammer immer fester zusammen, und in französischen Blättern kann man bereits Bemerkungen lesen, die auf eine Räumung der noch zäh verteidigten Stadt und Festung vorbereiten sollen. Der rechte deutsche Flügel aber ist inzwischen bis Noyon ausgedehnt worden. Unsere hier vorgehenden Truppen haben den Feind aus seinen starken Stellungen bei Cuts und südlich von Blérancourt geworfen, und die anschließenden Truppen zwischen dem neuen und dem ursprünglichen rechten Flügel der Offensive sind in heftigen Kämpfen bis Rouvron-Fontenoy vorgedrungen. Der Feind kämpft am erbittertsten in dem Abschnitt zwischen Soissons und Château-Thierry. Immer neue, auf Bahn und Kraftwagen herangebrachte frische Divisionen sollen hier durch Gegenangriffe den deutschen Vormarsch aufhalten. Es ist ihnen auch gestern nicht gelungen. Gegen Abend waren die Kämpfe zu unseren Gunsten entschieden, und in schnellem Tempo stießen die Unseren dem weichenden Feinde bis zur Linie Chaudun—Bierzy—Blanzy nach. Von besonderer Bedeutung ist es, daß es den links anschließenden Truppen gelungen ist, beiderseits des Ourcq-Flusses die Straße Soissons—Château-Thierry zu überschreiten und die Höhen von Remilly und nördlich von Château-Thierry zu besetzen.

Das schwedisch-englische Schiffsraumabkommen ist unterzeichnet. Danach stellt Schweden der Entente zu den bereits früher abgetretenen 100 000 Tonnen weitere 300 000 Tonnen Schiffsraum zur Verfügung. Diese 400 000 Tonnen sollen ausschließlich für Rechnung der Entente unterwegs sein, Schweden darf keines dieser Schiffe für seinen eigenen Bedarf verwenden. Schweden erhält dafür nicht etwa notwendige Waren, sondern nur die Ausfuhrerlaubnis für Getreide, Öle, Metalle, Wolle, Baumwolle, Leder, Gerbstoffe, Butter, Kaffee, Luxusgegenstände und Düngemittel. Für dieses Jahr werden Schweden 300 000 Tonnen Getreide zugesichert. D. h. England leistet Bürgschaft, daß diese Mengen in Australien und Argentinien für schwedische Rechnung gekauft werden können. Für die anderen Dinge fertigt England bloß „Lizenzen" auf eine bestimmte Menge aus, ohne Gewähr dafür, daß diese auch zu haben ist. Das Getreide soll sofort zur Verfügung stehen. Wie aber Schweden das Getreide befördert, ist lediglich Schwedens Sorge. Und wahrscheinlich, nachdem Schweden um 400 000 Tonnen Schiffsraum ärmer gemacht worden ist, Schwedens große Sorge. Aber was tut man nicht alles in der Not? Man schluckt sogar solche Fürsorge für die kleinen Neutralen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 26. Mai.

Der Reichstagspräsident Dr. Kaempf ist, ein Sechsundsiebzigjähriger, gestorben. Mit ihm ist ein Mann alter liberaler Tradition dahingegangen, der, ohne ein glänzender Politiker zu sein, seiner Überzeugung sachkundig, stetig und gewissenhaft gedient hat.

Es wird angenommen, daß das Präsidium an eine andere Partei übergehen wird, wahrscheinlich das Zentrum. Von einer Seite wird vorgeschlagen, um einen Kampf der Parteien um das Präsidium zu verhüten, einen parteilosen Kandidaten, den Grafen Posadowsky, zu wählen. Es scheint einem bedauerlich, gerade den Grafen Posadowsky von der Beteiligung an der Aussprache, zu der er oft Wertvolles beigetragen hat, auszuschließen.

Aus dem großen Sterben, dem die Menschen mit einem fast starr gewordenen Fatalismus zusehen, tritt hin und wieder einmal ein Einzelschicksal hervor, das uns den Schnitt der Sense persönlicher, schneidender und schmerzlicher fühlen läßt. Ein Mensch, den das Leben mit seinen duftigsten Kränzen geschmückt hat, schreitet durch das dunkle Tor in wehmütiger Schönheit und erschließt uns wieder alle Sinne für die kostbare, blühende Zukunft, die in den Abgrund gerissen wird. So empfinde ich die Nachricht von dem Tode eines jungen Tonkünstlers, Dr. Kunsemüller, den die Hamburger Singakademie gerade zu ihrem Direktor berufen hatte, als ihn vor Amiens die Kugel traf. Frühlings- und Sommerlieder in immer neu quellender Fülle in der Seele, mitten in der Offensive des April in Unterstand und Feuerstellung, hat er in seinem Künstlertum vor den Kameraden alle sonnigen Schätze des Lebens ausgebreitet und sie, auch im Wesen seiner Begabung, das Deutschtum fühlen lassen, für das sie einstanden.

Montag, 27. Mai.

Der Hamburgische Hausbesitzerverein empfiehlt seinen Mitgliedern, schon jetzt bei Neuvermietungen eine Mietsteigerung von 90 v. H. vorzunehmen.

Zu einem Verbandstag der Detaillisten- und Handelsvereine: Allenthalben kämpfen die Reichswirtschaftsstellen mit den Vertretern des Handels um das Maß von Freiheit, das in der Übergangswirtschaft gewährt werden kann. Und parallel diesem Drängen nach Wiedererlangung der Bewegungsfreiheit geht die Arbeit zur vollkommenen Durchführung der Selbstorganisation der einzelnen Erwerbsstände. Auch hier ist die Forderung: Zusammenschluß aller Verbände zu einer Reichszentrale.

Dienstag, 28. Mai.

Könnten nicht die Zeitungen eine würdigere Einordnung der Todesanzeigen vornehmen? In peinlichstem Nebeneinander steht die erste Spalte herunter die Reihe der Eisernen Kreuze und daneben unter den Riesenlettern „Sommertracht" ebenso aufgereiht zwei Dutzend Modepuppen, die mit den üblichen albernen Gesichtern und kecken Gesten ihre Kleider zur Schau tragen.

Man sammelt, jeden Tag wieder zu wolkenlosem, strahlendem Himmel erwachend, mit Sorge Saatenstandsberichte. „Der Stand des Weizens wird allgemein als günstig angegeben." Roggen und Hafer haben auf leichteren Böden schon unter der Trockenheit gelitten.

Die Ludendorffspende für die Kriegsbeschädigten hat in Hamburg schon nach dem ersten Gabenverzeichnis über eine halbe Million gebracht. Es ist sehr gut, daß das, was die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen bedeutet, eine Parallele für die Kriegsbeschädigten findet. Denn bisher verfügte im ganzen gerade die Familienfürsorge für die Kriegsbeschädigten über zu wenig Mittel. Und doch liegt es im Wesen der an sie herantretenden Anforderungen, daß sie gerade im Anfang große Mittel erfordern.

Mittwoch, 29. Mai.

In der Stimmung, die in der Heimat das Vorwärtsstürmen unserer Offensive begleitet, fühlt man das Echo der besonderen Entschlossenheit, die diesmal draußen eingesetzt wird. „Noch nie," so schreibt ein junger, feldgrauer Leser, „hat ein Kampf in den Seelen junger Deutscher solchen Widerhall gefunden wie die jetzige Offensive. Koste es, was es wolle — die deutsche Jugend wünscht, daß der Kampf durchgeführt werde —, ohne Rücksicht auf Opfer." Diese Überzeugung derer draußen, daß *nur* der Kampf das Ende bringen kann, teilt sich uns mit: den Müttern klopft das Herz banger noch als sonst, und in unserer aller Seelen ist ein Gefühl wie die Kraft, die einst Moses die ermattenden Arme hochrecken ließ in inbrünstigem Dabeisein.

Donnerstag, 30. Mai.

Nachmittags steigen die Fahnen an den Masten in die Höhe, und die Bläue füllt sich bunt: Soissons genommen und die Forts von Reims. Die Erinnerung an einen Spätsommertag 1914 wird ganz lebendig, als in dem schon herbstlich verschleierten Sonnenglanz die Fahnen für Reims zum erstenmal wehten — und die Stimmung doch schon verhaltener geworden war nach dem ersten rückhaltlosen Jubel des Vormarsches.

In der Hamburger Bürgerschaft wird, auf der Grundlage einer von Hamburger Auslandsfirmen herausgegebenen Denkschrift, ein Antrag auf Neugestaltung des Auslanddienstes verhandelt, den der Senat bei der Reichsleitung stellen soll. Bessere Eignung der deutschen Auslandvertretung für die Beurteilung wirtschaftlicher Interessen, Heranziehung kaufmännisch erfahrener Menschen — kurz, die auch schon von anderer Seite geäußerten Wünsche in speziell hanseatischer Prägung.

Digitized by Google

Freitag, 31. Mai.

Die Sozialdemokratie arbeitet an einem neuen Aktionsprogramm, an dessen erster Fassung der „Vorwärts" bemängelt, daß es zu einseitig industriepolitisch sei und die Agrarfragen vernachlässige.

Die Sterblichkeit des vierten Kriegswinters scheint fast durchweg ein günstigeres Bild zu zeigen als die des dritten. Das bestätigt den Eindruck, den wir alle haben, daß es uns in diesem Jahr viel besser gegangen ist als im letzten.

Sonnabend, 1. Juni.

Der sozialdemokratische Parteiausschuß hat zu den bevorstehenden außenpolitischen und innerpolitischen Verhandlungen in folgender Entschließung Stellung genommen:

„Der Parteiausschuß spricht die Erwartung aus, daß der Parteivorstand in Gemeinschaft mit der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags auch in Zukunft mit allen Kräften darauf hinwirkt, den Krieg durch einen allgemeinen Verständigungsfrieden auf Grundlage der Entschließung des Reichstags vom 19. Juli 1917 zu beendigen.

Der Parteiausschuß spricht seine Mißbilligung aus über die unzulängliche und schwachmütige Haltung der Regierung in der preußischen Wahlrechtsfrage. Der Parteiausschuß erklärt, daß die geplante Einschränkung der Befugnisse des Abgeordnetenhauses und die sogenannten „Sicherungen" mit einer loyalen Durchführung der feierlichen Zusagen in den Botschaften des Kaisers nicht im Einklang stehen und eine Entwertung des gleichen Wahlrechts bedeuten, die dem von der Regierung zur Schau getragenen Vertrauen zum Volke durchaus widerspricht.

Der Parteiausschuß tadelt aufs schärfste die zögernde und nachgiebige Haltung der Regierung gegenüber dem volks- und vaterlandsfeindlichen Vorgehen der agrarischen und schwerindustriellen Parteien. Er fordert aufs dringlichste die unverzügliche Auflösung des Abgeordnetenhauses, falls bei der bevorstehenden Abstimmung das gleiche Wahlrecht wiederum abgelehnt wird. Er bringt im Namen der preußischen und der deutschen Arbeiterschaft den Entschluß zum Ausdruck, den Kampf für die staatsbürgerliche Gleichberechtigung bis zum vollen Erfolge durchzuführen."

In einer merkwürdigen moralischen Lage zum Schleichhandel befindet sich das Kriegsernährungsamt, wenn eine Notiz der „Deutschen Bergwerkszeitung" richtig ist, die besagt, daß künftig nur solche Werke der Kriegsindustrie mit Lebensmitteln für ihre Arbeiter beliefert werden sollen, die nachweislich diese Lebensmittel vorher aus dem Schleichhandel bezogen haben. Dabei wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß nur solche Werke für die Zufuhr aus dem nun verbotenen Schleichhandel einen Ausgleich nötig haben. Aber im Ergebnis kommt diese Stellungnahme auf eine Prämie für ehemalige Unkorrektheiten heraus.

Wilhelm Heile / Das Präsidium des Reichstags

Durch den Tod des Reichstagspräsidenten Kaempf ist eine Lücke gerissen, die nicht bloß für die Freunde und Parteigenossen des Verstorbenen schmerzlich ist. Das Amt des Reichstagspräsidenten kann nicht einfach neu besetzt werden, indem die beteiligte Fraktion einen Ersatzmann stellt, mit dem die anderen sich abzufinden hätten nach dem alten Vorbild: Der König ist tot, es lebe der König! In den ersten Jahren seiner Amtsführung viel angefeindet und bekrittelt, hat Kaempf während der vier Kriegsjahre seinen Platz an der Spitze des Reichstags mit solcher Würde ausgefüllt, ist er von diesem Platze aus so oft und so eindrucksvoll Sprecher des ganzen deutschen Volkes gewesen, daß man im Volke und vielfach selbst im Reichstage darüber fast vergessen hat, wie es kam, daß er als Vertrauensmann der damals fünft-, jetzt drittstärksten Fraktion zum ersten Präsidenten des Reichstags gewählt wurde, und daß diese gleiche Fraktion der Fortschrittlichen Volkspartei in Dove auch den zweiten Vizepräsidenten zu stellen hatte. Die unglaublich verworrenen Verhältnisse, die der Volkspartei diese nicht gesuchte Ehre aufgezwungen hatten, bestehen jetzt nicht mehr. Und die fortschrittliche Fraktion ist deshalb die erste, die bei der Wahl des neuen Präsidenten auf Berücksichtigung der Sachlage drängt, wie sie sich im Laufe der Jahre und insbesondere der letzten Kriegsjahre entwickelt hat.

Wie lag es 1912? Die Wahlen hatten eine gewaltige Verschiebung in der Zusammensetzung des Reichstags gebracht. Nicht so stark, wie es dem Stimmenverhältnis entsprochen hätte: 7½ Millionen Wähler standen hinter der Linken, 3½ Millionen hinter den Parteien der Rechten und des Zentrums; aber immerhin: die Linke mit 200 Abgeordneten hatte der vereinigten Rechten und Mitte gegenüber eine zwar nur kleine, aber doch klare Mehrheit errungen. Es bestand also der berechtigte Wunsch, diese Tatsache einer Mehrheit der Linken auch durch die Zusammensetzung des Präsidiums sichtbar und wirksam zu betonen.

Es war nicht das erstemal, daß der Wahl des Präsidiums politische Bedeutung beigemessen wurde. In der Regel allerdings waren früher die drei Präsidialsitze nach der Stärke der drei zahlreichsten Fraktionen unter diese verteilt worden. So hatte das Zentrum als stärkste Fraktion seit dem Rücktritt des konservativen Herrn v. Levetzow im Jahre 1895 ununterbrochen und unbestritten den ersten Präsidenten gestellt, bis zu den Wahlen vom Januar 1907, die im wesentlichen dem Kampf gegen die Vorherrschaft des Zentrums gegolten hatten. Die neue Reichstagsmehrheit fand sich nun im Bülowblock zusammen und bildete das Präsidium unter Übergehung des Zentrums. Als in den Kämpfen um die Reichsfinanzreform der Bülowblock wieder zerfiel, verzichteten die Nationalliberalen auf den Anspruch, der ihnen nach ihrer Zahl zustand, und das Zentrum zog wieder in das Präsidium ein. Die Nationalliberalen hatten damit anerkannt, daß für die Zusammensetzung des Präsidiums nicht bloß die Mandatziffer der stärksten Fraktionen, sondern auch die politische Gruppierung der Parteien maßgebend sein muß. Und dieser Fortschritt zu politischer Klarheit, der in den Stürmen der Finanzreformkämpfe gewonnen worden war, blieb von nachhaltiger Wirkung. Nach den Wahlen von 1912 wäre ein Reichstag mit einem Zentrumspräsidenten ein Widersinn gewesen.

Wenn es bloß nach der Fraktionsstärke ginge, so schied jetzt freilich das Zentrum für den ersten Posten sowieso schon aus. Denn die Sozialdemokratie hatte mit 110 Abgeordneten die auf 90 Mitglieder zusammengeschrumpfte Zentrumsfraktion weit überflügelt. Aber nun kam eine neue Schwierigkeit durch alte Vorurteile, die den einfachsten und nächstliegenden Weg ungangbar machten. Einen Sozialdemokraten an die Spitze des Deutschen Reichstags zu stellen, das schien mit Ausnahme der Fortschrittler, in deren Reihen jedoch auch noch mancher Befangene war, den nichtsozialdemokratischen Parteien einfach unerhört und unmöglich. Und andrerseits konnten die meisten Sozialdemokraten sich noch nicht mit dem Gedanken abfinden, daß einer der ihrigen, wenn auch nur in seinen Eigenschaft als Reichstagspräsident, einmal einen „Hofgang" machen könnte. Sie erklärten deshalb, auf die erste Stelle im Präsidium kein entscheidendes Gewicht zu legen.

Jetzt blühte der Weizen für die politischen Geschäftemacher, denen grundsätzliche politische Klarheit immer unbehaglich ist. Sie leugneten die Notwendigkeit eines politisch bestimmten Präsidiums und schlugen ein Geschäftspräsidium vor, das Zentrum, Konservative und Nationalliberale zu stellen hätten. Man gab sich die größte Mühe, die Nationalliberalen für diesen Plan zu gewinnen, und ein Regierungsvertreter hatte sogar die Un—befangenheit, die Schaffung

Digitized by Google

eines dritten Vizepräsidentenpostens vorzuschlagen, mit dem die Fortschrittler geködert werden sollten. Daß die Fortschrittler darauf nicht eingingen, das stand von vornherein fest; daß aber unter Bassermanns Führung trotz mancher Quertreibereien im eigenen Lager die Nationalliberalen allen Lockungen widerstanden, das war ein entschiedener Fortschritt zum Gedanken der politischen Mehrheitsbildung, der auch jetzt, wo das Zentrum längst nicht mehr mit der Rechten geht und also die wichtigsten Voraussetzungen von damals nicht mehr stimmen, noch immer segensreich fortwirkt.

Da das Zentrum und die Rechte für sich allein keine Mehrheit bilden und die Nationalliberalen nicht für ein Präsidium der „Sammlung" gewinnen konnten, blieb nichts anderes mehr übrig, als ein ausgesprochenes Präsidium der Linken. Das lag auf der Hand. Und doch steuerte nur die Fortschrittliche Volkspartei ganz klar und zielbewußt darauf los. Unter den Sozialdemokraten gab es noch zu viele, die schon das Stichwahlabkommen mit dem entschiedenen Liberalismus verurteilt hatten und es nun gar für eine Sünde wider den heiligen Geist hielten, mit beiden liberalen Parteien zusammen ein einigermaßen verpflichtendes Bündnis nicht bloß für die Wahl, sondern natürlich auch für die dauernde Unterstützung des Reichstagspräsidiums zu bilden. Und auf dem rechten Flügel der Nationalliberalen saßen noch einige, die sich schon in der berühmten „Mittelpartei" kaum heimisch gefühlt hatten und erst recht sich niemals zur Parteigruppe der Linken bekennen mochten. So bekamen die Sozialdemokraten nicht die verlangte bindende Zusage für die Wahl Scheidemanns zum ersten Vizepräsidenten. Es entstand ein unwürdiges Durcheinander, die Sozialdemokraten stimmten nun trotz der Aussichtslosigkeit unter diesen Umständen für ihren Bebel, und anstatt des nationalliberalen Prinzen Schönaich-Carolath wurde der Zentrumsführer Spahn zum Präsidenten gewählt. Die Nationalliberalen aber unterstützten nachher doch die Wahl Scheidemanns in ausreichender Weise und wurden dafür mit dem Posten des zweiten Vizepräsidenten abgefunden, wo sie doch bei zielbewußter Politik den ersten Präsidenten hätten stellen können.

Ein Präsidium Spahn-Scheidemann-Paasche wäre geradezu ein Hohn auf den Sinn des Wahlkampfes und glänzenden Wahlsieges der Linken gewesen. Es kam nicht zustande, weil Spahn plötzlich erklärte, nicht mit einem Sozialdemokraten zusammen im Präsidium sitzen zu können, und auf das Amt verzichtete. Ein Resolutionssturm der Altliberalen sorgte dann dafür, daß die Nationalliberalen auf den so schön gestrichenen Leim gingen und nun nicht weniger „national" sein wollten als das Zentrum; auch Paasche verzichtete. So thronte denn Herr Scheidemann auf einsamer Höhe. Die Rechte triumphierte und hoffte schon auf Vertagung. Da sprang die Fortschrittliche Volkspartei ohne Rücksicht auf das Hohngelächter der Rechten geschickt und wahrhaft patriotisch in die Bresche und stellte aus ihren Reihen in Kaempf und Dove den ersten und dritten Präsidenten.

Dieses Präsidium Kaempf-Scheidemann-Dove blieb vier Wochen im Amt, bis zur geschäftsordnungsmäßig vorgeschriebenen Wiederholung und endgültigen Bestätigung der Wahl. Die inneren Schwierigkeiten der Nationalliberalen waren inzwischen noch gewachsen und brachten es mit sich, daß für Scheidemann keine Mehrheit zu bekommen war. So blieb denn die fortschrittliche Fraktion, die sich gewiß nicht danach gedrängt hat, genötigt, dem Reichstag für die ganze Legislaturperiode den Präsidenten und den zweiten Vizepräsidenten zu stellen. Sie hat selber nicht für ihr Mitglied Dove, sondern sowohl bei der Wahl des ersten wie des zweiten Vizepräsidenten für Scheidemann gestimmt. Dove ist, wie Paasche, mit Hilfe der Rechten gewählt worden, die seine Wahl mit stürmischer Heiterkeit begrüßte. Dove nahm die Wahl trotzdem an. Das muß ihm hoch angerechnet werden. So prallte der schale Spott der Rechten an der Tatsache ab, daß es der Volkspartei gelungen war, durch ihre Entschlußkraft und sachliche Haltung die Obstruktionsversuche der Rechten zu durchkreuzen. Und die würdige Amtsführung des Präsidiums Kaempf-Paasche-Dove während der schwersten und größten Zeit deutscher Geschichte hat nachträglich oft genug den Beweis dafür erbracht, wie groß das Verdienst ist, das sich unsere Fraktion und insbesondere ihre Vertreter im Präsidium durch ihr Einspringen in die Bresche erworben haben.

Was aber soll nun werden, nachdem Kaempf gestorben ist? Der nächste Gedanke ist, Kaempf jetzt durch einen Sozialdemokraten zu ersetzen, da die Ursachen, die 1912 die Wahl Bebels zum Präsidenten oder Scheidemanns zum Vizepräsidenten verhinderten, jetzt nicht mehr bestehen. Aber inzwischen ist auch ein anderer Wandel eingetreten. Die Sozialdemokratie besitzt nicht mehr die stärkste Fraktion. Seit sich die „Unabhängigen" abgetrennt haben, hat das Zentrum die größte Mitgliederzahl. Und das Zentrum, das damals im Bunde mit der Rechten war, bildet jetzt mit Nationalliberalen, Fortschrittlern und alter sozialdemokratischer Fraktion eine Mehrheit, die ihre Feuerprobe mehr als einmal bestanden hat. Es wäre nicht bloß billig, sondern auch politisch wertvoll und klug, wenn die so geänderten Verhältnisse in der Zusammensetzung des Präsidiums klar zum Ausdruck kämen. Und das um so mehr, weil wir noch kein parlamentarisches Regierungssystem haben und erst im Verlaufe des Krieges die — freilich wichtigsten — Anfangsschritte in der Richtung getan haben, daß der durch die Wahlen bekundete Volkswille in der Zusammensetzung der Regierung zur Geltung kommt. Nach wie vor bietet also beim gegenwärtigen Rechtszustand die Präsidentenwahl die einzige Möglichkeit, die Richtung des Volkswillens sinnfällig und repräsentativ und auch nach außen hin wirksam zum Ausdruck zu bringen. Gerade im Kriege aber hat sich gezeigt, wie bedeutsam diese repräsentative Aufgabe des Reichstagspräsidiums ist. Der Präsident steht als Wortführer des deutschen Volkes auf einem über die Erde hin sichtbaren Platz; wenn er bei bedeutungsvollen Anlässen das Wort ergreift, so weiß die Welt, daß durch seinen Mund der Mehrheitswille des Volkes spricht, und aus der Bedeutung des Platzes erwächst so den Worten des Präsidenten, der amtlich nur geschäftlich leitende Aufgaben hat, auch eine große politische Bedeutung und Macht. Das aber ist es, was jeder wünschen und weiter fördern muß, der die Entwicklung des Reiches zu einem freien deutschen Volksstaat erstrebt.

Am einfachsten scheint jetzt vielen die Lösung zu sein, daß die stärkste Fraktion, die zugleich die stärkste Fraktion der Mehrheit ist, das Zentrum, den neuen Präsidenten stellt. In Fehrenbach besitzt zudem das Zentrum eine Persönlichkeit, die sich des allgemeinen Vertrauens und höchsten Ansehens erfreut, weit über den Rahmen der eigenen Partei und selbst weit über die Reihen derer hinaus, die jetzt politisch im großen und ganzen mit ihm an einem Strange ziehen. Aber mit dem Eintritt des Zentrums in die Leitung des Reichstags wäre doch noch keineswegs ein richtiges Spiegelbild des Volkswillens geschaffen. Die Sozialdemokratie als tatsächlich ziffernmäßig

stärkste Partei im Volke steht nach Stärke der Fraktion gleich neben dem Zentrum und weit vor den Fortschrittlern und Nationalliberalen, die erst an dritter und vierter Stelle stehen. Sie sollte nicht länger im Präsidium unvertreten bleiben. Hat sie sich schon bedauerlicherweise im Oktober 1917 nicht dazu verstehen können, ein leitendes Regierungsamt im Reich oder preußischen Staat zu übernehmen, so soll man jetzt um so mehr darauf dringen, daß sie nicht auch bei der Leitung des Reichstags weiter frei von Verantwortung bleibt. Ob man, was ja bei der langen Dauer der Sitzungen schon aus rein äußerlichen Gründen sich mehr und mehr als wünschenswert herausgestellt hat, die Zahl der Vizepräsidenten um einen vermehren will, so daß Paasche wie Dove im Amte bleiben könnten, oder ob man eine vollständige Neuwahl des Präsidiums vornehmen will, sei es mit zwei oder mit drei Vizepräsidenten — das ist von geringem Belang. Wichtig ist nur, daß neben dem Liberalismus auch das Zentrum und die Sozialdemokratie fortan teilnehmen an der Ehre und an der Last.

Julius Luebeck / Zur Förderung der Lebensmittelproduktion

In allen sachkundigen Kreisen besteht kein Zweifel, daß nach Friedensschluß alles getan werden muß, was geschehen kann, um möglichst bald normale Lebensverhältnisse wiederherzustellen und vor allem billige Lebensmittel für die Städte zu schaffen. Da ist nun vor kurzem von Franz Kolbe in Gemeinschaft mit Dr. Eduard A. Besemfelder bei Ferdinand Enke in Stuttgart eine recht verdienstliche Schrift erschienen, welche unter dem Titel „Wie schaffen wir der städtischen Bevölkerung billige und ausreichende Ernährung?“ die mannigfachen Richtlinien und Wege zu zeigen versucht, die geeignet sind, um den Städten wiederum billigere Lebensmittel in ausreichenden Mengen zur Verfügung zu stellen und den Landwirten trotz niedrigerer Lebensmittelpreise in reichlicheren Ernten ein sicheres Auskommen zu gewährleisten.

Nach Kolbe und Besemfelder ist die Vorbedingung hierfür, daß eine Steigerung der Ernteerträge in hinreichendem Maße gesichert wird und daß die Städte sich an der Schaffung der Grundlagen für die Sicherung reicherer Ernten beteiligen. 3 Punkte sind es, auf die Kolbe und Besemfelder daher mit Recht besonderen Wert legen:

1. ein Vorbeugungsmittel, um die schädlichen Folgen andauernder feuchter Witterung und heftiger Regenfälle während der Erntezeit wieder gutzumachen,

2. die Sicherung der Landwirtschaft gegen die schädlichen Folgen langanhaltender Dürre während der Hauptwachstumsperiode,

3. genügende Versorgung der Landwirtschaft mit den zur Ernährung der Pflanzen notwendigen Mineralstoffen, d. h. Zurverfügungstellung hinreichender Mengen künstlichen Düngers, um dem Boden die durch die vorhergehenden Ernten entzogenen Nährstoffe wieder zuzuführen.

Was nun besonders erfreulich ist, ist der Umstand, daß der derzeitige Stand der landwirtschaftlichen Technik es bereits gestattet, alle 3 Vorbedingungen zu erfüllen. So hat vor allem der durch seine Erfolge in der Anlage von Dauerweiden auf Westerwalder Ödland bekanntgewordene Domänenpächter K. Schneider in Kleeberg gezeigt, daß in dem von Dr. Zimmermann in Ludwigshafen fabrizierten sogen. „Allestrockner“, einer Trockendarre, der Landwirtschaft ein Mittel zur Verfügung steht, um nicht nur das frischgemähte Grünfutter in kürzester Zeit durch künstliche Trocknung zu einem durch Beibehaltung des natürlichen Eiweißgehaltes besonders wertvollen Trockenfutter zu verarbeiten, sondern daß auch durch diese künstliche Trocknung die bedeutenden Verluste sowohl an Eiweiß als auch an Heu selbst, welche das Trocknen an der Luft, der wiederholte Wechsel von Regen und Sonnenschein, besonders aber andauernde Regenfälle verursachen, vermieden werden können. Derselbe „Allestrockner“ — neuerdings sind auch andere brauchbare Konstruktionen auf den Markt gebracht worden — ist auch imstande, abgemähtes Getreide (ebenso Kartoffeln), welches heftigen Regen bekommen hat und daher in der Gefahr ist, feucht zu bleiben und beschädigt zu werden, in kurzer Zeit so zu trocknen, daß es ohne Gefahr in die Scheune hineingefahren werden kann. Wir haben somit hier ein Mittel, das bei sachgemäßer Anwendung den Landwirt vor allen Schäden sichert, welche unzeitgemäße Regenfälle während der Ernte verursachen können, eine Art Versicherung gegen Ernteschäden infolge andauernder Regenfälle, Auswachsen des Getreides usw. Da erfahrungsgemäß etwa 10 v. H. der Ernte an Grünfutter durch Feuchtigkeit usw. verlorengeht, würden allein dadurch große Futtermengen gerettet werden.

Aber auch gegen die Folgen andauernder Dürre, also ungenügenden Regenfalles, während der Hauptwachstumsperiode der Pflanzen, hat die landwirtschaftliche Technik ein Mittel gefunden, die künstliche Beregnung nach den Angaben der Professoren Geheimrat Krüger, zurzeit Rektor der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, und Dr. Gerlach, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Landwirtschaft in Bromberg. Ihr Wesen besteht darin, daß von einer Wasserstelle aus, auch Brunnen sind dazu geeignet, Wasser in ein weitmaschiges Rohrnetz gedrückt wird, das dieses Druckwasser allen Teilen des zu beregnenden Feldes zuführt. Daran werden fliegende, nach Bedarf oberirdisch zu verlegende tragbare Zweigleitungen geschlossen, die eine weitergehende Verteilung besorgen. Hieran endlich schließt sich mit Schlauch eine Reihe von Sprengwagen eigenartiger Bauweise, welche in Länge bis zu 200 Mtr. über das Feld gezogen werden und dabei das Druckwasser in feiner, regenartiger Verteilung über das Feld ergießen. Die Sache klingt verwickelter als sie ist und ist bereits in einem Umfange von 2000 Hektar im trockenen Osten Deutschlands in die Landwirtschaft eingeführt, deren Ergebnisse die hohe Einträglichkeit der Beregnung erwiesen. Nach angestellten Berechnungen in der Praxis stellen sich die Kosten für 1 Kubikmtr. fertig verregneten Wassers auf 7 Pf. einschließlich aller Arbeitslöhne, aller Aufwendungen für Verzinsung, Unterhaltung und Abschreibung der Anlagen. Bei den angestellten Versuchen ergab sich durch 1 Kubikmtr. künstlichen Regens eine Ertragssteigerung im Werte von 1—50 Pf., je nachdem das Jahr reicher oder ärmer an natürlichen Niederschlägen war; es wurde also in allen Fällen ein befriedigender, meistens ein sehr hoher Reinertrag durch künstliche Beregnung erzielt. Besonders dankbar erweist sich die Kartoffel für Beregnung, bei der in dem durch seine Dürre berüchtigten Jahre 1911 eine Reinertragssteigerung von 664 M. von 1 Hektar erzielt wurde, der genügte, die Anlagekosten mehrmals doppelt abzuschreiben.

Endlich gehört zu den Vorbedingungen eines dauernden Mehrertrages der landwirtschaftlichen Produktion die Verstärkung der künstlichen Düngung, insbesondere der Stickstoffdüngung.

Nun sei die Frage aufgeworfen: was haben denn die Städte mit der Anlage von Trockendarren, mit künstlichen Beregnungsanlagen, vor allem aber mit der Lieferung natürlicher oder künstlicher Dungstoffe an die Landwirtschaft zu tun? Darauf ist zu sagen: In den Städten ist der Hauptkapitalreichtum unseres Landes aufgespeichert, die meisten Städte verfügen infolge eigenen Kapitalvermögens und der hohen Steuerkraft ihrer Einwohner über einen hinreichenden Kredit, um, wenn nötig, dem Lande aushelfen zu können. Es ist natürlich dringend erwünscht, daß jeder Gutsbesitzer und jeder wohlhabende Bauer, dessen Verhältnisse es nur irgend gestatten, sich eine eigene Trockendarre zulegt, daß im übrigen die Gemeinden durch genossenschaftlichen Zusammenschluß die Anschaffung einer für die Ländereien der Gemeinde genügenden Anzahl von Trockendarren sicherstellen, aber es dürfte trotzdem noch immer Gemeinden geben, denen auch dies nicht möglich ist. Hier sowie in allen Fällen, in denen Gleichgültigkeit oder Vorurteile gegen Neuerungen der rechtzeitigen Anschaffung einer Trockendarre

widerstreben, könnten die Städte eingreifen, nicht zuletzt durch direkte Lieferung des Apparates gegen entsprechende jährliche Verzinsung und Amortisation. Noch wichtiger ist die finanzielle Hilfe der Städte für die Schaffung planmäßiger Beregnungsanlagen in allen Gebieten des Reiches, wo die jährliche Regenmenge selbst in Durchschnittsjahren nicht diejenige Höhe erreicht, die zur sicheren Erzeugung guter Mittelernten erforderlich ist.

Indes um mit verstärkter Bewässerung eine Steigerung der Ernteerzeugnisse zu erzielen, ist ja vor allem eine erhebliche Vermehrung der künstlichen Düngung unbedingt nötig. Die Mineralstoffe, die hierfür in Frage kommen, sind Kali, Phosphorsäure, Kalk und Stickstoff. Für Kali hat Deutschland ein Weltmonopol, auch an Phosphorsäure und Kalk können genügende Mengen in unserem Lande erzeugt werden. Dagegen fehlt es an Stickstoff, den wir im Frieden im Werte von über 130 Millionen Mark jährlich aus Chile einführten. Während des Krieges war diese Zufuhr unterbunden. Allerdings ist es unserer chemischen Industrie gelungen, riesige Mengen Stickstoff aus der Luft zu erzeugen, wovon der größte Teil zur Munitionserzeugung verwendet wurde. Der verbleibende Rest reicht für die Bedürfnisse der Landwirtschaft noch keineswegs. Gerade hier könnten die Städte einsetzen und der Landwirtschaft den fehlenden Stickstoff zur Verfügung stellen. Wenn immer nur die Städte ihre Kanalisations- und Abwässerkläranlagen entsprechend umbauen, könnten durch Nutzbarmachung der städtischen Abwässer der Landwirtschaft Mineraldünger in Gestalt von Stickstoff und Phosphorsäure im Werte von vielen Millionen Mark jährlich zur Verfügung gestellt werden, welche allein in Groß-Berlin Stickstoff im Werte von über 18 Millionen Mark und Phosphorsäure im Werte von 1 Million Mark enthalten. Die Aufbringung der Kosten dieser Neuanlagen könnte nach den Vorschlägen Besemfelders durch Rückgewinnung von Fett aus den Abwässern und durch die Verwertung des Klärschlammes (Gewinnung von Ammoniak und Gas) derart erfolgen, daß eine Belastung der städtischen Kassen nicht eintritt, wahrscheinlich sogar ein Gewinn erzielt wird.

Daß auf diesem Wege mit Sicherheit eine erhebliche Vermehrung der landwirtschaftlichen Produktion sich erreichen ließe, anderseits aber sowohl eine Verbilligung der Produktionskosten als auch der Verkaufskosten an die Städte und eine Sicherstellung genügender Ernährung zu billigen Preisen selbst in Zeiten der Dürre oder übertriebener Nässe möglich wäre, geht aus den weiteren Aufsätzen des Buches von Domänenpächter Karl Schneider und von Kgl. Oberamtmann Josef Grzimek deutlich hervor. Domänenpächter Schneider berichtet über neue Vorschläge für die Landwirtschaft, durch welche diese sich bei der Futterversorgung vom Auslande unabhängig machen kann, und empfiehlt insbesondere die Einführung intensiven Weidenbetriebes, die Anlage von Dauerweiden. Oberamtmann Grzimek berichtet über die Erfahrungen, die er in siebenjährigen Versuchen mit der Verwertung städtischer Abwässer der Stadt Breslau auf seinen Gütern Groß-Steine und Wüstendorf bei Breslau gemacht hat. Nach anfänglichen Mißerfolgen haben die Versuche zu einem glänzenden Resultat geführt und gezeigt, daß die landwirtschaftliche Ausnutzung der städtischen Schwemmkanalisationsabwässer nach kombinierten Spreng- und Rieselverfahren nicht nur möglich ist, sondern auch größte Erfolge erzielt, so daß bei sachgemäßer Verwendung die besten Wachstumsbedingungen auch für schlechten Boden geschaffen werden können. Grzimek hat auf seinen Gütern bei Wiesen den 10fachen Ertrag gegen früher erzielt, die Erträge bei Getreide und Hackfrüchten haben sich nach ausgiebiger Sprengung verdoppelt bis verdreifacht, im Gemüse und Obstgarten wurden ein Jahr wie das andere die allerhöchsten Ernten erzielt. Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen Grzimeks über die Verwertung der städtischen Abwässer im Kleingärtnereibetriebe. Auf Grund seiner Erfahrungen schlägt er daher vor, daß rings um die Großstädte eine Anzahl von Kleingärtnereien angelegt werden mögen, denen von den Städten die geklärten Abwässer zum Verrieseln und Beregnen der Gemüsefelder unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden könnten mit der Verpflichtung, ihre gesamte Erzeugung auf die Märkte der Großstädte zu schicken, die ihrerseits das Recht haben müßten, die Preise zu kontrollieren. Grzimek verspricht sich hiervon eine entschiedene Behebung der gegenwärtigen Versorgungsschwierigkeiten der Großstädte mit Gemüse, Obst und dergl.

In dem Maße, in dem die hier in Kürze angedeuteten Vorschläge sich verwirklichen lassen, ist zugleich künftighin ein geeigneter Weg beschritten, um Stadt und Land gleichsam durch Schaffung einer Interessen- und Arbeitsgemeinschaft wiederum einander näher zu bringen, indem Produzenten und Konsumenten durch Ausnützung der Fortschritte der landwirtschaftlichen und ökonomischen Technik zur Förderung der Lebensmittelproduktion und -versorgung gemeinsam nach besten Kräften mitwirken.

Heinrich Meyer-Benfey / Indien und wir

Zu den Erwartungen, die im Anfange des Krieges von vielen gehegt und durch den Fortgang gründlich enttäuscht wurden, gehört auch die auf eine allgemeine Erhebung Indiens. Daß eine Nation von mehr als 300 Millionen Köpfen und von alter, hoher Kultur sich von einer Handvoll Europäer beherrschen ließ, erschien ja an sich als etwas Unglaubliches. Sollte sie nun nicht diese nie wiederkehrende Gelegenheit benutzen, das verhaßte Joch abzuwerfen? — Und doch konnte diese Hoffnung nur da aufkommen, wo man von der gegenwärtigen Lage Indiens keine Ahnung hatte. Aber was wußte man denn bei uns in weiteren Kreisen von Indien? Indien, das alte, poetische Indien, das Wunderland der Romantik und des Märchens:

„Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blühn,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien" —

Ja, das lebt in unser aller Sinn und Herz. Aber das reale Indien von heute, das kennen wenige, das liegt uns unvergleichlich ferner als etwa China. Wie sollte es auch anders sein? Das ist englischer Privatbesitz, da hatten wir nichts zu suchen, und England verstand es, auch den weltverbindenden Handel in der Hauptsache zum Vorbehaltsgut zu machen. Nachdem durch den Krieg das Interesse an den fremden Völkern so ungeheuer gewachsen ist, wird es an der Zeit sein, daß auch über das indische Volk, nach den Chinesen das zahlreichste der Welt, eine gründlichere Kenntnis und richtigere Vorstellungen bei uns sich verbreiten.

Für diesen Zweck möchte ich besonders auf die Schriften eines Mannes aufmerksam machen, der heute gewiß in Deutschland, wenn nicht überhaupt auf dem europäischen Kontinent, als der beste Kenner des gegenwärtigen Indiens gelten darf. Sten Konow, Professor für Kultur und Geschichte Indiens am Hamburger Kolonialinstitut, ist von Geburt Norweger, aber ein Schüler der deutschen Wissenschaft. Er hat nicht nur in Halle und Berlin studiert, sondern auch jahrelang an der Königlichen Bibliothek in Berlin gearbeitet, so daß er in Deutschland kein Fremder war, als ihn 1914 der Ruf Hamburgs traf. Zugleich genoß er als Angehöriger einer kleinen neutralen Nation den Vorzug, daß ihm vergönnt war, eine Reihe von Jahren in Indien im Dienste der englischen Regierung zu wirken und so aus eigener Anschauung eine gründliche und vielseitige Kenntnis des Landes und Volkes zu gewinnen und wertvolle Beziehungen zu englischen und indischen Persönlichkeiten anzuknüpfen. Dabei ist sein Interesse der Sprache, der Literatur, der Religion und der Wirtschaft in gleicher Weise zugewandt, wie er heute die Berichte über Indien für den vom Kolonialinstitut herausgegebenen Wirtschaftsdienst bearbeitet. Er veröffentlichte im ersten Kriegsjahre ein Buch „Indien unter der englischen Herrschaft" (Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr, 1915. 142 S. 3,50 M.), in dem besonders Volkswirtschaft und Verwaltung der Gegenwart eingehend behandelt ist. Dann gab er in „Indien", einem Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (614) (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1917. 130 S.) eine gedrängte Gesamtdarstellung des gegenwärtigen Indiens und der geschichtlichen Entwicklung, die auf knappstem

Raume eine erstaunliche Menge wertvollen Wissensstoffes vereinigt und eine unschätzbare Quelle zuverlässiger Belehrung ist. Daß bei dieser Zusammenpressung doch noch ein lesbares Buch zustandegekommen ist, muß doppelt anerkannt werden. Sten Konow gründet seine Darstellung, wie selbstverständlich, auf die offiziellen Veröffentlichungen der indischen Regierung und gibt überall genaue Zahlen. Freilich ist das Bild, das wir so von der Lage des indischen Volkes erhalten, nicht unwesentlich verschieden von dem, das sich aus den Schriften der indischen Nationalpartei ergibt. Denn diese berichten furchtbare Tatsachen über die systematische Aussaugung Indiens durch die englischen Herren und die fortschreitende Verarmung und Verelendung der einheimischen Bevölkerung, und sie berufen sich dafür ebenfalls auf englische Zeugenaussagen. Namentlich, was über die beständig zunehmende Zahl und Ausdehnung der Hungersnöte mitgeteilt wird, ist so über alle Vorstellung grauenvoll, daß sich jeder Nerv sträubt, es als möglich vorzustellen. Wird doch die Zahl derer, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts direkt und buchstäblich Hungers gestorben sind, auf 32 Millionen angegeben, und allein im letzten Jahrzehnt soll sie nicht weniger als 19 (neunzehn!) Millionen betragen haben. (Vgl.: Indien unter der britischen Faust. Englische Kolonialwirtschaft im englischen Urteil. Herausgegeben von der Indischen Nationalpartei. Berlin, Karl Curtius, 1916. 100 S. 1 M. — Auch A. Besant in ihrer unten erwähnten Rede führt eine Feststellung von Ch. Elliot an, wonach 70 000 000 des indischen Volkes sich nicht einmal im Jahre wirklich satt essen können.) Und zwar nicht etwa infolge von Mißernte und Mangel an Nahrungsmitteln, sondern weil es der Bevölkerung an Geld fehlte, um die Preise des Korns zu bezahlen, wegen des beständigen Sinkens des Einkommens und der unerhörten Höhe der Grundsteuer (mit den Nebenabgaben bis zu 75 v. H. des Ernteertrages). Entspricht das der Wirklichkeit, so wäre damit die englische Verwaltung Indiens als das furchtbarste Verbrechen an der Menschheit und ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte unserer Zeit verurteilt. Und es ist wahr. Das Schicksal Irlands gibt der Darstellung eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit. Daß der Hunger die beliebteste Waffe Englands ist, haben wir ja inzwischen selbst erfahren. Bei Konow, der diese Fragen nur flüchtig streift, hat man doch den gegenteiligen Eindruck, daß die englische Regierung ehrlich und nicht ganz ohne Erfolg bemüht ist, den Ertrag der Landwirtschaft und damit die Lage des Landwirts zu heben und der Hungersnot zu steuern. Es zeigt sich hier, wie schwer es ist, über indische Verhältnisse zu einem zuverlässigen, objektiven Urteil zu gelangen. Das ist jedenfalls außer Zweifel, daß Sten Konow in seiner Gesinnung durchaus unabhängig ist und den Engländern gegenüber die vollkommene Sachlichkeit und Unparteilichkeit übt, die allein der Wissenschaft gemäß ist. Er erkennt ihre Leistungen und Verdienste an — und politisch wie verwaltungstechnisch ist die englische Beherrschung Indiens auf jeden Fall eine gewaltige, der höchsten Bewunderung werte Leistung — und spricht ebenso rückhaltslos ihre Fehler und Schattenseiten aus. Seine Sympathie aber gehört den Indern, deren Interesse für ihn die entscheidende Instanz ist.

Wie gesagt, niemand, der mit den tatsächlichen Verhältnissen Indiens vertraut ist, konnte eine allgemeine Volkserhebung während des Weltkrieges für möglich halten. Dazu fehlten alle Voraussetzungen. (Vgl. Sten Konow, Die indische Frage. Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1914. Deutsche Vorträge hamburgischer Professoren, 8°, 18 S., 50 Pf. — Eingehender sind diese Verhältnisse dargelegt in der Schrift von Ganga-rao Brahmyuto, Indien. Seine Stellung zum Weltkrieg und seiner Zukunft. Tübingen, Kloerer, 1916, 72 S., 1,50 M.) Britisch-Indien ist ja nicht ein Land wie Deutschland, sondern ein Weltteil wie Europa ohne Rußland, und die 315 Millionen, die es bewohnen, sind ebensowenig ein einheitliches Volk wie die Bewohner Europas, ja, sie sind nach Rasse, Sprache und Religion viel uneinheitlicher und von tieferen Gegensätzen zerrissen als die Völker Europas. Unter und neben der herrschenden arischen Oberschicht, der eigentlichen Schöpferin der indischen Kultur, leben die Reste der fremdrassigen Urbevölkerung, die namentlich im Süden weitaus überwiegen und in eine Reihe nach Kopfzahl und Kulturhöhe beträchtlicher Völker zerfallen. Aber auch die Arier sind in eine große Zahl von Stämmen geschieden, die verschiedene Sprachen sprechen und kein gemeinsames Verständigungsmittel haben als das Englische. Dazu kommt dann die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Religionsformen, die hier vielleicht größer ist als in irgendeinem anderen Teile der Welt, vor allem der große, vielfach zu fanatischem Hasse gesteigerte Gegensatz zwischen Hinduismus und Islam. Mehr als alles andere aber muß das Kastenwesen, die Sonderung des Volkes in eine überaus große Zahl von Ständen und Gruppen, die sich gegenseitig meiden, zwischen denen ein näherer Verkehr durch unverbrüchliche, mit religiöser Scheu beobachtete Vorschriften verboten ist, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Aufkommen eines wirklichen nationalen Bewußtseins hindern. Auch ist ja Indien, solange es frei war, niemals ein einheitliches Reich gewesen. Nur fremde Eroberer, vor allem die Großmogule, haben zeitweise die Hauptmasse Ostindiens unter einem Szepter vereinigt. Aber damit ist wieder ein weiterer Grund angedeutet. Indien war seit vielen Jahrhunderten — seit der mohammedanischen Eroberung, die um 1000 einsetzte — daran gewöhnt, von Fremden beherrscht zu werden, und die Erinnerung an die einstige Freiheit ist im Volke längst erloschen. Die Masse des Landvolkes ist überhaupt ohne allen politischen Sinn: sie blickt nicht über den Bereich des Dorfes hinaus, kümmert sich nicht darum, wer sie beherrscht, und ist ganz von der Sorge und Mühe um des Lebens Notdurft hingenommen. Und von den gebildeten Schichten, den drei oberen Kasten, ist der Handelsstand von Natur an der Erhaltung der Ordnung interessiert und infolgedessen jedem Umsturz des Bestehenden abgeneigt. Die Kriegerkaste ist, von einzelnen Stämmen abgesehen, erschlafft und entkräftet — war schon lange, ehe die Fremdherrschaft begann, dem Einflusse des warmen und üppigen Klimas erlegen und hatte, nachdem ihre große Leistung der Eroberung Indiens zum Abschluß gekommen war, die Führung an die Brahmanen abgegeben. Und diese, die unbestrittenen Leiter des Gesamtvolkes und die ernsthaftesten Rivalen der englischen Regierung, haben seit Jahrtausenden jene hohe Ethik des Mitleids, der schonenden und helfenden Liebe zu allem Lebenden, der unbedingten Verwerfung des Tötens und der Gewalttat (ahinsā) ausgebildet, die keineswegs dem Buddhismus eigentümlich, vielmehr schon seit seinem Aufkommen Gemeingut der indischen Welt und dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen ist. So ist der kriegerische Geist, der einst zur Zeit der Eroberung und der Heldensage in Indien so mächtig war, längst erloschen.

(Schluß folgt.)

Druckfehlerberichtigung. In dem Aufsatz „Aufstieg und Arbeitsorganisation" in Nummer 22 der „Hilfe" muß es Zeile 21 von unten der zweiten Spalte nicht heißen „wichtigen Einschränkung", sondern **„richtigen Einschätzung".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer unserer Wochenschrift ist ein Prospekt des **Bundes Deutscher Bodenreformer, Berlin NW 23,** beigefügt, den wir der Beachtung unserer Leser ausdrücklich empfehlen.

13. Juni 1916

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,60 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 24

Anzeigen kosten: die 49 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Diplomatie im Kriege. — **Dr. Heinz Potthoff:** Wie bezahlen wir den Krieg? — **Dr. v. Recklinghausen:** Reform des Wahlverfahrens. — **Dr. Heinrich Meyer-Benfey:** Indien und wir. — **Gertrud Bäumer:** Hodlers Expressionismus. — **Dr. Theodor Heuß:** Max Klingers neues Monumentalgemälde. — **Hans Bauer:** Picardische Nacht. — **Berthold Vogler:** „Zur Sechslingspforte". — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 2. Juni.

— — Auf der Rückfahrt von Rumänien habe ich Zeit genug, meine Eindrücke zu sammeln. Kern und Mittelpunkt aller balkanischen Fragen ist und bleibt das deutsch-bulgarische Bündnis. An diesem darf unter keinen Umständen gerüttelt werden, und kein Entgegenkommen gegen die Rumänen darf so weit gehen, daß dadurch die Bündnisgrundlage irgendwie unsicher gemacht werden könnte. Es scheint mir nicht unnötig, dieses deutlich auszusprechen, weil im gegenwärtigen Zeitpunkt die balkanische Welt voll ist von allerlei Spannungen. Deutschland muß sich grundsätzlich über die wachsende Größe Bulgariens freuen, weil die Ruhe der Balkanhalbinsel davon abhängt, daß es dort eine gesicherte, mit uns verbündete Vormacht gibt. Erst wenn man diesen obersten Grundsatz künftiger Balkanpolitik anerkannt hat, ist es möglich, über die geschichtliche Stellung nachzudenken, die nun unter veränderten Verhältnissen für die Rumänen übrigbleibt. Es versteht sich von selbst, daß die Rumänen die Abtretung der Dobrudscha schmerzlich empfinden; sie werden sich aber daran gewöhnen müssen, daß das rechte Ufer der Donau nicht mehr in ihren Händen ist. Rumänien bleibt auch ohne Dobrudscha ein reiches und wirtschaftlich aufsteigendes Land, voll von Entwicklungsmöglichkeiten. Sobald Rumänien seine landwirtschaftliche Bevölkerung geistig emporhebt, kann es im eigenen Lande die größten Zukunftsaussichten verwirklichen. Wenn nun dazukommt, daß durch Abmachung mit der Ukraine Beßarabien seinen Anschluß an Rumänien findet, so entsteht ein Wirtschaftsland ersten Grades. Bei der Angliederung Beßarabiens beschäftigt uns die Stellung, die die deutschen Kolonisten in den Gebieten Bender und Akkerman in Zukunft einnehmen werden. Es ist nötig, den Deutschen sowohl in Beßarabien wie im Süden der Ukraine vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der rumänische Ministerpräsident Marghiloman und der politische Hauptvertreter Beßarabiens, Professor Stere, haben zugesagt, daß die Deutschen in Beßarabien eine weitgehende Selbstverwaltung erhalten sollen. Der gegenwärtige politische Zustand Rumäniens ist seiner Natur nach sehr undurchsichtig, da es einen größeren okkupierten und einen kleineren nichtokkupierten Teil des Landes gibt. Der König befindet sich in Jassy in dem nichtokkupierten Gebiet, während bis auf weiteres Generalfeldmarschall Mackensen als oberste Autorität in Bukarest seinen Platz behält. Die bevorstehenden Parlamentswahlen werden, wie es landesüblich ist, von Marghiloman zu seinen Gunsten geleitet werden und eine sichere Mehrheit für die Ratifizierung der Friedensschlüsse ergeben. Die Anknüpfung erneuter kultureller Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien ist durchaus möglich und kann zu beiderseitigem Vorteil erfolgen.

Montag, 3. Juni.

Der große Kampf im Westen ist nach dem wunderbaren Siegesvormarsch in das zweite Stadium eingetreten. Die Franzosen haben Reservetruppen an die Front Noyon—Soissons—Château-Thierry geworfen und versuchen von nun an, dem deutschen Vordringen ein Halt zu gebieten, wie wir es westlich von Amiens und am Kemmelberg erlebt haben. Seit Donnerstag nachmittag wird das in deutschen Händen befindliche Soissons von den Franzosen planmäßig beschossen. Mächtige Brände lodern allerorts in der Stadt auf. Die Zivilbevölkerung ist bis auf wenige alte Leute fortgeschafft. Noch aber drängen die deutschen Divisionen nach vorn und nähern sich dem Walde von Compiègne. Der französische Heeresbericht, der in den Ortsangaben mit dem deutschen Bericht übereinstimmt, meldete gestern, daß südlich von Soissons Chaudun und Vierzy, zu wiederholten Malen genommen und verloren, bis auf weiteres in den Händen der Franzosen blieben. Inzwischen aber besagt ein erneuter französischer Bericht, daß diese Ortschaften bis hin zum Tal des Ourcq von den Deutschen erobert wurden. Bei Reims wurde das Fort La Pompelle von den Unserigen zeitweise besetzt, dann aber wieder aufgegeben. Reims selber ist noch französisch, aber mehr als bisher von der deutschen Armee umgeben.

Dienstag, 4. Juni.

Durch den deutschen Botschafter Freiherrn v. Mumm und den österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Forgach wurde dem Hetman Skoropadski in Kiew die Anerkennung der neuen ukrainischen Regierung von seiten der Mittelmächte überreicht. Der Hetman Skoropadski dankte in deutscher Sprache und schloß daran die Versicherung, daß es sein Bestreben sein werde, die von ihm übernommene Regierung der Ukraine in engster Anlehnung an die Mittelmächte zu führen. — Damit ist die Regierungskrise in der Ukraine offiziell erledigt. Der Friede selbst ist noch nicht ratifiziert. Die Grenzen der Ukraine sind noch fast in jeder Richtung unklar; insbesondere verwahren sich die Gebiete am Schwarzen Meer, Odessa und Halbinsel Krim, gegen eine Hinzurechnung zur Ukraine. Es wird Aufgabe der bevorstehenden Besprechung zwischen der altrussischen Republik und den Mittelmächten sein, festzustellen, ob und wieweit die Regierung in Moskau heute noch als Inhaberin eines südrussischen Hafens gelten kann.

An der Westfront scheitern heftige französische Gegenangriffe. Ministerpräsident Clemenceau lehnt es ab, in der Kammer Erklärungen über die militärische Lage zu geben. Er verlangt und erhält für sich und die Heeresleitung eine Vertrauenskundgebung.

Mittwoch, 5. Juni.

Die Zahl der bis zum Abend des 3. Juni eingelieferten Gefangenen von dem deutschen Angriff zwischen Reims und Soissons belief sich auf 1300 Offiziere und 48 750 Mann. Noch aber sind längst nicht alle Gefangenen in die Lager gebracht. Häufig begaben sich die gefangenen Franzosen ohne alle Führung von selbst an die Sammelstellen, froh, dem entsetzlichen Unwetter des Kampfes entronnen zu sein.

Aus der gestern bereits kurz erwähnten Rede Clemenceaus werden heute einige Partien auch bei uns abgedruckt. Er sagte: Die Deutschen stürzen sich in ein Abenteuer. Wir wichen zurück, allerdings, werden aber niemals kapitulieren. Wenn wir entschlossen sind, bis zum Ende zu gehen, ist der Sieg unser. Die deutsche Taktik versucht, uns zu schrecken. Es wird ihr aber nicht gelingen. Die Amerikaner kommen! Die Streitkräfte der Franzosen und Engländer erschöpfen sich, diejenigen der Deutschen übrigens auch. Das Spiel geht mit Hilfe der Amerikaner weiter. Unsere Verbündeten sich entschlossen, den Krieg bis zum Ende zu führen, und wir werden den Sieg erringen, wenn die öffentlichen Gewalten auf der Höhe sind. Falls ich meine Pflicht nicht getan habe, so jagen Sie mich davon! Schenken Sie mir aber Ihr Vertrauen, so lassen Sie mich das Werk der Toten vollenden. — Das Vertrauensvotum für Clemenceau wurde mit 377 Stimmen gegen 110 angenommen.

Donnerstag, 6. Juni.

Ein offizieller Rückblick auf den Verlauf der Schlacht zwischen Aisne und Marne enthält folgendes: Die Deutschen besetzten über 3000 Quadratkilometer feindlichen, meist sehr fruchtbaren Bodens, mit zahlreichen Wiesen, Obst- und Weingärten. Über 200 Ortschaften, darunter 15 Städte mit mehr als 1000 Einwohnern, fielen in deutsche Hand. In diesen ist nur ein Teil der Bevölkerung zurückgeblieben. Etwa 75 000 Menschen sind über die Marne geflohen und fallen der französischen Regierung zur Last. — Die im Frühjahr an der Somme den Engländern weggenommenen Tanks wurden von deutscher Seite mit großem Erfolg benutzt. Von zwanzig derartigen Beutetanks wurden nur zwei durch Volltreffer außer Gefecht gebracht.

Nachdem vor einiger Zeit die Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich wegen Zurücklieferung von Kriegsgefangenen zu einem guten Ergebnis geführt haben, beginnen in diesen Tagen im Haag unter Leitung der niederländischen Regierung Besprechungen zwischen englischen und deutschen Vertretern über die gleiche Angelegenheit.

Moskauer Zeitungen melden, daß die neue Regierung der autonomen sibirischen Republik in Charbin ihre Tätigkeit begonnen hat. In der ersten Kabinettssitzung wurde über Maßnahmen zur Beendigung der Sowjetregierung im fernen Osten beraten. Admiral Koltschak wies darauf hin, daß die neue Regierung Sibiriens auf die volle Unterstützung Amerikas rechnen dürfe, da sie auf Anregung Amerikas gebildet wurde. Ostrugow als Innenminister erklärte, daß auch Japan die neue Regierung unterstützen wolle. Die neue sibirische Regierung hat beschlossen, die Vereinigten Staaten um Unterstützung zu bitten. — Diese Mitteilung sieht etwas zurechtgemacht und verstümmelt aus, scheint aber doch zu bedeuten, daß von der Mandschurei aus der Versuch eines selbständigen ostsibirischen Staates gemacht wird. Wie sich dabei die Vereinigten Staaten und Japan untereinander verhalten, bleibt unklar.

Freitag, 7. Juni.

Über Rotterdam kommen amerikanische Nachrichten zu uns, daß ein oder zwei deutsche U-Boote in der Nähe des Hafens von Neuyork tätig sind. Im ganzen sollen 15 amerikanische Schiffe versenkt worden sein. Der amerikanische Marineminister Daniels hat den Hafen von Neuyork zunächst für ausfahrende Schiffe schließen lassen. Genauerer Bericht liegt vor von der Versenkung des Dampfers „Carolina", der nach Portoriko unterwegs war und 125 Meilen südwestlich von Sandy Hook angegriffen wurde. Von den 220 Passagieren und 120 Mann Besatzung werden 58 vermißt. Die übrigen sind unter Beihilfe der deutschen U-Boot-Leitung gerettet worden. Die „New York Times" schreiben, die Deutschen hätten keinen sichereren Weg wählen können als diesen, um die Kriegswut der Amerikaner zu beleben. Es sind Anordnungen getroffen, daß die Küste verdunkelt bleiben muß.

Auf dem westlichen Schlachtfeld blieb die Gefechtstätigkeit auf örtliche Kampfhandlungen beschränkt.

Sonnabend, 8. Juni.

In der „Vossischen Zeitung" finden wir Ausführungen des amerikanischen Staatssekretärs der Marine, Daniels, über die gelbe Gefahr: Der Präsident Wilson wird den Kampf fortführen, bis das angelsächsische Ideal auf der Erde fest begründet ist. Wenn dann Europa und Amerika nur nach diesem einen Prinzip regiert werden, wenn die Nationen der beiden Weltteile durch dieses eine Regierungsideal eng vereint sind, dann kann der größte und letzte aller Kämpfe, der Kampf der weißen gegen die gelbe Rasse ausgefochten werden. Unsere Regierung ist sich voll bewußt, daß dieser Kampf nicht mehr fern ist. Deutschland muß so geschwächt werden, daß es nicht als Helfer des gelben Mannes auftreten kann. Es würde dies sicher tun, wenn es in seiner gegenwärtigen Verfassung aus den Kämpfen hervorgehen würde. Unserem Auswärtigen Amt wurde berichtet, es bestehe guter Grund zu der Annahme, daß Fäden zwischen Deutschland und Japan gesponnen werden. Es ist selbstverständlich, daß, wenn Japan zum Schlage ausholt, um sich zum Herrn des Stillen Ozeans zu machen, nicht nur Deutschland lachend dabeistehen, sondern Japan bei der Erreichung dieses Zieles unterstützen wird. Ist aber Deutschland niedergekämpft, so besteht keine gelbe Gefahr mehr für uns; denn die ganze weiße Rasse würde dann wie ein Mann unter Amerikas und Englands Führung kämpfen. — Das scheint die Tonart zu sein, in der die westlichen Gebiete der Vereinigten Staaten zur Kampfesfreudigkeit erzogen werden sollen. Im übrigen ist es natürlich richtig, daß mit einer Niederzwingung Deutschlands zugleich auch alle imperialistischen Zukunftshoffnungen Japans zerfallen würden.

Der englischen Regierung soll ein Entwurf für einheitliche Organisation aller Transporte von Lebensmitteln und Rohstoffen zwischen den Verbündeten vorliegen. Danach werden zwischen England, Frankreich, Italien und den Vereinigten Staaten Wirtschaftsausschüsse gebildet, die einer Zentralkörperschaft alle Nachrichten über Schiffsraumangelegenheiten mitteilen. Auf die Weise soll die möglichst scharfe Ausnutzung des Frachtraumes herbeigeführt werden. Man kann darin wohl mit Recht eine der langsamen Wirkungen des U-Boot-Krieges erblicken. Immerhin ist bei solchen internationalen Organisationen vom ersten Entwurf bis zur fertigen Durchführung meist ein weiter Weg.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 2. Juni.

Gedanken zu einem Aufsatz von Friedrich Meinecke in der „Neuen Rundschau" über die „Grundfragen deutscher Nationalpolitik": immer wieder muß jetzt theoretisch klargelegt werden, daß die „innere Kohärenz" des Staates nur durch die politische Gleichberechtigung aller gesichert werden kann. Im Anfang des Krieges wußten das viele intuitiv, die sich heute dieses Einheitserlebnisses nicht mehr recht erinnern können. Es ist seltsam und bedrückend, wie eine innere Erfahrung ihre Kraft verliert, nur weil es zu lange dauert, bis sie das Rad der Geschichte treibend zu erfassen vermag. Aber die Geschichte zeigt ja auch, wie ein scheinbar niedergebranntes Feuer wieder da ist, wenn seine Zeit kommt. Vielleicht werden doch dem rückschauenden Blick der Geschichte die erschöpften, armseligen Zwischenpausen verschwinden und der 4. August 1914 sich mit dem Tag der preußischen Freiheit zusammenschließen, wie zwei Glieder der Kette.

Montag, 3. Juni.

Immer wieder bewegt einen der Eindruck von den außerordentlichen Lebensbedingungen, unter die der Krieg die Entwicklung einer ganzen Jugend stellt. Sie sind am entscheidendsten bei denen, deren bewußtes Ich-Leben mit dem Jahr 1914 einsetzte, und die heute mündig werden unter der Zucht der gleichen ungeheuren Zeit. Wie anders wäre ihr Leben sonst verlaufen? Die Mütter

Digitized by Google

klagen, daß ihre Töchter auf diese Art „nichts von ihrer Jugend hätten". Aber das ist ganz falsch. Je gewaltiger die Zeit, um so stärker, inbrünstiger das Jungsein. Man hat oft den Eindruck, als schlüge aus diesen durch mächtige Tage Reifenden die Flamme des Lebens heller und glutvoller, als wäre ihre Freude farbiger, ihre Arbeit tapferer, ihr Zielsuchen innerlicher.

Dienstag, 4. Juni.

Im Kampf um die Steuervorlage spielen wie immer die partikularistisch-unitarischen Gegensätze mit denen der Verbrauchs- und Vermögenssteuer-Anhänger durcheinander. Ein Antrag Gröber will eine einmalige Einkommenabgabe von den Einkommen über 20 000 M. mit stärkerer Belastung der Kinderlosen und starker Progression, außerdem Erhöhung der Kriegsabgabe aus Mehreinkommen und eine geringe Vermögensabgabe (beginnend bei 20 000 M. mit 1 v. T. und schließend mit 3 v. T. als Höchstsatz.

Die Konservativen rechnen vor allem mit der Kriegsentschädigung und wollen im übrigen die einzelstaatlichen Steuerquellen von Reichsabgaben frei halten.

Es werden vom Kriegsministerium und allen Armeekorpsbezirken „Versorgungsämter" eingerichtet, denen die bisher von den Generalkommandos und Intendanturen besorgten Unterstützungs- und Fürsorgeangelegenheiten übertragen werden. — Hoffentlich mit der Wirkung größerer Vereinheitlichung.

Mittwoch, 5. Juni.

Die großen Körperschaften der wirtschaftlichen Interessenvertretung in Hamburg haben Mitglieder aller Reichstagsfraktionen zu einer Aussprache über die künftigen Frogen des Überseehandels eingeladen, — ein Schritt, hinter dem die Überzeugung steht, daß diese Fragen richtig nur in engster Fühlung mit den Erfahrungen und Einsichten der Handelsstädte gelöst werden können. Tendenz der Aussprache wird von der hamburgischen Seite her der Versuch sein, die Volksvertreter davon zu überzeugen, daß der Wiederaufbau des weltwirtschaftlichen Austausches nicht mit den Methoden der Kriegs-Zwangswirtschaft gemacht werden kann.

Im Reichstag wieder einmal Zensurdebatten. Der Reichskanzler erklärt, auf den bei der letzten Debatte gefaßten Reichstagsbeschluß, daß die Zensur sich auf rein militärische Angelegenheiten beschränken solle, nicht eingehen zu können. Es ist ein beschämender Zustand, daß Jahr für Jahr diese Auseinandersetzung mit immer entschiedenerer Stellungnahme des Reichstages stattfindet, ohne die geringste Wirkung auszuüben.

Donnerstag, 6. Juni.

In der Hamburger Bürgerschaft Stellungnahme zu einem liberalen Antrag auf möglichst rasche Wiedereinsetzung des Handels. Parole: „Los von Berlin" oder auch: „Los von den Geheimräten". Die Stimmung ist sehr einheitlich gegen alles Plänemachen für die Rohstoffzufuhr und die Übergangswirtschaft. Jede Systematik kann den Unübersehbarkeiten gegenüber, die schnelle und bewegliche Ausnutzung bedingen, nur hemmen und hindern. Widerspruch zugunsten der Staatsleitung nur auf sozialdemokratischer Seite.

Beschwörende Aufrufe zur Ablieferung von Männerkleidung für die „Heimarmee". Aber es ist schon ersichtlich, daß die Zwangsmaßnahmen kommen müssen.

Freitag, 7. Juni.

Ein Steuerkompromiß soll auf folgender Grundlage zustande kommen: Einkommenzuwachs-Besteuerung (unter Verzicht auf die Einkommensteuer), einmalige Vermögensabgabe bis zu 5 pro Mille. Einführung eines Steuergerichtshofes zur Durchführung gleichmäßiger Einschätzung in allen Bundesstaaten.

Sonnabend, 8. Juni.

Die Präsidentenwahl im Reichstag hat ergeben: Fehrenbach, Dove, Scheidemann, Paasche. Das Präsidium ist damit eine Vertretung der Mehrheitsbildung und stellt dadurch die unbedingt wünschenswerte Lösung der Frage dar.

Eingehende Aussprache über die Wirkungen des Schutzhaftgesetzes in Elsaß-Lothringen, bei der die tragischen Schwierigkeiten des ins Operationsgebiet reichenden Grenzlandes einem bedrückend auf die Seele fallen.

Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei hat zum preußischen Wahlrecht folgende Entschließung gefaßt:

„Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei erachtet die königliche Botschaft vom 11. Juli 1917 nur dann als durchgeführt, wenn das gleiche Wahlrecht bedingungslos und ohne Kürzung der Rechte des Abgeordnetenhauses zur Annahme gelangt.

Verharrt das Abgeordnetenhaus bei seinem Widerstande, so ist es ohne weitere Verzögerung aufzulösen.

An die Parteifreunde richtet der Zentralausschuß die dringende Aufforderung, schon jetzt umfassende Vorbereitungen für den Wahlkampf zu treffen und im Einverständnis mit der Parteileitung rechtzeitig eine Verständigung mit anderen Parteien zu treffen."

Naumann / Die Diplomatie im Kriege

1.

Während die militärische Oberleitung im Kriege eine öffentliche Kritik ihrer Entschlüsse und Handlungen verbietet, ist die diplomatische Leitung Tag für Tag dem Urteil der Zeitungen ausgesetzt. Wir verlangen nicht, daß es anders sei, aber wir wollen aussprechen, daß schon dadurch die Aufgabe des Diplomaten sehr erschwert ist. Wenn ein kommandierender General im Einzelfalle den erwünschten Erfolg nicht erreicht, so gelten die Umstände als schuldig, mißlingt aber ein diplomatischer Vorstoß, so wird das auf Rechnung der betreffenden Person oder des Auswärtigen Amtes gesetzt.

2.

Während im allgemeinen jedermann sich hütet, eine bestimmte Meinung über die Zweckdienlichkeit einer militärischen Maßregel auszusprechen, da er ja doch die vorhandenen Möglichkeiten, Kräfte und Gegenkräfte nicht abzuschätzen in der Lage ist, wird mit frischfröhlicher Sicherheit angenommen, daß man keine besonderen Vorkenntnisse brauche, um Friedensschlüsse, Bündnisse und internationale Akte zu durchschauen. Der Diplomat wird wie ein Rechtsanwalt angesehen, den man dafür bezahlt, daß er den Prozeß gewinnt, selbst wenn von vornherein die Prozeßlage sehr unbequem ist: er hat die Pflicht, einen Erfolg zu beschaffen!

3.

Solange es in der Welt Soldaten gab, sind sie voll Mißtrauen gegen die Diplomaten gewesen, wovon selbst Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen hinreichend viel zu klagen hat. Das ist menschlich begreiflich, denn die Truppe will ihr Blut nicht vergeblich vergossen haben und ist geneigt, ihre Heldentaten für noch entscheidender anzusehen, als sie es vielleicht im Abwägen aller Aktiva und Passiva sind. Auch vermutet der Soldat, nicht ohne Grund, beim Diplomaten von vornherein eine ihm fremde Methode und hält ihn für einen Porzellanwarenhändler, der durch Kleinmut, Formalismus und Rücksichten den großen Aufgaben nicht genügt.

4.

Die Kritik der diplomatischen Leistungen ist eine ganz internationale Erscheinung und keineswegs auf das gegenwärtige Deutschland beschränkt. Oft lesen wir in ausländischen Blättern, daß die deutschen Diplomaten gelobt und die eigenen getadelt werden, so wie es umgekehrt aus

gleichen Gründen auch bei uns geschieht. Das darf uns aber nicht abhalten, auch die besonderen Hindernisse der deutschen Diplomatie zu besprechen, wobei sich zeigen wird, daß unsere Form des diplomatischen Systems nicht grundsätzlich von dem der übrigen Mächte verschieden ist, aber an gewissen Altertümlichkeiten zäher festhält, als es anderswo Brauch ist.

5.

Alle europäischen Diplomatien leiden noch immer darunter, daß sie von der Tradition der monarchisch-absoluten Periode ausgehen, ohne sich an die neueren demokratischen Staatsformen hinreichend gewöhnt zu haben. Wir hatten Verträge mit den Königen von Italien und Rumänien, nicht aber mit den Völkern. Unbeschadet aller verfassungsmäßigen Rechte der Krone ist es unpraktisch, den Verkehr von Staat zu Staat zu einem Verkehr von Staatsoberhaupt zu Staatsoberhaupt einzuschränken. Auch genügt es nicht, wenn nur mit der jeweils herrschenden Gruppe eines parlamentarischen Staates verkehrt wird, da dann die Gegengruppe veranlaßt wird, sich zu einer gegnerischen Macht in Beziehung zu setzen. Staatsverträge sind verfassungsmäßig von den Staatsoberhäuptern zu vollziehen, müssen aber in Entstehung und Pflege als Volksverträge behandelt werden.

6.

Um als Volksvermittler auftreten zu können, müssen die diplomatischen Vertreter im Auslande ihren Apparat sehr wesentlich erweitern. Zwischen den amtlichen Staatsverkehr und die Militärvertretung einerseits und den Konsulatsdienst anderseits müssen Zwischenglieder kultureller und wirtschaftlicher Art eingesetzt werden. Gerade wir Deutschen haben es genügend erlebt, wie wenig für Kenntnis des Deutschtums im Auslande getan wurde. Vielfach sind große Privatfirmen im Auslande stärker und wirksamer vertreten gewesen als die Reichsverwaltung selber.

7.

Selbstverständlich bringt eine Erweiterung der Dienststellen im Auslande eine bedeutende Ausweitung und Umgestaltung des Auswärtigen Amtes mit sich. Das, was wir heute Auswärtiges Amt nennen, ist ein durch allerlei Einbauten und Anfügungen notdürftig zurechtgemachter alter Kleinbetrieb. Das gilt ebensowohl räumlich wie organisatorisch. Während man bei uns Weltpolitik proklamierte, blieb man im Schneckenhaus sitzen. Eine relativ geringe Zahl beamtenmäßig gestaffelter Personen vollzog den Dienst der Weltvertretung Deutschlands treu und selbstlos, aber erdrückt von der Last der Akten und gebunden an die Grundsätze, nach denen Mittelsbeamte ausgewählt werden.

8.

Der häufig erhobene Vorwurf, daß unsere Diplomatie an Adelswirtschaft leide, erscheint bei näherer Prüfung nicht ganz so berechtigt, als gewöhnlich angenommen wird, da insbesondere ein beträchtlicher Teil des im auswärtigen Dienste verwendeten Adels keine sehr lange Vergangenheit besitzt. Das Beispiel des Staatssekretärs Zimmermann beweist, daß keine unübersteiglichen Mauern vorhanden gewesen sind. Immerhin aber fehlt eine Bluterneuerungsmöglichkeit: die Zufuhr frischer Talente aus Welthandel, Großtechnik, Berufsorganisation, Literatur fehlt. Der ganze Befähigungsnachweis beschränkt sich auf Dienstbefähigung. Wenn aber irgendwo in öffentlichen Ämtern keine Inzucht getrieben werden darf, so ist es hier.

9.

Um einen großzügigeren Betrieb herbeizuführen, sind bedeutend höhere finanzielle Aufwendungen nötig, als sie bisher für den auswärtigen Dienst ausgegeben wurden. Es finden sich im Reichshaushalt 1914 für den Betrieb des Auswärtigen Amtes 3,3 Mill. M., für Gesandtschaften und Konsulate 12,3 und für Allgemeine Fonds 5,0, also im ganzen 20 Millionen Mark für auswärtige Politik. Das ist einfache Knauserei mit schädlichsten Folgen! Hier muß auf anderer Grundlage (räumlich und finanziell) neu angefangen werden. Welche Kriegsmilliarden würden wir mit einer rechtzeitigen Neuorganisation gespart haben!

10.

Trifft es nun schon in Friedenszeiten zu, daß durch die Unübersichtlichkeit, Steifheit und Kleinheit des diplomatischen Apparates eine merkbare weltpolitische Wirksamkeit oft unterblieb, so verschiebt sich während des Krieges das Verhältnis gegenüber der Heeresverwaltung weiterhin zuungunsten des Auswärtigen Amtes, da dieses, belastet mit heimgekehrten Diplomaten, jetzt weniger aufnahmefähig für neue Elemente ist als jemals, während die Heeresverwaltung innerhalb des ihr zugänglichen Weltbereiches einen militärisch-politischen Nachrichten- und Arbeitsdienst entwickelt, der durch keine Heimattradition gebunden ist. Tatsächlich bestehen jetzt beinahe zwei auswärtige Ämter mit annähernd dem gleichen Aktionsradius, aber mit unterschiedlicher Bewegungsfreiheit und Kraftverwertung. Darin liegt die gegenwärtige Krisis unseres auswärtigen Dienstes.

11.

Auch von solchen Leuten, die an sich keine Abneigung gegen die Gesamtrichtung des Auswärtigen Amtes haben, kann man neuerdings bisweilen hören, es würde besser sein, den Schwerpunkt des auswärtigen Dienstes bis auf weiteres ins Hauptquartier zu verlegen, da nur auf solche Weise eine Doppelheit des Betriebes vermieden werden könne. Meist sind derartige Anregungen nicht bis zu Ende durchgedacht und entbehren der Kenntnis der vielgestaltigen, täglich laufenden Arbeitslast. Wir sind sicher, daß im Hauptquartier selbst solche Wünsche sowohl aus staatsrechtlichen wie aus arbeitstechnischen Gründen nicht existieren, aber schon das gelegentliche Auftauchen derartiger Ideen ist ein Merkzeichen, daß ernstere Schwierigkeiten vorliegen. Bei Beginn der allergrößten diplomatischen Aufgabe, die es überhaupt für Deutschland geben kann, melden sich Kompetenzfragen, die in ihrer Sachlichkeit ruhig verstanden werden müssen, wenn kein Schaden geschehen soll.

12.

Im Grunde gibt es keine andere Lösung dieser Probleme als die klare Innehaltung der Verfassung mit der Feststellung der Befugnisse des Kaisers, des Reichskanzlers, des Auswärtigen Amtes und der unter direkter kaiserlicher Leitung stehenden Obersten Heeresleitung. Verantwortlich für das ganze System dieser wichtigsten Ämter ist der Reichskanzler. Von ihm verlangt das Volk die Garantie für den harmonischen Betrieb des Staatswirkens. Er ist durch seine hohe Stellung die Ausgleichsperson und soll der Ideengeber für den gewaltigen nationalen Einheitsorganismus sein.

Digitized by Google

Heinz Potthoff / Wie bezahlen wir den Krieg?

(Das englische Vorbild.)

In der Rede zur Begründung des neuen Steuerstraußes hat der Reichsschatzsekretär zugegeben, daß Deutschland seinen Feinden zwar überlegen ist in der Aufbringung der Mittel für die Kriegführung, d. h. im Schuldenmachen, aber hinter ihnen zurücksteht in der Deckung der Kosten, d. h. im Schuldenbezahlen. Namentlich England hat einen erheblichen Teil der Kriegslasten schon während des Krieges getilgt, während wir uns damit begnügen mußten, die Verzinsung sicherzustellen, und die Tilgung bisher ganz auf die Zukunft geschoben haben. Auch Amerika will neuerdings seine Staatseinnahmen durch Steuervermehrung so steigern, daß die Kriegskosten teilweise daraus bestritten werden können, während wir die fünf Milliarden aus der Kriegsgewinnsteuer, die zur Tilgung bestimmt waren, wahrscheinlich ziemlich ganz zur Deckung von Fehlbeträgen in den Haushaltsrechnungen seit 1916 benutzen werden.

Der Reichsschatzsekretär hat zur Entschuldigung dieser unserer Unterlegenheit in der endgültigen Regelung der Kriegsfinanzen auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die aus der bundesstaatlichen Verfassung mit der komplizierten Struktur unseres Staatswesens, der notwendigen Rücksicht auf die verschiedenartigen Steuerverfassungen der Bundesstaaten, auf ihre eigenen Ausgabebedürfnisse usw. erwachsen. Aber diese Entschuldigung kann doch einer so gewaltigen Aufgabe wie den zweihunderttausend Millionen Mark Reichskriegskosten gegenüber nur sehr bedingt anerkannt werden. Noch weniger als das Reichsschatzamt sind die politischen Parteien entschuldigt, wenn sie keine festen Richtlinien für die Bewältigung der Riesenlast haben. Seit langem ist es von Finanzkundigen als schwere Lücke empfunden worden, daß die Linke im Reichstage kein umfassendes, praktisch durchführbares Gesamtprogramm für die Regelung der Reichsfinanzen und ihre Auseinandersetzung mit den Staatsfinanzen hatte. Jetzt ist die Linke mit den Mittelparteien der Nationalliberalen und des Zentrums zu der Mehrheit verbunden, die unsere Reichspolitik im ganzen tragen muß, jetzt tritt die Frage nach der Beschaffung der Milliarden dringend heran, und es wird nichts übrigbleiben, als daß die Mehrheit sich mit den Steuervorlagen des Bundesrats abfindet. Daß sie dabei erhebliche Verbesserungen, wie eine starke Besitzsteuer, zufügt, ist sicher. Daneben besteht aber auch die Gefahr, daß durch Teiländerungen an den Regierungsvorlagen Unklarheiten, Systemlosigkeiten und Verschlechterungen hineinkommen. Und im ganzen fehlt die Richtschnur, die nicht nur nach dem Aufkommen der einzelnen Steuern, sondern auch nach ihrem Zusammenhang untereinander und nach dem Einflusse auf Preise, Währung, Konjunktur und andere volkswirtschaftliche Dinge sieht.

Von der Wissenschaft sollte man diese Richtlinien erwarten. Aber die Ansichten der Gelehrten gehen, wie meist, so auch hier sehr auseinander. Und diejenige Körperschaft, die am ehesten berufen wäre, ein Gesamtprogramm künftiger deutscher Volkswirtschaft und Finanzwirtschaft aufzustellen, der Verein für Sozialpolitik, hält auch jetzt an seinem Grundsatze fest, nur Material zu liefern, von jeder Stellungnahme durch Beschluß aber abzusehen. Die zwei Bände zur „Neuordnung der deutschen Finanzwirtschaft", die Professor Herkner im Auftrage des Vereins jüngst herausgegeben hat (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 156. Band, Teil I und II, Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1918), enthalten eine Reihe ausgezeichneter Aufsätze, deren Studium allen Mitarbeitern an Deutschlands wirtschaftlicher Zukunft dringend empfohlen werden kann. Aber es sind begründete Meinungsäußerungen einzelner, die teilweise in scharfem Gegensatze zueinander stehen, und die auch nur einzelne Teile, nicht die Gesamtheit des großen Finanzproblems behandeln.

Im Gegensatze zum Verein für Sozialpolitik hat sich die englische Gesellschaft der Fabier verhalten, die wohl in Parallele dazu gestellt werden darf. Ihre wissenschaftliche Abteilung hat dem englischen Schatzsekretär ein Programm zur Verfügung gestellt, das auch bei uns Beachtung verdient. Nicht so sehr wegen der einzelnen Vorschläge zur Vermehrung der Staatseinnahmen, da diese naturgemäß ganz auf englische Zustände zugeschnitten sind und bezüglich Ausgestaltung des Postwesens, Verstaatlichung der Eisenbahnen im wesentlichen eine Nachahmung dessen bezwecken, was bei uns seit langem durchgeführt ist. Wertvoll ist die Gesinnung, aus der die Vorschläge hervorwachsen, die Folgerichtigkeit, mit der das Problem erkannt und seine Lösung gefordert wird. Es ist deswegen zu begrüßen, daß der Verlag von Duncker & Humblot die Schrift in einer Übersetzung von Frau E. Jaffe-Richthofen auch in Deutschland verbreitet (Wie bezahlen wir den Krieg? München und Leipzig 1918, 178 Seiten, 4 M.).

Die Fabian Society geht davon aus, daß nach dem Friedensschlusse England (trotz der Verdreifachung der Staatseinnahmen im Kriege und der Steigerung der Einkommensteuer bis auf nahezu 50 v. H. für Großeinkommen) eine Kriegsschuld von 80 Milliarden Mark, dazu gesteigerte Ausgaben für Pensionen und für vorbeugende Kriegsrüstung haben wird. Trotzdem — oder gerade deswegen — wird aus Gründen der nationalen Sicherheit gefordert, daß im ersten Jahrzehnt ein Drittel der Kriegsschulden getilgt wird. Dabei kommen Verbrauchssteuern und Zölle nicht in Frage, weil sie nicht Dutzende von Milliarden aufbringen können und weil sie mehr schaden als nützen. Die Besteuerung der Produzenten bei der Produktion, der Konsumenten beim Konsum sollte vermindert werden. „Es liegt schon allzuviel Abgabe auf der Lebensnotdurft. Unsere Industrien sind in der Produktion schon zu sehr gehemmt." „Der einzige wirkliche Ausweg ist der Ersatz der zerstörten Güter durch einen neuen Aufbau, und dies kann, ohne unseren jährlichen Konsum zu verringern, nur durch eine Vermehrung der Güter und Leistungen, die wir jährlich schaffen, geschehen. Die Gesamtheit hat jetzt nicht zu überlegen, wie man besteuert, sondern wie man die nationale Produktion vermehrt." Als Mittel dazu wird in erster Linie die Erhöhung der menschlichen Leistungsfähigkeit bezeichnet durch Bekämpfung von Krankheit, frühem Tod, durch bessere Ausbildung aller Fähigkeiten usw. „Es liegt auf der Hand, daß eine starke Erhöhung der Ausgaben auf diesen Gebieten die richtigste nationale Bereicherung und vielleicht das wichtigste Mittel zur Kriegskostendeckung darstellt." Mit diesem einsichtigen und mutigen Bekenntnisse zur Menschenökonomie vergleiche man die vom Reichsschatzamte seit einem Jahrzehnt vorgelegten Verbrauchssteuern und ihre Folgen!

Während von praktischen Vorschlägen für die Steigerung der menschlichen Leistung abgesehen wird, spielt die zweite Methode zur Produktionssteigerung, die Verbesserung der Organisation, eine große Rolle. Der „Hauptvorschlag ist, die Produktion, anstatt sie noch mehr zu besteuern, zu entlasten, um für die Kriegskosten aufzukommen." Verbesserung

Digitized by Google

der Verkehrs- und Transportmittel, ununterbrochene Kohlenzufuhr zu festgesetzten Preisen sollen erreicht werden durch Entwicklung der Post, Verstaatlichung der Eisenbahnen und Kanäle sowie der Kohlenversorgung. Dadurch soll gleichzeitig die Leistungsfähigkeit der Industrie gehoben und dem Staate eine neue, reiche Einnahmequelle eröffnet werden.

Für die Tilgung eines Drittels der Schulden wird eine einmalige Abgabe von 10 v. H. des Kapitalwertes des gesamten Vermögens und eine entsprechende Besteuerung der größeren Einkommen vorgeschlagen. Im übrigen soll die Verzinsung und Tilgung sichergestellt werden durch eine Verstaatlichung der Lebensversicherung und durch einen Ausbau der Einkommensteuer.

Die Vorschläge zur Einkommensteuer sind für uns besonders beachtlich, da auch wir um eine wesentliche Erhöhung dieser Abgabenart nicht herumkommen können. Die Fabier schlagen vor, an Stelle des Einzeleinkommens das Familieneinkommen zu besteuern, d. h. die Einnahmen aller Familienglieder zusammenzurechnen und durch ihre Anzahl zu teilen (um dadurch die Familienväter voll zu entlasten), den Normalsteuersatz auf 50 v. H. des Einkommens zu setzen und bei Einkommen über 20 000 Mark eine Staffelung eintreten zu lassen, die bis zu 80 v. H. für den eine Million übersteigenden Einkommensteil geht.

Von einem Ausbau der Erbschaftssteuer wird abgesehen, weil sie jetzt schon im Durchschnitt 10 v. H. aller Erbschaften beträgt und die außerordentlichen Einforderungen zunächst nur für die ersten zehn Friedensjahre in Aussicht genommen sind, es also ungerecht erschiene, wenn gerade diejenigen Familien, in denen in diesem Jahrzehnt ein Erbfall einträte, dreimal so hoch belastet würden wie die anderen.

Falls die schleunige Tilgung eines Drittels der Kriegsschuld als notwendig anerkannt wird, soll sie erfolgen durch eine Abgabe von 1 v. H. alles Vermögens während 10 Jahren und durch eine besondere Bürgersteuer von den Vermögenslosen (außer den Ärmsten) von 10 Mark auf den Kopf und das Jahr.

Man muß den Vorschlägen zugestehen, daß sie folgerichtig und rücksichtslos die ganze Schwere der Aufgabe erfassen und niemand von der Verpflichtung ausschließen, seinen angemessenen Anteil an den Kriegslasten zu tragen. In Deutschland ist durch den Satz in der Begründung des Gesetzes gegen die Steuerflucht, daß die Steuerpflicht gleichberechtigt neben die Wehrpflicht tritt, der gleiche Gedanke zum Ausdruck gekommen. Es fehlt aber noch seine praktische Verwirklichung durch geeignete Steuervorschläge, und es fehlt noch die gesellschaftliche Anerkennung des Satzes, daß die Steuerdrückebergerei zu beurteilen sei wie Fahnenflucht, d. h. (um mit der Begründung des Gesetzes zu sprechen) als Ausfluß einer „besonders ehr- und vaterlandslosen Gesinnung".

v. Recklinghausen / Reform des Wahlverfahrens

Aufstellung der Kandidatenlisten durch die Kandidaten selbst statt durch die Parteien.

Zweierlei ist bei der Reform des Wahlrechts, die uns jetzt alle beschäftigt, scharf zu trennen: die Frage der Wahlberechtigung: allgemeines oder beschränktes Wahlrecht, gleiches oder abgestuftes Wahlrecht, Abstufung durch Zusatzstimmen (Pluralwahlrecht) oder durch Klasseneinteilung der Wähler. Und zweitens die Frage des Wahlverfahrens: einfaches Mehrheitswahlverfahren, so wie bisher üblich, oder Verhältniswahlverfahren (Proporz) oder — noch ein drittes. Die Frage der Wahlberechtigung ist eine rein politische; sie soll uns hier nicht beschäftigen. Die Frage des Wahlverfahrens ist zunächst eine technische, ihre bessere oder schlechtere Lösung aber von größter politischer Tragweite.

Welches ist das Problem, das hier vorliegt? Offenbar dieses, jedem Wähler oder genauer jeder Wahlstimme im Parlament die ihr zukommende Vertretung zu verschaffen. Dazu ist zweierlei nötig: erstens: daß jeder Wähler den Mann seines Vertrauens zum Abgeordneten wählen kann und durch ihn im Parlament vertreten wird, zweitens: daß das Gewicht, mit dem er dort vertreten wird, für jeden Wähler dasselbe sei. Würde nämlich ein von vielen Wählern entsendeter Abgeordneter und einer, den nur wenige erkoren haben, im Parlament gleichberechtigt nebeneinander sitzen, so wären offenbar die wenigen Wähler verhältnismäßig wirksamer vertreten als die vielen.

Man hat zur Beseitigung dieser Ungleichheit vorgeschlagen, daß bei der Abstimmung im Parlament das Gewicht, das der einzelne Vertreter in die Wagschale zu werfen hat, nach der Zahl der Wähler, die ihn erkoren haben, abgestuft werde, man hat sogar die Konstruktion von Abstimmungsmaschinen, welche solche Abstufung mechanisch bewirken, geplant. Aber eine parlamentarische Körperschaft, in welcher Stimmenkrösusse und Stimmenbettler nebeneinander sitzen, ist ein psychologisches Unding und, wie die Menschen nun einmal sind, ist ein erfreuliches Zusammenarbeiten in ein und demselben Kollegium nur unter gleichberechtigten Vertretern möglich.

Wir müssen also auf ein anderes Auskunftsmittel denken, um jedem Wähler den ihm zukommenden Einfluß im Parlament zu verschaffen. Dies Mittel besteht darin, daß diejenigen Kandidaten, welche viele Stimmen bekommen haben, an jene, welche weniger erhielten, Stimmen abtreten, natürlich nicht nach eigener Willkür, sondern gemäß einer vorher vom Wähler gebilligten Liste. Zu diesem Zweck bezeichnet der Wähler auf seinem Stimmzettel nicht nur seinen eigentlichen Kandidaten, sondern gleichzeitig mehrere Ersatzkandidaten. Er gibt durch eine solche Liste von Erkorenen seinem Andernfalls-Willen Ausdruck: falls der mir in erster Linie genehme Kandidat A. meine Stimme nicht brauchen kann, weil er bereits ohnehin Stimmen genug hat, oder weil er zu wenig hat, um überhaupt in Frage zu kommen, soll meine Stimme auf den Kandidaten B. und gegebenenfalls von diesem weiter auf C. und so fort übertragen werden.

Das gewöhnliche Mehrheitswahlverfahren weiß nichts von solcher Andernfalls-Stimmgebung. Die Folge ist, daß meine Stimme, wenn der Kandidat, dem ich sie gegeben habe, unterliegt, völlig verloren ist, daß ich meines Rechts auf Vertretung im Parlament beraubt werde. Andererseits bin ich zum mindesten nur ungenügend und mit zu geringem Gewicht vertreten, wenn mein Kandidat erheblich mehr Stimmen erhalten hat, als im Durchschnitt zum Erwähltwerden erforderlich ist, oder umgekehrt mit zu großem Gewicht, wenn er mit schwacher Stimmenmehrheit durchdringt. Solche Ungerechtigkeit ist nun nicht etwa eine Ausnahme, welche bloß vereinzelte Wähler trifft, sondern geradezu die Regel und Norm. Bei den bisherigen Reichstagswahlen zum Beispiel pflegt die Hälfte der Wähler und oft mehr als die Hälfte ganz unvertreten zu bleiben. Denn wenn drei annähernd gleich starke Parteien im Wahlkreis um den einen Sitz kämpfen, so kann nur ein Drittel der Wähler zu seinem Recht gelangen. Dieser schwere Übelstand und all seine unerfreulichen Folgen: Stichwahlen und Stichwahlunmoral, Kompromißkandidaturen, Wahlenthaltung und Verbitterung der um ihr Recht Betrogenen und so fort sind in letzter Zeit so viel erwähnt worden, daß wir nicht weiter dabei zu verweilen brauchen.

Ein zweiter Übelstand aber wird bei diesen Erörterungen meist ganz vergessen. Angenommen, meine Partei siegt, bin ich dann wirklich so wie ich sollte im Parlament vertreten, d. h. durch den Mann meines höchsten Vertrauens, oder wenn dies nicht angeht, dann wenigstens durch den, der mir in zweiter oder dritter Linie als dieses Postens würdig erscheint? Weit entfernt, ich habe ja gar nicht die Möglichkeit, unter den verschiedenen meiner Partei zugehörigen parlamentsfähigen Männern eine Auswahl zu

Digitized by Google

treffen, sondern muß für den einen, den die Parteileitung gerade in meinem Wahlkreis aufzustellen beliebt hat, stimmen; wenn ich einen anderen Namen auf meinen Stimmzettel schreibe, so ist das wirkungslos und kommt praktisch einem Verzicht auf mein Wahlrecht gleich. Vielleicht stellt die Parteileitung den Mann meines Vertrauens in einem anderen Wahlkreis auf, vielleicht auch nicht, und in letzterem Fall wird ihm der Zugang zum Parlament verschlossen, wiewohl vielleicht Tausende von Wählern gerade so wie ich in ihm den würdigsten Vertreter sehen; Tausende von Wählern, die aber, weil über das ganze Land verstreut, in keinem einzelnen Wahlkreis die lokale Majorität besitzen und daher nirgends mit Erfolg ihren Kandidaten aufstellen können. Und selbst wenn sie dieselbe besäßen, wäre es zweifelhaft, ob es einer improvisierten Vereinigung von Wählern gelingen würde, der altorganisierten Macht der Partei und ihrem eingespielten Wahlwerbeapparat gegenüber durchzudringen. Denn Tatsache ist, daß die großen Parteileitungen fast überall das Monopol der Kandidatenaufstellung besitzen, daß sie in weitgehendstem Maße vermöge der in ihrer Hand vereinigten Organisationsmittel die Wähler beherrschen und kommandieren und denjenigen Politikern, die ihnen nicht passen, die Pforten der Volksvertretung verschließen. Ich brauche bloß den Namen des Freisinnigen Naumann, des Konservativen Grafen Posadowsky, des Sozialdemokraten Bernstein zu nennen und an die Heimnisse zu erinnern, welche diese Männer, obgleich bereits anerkannte politische Führer, auf dem Weg ins Parlament fanden, weil sie sich nicht bedingungslos in ein Parteischema fügen wollten. Ein über oder zwischen den Parteien stehender politischer Kopf, wenn er nicht etwa zugleich eine lokale Größe ist, hat keine Aussicht, gewählt zu werden.

Es ist also eine doppelte Ungerechtigkeit, an welcher das gewöhnliche Mehrheitswahlverfahren krankt; erstens eine solche gegenüber den Parteien, da von mehreren, die sich im Wahlkreis gegenüberstehen und Kandidaten aufstellen, nur eine den Sieg davon trägt und den Abgeordnetensitz erhält, und zweitens gegenüber den Wählern und Kandidaten innerhalb der Partei, welche dem Belieben der Parteileitung ausgeliefert werden, die vermöge ihres Monopols der Kandidatenbenennung Wählern und zu Wählenden ihren Willen vorschreibt. Die erstere Ungerechtigkeit wird durch die Verhältniswahl wirksam bekämpft. Sie läßt eine größere Anzahl von Sitzen in einem einzigen großen Wahlkreis vergeben und verteilt diese auf die einzelnen Parteien derart, daß sie von jeder Parteiliste der Reihe nach so viele Bewerber zu Abgeordneten beruft, als der Gesamtzahl der auf die Parteiliste entfallenden Stimmen entspricht. So verhilft sie wenigstens jeder größeren Partei zu einer angemessenen Vertretung.

Die zweite Ungerechtigkeit aber wird durch die Verhältniswahl keineswegs beseitigt, im Gegenteil vielleicht eher verschlimmert. Denn je größer der Wahlkreis ist, um so größer und komplizierter ist der Apparat, dessen es bedarf, um ihn mit Erfolg zu bearbeiten, um so weniger Aussicht hat eine sich neu bildende unabhängige Wählergruppe, neben den großen altbefestigten Parteien sich durchzusetzen. Diese Bevormundung der Wähler und Kandidaten durch die Parteileitung ist von den Anhängern der Verhältniswahl selber als die große Schattenseite ihres Systems empfunden worden, und sie haben seit langem auf Mittel gesonnen, um den einzelnen Wähler von der Bindung an die Parteiliste freizumachen. Ein solches Mittel besteht zum Beispiel darin, daß man den Wähler erstens für eine Parteiliste und zweitens für einen bestimmten Namen innerhalb dieser Liste sich erklären läßt und dann die Reihenfolge, nach der die Parteikandidaten zu Abgeordneten berufen werden, nach der Zahl der den einzelnen Parteikandidaten zugefallenen persönlichen Stimmen feststellt, ohne Rücksicht auf die von der Parteileitung festgesetzte Rangordnung. Oder man gestattet dem Wähler auf der Parteiliste Änderungen vorzunehmen, einzelne Kandidaten zu streichen, hinzuzufügen, zu bevorzugen. Endlich gestattet man kleinen Parteien, sich mit anderen derart zu verbinden, daß ihre Stimmen, falls sie zur Erlangung eines eigenen Vertreters nicht ausreichen, wenigstens einer nahestehenden Partei zugute kommen.

Die Vielheit der vorgeschlagenen Abhilfsmittel läßt schon vermuten, daß keines wirklich gründlich hilft. In der Tat ist das Herumbessern des einzelnen Wählers an der von der Parteileitung ausgegebenen Liste im allgemeinen wirkungslos; denn nur wenn viele nach gemeinsamer Verabredung dieselben Änderungen vornehmen, kann ein Einfluß auf das Wahlergebnis erzielt werden. Diese Organisation aber ist es ja eben, welche die einzelnen Wähler nicht so zu leisten vermögen, daß sie der offiziellen Parteiorganisation die Spitze bieten können. Andererseits öffnet die Möglichkeit der Listenänderung allerhand unsauberen Machenschaften Tür und Tor und gibt unter Umständen wenigen Parteiwählern oder gar Angehörigen der Gegenpartei die Möglichkeit, die Führer der Partei zu Fall zu bringen, die Liste zu „köpfen". Auch bleibt bei allen Verbesserungen der große Übelstand bestehen, daß die Nennung desselben Kandidaten auf verschiedenen Parteilisten verboten und dadurch jeder zwischen und über den Parteien stehende Kandidat ausgeschlossen wird.

Man hat nun die Lösung des Problems auf ganz anderem Wege versucht. Dieser ist sogar der ältere und ursprünglichere, denn das erste hierhergehörige Wahlsystem, das bereits im Jahre 1895 in England vorgeschlagen wurde, kennt keine offiziellen Parteilisten, sondern überläßt es jedem einzelnen Wähler, seine Liste sich selber zusammenzustellen. Das aber führt, wie leicht begreiflich, zu solch unendlicher Zersplitterung der Meinungen, daß schon das Geschäft der Stimmzählung und der Ermittelung des Wahlergebnisses auf technische Schwierigkeiten stößt, die die Durchführung bei einer zahlreichen Wählerschaft unmöglich machen.

Also Organisation der Wählerschaft durch anerkannte Kandidatenlisten ist notwendig. Aber wem ist ihre Aufstellung zu übertragen, wenn die Parteileitung sie nicht aufstellen soll, der einzelne Wähler es nicht kann? Antwort: der Kandidat selber soll die Liste machen, soll die „Nachmänner" bezeichnen, auf welche die ihm zufallenden Stimmen übergehen, falls sie für ihn selber nicht verwendbar sind, sei es, weil er schon eine genügende Anzahl besitzt, um gewählt zu sein, sei es, weil er zu wenig erhalten hat, um selber für einen Sitz in Frage zu kommen. Die Kandidaten selber, die ja, wenn zu Abgeordneten erwählt, die Führer ihres Volkes sein sollen, sind auch die gegebenen Organisatoren der Wählerschaft. Diese aus unserer Überlegung mit logischer Notwendigkeit hervorgehende, zuerst von Zeiler 1913 (Hirths Annalen des Deutschen Reichs S. 53 und 585) öffentlich ausgesprochene Lösung scheint mir alle Übelstände zu beseitigen oder doch auf ein erträgliches Maß zurückzuführen.

Ohne im übrigen die Betätigung der Parteien bei den Wahlen, die ja durchaus erwünscht und unentbehrlich ist, zu beschränken oder die Aufstellung von Parteilisten zu hindern, nimmt diese Regelung doch der Parteiliste den offiziellen Charakter und damit den Zwang, den sie auf Wähler und Kandidaten ausübt. Offiziell existieren nur noch die von den einzelnen Kandidaten aufgestellten Nachmännerlisten. Jeder Kandidat ist in der Bezeichnung seiner Nachmänner ganz frei und zugleich ganz verantwortlich. Dadurch, daß er dem Wähler gegenüber moralisch für die Nachmänner haftet, die er empfiehlt, erhält dieser eine weit bessere Bürgschaft für deren Gesinnung als durch die Beschlüsse einer anonymen Parteikomiteemajorität, für die niemand die volle Verantwortlichkeit übernimmt und bei denen oft alle möglichen unsachlichen Momente den Ausschlag geben. Dadurch, daß er ganz frei ist in der Auswahl seiner Nachmänner, kann er die von der Partei empfohlene Liste seiner persönlichen Überzeugung gemäß modeln; es kommen auf den Listen Zusammenstellungen von Namen zustande, die sonst unmöglich gewesen wären. Bewerber, welche zwischen und über den Parteien stehen, erhalten günstige Aussichten, jeder bedeutende Staatsmann, jeder Politiker, der einen Namen hat, darf auf einen Sitz im Parlament rechnen, auch wenn er sich auf kein anerkanntes Parteiprogramm festlegt. Die Parteien selber werden vor Abwegen behütet und durch einen wohltätigen Zwang bei ihrer hohen Aufgabe, Helfer und Diener der politischen Gesamtheit zu sein, festgehalten.

Um diese Wirkungen des neuen Verfahrens im einzelnen, soweit das möglich ist, vorauszusehen und klarzulegen, bedarf es eingehender Überlegungen und Erörterungen, für welche hier der

Digitized by Google

Raum fehlt. Ich muß den Leser, der Genaueres zu wissen wünscht, deshalb auf die ausführliche Darstellung verweisen, welche ich in meinem Aufsatz „Alte und neue Wahlverfahren, Kritik und Reformvorschläge“ („Zeitschrift für Politik“, Band 11, Heft 1/2, 1918) gegeben habe, verweisen. Dort habe ich auch die Technik des neuen Verfahrens, die besonders bei Feststellung des Wahlergebnisses von dem bisher üblichen abweicht, genauer erörtert. Dort ist auch noch ein zweites Verfahren angegeben, welches dem gleichen Endzweck in freilich weniger vollkommener Weise dient, dafür aber technisch dem Herangebrachten näher steht und weniger Umdenken erfordert.

Hier sei nur noch ein besonders wichtiger Punkt besprochen. Es gibt Politiker, welche das unserer ganzen Überlegung zugrundeliegende Prinzip, daß nämlich bei einem guten Wahlverfahren das Wahlergebnis ein möglichst getreues Spiegelbild des politischen Willens der Wählerschaft sein soll, leugnen und vielmehr behaupten, es sei besser, wenn nur die großen Parteien ihre Vertreter in das Parlament entsenden. Andernfalls sei Parteizersplitterung und damit Schwächung der Macht des Parlaments zu befürchten. Dabei wird dann auf das englische Zweiparteiensystem als das auch für uns erstrebenswerte Ideal hingewiesen. Übersehen aber wird dabei die völlige Verschiedenheit der deutschen und der englischen politischen Verhältnisse. Wir haben nun einmal nicht zwei, sondern fast ein halbes Dutzend große politische Parteien, und sie werden, weil auf tiefgreifende Unterschiede des politischen Denkens im deutschen Volk sich gründend, in absehbarer Zeit sich nicht zu zweien zusammenschweißen lassen. Diese Verschiedenheit hängt damit zusammen, daß das englische Volk eine Jahrhunderte alte politische Überlieferung besitzt, die uns abgeht. Ferner vertrat das englische Parlament in den Zeiten seiner Blüte infolge der eigentümlichen sehr beschränkten Wahlberechtigung überhaupt nur einen kleinen Teil des Volks; England war in Wirklichkeit damals keine Demokratie, sondern eine Aristokratie mit hoher, alt überkommener politischer Bildung. Die englischen politischen Verhältnisse sind gegenwärtig in einer tiefgreifenden Umwandlung begriffen, deren Ende noch nicht abzusehen ist; nur so viel scheint deutlich, daß das alte Zweiparteiensystem im Verschwinden begriffen oder schon verschwunden ist.

Dagegen sehen wir in Nordamerika ein Zweiparteiensystem in voller Kraft. Aber auf dieses hinzuweisen hüten sich unsere deutschen Befürworter dieses Systems wohl, obgleich dieses amerikanische Vorbild viel eher für die deutsche Zukunft maßgebend sein könnte und sein würde. Gerade dieses Beispiel veranschaulicht nämlich aufs klarste die ungeheuren Gefahren, welche Volk und Staat laufen, wenn die Parteien die Wähler und die Kandidaten und damit indirekt das Parlament und den Staat beherrschen; Gefahren, welche uns in Deutschland wesentlich deshalb noch nicht zum Bewußtsein gekommen sind, weil das Parlament bei uns bisher nur eine verhältnismäßig bescheidene Rolle als politischer Machtfaktor gespielt hat. Sie werden in dem Maße bedenklicher werden, in welchem der Einfluß der Volksvertretungen zunimmt, und auf solche Zunahme drängt ja unsere gegenwärtige innerpolitische Entwickelung unverkennbar und unaufhaltbar hin.

Machen wir uns diese Gefahren und ihre Ursachen klar: Jede Partei ist ein Organismus, der zunächst einmal sich selbst im Kampf ums Dasein zu behaupten strebt, und, mögen die Gründer einer Partei auch noch so ideale Menschen sein und ausschließlich das Wohl des großen Ganzen im Auge haben, mit der Zeit schiebt sich das Interesse der Partei dem Interesse des Vaterlandes unter, die Macht und das Gedeihen der Partei wird erstes Ziel, hinter dem die Bedürfnisse der Wähler und das Wohl des Staates zurücktreten. Bei der Aufstellung der Kandidaten fürs Parlament wird der zuverlässige Parteigänger auf den Schild erhoben und nicht der warmherzige Vaterlandsfreund oder der geniale politische Denker. Im Gegenteil, jeder Neuerer, der das altanerkannte Parteiprogramm in Frage stellt, die Kreise der bisherigen Parteiherrscher stört, der Parteiorthodoxie und Bürokratie gegenüber seine eigene Meinung behauptet, ist unwillkommen und wird tunlichst unterdrückt. Unter der Flagge: Treue der Partei und dem Parteiprogramm beherrscht ein Konservativismus übler Art heute vielfach unsere politischen Parteien sowohl auf der Rechten wie auf der Linken, läßt neue Ideen erst herein, wenn sie alt und banal geworden sind und hält gerade die Besten, die Männer eigener Kraft und Prägung, der politischen Laufbahn fern. Oder wer wollte behaupten, daß in unserem Reichstag die 397 fähigsten Köpfe des deutschen Volkes versammelt seien, wie das doch eigentlich der Fall sein sollte und müßte? Wenn an der Klage, daß die Demokratie die Herrschaft der Mittelmäßigkeit bedeute, etwas Wahres ist, so trägt die Schuld daran vielleicht weniger die immer behauptete Unfähigkeit der Massen, das Hervorragende zu erkennen, als vielmehr die Unzulänglichkeit unserer politischen Einrichtungen und insbesondere unserer Wahlverfahren, die ihm den Zugang zu dem Platz, der ihm gebührt, verwehren.

Aber die Entwicklung des Parteiwesens kann noch weiterführen. Je vollkommener die Parteiorganisation ausgebaut wird, je mehr sie Einfluß auf das gesamte Denken des Volkes gewinnt, Zeitungen und Zeitschriften sich dienstbar macht, je größer und straffer gegliedert das Heer von Parteibeamten, Wahlrednern und Wahlwerbern wird, um so mehr spielen die Parteifinanzen, welche diesen ganzen Apparat unterhalten und lebensfähig machen müssen, eine ausschlaggebende Rolle, um so mehr wird die ganze Organisation zu einem kaufmännischen Betrieb, um so mehr wächst der Einfluß derjenigen, die die Hand auf der Parteikasse haben und von denen es abhängt, ob dieser Kasse der alles belebende goldene Strom zufließt oder nicht. Die Partei wird ein Geschäftsunternehmen und wird das Eigentum des reichen Mannes, der sie bezahlt. Und indem dieser als kluger Kaufmann auch gleich die Gegenpartei in seinen Dienst nimmt, gewinnt er die Herrschaft über den Staat überhaupt. Die Demokratie ist zur Plutokratie entartet, und zwar zur heimlichen Plutokratie, im Gegensatz zu jener viel harmloseren offenkundigen, welche etwa mittels eines hohen Zensus oder eines Klassenwahlverfahrens das Recht auf Vertretung im Parlament den Begüterten vorbehält. Gerade weil die das öffentliche Wesen beherrschenden Drahtzieher als solche gar nicht hervortreten, sondern nur ihren Geschäftsführer, den „Boß“ der Partei, vor der Öffentlichkeit agieren lassen, ist jeder Widerstand gegen diese Macht so aussichtslos. Sie herrscht anonym und darum unfaßbar, unverantwortlich, unbeschränkt und rücksichtslos.

Wir sehen dieses Endstadium der parlamentarischen Entwicklung in Nordamerika in weitem Maß bereits eingetreten. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die Milliardäre von Wallstreet die Vereinigten Staaten fast unbeschränkt beherrschen und daß alle Kämpfe des amerikanischen Volkes gegen die Macht der Trusts bisher vergeblich gewesen sind. In Frankreich liegen die Dinge nicht wesentlich anders. Auch bei uns sind die ersten Anfänge dieser Entwicklung deutlich genug zu erkennen, und gerade in den letzten Monaten konnte man wieder einmal ein wenig hinter den Schleier blicken und ahnend erkennen, wie auch bei uns der Großkapitalismus auf die Parteien und die politische Presse seine schwere Hand zu legen versucht.

Es gibt, soweit ich sehe, nur einen Weg, um der furchtbaren Gefahr der Amerikanisierung unseres öffentlichen Wesens, die uns jetzt bedroht, wirksam zu begegnen, das ist, daß wir unabhängig denkenden Männern den Zugang zur Volksvertretung offenhalten, und die parlamentarische Rednerbühne als Zufluchtsstätte für ein weithin hörbares freies Wort uns bewahren, wenn die Presse ihrer großen Aufgabe als Hort der unabhängigen Kritik entzogen werden sollte, wie das beispielsweise in Frankreich bereits seit langem weitgehend der Fall ist. Dazu aber ist nötig, daß den politischen Parteien, welche heute die Zugänge zum Parlament beherrschen, diese Alleinherrschaft genommen wird. Und zwar ehe es soweit kommt, wie in Frankreich und Nordamerika, daß die besten Volkselemente sich vielfach ganz von der Politik zurückziehen, weil sie von Ekel über den alles beherrschenden Mammonismus erfüllt sind und hoffnungslos am Erfolg aller Gegenbemühungen verzweifeln.

Wir wollen die Sachlage noch etwas tiefer und grundsätzlicher erfassen, wobei uns gleichzeitig der Unterschied zwischen den alten englischen und den modernen Verhältnissen nochmals zum Bewußtsein kommen wird. Die moderne Kulturentwicklung hat die unaufhaltsame Tendenz zur Großorganisation. Die Riesentrusts des privaten Kapitalismus wie die Staatsbetriebe des Sozialismus,

Digitized by Google

zu denen auch die uns heute so wohl bekannte Kriegswirtschaft gehört, haben das Gemeinsame, daß sie dem einzelnen die wirtschaftliche Freiheit rauben, ihn zu einem willenlosen Rädchen in einer ungeheuren Maschine machen, das so, wie es der Mechanismus vorschreibt, mitlaufen muß oder zerdrückt wird. Als Gegengewicht gegen diese Freiheitsberaubung und als Rettungsmittel gegenüber dieser Entpersönlichung der menschlichen Arbeit sehen wir die Tendenz zur Demokratisierung und Parlamentarisierung. Sie gibt dem Einzelnen Anteil an der Staatslenkung und damit ein Stück Macht über eben diese Organisationen, von denen er sonst selbst beherrscht wird. Er bleibt ein Einzelner, der in einer ungeheuren Kolonne mitmarschieren muß; aber er darf mit über die Richtung bestimmen, in der der Zug sich bewegt und über die Anführer, die den Weg weisen, und diese Anführer werden dadurch gezwungen, den Weg so zu wählen, wie es den Interessen des Ganzen und jedes Einzelnen entspricht. Aber dieses Mitbestimmungsrecht des Einzelnen über die Geschicke des Staatsganzen wird illusorisch gemacht, seine politische Freiheit wird dadurch zur Scheinfreiheit herabgedrückt, daß die das wirtschaftliche Leben beherrschenden Machthaber auch die politischen Parteien und die politische Presse sich dienstbar machen, daß sie, um es kaufmännisch auszudrücken, die gesamte politische Maschinerie eines Landes als eine Spezialabteilung dem übrigen von ihnen kontrollierten Interessenkonzern eingliedern. Damit ist das Aufkommen einer ihren unbequemen politischen Meinung und eines unabhängigen politischen Willens unmöglich gemacht, Demokratie und Parlamentarismus sind ihres wahren Inhaltes entleert und zu Attrappen geworden, mit denen politisch Urteilslose getäuscht werden.

Dieser wahre Inhalt aber, machen wir uns das zum Schluß nochmals klar, ist der große und wundervolle Gedanke, daß jeder Volksgenosse an der Leitung des Staats in gleicher Weise teilnimmt und daß einem jeden dadurch der Staat zu seinem Staat wird und zugleich zu seinem kostbarsten Gut, dessen Wohl und Wehe er als sein eigenstes Glück und Unglück empfindet. Was dieser große Gedanke, wenn er in einem Volke lebendige Kraft gewinnt, zu bedeuten hat, wie er die Liebe zum Vaterland und die Opferfreudigkeit des Einzelnen für das Ganze ins unbegrenzte zu steigern und das gesamte Volk zu einem Ganzen höherer Ordnung zu verfestigen vermag, das haben wir alle in diesen schweren Tagen und Jahren erlebt. Wir haben auch erkannt, daß Deutschlands Heil und Zukunft nur auf dem Wege fortschreitender Demokratisierung liegt und haben auf diesem Wege bereits die ersten entscheidenden Schritte getan, so daß wir, selbst wenn wir wollten, nicht mehr zurück können. So gilt es jetzt, entschlossen weiterzuschreiten, aber gleichzeitig sich klarzumachen, daß dieser Weg auch große Gefahren birgt, und daß wir rechtzeitig uns vorsehen müssen, damit wir nicht auf die schiefe Ebene geraten, die zum Abgrund führt.

Manchen Ausführungen des Verfassers, namentlich über das Zweiparteiensystem, können wir nicht ganz zustimmen. Es steckt aber auch hier in allem, was er sagt, ein Körnchen Wahrheit. Die Schriftleitung.

Heinrich Meyer-Benfey / Indien und wir

(Schluß.)

Aber wenn auch der Wille zu bewaffnetem Aufstande vorhanden wäre, er wäre völlig machtlos. Denn seit dem großen Aufstande von 1857 ist das ganze Volk entwaffnet und der Besitz von Schußwaffen streng verboten. Und die indischen Truppen sind ebenfalls außerstande, sich zu empören, denn sie werden von englischen Offizieren geführt, und die Artillerie wird fast durchweg von englischen Truppen bedient. So ist eine allgemeine Volkserhebung eine absolute Unmöglichkeit. Möglich sind nur lokale Aufstände von geringem Umfange, die natürlich leicht und schnell unterdrückt werden. Das mag auch jetzt hier und da vorgekommen sein — genauere Nachrichten über das, was in Indien vorgeht, gelangen ja während des Krieges nicht zu uns. Denkbar wäre höchstens eine Revolte der indischen Mohammedaner, die ja nicht so durch Kastengegensätze zerklüftet, nicht so unkriegerisch und unbedingt friedliebend und von seiten der Religion zum Fanatismus zu entflammen sind. Aber auch das ist nicht eingetreten, selbst die Verkündung des Heiligen Krieges scheint keine spürbare Wirkung in Indien gehabt zu haben. Zu gut hat es England verstanden, Indien luftdicht gegen die Außenwelt abzuschließen, der Wahrheit den Weg zu versperren und durch die skrupellose Ausnutzung der Presse dem indischen Volk seine Auffassung aufzuzwingen.

Also Indien hat sich nicht empört, vielmehr das Gegenteil ist eingetreten. Alle Teile des indischen Volkes, nicht zum wenigsten die Mohammedaner, haben sich in Beteuerungen ihrer Loyalität überboten, die einheimischen Fürsten haben sogleich in edlem Wetteifer der Regierung ihre Truppen und ihre Staatseinkünfte zur unbeschränkten Verfügung gestellt, und so konnte England nicht nur die englischen Truppen ohne Gefahr aus Indien fortnehmen, sondern ein nicht unbeträchtliches Aufgebot einheimischer Soldaten an die Front schicken, das unseren Tapferen in Flandern oft zu schaffen gemacht, vor allem aber in Ägypten und Mesopotamien der englischen Herrschaft wertvolle Dienste geleistet hat. Wie konnten sich die Inder soweit erniedrigen und ihr wahres Interesse verkennen, daß sie für die Sache ihrer Unterdrücker fechten und selbst deren Weltherrschaft festigen? Nun, wir wollen jene Loyalitätsbeweise nicht überschätzen. Die indischen Fürsten, die ihren Thron ausschließlich vom guten Willen Englands abhängig wissen, konnten nicht wohl die Gelegenheit versäumen, sich der Gunst ihrer Herren zu versichern. Und die Truppen sind eben Berufssoldaten, die überall kämpfen, wohin sie geschickt werden, und zumeist keine Ahnung hatten, welches ihre Bestimmung war. Aber auch die indische Nationalpartei, die seit einigen Jahrzehnten den Kampf um die Befreiung Indiens führt und einen beständig wachsenden Einfluß gewinnt, hat diese Haltung gebilligt. Sie hat dabei ihr Ziel keineswegs aufgegeben, vielmehr eben darin einen Weg zu diesem Ziele entdeckt. Dieses Ziel aber heißt für alle besonnenen Politiker nicht gewaltsame Lostrennung von England, sondern Selbstregierung, Homerule innerhalb des englischen Weltreiches. Jenes ist eben bei der offenbaren Unmöglichkeit eines erfolgreichen bewaffneten Volksaufstandes nicht zu erreichen. Es ist aber auch sehr die Frage, ob es ein Glück für Indien wäre, wenn es erreichbar wäre. Denn bei dem Fehlen jeder Regierungstradition, bei dem Nichtvorhandensein staatsmännischer Kräfte, die im höheren Verwaltungsdienst geschult und erfahren sind, würde Indien heute noch nicht imstande sein, sich bei Wegfall der englischen Herrschaft selbst zu regieren. Das Resultat würde entweder völlige Anarchie sein, oder, wahrscheinlicher, eine andere Macht würde die Herrschaft an sich reißen: Japan, das begierig auf eine gute Gelegenheit lauert. Und eine japanische Herrschaft würde wahrscheinlich weder für Indien noch für die europäischen Interessen einen Fortschritt gegenüber der englischen bedeuten. Vorderhand kommt also nur die Gleichstellung Indiens mit den Kolonien mit überwiegend englischer Bevölkerung, die sich selbst regieren, wie Kanada, Australien, Südafrika, in Frage. Dieses Ziel ist auf friedlichem Wege und mit gesetzmäßigen Mitteln zu erreichen, bei dem guten Willen Englands, und dafür bedeutet die Waffenhilfe, die jetzt Indien England leistet, eine nicht geringe Unterstützung. Sie gibt der Forderung Indiens Nachdruck und legt der Regierung eine Pflicht der Dankbarkeit auf, der sie sich nicht entziehen kann, ohne eine bedenkliche Gärung hervorzurufen. In der Tat hat England gleich im Anfang des Krieges dahingehende Versprechungen gegeben, und die Inder rechnen darauf, daß es sie wird halten müssen. Ihre Hoffnung scheint recht zu behalten. Nachdem England lange genug mit der Erfüllung seiner Zusage gezögert, hat es im vergangenen Winter Mr. Montagu, den Minister für Indien, dorthin gesandt, und diesem wie dem Vizekönig haben die Führer der indischen Bewegung am 27. November Adressen überreicht, worin sie fordern, daß die indische Zentralregierung wie die Regierungen der Provinzen gewählten Vertretern des indischen Volkes verantwortlich gemacht werden sollen. (S. „Wirtschaftsdienst" vom 1. Februar 1918.) Später wird genauer verlangt, daß durch unmittelbare Gesetzgebung des britischen Parlaments Indien vollständige Selbstregierung nach australischem Muster garantiert wird mit einer höchstens 10 Jahre dauernden Übergangsperiode, während deren

Digitized by Google

der Regierung ein Vetorecht zustehen soll. Die Rede, mit der Annie Besant als Vorsitzender der Delegiertenversammlung des indischen Nationalkongresses in Calcutta am 27. Dezember 1917 darüber berichtete, begründet energisch die Gerechtigkeit und Notwendigkeit der Forderung und drückt gute Zuversicht auf ihren Erfolg aus. (Vgl. den Bericht der „Times" Nr. 41 676 vom 2. Januar 1918. — Den Wortlaut der wichtigsten Adressen, die dem Vizekönig und dem Minister bei diesem Anlaß überreicht sind, so der gemeinsamen Adresse des Nationalkongresses und der Moslem-Liga wie der der Homerule-Liga findet man jetzt in der Sonderbeilage der Zeitschrift „Der neue Orient", II., 10 (vom 20. Februar 1918), „Indiens Ringen um seine Freiheit".) Ob diese Selbstregierung dann nur eine Zwischenstufe zur völligen Ablösung von England sein wird, wie viele Inder hoffen, bleibt abzuwarten. Sicherlich wird England alles tun, um seinen wertvollsten Besitz fest in der Hand zu behalten. Indessen, der Stein ist einmal ins Rollen gekommen. Irgendwelche Konzessionen wird England machen müssen, und die Zeit der ungestörten Unterdrückung und Ausbeutung ist vorbei.

In allen diesen Dingen hat sich Indien also lediglich von seinem nationalen Interesse leiten lassen. Wie es in Wahrheit über den Krieg denkt, ist damit nicht gesagt. Aber diese Frage läßt sich beantworten, wenigstens für die denkenden Inder, die allein in Betracht kommen. Denn Indien hat einen Vorzug, um den es heute alle Völker beneiden können: es hat einen Mann, in dem alle schöpferischen Kräfte des Volkes in höchster Vollkommenheit zusammengefaßt sind, und der in einem so tiefen und umfassenden Sinn als Vertreter seiner Nation gelten kann, wie selten ein Mensch. Und Rabindranath Tagore, der während des Krieges eine große Vortragsreise durch Japan und Nordamerika unternommen, hat sein Urteil ausgesprochen in einem Aufsatz: „The Spirit of Japan", der im Juniheft 1917 der „Modern Review" in Calcutta erschienen ist und deutsch (in der Übersetzung meiner Frau) im Januarheft der „Preußischen Jahrbücher". (Er erscheint jetzt auch als selbständige Schrift im Verlage von Kurt Wolff. Die Quintessenz der durch ungewöhnlichen Gedankengehalt und wahrhaft poetische Kraft der Darstellung ausgezeichneten Rede ist zu einer machtvollen Vision verdichtet in dem gewaltigen Gedicht „Der Sonnenuntergang des Zeitalters", das in demselben Heft der „Modern Review" und deutsch in der „Hilfe" vom 30. August 1917 erschienen ist.) Da ist es nun freilich für den großen Seher und Propheten, der so ganz im indischen Fühlen wurzelt, für den die Einheit aller Menschen tiefster Grund und letztes Ziel alles Strebens ist, selbstverständlich, daß er den Krieg die Entfesselung der Dämonen des Hasses und der Gewalt, den „Höllentanz von Plünderung, Mord und Frauenschändung" unbedingt verdammt. Und speziell in dem ungeheuren Weltbrande der Gegenwart sieht er das Weltgericht der europäischen Zivilisation, die Katastrophe, die Selbstvernichtung der abendländischen Kultur und des materialistischen Geistes, der sie zu seinem Ausdruck geschaffen hat. Wer kann ihm da mit Grund widersprechen? Auch das werden wir ihm kaum verdenken, daß er zwischen den Völkern Europas keinen Unterschied macht. Für den Fernerstehenden sind sie ja alle in gleicher Weise am Kriege beteiligt (gerade, wenn er nicht den englischen Lügen Glauben schenkt) und somit in gleicher Mitschuld und Verdammnis. Gewiß ist in erster Linie an England gedacht, wenn es heißt:

„Doch der hungrige Leib der Nation wird im Augenblick
der höchsten Raserei zerplatzen von ihrem schamlosen Fressen,
Denn sie hat die Welt zu ihrem Fraß gemacht,
Und während sie sie gierig beleckt und zermalmt und in großen
Bissen hinabschlingt,
Schwillt sie mehr und mehr,
Bis mitten in diesem unheiligen Festmahl der Strahl des
Himmels plötzlich herabfährt und ihr brutales Herz durchbohrt."

Aber der eigentliche Feind ist für Tagore doch nicht diese oder jene Nation, sondern „die Selbstsucht der Völker" überhaupt. Überraschender, schmerzlicher berührt uns die hohe Meinung, die der Dichter von Japan hegt. Indessen, diese umschreibt vielleicht weniger das, was da ist, als was nach Tagores Meinung da sein soll, sie ist weniger als eine Verherrlichung Japans denn als eine ernste Mahnung an Japan gemeint. (Freilich ist auch zu bedenken, daß Tagore vielleicht Japan besser kennt und tiefer versteht als wir. Es müssen ja in diesem Volke tiefe, schöpferische Kräfte verborgen sein, sonst hätte es nie seine eigenartige Kunst, seinen besonderen Lebensstil hervorbringen können. Das offizielle Japan von heute, mit dem wir es im Kriege zu tun haben, ist ja nicht das wahre oder nicht das ganze Japan, ist viel mehr europäische Schule als spontanes Erzeugnis der Volksseele.) Es gehört zum Wesen des echten Idealisten, daß er an das Gute in den Menschen glaubt, auch wo es nicht offen am Tage liegt; er muß es erst voraussetzen, um darauf wirken und es hervorrufen zu können. Das darf uns doch nicht darüber täuschen, daß der Inder eine gewisse Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit mit Japan im Gegensatz zu Europa empfindet. Diese gründet sich gewiß hauptsächlich auf die Ähnlichkeit der weltgeschichtlichen Lage, die gleiche Bedrohung durch Europa. Und da ist dem Inder Japan das bewunderte Vorbild, wie man sich der europäischen Unterjochung erwehren kann. Aber auch in bezug auf die Kultur reduziert sich ihm alles auf den Haupt- und Kerngegensatz: Asien und Europa. Asien, das ist das Reich der uralten, organisch gewachsenen, aus den Tiefen der Seele stammenden Kultur, deren belebende Mitte die Religion ist. Sind doch alle Weltreligionen von Asien ausgegangen. Und mit Japan fühlt sich Indien noch speziell durch die alte, durch den Buddhismus gestiftete Geistesgemeinschaft verbunden. Europa dagegen, das Reich der Technik und Industrie, der äußeren, lernbaren und übertragbaren, mechanischen, dinglichen Kultur und des reinen Nützlichkeitsgeistes. Der Westen ist jedem Inder nur in der Gestalt Englands und Nordamerikas bekannt, und daß er, der extreme Idealist, der ganz in der Welt der Innerlichkeit, der Phantasie und Spekulation zu Hause ist, und darüber, wie der Dichter in Schillers „Teilung der Erde", die materiellen Güter der Erde verloren hat, darin den absoluten Gegenpol empfindet, ist ja selbstverständlich. Von den anderen europäischen Völkern weiß er entweder überhaupt nichts, oder er kennt sie nur durch englische Vermittlung, so daß ihm Deutschland, wenn es überhaupt in sein Blickfeld tritt, entweder als ein Vasallenstaat Englands oder als ein zurückgebliebenes, halb barbarisches Land erscheinen muß. Würde er das wirkliche Deutschland kennen, so möchte sich leicht sein Weltbild anders gestalten. So würde ihn hier vielleicht das Gesicht der ursprünglichen Stammesverwandtschaft überkommen, während er auf der anderen Seite die geistige Zusammengehörigkeit von England und Japan, der beiden seelenlosen Rechner und skrupellosen Erfolgsmenschen, der reinsten Verkörperung der Nationalselbstsucht, erkennen würde. Da müssen wir von der Zukunft eine Besserung erwarten. Und da müssen die Inder, die während des Krieges in Deutschland leben und unter denen auch Schüler und Freunde Japans sind, die ersten Pionierdienste tun.

Was geht nun dies alles uns Deutsche an? Selbstverständlich ist, daß wir in Indien keinerlei politische Ziele verfolgen, wie wir auch den Indern bei ihren politischen Bestrebungen nicht helfen können (über die indirekte Förderung hinaus, die Englands Kriegsbedrängnis und die Schwächung seines Prestiges für sie bedeutet). Um so größer sind unsere wirtschaftlichen Interessen in Indien. Die wichtigste Aufgabe Deutschlands nach dem Kriegsende wird der Wiederaufbau seines Welthandels sein. Und da dieser manche alten Bahnen verschüttet und versperrt finden wird, so wird er bedacht sein müssen, neue Wege zu suchen. Vielleicht nirgends findet er da ein weiteres und aussichtsreicheres Feld als in Ostindien. Ein Indien, das sich selbst regiert, wird sich ja dabei vom indischen Interesse leiten lassen und wird nicht geneigt sein, sich durch künstliche Zollschranken englische Waren aufzwingen zu lassen, wo es anderswo besser und billiger kaufen könnte. Auch ist das Land einer unbegrenzten wirtschaftlichen Entwicklung fähig, sobald es erst die jetzige Verelendung überwunden hat. Diese ist ja nicht die Folge einer kargen Natur noch einer unfähigen Bevölkerung (Indien ist eins der reichsten und fruchtbarsten Länder der Erde und sein Volk hochbegabt und von einer ursprünglichen

Genialität, die sich in der Hervorbringung einer alten, hohen, ganz selbständigen Kultur bekundet hat, nur daß es jetzt künstlich in Stumpfheit und Unwissenheit gehalten wird), sondern allein die einer widersinnigen, lediglich von der Geldgier des englischen Kapitals diktierten Gesetzgebung. Hier fällt unser Interesse durchaus mit dem des indischen Volkes zusammen. (Diese Interessengemeinschaft erörtert eingehend Graf Ernst von Reventlow, Indien. Seine Bedeutung, Deutschland und die Zukunft der Welt. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1917. Preis 2 M.) Darüber hinaus wird allerdings eine Pflege menschlich-kultureller Beziehungen und geistigen Austausches anzustreben sein. Nicht wegen der äußeren Vorteile, die davon zu erwarten wären, sondern weil beide Völker zusammengehören und in gewisser Weise aufeinander angewiesen sind. Beide sind ja die großen Vorkämpfer und Verwirklicher des Idealismus, der das Gesetz seines Handelns von der Seele und nicht von den äußeren Dingen empfängt, und haben darin ihre weltgeschichtliche Mission gefunden. Beide sind in erster Linie ein Volk der Dichter und Denker und sind darüber in politischer Machtgewinnung und wirtschaftlichem Erfolge lange zurückgeblieben. Beide sind in gleicher Weise bedroht von dem englisch-amerikanischen Militarismus und Mammonismus, der im Begriff ist, die ganze Welt sich zu unterwerfen und ihre Seele zu ersticken. So ist es zwar übertrieben, aber nicht grundlos, wenn ein mir befreundeter Inder im Anfange des Krieges sein neugewonnenes Verständnis Deutschlands so ausdrückte: Deutschland ist das Indien Europas. Wenn ich der Pflege dieser Kulturverwandtschaft das Wort rede, so denke ich weniger an das, was wir von Indien beziehen können. Das Beste, was Indien auf den Gebieten der Dichtung, der Philosophie, der Religion geschaffen, hat deutsche Forschung und Übersetzungskunst längst uns angeeignet, und hier bleibt hauptsächlich die allerdings dringende Aufgabe, diese Schätze wirklich bei uns heimisch und weiteren Schichten bekannt und zugänglich zu machen. Viel mehr wird Indien von uns empfangen können. Nicht so, daß es deutsche Geistesschöpfungen übernimmt und nachahmt, sondern daß es an dem klassischen Beispiel unserer großen Zeit lernt und den Mut findet, sich seiner Eigenart und schöpferischen Kraft bewußt und froh zu werden und sie zu neuer Fruchtbarkeit zu beleben. Vor allem, daß wir vereint zusammenstehen im Widerstande gegen jenen bösen Geist des äußeren Nutzens, des seelenlosen und seelenmordenden Sachendienstes, dessen unheimliche Macht jetzt so schwer auf uns lastet und die tötliche Gefahr für die Zukunft der Menschheit und der Menschheitskultur ist. — In diesem Zusammenhange will ich auf zwei Gründungen hinweisen, die sich die Pflege der deutsch-indischen Beziehungen zum Ziele gesetzt haben: den neugegründeten „Bund der Freunde Indiens" (Geschäftsstelle: Berlin-Charlottenburg 4, Wilmersdorfer Straße Nr. 98/99), der besonders, doch nicht ausschließlich die wirtschaftlichen Beziehungen im Auge hat, und die „Gesellschaft zur Förderung des Verständnisses indischen Geisteslebens" in Hagen i. W., Buscheystr. 27. Daß diese Bestrebungen guten Erfolg und weite Ausbreitung erreichen, ist im Interesse beider Völker wie im allgemeinen Menschheitsinteresse zu wünschen.

Gertrud Bäumer / Hodlers Expressionismus

Als wir vor Jahren vor den ersten Bildern Hodlers standen, fanden wir den Zugang zu seiner befremdenden Kunst durch den starken, gewissen Eindruck, daß in diesen Gestalten Unverwelkliches, Wesenhaftes nach einer neuen Sprache suchte. Das war genug, um zu verstummen und mitzusuchen. Wir öffneten unsere Seelen, damit das Werk, lebendig zu uns kommend, aus seiner Seltsamkeit herauswachsend oder sie sinnvoll füllend, sich uns schenkte. Denn uns war bewußt, daß hier nicht Künstelei aus dem Leeren das Absonderliche wachsen ließ, sondern daß Gefühl sich aus dem Werk so groß und rein zurückempfangen wollte, wie es hineingeströmt war. Gefühl sträubte sich, hinströmend von ausgefahrenen Gleisen aufgenommen zu werden und im Ausdruckslosen verloren zu gehen. Einheit wehrte sich, im nicht zu hemmenden Mitklingen schon vorhandener, vielfach beziehungsvoller Darstellungsmittel zu zerstieben, Ursprungsbewußtsein will sich bewahren vor dem Abgleiten in das versucherische Vielzuviel des Ererbten. Und so beginnt der einsame, abseitige Weg.

Das Wort „Expressionismus", so unzulänglich es ist (und stillos gelehrt für eine Richtung, die auf Empfindung und Ausdruck des „dumpfen Göttlichen" ausgeht), deutet immerhin einen Gegensatz richtig an, der aber nicht nur heute zwei Richtungen trennt, sondern immer die beiden Pole des künstlerischen Weges bezeichnet hat. Es ist nämlich stets die Frage, ob der Keim der Gestaltung im Eindruck liegt, von außen kommt, oder ob ein Inneres, Seelenhaftes zur Gestalt drängt. Jedes Kunstwerden schließt beides in sich: Erscheinung und zu ihr als seinem Symbol drängendes Gefühl. Aber der Grad der Bewußtseinsbetonung dieser beiden Teile ist verschieden. Das Gefühl kann, sein selbst unbewußt, sich der Erscheinung hingeben in ihr, dem von ihr ausgehenden Reiz folgend, aufgehen zur Einheit von Seele und Symbol. Oder es kann, zuerst sich selbst empfindend, die Erscheinung erst suchen, herbeiholen, sich zur Verleiblichung wählen. Das erste ist die impressionistische Betonung, bei der das zentrifugal ausströmende Gefühl verschwiegen und als solches unbestimmt bleibt. Der zweite Weg ist der des Expressionismus, der einem schwer und reif gewordenen Innerlichen das sinnliche Gefäß schmiedet, aus der Fülle der Erscheinungen wägend wählt, abwirft, zusammenfaßt, umformt, vereinfacht — alles nach dem Maßstabe der Seele, die sich ausprägen will und der die Erscheinungswelt nur Stoff ist zu freiem Schalten.

Die Lösung von der naturalistischen Fessel, die Thronerhebung einer neuen idealistischen Willkür ist das Wesen des Expressionismus.

Ein Gefühl, das so eigenwillig der Außenwelt gegenübersteht, ist nicht leichter, heller Art. Nicht olympisch, sondern prometheisch, titanenhaft, maßlos und gebunden zugleich; schwere, große Gebärde voll unentspannter Kraft ist ihm eigen. Die Schmerzlichkeit alles übermächtigen Ergriffenseins liegt in dieser Gebärde. Harmonie ist weit. Denn dies Gefühl will nicht vorzeitige Besänftigung, sondern es will sich durch seine Tiefe hindurchwühlen. Ernsthaft — unheiter — bis in die letzte Faser.

So sprechen die Visionen Hodlers. Jede Gestalt überbeladen, bis zur Erstarrung gefüllt mit einem Leben, das aus dem Persönlichen und Zeitlichen ins Menschheitliche und Ewige gehoben ist, voll Feierlichkeit und Inbrunst, in sich gekehrt und ohne Anpassung und Mitteilsamkeit.

So liegen die Menschen seiner „Nacht" nebeneinander. Keiner gibt etwas von seiner schwerblütigen, verhängnisvollen Isolierung ab an einen Rhythmus der Anordnung, der sie einen könnte. Hart und häßlich, monoton und doch unstimmig ist das Beieinandersein dieser Körper unter dem dunklen Schleier. Und doch gehören sie zusammen. Der primitive Parallelismus der Anordnung bringt dieses Verbunden- und doch Fürsichsein merkwürdig — bedrückend — stark zum Ausdruck.

Zu vollkommener Einheit verwachsen Gefühl und Ausdruck in dem wunderschönen Bild „Das ferne Lied", jener einsamen Frauengestalt, in deren Gebärde das Lauschen (Haltung des Kopfes), Ergriffensein (Geste der Hände) und

Digitized by Google

Hingezogenwerden (beschwingt schreitende Bewegung der Füße) so unbeschreiblich ausdrucksvoll miteinander verbunden ist. Die Landschaft, mit einer einzigen Wellenlinie angedeutet, gibt ein Gefühl von weiten leeren Räumen, durch die fernher das Lied fliegt, und der hochaufragende Mensch, dessen Gefühl sich nichts Ablenkendes und Zerteilendes nahen kann, ist mit seiner Sehnsucht ganz eins. Hier hat auch die Vereinfachung nichts, was der Natur Gewalt antut. Sie ist Ausdruck (Expression) geworden, ohne an eigener Form etwas preiszugeben.

Anders im großen Universitätsbild in Jena: dem Auszug der Studenten. Hier geht die Vereinfachung der Erscheinung zum Ausdruck des Geistigen weiter, zwei seelische Wellen nur gewinnen in diesen Leibern Gestalt: Aufbruch und Marsch. Und als Ausdruck dieser beiden Bewegungsformen, und nur ihrer, gewinnen die Gestalten etwas Symbolhaftes. In die Fläche eingepreßt, ohne Tiefengliederung, sind sie Schattenrisse eines Bewegungsstromes, nicht leibhafte Körper. Aber als solche mächtig und überzeugend.

Schon bei Hodler erscheint aber auch — trotz der kräftigen, man möchte fast sagen: schweizerisch vernünftigen Klarheit seiner Gestalten — die besondere mystische Innigkeit, das Überfülltsein der Gebärde mit Seele, das die letzten, jüngeren Vertreter des Expressionismus der mittelalterlichen Menschendarstellung wieder so nahe bringt. Gebärde, die ein Übermaß von Empfindung im Stammeln ausdrückt: das Bild des Frühlings. Primitivität nicht nur im Sinne der Rückführung auf den einfachsten Ausdruck, sondern auch im Gefühl selbst. Verinnerlichung bis zur letzten Einfalt. Dieser Rückweg aus einem modernen Bewußtsein zum Einfachen, Starken, „Dumpfen", ist nicht ohne Selbsttäuschungsgefahr. Hodler ist vor ihr durch die Echtheit seiner Natur geschützt und auch insofern Vorbild. Bei den Nachfolgern ist die Scheidung der Geister sehr fühlbar. Aber es ist für den, der fühlen kann, kein Zweifel darüber möglich, daß sich in diesen Jüngsten ein Ursprüngliches, Elementares durch die Verstrickungen der Zivilisation hindurcharbeitet, das, Erdkräfte entfaltend, bestimmende, richtunggebende Entwicklungsmacht ausüben wird.

Theodor Heuß / Max Klingers neues Monumentalgemälde

Es ist immer eine halbe Sache und leicht irreführend, monumentaler Raumkunst in einem Ausstellungssaal zu begegnen, denn sie ist als Teil eines Ganzen gedacht, empfängt und spendet ihre Gesetze im Zusammenhang eines architektonischen Organismus. Jedes Urteil muß deshalb seine Vorbehalte machen; das gilt auch für die große Fläche, die Klinger für das Chemnitzer Rathaus gemalt hat und die man jetzt in der Berliner „Freien Sezession" sehen kann. Um so mehr, als der Aufbau der Bildanlage offenbar viel bewußter „architektonische" Elemente zeigt als noch die Leipziger Universitätsbilder oder gar die früheren großen Gemälde Klingers, deren Aufenthalt im Wiener Belvedere an sich immer den Eindruck eines Provisoriums macht.

Das Chemnitzer Bild will einen dem industriellen Gewerbecharakter der Stadt entgegenkommenden, nicht eben tiefsinnigen Gedanken abwandeln: „Arbeit — Wohlstand — Schönheit". Die Allegorie kann es dabei nicht entbehren, aber Klinger sucht einen eigentümlichen Ausweg, indem er den „Wohlstand" in dem heiteren, hügelig gelagerten Bild einer Hafenstadt gibt, die „Arbeit" auf dem Gewimmel einer Kaimauer zeigt, da eben ein großer Ozeandampfer entladen wird, die „Schönheit" in einer Gruppe tanzender und ernst bewegter Frauen, denen Venus, Mars, Merkur zuschauen. Landschaft, naturalistische Schilderei, antikisierende Allegorie stehen dicht nebeneinander oder vielmehr hintereinander: denn das Bild ist horizontal in drei Schichten getrennt: auf der Vorderbühne stehen die allegorischen Figuren, im Mittelplan, einem Kai, wimmelt die Arbeit, den Grund, vom langströmenden Fluß geschieden, nimmt die Landschaft. Der horizontalen Architektur, die sehr ausgesprochen ist, und mehr aus gedanklicher Überlegung als architektonischer Empfindung stammt (sie erschwert mehr die einheitliche Orientierung des Auges als sie sie erleichtert), entspricht eine zurückhaltendere vertikale, deren Elemente Schornsteine und das Mastenbündel verschiedener Gruppen von großen Segelschiffen sind.

In seinem für den Künstler selber höchst aufschlußreichen Büchlein „Malerei und Zeichnung" spricht sich Klinger auch über die Raumkunst aus:

„Der geistige Anschluß des Bildes an die Bestimmung und Bedeutung des Raumes ist notwendig, und da dies ohne wechselseitige Beziehungen, ohne allegorische oder beabsichtigt symbolische Grundlage wohl nicht zu leisten ist, ist von vornherein die gesamtgeistige Einheit der Darstellung aufgehoben — wenn man nicht bloß auf eine landschaftliche oder vedutenhafte Ausschmückung ausgeht. Schon bei etwas mehr als mäßigen Dimensionen treten Form und farbige Durchbildung im Streben nach einheitlicher Zusammenwirkung mit weniger Bedeutung auf, um der Gesamtstimmung, dem Ausdruck der rhythmischen Bewegung größere Klarheit und Verständlichkeit zu geben. Es erweitern sich die geistigen Grenzen der bildnerischen Darstellung von selbst. Der Anschluß an die Architektur, die nahe Verbindung mit Ornamentik völligen schon bei einzelnen dekorativen Bildern zur Allegorie; ein Gebiet, wo die geistreiche Ideendarstellung der formellen Behandlung gleichsteht, wenn nicht konventionellste Abwandlung bekannter Themen oder Eintönigkeit stattfinden soll."

Diese bereits im Jahre 1893 niedergeschriebenen Sätze können auch für das Werk von 1918 als Leitmotiv gelten. Sie sind charakteristisch für den gewissen pedantischen Rationalismus Klingers, der seine Phantasie mit einer philologenhaften Gebildetheit durchsetzt und rechtfertigt und die Stelle einer freien, farbigen Sinnlichkeit der gedanklichen Überlegung zuweist. Man wird die hier vorgetragene Anschauung als Kommentar zum eigenen Schaffen anerkennen, sie aber nicht gelten lassen, wenn man an den Wiesen der Neapler Fresken, den Puvis de Chavannes des Pariser Pantheons, den Hodler der Bilder von Zürich, Jena, Hannover denkt — hier ist große monumentale Kunst, die des gedanklichen Zwischenapparats völlig erträt.

Aber merkwürdig, ein paar Seiten weiter liest man in Klingers Schrift:

„Das, was man allgemein „Gedanken", „Idee" im Bilde nennt, besteht nur zu oft aus willkürlichen, fast immer aber mehr oder weniger geistreichen Kombinationen von Dingen und Ereignissen, die mit der Darstellung selbst nichts zu tun haben, aber Ideenassoziationen erwecken. Diese können wohl geeignet sein, charakteristisches Licht auf den Gegenstand zu werfen, sind aber meist für ein Publikum berechnet, das, über den Kunstwert sich unklar, etwas haben will, darüber zu fabulieren, zu „verstehen".

Das sind sehr richtige Bemerkungen, aber es ist gefährlich, sie in die Nähe des Chemnitzer Bildes zu bringen, weil man sonst boshaft werden möchte: daß Klinger an das Fabulierbedürfnis der Chemnitzer Stadträte gedacht habe.

Dies mag auf sich beruhen. Wir sind nicht so doktrinär, in dem uralten Streit um das Lebensrecht der Allegorie das Ja oder das Nein mit Betonung auszusprechen. Worauf es ankommt, ist im Einzelfall immer die unmittelbare künstlerische Überzeugungskraft. Für diese entscheidet aber nicht die gedankliche Konstruktion mit ihren „Ideenassoziationen", sondern die Sicherheit der künstlerischen Aussprache.

Klingers Werk sind drei aufeinandergelegte Bilder, nicht bloß in ihrer thematischen Sonderung, sondern auch in der geistigen Haltung und technischen Durchführung. An sich ist ja das Verfahren, gewisse Schichten zu wählen, für die monumentale Malerei keine neue Erfindung. Puvis de Chavannes hat es vor allem ausgebildet, damit nicht eine an Überschneidungen reiche perspektivische Tiefenentwicklung den Wandflächencharakter zerreiße. Aber Klinger kam bei seinem System, da er Gedankliches deutlicher machen wollte, zu einem Kompromiß. Das Stadtbild hat eine

weiche impressionistische Farbigkeit — es gibt, mit dem breit gemalten blauen Band des Flusses eine gewisse wohlige malerische Atmosphäre. Vor ihr stehen die großen Figuren der tanzenden Frauen, deren zeichnerisch klare Durchbildung die Erinnerung an das graphische Werk weckt. Die Mittelbühne aber, hat man sie einmal als eigenen und gedanklich nicht nebensächlichen Bildorganismus begriffen, zeigt einen völlig anderen Stil: sie ist mit einer Fülle kleiner naturalistischer Szenen und Gruppen durchsetzt, Hafenarbeiter, Lastenträger, Bummler, Beamte, eine Kutsche fährt heran, in der man wohl den glücklichen Rheder vermuten darf — das ist fast ein naiver, im Anekdotischen sich auslebender Bilderbogenspielertrieb, silhouettenhaft in kleinen Figuren hingesetzt —, wandert man die Mittelbühne ab, in den Zwischenräumen der großen Figuren, so geschieht das außer allem Zusammenhang mit der architektonischen Bildidee, die in den Gestalten der Vorderbühne entwickelt ist.

Auf ihr liegt natürlich der Nachdruck. Die neun Frauen, in wechselndem Rhythmus der Bewegung, frei, reglos, offen, leidenschaftlich, streng und gemessen, sind reliefartig geordnet (vielleicht stehen sie ein wenig zu nahe der Rampe und treten damit aus der Luft des Bildes heraus). Die Ordnung dieser Gestalten, die Mischung von natürlicher Anmut und gedrängtem Pathos, hat starke zeichnerische Schönheiten; sie sind am antiken Ideal gebildet und haben damit, vor dem Naturalismus des Erwerbslebens, einen persönlichen, humanistischen Bekenntnischarakter. Der Eindruck dieser Lösung wäre vollkommener, hätte Klinger nicht die rechte Ecke des Bildes noch mit einer Felsgruppe gefüllt, in der nicht nur die mythologischen Allegorien gehäuft sind, sondern auch das einfach klare Reliefschema des Vordergrundes durch einen räumlich nicht völlig geklärten Menschenklumpen durchbrochen wird. Der stört nicht nur die Balance, sondern bedeutet auch eine unerwünschte Motivenhäufung: der Beschauer des Bildes soll aus sich seine Wertung der ganzen Gedankenreihe finden und nicht noch aufgefordert werden, in die Psychologie der mythologischen Gäste zu schlüpfen.

Das alles klingt einigermaßen nüchtern und vielleicht rabulistisch. Aber um so mehr, als es sich hier um eine in höchstem Maße repräsentativ gedachte Arbeit handelt, repräsentativ im Sinne der zeitgenössischen deutschen Monumentalmalerei, zwingt das Bild, in die Welt seiner gedanklichen Empfängnis und seiner formalen Erfüllung einzudringen, um zu finden, wie hier Widerspruchsvolles und Ungelöstes klafft. Aufs lebhafteste angeregt, aber weder benutzigt durch eine innere Wucht noch befreit durch einen großen Zug der formalen Lösung scheidet man von dem Bild. Das alte simple Wort meldet sich: weniger wäre mehr. Die Ansätze der flächenhaften Bildarchitektur, in der zeichnerisch und in der farbigen Gesamthaltung viel Schönes sich anzeigt, werden zerrieben durch eine zu kecke Willkür im stilistischen Wechsel und einen zu umfangreichen philologischen Apparat.

Hans Bauer / Picardische Nacht

Sternenschein, über Gräbern geflaggt,
huscht um starre Kanonenglieder,
leuchtet über dem Trommeltakt
wie die Augen von Müttern nieder.

Was in die Schmerzen verwoben ist,
hält das zuckende Licht beschienen.
Sterne, hoch über Gräbern gehißt,
weinen auf das Gelöse der Minen,

Raunen leise: Es ist vollbracht,
Kreisen still an der himmlischen Schale,
Glitzern vom dunklen Leibe der Nacht
wie Gekreuzigter Wundenmale.

Berthold Vogler / „Zur Sechslingspforte"

Nun tut es mir doch leid, daß ich mit meinem Urlaub nicht in der Sechslingspforte eingekehrt bin. Viele Jahre lang bin ich an der kleinen Schenke vorübergegangen. Den Gedanken, dort unter Kutschern und Markthelfern einen Stehschoppen zu trinken, hätte ich weit von mir weggewiesen. Vielleicht hat sie einmal etwas Bedeutungsvolles für mich gehabt zu einer Zeit, als ich noch nicht allein in Wirtshäuser gehen durfte. Damals lag auch sie für mich mit in der Domäne alles Erwachsenen und war einer der vielen tausend Richtungspunkte meiner knabenhaften Begehrlichkeit. Später aber sah ich zwar mehrmals täglich das Wirtshausschild. Wenn aber die Sechslingspforte geglaubt hätte, mit dem Anpreisen ihres ff. Hastadter Bieres und ihrer zu jeder Tageszeit fertigen warmen und kalten Speisen auf mich anziehend zu wirken, es wäre für mich ungefähr dasselbe gewesen, wie wenn der Bruder unseres Dienstmädchens mir seine Duzfreundschaft angeboten hätte.

Und doch, wie könnte es mir leid tun, wenn mir die Sechslingspforte gar nichts gewesen wäre? Eigentlich hat sie alles mit mir erlebt, nur daß ich es nicht wußte. Erst diese Nacht erkannte ich es.

Unteroffizier Böhme hatte wohl noch „O Gott" sagen wollen, es blieb aber bei einem Gurgeln, dann fiel er um wie eine überreife Fliege im Oktober. Er hatte seine Gasmaske nicht mehr aufsetzen können. Nun der Gasangriff abgeschlagen war, hieß es probieren, ob die Luft noch giftig sei. Diese Probe erinnert verzweifelt an das Experiment mit den Streichhölzern. Du versuchst, ob das Hölzchen brennt; es zündet auch, aber dann ist es aus für immer. Bevor du den Befehl zum Absetzen der Gasmasken erteilst, mußt du atmen. Da betrachtest du es als eine Freundlichkeit des Geschickes, wenn du nicht den giftigen Odem einziehst. Hinter der Maske ist das Leben. Nur ein halbes Zentimeter lüften, und der Tod krampft sich in das Gezweig deiner Lunge.

Und wie ich nun den Finger zwischen mein Gesicht und den Lederstoff schiebe, um zu schnubbern, da steht vor mir, zwischen Tod und Leben, auf einmal die Sechslingspforte. Und ich sehe, daß sie immer um mich gewesen ist. Vor vierzehn Tagen noch, da ich, Henriette am Arm, an den kleinen Fenstern vorbeigegangen war, überfiel mich auf einmal der tolle Gedanke, einen Besuch der Sechslingspforte vorzuschlagen. Sofort aber schämte ich mich dieser Straßenhaftigkeit, und als Henriette am Abend am Flügel saß und Schubert spielte — wo war da die Sechslingspforte — — —?

Diese Nacht aber, als ich mitten in den Giftschwaden stand und der Kerl mit der großen Hippe mich anpöbeln wollte, wo war da Henriette?

Nur die Sechslingspforte war da. —

— — — — — — — — — — — — — —

Als Kind ging ich an der Hand meiner Mutter nach der Schwanenbucht, um die weißen Prachtvögel zu füttern. Ich wußte, an der Ecke der Lohmühlenstraße war ein Gasthaus. Die Fenster lagen ganz tief am Erdboden, so daß man sie mit dem Fuße einstoßen konnte. Vier wachstuchbezogene Tische standen auf dem mit weißem Sand bestreuten Fußboden, und hinter dem Schanktisch, aus dem drei prächtige Silberröhren herauswuchsen, stand ein dicker Mann in Hemdärmeln. Der schien nur aus drei Bewegungen zu bestehen. Wenigstens habe ich nie eine andere bei ihm gesehen, als: Unterhalten der Gläser unter eine Silberröhre, Einstreichen der Münzen und Abwischen des triefenden Gesichts mit dem Handrücken. Der Mann schien schwer Atem zu kriegen, denn er hatte immer den Mund offen, und nie habe ich gesehen, daß er je einen Blick durch die niedrigen Fenster hinaus auf die Straße warf. Als ich größer wurde, rechnete ich aus, daß er den Himmel eigentlich nie sehen könne.

Ich mußte mein Glück hinter mir lassen, weil am Glockengießerwall ein großes Haus stand mit vielen genau viereckigen Fenstern, die in ganz genauem Abstand voneinander angebracht waren. Das Haus sah aus wie Nicht-Dürfen. Und im Erdgeschoß,

Digitized by Google

das aus lauter rechten Winkeln bestand und überall grüngraue Ölfarbe zeigte, war ein großer Saal, in den ich ebenso wie viele andere Knaben nun eingeliefert wurde. Wir mußten uns auf lange Bänke setzen, meine Mutter stand mit vielen anderen Müttern an der einen Seite des Saales, und jetzt kam ein großer Mann herein mit einem langen, schwarzen Rock und einer Brille. Der machte ein Gesicht, wie ich es von meinem Vater nur kannte, wenn er ganz böse war, und sprach in Tönen, die wie heranrollendes Gewitter klangen. Was er sagte, habe ich mir nicht gemerkt; denn ich wagte kaum zu atmen. Meine Mutter aber erzählte bei Tisch, wie freundlich der Schuldirektor Käser zu den kleinen Kerlen geredet habe und daß zu verwundern sei, wie sehr solch ein gelehrter Mann sich zu den Kindern herablassen könne. — —

In dieses Haus mußte ich von nun ab täglich gehen, weil ich kein Mensch mehr war, sondern ein Pflichttier, dem der große Aufseher Staat sein Päckchen auferlegte. Jedesmal kam ich an der Schenke vorbei, und nach fünf Minuten trat ich ihr bereits näher, weil ich in dieser Zeit an ihr geübt hatte: „Z—u—r S—e—ch—s—l—i—n—g—s—p—f—o—r—t—e."

Mutter, was heißt das „Zur Sechslingspforte?" — „Ach, das heißt nichts!" — Glaubte meine Mutter wirklich, die Sechslingspforte hieße für mein Leben nichts? Diese Nacht stand sie vor mir. Wo aber war meine Mutter? Ach, da sie das glaubte, hatte sie sich geirrt wie so manchmal. — —

Liebe Sechslingspforte, ob die Leute, die in deiner Stube sitzen, auch seufzen? Ob sie auch Gesangbuchverse lernen müssen, nachts davon träumen, am anderen Tag beim Aufsagen stocken und „eine Note" kriegen? Ob ihnen auch bei der dritten Note eine so elende Tracht Prügel bevorsteht?

Nein, das kann ich mir nicht denken. Der dicke Mann hinter dem Schenktisch tut zwar immer, als ob er nach Luft schnappen müßte. Aber wenn er die Gläser unter die Silberröhren hält und wenn er die Münzen einsteckt und wenn er sich mit dem Hemdärmel die Stirn wischt — es sieht immer aus, als ob er überhaupt niemand zu fragen braucht. Zwar will ich nicht sagen, daß er sich nicht vor direkter Kälte fürchtet — aber wenn er aufgerufen würde und den Spruch hersagen sollte: „Sorget nicht für euer Leben" — er würde gewiß stocken. Und die Kutscher, die so breit am Schenktisch stehen, deren Gesichter so blank blitzen wie ihre Lackhüte, die so laut aufeinanderlosreden und immer lachen — die sich dann mit einem Satz auf ihren Bock schwingen, wie ihn Benno Krohmann, der doch der beste Turner ist, nicht fertigbringt —, nein, ich kann es mir nicht denken, daß sie seufzen.

Die Welt dreht sich, und das Leben geht weiter. Ich trage die Gymnasiastenmütze, schnurre alle Verba auf mi nur so herunter, begeistere mich an Lessings Laokoon und lege dar, wie die Hohenstaufen hätten handeln müssen, wenn sie das imperium Germaniae hätten in der Hand behalten wollen. Gewiß, gewiß, liebe Sechslingspforte, ich sehe schon deine schmuckgeputzten Fensterscheiben, aber ohne Unterschiede geht's nun einmal nicht im Leben! Du beherbergst das profanum volgus, das fern von mir zu halten ich mich nun durchgerungen habe. Vielleicht würde ich, wenn mich der Durst gar so sehr plagte, einmal die drei Stufen hinunterspringen, natürlich, ohne mich lange aufzuhalten. Studien kann man ja immer und überall machen. Aber nein — es geht doch nicht recht. Oder soll ich, wenn ich Liddy in der Konditorei von Linus Schneemelch treffe, nach Knaster und Fusel riechen? Ich werde Liddy von Werther erzählen, vom Hainbund und von Schillers schweren Stunden. Sie wird Schlagsahne essen, dann eine Schokoladencreme, ein Stück Punschtorte und zum Schluß wieder Schlagsahne. Das kann ich glatt bezahlen; denn ich habe drei Bände Karl May, die doch eigentlich nichts mehr für mich sind, bei Wilhelm Radestock verkauft und 2,80 M. dafür erlöst. Liddy wird schlecken; aber ich werde immer begeisterter werden und dabei immer leiser. Ich werde Liddy fragen, ob ich mich neben sie auf das rote Plüschsofa setzen darf. Sie wird „ja" hauchen, denn sie ist längst hingerissen. Und nun muß ich ihr von den Männern der Aufklärung erzählen, von Voltaire, von Friedrich dem Großen und vom Grafen Mirabeau, der so begeistert ist, so feurig, so aufopferungsvoll, so kühn — — genau derselbe Charakter eigentlich wie, wie, wie wer denn ————? „Wie du! — Oh du mein Lieber!" jauchzt Liddy und schaut, zu Tode erschrocken, um sich. — Ich werde der Welt mein Siegel aufdrücken, alles wird mir zujubeln — — — es lebe die Menschheitsrepublik und ihre goldlockige Präsidentin!

— — — — — — — — — — — — — —

Heute aber könnte der dicke Mann selbst hinter dem Schenktisch hervor auf die Straße treten, um mir den tiefsten Bückling zu machen. Und alle Droschkenkutscher könnten Spalier für mich bilden — — ich würde keinen sehen. Ich trage den Gehrock und ein entsprechend feierliches Gesicht. Bitte! Mit neunzehn Jahren ist es Zeit, ernst zu sein und sein Programm zu haben. Vielleicht würde unser Schulhausmeister sich für zu gut halten, in der Sechslingspforte einzukehren. Dem aber habe ich soeben zwei Mark Trinkgeld gegeben zum Abschied. Denn ich werde nie wieder in das Gymnasium zurückkehren. Eigentlich hätte Liddy mitanhören müssen, wie ich die Abschiedsrede hielt, der als Grundgedanke der demütig-stolze Satz unterlag, „Mein ganzes Wissen ist, daß ich weiß, daß ich nichts weiß".

Liddy — nein, lieber doch nicht! Sie ist hübsch und brav. Aber — Gott — was macht sie für orthographische Fehler in ihren Briefen — — und überhaupt — — sie „tippt" in einem Bankbüro — —. Adele Reinhardt aber, die ich heute abend auf dem Mulusball als Dame „haben" werde, ist die Tochter des Geheimen Kommerzienrats und stolz, so stolz! Die paßt zu mir — — ich werde Adele Reinhardt heiraten! (Schluß folgt.)

Soziale Bewegung

Der Gewerkverein der Maschinenbau- und Metallarbeiter (H.-D.), die größte der zum Verbande der Deutschen Gewerkvereine gehörenden Organisation, hat in der Pfingstwoche getagt und den Namen des Verbandes in „Gewerkverein der Deutschen Metallarbeiter (H.-D.)" umgewandelt. Der Geschäftsbericht des Gewerkvereins zeigt ein kräftiges Wachstum: er zählt jetzt (ohne die 15 000 im Heeresdienst befindlichen früheren Mitglieder) 46 000 Mitglieder. Das Gesamtvermögen des Vereins ist auf über 3¼ Millionen Mark angewachsen (einschl. Kranken- und Sterbekasse). Ein Vortrag des Vorsitzenden, W. Gleichauf, legte die grundsätzliche Stellung der Gewerkvereine in der Arbeiterbewegung auf Grund der Lehren des Weltkrieges dar, wies auf die Bewährung der alten Grundsätze hin und betonte die freiheitlich-nationale Eigenart der Gewerkvereinsbewegung. Stadtverordneter Cieslik (Duisburg) gab ein Bild der Lohnentwicklung in der Metallindustrie, warnte dringend vor der landläufigen Überschätzung der gegenwärtigen Lohnhöhe und forderte besondere Lohnämter im Rahmen der Arbeitskammern, die für Industriezweige ohne Tarifverträge Mindestlöhne nach Beruf und Alter periodisch festsetzen und erzwingen sollen, damit uns in der Übergangswirtschaft Wirtschaftskämpfe, die sonst im Falle der vorzeitigen Lohnherabsetzung bei hochbleibenden Lebenskosten eintreten würden, erspart bleiben. Entsprechende Entschließungen fanden einstimmige Annahme. Aus den geschäftlichen Verhandlungen der Tagung ist zu erwähnen, daß der bekannte frühere Verbandsbeamte Ant. Erkelenz für die Zeit nach dem Kriege zum Schriftleiter der Gewerkvereinszeitung „Der Regulator" gewählt worden ist.

Reichsversicherungsamt und Wohnungsnot. Das Direktorium der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte hatte bei Aufstellung des neuen Haushaltsplanes für 1918 die Anregung gegeben, zur Förderung des Wohnungswesens und zur Behebung der Wohnungsnot nach dem Kriege Darlehen unter dem landesüblichen Zinsfuß zu gewähren. In der letzten Sitzung des Verwaltungsrats der Angestelltenversicherung erregte diese Anregung eine längere Erörterung. Es wurde ausgeführt, daß keine Zweifel über das Eintreten einer außerordentlichen Wohnungsnot nach dem Kriege beständen. Eine andere Entwicklung sei auch nicht denkbar, da die Bautätigkeit seit fast vier Jahren brachliege. Unter Berücksichtigung der Menge von Kriegstrauungen und der nach dem Kriege sich ergebenden Hausstandsgründungen sei anzunehmen, daß die Wohnungsnot größer als nach dem Kriege 1870/71 sein werde. Die rückkehrenden Kriegsteilnehmer müßten ein Heim finden. Hier erhebe sich eine soziale Frage, der keine andere an Schärfe gleichkomme. Nach langem Für und Wider wurde mit allen gegen eine Stimme folgender Antrag angenommen: „Der Verwaltungsrat begrüßt die Absicht des Direktoriums, durch Hingabe umfangreicher Mittel unter dem landesüblichen Zinsfuß die

zu erwartende Wohnungsnot zu bekämpfen und billigt es durchaus, daß eine Ermäßigung des Zinsfußes auch dann eintreten kann, wenn durch Erstellung von neuen Wohnungen die Wohnungsverhältnisse der Versicherten der Anstalt nur mittelbar beeinflußt werden. Der Verwaltungsrat erwartet vom Direktorium, daß die Versicherungsanstalt nichts unterlassen wird, was der drohenden Wohnungsnot, die zu einer Schädigung der Volksgesundheit und der Volksentwicklung führen muß, entgegenwirken kann. In erster Linie soll jedoch nach wie vor der Kleinwohnungsbau, soweit er den versicherten Angestellten unmittelbar zugute kommt, gefördert werden.

Kriegslöhne. Das kaiserliche Statistische Amt hat auch für das Jahr 1917 seine Lohnerhebungen fortgesetzt. Es wurde wiederum die Zahl der Arbeitertagewerke erwachsener Männer und Frauen, die ihnen gezahlte Lohnsumme und die regelmäßige reine Arbeitszeit in den beiden letzten vollen Wochen der Monate März und September der Jahre 1914, 1915, 1916 und 1917 erfragt. 374 brauchbar beantwortete Fragebogen aus 12 Gewerbegruppen liegen für 1917 vor, die folgende Hauptergebnisse erkennen lassen. Setzt man den Durchschnittstagesverdienst im März 1914 gleich 100, so stieg er bei den erfaßten Männern bis zum September 1917 auf 209,1 und bei den Arbeiterinnen auf 212,7. Der Durchschnittstagelohn der Männer ist von 5,16 M. (März 1914) nach anfänglichem Sinken im September 1914 (5,12 M.) ständig gestiegen auf 5,88 M. (März 1915), 7,00 M. (März 1916), 9,06 M. (März 1917) bis 10,97 M. (September 1917), und zwar besonders stark gerade im Halbjahr September 1916 bis März 1917, nämlich von 7,55 auf 9,06 M. gleich 20,3 v. H., wahrscheinlich infolge der starken Beschäftigung der Rüstungsindustrie durch das sog. Hindenburg-Programm. Bei den Arbeiterinnen verlief die Steigerungslinie für den Durchschnittstagelohn: 2,29 M. (März 1914), 1,94 M. (September 1914), 2,25 M. (März 1915), 3,02 M. (März 1916), 4,06 M. (März 1917), 4,87 M. (September 1917). Hier lag der Hauptaufschwung — um 20 v. H. — in der letzten Spanne von März bis September 1917. Leider ist die Zahl der brauchbaren Ermittlungen (374) so gering, daß eine Verallgemeinerung dieser Ergebnisse nicht möglich ist. Das gilt auch von den ermittelten Arbeitszeiten. Sie betrugen nach Abrechnung der Pausen und Überstunden im März und September 1917 fast überall 9 bis 10 Stunden; weniger als 9 Stunden nur in den Industrien mit besonderem Rohstoffmangel, wie Konfektion, Süßigkeiten- und Schuhindustrie; mehr als 10 Stunden in der Papier- und Mühlenindustrie. Wesentliche Veränderungen in der Arbeitszeit gegenüber früheren Kriegserhebungen wurden nirgends festgestellt. In einzelnen Gruppen sind die berechneten Durchschnittszeiten ein wenig gestiegen. Selbst gegenüber der letzten Friedensermittlung vom März 1914 sind die Verschiebungen im allgemeinen gering.

Gewerkschaften und Lehrlingswesen. Die Beurteilung der Lehrlingsfrage weist in der Gewerkschaftspresse gegenüber früher einen tiefgehenden Unterschied auf. Wie das Mitglied der Generalkommission der freien Gewerkschaften Knoll in der Wochenschrift „Die neue Zeit" feststellt, waren früher die Erörterungen über diese Frage fast ohne Ausnahme nur auf den einen Ton gestimmt: Furcht vor der Konkurrenz des gewerblichen Nachwuchses! Fast alle Artikel, die zu der Zeit über das Lehrlingswesen geschrieben wurden, behandelten das Thema: Kampf gegen die Lehrlingszüchterei! Heute dagegen beschäftigen sich die Gewerkschaften nur noch mit der Frage: Wie und woher bekommen wir die zur Fortführung des Berufs notwendigen Lehrlinge, wie fesseln wir sie an den Beruf? Und vor allen Dingen: Wie erzielen wir einen möglichst intelligenten gewerblichen Nachwuchs? Der Umschwung ist durch den Mangel an Lehrlingen und an geschultem Nachwuchs für die gelernten Arbeiterberufe verursacht worden. Das Hamburger Gewerkschaftskartell hat aus gleichen Sorgen kürzlich folgende Leitsätze für das Lehrlingswesen aufgestellt: 1. Festsetzung einer höchstens dreijährigen Lehrzeit. 2. Gewährung eines für den Unterhalt des Lehrlings wirklich ausreichenden Verpflegungsgeldes durch den Lehrherrn. 3. Verbot der Verwendung des Lehrlings zu häuslichen Arbeiten. 4. Aufhebung des körperlichen Züchtigungsrechts des Lehrherrn und seiner Beauftragten. 5. Gesetzlicher Schutz der Lehrlinge, insbesondere Verbot der Nachtarbeit und Festsetzung einer täglich höchstens achtstündigen Arbeitszeit; Wegfall der Ausnahmebestimmungen für das Bäcker- und Konditoreigewerbe, für Gastwirtschaften und Getreidemühlen. 6. Gewährung einer staatlichen Beihilfe zu den Kosten der Lehrlingsausbildung. 7. Überwachung der Lehrlingsausbildung durch paritätisch zusammengesetzte Fachkommissionen. 8. Festsetzung der zur Ausbildung zulässigen Höchstzahl von gewerblichen und kaufmännischen Lehrlingen. 9. Schaffung von reichsgesetzlichen Bestimmungen über das Lehrlingswesen in der Schiffahrt, Flößerei, im Bergbau, in der Landwirtschaft usw. 10. Entscheidung von Lehrlingsstreitigkeiten nur durch das Gewerbegericht, nicht durch Innungen. 11. Stellung von Schulärzten für das Gewerbe- und Fortbildungsschulwesen. 12. Engere Fühlungnahme der Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung mit den Schulen und Schulärzten. 13. Förderung und Pflege von Jugendorganisationen und Schaffung geeigneter Jugendheime durch Staat und Kommunen. 14. Schaffung eines besonderen Jugendgesetzes. 15. Erreichung eines höheren Lehrziels in den Volksschulen, insbesondere auch Einführung des staatsbürgerlichen Unterrichts. 16. Weitere Ausgestaltung und Vervollkommnung des Fortbildungs-, Fach- und gewerblichen Vorbereitungsschulwesens. Verlegung des Unterrichts in die Vormittagsstunden. Einführung des obligatorischen Turnunterrichts in der Fortbildungsschule ohne Kürzung des bisherigen Stundenplans. Freigabe eines Spielnachmittags in der Woche.

Ein preußischer Staatskommissar für das Wohnungswesen ist ernannt worden, damit die bisher unter fünf verschiedenen preußischen Ministerien verteilten Befugnisse auf dem Gebiete des Wohnungswesens an einer Stelle vereinigt werden können. Durch Erlaß des Königs sind alle diese Befugnisse dem Ministerpräsidenten übertragen worden, dem zur Bearbeitung dieser Angelegenheiten als ständiger Vertreter ein Staatskommissar für das Wohnungswesen beigegeben ist. Zu diesem Amt ist der bisherige Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Wirkl. Geh. Rat Dr. Freiherr v. Coels v. d. Brügghen, ernannt worden. Von dem neuen Staatskommissar sollen bearbeitet werden: das Baupolizeiwesen mit dem Städtebau, das Kleinwohnungswesen, die Baugenossenschaften, die Kommunalaufsicht, soweit sie mit dem Wohnungswesen zusammenhängt, insbesondere also die Wohnungsaufsicht, ferner die Mieteinigungsämter, die sozial- und bevölkerungspolitischen Maßnahmen auf dem Gebiete des Wohnungswesens, der Wiederaufbau von Ostpreußen, der städtische Grundkredit, die städtischen Siedelungsgesellschaften usw. Auf allen diesen Gebieten stellt sich auch das neue preußische Wohnungsgesetz zahlreiche Aufgaben. Vor allem aber gilt es, diejenigen Maßnahmen zu treffen, die eine drohende Wohnungsnot nach Beendigung des Krieges abzuwenden oder sie doch nach Möglichkeit zu mildern geeignet sind. Mit der Schaffung dieser einheitlichen Stelle für das preußische Wohnungswesen ist ein oft geäußerter Wunsch aller Wohnungsreformer erfüllt worden. Auch das preußische Abgeordnetenhaus hat mehrfach dem Wunsch nach einer Vereinheitlichung der Befugnisse Ausdruck gegeben. Die bisherige Zersplitterung hat sich nur zu oft als Hemmschuh für notwendige Fortschritte in der Wohnungsreform erwiesen.

Der Zentralverband deutscher Konsumvereine besteht jetzt aus 1079 Vereinen mit 2 169 630 Mitgliedern. Im Kriege hat er eine halbe Million Mitglieder gewonnen. Sein Umsatz ist im dritten Kriegsjahre auf 591 Millionen Mark angewachsen gegen 493 Millionen im letzten Friedensjahre, die Zahl der Verkaufsstellen von 5167 auf 5318. Der Verkaufswert der Eigenproduktion stieg im Kriege von 106 auf 144 Millionen Mark (vor allem Bäckereiwaren, daneben Erzeugnisse von Mühlen, Schlächtereien, Schrotmühlen, sowie Mineralwässer). Die Zahl der in der Warenherstellung beschäftigten Personen beträgt 3925, die der in den Verkaufsstellen und Lägern Beschäftigten 20 961. Die Gesamtsumme der Geschäftsguthaben aller Konsumvereinsmitglieder hat sich im Kriege von 33,8 auf 42,6 Millionen Mark erhöht. Sehr stark sind die Spareinlagen der Konsumvereine, von 80 auf 122 Millionen Mark, gestiegen (1903: 10,85 M. auf jedes Mitglied, 1914: 46,75, jetzt 55,70 M.). Die Warenbestände erhöhten sich von 56,5 Millionen im Kriege auf 61,5 Millionen, der Grundbesitz von 101 auf 107 Millionen M. Wert. Der Buchwert des Inventars und der Maschinen sank infolge von Abschreibungen von 16,5 auf 9,1 Millionen M. infolge mangelnder Neuanschaffungen. Die Geschäftslasten erhöhten sich von 61,3 auf 72,1 Millionen Mark, der Reingewinn ging von 25 auf 18,3 Millionen Mark zurück. Der feste Rabatt hat die Höhe von 16 Millionen Mark gehalten. Ein weiterer Rückgang des Reingewinns und auch ein solcher des den Mitgliedern zur Verfügung zu stellenden Rabatts ist im laufenden Jahre zu erwarten. Bei der Großeinkaufsgesellschaft ist der Jahresumsatz im Kriege immer mehr zurückgegangen, 1914 betrug er noch 157,5 Millionen, 1917 nur noch 107,7 Millionen M. trotz der Steigerung aller Warenpreise. Die Erklärung liegt im Wirtschaftskrieg und in der Kriegswirtschaft. Die Ausschaltung der GEG. bei den meisten zentral bewirtschafteten Waren wird von dieser ebenso heftig kritisiert wie vom freien Großhandel.

Büchertisch

Karl Lamprechts Kindheitserinnerungen. F. A. Perthes, Gotha. 98 S. 3 M.

Die Töchter Lamprechts haben nach dem Tode ihres Vaters seine Kindheitserinnerungen herausgegeben, die den Anfang einer von ihm geplanten Darstellung seines ganzen Lebens bilden. In der Einleitung sagt Lamprecht, daß im Gegensatz zur sogenannten wissenschaftlichen Biographie, die mit Zitaten, Aktenstücken, Ausschnitten aus Briefen belastet sei, er die Urform bringen wolle, „die ausgesprochenermaßen allein auf die innere Erinnerung zurückgeht und jede Stütze des Gedächtnisses verschmäht". Man erwartet

also eine durchaus subjektiv gefärbte Schilderung eigener Erlebnisse — die erhält man nun allerdings nicht, ja, sogar ein Bericht des „Wochen- und Anzeigenblattes von Jessen, Schweidnitz usw." von mehr als sechs Seiten wird trotz der anfangs geäußerten Abneigung gegen dokumentarische Belege gebracht — wohl aber gibt der Meister des Wortes und der Darstellung viel mehr, als er verspricht: die ganze Atmosphäre eines kleinen deutschen Städtchens um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, das innere und äußere Leben des Pfarrhauses, das in seiner naturalwirtschaftlichen Gebundenheit im Maschinenzeitalter doch noch als typisch betrachtet werden darf, und vor allem das im Mittelpunkt stehende Bild des Vaters, dieses aufgeklärten Patriarchen; wie er charakteristisch für seine Zeit ist, so auch das Städtchen Jessen in seiner sozialen und wirtschaftlichen Struktur, so daß im gleichen Maße, wie das Bild des Historikers Lamprecht durch die Schilderung des Milieus, aus dem er hervorgegangen ist, neue Lichter erhält, auch die Kulturgeschichte Deutschlands durch diese Erinnerungen einen wertvollen Beitrag erhält — als letzte Äußerung des Hauptverkünders der Geschichte als Kulturgeschichte gewiß kein zufälliger Zusammenhang. M. R.

Paz, Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern. Aus meinem Leben. München, Georg Müller. 118 S.

In deutscher Übersetzung liegen hier anspruchslose kleine Aufsätze der spanischen Infantin vor, die mit dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern vermählt ist; sie zeigen die warme Liebe der Fürstin zu ihrer alten und ihrer neuen Heimat und geben auch ihre Bestrebungen wieder, das deutsche und das spanische Volk einander zu nähern. M. R.

Roms letzte Tage unter der Tiara. Erinnerungen eines römischen Kanoniers aus den Jahren 1868 bis 1870 von Klemens August Eickholt, päpstlicher Offizier a. D. Mit 8 Bildern. 8° (VIII u. 320 S.) Freiburg 1917, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 3,50 M.; in Pappband 4,50 M.

In eine für uns schon ganz versunkene Welt, in die letzten Jahre des Kirchenstaats, führen die Erinnerungen dieses römischen Kanoniers, der 1868, als Student der Rechte in Wien, von der allgemeinen Begeisterung und Anteilnahme für Pius IX. und dessen gefährdete Stellung mitgerissen, sich freiwillig unter die päpstlichen Fahnen stellte und so Zeuge wurde vom Untergang der weltlichen Macht der Kirche. Die Schilderung, die leidenschaftlich Partei für Pio nono, der im Mittelpunkt der begeisterten Darstellung steht, und gegen Victor Emanuel und seine Ratgeber nimmt, ist lebhaft und anschaulich, und liefert interessante persönliche Eindrücke, die noch verstärkt werden durch die Tatsache, daß der Verfasser viele Persönlichkeiten des damals in Rom tagenden Vatikanischen Konzils kannte, und daß er beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges als Österreicher und päpstlicher Soldat ungehindert in Frankreich leben und viele Beobachtungen dort machen konnte. M. R.

Kunst.

Franz Türcke. Eine alte Backmühle als schwarzer Schatten vor dem Himmel. Davor wieder dunkles, blattloses Zweiggewirr. Aber irgendwo daran ein paar vom Winde vergessene rotgefärbte Herbstblätter. Ein verstecktes, aber dafür um so inneres Leuchten aus dem Dunkel, Glut unter Schlacken, Wärme aus der Kälte, Liebe und Innigkeit aus der Schwermut. Oder: Auf dunklem Dickicht ein gefleckter, mit großer Liebe gemalter Birkenstamm, aus grünem Rasen ein sich emporwindendes grünes Band, das Herausleuchten blauen, freundlichen Himmels zwischen den Stämmen. Ein Ahnenlassen der Tiefe, ein „Dennoch" aus schwerem Druck. Oder: Ein paar goldgelbe Büsche vor dunklen blauen und braunroten Stämmen unter schwerem Himmel, oder: helle aufleuchtende Wolkenränder über sich und innig grünem Gebüsch, aus dem einige schlanke Tannenstämme sich gegen den Himmel aufrecken. — So scheint alles auf den dunklen, farblosen Ton der Schwermut gestimmt; aber ein leuchtendes Etwas drängt zum Suchen. Und an der Hand dieses Leuchtens wandert das Auge und mit ihm die Seele durch das Bild und kostet die versteckte, sich hervorkämpfende, innige Farbigkeit. Dunkel und Farbe ringen miteinander, bringen sich gegenseitig zur Geltung und ruhen nicht, ehe sie ihre Gegensätze auf einen vollen warmen Akkord, auf den einfachsten, schlichtesten, eindringlichsten Ausdruck gebracht haben, der tief in die Seele trifft und kaum auszukosten ist. Eine aufrichtende, beruhigende, innige Stimmung der Sammlung teilt sich mit und läßt nicht wieder los. Schönheit, Glut, Schlichtheit, Tiefe, Innigkeit — das ist Franz Türcke. — Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Türcke ist ein ganz Eigener. Seine Kunst ist spröde und will gesucht und umworben sein. Sie ist grüblerisch und doch wieder schlicht. Sie gibt nicht das Grübeln selbst, sondern das klare, tiefe Produkt des Grübelns und Grabens. Man spürt vielleicht einen Hauch der tastenden, suchenden Hand; aber nur einen Hauch; denn sie hält uns die Perle, die sie mit Furcht und Zittern suchte, nun fest, sicher und überzeugend hin. Nicht aufdringlich: So ist es! Seht, was ich habe! sondern fast zaghaft, wie jemand, der sich scheut, seinen Reichtum auszubreiten. Heilige Scheu vor dem Wunder der eigenen Seele. — Es tut gut, einmal in diesen Tagen bei Türcke zu Gaste zu sein. Andreas Sönnichsen.

Briefkasten

In der Zeit vom 14. — 21. Juni finden in der Staatsbürgerschule, Kronprinzenufer 27, folgende Veranstaltungen statt (Beginn 8 Uhr abends):

Freitag, den 14. Juni, 2. Vortrag von Dr. Paul Rohrbach: Weltpolitische Grundlinien.

Montag, den 17. Juni, 3. Vortrag von D. Friedrich Naumann: Neudeutsche Wirtschaftspolitik nach dem Kriege.

Dienstag, den 18. Juni, 3. Vortrag von Dr. Paul Rohrbach: Weltpolitische Grundlinien.

Mittwoch, den 19. Juni, 5. Vortrag von Wilhelm Heile: Verfassung und Verfassungsreform in Preußen-Deutschland.

Donnerstag, den 20. Juni, 3. Vortrag von Dr. Kuczynski: Reichsfinanzen in Gegenwart und Zukunft.

Freitag, den 21. Juni, 4. Vortrag von Dr. Paul Rohrbach: Weltpolitische Grundlinien.

Nähere Auskunft erteilt: Staatsbürgerschule, Kronprinzenufer 27. Moabit 9596.

Ukraine. Verschiedenen Wünschen zufolge machen wir nachstehend einige Literaturangaben: Das beste Buch über die Ukraine ist von Rudnyckyj, „Ukraina, Land und Volk", in Kommission bei Wilh. Frick, Wien 1916. Dieses Buch, etwa 400 Seiten stark, hat auch Abbildungen und eine ganz gute Karte. Eine gute Geschichte in deutscher Sprache ist leider nicht vorhanden. Russisch gibt es die Geschichte von Hruschewskyj in 2 Ausgaben, einer mehrbändigen, sehr ausführlichen und einer kürzeren. Ein kurzer Überblick steht auch in dem von Sering herausgegebenen Buch „Rußland und Mitteleuropa," Teubner, Leipzig 1917, Seite 141 bis 148. Für die meisten praktischen Zwecke wird das genügen. Auch bei der Krim steht es mit der Literatur nicht günstig. Ja nenne Leny, „Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygienischer Beziehung, Leipzig 1872, und Hammer-Purgstall, Geschichte der Chane der Krim, Wien 1852, auch Baedekers „Rußland".

Fürs Feld stehen zur Verfügung: Jahrgänge Kunstwart, Alpenvereins-Zeitung; Ostwald, Große Männer; Statist. Jahrbuch der Stadt Berlin 1906/07; Heinemann, Richter und Rechtspflege; Stenogr. Frauen-Ztg. (Gabelsberger.)

3.50 M. mit Stempel Ortskommandantur Sierpc sind ohne Angabe des Absenders eingegangen. Wofür?

Ldst. **Ronnenberg** wird um Angabe genauer Adresse gebeten. Eher kann das bestellte Buch nicht abgesandt werden.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 65 Pf.: Funker K. im Felde, **2 M.:** Sergt. K. im Felde, **2.50 M.:** Schütze S. im Felde.

Bücher für Armee und Marine: Lehrer N. in Varel: 15 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Für politisch-statistische Arbeiten
wird tüchtige Kraft gesucht.
Möglichst sofort, evtl. für Dauer.
Angebote unter St. an den Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Freundlich im Grünen gebettet liegt das **Nordseebad Wyk auf Föhr**, der einzigen Nordseeinsel, die für den Badebetrieb freigegeben wurde. Ein schmuckes Kleinod, mit seinen stattlichen und modern eingerichteten Häusern, seinen breiten Strand, den schattigen Straßen, Plätzen und Hainen; besonders geeignet, Kranke und Erholungsbedürftige Ruhe und Genesung finden zu lassen. Ein reges Badeleben hat denn auch bereits eingesetzt und die Seebäder werden — kalte wie warme — von zahlreichen Gästen benutzt.

Die Zureise ist jedem gestattet, der sich im Besitze eines polizeilichen Ausweises oder Passes befindet, der von der Heimatbehörde ausgestellt wird und den Vermerk tragen muß: „Gültig für die Reise nach dem Nordseebad Wyk auf Föhr".

Schöne Wanderungen durch die interessanten Dörfer der Insel und Segelfahrten nach den eigentümlichen Hallig bringen Abwechslung in das Badeleben, wozu auch die Badeverwaltung durch Kurmusik und Veranstaltungen beiträgt

20. Juni 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 25

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Es lebe das Volk! — **Wilhelm Heile:** Die Politik der Mehrheit. — **Dr. Paul Rohrbach:** Wie lange noch?

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 9. Juni.

Der zweite Kanzler von Payer hat sich gegenüber der „Neuen Freien Presse" ausführlich und warm über die Vertiefung des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich ausgesprochen. Das Zustandekommen der Bündnisverhandlungen wird den Frieden beschleunigen, weil es den letzten Strich durch die Hoffnung unserer Feinde, Zwietracht zwischen uns zu säen, machen würde. Auch ist dringend zu wünschen, daß wir bei den Friedensverhandlungen mit programmatischer Einheitlichkeit unseren Feinden gegenübertreten können. Die bisherige Form des Bündnisses genügt nicht: Die Lebensgemeinschaft muß eine so innerliche werden, daß der Gedanke an eine Trennung sachlich ausgeschlossen ist, gleichgültig, ob man den Vertrag nach herkömmlicher Formel auf ewig oder ob man ihn auf eine lange Reihe von Jahren schließt. Der wirtschaftliche Anschluß ist aussichtsreich, weil die natürlichen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Sowohl auf dem Gebiet der Ernährung wie auf dem der industriellen Hauptstoffe können sich die beiden Reiche gegenseitig sehr dienen. Alle diese Vorteile aber werden sich vermehren, wenn sich den verbündeten Reichen in irgendeiner Art Polen und die nördlichen Randstaaten wirtschaftlich anschließen. Die Vorteile wachsen ins ungemeine, wenn sich etwa in loserer Form auch Bulgarien, Rumänien und vielleicht die Türkei beteiligen. Man braucht sich, um den wirtschaftlichen Zusammenschluß herbeizuführen, nicht an eine bisher erprobte Schablone zu halten. Das System der gewöhnlichen Handelsverträge kann schon deshalb nicht in Frage kommen, weil wir diejenigen Vorteile, die wir uns gegenseitig handelspolitisch gewähren müssen, unmöglich auf Grund der Meistbegünstigungsklausel anderen Staaten gleichfalls bewilligen können, zu denen wir nicht ein ähnliches politisches Bündnisverhältnis besitzen. Hand in Hand mit dem allmählichen Verschwinden der Zollgrenzen muß eine Vereinheitlichung oder weitgehende Annäherung der wirtschaftlichen Gesetzgebung gehen. Gewisse Formen der indirekten Besteuerung müssen gleichmäßig gestaltet werden. Eisenbahn, Wasserstraßen, Verkehrsmittel müssen nach allen Richtungen den gemeinsamen Interessen dienstbar gemacht werden. Was den Nationalitätenstreit anlangt, so wird er sich einmal überleben, so daß in nicht zu ferner Zukunft die Völker sich überhaupt mehr nach wirtschaftlichen als völkerpolitischen Gesichtspunkten gruppieren werden. Notwendig ist dabei die Aufrechterhaltung der politischen Selbständigkeit der beteiligten Reiche. In militärischer Hinsicht haben die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges gezeigt, welche Erleichterung für die Kriegführung gleichmäßige Ausbildung, Bewaffnung, Ausrüstung und Vorratswirtschaft sind. Was im einzelnen auf diesem Gebiet notwendig ist, darüber werden sich, so sagt von Payer, die Militärs leicht verständigen. Der Friede Europas wird in der Hand des geeinigten Deutschland und Österreich-Ungarn liegen, und dort ist er in guter Hand. Das ist der Weg, auf dem wir zu einer wesentlichen Erleichterung unserer Rüstungslasten kommen.

Montag, 10. Juni.

Aus Schweizer Blättern ersehen wir, daß man in Paris sich lebhaft darüber bespricht, daß die französische Regierung und das zu ihr gehörige Parlament nicht ebenso wie in den ersten Kriegsmonaten 1914 ohne Not die Hauptstadt verlassen. Auch die Regierung soll ihren Teil an der allgemeinen Lebensgefahr mittragen. Die Pariser verlangen, energisch verteidigt zu werden, rüsten sich aber offenbar auf eine Zeit, in der die deutschen Geschosse noch häufiger und regelmäßiger bei ihnen niederfallen als bisher. Die wohlhabendere Bevölkerung befindet sich zu einem beträchtlichen Teil irgendwo im Landaufenthalt. Damit wächst die Bedeutung der hauptstädtischen Sozialisten, die sich als die tapfereren Verteidiger der Weltstadt fühlen. Ihnen gegenüber kann Ministerpräsident Clemenceau noch in eine schwierige Lage geraten.

Auf dem Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei referiert der Vorsitzende der Reichstagsfraktion, Abgeordneter Fischbeck, über die politische Lage: Wir wollen keinen Eroberungsfrieden, aber wir wollen auch keinen Verzichtfrieden. Wir wollen einen Sicherungsfrieden! Wenn heute der 19. Juli 1917 wäre, würde ich genau in demselben Sinne handeln. Die Resolution muß aber im ganzen betrachtet werden als ein Mittel zur Erreichung des Weltfriedens, nicht als eine kleinliche Vorschrift für jeden nötig werdenden Separatfrieden. Der Kampf kann mit militärischem Drill allein nicht zum siegreichen Schluß geführt werden. Es gehört dazu, daß bei allen Volksgenossen draußen und in der Heimat die Überzeugung lebt, daß jeder ein gleichberechtigter Bürger des Staates ist, für den er kämpft und leidet. Es wäre die verkehrte Welt, wenn den Führern der Armee nicht gestattet werden sollte zu sagen, was sie zur Sicherung des Vaterlandes in den Friedensverhandlungen für notwendig halten; aber bestehen muß bleiben die staatsrechtliche Stellung des dem Reichstag verantwortlichen Reichskanzlers. Der Mehrheit des Reichstages ist es gelungen, mit ihrer Politik das Volk zusammenzuhalten. Mit den Rezepten der Alldeutschen wäre das nicht möglich gewesen.

Dienstag, 11. Juni.

Auf der Strecke zwischen Noyon und Montdidier hat ein neuer deutscher Angriff begonnen, durch den in Richtung auf Compiègne die Linie vorwärtsgeschoben wurde. Schon der erste Tag ergab 8000 Gefangene. Eine Kundgebung der deutschen Heeresleitung besagt, daß die Hoffnung der Entente auf ein entscheidendes Eingreifen ihrer großen Manövrierarmee endgültig gescheitert ist. Die stolze Reservearmee, die der Kriegsrat von Versailles bei seinem Beschluß zur Fortsetzung des Krieges als Trumpf ausspielte, besteht als solche nicht mehr.

In der englischen liberalen Zeitung „Daily News" erschien am 1. Juni ein Aufsatz des Chefredakteurs Gardiner, der mit ungewohnter Deutlichkeit aus den Kämpfen in Frankreich die Folgerung zieht. Er sagt: Die militärische Entscheidung zu unsern Gunsten ist eine entfernte Spekulation geworden, und wir bedürfen aller Anstrengungen, um die militärische Entscheidung zugunsten

Digitized by Google

des Feindes zu verhindern. Das aber genügt. Denn Deutschland verliert den Krieg, wenn es keinen entscheidenden Waffensieg erringt. Wir gewinnen den Krieg, wenn wir einen derartigen Sieg verhindern. Das Argument der Macht nämlich kann sich nur durch einen unzweideutigen Sieg durchsetzen, während das moralische Argument sich schon durch erfolgreichen Widerstand durchsetzt, indem es beweist, daß der Militarismus nicht gewinnen kann. Man müsse, so führt Gardiner aus, den Zielen des Wilsonschen Völkerbundes mehr als bisher Aufmerksamkeit widmen. Deutschland müsse wissen, daß ihm die Erlangung der notwendigen Rohstoffe nur durch Verzicht auf den Militarismus gelingen werde. Wenn aber Deutschland zum Beitritt bereit sei, müsse es die gleichen Garantien wie jedes andere Land erhalten. Der Freihandel muß zum Eckstein der gesicherten Weltgesellschaft gemacht werden. — Für die Denkweise des älteren englischen Liberalismus sind diese Sätze durchaus charakteristisch, und auch wir unsererseits würden uns an ihrer Erwägung gern beteiligen, sobald der Militarismus zu Land und Wasser nicht nur in Deutschland, sondern mindestens ebenso in England vermindert werden könnte. Das hat seinerzeit schon Bethmann Hollweg als Reichskanzler mit aller wünschenswerten Klarheit ausgesprochen, und die gegenwärtige deutsche Regierung steht auf demselben Standpunkt. Neuerdings hat auch ein Aufsatz in der „Kreuz-Zeitung" berechtigtes Aufsehen erregt, in dem ausgeführt wurde, daß die Verständigung möglich sei, sobald England seine den Welthandel bezwingenden Festungen in Gibraltar, Malta, Suez und an anderen wichtigen Weltstationen aufzugeben bereit sei.

Mittwoch, 12. Juni.

Die Kämpfe südlich und westlich von Noyon haben den Charakter einer ganz großen Schlacht. Die Franzosen konnten an dieser Stelle den deutschen Angriff vorhersehen, weil zwischen Montdidier auf der einen Seite und Soissons auf der anderen ein französischer Keil übriggeblieben war, der sich fast bis Noyon erstreckte, auch ergibt sich aus Gefangenenaussagen, daß sie in diesem Fall die deutschen Vorbereitungen tatsächlich kannten. Das hat aber nicht gehindert, daß der erste Ansturm ebenso erfolgreich gewesen ist wie bei den Überraschungsoffensiven der letzten Monate. Von da an haben die Franzosen alles mögliche getan, um ihre Stellungen zu wahren. Verschiedentlich findet sich in den deutschen Berichten die Anerkennung der französischen Zähigkeit, und die französischen Berichte, die wir bisher erhalten haben, zeigen, daß die Kämpfe nicht ohne Vor- und Rückwärtsbewegungen beider Seiten verlaufen sind. Im ganzen aber ist gerade dadurch das erreichte Ergebnis doppelt bedeutsam. Die Linie zwischen Montdidier und Soissons ist fast ganz in deutschen Händen. Als Hauptorte des Kampfes werden genannt: Mery, Antheuil, die Einmündung des Matz-Baches in die Oise und der Wald von Carlepont. Die Gefangenenzahl in diesen Abschnitten beträgt 13 000. Nun ist Compiègne direkt vor der deutschen Front, und es fehlt nicht mehr viel, daß die vorgeschobensten Stellungen des Jahres 1914 wieder erreicht werden.

Heute wird das Endergebnis der 8. deutschen Kriegsanleihe bekanntgegeben, nachdem auch die Feldzeichnungsfrist abgelaufen ist und die Einzeichnungen gesammelt worden sind. Es handelt sich um 15 001 425 400 Mark. Es gibt dem Volkswirtschaftler zu denken, wie und woher es möglich ist, daß jetzt bei der achten Rotation das Anleiheergebnis noch größer ist als bei den früheren Umdrehungen. Ein Hauptgrund scheint in der allgemeinen Verteuerung zu liegen. Dadurch steigen Grundstücke und Waren beständig im Preis, und es entsteht, auch abgesehen von der Verzinsung der Kriegsmilliarden, immer neues Geld. Wie sich einmal nach Kriegsschluß das so entstandene Geld in die finanzielle Weltwirtschaft einordnen wird (Valuta-Frage), läßt sich deshalb jetzt nicht beurteilen, weil gleichzeitig auch die Geldwerte aller anderen großen Staaten in Schwankungen geraten sind.

Donnerstag, 13. Juni.

Der österreichisch-ungarische Minister des Äußeren, Baron Burian, ist nach Berlin gekommen, um mit den Spitzen der deutschen Regierung grundsätzlich über die weitere Ausführung des mitteleuropäischen Bündnissystems zu sprechen. Vor seiner Abfahrt erklärte er sich vom Ergebnis der Unterredungen befriedigt. Vielfach sind die Probleme so verwickelt, daß sie eine schnelle Lösung nicht zulassen. Es können im wesentlichen nur prinzipielle Richtlinien sein, die im Anschluß an die letzte Begegnung der beiden Kaiser weitergeführt werden. Die Einzelverhandlungen werden von den betreffenden Fachmännern in Angriff genommen. Es kann aber heute schon mit Sicherheit festgestellt werden, daß der Gedanke der Vertiefung des Bündnisses offensichtliche Fortschritte in der öffentlichen Meinung hüben und drüben gemacht hat. Mit großer Freude sehe ich, so sagt Burian, dem Wiener Besuch des Grafen Hertling entgegen, der erfolgen wird, nachdem der Reichskanzler im Großen Hauptquartier über unsere Berliner Aussprache berichtet hat. — Der Kernpunkt der Schwierigkeiten ist und bleibt die künftige Regelung der polnischen Frage. Hier ist ein endgültiges Wort noch immer nicht gesprochen. Erschwert wird die Abmachung dadurch, daß zwischen den galizischen Polen und dem österreichischen Ministerpräsidenten von Seidler die Spannung wieder einmal so groß geworden ist, daß die Mitwirkung der polnischen Fraktion im österreichischen Regierungsapparat in Frage gestellt ist. Auch wenn man taktisch begreift, daß die galizischen Polen der österreichischen Regierung zeigen wollen, daß ohne sie der Staat nicht geleitet werden kann, so ist es doch bei dem Blick auf die Gesamtentwicklung fraglich, ob nicht dieses Verfahren etwas sparsamer angewendet werden könnte.

Freitag, 14. Juni.

Die Kämpfe südwestlich von Noyon werden fortgesetzt. Die Zahl der Gefangenen erhöht sich auf 15 000. In Paris wird über die Verteidigung der Stadt beraten.

Wir lesen einen nicht uninteressanten Aufsatz darüber, daß Rußland und die Ukraine viel mehr Getreide verkaufen könnten, wenn jetzt nach Beendigung des Krieges das Schnapstrinken wieder erlaubt würde. Da nämlich der Bauer jetzt keinen Grund für die erzwungene Abstinenz mehr einsieht, so verwendet er einen bedeutenden Teil der Getreidevorräte zu heimlicher Branntweinbrennerei, wobei sehr viel verlorengeht. Es wäre einfacher, ihm Schnaps anzubieten, damit er sein vergrabenes Getreide öffnet. Ihn bloß mit Papierrubeln zu bezahlen, für die er im Grunde nichts kaufen kann, hat keinen Erfolg. — Die Bolschewiki-Regierung wird offensichtlich imperialistischer. Während sie im Anfang den Satz von der Selbstbestimmung der Völker bis hin zur Abtrennung vom russischen Staat als großes Freiheitsdogma verkündigte, ist sie jetzt darüber empört, daß nördlich und südlich des Kaukasus und im Gebiet der Donkosaken die neuen Staatsgründungen mit diesem Grundsatz Ernst machen wollen. Altrussische Regierungsblätter verlangen von Deutschland, es müsse die Türken hindern, mit mohammedanischen Bevölkerungen am Schwarzen Meer Verbindungen anzuknüpfen. — Georgische und armenische Vertreter machen in Berlin dringende Vorstellungen, man solle diese beiden christlichen Völker nicht dem türkisch-mohammedanischen Einfluß überantworten; aber sie wollen ebensowenig unter den Händen der Moskauer Bolschewiki stehen. Ihnen würde ein direktes Bündnis mit Deutschland das Erwünschteste sein. Bei allen diesen Erörterungen wird zu leicht vergessen, daß Deutschland Bundesgenosse der Türken ist, und daß die Türken auf mindestens fünf Kriegsschauplätzen unter Aufopferung zahlreicher Truppen auf unserer Seite am großen Kriege teilgenommen haben.

In Konstantinopel hat es in den letzten Tagen des Mai einen ungeheuren Brand gegeben, der einen großen Teil der alten urtürkischen Stadt Stambul in Asche legte. Unter Leitung des Kriegsministers Enver Pascha wurde die ganze Garnison zur Löschung aufgeboten, aber der Mangel einer organisierten Wasserversorgung machte sich verhängnisvoll bemerkbar. Auch deutsche Offiziere und Mannschaften beteiligten sich in rastloser Tätigkeit an den Versuchen, des Brandes Herr zu werden, während ein orkanartiger Wind das Feuer durch immer neue Straßen von Holzhäusern vor sich hertrieb. Das Elend der vom Brande betroffenen Bevölkerung ist groß. Die Obdachlosen sind vorläufig in den

Digitized by Google

Moscheen und auf öffentlichen Plätzen in Militärzelten untergebracht. Der Rote Halbmond läßt durch Volksküchen Speisen ausgeben.

Sonnabend, 15. Juni.

Auf Einladung der Hamburger Handelskammer und bedeutender Schiffahrtsvertretungen findet in Hamburg ein Besuch von 165 Reichstagsabgeordneten statt, die Vorträge von Dr. Witthoefft, Max Warburg und Direktor Huldermann über die Notwendigkeit freier Schiffahrts- und Handelsbewegungen in der Zeit nach dem Kriege entgegennehmen. Weder der Mangel an Laderaum noch die internationale Lage des Geldmarktes wird uns zwingen, von dem bewährten Verfahren eines persönlichen, mit Risiko verbundenen, aber erfolgreichen freien Handels abzugehen. Starker Gegensatz besteht zwischen den Wünschen der Kaufmannschaft und den Interessen der vielen kriegswirtschaftlichen Einrichtungen, die aus Selbsterhaltungswillen heraus den Blick für die Bedürfnisse der Weltwirtschaft verlieren. Mit kräftigen Worten tritt Generaldirektor Ballin für das Wiederaufstehen des alten, freien Hamburg ein. Man kann gespannt sein, welche Antwort einerseits von den Engländern und andererseits vom deutschen Reichswirtschaftsamt aus erfolgen wird.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 9. Juni.

Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei hat zu den Zielen der äußeren und inneren Politik der gegenwärtigen Regierung ihr Vertrauen ausgesprochen:

„Der Zentralausschuß billigt die Haltung der Reichstagsfraktion in den Fragen der äußeren und inneren Politik. Er begrüßt das Zusammenarbeiten der Fraktion mit den übrigen Parteien des Reichstages zwecks Unterstützung der gegenwärtigen Regierung in ihren Bestrebungen für einen die deutsche Entwicklung sichernden Frieden nach außen und für die freiheitliche Ausgestaltung nach innen. Der Zentralausschuß dankt dem Vizekanzler von Payer für sein ersprießliches Wirken in der Reichsregierung und spricht ihm sein Vertrauen aus."

Damit wird, gegen alle nachträglichen Entstellungen und Verzerrungen, der Sinn der Reichstagsresolution vom 19. Juli noch einmal wieder klargestellt: Der Sicherungsfriede als Kriegsziel.

In der Bahn schaut alles hinaus auf den Stand der Felder, und das Gespräch geht um diese Frage: ob die Trockenheit schon viel verdorben hat, wo es geregnet hat, wo es regnen muß usw. Ein schlanker Schuljunge von so 12 Jahren, der von Lebendigkeit und Angeregtheit nur so funkelt, führt die Unterhaltung. Sein Klassenkamerad, dessen Vater sei — ein Majoratsherr (was er ehrfürchtig und ein bißchen ungeläufig herausbringt), und der habe gesagt, jetzt dürfe es nicht mehr regnen, weil die Ernte schon beinahe anfange. Die Kenner, die ihn berichtigten, kamen gegen den Klassenkameraden und Majoratserben nicht ganz auf. Aber man sah in eine ganze Welt wichtig-sorgenvoller Schuljungengespräche über „unser täglich Brot".

Montag, 10. Juni.

In der Schiffsraumfrage für die Übergangswirtschaft gelingt es scheinbar der Regierung nur mit Mühe, eine alle befriedigende Lösung zu finden. Eine Verordnung über die Verwendung der deutschen Kauffahrteischiffe, die vom Reichstagsausschuß für Handel und Gewerbe durchberaten wurde und die Begründung einer Frachtraum-Verteilungsgesellschaft zum Inhalt hatte, ist von der Regierung zunächst wieder zurückgezogen.

Die Reichsregierung hat dem vom Reichstag verabredeten Steuerkompromiß ihre Zustimmung in Aussicht gestellt, sich also mit der Besteuerung des Mehreinkommens seit 1913 und der Vermögen über 50 000 M. einverstanden erklärt, unter der Voraussetzung, daß dann der Reichstag die indirekten Steuern, deren Ertrag auf 2,5 Milliarden geschätzt wird, bewilligen wird. Die im Kompromiß zugestandene Besitzsteuer wird etwa 1200 Millionen einbringen. Auch dem Steuergerichtshof wird der Bundesrat voraussichtlich seine Zustimmung geben.

Einen hübschen Gedanken verwirklichen die Travemünder Fischer. Sie haben den Fang eines Tages als ihren Beitrag zur Ludendorffspende für die Kriegsbeschädigten bestimmt, fahren also mit sämtlichen Booten an einem günstigen Tage aus, um in die Netze der Verwundeten zu sammeln. Es ist nun Sache der Weltregierung, ihren Fang zu segnen.

Dienstag, 11. Juni.

Die Verhandlungen zum Etat des Reichsamtes des Innern könnten ein interessantes Spiegelbild der sozialen, kulturellen und innerpolitischen Wünsche und Strömungen sein, aber weder haben zurzeit die Abgeordneten Geduld, die Programmreden anzuhören, noch die Zeitungen Platz, sie auch nur im kleinsten Ausmaß wiederzugeben: Lage der Unehelichen, Geschlechtskrankheiten, einheitliche Kurzschrift, Beamtenmaßregelung, Ersatz für Fliegerschäden, Kunstausfuhrverbot usw. usw., alles in einer einzigen Sitzung. Das praktische Ergebnis ist ein einziges Stichwort in der Zeitung, das keinen Menschen glücklich macht. Der Präsident, der vorher zur Kürze mahnte, hatte recht, aber keinen Erfolg.

In Sachen des preußischen Wahlrechts liegt ein neuer Pluralwahlrechtsantrag (Lohmann, Heydebrand und Lüdicke) vor, der Zusatzstimmen für alle Wähler nach vollendetem 50. Lebensjahr vorsieht, eine zweite für alle, die entweder selbständig oder mindestens 10 Jahre als Beamte im Hauptamt tätig gewesen oder 10 Jahre ehrenamtlich als Beamte tätig sind oder gewesen sind, ferner allen, die in Privatbetrieben mehr als 10 Jahre angestellt waren im Sinne des Angestelltenversicherungs-Gesetzes, aber ohne Rücksicht auf die dort festgesetzte Gehaltsgrenze. Darunter fallen auch Werkmeister, Aufseher, Vorarbeiter und andere aus dem Arbeiterstand hervorgegangene Personen in gehobener Stellung, endlich diejenigen, die nach vollendetem 25. Lebensjahr länger als 10 Jahre als Aufseher oder Vorarbeiter tätig waren. Ferner wird das Wahlrecht geknüpft an einen zweijährigen Aufenthalt in der Gemeinde. Für die gemischtsprachigen Bezirke in den Provinzen Westpreußen und Posen wird die Verhältniswahl eingeführt. Für Verfassungsänderungen soll eine Dreiviertelmehrheit in beiden Häusern des Landtags erforderlich sein.

Das Kompromiß ist als Antrag Lohmann, Heydebrand, Lüdicke und Genossen dem Abgeordnetenhause zugegangen.

Der Ministerpräsident Graf Hertling hat jedoch bei einer Unterredung, die er vor wenigen Tagen dem konservativen Abgeordneten v. Heydebrand gewährte, keinen Zweifel darüber gelassen, daß er mit dem gleichen Wahlrecht stehe und falle und daß die Staatsregierung unter allen Umständen entschlossen sei, durch Auflösung des Hauses an die Wähler zu appellieren.

Abendzeitung: Auch im Hause, in dem der Kompromißantrag heute verhandelt wird, erklärt die Regierung, sich nicht auf seinen Boden stellen zu können.

Mittwoch, 12. Juni.

Die Kartoffelration, heißt es, von 7 Pfund kann nicht überall bis zur neuen Ernte durchgehalten werden. Eine Herabsetzung wird voraussichtlich notwendig sein. Das ist, in Verbindung mit der Herabsetzung der Brotration, sehr schmerzlich. Angesichts der Berichte, die in österreichischen Zeitungen über die Regulierungsschwierigkeiten stehen, können wir aber doch täglich dankbar sein, daß die Autorität des Staates ausreicht, um die Lieferung der zugesagten Rationen auch wirklich zu sichern. Ein Aufsatz der „Bohemia" über Schleichhandel, Tauschverkehr, Postdiebstähle und Beamtenkorruption deutet auf Verhältnisse, die bei uns doch nur in einem sehr viel schwächeren Abglanz vorhanden zu sein scheinen.

Die „Schuhpolonäsen" haben die Reichsstelle veranlaßt, einen Legitimationszwang für die Käufer von Schuhwaren einzuführen. Künftig muß jeder, der Schuhe verkauft, vom Käufer einen Ausweis über seine Person verlangen, weil anscheinend auch hier Fälschungen von Scheinen zu Wucherzwecken die Nachfrage noch gesteigert haben. Außerdem dürfen wir uns vom 15. Juni an aber ohne Bedarfsnachweis ein Paar Haus-, Tanz- oder Tennisschuhe erstehen, die vor 1916 hergestellt sind (eine Maßnahme, die wohl den Zweck hat, zum Verbrauch solcher Schuhe während des Sommers anzureizen, um das kräftigere Schuhzeug für den Winter zu schonen).

Digitized by Google

Ein Schreckschuß für Hamburg ist das Versiegen der Erdgasquelle, die einen großen Teil unserer Beleuchtung bisher gedeckt hat.

In langwierigen namentlichen Abstimmungen ist nochmals das Schicksal des gleichen Wahlrechts im Abgeordnetenhause besiegelt. Zu dem Kompromißantrag Lohmann-Heydebrand ist noch ein Zusatz Dr. Hagemeister eingegangen, der im Falle der Annahme des Antrags Lohmann den Kriegsteilnehmern und denen, die einen eigenen Hausstand haben, eine Zusatzstimme geben will. Die traurige Unzeitgemäßheit der ganzen Stellung der Mehrheit gegen ein gerechtes Wahlrecht konnte nicht schärfer zum Ausdruck kommen als in der Ablehnung der Zusatzstimme für die Kriegsteilnehmer. Nach vier Kriegsjahren, in denen wir von den Taten an der Front täglich unser Leben und Dasein neu empfangen, wird die Zusatzstimme für die Kriegsteilnehmer abgelehnt!!

Donnerstag, 13. Juni.

Den Gegnern der Zusatzstimme für die Kriegsteilnehmer geht es wie dem Mörder des Ibykus: „Doch dem war kaum das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren." Sie gaben nachträgliche Erklärungen und wollen bereit sein, in einer fünften Lesung (!) „die Sache zu regeln". Durch wie viele Lesungen wird der jämmerliche Handel noch geschleppt werden?

Eine neue Werft in Hamburg zu errichten, ist beschlossen von der Gutehoffnungshütte, der A. E. G. in Berlin und der Hapag. Die „Deutsche Werft-Aktiengesellschaft" will vor allem Schiffe bauen, die mit Rohölmotoren getrieben werden.

Freitag, 14. Juni.

Unsere Kartoffelration wird auf fünf Pfund wöchentlich herabgesetzt; schuld ist die Verspätung der Frühkartoffelernte durch den kühlen Mai und Juni, der ja sogar noch Nachtfröste gebracht hat. Dazu kommt dann das Heruntergehen der Brotration auf 1760 Gramm in der Woche. Dafür werden wir mit etwas mehr Zucker und einem Ei getröstet.

Eine Denkschrift der drei hanseatischen Handelskammern zur Reform des Auslandsdienstes ist der Öffentlichkeit übergeben. Verlangt werden Wirtschaftsbevollmächtigte bei den Botschaften, Gesandtschaften und Generalkonsulaten, die ihre Instruktionen vom Reichswirtschaftsamt bekommen und für die sachkundige Berücksichtigung der Wünsche der deutschen Handelskreise zu sorgen hätten. Ferner eine Handelsnachrichtenabteilung beim Reichswirtschaftsamt als Zentralstelle des wirtschaftlichen Nachrichtendienstes, ferner Berücksichtigung des wirtschaftlichen Verständnisses in der Vorbildung der Auslandsbeamten, Erhöhung der Zahl der Berufskonsuln, bessere Besoldung.

Die Denkschrift stimmt in ihren Forderungen mit der schon erwähnten Denkschrift der Überseefirmen zusammen und wird die Grundlage für bevorstehende Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt und dem Reichstag abgeben.

Sonnabend, 15. Juni.

Heute sind hier 175 Reichstagsabgeordnete und werden von Sachkundigen in die hanseatische Auffassung von den Wirtschaftsfragen nach dem Kriege eingeführt. Diese Auffassung wurde unter drei Gesichtspunkten dargelegt: Zwangswirtschaft überhaupt, Valutafrage, Schiffsraumfrage. Alle drei Vorträge gehen von der Anschauung aus, daß, je schwieriger die Aufgaben des Wiederaufbaues seien, um so notwendiger der persönlichen Tatkraft freier Spielraum gelassen werden müsse. Hinsichtlich der Valutafrage müsse die Angst vor einer zunächst stark negativen Handelsbilanz überwunden werden durch die Einsicht, daß unserer Produktion unbedenklich alles zugeführt werden muß, dessen sie zum vollen Wiedererstarken bedarf. Die Valuta ist Gesundheitsmesser der wirtschaftlichen Kraft als solcher und steigt mit ihr. Die Schiffsraumfrage wird ähnlich optimistisch beurteilt. Die Anpassung an die Verhältnisse werden die Reeder selbst besser fertigbringen als eine bürokratische Verordnung. Man kann sich beim Lesen der Vorträge dem Eindruck der selbstbewußten Sicherheit in der Beurteilung dieser Fragen nicht entziehen und atmet mit Stolz und Genuß die Luft einer ungebrochenen Tatkraft, die nur erst wieder Spielraum verlangt, um sich zuversichtlich einzusetzen.

Friedrich Naumann / Es lebe das Volk!

Wir waren, verehrte Freunde, versammelt, um über liberale Politik zu beraten. Da ist es recht und billig, daß nach der Arbeit der Sitzungen ein erster Trinkspruch dem deutschen Volke dargebracht wird, unserem Volke, dessen wunderbarste Kraft wir alle staunend und dankbar erleben.

Das war es ja, was von alters her den Liberalismus von den konservativen Strömungen unterschied, daß der Liberalismus an das Volk im ganzen glaubte, an seine Pflichttreue, Großherzigkeit, Tapferkeit und Verantwortlichkeit. Der Volksmasse wollte der Liberalismus freie Bewegungsmöglichkeit verschaffen, damit erst alle guten Anlagen und Begabungen der Menge sich entfalten können. Das geschah, weil der Liberalismus selbst Volk vom Volke war, miterlebend, mitfühlend. Während die Konservativen ihre Romantik vom ererbten Rechte der Oberschichten pflegten und es für schädlich und vergeblich hielten, aus dem gewaltigen Rohstoff der Masse etwas anderes zu machen als Untertanen, sahen die liberalen Vorväter wie Propheten im Aufstreben der kleinen Leute bereits die kommende Vollendung der nationalen Kraft. Sie forderten Bürgerrechte für das Volk, als viele aus der Masse selbst noch gar nicht so weit waren, sich ihrer Pflicht und Würde im Staate bewußt zu sein. Die Konservativen pflegten die liberalen Forderungen von Volksrechten für Doktrinarismus anzusehen, das heißt für bloßen ausgedachten Kunstbau ohne Lebensgrundlage, und bezeichneten gegenüber dem liberalen Formalismus ein organisches System, bei dem sie vor allem das Gewordene bevorzugten, das ihnen selbst die Herrschaft sicherte. Nun aber ist gerade das, was man als bloße Theorie verleumdete, was man Träumerei und Allerweltsformel nannte, zum Kern und Herzschlag der erhabensten Zeit des Deutschtums geworden: Das Volk als Ganzes rettet und erhält den Staat und das Vaterland!

Wie wundervoll und über alles Erwarten hinaus bewährt sich im gigantischen Kriege das deutsche Volk! Nur mit starker innerer Bewegung können wir davon reden. So hat sich noch keine Volksmasse gezeigt. Nicht wollen wir sagen, daß jeder Einzelne ein tadelloser Engel sei; es geht auch im Kriege menschlich zu. In einer Zeit, in der selbst die Monarchen sich nicht immer frei zeigen von dem Bestreben, ihre Privatmacht zu vermehren, und wo sich in den östlichen Randgebieten etwas regt, das man als Schleichhandel mit monarchischen Erzeugnissen bezeichnen muß, kann es nicht auffällig sein, wenn auch in der Tiefe des Volkes die reine Selbstlosigkeit nicht immer ungemischt erscheint. Auch kommt es vor, daß man vom Kriege denkt wie im Gebirge: Auf der Alm gibt's halt ka Sünd! Unsere Brüder, Söhne, Freunde im feldgrauen Kleide bleiben Menschen in aller ihrer Menschlichkeit und wollen nicht verhimmelt werden, aber gerade in ihrer Schlichtheit und Selbstverständlichkeit leisten sie mehr, als was jemals die berühmtesten Völker des Altertums fertiggebracht haben. Als wir auf den Schulbänken saßen, lernten wir die Heldengeschichte der 300 Spartaner, von denen die Inschrift des Denkmals besagte: „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befiehlt." Auch abgesehen von diesem spießbürgerlichen Nachsatz „wie das Gesetz es befiehlt", wievielmal solcher Dreihundert gibt es bei uns, die nicht deshalb sterben, weil es gesetzlich befohlen ist, sondern weil sie selbst ihr Vaterland freiwillig höher schätzen als das eigene Leben! Unter welchen Schrecken der Hölle halten unsere Besatzungen des

Digitized by Google

ersten Grabens aus! Was sind die Waffen der Vorzeit gegen Trommelfeuer und Gasangriff? Und wie kurz sind alle vergangenen Kriegsanspannungen gegenüber den Riesenprüfungen der gegenwärtigen Schlachten!

Offen erkennen wir an, daß auch unsere Feinde Tapferkeit beweisen, aber ihre größere Zahl verzehrt sich vor der geringeren deutschen Menge. Das liegt keineswegs nur an den Eigenschaften der Führung, denn ebenso wie es wahr ist, daß große Führer die Kraft einer Truppe zu verdoppeln vermögen, ist auch das andere richtig, daß kein starker Führer auftaucht auf brüchigem, sumpfigem Volksuntergrunde. Aus dem Geiste der Masse wachsen die Geister der Wollenden. Nur in Verbindung mit der Menge haben sie selber Saft und Unverwüstlichkeit. Wir ehren und achten die namhaften Helden, die ins Buch der Weltgeschichte eingetragen werden, aber ein unsterblicher Dank gebührt neben ihnen der Masse der Namenlosen, die nur nach Hunderttausenden gezählt werden. Sie bewachten die vielen Kilometer bei Tag und bei Nacht, in Kälte und Hitze, bei Flugangriff und Unterminierung. Noch heute, am Schlusse des vierten Kriegsjahres, gehen auch die Altgewordenen zugleich mit den fast noch kinderhaften Jünglingen vorwärts wie in den ersten Monaten. Fürs Vaterland, fürs Vaterland! Und diese Leute will man dann wieder klassifizieren und durch Pluralstimmen unterscheiden, ihnen will man das volle gleiche Bürgerrecht noch immer nicht gewähren! Unter dem Dröhnen der Kanonen, im unerhörten Nationalkampfe bleiben zu unserer Betrübnis und Verwunderung die Konservativen und diejenigen, die sich ihnen freiwillig anschließen, engherzig und arm an Klugheit und Seelenfreiheit und versagen dem Geiste vom 4. August 1914 den Eintritt. König und Regierung haben Sinn für die Volksleistung im Krieg, sie aber stecken noch immer in der Romantik, von der ich vorhin sprach, und wollen die Retter der Vaterlandes als untertänige Masse bewahren. Sie stimmen nicht mit ein in unseren Ruf: Es lebe das Volk! Fürsorge zwar wollen sie ihm gönnen, Bevormundung und ein gewisses verdünntes Recht des Mitredens, aber keine Sprache der großflutenden Weltereignisse hat ihnen den Geist so weit geöffnet, daß sie sagen: Nun kennen wir keine Klassen mehr, sondern nur Deutsche. Man möchte nicht bitter werden im allgemeinen Kriege, in dem konservatives und liberales und sozialistisches Blut gleicherweise nötig sind fürs Vaterland, aber es ist etwas unendlich Schweres, was von der rechten Seite jetzt dem Volksgemüt auferlegt wird, und zwar ohne Notwendigkeit.

Man könnte die Handlungsweise der rechtsstehenden Gruppen einigermaßen verstehen, wenn unsere deutsche Volksmasse sinnlos oder staatsbedrohend wäre. Aber wo sind bei uns die Bolschewiki? Beweisen nicht auch die letztvergangenen Ersatzwahlen, daß die deutschen Sozialisten in ihrer überwiegenden Mehrheit sich nicht dem Radikalismus verschrieben haben? Im Gegenteil ist die ausdauernde Geduld der Menge auch in der Heimat bei Frau und Mann so allgemein und tadellos, daß jedermann in allen Bevölkerungskreisen glücklich sein sollte, zu einem solchen Volke zu gehören. Das Größte, was der Mensch kann, ist, sein Schicksal mit innerer und äußerer Würde zu tragen. Das tun die Hunderttausende, deren Kinder oder Gatten gestorben sind. Das tun auch die, deren Körper unter Entbehrungen langsam zerbricht. Es wird geklagt, aber die Arbeit, die Pflicht, der Glaube an die Zukunft halten das Volk aufrecht. Dafür muß man ein Mitgefühl haben; daraus muß man auch die politischen Folgerungen ziehen.

Es wird in den Prüfungen dieser Kriegsjahre jeder einmal trostbedürftig, besonders oft wohl diejenigen, die den Vorgängen des Regierens nahe genug stehen, um die Menschlichkeiten des Regierungsapparates zu beobachten. Trotz vielen guten Willens ist die Maschinerie nicht ohne Reibungen. Ich habe schon neulich an anderer Stelle gesagt, daß heutzutage unter den Regierenden fast mehr gestritten wird als unter den Parteien, weil die Aufgaben bergehoch sind, weil die Spannung zu lange dauert. Wem das alles aber das Herz beschwert, der soll sich mitten im harten und grauen Getriebe die Zeit nehmen, um an das Volk im ganzen zu denken und im Anschauen der prachtvollen Massenleistung immer wieder gesund und zäh zu werden. Um des Volkes willen müssen die Regierenden aller Arten und Grade sich zur inneren Größe durchringen, wie es der Kaiser insbesondere in der preußischen Wahlrechtsfrage getan hat. Es lebe das Volk!

Vor dem Kriege fehlte uns Deutschen eine mächtige volkseinende Legende, die für uns etwa das sein könnte, was für die Franzosen ihre große Revolution war und ist. Noch heute zehrt die französische Seele an den Erlebnissen ihrer stürmischsten und gehobensten Zeit und erträgt aus geschichtlichem Stolz blutige Belastungen. Für uns sind weder die Freiheitskriege noch der Deutsch-Französische Krieg von gleicher Bedeutung gewesen, da in den Freiheitskriegen nur langsam die ganze Nation herangezogen wurde, und da der Feldzug von 1870/71 zu kurz und siegreich war, um die Volksseele in allen ihren Urgründen zu erschüttern. Jetzt aber wird in Nord und Süd, in Ost und West gemeinsam, einmütig gelebt, gestorben, gekämpft, gehofft, jetzt ist die nationale Geschichtseinheit für Ewigkeit vollendet. Gemeinsam grüßen wir unsere Bundesgenossen, gemeinsam wollen wir im neuen Frieden dem deutschen Aufbau dienen. Dann soll es heißen: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr! Dann wenn wir jetzt Arbeitenden gestorben sein werden, soll es noch immer heißen: Es lebe das Volk!

Wilhelm Heile / Die Politik der Mehrheit

In weiten Schichten unseres Volkes, und zwar gerade bei den sogenannten Gebildeten, besteht jetzt noch mehr als schon vor dem Kriege eine starke Abneigung gegen die politischen Parteien. Das Wort vom Vaterland, das über den Parteien stehe, ist ihnen aus der Seele gesprochen. Sie sehen in den Parteien die Verkörperung der Zwietracht, Selbstsucht, Engherzigkeit und möchten das Kaiserwort, daß er keine Parteien mehr kenne, sondern nur noch Deutsche, am liebsten von sich aus zum dauernden Grundsatz erheben. Und weil nun einmal alle wirksame Politik tatsächlich von Parteien geleistet wird, so lehnen sie die Politik überhaupt ab, verziehen sich ganz in den Schmollwinkel, nörgeln grämlich über die schlechte Welt und die bösen Menschen und bilden so, wollend oder nichtwollend, eine Partei für sich, die Partei derer, denen die Politik verdrießlich scheint, weil sie selbst verdrossen sind.

Wir brauchen nicht erst zu beweisen, daß der Zustand, in dem das ganze Volk eine einzige große Partei darstellt, so schön er ist, kein Dauerzustand sein kann, weil solche Einigkeit nur möglich und auch nur wünschenswert ist in der Ablehnung einer feindlichen Außenwelt, im gemeinsamen Kampfe aller gegen einen gemeinsamen Feind. Unter uns selbst kann es und darf es keine allgemeine und dauernde

Digitized by Google

Einigkeit geben; sie wäre das sichere Zeichen der Erschlaffung und beginnenden Erstarrung. Die Kräfte, die im Volke vorhanden sind, sollen und müssen miteinander ringen, weil nur im Kampf der Meinungen und Willensrichtungen der Weg gefunden werden kann, den das Ganze gehen muß.

Ein anderes aber ist es, ob es Parteien geben und der Bürger im Kampf der Parteien Partei ergreifen soll oder ob blinder Parteigeist die Menschen beherrscht und ihre Herzen eng, ihre Seelen trocken und dürftig macht. Eine Partei, deren Politik nicht vom Ganzen ausgeht und im Ziel nicht aufs Ganze gerichtet ist, kann nichts Großes leisten, weil sie nichts Großes will; sie ist als Werkzeug kümmerlicher Selbstlinge von vornherein zur Verkümmerung verurteilt und trägt in ihrer Einseitigkeit ihren Lohn dahin. Wer aber dem Ganzen dienen will, kann es nur, indem er sich einer Gemeinschaft des Willens anschließt oder sie zu bilden strebt, deren Ziel durch gleiche Hoffnungen und Wünsche für die Gesamtheit bestimmt ist. Doch nur ein starker Kräftestrom kann dem Kurs der Gesamtheit seine Richtung geben. Es hat keinen Zweck, jedem neuen Glaubensstrom ein besonderes Bett zu suchen; was in gleicher Richtung dahinfließen will, muß zusammengeleitet werden zu einem großen, starken und dann auch lebendigen, fortreißenden und tragenden Strom.

Aus solchem Gesichtspunkt können wir es gut verstehen, wenn nicht bloß unklare Schwärmer von politischer Halbbildung zu einer frostigen Ablehnung des Parteiwesens kommen, sondern auch Menschen ganz ernsten und ernsthaften Wollens. Sie sehen die grellbunte Vielfarbigkeit des deutschen Parteienbildes, und in ihrer Abneigung gegen das Viele, Allzuviele und auch gegen manches Menschliche, Allzumenschliche in Aufbau und Konservierung des überkommenen Apparates der meisten bestehenden Parteien schütten sie das Kind mit dem Bade aus.

Als der Gedanke der Neuorientierung unseres deutschen Staatswesens die Geister zu beschäftigen begann, da dachten viele, daß über die Neuordnung des staatlichen Aufbaues hinaus das ganze politische Leben Deutschlands von einem neuen Geist durchdrungen sein solle. Und manche Erfahrungen und Umwälzungen, die der Krieg gebracht hat, gaben uns Mut zu neuer Hoffnung. Im Reichstag bildete sich eine verantwortungsbewußte Mehrheit, und wenn auch die Fraktionen nichts von ihrer Selbständigkeit aufgaben, ja, sogar durch Absonderung der unfruchtbaren und bloß lärmfrohen Gruppe der unabhängigen Sozialdemokraten eine weitere Zersplitterung eintrat, so hat doch die gemeinsame Arbeit an großen Dingen in großer Zeit die Mehrheit so sehr und in so stetiger Entwicklung befestigt, daß aus diesem Erlebnis heraus endlich, endlich auch die Voraussetzung allen Erfolges parlamentarischer Arbeit, der Wille zur Macht, seinen Einzug in den Deutschen Reichstag hielt. Noch nur schwach und in seinen ersten Anfängen, aber doch bereits deutlich erkennbar und seinen Trägern bewußt und schon gekrönt mit dem Erfolge der Umbildung der Regierung und der Neubildung ihres Verhältnisses zum Volke und seiner Vertretung.

Es gab und gibt, auch im Reichstage, eine Gruppe, die hat mit der tatsächlichen Macht von je und je auch den Willen geerbt, die überkommene Macht zu erhalten und zu vermehren. Sie steht jetzt im Reichstage ganz auf verlorenem Posten und kämpft im Preußischen Landtage zähe, verzweifelt und im Gefühl der sonst nie gekannten Ohnmacht oft geradezu würdelos ihren letzten, schweren Kampf. Von ihr kann die Reichstagsmehrheit, die im Landtag eine Minderheit ist, gleichwohl viel lernen. Daß sie, die sich selbst ihr Grab gegraben hat, nun nicht einmal versteht, in Schönheit zu sterben, das ist freilich eine etwas ärmlich anmutende Entartung ihres sonst so gesunden Selbsterhaltungstriebs. Aber die Entschlossenheit, mit der die um Heydebrand und Oldenburg von ihrer Macht Gebrauch machen, bleibt darum doch der Nacheiferung wert.

Immer wieder taucht die Frage auf, woran es liege, daß ein ähnlich kraftvoller Wille bei der Reichstagsmehrheit nicht zu verspüren sei. Und oft sind es gerade die, deren politisches Wollen am leidenschaftlichsten seine Ziele in der Richtung der Mehrheitspolitik sucht, die neben dem Zweifel an dem Machtwillen der Mehrheit eine bis zu höhnender Geringschätzung gehende, verärgerte Stimmung nähren. Wider ihren Willen werden sie so zu Trägern jener verdrießlich unpolitischen Stimmung, die den Mut nicht aufkommen läßt, etwas zu hoffen und zu glauben, und in der deshalb die Kraft nicht gedeihen kann, das Geglaubte wirklich zu wollen. Wer dächte da nicht gleich an aufrecht und entschieden liberal geleitete Zeitungen wie das „Berliner Tageblatt", das bei allem Aufwand an Geist und politischem Zielbewußtsein auf die Kräfte seiner eigenen Richtung doch nicht stärkend, sondern fast immer nur schwächend wirkt, weil es zu wenig darauf bedacht ist, das Gleichgerichtete zu sammeln, es vielmehr stets kritisch zersetzt.

Wenn man eine arbeitsfähige und auch wirklich arbeitende Mehrheit will, so darf man sich nicht mit dem Tugendspiegel der reinen und unverfälschten Lehre daneben aufpflanzen. Wer von der jetzigen Reichstagsmehrheit eine schlechthin liberale Politik verlangt, der hängt seine Forderungen in die Luft. Fortschrittler, Nationalliberale und Sozialisten haben für sich allein keine Mehrheit mehr, weil die Gefolgschaft der Haase und Ledebour lieber mit Westarp und Heydebrand geht als mit Scheidemann und David. Zur Mehrheit gehört also notwendig auch das Zentrum, und wer mit dem Zentrum nicht bloß äußere, sondern auch innere Politik machen will, der soll sich vorher überlegen, was das Zentrum bei seiner Überlieferung und Eigenart mitmachen kann und was nicht. Doch auch die anderen, die zur Mehrheit gehören, haben dabei ihre inneren Schwierigkeiten; ohne Zugeständnisse kommt keiner weg, nicht die Nationalliberalen, die den Herren von Eisen und Kohle zu lange und zu sehr haben fronen müssen, und nicht die Sozialdemokraten, die noch manchen Märtyrer aus der Sturm- und Drangperiode unter sich haben. Nein, wenn man sich nur recht darauf besinnt, wie es im deutschen Parlamentsleben vorm Kriege aussah, so hat man wirklich keinen Grund, den Reichstag und seine Mehrheit zu schwächen. Es ist viel gute Arbeit geleistet worden, und wenn namentlich auch die Arbeiten des Verfassungsausschusses noch immer nicht vollendet worden sind, so hat sich hier doch schon deutlich genug gezeigt, was bei gutem Willen aller Beteiligten aus dem Zusammenwirken des partikularistisch belasteten Zentrums und der einheitsfreudigen Linken herausspringen kann. Wie hoch solch wechselseitiges Entgegenkommen veranschlagt werden muß, das sieht man ja gerade eben in grellster Beleuchtung im Abgeordnetenhause, wo das Zentrum einen schweren inneren Kampf gegen seinen rechten Flügel zu führen hat und die Nationalliberalen auf dem besten Wege sind, in zwei endgültig geschiedene Fraktionen zu zerfallen. Schwierigkeiten gleichen Ursprunges, wenn auch nicht annähernd gleichen Umfanges, gibt es auch im Reichstage. Und wer nicht begreift, was deren Überwindung bedeutet, der hat es zwar leicht, über die Schwäche der Mehrheit zu spotten und sich zu

digitized by Google

ereifern, aber er kann nicht erwarten, daß man auf sein Urteil und seinen Ratschlag wirklich etwas gibt.

Nicht viel anders liegt es auch, wenn man nicht das Verhältnis der zusammenwirkenden Parteien untereinander, sondern das Verhältnis des einzelnen Staatsbürgers, Parteigängers und Wählers zu seiner Partei ins Auge faßt. Welche Partei es auch sei: gibt es nicht in jeder Mitglieder genug, die an ihrer Parteileitung schlechthin alles auszusetzen haben? Wir in der Fortschrittlichen Volkspartei wissen ein Liedchen davon zu singen. Auch in dem Aufsatze von Dr. v. Recklinghausen im vorigen Hefte der „Hilfe" kam solche Stimmung des Mißtrauens des einzelnen gegenüber der Partei zum Ausdruck. Wohl hat Herr v. Recklinghausen recht, wenn er mit sorgsamer Gründlichkeit nach einem Wahlverfahren sucht, das einen möglichst genauen und zuverlässigen Spiegel aller vorhandenen Volksströmungen ergibt. Er beachtet aber bei alledem nicht genug, daß wichtiger als die Vertretung jeder Einzelstimmung und als die Ebnung des Weges zu parlamentarischer Wirksamkeit für jedes einzelne Talent die Frage ist, ob das Parlament selbst zur Wirksamkeit im Sinne der Volksmehrheit fähig ist oder nicht. Wer einen festen politischen Glauben und also auch einen klaren, politischen Willen hat und den Drang zu seiner Betätigung in sich fühlt, der muß sich — unter Umständen mit viel Geduld und Disziplin — der Partei anschließen, die im großen und ganzen in der Richtung seines Glaubens marschiert. Es ist so unendlich bequem und billig, als Einspänner durch Aufstellung eines eigenen Programms sich mit dem Nimbus besonderer Überzeugungstreue und eigengewachsener Gedankenkraft zu umgeben. Aber wozu soll das nützen, und wem? So dient man vielleicht dem eigenen lieben Ich, nur in ganz seltenen Fällen der Idee, der man dienen will, immer aber und sicher den Gegnern der Richtung, die einem am nächsten steht. Hält man Reformen in der eigenen Partei für nötig, so betätige man sich in ihr, aber stelle sich nicht abseits und werfe erst recht nicht mit Steinen auf sie.

Im Verlauf des Krieges ist im deutschen Parteileben so manche Saat, die früher nicht recht aufgehen wollte, zur Ernte reif geworden. Nicht zuletzt auch im Liberalismus. Es gibt manchen unter uns, der schon lange nicht recht einsieht, warum der liberale Strom in Deutschland in zwei Betten fließen muß. Vielleicht hilft der erbitterte Kampf der wirklich liberalen mit den auch-liberalen Mitgliedern der nationalliberalen Fraktion im Preußischen Landtage nun endlich dazu, daß klare und reine und ehrliche Verhältnisse geschaffen werden: geh' du zur Rechten, ich geh' zur Linken; Lieber, scheide dich von mir — offen, ganz und endgültig. Wenn aber diese Scheidung vollzogen wird: was soll dann noch die Grenze zwischen den beiden liberalen Parteien? Einig sind wir im Bekenntnis zur Gleichberechtigung aller Staatsbürger im Reiche und seinen Gliedstaaten, einig als Träger aller freiheitlichen politischen Gedanken und Hoffnungen, einig in dem Gedanken, daß nur Freiheit und Gleichberechtigung die freudige Anteilnahme und das stolze Gefühl der Verantwortung für das Schicksal des Ganzen in der Gesamtheit des Volkes wecken und erhalten kann, einig auch in der Erkenntnis, daß ein so auf Recht und Freiheit gegründeter Staatsbau die Vorbedingung und sichere Gewähr ist für eine wirklich schöpferische Kraft im Innern und starke Widerstands- und Stoßkraft nach außen. Was sonst vor dem Kriege trennte, wie etwa die Stellung zu den Zollfragen, das hat unter den völlig veränderten Verhältnissen jetzt wenig oder gar keine Bedeutung mehr. Und auch die Abtönungen in dem Streit um den schnellsten Weg zu einem guten Frieden werden nicht für die Dauer richtungbildend sein; solche neuen Schranken würden ja keineswegs auf der alten Parteigrenze verlaufen, und eine Meinungsverschiedenheit der Grundsätze und Ziele besteht hier überhaupt nicht, lediglich ein Unterschied der Stimmungen und des politisch-taktischen Sprachgebrauches.

Sollte aber die Verstocktheit der Herren von Heydebrand bis Lohmann es dahin bringen, daß wir im Herbst oder Winter Wahlen zum Preußischen Landtag haben, so kann gar kein Zweifel sein, daß dann die beiden liberalen Parteien gemeinsame Sache machen. Das Beispiel der getrennten deutschen Stämme, die einst im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind sich fanden und im Siege über sie sich für immer zusammenschlossen, könnte dem Gedanken vom einen und einigen Liberalismus den letzten Antrieb zur Herstellung einer dauernden Arbeitsgemeinschaft geben. Und da in diesem Wahlkampfe nicht bloß die beiden liberalen Parteien, sondern mit ihnen dieselben Parteien, die im Reiche die Mehrheit bilden, in fester Verbundenheit miteinander die Entscheidungsschlacht für das gleiche Wahlrecht schlagen, so muß in dieser Auseinandersetzung über das Grundrecht des preußischen Staatsbürgers zugleich die Entscheidung fallen über die künftige Grundrichtung der inneren deutschen Politik. Die Abstimmung über das Wahlrecht der Kriegsteilnehmer hat es für die beiden großen, miteinander ringenden Gruppen mit besonderer Klarheit gezeigt, wohin ihre Reise geht. Richtung- und parteibildend, trennend und einigend zugleich, sind da zwei Meinungen und Willensrichtungen hart aufeinander gestoßen. Die „Staatserhaltenden" kämpfen um die Erhaltung des Staates, in dem das Volk um des Staates willen da ist; der Staat aber, das sind „wir"; man darf für ihn kämpfen und sterben, aber mitbestimmen — beileibe nicht. Die anderen aber erstreben den Staat, der um des Volkes willen da ist, den freien deutschen Volksstaat. Diese Richtung hat fast das ganze Volk hinter sich, sie hat die große Mehrheit im Reichstag, hinter ihr steht Kaiser und Kanzler, Reichsleitung und preußische Staatsregierung, sie wird sich auch die Mehrheit und die Macht im Preußischen Abgeordnetenhause erringen. Der Sieg ist ihr sicher. Und je klarer und entschiedener sie sich der Tatsache ihrer Mehrheit und der damit verbundenen Macht bewußt wird, desto kürzer und schneller der Weg dahin.

Paul Rohrbach / Wie lange noch?

„Vieles Gewaltige ist da, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!" So sind wir gewohnt, den Vers aus der Antigone des Sophokles zu hören. „Gewaltig" ist aber nicht genau übersetzt. Das griechische Wort δεινός hat auch den Sinn des Schrecklichen, das Entsetzen erregt, und man könnte es fast eher mit „entsetzlich" wiedergeben, wenn damit nicht für unser Sprachgefühl der Abscheu verbunden wäre. Luther hat noch nicht so empfunden, als er beim Pfingstwunder und beim Grabe am Auferstehungsmorgen den Eindruck auf die, die dabei waren, mit dem Worte bezeichnete: sie entsetzten sich, Entsetzen kam sie an! Das ist es, was der alte Dichter meint, wenn er vom Menschen sagt: er ist δεινός; Zittern und Entsetzen kommt den an, der menschliches Tun und Wagen betrachtet!

Vieles Entsetzliche ist da, doch nichts ist entsetzlicher als der Mensch! Verstehen wir das nach Luther, nicht nach unseren Pazifisten, dann haben wir das Empfinden gegenüber dem allem, wozu der Mensch, der deutsche, englische, französische Mensch, und wen das Weltkriegsschicksal sonst noch in seinen Schlund gerissen haben mag, in diesem Kampf vor unseren Augen gelangt ist. Grauen, Staunen, Ehrfurcht vor den beispiellosen Opfern, vor dem ver-

Digitized by Google

zweifelten Mut, vor der Selbstdahingabe und Hartnäckigkeit, Bewunderung und wirkliches Entsetzen, alles kommt uns an, wenn wir dies Wort und dies Erlebnis denken: Weltkrieg. Eine unvorstellbare Summe von materiellen Gütern, Leben und Gesundheit, Willenskraft, Heldentum, verzweifelter Anspornung aller Kräfte des Leibes und der Seele wird verbraucht, eine Zerstörung äußerer und innerer Werte findet statt, wie sie die Menschheit noch nicht gesehen hat — und wozu? Was treibt die Völker nun bald vier Jahre, dabei zu verharren, nicht abzulassen von dem Würgen?

Es ist ihre vielhundertjährige Geschichte, die sie dahin geführt und ihren Charakter gebildet hat, der sich in ihrem Ringen betätigt. Am Anfang stand nur der Gegensatz zwischen uns und den Franzosen. Seit tausend Jahren geht der Kampf zwischen den beiden großen Völkern, die aus dem Karolingerreich sich schieden, Westfranken und Ostfranken, wie sie anfangs hießen. Sie kämpfen um das Grenzland zwischen ihnen beiden, jenes alte Lotharingien, und um den Primat von Europa. Zuerst war beides bei den Deutschen. Dann nahmen die Franzosen eins und das andere, und die Deutschen wurden kraftlos durch Zersplitterung. Mächtig erhob sich der französische Genius, und nie kann ein Volk vergessen, was es gewesen ist, wenn es eine Geschichte erlebt hat, wie die Franzosen von Franz I. bis auf Napoleon. Als Deutschland wieder emporkam und das neue Reich geschmiedet wurde, da fühlten die Franzosen sofort: dringen die durch, dann sind sie die ersten und wir nur noch die zweiten. So kam es zum Kriege von 1870, und wer da glaubt, ohne Elsaß-Lothringen wäre die Feindschaft des geschlagenen Frankreichs gegen uns milder gewesen, der kennt nicht den Sinn dieses Volkes. Ihm geht es um das, was Frankreich in der Welt bedeutet, nicht nur um zwei Provinzen.

1890 gab England uns Helgoland, einen Hosenknopf für einen Anzug, wie es glaubte. Die Engländer wußten nicht, wie nahe das Schicksal war, das mit der Geißel schon hinter ihnen stand, sie gegen uns zu treiben. Aus der rastlosen Bereitschaft der Deutschen zur Arbeit um der Arbeit willen, aus ihrem Fleiß und aus der methodischen Durchdringung aller Arbeit mit wissenschaftlicher Forschung entsprang der elementare Auftrieb unserer Volkswirtschaft, unsere Volkszunahme, unser Erscheinen und unsere Erfolge auf dem Weltmarkt, der bis dahin Englands Domäne war. Fünf Generationen englischer Handelsherrschaft, Seeherrschaft, Weltherrschaft — sie festigten im englischen Volk den Glauben, das erste und ausgewählte zu sein, nach dem alttestamentlich-angelsächsischen Satz: die Völker, die Gott liebt, denen läßt er es wohlgehen und läßt sie lange leben auf Erden. Wurde also Deutschland zur Gefahr für England, so mußte es zerschmettert werden — und es gab ja Leute bei uns, die es den englischen Kriegspredigern noch leichter machten, die „deutsche Gefahr" an die Wand zu malen, als selbst unsere Handelsziffern es taten.

Eine Sicherheit schien für uns zu bestehen: solange Rußland nicht unser Gegner wurde, konnte man uns nicht im Rücken fassen. Auch das schlug um zu unseren Ungunsten. Unser Lebens- und Weltinteresse verbot uns um unserer Zukunft willen, den Russen Konstantinopel und die Meerengen preiszugeben und ihnen mit der Herrschaft über den Balkan Österreich-Ungarn auszuliefern. Nun waren gegeben: Entente, Einkreisung, Zweifrontenkrieg!

Rußland ist zertrümmert, das nach außen der größte, nach innen der schwächste Feind war. Ungeheuer ist dadurch für die Zukunft jede deutsche Politik entlastet worden. Würde der Weltkrieg gar keine andere Folge haben als diese — das Ergebnis wäre schon eine Veränderung aller weltpolitischen Grundlagen zu unseren Gunsten. Darüber hinaus haben wir eine Stärke offenbart, die niemand für möglich gehalten hätte, die jedermann Furcht oder Sorge einflößt. Vom Kriege abstehen ohne Sieg über Deutschland, oder, wenn das nicht voll zu erreichen ist, so ohne Schwächung Deutschlands bis auf die Wurzeln seiner Kraft — das hieße für Engländer, Franzosen, Italiener und Amerikaner: als Ergebnis des Krieges eine Lage hinnehmen, die für sie viel schwerer erträglich ist als diejenige war, die sie durch den Krieg zu ihren Gunsten ändern wollten. Warum haben die Ententegenossen den Krieg angefangen? Weil jedem einzelnen von ihnen Deutschland im Wege stand: England zur See und auf dem Weltmarkt, Frankreich im ganzen und wegen Elsaß-Lothringen, Rußland wegen Konstantinopel und Österreich. Und was wäre nun das Ergebnis? Daß Deutschland sich nicht nur behauptet hat, sondern daß es in Zukunft, weil Rußland zertrümmert ist, überhaupt unangreifbar, Frankreich aus der Reihe der Weltvölker ausgetilgt, Italien ein Häufchen Unglück und England zum Verzicht auf die alleinige Meeresherrschaft, zur Anerkennung Deutschlands als gleichberechtigt genötigt wäre.

Dagegen bäumt sich bei den großen Westvölkern alles auf, was als Ergebnis ihrer Nationalgeschichte seit Jahrhunderten in ihnen lebt. Es scheint ihnen furchtbar, mit einem so zerschmetternden Mißerfolg, mit einer so tiefen Demütigung ihres Selbstgefühls aus dem Weltkriege hervorzugehen. Darum gelingt es denen, die für den Krieg verantwortlich sind, sie immer aufs neue aufzupeitschen, ihnen die Opfer abzuverlangen und sie in den Tod zu jagen — ob es sich nicht doch noch erzwingen läßt, uns niederzuwerfen!

Wie lange noch? So fragen wir und wundern uns, daß die Gegner ihrer Erbitterung kein Ziel setzen. In der Tat, unsere Friedenssehnsucht ist groß, aber unser Fragen: Wie lange, wie lange noch? — es kommt nicht nur daher, daß der Krieg uns drückt, sondern mehr noch daher, daß wir nicht begreifen: sehen denn die Feinde nicht ein, daß ihr Mühen zwecklos ist, daß sie uns nicht niederzwingen und der Frevel der Verlängerung des Blutvergießens allein auf sie fällt! Ja, sicher, aber das Schreckbild, das man ihnen vorhält, ist das triumphierende Deutschland, das der Welt den Fuß auf den Nacken setzt. Rettet eure und der Welt Freiheit! Mit dem Ruf stellen die feindlichen Führer die wankende Einheit der inneren Front bei ihren Völkern immer noch wieder her. Es gibt eine wachsende Partei drüben, die fängt an zu fragen, ob denn nicht mit Deutschland am Ende ein Zusammenleben denkbar sei, wenn man den Ausgleich richtig anfängt. Gegen sie richtet sich das Gebet der Lloyd George, Wilson, Clemenceau: Herr gib uns ein Deutschland, das wir noch länger als Feind der Freiheit und Menschlichkeit malen können! Das ist es, woran wir denken müssen, wenn wir uns fragen: was kann geschehen, damit ein Ende werde!

Druckfehlerberichtigung. In der Heimatchronik vom 27. Mai muß es in der Angabe über die Hamburger Mietssteigerung nicht 90, sondern 20 Prozent heißen.

Der Schluß des Artikels Berthold Voglers: „Zur Sechslingspforte" mußte wegen Raummangels für nächste Nummer zurückgestellt werden.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben zur Versendung der „Hilfe" ins Feld. **1 M.:** Vfdw. St. im Felde, Pfr. M. in U.-R., Lehrer B. in R. **1.65 M.:** Gefr. B. im Felde. **3 M.:** Dr. R. in G. **5 M.:** Gefr. E. im Felde. **14 M.:** Dr. C. in F. **28 M.:** Dr. H. in W.

Bücher für Armee und Marine: Lehrer R. in Varel: 65 Bücher, Frau Geh. Rat U. in Lichterfelde: 138 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

27. Juni 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 26

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Balkanfragen. — **Arbeitersekretär Johannes Fischer-Heilbronn, M. d. L.:** Vom Arbeiter zum Vizepräsidenten. — **Universitäts-Prof. Dr. Arthur Titius:** Deutsche Fürsorge in Bukarest. — **Prof. Paul Schubring:** Dante I. — **S. D. Gallwitz:** Die „dummen" Leute. — **Berthold Vogler:** „Zur Sechslingspforte (Schluß). — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 16. Juni.

An der italienischen Front kommen die Massen wieder in Bewegung. Eine Drahtmeldung des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers besagt: Unsere Armeen sind heute vormittag sowohl auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden als auch über den Piave hinweg in die feindlichen Linien eingebrochen. Bis um Mittag lagen Meldungen über 10 000 Gefangene (Italiener, Engländer und Franzosen) vor. Die Geschützbeute ist beträchtlich.

Eine Vollversammlung der deutsch-nationalen Partei in Österreich spricht der Regierung ihr Vertrauen aus, wenn sie fortfährt, den staatszersetzenden Elementen gegenüber Energie zu beweisen. Bedauerlich sei es, daß zu den tschechischen und slowenischen Widerständen neuerdings auch ein Umschwung auf polnischer Seite getreten ist, der das Parlament zu hindern droht, dem Staate die für die Beendigung des Krieges unentbehrlichen Mittel zu gewähren. Die deutschen Parteien sind der Meinung, daß das, was der Staat braucht, im Notfall auch ohne Parlament gesichert werden müsse. „Mit Unterstützung des deutsch-österreichischen Volkes wird der Staat durchhalten, bis der Gang der äußeren Ereignisse die Bahn zu einer Verständigung mit den slawischen Völkern frei gemacht hat . . . . Die Deutschen haben während des Krieges unendlich mehr getan als ihre Pflicht ist, sie verlangen daher das Recht und die Sicherung dieses Rechtes für alle Zukunft." Diese Entschließung wurde nach Einvernehmen mit den Christlich-Sozialen gefaßt. In der nächsten Woche sollen erneute Versuche der Wiederherstellung eines politischen Bündnisses zwischen den deutschen und polnischen Fraktionen gemacht werden. Die Ruthenen kündigen ihrerseits Opposition an, falls die Regierung den Wünschen der Polen weiter entgegenkommt.

Montag, 17. Juni.

An der italienischen Front scheint es sich um zwei Hauptangriffsstellen zu handeln, nämlich einerseits im Gebirge des Gebietes der Sieben Gemeinden bis hin zum Montello und andererseits nahe der Mündung des Piave. Am Piave sind bisher 10 000 Gefangene gemeldet, zu beiden Seiten der Brenta weitere 6000. Dort aber konnten die im ersten Ansturm gewonnenen Vorteile nur teilweise behauptet werden. Es mußte östlich der Brenta der Berg Raniero dem Feinde wieder freigegeben werden. Auch im Gebiet der Sieben Gemeinden mußte ein Teil des eroberten Geländes wieder geräumt werden. Bei Riva wurde den Italienern der Dosso Alto entrissen. Auch im Adamello-Gebiet machten Hochgebirgsbataillone einen Vorstoß.

Im Laufe des Tages wird eine recht ernsthafte Nachricht bekannt. Ministerpräsident Dr. Radoslawow hat dem Könige von Bulgarien die Demission des Kabinetts angetragen, und der König hat sie angenommen. Damit vollzieht sich auch in Bulgarien das Schicksal, durch das bei Feind und Freund die Staatsmänner des Kriegsbeginnes ausgeschaltet werden. Der Abgang Radoslawows hat für bulgarische Verhältnisse eine große Bedeutung, weil nun Kräfte ans Ruder kommen, die in früheren Zeiten nicht mit der gleichen Zuversichtlichkeit den mitteleuropäischen Staaten zugeneigt gewesen sind. Wir zweifeln nicht daran, daß jeder Nachfolger Radoslawows durch die Lage der Verhältnisse und durch den Willen des Königs und des Volkes gebunden sein wird, die Treue gegen die Verbündeten weiter zu bewahren; aber zunächst wirkt es als ein schwerer Verlust, daß wir das bekannte und verehrte Gesicht Radoslawows nicht mehr an erster Stelle sehen. Er galt in der deutschen Bevölkerung immer als der Hauptvertreter der volkstümlichen Freundschaft zwischen Deutschen und Bulgaren. Über die Gründe seines Ausscheidens läßt sich zur Stunde nicht mit voller Sicherheit und Offenheit sprechen; teils liegen sie auf dem Gebiet der bulgarischen inneren Politik, teils aber auch in den Schwierigkeiten, die aus der unvollkommenen Abtretung der Drobudscha an Bulgarien erwachsen sind. Man sieht immer mehr, daß die Abtretung des nördlichen Teiles der Drobudscha an die vier verbündeten Mächte ein falscher Schachzug gewesen ist, denn so erst entstanden die Reibungen, die auch noch heute nicht beigelegt werden konnten. Es verlautet zwar, daß der Antrag zu dieser verwickelten Abtretung von Radoslawow selbst gestellt worden sei. Sollte das wahr sein, so hätten die Bulgaren selber einen nicht unbeträchtlichen Teil der gegenwärtigen diplomatischen Balkanschwierigkeiten hervorgerufen. Möglicherweise erwartete Radoslawow, daß Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei diese vierfache Abtretung nur als eine Formensache betrachten würden. Das war nicht Ansicht der beteiligten Mächte, und zwar am wenigsten Ansicht der Türkei. Von Deutschland glauben wir, daß es auf besondere Ansprüche an den nördlichen Teil der Drobudscha hätte verzichten können, wenn Österreich-Ungarn und die Türkei bereit gewesen wären, dasselbe zu tun. Der Nachfolger Radoslawows tritt unter allen Umständen in eine sehr schwierige politische Lage ein. Wir erwarten von unserer Regierung, daß sie alles tut, um die Regierung des Königs von Bulgarien in ihrem berechtigten Bestreben der nationalen Sicherung zu unterstützen.

Dienstag, 18. Juni.

Die Zahl der Gefangenen an der italienischen Front ist auf 21 000 gestiegen. Schon das beweist die Bedeutsamkeit der Kämpfe. Da aber auch die bisher vorliegenden Berichte der Gegner von teilweisen Erfolgen sprechen, ist es nicht ausgeschlossen, daß auch auf der anderen Seite an einzelnen Stellen größere Gefangenenzahlen zu verzeichnen sind. An der Eisenbahn von Treviso und Oderzo scheiterten starke feindliche Gegenstöße. Südlich davon konnte der Ort Capo Sile genommen werden. Bei dieser Gelegenheit steht im österreichischen Heeresbericht folgender Satz: „Mit deutsch-österreichischen und ungarischen Mannschaften wetteifernd legten hier tschechische und polnisch-ruthenische Bataillone durch ihr tapferes Verhalten die Probe ab, daß die seit Monaten

täglich wiederkehrenden Versuche des Feindes, sie zu Verrat und Schurkerei zu verleiten, erfolglos geblieben sind." — In Rom behauptete der italienische Kriegsminister vor versammelter Kammer, die Österreicher hätten nur unbedeutende Teilerfolge errungen. Der Regierung ist mit 282 gegen 34 Stimmen das Vertrauen ausgesprochen.

Durch einen englischen Bericht erhalten wir Kunde, daß die Reste unserer tapferen Ostafrikaner unter Führung von Lettow-Vorbeck noch immer ihren Verfolgungen entkommen sind, und zwar befinden sie sich auf portugiesischem Gebiet in der Gegend zwischen Lurio- und Ligonyfluß. Das ist weit weg von der Südgrenze Ostafrikas. Welche Entbehrungen, Gefahren und Abenteuer diese unsere letzten Afrikaner erleben, wird hoffentlich später von ihnen noch persönlich erzählt werden können.

Mittwoch, 19. Juni.

Die Zerlegung des russischen Imperiums macht weitere Fortschritte. In Westsibirien hat sich mit Hilfe tschechisch-slowakischer Truppen, die als befreundete Kriegsgefangene ihren Aufenthalt jenseits des Ural hatten, eine neue, antibolschewistische Republik gebildet, gegen die Lenin in den Wolgabezirken mehrere Jahrgänge von Truppen ausheben läßt. Dabei gibt Lenin zu, daß sowohl Omsk wie auch auf europäischem Boden Samara von den Tschecho-Slowaken besetzt sind. Andererseits wird über Stockholm berichtet, daß die Gebiete östlich von Finnland vom Onegasee bis zum Nördlichen Eismeer durch englische Hilfe ebenfalls in eine neue Republik verwandelt werden, deren Sitz in Petrosanodsk am Onegasee sein soll. Wenn sich diese letztere Nachricht bestätigt, so würden künftig deutsche und englische Interessensphäre sich auf dem europäischen Kontinent eine neue Reibungslinie gesucht haben. Die neue Republik soll die Absicht haben, sich einer etwaigen späteren russischen Föderation anzuschließen, gleichzeitig aber in ein nahes Militär- und Wirtschaftsverhältnis zu England zu treten.

Leider hat in Wien die Broternährung auf die unglaublich niedrige Ziffer von 630 Gramm pro Woche und Kopf herabgesetzt werden müssen, was selbstverständlich die Bevölkerung auf das äußerste beunruhigt. Dabei sind Behauptungen laut geworden, als hätte Deutschland gewisse Versprechungen über Lieferung ukrainischen Getreides nicht innegehalten. Es wird von deutscher Seite offiziös festgestellt, daß bindende Versprechungen nicht vorgelegen haben und daß alles Menschenmögliche geschehen sei. Die eigene deutsche Ernährung kann nicht weiter verkürzt werden. Auch Ungarn hat grundsätzlich die Getreidesendung ablehnen müssen und sich auf beträchtliche Lieferung von Gemüse beschränkt. Es ist bedauerlich, daß die mitteleuropäischen Getreidesorgen jetzt kurz vor der neuen Ernte eine solche Steigerung erfahren. Wir hoffen aber, daß durch gemeinsame Anstrengung aller beteiligten Ernährungskommissionen ein erträglicher Zustand herbeigeführt wird.

Donnerstag, 20. Juni.

Die Angriffe der Österreicher und Ungarn an der italienischen Front werden mit Erfolg fortgesetzt; Gefangenenzahl etwa 30 000. Der heftigste Kampf ist an der Eisenbahn zwischen Oderzo und Treviso entbrannt.

In Wien finden unter Leitung des galizischen Ministers Twardowski Verhandlungen zwischen Polen, Deutsch-Nationalen und Christlich-Sozialen statt, bei denen die Polen bereit sind, unter der Voraussetzung der austropolnischen Lösung den Deutschen zur Führung in Österreich zu verhelfen und den galizischen Ruthenen Sicherheiten ihrer künftigen nationalen Existenz zu geben. Selbstverständlich werden alle politischen Verhandlungen durch das dringende Ernährungsproblem fast beiseite geschoben. Ungarn verspricht 1000 Waggons Frühkartoffeln.

Der König von Bulgarien hat Malinow mit der Bildung des neuen Kabinetts beauftragt. Malinow ist vor reichlich zehn Jahren schon einmal Ministerpräsident gewesen und hat damals die bosnische Krisis geschickt benutzt, um Bulgarien zum Königreich zu erheben. Er stützt sich auf Demokraten, Bauernpartei und Stambulowisten. Das letztere gibt eine gewisse Sicherung für Innehaltung der deutschfreundlichen Richtung, da die Anhänger des Ministers Petrow unwandelbar an den Überlieferungen der Annäherung an Mitteleuropa festhalten.

Freitag, 21. Juni.

Die Ernährungsnot in Wien ist zwar noch nicht behoben, jedoch besteht Hoffnung, daß nach etwa zehn Tagen die Brotmenge wieder heraufgesetzt werden kann. Der sozialdemokratische Arbeiterrat bemüht sich mit Erfolg, daß ein vorhandener teilweiser Arbeiterausstand nicht um sich greift. Verlangt wird, daß die Regierung alles tue, um möglichst bald einen Frieden herbeizuführen. Deutschland hat aus militärischen Beständen eine Lieferung von 5000 To. Brotgetreide nach Österreich gesandt unter der festen Bedingung, daß bis 15. Juli das Quantum zurückgegeben werde. — Eine Rede des Grafen Tisza verwahrt sich dagegen, daß bei Vertiefung des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses die ungarische Selbständigkeit leiden könnte. Offenbar beruht diese Rede des Grafen Tisza auf einem Mißverständnis; denn niemand in Deutschland denkt daran, die staatsrechtliche Souveränität der Doppelmonarchie oder Ungarns anzutasten. Die beabsichtigten Verträge werden aus allseitigem Interesse freiwillig geschlossen werden.

Sonnabend, 22. Juni.

Die Kämpfe an dem Piave werden mit Heftigkeit fortgesetzt. Die Österreicher stehen etwa zehn Kilometer von Treviso. Die Karsthochfläche des Montello ist in österreichisch-ungarischen Händen.

Im Deutschen Reichstag beginnt die Besprechung des Friedensvertragens mit Rumänien. Staatssekretär Kühlmann sagt: Die Vorgeschichte des rumänischen Krieges beweist meines Erachtens einwandfrei, daß die große Mehrheit des rumänischen Volkes widerwillig in diesen Krieg hineingetrieben worden ist von einer kleinen Schar teils eigensüchtiger, teils leichtsinniger, teils verbrecherischer Politiker und Geschäftsmänner. Das bisherige Verhalten aber des neuen rumänischen Kabinetts, mit dem wir den Frieden geschlossen haben, gibt, soweit ich es übersehen kann, die Gewähr, daß diejenigen Personen, deren Schuld erwiesen werden kann, zur Rechenschaft gezogen werden sollen und daß dies geschieht aus dem rumänischen Volke heraus aus freiem Entschluß, ohne jeden Versuch eines Druckes von außen. — Die deutsche Regierung hat nicht die Aufgabe, sich als Staatsgerichtshof für politische Vergehen der früheren rumänischen Minister aufzutun; aber sie hat allerdings ein sehr starkes Interesse daran, daß Herrschaften von der Art Bratianus und Take Jonescus für die weitere Zeit ihres Lebens nicht wieder eine friedenstörende Rolle spielen können. Was diese Leute an ganz Europa und insbesondere auch an den Mittelmächten sündigten, ist nicht dadurch erledigt, daß sie zurzeit ihre Ämter verloren haben. Wir nehmen an, daß Staatssekretär von Kühlmann nicht ohne Grund eine freiwillige Volkssühne in Aussicht stellt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 16. Juni.

Heute klingt der Besuch der Abgeordneten in Hamburg in festlicher Rede aus, in der die großen Fragen, deren Klärung die Einladung galt, noch einmal in leichter Fassung erscheinen. Das große Grundproblem der modernen Wirtschaftsvölker: Sicherung der privatwirtschaftlichen Freiheit gegen die staatliche Zentralisierung und Sicherung des Staates gegen die Gewalt der zentralisierten privatwirtschaftlichen Mächte (darum handelt es sich doch letzten Endes) wird in ungezählten Gedanken und Gesprächen, die angeregt wurden, weitergesponnen. Den Typus des schöpferischen Kaufmanns spiegeln die Reden der Hanseaten in mannigfachsten Formen, und es tut schon gut, in der Beengung der knappen Staatsnotwirtschaft einmal wieder einen Ausblick in diese Welt blühenden Austausches zu tun.

Digitized by Google

Montag, 17. Juni.

Im Nachwirken aller Auseinandersetzungen der Hamburger Tage kommen neben den grundsätzlichen die Einzelfragen der Übergangswirtschaft wieder in den Vordergrund. Schließlich kommt es auf die Fassung des Begriffs „Übergangswirtschaft" an. Den Zentralisten ist das Wort deshalb unangenehm, weil es anzudeuten scheint, daß das Wirtschaftsleben hernach in die alten Formen zurückfluten wird, während sie diese für von Grund aus überwunden halten. Die anderen fürchten, daß das Wort die Gefahr einer zu langen Ausdehnung kriegswirtschaftlicher Methoden in sich schließt. Bei Verständigung über die Einzelfragen dürfte größere Einmütigkeit herrschen. Daß Textilstoffe, Öle und Fette, Häute und Leder nach Friedensschluß noch für eine Zeit bewirtschaftet werden müssen, wird jeder zugeben müssen. Dabei spielt wohl auch der Schutz der Kleinen gegen die Großen gerade für diese schwierige Zeit eine Rolle.

Die Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten bei der Hamburger Veranstaltung wird mit Recht als ein Symptom neuer weltpolitischer Schulung der Partei angesehen. Das Interesse der arbeitenden Klassen am Wiederaufblühen des Welthandels wird jetzt stärker empfunden als der innerwirtschaftliche Arbeitgeber-Arbeitnehmergegensatz.

Dienstag, 18. Juni.

Die neuen Getreidepreise sind bekanntgegeben. Sie haben mit Rücksicht auf die steigenden Produktionskosten heraufgesetzt werden müssen, und zwar bei Weizen um 12, bei Roggen um 13 und bei Hafer und Gerste um 11 v. H. Die stärkere Erhöhung des Brotgetreidepreises wird damit begründet, daß nirgend das Brotgetreide billiger werden darf als die Futtermittel, weil sonst der Anreiz zur Verfütterung zu stark wird. Die sich daraus ergebende Erhöhung der Mehlpreise beträgt etwa 2 Pfennig für das Pfund. Das ist kein Unglück. Die Frühdruschprämien sind beibehalten, weil es gerade in diesem Jahr auf schnelle Erfassung der neuen Ernte ankommt.

Die Herabsetzung der Brotration in Wien auf die Hälfte (das übrige Österreich hatte sie schon vorgenommen) ist ein sehr schwerer Schlag, der auch unser Herz trifft. Wenn nur eine frühe Ernte die Härte dieser Notzeit abkürzt.

Mittwoch, 19. Juni.

Das bayerische Ministerium des Innern verfügt, daß Sommerfrischler zu Erntearbeiten herangezogen werden können. Ob das Vertrauen der bayerischen Bauern zur Brauchbarkeit der norddeutschen Städter groß genug ist, um von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen, darf freilich bezweifelt werden. Oder soll der Erlaß auch ein Abschreckungsmittel sein?

Donnerstag, 20. Juni.

Wir haben eine aus dem ganzen Reich stark besuchte Tagung über die Frauenarbeit in der Übergangswirtschaft. Auch die Reichsämter und preußischen Ministerien sind stark vertreten. Die Rückführungsprobleme können freilich noch nicht in ihrer konkreten Gestalt vorausgesehen werden, aber es lassen sich immerhin die in Betracht kommenden Möglichkeiten ermessen und die dann vorliegenden Wege der Abhilfe anbahnen. Erschwert ist die Behandlung der Fragen dadurch, daß wir kein rechtes Bild von der Gesamtausdehnung der Frauenarbeit in der Kriegswirtschaft gewinnen können. — Die zahlenmäßige Ausdehnung ist nur ungefähr (an den Krankenkassenziffern), die Verteilung auf die einzelnen Arbeiten, Bewährung, Stetigkeit usw. nur stichprobenhaft zu erfassen. Darin liegt eine starke Begrenzung für Erkenntnis und Bearbeitung eines der schwierigsten Probleme nach dem Krieg.

Freitag, 21. Juni.

Arbeitsnachweis, Arbeitslosenfürsorge, Arbeiterinnenschutz und Wohlfahrtspflege werden als Mittel der Übergangspolitik besprochen. Aus den Worten des Vertreters der Berliner Gewerbeaufsicht, die es mit 215 000 Arbeiterinnen zu tun hat, gewinnt man den Eindruck, daß die anfangs allgemeine Überspannung der Kräfte durch Überarbeit und unzweckmäßige Schichten allmählich einer besseren Ökonomie gewichen ist. Daß die 8-Stunden-Doppelschicht ohne Nachtarbeit sich schon für 25 v. H. der Berliner Arbeiterinnen eingebürgert hat, ist sehr erfreulich.

Aus dem Brief einer Munitionsarbeiterin, die als Formerin den Posten des eigenen Mannes eingenommen hat, und, nachdem der Mann gefallen ist, um Nachweis eines anderen Postens bittet:

„Mein lieber Mann hat lange Jahre dort gearbeitet, und ich habe dieselbe Arbeit dort 1½ Jahre gemacht mit seinem Handwerkszeug, alles was er dort gebraucht hat, und ich war stolz, während mein Mann draußen kämpfte, konnte ich ihn hier vertreten. In den 11 Jahren meiner Ehe haben wir uns immer gut verstanden, aber im letzten Jahr sind wir wohl erst ganz eins geworden. Es war nicht immer schön auf der Fabrik, denn vom Gewöhnlichen bis zum Gemeinen ist kaum ein Schritt; aber ich hatte meinen Mann, dem konnte ich mich im Brief aussprechen, und er antwortete mir immer wieder, jeder Brief gab mir Mut. So war mir diese Arbeit bis zu dem Tage ein Heiligtum. Deshalb kann ich die Arbeit nicht weiter machen."

Sonnabend, 22. Juni.

Eine Konferenz über die Belieferung der Gastwirte war von der Kriegsschutzstelle des Hansebundes nach Frankfurt a. M. einberufen, ohne aber zu einem Ergebnis zu kommen. Wenn nichts da ist, kann nicht beliefert werden, und die Begründung eines Ausschusses für das Gasthausgewerbe beim Kriegsernährungsamt ist kaum mehr als ein tröstlicher Gedanke. Die „Reichsgasthausmarke" fand mehr Gegner als Freunde. Der Vertreter des Kriegsernährungsamtes betonte scharf das Versagen des freien Handels, als noch reichliche Lebensmittel vorhanden und viel weniger rationiert war. Damals hat Kettenhandel und Wucher eine höchst unökonomische Bewirtschaftung unserer Vorräte zur Folge gehabt.

Im Ernährungsausschuß des Reichstags stellt der Unterstaatssekretär die Möglichkeit fleischloser Wochen in Aussicht für die Zeit, wenn die Brotration wieder erhöht werden kann, die neuen Kartoffeln und genug Gemüse da sind. Zur Schonung der Viehbestände sei das voraussichtlich notwendig.

Naumann / Balkanfragen

Durch den Friedensschluß mit Rumänien sind wir Reichsdeutschen in gewissem Sinne zu Balkaninteressenten geworden, was wir vorher nicht waren. Unsere greifbaren Interessen bestehen in folgenden Stücken:

1. Rumänien hat an die vier verbündeten Mächte und damit auch an uns den nördlichen Teil der Dobrudscha abgetreten, so daß wir zurzeit Mitbesitzer sind. Mag diese Abtretung auch nur eine vorübergehende Bedeutung haben, so gibt sie uns doch gerade jetzt einen Fuß auf balkanischem Boden.

2. Eisenbahn, Post und Telegraphie Rumäniens verbleiben „bis auf weiteres" in militärischer Verwaltung. Ein Besetzungsheer bis zur Höhe von sechs Divisionen bleibt im Lande. Beides bedeutet eine nicht unbeträchtliche deutsche Mitregierung mindestens bis zum Schlusse des Weltkrieges. Das Oberkommando des Besetzungsheeres (Generalfeldmarschall v. Mackensen) hat für seine eigenen Erhaltungszwecke auch nach Ratifikation des Friedens noch begrenzte Requisitionsrechte.

3. Das Deutsche Reich ist Teilnehmer der neuen Donaukommission und hat ebenso wie Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei und Rumänien das Recht, auf der Donau Kriegsschiffe zu halten. Die deutschen Donaukriegsschiffe dürfen stromaufwärts bis zum eigenen Staatsgebiet fahren.

Digitized by Google

4. Die rumänischen Eisenbahnen werden ihre Mitgliedschaft bei dem Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen erneut beantragen. Deutschland hat das Vorrecht, Kabel im Schwarzen Meer zu legen.

5. Rumänien verpachtet in Giurgiu das Terrain zu einer deutschen Werftanlage.

6. Die Regierungen von Deutschland und Österreich-Ungarn sind an der Verwaltung der Petroleumindustrie in Rumänien beteiligt.

7. Bis 1926 stellt Rumänien den beiden Mitteleuropastaaten seine landwirtschaftlichen Überschüsse gegen vereinbarte Preise zur Verfügung.

Über diese greifbaren Interessen hinaus ist aber auch eine neue Stellung zu den Balkanfragen dadurch eingetreten, daß nach Hinausdrängung des russischen Einflusses künftighin sich alle oder fast alle Balkanstreite zwischen Mächten abspielen, die mit uns verbündet oder irgendwie (Rumänien) von uns abhängig sind. Ob es nach Ende des Weltkrieges anders sein wird, wissen wir nicht, zurzeit aber fällt von selbst der deutschen Regierung ein gewisses Vermittleramt zu, das keine bequeme Sache ist und gern von uns abgelehnt werden würde. Eben jetzt erfahren wir es bei den Auseinandersetzungen zwischen Bulgaren und Türken über Adrianopel, wie ernsthaft balkanische Gewitter werden können. Im deutschen Inlande zwar fühlt man noch kaum, daß wir innerhalb unserer Bundesgenossenschaft eine Krisis erleben, sobald man aber vom Balkan aus die Sachen sieht und hört, kann man sich über die Tragweite kaum täuschen. Die bulgarischen Blätter reden schon eine hinreichend deutliche Sprache, und das Ausscheiden Radoslawows aus der Führung der Staatsgeschäfte zwingt uns zur Aufmerksamkeit. Wer keine Überraschungen erleben will, muß noch mehr als anderswo auf dem Balkan die Augen offen halten.

Der Anlaß der Auseinandersetzungen ist dieses Mal Artikel X B des rumänischen Friedens, nach dem, wie bereits oben erwähnt, der nördliche Teil der Dobrudscha den verbündeten Mächten übergeben wurde. Dadurch ist der rumänische Einfluß auf dieses Gebiet beendigt, aber noch keine Neuordnung geschaffen. Alle Beteiligten wußten zwar von vornherein, daß Bulgarien die Dobrudscha erhalten wollte, sollte und würde, aber warum sollten die Mitbesitzer nicht Bedingungen an die Abtretung ihrer Anteile anknüpfen? Als freilich Radoslawow den Antrag stellte, daß die Abtretung an die vier Verbündeten zu geschehen habe, hat er ein solches Verfahren kaum erwartet, aber — Politik ist ein Schachspiel! Der Deutsche tut kein Unrecht, wenn er den so entstandenen Vorteil ausnutzt! Wie kann er also den Österreichern und Ungarn oder gar den schwächeren Türken Vorhaltungen machen, wenn sie grundsätzlich das gleiche Verfahren anwenden? Es ist alles mit rechten Dingen zugegangen, nur fühlt sich der Bulgare enttäuscht, denn er erwartete vom Bundesgenossen etwas anderes. Ob er selber im gleichen Falle absolut selbstlos handeln würde, ist nicht sicher, aber er erwartete es von uns. Hat er damit recht oder nicht?

Wir Deutschen müssen die Methoden der Bundesgenossenschaftlichkeit erst lernen, besonders die schwere Aufgabe, mit streitenden Brüdern verbündet zu sein. Einige hierher gehörige Punkte sind folgende:

a) Was man vom geschlagenen Gegner als Zwangsauflage sich ausmacht, darüber schließt man mit einem Bundesgenossen einen beiderseits freiwilligen Vertrag. Das heißt: die Belastung der Dobrudscha mit einer deutschen Übernahmebedingung war zwar an sich theoretisch korrekt, aber nicht notwendig und deshalb schädlich.

b) Hat man mehrere Bundesgenossen, so muß man von vornherein jedes private und öffentliche Versprechen daraufhin ansehen, daß keine Verwickeltheit der Verpflichtungen entsteht. Man könnte sonst leicht an mehreren Stellen zugleich den Eindruck allzu großer Vielseitigkeit erwecken.

c) Bundesgenossenfragen müssen von allen deutschen zivilen und militärischen Oberleitungen nach dem gleichen System oder Programm behandelt werden. Vereinheitlichung des politischen Dienstes ist Vorbedingung des guten Erfolges.

Um es kurz zu sagen: der bulgarisch-türkische Zwischenfall sollte nicht eintreten, falls er aber dennoch auftrat, so mußte ein Programm vorhanden sein, das Schwankungen ausschloß, ein deutsches Balkanprogramm! Früher haben wir ein solches nicht gehabt und nicht gebraucht, jetzt aber, nachdem wir selber in gewissem Sinn Balkaninteressenten geworden sind und geschichtliche Aufgaben auf der Balkanhalbinsel zu erfüllen haben, jetzt ist es nötig.

Da nun ein deutsches Balkanprogramm nicht fertig vorliegt und auch nicht als Geheimvorschrift für den inneren diplomatischen Dienst seine beruhigende Wirkung ausüben kann, bleibt nichts anderes übrig, als daß sich die deutsche Öffentlichkeit viel fleißiger und eindringlicher als bisher mit den Balkanfragen beschäftigt, und zwar nicht nur im Sinne der Anhäufung von vielerlei Nachrichten, sondern in der Absicht, Richtlinien des politischen Verhaltens aufzustellen. Nur als Beitrag zu dieser Arbeit sind die nachfolgenden Leitsätze gedacht:

1. Unsere eigenen politischen, militärischen, verkehrspolitischen und handelspolitischen Interessen sind möglichst genau zu umgrenzen, so daß über sie unter allen Beteiligten Klarheit entsteht (Donaufragen, Dardanellenfragen, Handelsvereinbarungen usw.). Alles, was außerhalb dieser bekanntgegebenen Spezialinteressen liegt, wird im Sinne treuer Bundesgenossenschaft mit und unter den anderen Beteiligten geregelt, wobei die oben angedeutete Methode innegehalten werden soll. Solange die anderen Beteiligten sich untereinander ohne unser Eingreifen verständigen, ist uns dieses das Erwünschteste, da wir den Schein der vielregierenden Schutzmacht durchaus und absichtlich vermeiden wollen. Gelingt es also beispielsweise, einen bulgarisch-türkischen Freundschaftsvertrag ohne unser Zutun herzustellen, so wird niemand froher sein als die deutsche Regierung. Die starken politischen Talente, die es in Sofia und Konstantinopel gibt, sollen wissen, daß wir nichts dringender wünschen, als ihre Entfaltung zum gemeinsamen Besten. Dasselbe gilt von den Abmachungen, die bald zwischen Österreich-Ungarn und Bulgarien getroffen werden müssen.

2. Als Balkanmacht kann die Türkei nur noch in geringem Umfange angesehen werden. Unser Bündnis mit der Türkei verpflichtet uns, die Erhaltung Konstantinopels und des asiatischen Reiches soweit irgend möglich zu sichern und sowohl in Syrien wie in Mesopotamien der Freund unserer Freunde zu bleiben, aber wir müssen auch offen aussprechen, daß ein neues Zurückgreifen auf frühere Balkanansprüche nicht zur Beruhigung der Balkanhalbinsel beitragen kann. Wir wünschen das türkisch-bulgarische Bündnis, aber wir haben keine Verpflichtung, die türkisch-bulgarische Vereinbarung von 1915 nur als Zwischenstadium zu betrachten.

Digitized by Google

3. Rumänien hat endgültig auf das rechte Ufer der Donau verzichtet und hört damit auf, eine Balkanmacht im alten Sinne zu sein. Da ihm in Beßarabien ein hinreichend bedeutsamer Ersatz ermöglicht wird, soll es der Aufgabe der inneren Entwicklung seines fruchtreichen, großen Gebietes sich widmen und weder die bulgarische noch die ungarische Lebenssphäre zu stören versuchen. Die Dobrudscha ist bulgarisches Gebiet!

4. Zwischen Österreich-Ungarn und Bulgarien muß eine Vereinbarung über ihre beiderseitigen balkanischen Interessen gefunden werden, durch welche die künftige Lage Serbiens vorgezeichnet wird. Da es die Serben noch nicht für angebracht halten, ihren Frieden mit den mitteleuropäischen Mächten zu machen, können sie selbst zu diesen Erörterungen zunächst nicht hinzugezogen werden. Der Grundgedanke der österreichisch-ungarisch-bulgarischen Vereinbarung sollte unseres Erachtens darin bestehen, daß die Ostküste des Adriatischen Meeres bis zur künftigen Nordgrenze Griechenlands zum österreichisch-ungarischen Einflußgebiet gehört, so daß die künftigen Eisenbahnverbindungen Triest—Sarajewo—Skutari—Valona—Ochrida—Athen von keiner anderen Macht mehr gestört werden können und daß andererseits Saloniki und Bitolja in den bulgarischen Bereich gehören. Erst durch diese Abgrenzung kann aus dem alten Streitlande der Balkanhalbinsel ein friedliches Territorium werden. Den buntgemischten Nationalitäten müssen Minderheitsrechte und Selbstverwaltungen innerhalb dieser Balkanteilung gesichert werden. Der serbische Reststaat wird genötigt sein, einen endgültigen Frieden mit Österreich-Ungarn zu schließen.

5. Griechenland wird nach der unerfreulichen Haltung, die es unter dem Druck der Entente im Weltkrieg eingenommen hat, es nicht als eine Unbilligkeit ansehen, wenn es Mazedonien und Saloniki nach Erledigung der jetzigen militärischen Lage aufgibt und dafür eine gewisse Erweiterung nach der adriatischen Seite hin erfährt. Da aber bis heute sowohl Valona italienisch ist wie auch Saloniki und Bitolja nicht in bulgarischen Händen sind, kann über diese Punkte nur mit allem Vorbehalt geredet werden.

6. Die eigentliche bulgarische Zentralmacht ist Bulgarien. Das ist der Ertrag seiner tapferen und sachlich richtigen Stellungnahme; das aber liegt zugleich im Interesse der Gesundung der für den europäischen Frieden bisher so gefährlichen Halbinsel. König und Volk in Bulgarien werden dieser Aufgabe gewachsen sein. Deutschland aber erfreut sich der Kraft seines Bundesgenossen.

— Durch den Zerfall des russischen Imperiums ist der neue Tag für die Balkanhalbinsel angebrochen. Die Welt bekommt ein anderes Angesicht, aber es ist nötig, daß wir und unsere Verbündeten gemeinsam wissen, was wir wollen.

Landtagsabg. Johannes Fischer-Heilbronn
Vom Arbeiter zum Vizepräsidenten

Auch wenn man in vielen Fragen anders denkt als Philipp Scheidemann, so ist es für einen, der in der Arbeiterschaft verankert ist, doch eine hoffnungsfrohe Sache, diesen Fortschritt im politischen Leben Deutschlands mitzuerleben. Sie mögen ja nun wieder kommen, die erbärmlichen Wichte, die für einen solchen Vorgang nur persönliches Strebertum zur Erklärung heranziehen. Uns kann das nicht hindern auszusprechen, daß dieses Geschehen ein freundliches Licht in viele Schützengräben und in viele Fabriksäle hineinstrahlen läßt. Nicht um der praktischen, sondern um der symbolischen Bedeutung willen.

Das Ringen der Arbeiter um den Staat wird ja von so weiten Kreisen heute noch nicht verstanden. Man faßt es nur auf als einen rohen Kampf um den besseren Platz an der Krippe, über die zu gebieten man die Macht haben wolle. Ei ja. Natürlich spricht das auch für die Arbeiter mit, daß sie die Gesetzgebungsmaschine zu ihrem Vorteil mithandhaben wollen. Daraus dürfen aber doch nur diejenigen einen Vorwurf herleiten, die selbst in dieser Beziehung ganz rein sind. Aber je mehr die Arbeiter aus ihren ganz rohen und unzureichenden Lebensverhältnissen herauskamen, um so mehr traten doch auch höhere und allgemeinere Gesichtspunkte hinzu. Man wollte als neue, besonders geartete soziale Schicht am Leben und Gestalten der Nation teilhaben, um dem Leben und Streben des ganzen Standes und des einzelnen einen größeren Inhalt zu geben.

Was wissen denn die meisten der diesem Streben der Arbeiter ablehnend und ängstlich gegenüberstehenden Menschen davon, wie sauer es der einzelne Arbeiter sich werden ließ und läßt, bis er mit seinem Volk und Staat ins reine kommen konnte. Wie absolut unzulänglich waren wir ausgestattet, als wir den Ritt ins Leben beginnen mußten. An irgendeiner Ecke Deutschlands wurden wir hineingeworfen in den Strudel des Lebens, und man überließ es dem einzelnen, wie er mit dem gewaltigen Getriebe, mit den wirtschaftlichen und vor allem auch den geistigen und politischen Nöten fertig wurde, sie entweder unter die Füße bekam oder von ihnen zermürbt und zermalmt wurde. Gewiß ja, man hatte das Reichstagswahlrecht und wir in Württemberg auch das Landtags- und Gemeindewahlrecht. Aber welches waren denn die Kriterien, von denen aus wir hätten Stellung nehmen sollen zu den großen und weitweiten Fragen, die bei solchen Wahlen zuweilen vor uns ausgebreitet wurden. Ich bin noch heute gegen eine Herabsetzung des Wahlalters, weil ich es für eine Mißachtung des Wahlvorganges hielte, wenn man zu wichtigen Entscheidungen aufgerufen werden soll, ehe man die sichere Urteilskraft und eine gewisse Erfahrung hat.

Wie und was sahen wir denn von diesem Staat, für den wir uns erwärmen, dem wir uns eines Tages verantwortlich fühlen sollten. Man vergesse nicht, das, was manchen Kreisen aus der Geschichte und dem geistigen Gehalt des deutschen Volkes an innerer Verbundenheit erwächst oder doch zugänglich war, das fehlte uns Arbeitern lange Zeit vollständig. Uns stand allein das eigene Erleben zur Verfügung, um Urteile und Meinungen uns zu bilden. Draußen fuhren die Schiffe, liefen die Kabel von Land zu Land, war eine politische Macht herangewachsen, und wir standen zwischen den Maschinen und sahen nicht Weg noch Ziel des ganzen Getriebes, weil wir an seinem Werden nicht teilhatten. So fraßen wir uns langsam und mühsam durch; neben der Tagesarbeit eroberten wir uns geistig-politisch unser eigen Land. Die das erlebt haben, möchten es nicht missen, denn es ist ein reiches Erleben geworden, voll neuer Entdeckungen, viel Enttäuschungen, aber auch viel neue Einblicke und Überblicke und Bereicherungen.

Es ist nicht zu leugnen, viele jagten Illusionen nach, weil sie die Dinge zu einfach, zu naiv sahen. Viele steckten sich auch falsche Ziele. Wie sollten wir denn auch anders, da wir nie auf dem Gipfel standen und nach rückwärts und vorwärts verfolgen konnten, woher und wohin. Man hat die Arbeiter geschichtslos gescholten. Das ist keine Kunst, ist in Millionen

Fällen auch wahr gewesen, und wir mußten das selbst am meisten büßen. Und nun hat doch einer auf diesem schwierigen Weg den Platz gefunden, wo er als Abgesandter einer Arbeitergruppe — gewiß nicht der Arbeiter — neben anderen Vertretern des Volkes eine führende Rolle im politischen Leben der Nation ausüben kann.

Man wird sich davon in der praktischen Wirkung keine übermäßigen Hoffnungen machen. Aber grundsätzlich und für das innere Leben und das Gefüge der Nation wird es von ungeheurer Bedeutung sein. Das ist auch der Reichstag der Arbeiter, das ist auch das Deutschland der Arbeiter, und das ist die Verantwortung der Arbeiter, was damit weithin sichtbar in die Erscheinung tritt. Kein Zweifel, das bedeutet noch für viele Tausende ein schwieriges inneres Gewöhnen. Es ist ein bewußtes Zusammenwachsen mit dem geschichtlichen Werden Deutschlands. Das ist, wie wenn ein breiter reißender Bergstrom mit kurzem Lauf in einen weither kommenden, ruhig fließenden Strom mit breitem Bett und tiefem Wasser einmündet. Es schäumt und türmt Wellen, aber es ist ein Bett und ein Strom, auch wenn eine Zeitlang noch die Färbungen der verschiedenen Wasser klar erkennbar sind. Davor fürchten sich noch viele von hüben und drüben, und doch ist es für die Nation ebenso wie für die Arbeiter eine der bedeutsamsten geschichtlichen Tatsachen.

Wer die psychologischen Gesichtspunkte außer acht läßt, wird in sehr vielen Dingen sich im Urteil stark vergreifen. Für die Willens- und Urteilsbildung sehr vieler Arbeiter ist das Erleben, daß einer ihrer Vertrauensleute, mit ihrem Erleben und ausgefüllt mit den Kämpfen ihres Standes, sich neben die übrigen Bürger stellt und gestellt wird, um dem ganzen Volk ein Führer zu sein, von größter Bedeutung. Nicht jeder kann diesen Weg machen, nicht jeder nimmt alle Hindernisse und kommt auf den Gipfel. Aber wenn einer der Ihren droben steht und den langsam und zögernd Nachrückenden sagen kann, daß der richtige Weg auch sie vorwärts bringe, dann löst das in anderer Weise Willen und Vertrauen aus.

Das aber ist es, was jetzt draußen und daheim not tut. Wie unsagbar schwer ist das, was jetzt im Felde und in der Heimat für Deutschland getragen und geleistet wird. Der einzelne wird im Innersten aufgewühlt, soll ich noch weiter mitgehen, wo wird es hingehen, was wird herauskommen, ist mein Lebensinteresse nicht außer acht gelassen? Die Zweifel sind hundertfach, die aufsteigen, und viele finden verstandesmäßig nicht die Antwort, die sie brauchten, um nicht aus dem Gleichgewicht geworfen zu werden. Für sie steht nun einer, der von unten kam, mit all ihren Zweifeln vertraut, mit all ihrem Sehnen erfüllt, mit an erster Stelle. Was auf ihm lastet, ist zu schwer, um nur der Befriedigung eines Ehrgeizes zu dienen. Er steht dort, weil die Logik der Dinge, die Flut, von der er getragen war, mit dem Strom des geschichtlichen Lebens der übrigen Nation so zusammenführen mußte, weil leider Schicksal, das der Arbeiter, wie das der übrigen Stände zu diesem Zusammenfluß der Kräfte notwendigerweise führen mußte.

Wir Arbeiter haben diese Erkenntnis nicht leicht erworben, nicht aus Büchern, die uns das Ergebnis geschichtlichen Ringens säuberlich übermitteln, sondern aus hartem Lebenskampf ist sie gekommen. Darum ist sie uns ein unverlierbarer, doppelt wertvoller Besitz. Um wie vieles leichter tut die Arbeiterjugend von heute, als viele von uns taten. Sie sehen einen der Ihren mitgestaltend am Werk, in der Stunde, da Deutschlands Zukunft geformt wird. Scheidemann ist ein Symbol der Arbeiterschaft und sagt ihr, das Deutschland, für das ihr streitet, ist auch euer Deutschland, nach Leistung und nach Inhalt. Unnötig zu sagen, daß im Wandel dieser Dinge beide sich wesentlich änderten: Deutschland und die Arbeiter Scheidemannscher Richtung. Wir, die wir immer bewußt auf der Seite der bürgerlichen Demokratie standen, sehen mit innerer Genugtuung, in wie vielen Dingen wir durch die Entwicklung recht bekommen, gerade auch hinsichtlich unserer Auffassung von Art und Gestaltung der Arbeiterbewegung. Scheidemann steht in dem Haus, das „dem deutschen Volk" gehört, nicht als Klassenvertreter, sondern als deutscher Bürger, der im Arbeiterstand verwurzelt ist, wie irgendeiner, der aus anderen Berufen kommt. Es soll aber jetzt nicht gerechtet werden darüber, ob der Weg, den er ging, der richtige war, auch nicht darüber, warum nicht ein Arbeiter unserer Richtung dort steht, wo Scheidemann nun steht. Das ist jetzt nicht das Entscheidende. Wichtig ist, daß die Kluft überbrückt ist, das der Weg frei, das Gemeinschaftsgefühl stark und das Bewußtsein unter den Arbeitern mächtig gestärkt ist, dazu zu gehören, gleichberechtigt zu sein — trotz Wahlrechtsgegner in Preußen — und dem eigenen Wohl damit am erfolgreichsten zu dienen. Diese Kraftquelle wird stark genug sein, draußen zu siegen und die Heimat wohnlich zu ordnen.

Arthur Titius / Deutsche „Fürsorge" in Bukarest

Unter den vielen lieben Erinnerungen, die ich der Teilnahme an einem Hochschulkursus in Bukarest verdanke, ist eine der schönsten an einen Besuch der Einrichtungen der „Fürsorge" geknüpft. Die Freude an diesem Veilchen, „das im Verborgenen blüht", wird auch mancher Leser der „Hilfe" gern teilen. In großen, hellen Räumen eines umfassenden Gebäudekomplexes in der Armeneasda fand ich, von befreundeter Seite eingeführt, ein Stück deutscher Wohlfahrtspflege. Ein Krankenhaus mit ca. 180 Betten, wenn ich nicht irre, ist hier in kürzester Zeit wie aus dem Boden gestampft. Wöchnerinnen und Säuglinge, Kranke, eine Unzahl auch von gesunden, draußen spielenden Kindern sind hier untergebracht. Das Gepräge ist ganz das einer guten deutschen Anstalt: deutsche Ärzte, die auch eine sehr besuchte Poliklinik abhalten, deutsche, meist reichsdeutsche Schwestern, alles in größter Sauberkeit und Reinlichkeit, wiewohl der Kampf mit dem Ungeziefer lang und zäh hat geführt werden müssen! Die Insassen sind zumeist Ungarn und Österreicher, einige Reichsdeutsche, Bulgaren und Türken. Meine Überraschung wuchs, als mir klargemacht wurde, daß dieser große, musterhafte Anstaltsbetrieb nur ein Glied in einer Kette sehr umfassender Einrichtungen bildet. In anderer Stadtgegend hat man große Räume zu Asyl-, Lazarett- und Arbeitszwecken eingerichtet. Dort sind Hunderte von Familien in einer Weise untergebracht, die sich etwa auf dem Niveau unserer Gefangenenlager befindet. Damit verbinden sich Einrichtungen, wie sie, zumal jetzt im Kriege, jede deutsche Stadt aufweist: Volksbespeisungsanstalt, Mittelstandsküche, eine Kleiderkammer, Räume zur Abhaltung von Schul- und Lehrkursen, zum Nähen von Säcken, Wäsche u. dergl. Daneben das unentbehrliche „Lausoleum". Leider kann ich von dem bunten, fast abenteuerlich anmutenden Leben, das hier, freilich in den gewiesenen Grenzen fester Hausordnung, sich abspielt, ein Bild nicht entwerfen. Jede Familie besitzt ihren eigenen, wenn auch knapp bemessenen Raum, ihre verschließbaren Kasten und Truhen; die Mutter kann wohl auch einmal auf einem Dreifuß draußen noch ein Extramahl bereiten. Ein drittes, sehr wichtiges Glied der „Fürsorge" bilden die an der Hauptwache untergebrachten Verkaufsräume für die Angehörigen der

Digitized by Google

Mittelmächte. Hier werden an einen genau kontrollierten Kundenkreis, der etwa 35 000 Personen umfaßt, darunter übrigens auch eine Anzahl Rumänen, die wichtigsten Lebensmittel, Mehl, Grütze, Hülsenfrüchte, Brot, Fleisch, Fisch, Milch usw., an einer zweiten Stelle auch Kleiderstoffe, alles, soweit erhältlich, zu möglichst niedriggehaltenem Preise abgegeben. Eine besonders wichtige Aufgabe, die im Winter der „Fürsorge" zufiel, war die Versorgung mit Brennmaterial, neben Holz, das in großen Mengen herbeigeschafft wurde, auch das sog. Lignit, der brennbare, feste Rückstand aus dem rumänischen Öl, im Aussehen dem Koks vergleichbar.

Beim Rückblick auf dies ganze, durch seine Vielseitigkeit beim ersten Eindruck fast verwirrende und doch so wohlgeordnete Gefüge, kann ich es nicht unterlassen, der deutschen Militärverwaltung in Rumänien zu gedenken, deren Einfluß und Initiative dies Werk deutschen Geistes geschaffen hat. Neben dem hervorragenden und erfolgreichen Bildungswesen dieser Verwaltung, die das Bedürfnis des schlichten Soldaten wie des Studenten in gleichem Maße zu befriedigen weiß, dürfen auch die genannten Notstands- und „Fürsorgearbeiten", die den Familien und selbst der Wöchnerin und dem Säugling gelten, ehrenvolle Erwähnung beanspruchen. Unter den vielen hohen und niederen militärischen Chargen, die an dem erfolgreichen Aufbau der „Fürsorge" verdienstvollen Anteil haben, möchte ich einen Mann ausdrücklich nennen, der mir von allen Seiten als die Seele des Ganzen genannt wurde, obwohl er bereits versetzt war: Leutnant Johannes Tiedje aus Nordschleswig, ein früherer Theologe. Der unmittelbare Zweck, aus dem heraus die Abteilung „Fürsorge" entstand, war die Notwendigkeit, für alle aus den von unseren Heeren besetzten Gebieten zurückströmenden, bis dahin von den Rumänen internierten Angehörigen der Mittelmächte, die aller Hilfsmittel beraubt waren, sowie für die in Bukarest ansässigen Familien der noch Internierten zu sorgen. Dazu trat der Gesichtspunkt überhaupt, die Notleidenden unter den Angehörigen der Mittelmächte, die naturgemäß durch die Kriegsverhältnisse besonders schwer betroffen wurden, zu unterstützen. Auch kamen sehr bald allgemeine Verpflegungsschwierigkeiten, welche zu einer umfassenden Regelung der Zufuhr von Lebensmitteln und anderen Bedarfsartikeln für die Angehörigen der Mittelmächte zwangen. In freier Vereinigung mit den Konsuln der Mächte wurden daher die Obdachlosen in Massenquartieren untergebracht, bespeist und wo nötig — ärztlich behandelt.

Großer Nachdruck wurde darauf gelegt, alle arbeitsfähigen Elemente, sofern sie nicht in die Heimat befördert werden konnten, zur Arbeit heranzuziehen, und ohne Frage wurden in dieser Hinsicht auch schöne Erfolge erzielt.

Begreiflich genug stieg in mir während der Besichtigung bereits der Wunsch auf, daß diese vortrefflichen Einrichtungen, die dem deutschen Namen Ehre machen, und die unter den Angehörigen der Mittelmächte bereits ein starkes Zusammengehörigkeitsbewußtsein geschaffen haben, möglichst auch über den Krieg hinaus erhalten blieben. Natürlich gibt es eine ganze Anzahl von Einrichtungen, die der augenblicklichen Notlage entstammen, dauernd ihr Gepräge tragen und mit ihr verschwinden werden. Aber deutsche Wohlfahrtspflege, wie sie dort geübt wird, würde geeignet sein, dauernde, freundschaftliche Beziehungen zwischen den Angehörigen der Mittelmächte zu erhalten. Es braucht das nicht notwendig ein Zusammenschluß gegen die Rumänen zu sein, wie diese schon jetzt nicht unbedingt ausgeschlossen sind, auch würde die Weiterführung deutscher Wohlfahrtspflege die Rumänen selbst wie schon bisher zu gleichem Wirken aneifern. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß unter den Mitgliedern der zahlreichen deutschen Kolonie in Bukarest, wie sie um die evangelische und katholische Kirche sich gruppiert, sehr starke Bedenken hinsichtlich des zukünftigen Verhältnisses zu den Rumänen vorhanden sind. Es würde daher nicht gerechtfertigt sein, ohne zwingenden Anlaß Einrichtungen, die geeignet sind, den Zusammenschluß der Angehörigen der Mittelmächte zu stärken und ihnen gegenüber einem wirtschaftlichen Boykott geeignete Abwehrmittel in die Hand zu geben, abzubauen. Vor allem müßte darauf Bedacht genommen werden, die Konsumanstalt auf eine derartige geschäftliche Grundlage zu stellen, daß sie auch nach Auflösung der deutschen Militärverwaltung fortbestehen könnte. Wenn ich mich nicht täusche, sind Anfänge in dieser Beziehung auch bereits vorhanden. Eine große deutsche oder „mitteleuropäische" Genossenschafts- und Konsumvereinigung müßte sich im Zusammenhange mit den großen Export- und Importbeziehungen zu Rumänien, deren Entwicklung wir erwarten, unschwer zu einer wirksamen Macht im Wirtschaftsleben von Bukarest entfalten könne. Besser noch wäre es vielleicht, wenn ein Zusammenschluß mit den zahlreichen, sonst im Lande vorhandenen Kolonien von Angehörigen der Mittelmächte angebahnt werden könnten. Diese wirtschaftliche Vereinigung müßte zugleich mit Leichtigkeit die Mittel aufbringen können, um eine Wohlfahrtspflege großen Stils, die dauernd erforderlich sein wird, zu erhalten und fortzuführen. Auch würden voraussichtlich die verbündeten Mächte, wie bisher schon, so dauernd Mittel zur Verfügung stellen; doch sollten diese m. E. nicht für die eigentliche Wohlfahrtspflege, sondern vielmehr für Schul- und Kirchenzwecke zur Verfügung gestellt werden; denn deutsche Schule und Kirche haben sich ohne Frage als die erfolgreichsten Pioniere deutschen Wesens und deutscher Kultur in Rumänien erwiesen.

Paul Schubring / Dante I.

1. Dantes Hauptwerk, die Komödie, die man ihrer Einzigartigkeit wegen schon früh divina nannte, gehört nicht zum allgemeinen Besitz der deutschen Bildung, in dem Sinne, wie der Deutsche Homer, Aeschylos und Shakespeare kennt. Immer wieder heißt es, die mittelalterlichen Denkkategorien, in welche die Gedanken gebunden seien, machten den Genuß der Dichtung unmöglich. Hat doch selbst ein Nietzsche von „der Hyäne" gesprochen, „die unter Gräbern heult". Die Sorge, wir können an Dantes Gedanken nicht heran, weil sie zu stark verklausuliert wären, ist unnötig. Freilich kann man auch die mythologischen Anspielungen des zweiten Faust nur verstehen, wenn man entweder sehr fest in der griechischen Mythologie ist oder zu einem Kommentar greift. Es gibt genug Kommentare zu Dante. Gildemeister schickt jedem Gesang eine kurze Inhaltsangabe voraus und erklärt darin alle zeitgeschichtlichen Beziehungen. Es gibt jetzt bei Cotta eine dünne Feldausgabe der ganzen Komödie zu 4 Mark.

2. Was wollte Dante mit seiner Wanderung durch die drei Reiche der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses darbieten? Er wollte eine Weltschau aufrollen, so reich, so mächtig, so farbig, wie sie seine Phantasie, sein Wissen, sein Urteil nur ausgestalten konnte. Frühere Chroniſten und Annalisten, die auch aufschreiben wollten, was sie wußten, hatten regelmäßig bei Adam begonnen, die entfernteren Zeiten summarisch behandelt und erst in der Nähe der eigenen Gegenwart wurden sie redselig, breit und detailliert. Ihr Ziel war eine möglichste Häufung wichtigen Stoffes. Dante ging nicht von Adam aus, sondern von sich. Seine Not, seine Sehnsucht, seine Liebe sind Triebfeder, Drang und Kraft. Damit ist der Ausgangspunkt des warmen Blutes, der persönlichen Erfahrung gegeben; das Referat steigert sich zum Bekenntnis, die Historie wird Beispiel und alle Vergangenheit belebt sich in der Leidenschaft eines sie neu erlebenden Herzens. Das Ich wird durch dieses Werk zum erstenmal als der Führer hingestellt, der durch das Labyrinth unendlicher Dunkelheiten und Rätsel den Weg findet, der Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden lernt, der Abgestorbenes belebt und Nahes entfernt, kurz, der in die ganze Zufallswirtschaft und -menge vieler Jahrhunderte Sinn und Klarheit, Wert und Urteil bringt, die indigesta moles, die unbewältigte Masse, bezwingt und das Recht des persönlichen Lebens über die Vergewaltigungen des Schicksals proklamiert.

3. Nun stößt man sich immer wieder an der Keckheit Dantes, allen Menschen ihr Plätzchen anzuweisen, jeden Sünder in seine besondere Tasche zu stecken und souveräne Kaiser und Päpste vom

Digitized by Google

Feuer rösten zu lassen. Aber die Sache liegt ganz anders. Gewiß benutzt Dante die mittelalterlichen Kategorien ganz unbefangen; sie bilden das feste Gerüst, das die ganze strenge Architektur des Gedichtes bedingt. Aber nicht das ist das Entscheidende, wo der einzelne steckt, sondern wie er sich dort benimmt und was er dort sagt. Man faßt das Gedicht am besten als ein großes Pantheon, als die Zelle der Unsterblichen, die einen Namen sich erwerben und nicht der Vergessenheit anheimfallen. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Gesänge die Sehnsucht nach Ruhm, der Hunger fortzuleben und nicht vergessen zu werden. Man kann ruhig sagen: selbst in der Hölle erwähnt zu werden, ist immer noch besser, als gar nicht genannt zu werden. Mit unendlicher Liebe hat Dante manche Bewohner des Inferno geschildert und verewigt; ich erinnere an Paolo und Francesca, an Pietro della Vigna, an Brunetto Latini. Gewiß, sie waren schuldig; aber edler als ihre Tat war ihr Sein. Der Kanzler Friedrichs II. hat sich selbst den Tod gegeben; also muß er zu den Selbstmördern. Aber in dem blätterlosen Wald der Selbstmörder bezeugt der Edle seine Unschuld, daß er den Kaiser nicht verraten habe; und aus Verzweiflung, der Untreue verdächtigt zu sein, habe er sich im Kerker den Schädel eingerannt.

4. Die Hölle hat bekanntlich neun Kreise und eine Vorhölle, Vorhalle. In der letzteren, die am obersten Rande des Trichters die größte Zone umspannt, sind all jene, die nicht wagten, weder gut noch böse zu sein. Also die Philister. Genau derselbe Gedanke kommt bei den Griechen vor, daß auf der Asphodelos-Wiese zwischen dem Meer und dem Tartaros als bleiche Schatten neun Zehntel aller Menschen umherschleichen, die nicht dem Hades verfallen sind, aber auch nicht Unsterblichkeit erlangen. Die Qual in diesem ersten Höllenkreise ist so gering wie die Leistung ihres Lebens; Wespen und Mücken stechen und quälen die Gepeinigten unablässig, sie jagen zwecklos umher. Keine Name wird hier genannt; alles ist Schatten, grau, bleich, ohne Profil. Wir lernen gleich hier das Prinzip kennen, nach dem die Strafe sich entscheidet: Jeder bekommt in der Hölle das, was er auf Erden sich immer gewünscht hat. Die Unentschiedenen bleiben unentschieden, die Wollüstigen bleiben in ewigem Sturm der Seele und des Windes, die Blutgierigen müssen Blut saufen, die Betrüger werden um ihre Habe betrogen und blicken auf den leeren Geldbeutel, der ihnen um den Hals hängt. Gibt es ein gerechteres, ein sachlicheres Urteil? Trägt nicht schon auf Erden der Streber, der Neidische, der Heuchler seinen Lohn mit sich herum? Es ist darum lediglich ein Bild, wenn Dante die Menschen in die Höllentaschen steckt, sie sind auch ohne sein Zutun schon darin.

5. Der erste Höllenkreis umfaßt Erlauchte. Dante beginnt hier mit einer Huldigung der Dichter aller Zeiten. Er, der selbst seinen Beruf so hoch erfaßt, stellt die Dichter als die höchsten Führer der profanen Menschheit hin. Homer, Ovid, Horaz und Lukian erscheinen vor Vergil und Dante. Und nun treten die sechs auf einen Plan zusammen und reden geheimnisvolle Dinge, über die Dante nicht zu sprechen wagt, aus Bescheidenheit. Denn er selbst ist ja mitaufgenommen in die erlauchte Schar. Das ist nicht Unbescheidenheit, sondern steiler Ehrgeiz der höchsten Berufung. Und nun darf Dante die Verklärten der antiken Welt alle beieinander schauen, von Hektor und Helena, von Paris und Aeneas bis zu Plato, Aristoteles, bis zu Averroes und Saladin. Aeneas gilt, als Sohn der Venus, als Stammvater der gens Julia. Die antiken Helden sind die Ahnen der Italiener; ihnen sich angegliedert zu wissen, ist höchstes Geschenk. Gewiß, sie sind in der Hölle, denn sie lebten vor Christus und hatten den wahren Glauben noch nicht. Aber sie sind unsterblich, und nicht nur die Wanderer Vergil und Dante, alle Leser Dantes neigen sich voll Verehrung vor der Schar, die alle Sage umheiligt. So also klingt in Wirklichkeit Dantes Urteilsspruch. Mit der Aufzählung der antiken Namen legt Dante den Zeitgenossen geradezu ein Kuckucksei ins Nest. Wer also Nisus und Euryalus, wer Semiramis und Dido? Nun ging es an ein Suchen bei den alten Schriftstellern, Boccaccio half mit seiner Genealogie deorum, und ein Jahrhundert nach Dante erschienen die ersten Übersetzungen von Vergil und dann auch von Homer. Die vornehmen Damen ließen sich auf ihre Hochzeitstruhen, die Liebesgeschichten aus Ovid malen, und auf den Bühne erschienen die alten, lieben Geschichten in neuer, prangender Frische. Alles dies verdankt man dem Anstoß, den Dante im vierten Gesang der Hölle gibt.

6. Mit dem fünften Gesang betritt nun Dante den Kreis der eigentlichen Sünder. Auch hier wieder ist die Einteilung mittelalterlich und doch so verständlich und tief human. Die Sünden der Schwachheit gegen die Triebe des Blutes und des Fleisches umfassen die oberen und weiteren Kreise, die Sünden der Bosheit und Falschheit führen tiefer hinab. Der Verschwender ist weniger schuldig als der Wucherer, der Wollüstige leidet nicht so wie der Kuppler. Verrat ist das Schlimmste, das Unterste ist der Verrat am Reinsten, Christus, und am Erlauchtesten, dem römischen Imperium. Das ist alles ganz unmittelbar verständlich — wo sind die Dunkelheiten? Zwischen den Sünden der Schwachheit und der Bosheit liegt der Flammengürtel der brennenden Mauern der Stadt des Dis-Lucifers, der wie ein zweiter Reifen die unteren Bulgen noch besonders abschnürt. Jede Tasche hat ihren Wächter, einen Wilden, der sich gut auf die zu bewachenden Sünder versteht, ob er nun Minos, Pluto, Phlegias oder Geryon heiße. Ein groteskes Bild, daß selbst diese Unholde der göttlichen Ordnung dienen müssen. Ähnlich den wilden Löwen mit den zerrissenen Lämmern, die an Kirchenportalen fromm das Gotteshaus hüten. Und selbst die Zögernden folgen dem Befehl des Ewigen, den schlimmsten Trotzigen in der Tiefe, Lucifer, zu hüten, wenn er aus den Banden des Eises sich einmal befreien sollte. Ephialtes, Briareus, Antaeus halten mit ihren Genossen schaurige Wache. Nur Enkelados fehlt; den wußte Dante unter den Ätna gefesselt, wohin ihn Jupiters Wut geschleudert hatte, und dessen Zorn gegen den Gott den Ätna noch immer von Zeit zu Zeit Wut speien läßt.

7. An Klüften und Abhängen, an Blutflüssen und Teufelsseen, über Abgründe und Bergblöcke geht die vierundzwanzigstündige Wanderung. Dante war ein Fußgänger ersten Ranges. Er hat die Po-Ebene, die Emilia, die Marken durchwandert in Glut und Frost. Das Brot der Fremde schmeckt salzig, und bitter ist's, auf den Stiegen der Fremde zu steigen. Auch die Höllenwanderung ist kein Sparziergang. Doch unerschüttert dringen die beiden vorwärts, abwärts. Es dampfen die Schlünde der Tiefe, Feuer und Qualm bricht aus den Steinen, dazu Geheul, Peitschenschläge auf nackte Leiber, Jammerrufe. Ob Dante einmal in einem Krater war? Ein Abstieg in den Schlund des Vesuvs, bis auf 50 Meter vom Kratermaul, gehört zu meinen ergreifendsten Stunden. Da brannte der Felsen, der Auswurf war wie rote Fleischfetzen und die bocca rossa der Tiefe füllte sich mit Schwefel. Das sehe ich immer wieder vor mir, wenn ich mit Dante wandere. Wanderung mit Belehrung durch Anschauung! Die Dinge reden, ein Staunender sucht das Ungeheure zu fassen, ein Wissender deutet die Rätsel. Im Altertum lehrten wandernd die Peripatetiker, im Mittelalter der alte Mönch den jungen im Kreuzgang unter dem Freskoband der Patronslegende; hier aber ist Wanderung höchste Schau beim gefahrvollsten Abstieg.

8. Die Farben der Hölle sind Rot, Gelb und Schwarz, die des Purgatoriums Hellblau und Grün, die des Paradieses Weiß und Rosa. Ein Wald der Irre im Anfang der Hölle, ein Wald der Seligkeit am Ende des Purgatoriums, eine vollerblühte Rose das Amphitheater der höchsten Verklärung. Alles steht in engster Beziehung aufeinander; nichts ist alleinbleibend, alles sucht seine Ergänzung. Das nennt man die Architektur der Dichtung. Wie jeder Teil 33 Gesänge hat und ein Gleichmaß von Terzinen, so ist inhaltlich alles in Korrespondenz. Solche Ordnung stellt das Maß dar im Gegensatz zur Maßlosigkeit der nordischen Kathedrale der Gotik; und der Zwang der Terzinen ist noch ein stärkerer als der des Hexameterrhythmus. Durch dies Gedicht zwang Dante alle Künstler nach ihm, vor allem Ordnung, Maß, bewußte Struktur zu erreichen. Die geheimnisvolle Bindung, die jeder Freskenzyklus der Renaissance, jeder Grabmalsaufbau, jede Altardekoration dort unten verrät, geht zurück auf Dantes Vorbild, auf seine Worte über die Ordnung im 1. Gesang des Paradieses: „Alle Dinge haben Verhältnis zueinander; das ist die Form, die das Universum Gott ähnlich macht.“ Die Gotik des Nordens lebt von

Digitized by Google

anderen Gesetzen; ihre Kraft ist der Drang, die Frische der Erzählungskunst, die Inbrunst der Schilderung. Das klare Nebeneinander wäre ihr leer und saftlos erschienen. Durchdringung, Textur ist das Programm der deutschen Spätgotik. Dies alles, der Gipfel der nordischen Kunst, muß, an Dante gemessen, unrein erscheinen. Aber diese Dinge sind nicht vergleichbar; höchstens in der Temperatur. Beidemal eine wilde Flamme, aber sie wird durch ganz verschieden gebundene Reiser genährt.

9. Sünder gegen sich, gegen den Nächsten, gegen die Natur — so teilt Dante eine Bulge ein; es sind Selbstmörder, Tyrannen, Sodomiter und Gewalttätige sind sie alle drei; sie wüten gegen das kostbarste Gut. Sehr bezeichnend ist es, daß die Wucherer den Unnatürlichen gleichgesetzt werden. Damals war die Geldwirtschaft noch sehr jung, der Gedanke, daß das harte, tote Gold Zins trage, wollte der gesunden Vernunft jener Tage nicht einleuchten. Daß man diese Teufelskunst — der das Mittelalter das alte Wort: pecunia sterilis entgegengestellt hatte — nun gar benutzen könne, um Schwachen einen Strick zu drehen, das erschien selbst in der Krämerstadt Florenz als etwas Naturwidriges. Wenn der Selbstmord rücksichtslos verurteilt wird, so spricht daraus nicht nur das strenge Verbot der Kirche, sondern die Verehrung vor allem Lebendigen. Unter den Sodomitern (gemeint sind die Päderasten) befindet sich Dantes hochverehrter Lehrer Brunetto Latini, der Verfasser des Tesoro, eines Kompendiums, das Dante zur Comedia angeregt hat. Keine andere Urkunde meldet das Laster Brunettos. Man weiß es zu allen Zeiten bei den „Pädagogen" heimisch und aus den Tagen des Sokrates lag etwas wie Verklärung über dieser Verirrung. Auch hier ist der Gedanke: Die Sünde ist schlimm, die Sünder sind trotzdem verehrenswürdig.

10. Amor ist oft der Schuldige, nicht nur bei den Bewohnern der 2. Bulge. In echt antiker Weise wird seine Macht gefürchtet; widerstehen kann ihr niemand. Das edle Herz wird von Liebe rasch bezwungen, das unedle nicht. Amor ist Bringer des Lebens und des Todes, der Schuld und der Strafe. Dem Allmächtigen müssen wir Menschenkinder fügsam und stumm die Folgen tragen. Selbst Flucht ist unmöglich. Vom „Sichzusammennehmen" ist keine Rede. Natürlich gilt das nur von dem großen, tiefen Erlebnis. Paolo und Francesca sind in erlauchtetester Gesellschaft; Dido, Semiramis, Helena, Tristan und Isolde sind an Amors Wagen gekettet. Heller als ihre Sünde leuchtet der Ruhm unsterblicher Liebespaare. Die Schar der von Amor Gebändigten hat dann Petrarca an seinem „Liebswagen" versammelt, Boccaccio hat neue erlauchte Namen hinzugefügt und beide Dichter stellen die so Gezeichneten in eine Linie mit den „nomini famosi", mit den Helden des Ruhms, der Speere und der Weisheit. Danach hat also die „edle Wallung" ihren Wert in sich und es wird nicht gefragt, ob sie sich in Taten umsetze oder gar dem Staat nützlich sei und ihm Soldatenkinder verschaffe. Die einzige Forderung ist: „nicht ohne großen Gegenstand sich regen."

11. Die Schlimmbulge, malebolge, ist die achte. Hier finden sich Fälscher aller Art: Kuppler und Verführer, Schmeichler und Buhlerinnen, Simonisten, Wahrsager, Heuchler, Diebe, schlimme Räte, Schismatiker. Die Strafen steigern sich, das Elend ist entsetzlich. In strenger Abfolge folgt hier wieder die Strafe der Sünde. Wer heuchelt, muß dauernd die Last der Angst und Entlarvung, die Kunst der Verstellung mit schwerem Druck herumtragen. Das symbolisiert Dante durch Bleikutten. Simonisten haben von ihrem Amt, das Vertrauen ihnen gab, den falschen Gebrauch gemacht; köpflings kommen sie in die Röhren, in denen sie zappeln. Wer wie Mohammed die christliche Kirche spottete, dem hängen die Eingeweide heraus; wer Zwietracht stiftete, wie Bertran de Born (zwischen Sohn und Vater), dem werden die Glieder immer neu vom Rumpf getrennt. Das klingt alles zunächst ein wenig grotesk; aber es ergreift in seiner unerbittlichen Folgerichtigkeit. Wieviel schwerer werden die Kuppler bestraft als die Liebessünder! Schmeichler sitzen in ihrem eigenen Speichel. Wir sehen das ganze „Rosenkranz-Güldenstern-Geschmeiß" vor uns, das aus seinem süßlichen Getändel nicht herausfindet und im eigenen Gesabber ertrinkt.

12. Aber das Schlimmste sind doch die Verräter. Verrat ist der tiefste Gegensatz blühenden Blutes; deshalb ist hier alles vereist. Das Eis hält die Glieder, die Augenlider, ja den Atem fest. Es bindet auch mit seinem blauen Gürtel den schwärzesten Burschen, Lucifer, den Gott vom Thron durch alle Sphären und Kreise herabschleuderte und der dann im Fall schließlich mitten in der Erde steckenblieb. Lucifer stürzt nicht aus dem Himmel über unsern Köpfen, sondern aus der andern Hemisphäre köpflings herab. Bei seinem Einsturz in die Erde spritzt der Berg der Läuterung auf; im Innern der Erde aber, über Lucifers gräßlichem Haupte, floh die entsetzte Erde und bildete dadurch den leeren Trichter der Hölle. So bietet dieser Trichter Gott selbst die Regale an, die er allmählich mit Sündern auffüllt. Die Urstünde Lucifers, die Rebellion gegen Gott, legt allen Späteren fest. Dadurch wird der Gedanke der Erbsünde und des sich durchsetzenden Sündenzustandes plastisch gemacht. Wie einst Zeus den widerspenstigen Hephaest aus dem Olymp herabschleuderte, bis er nach 7 Tagen auf Lemnos niederfiel, so hat Gott Lucifer, den 500 Meter langen Erzengel — der Eiffelturm ist nur 300 Meter hoch —, vom Thron der Trinität herabgeschleudert. Durch Zonen und Zonen ist er gestürzt in wildem Fall, bis er in Erde und Eis steckenblieb. Der Zornige muß nun auch in der Erde noch Gott dienstbar sein; denn seine drei Mäuler zermalmen dauernd die größten Verräter, Judas, Brutus und Cassius.

13. Der gefrorene Cocytus, der die Verräter bändigt, teilt sich in die 4 Abteilungen der Kaina (Brudermörder), Antenora (Vaterlandsverräter), Ptolemaea (Freundesverräter) und Giudecca (Verräter an Christus und am Imperium). In der Antenora findet Dante jenen Pisaner Graf Ugolino, der den Erzbischof Ruggiero vor sich im Eise stecken hat und mit seinen Zähnen seinen Nacken benagt. Ugolino schildert dann, wie er mit seinen vier Söhnen den Hungertod erdulden mußte, eben auf Befehl jenes Erzbischofs, der den Schlüssel zum Turm herumdrehte. Die ganze Zartheit des italienischen Familienlebens leuchtet in diesem unsterblichen Gesang. Den Verräter vergessen wir, wir sehen nur den Vater und dessen zarte feine Söhne, den kleinen Anselmuccio und den rührenden Gaddo. „Vater, wenn dich hungert, du gabst uns die arme Fleischeshülle, nimm sie wieder, iß uns" — so tönt es von unschuldsvollen Kinderlippen. So hat auch hier wieder Dante einem Insassen der Hölle zu Weltruhm verholfen. Im tiefsten Schlund der Hölle erblüht die edelste Blume der Vaterliebe, der Kindesliebe.

14. Nun geht es 500 Meter an den Zonen Lucifers herab, ein schauerlicher Abstieg, bei dem Dante oft der Mut zu versagen droht. Er ist Berghänge herabgerutscht, von Vergil gestützt, der Riese Antaeus hat ihn in weitem Bogen 100 Meter tiefer gesetzt; aber dieser Abstieg ist doch das Schlimmste. Dante und Vergil lassen sich bis zur Erdmitte langsam an den Zotteln des behaarten Erzengels herab; dann klimmen sie in derselben Richtung, aber mit dem anderen Schwerpunkte, weiter an den Schenkeln Lucifers aufwärts bis zu seinen Zehen. Von dort springen sie auf einen Felsvorsprung und steigen nun durch die schmale Gasse, die sich bei Lucifers Einbruch seiner Zeit gebildet hat, langsam zur anderen Erdoberfläche. Obwohl es hier Morgen ist, sehen die Wanderer doch die Sterne funkeln, nach dem alten Gesetz, daß man aus dem Bergwerksschacht auch bei hellem Tag die Sterne sieht. 36 Stunden hat die Höllenwanderung gedauert, vom Abend des Karfreitags 1300 bis zum Ostermorgen. In der Nacht des Aufstiegs zur anderen Seite des Trichters — Ostersonntag früh traten die beiden Wanderer, kotbeschmutzt und rauchgeschwärzt, aus der Welt der Flammen und des Rauches, der Felsen und Gefahren, der Schreie und Flüche wieder in das süße Sonnenlicht. „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest", dies Wort mag dem Wanderer oft durch die Seele gegangen sein. Ungeheueres hatte sich seinem Blick enthüllt, Gräßliches und Stolzes, Wildes und Edles, alles in höchst seltsamer Mischung. Die Teilnahme des mitfühlenden Herzens schlug in jeder Bulge; neben allem Weh glänzte Ruhm und Adel vielfach auf. Aber das Ganze — eine einzige Selbstzerfleischung des Geschöpfes, das Gott zuletzt, nach seinem Bilde, als seinen Liebling erschaffen hatte!

Digitized by Google

15. Die Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß man sich vor den mittelalterlichen Kategorien bei Dante nicht fürchten soll. Es löst sich all das Fremdartige bei herzlicher Versenkung sofort in reinem Humanismus aus. Das Menschenherz klopft, pocht und begehrt in allen Jahrhunderten das gleiche. Wichtiger als die Verurteilung ist das Bild der Persönlichkeit des Verurteilten. Auch Dante konnte bekennen: „nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Güte, Verehrung, Verherrlichung — das sind die Hauptmotive. Und Dante ist stolz, aus der ganzen Hölle wie auch aus dem Fegefeuer die Grüße und Bitten der dort Gebundenen an die Oberwelt mitnehmen zu dürfen. Sie alle bitten ihn: rede von uns, melde unser Geschick. Und er erfüllt diese Bitte eben dadurch, daß er in dem Gedicht, das auf die Leser der Jahrhunderte rechnet, von all dem Schicksal berichtet. Ruhiger wird nun der Kanzler des großen Kaisers Friedrich im Wald der Selbstmörder ausharren, weiß er doch, daß ein Überzeugter auf der Oberwelt künden wird: „Petrus a Vineis war kein Verräter.“ Selbst Graf Ugolino söhnt sich ein wenig mit seiner Strafe aus, seit er es einem hat sagen dürfen, was er in jenen furchtbaren sechs Hungernächten durchgemacht hat. Dankbar blickt die Hölle dem einzigen lebenden Menschen nach, der je ihre Bulgen durchwandern durfte, und die Erinnerung an den Zauber dieses seltenen Besuchs bleibt ihr lebendig durch die Jahrhunderte. Der Dichter erscheint nicht nur als der Segner und Leiter seiner Zeit, sein Genius dringt bis in das Dunkel der roten Höllenflammen und erfüllt mit Glück den Inferno.

S. D. Gallwitz / Die „dummen“ Leute

Drei Kriegserlebnisse stehen in meinem Gedächtnis und fließen zu einer Erscheinung zusammen, die Symptom ist.

Da ist eins, das aus der leidenschaftlich gesteigerten Zeit der ersten Kriegsmonate hervorging. Es war in einer der behördlich eingerichteten Auskunftsstellen, wo Verlustlisten auslagen und allen Ratlosen und Hilflosen Bescheid und Anweisungen gegeben wurden. Soweit das eben möglich war. Eine sehr erregte Arbeiterfrau hatte eben den Saal verlassen, nachdem ihr immer und immer wieder ihre angstvollen Fragen nach dem Mann, von dem sie seit Monaten nichts gehört hatte, beantwortet waren. Da war eben nichts zu machen. Man würde bei der Berliner Zentralstelle einmal nachfragen, ja... Aber die Stimme, die das sagte, die das täglich zu Hunderten von Malen sagen mußte, klang nicht so, als ob sie mit irgendwelchem Erfolge dabei rechnete, und als die Frau ging, nahm sie das sorgengequälte Gesicht mit sich fort, das sie anfangs gezeigt.

Auf dem Platz, wo sie wartend gesessen hatte, fand man einen Zettel; er mochte ihr aus der Tasche gefallen sein, und er machte alsbald die Runde. Ein elender bedruckter Zettel voll sinnlosesten Inhaltes. Von Christi Blut war die Rede und von tausend mal tausend Mündungen, durch welche der Geist ausfährt, und dann wieder von Sonne, Mond und Sternen und von einem Fürsten des Dunkels, der immer täte, was er wolle. Es war klar, daß es einer jener Zettel war, wie sie von Wahrsagerinnen als geheimnisvoller Schutz gegen Tod und Wunden in der Schlacht verkauft werden.

Der Zettel rief Entrüstung hervor. Der aufsichtführende pensionierte Gendarmeriewachtmeister sprach starke Worte: daß es etwas Schreckliches sei um so dumme Leute, und eine Schande, daß so etwas noch vorkommen könne, heute, in unserer aufgeklärten Zeit. Da müsse die Polizei mal mit aller Macht eingreifen...

Die Polizei hat es getan, die Inserate in den Zeitungen, mit welchen sich die geheimnisvollen Urheberinnen dieser und anderer Zettel und Versicherungen auf die Zukunft, anzeigen, mußten verschwinden; aber auf dem Wege von Deckadressen und auf vielen anderen soll, wie man von verhältniskundiger Seite erfährt, der Verkehr lebhaft weiter hin und her gehen.

Dann ist ein anderes Erlebnis, das liegt ein Jahr zurück. In der Straße einer sehr kleinen mitteldeutschen Stadt, ein Frühlingsabend. Viele Leute vor den Häusern; die Stimmung aber nicht feierabendlich gelassen und ruhig, sondern merkwürdig beklommen und gespannt. Und dann fuhren Töne durch die Stadt, wie man sie noch niemals zuvor gehört hatte, mächtige, schrille, zerstörende Töne. Sie kamen vom Kirchturm, dort oben zerschlug man die große Glocke, ihr Abtransport war nicht anders zu bewerkstelligen. Die Leute auf der Straße machten den Eindruck, als ob sie jeden der Töne nicht nur hörten, sondern körperlich fühlten, aber sie sagten nichts, hielten still aus, bis der letzte verklungen war. Nur ein alter Schuster wurde mit einem Male sehr aufgeregt, warf die Arme in die Luft, lief hin und her und redete viele laute Worte: das wäre das Ende! Jetzt auch noch ihre alte schöne Glocke! „Friede auf Erden“ stünde auf ihrem Rand, und nun sollten Kugeln aus ihr gemacht werden zum Totschießen!

Einigen teilte die Aufgeregtheit sich mit, ein paar Frauen weinten; aber der Rektor der Schule meinte überlegen, was das denn für ein dummes Gerede sei? Was denn an so einer Glocke läge? Die sei doch leicht zu ersetzen. Und er rechnete vor, wie billig verhältnismäßig man später eine neue würde wiederhaben können... Es war für den gegebenen Augenblick praktisch, daß er so sprach; die Erregung legte sich, und dem Schuster wurde der Mund verboten.

Das dritte Erlebnis ist noch rund um uns herum in Gang. Auch seine Umstände treten als Folgeerscheinung der Forderung eines Kriegsopfers auf. Wie die Glocken, so soll in absehbarer Zeit auch ein Teil unserer Bronzedenkmäler in den Städten für den Kampf des Vaterlandes mobilisiert werden. Niemand, dem das Herz deutsch in der Brust schlägt, wird es einfallen, in dieser neuen schweren Notwendigkeit etwas anderes als eine selbstverständliche Pflichterfüllung zu sehen, ein Hingeben an die eine und einzige Riesenaufgabe, für die unser Volk heute lebt.

Ist es aber notwendig, wie es in den Zeitungen jetzt geschieht, den Wert, den wirklichen und idealen, einiger dieser Denkmäler geflissentlich herabzusetzen und sie zu verspotten? Mag es sein, wo es sich um einen beliebigen Zierbrunnen oder um irgendwelche unkultivierte Phantasiegebilde handelt; — wenn es aber Denkmäler sind, die einen Gedanken der Allgemeinheit verkörpern?

Unsere Zeit ist des Denkmals in figürlicher Form überdrüssig; die ganze Heldenhainbewegung ist ein Ausdruck dessen, und auch die Art, wie über Vergangenheitskunstwerke der Gattung jetzt in der Öffentlichkeit geredet wird. Aber daß nur der Geist nicht mit der Sache zugleich totgemacht wird! Wenn die Auslese der Werke, die zum Einschmelzen bestimmt sind, vor sich gehen wird, werden künstlerische und historische Gesichtspunkte dabei herangezogen werden, historisch vor allem in dem Sinn der weitgespannten Linie, die über Jahrhunderte in die Vergangenheit zurückgeht. Man sollte stärker dabei einen dritten Gesichtspunkt in Anspruch nehmen, einen, der das einfache Volksempfinden im Auge hat. Das geschieht nicht, indem man — um nur ein Beispiel aus der Praxis heranzuziehen — indem man ein Kaiserdenkmal kurzerhand zur Vernichtung bestimmt, aus dem alleinigen Grunde, weil es künstlerisch minderwertig ist. Für das Volk ist das Denkmal in erster Linie nicht Kunstwerk, sondern Gestalt gewordener Gedanke; ein Kaiserdenkmal ist ihm das Bild des monarchischen Gedankens, vor dem Kaiserdenkmal erlebte es in den letzten Jahrzehnten die wenigen feierlichen Gelegenheiten, wo es ganz stark als Volk sich empfinden konnte. Es ist nicht die greifbare Sache, die hier Größe und das Hinauswachsen über das Profane gibt, — das Maß von Tradition, von Stimmungen und Empfindungen, die in ihr sich verkörpern, bringt es; Empfindungen, die ein Volk erst wahrhaft zum Volk machen. Wo es notwendig ist, daß des Volkes Denkmäler jetzt fallen müssen, da sollte man die Angelegenheit weniger artistisch, vor allem aber weniger witzelnd behandeln, als es heute zumeist in der Presse geschieht. Meint man wirklich, das sei der Ton, den die Zeit und das Durchhalten verlangen?... Es liegt wohl mehr Kraft und Würde darinnen, das Opfer zu bringen, als um des Leichteren halber es als Opfer verneinen.

Dieses Herabsetzen dessen, was geopfert werden soll, wird sich einmal bezahlt machen wollen. Das Geringschätzen seiner Denkmäler wird in des Volkes Bewußtsein bleiben, und wenn

Digitized by Google

einmal nach Jahren wieder neue Volksdenkmäler lebendig werden wollen, werden sie es schwer haben, einer Generation gegenüber, welche man lehrte, nur eine Sache in ihnen zu sehen, die jederzeit durch eine andere Sache zu ersetzen ist.

Mit den Glocken verhält es sich ebenso: ihr Bestes, weil von heute auf morgen Unersetzliches, ist das Fluidum, das um sie her ist und von ihnen ausgeht. Wenn sie läuteten, jede in ihrer eigenen Art und Stimme, die kleine Feierabendglocke, die ernste Betglocke, und die sehr festliche große, schwang mit, was seit Jahrzehnten und Jahrhunderten durch sie in Herzen und Seelen von Generationen sich entzündet hatte und was ihr Sinnfälliges vergeistigte, daß es nicht nur mehr dem Ohr der rhythmisierte Schlag eines Klöppels auf Metall war, sondern eine Stimme über die Zeiten hinüber.

Unsere Jahre, die von den Kriegsjahren abgelöst wurden, pflegten das Ideal einer Art von Sachlichkeit, in der kein Platz war für alles, was Fluidum, was Unbegreifbarkeit und äußerliche Unbeweisbarkeit ist. In dem, wie von Stimmen jetzt in der Öffentlichkeit mit Glocken und Denkmälern verfahren wurde, spukt diese jüngste Vergangenheit, wird offenbar in einer Plattheit, die sich bei sich selbst Aufklärung nennt.

Der pensionierte Gendarmeriewachtmeister beklagt sich von seiner höheren Warte aus, daß die dummen Leute immer noch auf Dinge reinfallen, die es nicht gibt; sich immer noch auf etwas anderes meinen verlassen zu dürfen, als auf die handgreiflichen Sicherheiten des bürgerlichen Lebens und des Zweimal-zwei-ist-vier.

Aber sollte es nicht an dem sein, daß in dieser Dummheit ein Stückchen kostbares Menschentum, das mit sich nichts anzufangen weiß, zum Ausdruck kommt, das in der Zeit umherirrt und an keiner Stelle seinen Halt und Widerhall findet?

Die Kirche kommt für die breitesten Schichten unseres Volkes nicht mehr in Betracht; sie hat ihr Fluidum, ihre eigentliche Lebens- und Befruchtungsatmosphäre eingebüßt, seit auf ihren Kanzeln Gott zu einem Problem und zu etwas Diskutablem wurde. Wohin sich wenden, wenn, wie jetzt im Kriege, alles Irdische in das Chaos zu versinken scheint?

Da regt sich der Urtrieb des religiösen Lebens, der sich vor Unbegreiflichkeiten beugen will und eine Verheißung daraus empfangen. Regt sich und schnellt zurück zu Zeitperioden, wo das Unbegreifbare an sich schon geheimnisvolle Kraft war und als Ausdruck einer guten oder schlimmen Gottheit galt. Und da flieht denn die geängstigte und dumpf religiös erfaßte Seele einer armen Fabrikarbeiterin zu dem traurigen Unsinn von Zettein und Wahrsagereien als zu der Macht, die sie sich sehnt über der Welt schrecklicher Wirklichkeiten zu empfinden.

Berthold Vogler / „Zur Sechslingspforte"

(Schluß.)

Unsere Anna rennt zur Sechslingspforte, um einen Taxameter zu holen. Er fährt einen König zum Bahnhof. Wie Vater, Mutter, Franz und Karl auf dem Bahnsteig stehen, das dauert mir viel zu lange. Endlich fährt der Zug ab. Nach Heidelberg! Ich werde der Welt einen Juristen schenken, d e n Juristen! Und 200 Mark habe ich auch in der Tasche. Ich hätte gern zwei blaue Scheine gehabt. Aber Vater gab mir das Gold, weil das „klappert", und sagte, die Hauptsache sei's ja freilich nicht, aber ich solle nur immer darauf halten, daß ich stets etwas „Klapperndes" in der Tasche habe. Gott, er meint es ja so gut, der alte Herr — —!

Du glaubst, du führst, und du wirst geführt. Von der Sechslingspforte kam der Wagen, den Anna holte. Ahntest du, daß er dich in die Sechslingspforte zurückfahren würde?

Endlich sehe ich ein, daß alles, was sie in den neun Jahren in mich hineingepfropft haben, eitel Stückwerk ist. Auf die Menschen kommt es an und darauf, daß zunächst einmal alle etwas zu essen haben. So ruft der herrliche Mann von der Rednerbühne in den Saal, und während es aus der rattenköniglich gedrängten Menge brodelt, die Begeisterung auf den Zenith steigt und über Bravorufen, Händeklatschen und stürmischster Entäußerung der Menschenbrust die Decke des Saales einzustürzen droht, da schenkt sich der große Mann aus der Wasserkaraffe ein, die auf dem Pulte steht und trinkt, als ob all das Getöse ihn gar nichts angehe.

Dreimal täglich renne ich in seine Redaktionsstube und keuche, vor neuem Glück schier überbeladen, jedesmal wieder in meine Bude in der Plöck. An Marx lerne ich die Mechanisierung der Menschheit, und der Feuergeist Lassalle ruft mir sein „Verdammt" ins Ohr. Oh — es sind auch Menschen, die da in der Sechslingspforte sitzen, wenn ich bitten darf. Freilich, schwerfällig und unbehauen sind sie; aber nur, weil die Räuber sie expropriierten. Im Herzen sind sie vielleicht edler. Sicher haben sie mehr Anspruch auf den Ehrentitel Mensch als die stolzen Reichen, die Blutsauger! Haha, wer bezahlt denn das strahlende Kerzenlicht in deinem Salon, stolze Adele Reinhardt? Hüte dich, es ist noch nicht aller Tage Abend! Das Lämpchen in der Sechslingspforte erblinkt trübe, aber es wärmt.

Sobald ich nach Hause zurückkomme, will ich in die Sechslingspforte gehen und all denen dort sagen, daß ich mich mit ihnen solidarisch fühle. —

Zehn Jahre später. Ich möchte, die Menschenseele wäre wie ein Schuh. Er muß durch Morast und Schlamm, aber er wird immer wieder geputzt. Der Staub legt sich um ihn. Aber weil er heruntergeblasen wird, vermag er ihm nicht seinen Glanz zu nehmen.

Die Seele aber, wird sie nun besser im Leben? Hat sie wenigstens noch etwas von dem alten Glanz? Lacht sie noch, stürmt sie nach dem Himmel wie damals, als 2,80 deine ökonomische Basis waren und Liddy die Konditorei von Schneemelch halb leer naschte?

Und was ist das ganze Leben? Liddy sollte Präsidentin werden, du wolltest die stolze Adele Reinhardt heiraten, du wolltest der Welt d e n Juristen geben, und dann wolltest du die ganze Menschheit umfassen, ihr den Kuß der Reinheit, der Brüderlichkeit aufdrücken und still beiseite gehen, ein beglückter Beglückender. Was ist aus alledem geworden?

Und was ist aus der Sechslingspforte geworden? Bist du nun eigentlich je hineingegangen? Nein?

Die Sechslingspforte ist dein anderes Leben. Präsidentschaft, Eheglück, Gelehrtenansehen, Weltbeglückung . . . an all dem bist du vorbeigegangen wie an der Sechslingspforte. Du meintest, du brauchtest nur den lächerlich winzigen Willensakt auszuüben, daß du den Fuß auf die Stufen setztest — — und doch bist du nie hineingegangen.

Diese Nacht, als du tastetest, ob Tod, ob Leben, schien dir die Sechslingspforte auf einmal das Fazit deiner Jahre. Und doch hast du sie eigentlich nie beachtet. Wie ist es nun mit der Wirklichkeit? Was war dir die Sechslingspforte tatsächlich? Einmal erschien sie dir großartig, das andere Mal schauteste du daran vorüber. Meist sahst du sie nicht, der Raum, den sie in deinen Gedanken einnahm, war bemessen nach dem Reichtum deiner Seele. Deiner Seele? Laß doch diese hochtrabenden Dinge; du bist doch lange genug im Kriege, um endlich anspruchslos sein zu dürfen. Er war bemessen nach dem bloßen nackten Erleben. Im Pulsschlag des Lebens, was ist dir da die Sechslingspforte? In deiner Todesnot aber, da steht sie auf einmal da, breitbeinig, sicher, von keinem Zweifel berührt und ohne viel Bewegungen, wie der dicke Wirt hinter dem Schanktisch. Da siehst du auf einmal, daß sie dich immer begleitet hat. Ist sie nun das einzige auf deinem Lebenswege gewesen? Dreh dich nicht und winde dich nicht — in dieser Nacht w o l l t e sie unbedingt allein mit dir sein, in d i e s e r Nacht! Es ist nicht erbaulich und ganz und gar nicht erlösend, wenn man beim Scheiden von dieser Welt an nichts anderes denkt als an eine Kutscherkneipe. Aber wie viele andere erbärmliche Kleinigkeiten mögen an deinem Wege gestanden und auf deinen Blick gewirkt haben, ohne daß du es auch nur von weitem ahntest! Du hast gestrebt und viele Nächte hinter den Büchern der Geistesfürsten gesessen. Gewiß hat das deine Seele gebildet, so oder so. Wenn dich einer auf die Sechslingspforte auch nur aufmerksam zu machen gewagt hätte, du hättest ihn beiseite ge-

Digitized by Google

schoben, weil du zu reich warst, als daß du auf ein am Wege liegendes Hufeisen hättest achten mögen. Und doch war es dir vielleicht ein Schatz. Kannst du ermessen, wo zum erstenmal warnend der Begriff der Geschmacklosigkeit vor dir aufgestanden ist? Vielleicht war es der dicke Mann, der immer in Hemdärmeln hinter seinem Schanktisch stand. — Seit wann eigentlich graut dir vor spießbürgerlicher Selbstgenügsamkeit? Sicher waren viele Scheite nötig, bis die Flamme der Rastlosigkeit, der ewigen Selbstunzufriedenheit in dir brannte; hat der dicke Mann mit seinen drei Bewegungen wirklich nur Biertöpfe gefüllt, Münzen eingenommen, sich den Schweiß abgewischt, oder hat er mit ihnen jene edle Flamme mitgeschürt, ohne es zu ahnen? Hat er vielleicht den Ekel vor der Genügsamkeit, vor der verdammten, in dir entfacht? Und waren die Kellerfenster, aus denen die Kumpane der Sechslingspforte nur den Straßenschmutz sahen, für dich vielleicht Brenngläser, die die heiße Glut nach Licht und Leben, nach Himmel und Wärme in dir zum Lodern brachten?

Aus edlem Streben und guten Büchern, aus Umgang mit klugen Menschen, aus Künsten und Wissen glaubtest du dein Leben gebildet. Jetzt aber kommt der Tod, und ehe er zupackt, kramt er erst noch einmal alles vor dir aus. Du erschrickst, was für Kleinigkeiten dabei sind, so trivial, so ganz gegen das, was deine Welt sein sollte. Und doch haben sie im Dunkeln mitgearbeitet. Jetzt erst erkennst du, daß keineswegs nur immer Großes an dir gebildet hat, sondern auch das Kleine, ja Hämische, dem du, wenn es geräuschvoll bei dir angepocht hätte, die Tür gewiesen hättest. Du meintest, stolz an der Sechslingspforte vorbeigegangen zu sein, und nun sagt dir die Sekunde, die zwischen Tod und Leben steht, daß die Sechslingspforte doch teil an dir gehabt hat, mit Ursprung für dich war. Der Krieg führt zu den Müttern, zu denen nur die kommen, denen die Not die Seele schier zerpreßt. Und da wirst du wieder, wie einst vor vielen, vielen Jahren, an der Hand an der Sechslingspforte vorbeigeführt.

So sprach es zu mir diese Nacht, als ich die Gasmaske lüftete. Ich weiß nicht, war es der Tod, war es das Leben? Ob ich, wenn ich aus dieser Hölle herauskommen sollte, je in die Sechslingspforte gehe? Ich glaube es nicht. Eine viertel Stunde Heimatluft, einen Händedruck, einen einzigen Blick auf die Großstadtstraßen, und sofort ist der altverwöhnte Alltagsmensch wieder da, der mit einem Lächeln an der Sechslingspforte vorübergeht; wenn er sie überhaupt sieht.

Oder soll ich doch hineingehen? Fast fürchte ich mich jetzt vor der Sechslingspforte, nachdem sie mir so nahe war in der Not dieser Nacht. Wenn ich nun zu allerletzt hineingehen m u ß — wie wird der dicke Wirt lachen: Na, nun bin ich wohl doch noch gut genug für dich? Ich kenne dieses Lachen der Satten. Wenn einem ein Senegalschütze in den zerrissenen Muskeln herumwühlt, es kann nicht m e h r schmerzen.

Was will die Sechslingspforte eigentlich von mir? Warum dachte ich nicht an Henriette, als der Knochenkerl mich angrinste? Du gottverfluchter Wicht, wenn du schon siegst, willst du denn gar nicht ein wenig großmütig sein? Soll ich, der ich im Leben so stolz daran vorbeiging, im letzten Minütchen oder im ersten nach deiner Rechnung mit dir in der Sechslingspforte anstoßen?

Was um uns wird, wenn wir sterben, wer weiß es? Die es wissen, sind stumm. Noch keiner hat darüber gesprochen, geschweige denn geschrieben. Aller Weisen Wissen ist hier Stückwerk. Vielleicht ist alles ganz einfach.

Vielleicht rächt sich die Sechslingspforte dafür, daß du sie mißachtet hast und steht an deinem Ausgange. Was wollte alles im Leben zu dir, was wolltest du alles umfangen? Diesmal bist du noch durchgekommen. Aber wenn er nun wirklich, endlich, ganz schnell einmal schwapps macht mit seiner Sense — — wird der Stolz des guten Kampfes dich umstrahlen, wird Henriette dich in ihrem Arm auffangen und lachend mit dir an der Sechslingspforte vorbeigehen. Oder wirst du für sie ganz auf einmal verschwunden sein, wird sie dich in rasender Angst suchen und doch nie finden? Denn daß du in der Sechslingspforte bist, wie sollte sie das ahnen?

Nun hast du noch nie vor den Granaten gebangt, nicht vor dem Gas, vor den Tanks, den Minen und den viehischen Flammenwerfern und hast auf einmal Angst vor der Sechslingspforte, daß du durch sie ins Dunkel mußt — —.

Mit Verlaub, meine Besten! Mag sein, daß ihr das alles nicht versteht. Obgleich ihr alle sicher euere Sechslingspforte habt! Aber man geht daran vorüber und kennt sie nicht. Hab's auch erst diese Nacht erkannt! Der Krieg führt zu den Müttern — —.

Fritz Müller / Erbsen

Es ist nicht immer fluchwürdig, wenn der Zug nicht kommt. Manchmal spielt einem das Wartenmüssen eine Perle zu.

Hinter dem Bahnsteigpfeiler leerten sie einen Eisenbahnwagen Pakete. Zwei Frauen sollten ihm Herr werden. Sie hatten blitzblaue steife Amtsmützen auf. Aber die konnten ihre andere Würde nicht verdecken. Es waren Mütter. Und Mütter werden allen Dingen Herr.

Die Pakete flogen. Die Pakete schmolzen links. Die Pakete türmten sich rechts. Es waren keine gewöhnlichen Pakete. Alle fast gleich groß, alle leinwandverpackt, alle mit einem vorgedruckten Zettel beklebt:

Au Prisonnier de Guerre .....
Allemagne
Via Genève

Ich las es mittels Taschenfernglases. Auch einen Absender schraubte ich heran: Madame Adèle Durand, Grigny près Lyon.

Frau Adele, was schickst du deinem Sohn?

Das Paket gab keine Antwort. Andere Pakete flogen drauf — ein Knistern — das Gesicht der Absenderadresse verschob sich weinerlich in der Art bedrückter alter Frauen. Ein Krachen — Madame Adèle Durand aus Grigny bei Lyon zerriß es in zwei Hälften. Die Leinwandpackung klaffte strähnig. Holzteile eines dünnen Kistchens starrten zackig auseinander. Blanke mitleidslose Nägel stachen in die Winterluft. Weißlichgelbe Kügelchen quollen nach: ganze Erbsen.

Ein winzig Gärtchen sah ich aus den Erbsen schießen. Ein Gärtchen in Grigny bei Lyon. Frau Adele sah ich drin die Erde graben. Frau Adele sah ich pflanzen, düngen, wieder graben. Frau Adele sah ich gießen und betreuen. Frau Adele sah ich Schoten pflücken, eine um die andere. Frau Adele sah ich runde Erbsen aus den Schoten streichen, sanft und eine um die andere. Frau Adele sah ich ein dünnes Kistchen mit noch dünneren Nägeln aneinanderfügen — Leinwand drum herum: An Prisonnier de Guerre ....

„Jesses, Frau Grantinger, die schönen Erbsen!" sagte die eine blitzblaue Dienstmütze.

„Nein, wie man nur so dünne Bretterln, Frau Spatzer —"

„Wissen Sie, Frau Grantinger, wie lang ich und meine Kinder schon keine Erbsen mehr —"

„Und reißen kann man sich an den Nägeln, Frau Spatzer, bis aufs Blut —"

„Nein, Frau Grantinger, so schöne ganze Erbsen hab' ich nicht einmal im Frieden g'sehn —"

Sie sahen einander an. Lang. Keine sagte ein Wort. Aber mein Feldstecher war gut: In ihren Augen sah ich einen Küchenherd brodeln. Kinder sah ich erwartungsvoll drum sitzen. Sie bliesen die Dämpfe auf die Seite. Grüngoldene Kügelchen schimmerten herauf . . .

Die beiden Mütter stellten das zersplitterte Kistchen schweigend auf die Seite. Zwischen den Randstein des Bahnsteigs und der dunklen Schienenrille.

Eine rote Mütze kam heran: „Feierabend! Morgen geht die Arbeit weiter!" Die beiden blauen Mützen zogen das Wägelchen mit den ausgepackten Paketen in die Halle. Die rote Mütze half hinten nach. Ich stand unbewegt hinter meinem Pfeiler. Mein Glas war angelaufen. Mich fröstelte.

Ha, da kamen sie wieder. Ohne Mützen. Nicht mehr amtlich, rein menschlich nur mehr. Suchend gingen ihre Augen zwischen

Digitized by Google

Schiene und Randstein. Jetzt standen sie. Jetzt nahmen sie vorsichtig die zerspaltene Schachtel hoch. Wie die dünnen Nägelzähne fletschten: „Rührt mich nicht an. Wir müssen von der Mutter hin zum Sohn. Finger weg!"

Aber da kniete schon Frau Grantinger und hämmerte und fügte und konnte sich noch immer nicht beruhigen: „Nein, wie man nur so dünne Bretterln, Frau Spohrer —"

„Nein, Frau Grantinger, so schöne Erbsen hab' ich auf Ehr' und Seligkeit nicht einmal im Frieden g'sehn," sagte die andere und wickelte ein größeres leeres Kistchen aus der Schürze. Dahinein stellten sie das gichtbrüchige. „Nicht eine Erbsen ist 'rausg'fall'n, Frau Spohrer, nicht eine."

„Jesses, Frau Grantinger, wie lang ich und meine Kinder schon keine Erbsen mehr —"

Ping, päng, ping — der Hammer auf dem neuen Kistendeckel.

„Jesses, Frau Grantinger, d' Adreß, d' Adreß!"

Wieder aufgemacht. Die Klebeadresse ging nicht ab. Notizbüchlein aus der Schürzentasche. Bleistift angefeuchtet und gekritzelt: „Jesses, Frau Grantinger, is' dös a komische Sprach', a komische — so, jetzt hab' i's, Buchstab'n für Buchstab'n — nageln i' zu, Frau Grantinger."

Ping, päng, ping. Der Blaustift überm Kistendeckel malte die Bleistiftkritzer aus dem Notizbüchlein nach. „Jesses, Frau Grantinger, jetzt ham'mer vergessen, wer 's g'schickt hat!"

„Dös hab' i' mir auswendi' g'merkt — geb'n S' 'n her, Ihr'n Blauwistift'n."

„Auswendi' g'merkt? — jesses, können denn Sie Französisch, Frau Grantinger?"

Aber die Frau Grantinger antwortete nicht. Sie schwitzte. Ihre Zunge schob sich nachhelfend aus den Lippen. Der Zeigefinger bog sich überm Blaustift krumm: Mahdam Adele Dunrad, Grygny preß Lyoni — „jesses, is' dös a komische Sprach', a komische — daß Sie sich dös hab'n merk'n können, Frau Grantinger, ha?"

Die Zunge schob sich nach getaner Arbeit ein. Der Zeigefinger bog sich wieder gerade: „Da hab'n S' Ihren Blauwistift'n wieder, Frau Spohrer!", sagte sie sachlich.

„Aber sag'n S' nur grad, wie daß Sie sich die komische Sprach' hab'n denn merk'n können?" beharrte die andere bewundernd.

„Dös is' ganz einfach: Ich heiß' auch Adele."

Schweigen. Mein Fernrohr hob sich plötzlich von selbst vogesenwärts. Düster stieg er auf, der Wasgenwall, der völkertrennende. Aber links und rechts wuchs etwas drüber. Hoch, höher. Aus einem Gärtchen bei Lyon war's jenseits hochgeschossen. Aus einer bayerischen Bahnhofshalle diesseits. Es wuchs noch immer. Riesengroß. Zwei Frauen waren's, zwei Adelen. Und ihre Hände gingen über die Vogesen und schlossen sich zusammen.

„Ja, ja, aber die Adele auf dem Kistl hat noch 'n Tupfen auf'm e g'habt, glaub' i', Frau Grantinger," kritisierte die Frau Spohrer. Auf einmal stand die rote Mütze wieder da:

„Was tun Sie noch hier? Ihre Dienstzeit ist vorbei!"

„Entschuldigen S', Herr Vorstand, dös Erbsenkistl ist aufg'gang'n g'wes'n, dös ham'mer no' g'schwind g'macht." Sie stellten es sorgfältig in den großen Wagen zu den Paketen, die morgen an die Reihe kamen. Und übermorgen war es vielleicht schon in den Händen eines Kriegsgefangenen, der kopfschüttelnd die Absenderadresse las: „Mahdam Adele — komische Sprache!"

Während zu gleicher Zeit zwei Frauen wieder auf dem Bahnhof schafften und jetzt einen Augenblick verschnauften:

„Wissen S' es no', Frau Grantinger, wie vorgeschting auf amals dös Kisterl mit die Erbs'n 'platzt is'?"

„Ja, wie man nur so dünne Bretterln, Frau Spohrer —"

„Und wiss'n S', Frau Grantinger, auf Ehr' und Seligkeit: So schöne ganze Erbsen hab' i' net amal im Fried'n g'sehn..."

Kurt Arnold Findeisen/Schwester Gustel ist fort

Eine Erinnerung.

Die Augenstation des Kriegslazaretts ist beraubt: Schwester Gustel ist fort! Sie ist nach Rethel abkommandiert worden. Aber der linde Duft ihres Wesens füllt noch die Säle wie Melissengeist.

Der graue Landstürmer hat mit ihr ein Töchterchen eingebüßt, der lange Artillerist, der Student mit den Schmissen, eine Seelenfreundin, der kleine Kriegsfreiwillige ein Mütterlein, der blinde Klossowsky wirklich und wahrhaftig eine Schwester!

Schwester — Gustel — ist — fort!

Ja, die Schwestern! Was bedeuten sie hier im Felde unter den Legionen Männern und Jünglingen! Ist es nicht, als hätten alle Mütter, Gattinnen, Bräute des Vaterlands in ihnen den Heeren ihr Bestes mitgegeben in das rohe Wüten der Kräfte, in die Abgründe und Schattenklüfte des Seins, in Gefahr, Seelensturz und Tod; ihr Bestes, nämlich das Ewig-Empfindsame, das Ewig-Weibliche, das wie der Tau des Morgens ist über den Pflanzungen der Menschheit! Ist es nicht, als wäre die Schwesternhand, die dem Zerbrochenen die Kissen glättet und die Stirne küßt, die dem Verfehrten Arznei reicht und Mitleid und Mutterhuld zugleich, die erste Gebärde der natürlichen Liebe wieder, die den Geopferten an das Herz der Mutter Heimat zurückzieht!

Ja, die Frauen des Roten Kreuzes am Rande der Schlacht, sie sind die Tempelhüterinnen eines heiligen Symbols. Das hat auch Liliencron gemeint, als er schrieb: „Deutschland, küß ihnen den Saum ihrer Gewänder, sie sind im Kriege deine Engel!"

Sie sind's, zum mindesten: sie könnten's sein! Und wenn ich mir schon abgewöhnt habe, an Engel zu glauben, und wenn ich schon weiß: Liliencron war ein Damenmann und in 1870er Dingen ein wenig befangen, so weiß ich doch auch: Die Schwester Gustel, die nun irgendwo wieder Typhus pflegt, war eine Tempelhüterin! Möge das Echo ihres Wesens noch lange in unserm Werke sein! —

Als heute die Kranken sangen: Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit —, meinten sie keinen Krieger in Helmschmuck und Waffenzier, sondern ein mildes goldäugiges Mädchen in weißer Haube und Diakonissentracht. Und es war nicht einer, der es anders meinte. Ich werde dies Singen nicht vergessen! —

Wir Pfleger vom Roten Kreuz haben es schwer neben all diesen Frauenhänden. Aber wir wollen deswegen nicht weniger freudig unsere Pflicht tun. —

Einen Gutenachtgruß dir noch, du geliebte Seele in der deutschen Ferne, meine Tempelhüterin!

Hans Fleschner / Im Unterstand

Im Unterstand. — Trüb flackert unser Licht,
Ein Spiegel schenkt verworrenes Ebenmaß —
Ach, Bruder, warum lächelt dein Gesicht?
Ist unser hartes Leben nur ein Spaß?

Du schütteist deinen Kopf: „Ich muß jetzt gehn."
Ich grüble, auf dem Bette liegend, nach,
Um unserer Seelen Wirrnis zu verstehn,
Was eine dumpfe Stimme zu mir sprach.

Der Spiegel schreckte dein zerzaustes Bild,
Das Koppel sprang um deinen schmalen Leib,
Und deine Augen blickten schmerzlichwild —
Mich dünkte alles wie ein Zeitvertreib.

Dann gingest du — der Nägelschuhe Spur —
Erschauend, starrte ich zum Boden nieder —
Die Zeit vergeht, leis tickt die Taschenuhr —
Du gingst, mein Bruder — niemals kehrst du wieder ...

Alfred Hein / Märsche

Ich kenn' Märsche in ein Morgensonnen,
die die Augen weiten, Häupter höher recken,
in der Seele öd gewordnem Traumland wecken
sie die Hoffensblumen und Erinnerungsbronnen.
Und im Winde ist ein tragend Tasten:
Leicht wird des Tornisters, des Gewehres Lasten.

Ich kenn' Märsche müd' nach Abend.
Langsam widerhallen unsre Schritte:
nur noch Schritte ohne Sehnsuchtsflügel.
Gehn nicht losgelöst Gedanken in der Mitte?

Ich kenn' Märsche, die fast trabend
fliegen über Wald und Hügel:
Urlaubsfahrer, heimatselig übervoll
von der Sehnsucht und fast sehnsuchtstoll!

Ich kenn' Märsche — wo die Augen
sich in die geschrumpften Kompagnien,
nicht dran glaubend, schmerzend saugen:
suchen manchen Freund, der mußte vorn verblühen.

Und der Tod
reitet selbst voran.
Des Herrn Hauptmanns Brust, die ist blutrot.
Und wir alle, Mann für Mann,
folgen starr, kaum noch wir selbst, dem Kommandeur.
Lieder sterben. Worte drücken lang und schwer.

Ich kenn' Märsche, die wie Feuer in die Feindeslande leckend
und mit ihrem Siegesjubel die Verfolgten schreckend
nicht ermatten.
Folgen auch nicht der Gefallnen Schatten.
Sieg führt. Friede lockt. Und Deutschland lacht!
Voll von Kraft sind wir, voll Himmelsmacht!

Ich kenn' einen Marsch . . . Den geh' ich still alleine.
Geh' ihn heute schon in seligen Gedanken.
Grüßen mich am Gartentor die Rosenranken.
Und am Tor stehn sie im Sonnenscheine —
Wißt ihr, welchen Marsch ich meine?

Melanie Ebhardt / Die Fahrenden

Auf dieses Landes nächt'gen Straßen geht
Ein Heer, dem nirgendwo der Weiser steht,
Heimdeutend von der Wandrung ohne Ruh'.
Doch ragt am Kreuzweg wohl manch kahler Ast,
Trägt keine Frucht, doch beut wohl lange Rast
Und knarrt im Wind: Du Narr, was wanderst du?

Du dunkles Heer, das auf den Straßen irrt,
Du ganz zerstreute Herde ohne Hirt,
Ich geh' um dich einst zagend ins Gericht!
Mein Bruder, der dein Leben du beweinst,
„Wo ist dein Bruder Abel?" wird dereinst
Mein Gott mich fragen, — und ich weiß es nicht!

Soziale Bewegung

Frauenarbeit im Kriege. Paul Umbreit veröffentlichte kürzlich in den „Sozialistischen Monatsheften" bemerkenswerte Angaben über die Frauenarbeit vor und nach dem Kriege: Nach den Berichten des Reichsarbeitsblattes betrug die Zahl der versicherungspflichtigen weiblichen Kassenmitglieder bei den an der Statistik beteiligten Krankenkassen am 1. Juli 1914 3,7 Millionen gegen 4,77 Millionen am 1. April 1918. Das Verhältnis der Zahl der weiblichen zu den männlichen versicherungspflichtigen Kassenmitgliedern war im Juli 1914 2 : 1; im Februar 1917 wurde der Stand von 1 : 1 erreicht, und seitdem sind die weiblichen Pflichtmitglieder in der Überzahl. Sicherlich sind diese Zahlen für die Frauenerwerbsarbeit nicht erschöpfend, schon deshalb nicht, weil nur ein Teil der landwirtschaftlich tätigen weiblichen Bevölkerung den Krankenkassen angehört. Diese Ziffern werden durch die Arbeitsnachweisstatistik ergänzt. Diese ergab auf je hundert offene Stellen am 1. Juli 1914 nur 99 weibliche Arbeitsuchende. Schon im August 1914, also im ersten Kriegsmonat, war ein Überangebot von 202 weiblichen Arbeitsuchenden pro hundert offene Stellen gemeldet; im Juli 1915 betrug es noch 165; dann aber ging es ständig zurück. Im Juli 1917 meldeten sich nur noch 83 weibliche Personen auf hundert offene Stellen, und im März 1918 waren es 85. Es scheint also, als ob sich das große Reservoir weiblicher Arbeitskräfte allmählich erschöpft habe. Indes geht nur ein kleiner Teil der Arbeitskräfte durch die öffentlichen Arbeitsnachweise, und es ist nicht ausgeschlossen, daß aus den stillgelegten und eingeschränkten Industriezweigen noch starke Reserven vorhanden sind, die auf andere Weise in Arbeit gebracht werden. Das Verhältnis der Frauen- zu den Männerlöhnen war vor dem Kriege im allgemeinen 1 : 2, dieses Verhältnis hat sich während des Krieges zugunsten der Frauen ganz erheblich verschoben, aber doch nicht in dem Maße, daß ein völliger Ausgleich eingetreten wäre. In den kriegswichtigen Industrien ist der Lohn der Arbeiterinnen stärker gestiegen als der der Männer. Im allgemeinen kann man annehmen, daß das Verhältnis zwischen Männer- und Frauenlohn vor dem Kriege von 2 : 1 sich während des Krieges in ein solches von 3 : 2 verwandelt hat. — In der gleichen Monatsschrift berichtet der Abg. Max Quarck, daß bereits im 2. Halbjahr 1916 im preußischen Bergbau 30 000 Frauen gegen 6000 im Jahre 1913 arbeiteten, allerdings nur über Tage, wo sie aber die schwersten Ent-, Belade- und Aufräumungsarbeiten verrichteten. Aus dem Hüttenwesen wird berichtet: „Bei diesen Arbeiten ersetzen drei Frauen zwei Männer. Manchmal muß eine Frau auch den Mann voll ersetzen, weil eine weitere Person bei dem zur Verfügung stehenden Raum nur hinderlich sein würde . . . Im Kesselhaus eines der größten Hüttenwerke Oberschlesiens, der Königshütte, arbeiten 40 Frauen als Kesselheizerinnen; die Frauen müssen natürlich die gleiche Arbeit leisten wie Männer." Ein Bericht aus der Porzellanindustrie sagt: „Beim Austragen der Brennöfen nach dem Brand müssen die Frauen ebenfalls mithelfen, in die heißen Öfen gehen und die übereinandergeschichteten heißen Tonkapseln, die das gebrannte Geschirr enthalten, von einer Hand zur anderen weitergeben. In den Öfen herrscht beim Austragen oftmals eine Hitze von 60 bis 70°." Das Baugewerbe hat nicht nur beim Wiederaufbau von Ostpreußen viel mit Frauenkraft gearbeitet, sie haben auch in Berlin und Umgegend Feldbahnen betreiben helfen, beim Bau von Untergrundbahn und an Kanalisationsbauten mitgearbeitet. In der Eisendreherei werden die schwersten körperlichen Arbeiten von Frauen verrichtet; so z. B. 80 Pfund schwere Granaten von ihnen auf die Drehbank gehoben und geschruppt, bei einer Tagesleistung von 36 Stück solcher Granaten. Aus der Metallindustrie wird mitgeteilt, daß manche Arbeiterinnen 3, ja sogar 5 Fräsmaschinen gleichzeitig bedienen. Der Direktor der Leipziger Straßenbahnen soll schon nach dem ersten Jahr der Frauenarbeit in seinem Betrieb erklärt haben, „daß das weibliche Personal dem männlichen den Rang im Straßenbahnbetrieb abgelaufen habe". Das sind gewiß alles sehr günstige Zeugnisse für die Eignung der Frauen zur Industriearbeit. Immerhin ist mit ihnen die Frage nicht beantwortet, ob Frauenkraft dauernd den Anforderungen gewachsen bleiben wird, die Industrie und Technik fortschreitend an sie stellen.

Die Privatangestellten nach dem Kriege. Die Wiedereinstellung der Privatangestellten nach dem Kriege gesetzlich den Unternehmern zur Pflicht zu machen, ist nach Auffassung der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände keinesfalls angängig. Um aber unter den im Felde befindlichen Arbeitern und Angestellten, die um ihre bürgerliche Zukunft besorgt sind, Beruhigung zu schaffen, hat die Vereinigung eine besondere schriftliche Erklärung der Unterverbände, die ihr angeschlossen sind, sowie der einzelnen Mitglieder dieser Verbände herbeigeführt, die dahin lautet, die Wiedereinstellung der Angestellten und auch der Arbeiter werde als Ehrenpflicht betrachtet, soweit es die Betriebsverhältnisse irgend zulassen und nicht ungerechte Härten entstehen. Damit hat die Vereinigung einem Ersuchen des Staatssekretärs des Reichswirtschaftsamtes entsprochen. Natürlich ist es wünschenswert, daß auch die militärischen Stellen die Arbeiter und Angestellten rechtzeitig darauf aufmerksam machen, daß sie mit dem alten Arbeitgeber bereits schriftlich die Fühlung wiederherstellen, wo sie abgewiesen ist.

Gelbe Angestelltenbewegung. Neben die sogenannten „wirtschaftsfriedlichen" Arbeiterverbände soll nun auch ein gelber Angestelltenverband gestellt werden. Eine Zuschrift an die „Soz. Praxis" berichtet darüber folgendes: „Vorkämpfer dieses Planes

ist eine seit Jahren erscheinende Zeitschrift „Hanse", die von Hamburg aus an die Angestellten kostenlos versandt wird. Ein in der Zeit der Papierknappheit und Teuerung und der sonstigen hohen Herstellungskosten bemerkswertes Zeichen. Woher kommt das Geld zu solcher Versendung? Zwar ist der Anzeigenteil der „Hanse" sehr umfangreich (6 Seiten Text und 21 Seiten Anzeigen), aber damit allein erklärt sich die kostenlose und anscheinend sehr umfangreiche Versendung nicht. Vielmehr verschickt der Herausgeber der Zeitschrift Moritz Müller an die Industriellen noch ein besonderes Rundschreiben, in dem den Arbeitgebern „im engsten Einvernehmen mit ihrer Interessenorganisation, dem Verband Thüringischer Industrieller, sowie mit zahlreichen Industriellen, wirtschaftlicher und Arbeitgebervereinigungen des Deutschen Reiches ‚vertraulich' Kenntnis gegeben wird, daß den radikalen Bestrebungen der großen wirtschaftlichen, kaufmännischen und technischen Angestelltenverbände entgegengetreten werden solle". Dazu gehöre aber Geld, Geld und noch einmal Geld! Und deshalb werden die Industriellen gebeten, recht tief in ihren Beutel zu greifen und die Gründung eines „wirtschafts-friedlichen" Angestelltenverbandes zu bezahlen. Damit aber der gegnerische Vorwurf ausgeschaltet werde, daß die „Hanse" von den Prinzipalen „Geschenke" erhielte, sollen als „äußeres Zeichen einer bestehenden ordentlichen Geschäftsverbindung" die Geschenke in Form von Anzeigen bezahlt werden. Ein Sondertarif liegt dem Rundschreiben bei. Von 13,25 Mark bis 300 Mark werden nur 1—25 Abonnements der „Hanse" gewährt, von 350 Mark aber an setzen die „kostenlosen" Anzeigen, neben erhöhter Lieferung der „Hanse" ein. Wenn 3500 Mark gezahlt werden, wird eine Jahresanzeige von 1/1 Seite und 300 Abonnements geliefert. Einzelne Werke sind aber in ihren Zeichnungen noch weit über 3500 Mark hinausgegangen, wie eine dem Rundschreiben beigelegte „Zeichnungsliste" zeigt. Ein Beweis, wie wertvoll insbesondere den Großunternehmern ein gelber Angestelltenverband wäre und daß sie bei seiner Förderung nicht kleinlich sind. Nach Ausweis der Zeichnungsliste sind bisher schon über 42 000 Mark für die „ordentliche" Geschäftsverbindung der Unternehmer mit der Zeitschrift „Die Hanse" gezeichnet worden. Der neue gelbe Angestelltenverband ist also gut finanziert. Gleichzeitig mit der „Hanse" wirbt in der Zeitschrift der deutschen Arbeitgeberverbände „Der Arbeitgeber" der Handelskammersyndikus Dr. Rocke für eine „deutsche Arbeiter- und Angestellten-Partei", die „ein politisches Seitenstück und die Ergänzung zu den berufsgenossenschaftlich-wirtschaftlichen Bewegungen der Werkvereine darstelle, wie sie nunmehr um die „Hanse" herum sich unter den Angestellten ausbreiten soll. Der Aufruf für die neue Partei, der von einem hierzu gebildeten Ausschuß von Berufsangehörigen erlassen ist, „rechnet mit der Reichstagsmehrheit ab" und entwickelt dafür eigene Kriegsziele und Friedensforderungen. Bisher kannte man nur eine gelbe Angestelltenorganisation, den wirtschaftsfriedlichen „Verein der Kruppschen Beamten".

Ein Landarbeiterprogramm hat der Zentralverband der Forst-, Land- und Weinbergsarbeiter dem Reichstag eingereicht. Die Forderungen an die Reichsgesetzgebung sind: 1. Aufhebung aller Verbote und Strafbestimmungen gegen land- und forstwirtschaftliche Arbeiter wegen Verabredungen und Vereinigungen zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere durch Einstellung der Arbeit; Aufhebung aller landesrechtlichen Bestimmungen, die an Verletzungen des Dienstvertrages der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter Strafe oder polizeiliche Zwangsbefugnisse knüpfen; 2. Aufhebung aller den Arbeits- und Dienstvertrag für land- und forstwirtschaftliche Arbeiter und das Gesinde betreffenden gesetzlichen Bestimmungen (Gesindeordnungen); Streichung des § 95 des Einführungsgesetzes des Bürgerlichen Gesetzbuches; 3. Schaffung eines allgemeinen Arbeitsrechtes, worin auch das gesamte Gebiet des Landarbeiter- und Gesinderechts einheitlich geregelt wird; 4. Erlaß von Arbeiterschutzbestimmungen für land- und forstwirtschaftliche Arbeiter, Arbeiterinnen, Angestellte und Hausbedienstete; 5. Errichtung ländlicher Schiedsgerichte für Streitigkeiten aus dem Arbeits- und Dienstvertrag der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter nach Art der Gewerbegerichte; 6. Errichtung von Arbeitskammern mit besonderen Abteilungen für Land- und Forstwirtschaft; Schaffung von Schlichtungsstellen und Einigungsämtern zur Vorbeugung und Beilegung wirtschaftlicher Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern der Land- und Forstwirtschaft; Errichtung von gewählten Arbeiterausschüssen für alle land- und forstwirtschaftlichen Betriebe mit mindestens 20 Arbeitern und Arbeiterinnen; 7. Streichung der Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung, durch welche die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter rechtlich und materiell ungünstiger gestellt sind als die gewerblichen Arbeiter, insbesondere Streichung des § 418 der RVO. Außerdem wird verlangt, daß der Reichskanzler mit den Regierungen der Bundesstaaten in Verbindung trete und dahin wirkte, daß sie folgende Gesetze erlassen: 1. Aufhebung der Gutsbezirke oder Erweiterung des Aufgabenkreises der Arbeiterausschüsse auf solchen Gütern, für die keine gewählte Gemeindevertretung besteht, durch Übertragung entsprechender Befugnisse einer Gemeindevertretung (Wohnungswesen, Schule, soziale Versicherung, Armenpflege, Wohlfahrtspflege usw.); 2. Beteiligung der Landarbeiter durch gewählte Vertreter an der Landesverwaltung (Kreisausschuß, Bezirksausschuß, Provinziallandtag usw.); 3. Mitwirkung der Landarbeiter in den Landwirtschaftskammern und anderen öffentlich-rechtlichen Vertretungen der Landwirtschaft durch von den Arbeitnehmern gewählte Vertreter und die paritätische Besetzung der Ausschüsse für Arbeitsnachweise und Arbeiterwesen; 4. Obligatorischer Fortbildungs- und Haushaltungsunterricht für die ländliche Arbeiterjugend. — Die Begründung der Eingabe stellt die Landflucht, die mit Ziffern eingehend belegt wird, in den Vordergrund und glaubt ihre Bekämpfung nur durch die geforderten politischen und sozialen Zugeständnisse wirksam gestalten zu können.

Erweiterung der Angestelltenversicherung? Wie bekannt, erstreckt sich die Versicherungspflicht heute auf ein jährliches Gehalt bis zu 5000 M. Verschiedene Angestelltenverbände hatten inzwischen bei den in Frage kommenden Stellen vorgeschlagen, die Gehaltsgrenze auf 8000 M. festzusetzen. Das Direktorium der Reichsversicherungsanstalt stand den weitgehenden Anregungen ablehnend gegenüber, doch war es der Meinung, daß eine Erhöhung als Kriegsmaßnahme sehr wohl zur Durchführung kommen könnte, um Härten infolge der Verschiebung der Einkommensverhältnisse während des Krieges abzuhelfen. Es sollte auf Grund der eingehenden Verhandlungen eine Bundesratsverordnung erwirkt werden, nach der versicherte Angestellte, die bis 6000 M. verdienen, in der jetzigen höchsten Gehaltsklasse (5000 M.) bleiben dürfen. Der Verwaltungsrat der Angestelltenversicherung, der sich auch mit der äußerst wichtigen Angelegenheit beschäftigte, hat jetzt die zukünftigen Gehaltsgrenzen der Versicherungspflicht sogar auf 7000 M. festgesetzt. Geplant sind zwei neue Gehaltsklassen, die nach der Begründung die hohe Entwertung des Geldes bedingt. Als Monatsbeiträge wurden für ein Gehalt bis zu 6000 M. = 53,60 M., bis zu 7000 M. = 40 M. festgesetzt. Vom Reichsversicherungsamt hängt jetzt die Durchführung der Reform noch ab.

Gegen geheime Konkurrenzklauseln! Bekanntlich haben 19 große Firmen der Berliner Eisenindustrie miteinander eine geheime Konkurrenzklausel verabredet, nach der keine von ihnen Angestellte einer anderen Firma engagieren sollte, solange diese in Stellung seien; erst nach längerer Karenzzeit sollte ihre Einstellung frei werden. Zahlreiche Angestelltenverbände haben gegen diese Abrede scharfen Widerspruch erhoben und sich beschwerdeführend an das Kriegsamt gewandt. Dieses hat jetzt entschieden, daß solche Vereinbarungen, wenn sie das Fortkommen der Arbeitnehmer in unbilliger Weise erschweren und mit den Bestimmungen und dem Geist des Hilfsdienstgesetzes in Widerspruch stehen, vom Kriegsamt nicht gebilligt werden können. Es solle von solchen Vereinbarungen künftig Abstand genommen werden, und die Aufmerksamkeit der Kriegsamtsstellen bei den einzelnen stellvertretenden Generalkommandos wird ganz besonders darauf gelenkt, derartige Vorgänge zu beachten.

Büchertisch

Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens, herausgegeben von Otto Lipmann und William Stern. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

1. Lipmann, „Wirtschaftspsychologie und psychologische Berufsberatung." 26 S. Preis 0,80 Mark.

2. Stern. „Über eine psychologische Eignungsprüfung für Straßenbahnfahrerinnen". 16 S. Preis 0,40 Mark

3. Lipmann und Krais, „Die Berufseignung der Schriftsetzer." 37 S. Preis 1 Mark.

4. Heinitz, „Vorstudien über die psychologischen Arbeitsbedingungen des Maschinenschreibens." 56 S. Preis 1,40 Mark.

5. Ulrich, „Die psychologische Analyse der höheren Berufe als Grundlage einer künftigen Berufsberatung." 38 S. Preis 1 Mark.

Die Psychologie des Wirtschaftslebens, deren Studium schon vor dem Kriege viele Anhänger, vor allem ihre klassischen Verkünder: Taylor und Münsterberg hatte, hat durch den Krieg und die Notwendigkeit, mit Menschenkräften zu sparen, für jede Arbeit die geeignete Persönlichkeit — und umgekehrt — zu finden, neue Antriebe bekommen, sich zu verbreitern und zu vertiefen. Nach den schweren Verlusten kann man jetzt nicht mehr experimentieren mit Arbeitskräften und aus äußeren Gründen einen Menschen in einen Beruf treten lassen, auf die Gefahr hin, daß er früher oder später darin versagt; die Ausbildung und die Leistung sind zu teuer und kostbar geworden, um solch eine Verschwendung noch zuzulassen. Berufsberatungsstellen, die in genauer Kenntnis des Arbeitsmarktes, der Vorbildung, der Aufstiegsmöglichkeiten usw. schon heute in vielen Städten wirken, sollen nun ergänzt werden durch die wissenschaftliche Methode der psychologischen Berufsberatung.

die einerseits vom Individuum, anderseits von der Arbeit ausgeht. Und wenn es auch das Ideal wäre, jeden einzelnen Menschen in kompliziertem Verfahren so zu beobachten und zu untersuchen, daß man schließlich fände: dieser Beruf oder keiner für dich! — so ist das natürlich ein praktisch nicht völlig durchzuführendes Beginnen. (Anfänge dazu sind gemacht in der Münchner katholischen Jugendpflege.) Daher will man die Lösung der Frage vom anderen Ende her unternehmen, indem man die Anforderungen studiert, die die einzelnen Berufe an die Menschen stellen. So liegen jetzt neue Monographien über die Berufseignung der Straßenbahnfahrerinnen, der Schriftsetzer, der Maschinenschreiber vor; ferner wurde eine allgemeine Untersuchung gemacht über die Vorbedingungen für das Ergreifen höherer, d. h. akademischer Berufe, woran sich ein ausführliches psychographisches Schema für die medizinische Wissenschaft und den ärztlichen Beruf anschließt. Natürlich wird es noch eine Weile dauern, bis die hier gefundenen Ergebnisse in ihrem vollen Umfange und für alle Betriebe verwertet werden (die Prüfungen für Straßenbahnfahrerinnen und Schriftsetzer sind übrigens sogar schon auf Anregungen aus der Praxis hin erfolgt), doch werden sie im Zeitalter des „Aufstiegs der Begabten" und der Not an Arbeitskräften wohl bald Wurzel fassen. M. R.

Karl Scheffler, Der Beruf des Architekten. Zürich. Rascher & Cie. 16 S. 1,20 M.

„Ich möchte wohl ein Baumeister sein!" — mit diesem Satz beginnt und in ihm gipfelt wiederum zum Schluß Schefflers Vortrag über den Architekten. Er sieht in ihm „eine ideale Verbindung vom Tun und vom Denken, vom Handeln und vom Überlegen"; in keiner anderen Tätigkeit mischt sich so sehr das Abstrakte mit dem Konkreten. Freilich, in unserer Zeit der Arbeitszerlegung, die jeder universalen Tätigkeit feindselig gesinnt ist, ist auch der Beruf des Architekten entartet. Trotz aller Hilfsmittel der Kunstwissenschaft, der Technik und der Erfahrung steht der moderne Architekt „mit Bezug auf das Gefühl fürs Ganze und auf das schöpferische Vermögen vor den alten Meistern bettelarm da". Angehörige von fünf verschiedenen Berufen teilen sich heute in die Tätigkeit des klassischen Architekten: Der Bauunternehmer, der Geschäftsmann ist und mit Architektur handelt; der Gelehrte, der über alles Lehr- und Lernbare verfügt, aus dessen Arbeit aber keine neuen Formen hervorgehen; der Baubeamte, der durch Examina geeicht ist, der aber nichts mehr vom „freien Berufe" an sich spürt; der Künstler, der jetzt zu subalterner Stelle verurteilt ist, zum abhängigen Zeichner, dessen Papierentwurf die Kontrolle der Realitäten fehlt, und schließlich der Handwerker, der heute etwas Zweitklassiges geworden ist, während früher der bedeutende Architekt selbst immer von der Pike auf gedient hat.

Doch die schlimmste Zeit für den Architektenberuf ist schon überwunden, gerade mit den beiden letzten Jahrzehnten hat die Selbstbesinnung eingesetzt, und zwar sowohl von der sozialen wie von der ästhetischen Seite. Und nun harren große Aufgaben der Lösung durch den Architekten unserer Zeit. Der Städtebau, der etwas organisches Gewachsenes an Stelle riesenhafter Zufallssiedlungen geben soll; das monumentale Geschäftshaus, das zum Ausdruck der wirtschaftlichen Idee, die es verkörpert, wird; das Etagenwohnhaus, das grundsätzlich dem benachbarten Miethausbau angeglichen wird und daher zu größerer Einheit und einer neuen Monumentalität führt; das Landhaus, das, losgelöst von jeder historischen Tradition, nur für seinen Zweck hingestellt wird, in Anpassung an die nahe und weitere Umgebung. Zwei Möglichkeiten gibt es für den neuen Stil: entweder die Anknüpfung an alte Traditionen, die durch den modernen Geist umgeschaffen werden, oder das Schaffen völlig neuer Formen auf dem Boden unserer Naturanschauung und unserer Technik. Scheffler hofft, daß die Zeit nach dem Kriege in dem ärmeren und darum sparsameren Europa nicht wieder den „Betrieb" des Architekten als „Unternehmer" aufkommen läßt, sondern daß der Architekt als „Meister", als Herrscher über ein Ganzes dem Beruf wieder neuen Inhalt und neue Wirkungsmöglichkeit verleihen wird. M. R.

Hermann Lietz, Die ersten drei deutschen Landerziehungsheime zwanzig Jahre nach der Begründung. Ein Versuch ernsthafter Durchführung deutscher Schulreform. Verlag des Landwaisenheims an der Ilse, Beckenstedt am Harz. 104 S.

Der Begründer der drei deutschen Landerziehungsheime Ilsenburg, Haubinda und Bieberstein benutzt die Stille der Krankenlagers im Lazarett, um sich und denen, die an einer Neugestaltung der deutschen Schule mitarbeiten und Interesse dafür haben, Rechenschaft abzulegen über Wesen und Wirken der Heime, ihre Ziele, Erziehungsmittel und Erfolge. Er berichtet von den Schwierigkeiten, die sich der Gründung der Heime hindernd in den Weg stellten, die aber von ihm überwunden wurden, so daß er nun nicht nur die drei Altersklassen der heranwachsenden Jugend in drei verschiedenen Heimen unterbringen konnte (Ilsenburg VIII—IIIb, Haubinda IIIb—IIb, Bieberstein die Oberstufe), sondern auch noch für Unbemittelte das Landwaisenheim a. d. Ilse bei Beckenstedt gründen konnte. Nach dem Vorbild der Franckeschen Stiftungen hat Lietz sein ganzes Eigentum, die drei Stiftungen, der Öffentlichkeit vermacht „mit der Bestimmung, daß sie auch über meinen Tod hinaus im gleichen Geist zum Nutzen der Allgemeinheit fortgeführt werden".

Das Landerziehungsheim betont ausdrücklich (viel schärfer als die andere neue Richtung im Erziehungswesen, die „freie Schulgemeinde", die auch in einer Stadt gedeihen könnte) die Verwerflichkeit und Unnatürlichkeit des Großstadtlebens für die Heranwachsenden und stellt als obersten Grundsatz auf Rückkehr zur Natur, Stählung und Übung des Körpers im Freien und Abkehrung von den vielen verwirrenden Reizungen des städtischen Daseins, ohne aber das Gute, die Kultur in ihrer Feinheit und Gesundheit, zugunsten eines hinterwäldlerischen Naturburschentums aufzugeben. Das neue pädagogische Ideal sucht, frei von der Uniformität und dem Zwange der Staatsschule, jeden nach seinen Anlagen zur vollen Entfaltung zu bringen, weniger eine Fülle von Wissensstoff, von einzelnen Tatsachen, sondern vielmehr Erkennen der großen Zusammenhänge, vertiefte Anschauung zu bieten, und vor allem die Schüler nicht so sehr wissenschaftlich wie vor allem charakterlich zu bilden. Als wichtigste Aufnahmebedingung wird daher auch Empfänglichkeit verlangt, — nur wenn der gute Wille vorhanden ist, offener Sinn, Fähigkeit zum Ernst, zur Wahrhaftigkeit, nur dann kann die Erziehung beginnen, die soviel Freiheit voraussetzt, daß bei schlechter Anlage und bösem Willen diese lockere Zügelführung selbstredend versagt, ja, das Gegenteil von dem, was sie ursprünglich beabsichtigt, erreicht. Daher ergibt sich schon aus inneren Gründen eine gewisse Auswahl der Schüler für die Heime — sie wird dadurch vergrößert, daß Lietz auf positiv protestantischem Boden das religiöse Leben dieser Gemeinschaft aufbaut, eine Tatsache, die bei dem engen Zusammenleben der Schüler und Lehrer, der Betonung des Weltanschaulichen (mit Recht!) in der Bildung und Erziehung der Jugend von so grundlegender Bedeutung ist, daß Andersgläubige und Freidenkende wohl ihre Kinder nur zögernd hinbringen werden, obwohl in der Religionsstunde, auch hier ein fruchtbares Abkehren von der Tradition, neue Wege gegangen werden, indem das Religionsgeschichtliche und das Philosophische vor die Übermittlung des Dogmas tritt. Da das Ziel der Heime stark das Leben des Handelns und der Tat betont, wird auch großes Gewicht auf die staatsbürgerliche Erziehung gelegt, und zwar gibt auch hier wieder das Leben unter den einfachen ländlichen Verhältnissen mannigfachen Anlaß, diese Grundsätze nicht nur aus der blassen, verstaubten Theorie kennenzulernen, sondern sie in der lebendigen, farbigen Praxis als Mitverantwortungs- und Gemeingefühl an sich und anderen zu erproben. M. R.

Briefkasten

Die Bezugserneuerung der „Hilfe" zum jetzt beginnenden 3. Vierteljahr bitten wir bei den Lieferstellen umgehend vorzunehmen, damit keine Verzögerungen in der Zustellung entstehen! Verlag der „Hilfe".

Druckfehlerberichtigung. In dem Beitrag „Zur Sechslingspforte" (Nr. 24, Seite 281—282) sind einige sinnstörende Druckfehler enthalten. Seite 282, 1. Spalte, Zeile 17 muß es statt „Minuten" heißen **Monaten**; 1. Spalte, Zeile 36 statt: „daß er sich nicht vor direkter Kälte fürchtet", heißen „vor **Direktor Käfer** fürchtet". Und Zeile 38 muß es heißen: „er würde gewiß **nicht** stocken".

In dem zweiten Teil des Aufsatzes „Indien und wir" haben sich eine Reihe sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Es muß heißen:
S. 278, 1. Spalte, Zeile 2: **Annie** Besant als Vorsitzende.
S. 278, 2. Spalte, Zeile 29 v. u.: **Gefühl** der ursprünglichen Stammesverwandtschaft.
S. 278, 2. Spalte, Zeile 22 v. u.: Schiller und Freunde **Tagores.**
S. 279, 1. Spalte, Zeile 22: **Utilitarismus** und Mammonismus.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: M. H. in G., S. in K., A. F. in H. **1.65 M.:** Uffz. A. im Felde. **2 M.:** Uffz. L. im Felde. **4 M.:** Uffz. W. im Felde, F. in W.

Bücher für Armee und Marine: Lehrer N. in Varel: 14 Bücher, H. in Durlach: 1 Paket alte Hilfe-Nummern, Frau P. in Wiesbaden: 17 Bücher und Notenwerke.

Allen Gebern herzlichen Dank. Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen: Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

4. Juli 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8583.

Schriftleitung und Verlag: Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 27

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Schwert und Feder. — **Justizrat F. Waldstein, M. d. R. u. A.:** Die Reichssteuernot. — *** Polen und Mitteleuropa. — **Friedrich Naumann:** Reichstagsrede über die Kriegslage und den Weg zum Frieden. — **Univ.-Prof. Dr. J. Jastrow:** Die „spießbürgerlichen" Hellenen. — **Prof. Dr. Karl Muthesius:** Aufstieg und Volksschule. — **Wiechula:** Die Lebensmittelerzeugung unter Ausnützung des fließenden Wassers. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 23. Juni.

In Bulgarien hat Malinow sein Ministerium zusammengesetzt. Die Annahme, daß er ein Koalitionsministerium bilden würde, hat sich nicht erfüllt, denn es sind in der Liste der neuen Minister nur die Demokraten und Jung-Demokraten vertreten. Die letzteren, Madjarow, Danajlow, Mollow, konnten schon immer als deutschfreundlich gelten. Kriegsminister ist General Sawow. Malinow verfügt unmittelbar nur über 40 von den 200 Sitzen der Sobranje. Da nun während des Krieges wahrscheinlich auch in Bulgarien Neuwahlen nicht angesetzt werden, so wird Malinow schwerlich Gelegenheit haben, sich eine feste Kammermehrheit zu beschaffen. Allseitig wird hervorgehoben, daß es innerpolitische Gründe sind, die den Wechsel hervorgerufen haben, und daß von einer Änderung der Bündnistreue nicht die Rede sein kann. Dabei aber ist nicht zu leugnen, daß die fortdauernde Spannung über den künftigen Besitz Adrianopels und des Maritza-Tales nicht förderlich sein kann.

In Rußland gewinnen offenbar die tschecho-slowakischen Truppen an Macht. Sie sollen von Samara aus die Gegend an der mittleren Wolga von den Sowjets gesäubert haben. Man muß annehmen, daß die neu entstehende antibolschewistische Militärrepublik sich von Omsk und Tobolsk bis in die Nähe von Kasan erstreckt. Um welche Truppenzahlen es sich dabei handelt, ist vollständig umschleiert. Man kann die Meinung vertreten hören, daß unter jetzigen Verhältnissen schon 30 000 wohlorganisierte Soldaten genügen könnten, um weite Landstrecken zum Gehorsam zu zwingen. Die Tschecho-Slowaken stehen mit den Ententemächten in offenbarem Zusammenhang.

Die U-Boot-Versenkungen im Monat Mai betrugen 614 000 Brutto-Register-Tonnen.

Montag, 24. Juni.

Der österreichische Ministerrat hat unter Vorsitz seines Präsidenten Seidler beschlossen, beim Kaiser um seine Entlassung einzukommen. Veranlassung zu diesem Schritt bilden die Drohungen der galizischen Polen, die gegen v. Seidler das schärfste Mißtrauen ausgesprochen haben und nichts tun, um sein Verbleiben zu ermöglichen. Sie wollen offenbar an ihm ein Exempel statuieren, nachdem er den Ruthenen größere Selbständigkeitsrechte versprochen hat, als es nach polnischer Auffassung berechtigt ist. Da nun anderseits die vereinigten deutschnationalen Parteien dem Ministerium Seidler ihr Vertrauen aussprechen, entsteht ein für die Fortführung des Parlamentarismus unmöglicher Zustand. Die Polen sollen bereit sein, einem neuen Ministerpräsidenten alle Staatsnotwendigkeiten zu bewilligen.

Leider kommen aus Italien unerfreuliche Nachrichten. Der siegreiche Vormarsch der österreichisch-ungarischen Armee über den Piave ist jäh unterbrochen worden, weil der Fluß, durch wolkenbruchartige Regen und Sturzgewässer angeschwollen, alle oder fast alle Brücken niedergerissen hat, so daß die Versorgung der vorwärtsdringenden Truppenteile mit Munition und Nahrung unmöglich geworden ist. Einzelheiten sind bis heute noch nicht bekannt.

Dienstag, 25. Juni.

Staatssekretär v. Kühlmann gibt im Reichstag eine Übersicht über die politischen Beziehungen zu den verschiedenen Staatsteilen des russischen Gebietes. Dabei spricht er die Hoffnung aus, daß die bevorstehenden Konferenzen mit Vertretern der Moskauer Sowjetregierung über die staatliche Anerkennung von Estland und Livland zu einem Ergebnis führen werden, „das den Bedürfnissen und Wünschen der dortigen Bevölkerung und den Interessen des Deutschen Reiches voll entsprechen wird". Neu ist auch die Mitteilung, daß die Republik Georgien vom Deutschen Reiche als selbständiger Staat anerkannt worden ist und daß freundschaftliche Beziehungen zwischen diesem neuen Staate und Deutschland angebahnt werden. Viel Aufsehen erregen die Ausführungen Kühlmanns über die Möglichkeit eines langen Krieges. Dabei wird ein Wort Moltkes zitiert, daß sich ein Völkerkrieg zu einem siebenjährigen, ja auch zu einem dreißigjährigen Kriege auswachsen könne. Um eine solche Möglichkeit abzuwehren, ist außer dem Erfolge der Waffen das diplomatische Verhandeln unentbehrlich. Ein Angebot der bedingungslosen Wiederherstellung Belgiens wird von deutscher Seite nicht gemacht werden, sondern Belgien wird eingerechnet in die Regelung der zwischen der Entente und uns strittigen Kolonial- und Territoralfragen.

Mittwoch, 26. Juni.

Gestern hat die bereits erwähnte Rede des Staatssekretärs v. Kühlmann ein unerfreuliches Nachspiel gehabt. Da nämlich seine sachlich einwandfreien Worte von konservativer und nationalliberaler Seite als eine Dämpfung des Siegeswillens aufgefaßt und hingestellt wurden, erschien es dem Reichskanzler Grafen Hertling notwendig, die Möglichkeit dieser Deutung auszuschließen. Auch gab Staatssekretär v. Kühlmann nachträgliche Erläuterungen, die geeignet waren, seine Worte vom vorhergehenden Tag als merkwürdig harmlos darzustellen. Ob sich daraus eine Verschiebung im Auswärtigen Amt ergibt, muß abgewartet werden. Jedenfalls ist das, was Kühlmann ausgesprochen hat, schon bisher die Meinung vieler tapferer Vaterlandsverteidiger gewesen.

In dem Hauptausschuß des Reichstags wird die Besprechung des rumänischen Friedens fortgesetzt. Die Abmachungen über künftige Lieferungen von Getreide und Petroleum werden gebilligt. Über die Lage der Deutschen in Beßarabien soll noch weiter verhandelt werden.

Von italienischer Seite wird selbstverständlich der Rückzug der österreichisch-ungarischen Armee über den Piave als großer Sieg gefeiert. Demgegenüber stellt das österreichische Kriegs-Pressequartier fest, daß die Zahl der gefangenen Italiener, Franzosen und

Amerikaner bis auf 50 000 gestiegen und daß der durch Naturgewalten unvermeidlich gewordene Rückzug mit geringen Opfern und geregelt vor sich gegangen ist. Bisher geben die Italiener 8000 Gefangene an.

Donnerstag, 27. Juni.

Wir haben eine Besprechung mit Vertretern der südkaukasischen Armenier, nachdem vor kurzem eine ebensolche Besprechung mit Georgiern stattgefunden hat. Der Sachverhalt scheint folgender zu sein: Nachdem die russische Kaukasusarmee bei Beginn der bolschewistischen Periode sich von selbst aufgelöst hat, sind russische Soldaten und Beamte südlich vom Kamm des Kaukasus so gut wie verschwunden. Russische Bauern, welche zumeist frommen Sekten angehörten, wurden vielfach von mohammedanisch-tatarischer Bevölkerung erschlagen, so daß heute nur noch Georgier, Armenier und Tataren in Betracht kommen. Die türkische Armee war, da sie keinen Widerstand fand, über die im Frieden von Brest-Litowsk abgemachte Grenze weitermarschiert, stand auf dem Wege nach Tiflis und besetzte die Eisenbahn, die über Elisabethpol nach Täbris fährt. Um den Türken die weitere Besetzung des wichtigen Ortes zu ermöglichen, behalten sie zunächst Verfügung über die hierzu erforderlichen Eisenbahnstationen, haben sich aber im übrigen verpflichtet, ihr Okkupationsgebiet nicht über die Bezirke Batum, Kars und Erdahan auszudehnen. Damit ist für Georgien, Armenien und das von Tataren bewohnte östliche Süd-Kaukasus-Gebiet die Unabhängigkeit gewonnen. Während der Hafen Batum in Zukunft türkisch sein wird, gehört voraussichtlich der kaum weniger bedeutsame Hafen Poti den Georgiern. Es ist in gleicher Weise möglich, die Petroleumausfuhr von Baku über Tiflis nach Batum oder Poti zu lenken. Zwischen den Georgiern und Armeniern wird eine politische Verständigung angebahnt, die nicht ganz ohne Schwierigkeiten ist, weil die Georgier mehr ein patriarchalisch geleitetes Naturvolk, die Kaukasus-Armenier aber in höherem Grad ein demokratisches Volk von Bauern und Händlern sind. Da das Deutsche Reich in den letzten Tagen den georgischen Staat anerkannt hat, so wird es vermutlich auch zu dem armenischen Staat in Beziehungen treten und damit den Resten der vom Schicksal verfolgten uralten Nation eine gewisse Heimat sichern.

Freitag, 28. Juni.

Es vermehren sich die Gerüchte, daß der frühere Zar Nikolaus II. von Rußland in Jekaterinburg ermordet sein soll. Offiziell ist noch nichts darüber bekanntgeworden.

Bei einer Versammlung der Arbeiterpartei in London wurde lebhafte Klage darüber geführt, daß der holländische Sozialist Troelstra keinen Paß zum Besuch der englischen Arbeiter erhält, während es dem früheren russischen Diktator Kerenski erlaubt wurde, in dieser Arbeiter-Versammlung redend aufzutreten. Kerenski predigt den Kampf gegen die Bolschewisten und verlangt dazu die Mitwirkung der früheren Verbündeten, wobei Japan den größten Teil der Truppen stellen soll. Diese Beteiligung müsse rein militärischer Art und gegen Deutschland gerichtet sein, ohne sich im übrigen in die innere russische Politik einzumischen. — Je mehr sich die Engländer mit der Unterstützung der russischen Gegenrevolution beschäftigen, desto mehr werden voraussichtlich wir Deutschen genötigt, für die Erhaltung der Bolschewiki einzutreten, die mit uns den Frieden geschlossen haben. Daß die Russen selbst noch eine beträchtliche Armee aufstellen können, wird im allgemeinen nicht geglaubt, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß Tschecho-Slowaken, Japaner und vom Norden kommende Engländer eine militärische Ausländerherrschaft in Rußland versuchen.

Sonnabend, 29. Juni.

Im Inland und fast noch mehr im Ausland wird darüber gesprochen, ob die Stellung des deutschen Staatssekretärs v. Kühlmann durch seine letzten Reichstagsreden erschüttert ist oder nicht. Da im Grunde niemand etwas Genaues weiß, hat es wenig Zweck, sich die Köpfe vorzeitig zu zerbrechen.

In Österreich bemüht sich der Ackerbauminister Graf Silva-Tarouca um die Wiederherstellung des Ministeriums Seidler oder auch vielleicht um ein Ministerium, in dem er selbst die Führung zu übernehmen hätte. Graf Silva-Tarouca gehörte zu dem kleinen engeren Freundeskreise des in Serajewo ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand und gilt für die Vertreter des österreichischen Staatsgedankens schon länger als einer der kommenden Männer.

Die mancherlei Gerüchte von der Ermordung des russischen Zaren erweisen sich als falsch. Es ist vom Jekaterinburger Sowjet die Meldung eingetroffen, daß Nikolaus II. sich in Sicherheit befindet. Auf dem bevorstehenden allrussischen Sowjet-Kongreß wird ein Antrag gestellt werden, die Familie Romanow aus Rußland zu verbannen.

Eine türkische Abteilung ist gelegentlich bis zur Jordanmündung vorgedrungen. Es folgt daraus, daß die Außenteile von Palästina sich noch nicht fest in englischen Händen befinden.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 23. Juni.

Die Mittsommerstimmung des schönsten Sonntags im Jahr hat der Nordwest mit Regengüssen und feuchter Kälte verjagt. Die Blütenblätter des Jasmins fegen durch den Garten, und die Rosen verregnen. Der Goldregenstrauch an meinem Fenster peitscht so lange seine unwahrscheinlichen und verzweiflungsvollen Kurven, bis er es aufgibt und sich umlegt. Das sind Tage, an denen die gewohnten Nothelfer versagen und man schon nach guten Dingen Umschau halten muß. Das Tagebuch Tolstois, das gerade deutsch erschienen ist, ist hilfreich, weil es den Weg einer vollkommenen Überwindung des äußeren Lebens durch den Geist sieht und kämpfend einzuhalten sucht. Nebenbei eine merkwürdige Mischung von Größe, Unmittelbarkeit, Klarheit mit gekünstelten, wunderlichen und unsicheren — auch widerspruchsvollen — Gedanken. Aber es ist so wundervoll, so ganz durch und durch Menschliches darin, wie in keinem Selbstbekenntnis, das man kennt. „Ecce homo" — und die „Dornenkrone" — ich müßte kein Leben, über dem dies Symbol mehr zu bedeuten hätte. Aus der Größe und Wehmut dieses Menschlichen quillt eine merkwürdige Befreiung.

Montag, 24. Juni.

„Die Hochschule" (Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit) widmet ihre Julinummer dem Thema: Student und Politik. Es scheint darnach, als ob ein Zug zur Politik zu den durch den Krieg geweckten oder verstärkten Stimmungen gehört, soweit Zeitschriften Stimmungsmesser sind. Anderes deutet auf Abwendung vom Äußeren, auf Sehnsucht nach innerlichem Leben. Charakteristisch ist für alle „Kriegsgedanken" das vorwegnehmende Verfügen über die Zukunft, das Vorausseiben von Plänen und Gedanken in den gestaltlosen Raum, in dem vorläufig noch alles Platz hat.

Dienstag, 25. Juni.

Im Widerhall der Rede des Herrn v. Kühlmann spürt man, daß in steigendem Maße die Menschen die Fähigkeit zur Auffassung bedingter und abwägender Worte verlieren. Die Leidenschaft hört mit, und die allgemeine Anspannung und Überlastung hindert an ruhiger Nachprüfung. Man hat das Gefühl, daß es je länger, je mehr schwierig wird, mit der Volksstimmung Politik zu machen.

Um die Verarbeitung von Stoffen für Luxuszwecke zu hindern, gibt die Reichsbekleidungsstelle dem Handel fast keine Stoffe mehr, sondern nur noch fertige Frauen- und Kinderkleider.

Mittwoch, 26. Juni.

Das Arbeitskammergesetz ist im Ausschuß im ersten Paragraphen, der die organisatorischen Grundlagen gibt, angenommen.

Damit ist die territoriale Gliederung zur Regel gemacht, berufliche Untergruppierung aber zulässig. Im Unterschied von dem früheren Gesetz sind besondere Arbeitnehmerabteilungen beschlossen, die der Wahrnehmung der Arbeitnehmerinteressen dienen sollen.

Die Schulkinder werden systematisch an der Sammlung von Laubheu beteiligt. Die schon in den vorigen Jahren langsam ausgebaute Futtergewinnung aus Laubheu ist jetzt ganz im großen organisiert und aus dem Gelegentlichen und Lückenhaften ins allgemeine hinübergeführt. Die Mütter klagen, besonders bei dem feuchten Wetter, über Kleider und Schuhe, die dabei natürlich sehr strapaziert werden.

Donnerstag, 27. Juni.

Die „Beiträge zur Kriegswirtschaft", die von der volkswirtschaftlichen Abteilung des Kriegsernährungsamtes herausgegeben werden, sollten mehr gelesen werden. Besonders von denen, die sich zur Kritik der Maßnahmen berufen fühlen. Sehr einleuchtend ist Heft 39 von Professor Gasse „Freie Wirtschaft und Zwangswirtschaft im Kriege", das Fehler im einzelnen durchaus zugibt, aber die Kriegsgrundlagen von Produktion und Austausch bei dem herrschenden Mißverhältnis von Angebot und Nachfrage sehr einleuchtend klarlegt.

Freitag, 28. Juni.

Die Herabsetzung der Kartoffelration auf 2 Pfund für die Woche und dazu das Zurückbleiben des Gemüses durch das kühle Wetter bringt ein paar sorgenvolle Wochen. Wir bekommen ein halbes Pfund Graupen und so viel Zucker, daß der Nährwerteausfall gedeckt wird. Aber das ist ein Exempel, das nur wissenschaftlich aufgeht, praktisch dagegen schwer lösbar ist. Die leeren Gemüseläden, in denen nur ein paar Zwiebeln liegen oder höchstens Salatköpfe, belasten einem die Seele doch sehr.

Der Bundesrat hat eine erste Liste verbotener Ersatzmittel veröffentlicht, durch die man eine Hexenküche von 455 Präparaten kennenlernt. Der ahnungslose Laie geht wohl am sichersten und verliert nicht viel, wenn er die Ersatzmittel überhaupt vermeidet.

Sonnabend, 29. Juni.

Die Beratung der Steuervorlagen im Hauptausschuß hat zur Annahme der außerordentlichen Kriegsabgabe von Vermögen und Mehreinkommen geführt.

Die Vermögen unter 100 000 M. sind abgabefrei. Die Kriegsabgabe vom Vermögen soll betragen:

für die ersten 200 000 M.		1 v. T.
für die nächsten angefangenen oder vollen	300 000 M.	2 v. T.
für die nächsten angefangenen oder vollen	500 000 M.	3 v. T.
für die nächsten angefangenen oder vollen	1 000 000 M.	4 v. T.
für die weiteren Beträge		5 v. T.

Mehreinkommen soll der Unterschied zwischen Friedenseinkommen und Kriegseinkommen sein, und abgabepflichtig ist nur der den Betrag von 3000 M. überschreitende Teil des Mehreinkommens.

Die Abgabe vom Mehreinkommen soll betragen:

für die ersten 10 000 M. des abgabepfl. Mehreinkommens		5 v. H.
für die nächsten angefangenen oder vollen	10 000 M.	10 v. H.
für die nächsten angefangenen oder vollen	30 000 M.	20 v. H.
für die nächsten angefangenen oder vollen	50 000 M.	30 v. H.
für die nächsten angefangenen oder vollen	100 000 M.	40 v. H.
für die weiteren Beträge		50 v. H.

Wilhelm Heile / Schwert und Feder

Der Sturm gegen Herrn v. Kühlmann, den seine Rede vom Montag voriger Woche heraufbeschworen hatte, ist diesmal wirkungslos geblieben. Man kann aber überzeugt sein, daß es nicht bei diesem jäh aufbrausenden Wetter sein Bewenden haben wird. Bei nächster Gelegenheit wird der Sturm von neuem losbrechen; denn alle die Wut, die sich da so lärmend austobte, galt ja nicht dem Gesamtinhalt oder einzelnen Wendungen seiner Rede, sie galt und gilt der Politik der Regierung und der Reichstagsmehrheit überhaupt. Und wenn es wahr ist, daß es auch nur einen Tag lang allen Ernstes eine Kühlmann-Krisis gegeben hat, so ist diese zugleich auch eine Kanzler-Krisis gewesen. Hertling und Payer können nicht bleiben, wenn der Staatssekretär des Auswärtigen gestürzt wird wegen einer Politik, die auch ihre Politik ist.

Aus der Rede, die tags darauf Graf Hertling hielt, haben viele herausgehört, daß der Kanzler zwar der Form nach sich schützend neben seinen Staatssekretär gestellt, ihn aber doch auch, indem er ihn verteidigte, zugleich ein wenig bloßgestellt habe. Und es ist wirklich so; wenn man sich nur an die Tatsachen hält, wie sie sich in dem verschiedenen Ton der Reden vom Montag und vom Dienstag offenbaren, und nicht an die Beweggründe, die dahinter standen, so kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, daß der Kanzler und Herr v. Kühlmann in ihren Verteidigungsreden am anderen Tage bei allem Festhalten am grundsätzlichen Bekenntnis zur Politik der Verständigung ihren Widersachern recht weit entgegengekommen seien.

Was soll das deutsche Volk nun glauben und wem? Bei solchem Schwanken ist es wirklich nicht möglich — noch dazu bei den gegenwärtigen Zensurverhältnissen —, aus den Zeitungen ein klares Bild zu gewinnen, welchen Kurs die Regierung steuern will. Wer nicht m e h r weiß, als von der Presse gedruckt werden kann, der muß ja durch solche Erfahrungen zu der Auffassung kommen, daß überhaupt kein fester Wille das Reichssteuer führt, sondern daß die Männer am Steuer das Schiff einfach vorm Winde treiben lassen. Wir wissen, daß es nicht so ist. Um so dringlicher aber richten wir an die Träger der Verantwortung für unser deutsches Schicksal die Frage, ob sie, die als Männer des Volksvertrauens an leitender Stelle stehen, kein Gefühl dafür haben, was daraus entstehen muß, wenn sie das Volk und auch die ganze übrige Welt im unklaren darüber lassen, für welche Politik sie nicht bloß die äußere Verantwortung tragen, sondern auch wirklich vor ihrem eigenen Gewissen, aus eigenem Willen heraus verantwortlich sind.

Der Wandel in der Zusammensetzung der Regierung hatte doch den ausgesprochenen Zweck, ein Vertrauensverhältnis zwischen Volk und Regierung herzustellen, um dadurch die Stellung der Regierung zu stärken und für die freiwillige Mitarbeit des Volkes die wirksamsten Voraussetzungen zu schaffen. Wie aber soll dieses Vertrauen bestehen bleiben, wenn man ganz offenbar die Zustimmung der stützenden Reichstagsmehrheit für weniger wichtig hält als die Zustimmung anderer Stellen? Es gab gewiß auch in der Reichstagsmehrheit manchen, dem die angefochtenen Sätze der Montagsrede Kühlmanns nicht recht gefielen; das lag weniger am Inhalt als am Ton. Dennoch ist es nicht einen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß die Mehrheit keine Veranlassung fand, von Herrn v. Kühlmann abzurücken. Sie blieb ruhig und geschlossen, auch und gerade dann erst recht, als der Minderheitssturm die Stellung des Staatssekretärs zu erschüttern suchte. Der Widerstand der Minderheit war ja nichts Neues und konnte an und für sich der Regierung nicht sonderlich gefährlich werden. Wenn gleichwohl Graf Hertling und Herr v. Kühlmann es für nötig gehalten haben, bei der Minderheit um gut Wetter zu bitten, so ist das über-

haupt nur erklärlich, wenn es im Grunde nicht diese ohnmächtige Minderheit, sondern eine andere Stelle ist, an die sich die Entschuldigungsreden richten.

Ist es aber so — und kein Unterrichteter zweifelt daran —, dann hat die Regierung ganz unabsichtlich, aber um so eindrucksvoller den Nachweis für das erbracht, was wir stets vertreten haben: daß die Halbheit im parlamentarischen System der Regierung nur die Nachteile und nicht im geringsten die Vorteile der Mitwirkung des Parlaments bringt. Des Vorteiles der Entschlußfreiheit und des Handelns ohne Rücksicht auf den Willen des Volkes und seiner Vertretung hat man sich begeben, aber den gewaltigen Gewinn an Kraft, den die Unterstützung durch eine feste Mehrheit schaffen soll, hat man dafür nicht eingetauscht. Nicht infolge der verfassungsmäßigen Rechtslage, sondern infolge des Mangels an Mut und Folgerichtigkeit in ihrer Ausnützung ist man nun doppelt, nach beiden Seiten abhängig geworden. Und so ist eine Politik der Unsicherheit entstanden, die im eigenen Lande und in der Welt nicht bloß den Eindruck der Schwäche, sondern darüber hinaus auch leider und höchst gefährlicherweise den Eindruck der Unaufrichtigkeit hervorruft.

So geht es nicht weiter. Hat man denn aus dem Schicksal Bethmanns nichts gelernt? Er ist doch nicht gestürzt worden, weil keine Mehrheit hinter ihm stand, sondern weil er sich nicht entschließen konnte, sich wirklich ganz auf sie zu stützen, wenn es sein mußte, auch gegen Kräfte, die überlieferungsgemäß in Preußen-Deutschland allmächtig waren, einem festen Willen gegenüber es aber keineswegs mehr sind. Das deutsche Volk kann eine politische Führung verlangen, die der militärischen ebenbürtig ist an Zielbewußtsein und Kraft. Eine Regierung, die sich auf den Volkswillen aus innerer Überzeugung stützt und dabei weiß, was sie will, und will, wirklich will, was sie weiß — die kann die politische Führung behaupten gegenüber jedem Einfluß und Widerstand. Dabei gibt es nichts zu lächeln für die Auguren. Wir kennen die Kräfte, deren Einmischung sich die Regierungspolitiker seufzend fügen, und wissen, daß sie unabsetzbar, weil an ihrem Platze unersetzbar sind. Und doch bleiben wir bei dem, was wir gesagt haben. Denn wenn es bisher noch nicht vorgekommen ist, daß die verantwortliche Regierung gegenüber der unverantwortlichen Nebenregierung in einem Konflikt siegreich blieb, so liegt das nur daran, daß sie es noch nie gewagt hat, im Konfliktsfalle fest auf ihrer Meinung zu bestehen; man gab immer von vornherein kleinmütig nach.

Das ist keine bloße Behauptung. Es war ja auch diesmal so. Am Montag trat der Staatssekretär so auf, daß man hätte glauben sollen, er wolle endlich Klarheit schaffen. Denn wenn es nicht der Zweck seiner Rede gewesen wäre, den Streit mit den grundsätzlichen Gegnern der Verständigungspolitik zur Entscheidung zu bringen, so wäre sie eine so böse Entgleisung gewesen, wie man sie ihm eigentlich nicht zutrauen kann. Aber schon am Dienstag gab er klein bei. Warum? Im Reichstag wußte es ein jeder auch so. Aber auch für die Öffentlichkeit hat der Abgeordnete Noske den Schleier gelüftet, als er im Reichstage in öffentlicher Sitzung feststellte, daß die militärische Zensur in die Debatte über die Rede Kühlmanns eingegriffen habe. Sie habe der Presse verboten, die Kühlmannschen Ausführungen so auszulegen, als habe er die Möglichkeit einer Beendigung des Krieges durch militärische Entscheidung angezweifelt. Das heißt: Die Oberste Heeresleitung glaubt an den Sieg, und jede andere Auslegung wird deshalb von der Zensur verboten.

Wir freuen uns mit der großen Mehrheit des deutschen Volkes dieser Zuversichtlichkeit unserer militärischen Führer und teilen ihren frohen Glauben. Auch uns kam es so vor, als ob Herr v. Kühlmann seine sonst sachlich einwandfreien Darlegungen in einem Tone vorgetragen hätte, der zu Mißverständnissen und böswilligen Mißdeutungen Anlaß geben konnte. Wenn es daher für ihn nötig gewesen ist, tags darauf zu betonen, daß er die Kriegslage keineswegs pessimistisch ansehe, so hat er das nicht zuletzt sich selbst zuzuschreiben. Aber: seit wann gibt es eine Stelle, die berufen und befugt ist, über die Äußerungen der verantwortlichen Staatsmänner eine Zensur auszuüben und zu bestimmen, in welchem Umfange und in welcher Form sie zur Kenntnis des Volkes kommen dürfen? Wenn die Reichsregierung das stillschweigend hinnimmt, dann verdient sie auch keine andere Behandlung. Dann aber sollte sie auch die Folgerung daraus ziehen, daß sie, die als Regierung tatsächlich abgedankt hat, nun auch in aller Form abdankt und die Verantwortung denen überläßt, die ihr die Entscheidung in den wichtigsten Dingen aus den Händen genommen haben.

Wir wünschen nicht, daß es so kommt. Wir wünschen vielmehr eine Reichsregierung, die klare Ziele hat und mit fester Entschlossenheit verfolgt. Wir wünschen vor allem auch eine Regierung, die in Übereinstimmung mit der Mehrheit des deutschen Volkes an der Politik festhält, die uns von allem Anfang an die moralische Kraft zur Ausdauer und zum Sieg über eine zahlenmäßig so ungeheure Übermacht gegeben hat: „Uns treibt nicht Eroberungssucht. . . .“ Aber selbst die wildeste Politik alldeutscher Romantik ist uns immer noch lieber, als eine Politik des mutlosen und kräftelähmenden Einerseits-Anderseits.

Sollte denn aber wirklich ein vertrauensvolles Hand-in-Hand-Arbeiten der politischen und militärischen Führer so schwer zu erreichen sein? Wir verstehen nicht, daß eine kluge Politik und eine kraftvolle Kriegführung Gegensätze sein sollen. Und im Volke hat man das Gefühl, daß es keineswegs unmöglich sei, beides miteinander zu vereinigen: wenn nur die politischen Führer ihr Ziel so fest im Auge hätten, wie die militärischen Führer das ihre, so würde der Respekt der Generale vor den Leistungen der Diplomaten ganz von selber größer sein. Einen Gegensatz zwischen Heerführern und Staatsmännern hat die Welt ja schon oft erlebt. Wir kennen ihn zur Genüge auch aus der deutschen Geschichte und brauchen gar nicht einmal mit unserer Erinnerung bis zu den Freiheitskriegen oder noch weiter zurückzugehen. Auch Bismarck hat uns in seinen Gedanken und Erinnerungen einen sehr lehrreichen Beitrag zu diesem Thema aus der Zeit von 1866 und 1870/71 hinterlassen. Wer aber würde heute noch zweifeln, ob damals die politische Entscheidung in die Hand Bismarcks oder seiner militärischen Gegenspieler gehörte! Bismarck ist stark genug gewesen, sich in dem uralten Streit zwischen Schwert und Feder den natürlichen Vorrang zu sichern. Unter ihm galt der Satz von Clausewitz noch, daß das Heer das Werkzeug der Politik sei, wie ja die Kriegführung überhaupt nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist.

Das könnte auch heute so sein, und es würde so sein, wenn unsere politische Kriegführung ebenso kraftvoll wäre wie die militärische; wenn sie sich nicht von vornherein — gegenüber den Feinden sowohl wie gegenüber innerer Opposition — immer in die unfruchtbare Defensive hätte drängen lassen. Manchmal hatte man den Eindruck, als ob das durch die Neugestaltung der Regierung anders werden wollte. Die

Digitized by Google

diplomatische Offensive, die durch die Parlamentsmehrheit eingeleitet wurde, ist freilich gleich in der Entwicklung verdorben worden durch die fürchterliche Entgleisung des Herrn Michaelis. Aber seit Herr v. Kühlmann an der Spitze des Auswärtigen Amtes steht, hat man doch oft wieder glauben können, einen Willen und ein Ziel zu verspüren. Und solange dieses Ziel sich mit dem der Reichstagsmehrheit deckt, so hat man Grund, an ihm festzuhalten. Man will ihn stützen, wenn er sich nur auf die Mehrheit stützen, sich von ihr stützen lassen will:

„Klug und tätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, sei er Minister und bleib's."

Er kann es aber nur bleiben, wenn er und wenn mit ihm Hertling und Payer sich das Heft nicht aus der Hand winden lassen. An ihnen als den allein verantwortlichen Leitern der deutschen Politik ist es, politisch einen Willen zu haben. Sie und nur sie haben den Weg zu weisen, der am besten zum guten Frieden führt. Denn auch heute noch und heute mehr als je gilt das andere Wort Goethes:

„Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten:
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei!"

F. Waldstein, M. d. R. und M. d. A. / Die Reichssteuernot

Der Krieg hat den Geldbedarf des Reiches ins Ungeheure gesteigert. Zwar kostet der Krieg auch die Bundesstaaten und die Gemeinden recht viel Geld: aber so beträchtlich diese Last auch ist, sie verschwindet neben der Kriegslast des Reiches, die von Tag zu Tage weiter wächst. Bald wird sich die Schuld des Deutschen Reiches auf annähernd 140 Milliarden Mark belaufen. Diese fast ganz durch den Krieg entstandenen Schulden des Reiches haben einen anderen Charakter als die Schulden des preußischen Staates und der übrigen Bundesstaaten. Denn sie sind nicht wie diese für werbende Anlagen, wie z. B. für den Erwerb der preußischen Staatseisenbahnen, gemacht, und es haften für sie nicht im Staatsbesitz stehende erhebliche Vermögenswerte, wie es die preußischen Domänen und Bergwerke sind. Die Reichsschuld ruht vielmehr in der Hauptsache ausschließlich auf der Steuerkraft des deutschen Volkes. Das deutsche Volk muß sie aus seinem Erwerb und seinem Vermögen verzinsen und allmählich tilgen, und daneben hat ihm der Krieg die Pflicht auferlegt, für die Kriegsbeschädigten zu sorgen und für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Die Gesamtheit dieser Kriegslasten des Reiches wird mit 15 Milliarden Mark jährlich kaum zu hoch veranschlagt sein. Und doch wird dem Reiche, wenn es zur Deckung dieser Lasten das Einkommen und Vermögen seiner Bürger in Anspruch nehmen will, immer noch von den Bundesstaaten ein lautes Zurück! entgegengerufen, und zwar auf Grund des idyllischen Zustandes, wie er bei der Reichsgründung im Jahre 1867 und 1871 herrschte. Damals genügten für den Geldbedarf des Reiches die ihm durch die Verfassung überwiesenen Zölle. Insoweit seine Ausgaben durch diese Einnahmen nicht gedeckt wurden, war das Reich nach Artikel 70 der Reichsverfassung berechtigt, Matrikularbeiträge auszuschreiben, d. h. der im Reichsetat sich ergebende Fehlbetrag war vom Reichskanzler auf die Bundesstaaten nach Kopfzahl auszuschreiben. Nach dieser Bestimmung wäre der Reichskanzler zweifellos berechtigt gewesen, zum mindesten die Zinsen der etatisierten Kriegsschulden durch Matrikularbeiträge von den Bundesstaaten einzufordern und so dafür zu sorgen, daß sie im Wege der direkten Besteuerung (richtiger: im Wege der Besteuerung des Besitzes) gedeckt würden. Diesen Weg ist das Reich — mit Recht — nicht gegangen. Statt dessen hat die Regierung auch in diesem Kriegsjahre, ähnlich wie in den früheren, dem Reichstage etwa drei Milliarden neuer Steuern und Abgaben vorgeschlagen, die bis auf etwa 500 Millionen, welche die Kriegsgewinnsteuer der Gesellschaften bringen soll, durch Besteuerung des Bedarfes der Masse und des Verkehrs aufgebracht werden sollen. Den Löwenanteil mit etwa 1½ Milliarden soll die Umsatzsteuer bringen: jeder gewerbliche Umsatz von Waren und von Leistungen, also von Arbeit, soll mit einer Abgabe von ½ v. H. belegt werden. Da die Ware, bevor sie als Fertigprodukt in die Hand des Verbrauchers gelangt, als Rohstoff und Halbfabrikat viele Stufen des Umsatzes durchläuft, so erfährt sie durch die Umsatzsteuer, die auf den Verbraucher abgewälzt werden soll und werden wird, eine Verteuerung nicht um ½ v. H., sondern um ein Vielfaches dieses Betrages. Eine weitere, noch bedenklichere Seite dieser Steuer liegt in dem starken Anreiz zur vertikalen Konzentration der Betriebe, den sie mit sich bringt: sie drängt dazu, entgegen dem Gesetz der Arbeitsteilung, den Produktionsprozeß in einer Hand oder in möglichst wenigen Händen zu vereinigen, um so die Umsatzsteuer herabzudrücken. Sie wirkt als eine Konzentrationspeitsche, nicht nur im Sinne einer gesunden wirtschaftlichen Konzentration, sondern auch im Sinne einer ungesunden, rein juristischen Konzentration: der Großhändler, der in der Lage ist, seinen Bedarf aus eigener Fabrik zu decken oder sich mit dem Fabrikanten in einer Gesellschaft zu vereinigen und der dazu auch noch den Absatz an den Verbraucher selbst betreibt, gewinnt einen gewaltigen, kaum noch überwindlichen Vorsprung vor dem kapitalschwächeren Konkurrenten, der hierzu nicht in der Lage ist. Die in unserem Wirtschaftsleben ohnedies vorherrschende Tendenz zur Konzentration wird künstlich gefördert und damit zweifellos über die Grenzen der wirtschaftlichen Berechtigung hinausgedrängt — zum Schaden vieler wirtschaftlich berechtigter selbständiger Existenzen. Die Übermacht des Kapitals über die Persönlichkeit wächst.

Vorschläge, wie diese Umsatzsteuer, wie die mit ihr verbundene, auf eine Anzahl ziemlich willkürlich herausgegriffener Gegenstände gelegte Luxussteuer — von 10 v. H. oder 20 v. H. des Preises — sind eine Folge der Reichssteuernot, der Not, in der sich das Reich befindet, weil die Bundesstaaten ihm nicht gestatten, eine vernünftige, dem Bedürfnis der jetzigen Zeit und der Steuerzahler angepaßte Steuerpolitik zu treiben. Die Steuergesetze, die das Deutsche Reich und namentlich der Reichstag macht, erfreuten sich schon vor dem Kriege und erfreuen sich in steigendem Maße während des Krieges keines guten Rufes. Der Reichstag hat es, wie schon früher, so auch dieses Mal mit Recht als seine Aufgabe angesehen, wenn ihm eine starke Belastung der Masse und des Verkehrs angesonnen würde, einen Ausgleich zu schaffen durch Belastung des Besitzes, d. h. des Vermögens und des Einkommens. Die volkswirtschaftlichen, politischen und sozialen Gründe, die hierzu nötigen, sind durch den Krieg in höchstem Maße verstärkt: eine antisoziale, die Masse belastende, weite, zahlungsfähige Kreise der Bevölkerung aber verschonende Steuerpolitik bedeutet während des Krieges eine nationale Gefahr. Die durch die Steuerpolitik des Reichstages herbeigeführte Mitwirkung der sozialdemokratischen Partei bei der Deckung der Kriegslasten ist ein politischer Fortschritt von großer Bedeutung und eine Stärkung der inneren Front. Wenn aber der Reichstag bei der Auswahl und der Gestaltung der Besitzsteuern zumeist nicht natürliche und gerade Wege wandeln konnte, sondern gekünstelte Gebilde schaffen mußte, so lag und liegt die Ursache hiervon in dem Verhalten der im Bundesrate herrschenden bundesstaatlichen Regierungen. Sie verdarben schon im Jahre 1916 den Zuschnitt der Kriegsgewinnsteuer und verhinderten, daß diese bei den Einzelpersonen auf die natürlichere Grundlage einer Besteuerung des im Kriege erzielten Mehreinkommens gestellt wurde. So wollte es der Reichstag machen, und so hatte er es beschlossen. Aber die bundesstaatlichen Finanzminister erhoben beschwörend die Hände ob dieses Eingriffes in den bundesstaatlich geheiligten Bezirk der Einkommensteuer und zwangen den Reichstag, sich mit einer Besteuerung des im Kriege erzielten

Digitized by Google

Vermögenszuwachses zu begnügen. Das führte zu dem wirtschaftlichen und moralischen Schaden der Kriegsverschwendung, die jetzt von allen Seiten beklagt wird und für die mit Unrecht der Reichstag angeklagt wird. Wer verschwendete, tat dies in Höhe der dadurch ersparten Kriegssteuer auf Reichskosten: das Reich prämiierte bis zu 60 v. H. die Verschwendung und schuf ferner einen Anreiz zu gewagten Geschäften. Jetzt, am Ende des vierten Kriegsjahres, haben die Bundesstaaten sich endlich in die Kriegsbesteuerung des Mehreinkommens gefügt. Das Mehreinkommen des Steuerjahres 1918 über das Friedenseinkommen soll, unter Ausschaltung der Einkommen bis zu 10 000 M. und eines Zuwachses bis zu 3000 M., also unter Beschränkung auf den steuerkräftigeren Teil der Bevölkerung, mit einer durchgestaffelten Abgabe von 2 bis zu 50 v. H. belegt werden. Auch diese Steuer ist von einem steuerlichen Ideal sehr weit entfernt und wird, trotz des Härteparagraphens, der eine notwendige Begleiterscheinung aller dieser Gesetze ist, zu recht vielen Härten und schwer empfundenen Ungleichmäßigkeiten führen, schon deswegen, weil die Vergleichung einzelner Steuerjahre untereinander immer ein willkürlicher, von dem Zufall der einzelnen Jahre abhängiger Maßstab ist. Der Hauptmangel der Steuer aber liegt, so wie sie jetzt in erster Lesung vom Ausschuß beschlossen ist, in der Ungleichmäßigkeit der landesgesetzlichen Einkommenbesteuerung, auf der sie sich aufbaut. Als steuerpflichtiges Kriegseinkommen gilt das für das Jahr 1918 im Bundesstaate zur Einkommensteuer veranlagte Einkommen. In einigen Bundesstaaten wird nun für 1918 veranlagt das Einkommen aus 1917, in anderen — allgemein oder für Erwerbseinkommen — das Durchschnittseinkommen aus 1915, 1916 und 1917: Ein in Altona wohnhafter Kaufmann, der 1917 unter dem Friedenseinkommen blieb, wird hiernach trotzdem diese Reichssteuer zu zahlen haben, falls er 1915 und 1916 gut verdient hat, während sein in Hamburg wohnhafter Gesellschafter mit ganz gleichen Einkommensverhältnissen von dieser hohen einmaligen Reichssteuer gänzlich verschont bleibt, weil dort nur das Jahr 1917 in Betracht kommt. Vielleicht läßt sich dieser Mangel abstellen. Er liefert aber einen neuen Beweis für eine ohnedies unabweisbare Forderung der Zeit: dafür, daß unser ganzes direktes Steuerwesen nach einem übersichtlichen Plane und nach einheitlichen Grundsätzen von einer Stelle aus aufgebaut sein muß und daß diese Stelle nur das Reich sein kann. Der Grundsatz, daß die direkten Steuern den Bundesstaaten, die indirekten dem Reiche gehören, der niemals als Rechtsgrundsatz bestanden hat, sondern nur den Bedarfszustand früherer, leider längst entschwundener Zeiten widerspiegelt, ist nicht haltbar und ist tatsächlich auch von den Bundesstaaten aufgegeben. Nur die periodische und regelmäßige Besteuerung des Einkommens und Vermögens verteidigen die Bundesstaaten nach wie vor als ihren Vorbehalt. Damit zwingen sie dem Reich, das doch notwendig auf Vermögen und Einkommen seiner Bürger greifen muß und greift, statt einer normalen, die Leistungsfähigkeit und die persönlichen Verhältnisse berücksichtigenden systematischen und übersichtlichen Besteuerung eine von Willkürlichkeiten strotzende, das Reich und den Reichsgedanken herabsetzende Steuerfabrikation auf. Dieser Schaden wird dadurch erheblich verstärkt, daß wegen der passiven Resistenz des Bundesrates dem Reichstag die Aufgabe zufällt, zumeist in größter Eile die vom Bundesrat nicht eingebrachten Gesetzentwürfe über direkte Steuern zu improvisieren, was der Durcharbeitung der Gesetze abträglich ist und der Öffentlichkeit die Gelegenheit zur Kritik und Mitarbeit abschneidet. Niemand empfindet die Mängel dieses Zustandes stärker als der Reichstag selbst. Er zwingt dem Reichstag eine Rolle auf, die ihm nicht gebührt und nicht liegt und deren Übernahme für den Reichstag eine vaterländische Selbstaufopferung bedeutet. Die Bundesstaaten sagen, die Zentralisierung der gesamten Steuerverwaltung im Reiche bedeute das Ende des Föderalismus, der bundesstaatlichen Souveränität. Hierauf ist zu sagen: eine volle und wahre Souveränität hat kein Staat, der einen anderen Staat über sich hat. Alle deutschen Bundesstaaten haben ihre Souveränität aufgegeben, als sie sich zum Deutschen Reiche zusammenschlossen und sich ihm nicht durch Vertrag, sondern durch Verfassung unterordneten. Was die Bundesstaaten im Reiche an formellem Rechte einbüßten, haben sie an Wohlfahrt und Sicherheit gewonnen. Die Grenze der Zuständigkeit zwischen Reich und Bundesstaaten darf nicht vollkommen starr sein und muß sich einem Umschwung der Verhältnisse anpassen, und es wäre wunderbar, wenn das ungeheure Volks- und Staatenschicksal dieses Krieges sie nicht verrückte. Maßgebend für die Grenzziehung ist das Interesse des deutschen Volkes, und dieses verlangt auf dem Gebiete des Steuerwesens Einheitlichkeit, Gerechtigkeit und Klarheit. Nachdem die Steuern infolge ihres ungeheuerlichen Wachstums zum entscheidenden Faktor für die Wirtschaft des Volkes wie des einzelnen geworden sind, ist das Deutsche Reich kein einheitlicher Wirtschaftskörper mehr ohne einheitliche Steuer- und Finanzverfassung. Diese Einheitlichkeit wird in Zukunft wichtiger sein als die zollpolitische Einheit. Schon jetzt zerfällt das Reich in Gebiete steuerlichen Hoch- und Niederdrucks, und dieser von Tag zu Tage wachsende Unterschied zerstört die Einheit der Wirtschaft und der Bevölkerung. Vor allem fehlt es an der erforderlichen Klarheit: allmählich findet sich niemand mehr im Gewirr der Steuern zurecht, die Kalkulation des Geschäftsmannes wird behindert, und der Steuerzahler hat das Gefühl, ein Opfer blinden Waltens und geheimnißvoller Experimente zu sein. Man wende nicht ein, daß der jetzige und der demnächstige Bedarf der Bundesstaaten und der Gemeinden die Leistungsfähigkeit der Besitz-Steuern erschöpft: das wird durch die Tatsache widerlegt, daß das Reich fast jedes halbe Jahr neue direkte Steuern macht, wenn auch unnatürliche und willkürlich ersonnene, und es ist sicher, daß Einkommen und Vermögen bei der jetzigen Finanzlage des Reiches sehr viel stärker werden herangezogen werden müssen als bisher. Daneben wird es Verkehrs- und Verbrauchssteuern aller Art geben, aber ein richtiges Verhältnis zwischen diesen Steuerarten wird durch den Satz, daß die einen im Reich, die anderen in den Bundesstaaten gemacht werden, geradezu grundsätzlich ausgeschlossen. Bei den gewaltigen Anforderungen der Gegenwart und Zukunft verlangt die Steuerkraft des deutschen Volkes eine pflegliche Behandlung: die jetzige anarchische Mißhandlung des Steuerzahlers durch Reich und Staat ist hiervon das Gegenteil. Die erfreuliche Vielgestaltigkeit des deutschen Kulturlebens hängt von der Aufrechterhaltung dieser Anarchie so wenig ab, wie etwa dereinst von der Zerklüftung des Rechtes: Bayern wird bayrisch und Württemberg wird schwäbisch bleiben, auch wenn es seine Einkommensteuer als Zuschlag zur Reichseinkommensteuer erheben wird. Wer sich der Vereinheitlichung, da wo sie not tut, widersetzt, ist der wahre Feind des bundesstaatlichen Charakters und gefährdet ihn, indem er ihn als den Vater der Hindernisse und den Feind notwendigen Fortschrittes erscheinen läßt. Das haben die Fraktionen des Reichstages aus dem Kriege gelernt, und zwar, wie anerkannt werden muß, auch das Zentrum, das den föderalistischen Gedanken stets hochgehalten hat. Mögen die bundesstaatlichen Regierungen das gleiche tun, bevor Reich und Bundesstaaten schweren Schaden gelitten haben: die jetzige Steuerpolitik ist eine schwere Gefahr für Reich, Staat und Volk.

* * * / Polen und Mitteleuropa

Von befreundeter Seite wird uns geschrieben:

Mitteleuropa ist im Werden! Mit der Entscheidung über die Vertiefung des Bündnisses zwischen den großen Monarchien werden auch die Würfel über das Schicksal der östlichen Randstaaten, vor allem Polens fallen. Der Akt vom 5. November 1916 wird alsdann erst wirklichen Inhalt bekommen. Es ist ohne weiteres klar, daß Mitteleuropa nur dann in erfolgversprechender Weise durchgeführt

Digitized by Google

und in der Zukunft gedeihen kann, wenn im Rahmen des mitteleuropäischen Gefüges und Interesses den Polen dasjenige Recht zuteil wird, das ihnen ohne Nachteil oder gar Gefahr für die Mittelmächte gewährt werden kann. — Bei der außerordentlich wichtigen, ja ausschlaggebenden Rolle, die der Polenklub in der österreichischen Politik spielt, bedarf es weiter keines Beweises für die Behauptung, daß eine dauernde Bündnis- und Mitteleuropafreudigkeit in Österreich undenkbar sein wird, wenn die Polen feindlich und verbittert zur Seite stehen. Außerdem ist zu beachten, daß eine Nation von der zahlenmäßigen Stärke (bei stetig wachsender Geburtenzahl!) und der kulturellen Bedeutung der Polen in jedem Falle eingehende Berücksichtigung erheischt und für die zukünftige Gestaltung der europäischen Mächtegruppen von außerordentlicher Wichtigkeit sein wird. Leider wird diese Tatsache — daß es eine Tatsache ist, wird wohl niemand bestreiten! — von vielen Politikern übersehen, die von althergebrachten Grundsätzen nicht abweichen und die gewaltige Neugestaltung der Welt nicht erkennen können oder wollen. Aus dem Kreise dieser Politiker wird nun schon seit geraumer Zeit gefordert, daß man aus dem kongreßpolnischen Gebiete wichtige Landesteile abtrennen und dem preußischen Staate einverleiben solle. — Teils werden Gründe strategisch-militärischer Art — Hinausschiebung und Sicherung der Grenze! —, teils rein wirtschaftliche Erwägungen (Gewinnung neuer Kohlen- und Erzfelder!) dafür vorgebracht. Die völkische Wirkung auf das eigene Land wird hierbei in der Regel ebensowenig berücksichtigt, wie die politische auf den polnischen Staat und die polnischen Volksteile in Österreich sowie die mitteleuropäische Welt überhaupt. — Denn darüber dürfte wohl kein Zweifel herrschen, daß die glatte Abtrennung von rund 1½—2 Millionen Polen und 150 000 bis 200 000 polnischen Juden und deren Einverleibung in den preußischen Staat weder den preußischen Osten selbst noch weite Teile der übrigen Welt zur Ruhe kommen lassen würde. Für Preußen und Deutschland selbst wäre dieser Zuwachs an Polen und Juden von der einschneidendsten Bedeutung. Der Kampf um die Ostmark würde für das Deutschtum bei Verstärkung der Polen um 50 v. H. viel schwieriger, wenn überhaupt noch möglich sein — auf der anderen Seite würde aber die Stoßkraft der Polen gewaltig zunehmen und bei der raschen Vermehrung zu einer Überflutung des preußischen und deutschen Ostens führen, um so mehr, als nach dem Kriege, vor allem auf dem Lande ein starker Bedarf an Arbeitskräften entstehen wird. Die Wirkung auf das Königreich Polen selbst dürfte ebenso unheilvoll wie nachhaltig (entgegen dem deutschen und mitteleuropäischen Interesse) sein. Die Fortnahme des Kohlenbeckens von Dombrowa und so wichtiger Orte wie Czenstochau und Kalisch würde die denkbar heftigste Irredenta in Polen erwecken und die Polen aller Richtungen ins russische Lager treiben. Wenn heute weite und angesehene Kreise der polnischen Politiker innerlich völlig auf Westpreußen und Posen verzichtet haben und bei ihnen der Wille besteht, mit den Mittelmächten zum ehrlichen Ausgleich zu gelangen — so würden selbst diese (jetzt in starker Zunahme begriffenen) Politiker die Loslösung alter kongreßpolnischer Gebiete nicht verwinden. Westpreußen ist zu zwei Dritteln deutsch, von der Provinz Posen ist der Regierungsbezirk Bromberg zur Hälfte, der Regierungsbezirk Posen zu einem Drittel deutsch. Tatsachen, die so fundamental sind, daß selbst der fanatischste Pole an ihnen nicht vorübergehen kann — die kongreßpolnischen Randgebiete aber weisen fast durchweg 80—90 v. H. Polen und 10—15 v. H. Juden auf, haben also eine weit überwiegende polnische Bevölkerung.

Wie schon eingangs betont, würde eine derartige auf die Loslösung und Einverleibung kongreßpolnischer Gebiete abzielende Politik auch den innerhalb der verbündeten österreichisch-ungarischen Monarchie wirkenden und ausschlaggebenden Kräften in keiner Weise Rechnung tragen; sie wäre geeignet, die künftige Gestaltung des Verhältnisses zur Monarchie nicht nur ungünstig zu beeinflussen, sondern sogar den Ausbau und die Vertiefung des Bündnisses aufs schwerste zu gefährden.

Aus dem Gesagten geht mit zwingender Deutlichkeit hervor, daß mit solchen Plänen, wie sie manchen Kreisen vorschweben, dem vaterländischen Interesse ein sehr wenig guter und zweckmäßiger Dienst erwiesen wird. Eine Politik der gekennzeichneten Art würde der eigenen völkischen Entwicklung ebenso schweren und dauernden Schaden zufügen wie der Gestaltung der allgemeinpolitischen Verhältnisse und der deutschen Weltgeltung überhaupt. — Erscheint eine strategische Sicherung vonnöten, so kann sie besonders im Gefüge Mitteleuropas wirksamer angestrebt und erreicht werden, ohne den eigenen und den fremden Interessen zum Nachteil zu gereichen. Mehr denn je gilt deshalb gerade im Hinblick auf die kommende Entscheidung der maßgebenden Stellen der Ruf: „Videant consules", habt acht, ihr Konsuln.

Naumann / Reichstagsrede über die Kriegslage und den Weg zum Frieden

(Amtliches Stenogramm vom 25. Juni 1918.)

Die Erklärungen, die wir soeben von dem Herrn Reichskanzler und von dem Herrn Staatssekretär des Auswärtigen Amts gehört haben, führen uns mitten hinein in den Kern des großen Dramas, von dem unsere eigene Zukunft, die Gestaltung der europäischen Völker, die Entwicklung der Kultur unseres Erdteils abhängt. Daß wir irgendwann, und sei es nach der größten Ermattung und Ermüdung der beteiligten Völker, zu einem Frieden irgendwelcher Art kommen müssen, wird von keiner Seite bestritten. Was aber zwischen uns fraglich ist, ist, auf welchem Wege jetzt unser Volk und seine offiziellen Vertreter in dieser Sache vorzugehen haben.

Die Frage liegt heute für Deutschland so günstig, wie sie im Verlauf des Krieges noch nicht gelegen hat. Gerade deshalb sind wir imstande, uns offen und freimütig über das Friedensproblem hier auszusprechen. Durch den Frieden von Brest-Litowsk und den anschließenden rumänischen Frieden ist die Entlastung der Ostfront eingetreten. Wir haben seitdem im Westen einen neuen Zustand, wie wir ihn seit September 1914 nicht gehabt haben. Von der Marneschlacht an bis zu Anfang dieses Jahres hat die Westfront in einer langen Wartezeit ausgehalten. Es haben die Engländer gefragt und gehöhnt: Was macht ihr! Wie Kaninchen liegt ihr in euren Höhlen! Ja, die deutsche militärische Minderheit, die sich gegen die Mehrheit über drei Jahre hindurch tapfer durchgehalten hat, hat ruhig tapfer ihren Schützengrabenkampf geführt und hat in dieser Wartezeit treu ausgehalten, und es liegt nicht die kleinste Tugend und Größe der deutschen Armee darin, daß sie jenen stillen und ausdauernden, zähen Kampf Tag und Nacht am Stacheldraht in diesen langen Jahren ausgehalten hat. (Bravo! links.) Wenn die Engländer gehöhnt und gefragt haben: Ihr seid ein umstelltes Tier, von allen Seiten dringen sie auf euch ein, was wird euer Ende sein! — heute sind wir nicht mehr der umstellte Hirsch, heute ist für uns die Ostseite frei geworden, heute gibt es nur noch die eine westliche große Kampffront. Dort wird ausgefochten, dort werden die alten Kämpfe der katalaunischen Felder von Chalons neu in vergrößertem Maßstab aufgenommen, und die Armee, von der die Engländer sagten: Ihr seid ausgehungert, ihr seid schlecht ausgestattet! — die hat gesiegt und wieder gesiegt, und vom März bis jetzt entfaltet sich eine Reihenfolge von Siegen.

Auf der gegnerischen Seite ist sicher die Ausstattung und die Ernährung besser gewesen; aber auf unserer Seite war und ist etwas anderes viel besser: bei geringerer Ausstattung, bei vielleicht schwächerer Ernährung war auf unserer Seite stärker jener absolute Glaube an die Pflicht (Bravo! links), jene Hingebung an das, was getan werden muß vom Volke, und es ist bei unserer Armee stärker gewesen das Vertrauen auf die Einheitlichkeit und Güte der Leitung. (Sehr richtig! links.) Gegenüber allen jenen Debatten, die in den Ententestaaten an der Tagesordnung sind, wie man den Oberbefehl regeln sollte, — bei uns sind diese Dinge klar und einfach, das ganze Volk hat Zutrauen gehabt und hat es, hat es heute bis zum letzten Mann zu den Männern, deren

Digitized by Google

militärische Genialität bis in die Jahrhunderte hineinleuchten wird (lebhafter Beifall links) und zu denen man Zutrauen hat, nicht nur, weil sie militärisch genial sind, sondern auch weil sie Menschen sind, zu denen der Mensch sein menschliches Vertrauen haben kann (bravo! links), weil sie Männer sind, von denen wir überzeugt sind, daß sie keine unnötigen Menschenopfer zulassen werden (sehr richtig! links), sondern den Krieg auf das Notwendige einschränken, daß sie den Sieg ansehen als eine technische Aufgabe mit möglichster Ersparung des Bluts. Sie haben nicht übertriebene Hoffnungen bei uns geweckt, wie es auf der Seite der Gegner geläufig war, Hoffnungen, wie sie drüben immer wieder ausgesprochen wurden; es wird nicht lange dauern, dann fliehen die Deutschen vor euch und brechen zusammen! Man hat mit diesem Narkotikon die Soldaten unserer Gegner immer wieder in die Schlachten hineingetrieben: „Morgen kommt's!"

Die Deutschen brauchen das Narkotikon nicht, sie brauchen es deshalb nicht, weil auf unserer Seite der Krieg geführt wird als der Krieg der Verteidigung des Lebens unserer Nation, unserer Kultur, unserer Vergangenheit und Zukunft. Wir führen diesen unheimlichen Krieg als die Verteidigung alles dessen, was Eltern und Kindern heilig ist, für unsere Kindeskinder. Weil der einzelne Soldat den Krieg so auffaßt, trägt er auch den Verlust seines Lebens und seiner Glieder und ist durchaus nicht so, wie die Engländer und Franzosen den deutschen Typ sich vorstellen, als ob die Deutschen Mörder und Banditen wären, als ob sie Beispiele einer Brutalität wären, wie sie sonst auf der Welt bisher noch nicht aufgetaucht ist. Nein, so sind unsere Truppen, die wir kennen, die alle unter uns geboren und unser Fleisch und Blut sind, nie gewesen (lebhafte Zustimmung links), sind es auch heute nicht, sondern unsere Truppe ist aufgewachsen in der vielleicht nüchternen und einfachen, aber deutschen Erziehung zur Pflicht und zur Schonung menschlichen Wesens. (Lebhafter Beifall links.) Diese deutschen Truppen betrachten den Krieg nicht so, wie es die Engländer in ihren Ministerreden tun, als handle es sich bei diesem Kriege um eine Art riesenhaften Sports. Nein, die Unsrigen gehen hinaus, wenn es sein muß mit der Resignation für sich selbst, gehen hinaus mit dem Wort: es muß sein! Es sind Hunderttausende und mehr draußen, die ihre Pflicht tun in jenen Kämpfen mit unerschütterlicher Treue und Aufopferung ihres Lebens, ohne daß sie dabei selbst an große Illusionen von der Zukunft glauben. (Sehr richtig! links.) Wir haben unendlich viel Soldaten, die in ihrem Innern schon immer etwa dasselbe gedacht haben, was Herr Staatssekretär v. Kühlmann gestern vielleicht angedeutet hat, vielleicht aber auch mißverstanden wurde, gesagt zu haben: Einen absoluten Sieg über den ganzen Haufen von Nordamerikanern und Südamerikanern und Chinesen, einen absolut zwingenden Sieg über die zusammengeballte Menschenherde aller derer, die die Engländer gegen uns aufgetrieben haben, den werden wir, und wenn wir uns alle bis auf den letzten Mann opfern, nicht restlos erreichen. So denken Tausende und Hunderttausende Soldaten (sehr richtig! bravo! links), und die Soldaten, die so gedacht haben, haben damit nicht eine Spur verloren (sehr wahr! links) von dem, was sie brauchen in diesem Kampfe, von jenem heiligen Feuer der Hingabe, ohne die ein großes Volk nicht leben und nicht siegen kann. (Bravo! Sehr gut! links.) Darum habe ich auch meinesteils — wenn ich davon persönlich reden darf, weil ein Fraktionsbeschluß über den neuesten Austausch der Meinungen selbstverständlich nicht möglich war — keine Sorge, daß im deutschen Heere mit solchem Vertrauen zu seiner Führung und mit solchem Pflichtgefühl durch irgendeine Konstatierung einer Auffassung, die bereits jetzt keine Überraschung ist, ein Schade geschieht (sehr richtig! links), weil sie weit verbreitet ist, weil sie in der Mehrheit des Volkes zu Hause ist. (Stürmische Zustimmung links.)

Durch die Aussprache einer derartigen Ansicht ist unser Mut und unsere Kraftleistung und die Gefolgschaft der Generalleitung von Hindenburg und Ludendorff (Zuruf von den Unabhängigen Sozialdemokraten — Unruhe. — Glocke des Präsidenten.) um nichts verringert und verkleinert. (Bravo! links.) Die Sorge, in der man teilweise eine solche Äußerung hinnimmt, als ob bei uns Zuversicht, Glück und Sieghaftigkeit davon abhingen, ob etwas gesagt oder nicht gesagt werde, erscheint inmitten der Größe dieser Volksleistung viel zu klein. (Sehr gut! links.) Es mag sein, daß andere Völker anders behandelt werden wollen als das unsrige, es kann wohl sein, daß es Völker gibt, die zum beständigen Elan eine immer wieder aufgestapelte Aufmunterung, größere Phantasie brauchen; unsere Leute, die wir kennen aus Nord- und Süddeutschland, aus Tal und Gebirge, alle die Leute, die wir unter uns haben aufwachsen sehen in Landwirtschaft und Industrie, unser deutscher Soldat in seiner durchschnittlichen Masse, der braucht nichts anderes als jenes innere Gefühl: es muß sein! (Sehr richtig! Bravo! links.) Dieses innere Gefühl hat er, und im übrigen will er nichts anderes, als daß man mit ihm wahr rede (lebhafte Zustimmung links), ganz einfach und wahr das, was ist, und wenn deshalb das Wort gesprochen, verstanden oder mißverstanden wurde, was gestern gesagt worden ist, so ist dieses Wort — mag daran das Ganze oder die Hälfte richtig sein — ein Stück von der Wahrheit (sehr wahr! links) in jenem Sinne, daß das Volk weiß: meine Oberen und meine Leitenden besprechen ihre tiefsten und schwersten Gedanken mit mir! (Sehr gut! links.) Manches andere Volk hält das vielleicht nicht aus, sage ich, sie werden unter Umständen disziplinlos und gehen auseinander; das deutsche Volk, dieses wunderbare Volk, das in diesem Kriege sich so still heldenhaft gezeigt hat, wie die großen Meister der Moral vor hundert Jahren es ihm vorverkündigt haben (sehr gut! bravo! links), dieses Volk, in dem Kant, der Meister der sittlichen Pflicht, zum innewohnenden Bestandteil geworden ist, das darf und kann auch in der Politik ganz einfach und klar und nüchtern behandelt werden! (Sehr richtig! links.) Man wird ihm sagen dürfen: Wir siegen — Gott sei Dank, daß wir es tun! — wir siegen durch die Heerführer, und wir siegen durch euch, die unzählige Masse, der unsterblicher Dank aus allem Volke, aus allen Parteien gebührt. (Bravo! links.) Aber indem dem kämpfenden Volke der Dank ausgesprochen wird, darf diesem Volke zugleich gesagt werden: ihr wißt, um was es sich handelt, ihr werdet euch nicht darüber täuschen! Wenn man euch verspricht: beim nächsten Siege kommt der Endsieg, beim nächsten Siege bringt ihr's fertig, da zwingen wir die Feinde auf die Knie, da antwortet der Mann im Schützengraben, wir kennen, wie er zu uns spricht und was er zu uns schreibt, — da spricht der Mann im Schützengraben: das ist etwas zu viel versprochen! (Sehr gut! links.) Wir standen am 4. August 1914 hier zusammen, und jeder, der die Dinge damals zitternd erlebte, fragte sich: wird unser Volk mit seinen Bundesgenossen den Weltansturm aushalten können? Es kann ihn aushalten, es kann, wenn man dieses Volk aller Bürgerehre für würdig hält (bravo! links), wenn man dieses Volk aller Mannesehre für fähig hält. (Bravo! links.) Das ist die Hauptsache! Dann ist dieses Volk unüberwindlich! (Bravo!) Deutschland ist nicht totzumachen!

Aus vier Jahren heraus haben wir die bewährte, gar nicht zweifelhafte eisenfeste Überzeugung: die Welt mag sich zusammenballen —, und wenn die Welt voll Teufel wäre, so wird das Reich doch stehenbleiben, so wird die Zukunft erhalten bleiben, die anderen bringen uns nicht nieder!

Die Frage aber, ob wir die anderen absolut niederringen, darf für uns eine offene Frage bleiben. Das ist eine Frage an das Schicksal, wo das Prophezeien schwierig ist und wo das Versichern ohne Prophetengabe eine Charlatanerie ist. (Sehr gut! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Vor dieser Frage an das Schicksal steht das Volk mit innerem fragenden Gefühl und will keine Schönfärbereien haben. (Bravo! links.) Wir werden jedem danken, der mit unserem Volk wie mit Männern ehrlich redet: wir müssen kämpfen, was aber daraus kommt, ist Gottes Sache. (Bravo! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Wenn der Herr Staatssekretär v. Kühlmann gesagt hat in dem einen oder anderen Sinne: durch militärische Siege allein wird dieser Krieg nicht beendet, so liegt darin nicht nur die formale unzweifelhafte Behauptung, daß auch der größte Sieg schließlich diplomatisch formuliert werden muß, sondern es liegt noch ein Zweites darin, was wir uns nicht wollen verkleinern lassen (sehr gut! links), daß neben der Waffe das große Spiel der Geister nebenhergeht (sehr gut! links), daß die letzten Entscheidungen nicht nur die Entscheidungen

Digitized by Google

der Gasbomben sind, sondern daß hinter den Maschinengewehren und den Flugzeugen und hinter all den kriegerischen Mitteln, die wir nicht geringer und schlechter verwerten als jemand anders in der Welt, daß hinter diesen Dingen noch um etwas anderes gekämpft wird, um den Willen der Völker darüber, wie sie glauben, daß die Zukunft gestaltet werden wird. (Sehr gut! links.) Um dieses Kampfes und Glaubens willen sind wir genötigt, auch die Äußerungen und Worte der feindlichen Mächte immer wieder ins Auge zu fassen.

Der Herr Reichskanzler hat sicher mit Recht auf Grund der Erfahrungen, die er und wir mit ihm gemacht haben, gesagt: es haben diese Aussprachen sehr wenig Zweck, es haben diese Aussprachen durchaus nicht unmittelbar die Folge, daß aus ihnen heraus wie mit einem Schlage ein greifbarer Erfolg, ein Sieg, ein Regierungswechsel oder etwas Ähnliches kommt. Aber auch die einzelne militärische Aktion ist nur ein Glied im Ganzen (sehr gut! links), ist ein Hilfsbestandteil, und über den einzelnen Aktionen, dem einzelnen Vormarsch, dem einzelnen Festhalten, der einzelnen Befestigung, über allen den Hunderttausenden von Arbeiten, aus denen das Militärische besteht, schwebt die Generalidee. Eines Tages wird aus dem Vielen ein Ganzes, dann erst erscheint aus dem, was gearbeitet worden ist, ein Erfolg, ein Resultat.

Ähnlich ist es nun mit dem Kampf der Worte auch. (Sehr richtig! im Zentrum und links.) Der Kampf der Worte ist im einzelnen so eintönig, so monoton, daß dieser Kampf auf geistigem Gebiet beinahe so schwer zu ertragen ist wie das beständige Schießen zu bestimmten Stunden morgens und abends draußen über die Schützengräben hin. Die Artillerien liefern ihre Leistung gegeneinander einen Monat und den nächsten Monat, und diese Regelmäßigkeit der Arbeit ist der Krieg. So ist die Regelmäßigkeit, mit der auch die Geister der Völker sich feindlich austauschen, ein ebensolcher Dienst. Wer dabei die größte Präzision, Klarheit, Treffsicherheit hat, wird auch auf diesem Gebiete etwas zu gewinnen in der Lage sein. (Sehr richtig! im Zentrum und links.) Darum ist es nicht unnütz, sondern notwendig, daß ebenso unsere Staatsleitenden als auch Volksvertreter als auch das Volk im ganzen immer wieder auf das Wortgetöse hören. Man wird müde davon, man hört aus alledem nur das Nein, oft muß man Philologie anwenden, um aus irgendeiner Kriegsfriedensrede herauszubekommen, was denn nun Balfour oder Bonar Law oder wer es ist, eigentlich gesagt haben will — Dinge, die bei uns gelegentlich auch vorkommen (Heiterkeit) bei hohen und niedrigen Reden, daß man am Tage nachher noch einmal klarmachen muß, was eigentlich gesagt ist. (Sehr gut! und Heiterkeit links.) Das ist Arbeit, die Reden unserer Gegner genau anzusehen und das zu finden, was in sie hineingeheimnist ist; oft liegt es so, daß wir nach Lektüre hochpolitischer Reden immer noch nicht wissen, ob das Gesprochene nur ein Versuchsmarsch war oder ein Angriff, eine Patrouille, oder was sonst beabsichtigt gewesen ist. Dann zitiert der eine das, der andere zitiert jenes. Trotz dieser Schwierigkeiten muß der geistige Prozeß kontrolliert werden.

Mir liegt in diesem Zusammenhange heute inmitten dieser Erklärung nur daran, noch einmal zu sagen, daß es den Engländern darauf ankommt, ihren zugehörigen Völkern nicht merken zu lassen, wie ehrlich der Friedenswille auf der deutschen Seite ist. (Sehr gut! bei der Fortschrittlichen Volkspartei.) Es hat Lloyd George vor kurzem sich noch zurückbezogen auf die Rede, die er in Glasgow im Anfang Januar gehalten hat. Damals hat er gesagt, die englischen Friedensziele seien so mild und gemäßigt, daß selbst die ausgesprochenen Pazifisten sie nicht angreifen könnten. „Wie aber" — so fährt er fort —, „wurden diese Erklärungen von Deutschland aufgenommen? Die Antwort war die heftigste Offensive, die gegen die britische Armee je losgelassen wurde." (Heiterkeit links.) O diese böse Antwort gegen gute Menschen, die bereit waren, die Offensive ihrerseits nicht zu machen! Es waren eben dieselben Monate, in denen auf der englischen Seite immer wieder verkündigt worden ist: Dieses Jahr! wartet, seht, da kommt unsererseits die große Offensive! Jetzt werden die Deutschen zusammenbrechen, und er sagt: Die Deutschen wollten den Frieden nicht! Als ob nicht die deutsche Regierung durch den Mund unseres gegenwärtigen Reichskanzlers mit aller Sicherheit ihnen gesagt hätte: wir sind bereit! Das lag in den Erklärungen vom 25. Dezember im Zusammenhang mit den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, in jener Einladung: ihr könnt teilnehmen, bitte, kommt! Davon sagt Lloyd George nichts. Auf die Rede des Reichskanzlers v. Hertling vom 25. Februar über die vier Punkte Wilsons, über die man sich verständigen könnte, damit eine Grundlage des Völkerbundes gelegt würde, auch auf diese Sache ist Lloyd George nachher nicht wieder zurückgekommen. Es soll drüben immer den Anschein haben: die Deutschen allein wollen den Krieg, wir, die Engländer, wir sind das bravste Volk der Welt, wir würden in einem fort den Frieden machen, ihr hindert uns, ihr wollt es nicht! In solchem Sinne beschloß dann am 20. März die Londoner Ministerkonferenz, und der „Manchester Guardian", der den jetzigen ministeriellen Vertretern nahesteht, verkündigte als Inhalt: als Hauptresultat der Konferenz liegt auf der Hand, es soll keine Verhandlung mit den Zentralmächten stattfinden, und der Krieg als reine Kraftprobe soll weitergehen. (Hört, hört! links.) Hören Sie: der Krieg als reine Kraftprobe! Das sieht aus wie ein englisches Zitat aus deutschen Blättern. Es ist aber der englische Bericht über die englische Ministerkonferenz. Wenn's deutscher Beschluß wäre, würden sie sagen: das ist die Brutalität, die dem deutschen Volke angeboren ist! Daß wir mindestens soviel Zusatz von Humanität besitzen wie sie selber, das wird in England verschwiegen, das kommt nicht in Betracht. Bei dieser reinen Kraftprobe, die in England am 20. März verkündigt wurde, ist es doch nicht auffallend, wenn vom 21. März an die Probe bei St. Quentin wirklich anfing. (Sehr gut! links.) Und diese Kraftprobe, die damals über verlassenes und zerstörtes Terrain hinüber durch unendliche Schwierigkeiten und Mühsal vor sich ging, als wären wir wieder in den ersten Monaten des Krieges, als kämen die Zeiten von neuem, in denen 1914 die Truppen Klucks ihren ersten Einmarsch nach Frankreich machten, gab Franzosen und Engländern zu denken. Da fingen drüben Leute an, vom Frieden zu reden, und bekamen dafür den Titel Defaitisten, Miesmacher. Natürlich, man suchte sie still zu machen und auszuschalten; denn es ist ja gegen den Staatsbegriff eines streitenden Volkes, den Frieden zu wollen! So behandelte man die erwachende Vernunft bei Clemenceau und bei Lloyd George: Wer staatserhaltend sein will, wer gut und brav ist, der darf nicht über den nächsten Tag hinaus denken, der darf nicht denken bis hin zum Menschheitsgedanken, darf nicht denken bis zum Friedensproblem an sich. Und doch trotz aller Unterdrückungen wuchsen immer neue Köpfe, die vom Frieden redeten. Da erfanden die Engländer die umgekehrte Methode. Balfour sagte: die Friedensoffensive ist eine deutsche Unternehmung, um uns zu täuschen und unsere Bevölkerung irrezumachen; glaubt ihnen nicht, denn sie sind unehrlich, sie reden vom Frieden und sie wollen ihn nicht! — Als Beweis aber dafür, daß wir unehrlich seien, sagten sie: wenn die Deutschen ehrlich wären in ihren Friedenswünschen, dann würden sie bestimmte Kriegsziele angeben, dann würde man ganz genau von ihnen wissen: das und das und das wird verlangt. Sie verlangen die deutsche Karte, ohne die ihrige gleichzeitig ausliefern zu wollen. Lloyd George sagt: ich habe ja unsere Friedensziele kundgegeben, die sind unverändert, die habt ihr von mir gehört, ich brauche sie nicht zu wiederholen usw. Es sind aber erstens diese Friedensziele undeutlich. Ferner haben die Veröffentlichungen der russischen Bolschewisten dem Gedächtnis der Franzosen und Engländer in einer für uns nicht wertlosen Weise nachgeholfen (sehr richtig! links), indem sie gezeigt haben, was für geheime Verträge vorhanden sind, und wie neben öffentlichen Bekundungen großer Humanität bis in neueste Zeit noch geheime annexionistische Abmachungen links und rechts über den Rhein hin gemacht worden sind. Naiv rufen sie: Unsere Friedensziele wißt ihr, bitte, sagt die eurigen! Ich will nicht sagen, ob es nicht sehr wünschenswert wäre, noch knapper und allseitiger, als es bisher geschehen ist, über die strittigen Punkte von deutscher Seite aus zu reden. Aber so viel ist sicher: das, was in der Antwort auf die Papstnote vom Reichskanzler, von der Reichsregierung mit Zustimmung der Obersten Heeresleitung unter Zustimmung der Mehrheit des Reichstags im

Digitized by Google

vorigen Jahre als Bekenntnis des Willens der Versöhnung abgegeben worden ist, ist als geschichtliches Dokument klarer als alles das, was die Engländer über Friedensziele uns bisher haben wissen lassen. (Lebhafte Zustimmung im Zentrum und links.) Auf dieses große Dokument wird sich das deutsche Volk immer wieder berufen können. Und wenn dann von unserer Regierung Ausführungen gemacht wurden, wie wir sie gestern hörten, über die Notwendigkeit der eigenen territorialen und kommerziellen Lebenssicherheit, über das freie Meer, über den neuen notwendig wiederkehrenden Weltverkehr und darüber, daß wir unsere Kolonien wiedersehen wollen, nachdem sie tapfer zu uns gehalten haben, solange sie konnten, — wer kann dann mit Wahrheit sagen: die Deutschen verschweigen, was sie wollen? (Sehr gut! im Zentrum und links.) Und wer kann sagen, daß die deutschen Anforderungen an sich übertrieben und unbillig sind? (Erneute Zustimmung im Zentrum und links.) Wenn ein Volk in einer solchen militärischen Lage, wie das deutsche jetzt auf der Westfront ist, während die Hauptstadt des nächsten Gegners die Eisenbahnzüge bereitstellt, um fliehen zu können, sobald die Sturmglocken läuten, daß die Deutschen kommen, — wenn ein Volk in dieser günstigen Lage mit Kriegszielen von solcher Einfachheit auftritt, so kann es der Weltgeschichte gegenüber mit dem guten Bewußtsein des Friedenswillens dastehen. (Bravo! im Zentrum und links.)

Ein gutes Gewissen aber ist das, was wir brauchen, um unser Volk in diesen härtesten Zeiten seines geschichtlichen Daseins zusammenzuhalten. Es gibt in allen Völkern Temperamentsunterschiede, auch Interessenunterschiede, es gibt Unterschiede von alt und jung, und nirgends wird man der Kriegsfrage ganz uniformiert gegenüber stehen können, und nichts wäre falscher, als wollte eine Oberstelle für das ganze deutsche Volk eine Musterauffassung diktieren, die etwa von einer Zentralpressekonferenz aus verbreitet würde, indem die Konferenzleitung mitteilt: das und das habt ihr von heute an über diesen Punkt zu glauben! Wenn man etwas Ähnliches tatsächlich machen wollte, würde man gerade das nicht erreichen, was man wollte. Man würde nämlich jedes Zutrauen zur Ehrlichkeit der öffentlichen Geschäftsführung im ganzen schwächen und nicht stärken. Im Volk muß naturgemäß der eine Teil etwas kriegsoptimistischer sein als der andere, es ist nicht zu vermeiden, daß die einen mehr von der Waffengewalt erwarten und andere mehr vom Kampf der Gedanken um den Frieden. Diese Unterschiedlichkeiten haben wir untereinander zu tragen, und haben sie vertragen. Zeiten hat es zwar gegeben, da hat es in den Zeitungen ausgesehen, als ob wir uns über den Weg zum Frieden nicht verständigen würden, und doch sind wir trotz alles gedruckten Getöses ein Volk, ein Heer geblieben, bleiben es auch weiter und dürfen darum ganz ruhig ohne Furcht vor Mißverständnissen sagen: wie es bei uns in Deutschland verschiedene Gruppen von Auffassungen gibt, müssen wir den gleichen Mischungszustand auch in den Nationen unserer Gegner voraussetzen. (Sehr richtig! links.) Das ist ein wichtiger Satz, so einfach er scheint; denn immer wieder — auch gestern noch in der Rede vom Herrn Grafen Westarp — hörten wir die Generalisierung „die Engländer". (Sehr richtig! links.) Genau so hört man drüben, wie man aus den dortigen Zeitungen sieht, „die Deutschen". Fast alle Tage wird irgend etwas herausgeholt: das haben „die Deutschen" gesagt, das haben die „Engländer" gesagt! Wir sollten stets auf beiden Seiten die Verschiedenheiten beachten! Bei uns in Deutschland ist die Möglichkeit der freien Aussprache noch um etwas größer als in England. (Zurufe: Na, na! bei den Unabhängigen Sozialdemokraten.) — Bitte schön! Die Engländer haben Zensur, und wir haben Zensur! (Erneute Zurufe bei den Unabhängigen Sozialdemokraten.) — Verzeihen Sie, ich habe den Zensurdebatten immer beigewohnt, ich denke darüber, wie die Mehrheit von uns denkt; aber ich muß doch bekennen: bei uns ist es nicht der Fall, daß jemand sozusagen aus der öffentlichen Achtung herausfinkt, wenn er bei Erörterung dieser Dinge frei darüber redet, daß er hinter dem Krieg eine Friedenszeit mit internationalem Verkehr wünscht. Wir Deutschen, obgleich wir verschrieen werden als ein Volk von Sklaven und Untertanen, sind in unserer Praxis noch heute mindestens so frei, wie es die Engländer und weit mehr, als es die Franzosen in diesen kriegerischen Zeiten sind. (Zurufe.) — Amerikaner wohl auch!

Und darum wiederhole ich: in England sind vorauszusetzen — und wir wissen es, daß die Voraussetzung richtig ist — zahlreiche Leute, die nicht vom Lord Northcliffe angestellt sind, auch nicht von ihm täglich beeinflußt und neu geimpft werden, sondern die noch ihren Gedankengang sich selber bilden.

Ich hatte früher Gelegenheit, an dieser Stelle über die menschenfreundliche Handlungsweise der englischen Bischöfe zu reden, die aus christlichem Interesse heraus immer wieder, wiewohl sie kirchliche Bischöfe des offiziellen England sind, von der Notwendigkeit der Feindesliebe gesprochen haben. Wir haben auch früher schon geredet von den Briefen des Lords Landsdowne; wir haben auch geredet von dem, was als Antwort dazu der Prinz Max von Baden hier in Deutschland ausgesprochen hat. Wir müssen nach diesen Beispielen voraussetzen, wenn wir nicht verzweifeln wollen an dem innerlichen Charakter der Menschheit, daß in allen kriegführenden Ländern Menschen, die mitten im Kriege über den Krieg hinausdenken, vorhanden sind. Gewiß: sie leiten heute in England und Frankreich nicht den Staat. Ob die Männer, von denen wir soeben gesprochen haben, je an die Leitung gelangen, — wer weiß das? Darauf kommt es nicht an; aber darauf, daß der Gedanke der Menschlichkeit im stillen weiter wächst und daß jenes Zwiegespräch von Feind zu Feind über die Ideale und Interessen, die unsterblich gemeinsam sind, nicht aufhört. (Sehr gut! im Zentrum und links.) Das ist der Wunsch vor allem auch weiter religiöser Kreise in allen Konfessionen. (Sehr wahr! im Zentrum und links.) Alle Ehrerbietung und Achtung auch vor dem, der um des Kampfes willen seinen religiösen Gedankenkreis so lange einzukapseln versteht, bis der Krieg wieder vorbei sein wird! (Sehr gut! links.) Das sieht er dann als seine vaterländische Pflicht an und beschließt bei sich selbst für so lange eine Unterbrechung der Bergpredigt, bis sie später einmal wiederkommen darf. Aber je länger der Krieg dauert, desto schwieriger wird für alle wirklichen Christen der Zustand der Anpassung, die darin besteht, daß man aus dem Evangelium nur das herausnimmt, was von Pflicht und Dienst und Opfer und blutigem Tod gesprochen wird, nicht aber hinzunimmt, was in den heiligen Urkunden gesprochen wird über die innere Haltung gegenüber dem Feind und gegenüber der Menschheit im ganzen. Das erträgt der Glaube nicht leicht vier Jahre durch. (Sehr richtig! bei der Fortschrittlichen Volkspartei und im Zentrum.) Wer als evangelisch oder katholisch — und beides gibt's bei unseren Feinden wie bei uns — die inneren Stimmungen der religiösen Kreise mitfühlend kennt, der weiß, wie überall ein Fragen besteht. Es kommt drängend, fast lallend, aber es kommt aus unzähligem Volke heraus die Frage: Wie verhält sich denn nun dieser langgewordene harte Krieg zu allem, was man uns Weihnachten, Ostern und Pfingsten seit unserer Kindheit vorgetragen hat? (Sehr gut! links.) Es wachsen die Fragen der tieferen Seelen, die im Krieg auch noch leben wollen. Je länger der Krieg dauert, desto mehr regt sich und wächst auch eine Verbindung des gegenseitigen Mitleidens. Es haben viele Eltern und Gattinnen ihre Gedanken in Feindesland bei den Gräbern derer, die von uns drüben tot liegen. Wir denken an unsere Brüder, die drüben gefangen sind. Die Gefangenenfürsorge auf beiden Seiten ist etwas, was zwar nicht die Staatspolitik unmittelbar ändert, was aber doch allmählich Völker wieder verbindet. Mit welchem Interesse ist in unzähligen Familien die verdienstvolle Arbeit von General Friedrich begleitet worden (sehr wahr! links und im Zentrum), als er jene Abmachungen mit den Franzosen traf! Es wurde möglich; erst schien es unmöglich. Das Menschliche war groß genug mitten im Krieg. Jetzt beginnen die Verhandlungen mit den Engländern im Haag. Wir hoffen, daß sie ähnlich auslaufen. Wir erkennen, daß wir Deutschen die Gefangenen von draußen im Sinne von General Friedrich gut behandeln müssen, damit wir die Gegner auffordern können, dasselbe an den gefangenen Deutschen zu tun. Wir wissen, daß zwar auch Zwangsmaßregeln unter Umständen nötig gewesen sind. Aber die Menschen werden durch die Völkerwanderungen des Krieges so bunt untereinander gemischt, daß an die Stelle alter abgebrochener Beziehungen durch Gefangenschaften und Tod neue internationale Verbindungen wie von selber sich anknüpfen, sozusagen als erste

Digitized by Google

leichte Wellen neuer Bewegungen der Annäherung. (Sehr gut! links.)

Das kann man alles zunächst politisch mißachten und sagen: Die Kanone spricht, und das Gemüt ist gleichgültig! Und doch ist das Gemüt der Menschen oft noch ebenso stark gewesen als alle Kanonen. (Sehr wahr! links und im Zentrum.)

Die Welt lebt bei aller Politik nicht von der Politik allein! (Sehr richtig! links und im Zentrum.) Gestern hat Herr Graf Westarp in seiner Rede mit der Deutlichkeit, die ihn auszeichnet, ausgesprochen: Es gibt nur die eine große Frage: deutsche Herrschaft oder englische Herrschaft? Von dieser einen großen Frage aus müssen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beurteilt werden; denn von ihr aus müsse schon die Frage nach der Schuld des Krieges festgestellt werden. (Zuruf rechts.) — Gut, deutsche Freiheit! Ich habe keine Neigung, etwas anderes zu sagen, als was Sie selbst gestern gemeint haben. Sie sagen doch: Hier handelt es sich um einen Wettkampf auf Tod und Leben. (Zustimmung rechts.) Jeder nennt das, was er selber verteidigt, seine Freiheit, und das, was der andere verteidigt, nennt er Macht. Wir nennen unser Ideal Freiheit und das englische nennen wir Macht; der Engländer bezeichnet es umgekehrt. (Zuruf rechts.) Sie sagen, Herr Graf Westarp, daß Sie so objektiv nicht sein könnten. Gut! Ich wollte eben jemand beschreiben, der sich zu dieser Objektivität nicht aufschwingt (Sehr gut! links), und darum rede ich von dem, was Sie gestern hier ausgeführt haben; daß man auch eine rückwärts liegende Frage wie die nach der Schuld des Krieges unter dem Gesichtspunkt beurteilt: wie paßt die Beantwortung in die jetzige Kampflage hinein? Ich denke aber darüber genau so, wie es der Herr Reichskanzler vorhin gesagt hat. Die Frage der Schuld des Krieges ist etwas für Privatdozenten, wenn sie aus dem Felde nach Hause kommen. Das können wir jetzt alle miteinander nicht ausmachen. Das ist sozusagen eine Aktengeschichte. Ob der Russe mehr schuld war oder der Engländer, ob es die sonstige Situation war, der Krieg ist gekommen. Die Engländer haben ihn vorbereitet, die Russen haben ihn durch ihre vorzeitige Mobilmachung ausgeführt. Wir haben keine Veranlassung, die Vergangenheit zu korrigieren um gegenwärtiger Absichten willen. Das tendenziöse Verfahren hilft ja auch heute bei keinem Menschen mehr etwas. Es hilft auch bei keinem Neutralen mehr etwas. Was haben wir niedergegossen von solchen Erklärungen über die Neutralen! Es ist alles vergeblich gewesen, sondern sie richten ihre Augen auf die Wirklichkeit und sehen als Realität, daß aus der Menge der kämpfenden Völker die zwei großen Zentralstellen sich streitend in die Höhe heben, England und Deutschland.

Nun wird gesagt, das sei der Schicksalskampf, der so lange fortgesetzt werden müsse, bis eine dieser Mächte tot ist. Wie aber, wenn sie nun beide halbtot sind, was wird denn dann? (Sehr gut! links.) Wenn sie sich so aneinander herunterarbeiten, daß keiner von ihnen mehr saniérbar ist, was wird denn dann aus ihnen und der übrigen Welt? Was für einen Zweck hat denn dieser Sieg, wenn der siegende Teil sich auch nur noch gebrochen vom Kampffelde zurückziehen kann? Man sage nicht, daß das Übertreibungen sind! Ich will nicht mit Zahlen hier hervortreten. Die meisten von Ihnen kennen die Ziffern und wissen, um was es sich handelt, und wissen, was die Frage bedeutet, ob wir aus dem Kriege gesund wieder auftauchen, ob wir noch ein starkes Volk herausbekommen. Wir bedenken, wo die Kinder sind, die man später in die Rekrutierung der siegreichen Heere nach soundso viel Jahren hineinstellen will (sehr richtig! links), wo nachher die Mittel sind, um das Zerbrochene wieder zu bauen. Ebenso aber fragen sich alle Verständigen in allen beteiligten Staaten. Werden dann nicht die, die sich eben auf den Tod bekämpft haben und beide lädiert sind, unter dieser Lage schwer seufzend sich nachher sagen: alles, was wir mit Kriegsfortsetzung gewinnen konnten, war kleiner als das, was wir sicher verloren? (Sehr richtig! links.) Diese Gedanken darf man in aller Ruhe und unbeschadet aller Tapferkeit durchaus ausführen, denn solche Gedanken hat bei uns der einfache Mann auch. Er überlegt sich aus sich heraus, wie es sein wird, wenn er später wieder zu seinem Geschäfte heimkehrt. Dann beginnt hinter dem Krieg eine neue Periode; die kann ein Frühling sein, die kann ein Herbst sein. Ob sie Frühling sein wird oder Herbst, hängt davon ab, an welchem Zeitpunkt Europa Schluß macht mit diesem Kampfe. (Sehr richtig! links.) Das ist nichts Flaues oder Weichliches. Solange der Schluß nicht kommt, wird weitergekämpft. Es führen Generale und Staatslenker; die Staatslenker wechseln, und einmal wird diese ganze Gesellschaft, die jetzt heldenhaft die Kämpfe führt, das Ende ihres Lebens finden und begraben werden. Dann aber wollen die Völker immer noch weiter leben, und dann werden sie rückwärtsblickend auf diejenigen schauen, die damals den Zeitpunkt des Friedens hinausgeschoben haben, so wie man seinerzeit bei dem Dreißigjährigen Kriege immer von neuem zu verhandeln versucht hat, und hat doch nicht mit Energie verhandelt. Damals entstand maßloses Elend, weil die Kraft, Frieden zu schaffen, die Schöpfungskraft der Politik zu klein war für die großen Probleme der damaligen Gegenwart. (Sehr gut!) Das Volk in seiner Masse ist nicht diplomatisch, kann es nicht sein, denn es kann dem fachmännischen Aktenwerk nicht genau folgen. Das Volk in seiner Masse ist auf Vertrauen angewiesen. Es vertraut dem Auswärtigen Amt und vertraut dem Deutschen Reichskanzler, indem es sagt: die werden es schon machen! (Zuruf von den Unabhängigen Sozialdemokraten.) — Etliche vertrauen auch nicht —, aber die Menge kann gar nichts anderes tun, als ihre Hoffnung auf die Männer zu setzen, die die Verantwortung tragen. Das Volk muß glauben können, daß die Männer, denen die ungeheure Last auferlegt ist, ihr Amt benutzen, daß aus dieser Zeit heraus für uns die Sanierungsmöglichkeit bleibt. Wenn sie aber das für uns tun, so tun sie es für ganz Europa mit. Was nützt es der Menschheit des Erdteils, wenn wir uns in Europa gegenseitig aufzehren? Rußland ist zerbrochen im Zittern des Krieges, unsere Freunde in Österreich-Ungarn haben schwer zu ringen, wie jeder weiß. Wie steht es mit Frankreich, wie steht es mit Italien? Das ist das Erzittern unseres lieben, alten Erdteils. Aus dem Erdteil der alten Kultur steigt jetzt etwas wie ein hunderttausendfältiges Bitten an die Staatslenker auf: ihr sollt kämpfen, solange ihr kämpfen müßt, aber ihr sollt nicht glauben, daß mit den militärischen Mitteln allein alles gemacht werden kann! Neben das militärische Mittel, das in seiner gewaltigen Wucht wirkt, gehört der Geist, der Gedanke, das Gewissen der Völker, der Wille und Verstand, der in die Zukunft hineinblickt. Wenn unsere Bevölkerung, wenn unsere Soldaten genau wissen, daß die absoluteste verantwortliche Gewissenhaftigkeit vorhanden ist, dann können Sie auf sie rechnen bis zur unendlichen Hingabe. Die Menge will folgen, aber sie will nicht zu Experimenten benutzt werden. (Bravo!) Weil sie Vertrauen in diesem tiefen Sinne hatten, haben unsere Soldaten draußen so Großes geleistet. Warum haben sie bis jetzt das Unglaubliche ausgehalten, so daß wir vor unserem eigenen Volke in Bewunderung stehen? Weil dieses Volk voll Vertrauen, Glaube und Hoffnung war, die nicht enttäuscht werden dürfen. Alle militärische Sicherung ist ihrem Wesen nach moralisch. (Lebhaftes wiederholtes Bravo links.)

J. Jastrow / Die „spießbürgerlichen" Hellenen

Der Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Dr. J. Jastrow, schickt uns die nachstehenden Anmerkungen zu Naumanns Aufsatz „Es lebe das Volk".

Soll ich, was mir Naumanns neuester Aufsatz schwer aufs Herz gelegt hat, an den Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums schicken oder an Naumann selbst? Ich denke: an ihn selbst. Er ist gerecht. Und er wird es bleiben, auch wenn es gegen ihn geht.

‚Wanderer kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befiehlt. Auch abgesehen von diesem spießbürgerlichen Nachsatz ‚wie das Gesetz es befiehlt', wievielmal solcher Dreihundert gibt es bei uns, die nicht deshalb sterben, weil es gesetzlich befohlen ist, sondern weil sie selbst ihr Vaterland höher schätzen als das eigene Leben.' (Naumann: Es lebe das Volk! In Hilfe Nr. 25.)

Digitized by Google

Es ist wahr, die Griechen verstanden sich auf die Weltreklame. Vor Leonidas und nach ihm hat man sich für sein Vaterland totschlagen lassen, ohne den gleichen Nachruhm zu finden. Es kann nichts schaden, wenn man uns ab und zu daran erinnert, daß die Alten nicht auf dem hohen Piedestal standen, auf dem sie uns erscheinen. Aber „spießbürgerlich?" Eine Inschrift, die ganz Hellas mit Andacht las, spießbürgerlich? Und das gesagt in einer Zeit, die ohnedies schon die humanistische Bildung verächtlich behandelt? Soll der tote Löwe noch am Fell gezupft werden? Ὦ ξεῖν' ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῇδε Κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι. Den Spartanern in der Heimat soll der Wanderer die Kunde bringen, die zu bringen kein Bote übriggeblieben war: „Daß wir hier liegen, ihren Gesetzen gehorsam." Das ist an sich schon etwas anderes, als das allerdings etwas Aktenmäßige „wie das Gesetz es befiehlt". Aber was sind diese rhemata, die hier als die Gesetze genannt werden? Das feststehende griechische Wort für Gesetz ist νόμος. Mit ῥήματα = Worte, Sprüche, Aussprüche sind die Satzungen gemeint, in denen der Spartaner die Weisheit seines Lykurg verehrte und befolgte. Die Toten sagen den Lebenden: Euren Gesetzen gehorsam liegen wir hier in der Ferne. Noch im Tode eint uns mit euch die Treue gegen das gemeinsame Band. Schöner könnte da, was Naumann als Gesinnung unserer Feldgrauen rühmt (und mit ihm wir alle) nicht ausgedrückt werden. Jene rhemata sind für den Spartaner nicht das Gesetz, das ihm etwas befiehlt. Sie sind seine Lebensordnung, seine Lebensluft, außerhalb deren es kein Spartiatentum gibt. Und — ich appelliere an den alten Theologen in Naumann — wenn die Makkabäerscharen sich totschlagen lassen, weil sie dem Gesetze Mosis gehorchen wollen, — wird er auch das als „spießbürgerlich" bezeichnen wollen? Das Gesetz Lykurgs ist nicht weniger heilig als das Gesetz Mosis. Und darum übersetzte Cicero mit Recht: Dum sanctis patriae legibus obsequimur.

Die Inschrift, so wie wir sie besitzen, kann nicht von den Spartanern selbst herrühren. Sie zeigt nicht dorische, sondern attische Mundart. Sie bringt zum Ausdruck, wie Athener sich spartanische Gesinnung dachten, was sie sich als Höchstes in der Gedankenwelt spartanischen Heldentums vorstellen. Ich will mich hier nicht etwa als Philologen aufspielen. Ich habe die Verse nur so hergesetzt, wie ich sie einstmals als Sekundaner auswendig lernte. Wenn ich mich weiter recht erinnere, gilt Simonides als ihr Verfasser. Jener Simonides, der berühmt dafür war, daß er es verstand, seine Muse im Sinne anderer dichten zu lassen (ja als Gelegenheitsdichter es nur zu gut verstanden haben soll). Heiligkeit der gemeinsamen Lebensordnung, Treue den rhemata der Altvordern im Tode wie im Leben, das war das Bild der Spartiatengemeinde, wie sie den anderen Hellenen in irdischer Erhabenheit erschien. Und wenn die deutsche Übersetzung statt alles dessen nur eine flache, nüchterne Motivierung ahnen läßt, beweist das etwas anderes, als daß eine Übersetzung den Schmelz des Hellenentums nicht widergeben kann, — auch nicht, wenn der Übersetzer ein Schiller ist!

Karl Muthesius / Aufstieg und Volksschule

Der Aufsatz von Dr. Gertrud Bäumer über Aufstieg und Arbeitsorganisation in Nr. 22 der „Hilfe" ist bezeichnend dafür, daß in der Frage des Aufstiegs der Begabten allmählich eine andere Auffassung Platz greift. Die an freudige Erregung grenzende Zustimmung, die das Schlagwort namentlich in der Schulwelt gefunden hat, erklärt sich daraus, daß die allseitig zugegebenen Mängel unseres Schulaufbaues in dem suggestiven Lichte dieses Schlagwortes besonders grell hervortreten. Aber der Rausch beginnt zu verfliegen; wir besinnen uns darauf, daß wir eine starke Einseitigkeit begehen, wenn wir die Frage lediglich als Schulfrage auffassen, ja, daß wir sie vielfach schon als Schulfrage zu einseitig aufgefaßt haben. Die volkswirtschaftliche Seite der Frage mit all ihren schwerwiegenden Folgerungen kommt uns zum Bewußtsein, wir lernen auf die Grenzen und Schranken achten, die in dem Stand unserer Wirtschaft liegen, den wir zunächst als etwas Gegebenes und Unabänderliches anzusehen haben. Es steigen Bedenken auf gegen die Art und die Mittel der Auslese, Bedenken gegen die rein intellektualistische Auffassung, die sich in den bisher vorgeschlagenen Wegen der Förderung der Begabten zeigt. Daß Übergangsmöglichkeiten von der Volksschule zu den höheren Schulen geschaffen werden, ist gewiß durchaus wünschenswert. Aber wie schon darin bei weitem nicht die Lösung der ganzen Aufgabe gesehen werden kann, so sind diese Übergangsmöglichkeiten selbst, in deren Herstellung jetzt viele große Städte einen an sich gewiß nur erfreulichen Wetteifer entfalten, vom Standpunkt der Schulorganisation aus betrachtet, nur ein Notbehelf, entstanden aus den Mängeln des gegenwärtigen Schulaufbaues. Die Kluft, die bedauerlicherweise Volksschulen und höhere Schulen trennt, wird nicht ausgefüllt durch Anschluß- oder Übergangsklassen, die immer ein Fremdkörper im Gefüge des Volksschulwesens bleiben werden. Das kann nur geschehen durch einen großzügigen Neuaufbau unseres gesamten Bildungswesens mit dem Ziel der inneren Vereinheitlichung, durch eine Neuordnung, in der die einzelnen Schulgattungen nicht als nach Wesen und Zweck verschieden und also als gänzlich voneinander abgesonderte Bestandteile erscheinen, die nur durch künstlich angelegte Brücken für einzelne besondere Zwecke notdürftig miteinander in Verbindung gebracht werden können, sondern als Glieder eines Gesamtkörpers, die verbunden sind durch das einheitliche gemeinschaftliche Hauptziel der geistigen und menschlich-sittlichen Bildung und Höherentwicklung. Innerhalb einer solchen Organisation könnten Eigenart und Eigenwert einer jeden Schulgattung vollständig gewahrt bleiben, aber alle einzelnen Gattungen hätten sich in ihren besonderen Plänen und Zielen zu richten nach dem gemeinschaftlichen Hauptziel und den Abschattierungen, die es durch die Bedürfnisse der Gegenwart erhält, während man bei den Übergangsmöglichkeiten, wie sie jetzt vielfach geschaffen werden, die höheren Schulen als „Rührmichnichtan" behandelt und in einseitiger Weise den Volksschulen eine Anpassung an jene ansinnt.

In einer derartigen einheitlichen Schulorganisation würde die Volksschule eine Hebung ihrer ganzen Lage erfahren; ja, die Lösung des Gesamtproblems würde am zweckmäßigsten eingeleitet werden, wenn man hier den Hebel ansetzen wollte. Das würde bedeuten, die Gesamtaufgabe von ihrer natürlichen Grundlage aus in Angriff nehmen, womit zugleich ihre volkswirtschaftliche Seite am sichersten zur Geltung käme.

In diesem Zusammenhange sind die Pläne zweier Großstädte zu begrüßen, die sich auf den weiteren Ausbau der Volksschule richten.

In Hamburg hat der Senat unterm 11. Januar der Bürgerschaft den durch eine Denkschrift der Oberschulbehörde ausführlich begründeten Plan zu einer Weiterentwicklung des Volksschulwesens vorgelegt. Er ist ein wesentlicher Teil des inzwischen veröffentlichten neuen Unterrichtsgesetzentwurfs und bezweckt, eine den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Gestaltung der Volksschule, die es ermöglicht, auf bereiteter Grundlage den Tüchtigen nach Anlage und Neigung die Möglichkeit zur Erweiterung ihrer Bildung zu eröffnen und ihnen dadurch den Zutritt zu gewissen Berufen zu erschließen, die jetzt nur auf dem Wege über die höhere Schule zugängig

Digitized by Google

sind. „Ein Mangel der jetzt bestehenden Volksschulorganisationen besteht darin, daß sie die Vielseitigkeit der Neigungen und Veranlagungen wie auch die Anforderungen, die durch den künftigen Beruf bestimmt werden, nicht ausreichend berücksichtigt. Schülern, die namentlich auf sprachlichem Gebiet eine stärkere Veranlagung aufweisen, und die sich Berufen zuwenden, in denen die Kenntnis fremder Sprachen erwünscht ist, bietet die Volksschule jetzt nicht die Möglichkeit, ihre besondere Veranlagung zu entfalten. Die große Mehrzahl derer aber, die mehr praktisch-technisch veranlagt sind, leidet unter dem Vielerlei des Lehrplans und unter dem Fehlen jeder Möglichkeit, die Hand zu üben.“ Es entsteht daher die Aufgabe, die Bildungsziele nach Art und Maß so zu bestimmen, daß die Volksschule den Bedürfnissen beider Gruppen besser als bisher gerecht zu werden vermag. Das kann nur geschehen durch eine sinngemäße Gliederung. Der Hamburger Entwurf sieht deshalb vor, daß nach einem vierstufigen gemeinsamen Unterbau eine Verzweigung in einen vierstufigen deutschen Zug (D-Zug) und einen fünfstufigen fremdsprachlichen Zug (F-Zug) eintritt. Der F-Zug soll das Bildungsziel der voll ausgebauten preußischen Mittelschule erhalten und insbesondere zwei fremde Sprachen (Englisch vom fünften Schuljahr an, dazu Französisch vom siebenten Schuljahr an) pflichtgemäß betreiben. Er bildet zusammen mit dem vierjährigen Unterbau eine neunstufige Volksschule und ist zunächst bestimmt, die Kinder aufzunehmen, die nach dem Erziehungsplan ihrer Eltern eine über die Ziele der achtstufigen Volksschule hinausgehende allgemeine Bildung erwerben sollen und für ihren voraussichtlichen späteren Beruf die Kenntnis fremder Verkehrssprachen nötig haben. Zugleich soll er besonders begabten Kindern den Übergang in die höheren Schulen von einem späteren Schuljahr aus ermöglichen.

Der D-Zug ist ohne fremdsprachlichen Unterricht, erstrebt aber dafür eine gründlichere Schulung in Deutsch, Geschichte, Rechnen, Naturkunde und Zeichnen, namentlich auch im Handfertigkeitsunterricht, der für die drei oberen Knabenklassen als Pflichtfach eingeführt wird. Mit Recht wird betont, daß bei einer derartigen Gestaltung des Lehrplans der D-Zug Bildungswerte und Bildungsziele enthält, die ihn dem F-Zug gegenüber durchaus nicht als minderwertig erscheinen lassen. Durch die Pflege der auf praktische Betätigung gerichteten Neigungen und Begabungen sei er berufen, eine bedeutungsvolle Aufgabe in der gewerblichen und industriellen Entwicklung Hamburgs zu erfüllen. Verschiedene Möglichkeiten einer Weiterentwicklung sind vorgesehen: einem Teil der Schüler des D-Zugs kann durch wahlfreie Kurse die Kenntnis einer Fremdsprache vermittelt werden; Schüler des F-Zuges können vom Unterricht in der zweiten Fremdsprache entbunden werden und dafür am Handarbeitsunterricht teilnehmen; im Bedarfsfalle kann der D-Zug später ebenfalls neunstufig ausgebaut werden.

In ähnlicher Richtung bewegen sich die Schulpläne der Stadt Köln. Nach einer kürzlich erschienenen Denkschrift der städtischen Verwaltung hat dort ein Sonderausschuß, der sich aus Direktoren und Lehrern aller Schulgattungen, daneben aber aus Vertretern der Kaufmannschaft und Industrie, des Gewerbe- und Handwerkerstandes und der Arbeiterkreise zusammensetzte, in eingehenden Beratungen Vorschläge über die Umgestaltung des Schulwesens zusammengestellt, die die Billigung des Magistrats gefunden haben. Danach soll zunächst — eine sozialpädagogisch wichtige und begrüßenswerte Maßregel — der Kindheit im vorschulpflichtigen Alter besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden, um sie schulfähiger zu machen als bisher. Im letzten Jahre vor der Einschulung sollen die Kinder in Kinderbewahranstalten eine erhöhte erziehliche Sorgfalt erfahren, um die Arbeit der Schule dadurch zweckentsprechend vorzubereiten. Schulpflichtige, aber noch nicht schulreife Kinder will man durch Einrichtung von Schulkindergärten, deren Besuch später pflichtmäßig gemacht werden soll, zum Eintritt in die Schule befähigen. Zur Ausbildung und beruflichen Weiterbildung von Schulkindergärtnerinnen sind Vorkehrungen getroffen. In der Volksschule selbst werden die Klassen für normal befähigte Schüler durch Ausscheidung der minder befähigten und schwachsinnigen, die beide wiederum in getrennten Klassenzügen unterrichtet werden, entlastet. Die normal Befähigten erhalten erweiterten und vertieften Unterricht, insbesondere im schriftlichen Gedankenausdruck, im bürgerlichen Rechnen und Linearzeichnen. Die Einführung des Knabenhandfertigkeitsunterrichts in allen Schulen wird befürwortet. Um begabten Volksschulkindern eine noch weitergehende Bildung für das praktische Leben sowie die Möglichkeit des Übergangs in höhere Schulen zu gewähren, können sie in den drei letzten Schuljahren entweder zum unentgeltlichen Besuch der Mittelschule zugelassen oder in an die Volksschule angeschlossenen Sonderklassen zusammengefaßt werden, die nach dem Lehrplan der entsprechenden Mittelschulklasse unterrichten. Nach erfolgreichem Besuch dieser Sonderklassen können den Schülern Freistellen in der ersten Klasse der Mittelschule gewährt werden. Schüler der Sonderklassen und der Mittelschule, die nach Feststellung der Schulverwaltung hervorragende Begabung für das Studium zeigen, sollen auf Antrag der Eltern während des achten und neunten Schuljahrs durch Sonderkurse zum Eintritt in die Untersekunda einer höheren Schule vorbereitet werden. Als Voraussetzung für den Eintritt in die unterste Klasse einer höheren Knabenschule soll grundsätzlich der vierjährige erfolgreiche Besuch der Volksschule gelten. Neue Vorschulen werden nicht gegründet, der Abbau der bestehenden beginnt, sobald die beabsichtigte Hebung der Volksschule und ihrer Leistungen eingetreten ist.

Um den Bildungserwerb soweit als möglich vom Besitz unabhängig zu machen, erhalten in Hamburg wie in Köln in allen für die Weiterführung des Unterrichts vorgesehenen Sonderklassen und Schulen die befähigten Kinder Freistellen, sowie ihre Eltern nötigenfalls ausreichende Erziehungsbeihilfen. Leider hat sich Hamburg nicht entschließen können, das Schulgeld an den Volksschulen überhaupt zu beseitigen — schade, daß dieses unsoziale Merkmal dem Entwurf anhaftet, der im übrigen wertvolle sozialpädagogische Ideen verwirklicht.

Beide Pläne, die hier nur in ihren Grundzügen übersichtlich gekennzeichnet worden sind, beginnen den Neubau des Unterrichtswesens am Grunde der Bildungspyramide, an der Volksschule. Daß diese innerhalb des gesamten Schulorganismus selbständige und eigenartige Aufgaben zu erfüllen habe, ist der Grundgedanke, auf dem beide Entwürfe ruhen. Namentlich in der Hamburger Vorlage wird wiederholt die Eigenart und der Eigenwert der Volksschule nachdrücklich betont. Übergangsmöglichkeiten auf höhere Schulen werden zwar in beiden Schulplänen auch erschlossen, aber das gibt ihnen nicht ihr eigentliches Gepräge. Die Kölner Denkschrift berichtet, daß in den Verhandlungen des Ausschusses mehr und mehr der sozialpädagogische und sozialethische Gesichtspunkt in den Vordergrund getreten sei, nicht

Digitized by Google

nur der verhältnismäßig geringen Anzahl von Begabten den Aufstieg zu ermöglichen, sondern durch die Hebung der gesamten Volksschule und ihrer Leistungen die Bildung des ganzen Volkes auf eine höhere Stufe zu bringen. Als Ziel sei immer deutlicher erkannt worden, der breiten Masse aller derer, für die die Volksschule die einzige Bildungsstätte ist und bleiben wird, durch planmäßigen Ausbau der bestehenden Einrichtungen zur Vertiefung und Erweiterung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten zu verhelfen.

So wird in beiden Entwürfen das Gesamtproblem von der richtigen Seite angefaßt, von dem Bildungsbedürfnis der breiten Volksmasse. Hebung der allgemeinen Volksbildung, Entbindung der in den breiten Schichten des Volkes schlummernden Kräfte, damit sie sich vor allen Dingen in dem ganzen Umkreis der für das Gesamtgebiet der nationalen Arbeit so ungemein wichtigen werktätigen und Werte schaffenden Betätigung ungehemmt und bis zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickeln und auswirken können: das ist der hier in den Vordergrund gerückte Zweck.

Mit jedem derartigen Schritt gehen wir der Verwirklichung der recht verstandenen Idee der Einheitsschule entgegen: Lösung des jetzt bestehenden unheilvollen Zusammenhanges von Bildung und Besitz, innere Vereinheitlichung aller Bildungsveranstaltungen, verbunden mit weitgehender Gliederung in Rücksicht auf Art und Höhe der Befähigung in engem Anschluß an die „Individuallage" der Bildungsuchenden. Wir nähern uns damit dem Fichteschen Ideal einer Geisteskultur, „die keinen Pöbel mehr kennt, die zwar nicht die gleiche Bildung aller in sich schließt, wohl aber die gleiche Möglichkeit für alle, zu einer ihren besonderen Kräften und Neigungen entsprechenden Bildung zu gelangen".

Wiechula / Die Lebensmittelerzeugung unter Ausnützung des fließenden Wassers

Lebensmittel können nur durch Bodenproduktion (Landwirtschaft und Gartenbau) erzeugt werden. Alles andere ist nur Umgestaltung der Nahrungsmittel, wobei mehr oder weniger Nährstoffe wieder verlorengehen. Um die Lebensmittel zu vermehren, gibt es zwei Wege. Erstens alle Bodenflächen, die noch nicht zur Lebensmittelerzeugung benutzt werden, wie Moor und Heideland, in Kultur zu bringen, womit man auch bereits eifrig beschäftigt ist, und zweitens den schon in Kultur befindlichen Boden einer höheren Kultur zuzuführen. Soviel Verständnis man der ersteren Methode entgegenbringt, so wenig ist der Allgemeinheit die letztere bekannt, und doch ist gerade sie es, die viel leichter und schneller zum Ziele führt.

Bekanntlich kann der intensive Gartenbau dem Boden ein Mehrfaches, wenn nicht gar ein Vielfaches von den Erträgen abgewinnen, die die Landwirtschaft erntet, und damit ist zunächst der Beweis erbracht, daß der Boden überhaupt in der Lage ist, mehr hervorzubringen, als die Landwirtschaft ihm entnimmt. Sehen wir nun von der besseren Bezahlung, die man für Gartenfrüchte erhält, ganz ab und beachten nur die Nährwerte, die der Gartenbau hervorbringen kann, so sind auch diese unvergleichlich viel höher als die der Landwirtschaft. Diese Tatsache wird meistens kurzerhand damit abgetan, daß man sagt, das ist eben Gartenboden und das andere nicht. Es gibt wohl von Natur aus gute und schlechte Böden; aber der gute Boden wird nur zum kleinsten Teil für Gartenbauzwecke verwendet, während anderseits sehr viel schlechter Boden in blühendes Gartenland verwandelt wurde. Will man also durch obige Bemerkung sagen, daß Gartenland immer ein ertragfähiger Boden ist, so gibt man damit nur zu, daß diese Ertragfähigkeit in den meisten Fällen der menschlichen Arbeit zu verdanken ist.

Die menschliche Tätigkeit also ist es, die dem Boden die höhere Ertragfähigkeit verleiht, und diese besteht der Landwirtschaft gegenüber in erster Linie in der Bewässerung. Der Gärtner macht sich insofern von den Witterungsverhältnissen unabhängig, als er dem Boden in trockenen Zeiten Wasser zuführt, was der Landwirt nicht tut und nach kapitalistischen Prinzipien aus bestimmten Gründen nicht tun kann. Die Bewässerung der Gärten mit der Gießkanne verlangt aber viel menschliche Arbeitskraft, die, in Geld umgerechnet, ein gewaltiges Nationalvermögen ausmacht. Dazu kommt, daß diese Arbeit in wirklich trockenen Zeiten meistens nur unzulänglich durchgeführt werden kann, und mancher Gartenbaubetrieb ist schon um dessentwillen wieder eingestellt worden. Würde man diese zeit- und kraftraubende Arbeit auf mechanischem Wege ausführen, dann würde man weit größere Flächen der intensiven Bewirtschaftung zuführen und damit die Lebensmittelerzeugung bedeutend umfangreicher gestalten können.

Bei dieser Mechanisierung der Bodenbewässerung kommt uns die fließende Eigenschaft des Wassers sehr zustatten. Von einer höheren Stelle abgeleitet, fließt es durch Kanäle, Gräben und Rinnsale dahin, wo der Mensch es zu verbrauchen wünscht. Ohne Betriebskraft kommt es immer und unerschöpflich aus den Gebirgen heruntergeflossen, um auf dem Wege durch Deutschland das Meer zu erreichen. Auf diesem Wege hat es mehrere hundert Meter Gefälle, welche, zweckmäßig in Wasserstufen aufgelöst, es ermöglichen würden, das Wasser viele Male hintereinander zur Bewässerung der deutschen Ackerkrume zu verwerten.

Nach den Berechnungen von Professor Intze reicht das in Deutschland zu Tal fließende Wasser bei einmaliger Benutzung schon aus, um dem gesamten Ackerland Deutschlands eine 520 Millimeter starke Wasserhöhe zuzuführen, was als Jahresbewässerungsstärke reichlich genügt. Da nun eine vielfache Wiederholung der Bewässerung mit demselben Wasser stattfinden kann, so ergibt sich daraus, daß ein kleiner Teil des deutschen Flußwassers genügt, um die selbsttätige Bewässerung des gesamten Ackerlandes durchzuführen.

Diese Gesamtbewässerung ist ein ideales Ziel, welches indessen erst in Jahrhunderten erreicht werden dürfte und daher für den Augenblick weniger interessiert als das, was sofort durchgeführt werden kann. Die sofortige Durchführung dieser Maßregel läßt sich fast an allen kleinen fließenden Gewässern, Bächen und Quellen sowie an allen schon bestehenden Staudeichen und Talsperren und an den meisten Kanälen erreichen. An all diesen Gewässern befinden sich mehr oder weniger nahe angrenzende Ländereien, die unter dem schon bestehenden oder leicht anzustauenden Wasserspiegel liegen und daher ohne Umstände bewässert werden können. Große Flächen Landes lassen sich so in ein bis zwei Jahren bewässerungsfähig und damit einer viel höheren Lebensmittelerzeugung dienstbar machen.

Aber mit der Bewässerung allein ist es nicht abgetan. Mit ihr muß die im Gartenbau nun einmal unentbehrliche Arbeitsintensität Hand in Hand gehen. Diese durch Lohnarbeiten zu erreichen, dürfte jetzt weniger denn je durchführbar sein. Dagegen kann man nach anderer Richtung hin zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Die jetzt so stark in den Vordergrund tretenden Kleinsiedlungen weisen uns dazu den Weg. Die Kleinsiedler mitsamt ihren Familienmitgliedern sind die besten Gartenarbeiter. Legt man ihre Kleinsiedlungen da an, wo sich solche selbsttätige Bewässerungen von Natur aus durchführen lassen, so erspart man ihnen die zeitweise fast unmenschliche Gießkannenarbeit und die Gesamtheit schafft sich ein dankbares Heer von Gartenarbeitern. Wie sich das in seinen Einzelheiten durchführen läßt, geht aus der Broschüre hervor, die unter dem Titel „Die Kleinfarm als Wirtschafts-, Erwerbs- und Kriegerheimstätte" (Preis 1,80 M.) im Verlag Kleinfarm-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Friedenau, Rembrandtstr. 1, erschienen ist, hervor.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Das Arbeitskammergesetz begegnet in der Ausschußberatung, wie vorauszusehen war, großen Schwierigkeiten. Die 13 Arbeitervertreter des Ausschusses (8 Sozialdemokraten, 4 Zentrumsmitglieder und 1 deutsche Fraktion) bemühen sich nach Kräften, ihren gemeinsamen Gewerkschaftsentwurf durchzubringen. Mit volksparteilicher Unterstützung hatten sie die örtliche statt der fachlichen Grundlage der Arbeitskammern durchgesetzt, mußten aber dann, einem bestimmten „Unannehmbar" der verbündeten Regierungen gegenüber, geschehen lassen, daß neben der örtlichen auch die fachliche Kammer vorgesehen werden soll. Wir werden also ein Zweikammersystem erhalten, wobei vorläufig die Regelung so gedacht ist, daß alle Arbeitnehmer örtlich und besondere Gruppen außerdem auch fachlich zusammengeschlossen werden. Die Regierung hat sich vorläufig aus taktischen Gründen damit abgefunden, hofft aber für die zweite Lesung noch auf eine Umkehr dieser Regelung, so daß die fachliche Gliederung die allgemeine Grundlage, die örtliche nur eine Ausnahme bildet. Schwere Kämpfe gab es auch bei der Frage der Einbeziehung der Landarbeiter. Die Regierung wollte sie nicht in Arbeitskammern, sondern in zu reformierende Landwirtschaftskammern hineinheben. Der Ausschuß stellte sich aber schließlich einmütig auf den Boden eines volksparteilichen Vermittlungsantrags, der die Landarbeiter in Fachkammern zusammenfassen will. Nur die Konservativen enthielten sich, nachdem ihre Empfehlung der Landwirtschaftskammern erfolglos geblieben war, der Abstimmung. Vor der Sommerpause sollen auch noch die Fragen der Angestelltenkammern und der Eisenbahnerkammern geklärt werden. Die Verabschiedung des Gesetzes wird aber frühestens erst im Herbst möglich sein.

Einheitliche Bankbeamtenorganisation. Der Deutsche Bankbeamtenverein, der sich mit seinen etwa 25 000 Mitgliedern über das ganze Reich erstreckt, und der Verein der Bankbeamten mit 5000 Mitgliedern fast nur in Berlin, haben die jahrelange heftige Fehde jetzt endgültig durch eine Verschmelzung beendet. Zwar bleibt das von dem Berliner Verein während seines etwa 20jährigen Bestehens angesammelte Vermögen auch weiterhin ausschließlich den Zwecken der nunmehr vergrößerten Berliner Ortsgruppe vorbehalten. Aber mit der Erweiterung eines Gebiets, das unbestritten als Zentrum des deutschen Bankgewerbes bezeichnet werden kann, erlangt der Deutsche Bankbeamtenverein eine solche Vermehrung an Köpfen und Intelligenzen, daß man in ihm nunmehr die Vertretung der Deutschen Bankangestellten zu sehen hat. Neben ihr besteht jetzt nur noch eine Organisation, der Allgemeine Verband der Deutschen Bankbeamten, der seine Ziele auf radikal-gewerkschaftlicher Grundlage zu erreichen sucht, unter dieser Flagge aber kaum mehr als 1000 bis höchstens 2000, z. T. auch weibliche, Mitglieder — die genaue Ziffer ist niemals bekannt gegeben worden — vereinigt hat. Wie im Versicherungswesen, so gilt auch bei der wirtschaftlichen Interessenvertretung das Gesetz der großen Zahl. Diese Erkenntnis ist den Bankbeamten natürlich nicht erst heute aufgegangen, und es waren wohl mehr Personenfragen als solche grundsätzlicher Natur, die die Verwirklichung langjähriger Bestrebungen auf Zusammenschluß der beiden großen Berufsvereine verhindert haben. Widerstände haben sich auch noch bei den jüngsten Verhandlungen geltend gemacht. Aber nun ist das Einigungswerk gelungen und die gesamte Bankbeamtenschaft wird den Vorteil von dieser neuen Machterweiterung ihrer Organisation haben.

Deutsche Streikentschädigungsgesellschaft. Im Hinblick auf die nach Beendigung des Krieges zu befürchtenden Auseinandersetzungen zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft gewinnt die Frage der Streikversicherung für die Arbeitgeber wieder größere Bedeutung. Es gilt — so heißt es in einem Rundschreiben der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände — schon jetzt Vorkehrungen zu treffen, daß die Arbeitgeber genügend gerüstet sind, um einen Kampf erfolgreich zu bestehen. Für viele Betriebe wird es hierbei von ausschlaggebender Wichtigkeit sein, ob sie damit rechnen können, eine Entschädigung für die durch die Arbeitskämpfe eintretenden Verluste zugesichert zu erhalten. Diese Gewißheit können sie durch den Beitritt zur Deutschen Streikentschädigungsgesellschaft erlangen. Ein Merkblatt besagt, daß die Deutsche Streikentschädigungsgesellschaft ihren Sitz in Berlin hat und sich über das ganze Deutsche Reich erstreckt. Sie ist eine Einrichtung der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände und wird von ihr verwaltet. Sie bezweckt Versicherung gegen Streikschäden unter Ausschluß jeder Erwerbsabsicht. Mitglieder können solche Verbände von Arbeitgebern werden, die selbst eine lebensfähige Streikentschädigungsgesellschaft nicht bilden können, sowie Einzelunternehmer. Vorbedingung ist die Mitgliedschaft zur Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Aus den Beiträgen wird ein Entschädigungsfonds gebildet. Zur Sicherung ihrer Verbindlichkeiten ist die Deutsche Streikentschädigungsgesellschaft bei der Zentrale der Deutschen Arbeitgeberverbände für Streikversicherung rückversichert. Es beträgt der Mitgliedsbeitrag jährlich 1 M. für 1000 M. Jahreslohnsumme, das Eintrittsgeld 25 Pf. für 1000 M. Lohnsumme. Dafür soll in Streikfällen Entschädigung bis 25 v. H. der auf die streikenden Arbeiter entfallenden Lohnsumme gewährt werden. Ausgesperrte Arbeiter gelten als Streikende. — Früher haben die Arbeitgeber mit der Streikentschädigung keine glänzenden Erfahrungen gemacht. Vielleicht wäre deshalb auch für die Zukunft die wirksame Beteiligung der Arbeitgeber an allen Schlichtungs- und Einigungseinrichtungen erfolgreicher und für das deutsche Wirtschaftsleben ersprießlicher als die Bereitstellung neuer Kampfmittel.

Reichs-Wohnungszählung. Auf Anordnung des Bundesrats hat kürzlich in allen Bundesstaaten, und zwar in allen Gemeinden, die nach der letzten Volkszählung 5000 und mehr Zivileinwohner hatten, eine Wohnungszählung stattgefunden. Die dazu verwandten Formulare lassen erkennen, in welcher Weise diese Wohnungsaufnahmen zur Ergründung der bestehenden und zu erwartenden Wohnungschwierigkeiten nutzbar gemacht werden sollen. In einer Hausliste hatten die Hauseigentümer die bewohnten und leerstehenden Wohnungen nach Lage und Stockwerk, Zahl der Wohnräume einschl. der bewohnbaren Alkoven, Mansarden und Dienstbotenzimmer sowie (besonders) der Küchen und Wohnküchen, Zahl der Gewerberäume usw. und Zahl sämtlicher Bewohner einschließlich der Kinder, Dienstboten, Schlafgänger usw., zusammenzustellen. Das Ergebnis dieser Hauslisten wird einen genauen Überblick über den Wohnungsbestand geben, wie er umfassender und einheitlicher noch nicht vorgelegen hat. Eine Wohnungszählkarte diente dazu, die Verhältnisse jeder Wohnung und ihrer Bewohner zu erforschen. Allgemein vorgeschrieben waren nach der Verordnung des Reichskanzlers Angaben über den Jahresmietpreis der Wohnungen oder Gewerberäume, Bewohnerzahl und Angaben über das Vorhandensein verheirateter oder verwitweter Frauen, die zurzeit keine eigene Wohnung haben und nach dem Kriege mit ihrem Ehemann oder ihren Kindern oder allein eine besondere Wohnung beziehen wollen, im bejahenden Falle, in welcher Gemeinde der Ehemann dieser verheirateten oder verwitweten Frau zuletzt gewohnt hat. Die Landeszentralbehörden waren befugt, weitere Angaben zu fordern oder zuzulassen, und es ist anzunehmen, daß von diesem Rechte, namentlich in den Großstädten, umfassender Gebrauch gemacht worden ist. In besonderen Wohnungszählkarten wird u. a. gefragt, wie die Wohnung im einzelnen ausgenutzt wird, seit wann Räume leer stehen, ob weitervermietet wird und in welcher Weise, ob der Wohnungsinhaber während des Krieges abwesend ist, ob während des Krieges umgezogen wurde und wie die frühere Wohnung beschaffen war, ob der Wohnungsinhaber erst während des Krieges eine eigene Wohnung bezogen hat durch Zuzug von außerhalb oder Begründung eigenen Hausstandes, ferner Fragen nach Wünschen auf Wohngelegenheiten kurz nach Friedensschluß durch Verheiratung von Familienmitgliedern und dergleichen. Hoffentlich wird das so gewonnene, wertvolle Material schnell bearbeitet werden und auch der Öffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben.

Büchertisch

Georg Kutzke, Türme und Turmgedenken aus der Provinz Sachsen. Mit 70 Sach-Abbildungen und 7 Schmuck-Vignetten nach Zeichnungen des Verfassers. Architekturverlag „Der Zirkel", Berlin.

Ein schönes, besinnliches Buch der Heimatkunst! Der Verfasser sieht in den Türmen seiner sächsischen Heimat Bekenntnisse nicht nur der Form, sondern auch der Seele. Auf Wanderungen entstand das Buch und zum Wandern lockt es, fern von der Bahn und den großen Landstraßen die heimliche Schönheit alter ehrwürdiger Dachprofile, Turm- und Mauerwerk der Höhe, Anlage und Platzverteilung im Grundriß nachzuerleben. Kirchen und Rathäuser, Stadttore und Einzeltürme, Glockenhäuschen und Dachreiter geben Beispiele von der romanischen Zeit bis zum 19. Jahrhundert. Namentlich die Gesamtlage der kirchlichen Bauten, ihr Herauswachsen aus dem Unterbau und der Rhythmus des ganzen Komplexes im Stadtbild wird gut erfaßt und immer neu zergliedert. Dabei weiß der Verfasser in der Geschichte seiner Heimat gut Bescheid und läßt uns die Entstehung und das Wachstum der großen Kirchenbauten herzlich verfolgen. Keine harten photographischen Klischees illustrieren das Wort, sondern eigene Zeichnungen des Verfassers, ganz persönlich geformt und im Dienste der besonderen Absicht gezeichnet. Mancher wird erst hier gewahr, welche Herrlichkeiten die Provinz Sachsen, auch abgesehen von den bekannten Monumentalbauten, besitzt. So ist mir z. B. die Schönheit des Roten Turmes auf dem Hallenser Marktplatz, an dem ich als Student oft gedankenlos vorbeigelaufen bin, erst durch Kutzke enthüllt worden. Olbrichs Hochzeitsturm in Darmstadt, der 1908 entstand, schärfte zuerst die Sinne des Verfassers für die Bedeutung des Turmes im Stadtbild, und damit stieß er auf ein Thema, an dem nicht nur jede Stadt, sondern jedes Dorf, jede Burg, jede Kapelle beteiligt ist. Dante sagt einmal (Purgatorio 16, 94), die Menge braucht einen Fürsten, der erkennt „wo in der Stadt die Türme ragen". In der Tat ist mit dem Turm der Hauptakzent gegeben, nicht nur im optischen Sinn.

sondern auch in dem der lebendigen Entwicklung. Der Verlust so vieler teurer Glocken läßt uns jetzt oft wehmütig zu der steinernen Stube aufschauen, aus der so lang und so treu der eherne Gottesgruß erklang. Seien wir dankbar, daß unsere Türme stehen und nicht niedergelegt werden mußten; richten wir die Augen in die Höhe, wo in der Freiheit der Zone alte Frömmigkeit und alter Formsinn sich Gestaltung schuf und in ernster Würde, in scharfem Lob, in Strenge und Zartheit sich das alte „sursum corda“ in immer neuer Fülle ausspricht. Paul Schubring.

„Zur wirtschaftlichen Lage der Handlungsgehilfinnen während des Krieges.“ Unter diesem Titel ist soeben auf Grund einer Umfrage der Verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte, Sitz Kassel, die Doktorarbeit von Olga Adelheid Wolff, München, erschienen. Die kleine Schrift bietet einen interessanten Überblick über die Lage einer großen Anzahl Handlungsgehilfinnen aus allen Teilen Deutschlands Ende des Jahres 1916. Besonders interessant sind die Kapitel über die Gehaltsverhältnisse und Teuerungszulagen und den Verbrauch an Ernährung und Kleidung. Wertvolles Material liefert die Schrift auch dafür, daß ein großer Prozentsatz von ledigen Frauen die Unterstützungspflicht gegenüber Eltern ausüben muß, eine Tatsache, die bisher sehr wenig Berücksichtigung sowohl innerhalb der sozialen Versicherungen wie bei den Teuerungszulagen gefunden hat.

Die Schrift ist zum Preise von 2 Mk. zu beziehen durch die Verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte, Kassel, Untere Karlstraße 3.

A. Feulner, **Lille.** Druck und Verlag der „Liller Kriegszeitung“. 186 S. und 100 Abbildungen. 4 M.

F. Merzenich, **Liller Guckkasten.** Ebenda. 159 S. 2,50 M.

Im Verlag der „Liller Kriegszeitung“ ist von einem Kriegsteilnehmer ein Führer durch die Baudenkmäler der Altstadt Lille erschienen, der mit seinen hübschen Abbildungen und dem ausführlichen Text ein gutes Gesamtbild der alten, bedeutenden französischen Stadt gibt. Über den Kopf des Verfassers weg hat der Verlag der „Kriegszeitung“ alle Fremdwörter verdeutscht — bei fachlichen Ausdrücken geradezu ein Unfug, der auch dadurch nicht gemildert wird, daß in einer Beilage die ursprünglichen Fassungen wieder in ihrer alten Gestalt gebracht werden.

Weit anspruchsloser aber für den, der Lille kennt, wohl von Gefühlswert sind F. Merzenichs Stimmungsbilder aus der nun seit fast vier Jahren besetzten Stadt. M. R.

Theodor Wolff, **Vollendete Tatsachen 1914—1917.** 256 S., Preis 4 M., geb. 5,50 M. (Kronen-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68).

Seine Montagsartikel im Berliner Tageblatt der ersten drei Kriegsjahre hat Theodor Wolff in Buchform herausgegeben unter dem Titel „Vollendete Tatsachen“ —. Sie alle leiten hin nach der immer wieder erhobenen Forderung des parlamentarischen Systems. Dadurch, daß am Kopf jedes Artikels kurz die Situation, aus der er entstanden ist oder auf die er sich bezieht, gegeben wird, erhöht sich der Wert der Aufsätze, die auch über den Kreis der Leser des Berliner Tageblatts hinaus Anspruch auf Beachtung erheben können. M. R.

W. Prion, **Steuer- und Anleihepolitik in England während des Krieges.** Bearbeitet im Reichsschatzamt. Berlin, Julius Springer. 91 S. 3 M.

Fab. Landau, **Wie die kriegführenden Staaten das Geld beschaffen.** Deren Schulden bis zum Kriege. Wochenausweise der Staatsbanken von Deutschland, England, Frankreich und Rußland. Ende Juli 1914 und 1917. Dresden und Leipzig, „Globus“, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. 96 S. 2 M.

Je länger der Krieg dauert, einen desto größeren Raum nehmen in den Gedanken und Ausführungen, die sich mit der Übergangswirtschaft und der Friedenszeit beschäftigen, die Fragen ein, wie die unendlich, sich täglich vergrößernde Schuldenlast der kriegführenden Staaten getilgt werden könne. Schon während des Krieges sind ja die Methoden der Geldbeschaffung verschieden. Während Deutschland seine Mittel hauptsächlich durch Anleihen aufzubringen sucht (bei 115 Milliarden Mark Kriegsausgaben 87 Milliarden Anleihen), hat England noch nicht für die Hälfte seiner nicht durch laufende Einnahmen gedeckten Schulden auf diese Weise Deckung geschafft (von 105 Milliarden Mark sind nur 43 Milliarden Mark Anleihen; Stand vom 31. März 1918.) Es besteht jenseits des Kanals das volkswirtschaftlich gesündere System, durch Anziehung der Steuerschraube schon jetzt die Kriegskosten aufzubringen, damit man nicht mit allzu großer Belastung in die Friedenswirtschaft trete, die auch wieder große finanzielle Anforderungen stellt. Freilich weist Prion in seiner Untersuchung nach, daß England, das jetzt die Grenze seiner steuerlichen Belastungsfähigkeit bereits erreicht hat, nicht, wie man allgemein annimmt, ein Viertel seiner Kriegsausgaben aus laufenden Einnahmen aufbringt, sondern daß es sich höchstens um ein Siebentel handelt — trotzdem sucht der Steuerpatriotismus der Engländer seinesgleichen, und sie sind auch nicht wenig stolz auf diese Leistungen. Freilich ist das Budget nach dem Kriege dadurch noch nicht gesichert, denn es fällt später die Kriegsgewinnsteuer fort, die allein 1917/18 4,4 Milliarden Mark betrug. Die englische Anleihepolitik ist im Gegensatz zur Steuerpolitik nicht so befriedigend wie die deutsche.

Während Prion England in den Mittelpunkt seiner Untersuchung stellt und Deutschland nur gelegentlich streift, hat Landau in seiner kleinen Schrift die kriegführenden Staaten miteinander verglichen. Die Resultate sind niederschmetternd, wenn man die Schulden der Staaten vor dem Kriege gleich 196 Milliarden, die doch das Ergebnis einer langen historischen Entwicklung darstellen, mit dem vergleicht, was die drei Kriegsjahre Europa und der Welt gebracht haben: rund 500 Milliarden Mark Kriegsausgaben, das heißt eine halbe Billion. Dabei ist das neue fast vollendete Kriegsjahr noch nicht eingerechnet — und wie lange wird der Krieg noch dauern und zu welcher phantastischen Höhe wird dann die Schuldenlast angewachsen sein? M. R.

Der Siedler. Zeitschrift zur Pflege deutschen Geistes und guten Geschmacks im Siedlerwerk. Mit Unterstützung führender Persönlichkeiten herausgegeben von Hans Horst Kreisel. Oscar Laube, Dresden. Vierteljahr 3 M.

Unter obigem Titel, der ja schon ein Programm ist, wird vom 1. Juli an eine neue Zeitschrift erscheinen, die zu diesen im Kriege besonders aktuell gewordenen Fragen Stellung nehmen wird. In dem bereits ausgegebenen Vorheft finden sich folgende Aufsätze: K. Groß, „Notwendigkeit und Schönheit“; Kruschwitz, „Die allgemeine Bedeutung des ländlichen Siedlungswesens“; O. Wulle, „Zeitgemäßer Hausrat für Kleinwohnungen“, sowie Einzelangaben über den derzeitigen Stand des Siedlerwerks. M. R.

Briefkasten

Fürs Feld stehen zur Verfügung: Statist. Jahrbuch der Stadt Berlin 1906/07, alte Zeitschriften, Erzählungen in französischer und englischer Sprache.

Naumanns Reichstagsrede wird in einem kleinen billigen Sonderdruck herausgegeben. Vorausbestellungen bitten wir bald an uns zu richten. **Verlag der „Hilfe“.**

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe“ ins Feld: 1 M.: W. und S. in K., Vizefeldw. Sch. im Felde, San.-Hdf. M. im Felde. 2 M.: San.-Sold. K. im Felde, Oberboots-Maat H. in W., Gefr. Sch. im Felde, Feldw. R. im Felde. 2,50 M.: W. M. in O. 3 M.: Musk. N. in K., Lt. d. R. G. im Felde. 10 M.: Prof. Dr. H. in H., Dr. L. in F.

Bücher für Armee und Marine: Fr. P. in Wiesbaden: 10 Bücher, Frau Pfarrer K. in Pf. 2 M.

Erblindete Krieger: Lt. Fr. H. im Felde 1 M.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe“.**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Für Rekonvaleszenten wirksamer und wohlfeiler als Wein.
Tricalcol Kalk-Eiweiß-Mittel zur Kräftigung und Knochenbildung.
Berlin SW 68, Zimmerstr. 7/8
Hempel & Co. G.m.b.H.
Fernsprecher: Zentrum Nummer 450 und 451
Schnellste Herstellung von Druckarbeiten jeder Art in moderner, einfacher sowie künstlerischer Ausführung
Tageszeitungen, Zeitschriften, Fachjournale

11. Juli 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin-Schöneberg, Königsweg 6. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 28

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Verminderung der Staatsschulden. — **Univ.-Prof. Dr. Robert Wilbrandt:** Die Warnung vor dem Tag der Heimkehr. — **S. D. Gallwitz:** Vom Neger-Fest in Jena. — Soziale Bewegung.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 30. Juni.

Die rumänische Kammer erteilte vorgestern nach kurzer Debatte dem Bukarester Friedensvertrag ihre Zustimmung. Die kleine Partei der Sozialdemokraten enthielt sich der Stimme, der Antisemit Cuza bekannte sich als Gegner des Vertrages, und General Averescu erklärte, zwar den Frieden zu wollen, aber diesem Vertrage nicht zustimmen zu können. Sowohl Ministerpräsident Marghiloman wie der Minister des Äußern Arion sprachen für die Annahme des Friedens und gleichzeitig für eine verfassungsmäßige Klarlegung der Frage, wer für Krieg und Frieden verantwortlich sei. Die begangenen Fehler müßten gebüßt und Verbrecher bestraft werden. Mit der letzteren Forderung steht in Zusammenhang, daß die Unabsetzbarkeit der Richter zeitweilig aufgehoben werden soll, weil man befürchtet, daß sich kein unabsetzbarer Richter finden wird, der Bratianu verurteilt. Natürlich würde auch eine auf solchem Umweg erreichte Verurteilung starke Bedenken gegen sich haben müssen. Es zeigt sich in diesem Falle, wie schwer es ist, politische Vergehen vor ein einigermaßen objektives Gericht zu bringen. Da niemand dem Bratianu den guten Willen an sich abspricht, da er in Übereinstimmung mit dem König und der damaligen Kammermehrheit handelte, und da von ihm angenommen wird, daß er persönlich von der Entente nicht bestochen wurde, so fehlen für ein Gerichtsverfahren wegen Hochverrats die notwendigen Merkmale. Daß seine Tätigkeit staatsschädigend und verhängnisvoll gewesen ist, liegt zwar offen zutage, wie aber soll der Richter daraus die Anklage formulieren? Man kann auf die Entwickelung dieser Angelegenheit mit Spannung sehen.

Im Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika hielt der Führer der demokratischen Partei Lewy eine Rede, in der er vor der Gefahr einer deutschen Invasion über die Beringsstraße und Alaska warnte und als Mittel dagegen eine Zusammenfassung aller tschechisch-slowakischen, polnischen und sonstigen gegenrevolutionären Elemente vorschlug, die von amerikanischen und japanischen Offizieren geführt werden müßten. Da natürlich, wie auch diesem Herrn Senator wohl bekannt sein muß, ein Einmarsch deutscher Truppen über die Beringsstraße nach Amerika nichts als eine Kinophantasie ist, so ist als Kern der Mitteilung anzusehen, 1. daß japanische und amerikanische Offiziere gemeinsam in Sibirien vorgehen sollen und 2. daß die Amerikaner glauben, durch Gewährung von Offizieren und Kriegsmaterial den Aufstand der antibolschewistischen Internierten aufrechterhalten und steigern zu können. Wie es übrigens mit diesem Aufstand beschaffen ist, kann zur Stunde niemand sagen. Eine merkwürdige Nachricht läuft durch die Blätter, daß bei Irkutsk tschechisch-slowakische Truppen von Deutsch-Österreichern geschlagen worden sind. Es scheint also zwischen verschiedenen Teilen der österreichisch-ungarischen Gefangenen mitten in Sibirien ein regelrechter Kampf geführt zu werden. Woher beide Teile dazu Munition und Waffen bekommen, können wir nicht ahnen. Man wird fast die ganze sibirische Bahn als umkämpft betrachten müssen.

Montag, 1. Juli.

Bei Beginn des letzten Monats des vierten Kriegsjahres wird eine Übersicht über die Gefangenen seit 21. März 1918 geboten. Die Gesamtzahl dieses kämpfereichen Vierteljahres ist 191 454 Gefangene. Darunter sind die Engländer mit etwa 95 000 vertreten, die Franzosen mit 89 000, der Rest verteilt sich auf Portugiesen, Belgier und Amerikaner. Von den Schlachtfeldern wurden bisher 2476 Geschütze und 15 000 Maschinengewehre in die Beutesammelstellen zurückgeführt. Bei derartig großen greifbaren Erfolgen ist es unverständlich, wie einige Kreise in Deutschland immer wieder davon reden können, als sei es ein Zeichen von Schwäche, wenn vom Staatssekretär v. Kühlmann oder von der Reichstagsmehrheit der Gedanke des Völkerfriedens erneut besprochen wird. Gerade deshalb kämpfen unsere wunderbaren Truppen mit sieghafter Hingabe, damit auf Grund ihrer Leistungen der Welt- und Völkerfriede hergestellt werden kann. — Es werden an der Westfront täglich Erkundungsgefechte durchgeführt, bei denen zum Teil auch Tankwagen und schwere Artillerie eingreifen. Im übrigen bemüht sich die gegnerische Heeresleitung herauszubekommen, an welcher Stelle Hindenburg zum nächsten Male anzugreifen gedenkt. Der bevorstehende weitere Angriff lagert wie eine schwarze Wolke vor Frankreich.

Dienstag, 2. Juli.

An der italienischen Front werden die Kämpfe zwischen Brenta und Piave fortgesetzt. Der italienische Bericht besagt, daß auf dem Asiago-Plateau das 13. italienische Armeekorps gestern die Offensive ergriffen hat; der fürchterliche Col del Rosso wurde im Sturm genommen, und Col Dechele wurde der Schauplatz harter Kämpfe während des ganzen Tages. Am Abend richteten die Österreicher zwei starke Angriffe gegen den Monte di Val Bella, aber die italienische Infanterie zwang sie zu weichen. Auch der österreichische Kriegsbericht meldet von gesteigerter Tätigkeit.

Im Auftrag von Generalfeldmarschall von Hindenburg wird eine Verordnung zur Landabgabe und -besiedelung in Kurland veröffentlicht, nach der jeder größere Rittergutsbesitzer zu Ansiedlungszwecken ein Drittel seines Gesamtareals an die „Landgesellschaft Kurland" zu verkaufen hat. Der Kaufpreis hat dem Friedenspreis von 1914 zu entsprechen. Der „Landgesellschaft Kurland" wird ferner das Recht gegeben, bis Ende 1948 in alle Kaufverträge, die sich auf ländliche Liegenschaften beziehen, als Käuferin einzutreten. — Dieser Erlaß ist ein Erfolg der eifrigen Arbeit des Herrn Broderich auf Kurmalen, der sich schon vor dem Kriege erfolgreich um die Übersiedelung deutscher Bauern aus Südrußland nach Kurland bemüht hat. Da Kurland arm an Menschen ist, so liegt es im Interesse seiner Gesamtwirtschaft, tüchtige und fleißige deutsche Landbebauer herbeizuziehen. Natürlich muß beachtet werden, daß viele der deutschen Ansiedler in Podolien, Wolhynien, Jerson und an der Wolga bisher in günstigen Verhältnissen auf fruchtbarstem Boden gearbeitet

haben und darum mit einem gewissen hohen Maße von Ansprüchen in Kurland auftreten werden. Zurzeit beschäftigen sich viele dieser deutschen Ansiedler weniger mit dem kurländischen Plan als mit dem Gedanken, ihre Ansiedelungen im Süden Rußlands unter Bewilligung der ukrainischen Regierung zusammenzulegen und damit ein umfangreicheres deutsches Besiedelungsland zu schaffen.

Mittwoch, 3. Juli.

Der wiederaufgetauchte frühere russische Diktator Kerenski hält sich zurzeit in Frankreich auf und arbeitet zugunsten eines amerikanisch-englisch-französischen Eingreifens in russische Verhältnisse. Die Mehrheit der französischen nichtsozialdemokratischen Zeitungen tritt lebhaft für ihn ein. Schweizer Blätter besagen, daß der wahre Grund für den Eifer der französischen Regierung gegenüber der Lage Rußlands hauptsächlich in der Angst gewisser Hochfinanzkreise zu suchen sei, die einen endgültigen Verlust ihrer russischen Guthaben befürchten. Kerenski soll als Unterhändler dienen, um die französischen Kapitalisten durch Beschlagnahme des gesamten Eisenbahnnetzes, das auf 19 Milliarden Frank geschätzt wird, schadlos zu halten. — Das hierbei in Betracht gezogene Eisenbahnnetz ist offenbar die Summe aller Staatseisenbahnen des früheren zaristischen Rußlands. Welche Gewalt aber existiert heute auf russischem Boden, die den Franzosen ein so gewaltiges Pfandobjekt zu versichern in der Lage wäre? Selbst bei Wiederherstellung bürgerlicher Besitzverhältnisse würde wohl kaum eine russische Regierung es wagen können, alle Eisenbahnen in fremde Hände auszuliefern, und im übrigen: auf welche Weise soll sich denn Frankreich den Russen nützlich machen können, um gerade an Frankreich ein so wichtiges Vorzugsrecht abzugeben? In Wirklichkeit würde die Wiederherstellung des Eigentumsrechtes in Rußland dazu führen, daß Eisenbahnen, Bergwerke und Domänen an Franzosen, Engländer und Amerikaner gelangen.

Gespräche über die Schwierigkeiten des Auswärtigen Amtes im Kriege. Manches von dem, was Bismarck erlebt hat, wiederholt sich. Die systematische Ruinierung des Ansehens deutscher Autoritäten ist staatsgefährlich.

Die italienische Marine erfindet einige Siege im Adriatischen Meer, um ihrer Heimatbevölkerung Freude zu machen. Der österreichische Admiralstab stellt fest, daß es sich um Phantasien handelt.

Donnerstag, 4. Juli.

Im Deutschen Reichstag spricht der Sozialdemokrat Scheidemann über die Kriegslage. Er verlangt mit Berufung auf einen ähnlichen Antrag der Stadtverwaltung von Paris, daß zwischen den kriegführenden Mächten eine Verständigung über das Aufhören der Fliegerangriffe gegen bewohnte Städte versucht werden soll. Wenn es möglich gewesen ist, zu einer Erörterung über den Gefangenenaustausch zu kommen, so muß auch auf diesem Gebiet eine Verabredung möglich sein. Jeden Gedanken an eine deutsche Weltherrschaft weisen wir ab. Deutschland ist in diesen größten aller Kriege ohne jedes Ziel hineingetappt, von Feinden rings umstellt, vom wütenden Haß der ganzen Welt umgeben. Dagegen gab es freilich keine andere Politik als die, aus Menschenleibern feste Dämme aufzurichten, an denen sich der Ansturm der feindlichen Völker brach. Deshalb darf es für Deutschland kein anderes Kriegsziel geben als das der Erhaltung seines Bestandes, und der Krieg darf nur den Charakter eines nationalen Verteidigungskrieges haben. Sobald unsere Feinde bereit sind, den deutschen Besitzstand anzuerkennen, müssen wir zum Frieden bereit sein. Staatssekretär v. Kühlmann hat nur ausgesprochen, was alle denken. Seine Rede wäre eine politische Tat gewesen, wenn er nicht die abschwächende zweite Rede gehalten hätte. Versuchen wir es doch einmal mit einer Offensive der Wahrheit! Wo ist der Mann im Bürgerrock, der den Mut und die Autorität hat, den Herren im Großen Hauptquartier zu sagen, daß sie sich einer Selbsttäuschung hingeben, wenn sie glauben, mit ihren Mitteln allein der Welt den Frieden erzwingen zu können? Sie können vielleicht Paris nehmen, vielleicht die Engländer aus Frankreich vertreiben, vielleicht sogar Deutschland in den Stand setzen, daß es der Welt den Frieden diktiert, aber den Weltfrieden, den das deutsche Volk so bald als möglich haben will, den können Sie uns durch das Schwert allein nicht bringen! — Ihm antwortete der Konservative Graf Westarp: Dieser Krieg war und ist noch heute ein Verteidigungskrieg. Wir verteidigen unser Dasein, aber auch unsere Zukunft. Daher können wir nicht alles nach dem Maßstabe von 1914 messen, denn dann würden wir auf alle Erfahrungen dieses Krieges verzichten. Die deutsche Politik muß sich auf die Veränderungen einstellen, die der Weltkrieg gebracht hat. Zu diesen Veränderungen gehört der Wille Englands, uns zu vernichten und aus der Welt zu verdrängen. Weder die Friedensentschließung noch die Friedensangebote haben uns dem Frieden näher gebracht, sondern nur unsere Siege zu Wasser und zu Lande haben in England eine Art Friedensstimmung hervorgerufen.

Von gewissem mildernden Einfluß auf den Kriegsverlauf scheint in ganz Europa die Ausdehnung einer Influenza-Krankheit zu sein, die dieses Mal als „spanische Grippe" bezeichnet wird. An der Westfront kommen beständig kleinere oder größere Angriffe der Gegner vor, die sich im Einzelfalle bis zu einem zeitweiligen Eindringen in unsere Gräben steigern konnten. Größere Offensiven fanden nicht statt. Auch an der italienischen Front scheint der Piavestrom von neuem eine Grenze zu bilden, die weder nach rechts noch nach links hin überschritten werden kann.

Freitag, 5. Juli.

In Konstantinopel verstarb der Sultan Mohammed V., der seit der jungtürkischen Revolution ein konstitutionelles Regiment geführt hat, das weit entfernt war von der früheren Regierungsweise seines älteren Bruders Abdul Hamid. Zum letzten Male zeigte er sich der Öffentlichkeit beim Besuche Kaiser Karls von Österreich. An seine Stelle tritt Wahid Eddin, geboren 1861, ebenfalls ein Bruder von Abdul Hamid.

Das Volkskommissariat des Auswärtigen in Moskau verlangt auf das entschiedenste, daß sich im Murmangebiet und insbesondere auch in der Stadt Murmansk keine großbritannischen Truppen aufhalten. Der Protest gegen die Anwesenheit englischer Kriegsschiffe im Murmaner Hafen wird wiederholt. Es soll in Archangelsk ein englisches Geschwader von 13 englischen Kriegsschiffen eingelaufen sein. Alle nördlichen Bezirksräte werden zu kräftigem Widerstand gegen einen Vormarsch der englischen Truppen aufgefordert und sollen zu diesem Zweck die Brücken sprengen und die Eisenbahnlinien zerstören. — Eine finnische Zeitung behauptet, daß England 265 Millionen Rubel angewiesen habe, um alle führenden Männer in Nordrußland zu bestechen; es seien davon 40 Millionen eingetroffen. So unkontrollierbar diese letzteren Nachrichten sind, so scheinen doch auch sie zu beweisen, daß es sich um einen bedeutenden englischen Versuch handelt, das nördliche Hinterland von Petersburg zu besetzen. Die Sowjetregierung nimmt diese Gefahr sehr ernst. Sie läßt verbreiten, die deutsche Militärpartei würde alles tun, um in Rußland eine antirevolutionäre Regierung aufzustellen, mit der sie sich gegen England direkt verbünden könnte, dann würden im fünften Kriegsjahre die ehemaligen Verbündeten einem preußisch-russischen Heere gegenüberstehen.

Gestern wurde nun auch im Deutschen Reichstag der rumänische Frieden fast einstimmig angenommen. Die sozialdemokratische Mehrheit stimmte trotz verschiedener Einwendungen für ihn, nur die Unabhängigen blieben dagegen. Es wird anerkannt, daß dieser Frieden mit Klugheit so eingerichtet ist, daß er deutsche Wirtschaftsinteressen fördert, ohne den Rumänen allzu große Lasten aufzuerlegen.

Sonnabend, 6. Juli.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist in hohem Grade auf die Murmanküste gerichtet. Trotzki veröffentlicht als Kriegsminister, daß im Murman fremdes Militär gelandet wurde trotz des ausdrücklichen Protestes des Kommissars für auswärtige Angelegenheiten. Der Sowjet der Volkskommissare hat beschlossen, dorthin die nötigen Streitkräfte zu entsenden, um die Küste des Weißen Meeres vor der Besitzergreifung durch ausländische Im-

perialisten zu schützen. Wer dem auswärtigen Militär Hilfe leistet, wird als Landesverräter betrachtet und nach Kriegsgesetz hingerichtet. Der Transport von Kriegsgefangenen nach Archangelsk wird unter Androhung derselben Strafe verboten. Der Kriegszustand ist über Archangelsk verhängt. Das ist ein Krieg zwischen der Bolschewiki-Regierung und England. Was wir nicht wissen können, ist, welche russischen Kreise den Einmarsch der englischen Antirevolution begrüßen und begünstigen. England spielt gegenüber der russischen Revolution in gewissem Sinne dieselbe Rolle, welche dereinst gegenüber der französischen Revolution Österreich und Preußen vergeblich durchzuführen versuchten. Für unsere späteren Beziehungen zum russischen Reiche dürfte dieser Vorgang sehr erleichternd sein. Die Finnen versichern amtlich, daß sie mit dem Kampf um Murman und Karelien nichts zu tun haben.

Der österreichische Kaiser hat an den Deutschen Kaiser ein Schreiben gerichtet, das zu Verhandlungen über gemeinsame planmäßige Verteilung aller Getreidevorräte bis zur neuen Ernte führt. Damit entsteht, wenn auch nur auf kurze Zeit, eine mitteleuropäische Vorratsverwaltung. Wir hoffen, daß es durch gemeinsame Disziplin und Ordnung möglich sein wird, bis zum Beginn der kommenden Ernte allen Beteiligten das unbedingt Lebensnotwendige zuzuführen. Die Ernteaussichten in Ungarn und Österreich sollen sich nach dem Eintreten des Regens wesentlich gebessert haben, während allerdings im größeren Teil von Rumänien die Dürre weiter besteht.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 30. Juni.

Heute ist hier das Derby, und die Zurschaustellung wohlgenährter Pferde, die Entfaltung des Kriegsgewinnlertypus in Kleidern, Brillanten und Sektflaschen ist nicht gerade geeignet, die sittliche Kraft zu befestigen und den Glauben an die Opferfreudigkeit des ganzen Volkes zu heben. Warum so etwas jetzt sein muß, ist nicht recht einzusehen.

Gleichzeitig eine große Versammlung der Beamten zu dem Thema: Teurung, Wirtschaftsnot, Staatshilfe. Man empfindet, wie sehr die Kriegsnotlage nicht nur eine augenblickliche Gefahr, sondern auch eine Bedrohung der gesamten sozialen Stellung des Beamten ist, auf deren Festigkeit ein gut Teil der „deutschen Organisation" und der Tüchtigkeit und Intaktheit der Verwaltung beruht.

Der Nachmittag wird warm und sonnig. Linden und Rosen füllen die Luft ganz mit Sommer und mit dem Trost der ewigen, unzerstörbaren Kraft- und Freudequelle der Erde.

Montag, 1. Juli.

Über die Zunahme der jugendlichen Straffälligkeit geben die Ziffern des Hamburger Jugendgerichts ein ernstes Bild. Die Zahl der Verurteilungen hat sich seit 1914 mehr als verdoppelt. Unter den Vergehen sind besonders die Diebstähle gestiegen. Alle Menschen, die heute unredlich sind, behaupten, nach dem Kriege wieder ehrlich werden zu wollen. Ob sich wirklich die Flecken der Kriegsmoral vom sittlichen Menschen nachher wieder abwaschen lassen, so daß er ganz unangegriffen aus dem Ausnahmezustand hervorgeht?

Die Reichsbekleidungsstelle hat angeordnet, daß die Männerkleider wegen der Futterersparnis nicht mehr so viele Taschen haben dürfen, vier für den Rock und je drei für die Weste und Hose sind Höchstmaß. Im Simplizissimus war kürzlich ein bezauberndes Bild mit der Unterschrift, daß zur Durchführung der Verteilung jetzt die Kirschen numeriert werden sollten. Die Rationierung der Taschen erinnert ein bißchen daran.

Der Wertpapiermarkt ist schwer bedrückt durch die Belastung der in Aussicht stehenden Erhöhung des Umsatzstempels.

Dienstag, 2. Juli.

Die Arbeitsnachweiskonferenz in Lübeck zeigt u. a. die Bedenken der Arbeitgeberverbände gegen eine gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises, durch welche den öffentlichen Nachweisen eine Alleinberechtigung gegeben werden soll. Man sieht, wie starken Widerständen die paritätische Arbeitsvermittlung noch begegnet. Die allgemeine Stimmung gegen die Staatswirtschaft stützt vorhandene Gegensätze.

Über die Wirkungen der Kriegszustände auf die Tuberkulose vermehren sich die ernsten Anzeichen. In Hamburg sind die Anträge auf Heilstättenbehandlung sehr stark zurückgegangen, und zwar weil „die immer drückender werdenden wirtschaftlichen Verhältnisse das Loslösen der Ehefrau aus der häuslichen Wirtschaft immer schwieriger gestalten", d. h. also, daß die Frauen, weil sie sich nicht frei machen können, sich zu Hause zu Tode quälen. Dem entspricht dann die Tatsache, daß die Ablehnung der Heilstättenbehandlungen wegen zu weit fortgeschrittener Krankheit 55 v. H. der Ablehnungen ausmachte; von den gestellten Anträgen wurden insgesamt 44 v. H. abgelehnt. Es wurden also ungefähr ein Viertel der gestellten Anträge abgelehnt, weil eine Heilung nicht mehr zu erwarten war.

Man stellt sich die Summe von Schmerzen und Verzweiflung vor, die in diesen Tatsachen steckt, und die Kriegsnot liegt einem wieder einmal schwer auf der Seele.

Mittwoch, 3. Juli.

Die rätselhafte, aber nicht weiter bedenkliche „spanische Grippe" überzieht uns und manche anderen deutschen Städte.

Die Schulkinder sind zu einem großen Altmaterialbeutezug organisiert. Sie bringen wirklich zum erstenmal Zug in diese etwas lahme Sache und beschämen die Erwachsenen durch ihre Energie und systematische Unermüdlichkeit. Sie lassen keines Menschen Wohnung aus und bieten den Gerüchen der Konservenbüchsen und allen anderen peinlichen Vergänglichkeitseigenschaften des Altmaterials tapfer die Stirn.

Der Protest der Börsen gegen die auf Zentrumsantrag erfolgte Heraufsetzung des Börsenumsatzstempels auf 2 v. T. (während des Krieges sogar 5 v. T.) nimmt immer entschiedenere Form an. Der Antrag hat einen finanziellen und auch einen moralpädagogischen, d. h. gegen das Überhandnehmen der Spekulation gerichteten Zweck. Die Börsenvertretungen weisen darauf hin, daß der finanzielle Zweck nicht erreicht werden wird, weil eine so schwere Belastung einen Rückgang des Umsatzes bringen wird, und daß die Spekulation nur Ausdruck der anormalen Wirtschaftsverhältnisse sei. Die Belastung des Wertpapiermarktes werde aber schwere wirtschaftliche Folgen haben. Dem Protest wird durch einen regelrechten Streik, d. h. Verzicht auf Preisnotierungen Nachdruck gegeben.

Donnerstag, 4. Juli.

Der Jahresbericht des Kaiserl. Statist. Amtes über die Bautätigkeit und den Wohnungsmarkt im Jahre 1917 (Sonderheft zum „Reichsarbeitsblatt" Nr. 6, 1918) läßt eine Verschärfung der Wohnungsfrage erkennen. In 22 großen Städten, für die vergleichbare Angaben vorlagen, wurden im ganzen Jahre 1917 zusammen nur noch 117 Baugenehmigungen für Neubauten von Wohnhäusern erteilt gegen 640 im Jahre 1916! Ebenso war der Zugang an fertiggestellten Wohngebäuden 1917 durchweg bedeutend geringer als im Vorjahre. Während im Jahre 1916 in 45 zum Vergleich stehenden Städten nur ein Neuntel soviel Wohngebäude und kaum ein Zwölftel soviel Wohnungen hergestellt wurden wie 1912, erstand im Jahre 1917 bei 37 zum Vergleich stehenden Städten nur noch der 21. Teil der 1912 errichteten Wohngebäude und nur der 36. Teil der 1912 hergestellten Wohnungen. Das gleiche Bild zeigt der Wohnungsmarkt. Von 44 großen Städten, für die mit den früheren Jahren vergleichbare Angaben vorlagen, hatten 1917 nur noch acht den oft als normal betrachteten Satz von 3 v. H. leerer, dem Bedarf zur Verfügung stehender Wohnungen oder mehr, 1916 dagegen waren dies noch 20 Städte gewesen; 15 von den 44 Städten hatten 1917 sogar nicht einmal 1 v. H. leerstehender Wohnungen, und alle 44 mit Ausnahme von dreien wiesen gegen das Vorjahr einen Rückgang in der Zahl leerstehender Wohnungen auf.

In Berlin hat kürzlich eine Versammlung zur Wohnungsfürsorge stattgefunden, in der ein bekannter Vertreter des Haus- und Grundstücksbesitzes einen Wohnungsbedarf vorrechnete, dem gegen-

Digitized by Google

über alle bisherigen Mittel als Tropfen auf den heißen Stein erscheinen. Die Baukosten müßten um 50 bis 75 v. H. steigen.

Freitag, 5. Juli.

Gestern hat die fünfte Lesung der Wahlrechtsvorlage im Preußischen Abgeordnetenhause stattgefunden. Die Ergebnisse der vierten Lesung sind ohne Zusätze und Änderungen bestätigt. Eine weitere Lesung ist also nicht notwendig. Das Schicksal der Vorlage im Abgeordnetenhause ist besiegelt.

„Gesucht kräftige Frauen als Heizer auf Seedampfschiffen!" Diese Anzeige der deutschen Levante-Linie liest man doch mit einem inneren Protest. Das ist doch ungefähr das letzte, was von Frauen verlangt werden sollte.

Sonnabend, 6. Juli.

Die amerikanischen Strumpfwarenfabriken bemühen sich bei ihrer und der englischen Regierung um die Erlaubnis zur Einfuhr deutscher Nadeln. Es heißt da: „Die deutschen Nadeln sind die besten von den Fabrikaten aller Länder. Sie halten sehr lange und biegen sich nicht, noch brechen sie, wie das amerikanische Fabrikat. Wenn eine so große Menge deutscher Nadeln eingeführt werden dürfte, so könnte die Industrie der Vereinigten Staaten, die für die Regierung arbeitet, Tausende von Spindeln in Betrieb setzen, die jetzt deswegen stillstehen, weil die heimische Industrie nicht in der Lage ist, Nadeln in der erforderlichen Menge und auch Güte zu liefern."

Die Belieferung von „Wohlfahrtsausbesserungswerkstätten" mit Leder ist neuerdings durch die Reichsstelle für Schuhversorgung geregelt. „Wohlfahrtsausbesserungswerkstätten sind solche Werkstätten, die von Gemeinden, Gemeindeverbänden oder von gemeinnützigen Unternehmungen für die werktätige oder minderbemittelte Bevölkerung sowie von staatlichen oder privatwirtschaftlichen Unternehmungen für ihre Angestellten und Arbeiter zwecks Ausführung von Ausbesserungen an Straßen- und Berufsschuhwerk für eigene Rechnung eingerichtet und betrieben werden." Diese Bestimmungen sollen in erster Linie die Schuhversorgung der Rüstungsarbeiterschaft wie überhaupt der kriegswirtschaftlichen Arbeiter sichern.

Naumann / Verminderung der Staatsschulden!

Vor dem Kriege glaubten wir, große Staatsschulden zu haben, weil wir damals überhaupt noch nicht wußten, wie hoch der Schuldenberg sich erheben kann.

Im Jahre 1909 betrugen nach einer Zusammenstellung von Professor Hickmann (Geographisch statistischer Universaltaschenatlas, Wien 1911) die Staatsschulden aller Staaten der Erde etwa 178 Milliarden Mark, wobei auch die allerbravsten und gesichertsten Betriebsschulden von Staatseisenbahnen, Staatsbergwerken und ähnlichen Unternehmungen mitgerechnet sind. An der Spitze aller Schuldenstaaten marschierte Frankreich mit 24,6 Milliarden, dann kamen Rußland mit 19,2, Deutschland (Reich und Einzelstaaten) mit 18,9, Großbritannien mit 15,4, Österreich-Ungarn mit 13,3, Italien mit 10,6 usw. Mit welcher Rührung betrachten wir heute diese Belastungstabelle! So leicht wird uns allen das Staatsleben nie wieder werden, nie wieder!

Wenn der Krieg noch eine Zeitlang fortgesetzt wird, so ist es nicht unmöglich, daß eine Gesamtsumme von 1000 Milliarden Mark Weltstaatsschulden vorhanden ist! Bei einfacher Annahme von 5 v. H. Verzinsung werden dann jährlich 50 Milliarden für Zinsen von Staatsschulden aufgebracht werden sollen. Dabei sind Gemeindeschulden nicht gerechnet!

Ich entnehme derselben Quelle, daß im Jahre 1909 die Haushaltpläne sämtlicher europäischer Staaten 30,7 Milliarden betrugen, daß also der künftige Weltzinsendienst höher sein wird als die frühere Staatsfinanzleistung überhaupt. Die Zinsen aufzubringen wird die erste und oberste Staatsaufgabe werden.

Im Jahre 1909 betrugen Zinsen und Schuldentilgungen aller europäischen Staaten 6,4 Milliarden Mark; das war etwa ein Fünftel der Staatsausgaben. Nach dem Kriege wird der reichsdeutsche Schuldendienst für sich allein etwa so groß sein wie früher der Schuldendienst des ganzen Erdteils.

Das ist eine volle Umwerfung des Staatszweckes oder der Staatsidee. Ursprünglich war die Anleihe nur ein kleines Hilfsmittel im staatlichen Betriebe, nun aber wird sie die Herrin, steigt hoch über allen Militär-, Verwaltungs-, Justiz- und Bildungsbedarf hinaus. Die erste Staatstätigkeit besteht künftig in Befriedigung der Ansprüche der Staatsgläubiger. Erst nach ihnen kommt das andere. So wenigstens ist es in wohlgeordneten Staaten, die keinen Bankerott machen, keine erworbenen Rechte kürzen, die das Eigentum heilig halten. So wird es also bei uns sein.

Wenn man zunächst einmal annimmt, daß keine weiteren Staatsbankerotte eintreten, so entsteht in aller Welt eine ungeheure Rentnerschicht, für die der Saugapparat aller Staatsverwaltungen arbeitet. Diese Schicht kann sich mit Recht darauf berufen, daß man sie mit den höchsten vaterländischen Gründen aufgefordert, ja geradezu gebeten hat, dem Staate ihre Kapitalien zu borgen. Sie taten ein gutes Werk, einen kriegsnotwendigen Dienst. Auch ist die neue Rentnerschicht nicht etwa in dem Sinne eine besondere Schicht, als ob die Menschheit von nun an in Staatsrentner und Nichtrentner zerfiele, denn die Kriegsanleihen sind auch massenhaft von mittleren und kleineren Leuten mit geringeren Beiträgen aufgebracht worden. Zu den großen Millionenrentnern kommen die vielen Sparkassenrentner. Sie alle sind, wenngleich in sehr verschiedenem Maße, daran interessiert, daß die Staatskasse ihnen zahlen kann.

Je länger das nun dauert, desto mehr wird die Erinnerung daran verblassen, wie eindringlich einstmals während des Krieges die Aufforderung erlassen wurde: zahlt Kriegsanleihe! Wenn einmal die Söhne und Enkel der gegenwärtigen Zeichner vom Staate ihre Renten fordern, dann wird die Zahlungspflicht der Gesamtheit fast wie ein Vorzugsrecht einer begünstigten Klasse erscheinen. Das sozialistische Problem wird in neue Beleuchtung treten. Wenn nämlich früher August Bebel zu behaupten pflegte, der Staat sei der Geschäftsführer der besitzenden Klassen, so wurde das mit Recht zurückgewiesen, denn derselbe Staat war gleichzeitig der Träger des sozialpolitischen Fortschritts. In Zukunft wird die Staatstätigkeit für die Anleihezeichner und ihre Erben als erste schwerste öffentliche Arbeit vor aller Augen liegen. Das eröffnet keine erfreulichen Aussichten für den Geist der Volksgemeinschaften; aber wer kann es ändern? Je mehr der Krieg jetzt auf Anleihe geführt wird, desto mehr muß er später als sozialer Krieg nochmals geführt werden.

Ob es denkbar war, den Krieg auf andere Weise zu führen als mit dieser Zukunftsbelastung? Die Engländer zeigen, daß es bei einem wohlhabenden Volke möglich ist, mehr Gegenwartssteuern und weniger Zukunftsbelastung einzuführen. Obwohl man in den öffentlichen Denkschriften darauf aufmerksam zu machen pflegt, daß der deutsche Nationalwohlstand den englischen ungefähr erreicht habe, so werden doch bei uns daraus keine

Digitized by Google

genügenden Folgerungen gezogen. Fast möchte man sagen, es sei ein gewisser Mangel an innerpolitischem Mute, den Krieg so sehr auf Anleihe zu gründen, wie es bei uns geschieht. Rein theoretisch betrachtet kann ein großer Teil der freiwilligen Anleihen auch als „Zwangsanleihe" erhoben werden, was mehr eine starke direkte Steuer (Expropriation) als eine eigentliche Anleihe sein würde. Derselbe Staat, der den Kriegsdienst unserer Söhne fordert und, falls er im Einzelfalle nicht freiwillig geleistet werden sollte, ihn notwendigerweise um des Vaterlandes willen erzwingt, der Staat, der im Kriegsarbeitsdienst die Grundlagen der Gewerbefreiheit antasten mußte, kann natürlich auch dem Besitz gegenüber als Herrschaft auftreten. Ob und wieweit das im Interesse der künftigen Volkswirtschaft ratsam und durchführbar sein würde, ist eine andere Frage, zunächst aber steht theoretisch fest, daß unser jetziges System nicht das einzigmögliche ist.

Hätte man von Anfang an den Krieg für so langjährig gehalten, wie er nun geworden ist, so würde vielleicht vom ersten Tage an ein etwas anderes Verfahren gewählt worden sein. Aber wer will den Verantwortlichen daraus einen Vorwurf machen, daß sie nicht schon 1914 mit einem fünften Kriegsjahre rechneten? Nun jedoch, wo wir an der Schwelle eines fünften Jahres angelangt sind, ist es an der Zeit, nochmals über die Grundprinzipien der finanziellen Kriegführung nachzudenken.

Es eröffnen sich hier sehr verwickelte Fragen, die anzurühren peinlich ist, die aber nicht völlig abgewiesen werden können. Der vaterländische Mut hat sich auch darin zu zeigen, daß man den Kopf nicht in den Sand steckt.

Wer diese Dinge vom Standpunkt einer sozialistisch-kommunistischen Weltanschauung aus betrachtet, wird von vornherein anders zur Sache stehen, als wer die Grundlagen des Privateigentums für notwendig und unentbehrlich ansieht. Ein Bolschewist kann die Steigerung der Anleihewirtschaft wünschen, weil sie zu einem künftigen sozialen Konflikt hindrängt, indem sie die Aufbringung der Riesenrente zur ersten innerpolitischen Angelegenheit macht, wer aber an die Nützlichkeit (Produktivität) einer bolschewistischen Ordnung nicht glaubt, der muß den Wunsch haben, die Staatsbelastung möglichst bald von den Schultern des Staates auf die Schultern der Einzelbesitzer zu übertragen. In diesem Sinne wird der Kapitalist und Inhaber von Kriegsanleihe selber einer Reform der seitherigen Methode nicht ganz ablehnend gegenüberstehen, denn der Kapitalismus als Wirtschaftssystem geht sonst einer unübersehbaren Krisis entgegen. Er hat die Wahl, den Staat als sein Instrument zu beherrschen oder ihm Erleichterungen, Entlastungen zu beschaffen. Das erstere ist unmöglich, denn die Demokratisierung ist unvermeidliche Kriegsfolge. Es bleibt nur der zweite Weg.

Wir erleben es jetzt, wie schwer es ist, auch nur einige Milliarden auf dem Steuerwege aufzubringen. Glaubt man, mit ähnlichen Mitteln das Mehrfache des jetzt verlangten Bedarfes aufbringen zu können? Sicherlich ist es falsch, wenn die Sozialdemokratie alle indirekten Steuern ablehnt, aber ebenso irrig würde es sein, die Unbegrenztheit der indirekten Besteuerungen anzunehmen. Sie haben zu unerwünschte Nebenfolgen — die Verteuerung aller Preise und Dienste wächst unerträglich, der Wert der Staatspapiere sinkt, die Staatsverwaltung selber wird täglich kostspieliger und unsere Auslandsbeziehungen werden auch bei wiederkehrendem Welthandel gegenüber Staaten mit besserem Geldwerte fast zur Unmöglichkeit. Es wird nötig sein, einen Teil der Schulden zu Privatschulden besitzender Staatsbürger zu machen, um damit den Staatsgeldwert zu erhalten. Damit ist nicht gemeint, daß die Anleihen nicht verzinst und normal getilgt werden sollen, sondern nur, daß statt weiterer Anleihen direkte Abhebungen oder Belastungen erfolgen. Nicht derjenige soll leiden, der Anleihe gezeichnet hat, aber die allgemeine Wehrpflicht des Besitzes muß aus Kriegsnot in weit höherem Maße als bisher anerkannt werden, und zwar um des Besitzes willen.

Da es sich bei der Anleihesorge um eine allgemeine europäische Krankheit handelt, so scheint es ein Trost zu sein, daß auch unsere Nachbarn und Gegner zu leiden haben. Vielleicht liegt auch in der Gemeinsamkeit ein gewisses schwer genau zu beschreibendes Heilmittel — alle Staatskredite sind schwächer geworden. Aber man vergesse nicht, daß die Amerikaner finanziell in einer für uns beängstigenden Sicherheit dastehen! Je schneller und gründlicher sich eine Staatswirtschaft gesundet, je eher und völliger sie ihre öffentlichen Schulden zu Privatverpflichtungen umgestaltet, desto zeitiger und kräftiger wird sie ihren Staatshaushalt wieder mit gutem Gelde aufbauen können. Nachdem das deutsche Volk schon so vieles geleistet hat, wird es auch hierin seinen Ruhm der Solidarität aufrechterhalten können.

Robert Wilbrandt / Die Warnung vor dem Tag der Heimkehr

In drei weit zurückliegenden Aufsätzen („Am Tage der Heimkehr", 1. März 1917; „Ein Produktionsprogramm für den Tag der Heimkehr", 20. September 1917; „Die deutsche Volkswirtschaft nach dem Kriege") habe ich in der „Hilfe" gewarnt vor der Vernachlässigung der Massenheimkehr aus dem Felde. Es liegt Anlaß vor, diese Warnung vor aller Öffentlichkeit wiederaufzunehmen, ja zu verschärfen.

Nicht daß die „revolutionäre Stimmung", von der hier und da gesprochen worden ist, mir dazu erneuten Anlaß gäbe. Der liegt ganz wo anders. Er kommt aus den oberen Regionen, die ihrerseits bekanntlich die Frage genau so nahelegen, wie die unteren: ob Klassenkampf oder Einheitlichkeit des Volks im Innern die wahre Kennzeichnung der Lage sei.

Ich will einmal folgende Frage aufwerfen. Wie wäre es, wenn die russischen Gefangenen, fast zwei Millionen Mann, nicht nur — aus begreiflichen militärischen und kriegswirtschaftlichen Gründen — möglichst lange in Deutschland behalten würden (so lange dann auch die unseren in Rußland), sondern wenn auch für den Frieden, für die Übergangswirtschaft, nach dem allgemeinen Friedensschluß, jetzt schon Verträge mit ihnen abgeschlossen würden, um dem Großgrundbesitz, den Bauern und der Industrie eine Sorte von Arbeitskräften zu sichern, die geeignet wäre, um nach dem Krieg in der heimgekehrten deutschen Arbeiterschaft jedes Streikgelüst im Keim zu ersticken? Was wäre dann die unter Teilnahme hoher staatlicher und militärischer Würdenträger in der Berliner Philharmonie veranstaltete Kundgebung für Sozialpolitik nach dem Kriege, insbesondere — worauf dort Legien einging — für Aufhebung des § 153 Gew.-O. zwecks Freiheit der Koalition und zwecks Koalitionsrechts? Was wäre Freiheit und Recht — der Koalition — ohne die Anwendbarkeit, die der im Land behaltene „Feind" zu vernichten berufen wäre? Vor den Kulissen — hinter

Digitized by Google

den Kulissen! Und was wäre all unser Bemühen um Verhütung von Arbeitslosigkeit der Heimgekehrten — wenn zugleich damit, im stillen, die Zahl der nach Arbeit ausgestreckten Hände um Hunderttausende künstlich vermehrt wird? Keine Sorge mehr, das gebe ich zu, braucht dann Großgrundbesitz und Industrie zu haben. Doch auch unsere Sorge ist überflüssig: denn ein Arbeitsmarkt, der — unter Billigung der Behörden — künstlich zum Überlaufen gebracht wird, braucht nicht mehr Gegenstand unserer Sorge zu sein; Überfüllung mit Arbeitskräften ist ja dann gewollt und mithin nicht durch irgendwelche Vorsorge zu verhindern.

Unsagbare Verbitterung, so können wir es vorsichtig formulieren, würde die Folge sein, wenn das, was ich angedeutet habe, sich verwirklicht. Wieweit es Absicht, wieweit schon ausgeführt, mag dahingestellt sein. Die Möglichkeit liegt nahe genug. Nicht nur die Gefangenen, sondern zahlreiche Ausländer, die frei in Deutschland nach Arbeitsgelegenheit suchen, kommen in Frage. Und nicht nur die Massenheimkehr der Millionen aus dem Felde, auch die Zivilgefangenen, die Rückwanderer, die Auslandsdeutschen — alles das wird Problem sein, und das in einer Volkswirtschaft, deren Lage nicht die ist wie vor dem Kriege.

Ich brauche die mehrmals schon wiederholten Darlegungen über die deutsche Volkswirtschaft nach dem Kriege hier nicht noch einmal zu beginnen. Die Sorge ist allgemein geworden. Und nicht nur die Sorge: auch die praktische Arbeit, um sie zu bannen. Es gelang, eine Konferenz zustande zu bringen, die am 22. Oktober 1917 in Berlin tagte: zur Verhütung von Notstand und unproduktiver Notstandsaktion bei der Massenheimkehr nach diesem Kriege. Die Konferenz hat nicht nur der Öffentlichkeit unterbreitet, was sie beraten hat: in einem von der Gesellschaft für Sozialreform herausgegebenen Heft „Der Tag der Heimkehr. soziale Fragen der Übergangswirtschaft" (Jena, Fischer); sie hat vielmehr ihren Daseinszweck erreicht wie eine Mutter, die in einer Kinderschar aufgeht: in einen Arbeitsausschuß und ein Dutzend Unterausschüsse aufgelöst, hat sie fortgewirkt, bis gemeinsame Arbeit von im ganzen mehr als hundert Personen ein Werk zustande brachte, das in diesen Tagen der Öffentlichkeit übergeben wird. Es wird den Titel tragen: „Soziale Forderungen für die Übergangswirtschaft — eine Kundgebung — unter Mitwirkung von: Büro für Sozialpolitik — Deutsche Gartenstadtgesellschaft — Deutscher Verein für Wohnungsreform — Gesellschaft für soziale Reform — Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation — Ständiger Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen — Zentralstelle für Volkswohlfahrt — Deutscher Handwerks- und Gewerbekammertag — Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands — Gesamtverband der Christlichen Gewerkschaften — Verband der deutschen Gewerkvereine (H.-D.) — Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände — Arbeitsgemeinschaft technischer Verbände — Kaufmännischer Verein für weibliche Angestellte. — Herausgegeben von der „Kriegswirtschaftlichen Vereinigung" (Teubner, Leipzig). Wenn das Ganze fertig vorliegt, wird die eingehende Darlegung seiner Ergebnisse geboten sein. Doch wer der Entstehung des Werkes nahestand, darf vielleicht schon jetzt ein Wort davon erzählen.

Wohl selten hat ein gemeinnütziges Bemühen so viel Verständnis und Mitarbeit gefunden als das, dessen Frucht nun vorliegt. Kein einzelner hätte es fertiggebracht. Nur dadurch, daß Spezialisten, Sachkenner und Praktiker auf ihrem Gebiet zusammenwirkten, sowohl zu dem Ergebnis eines jeden Unterausschusses als auch zu dem des Arbeitsausschusses im ganzen, hat alles Subjektive, hat persönlicher Einfall und individuelle Liebhaberei sich durch die Kritik der Mitarbeiter zu einem objektiv brauchbaren Ratschlag abschleifen können, der geeignet ist, den Behörden und der öffentlichen Meinung die Wege zu weisen, die zur Vermeidung von Massennot nach der Massenheimkehr zu gehen sind. Nur der Fachmann spricht so zum Fachmann. Von einem gemeinsamen guten Willen angeregt und vereinigt, doch jeder in der Ausführung nur auf das gestellt, was auf seinem Gebiet aus der Sache selbst als der sachlich begründete Standpunkt hervorwächst.

Allerdings, in einem sind sie alle Partei: sie wollen, und das eben hat sie vereinigt, daß drohender Notstand verhütet, nicht aber aufs neue, wie im Krieg, zur Bereicherung einzelner auf Kosten vieler benützt wird. Sie sind die Vertreter derer, die leiden müßten, wenn wieder mangelnde Vorbereitung oder lahme, bürokratische Verschleppung es zuwege brächte, daß der Friede uns wirtschaftlich so katastrophal überfallen müßte wie der Krieg.

Was diese Bemühung will, das sei noch einmal betont: daß die Heimgekehrten es zu Hause besser finden als die Ausmarschierten, denen nichts so schwer geworden ist, als den Zustand daheim mit den hohen Ideen in Einklang zu bringen, für die sie selber jedes Opfer brachten; daß die Revolutionierung durch alles Erlebte nachher im Frieden daheim nicht verschärft, sondern in die Anerkennung eines trotz aller Kriegslast ungebrochenen, echt deutschen Wollens in unseren Ämtern, bis in die ausführenden Organe hinab gemildert werde.

Mit Genugtuung sei es festgestellt: schon während der Arbeit von Behörden verständnisvoll unterstützt, herangezogen und wie ein freiwilliger Beirat befragt, der in der Ausführung der Ideen durch die Kriegsämter seinen schönsten Lohn bekommt, hat diese so vielen zu dankende Arbeitsgemeinschaft nicht nur den Mitarbeitern, denen für die aufopfernde Mühe, ein halbes Jahr hindurch, nicht genug gedankt werden kann, sondern auch den Ämtern sich aufrichtig verbunden gefühlt, die so in die Zahl der Mitarbeiter eingereiht zu werden verdienen.

Freiwillig, das ist der zündende Funke, kann alles das nur geleistet werden, wodurch Großes vollbracht wird. Kriegsfreiwillige, wie die hinaus sich drängenden Millionen, wirkten auch hier: in freudigem Tragen von Arbeitslast noch zu vieler anderer, um den Heimgekehrten einst — wir hoffen: nicht zu fern! — ein Willkommen bieten zu können, das nicht allzusehr von dem absticht, was sie verdienen und erwarten. Möge wirken, was die nüchtern erwogenen Vorschläge, seit langem vorbereitet und den maßgebenden Instanzen ans Herz gelegt, hier noch einmal, zusammengefaßt, vor aller Öffentlichkeit versuchen: auf die Bewilligung der für die Übergangswirtschaft nötigen großen Mittel und auf die Vorbereitung aller Maßnahmen hinzudrängen, die erst im Augenblick selbst zur Anwendung kommen können, doch mißglücken müssen, wenn nicht die sorgsamste Ausarbeitung, wie die der Mobilmachung von Heer, Eisenbahn und Finanz, den Erfolg sichert.

Freiwillig, das betonen wir, geschieht alles Große. Wir vertrauen, wie auf unser Volk, das freiwillig Opfer brachte und durchhielt, während Zwang ein großes Nachbarreich zerfallen ließ, so auch auf die, an die das Werk sich wendet: all die Beauftragten des Volks, verantwortungsvoll der Stunde entgegengehend, die Heer und Volk in der

Digitized by Google

Heimat wieder vereinigt, von unausführbar gewordener Paragraphenlast all der Kriegsverordnungen erdrückt, und hier nun doch noch mit neuer, unvermeidlicher Sorge belastet — freiwillig, so vertrauen wir, wird das letzte Aufgebot ihrer Kräfte versuchen, so wie in letzter Entscheidungsschlacht nun auch daheim noch zu tun, was für die Heimkehr unserer Leute noch menschenmöglich ist. Kein Zwang der öffentlichen Meinung, kein Gebot von oben (in wieviel Paragraphen schon wirkungslos verhallt!), kann das erwirken. Freiwillig aber, wie bei diesem Werk, wird auch in den Ämtern noch Zeit gefunden werden, wo nicht die mindeste mehr übrig schien.

Das ist unsere Hoffnung! Eine allzu rosige vielleicht. Dann wird nachgeholfen werden müssen, um den sozialen Forderungen Nachdruck zu verleihen. Und auf keinen Fall sind sie erledigt, so lange im Hintergrund das Gespenst steht, das am Anfang gezeigt worden ist: die Streikbrechergarde, aus rechtlosen Ausländern rekrutiert, der äußere gegen den „inneren Feind" zu Hilfe gerufen, um Arbeitslosigkeit der Heimgekehrten nicht zu verhüten, sondern künstlich hervorzurufen — wir sehen alle Vordergrundsaktionen als illusorisch an, solange dieses im Hintergrund stehende Gespenst nicht gebannt ist.

Mögen die Feldgrauen aus den Schützengräben nicht vor die Frage gestellt werden, mit welchem Erfolg sie vier Jahre lang Millionen von Kriegsgefangenen auf blutigem Felde entwaffnet haben!

S. D. Gallwitz / Vom Reger-Fest in Jena

Feste einer bestimmten Kultur sollten sich immer nur die kleinen Städte zum Schauplatz wählen; es ist schön, wenn wenige Schritte aus der nächsten Straße hinaus den von geistigen und seelischen Eindrücken angefüllten Besucher in Einsamkeiten der Natur führen, und es ist wohltuend, wenn die bestimmte Sorte eines Großstadtpublikums, das immer und überall dabei sein und zu allem seine schnelle Stellung, laut werdend, nehmen muß, nicht sein Fluidum in die Stimmung mischen kann. Ein Reger-Fest aber konnte in ganz Deutschland keinen schöneren und passenderen Platz sich wählen, als ihn Jena darstellt. Nicht um der äußerlichen Umstände halber, daß Reger, beladen mit allen Erfolgen und Ermüdungen seines tonkünstlerischen Wirkens in der Öffentlichkeit, sich dorthin als zu einer Einsamkeit neuen Schaffens zurückzog, auch nicht, daß seine Witwe (der wir das Fest danken) dort ihren Wohnsitz hat — es sind wesentliche Zusammenhänge da zwischen Jena und Regers Geist.

Man möchte den Charakter dieser Stadt als einen Prototyp aufstellen für unser Kulturleben in Gegenwart und Zukunft. Etwas heimatlich Umschlossenes und dabei etwas zu Weiten und Höhen Schweifendes liegt in ihrem Wesen, gibt sich dem Auge schon in ihrem äußeren Bild. Überall sehen die Berge in die Straßen hinein, stehen wie uralte schützende Wächter rund um ihre Grenzen her, und ohne sie einzuengen; die Häuser klettern kühn die Hügel hinan, und die Menschen steigen auf ihre Kuppen, als stehen sie über allem und sehen frei in ferne Fernen. Von dort aus liegt Jena wie ein aufgeschlagenes Buch vor dem Beschauer. Da sind die winkeligen, gewundenen Gassen und Gäßchen mit altersgrauen Giebeln und Dächern, die Hüter alter wertvoller Traditionen, und da ist Schulter an Schulter mit ihnen ein neuzeitliches Leben in die Höhe gewachsen in rechtwinkligen, in aller ihrer nüchternen Zweckdienlichkeit machtvoll wirkenden Bauten, auf Plätzen und Straßen voll industriellen Getriebes, über die Schornsteine hoch in die Luft hineinstoßen, Dampfwolken sich wälzen, Sirenen schreien . . . die Zeißwerke! ein Organismus, den die Kriegsjahre in unheimlich schnelles Wachstum hineingetrieben haben, Verschmelzung des Alten mit dem Neuen, der Tradition mit dem Fortschritt, des Reingeistigen mit dem Industriellen auf räumlich kleiner Basis durchgeführt, — das ist die Kulturaufgabe, die Jena zu lösen hat und mit lebendigen Kräften zu lösen am Werk ist.

In musikalischer Hinsicht hat die Stadt eine bedeutende, in tiefer Vergangenheit eingewurzelte Vorgeschichte. Wie in fast allen thüringischen Städten haben auch in Jena einmal die Bachs gewirkt; als bekanntester unter ihnen ein Vetter Johann Sebastians, Nikolaus, der von 1695—1753 dort Universitätsmusikdirektor und Organist war. Die von ihm mit großer Sachkenntnis entworfene und im Bau geleitete Orgel in der Stadtkirche hat erst nach mehr als zwei Jahrhunderte langer Amtstätigkeit im Jahre 1908 einer Nachfolgerin Platz gemacht. Das schon im 17. Jahrhundert bestehende Collegium musicum, wo man in der heute noch bestehenden Wirtschaft „Zur Rose" zu seiner „Gemütsergötzung" musizierte, war die Vorstufe zur Entwicklung der später sehr hochstehenden akademischen Konzerte, unter deren Leitern eine Reihe Namen von Rang, so ein Stanitz, der Sohn des großen Führers der Mannheimer Schule, ein Stade, Naumann usw. verzeichnet sind. In der jüngsten Vergangenheit hat Fritz Stein, an der Spitze des Jenaer Musiklebens stehend, ihm reiche Förderung gebracht und sehr Wesentliches an dieser Stelle geleistet. Seiner intensiven und systematischen Pflege der Musik Regers ist es auch zu danken, daß das Werk dieses schwer sich erschließenden Tondichters, dem so gar nichts von einer idyllischen Gemütsergötzung eigen ist, mehr als an irgendeiner anderen Stelle im deutschen Musikleben in Jena Widerhall und Verständnis gefunden hat.

Die Konzerte des Reger-Festes (ihr Auftakt war ein spätabendliches Kirchenkonzert in der Stadtkirche) fand im Volkshaussaal der Zeißwerke statt. Der Weg dahin führte zwischen den Riesenleibern der Werkstätten- und Maschinengebäude hindurch, die rechts und links die Straße einfassen. Innen ein Zittern, ein gelegentliches Fauchen und Stöhnen von ungeheueren Dimensionen; man fühlt wie eine Körperlichkeit durch die Mauern hindurch das zu äußerster Kraftentfaltung aufgepeitschte Arbeitsleben, das sie umschließen. Dann lösen Eindrücke von feiertäglicher Ruhe und Festlichkeit das Getriebe ab; der grüne Platz vor dem Volkshause, der einfache Tempel mit dem Klinger-Bildwerk dessen, der Geist und Kraft des Zeißwerkes war: Ernst Abbé.

So wie man das Jena von heute ganz nur aufzufassen vermag, wenn man, angewurzelt im Alten und der Tradition, dem Neuen und Zukünftigen verständnissehnsüchtige Hände entgegenstreckt, so kann man auch dem Regerwerk nur aus einer solchen Doppelheit heraus ganz nahe treten. Regers Tonkunst vermag zunächst den Glauben zu erwecken, als handele es sich dabei um eine Wiederbelebung alter Formen, um ein stärkstes Epigonentum Bachs. Wo sie in Orgelwerken kommt, in Phantasien und Fugen über Choralthemen, ist deshalb auch das Verständnis für sie am ersten lebendig geworden. Aber in dieser kontrapunktischen Gebundenheit brennt eine Welt von fremdartigen Harmonien und gewagtester Polyphonie, von fesselloser Kombinationen aller Art; Klänge, Strukturen, Melodik, die an nichts Bestehendem in der Tonkunst anzuknüpfen, von nichts aus zu erklären ist. Da hörte denn das Verständnis und auch oft noch der gute Wille dafür auf. Man muß viele Brücken hinter sich abbrechen, wenn man zu Reger geht; er gibt sich nur dem, der ihn in seiner Einsamkeit aufsucht, als den allein auf sich Stehenden. Als solcher aber fängt er für weitere musikalische Kreise erst eben an ein Entdeckter zu werden. Es spricht aus reinen Tondichtungen ein durch und durch problematisches Wesen, ein Auflehner und Verneiner und ein Gottsucher, der der Lebensbejahung leidenschaftlich entgegenstrebt und doch, ehe er zum Endlichen kommt, immer wieder in feindseligem Zweifeln und Grübeln in Tiefen zurücksinkt; ein Ringen in immer wieder neuen, Ermüdungen nicht ausschließenden Phasen. Nicht in der klaren Übersicht der Sonatenthematik fügt und gipfelt sich ihm das Weltbild zum Kunstwerk, auch nicht auf der Basis einer poetischen Idee und ihrer Durchführung; Motive und Gedanken, in meisterhafter Satzkunst verbunden und entwickelt, ziehen wie ein Reigen edler Gestalten vorüber, eine lange Reihe; jede eine dunkle Frage oder Verheißung auf den Lippen, die letzte eine Lösung bringend.

Digitized by Google

die aber oft für die Wucht der musikalischen Probleme nicht tief und stark genug erscheint und allerhöchste Befreiung nicht bringt. Die bringt er vollkommen nur dort, wo er seine Problematik in der Fuge bändigt; seine oft geradezu zerreißenden Disharmonien rufen im Musikalischen nach dieser letzten und stärksten Konsonierung und Zusammenfassung.

Alles in der Kunst ist nur ein Gleichnis. Auch bei Reger ist das wenigste nur erst gesagt, wenn man ihn rein musikalisch analysiert (obwohl er als Könner ein Meister ist). Hinter der künstlerischen Wesenheit des Komponisten steht der Mensch und damit die tiefe, nicht einfach sich offenbarende Religiosität, die in aller dionysisch gesteigerten Sinnen- und Welterfülltheit nach festem Grunde verlangt und sie nur in der Unlösbarkeit des durch sich selbst Bestehenden, des Ewigen findet, die sie Gott nennt. Reger ist in seinen letzten Lösungen verschiedenartig zu bewerten; er fand nicht das amor kati Beethovens aus sich selbst heraus. Niemals ist er stärker, als wenn er, die feste Basis eines gegebenen Themas unter den Füßen habend, eine Welt von Stimmung auf ihr aufbauen kann; in seinen Phantasien und Fugen über Choräle, in seinen Mozartvariationen u. a. m.

Wie Reger auf diesem Musikfest aufgeführt wurde, war jedes einzelne Werk eine restlose Offenbarung seines musikalischen und geistigen Wesens. Eine Schaar bedeutender Künstler, alle in seinem Stil längst erprobt und zum Teil durch den verstorbenen Meister selbst in ihn eingeführt, war da zusammengeholt worden. Kräfte des Berliner Philharmonischen Orchesters und des Leipziger Gewandhaus-Quartetts, die Meisterin im Reger-Spiel Frieda Kwast-Hodapp und der fein kultivierte Georg Dohrn; Albert Fischer von Sondershausen, von Wien Paul Grümmer und von Aachen der Orgelspieler Heinrich Boell (letzterer in Vertretung für Karl Straube); dann die Damen Palma Erdmann-Pasztory (Geige) und Gertrud Fischer-Maretzky und Meta Zlotnicka (Gesang). Die vollendete technische Kultur dieser Künstlerschaar, ihr Eingefühltsein in die schwierige Wesenheit Regerscher Stimmführung und Intervalle, ermöglichte, was zu seltenen Malen nur erst bei Reger-Aufführungen gelingt, eine reine Herausstellung seiner Klangideale; die aus der Tiefe des musikalischen Gedankens herausgeholte Auffassung konnte so sich ihren künstlerisch vollendeten Ausdruck schaffen.

Und dann der Orchesterleiter! Für die allermeisten Konzertmeister war seine Persönlichkeit eine Überraschung; Fritz Busch war bis dahin nur begrenzten Kreisen ein bekannter, da freilich sehr hoffnungsvoll und rühmlich bekannter Name. Von der Rigaer Oper und von den Symphoniekonzerten in Aachen kommend, ist der noch sehr junge Dirigent berufen, von nun an Max Schillings weitgedehnt anspruchsvolle Tätigkeit in Stuttgart fortzusetzen. In Jena wirkte Busch als Reger-Spezialist (in welcher Begrenztheit er aber natürlich nicht zu charkterisieren ist), einen solchen tiefen Reichtum musikalischer Gestaltung breitete er mit seinem idealen Orchester aus. Seine Art ist ein Von-innen-nach-außen-Bringen; ein leidenschaftliches Erfassen des tondichterischen Gedankens erzwingt sich bei ihm letzte Ausdrucksmöglichkeiten der Wiedergabe. Die langen und oft verschachtelten Zeitmaße Regers, seine schwere, dem Geist des Rhythmus eigentlich fernstehende Rhythmik fand bei ihm ihres Wesens Sinn: das Bild einer weitesten Empfindungsspannung und Bewegtheit, nicht im Sinne leichten Temperamentes, sondern einer Erregtheit, die bis zum schmerzlich Orgiastischen ging. Fritz Busch war unter den Siegern in Jena der erste. Seine Interpretierung des Symphonischen Prologs zu einer Tragödie, der Romantischen Suite, der Mozartvariationen und der Serenade wurden unter ihm zu Urbildern dieser Werke und zu Maßstäben für ihre zukünftigen Wiedergaben.

Dieses Regerfest war wie eine Oase im Kunstleben der Jetztzeit: ernste Sammlung bei Gebenden wie Empfangenden. Ein Musikfest der „Stillen im Lande".

Soziale Bewegung

Im Arbeitskammergesetz lautet auf Grund der ersten Kommissionslesung der richtunggebende § 1 jetzt folgendermaßen: „Zur Wahrnehmung der gemeinsamen gewerblichen und wirtschaftlichen Interessen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer sowie der besonderen Interessen der Arbeitnehmer werden Arbeitskammern errichtet. Die Arbeitskammern sind rechtsfähig. Sie sollen in der Regel für den Bezirk einer oder mehrerer Verwaltungsbehörden errichtet werden. Soweit nach dem Stande der gewerblichen Entwicklung ein Bedürfnis besteht, können für einzelne oder mehrere verwandte Gewerbezweige oder für bestimmte Arten von Betrieben besondere Arbeitskammern auf fachlicher Grundlage errichtet werden, sofern sich die Berufsvereine der Arbeitgeber und Arbeitnehmer für die Errichtung erklären. Zur Wahrnehmung der besonderen Interessen der Arbeitnehmer werden in den Arbeitskammern und in den zu bildenden Abteilungen besondere Arbeitnehmerabteilungen errichtet; deren Mitglieder sind die von den Arbeitnehmern gewählten Vertreter." — Auch diese Fassung findet in Arbeitgeberkreisen lebhafte Mißbilligung, und die Regierung hofft gleichfalls, daß in der zweiten Lesung hier noch manches geändert wird. Inzwischen hat der 34. Ausschuß des Reichstags seine grundsätzlichen Beratungen und Entscheidungen beendet. Die Einbeziehung der Seeleute und der Landarbeiter in das Gesetz, wenn auch nur in besonderen Fachkammern, ist beschlossen, für die Angestellten sollen besondere Kaufmanns- und Werkskammern errichtet werden, die Eisenbahner will man unter den gleichen Bedingungen wie die freien Arbeiter in Fachkammern zusammenfassen, und die Bestimmungen über Arbeiterausschüsse und Schlichtungsstellen sollen aus dem Hilfsdienstgesetz in das Arbeitskammergesetz mit den notwendigen Abänderungen eingearbeitet werden, falls die Regierung nicht schleunigst die in Aussicht gestellte besondere Novelle zur Gewerbeordnung vorlegt. Während der langen Sommerferien wird ein Unterausschuß die gefaßten Beschlüsse sinnentsprechend in die Regierungsvorlage einstellen, so daß dann im Herbst die paragraphenweise Beratung des Gesetzentwurfs endlich aufgenommen werden kann.

Das Wachstum der deutschen Konsumvereinsbewegung im Kriege wurde auch kürzlich wieder auf der 15. Tagung des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine in Köln ziffernmäßig festgestellt. Im Vorstandsbericht konnte der Geschäftsführer Kaufmann einen Mitgliederzuwachs von ½ Million Familien (+ 27 v. H.) während des Krieges mitteilen, so daß im Zentralverband jetzt 2½ Millionen Familien in 1112 Vereinen konsumgenossenschaftlich organisiert sind. Bemerkenswert ist dabei der Zustrom auch aus Nichtarbeiterkreisen; es stieg die Mitgliederzahl der selbständigen Gewerbetreibenden, der Landwirte, der Beamten und freien Berufstreibenden von 175 000 auf 250 000. Auch der Zuwachs von weiblichen Mitgliedern (von 267 000 auf 448 000) wurde besonders hervorgehoben. Diesem äußeren Wachstum soll auch die Leistungssteigerung der Konsumgenossenschaften entsprechen. Kaufmann sprach von geplantem stärkeren Ausbau der Eigenerzeugung in genossenschaftlichen Lebensmittelbetrieben bis zur Brauerei und in genossenschaftlichen Schuh- und Kleiderfabriken. Die Konsumvereine wollen künftig kein Gebiet der Massenbedarfsdeckung mehr ausschalten, weil überall die Preistreiberei durch genossenschaftliche Gegengewichte gedämpft werden müsse. Damit erklären die Konsumgenossenschaften, ein gutes vaterländisches Werk am deutschen Volke zu leisten, mit dessen gesicherter Weltstellung und Entwicklungsfreiheit die Konsumvereine ihr Gedeihen eng verbunden wüßten. Daß die Konsumvereine die Kriegswirtschaft mit ihren beengenden Verordnungen schwer empfinden, wurde mit Beispielen belegt. Besonders rügte man die Ungerechtigkeit der Zuckerversorgung und die Ausschaltung der Großeinkaufsgesellschaft der Konsumvereine bei der öffentlichen Warenverteilung.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld:
1 M.: Kan. A. K. im Felde, Gefr. R. im Felde. **1,50 M.:** R. in S. **2 M.:** Feldw. B. in H. **5 M.:** U. in B. **6 M.:** Kan. A. in S.

Für freie Versendung der Kriegs- und Heimatchronik. 5 M.: U. in B.

Bücher für Armee und Marine: Frl. Sch. in Jugenheim: 5 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

18. Juli 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin-Schöneberg, Königsweg 6. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 29

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Kühlmann und Hertling. — **Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A.:** Die Volksernährung im Kriege. — **Dr. Julius Luebeck:** Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland. — **Dr. Fritz Helversen:** Sozialdemokratie und Großgrundbesitz. — **Gertrud Bäumer:** Ein deutsches Leben. — **Kurt Arnold Findeisen:** Von Kathedralen, Lazaretten und Efeuwegen. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 7. Juli.

In Rußland scheint alles zu neuen inneren Kämpfen bereit. Gestern abend erhielten wir die Nachricht, daß der deutsche Botschafter, Graf Mirbach, in seinen eigenen Räumen von zwei Männern ermordet worden ist, die sich bei ihm hatten melden lassen. Das erste Telegramm wurde in einer Form veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß die deutsche Regierung nicht die Absicht hat, die gegenwärtige bolschewistische Regierung für diese gewaltsame Verletzung des Friedenszustandes verantwortlich zu machen, sondern daß man die Tat einer von den Ententemächten unterstützten Gegenrevolution zuschreibt. In demselben Sinne äußert sich auch der russische Vertreter in Berlin, Herr Joffe. Es versteht sich von selbst, daß ein derartiger Bruch des allerältesten und geheiligtesten Sicherheitsrechts, wie er in einer Gesandtentötung enthalten ist, nicht grundsätzlich ungesühnt bleiben darf, und auch die bolschewistische Regierung wird sich der Verpflichtung, für Bestrafung und Sühne zu sorgen, unter keinen Umständen entziehen dürfen. Denn wenn auch der Tod des Grafen Mirbach, vom persönlichen Standpunkte aus angesehen, kaum etwas anderes ist, als der Tod jedes anderen tapferen Soldaten, der treu auf seinem Posten aushält, so ist hier nicht Graf Mirbach als solcher getroffen, sondern es sollte das Deutsche Reich in seinem Vertreter verwundet werden. Man wird weiterer Aufklärung entgegensehen müssen.

Im Norden Rußlands ist neben der Murmanrepublik ein weiteres neues Staatswesen unter dem Namen Wologdasche Republik entstanden, das ebenfalls von vornherein unter englischer Leitung steht. England besetzt weitere Küstenplätze am Weißen Meer. Truppen gehen von Moskau in Richtung auf Wologda.

Das russische Kommissariat der Auswärtigen Angelegenheiten teilt mit, daß ein Teil der russischen Flotte im Schwarzen Meer von Nowo-Rossisk nach Sebastopol zurückgebracht sei, nachdem sich ein anderer Teil hat in die Luft sprengen lassen. Von der deutschen Regierung sei eine ausdrückliche Erklärung abgegeben worden, daß sie sich verpflichte, die nach Sebastopol zurückgekehrten Schiffe nicht in diesem Kriege zu verwenden und sie nach Abschluß des gemeinsamen Friedens an Rußland zurückzugeben. Ebenfalls habe die deutsche Regierung zugesagt, die in ihren allgemeinen Zügen vereinbarte Grenze zwischen Ukraine und Alt-Rußland militärisch nicht zu überschreiten. Deshalb haben sich deutsche Truppen aus Nowo-Rossisk zurückgezogen. — Man kann wohl aus diesen Angaben schließen, daß die Ukraine nur das westliche Ufer des Asowschen Meeres erhält, während das östliche Ufer mit den Ausläufern des Kaukasusgebirges als Alt-Rußland anerkannt wird.

Montag, 8. Juli.

Während des Mordes an dem Grafen Mirbach sind mit ihm Legationsrat Riezler und Leutnant Müller im Zimmer gewesen, blieben aber unverwundet. Die Mörder führten sich als Beauftragte einer Kommission zum Kampf gegen die Gegenrevolution ein und brachten den Prozeß eines ungarischen Offiziers, eines Grafen Robert Mirbach, zur Sprache, der zur entfernten Verwandtschaft des Botschafters gehörte. Sie schossen beide mit Revolvern auf den Grafen und sprangen dann aus dem Fenster des zu ebener Erde liegenden Zimmers, indem sie noch Handgranaten auf den Verwundeten warfen. Die obersten russischen Staatsvertreter erschienen auf der Botschaft und sprachen ihr Bedauern aus. Die Gruppe der linken Sozialrevolutionäre hat sich zum Mord des kaiserlichen Gesandten bekannt. Es ist so gut wie sicher, daß der Mord das Signal zu einem Putsch gegen die Herrschaft der Bolschewiki sein sollte. An dieser gegenrevolutionären Bewegung scheint ein Teil der linken Sozialrevolutionäre zusammen mit den rechten von Sawinkow geführten Sozialrevolutionären beteiligt zu sein. Sawinkow ist Leiter der Ententebestrebungen in Moskau und hat Verbindungen mit den Tschecho-Slowaken und den Menschewiki. Er war früher Kriegsminister unter Kerenski, und die vor ungefähr vier Wochen in Moskau erfolgte Verhaftung einer erheblichen Anzahl seiner Anhänger und Agenten hat offenbar seine Organisation noch nicht genügend geschwächt. Die deutsche Regierung hat ihre Erwartung einer nachdrücklichen Verfolgung und Bestrafung der Verbrecher und ihrer Hintermänner auf das bestimmteste zum Ausdruck gebracht.

An der Westfront fanden bei Château-Thierry stärkere Angriffe von Franzosen und Amerikanern statt, ohne Erfolg zu erlangen.

Bei einer Konferenz der Wirtschaftsvertreter der Ententemächte in Washington zeigte sich eine vollkommene Änderung der Haltung der nordamerikanischen Regierung. Während nämlich früher die Vereinigten Staaten sich den Zielen der Wirtschaftskonferenz von 1916 nicht angeschlossen hatten, gehen sie jetzt auf besondere Zollvereinbarungen zum Schutze der Rohmaterialien ein, deren Absicht ist, auch über den Krieg hinaus den Zentralmächten den Bezug englischer und amerikanischer Rohstoffe vorzuenthalten. Man will auch Vorbereitungen treffen, daß nach dem Kriege deutscher Besitz im angelsächsischen Auslande nicht etwa auf dem Prozeßwege wieder an seine ursprünglichen Inhaber zurückerstattet werden kann. Der amerikanische Treuhänder für fremden Besitz, Michel Palmer, erklärt: sein Ziel sei, das weit gesponnene Netz deutscher industrieller Interessen in Amerika völlig zu zerstören. Bis jetzt sind 21 000 Unternehmungen oder Besitztümer nachgewiesen, die feindlichen Ausländern gehören sollen. Davon wurden 10 000 mit einem Gesamtwert von 365 Millionen Dollar genau untersucht. Der Besitz von Deutschen, die in Amerika leben, wird nicht konfisziert. — Diese Kundgebungen sind ein Zeichen, wie ernst neuerdings der Wirtschaftskrieg auch in den Vereinigten Staaten genommen wird. Es muß für Deutschland das wichtigste Kriegsziel sein, diesen Wirtschaftskampf dauernd aus der Welt zu schaffen.

Digitized by Google

Dienstag, 9. Juli.

Während in Moskau zwischen der Bolschewiki-Regierung und den Sozialrevolutionären mit Infanterie und Kavallerie geschossen wird, kommt als Vorbereitung für die 5. allrussische Tagung der Sowjets der Entwurf einer Verfassung der russischen Republik in die Öffentlichkeit. Dieser Entwurf ist marxistisch, unterscheidet sich aber vom Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie dadurch, daß er nicht mehr ein Agitationsprogramm, sondern eine Anweisung für Staatsverwaltung sein will. Es tritt die Klassenherrschaft des Proletariats mit vollster Deutlichkeit hervor, wobei allerdings als Zukunftshoffnung ausgesprochen wird, daß durch die Maßregeln dieser Klassenherrschaft die Nicht-Proletarier aufhören werden zu existieren und dadurch eine Einheitlichkeit der Gesamtheit hergestellt werde. Vorläufig sollen kein Wahlrecht besitzen

1. Personen, welche gemietete Arbeit annehmen, um daraus einen Zuwachsgewinn zu ziehen,
2. Personen, welche ein Einkommen ohne Arbeit haben, wie Prozente vom Kapital oder Eingänge von Eigentum,
3. private Kaufleute und kommerzielle Vermittler,
4. Angestellte der religiösen Kultusgemeinden,
5. Angestellte und Agenten der früheren Polizei usw.

Das Wichtigste sind die Gruppen 1 und 2. Wer einen Diener oder einen Knecht beschäftigt, hat kein Staatsbürgerrecht! Auf welche Weise in diesem Staate eine Auslese der Tüchtigen geschehen soll, kann man sich nicht ausdenken. Einen gewissen Fortschritt gegen bisherige kommunistische Programme bildet es, daß auch von den Pflichten der Staatsglieder geredet wird. Die erste Pflicht ist, allerwärts für die volle Gewalt der Arbeitenden zu kämpfen und alle Versuche zur Wiederherstellung der Herrschaft der Ausbeuter und Unterdrücker zu ersticken; zweitens, mit allen Kräften die Beseitigung des durch den Krieg und den Widerstand der Bourgeoisie hervorgerufenen Verfalles zu unterstützen und an der schleunigsten Hebung der Produktivität der Arbeit in allen Zweigen der Volkswirtschaft mitzuarbeiten. — Diese Hebung der Produktivität ist die Kernfrage der ganzen Angelegenheit. Gelingt es dem bisher nur in Büchern und Gehirnen vorhandenen Zukunftssysteme, den Ertrag des Ackers oder die Menge der Tagesarbeit zu erhöhen, so wird vor einem solchen Beweis der Tat jede theoretische Kritik verstummen. Aber ob diese erhöhte Produktivität überhaupt eintreten oder auch nur so schnell eintreten kann, um als Zeugnis für die neue Praxis zu wirken, das ist die Frage. Da die reichsdeutsche Politik sich gegenwärtig immer enger mit der bolschewistischen Regierung verbündet, sind die deutschen Staatsleiter in der etwas merkwürdigen Lage, wünschen zu müssen, daß der Versuch der Bolschewisten nicht mißlinge.

Mittwoch, 10. Juli.

Von gestern an sind alle politisch interessierten Kreise stark bewegt von der Nachricht, daß der Staatssekretär des Auswärtigen von Kühlmann aus seinem Amte scheidet. Im allgemeinen herrscht auf der konservativen Seite Befriedigung, auf der linken Seite Mißtrauen. Man fragt, warum dieser zweifellos tüchtige und geschickte Mann, der die Friedensschlüsse mit Rußland und Rumänien hergestellt hat, ohne ersichtlichen Grund in der Versenkung verschwinden soll. Daß er nicht allen Leuten alle Wünsche erfüllen konnte, liegt in der Natur der Sache und wird von keinem Nachfolger geändert werden können. Als Anlaß seines Abganges werden die Worte betrachtet, die er in voriger Woche im Reichstag gesprochen hat, daß der Friede nicht durch militärische Maßnahmen allein erreicht werden könne. Selbst wenn man es nicht für unbedingt notwendig hält, daß diese Worte so gesprochen wurden, ist es doch schwer, in ihnen einen genügenden Entlassungsgrund zu finden. Weite Kreise im Inland und Ausland reden von einer Herrschaft der Militärpartei, die keine Friedensgesinnung will aufkommen lassen. Der Reichskanzler bestreitet, daß die von ihm in verantwortlicher Weise ausgesprochene Friedensabsicht irgendwie abgenommen habe.

Der neue türkische Sultan, der sich seit seiner Thronbesteigung Mohammed VI. nennt, erläßt eine Erklärung, daß es notwendig sei, zur glücklichen Beendigung des Krieges alle Kräfte zusammenzufassen und die Ordnung im Lande aufrechtzuerhalten. Die Teurung müsse energisch bekämpft werden. Es entspreche dem wohlverstandenen Interesse des Landes, in voller Übereinstimmung mit den Mittelmächten und Bulgarien zu verbleiben. Es sei daher das Ziel des Sultans, die Bündnisbande zwischen der Türkei und diesen Staaten noch mehr zu festigen. — Man kann in den letzten Worten eine Andeutung finden, daß der neue Sultan einen Ausgleich mit den Bulgaren über die Maritzafrage anstrebt.

Fortsetzung der Kämpfe bei Château-Thierry.

Donnerstag, 11. Juli.

Im Hauptausschuß des Reichstages berichtet der Kanzler Graf Hertling über die Vorgänge bei der Amtsentlassung des bisherigen Staatssekretärs. Sein Hauptgedanke ist, daß auf Grund der Verfassung die Politik des Deutschen Reiches verantwortlich vom Reichskanzler geführt wird und nicht von einem der Staatssekretariate. Da nun er selbst, der Reichskanzler, in seiner Stellung bleiben werde, so liege kein Grund vor, von Richtungsänderung zu sprechen. Seine eigene politische Haltung sei in der auswärtigen Politik festgelegt durch die kaiserliche Antwort auf die Friedensnote des Papstes vom 1. August v. J. und durch Hertlings politische Antrittsrede vom 29. November 1917. Hinzugefügt müsse allerdings werden, daß die friedensbereite Gesinnung nicht den Feinden einen Freibrief geben darf zur unabsehbaren Fortsetzung des Krieges. Wir können uns nicht öffentlich unausgesetzt beschimpfen lassen. Solange der feindliche Vernichtungswille besteht, müssen wir mit unserem treuen Volke ausharren. Sobald sich aber bei den Gegnern ernsthafte Regungen für die Anbahnung eines Friedens zeigen sollten, dann würden wir uns ganz gewiß nicht von vornherein ablehnend verhalten, sondern ernstgemeinten Anregungen sofort mit allem Ernste nachgehen. Natürlich genügt es nicht, wenn dieser oder jener Agent kommt, sondern ich spreche von berufenen Vertretern der feindlichen Mächte. Dieser Standpunkt wird auch von der Obersten Heeresleitung ausdrücklich geteilt, denn auch die Oberste Heeresleitung führt den Krieg nicht um des Krieges willen. Herr v. Kühlmann sei, so führt der Reichskanzler des weiteren aus, deshalb aus seinem Amte geschieden, weil das notwendige Vertrauensverhältnis zwischen ihm und anderen Faktoren nicht bestanden habe. Weitere Mitteilungen waren vertraulich. Als Nachfolger ist der bisherige deutsche Gesandte in Christiania v. Hintze in Aussicht genommen. Als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes würde er, so sagt Graf Hertling, lediglich meine Politik zu führen haben. Davon sei der zukünftige Staatssekretär vollkommen durchdrungen.

Die aus Zentrum, Fortschrittlern und Sozialdemokraten bestehende Reichstagsmehrheit erklärt sich für Fortdauer ihres bisherigen Verhältnisses zur Regierung des Grafen Hertling. Der zweite Kanzler v. Payer bleibt auf dieser Grundlage in seiner Stellung. Er vermittelt die nähere Bekanntschaft der zum Hauptausschuß gehörigen Reichstagsabgeordneten mit dem in Aussicht genommenen Staatssekretär.

Natürlich ist der Empfang, den Herr v. Hintze in der Presse des Auslandes findet, auf den Ton gestimmt, daß in dieser Ernennung ein Sieg des brutalen Militarismus vorliege. Eine gewisse Ausnahme machen norwegische Blätter, weil man dort mit dem bisherigen deutschen Gesandten besser bekannt ist.

Freitag, 12. Juli.

Bei Gelegenheit der Beratungen über Bewilligung von weiteren 15 Milliarden Mark Kriegskrediten wird im Hauptausschuß über die Rede des Reichskanzlers gesprochen. Hierbei macht dieser genauere Mitteilung über die Haltung der deutschen Regierung in der belgischen Frage. Da dieser Teil seiner Darlegungen voraussichtlich die Grundlage weiterer Erörterungen im Inland und Ausland sein wird, geben wir den Wortlaut:

„Was die Zukunft Belgiens betrifft, so bedeutet, wie ich gestern schon sagte, die Okkupation und der gegenwärtige Besitz Belgiens nur, daß wir ein Faustpfand für die künftigen Verhandlungen haben. Im Begriff des Faustpfandes liegt es, daß

man das, was man als Pfand in der Hand hat, nicht behalten will, wenn die Verhandlungen zu einem günstigen Resultat geführt haben. Wir beabsichtigen nicht, Belgien in irgendeiner Form zu behalten.

Wir wünschen genau so, wie ich schon am 24. Februar gesagt habe, daß das nach dem Kriege wiedererstandene Belgien als selbständiges Staatswesen, keinem als Vasall unterworfen, mit uns in guten freundschaftlichen Verhältnissen lebe. Das ist der Standpunkt, den ich zu dem belgischen Problem von Anfang an eingenommen habe und auch heute noch einnehme.

Meine Herren! Diese Seite meiner Politik steht durchaus im Zusammenhang mit den allgemeinen Richtlinien, die ich Ihnen gestern dargelegt habe. Wir führen den Krieg als Verteidigungskrieg. Weil wir ihn als Verteidigungskrieg führen, weil uns von Anfang an jede imperialistische, jede auf die Weltherrschaft gerichtete Tendenz ferngelegen hat, darum werden auch unsere Friedensziele dementsprechend. Was wir wollen, das ist die Unversehrtheit unseres Territoriums, das ist freie Luft für die Entwicklung unseres Volkes, insbesondere auf dem wirtschaftlichen Gebiete, das ist natürlich auch die notwendige Sicherung für künftige schwierige Verhältnisse. Das trifft vollkommen auch für den Standpunkt zu, den ich Belgien gegenüber einnehme."

In diesen Worten liegt, daß die deutsche Regierung nicht bereit ist, vor Beginn der Friedensverhandlungen Belgien wie eine Art Sühnopfer aus den Händen zu geben. Sie ist aber bereit, mit der offenen Absicht der Wiederherstellung des zerbrochenen Staates in die Verhandlungen einzutreten. Mit dem Wort von der Unverletztheit unseres Territoriums wird die Kühlmannsche Erklärung darüber, daß es für uns keine internationale elsaß-lothringische Frage gibt, erneut bestärkt. Sobald England und Amerika auf dieser Grundlage verhandeln wollen, wird auch den Franzosen nichts übrigbleiben, als sich daran zu gewöhnen, daß der Frankfurter Friede vom Jahre 1871 eine endgültige Grenze geschaffen hat.

Sonnabend, 13. Juli.

Ein aus Rußland heimgekehrter Bekannter erzählt von der besonderen Rolle, die die mitteleuropäischen Gefangenen inmitten der jetzigen russischen Wirrnisse spielen. Der deutsche Soldat ist auch als Kriegsgefangener sehr angesehen und wird gern in die bolschewistische Armee eingestellt, wenn er bekennt, sozialistische Gesinnung zu haben. Der im Norden von Alt-Rußland beginnende Kampf gegen die Engländer wird im einzelnen zum Teil durch derartige Elemente geführt. Ähnliches ergibt sich aus Zeitungsnachrichten über die Zustände in Sibirien. Zwar scheint es, als ob die kürzlich gemeldete Schlacht zwischen Tschechen und deutsch-österreichischen Truppen bei Irkutsk nicht stattgefunden habe, aber auch in Sibirien gibt es Gefangenen-Republiken, die sich gegenseitig Fehderecht ansagen und vom Ertrag der landwirtschaftlichen Gebiete etwa so leben, wie es bei Schluß des Dreißigjährigen Krieges Schweden und Franzosen in Deutschland taten.

In den Blättern der Entente wird noch immer eifrig darüber gestritten, was die Japaner in Sibirien wollen oder nicht wollen. Ein sachkundiger früherer deutscher Vertreter in Ostasien sagte ungefähr: Die Japaner wollen mit sibirischen Reden verdecken, daß sie die Gelegenheit benutzen, um sich in China auszubreiten. Sie werden nicht tief nach Sibirien kommen, aber sie werden hinter dem Krieg die Herren des größten Teiles von China sein. Ihnen muß daran liegen, den europäischen Krieg zu verlängern, um am Ende des Krieges an Heer und Flotte als starke Macht aufzutreten. Es ist ebensowenig zu erwarten, daß sie mit Deutschland einen Frieden schließen als andererseits, daß sie zu einer Niederwerfung Deutschlands Hilfe leisten. Ihre Stellung zu den europäischen Kämpfen ist ungefähr die, welche früher die Engländer zu den europäischen kontinentalen Kriegen hatten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 7. Juli.

Über den still beginnenden hellen Sommersonntag fällt der dunkle Schatten: Ermordung des deutschen Gesandten in Moskau. Mit dem Grauen der Tat bleibt das Gefühl der dunklen Unsicherheit über dem zerrütteten Zarenreich als schwere Stimmung hinter diesem Tage stehen.

Im Reichstag ist über Ernährungsfragen gesprochen. Das Kriegsernährungsamt wird den Anträgen auf Lockerung der Zwangswirtschaft nicht folgen. Es hat im Gegenteil auf der Grundlage unserer Reichsgetreideordnung mit Österreich-Ungarn einheitliche Grundsätze der Bewirtschaftung vereinbart.

Sachlich wird uns durch das Kriegsernährungsamt die Herabsetzung der Fleischration und die Einführung fleischloser Wochen (in gewissen Zwischenräumen) in Aussicht gestellt. Dafür soll dann Ersatz in Mehl gegeben werden. In diesem Jahr wird auf eine mittlere Ernte und damit auf bessere Vorbedingungen als im Vorjahr gehofft.

In der Kritik des Hauses an dem Bericht werden seitens der Unabhängigen Sozialdemokraten die Getreidelieferungen an Österreich-Ungarn (es handelt sich um 5000—10 000 Tonnen aus den Beständen der Heeresverwaltung) überraschend scharf verurteilt. Beim Magen schlägt also selbst dieser Internationalismus plötzlich in den reinsten Nationalsinn um. Es ist im Volk allgemein verbreitet, auch unsere Kartoffelnot komme von Lieferungen an Österreich. Der Frau, die vom Gemüseladen nach vergeblichem Warten abzieht, ist diese haltlose Entrüstung über die Bundesbrüder gar nicht auszureden.

Montag, 8. Juli.

Aus einer amerikanischen Zeitungsnotiz ersteht ein eigentümliches Bild. In Maasmünster, dem von den Franzosen besetzten Vogesenstädtchen, hat ein amerikanischer Geistlicher gepredigt. Auf einer von Granaten aufgebauten Tribüne auf dem Marktplatz hat der Bote Gottes den französischen Soldaten erzählt, daß die Amerikaner ein idealistisches Volk seien, für Recht und Zivilisation stritten und den Franzosen Elsaß-Lothringen wiedergeben würden . . . . . „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" . . . .

Dienstag, 9. Juli.

Das Kriegsamt hat Richtlinien für die Mitwirkung der Kriegsamtstellen bei der Bautätigkeit für das Jahr 1918 herausgegeben, die ein starkes Gewicht auf die provisorischen Vorkehrungen zur Behebung der Wohnungsnot legen: Zerlegung großer in kleine Wohnungen (eine beinahe nie einwandfrei zu lösende Aufgabe), Ausbau der Dachwohnungen, leider auch Neuanlage von Kellerwohnungen und Baracken in „behelfsmäßiger Ausführung". Von diesen Vorschlägen sind die Baracken das Annehmbarste, einmal, weil sie, gut ausgeführt, gar nicht übel sind, und ferner, weil sie, als Provisorium gekennzeichnet, nicht die Gefahr in sich bergen, daß sie sich als Dauerzustand wieder einfressen, wie das insbesondere bei den eben überwundenen Kellerwohnungen zu befürchten wäre.

Mittwoch, 10. Juli.

Eine Herrenhaussitzung mit großer programmatischer Entfaltung des altpreußischen Feudalismus, vor allem nachdrücklicher Unterstreichung der preußischen Reservate gegenüber den Eingriffen des Reichs. Die Gruppe der Bürgermeister auf der einen und der Grafen und Fürsten auf der anderen Seite hat sich noch kaum jemals so charakteristisch voneinander abgehoben. Daß die preußische Wahlrechtsfrage zu einer deutschen Angelegenheit geworden ist, empfindet der altpreußische Feudalismus sehr peinlich: „Was geht Herrn v. Payer das preußische Wahlrecht an?"

In der Ernährungsfrage ist das Urteil der Oberbürgermeister der großen Städte naturgemäß das wertvollste. Denn sie überblicken die Leistungen der Versorgung, wo sie sich unter den schwersten Bedingungen vollziehen. Von ihnen wird die Notwendigkeit der Zwangswirtschaft uneingeschränkt anerkannt, die Kartoffelversorgung gebilligt, die Marmeladenversorgung als ein

Digitized by Google

Ruhmesblatt der Obst- und Gemüsestelle bezeichnet (durchaus mit Recht). Lockerung wird von mancher Seite gewünscht für Gemüse und Eier.

Donnerstag, 11. Juli.

Aus der Verhandlung über die Steuervorlagen wird deutlich, daß die indirekten Steuern mit kleinen Verbesserungen Aussicht haben, ziemlich glatt durchzugehen. Zur Weinsteuer ist die Zusicherung gegeben, daß sie so bald wie möglich wieder aufgehoben werden soll. Zur Aktiensteuer wird noch eine Vermittlung gesucht. Die Parteien haben einen neuen Antrag eingebracht, der eine Herabsetzung des Aktienstempels von dem geplanten 5 v. T. während des Krieges auf 3 v. T. vorsieht und den Bundesrat ermächtigt, diesen Satz sowohl auf 2 herunter wie auf 4 heraufzusetzen. Dieser Antrag ist angenommen. Ebenso ein Antrag auf Befreiung von Sparkassen und Genossenschaften von der Steuer, ausgenommen für solche Geschäfte, die dem eigentlichen Sparkassenverkehr fremd sind — nach Entscheidung des Bundesrats.

Die Tantiemensteuer von 20 v. H. wird angenommen. Ein sozialdemokratischer Antrag auf Besteuerung von Einkommen aus fideikommissarischem Besitz wird abgelehnt. Zu den übrigen Punkten werden die Beschlüsse des Ausschusses angenommen (Kriegssteuer der Gesellschaften, Mehreinkommen-Besteuerung).

Die Wahlrechtsdebatte im Herrenhaus explodierte trotz des Vorsatzes, noch nicht auf das Wahlrecht einzugehen. Nach dem Verlauf der Aussprache, in der die Festigkeit des Ministers des Innern die neue innere Situation kennzeichnete, scheint es nicht, als ob das Herrenhaus noch eine annehmbare Wahlrechtsvorlage zustande bringen wird. Im übrigen liegt weltgeschichtliche Ironie über der Rede des Herrn v. Oldenburg-Januschau, der mit dem Pathos altpreußischer Vasallentreue die Verfassung gegen den Monarchen ins Feld führt.

Freitag, 12. Juli.

Strengste Verbote unseres Kriegsversorgungsamtes sollen die erzwungenen Beutezüge der Städter aufhalten und den Gemüsehandel in seine normalen Kanäle zurückleiten.

Die Gemüseversorgungsstockung bei uns brachte eine ungeheure Überlastung von Bahnen und Dampfschiffen mit hinausströmenden Frauen — zugleich eine neue Kraftverschwendung, die man den übermüdeten, abgejagten Frauen, die sich mit ihrer schweren Beute zurückschleppen, bedrückend deutlich ansieht. Draußen wird der Ansturm der Städter auf die kaum gereiften Ernten auch nicht zur ökonomischsten Art der Verwendung beitragen. Preistreiberei ist eine weitere unerfreuliche Nebenfolge. Es ist ein merkwürdiges Verhängnis der Kriegswirtschaft, daß sie oft gerade das Unzweckmäßige unaufhaltsam herbeiführt.

Sonnabend, 13. Juli.

Schlußabstimmungen über die Steuervorlage:

Die Vorlage über die außerordentlichen Kriegsabgaben wird angenommen. Die Biersteuergesetze und der Bierzoll werden gegen die Sozialdemokraten angenommen. Gegen die Weinsteuer stimmen die Sozialdemokraten und die Elsässer, gegen die Schaumweinsteuer nur die unabhängigen Sozialdemokraten. (Große Heiterkeit.) Die Besteuerung der Mineralwässer und die Erhöhung der Postgebühren werden angenommen gegen Sozialdemokraten und Polen.

Das Reichsstempelgesetz und das Wechselstempelgesetz werden angenommen. Gegen das Umsatzsteuergesetz stimmen Sozialdemokraten und Polen. Die Gesetze über die Steuerflucht und Aufrichtung eines Reichsfinanzhofes gelangen einstimmig zur Annahme.

Man zeichnet diese Entscheidungen auf mit dem Bewußtsein, daß die Notwendigkeit der Geldbeschaffung die Nebenwirkung vieler Belastungen unseres Wirtschaftslebens in Kauf nehmen läßt, die sich empfindlich bemerkbar machen werden, und daß man auf diesem Wege sehr viel weiter nicht mehr wird gehen können.

Friedrich Naumann / Kühlmann und Hertling

1.

Warum mußte Herr v. Kühlmann sein Amt als Staatssekretär des Auswärtigen verlassen? Man sagt, er sei freiwillig gegangen, denn es ist ihm nahegelegt worden, noch eine Weile zu bleiben, bis — Steuern und Kredit bewilligt seien; denn in reichstagsloser Zeit hätte er verschwinden dürfen! Weil er unter so schönen Bedingungen nicht einen Tag länger bleiben wollte, nennt man seinen Abgang freiwillig. Er hörte von irgendwelcher Stelle in aller Ruhe etwa die Worte: Mein lieber Kühlmann, es tut mir leid, daß wir nicht werden zusammenbleiben können ... Was sollte er anderes tun, als seinen Hut in die Hand nehmen? So geht der Mann, der die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest geschlossen hat! Zwar sagt man in einigen Offizierskasinos, das Friedenschließen sei keine Kunst, nachdem die Armee gesiegt habe, aber trotzdem, er war und bleibt nun einmal der Mann, der für solche weltgeschichtlichen Dokumente als erster die Feder eintauchen durfte, der Anfänger des neuen Weltfriedens. Ihn läßt man gehen, ohne daß die Bevölkerung begreift, warum er eigentlich den Abschied nehmen mußte.

Ging er etwa, weil einige männliche Waschweiber gefunden haben, er sei nicht ganz sauber aus Bukarest heimgekehrt? Man wende einmal derartige Grundsätze auf andere hervorragende Berufe an! Und was soll er denn überhaupt getan haben? Nein, hier liegt es nicht.

Oder mußte er in die Versenkung steigen, weil er inmitten einer Rede über Deutschlands Unüberwindlichkeit die selbstverständliche Wahrheit aussprach, daß mit militärischen Mitteln allein der Krieg nicht beendet werden könne? Abgeordneter Fischbeck hat im Hauptausschuß mit Recht darauf hingewiesen, daß man nur das Stenogramm der betreffenden Rede zu lesen brauche, um zu sehen, wie künstlich zurechtgemacht die Entrüstung über Herabstimmung des Siegeswillens ist. Der Mann, der mehrere große Friedensschlüsse hinter sich hat, wird doch noch über den Weg zum Frieden reden dürfen? Oder untersteht er amtlich einer Zensur, die darauf sieht, ob und wie er Moltke zitiert?

Nein! Der einzelne Satz war es nicht, der ihm gefährlich wurde, wenn nicht diesem hervorragenden Manne, den heute alle Welt nachträglich lobt, etwas gefehlt hätte, was vom Reichskanzler als „das Vertrauensverhältnis“ bezeichnet wurde. Wo aber fehlte es, bei wem? Beim Reichskanzler selbst, beim Hauptquartier, bei der Vaterlandspartei, bei welchen Gruppen von Heer und Heimat? Soweit wir die Dinge überschauen, fing in der Menge des Volkes ein Vertrauen zu Herrn v. Kühlmann an. Natürlich war nicht jeder mit allem zufrieden, aber das kann auch nicht sein; man fühlte doch, daß ein Mann da ist, der eine glückliche Hand hat. Ein Volk am Ende des vierten Kriegsjahres ist nicht mehr ganz unbefangen in der Zuwendung seines Vertrauens, es wartet ab. Erscheint dann ein durch Leistungen erworbenes Vertrauen, so soll man es nicht zerstören.. Man sollte nicht, aber man hat! Wer aber sind diejenigen, bei denen das Vertrauen fehlte?

Sicher muß man annehmen, daß es Kreise sind, die eine andere Art von Politik haben wollen. Das würde begreiflich sein, und so wird die Sache in Ausland und Inland verstanden: die Alldeutschen waren gegen v. Kühlmann, und er wurde ihnen zum Opfer gebracht. Hört man aber Herrn

Digitized by Google

v. Hertling, so kann man diese Vermutung nicht aufrechterhalten, denn in diesem Falle würde ja der Abschied Kühlmanns einen politischen Richtungswechsel bedeuten. Das aber bestreitet der Reichskanzler: der Kurs bleibt derselbe!

Es soll also Kühlmanns Politik ohne ihn fortgesetzt werden, etwa so wie vor einem Jahre v. Bethmanns Politik ohne Bethmann weitergemacht werden sollte. Ein Mann wurde ins Wasser geworfen, sonst bleibt alles, wie es war. Was aber macht es im Kriege aus, wenn ein Mann verlorengeht? Der oberste Kapitän der Reichsregierung bleibt ja auf der Brücke: Graf Hertling bleibt und wechselt nur einen Angestellten. Wer Herrn v. Kühlmann für mehr gehalten hat, der hat sich eben getäuscht. Zu Aufregung ist nicht der geringste Anlaß, denn — Hertling führt seine Politik weiter.

2.

Worin die Politik des Reichskanzlers Graf Hertling besteht, ist in der Gegenwart nicht leicht ganz deutlich zu sagen. Sicherlich ist sie nicht eine einfache Ausführung seines Programms: Weltfriede und Wahlrecht! An jeden seiner beiden Hauptprogrammpunkte hängt sich nämlich eine Bedingung; das gleiche Wahlrecht in Preußen hängt an der Bedingung „auf gesetzlichem Wege", und der Friede hängt an der Beifügung „in Übereinstimmung mit der obersten Heeresleitung". So naheliegend und selbstverständlich diese Bedingungen sein mögen, so verpflichten sie doch den verantwortlichen Träger der äußeren und inneren Politik in ungeheuerlicher Weise. Er ist genötigt, gleichzeitig mit seiner Reichstagsmehrheit und daneben mit dem Hauptquartier und der preußischen Mehrheit zu rechnen. Sein ganzes Dasein wird dadurch zum beständigen Kompromiß. Kommt nun hinzu, daß sein eigenes Wesen auf dialektische Künste angelegt ist, auf Satz, Gegensatz und Ausgleich, auf direkte und indirekte Methode, so ergibt sich eine Politik, die viele Klugheiten enthält, aber einer empfindlichen Maschinerie gleicht, bei der sich Reibungshemmnisse wie von selbst einstellen. Für diese Politik war vielleicht Herr v. Kühlmann nicht gewunden genug; denn er war zwar biegsam und verbindlich im Verkehr, aber im Grunde ein einfacherer Mensch, der etwas entweder wollte oder nicht wollte. Ihm gegenüber stärkte sich bei Graf Hertling das Ichbewußtsein: Ich bin verantwortlich. Fast nichts war an den letzten Hertlingschen Reden so bemerkenswert wie dieses aus Zwang der Verhältnisse herausgeborene Ich, das nicht eigentlich stolz klingt, sondern eher bittend: noli turbare circulos meos, bringe meine Geometrie nicht in Unordnung!

Es hat Leute gegeben, die der Ansicht waren, daß sich die Kühlmann-Krisis zur Krisis Hertling erweitern müsse, weil Hertling weder im Sinne der Rechten noch der Linken eine erkennbare Direktion innehalte. Wir haben uns ihnen nicht angeschlossen, sondern haben uns bemüht, den Vorgang im Auswärtigen Amte nicht über dieses Gebiet hinaussteigen zu lassen. Auch nach dem Abgange Kühlmanns hat Graf Hertling sein Vertrauensvotum in Form von Steuer- und Kreditbewilligungen erhalten, denn was würde gewonnen sein, wenn ein neuer Unbekannter den Dialektiker auf dem Sitze des ersten Konsuls ersetzen sollte? Die Schwierigkeiten liegen in der Sache selbst. Was v. Bethmann Hollweg, der unvergessene erste Kanzler des Krieges nicht fertiggebracht hat, was dem Grafen Hertling nur von Woche zu Woche gelingt, das wird auch ein weiterer Meister nicht glatt herbeizaubern können, nämlich eine restlose Harmonie zwischen einer glänzenden, unabkehrbaren Heeresleitung und den mannigfaltigen und unentbehrlichen Ämtern des bürgerlichen Lebens. Gerade weil Graf Hertling das Vertrauen der Obersten Heeresleitung besitzt, wünscht auch die Linke, daß er bleibt als Verkörperung der Einheitlichkeit des kämpfenden deutschen Volkes, als Vertreter des deutschen Verteidigungs- und Friedensgedankens.

Graf Hertling hat sich von neuem mit bindenden Worten zur Antwort des Kaisers an den Papst bekannt. Man wird diese Antwortnote noch öfter hervorholen und lesen müssen, da in ihr das Programm des Sommers 1917 enthalten ist, die Einheitsformel aller Autoritäten gegenüber den Friedensfragen. Auch hat Graf Hertling die schon früher und auch von seinem Vorgänger v. Bethmann Hollweg abgegebenen Erklärungen über Belgien neu bestätigt. Das ist es, was zur Stunde nötig war, um das Weiterarbeiten zu ermöglichen.

Mit ihm und in seiner Vertretung übernimmt der Nachfolger Kühlmanns, Herr v. Hintze, diese grundsätzlichen Darlegungen. Das ist nun schon der vierte Staatssekretär des Auswärtigen im Kriege. Man soll vorsichtig sein mit dem Verbrauche führender Männer, denn jede Krisis zeigt, wie gering die Auswahl ist. Natürlich wird in diesen Anfangstagen Stimmung für und gegen Herrn v. Hintze gemacht. Das aber hat nur vorübergehenden Wert, denn von nun an entscheidet das, was geleistet wird. Vor dem Auswärtigen Amte liegen schwere Aufgaben: die deutsche Haltung in Rußland, die endliche Erledigung der polnischen Verfassungsfrage, der Abschluß der mitteleuropäischen Verträge und vor allem der Versuch, im Anschluß an den Kampf des Heeres eine Verständigung mit den Westmächten zu suchen, ehe der fünfte Kriegswinter beginnt. Kein Mensch weiß, was sonst Europa in dem kommenden Winter erleben kann. Alle Nationen von der Türkei bis nach England verlangen von ihren Diplomaten, daß sie jetzt das fast Unmögliche möglich machen. In ihren Händen zittert die Zukunft.

Ferdinand Hoff, M. d. R. u. A. / Die Volksernährung im Kriege

1. Die natürlichen Schwierigkeiten.

Die Volksernährung in Deutschland und mehr noch in dem verbündeten Österreich-Ungarn steht auch in diesem Jahre in den letzten Monaten des laufenden Wirtschaftsjahres vor ernsten Schwierigkeiten. Für Kenner der Verhältnisse bedeutet das keineswegs eine Überraschung. Hoffen und wünschen kann man nur, daß es auch in diesem Jahre gelingen möge, der Schwierigkeiten ohne ernsthaften Schaden Herr zu werden. Naturgemäß setzt in einer solchen Situation die Kritik mit besonderer Lebhaftigkeit ein. Sie ist nicht unberechtigt. Auch im vergangenen Jahre sind schwere Fehler gemacht worden, deren Folgen das Volk nunmehr zu tragen hat. Sache der verantwortlichen Stellen wird es sein, aus der Vergangenheit zu lernen, rechtzeitig ein durchführbares, klares Programm aufzustellen und dieses mit Energie und Umsicht auch zur Durchführung zu bringen.

Bei aller Kritik im einzelnen aber darf nicht vergessen werden, was Gutes und Großes die öffentliche Bewirtschaftung der Nahrungsmittel im Kriege, besonders in Deutschland, geleistet hat. Ohne diese straffe Organisation, ohne die Politik der Höchstpreise, Beschlagnahme und Zuteilung wäre Deutschland in diesem langen Kriege längst wirtschaftlich zusammengebrochen, wären die glänzenden, mit unvergleichlichem Heldenmut und gewaltigen Opfern erkämpften militärischen Siege nutzlos gewesen.

Digitized by Google

Diese Erkenntnis ist mehr und mehr — von einigen Außenseitern abgesehen — Allgemeingut des deutschen Volkes geworden. Bestritten können die ihr zugrunde liegenden Tatsachen nur von denjenigen werden, die sich der großen natürlichen Schwierigkeiten nicht voll bewußt sind, vor die wir bezüglich der Ernährung des Volkes und der Versorgung einer Riesenarmee unter den widrigen Umständen des langen Krieges gestellt sind.

„Wir haben es uns eigentlich nie recht zugestehen wollen, wie sehr wir bezüglich der Volksernährung vom Auslande abhängig waren." Diese Worte, welche der frühere Stellvertreter des Reichskanzlers und Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, Herr Dr. Delbrück, schon im Herbst 1914 im Haushaltsausschuß des Preußischen Abgeordnetenhauses sprach, kennzeichnen treffend die damalige Situation. Weshalb aber wollten wir uns die Abhängigkeit unserer Volksernährung vom Auslande nicht zugestehen? — Weil alle maßgebenden Kreise in Regierung und Parlament sich seit Jahren in den Glauben gewiegt hatten, die von ihnen betriebene und immer wieder als „bewährt" gepriesene Wirtschaftspolitik genüge, um die Produktion der deutschen Landwirtschaft auf eine Stufe zu heben, daß wir wirtschaftlich selbst einem langen Kriege getrost entgegensehen könnten.

Wir traten mit einer vorgefaßten Meinung, mit einem großen Irrtum in den Weltkrieg ein. Und dieses falsche Vorurteil, dem maßgebende Kreise noch lange anhingen und das auch heute noch nicht völlig ausgerottet ist, ist die letzte und entscheidende Quelle all der Irrungen und Wirrungen und damit auch der Gefahren, in die wir auf diesem Ausschlag gebenden Gebiete hineingeraten und aus denen wir mehr als einmal nur durch einen mehr oder minder glücklichen Zufall gerettet worden sind.

Es mag an dieser Stelle ununtersucht bleiben, inwieweit rein mechanische Mittel, wie Erhöhung der Zölle, geeignet sind, die Produktion der Landwirtschaft nennenswert zu heben. Tatsache ist jedenfalls, daß die Produktionsstatistik bezüglich des am 1. April 1906 in Kraft getretenen neuen Zolltarifs keinerlei Anhalt dafür bietet. Gewiß hat die deutsche Landwirtschaft vor dem Kriege eine glänzende Entwicklungsperiode zurückgelegt. Besonders hervorragend war in dieser Beziehung die Zeit von der Mitte der neunziger Jahre bis 1906, das ist die Periode der vielgeläfterten Caprivischen Handelsverträge, welche den Grund zur wirtschaftlichen Blüte Deutschlands und damit — infolge der Erstarkung des inneren Marktes — auch der deutschen Landwirtschaft legten. Diese Blüte hat [illegible] seit dem Jahre 1906 fortgesetzt.

Stärker als die inländische Produktion aber wuchsen die Bedürfnisse des deutschen Volkes, so daß die Abhängigkeit der deutschen Volksernährung von der ausländischen Zufuhr bei Ausbruch des Krieges eine Höhe erreicht hatte wie in keiner anderen Periode der deutschen Wirtschaftsentwicklung. Und gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege war diese „Abhängigkeit" vom Auslande in einem Maße gestiegen wie nie zuvor. — Das aber war es, was man nicht wahr haben wollte, weil es in die herkömmliche agrar-nationale Phrase nicht hineinpaßte. Man verschloß die Augen vor den Tatsachen und legte damit den Grund zu den falschen Bahnen, in die von vornherein unsere Kriegsernährungspolitik gelenkt wurde.

Nach dem vom „Kaiserlichen Statistischen Amte" in dem Sammelwerk: „Die deutsche Landwirtschaft" kurz vor dem Kriege herausgegebenen statistischen Material betrug der Wert der Mehreinfuhr an pflanzlichen und tierischen Nahrungs- und Genußmitteln im Durchschnitt der Jahre 1901 bis 1905 1753,2 Millionen Mark. — Im Jahre 1912 aber war diese Summe auf 3023,8 Millionen Mark angewachsen. In sieben Jahren eine Zunahme von fast 1300 Millionen Mark. — Was das bedeutet, wird erst recht klar, wenn man die Wertzahlen in solche der tatsächlich eingeführten Mehrmengen an Nahrungsmitteln umsetzt.

Nach einer sorgfältigen Untersuchung des Professors Schulte im Hofe wurden im Jahre 1913 pro Kopf der gesamten deutschen Bevölkerung (die landwirtschaftliche eingerechnet) nicht weniger als 109 Pfund unmittelbare Nahrungsmittel, darunter etwa 13 Pfund pflanzliche oder tierische Fette, eingeführt. — Dazu aber kam, und das ist das Entscheidende, eine jährliche Einfuhr von 83 Millionen Doppelzentner Kraftfuttermittel für unsere Viehhaltung, das macht pro Kopf der Bevölkerung 260 Pfund. — Unsere Vieh-, insbesondere unsere Schweinehaltung beruhte zum großen Teil auf ausländischer Zufuhr! — Vor dem Kriege stellte also das Ausland für eine normale deutsche Familie von 5 Köpfen jährlich durchschnittlich nicht weniger als 545 Pfund unmittelbare Nahrungsmittel, darunter 65 Pfund Fette und 13 Zentner Futterstoffe zur Erzeugung von Fleisch, Fett und Milch zur Verfügung!

Diese Zahlen beleuchten blitzartig die Größe der Gefahr, in die wir durch die englische Absperrungspolitik gebracht waren. Sie zeigen zugleich, daß der größte Teil der Einschränkungen und Entbehrungen, die wir uns haben auferlegen müssen, auf natürliche Ursache, auf tatsächlichen Mangel zurückzuführen ist. Damit aber sind die natürlichen Schwierigkeiten der Volksernährung im Kriege keineswegs erschöpft. — Als außerordentlich erschwerende Momente kamen der große, von Jahr zu Jahr steigende Bedarf unserer Heeresverwaltung und die Herabminderung der eigenen Bodenerzeugnisse hinzu, die trotz der anerkennenswerten Leistung unserer Landwirtschaft im Kriege wegen der fehlenden Düngemittel und der mangelnden Arbeits- und Gespannkräfte nun einmal nicht zu vermeiden war.

Wer dies alles bedenkt, wird die Ergebnisse unserer wirtschaftlichen Kriegführung, trotz aller Mängel, nicht gering achten. Die Tatsache aber, daß wir trotz alledem noch aufrecht stehen, gibt uns die Gewißheit, daß wir bei wichtigen Maßnahmen auch auf wirtschaftlichem Gebiete nicht unterzukriegen sind.

2. Irrungen und Wirrungen in der Ernährungspolitik.

Vor dem Kriege stand unsere Volksernährung, besonders bezüglich des Fleisch- und Fettgenusses, auf einer außerordentlichen Höhe. Und diesem Umstande ist es zur Hauptsache zuzuschreiben, daß wir überhaupt in der Lage waren, die bedeutenden Einschränkungen zu ertragen. Zunächst waren noch ganz bedeutende Reserven im Lande. Nicht nur in den Lagern des Groß- und Kleinhandels, sondern vor allen Dingen in unseren Viehbeständen, die zu einem wesentlichen Teile durch ausländische Futterstoffe herangezogen waren. Weise Sparsamkeit in der Verwendung dieser Reserven hätte uns noch bis in die jetzige [illegible] Nutzen sein können. Statt dessen aber wurde zu Anfang des Krieges auf diesem Gebiete, wie auf anderen (es sei nur an Wolle und Leder erinnert) eine Verschwendung betrieben, die nur aus einer viel zu optimistischen Auffassung unserer Lage einigermaßen erklärlich erscheint.

Vor allen Dingen aber kam es darauf an, klar und bestimmt die Konsequenzen aus der veränderten Lage zu ziehen. Es galt, den einheimischen Ernteertrag in Einklang zu bringen mit den an ihn von Menschen und Tieren zu stellenden Ansprüchen. Bei der Befriedigung dieser Bedürfnisse aber gebührt der Ernährung der Menschen, Zivilbevölkerung wie Militär, unbedingt die erste Stelle. An zweite Stelle aber ist die Ernährung der Spann- und Zuchttiere zu setzen, da ohne diese die Bebauung des Bodens und der Betrieb im Innern sowie eine geordnete Tierzucht nicht aufrechtzuerhalten ist. An die dritte und letzte Stelle aber muß die übrige Tierhaltung, die Nutztierhaltung, treten, wobei die auf mehr als 25 Millionen Stück angewachsene Schweinehaltung, die mindestens zur Hälfte auf ausländischer Einfuhr beruhte, eine ganz besondere Rolle spielt.

Sicherung der pflanzlichen Grundlage der Volksernährung, insbesondere der Versorgung mit Brot, Kartoffeln, Nährmitteln und Gemüse, durch Höchstpreise, Beschlagnahme und Zuteilung; Anpassung der Nutzviehhaltung an die nach

Digitized by Google

Abzug dieser und der für die Ernährung der Spann- und Zuchttierhaltung erforderlichen Mengen, an die dann noch aus der heimischen Ernte zur Verfügung stehenden Futterstoffe, das wäre das einfache, aus der Natur der Verhältnisse sich ergebende Programm einer verständigen und planmäßigen Kriegsernährungspolitik gewesen. Zu bemerken ist dabei, daß die Nutztierhaltung, die Rinder- wie auch die Schweinehaltung, nur dann für die Volksernährung den höchsten Ertrag an Fleisch, Fett, Milch liefern kann, wenn ihre Zahl so begrenzt ist, daß eine ausreichende, nutzbringende Befütterung der Tiere möglich ist. Im anderen Fall geht das meiste Futter als reines Unterhaltungsfutter der Volksernährung einfach verloren. Was durch das Bestreben, die Kopfzahl der Tiere künstlich hochzuhalten, indirekt verschwendet worden ist, kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden.

Das kleine Dänemark hat, vielleicht gewitzigt durch die Erfahrungen in Deutschland und mehr noch in Österreich-Ungarn, die hier angedeuteten Konsequenzen gezogen. Als dort infolge der englisch-amerikanischen Maßnahmen die Futtermittel zum Teil ausblieben, entschloß sich dieses Bauernland sofort zu einer Herabminderung zunächst der Schweinebestände. Diese wurden erst auf die Hälfte, dann bis Ende 1917 auf ein Drittel des Friedensbestandes herabgesetzt. Wie es augenblicklich steht, entzieht sich meiner Kenntnis.

Was aber geschah bei uns unter dem übermächtigen Einfluß der Agrarier und besonders des verflossenen Landwirtschaftsministers von Schorlemer? — Unbegreiflicherweise gerade das Gegenteil von dem, was vernünftig und selbstverständlich gewesen wäre! — Bei Ausbruch des Krieges wurde eine umfangreiche Propaganda für die Erhöhung der Schweinehaltung getrieben. In der Presse, in Versammlungen, in den Schulen wurde die Parole ausgegeben: Haltet Schweine! — Ganz ähnlich ging es auf dem Gebiete der Rindviehhaltung: Verbot des Abschlachtens von Kälbern und von Kühen unter sieben Jahren, das war der geniale Anfang unserer Kriegsernährungspolitik im Herbst 1914. — Der „Erfolg" blieb nicht aus. Am 1. Dezember 1914 erreichte die Rinderzahl mit 21 829 000 den höchsten Stand, der je erreicht wurde. An Schweinen waren sogar 25 841 000 Stück vorhanden gegen 21 924 000 im Jahre 1912. Um das Futter aber machte sich anscheinend niemand Sorge!

Und die Tendenzen dieser falschen Politik, sie haben weiter gewirkt durch all die Kriegsjahre hindurch. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß all die großen Gefahren, denen wir insbesondere auf dem Gebiete der Brot- und Kartoffelversorgung (auch [illegible]) ausgesetzt gewesen sind, [illegible] wiegende Teil der Entbehrungen, die das Volk hat ertragen müssen, auf diese falschen Tendenzen zurückzuführen sind. In Österreich noch mehr als bei uns.

Freilich sind wir durch die Not der Stunde, wenn das Messer an der Kehle saß, zu einer wesentlichen Einschränkung unserer Vieh-, insbesondere der Schweinehaltung, gezwungen worden. Was aber planmäßig, rechtzeitig hätte geschehen sollen, wurde immer erst zu spät, dann aber in dem denkbar ungünstigsten Augenblick und in der volkswirtschaftlich schlechtesten Weise vorgenommen. Der Schweinemord vom Jahre 1915, der Rindermord vom Jahre 1917, der Ferkelmord vom Anfang dieses Jahres sind Schulbeispiele dieser sprunghaften, unsicheren, planlosen Ernährungspolitik!

Den Schaden dieser Politik aber haben nicht nur die Konsumenten, sondern auch die Produzenten zu tragen. Die unwirtschaftlichen Eingriffe in die Viehbestände in dem denkbar ungünstigsten Augenblick, die peinlichen, oft rigorosen Nachkontrollen, die Durchsuchung der Höfe, Stuben, Spinde und Betten, die mit Recht so viel Unmut in der landwirtschaftlichen Bevölkerung hervorgerufen haben, sind eben deswegen notwendig geworden, weil man zunächst infolge der Überzahl von Tieren die notwendigen Nahrungsmittel verschwinden ließ, um nachher das Allernotwendigste durch Polizeimaßnahmen herauszuholen. Und trotzdem: verlorene Liebesmüh!

Hand in Hand mit diesem Kardinalfehler unserer Kriegsernährungspolitik, der falschen Viehpolitik, läuft ein anderer: die Annahme nämlich, man könnte aus dem ganzen Komplex der Ernährungsprobleme ein einzelnes Gebiet, etwa die Brotversorgung oder die Kartoffelversorgung, herausnehmen, auf anderen aber das freie Spiel der Kräfte weiter walten lassen. Das ist unmöglich, da die verschiedenen Gebiete in engstem Zusammenhang miteinander stehen, ja sich gegenseitig bedingen. Man hat's ja versucht, indem man anfangs Getreide und Kartoffeln unter Höchstpreise stellte, die Vieh- und Fettpreise aber in der freien Konkurrenz lustig weiter klettern ließ. Die Folge war und mußte sein, daß es für die Produzenten vorteilhafter war, Getreide und Kartoffeln an das Vieh zu verfüttern, statt diese Produkte zu den Höchstpreisen zur Ablieferung zu bringen. Die Konsequenz der öffentlichen Bewirtschaftung der Nahrungsmittel überhaupt ist eine gewisse Vollständigkeit und ein weises Abmessen der Preise.

Es ist das m. E. große Verdienst des Herrn v. Batocki, diesen Zusammenhang der Dinge klar erkannt und daraus die notwendigen Konsequenzen gezogen zu haben. Erst kürzlich hat er sich in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" erneut zu diesen Grundsätzen bekannt. Ohne den von Herrn v. Batocki in die Wege geleiteten und zur Durchführung gebrachten Preisausgleich zwischen den pflanzlichen und tierischen Produkten und ohne die Übertragung der Grundsätze der öffentlichen Bewirtschaftung auf andere Gebiete, z. B. diejenigen der Milch- und Eierversorgung, würden wir höchstwahrscheinlich in diesen Sommermonaten vollends vor dem Zusammenbruch stehen. Die von ihm nach anfänglichem Schwanken ebenso klar erkannten richtigen Gesichtspunkte in der Viehpolitik hat Herr v. Batocki wegen seines Abganges leider nicht zur Durchführung bringen können. Neben dem unwirtschaftlichen Ferkelmorde, der zu spät eintrat, aber darum nicht minder notwendig war, wäre uns sonst die gegenwärtige Brot- und Kartoffelkrisis erspart geblieben.

3. Das kommende Erntejahr.

Die Aussichten des kommenden Erntejahres lassen sich zurzeit noch nicht annähernd übersehen. Niemand kann sagen, wie die Ernte ausfällt, niemand, einen wie großen Zuschuß die besetzten Gebiete und vor allen Dingen Rumänien und die Ukraine zu unserer Versorgung liefern werden. Vor übermäßigen Hoffnungen muß nachdrücklichst gewarnt werden. Wir können froh sein, wenn diese Gebiete uns dasjenige leisten werden, was wir — wenn auch in anderer Form — in den ersten Kriegsjahren aus den neutralen Staaten erhielten. — Die äußerste Vorsicht ist daher am Platze, um so mehr, als [illegible] wir auch in diesem Jahre gezwungen sind, durch Frühdrusch vorzeitig in die nächste Ernte einzugreifen. — Diese Vorsicht ist um so notwendiger, weil wir — selbst einen baldigen Frieden vorausgesetzt — gezwungen sein werden, uns im wesentlichen mit den vorhandenen Vorräten einzurichten. Gelingt es uns und unseren Verbündeten, auf wirtschaftlichem Gebiete endlich das Gleichgewicht zwischen Soll und Haben herzustellen — und bei richtiger Bewirtschaftung ist das möglich —, so werden wir damit auch das Beste zu einer baldigen Beendigung des blutigen Ringens beitragen.

Dazu aber wird notwendig sein, daß wir entschlossen und zielbewußt an der jetzigen öffentlichen Bewirtschaftung der Nahrungsmittel festhalten; trotz aller Mängel und Unbequemlichkeiten, die im einzelnen zweifellos vorhanden sind. — Für eine Auflockerung des bisherigen Systems, wie sie u. a. der vielbesprochene Antrag Rösicke vorsah, kann daher m. E. niemand die Verantwortung übernehmen. Es hat uns bis hierher geholfen und wird uns weiter helfen, zumal, wenn es gelingt, Unebenheiten und Fehler auszumerzen.

Glücklicherweise denkt Herr v. Waldow, mit dessen Führung der Geschäfte auch die Linke sich mehr und mehr einverstanden erklären kann, nicht daran, von den bisherigen Bahnen abzuweichen. Festzuhalten aber ist nicht nur an dem Prinzip an sich, sondern auch an der bisherigen Preispolitik auf mittlerer

Digitized by Google

Basis und unter Abwägung des gegenseitigen Preisverhältnisses. Die inzwischen beschlossene Erhöhung der Getreidepreise scheint mir ein Abweichen von diesem Grundsatze nicht zu enthalten. Je länger der Krieg dauert, desto notwendiger und zweckmäßiger wird es sein, gerade diejenigen Produkte, welche wir für die Volksernährung am dringendsten gebrauchen, und das sind Brotgetreide, Getreide überhaupt und Kartoffeln, auch bei der relativen Preisgestaltung besonders zu betonen und zu bevorzugen. Das umgekehrte Verfahren hat uns in Schwierigkeiten gebracht. Dieses dagegen kann nur zum Segen ausfallen.

Entscheidend für das kommende Erntejahr aber wird eine rechtzeitig eingeleitete und folgerichtig durchgeführte vernünftige Viehpolitik sein. Eine solche läßt sich gerade jetzt ohne erhebliche Härten durchführen, da gegenwärtig die Viehbestände stark gelichtet sind — stärker vielleicht (ich denke dabei besonders an die Schweine) als es bei rechtzeitigem Eingreifen notwendig gewesen wäre —, so daß es jetzt im wesentlichen darauf ankommt, neuem Übel vorzubeugen.

Neben der Sicherstellung der menschlichen Ernährung, zunächst mit pflanzlichen Produkten, wird es darauf ankommen, die ausreichende Versorgung der Spanntiere, der Heerespferde, wie auch der Zivilpferde in Stadt und Land, mit Hartfutter, vor allen Dingen aber auch mit Rauhfutter, vorweg und ausreichend zu gewährleisten. An Rindvieh aber darf im Herbst nicht mehr auf den Stall genommen werden, als nach billigem Ermessen der Besitzer — denen man die abzuliefernde Futtermenge, besonders auch an Rauhfutter, rechtzeitig bekanntgeben muß —, mit dem dann noch vorhandenen Futter nutzbringend durchzuhalten ist. Auf den Glücksfall eines frühen Frühlings, wie wir ihn in diesem Jahre glücklicherweise hatten, darf die Sache nicht wieder abgestellt werden. Das überschüssige Vieh aber ist, unter Anrechnung auf spätere Lieferungen, rechtzeitig im Herbst abzunehmen und nötigenfalls zu konservieren.

Der Angelpunkt der ganzen Kriegsernährungspolitik aber wird in der zweckmäßigen Gestaltung der Schweine- und der Kleinviehhaltung liegen, die zugleich auch mit einer wirksamen Bekämpfung des Schleichhandels in engstem, ursächlichem Zusammenhang steht. Herr v. Batocki hatte im vorigen Jahre, wie schon früher hervorgehoben, eine Regelung und Kontrolle der Schweinehaltung vorgesehen. Von Stall zu Stall sollte der Schweinebestand genau registriert und dabei sollten — ohne jede Engherzigkeit — die für die Hausschlachtung und für den etwaigen Verkauf, sowie die für die Aufzucht bestimmten Tiere besonders bezeichnet werden. — Besonderes Gewicht ist [illegible] darauf zu legen, daß die Tiere mit erlaubten Futtermitteln gehalten werden können. Eine solche Maßnahme ist durchführbar, sobald den Besitzern die Pflicht auferlegt wird, über den Verbleib und die Verwendung der einzelnen Tiere jederzeit Rechenschaft abzulegen. Diese werden dann von selbst davon absehen, mehr Tiere zu halten, als mit erlaubten Futtermitteln — ohne Eingriff in die für die menschliche Ernährung bestimmten Getreide- und Kartoffelbestände — gefüttert werden können. Eine solche Maßnahme durchzuführen, ist auch mit Rücksicht auf die gewissenhaften Landwirte unbedingt notwendig. — Wenn Herr v. Waldow sie im vorigen Jahre nicht zur Durchführung brachte, so ist ihm daraus persönlich kaum ein Vorwurf zu machen, da er noch keine Zeit gehabt hatte, sich in sein neues schweres Amt einzuarbeiten. Schuld an dem Versäumnis war der Wechsel in der Leitung des Kriegsernährungsamtes.

Neben der Schweinehaltung aber gewinnt die Kleinviehhaltung mit der Länge des Krieges wachsende Bedeutung. Ohne eine gewisse Regulierung und Kontrolle derselben werden wir im kommenden Wirtschaftsjahr nicht durchkommen. Niemand denkt natürlich daran, die Ziegen-, Kaninchen- und Geflügelhaltung zu bedrohen und ungebührlich einzuschränken. Wer eine mäßige Anzahl dieser Tiere — oft unter persönlicher Mühewaltung — mit Abfällen und selbstgeworbenen Futtermitteln hält, leistet nicht nur sich, sondern der ganzen Volkswirtschaft einen Dienst. Bedenklich aber wird die Sache, wenn die Kleinviehhaltung gewerbsmäßig ausartet und das benötigte Futter auf geraden oder krummen Wegen aus den für die menschliche Ernährung oder den für die Schweine- und Rinderhaltung bestimmten Nahrungsmengen herausgeholt wird. Die genannten Kleintiere sind die schlechtesten Futterverwerter und stehen darin zum Teil um mehr als das Doppelte hinter Schweinen und Rindern zurück. — Kenner der Verhältnisse behaupten, daß im abgelaufenen Erntejahre etwa 1 bis 1½ Millionen Tonnen Getreide in höchst unwirtschaftlicher Weise widerrechtlich an Kleintiere verfüttert worden sind. Das ist das 4- bis 5fache von dem, was für Deutschland durch den „Brotfrieden" aus der Ukraine herausgebracht werden sollte, schließlich aber — nicht herangebracht worden ist. Wer die Unmengen von markenfreiem Ziegenlamm-, Kaninchen- und Gänsefleisch kennt, die zu Wucherpreisen in den Städten angeboten werden, wird diese Angaben nicht für übertrieben halten. Einen solchen Luxus durften wir uns in dem laufenden Jahr nicht leisten, werden wir aber vor allen Dingen im kommenden Jahre nicht fortsetzen können. Eine gewisse Anrechnung auf die Fleisch- und Fettkarten und eine Anmeldepflicht unter Nachweis des benötigten Futters dürften auf diesem Gebiete die notwendige Ordnung schaffen. Sonst kann es vorkommen, daß wir wegen der Ausartung der Kleinviehhaltung den Krieg verlieren.

Im engsten Zusammenhang mit den hier erörterten Maßnahmen steht die Bekämpfung des Krebsschadens unserer Ernährungspolitik, des Schleichhandels. Alle nachträglichen Kontrollen von Eisenbahn- und Postversand, alle Strafen nützen im Grunde nichts. Sie erhöhen lediglich das Risiko und damit die Preise. Ganz ausrotten wird man diesen Schleichhandel natürlich nie. Soweit er sich auf pflanzliche Produkte: Kartoffeln, Gemüse, Hülsenfrüchte, für den unmittelbaren menschlichen Gebrauch bezieht, ist er vom allgemeinen Ernährungsstandpunkt wenn auch bedenklich, so doch nicht unmittelbar unwirtschaftlich. Höchst bedenklich, ja ruinös aber wird die Sache, wenn der Schleichhandel — wie es bisher der Fall war — sich in erster Linie mit tierischen Produkten, mit Fleisch, Fett, Eiern usw. befaßt, für deren Herstellung die 4- bis 10fache Menge an pflanzlichen Produkten erforderlich ist. Dadurch wird der Gesamtvorrat an Nahrungsmitteln in unerträglicher Weise beengt und vergeudet. — Helfen kann hier weniger die viel geforderte „Erfassung" an der Produktionsstätte, als vielmehr die rechtzeitige Kontrolle und Überwachung an diesem Orte. Dadurch wird, wenn auch nicht völlig, so doch einigermaßen Ordnung geschaffen werden können.

Wird in dem Sinne der vorstehenden Darlegungen verfahren, so dürften wir die berechtigte Hoffnung hegen, daß wir ohne ernste Anstände wirtschaftlich bis ans Ende des Krieges und in der folgenden Übergangszeit durchhalten und — den Krieg gewinnen!

Julius Luebeck / Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland

Man hat gesagt: Es sei jetzt nicht die Zeit, innerpolitische Probleme anzurühren, wir hätten jetzt anderes zu tun. „Wir?" — wer? Doch wohl: die Daheimgebliebenen. Darauf hat Max Weber in einer ausgezeichneten politischen Abhandlung geantwortet, welche vor kurzem unter dem Titel: „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland" (Zur politischen Kritik des Beamtentums und Parteiwesens) im Verlage von Duncker & Humblot in München erschienen ist. (Preis 5 M.)

Nach Max Weber ist unsere Aufgabe daheim vor allem die: dafür zu sorgen, daß die heimkehrenden Krieger die Möglichkeit vorfinden, ihrerseits mit dem Stimmzettel in der Hand durch ihre gewählten Vertreter jenes Deutschland neu aufzubauen, dessen

Digitized by Google

Bestand sie gerettet haben, und also: die Hindernisse, welche die jetzigen Zustände ihnen dabei in den Weg stellen, fortzuräumen, damit sie nicht nach der Heimkehr, statt an den Aufbau zu gehen, zunächst gegen jene Hemmnisse sterile Kämpfe zu führen haben. Wahlrecht und Parlamentsmacht sind zum Aufbau des neugeordneten Deutschland nun einmal — das kann keine Sophistik fortdisputieren — die wichtigsten Mittel.

In seinen geistvollen Ausführungen von der Erbschaft Bismarcks ausgehend, erinnert uns Weber zunächst daran, daß wir unter Bismarck zwar Renten für die Kranken, die Beschädigten, die Invaliden, die Alten erhalten haben; allein wir erhielten nicht die vor allem nötigen Garantien für die Erhaltung der physischen und psychischen Lebenskraft und für die Möglichkeit sachlicher und selbstbewußter Interessenvertretung der Gesunden und Starken, derjenigen also, auf die es, rein politisch betrachtet, doch gerade ankommt. Wie im Kulturkampf, so war man auch hier über alle entscheidenden psychologischen Voraussetzungen hinweggeschritten. Und vor allem wurde in der Behandlung der Gewerkschaften das eine übersehen, was manche Politiker auch heute noch nicht begriffen haben: daß ein Staat, welcher den Geist seines Massenheeres auf Ehre und Kameradschaft gründen will, nicht vergessen darf, daß auch im Alltag, in den ökonomischen Kämpfen der Arbeiterschaft, das Gefühl für Ehre und Kameradschaft die allein entscheidenden sittlichen Kräfte zur Erziehung der Massen gebiert und daß man sie deshalb sich frei auswirken lassen muß. Noch heute leiden wir unter den Folgen dieser Bismarckschen Politik. Dazu kam weiter — Bismarcks riesenhafte Größe kann diese rücksichtslose Feststellung sehr wohl vertragen —, daß die Nation durch seine Herrschaft seit dem Jahre 1875 jener positiven Mitbestimmung ihres politischen Schicksals durch ihre gewählten Vertreter entwöhnt wurde, welche allein die Schulung des politischen Urteils ermöglicht. So kam es, daß Bismarck eine Nation ohne alle und jede politische Erziehung hinterließ, vor allem eine Nation ohne allen und jeden politischen Willen, gewohnt, daß der große Staatsmann an ihrer Spitze für sie die Politik schon besorgen werde.

Was dem deutschen Volke somit seit Jahrzehnten fehlte, war die Leitung seines Staatswesens durch einen Politiker, nicht etwa durch ein politisches Genie, was man nur alle Jahrhunderte einmal erwarten kann, sondern durch einen Politiker überhaupt. Dieser politischen Grundforderung stand schon — und steht heute noch — ein rein formelles Hindernis im Wege, da der Art. 9 der Reichsverfassung, letzter Satz, lautet: „Niemand kann gleichzeitig Mitglied des Bundesrats und des Reichstags sein." Während also in parlamentarisch regierten Ländern es als unbedingt erforderlich gilt, daß die leitenden Staatsmänner dem Parlament angehören, ist das in Deutschland rechtlich unmöglich. Der Reichskanzler oder ein Staatssekretär des Reichs kann zwar einem einzelstaatlichen Parlament, z. B. dem Preußischen Landtag, angehören, aber nicht dem Reichstag. Erst wenn diese Bestimmung fällt, besteht die Möglichkeit, daß ein politisch fähiger Parlamentarier zugleich eine politisch leitende Reichsstellung übernimmt. Es ist aber nicht einzusehen, warum ein Abgeordneter, der sich zu einer leitenden Stellung im Reiche geeignet zeigt, genötigt werden soll, sich zunächst politisch zu entwurzeln, um sie zu übernehmen.

Oder sollte es im heutigen Deutschland überhaupt an politischen Führernaturen fehlen? Darauf ist zu sagen: Das heutige Deutschland ist nicht arm an Männern mit Führerqualitäten! Aber wo stecken sie? Nicht im Parlament. Um mit Weber nur an ein Beispiel anzuknüpfen: Glaubt jemand, es sei dem jetzigen Leiter der Kruppwerke, einem früheren Ostmarkenpolitiker und Staatsbeamten, vom Schicksal an die Stirn geschrieben gewesen, daß er das größte industrielle Unternehmen Deutschlands leiten werde und nicht ein maßgebendes Ministerium oder eine machtvolle Parlamentspartei? Warum tut er das eine und warum würde er sich zu dem anderen unter den heutigen Bedingungen wohl kaum bereitfinden lassen? Aus dem sehr einfachen Grunde, weil ein Mann von starken Machtinstinkten und sonst entsprechenden Qualitäten bei uns infolge der Machtlosigkeit des Parlaments und des damit zusammenhängenden reinen Beamtencharakters der Ministerstellungen nach dem Urteil Webers ja geradezu ein Narr sein müßte, um sich in dies jämmerliche Getriebe kollegialen Ressentiments und auf dies Glatteis höfischer Intrigen zu begeben, wenn seinem Können und Wollen ein Tätigkeitsfeld winkt, wie es die Riesenunternehmungen, Kartelle, Bank- und Großhandelsbetriebe zu eröffnen vermögen. Dorthin, in den Dienst privatkapitalistischer Interessen, werden die meisten Führertalente der Nation abgedrängt. Was in aller Welt soll denn auch eine Partei, welche günstigenfalls die Chance hat, ein paar Budgetposten so zu ändern, wie es die Interessen ihrer Wähler wünschenswert machen, für eine Anziehungskraft auf Männer mit Führerqualitäten ausüben?

Von hier aus ergibt sich mit Notwendigkeit: Nicht ein redendes, sondern nur ein arbeitendes Parlament kann der Boden sein, auf dem echt politische Führerqualitäten wachsen und im Wege der Auslese aufsteigen. Ein arbeitendes Parlament aber ist ein solches, welches die Verwaltung fortlaufend mitarbeitend kontrolliert. Vor dem Krieg gab es das bei uns nicht. Nach dem Krieg muß aber das Parlament dazu umgebildet werden.

Die Erfüllung einer Reihe politischer Grundforderungen ist von einem arbeitenden Parlament, welches sich durch Handhabung des sogenannten „Enqueterechtes" jederzeit Mitarbeit und Einfluß auf die Richtung der Verwaltung ermöglicht und damit den Weg der Parlamentarisierung selbstbewußt beschreitet, zu erhoffen. Nicht zuletzt gehört hierher der Wunsch des Zurücktretens der rein militärischen Einflüsse in der Politik. Denn viele der schwersten politischen Mißerfolge Deutschlands sind dadurch verschuldet worden, daß die militärischen Instanzen auch rein politische Entscheidungen maßgebend beeinflußten. Zwar kann sich auf militärischem Gebiet keine Instanz der Erde eines so grenzenlosen Vertrauens einer Nation rühmen, wie unsere Heerführer, und das mit Recht. Es ist aber trotzdem durchaus notwendig, daß in allen politischen Angelegenheiten die militärischen Autoritäten der politischen Leitung untergeordnet sind, für deren politische Entschließungen selbstverständlich ihr Gutachten über die militärische Lage stets entscheidend mit ins Gewicht fällt, niemals aber allein ausschlaggebend sein darf.

Was aber zum entschiedenen Fortschreiten auf diesem Gebiete, zur Erlangung von Parlamentsmacht — und erst dies bedeutet wirkliche Parlamentarisierung — dem deutschen Volke vor allem am dringendsten not tut, ist die Demokratisierung des Wahlrechts in allen deutschen Bundesstaaten. Sie ist ein zwingendes und politisch unaufschiebbares Gebot der Stunde. Staatspolitisch entscheidend dafür bleibt: 1. daß heute nur das gleiche Wahlrecht [illegible] stehen kann, ehe die Krieger aus dem Felde zum Neubau des Staates heimkehren, 2. daß es eine politische Unmöglichkeit ist, die heimkehrenden Krieger im Wahlrecht zurückzusetzen gegenüber denjenigen Schichten, welche inzwischen daheim ihre soziale Stellung und ihren Besitz behaupten oder gar vermehren konnten, während jene draußen für deren Erhaltung sich verbluteten.

Die Verhinderung dieser staatspolitischen Notwendigkeit würde sich furchtbar rächen. Nie wieder würde die Nation so wie im August 1914 gegen irgendeine Bedrohung von außen zusammenstehen. Wenn die alten Zustände, das alte Regime nach dem Kriege zurückkehrt, dann möge man uns von „Weltpolitik" nicht mehr reden. Denn die Frage, ob die Nation sich reif fühlt, die Verantwortung eines Siebzigmillionenvolkes vor den Nachfahren zu tragen, so betont Weber treffend am Schlusse seiner Ausführungen, diese Frage beantwortet sich im gleichen Sinn und Schritt mit der Frage der inneren Neuordnung Deutschlands. Nach Weber haben nur Herrenvölker den Beruf, in die Speichen der Weltentwickelung einzugreifen. Ein „Herrenvolk" aber ist ein politisch reifes Volk: ein Volk, welches die Kontrolle der Verwaltung seiner Angelegenheiten in eigner Hand hält und durch seine gewählten Vertreter die Auslese seiner politischen Führer entscheidend mitbestimmt. Damit ist wohl die dringlichste Aufgabe der inneren Politik des deutschen Volkes für den politischen Aufbau eines neugeordneten Deutschlands vorgezeichnet!

Digitized by Google

Fritz Helversen / Sozialdemokratie und Großgrundbesitz

In seiner Reichstagsrede vom 25. Juni 1918 bezeichnete der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. David als den Kern der russischen Umwälzung den Ansturm der Bauern gegen die Vormachtstellung der Großgrundbesitzer; in Rußland fände der Niederbruch der letzten Feudalherrschaft auf europäischem Gebiete statt — freilich gäbe es auch in Mitteleuropa noch Reste der alten Feudalherrschaft, fügte Dr. David hinzu, von denen in Ostelbien der einflußreichste wäre. Diese Auffassung Dr. Davids erscheint in vieler Hinsicht sehr bemerkenswert. Seine Kennzeichnung der gewaltigen Ereignisse im Osten ist zweifellos zum großen Teil berechtigt. Eine besondere Eigentümlichkeit der östlichen Agrarrevolution ist noch darin zu erblicken, daß die nationalen Unterschiede zwischen der ländlichen Unterschicht und den Großgrundbesitzern die sozialen Gegensätze wesentlich verschärft haben — man denke nur an die Ukraine, wo den kleinrussischen Bauern und Landarbeitern großrussische oder polnische Großgrundbesitzer gegenüberstehen, oder an das Baltikum, wo sich auf der einen Seite die lettisch-estnische Unterschicht, auf der anderen Seite die lettisch-baltischen Feudalherren befinden. Nur im eigentlichen Großrußland ist die Agrarrevolution als eine rein soziale zu betrachten.

Der Kampf um den Grund und Boden, um eine gerechte Grundbesitzverteilung hat stets bei fast allen großen Volksbewegungen eine wesentliche Rolle gespielt; es sei hier nur — abgesehen von Rußland — auf zwei Beispiele aus neuerer Zeit hingewiesen: den irisch-englischen Streit, der letzten Endes nichts weiter war als der Kampf der irischen ländlichen Unterschicht gegen die englischen Grundherren, ferner die jahrzehntelangen Auseinandersetzungen zwischen Kleinpächtern, Landarbeitern und den Großgundbesitzern in der italienischen Landschaft Romagna, die in den Jahren 1908—1910 zu schweren Konflikten führten, die teilweise fast revolutionären Charakter trugen. — In der Romagna sowohl wie in der Ukraine, Großrußland und in den baltischen Provinzen sehen wir überall den Sozialismus als Vertreter der ländlichen Unterschicht und des Kleinbauerntums in schärfstem Kampf gegen die Feudalherren und Großgrundbesitzer. — Keine agrarmarxistische Theorie konnte in diesen Ländern den Sozialismus davon abhalten, sich der gewaltigen Volksbewegungen zu bemächtigen und sie zu beeinflussen. In Deutschland, dem Lande der Theoretiker, aber ließen sich die maßgebenden Teile der Sozialisten von der aus falschen These Marx' leiten, die besagte, daß auch in der Landwirtschaft die Großbetriebsweise den Vorrang verdiene und auch dort die Konzentration des Kapitals, wie in der Industrie, stattfinde. Die Hauptvertreter der reinen Marxschen Lehre, die Kautsky, Mehring, Hofer und Genossen hielten an dieser den Tatsachen völlig widersprechenden Anschauung fest und blieben trotz der glänzenden Gegenbeweise, die von Dr. David, von v. Vollmar und in der letzten Zeit vor dem Kriege mit ganz besonderem Geschick von dem leider im vorigen Jahre verstorbenen Dr. Artur Schulz in den „Sozialistischen Monatsheften" geführt wurden, unbelehrbar. — In diesen Blättern sind die völkischen, sozialen und politischen Vorzüge des Bauerntums und die wirtschaftliche Überlegenheit des bäuerlichen Betriebs gegenüber dem auf fremde Arbeitskräfte angewiesenen Großbetrieb häufig betont und die Forderung nach tatkräftiger Bauernsiedlung auf den weiten Flächen des Großgrundbesitzes im Osten oftmals erhoben worden. Es ist bedauerlich, daß dieser Ruf innerhalb der Sozialdemokratie — abgesehen von den Genannten und einer ihnen folgenden kleinen Minderheit — wenig Beachtung gefunden hat. Noch am 1. März 1916 erklärte der der Scheidemanngruppe angehörige Landtagsabgeordnete Braun aus Anlaß der Beratung des Gesetzentwurfs zur Förderung der Ansiedlung im Preußischen Abgeordnetenhause:

„Wir sind auch heute noch der Auffassung, daß die forcierte, künstliche Schaffung von landwirtschaftlichen Kleinbetrieben weder betriebstechnisch noch volkswirtschaftlich einen Fortschritt bedeutet."

Nunmehr scheint sich erfreulicherweise unter dem Eindruck der Kriegserfahrungen ein Umschwung in der deutschen Sozialdemokratie vorzubereiten. So bemerkt der führende Schriftleiter des „Vorwärts" Friedrich Stampfer in einer Besprechung des neuen sozialdemokratischen Aktionsprogramms am 31. Mai 1918:

Die Lage der Landwirtschaft, wie sie sich während des Krieges entwickelt hat und auch nach seinem Abschluß noch lange bleiben wird, läßt sich in kürzester Form vielleicht so darstellen: Die Landwirtschaft ist durch Kriegsgewinn entschuldet, durch Überwiegen der Weltnachfrage über das Weltangebot in ihren Erwerbsverhältnissen gesichert, aber durch Arbeitermangel aufs schwerste gefährdet. Das bedeutet in den beiden ersten Punkten einen vollkommenen Umschwung gegenüber der Vorkriegszeit, im letzten eine außerordentliche Verstärkung schon vordem vorhandener Schwierigkeiten. Damit ist aber dem Großgrundbesitz das Todesurteil gesprochen.

Wenn einmal der letzte Kriegsgefangene sein Bündel schnürt und geht, wird es öde werden auf den Gutshöfen. Zuzug aus dem Osten ist in größerem Umfange nicht zu erwarten, eine Vermehrung des deutschen Landarbeiterproletariats weder wünschenswert noch möglich. Die Zukunft auf dem Lande gehört dem Mann, der seine Scholle selber bebaut!

Auch das ist eine Entwicklungsnotwendigkeit, und es hätte keinen Sinn, sich ihr mit utopistischem Eigensinn zu widersetzen. Darum Platz für den deutschen Bauernsozialismus der Zukunft! Aufgeräumt muß werden mit dem Irrglauben, daß der arbeitende Mensch in der Fabrik dem arbeitenden Menschen auf dem Felde den Verdienst nicht gönnt. Soll aber die Arbeit von Stadt und Land zusammenwachsen, so muß eines verschwinden, was sie trennt: der Großgrundbesitz.

In seinen weiteren Ausführungen kommt Stampfer zu dem Schluß, daß ein sozialistisches Aktionsprogramm aus Gründen der Volkswirtschaft und Volkswohlfahrt die Forderung „Verwandlung des Großgrundbesitzes in Ansiedlerland" enthalten müsse.

Diese Worte Stampfers sind in Anbetracht der früheren Haltung der Mehrheit der Sozialdemokratie sehr bedeutsam. Vom liberalen Standpunkt aus wäre es aufs wärmste zu begrüßen, wenn sich die deutsche Sozialdemokratie insgesamt in gleicher Weise wie die sozialistischen Parteien in den meisten anderen Ländern zu tatkräftiger Unterstützung des Bauerntums und damit der Agrarreform im preußischen Sinne entschließen würde. Durch eine derartige Politik würde die Sozialdemokratie nicht nur eine zeitgemäße und gesunde Entwicklung des eigenen Volkes und Landes fördern, sondern auch in folgerichtiger Durchführung ihrer sonstigen Politik eine Stellung aufgeben, die nur geeignet ist, den von Dr. David gekennzeichneten „Rest der alten Feudalherrschaft" zu erhalten.

Gertrud Bäumer / Ein deutsches Leben

Im vierten Kriegsjahr ist im Verlag der Akademischen Verlagsgesellschaft (Leipzig) eine Lebensbeschreibung von Ernst Abbe erschienen — die erste umfangreiche Darstellung, die wir haben — aus der Feder eines akademischen Kollegen Felix Auerbach. Es liegt ein ganz eigentümlicher Reiz darin, jetzt im Kriege, da alle Großtaten, die wir bewundern, mit Zerstörung, Haß und Schmerzen verbunden sind, in ein Leben hineinzuschauen, das nur aufbauend, nur schaffend abgelaufen ist. Das alles erreichen konnte, ohne kämpfend andere unter die Füße zu treten, und sein Werk in vollkommener, unverletzter Reinheit durchzuführen begnadet war. Trost und Wehmut zugleich liegt darin: irgendwo und irgendwann wird sich die stille Werkstatt dieser schaffenden Arbeit wieder auf-

Digitized by Google

tun; aber schmerzlicher fühlen wir den jahrelangen Druck dieser von Haß und Leiden gefüllten Luft über unserem Tagewerk.

Ein merkwürdiger Friede liegt über Abbes Leben. Es steigt aus der Tiefe zur Höhe ohne Dramatik, ohne Bitterkeiten, Verzweiflungen und Trotz. Ganz einfach — wie wenn es die schöne Notwendigkeit verkörpern sollte, daß jede tatsächliche Kraft sich wirkend durchsetzt. Ganz anspruchslos — beherrscht von dem Gesetz des Geistes und der Arbeit. Und ganz konfliktlos —, weil alles Persönliche umhüllt ist von einer reinen Güte und gestaltet durch eine tiefe Gewissenhaftigkeit.

Andere Mitgift empfing der wirtschaftspolitische Führer des 19. Jahrhunderts aus dem Herzen Deutschlands, das seine Heimat ist, wie etwa der deutsche Reformator. Ihm schenkt das thüringische Land, dem er entstammt, die Weichheit des Herzens, die Bescheidenheit der persönlichen Lebensansprüche, die schlichte, natürliche Lebensauffassung. (Auerbach macht übrigens wahrscheinlich, daß es sich bei Abbes Namen nicht um einen ursprünglich französischen handelt.)

Sein Vater ist Aufseher in der Spinnerei — der bei 13- bis 15stündiger Arbeitszeit, während der er das Mittagessen, an der Maschine stehend, schnell herunterschluckt, das Schicksal einer noch fast ungeschützten, armseligen Textilarbeiterschaft vollkommen teilt. Der Chef ermöglicht dem begabten Jungen den Besuch der Realschule, um in ihm eine tüchtige Kraft für das mittlere technische Personal zu gewinnen. So bahnt sich ihm der Weg zur Universität.

Die geistige Luft des Elternhauses ist ein volkstümlicher Liberalismus. Der Vater ist „Freidenker" und versteckt bei sich die achtundvierziger Flüchtlinge. Aber aus diesen Überzeugungen erwächst dem Stipendiaten und Freitischler an der Jenaer Universität keineswegs eine Belastung, die ihn in eine ewige Barrikadenstimmung oder in einen bombastischen Gesellschaftshaß hineintreibt.

Niemals verbaut ihm irgendein sozialer Trotz seine geistigen Lebensziele. Sein Verhältnis zur Arbeit ist zu unmittelbar und gesund dafür. Die Enge seiner Lebensumstände nimmt er so einfach hin wie nur möglich. Als er seine erste Anstellung als Dozent volkstümlicher naturwissenschaftlicher Vorträge in Frankfurt a. M. bekommt, hat er zwar, wie er dem besorgten Freund Hartshausen schreibt, einen Winterüberzieher, aber der dient ihm meist als Rock und ist nur glücklicherweise weit genug, um noch einen anderen darunter anziehen zu können.

Anspruchslos wie die Persönlichkeit ist, verläuft der Bildungsgang. In einem Dreieck, dessen Mitte die Vaterstadt Eisenach ist und dessen Spitzen durch Jena, Göttingen und Frankfurt a. M. gebildet werden, liegt die ganze Weltkenntnis, die Ernst Abbe erwirbt, ehe er zu wissenschaftlich-technischem Weltruhm aufsteigt. Die Hingabe an die wissenschaftliche Aufgabe allein macht ein äußerlich enges Dasein groß und weit und nimmt dem Kleinstadtwesen — Frankfurt war nur ein ganz kurzes Zwischenspiel — jede Spießbürgerlichkeit.

Freunde Abbes empfinden in seinem Hause beglückt die „reine Atmosphäre". Das Wort, das oft wiederkehrt, bezeichnet die vollkommene Harmonie einer Ehe, die das Arbeitsleben mit Wärme und Glück füllte, ohne ihm Kraft zu entziehen und die feine, ernste Geistigkeit der Lebensführung. Man sieht in ein wertvollstes und eigenartigstes Stück deutscher Seele in diesem äußerlich unendlich einfachen, innerlich höchsten Umständen unterstellten Leben. Sein Geist spricht sich in besonders anziehender Weise aus in dem Briefwechsel, in dem Abbe und sein Schwiegervater und Kollege Snell sich über die Frage verständigen, ob Abbe sich kirchlich trauen lassen soll. Das Lächeln über die rührende professorale Gründlichkeit, mit der Snell unter Heranziehung der philosophischen Autorität Lotzes seinen Standpunkt der pietätvollen Achtung religiöser Formen verteidigt, verschwindet hinter der Bewunderung, die man vor dem tiefen Verantwortungsgefühl und der vornehmen rücksichtsvollen Weitherzigkeit seiner Stellungnahme empfinden muß. Und ebenso innerlich frei und entschieden ohne Starrheit und Rechthaberei ist die Haltung Abbes:

„Wenn ich auf die inneren Kämpfe der letzten Tage zurückblicke mit der wohltuenden Heiterkeit des Gemüts, die ich Deiner Selbstverleugnung verdanke, so kann ich mir wirklich keinen Gegenstand vorstellen, der würdiger wäre, zum Mittelpunkt aller Gedanken und Gefühle bei unserer Feier gemacht zu werden, als die Bande der Freundschaft und Liebe, welche uns umschlingen und an uns ihre göttliche Kraft bewährt haben. Die volle Hingabe an den unerschöpflichen Gehalt dieser Beziehungen zwischen uns Menschen ist — zumal nach den Erlebnissen der letzten Tage — für mich in so eminentem Maße der Quell religiöser Erhebung, daß ich am liebsten nicht einen Augenblick unseres Hochzeitstages ihr entzogen sehen möchte. Deshalb vor allem würde eine Form der Feier, welche von selbst und ungesucht das Göttliche in dieser alltäglichen Offenbarung zum ausschließlichen Thema macht, für mich einen so hohen Wert haben — gänzlich abgesehen von allen anderen Rücksichten."

* * *

Es ist die höchste Gewissenhaftigkeit, die auch Abbes Stellung zu politischen und sozialen Fragen bestimmt.

Er ist von Haus aus kein Theoretiker der Politik oder Gesellschaftskritik. Es ist bezeichnend, daß ein Freund ganz anderer Herkunft und geistiger Art als der Arbeitersohn ihm die soziale Literatur übermittelt — der nachmalige Schöpfer der deutschen biologischen Station in Neapel Anton Dohrn. Abbe gehört ganz seiner Wissenschaft, ist zwar in selbstverständlicher Treue zu seiner eigenen sozialen Zugehörigkeit liberal und demokratisch (wünscht dem Frankfurter Fürstenkongreß von 1863, daß er mit Haut und Haaren in die Luft fliegen möchte), würde aber gewiß niemals zum Vertreter [illegible] sein, wenn ihm der praktische Anlaß zur Stellungnahme nicht aus seinem eigenen Leben gekommen wäre. Er hat sich darüber selbst einmal in einem Vortrag (1894) ausgesprochen:

„Seit ungefähr 25 Jahren bin ich mitten hineingestellt in das Wirtschaftstreiben, auf dessen Boden die sozialen Vorgänge sich abspielen. Und zwar haben die Umstände es mit sich gebracht — was ich als Student mir nicht hätte träumen lassen —, daß ich selbst „Unternehmer" geworden bin, nämlich einer, der die gewerbliche Tätigkeit von vielen anderen Personen, zuerst 20, dann von 100 und zuletzt von 500, in den Formen gemeinsamer fabrikatorischer Arbeit mit zu organisieren und zu leiten hatte — was ja wohl unter allen Umständen ein nützlicher und anständiger Beruf ist. Da aber diese Tätigkeit Erfolg hatte, so bin ich dabei mit der Zeit von selbst Kapitalist geworden, das heißt einer von denen, welche angesammelten Ertrag vorabgegangener Arbeit als Produktionsmittel für weitere Arbeit vorzuhalten haben . . . Gemäß den Pflichten, welche meine Stellung mir auferlegte, mußte ich nun die Erscheinungen, die mir da entgegentraten, stets betrachten vom Standpunkte des Unternehmers und des Kapitalisten. Gleichzeitig habe ich sie aber auch immer betrachten müssen mit den Augen des Arbeitersohnes, dem nicht unter der Hand Unternehmer- und Kapitalistenaugen wachsen wollten. Ich habe also diese Vorgänge gleichzeitig von ganz entgegengesetzten Seiten her ansehen können;

Digitized by Google

und dann habe ich, unabhängig von jeder Beeinflussung durch äußere Rücksichten, aus beiden ein Fazit mir ziehen können unter dem Gesichtspunkt des öffentlichen Interesses und des Gemeinwohls."

Die Lebensbeschreibung Auerbachs widmet der wissenschaftlichen Leistung Abbes eine sehr ausführliche Darstellung, der der Laie nicht durchweg folgen kann. Immerhin erfassen wir durch sie einen typischen Vorgang moderner deutscher Geistesgeschichte: die Verbindung einer in selbstloser Hingabe gepflegten Wissenschaft mit der Technik. Beide Männer: Karl Zeiß, der Inhaber der kleinen optisch-mechanischen Werkstätte, die für den bescheidenen Universitätsbedarf arbeitete, und der junge Privatdozent, der gar kein Geschäftsmann war, aber ein Stück Werkgesinnung aus dem Elternhaus mitbrachte — sie beide verdanken ihre Erfolge ihrem Idealismus, ihrem Interesse an der Aufgabe, der sie auch da die Treue halten, wo der Erfolg noch ausbleibt. Der Geist der deutschen Universität schwebt über dem Aufstieg des Zeißwerkes, dessen Grundlage Abbes wissenschaftliche Grundlegung der Strahlenoptik und damit die Durchdringung der Konstruktion von Mikroskopen mit wissenschaftlicher Berechnung bildete. „Nichts ist praktischer als die Theorie" — das Wort kennzeichnet das Wesen der Erfolge, die das Zeißwerk errang. Und inmitten dieser Erfolge, die Abbe schnell zum Millionär machen, steht er als ein Unverwandelter, dem die „Kapitalistenaugen" nicht wachsen wollten.

Die Geschichte hat wenig Beispiele dieser höchsten Vornehmheit: sich selbst und seiner Art getreu bleiben gegenüber den Versuchungen des Reichtums; die Treue zu sich, dem eigenen Wesen und den eigenen Überzeugungen in innerster Unabhängigkeit wahren der mächtigsten Konvention gegenüber, die es gibt: der Konvention des Eigentums.

Die Grundgedanken der Organisation des Zeiß-Werkes sind den Lesern der „Hilfe" bekannt. Die persönlichen Erwägungen, von denen ausgehend Abbe aus dem privatkapitalistischen Werk eine „Stiftung" machte, waren doppelter Art: ethischer und wissenschaftlicher. „Die erste Erwägung," so sagt er selbst, „geht aus von der Tatsache, daß der Besitz, über den ich gegenwärtig verfüge, und der Erwerb, den ich auf Grund bestehender Verträge in Zukunft erwarten kann, ganz wesentlich nur [illegible] daß es mir und meinen Genossen möglich war, die Tätigkeit vieler anderer Personen dauernd in unseren Dienst zu stellen und den Ertrag ihrer Arbeit uns zunutze zu machen. Die gegenwärtige Rechtsordnung erklärt auch solchen Besitz bedingungslos für freies Privateigentum des erfolgreichen Unternehmers. Nach meiner persönlichen Überzeugung aber will er von einer strengen Sittlichkeitsidee als öffentliches Gut betrachtet und behandelt sein, soweit er hinausgeht über das Maß eines angemessenen Lohnes für die persönliche Tätigkeit." Der andere Grund der Stiftung ist der wissenschaftlich-soziale Wert des Unternehmens, dessen Erhaltung Abbe nur dann möglich scheint, wenn nicht die persönliche Gewinnsucht künftig die Führung bekommt.

Diese beiden Gedanken begründen eine neue Unternehmungsform, bei der die Ausschaltung des „Unternehmergewinnes" eine wahrhaft soziale Organisation ermöglicht, die mit Bezug auf Sicherung des Arbeiters, Arbeitszeit, Verwertung des Ertrags, Gewährleistung der wissenschaftlichen Verpflichtungen des Betriebes die sozialen und sachlichen an die Stelle der Erwerbsrücksichten setzt.

* * *

Man kann nicht an Ernst Abbe denken, ohne das bescheidene Häuschen am Zeißplatz in Jena vor sich zu sehen, das einen ansah wie mit den Augen der Bildungsschicht, die Deutschland die tüchtigsten führenden Kräfte geschenkt hat: Menschen, die der Idealismus eines von geistigen Motiven beherrschten Lebens unabhängig vom materiellen Interesse macht, die vornehmste Klasse nach der inneren Rangordnung, die festzuhalten und zu betonen gerade eine deutsche Kulturaufgabe sein sollte.

Kurt Arnold Findeisen / Von Kathedralen, Lazaretten und Efeuwegen

Nordfranzösische Bilderbogen für meinen Jungen (1915).

Heute, am Sonntagnachmittag, bin ich wieder einmal zu den Vorstädten hinuntergestiegen, die sich, wie von Spielhänden eines Kindes aufgebaut, zu Füßen des Felsens in Artischocken und Georginen ducken.

Als ich in das Kirchlein Saint Pierre von Avdon trat, das in seiner hilflosen Schlichtheit so rührend ist, kniete am armen Altar das Abendlicht, und um seine Andacht herum lagen die abgezogenen Farben der bunten Fenster wie verstreute Blumen. Außer ihm und meinem Herzen schien kein Lebendiges mehr im Raume zu sein. Ich näherte mich zaghaft. Da war mir's, als wenn mich jemand von der Seite her bedeutsam ansähe. Ich wandte den Kopf, und ach, ich blickte gerade in die selig blauen Augen eines Christkindes, das mit Joseph und Maria, aus Holz geschnitzt, über einem Votivgärtchen von Dahlien und Astern stand. Es war eine ganz billige Bildnerei, ohne Seele bepinselt, aber die Augen lebten wie an einem winterlichen Baum die Knospen leben. Und mein Wunsch wuchs in das Holz, und meine Inbrunst untermalte die Farben, und all die fernhinhorchende Unraft, die ich die letzten Tage mit mir herumgetragen, entwand sich stürmisch der Enge der Konfession, ward redselig und wundergläubig und riß eine Schicksalsfrage vor die allwissende Jenseitigkeit dieser Kinderaugen. Und die Kinderaugen lächelten: Ja!

Ich war gewiß sehr töricht in dieser Minute; aber wenn je der Sturmlauf eines übervollen Herzens ein Gebet gewesen ist, so betete ich dies hölzerne Bildnis an. Das blonde Bübchen betete ich an um des Kindes willen, das uns kommen sollte. Und ich wußte plötzlich, daß es uns in einer Wolke von Gnade kommen werde. Und ich wußte plötzlich, daß das Unerforschliche wie ein Wald ist, der für [illegible] Herzensruf ein williges Echo hat. [illegible] erzählt von einem stammelnden Weibe, das vor Gott im Vorhof des Tempels einen Wunsch zu einem Berge von Wünschen türmte und ratlos und bange war und aller Gewährung voll nach Hause ging: So bin ich heute nach Hause gegangen.

„Si javais un jaune doublon
J'achèterais un blanc mouton,
La Verdi, la Verdon!
Là, houp! la! sautez donc!
La Verdon! — —"

„Wenn ich einen Gulden hätte, kauft' ich mir ein weißes Schaf", singen vor meinem Fenster mit spitzen Stimmen die Kinder der Gendarmen, Buben und Mädels, und springen mit dünnen, nackten Beinchen im Kreis herum. Scheren würden sie dann das Schafböcklein, wenn's an der Zeit wäre, singen sie, die Wolle spinnen und sich ein Unterröckchen draus machen, und dann sollte die ganze Bekanntschaft was davon kriegen: die Mutter einen hübschen Rock, der Vater eine Pluderhose, der Bruder eine kleine Weste, die Schwester einen niedlichen Muff, die Patin ein rundes Häubchen und der Concierge, der Hausverwalter, eine Kapuze.

Eine süße Melodie in Moll schlingt der Reigen um den Spielplatz. Ich lausche und lausche, als sänge vor meinem Fenster der Vogel Kiwitt. Ich fühle mein Herz bekränzt mit einer Girlande aus den Ringelblumen meiner Bubenzeit. — Oh, ihr hastigen Kinder Frankreichs, eine Sprache sprecht ihr, für die es keine Grenzen

und Marksteine gibt, zu deren Verständnis kein Diktionär und keine Wissenschaft nötig ist. Habe ich, als ich noch kurze Höslein trug, nicht auch euer Lied gesungen? War's nicht dasselbe? Wird es nicht einst von einem kleinen Menschen gesungen werden, der meines Wesens ist? Sprechen sie nicht, jenseits von Haß und Fehde, im eigentlichsten, tiefsten Sinne Volapük und Esperanto, all die kleinen Buben und Mädchen der vielsprachigen Erde? Oh, ihr Kinderstimmen, ihr Kinderstimmen!

Grinsend streicht er um den Zaun meines kleinen Glücks. Feindselig fällt sein Schatten auf mein Ackerland. Nein, es gibt keine Gnade! Er ist dennoch gekommen, der Eindeutige, der Unerbittliche. Noch weiß ich nicht, ob er sein trauriges Werk an mir schon vollendet hat oder ob er mich auf die Probe stellen will zu noch furchtbareren Schlägen: **Mein Bruder ist gefallen, mein einziger Bruder!** Bei Wilkomirk in Litauen, nordöstlich von Kowno, liegt er schon seit Wochen im Massengrab. Heute erst erfahre ich's auf Umwegen.

Und ich spürte nichts in dem Augenblick, als ihn das Metall traf! Ich frohlockte womöglich gerade im seligen Besitz der Sommersonne über einer leichterfüllten Pflicht, über einem Buch, über einem Briefe, über einer eigensüchtigen Hoffnung und fühlte mein Leben doppelt, dreifach, zehnfach, während sich das seinige riesenhaft ins Gras entfernte! Ich haderte vielleicht gerade in dem Augenblick mit der ehern großen Sache, um die er sich hinschenkte und draufgab! O Hohn! Seit Wochen im Massengrab! Und ich spürte nichts!

Du lieber, lieber Junge mit den fröhlichen braunen Augen unserer Mutter! Du übermütiger Student, wie bist du so bald schon zu der Weisheit letztem Schluß vorgedrungen! Du stillvergnügter Landsturmrekrut, wie hast du so früh am Tage schon Quartier gemacht! Jetzt, wo du nicht mehr bist, fühle ich, daß du mehr wert warst als ich, du Sonniger; jetzt wo ich's nicht mehr gutmachen kann, übermannt mich's, daß ich dich nicht genug geliebt habe all unsere gemeinsamen Jahre. Sag's dem Vater nicht! Sag's unserer Mutter nicht, Lieber! Vergib mir! — Ach, und wie fandest du die Mutter, du Heimgekehrter; wie fandst du sie nach fünfundzwanzig Jahren? Weiß sie die Lieder noch, die —— Mein Gott, was fällt mir da ein? Wirst du sie denn überhaupt finden am anderen Ufer, sie, die du nicht gekannt hast mit irdisch wissenden Augen, sie, die um deines Atems willen den ihrigen hergegeben vor fünfundzwanzig Jahren? Wirst du sie überhaupt finden?" — — Ach, daß ich das nicht bedachte! Freilich wirst du sie finden. Du hast sie schon gefunden. Du sitzest ja längst in ihrem Schoß und schüttelst den Kopf über mich, der ich so verwirrt und befangen bin. Hat sie doch all die Zeiten her unverwandt auf ihre Söhne geblickt, hat sie doch längst meinen Weg gewußt und deinen und gewartet, auf dich gewartet mit dem Siegeskranze! Nicht auf mich! — Nun begreife ich auch, daß du Felix heißen **mußtest**, du Glücklicher! Dein Grab liegt verwaist im Kauischen Sande, und die Winde des Herbstes kräuseln irre Figuren darüber, aber du bist bei Vater und Mutter, du — Beneidenswerter! — —

Was werden mir meine künftigen Tage bringen? Geht er vorüber, der von deinem Hügel kam, oder hat er **noch** ein Anfinnen an mich? ——— Ich kann heut nicht mehr schreiben —— Ich will überhaupt diese Blätter nicht mehr sehen, bis — ich — weiß — — — Ruhe sanft, du Lieber, ruh' dich aus von der Arbeit, die du für uns getan — — Ich kann nicht schlafen — —

Es gibt doch eine Gnade! Ich Kleingläubiger!

Ein Sohn ist mir geschenkt, und die liebe Mutter ist bei guten Kräften!

Dank! Dank, gütiges Geschick! O Wonne des Seins!

Als ich heute vom Dienst kam, war die frohe Botschaft da. Am 18. September abends ¼9 Uhr ist er gekommen mit tapferem Geschrei; denn es gehört Furchtlosigkeit dazu, sich in diese verwirrten Zeitläufe zu wagen. Und er scheint Mut und Unternehmungslust die Menge zu haben; denn er springt früher in den Kampfplatz als ihn der geheimnißvolle Vertrag des Werdens eigentlich verpflichtete.

Oder hat ihn das Schicksal so schnell gesendet, damit die Lücke sich wieder schließe, die der Tod uns gerissen? Serrez les rangs! Füllt die Reihen auf! sagt ein altes bitteres Kommandowort im Kriege. „Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben!" — Oh, sie wissen zu trösten, die Mächte, die über unserer Ohnmacht sind! —

Er hat große graublaue Augen und lichtblondes Haar, schreiben sie mir. Er! Er! Und **sie** ist gesund!

Oh, die Quelle der Jungverheirateten in Liesse ist eine gute Quelle, und das blonde Kind in Saint Pierre von Ardon hat Wort gehalten, mein absonderliches Gebet ist nicht verworfen worden. Ja, es gibt eine Gnade! —

Ich brauche euch nun nicht zu verbrennen, ihr vertrauten Blätter meiner ungeduldigen Vaterschaft. Euch ist Sinn und Inhalt geworden. Euch wie mir! Aber ich muß euch für heute beiseite legen. Ich muß mein übervolles Herz hinaustragen unter die Sterne. Wie die Lerche den Morgenhimmel, ist mir, wird es die nächtliche Wölbung zum Bersten füllen mit dionysischem Klingen.

Oh, ihr Ewigen, mit großer Ewigkeit ist nun mein Sein verflochten!

Wilna ist genommen. Die Deutschen beschießen Semendria, die Österreicher Belgrad. Die Kriegsanleihe wird mit 12,03 Milliarden bekanntgegeben, das wunderbarste Ereignis in der Geschichte des Geldes seit Anbeginn. Wenn wir später von diesen Dingen reden werden, werden wir sprechen: das war damals, als unser Heiner geboren wurde. — Ja, Heinrich Arnold soll er heißen, wie es längst beschlossen war, und — Felix dazu.

An des Toten Stelle ist ein neuer lieber kleiner Mensch getreten. Möge auch sein Weg ein tapferer Weg zur Höhe sein! Möge er ihn wach und in freudiger Tatkraft gehen! Das wünscht ihm schon heute sein Vater. Und daß sein Weg ein Weg zu des Reiches Herrlichkeit sei, das soll er dereinst immer vor Augen haben.

Pauken und Tusch dir, du liebes Soldatenmutterchen! Du hast deine Schlacht geschlagen, furchtlos und treu; du hast deinen Sieg erfochten. Unsere Hausbanner knistern und bauschen, stolz wie Standarten des Reichs; unsere Familienfahne rauscht wie Fittiche. Hurra! Möge sie künftig immer so lebendig in allen Winden stehn! —

Ach, wer doch jetzt daheim sein könnte! Aber nein, ich will gern an hundert Sehnsüchten kranken, wenn ihr nur gesund seid, ihr beiden lieben Menschen in der Ferne. Ich bin ja auch so immer bei euch! Alles sieht mich mit Kinderaugen an. Alles ist mir neu geschenkt. Nur von der uns so eindringlich gewordenen Offenbarung, daß Geburt und Tod Schalen an **einer** Wage sind, kann ich nicht loskommen. Jede Nacht seh ich leere Eimer sinken und volle Eimer steigen ——————

Heute, nach zehntägiger Pause — du hast deine Schlacht gewonnen, Geliebte! — wieder die ersten Zeilen von ihrer Hand: mit Bleistift gestrichelt, noch matt, noch spärlich, aber siegestrunken und mit einem Lächeln verbrämt, für das ich sie küssen möchte wie in jenen Frühlingstagen. (Denkst du noch an den Fuchsgraben, Geliebte, und an den Hilfe-Gottes-Schacht und an die heimlichen Feuer in den Halden?): Ein Wort Wilhelm Raabes, meines Klassikers, schreibt sie, das ich oft im Munde geführt habe, ein Wort Wilhelm Raabes, nichts weiter:

„Der September ist die Zeit, Gedichte
zu machen und aus dem Leben ein
Gedicht:
Unser Gedicht heißt Heinrich!"

— — — — — — — — — — — —

Wir haben seit meiner Ausfahrt unsere gegenseitigen Mitteilungen numeriert, um nachprüfen zu können, ob eine Sendung liegengeblieben oder verlorengegangen: Ihr benedeiter Brief von heute trägt wieder die Ziffer: Eins! — Siehe, es ist alles neu worden! —

O Aufbruch und Aufgang! O Wonne der Wiedergeburt und des bewußten gesteigerten Lebens durch unser Kind!

Hinter allen kleinen Jungen und Mädchen von Frankreich ist nun meine Seele her. Ich bin ihnen auf einmal so hold, den schmalen hastigen Buben in den schwarzen Mantelschürzen, wulstli-

Digitized by Google

gen Halstüchern, drollig männerhaften Sportmützen, die mit schrillem Lärm Reifen und Kreisel treiben und Sonntags mit altväterischen Regenschirmen spazieren gehen. Ich bin ihnen auf einmal so gewogen, den zierlichen hochbeinigen Mädelchen mit den halben Strümpfchen, kurzen Röcken und grellen Schleifen im dunklen Haar, wenn sie altklug und naseweis aus den Fenstern gucken, wenn sie wie Bachstelzen übers Pflaster steigen, die billigen Fähnchen artig gerafft, wenn sie damenhaft kokett und doch süßschelmisch den vielen Männerbärten Rede und Antwort stehen und mit hochgezogenen Augenbrauen und schmollendem Mäulchen den ewigen Kehrreim flöten: O cette maudite guerre! O quelle malheure! quelle malheure! — Hinter aller Jugend ist nun meine Seele her! — Oh, daß ich nicht einmal in deinen weißen Wagen gucken kann, mein Herzensjunge! Oh, daß ich — — Unbezahlbarer, überwältigender, radschlagender Gedanke: Ich werde dir eine Klapper kaufen, mein Sohn! — Was heißt: Klapper? Schnell den Wälzer her! Hochet! — Und gleich une Marionette, einen Hampelmann und einen Kreisel mit! Hurra!

Der Tagesbericht, der jeden Abend oben an der Freitreppe des Hotel de Ville zu lesen ist, ist seit vorgestern wieder mit welterschütternden Runen gelegt. Wer hat bis heute je ein solches Schriftwerk entziffern dürfen? Bei Ypern, La Bassée, Souchez, Arras, in der Champagne, zwischen Reims und den Argonnen sichelt wieder tausendköpfiger Tod. Der erwartete westliche Durchbruchsversuch! Stinkbomben und schwelende Gase! Siebzigstündige ununterbrochene Granatensaat! O mein Kind, mein Kind, daß du den kleinen rosigen Fuß in dies Getümmel gesetzt hast! Daß du kein Mädchen bist, mein süßer Bube! Ich beschwöre dich, werde dereinst kein Soldat! Tu's deinem Vater und deiner Mutter zuliebe!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Doch was schreibe ich da? Kann einer gegen die unabwendbaren Gesetze? Soll das Reich nicht bestehen? Überschlage, mein Sohn, wenn du dereinst lesen kannst, was ich hier gefaselt. — Zum Tode fürs Vaterland ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu. Das ist ein Wort wie eine ganze Bibel. In seinem Licht wollen wir bis zum äußersten unsere Pflicht tun, heute und morgen und übermorgen. Vielleicht, daß dann unseren Kindern und Enkeln die mitleidlose Probe aufs Exempel erspart bleibt. — Bei uns hier im „toten Winkel" ist bisher immer noch nur Wettergrollen. Aber jeder Sonnentod, der sich uns in der Richtung von Arras begibt, trieft von Strömen kochenden Blutes. Die Fronzosen, die noch hier weilen, stehen zum größten Teil im bezahlten Dienst der deutschen Etappe, Männer wie Weiber. Die einen schaufeln, hacken, schirren und kutschieren oder treiben das Werk ihrer Hände als Maurer, Schlosser, Klempner, Tischler in einem neuen, unbeabsichtigten, überraschenden Sinne weiter, die anderen kehren, waschen, scheuern, stopfen und flicken, und sie alle sind am Ende besser dran als in friedlichen Zeiten. Denn der vermögliche Teil der Bevölkerung, die Rentner, Karnickeljäger und Schmerlenangler, die reichen Pensionäre und Zylinderhüte, die hier wohnten, haben sich alle aus dem Staube gemacht, als die ersten Ulanen auftauchten, und vorher schon. In ihren Häusern, Alkoven, Betten macht sich's die Invasion gemütlich. Als ein Säulenrest der Behörden ragt um so stolzer und einsamer der Sousspräfekt des Aisne-Departements, der Vicomte Berinne de la Campagne, ein melancholischer Greis mit einem am Kinn ausrasierten Kaiser-Wilhelm-Bart, der jeden Tag, ob's stürmt oder regnet, seinen eigenwilligen Setter an den Gartenmauern hin ins Freie führt. Als ein Rest der eleganten witz- und farbensprühenden Welke von weißen Westen und Pariser Roben, die nachmittags auf der schattigen Couloire promenierten oder die Avenue de la Republique und den Boulevard Michelet entlang, tragen die Particuliers in Gamaschen, Pelerinen, dicken Halstüchern und etwas aus der Mode gekommenen steifen Hüten mißlaunige Gesichter umher, Gesichter, die eine schmerzliche Enttäuschung und den wehmütig-fatalen Ärger ums tote Steckenpferd nur mit Mühe verhehlen können. Selten haben sie ihre Damen am Arm, die recht spitznäsig geworden sind. Vielmehr führen sie unermüdlich wie jener alle möglichen und unmöglichen Rassen von Hunden spazieren oder werden von denen spazieren geführt. Sie alle kommen und gehen und gestikulieren wie aus einer ironischen Novelle Maupassants heraus oder aus dem unseligen Tartarin des aufgeklärten Alphonse Daudet. — In Menge dageblieben sind nur, deren die Mittel zum gewaltsamen Wohnungswechsel fehlten und die nichts zu verlieren hatten. Und eine ziemliche Anzahl pfiffiger Gastwirte und Ladeninhaber. Und ein Dutzend ergrauter Polizisten mit der Kokarde der Republik an den Käppis. Subalterne, Pöbel und Bettelvolk. Die einen von geschmeidiger Freundlichkeit, die anderen voll hinterhältigen, verbissenen Grolls; die meisten stumpfsinnige Materialisten. In Menge geblieben sind nur die lungernden Köter, die Angorakatzen, die Ratten und die hochgekämmten Mädchen der Rue Carlier Hennecart und der Rue Saint Cyr, die so widerlich nach Moschus riechen — —

Wie hat sich die Welt um mich verändert: Abkommandiert mit vierundzwanzig Kameraden nach Vouziers, in das Getümmel der Champagneschlacht!

Seit fünf Tagen zum ersten Male wieder sitze ich besonnen bei einem Licht und rede mit diesen vertrauten Blättern. —

Die atemlose Fahrt hierher voll von ernster Spannung, schwer verhaltenem Tatendrang, quälender Sorge, zu spät zu kommen, umzüngelt von den Bränden und Flackerflammen eines noch nie so stark als Farbenrausch erlebten Herbstes: Millionen Korallenkügelchen apfelrot in den strotzenden Obstbuchten von Liesse, Montcornet, Liart, tausend Abstufungen jauchzenden Gelbs von einem Zitronenton, der noch grellem Grün verschwägert ist, bis zum blutgetränkten Goldbrokat im flirrenden Laub der Pappeln, Erlen, Rüstern, zahllose Plantagen feuriger Büsche, wie sie Moses am Horeb sah, zu beiden Seiten der Bahn, dazu die kristallene klingende Luft dieser Tage des Sonnentods, Dörfer und Höhen in Kilometerfernen, die wie zum Greifen nahe liegen, Bachläufe. Weiher, Kanäle, die wie Metallspiegel überlegen mit dem Abbild der Dinge spielen, Orangetümpel hingesunkenen Geblätters, Zinnoberstreifen bruchreifer Weidenpflanzungen, Stratusfächerungen, maßloser Horizont und hoher, hoher Himmel voll fressender Sehnsucht ——. Vor Condé heraus aus dem Zug. In Marschkolonne als wabernde Wolke ätzenden Staubs auf der Landstraße nach der Arrondissementshauptstadt.

Halt! Vor der grünen Kirche, gegenüber dem Denkmal des Hippolyte Taine, der aus Vouziers stammt. Merkwürdig gemischte Gefühle beim Anblick des Bronzemannes, dessen Philosophie der Künste ich bewundere und dessen Essay über Balzac (in der Inselausgabe) zufällig in meinem Tornister steckt. Der Zugführer geht, uns beim Lazarettdirektor zu melden. Wir werfen das Gepäck ab und lagern uns auf den ausgetretenen Kirchenstufen. Von der Aisnebrücke empor tosendes Fuhrwerksgewühl. Aus einer Seitenstraße gefangene Russen mit Schanzgeräten. Und Staub, Staub. Und über uns Tauben und Doppeldecker.

Da, horch, ein seltsam gebieterisches, unüberhörbares Hupensignal vom Bahnhof herauf, ein Kopfdrehen, Winken, Rufen: Seine Majestät Wilhelm II. im offenen Auto mitten unter seinen Kriegsvölkern! Hurra, hurra, hurra! Er sieht nicht zur Seite. Er spricht angelegentlich mit seinem Begleiter. Zwischen den Kirchstufen und dem Denkmal des Philosophen nimmt der Kraftwagen die Kurve langsam. Nochmals Hurra! Er blickt ernst und dankt. O Hippolyte Taine, ich bin dir ein gewogener Leser gewesen; aber heute steht zwischen dir und mir mit Schicksalsaugen — der Deutsche Kaiser! — — —

Der große Durchbruch ist den Feinden nicht gelungen. Das wissen wir nun gewiß. Die Flut von Saint-Souplet und Marie-à-Py, das spüren wir aufatmend, fängt leise an zu ebben. Und die Bulgaren sind so tapfer am Werk; täglich ziehen unsere Herzen ein Stück weiter hinter ihren Fahnen her. Es muß doch noch alles gut werden! Vielleicht bald! — Wenn ich dich doch mal sehen könnte, mein Bube! — Post ist immer noch nicht da für mich. — Wenn du nun die Reise in das Labyrinth unserer Umwege bereutest? Wenn du nun verzagt würdest, kleine Seele?

Einen Segen für dich in die Regennacht und ein inbrünstiges Flehen!

Am Sockel der ausdrucksvollen Bronzebüste des gallisch geistreichen Philosophen und Kunsthistorikers beugt sich eine junge, nach

Digitized by Google

Pariser Schnitt gekleidete Bronzedame mit verständnisloser Koketterie über eins seiner Bücher: Sicheres ererbtes Schönheitsgefühl neben ratlosem Ungeschmack, der französische Kunstgeist von heute.

Noch peinlicher dokumentiert das schräg gegenüber die Kirche. Sie stellt über einer Freitreppe ein großartiges dreiteiliges Portal in der prunkvollsten Gebärde der Renaissance an die krumme Straße. Der ganze katholische Glaubenshimmel ist an seinen Bogen in köstlicher, wenn auch schon recht zermürbter und durch die Revolution mißhandelter Plastik ausgedrückt. Und über diesem Portal sitzt ein Schieferdach von so gottverlassener Armut und ein Glockenturm von so lächerlich plumper Langhaftigkeit, daß man beim ersten Anblick nicht weiß, was man vor Befremden sagen soll. Schließlich merkt man, es fehlte hier wie so oft in ähnlichen Fällen an Geld zum Weiterbau. Man half sich auf die billigste Weise. Man ließ es bei der neuen anspruchsvollen Toranlage vor der eigentlichen schlichtgotischen Kirche bewenden und deckte sie wie eine Scheune zu. Daß aber vermögendere Jahrhunderte nicht Mittel und Wege fanden, dem Widersinn abzuhelfen, will einem schlechterdings nicht in den Kopf.

Die ganze Nacht wälzt sich die Heerschlange an den Fenstern unserer Säle vorüber, der endlose Film der von einem Rhythmus gepeitschten Füße, Hufe, Räder. Und auch am Tage hört das Pflaster nicht auf, zornig mit den Scheiben Takt zu halten in einem unentwegten kriegerischen Tremolo. Die Kranken fahren oft in den Kissen empor, aufgestachelt von rätselhaft fieberischen Alarmtrompeten. Wie der Strom Rasenstücke vom Ufer rafft und fortschwemmt, werden sie ein Stück mitgerissen. Wir haben heiße Mühe, sie wieder zu landen und stillzulegen.

Neueste, stark verspätete Post: Er ist getauft!

Die Großeltern mütterlicherseits, eine liebe Base und ein Soldatenvetter, der während des Sakraments wie der leibliche Vater nichtsahnend und fern in unheilig politische Hantierung verstrickt war, sind die Paten.

Nun mach deinen wackeren Namen Ehre, mein Junge!

Tausend Marien —
(Ihr und ihm zugedacht.)

Tausend Marien steh'n
Mit ihrem Kind im Gehege
Meiner verwandelten Wege,
Feldwärts, im Chor, an Chausseen.

Und ob so weltlich gesinnt
Mein Herz vom frühesten Schlage:
Immer bei Nacht und bei Tage
Vergöttert es Mutter und Kind.

Zu Vouziers hat übrigens noch ein anderer Großer des neufranzösischen Schrifttums Beziehungen (das erfahre ich erst heute), nämlich Paul Verlaine.

Eine Etappe seines bizarren, absynthvergifteten, traum- und nachtwandelnden Zigeunerlebens:

Daß er in einem Anfall seines Lasters seine ach so geliebte Mutter bedroht („O Mama, wirklich! Vergib mir dies eine Wort, das lautete: Wenn du nicht zu uns zurückkommst, töte ich mich!"), übelgesinnte Belgier hatten es vor den Staatsanwalt von Vouziers gebracht. Der Dichter erhielt (nicht zum ersten Male in seinem Leben) eine Ladung vor den obersten Gerichtshof des Arrondissements.

Im „Goldenen Löwen" schräg gegenüber dem Geburtshause Hippolyte Taines steigt er ab. Drüben im nüchternen Justizgebäude muß er sich verantworten. Die Provinzler, die den liederlichen Pariser sehen wollen, stoßen und drängen sich. Die überhitzte Anklage strotzt von Beschimpfungen. Der Gerichtshof erkennt trotzdem auf das niedrigste Strafmaß: fünfhundert Frank oder Haft.

Schluß folgt.

Soziale Bewegung

Der Streit um die Kriegsteilnehmer. Die Bemühungen, einer Zersplitterung der Kriegsteilnehmerbewegung vorzubeugen, haben jetzt zu dem Ergebnis geführt, daß die großen Gewerkschafts- und Angestelltenverbände zusammen mit Unterbeamtenorganisationen einen Zusammenschluß zur Gründung eines Bundes der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer herbeigeführt haben, an dessen Spitze der Abg. Behrens steht und dessen Ziel eine Einigung mit den bestehenden Organisationen in Hamburg, München 2c. ist. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften haben sich leider ferngehalten, und der „Vorwärts" hat nachträglich den übrigen Gewerkschaftsverbänden den schweren Vorwurf der Doppelzüngigkeit wegen ihres gesonderten Vorgehens gemacht. Soweit die deutschen Gewerkvereine dabei in Frage kommen, erließen sie jetzt eine rechtfertigende Erklärung, in der es heißt: Es ist nicht richtig, daß dem Verband (H. D.) die Beteiligung an einer neutralen Kriegsteilnehmerorganisation mehrfach angetragen worden sei. Wohl hat der Verband vom Reichsbund der Kriegsbeschädigten und ehemaligen Kriegsteilnehmer (Sitz Berlin, Richtung Kuttner) diesbezügliche Einladungen erhalten, eine Beteiligung aber abgelehnt, nicht nur, weil die Verbandsleitung bisher Sonderorganisationen der Kriegsteilnehmer für vermeidbar hielt, sondern auch, weil sich für die Gewerkvereine nach näherer Prüfung ergab, daß dieser Bund keine neutrale Organisation sei, sondern daß er einseitig parteipolitische Tendenzen im Sinne der Sozialdemokratie vertritt. Richtig ist, daß sich der Verband gemeinsam mit anderen Organisationen, auch mit der Generalkommission der Gewerkschaften, in einem Aufruf vom April 1917 gegen die Gründung von Sonderorganisationen der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer gewandt und diesen ablehnenden Standpunkt auch längere Zeit festgehalten hat. Nachdem aber die Generalkommission der Gewerkschaften von diesem ablehnenden Standpunkt, ohne Verständigung mit den anderen beteiligten Organisationen, dem Kuttnerschen Reichsbund gegenüber abgegangen ist, hat die Verbandsleitung mehrfach bei Vertretern der Generalkommission mündlich versucht, in eine neue Beratung dieser Frage einzutreten, um gegebenenfalls den bisherigen Standpunkt einer Revision zu unterziehen. Diesem Wunsch ist nicht Rechnung getragen worden, sondern die Generalkommission gab durch ihre Haltung dem Kuttnerschen Bund gegenüber zu erkennen, daß ihr an der Aufrechterhaltung des bisher ablehnenden Standpunktes nichts mehr gelegen sei.

Die Erstarkung der deutschen Beamtenbewegung bekundeten kürzlich die mehrtägigen Verhandlungen der Interessengemeinschaft Deutscher Beamtenverbände. Diese sehr rührige, gut geleitete Organisation hat sich vor etwa 1½ Jahren durch den Zusammenschluß einer großen Reihe von Beamtenverbänden mit mehr als 600 000 Mitgliedern gebildet. Im Anschluß an die Hauptversammlung veranstaltete sie eine öffentliche Kundgebung, um die Forderungen der Beamtenschaft darzulegen. Anwesend waren Vertreter vieler Reichsämter und Abgeordnete fast aller Parteien, von denen die Fortschrittler am zahlreichsten erschienen waren. Der Versammlungsleiter, Generalsekretär Remmers, bezeichnete als Hauptpolitik der zukünftigen Beamtenpolitik die Schaffung einer neuen Besoldungsordnung und eines zeitgemäßen Beamtenrechts. Zur Verfolgung ihrer Ziele werde die Interessengemeinschaft stets den Weg ruhiger Besonnenheit einhalten. Besonderen Wert lege man auf direkte mündliche Verhandlungen und habe es daher mit dankbarer Zustimmung begrüßt, daß der Finanzminister mit den Vertretern der Beamtenschaft über die Frage der Teuerungszulagen verhandelt habe. Die Forderungen, welche die vorhergehende Hauptversammlung zur Behebung der gegenwärtigen schwierigen Lage der Beamtenschaft aufgestellt hatte, legte Postsekretär Wiechmann-Berlin dar. Sowohl die Regierung als auch die Parlamente hätten zwar den in der Beamtenschaft herrschenden Notstand erkannt, bisher jedoch geglaubt, eine ausreichende Milderung allein durch Gewährung von Kriegsbeihilfen und Teuerungszulagen erreichen zu können. Die schwere wirtschaftliche Bedrängnis erfordere jedoch sofortige und durchgreifende Maßregeln. Notwendig sei eine größere einmalige Beihilfe zur Beschaffung notwendigster Bedarfsgegenstände und die alsbaldige, der fortschreitenden Steigerung aller Preise entsprechende Erhöhung der laufenden Teuerungszulagen. Zur Gewährung von Darlehen in Notfällen sei eine entsprechende Kreditanstalt zu schaffen. Außer diesen Fachfragen wurde in einem Vortrag von Prof. Dr. E. Francke, dem stellv. Vorsitzenden der Gesellschaft für Soziale Reform, die Bedeutung der Sozialpolitik für die Beamtenschaft dargelegt. Prof. Francke besprach sowohl die Stellung der Beamten als ausführender Organe der sozialpolitischen Gesetzgebung wie auch das eigene Interesse der Beamtenschaft an der Sozialpolitik. Von der Stärkung der Volkskraft durch die Sozialpolitik hänge die Blüte des Wirtschaftslebens ab, und nur in einem wirtschaftlich gesunden Staatsleben sei auch die Wohlfahrt der Beamten gesichert. Der Staat müsse aber auch in seinen eigenen Betrieben vorbildliche Sozialpolitik

treiben; daher sei die Beamtenpolitik zugleich ein Teil der allgemeinen Sozialpolitik.

Die Aufwärtsbewegung der Gewerkschaften, die im Jahre 1917 wieder erfreulich eingesetzt hat, besteht auch im Jahre 1918 fort. Aus den Vierteljahrsmeldungen der Fachverbände für die Arbeitslosenstatistik des Kaiserl. Statist. Amts kann man schätzungsweise entnehmen, daß bei den christlichen und den Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften der Wiederaufschwung in den Mitgliedsbeständen andauert. Die jüngste Erhebung der Generalkommission über den Stand der freien Gewerkschaften weist für diese 1 333 519 Mitglieder, darunter 354 786 weibliche, auf, 59 887 oder 4,7 v. H. mehr als Ende 1917. Gegen die Höchstzahl von 1914 (2 510 585 Mitglieder) ist das allerdings noch wenig, aber angesichts des Tiefstandes von 949 633 Mitgliedern Ende 1916 ist der Fortschritt erheblich.

Büchertisch

Franz Oppenheimer. Freier Handel und Genossenschaftswesen. (Der Großhandel und die deutsche Volkswirtschaft. Herausgegeben vom Zentralverband des Deutschen Großhandels. Heft 4.) Berlin, Reimar Hobbing. 36 S. 0,60 M.

Als Kampf- und Werbeschrift gegen Rathenau und seine Gesinnungsgenossen, gegen den Staatssozialismus der Gegenwart und seine drohende Fortsetzung für die Zeit nach dem Kriege ist die Schrift Oppenheimers auf Veranlassung der interessierten Kreise erschienen. Unter dem Motto: „Freie oder gebundene Wirtschaft?" wird heute auf beiden Seiten heftig gekämpft — wie die Dinge jetzt liegen, kann man für die Übergangswirtschaft noch keineswegs eine klare, alle Teile zufriedenstellende Lösung finden. Wenn auch viele von Oppenheimers Gründen beweisend sind und er nur zu neuem Ausdruck bringt, was die tüchtigsten Vertreter des Großhandels, die eine Ausschaltung dieser Bewegungsfreiheit fürchten, immer wieder betonen, so hat sich doch gezeigt, daß wir schwerlich der schlimmsten Nachteile der Absperrung Herr geworden wären, wenn nicht der Staat die Verwaltung der wichtigsten Rohstoffe und Nahrungsmittel in die Hand genommen hätte. Und bei dem großen Bedürfnis aller Nationen, nach Friedensschluß ihre geleerten Vorratshäuser wieder zu füllen, bei der Knappheit an den wichtigsten Dingen auf dem Weltmarkte, bei der schwierigen Lage, in die besonders wir jetzt durch die Aushungerungspolitik Englands geraten sind, wird es wohl nötig sein, daß Beschränkungen für den freien Handel durch bestimmte Vorschriften, z. B. über die Einfuhr, gemacht werden, damit das Notwendige (Textilwaren!), das nur in geringen Mengen jenseits des Meeres vorhanden ist, nicht zugunsten reichlich vorhandener Entbehrlichkeiten (Kaffee!) verkürzt werde. Auch die Schiffsraumfrage, von der es ja abhängt, wieviel wir in der ersten Zeit der Not erhalten werden, spielt dabei eine Rolle. Sicherlich wird der einzelne Unternehmer selbst so klug und so weitblickend sein, zu wissen, was das Gebot der Stunde von ihm für die Gemeinschaft unter Zurückstellung persönlicher Gewinninteressen verlangt — aber die staatliche Regulierung für bestimmte Dinge wird in der ersten Zeit doch wohl nötig sein. Das hindert nicht, daß in anderer Richtung die Bewegungsfreiheit durchaus gewahrt bleibt, denn wir brauchen den „privaten Kaufmann mit seinem Weltinteresse, seiner Initiative, seinem Wagemut, seiner Fachkenntnis und vor allem mit seinen persönlichen Beziehungen zum Ausland". Wenn man auch nicht in allen Ausführungen mit dem Verfasser übereinstimmt, so bleibt doch dieser Schlußsatz, in dem seine Untersuchung gipfelt, in vollem Umfange bestehen. M. R.

Axel Lübbe, „Das alte Bild". Vier Novellen. Erich Matthes, Leipzig und Hamburg. 66 S. 0,80 M.

In unscheinbarem, aber geschmackvollem Gewande treten die vier Novellen des als Prosaiker bisher fast unbekannten Dichters auf. Sie sind psychologische Erzählungen im Sinne der Franzosen, vor allem Maupassants, aber alles ist durchaus selbständig gesehen und gefühlt. Das bedeutendste Stück ist die vierte und längste der Novellen, die mit mehr Recht als die sehr viel schwächere erste dem Bändchen hätte den Titel verleihen dürfen — vielleicht war da buchhändlerisch die Erwägung ausschlaggebend, daß ihre fremdsprachige Überschrift sich nicht zugkräftig genug erwiesen hätte. Jedenfalls zeigen sich ein starkes Erzählertalent und gute psychologische Beobachtung bei der Schilderung des Bettlers, dem eine alte Frau ihren kostbaren Pelz geschenkt hat, weil sie in ihrer natürlichen Güte annahm, der verkommene Alte sei der auf Erden wandelnde Christus. Wie der Bettler sich innerlich gegen sie wehrt, um dann schließlich doch zu unterliegen, ist gut entwickelt — der Dichter darf es einem nicht verargen, wenn man bei der Art der Linienführung sofort den Namen Tolstoi ausspricht, ebenso wie die Pointe an Maupassant gemahnt —. Die Wege dieser beiden Meister im Anfang zu gehen, ist ehrenvoll, und deshalb kann man doch selbst im weiteren Verlaufe Pfadfinder werden. M. R.

Otto Hoetzsch, Der Krieg und die große Politik. Erster Band. Bis zum Anschluß Bulgariens an die Zentralmächte. S. Hirzel, Leipzig. 401 S. 10 Mark, geh. 12 Mark.

Das politische Gegenstück zu Stegemanns großem militärischen Werk über den Weltkrieg will Hoetzsch mit der in Buchform gegebenen Sammlung seiner Mittwochsaufsätze in der „Kreuzzeitung" geben. Der erste Band geht bis zum Anschluß Bulgariens an uns, der zweite ist bis zum Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg geplant. Da die Übersichten der „Kreuzzeitung" erst mit dem 18. November 1914 einsetzten, hat der Verfasser eine knappe Übersicht über „Ursprung und Ausbruch des Krieges" vorausgeschickt. Ein ausführliches Stichwort- und Sachregister erleichtert die Benutzung des umfangreichen Bandes. Der Verfasser betont im Eingang mit Recht, daß diese für den Augenblick und unter dem direkten Eindruck der Ereignisse entstandenen Aufsätze nur in zweiter Linie den Wert einer politischen Geschichte haben können — er legt besonderen Nachdruck darauf, daß wir der „politischen Erfassung des Krieges dienen sollen, die nur auf geschichtlicher Grundlage möglich ist, und sie sollen damit der Bestimmung des politischen Willens dienen, der den Ausgang des Krieges auf ganz bestimmte weltpolitische deutsche Ziele hinzulenken bestrebt ist" —, insofern wird das Werk gerade für den künftigen Historiker des großen Krieges, der Stimmung und Absichten der konservativen Politiker kennenlernen will, immer als Quelle von Wert sein.

M. R.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 2 M.: Utffz. J. im Felde. **3 M.:** Lt. d. R. F. im Felde, Utffz. M. im Felde. **3,40 M.:** Dr. R. im Felde. **5 M.:** Utffz. Dr. K. im Felde, Lehrer W. in B.-W. **6 M.:** Frau Geh. Rat A. in N.

Für Versendung der Naumann Rede: 20 M.: v. L. in St.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Wohlfahrtsschule der Stadt Köln, Ausbildungsanstalt für soziale Frauenberufe, die seit Ostern 1914 besteht, wird infolge der außerordentlichen Nachfrage nach gutgeschulten Sozialbeamtinnen im Oktober dieses Jahres ihren dritten Parallel-Kursus eröffnen. Der Erweiterung der Anstalt entsprechend, hat die Stadt Köln der Wohlfahrtsschule ein eigenes Haus zur Verfügung gestellt, das außer den Hörsälen entsprechende Räume für Anschauungsmaterialien und Vereinszimmer zur Veranstaltung von Kursen im Dienste der Volks- und Jugendpflege enthält. Bei dem zurzeit starken Bedarf an Kreis- und Stadtfürsorgerinnen, Jugendpflegerinnen und Jugendfürsorgebeamtinnen, Leiterinnen von Wohlfahrtsämtern und privaten Wohlfahrtszentralen und Sekretärinnen für die verschiedenen Zweige der Wohlfahrtspflege kann der Sozialberuf solchen Mädchen und Frauen, die in erster Linie ernste und befriedigende Lebensarbeit suchen, nur empfohlen werden. Die Wohlfahrtsschule der Stadt Köln verlangt unter ihren Aufnahmebedingungen ein staatliches Pflegeexamen, wozu die Krankenpflegeschule und Säuglingspflegeschule der Stadt Köln ebenfalls Gelegenheit bieten. Sehr erwünscht bei der Vielgestaltigkeit der Stellungen, die an die Absolventinnen herantreten, in einzelnen Fällen sogar direkt erforderlich, ist eine weitergehende Vorbildung in Hauswirtschaft oder Landwirtschaft oder in einem Lehrberuf. Für alle diese Berufe bietet die Kölner Wohlfahrtsschule eine abschließende Schulung nach der sozialhygienischen, sozialrechtlichen und sozialpädagogischen Seite. Der Lehrgang umfaßt 3 Semester. Im Interesse der praktischen Schulung hat die Stadt Köln in weitgehender Weise ihre städtischen Ämter, Fürsorgestellen und Anstalten zur Anlernung und Einarbeitung der Schülerinnen zur Verfügung gestellt. Diese Praxis ist systematisch durch Einschiebung von praktischen Arbeitstagen und Arbeitswochen in den theoretischen Stundenplan eingegliedert, wobei besondere Begabung, Vorbildung und das spätere Spezialarbeitsgebiet in weitgehender Weise berücksichtigt werden können. Die Anmeldungen für den nächsten Kursus werden bis zum 15. August von der Leiterin der Wohlfahrtsschule, Fräulein Dr. Lauer, Köln, Stadthaus, entgegengenommen. Daselbst nähere Auskünfte, Prospekte und Lehrpläne.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Für Rekonvaleszenten wirksamer und wohlfeiler als Wein.
Tricalcol Kalk-Eiweiß-Mittel
Spezialmittel zur Kräftigung und Knochenbildung.

25. Juli 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin-Schöneberg, Königsweg 6. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 30

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Deutsch-Österreich. — **Anno Waltemath:** Die Sorge um die unverstümmelten Kriegsinvaliden. — Soziale Bewegung.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 14. Juli.

Der Deutsche Reichstag ist gestern für die Sommermonate auseinandergegangen, nachdem er 15 weitere Milliarden Kriegskredite bewilligt hat. Nur die unabhängigen Sozialisten haben in gewohnter Weise gegen die Kredite gestimmt. Die sozialdemokratische Mehrheit erkennt an, daß, solange bei unseren Gegnern der Vernichtungswille besteht, gar nichts anderes übrigbleibt, als den Krieg fortzusetzen. Sie bewilligt unter der Voraussetzung, daß der verantwortliche Reichskanzler auf Grund der deutschen Antwort vom September 1917 auf die Note des Papstes seine Politik führt. Der Hauptinhalt der letzten Aussprachen ist die erneute Hervorhebung dieses Dokumentes. Es ist darum angebracht, den Inhalt der Antwortnote noch einmal kurz ins Gedächtnis zu rufen. Sie wurde im Auftrag des Kaisers und mit besonderer Berufung auf die Friedenskundgebung des Reichstags vom 19. Juli durch den Reichskanzler verfaßt. Es heißt in ihr: Wir teilen die Auffassung Seiner Heiligkeit, daß bestimmte Regeln und gewisse Sicherheiten für eine gleichzeitige und gegenseitige Begrenzung der Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft, sowie für die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der hohen See diejenigen Gegenstände darstellen, bei deren Behandlung der neue Geist, der künftig im Verhältnis der Staaten zueinander herrschen soll, den ersten verheißungsvollen Ausdruck finden müßte. Es würde sich sodann ohne weiteres die Aufgabe ergeben, auftauchende internationale Meinungsverschiedenheiten nicht durch das Aufgebot der Streitkräfte, sondern durch friedliche Mittel, insbesondere auch auf dem Wege des Schiedsverfahrens entscheiden zu lassen, dessen hohe friedenstiftende Wirkung wir mit Seiner Heiligkeit voll anerkennen. Die kaiserliche Regierung wird daher jeden Vorschlag unterstützen, der mit den Lebensinteressen des Deutschen Reiches und Volkes vereinbar ist. Deutschland ist durch seine geographische Lage und seine wirtschaftlichen Bedürfnisse auf den friedlichen Verkehr mit den Nachbarn und mit dem fernen Ausland angewiesen. Kein Volk hat daher mehr als das deutsche Anlaß zu wünschen, daß an Stelle des allgemeinen Hasses und Kampfes ein versöhnlicher und brüderlicher Geist zwischen den Nationen zur Geltung kommt . . . . . Nur unter dieser Voraussetzung kann ein dauernder Friede begründet werden, der die geistige Wiederannäherung und das wirtschaftliche Wiederaufblühen der menschlichen Gesellschaft begünstigt. — Es ist in dem vergangenen Jahre wenig geschehen, um den Idealen dieser kaiserlichen Kundgebung zu genügen. Die führenden Staaten der Entente haben zwar vielerlei vom Völkerbund und Weltfrieden geredet, haben es aber abgelehnt, die vermittelnde Hand des Papstes zu ergreifen oder sonst einen ernsthaften Schritt zum Frieden zu tun. Auch in Deutschland selbst ist die Antwort des Kaisers an den Papst längst nicht von allen Seiten in ihrer großen geschichtlichen Bedeutung gewürdigt worden. Je länger aber der Krieg dauert, desto mehr wird sich unter den Völkern die Meinung verbreiten, daß die moralischen Kräfte der Menschheit herangerufen werden müssen, um die Unendlichkeit des Hasses zu überwinden. Die Bewilligung der neuen Kriegsmilliarden geschieht mit dem offenbaren Wunsche, das Ende des Krieges bald zu erleben.

Montag, 15. Juli.

Bei der Beratung der Wahlrechtsvorlage in Ungarn soll ein Schritt in Richtung auf das Frauenwahlrecht getan werden. Nach dem Antrage des Ministerpräsidenten Wekerle wird ein Reichstagswahlrecht für diejenigen Frauen vorgeschlagen, die außer den allgemeinen Erfordernissen erfolgreich vier Bürgerschul- oder vier Mittelschulklassen besucht haben; Frauen oder Witwen eines Mannes sind, der die höchste Klasse einer Mittelschule oder einer gleichwertigen Anstalt durchgemacht hat; einen landwirtschaftlichen, industriellen oder kaufmännischen Beruf ausüben und wenigstens 100 Kronen direkte Staatssteuern zahlen.

Der früher hochgerühmte italienische Generalissimus Cadorna, der nach dem Rückzug vom Isonzo zum Piave unter scheinbarer Erhöhung seiner Stellung aus der Führung ausgeschaltet wurde, ist neuerdings seines Ranges entkleidet und seiner Pensionsberechtigung beraubt worden. Die Italiener zeigen sich damit undankbar. Als Nachfolger Cadornas hat General Diaz zunächst Glück gehabt, weil ihm die Wasserüberflutung des Pidvestromes zu Hilfe gekommen ist. Durch Verleihung eines allerhöchsten Ordens soll er jetzt dem italienischen Volke als neuer Retter empfohlen werden.

Die Landung weiterer englischer und auch französischer Truppen in Alexandrowsk an der Murmanküste verstärkt den Eindruck, daß sich von dort aus eine größere Kriegshandlung vorbereitet. Die Truppen der Entente sind bis nach Kem am Weißen Meer (65. Breitegrad) vorgedrungen. Petrosawodsk am Onegasee gilt noch immer als Mittelpunkt einer antibolschewistischen, republikanischen Regierung, die mit der Entente zusammenarbeitet. Die Gesandten der Ententestaaten befinden sich in Wologda und haben dort eine Art Nebenregierung aufgerichtet, die ihre Verbindungen einerseits mit Petrosawodsk und andererseits mit der tschechisch-slowakischen Macht bei Perm nahe dem Ural aufrechterhält. Die Moskauer Regierung scheint nicht stark genug zu sein, die Abschnürung des ganzen Nord- und Ostgebietes zu verhindern. Sicher ist wohl, daß sie nur eben bis zum Asowschen Meere reicht, nicht aber bis an das Kaspische Meer. Wenn also von uns gefordert wird, daß wir durch eine Revision des Brest-Litowsker Vertrages die russische Regierung in den Augen von Gesamtrußland stärken sollen, so fragt es sich noch sehr, ob durch irgendwelche deutschen Konzessionen dieser von den Bolschewisten verwaltete Restbestand des zaristischen Imperiums gestärkt werden kann. Es gibt heute kein Gesamtrußland, mit dem eine Politik auf längere Frist gemacht werden könnte.

Dienstag, 16. Juli.

Die Erklärungen des Reichskanzlers Graf Hertling über die Wiederherstellung des belgischen Staates werden in der Presse des feindlichen Auslandes viel erörtert, und zwar teil-

Digitized by Google

weise als ernsthaft, teilweise als trügerisch besprochen. „Manchester Guardian" gibt zu, daß Hertling auf Englands obersten Wunsch eingehe, aber es gehöre zum zynischen Geist deutscher Staatskunst, aus Belgien ein Unterpfand für Verhandlungen zu machen. Die Mehrzahl der vom englischen Kriegspresseamt geleiteten Blätter sagt, der Krieg sei nicht zu Ende, ehe Deutschlands Kanzler erklärt, daß Deutschland Entschädigung zahlen und Buße tun wolle für all das Unrecht, daß Deutschland an dem schutzlosen und hilflosen Belgien begangen habe. „Petit Parisien" nennt die Erklärungen Hertlings zwar bestimmter als die früheren, aber doch noch nicht zufriedenstellend. Sie seien widersprechend und zum mindesten zweideutig. Wenn Belgien unabhängig sein soll, warum wird es als Pfand zurückbehalten? Wenn es als Pfand zurückbehalten wird, wie kann man den Versprechungen des Kanzlers trauen? Die Ententemächte werden niemals anerkennen können, daß die brutale Beschlagnahme eines freien und neutralen Landes den Deutschen irgendeinen Rechtstitel gibt, sei es zur Abänderung des belgischen Verfassungszustandes, sei es zur Forderung anderweitiger Vorteile. Die Unabhängigkeit Belgiens dürfe nicht irgendwelchen Bedingungen untergeordnet werden.

Der Präsident des russischen Rates der Volkskommissare, Lenin, weist die Aufforderungen der linken Sozialrevolutionäre, die einen Aufstand gegen die Deutschen verlangen, weit von sich ab, da Rußland in der gegenwärtigen historischen Periode weder Krieg führen kann noch will. Der terroristische Akt gegenüber dem deutschen Botschafter Graf Mirbach und der damit verbundene Aufruhr haben, so sagt er, den Volksmassen die Augen geöffnet vor dem Abgrund, in den die verbrecherische Taktik der linken Sozialrevolutionäre die russische Republik zu stoßen droht. Wer sich über dieses Verbrechen freuen kann, das sind nur die weißen Gardisten und die Diener der imperialistischen Bourgeoisie. Die Massen aber der Arbeiter und Bauern haben sich in diesen Tagen nur noch stärker mit der Partei der Kommunisten und Bolschewisten verbunden.

Mittwoch, 17. Juli.

Im Westen hat ein neuer deutscher Angriff begonnen, und zwar auf beiden Seiten der Festung Reims. Westlich ist die Marne bei Dormans überschritten. Pioniere setzten im Morgengrauen die Sturmtruppen über den Fluß und schufen damit die Grundlage für den Erfolg des Tages. Infanterie erstürmte die steilen Hänge auf dem Südufer der Marne. Der Feind wurde auf die rückwärts liegenden Linien Condé—La Chapelle—Complizy—Mareuil zurückgeworfen. Auch nördlich der Marne entrissen die Unsrigen den dort stehenden Franzosen und Italienern ihre erste Stellung zwischen Ardre und Marne. Gleichzeitig wurde in der Champagne östlich von Reims ein Angriff bis Tahure ausgedehnt, dem sich die Franzosen durch Opferung ihrer ersten Stellung entzogen. Die Höhenkette, die von den Soldaten als Hochberg, Keilberg und Pöhlberg bezeichnet wird, ist überschritten und die Römerstraße nordwestlich von Prosnes erreicht. Der Feind hält seine zweite Stellung nördlich von Prosnes—Souain—Perthes. Die Zahl der Gefangenen beträgt 13 000. Der französische Heeresbericht besagt: Der am Morgen bei Reims losgebrochene deutsche Angriff wurde den ganzen Tag über mit gleicher Heftigkeit fortgesetzt. Es gelang dem Feinde, die Marne an einigen Punkten zwischen Tossey und Dormans zu überschreiten. Zwischen Dormans und Reims leisten französische und italienische Truppen noch hartnäckigen Widerstand. Östlich von Reims ist der feindliche Angriff auf festen Widerstand gestoßen . . . . .

Ministerpräsident von Seidler hielt in dem wieder zusammengetretenen österreichischen Abgeordnetenhaus eine Rede, die von Tschechen und Südslaven zu stören versucht wurde: Es läßt sich in Österreich nicht gegen die Deutschen, ebensowenig ohne die Deutschen regieren, denn es ist ein kaum verständlicher Irrtum, wenn vielfach angenommen wird, der Zusammenschluß der nichtdeutschen Parteien an sich könne zu Majoritätsbildungen führen. Rückgrat dieses vielgestaltigen Staates ist nun einmal das deutsche Volk und wird es immer bleiben. Die Regierung ist entschlossen, an dem eingeschlagenen Kurs festzuhalten und sich in seiner weiteren Verfolgung nicht beirren zu lassen. Für jene Parteien, die heute abseits stehen, bleibt die Tür einer Verständigung stets weit geöffnet; über dieser Tür aber steht geschrieben: Willkommen alle, die treu zur Dynastie, treu zum Staate halten!

Donnerstag, 18. Juli.

Unsere Gedanken sind selbstverständlich an der Westfront. Zahl der Gefangenen 18 000. Die Gegenangriffe sind auf beiden Schlachtfeldern von großer Energie. Es scheiterten aber an der Straße Epernay—Dormans sämtliche Anstürme unter hohen Verlusten der Feinde. Chatillon-sur-Marne wurde von den Unseren umkreist und bald darauf zu Fall gebracht. In der Champagne wurden ebenfalls drei feindliche Vorstöße abgewiesen. Eine wesentliche Änderung der Linie ist nicht zu bemerken. Die Gefangenen geben an, daß auf französischer Seite seit acht Tagen ein Angriff erwartet worden sei. Man hört in Paris beständig starken Geschützdonner. Der Kampf tobt in denselben Gegenden, in denen 1915 und 1917 die Franzosen unter Joffre den Durchbruch versuchten. Inzwischen hat sich die Art des Kampfes verändert und verschärft, indem beide Seiten voneinander lernen. Die Hindenburg-Methode des gleitenden Zurückgehens und späteren Wiedervorstoßens scheint neuerdings auch von den Franzosen übernommen zu sein.

Freitag, 19. Juli.

Der französische Kriegsbericht vom 18. Juli stellt die Sache folgendermaßen dar: Nachdem die französischen Truppen die deutsche Offensive auf der Champagne-Front und im Reimser Bergland in den Tagen des 15., 16. und 17. Juli gebrochen hatten, gingen sie gemeinsam mit amerikanischen Streitkräften am 18. Juli zum Angriff gegen die deutschen Stellungen zwischen der Aisne und Marne in einer Ausdehnung von 45 Km. vor und erzielten einen wichtigen Fortschritt in die feindlichen Linien. Wir haben, so heißt es, die Hochflächen erreicht, die Soissons vom Südwesten und die Gegend von Chaudun beherrschen. Am Ourcq sind heftige Kämpfe im Gange. Mehr als 20 Dörfer sind durch die Tapferkeit der französischen und amerikanischen Truppen wiedergewonnen worden. Mehrere Tausend Gefangene und bedeutende Beute sind in unsere Hände gefallen. — Auch bei dieser Schilderung ist der weitaus größere Teil des Gewinnes auf deutscher Seite. Darüber, ob Reims und Chalons zurzeit in Gefahr sind, von den Deutschen genommen zu werden, werden erst die nächsten Tage Klarheit bringen.

Zahlreiche Führer der russischen Kadettenpartei, darunter wohl auch Miljukow, sollen in Kiew erschienen sein, um mit dortigen Deutschen darüber zu sprechen, wie eine etwaige spätere bürgerliche Regierung Altrußlands zu einer Zusammenarbeit mit den Deutschen auf Grundlage des zu revidierenden Brester Friedens gelangen könnte. Es werden mit einer gewissen Absichtlichkeit Aussprüche Miljukows verbreitet, nach denen die Ordnung in Rußland nur mit Hilfe der Deutschen wiederhergestellt werden könne. Kein Mensch kann aber heute darüber eine Meinung haben, ob Miljukow noch einmal als hervorragende Kraft im Spiele der Politik anzusehen ist. — Über die Intervention der Japaner und Amerikaner in Sibirien erscheint jeden Tag eine andere Lesart. Die tschecho-slowakischen Truppen bitten dringend um japanische Hilfe. — Die finnische Regierung wünscht ein Verfassungsgesetz über Einführung einer Monarchie durchzubringen, begegnet aber bei der Kammer noch ziemlich zähen Schwierigkeiten.

Im Wiener Herrenhaus hielt Graf Czernin eine bedeutsame Rede zugunsten des Bündnisses mit Deutschland. Österreich-Ungarn sei geeignet, dem europäischen Frieden Dienste zu leisten, werde das aber nur können, wenn das volle Vertrauen zwischen Berlin, Wien und Budapest besteht. Die reichsdeutsche Politik müsse ihre Kriegsziele noch genauer umschreiben, damit man verhandeln könne.

Sonnabend, 20. Juli.

Der militärische Mitarbeiter des holländischen „Nieuwe Courant" schreibt: Es handelt sich um einen deutschen Angriff mittlerer Größe, nicht aber um die deutsche Offensive, die wir erwarten. Die Offensive ist gegen Reims und die Berge im Süden der Stadt gerichtet, ein Zwischenakt. Die

Digitized by Google

Trennung der französischen und englischen Armee und die Zurückdrängung der Engländer auf die Kanalküste bleibt noch immer, wie im März, das hauptsächlichste Ziel. Darum messe ich diesem Angriff keine besondere Bedeutung bei, wenn auch die Kommentare von „Reuter" und „Havas" glauben machen wollen, daß wir hier vor einer fünften mißglückten Offensive stehen. Nötigens haben die Deutschen bei diesem Angriff nahezu überall erhebliche Gebietsgewinne erreicht.

Im Wiener Herrenhaus bedauert Dr. Baernreither, daß die gegenwärtigen Salzburger Verhandlungen zwischen deutschen und österreichisch-ungarischen Vertretern nur auf das zollpolitische Thema begrenzt sind, während doch für eine längere Zeit Zölle im Wirtschaftsleben nur eine geringe Rolle spielen. Wichtiger sei die Erhöhung der Produktivität, die Beschaffung der Rohstoffe und die Verkehrspolitik. Handelsminister v. Wieser lehnt die vollkommene Zollgemeinschaft ab, will aber im übrigen die Annäherung auf das möglichste steigern: Wir müssen unsere Selbständigkeit wahren. Innerhalb dieser Grenzen aber wollen wir so weit gehen wie möglich. Der Pole Jaworski spricht die Überzeugung aus, daß die österreichisch-polnische Lösung für Österreich der einzige Weg sei, wenn es seine Großmachtstellung nicht verlieren wolle.

Es verlautet, daß Lloyd George für Monat November eine Neuwahl des englischen Unterhauses vorbereitet.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 14. Juli.

Unsere Schülerinnen spielten im Walde den Sommernachtstraum. Ein Gewitter war gerade heruntergegangen, die Abendsonne erstrahlte zwischen schwer blauen Wolken, alle Farben prangten aus dem durchglühten Grün der Bäume, und die ganze mit schwerem Schicksal beladene Wirklichkeit versank für die Stunde, in der diese wundervolle Welt voll Melodie und Laune erstand.

Wir machen uns keine Vorwürfe mehr darüber, daß dies möglich ist, daß wir vergessen können. Wir wissen nach vier Jahren, daß wir die Einkehr in eine durch den Krieg unantastbare Welt der schwerelosen Schönheit nicht entbehren können, wenn wir unsere Spannkraft bewahren wollen.

Montag, 15. Juli.

Die Organisation der Kriegsbeschädigten beginnt sich von verschiedenen Ausgangspunkten aus zu formieren. In Hamburg tagte ein neugegründeter „Bund deutscher Kriegsbeschädigter", der im Gegensatz zu dem schon bestehenden Reichsbund unter Wahrung parteipolitischer Neutralität nur Kriegsbeschädigte aufnehmen und lediglich deren wirtschaftliche Interessen vertreten will. Es war die Rede von Neuregelung des Ansiedlungswesens, Verbesserung der Lage der Staatsarbeiter, Reform des Militär-Rentenwesens und dergleichen.

Der Reichskommissar für bürgerliche Kleidung versichert, die Herstellung von Ersatzstoffen in den letzten Wochen habe solche Fortschritte gemacht, daß bis zum Winter außer für Säuglingswäsche für jeden Bedarf sowohl an Wäsche wie an Oberkleidung gesorgt sei. Ein nochmaliger Appell an die Bevölkerung zur Ablieferung von Kleidungsstücken werde nicht notwendig sein — mit der einzigen Ausnahme einer geplanten und zum Teil schon eingeleiteten Sammlung für die ärmeren von den entlassenen Soldaten. Es sind zwar, um deren Bedarf an Zivilkleidern zu decken, schon in größem Umfang alte Uniformen umgearbeitet. Aber trotzdem wird die Mithilfe derer, die noch etwas haben, nötig sein und — so steht zu hoffen! — hier mit etwas anständigerer Bereitwilligkeit geleistet werden als jetzt.

Dienstag, 16. Juli.

„Der erste Tag der neuen Offensive" — nun treten unsere Stunden wieder unter das Zeichen des schmerzlich-bewundernden Wartens und Hoffens; nun leben wir wieder mit klopfenden Herzen von Nachricht zu Nachricht.

Der Tarifverband der Buchdrucker hat eine Erhöhung der Druckpreise um 25 v. H., vom 1. Dezember ab um weitere 15 v. H. beschlossen. Es ist nicht erhebend zuzusehen, wie die Teurung, gleich dem Wasser in kommunizierenden Röhren auf jedem Gebiet zum gleichen Hochstand drängt.

Mittwoch, 17. Juli.

Die Hamburger Vorschläge zur Reform des Auslanddienstes finden auch in weiteren Kreisen starke Beachtung. Die Leipziger Handelskammer hat die Vorschläge aufgenommen und dahin ergänzt, daß bei einer Besprechung im Auswärtigen Amt auch Vertreter des inländischen Handels hinzugezogen werden.

In größtem Maßstab wird die Jugend zur Laubgewinnung herangezogen. In vielen Bezirken sind die Ferien hinausgeschoben, damit die Kinder erst ihren Hilfsdienst verrichten konnten.

In einem Korpsbezirk sind die Schülerinnen der höheren Schulen in großem Umfang in die Munitionsherstellung eingestellt. So selbstverständlich es ist, daß heranwachsende Mädchen sich zu diesem Dienst in gleicher Weise bereitfinden, wie ihre männlichen Altersgenossen zur Landarbeit, so ärgerlich ist doch der Gedanke an die vielen unerfaßbaren Haustöchter, die oft von der Unsumme freier Zeit, über die sie verfügen, durchaus keinen vaterländischen Gebrauch machen. Viel wichtiger als die ausschließliche Einstellung von Mädchen, die in der Berufsausbildung sind, wäre eine Ausdehnung der Hilfsdienstpflicht auf alle Mädchen.

Donnerstag, 18. Juli.

Zahlreiche Nachrichten über Mietsteigerungen, teilweise in außerordentlicher Höhe, liegen vor, und die ganze Lage der Mietbevölkerung erscheint überaus gespannt und gefährdet. Schon haben auch verschiedene stellvertretende Generalkommandos in den letzten Monaten eingegriffen und haben Mieterhöhungen und Mietkündigungen von der Genehmigung der Mieteinigungsämter abhängig gemacht; auch eine ganze Anzahl von Eingaben wegen schleuniger Erweiterung des Mieterschutzes sind an die Regierung gerichtet worden, z. B. vom Deutschen Wohnungsausschuß zusammen mit dem Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen, dem Mieteinigungsamt Dortmund und anderen Stellen. Es scheint dringend notwendig, daß der Bundesrat irgendwelche weiteren Maßnahmen des Mieterschutzes trifft.

Freitag, 19. Juli.

Seltsam schöne Hochsommerstimmung an der Elbe. Gewitterhimmel mit wechselndem Licht türmt sich riesenhaft über dem hingebreiteten Wasser, auf dem braune Segel still aufwärts gleiten. Selten einmal zieht ein großes Schiff, frachtlos und unwahrscheinlich hohen Bordes, den Strom hinab — wie ein Schatten der Vergangenheit, den winzige weiße Segelboote ahnungslos umspielen. Das Zeitungsblatt mit dem abendlichen Heeresbericht liegt mir im Schoß. Und ein heißes Gefühl schwillt auf: Vaterland, Deutschland.

Sonnabend, 20. Juli.

Bäuerliche Besiedlung auf bodenreformerischer Grundlage ist in Kurland durch die dortige Heeresverwaltung eingeleitet. Die Grundsätze des Erlasses, der den Namen Hindenburgs mit zukunftsreichen sozialen Siedlungsmaßnahmen verbindet, sagen:

„Wenn die von Rußland jahrhundertelang vernachlässigten Randstaaten in den schützenden Kreis des deutschen Wirtschaftslebens treten, der deutsche Innenmarkt sich ihnen erschließt, deutsche Organisationen ihnen Straßen, Eisenbahnen und Kanäle schafft und der deutsche Kredit ihnen den Übergang zu erhöhter Wirtschaftskraft ermöglicht, soll das deutsche Volk, soll die Allgemeinheit den Nutzen davon haben. Nicht einer dünnen Schicht von Besitzern darf vorbehalten bleiben, die Vorteile der Neuordnung für sich vorwegzunehmen, indem sie den durch Deutschlands Siege erhöhten Wert des Bodens in spekulativen Verkäufen ausnutzen . . .

Gewiß wird man ein allmähliches Steigen der Bodenpreise nicht verhindern können, aber es ist keineswegs gleichgültig, welchen Bevölkerungsklassen und welchen Bevölkerungsmengen die steigenden Bodenpreise zugute kommen. Volkswohlstand be-

steht nicht in einer kleinen Zahl von Großkapitalisten, sondern in einer möglichst großen Zahl leistungsfähiger, selbständiger, heimfester und heimfroher Staatsbürger, die dem Staat das liefern, was er in allererster Linie braucht: Menschen, gesund an Leib und Seele. Solch ein Geschlecht von Siedlern läßt sich nur begründen, wenn die Spekulation ferngehalten wird."

Wilhelm Heile / Deutsch-Österreich

20. Juli 1918.

Die Debatten der letzten Tage in beiden Kammern des österreichischen Reichsrates lenken die Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Volkes und — man sagt damit nicht zuviel — der ganzen Welt auf die Vorgänge in der Donaumonarchie. In der Entente horcht man hoch auf, und die Hoffnung, daß die Zersetzung des österreichischen Staatswesens unaufhaltsam fortschreite dem völligen Verfall entgegen, gibt ihnen neuen Mut für ihre machthungrigen und ehrsüchtigen Pläne. Nicht bloß die Uneinigkeit an sich, sondern fast mehr noch die Ursachen der Uneinigkeit sind Wasser auf ihre Mühle. Sie geben ihnen erwünschten Anlaß, ihren Völkern das Bild vom gewalttätigen Scheusal, das sie ihnen von den Deutschen gemacht haben, erneut in greller Beleuchtung zu zeigen: die österreichischen Deutschen, Menschen genau der gleichen Art wie die Reichsdeutschen, unterdrücken die anderen Völker Österreichs aufs schändlichste, so daß sie sich schließlich verzweifelt zur Wehr setzen und ihren deutschen Herren die Gefolgschaft aufkündigen; sie setzen dabei ihre Hoffnung auf den Sieg der Entente, und dieser Sieg ist nicht bloß die Hoffnung der gewaltsam versklavten Slawenstämme Österreichs, sondern — nur noch nicht offen eingestanden — letzten Endes auch der Herren von Wien und Budapest. Das Deutsche Reich, dem treuen Bundesbruder zu ewigem Dank verpflichtet, setzt dem durch Kriegsnot und inneren Zwist Entkräfteten herrschsüchtig den Fuß in den Nacken. Das Schicksal des zum ohnmächtigen Vasallenstaat herabgedrückten Doppelreichs der Donau würde das Schicksal der Welt sein, wenn es jetzt nicht gelänge, die deutsche Bestie zu bändigen.

Wir Deutschen haben dem gegenüber das gute Gewissen und den sicheren Glauben, daß wir weder die Bestie sind, die man in uns sehen will, noch jemals von unseren Verleumdern überwunden werden können. Aber wir dürfen und müssen doch aus der tätigen Aufmerksamkeit, die unsere Feinde für die österreichischen Schwierigkeiten haben, für uns die Lehre ziehen, daß es nicht länger angängig ist, die Lebensfragen unseres Bundesbruders lediglich als dessen häusliche Angelegenheiten zu betrachten, die zwar auch uns unangenehm sind, uns aber gar nichts angehen. Es muß endlich in das Gemeinbewußtsein des deutschen Volkes übergehen, daß österreichische Sorgen deutsche Sorgen sind. Das heißt nicht, daß Österreich ein von uns beherrschtes Staatswesen ist oder werden soll; das heißt auch nicht, daß in Österreich eine innere deutsche Herrschaft besteht oder durch unsere Hilfe aufgerichtet werden soll. Das heißt nur, daß das Deutsche Reich ohne das Bündnis mit einem lebensfähigen und lebenskräftigen Österreich-Ungarn dem furchtbaren Ansturm aller übrigen Großmächte nicht gewachsen wäre und auch in Zukunft nicht gewachsen sein wird. Unnötig zu sagen, daß das letzte in weit höherem Maße auch umgekehrt gilt.

Weite und einflußreiche Schichten in Deutschland sehen das trotz der Erfahrungen des Krieges noch immer nicht ein oder gar — je länger der Krieg dauert, desto weniger. Ihr Urteil über die Kriegsleistungen Österreich-Ungarns ist überaus geringschätzig. Sie sind so erbittert über die vielfachen Fälle von tschecho-slowakischem Versagen und selbst Verrat, daß sie darüber ganz vergessen, was vom Doppelstaat in seiner Gesamtheit und was namentlich von den deutschen Stämmen an kriegerischen Großtaten und ungeheuren Opfern jeder Art geleistet worden ist.

Es ist freilich wahr: im tschechischen Volke hat der Verrat in gefährlicher Weise um sich gegriffen. Das Vorhandensein tschecho-slowakischer Brigaden in Rußland und Italien spricht eine gar ernste und deutliche Sprache. Mit den Slowenen und Italienern steht es zwar nicht ganz so schlimm, aber doch auch bösartig genug. Dazu sind die Polen immer mehr ins Lager der grundsätzlichen Opposition gegangen, wenn auch ihre Opposition nur der Regierung, nicht — wie bei den Tschechen — dem Staate als solchem gilt. So sind es jetzt im österreichischen Teile der Doppelmonarchie als Gesamtheit eigentlich nur noch die Deutschen, die fest auf dem Boden des Staates stehen — und auch die noch nicht einmal geschlossen, da ein Teil der Sozialdemokraten nicht unbeeinflußt geblieben ist vom Geiste der russischen Bolschewiks.

Dieser Zustand spiegelt sich im Verlauf der Reichsratsverhandlungen immer schärfer wider. Man hat den Eindruck, als ob es ganz und gar unmöglich sei, daß der jetzige Reichsrat auch nur eine der großen und drängenden Fragen lösen könne. So oft aber in der letzten Zeit die Regierung gegenüber der parlamentarischen Opposition der Tschechen, Polen usw. endgültig gezwungen zu sein schien, die Waffen zu strecken, so ist es doch immer wieder gelungen, die Staatsmaschine im Gang zu halten. Und wenn die Regierung gegenwärtig wieder einmal in einem anscheinend verzweifelten Kampf um die Bewilligung des Staatshaushalts steht, so darf man getrost sagen: Österreich ist schon so lange, Jahrzehnt für Jahrzehnt und mehr, als der hoffnungslos kranke Mann geschildert worden und lebt doch noch immer so kräftig, daß auch diese Krisis ohne ernste Störung und wirkliche Gefahr vorübergehen wird.

Herr Dr. v. Seidler, der ursprünglich nur als Leiter eines Geschäftsministeriums von reinem Beamtencharakter vorübergehend an die Spitze der Regierung gerufen zu sein schien, kämpft seitdem einen zähen und neuerdings mit unerwarteter politischer Grundsätzlichkeit geführten Kampf. Aus der Fülle der sich überstürzenden Ereignisse haftet noch in aller Gedächtnis, wie er jüngst sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte, weil es ihm unmöglich war, auch nur für ein Provisorium von einigen Monaten die Bewilligung des Staatshaushalts im Reichsrat durchzusetzen. Es gelang aber nicht, ein anderes Kabinett zu bilden, das eine Parlamentsmehrheit gefunden hätte, so daß Herr v. Seidler, gestärkt durch erneuten Beweis kaiserlichen Vertrauens, die Regierung weiter führen mußte. Aber das Vertrauen des Kaisers hat nicht ausgereicht, ihm auch das Vertrauen einer Parlamentsmehrheit zu verschaffen. Und nun ist seit dem 1. Juli die Frist für den Staatshaushalt abgelaufen, ohne daß ein Ausweg aus den parlamentarischen Schwierigkeiten zu sehen ist. Dennoch hat Herr v. Seidler die in Österreich verfassungsmäßig gegebene Möglichkeit verschmäht, die Fortführung der Staatsgeschäfte ohne den Reichsrat im gesetzmäßigen Zustand der Gesetzlosigkeit zu sichern. Er hat den Reichsrat einberufen, um in Herrenhaus und Abgeordnetenhaus den offenen und geheimen Widersachern der Erhaltung des österreichischen Staates und seines Charakters in offenem Kampfe entgegenzutreten. Diesen mutigen Schritt soll man ihm danken, auch wenn er im Ergebnis infolge der Unversöhnlichkeit der Slawen der entscheidende Schritt zu seinem

Digitized by Google

Sturze wird. Schon weil er dadurch allen Völkern Österreichs die Möglichkeit gibt, ungehindert auszusprechen, was sie auf dem Herzen haben, ist das ein Gewinn für sie alle und auch ein Gewinn für den Staat. Und wenn auch nicht zu erwarten ist, daß die Tschechen, und kaum, daß die Polen in letzter Stunde einlenken, so sollte man doch meinen, daß wenigstens die deutschen Sozialdemokraten sich endlich einmal allen Ernstes die Frage vorlegen, ob es wirklich im sozialen und demokratischen Interesse liegt, daß sie just dieser Regierung ein Zusammenarbeiten mit dem Parlament unmöglich machen.

Unter diesen Umständen ist die Rede, mit der Herr v. Seidler die Beratungen des Reichsrates einleitete, zu einer programmatischen Kundgebung von größter Bedeutung geworden. Er hat für das, was ist, Worte gefunden von einer Entschiedenheit und Klarheit, wie wir sie schon immer für nötig gehalten, aber an dieser Stelle bisher nie gehört haben, Worte, die uns Reichsdeutschen neues Vertrauen zur österreichischen Staatsleitung und die den österreichischen Deutschen neuen Mut geben, dem Staate der Habsburger, der ihnen, und nur ihnen, sein Dasein und seine Erhaltung verdankt, die alte, in guten und bösen Tagen gleich bewährte Treue zu bewahren.

Herr v. Seidler nannte es einen Irrtum, zu hoffen, daß die Regierung sich durch einen Zusammenschluß der nichtdeutschen Parteien zu einem deutschfeindlichen Kurs zwingen lasse:

„Wenn in dem Umstande, daß die Regierung von dem so lange geduldig angestrebten Einvernehmen der Nationen endlich absah, die Änderung eines deutschen Kurses erblickt wird, so liegt es mir fern, dem entgegentreten zu wollen; denn wenn es einen politischen Kurs in Österreich gibt, so kann es nur ein solcher sein, der den berechtigten Interessen des deutschen Volkes Schutz gewährt. In Österreich läßt sich nicht gegen die Deutschen, ebensowenig ohne die Deutschen regieren. Das gilt für jede Regierung... Rückgrat dieses vielgestaltigen Staates ist nun einmal das deutsche Volk und wird es immer bleiben. Für jene Parteien, die heute abseits stehen, bleibt die Tür einer Verständigung stets weit geöffnet. Über dieser Tür aber steht geschrieben: Willkommen alle, die treu zur Dynastie, treu zum Staate halten. In dieser Stellungnahme liegt selbstverständlich nicht die geringste Gehässigkeit gegen andere Volksstämme. Eine derartige Gesinnung wäre ganz und gar undeutsch. Die Deutschen Österreichs fordern für sich nicht mehr, als in Ruhe leben und in Ruhe sich entwickeln zu können. Und sie verlangen mit vollem Recht lediglich die Anerkennung des Grundsatzes, daß unter den gleichberechtigten Nationalitäten dem deutschen Volke die ihm nach seiner Geschichte und Kultur gebührende Stellung gewahrt werde."

Aus der Deutlichkeit dieser Sprache kann man entnehmen, wie weit die Slawen und unter ihnen besonders die Tschechen mit ihren Quertreibereien gegangen sein müssen. Und gerade weil es so ist, daß die slawische Sonderpolitik jedes staatlich noch erlaubte Maß längst überschritten hat, ist es von großem Werte, daß der Ministerpräsident in diesem Zusammenhange auch die Notwendigkeit und den festen Willen zur Erhaltung und Vertiefung des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche nachdrücklich betont. Er nannte das Bündnis eine innige Gemeinschaft, durch die eine feste Gewähr dafür geboten würde, daß „wir für alle Zeiten unseren Platz unter den Staaten der Welt behaupten, unseren Völkern die Bedingungen einer freien, segensreichen Entwicklung sichern können". Und darin hatte er recht, denn es gilt nicht bloß für die Deutschen, sondern auch für die slawischen Völker Österreichs, daß sie nur im Zusammenhange mit dem Staate der Habsburger und so mittelbar nur mit Hilfe des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche ihr nationales Eigenleben führen können; eine staatliche Selbständigkeit der Tschecho-Slowaken oder der Slowenen ist unter den Verhältnissen, wie sie nun einmal geographisch und geschichtlich gegeben sind, völlig undenkbar, und wenn man sie sich durch den vergeblich erträumten Entente-Sieg dennoch verwirklicht denkt, so muß ein geschichtlich und politisch denkender Mensch doch ohne weiteres begreifen, daß das ein ganz unhaltbarer und deshalb unter allen Umständen nur ein schnell vorübergehender Zustand sein würde.

Die slawischen Politiker Österreichs wissen das auch, daß ihre Volkssplitter für sich allein staatlich nicht bestehen können. Deshalb läuft die Politik der Tschechenführer Kramarcz, Klofacz, Masaryk usw. auch nicht auf bloße Lostrennung von den deutschen Staatsgenossen hinaus, sondern auf deren Unterwerfung unter ihre Führung in Verbindung mit noch größeren allslawischen Zielen. Sie können dabei sogar mit einem Scheine des Rechtes ihre staatsverräterische Politik beschönigend so darstellen, daß sie gelegentlich den Beweis für ihre Bereitschaft erbracht hätten, geradezu habsburgische Großmachtpolitik zu treiben. Aber sie waren zu solcher Politik nur bereit und sind es auch jetzt nur um den Preis, daß der gesamte Staat ihrer Führung anvertraut wird. Die Art, wie die Tschechen in Böhmen mit den Deutschen umspringen, hat freilich auch den objektivsten, von aller nationalen Voreingenommenheit und selbst allem persönlichen lebendigen Nationalgefühl freiesten Deutschen Österreichs gezeigt, daß tschechische Führung die brutale Unterdrückung der Deutschen bedeuten würde. Daß sich also die Deutschen Österreichs gegen solche Möglichkeiten mit aller Kraft und Leidenschaft wehren, das ist so selbstverständlich, wie es vom österreichischen Staatsstandpunkt aus wünschenswert und sogar notwendig ist.

Es braucht unseren Freunden nicht erst gesagt zu werden, daß die Deutschen es sind, die den österreichischen Staat aufgebaut und getragen haben und die ihn auch heute noch tragen. Auf allen Schlachtfeldern, auf denen die Heere Habsburgs in diesem Weltkriege gekämpft haben, waren es allen anderen voran die Deutschen und neben ihnen die Magyaren und vielleicht noch die Kroaten, die an Tapferkeit und Ausdauer mit den reichsdeutschen Truppen wetteiferten und weitaus die größten Opfer gebracht haben, während Tschechen, Slowaken oder Italiener oft genug in hellen Haufen zum Feinde überliefen und durch Verrat oder gar Eingliederung in die Reihen der Feinde den treuen Söhnen des Vaterlandes die Kampfeshölle noch heißer machten, als sie ohnedies schon war. Aber auch ohne solche bösen Erfahrungen und ohne Kenntnis der Geschichte muß ein jeder, der sich nur eine gewisse Ruhe des Urteils bewahrt hat, dem Ministerpräsidenten v. Seidler recht geben mit seinem Satze, daß in Österreich nicht ohne die Deutschen und erst recht nicht gegen sie regiert werden kann; denn im österreichischen Teile der Monarchie leben rund 10 Millionen Deutsche, 6½ Millionen Tschechen, 5 Millionen Polen, 3½ Millionen Ruthenen, 1¼ Millionen Slowenen, ¾ Millionen Serbokroaten, ¾ Millionen Italiener, ¼ Million Rumänen. Selbst wenn also alle anderen Nationalitäten sich gegen die Deutschen zusammenschließen würden, was ja als politischer Dauerzustand gänzlich ausgeschlossen ist, so ständen die 10 Millionen Deutschen, die zugleich die hauptsächlichen Träger des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens sind, den 18 Millionen der anderen als ein so wuchtiger Faktor gegenüber, daß er auch beim ent-

Digitized by Google

schlossensten Willen dazu einfach nicht übergangen werden könnte. Anderseits ist dieser deutsche Faktor nicht stark genug und nach dem Charakter des Volkes so wenig dazu geneigt und veranlagt, daß es einfach lächerlich und jedenfalls ein bitteres Unrecht ist, wenn von einer Unterdrückung der Nichtdeutschen durch die Deutschen geredet wird.

Die Polen, die in Galizien sich staatlich in großer Selbständigkeit betätigen können, haben sich an dieser unwahren Darstellung der österreichischen Dinge bisher wenig oder gar nicht beteiligt. Ihr Adel war ja auch nicht bloß im eigenen Kronlande, sondern in der Reichshauptstadt von jeher in der Regierung stark vertreten. Und wenn die Polen je etwas von Unterdrückung verspürt haben, so können sie dabei nur handelnd und nicht leidend beteiligt gewesen sein, wie denn auch die Rücksicht auf die Sorgen und Klagen der galizischen Ruthenen oder Ukrainer in den Augen der Polen die Hauptsünde der Regierung Seidler ist. Und doch sehen wir jetzt die Polen Arm in Arm mit den Tschechen im Kampf gegen die Regierung. Sie tun so, als ob selbst die Aussicht auf die Vereinigung Galiziens mit Kongreßpolen zu einem Staate, der als Dritter neben Österreich und Ungarn unter habsburgischer Monarchie stünde, sie nicht locken könne, wieder mit der Regierung zu gehen, solange man ihnen nicht freie Hand lassen will, die Ruthenen nach polnischer Fasson selig zu machen, und solange das Bündnis mit dem Deutschen Reiche ihren kühnsten Zukunftsträumen im Wege steht. Sogar im Reichsrat hat es einer ihrer Redner fertiggebracht, ein Großpolen zu fordern mit dem Zugange zum Meer, womit das rein deutsche Danzig gemeint ist.

Man sieht: die lange Dauer des Krieges hat bei diesen Zwischenvölkern in weiten Kreisen eine merkwürdige Verwirrung der Geister angerichtet. Und wenn wir aus alledem etwas lernen wollen, so kann es nur das sein, daß wir Reichsdeutschen den Österreichern aller Nationalitäten in aller Deutlichkeit klarmachen müssen, daß wir nur dann ein Interesse an dem Bestande ihres Staates haben, wenn in ihm die Elemente führen, die den Staat und sein Bündnis mit uns erhalten wollen. Die Rede Seidlers und noch mehr die Rede des einstigen Ministers des Äußern, Grafen Czernin, im Herrenhause haben uns gezeigt, daß man das in Österreich durchaus begreift und anerkennt. Graf Czernin sagte und sprach damit etwas aus, was wir Reichsdeutschen Satz für Satz unterschreiben können:

„Unsere Politik krankt an dem Gebrechen des Systems, daß wir einen anderen Kurs in der äußeren und in der inneren Politik verfolgen. In der äußeren Politik steuern wir Gott sei Dank den deutschen Kurs ... Im Innern war die Politik ein planloses Umherirren. Es muß zugegeben werden, daß der Ministerpräsident seit einiger Zeit bestrebt ist, einen klareren Kurs einzuschlagen. Eine innere Politik, welche sich im Einklang mit der äußeren befindet, kann sich nur auf eine Mehrheit stützen, die ihrem Wesen nach deutsch ist ... Unsere innere Politik hat das Bündnisverhältnis geschädigt. Wie soll man einem österreichischen Minister des Äußern beispielsweise in Berlin Glauben schenken, daß dieses Österreich ein dauernder und treuer Freund Deutschlands sein wird, wenn man die tschechische und die südslawische Bewegung sieht, wenn man den haßgeschwängerten Angriff der Slawen gegen alles, was deutsch ist, liest, und daneben eine österreichische Regierung thront, die alle diese Vorgänge mit der gleichen väterlichen und unparteiischen Liebe umfaßt. Eine innere Politik, die sich nicht auf dem gleichen Kurs wie die äußere bewegt, schädigt auch unseren europäischen Einfluß auf die Erreichung des Weltfriedens. Der Krieg ist in letzter Instanz ein Duell zwischen Deutschland und England ... Wir Österreicher sind zu einer Vermittlerrolle geradezu prädestiniert, aber nur unter einer Bedingung: nur wenn in Berlin die Überzeugung besteht, daß wir bedingungslos ehrlich sind, und daß wir die deutschen Interessen genau so vertreten wie die unserigen, nur dann wird Deutschland zugeben, daß wir im Friedenskonzert die erste Violine spielen. Zu der bedingungslosen Ehrlichkeit gehört es, daß wir eine innere Politik verfolgen, die nicht nur für die Kriegsdauer, sondern auf lange, lange hinaus den dauernden engen Anschluß der Monarchie an Deutschland verbürgt ..."

Graf Czernin hat mit dieser Rede den Nagel auf den Kopf getroffen. Wenn solche Gedanken die österreichische Politik leiten — und die Reden Seidlers und Burians geben uns allen Grund, davon überzeugt zu sein —, dann hat es keine Not, dann wird das Bündnis uns die Kraft geben, den Krieg glücklich zu beenden, und so wird es Bestand haben weit über diese Zeit der Not hinaus. Aber solche Politik wird den Österreichern auf die Dauer nur möglich sein, wenn sie die praktischen Voraussetzungen einer festen parlamentarischen Mehrheit dafür sicherstellen, und das ist — auch darin stimmen wir dem Grafen Czernin zu — nur durchführbar, wenn Galizien aus dem engeren österreichischen Staatsverbande ausscheidet. Das geht nur auf dem Wege, den man die austro-polnische Lösung nennt, aber mit gleichem Rechte die deutsche Lösung nennen könnte, weil durch sie den Deutschen endgültig die Führung im österreichischen Staat gegeben wird. Die so geschaffene österreichisch-ungarisch-polnische Monarchie hat infolge der politischen Überlieferung und der natürlichen Interessen Ungarns im Zusammenhang mit dem deutsch geleiteten Österreich auch dann die Möglichkeit, eine klare „deutsche Politik" im Sinne Czernins zu treiben, wenn die Polen einmal andere Wege gehen wollten. Aber für diese Lösung wird man sich in Deutschland gleichwohl nur dann erwärmen können, wenn die Polen sich fernhalten von allen zentrifugalen Tendenzen; denn wie kämen wir dazu, der Habsburger Monarchie einen so großen Machtzuwachs aus freien Stücken zuzuwenden, wenn wir nicht die feste Überzeugung und die völlige Gewißheit dafür eintauschen würden, daß die Monarchie ein dauernder, treuer, unbedingt zuverlässiger Bundesgenosse bleiben wird in guten wie in bösen Tagen. Das muß den Österreichern von reichsdeutscher Seite aus mit größter Deutlichkeit gesagt werden. Bisher haben wir uns ängstlich gehütet, uns offiziell um „innerösterreichische" Dinge zu kümmern. Die nationalistische Sonderpolitik aller österreichischen Slawen ist aber im Kriege zu solcher Gefahr für den Bestand des uns verbündeten Staates angewachsen, daß uns dem gegenüber Zurückhaltung einfach nicht mehr erlaubt ist. Unser Interesse, das Interesse Österreich-Ungarns und das Interesse des Bündnisses beider Reiche fordert jetzt eine unverhohlene Kundgebung der Sympathie für das Auftreten Seidlers und seinen deutschen Kurs.

Im letzten Augenblick vor dem Druck dieses Heftes kommt die Nachricht vom Sturze Seidlers. Die am Schlusse des Aufsatzes ausgesprochene Forderung gilt nun erst recht.

Kuno Waltemath / Die Sorge um die unverstümmelten Kriegsinvaliden

Diese Kriegsinvaliden werden bislang sehr wenig von der allgemeinen Fürsorge bedacht, mit der man sonst die Invaliden umgibt. Was wird nicht alles für die verstümmelten Invaliden getan! Mit welcher Liebe werden sie nicht umfangen! Das ist ganz recht und billig! Aber fallen dagegen die unverstümmelten städtischen Invaliden nicht zu sehr ab? Die ländlichen stehen noch besser da: sie vermögen einfach in ihren landwirtschaftlichen oder hausgewerblichen Beruf einzutreten und ihn recht und schlecht zu erfüllen, soviel es in ihren Kräften steht. Daß sie geplagt werden von allerhand Leiden, daß sie deshalb nicht mehr auf der Höhe ihrer körperlichen oder geistigen Fähigkeiten stehen, kommt hierbei nicht so sehr in Betracht. Es fehlt die scharfe Konzentration der Kräfte, wie sie in den städtischen und industriellen Betrieben begehrt werden.

Digitized by Google

Eine Arbeitskraft, auch wenn sie nicht ganz leistungsfähig mehr ist, kann in einem bäuerlichen Hofe oder in einer Heimwerkstatt immer noch eine Pflicht erfüllen, während sie in einem industriellen Betriebe der Stadt keine rechte Verwendung mehr findet. Auch darf erwartet werden, daß die Gesundheit des Landlebens im Laufe der Zeit die Invalidität in den meisten Fällen mildert, in vielen Fällen sie ganz beseitigt.

Das einzige, was für die städtischen und industriellen unversümmelten Invaliden bislang geschehen, besteht in dem Erlasse des Kapitalrentengesetzes. Zweifellos ein gewaltiger sozialer Fortschritt. Liegt doch darin die Möglichkeit für den Invaliden, eine Heimstätte außerhalb des Dunstkreises der Stadt erwerben zu können. Aber im ganzen ist es doch mehr ein Wechsel mit langer Sicht, der damit dem Kriegsbeschädigten ausgestellt ist, ein Wechsel, den er häufig nicht einzulösen vermag. Wohl regt es sich im Vaterlande, Gartenstädte und Kriegerheimstätten für die Stadtbewohner zu errichten. Wenn all das, was man sich hier auf diesem Gebiete vorgenommen, Wirklichkeit wird, dann werden erheblich mehr Städter als bislang dazu kommen, im Grünen zu wohnen. Aber man muß sich darüber klar sein, daß lange Jahre vergehen werden, ehe der Traum der Gartenstadtfreunde erfüllt sein wird. Gut Ding will Weile haben, und ganz besonders in Deutschland, mit seiner Hypothekengesetzgebung, die dem Mietkasernensystem so günstig ist, mit seinem teuren Grund und Boden, der nach dem Kriege noch teurer wird, mit seinen Grundstückspekulationen, diesem größten Feinde einer gesunden Wohnungspolitik. Oder man müßte radikal vorgehen, den Grund und Boden wenigstens im Umkreise der Städte nationalisieren und ihn in Erbpacht austun oder auf ihm mit Staatsmitteln Gartenhäuser und Kriegerheimstätten in möglichst großer Anzahl und auf die großzügigste Weise errichten, kurz gesagt Staatssozialismus im Wohnungsbau einführen. Aber auch dann wird nur eine Minderheit der Invaliden Gebrauch von dem Wohnen in Gartenvierteln und Siedelungskolonien machen können, denn die Zahl der Invaliden ist gar zu groß. Rechneten doch bereits im Jahre 1915 Roepke und Dietrich, auf Grund der Erfahrungen von 1870/71 mit ½ bis ¾ Millionen Lungenkranken. Dazu kommen noch in nicht geringerer Zahl Herz-, Nieren-, Nerven- und Rheumatismus-Leidende. Wie groß mag nun die Zahl jetzt schon sein! Nach Kriegsende müssen wir mit einigen Millionen von unversümmelten kranken oder doch leidenden Invaliden zurechtzukommen suchen. Allerdings behauptet man, daß viele der Leiden im Kriege später wieder bei dem jahrelangen Leben in der freien Natur von selbst ausheilen. Das angenommen, bleibt die Menge jener Invaliden ungeheuer hoch, so groß, daß es ein unausführbarer Gedanke ist, sie alle in Gartenstädten oder in Kriegerheimstätten unterzubringen. Aber davon abgesehen, hindern noch andere Umstände die Erfüllung dieses Gedankens. Da sind allerhand materielle Verhältnisse. Sehr viele kleine Leute in den Städten, selbst in den Mittelklassen haben Nebenerwerbe, oder ihre Frauen und Kinder verdienen mit, müssen mitverdienen. Das hemmt allein schon den Flug ins Grüne hinaus. Die eine Arbeitsstätte liegt da, die andere dort. Vielen sind die Fahrkosten von der Arbeitsstätte bis zur außerhalb der städtischen Tore liegenden Gartenwohnung zu hoch, besonders, wenn außer dem Familienoberhaupt noch andere Familienglieder täglich zur Stadt fahren müssen. Wieder andere — und das sind die meisten — lieben nicht das tägliche zeitraubende Fahren, sie wollen schnell von der Arbeitsstätte zur Familie zurückkehren. Tatsächlich nimmt auch das tägliche Fahren viel Zeit weg, der Umgang in der Familie wird dadurch beschränkt, besonders bei Arbeitern und Handlungsgehilfen mit längerer Arbeitszeit und kurzer Mittagspause. Sie fahren in aller Herrgottsfrühe zur Arbeitsstätte und kommen abends zurück. Was haben sie von ihrer Familie? Wie karg ist da die Zeit bemessen, die sie ihr widmen können! Deshalb finden es die meisten Arbeiter so lästig, weit ab von der Arbeitsstätte zu wohnen, lieber drängen sie sich in den Mietkasernen und dichtbevölkerten Quartieren in der Nähe der Fabriken und Arbeitsgelegenheiten zusammen, als Gebrauch von den Wohnungen am Rande der Großstädte, fern von den Arbeitsplätzen zu machen.

Deshalb ist man auch in Hamburg, wo die Arbeitsstätten besonders stark um den Hafen und die Elbe herum konzentriert sind, davon abgekommen, die Arbeiterbevölkerung draußen an der Peripherie der Stadt anzusiedeln. Man ist dazu übergegangen, sie in der Nähe des Hafens in Mietkasernen unterzubringen, in Miethäusern von veredelter Form. Nachdem bei Beginn des Krieges der Anfang mit der Erbauung solcher Häuser gemacht worden, ist nun natürlich eine Stockung eingetreten, die mit Friedensschluß ihr Ende erreicht haben wird. Auch diejenigen, die einen Mangel an Kleinwohnungen nach dem Kriege befürchten und deshalb außerordentliche staatssozialistische Maßnahmen befürworten, haben keine Gartenstädte im Auge, sondern solche veredelten Miethäuser. Die Umstände sind eben mächtiger als die schönsten Ideale.

Kampffmeyer, der verdienstvolle unermüdliche Vorkämpfer der Gartenstadtfreunde, will für unsere Invaliden Unterkunft in der Heimindustrie suchen, die, wenn nicht alles täuscht, eine große Zukunft für sich hat. Mit Recht macht er (Archiv f. innere Kol., Bd. VIII, Heft 1/2, S. 9/10) darauf aufmerksam, daß gerade diese Industrie, die keine unausgesetzte Anspannung erfordert, Raum für diese Invaliden bietet, weil sie nicht imstande sind, angespannt, ununterbrochen zu arbeiten, sondern abhängig von ihren Leidenszuständen, mit Unsicherheiten und zeitweiligem Passen oder verminderten Leistungen. Mit Recht weist er auch auf die Reformen hin, die das Hausgewerbe erfahren, wie ihre Werkstätten nicht mehr in der Enge der Wohnungen zu liegen brauchen. Unternehmer und Fabrikanten sind schon darauf aus, den Hausindustrien besondere Werkstätten zu liefern, sei es, wie es im Bergischen seit einigen Jahren geschieht, in Einzelhäuschen, sei es — und das ist in den Städten der Fall — in Industriepaläste. Und ferner weist Kampffmeyer mit demselben Recht darauf hin, wie sehr sich die Organisations- und Arbeitsmethoden im Heimgewerbe verbessern lassen, so daß die Schrecken, die ihm sonst anhaften, verschwinden. Gemeinnützigen Organisationen gelang es so in Rheinland-Westfalen, die Zwischenmeister auszuschalten und den Verdienst zu verdoppeln. Ähnlich Schönes vollbrachten die „Genossenschaft für neue schweizerische Heimarbeit" sowie die „Zentralstelle für ländlichen Hausfleiß in Deutschland".

Das ist zweifellos sehr ansprechend, und es wäre zu wünschen, daß sich gutverzweigte, kapitalkräftige Organisationen bildeten, die den Gedanken Kampffmeyers in die Tat umsetzen. Aber man muß sich sagen, daß all dies erst in einer Zukunft verwirklicht werden kann, die noch in weiter Ferne liegt. Es wird schon ungeheure Mühe kosten, die neuen Arbeitsmethoden in der bestehenden Hausindustrie anzuwenden, nun gar eine neue, die gleich mit den neuen Methoden anfängt! Die wird viel Zeit und Mühsal verschlingen, besonders, weil es gar so viele sind, denen Nahrung durch die Hausindustrie zugeführt werden soll, und weil die Art Hausindustrie, die hier in Betracht kommt, auf Gemeinnützigkeit aufgebaut sein muß. Denn das kapitalistische Unternehmertum wird sich so leicht nicht auf die neuen Methoden einlassen. Beschneiden sie doch zu arg den Gewinn dieses Unternehmertums. Das eine läßt sich mit Sicherheit und mit der Hoffnung auf baldige Verwirklichung durchführen, nämlich, daß man viele Invaliden in die schon bestehende ländliche Heimindustrie überführt und zugleich sich bemüht, in ihr die Arbeitsweisen zu reformieren. Die Lücken, die der Krieg in den Reihen der Hausindustriellen gerissen, ermöglichen das Einströmen zahlreicher neuer Arbeitskräfte, und das um so mehr, als die Erzeugnisse des Heimgewerbes, weil sie schwer nachahmliche Spezialarbeiten darstellen, nach dem Kriege sich ebenso leicht absetzen lassen werden, wie vor dem Kriege. Die Erzeugnisse der deutschen Maschinenindustrie lassen sich leicht auch in anderen Ländern herstellen, so daß ihre Verwendung in diesen sich erübrigt, nicht aber so leicht die Gestehungen der deutschen Hausindustrie, deren Ruf auf ihrer künstlerischen Art und ihrer verhältnismäßigen Billigkeit beruht. Das sind Eigenschaften, die andere Länder kaum leicht zu sich übertragen können.

Das wäre ein Weg, den städtischen Invaliden zu helfen. Ein anderer Weg dürfte sein, die handarbeitenden von ihnen als Landarbeiter auf den bäuerlichen Höfen anzusiedeln. Die Höfe der

Großunternehmer würden weniger in Betracht kommen, weil die hier übliche Arbeitsweise wenig angemessen für die Invaliden sein wird. Es läßt sich annehmen, daß die reichlichere oder weniger knappe Ernährung auf dem platten Lande, im Vergleiche mit der Ernährung in der Stadt Verlockendes für die Stadtkinder haben und einen Strom von Arbeitern nach der ländlichen Flur leiten wird. Eine eigens hierfür zu schaffende Organisation, vielleicht im Anschlusse an den Bund für Kriegsbeschädigte, im Vereine mit den Landwirtschaftskammern, müßte führend hier wirken und den Strom zu lenken versuchen. Sie müßte, um ein Rückfluten dieses Stromes zu verhüten, sich um die Arbeiterwohnungen bekümmern sowie um die Lohnverhältnisse. Sie müßte dagegen ankämpfen, daß das stärkere Angebot von Arbeitskräften benutzt wird, eine Senkung der Löhne herbeizuführen. Auch sollte man sich dafür bemühen, überall in Deutschland das freie Arbeitsrecht für ländliche Arbeiter einzuführen. Man wird niemals auf die Dauer gute Arbeiter auf den ländlichen Höfen halten können, wenn sie unter dem Gesinderecht stehen und nicht die gewerbliche und soziale Freiheit der nicht landwirtschaftlichen Arbeiter besitzen.

Was sonst für unsere Invaliden zu tun sein würde, und zwar für die, die in der Stadt bleiben — müssen oder wollen, wäre folgendes. Man müßte *zuerst* dafür Sorge tragen, daß ausreichend Wohnungen in angemessener Preislage vorhanden sind. Es brauchen nicht gerade Gartenhäuser zu sein, aber es müssen den modernen Ansprüchen zusagende Wohnungen in den gewohnten Mietshäusern sein; wo man so glücklich ist, nur zwei oder drei bis vier oder fünf Wohnungen in den Miethäusern zu haben, wie es Gott sei Dank im größten Teile Deutschlands der Fall ist, wo auch das liebe Grün nicht rar ist, wird der Invalide sich natürlich wohler fühlen, schneller gesunden, wenn Gesundung möglich ist, als dort, wo die Häuser ein halbes Dutzend bis zu einem Dutzend Wohnungen und mehr bergen, wo Bäume und Gärten ein seltener Anblick sind. *Zweitens* müßte man sofort die Arbeiterschutzbestimmungen wieder in Kraft treten lassen, sie weiter ausbauen, noch weit mehr Sozialpolitik als bislang treiben, vor allen Dingen die Arbeitszeit verkürzen, damit der Invalide die genügende Raſtzeit findet. Parks und Grünplätze, Plätze für Leibesübungen und Sports sollten überall die Städte durchschlingen. Es dürfte nicht mehr möglich sein, wie es leider Gottes geschehen, daß solche Plätze, wie das Tempelhofer Feld, der Bebauung mit Mietkasernen geöffnet werden. Sie sollten Tabu sein, frei bleiben von jeder Bebauung. Und die Sonntagsfahrkarten sollten wieder eingeführt werden, damit die Invaliden Sonntags in Feld, Wald und Heide sich ergehen könnten. Vielleicht gelangt man auch dazu, den Invaliden Freikarten für Ausflüge in die ländliche Freiheit zu gewähren. *Drittens* hätte das Reich die Lebensmittelpolitik nach dem Kriege völlig zugunsten des kleinen Mannes zu führen, natürlich unter Sicherung der Produktion. Wir meinen, daß das Reich danach streben sollte, die Preise mindestens auf den Stand vor dem Kriege zu erniedrigen, vor allen Dingen die Tore des Reiches so weit wie möglich für die Einfuhr von Lebensmitteln zu öffnen. Der Kanzler Dr. Michaelis schrieb einmal, als er noch Staatskommissar für die Getreideversorgung war, man müsse im Interesse der Valuta auch nach dem Kriege auf Jahre hinaus sich mit den Lebensmitteln behelfen, also deren Einfuhr beschränken. Das war kein gutes Wort. Das ließ kein Verständnis für die Nöte der breiten städtischen und industriellen Massen offenbar werden. Wir müssen im Gegenteil so viel Lebensmittel wie möglich heranholen. Wie sollen sonst unsere heimkehrenden Krieger bei Kräften bleiben? Wie sollen unsere Invaliden sonst wieder zu Kräften kommen? Gerade im Interesse unserer Invaliden muß der Kriegssozialismus so lange bei uns herrschen, bis die Preise auf dem Weltmarkte wieder auf die Lage zurückgefallen sind, auf der sie vor dem Kriege standen. Deshalb muß eine vornehme Sorge aller Freunde unserer Krieger, insbesondere unserer Invaliden sein, den Widerständen gegen den Kriegssozialismus Trotz zu bieten, damit er nicht zu früh zusammenbricht. Guter Verdienst, soziale Arbeitsbedingungen, gute Wohnungen, ausreichende, nicht zu teuere Nahrung, das sind die besten Wohltaten, die wir den Invaliden spenden können.

Soziale Bewegung

Die deutschen Arbeiter an der Schwelle des fünften Kriegsjahres. Das Fachblatt des größten deutschen Gewerkvereins, der Hirsch-Dunckerschen Metallarbeiter, bringt einen Leitartikel zur Lage, in dem es heißt: „Beim Schluß des 4. Kriegsjahres geziemt es sich, jener mit Wehmut zu gedenken, die ihr junges blühendes Leben für uns gelassen haben. Unter den vielen Gefallenen — man kann sagen, keine Familie blieb verschont — befinden sich 1603 Gewerkvereinskollegen, die in den verschiedensten Altersstufen hinauszogen, das Vaterland zu verteidigen und nicht wiedergekehrt sind. Wenn wir unseren gefallenen Freunden, Söhnen und Brüdern danken wollen, daß sie für uns geblutet haben, dann können wir dieses am besten dadurch, daß wir das Gelöbnis ablegen, im Sinne der Gefallenen weiter zu wirken und zu schaffen. Denn je länger der Krieg dauert, je größer ist die Gefahr, daß wir nach dem Kriege anormale Übergangsverhältnisse bekommen. Daher müssen alle unsere Anstrengungen nur darauf gerichtet sein, durch unsere Organisation, durch unseren Gewerkverein so widerstandsfähig zu bleiben und zu werden, daß wir diese wirtschaftlichen Kämpfe dann auch mit Erfolg beenden können. Und wenn es das Schicksal beschieden hat, werden wir auch *das 5. Kriegsjahr durchmachen*, wir werden, wenn es notwendig ist, hungern und darben und alle schwere Not erleiden — aber wir verlangen, daß im Lande der Gerechtigkeit auch *gleichmäßig* gehungert wird, daß von seiten der Regierung namentlich gegen die Wucherer und Schleichhändler so zugegriffen wird, wie es immer versprochen wurde und jeder ohne Ansehen der Person „von Rechts wegen" hungern muß. Der Eintritt in das 5. Kriegsjahr soll uns aber Veranlassung geben, erneut die Notwendigkeit zu betonen, Reformen auf sozialen, wirtschaftlichen und politischen Gebieten einzuführen. Wir führen den größten aller Kriege gegen eine Welt von Feinden um unserer Freiheit willen. Ein Land, in dem alle Staatsbürger die Verpflichtung haben, Gut und Blut hinzugeben in der Stunde der Not, darf in Friedenszeiten kein Klassenstaat sein, in dem die politischen Rechte nach der Größe des Geldbeutels berechnet werden. Mögen die preußischen Junker im Herrenhaus oder Landtag sich noch so sehr sträuben, die Regierung hat die Verpflichtung, den Worten des Königs die Tat folgen zu lassen; die Tat, die befreiend wirken soll und dem opferwilligen Volke sowohl wie den Helden an der Front die Gewißheit gibt, daß die großen Opfer des gewaltigen Krieges nicht vergebens waren, sondern daß *ein neues, ein großes Deutschland* aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen wird."

Gesteigerte Wohnungsfürsorge durch Vermehrung gemeindlicher Wohnungsnachweise. Der neue preußische Staatskommissar für das Wohnungswesen weist durch einen Runderlaß an die Regierungspräsidenten und den Oberpräsidenten von Berlin darauf hin, daß die Gemeinden so schnell wie möglich Wohnungsnachweise errichten sollen. Nach Artikel 6, § 1 des preußischen Wohnungsgesetzes sind die Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern *verpflichtet*, gemeindliche Wohnungsnachweise einzurichten, sofern nicht für die Nachweisung kleinerer Wohnungen in anderer Weise genügend gesorgt ist. Es wird in diesem Erlaß jedoch empfohlen, auch in Gemeinden mit *weniger als 10000 Einwohnern* einen Wohnungsnachweis einzurichten, wenn in ihnen eine lebhafte Bevölkerungsbewegung mit Wohnungswechsel besteht. In dem Erlaß wird ferner ein Hand-in-Hand-Arbeiten der Wohnungsnachweise mit den *Arbeitsnachweisen* empfohlen. Auch wird auf die Schwierigkeiten hingewiesen, welche kinderreichen Familien bei der Beschaffung einer Wohnung erwachsen. Es sei daher zur Erleichterung dieser Familien bei der Einrichtung der Wohnungsnachweise Vorsorge zu treffen, daß leerstehende Wohnungen, die sich für derartige Familien eignen, besonders kenntlich gemacht werden.

Briefkasten

Der Schluß des Aufsatzes von Kurt Arnold Findeisen: Von Kathedralen, Lazaretten und Efeuwegen mußte wegen Raummangels für nächste Nummer zurückgestellt werden.

Vor dem Umzug legen wir diesmal einem Teil der „Hilfe" noch ein älteres Bücherverzeichnis bei. Die darin durchstrichenen Werke erscheinen nicht mehr in unserem Verlage oder sind vergriffen.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: **2 M.:** Lt. J. im Felde, Offz.-Stellv. W. im Felde, Lt. M. im Felde, Uffz. S. im Felde. **3 M.:** Hptm. E. im Felde. **5 M.:** Funker B. im Felde, Füs. H. im Felde. **7 M.:** Oberarzt Dr. R. im Felde. **10 M.:** P. H. in K. **100 M.:** H. B. in St.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

1. August 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin-Schöneberg, Königsweg 6. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8653.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 31

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Im fünften Kriegsjahr. — **Martin Wenck:** Ein Kind des 4. August 1914. — **Axel Schmidt:** Deutschland am östlichen Scheidewege. — **Dr. Erich Eyck:** Die Zukunft des Völkerrechts. — **Professor Dr. Ernst Bruck:** Die soziale Organisation der deutschen Anwaltschaft. — **Julius Luedeck:** Die Wohnungsfürsorge in Bayern. — **Kurt Arnold Findeisen:** Von Kathedralen, Lazaretten und Efeuwegen. — **Dr. Gottfried Fittbogen:** Das „spießbürgerliche" Gesetz. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 21. Juli.

Der frühere Zar von Rußland ist am 16. Juni auf Urteil des Ural-Sowjets in Jekaterinburg erschossen worden. Die Meldung hat folgenden Wortlaut: „Durch den Willen des revolutionären Volkes ist der blutigste Zar auf das glücklichste in Jekaterinburg verschieden. Es lebe der rote Terror!" Ein Dekret vom 19. Juli erklärt das gesamte Eigentum des Exzaren sowie der früheren Zarinnen Alexandra und Maria und sämtlicher Mitglieder des ehemaligen Kaiserhauses als Besitz der russischen Republik. Einbegriffen in die Konfiskation sind sämtliche Einlagen der Exzarenfamilie in russischen und ausländischen Banken. — Soviel man aus den etwas verworrenen Nachrichten entnehmen kann, ist der unmittelbare Anlaß der Erschießung des Zaren das Herrannahen tschecho-slowakischer Truppen. Um ihnen nicht den Zaren als Sammelpunkt der Gegenrevolution zu übergeben, wurde er getötet. Obwohl diese Erklärung auf den ersten Blick einleuchtend erscheint, sind in ihr Dunkelheiten enthalten. Wenn die Bolschewisten das Leben des Zaren bisher geschont haben, so geschah es wohl weniger aus Menschenfreundlichkeit als aus der Erwägung Trotzkis, daß die Erhaltung dieses schwachen und belasteten Zaren für die bolschewistische Republik besser sei, als wenn an seine Stelle ein kräftigerer Großfürst oder sonstiger General tritt. Diese Logik hätte auch in dem Fall, daß man den Zaren nicht mehr aus Jekaterinburg entfernen und dort nicht in bolschewistischer Hand halten konnte, eher zu der umgekehrten Lösung führen müssen, ihn als ein Hemmnis der Gegenrevolution in den Händen der Tschecho-Slowaken zu lassen. Aber allerdings braucht man nicht anzunehmen, daß die örtlichen Vertreter der Bolschewiki in Jekaterinburg über diesen Fall ebenso staatspolitisch dachten, wie die verantwortlichen Köpfe der Moskauer Regierung. Bis heute erklärt die russische Vertretung in Berlin, daß ihr der Vorgang unbekannt sei. Mit dem Zaren verschwindet wieder einer von denen, auf denen die ungeheure Blutschuld des Kriegsanfanges lastet. Wenn er viel mehr durch Schwäche gesündigt hat als durch bösen Willen, so ist Schwäche bei Anspruch auf große Macht ein Vergehen an sich. Die Inhaber der Throne besitzen die Pflicht, ihren Aufgaben gewachsen zu sein, oder sie werden zu Verderbern der Völker. Ich erzähle meinen Freunden von einem Gespräch, das ich etwa im Jahre 1902 mit einer russischen Fürstin U. hatte, die in ihrer klugen, mütterlichen Weise sagte: „Er ist so gut, daß ich wünschen möchte, er sei mein Sohn. Dann aber müßte ich dringend wünschen, er wäre nicht Kaiser von Rußland." Es ist etwa 20 Jahre her, seit dieser erschossene Kaiser den Aufruf zur Gründung eines Weltfriedensverbandes erließ. Auch solche Dinge soll nur der anfangen, der imstande ist, für ihre Durchführung gewisse persönliche Garantien zu leisten. Nachdem die große englische Revolution im 17. Jahrhundert König Karl I. getötet hat, die französische Revolution Ludwig XVI., hat nun auch die russische Revolution den ähnlichen Akt vollzogen, allerdings in einer weit weniger feierlichen Form und nicht mit dem Hintergrunde eines gerichtlichen Verfahrens.

Montag, 22. Juli.

Das Bild der Kriegsvorgänge an der Westfront ist inzwischen einigermaßen deutlich geworden. Dem doppelten deutschen Angriff auf beiden Seiten von Reims entsprach eine verschiedene Behandlung von gegnerischer Seite. Während nämlich, wie schon berichtet, östlich von Reims in Länge von 40 Kilometern die Franzosen nach dem Muster des Hindenburgschen Verfahrens zurückgegangen sind und den Deutschen eine erste Grabenlinie von durchschnittlich fünf Kilometer Breite zur Verfügung gestellt haben, über die sie dann nicht hinauskommen konnten, bereiteten die Gegner auf der Westseite am Rande der großen Ausbuchtung, die die Deutschen zwischen Aisne und Marne gewonnen hatten und deren Hauptplätze Soissons, Chateau-Thierry und Dormans sind, einen großen grundsätzlichen Angriff vor. Es gelang ihnen, den deutschen Vorstoß aufzuhalten und ihn durch eigene starke Kräfte in eine Verteidigungsstellung zurückzudrängen. Damit ist vom Standpunkt der Entente aus etwas Bedeutendes geschehen. In allen Kämpfen der letzten Monate lag die Führung ausnahmslos bei der deutschen Heeresleitung; seit Mitte der vergangenen Woche aber scheint sie in die Hände des Entente-Generalissimus Foch übergegangen zu sein. Wie lange das dauern wird, dürfte sich wohl bald zeigen. Zunächst hat die Fochsche Armee etwa zwanzig Dörfer in der Linie der Straße Soissons—Chateau-Thierry nehmen können. Von den Deutschen wurden sodann die besetzten Stücke am Südrande der Marne zugleich mit Chateau-Thierry und einem Landgebiet bis zur Linie Bezu—St. Germain—Mont St. Père aufgegeben. Über den gegenwärtigen Bestand des waldreichen Kampfgebietes von Mont St. Père bis zum Tal des Ardreflusses westlich von Reims lassen sich genauere Ortsangaben noch nicht machen. Es tobt eine gewaltige Schlacht, die mit ungeheurer Einsetzung aller Kräfte geführt wird.

Dienstag, 23. Juli.

An Stelle des ermordeten Botschafters Grafen Mirbach wird Staatssekretär a. D. Helfferich zur Vertretung des Deutschen Reiches nach Moskau gesendet. Damit ist zunächst für diese hervorragende politische Kraft ein neues bedeutsames Arbeitsfeld innerhalb des staatlichen Organismus gefunden, was alle diejenigen befriedigt, die mit Bedauern sehen, welche Zahl tüchtiger Kräfte im Laufe weniger Jahre kaltgestellt wurde. Die Frage, ob und wieweit sich Helfferich gerade für den russischen Posten in der Gegenwart eignet, wird von den Zeitungen erörtert, ohne daß natürlich irgend jemand ein letztes Urteil sprechen kann. Daß Helfferich für die großen wirtschaftspolitischen und auch allgemeinpolitischen Fragen Rußlands eine hervorragende Einsicht mitbringt und in sachlicher Beziehung mindestens so gut ausgestattet ist wie irgendein anderer, der an diese Stelle gehen könnte, wird kaum

Digitized by Google

bezweifelt. Die Frage ist nur, ob die Schwierigkeit in der Behandlung von Personen, die in Deutschland gelegentlich zutage getreten sind, nicht auch dort sich fühlbar machen werden, wo Helfferich als Vertreter einer prinzipiell durchdachten großkapitalistischen Staatsgesinnung sich einer Regierung gegenübersieht, deren Denkweise von vornherein entgegengesetzt ist. Ein innerliches Verständnis für Kommunismus oder sozialistischen Syndikalismus wird ihm nicht zugetraut. Man kann darum häufig hören, es würde viel besser sein, einen weitblickenden Sozialdemokraten, wie etwa Dr. David, für diese Aufgabe zu gewinnen. Wir unsererseits haben auch gewünscht, daß Dr. David in die Lage käme, eine derartige Berufung anzunehmen, müssen aber zugeben, daß nach der herrschenden Denkweise sozialistischer Sektenführer, wie es Lenin und Trotzki sind, sie sich leichter mit einem absoluten Gegner als mit einem Auch-Sozialisten verständigen. Wenn überhaupt die bolschewistische Regierung sich gegenüber den Anfeindungen der Antirevolution noch längere Zeit aufrechtzuerhalten vermag, so entstehen doch die allerinteressantesten wirtschaftspolitischen Probleme, die man sich überhaupt denken kann, nämlich die Einrichtung eines Verkehrszustandes zwischen einer proletarischen Sozialisierung auf der einen Seite und einem staatssozialistischen Kriegszustande auf der anderen Seite. Einem Manne wie Helfferich ist zuzutrauen, daß er die Besonderheiten dieser Probleme erfaßt und es fertigbringt, sie sowohl in Gemeinschaft mit der Obersten Heeresleitung wie mit den verschiedenen hier in Betracht kommenden deutschen Oberbehörden zu lösen.

Den deutschen U-Booten ist ein sehr großer Schlag geglückt. Sie haben das amerikanische Riesenschiff „Leviathan", das der deutschen Hamburg-Amerika-Linie, bei der es „Vaterland" hieß, weggenommen wurde, in der Nähe der irischen Nordküste versenkt. Nähere Einzelheiten fehlen noch. Wir haben dieses Schiff mit Stolz auf deutschen Werften entstehen sehen. Sein Stapellauf ist als nationale Leistung gefeiert worden. Aber nachdem es nun in die Kampfmittel der Gegner eingereiht worden war, soll uns keine wehmütige Erinnerung abhalten, diesen großen Erfolg der U-Boot-Tätigkeit wie jeden anderen starken militärischen Griff zu ehren. Soviel wir wissen, befand sich „Leviathan" auf der Rückfahrt von Bordeaux, wohin er amerikanische Truppen gebracht hatte.

In Österreich hat das Ministerium Seidler endgültig seine Entlassung eingereicht.

Mittwoch, 24. Juli.

Der Ertrag des U-Boot-Krieges im Monat Juni beläuft sich auf 521 000 Tonnen versenkten Schiffsraums. Es ist dies seit Beginn des verstärkten U-Boot-Krieges der erste Monat, der die als durchschnittlich in Aussicht gestellte Ziffer von 600 000 nicht erreicht. Die gestrige Nachricht über den Untergang von „Leviathan" wird aber die Engländer davor bewahren, gar zu triumphierend auf diesen erklärlichen Rückzug hinzuweisen.

Die große Schlacht in dem Gebiete südlich der Linie Soissons—Reims wird fortgesetzt und verschlingt andauernd Menschen und Material, ohne daß wesentliche Veränderungen der Kriegslage zu bemerken sind.

Welche schwierige Aufgabe ein neuer Ministerpräsident in Österreich vorfinden wird, ergibt sich aus dem Wortlaut einer Rede, die der tschechische Abgeordnete Stranski im Abgeordnetenhause gehalten hat: Die Tschechen erklären, Österreich in alle Ewigkeit hassen und bekämpfen zu wollen. Sie werden es schließlich vollständig zertrümmern, denn Österreich ist ein hundertjähriges Verbrechen gegen die Freiheit des Menschengeschlechts. Es ist die größte nationale Pflicht der Tschechen, Österreich zu schädigen, wo und wann immer es möglich ist. Das erfordert die Treue gegen das tschechische Volk und die Treue gegen die böhmische Krone. Diese Treue kann nur im Verrat gegen Österreich bestehen. Österreich ist überhaupt kein Staatswesen, sondern ein häßlicher hundertjähriger Traum, ein Alpdruck, sonst aber nichts. Es ist ein Staatswesen ohne Patrioten und ohne Patriotismus, das durch Addierung von acht Irredenten, die Deutschen mit inbegriffen, entstanden ist. — Durch solche unerhörten Ausführungen auf der Abgeordnetentribüne des Reichsrats stellen sich diejenigen Tschechen, die ebenso denken wie Herr Stranski, außerhalb des österreichischen Staatsverbandes und werden sich nicht wundern können, wenn die staatstreuen Teile der Monarchie die notwendigen Folgerungen daraus ziehen. Noch bleibt dem staatserhaltenden Teile der Tschechen die Möglichkeit, fest und deutlich von diesem revolutionären Radikalismus abzurücken, aber wir fürchten sehr, daß für die versöhnlichen Elemente kaum noch der richtige Zeitpunkt vorhanden ist. Während die Tschecho-Slowaken in der russischen Wirrnis eine über ihre Zahl weit hinausgehende Bedeutung erhalten und während die Tschechen in den Vereinigten Staaten von Amerika in das wilde Wüsten der angelsächsischen Kriegswut hineingezogen wurden, glauben auch offenbar die Tschechen der Heimat, jetzt die Glocke des Aufstandes läuten zu können. Das ist schwierig für den österreichischen Staat, aber noch viel verhängnisvoller für das tschechische Volk selbst; denn wohin anders kann es nach seiner geographischen Lage gehören als in den Verband der mitteleuropäischen Mächte.

Donnerstag, 25. Juli.

Als vor einigen Tagen die deutsche Meldung kam, daß von deutschen U-Booten das jetzt amerikanische Schiff „Leviathan", die alte „Vaterland", versenkt worden sei, hatten nicht wenige Leser gewisse heimliche Zweifel, die sich darauf gründeten, daß es schwer erklärbar war, wie dieses Schiff auf seiner Rückfahrt von Bordeaux nach den Vereinigten Staaten bis in die nordirischen Gewässer kommen sollte. Aber gegenüber der bestimmten Versicherung des Admiralstabes blieb nichts anderes übrig, als die Nachricht so aufzunehmen, wie sie gegeben wurde. Es blieb auffällig, daß wir einige Tage lang keinerlei Auslandsstimmen über diesen Vorgang vernahmen. Heute wird das Rätsel aufgeklärt. Es hat sich nicht um die „Vaterland" gehandelt, sondern um ein früheres holländisches Schiff „Statendam", das inzwischen als „Justicia" in englischen Diensten fuhr. Offenbar liegt hier ein Irrtum der deutschen Mannschaft vor, der sehr erklärlich sein mag, der aber doch auch zeigt, wie unsicher die Versenkungsbeobachtungen im einzelnen sein können. Das Schiff „Justicia" hatte eine Raumverdrängung von etwa 32 000 Brutto-Register-Tonnen, war also um annähernd 20 000 Tonnen kleiner als die einstige „Vaterland". Wenn sie trotzdem als das zweitgrößte Schiff der Welt bezeichnet wird, so geschieht das deshalb, weil der „Imperator" zurzeit außer Dienst in Hamburg liegt und die großen englischen Schiffe „Titanic" und „Lusitania" ihren Untergang gefunden haben.

An der Schlachtfront zwischen Soissons und Reims ließ die Kampftätigkeit gestern nach.

Das „Hamburger Fremdenblatt" schreibt aus Kiew: Der ukrainische Ministerrat genehmigt ein sofort in Kraft tretendes Getreidemonopol, wonach sämtliches bäuerliche Getreide sofort an die Staatsstellen einzuliefern ist. Ebenfalls werden der Handel mit Naphtha und Papier für Gegenstände der Staatsverwaltung erklärt. — Ob es klug ist, den privaten Handel mit Getreide in der Ukraine vollständig auszuschließen, gilt als sehr zweifelhaft. Wir hatten im Gegenteil die Meinung, daß es besser wäre, den aufkaufenden jüdischen Händlern einen freieren Spielraum zu geben, weil sie allein von den bäuerlichen Besitzern etwas erlangen können.

Freitag, 26. Juli.

Verschiedene englische Parlamentskorrespondenzen enthalten die Mitteilung, daß das Kriegskabinett das geplante System von Reichsvorzugszöllen gutgeheißen habe. Es sei fernerhin beschlossen worden, die Meistbegünstigungsklausel in den künftigen Handelsverträgen abzuschaffen. Auch andere Beschlüsse, die mit den Pariser Wirtschaftskonferenzen zusammenhängen, seien in Vorbereitung. — Wenn das wahr ist, und es kann durchaus der Fall sein, so bedeuten diese Beschlüsse das Ende des alten, freihändlerischen Groß-England. Die Idee, die vor fast einem Menschenalter von J. Chamberlain kämpfend vertreten wurde, daß die großenglischen Kolonien zu dem Mutterlande in

Digitized by Google

ein besonders enges Wirtschaftsverhältnis treten müßten, verwirklicht sich als Kriegsfolge. Es entsteht das größte aller geschlossenen Weltwirtschaftsgebiete. Daß man uns im gleichen Zeitpunkt Vorwürfe macht, wenn die zwei mitteleuropäischen Zentralmächte sich zusammenschließen wollen, ist lächerlich.

Der finnische Landtag hat am 18. Juli in feierlicher Sitzung gegen den Willen der Sozialdemokraten den monarchischen Charakter des finnischen Staates beschlossen. Der Ministerpräsident erklärte: Unsere Armee verlangt ihren König! Da nun General Mannerheim mit 15 000 Mann in Helsingfors stand, so hatten diese Worte einigermaßen überzeugende Kraft. Viele Abgeordnete, die bis zur letzten Minute schwankten, stimmten für die Monarchie. Die Häuser sind mit finnischen und deutschen Flaggen geschmückt. Es wird vom Landtag eine Deputation gewählt, die dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin die Krone anbieten soll.

Sonnabend, 27. Juli.

An der Front sind in diesen Tagen keine großen Veränderungen gewesen.

Als neuer österreichischer Ministerpräsident stellt sich der frühere Unterrichtsminister Hussarek mit einer wohlaufgenommenen Staats- und Ausgleichsrede vor und gewinnt im Abgeordnetenhaus für Haushaltsprovisorium und Militärkreditvorlage eine Mehrheit von 215 gegen 196 Stimmen. Zur Mehrheit zählen die deutschen Parteien und der Polenklub.

In Berlin findet eine sehr beachtliche industrielle Sitzung statt, in der ein „Deutscher Wirtschaftsrat für Mitteleuropa" gegründet wird. Referate halten Unterstaatssekretär Schiffer und Dr. Schotte. Zum Ausschuß gehören: Ballin, Hamburg; Lohmann, Bremen; Engelhardt, Mannheim; Bosch, Stuttgart; Williger, Kattowitz; Marwitz, Dresden. Bei allen sonstigen Verschiedenheiten wünschen die hier zusammengeschlossenen Großindustriellen die Zollunion mit Österreich-Ungarn-Polen. Es ist ein merkbarer Schritt vorwärts in der Richtung auf Mitteleuropa, daß so bedeutende Vertreter des Handelslebens sich gegenüber allen Halbheiten für das reine Prinzip der Wirtschaftsgemeinschaft aussprechen.

Die in Rußland tätigen Botschafter und Gesandten der Entente-Staaten haben sich von Wologda nach Archangelsk zurückgezogen, da ihnen offenbar der Boden nicht mehr sicher genug schien. Die Leninsche Regierung verkündigt von neuem ihre Neutralität.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 21. Juli.

Eine eindrucksvolle Eisenbahnerversammlung — Bund der Beamten der preußisch-hessischen Staats- und Reichseisenbahnen — hat zu der Frage Teuerung und Besoldung die folgenden Forderungen gestellt: eine baldigst zu zahlende einmalige Entschuldungszulage; eine erhebliche Erhöhung der Teuerungszulagen, die Einbeziehung der Pensionäre und Hinterbliebenen in die Teuerungszulage ohne Bedürfnisnachweis; die von der Regierung geplanten Darlehenskassen sind nach der Ansicht der Beamten ungeeignet zur Entschuldung; sie sollten zwar bestehen, aber neben den Entschuldungszulagen.

Die Organisation der Kriegsbeschädigten läuft in einem nicht sehr erfreulichen Fahrwasser. Neuerdings hat sich unter dem Vorsitz des Abgeordneten Behrens neben dem „Reichsbund der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer" ein „Verband deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegsteilnehmer" gegründet, in dessen Ausschuß außer den christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften auch Angestellten- und Beamtenverbände vertreten sind. Die Gründung ist infolge der sozialdemokratischen Prägung des Reichsbundes erfolgt. Daneben besteht noch der Bund deutscher Kriegsbeschädigter, Sitz Hamburg, der grundsätzlich nur Kriegsbeschädigte, nicht Kriegsteilnehmer aufnimmt. Man kann diese Entwicklung nicht ohne ein peinliches Gefühl sehen. Es wäre viel gesunder, wenn jede Standesorganisation die Vertretung ihrer Kriegsbeschädigten übernähme, und man könnte sich dann einen gemeinsamen Ausschuß der großen Berufsverbände denken, der die Verständigung über gemeinsame Interessen in dieser Frage vermittelte. Organisationen der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer müssen beinahe sicher dahin führen, daß die Kriegsbeschädigten in den verschiedensten Lagern eine politische Kampftruppe mit ganz bestimmter Stimmungswirkung werden, und das ist eine Rolle, in der man sich Männer, denen ohne Unterschied der Partei der Dank von uns allen selbstverständlich gehört, sehr ungern denkt. Aber jetzt wird die Entwicklung ihren Lauf nehmen.

Montag, 22. Juli.

Ein Vorbild, das vermutlich Nachahmung finden wird, ist eine „Kriegswirtschaftliche Vereinigung von Städten des Regierungsbezirks Frankfurt a. O.", ein Zusammenschluß der über 10 000 Einwohner zählenden Städte des Bezirks mit dem Zweck, über Beschaffung, Preisgestaltung und Verteilung der wichtigsten Nahrungsmittel Erfahrungen und Meinungen auszutauschen.

Der Rechenschaftsbericht des Verbandes deutscher Handlungsgehilfen auf das Jahr 1917, der wieder ein Bild der ausgezeichneten Kriegsarbeit einer großen Berufsorganisation gibt, läßt durch die sehr interessanten Angaben seiner Stellenvermittlung einen Eindruck gewinnen von dem fortschreitenden Rückgang der Stellensuchenden unter den Wirkungen der Kriegswirtschaft. Der Bericht führt die Zahlen der Bewerber von 1917 und 1916 an, die fast durchweg auf die Hälfte gesunken sind; nämlich: Kontoristen 2776 (4463), Reisende 190 (384), Lageristen 121 (309), Verkäufer mit Station 180 (333), ohne 335 (744), Lehrlinge 83 (118), Selbständige 62 (164).

Dienstag, 23. Juli.

Die Versenkung der „Vaterland" an der irischen Küste wird uns hier, wo sie im April 1913 vom Stapel ging, zu einem tiefgefühlten Symbol für den grimmigen Trotz des Krieges. Daß das stolzeste Schiff der deutschen Handelsflotte von deutscher Hand den Todesstoß bekommen muß, erschüttert uns mit Schmerz und Genugtuung zugleich. Der Triumph der binnenländischen Zeitungen trägt eine ganz andere Färbung als die Stimmung hier, wo man das Schiff gekannt, bejubelt und geliebt hat.

In den Ferien sinkt die Spannung wegen des preußischen Wahlrechts etwas — auch diese Entscheidung dauert zu lange und wird stimmungslos. Scheidemann hat in einer Kasseler Versammlung gesagt, daß der Reichskanzler ihm und Ebert die Zusicherung gegeben habe, der Landtag werde noch in diesem Jahre aufgelöst werden, wenn die Staatsregierung ihre grundsätzliche Haltung in der Wahlrechtsfrage nicht durchsetzen könne.

Mittwoch, 24. Juli.

Der Kommunallandtag für den Regierungsbezirk Kassel beschloß einstimmig, einen Antrag anzunehmen, wonach zwecks Ansiedlung von Kriegsbeschädigten, Kriegswitwen mit Kindern, sonstigen Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern und heimischen ländlichen Arbeitern im Regierungsbezirk Kassel die Bezirksverwaltung ermächtigt wird, sich an der in Kassel begründeten Siedlungsgesellschaft m. b. H. zu beteiligen. Die Königl. Staatsregierung und die Landesversicherungsanstalt treten gleichfalls dem Unternehmen bei: erstere mit einem Beitrag von 250 000 M., letztere mit 50 000 M. Die „Hessische Siedlungsgesellschaft" wird mit Unterstützung der preußischen Regierung, der waldeckschen Domanialverwaltung und zahlreicher Stadt- und Landkreise das zur Ansiedlung nötige Land billigst beschaffen und Ansiedlern zur Verfügung stellen. Durch die seitens der Hessischen Siedlungsgesellschaft im Interesse der Kriegsbeschädigten und der Hinterbliebenen gefallener Kriegsteilnehmer kostenlos durchgeführte Kapitalabfindung eines Teils ihrer Renten sollen den Ansiedlern die für die Ansiedlung ausreichenden Mittel beschafft werden. Zunächst stehen

2600 Hektar fiskalischen Streuparzellenlandes der Königl. Domänen für diese Ansiedlungen zur Verfügung.

Ein regelrechter Räuberangriff ist auf einer ihrer volkreichsten Strecken auf die deutsche Eisenbahn ausgeübt, wohl beinahe das erstemal, daß so etwas überhaupt vorkommt. Ein von Duisburg nach Oberhausen fahrender Güterzug wurde von bewaffneten Räubern überfallen, die mit vorgehaltenem Revolver das Bahnpersonal zwangen, die Ausräuberung der Wagen zuzulassen. Eine von der Station Oberhausen abgelassene Hilfsmaschine, die mit Bahnbeamten besetzt war, gelangte an den Ort der Tat, als die Räuber schon mit dem Fortschaffen der Säcke beschäftigt waren. Die Bande konnte bisher nicht ermittelt werden.

Es ist eine der schwersten Kriegssorgen, wie die Staatsgewalt der in solchen Symptomen hervortretenden Demoralisierung Herr bleiben kann.

Donnerstag, 25. Juli.

Das vorläufige Ergebnis der einmaligen Kriegssteuer (zuerst Kriegsgewinnsteuer genannt), wie es sich für den 31. Dezember 1916 stellte, liegt jetzt vor. Es ergibt sich daraus, daß die Kriegssteuer 5 Milliarden 585 184 059 M. erbracht hat. Dazu kommen noch 595 Millionen Besitzsteuer. Den Hauptteil der Kriegssteuer hat Preußen aufzubringen, nahezu 3½ Milliarden Mark. Dann folgen Sachsen mit 416 Mill., Bayern mit 372 Mill., Württemberg mit 302 Mill., Baden mit 243 Mill., Hamburg mit 205 Mill., Hessen mit 112 Mill., Elsaß-Lothringen mit 100 Mill., Bremen mit 64 Mill., Braunschweig mit 46 Mill., Mecklenburg-Schwerin und Großherzogtum Sachsen mit 38 Mill., Anhalt mit 24 Mill., Lübeck mit 23 Mill., Reuß jüngere Linie mit 21 Mill., Oldenburg mit 20 Mill., Sachsen-Koburg und Gotha mit 19 Mill., Reuß ältere Linie mit 9 Mill., Sachsen-Meiningen mit 8 Mill., Sachsen-Altenburg mit 7 Mill., Mecklenburg-Strelitz und Lippe mit 6 Mill., Schwarzburg-Rudolstadt mit 4 Mill., Schwarzburg-Sondershausen mit 3 Mill. und Waldeck und Schaumburg-Lippe mit je zwei Millionen Mark.

Eine Tagung des nationalen Ausschusses für Frauenarbeit im Kriege, die von den beiden Kriegsamtsstellen Altona und Hannover veranstaltet wird, gibt einen Eindruck der guten Organisation der Frauenarbeit in Etappe und besetztem Gebiet. Von so einem Stück gut geglückter Arbeit geht eine merkwürdige Kraft der Beruhigung und geradezu der Erhebung aus. Daß Vermittlung, Unterbringung, Fürsorge für die Helferinnen im besetzten Gebiet und Etappe so gut in Ordnung gekommen sind, ist ein sehr großes Verdienst der weiblichen Seite kriegsamtlicher Tätigkeit.

Freitag, 26. Juli.

In der Erhöhung der Getreidepreise in den Vereinigten Staaten drückt sich die europäische Not drastisch aus. Die Preise betrugen in Cents für den Bushel:

	Weizen	Mais	Hafer	Gerste	Roggen
1914	88	71	40	50	69
1915	103	71	44	55	89
1916	122	73	43	67	94
1917	200	129	64	109	163

Die Sammlungen von Altmaterial durch die Schulkinder haben die Erwartungen weit übertroffen. Sie haben in Hamburg über 300 000 Weißblechdosen, beinahe eine Viertelmillion Flaschen, 130 000 Korke 2c. 2c. zusammengebracht und allen mißvergnügten Pessimismus derer, die meinten, es käme nichts dabei heraus, zuschanden gemacht.

Sonnabend, 27. Juli.

Eine Verordnung zur Übergangswirtschaft in der Textilindustrie bestimmt als Sitz einer dafür zu begründenden Reichsstelle Berlin.

Die „Vaterland" war nicht die Vaterland, sondern das nächstgroße Transportschiff, die englische „Justicia", das ist der den Holländern fortgenommene, der „Vaterland" äußerlich ähnliche, 32 000 To. große Dampfer „Statendam".

Das bayerische Ministerium des Innern wird dem Schleichhandel mit einer scharfen Verordnung zu Leibe gehen, die als Novum die Auszahlung hoher Belohnungen für Aufdeckung vorsieht. Das wird ohne Zweifel sehr wirksam sein — wenn auch nicht gerade durch ein edles Mittel, denn die Bekämpfung wird nun durch einen Rattenkönig von Denunziationen und Erpressungen hindurchgehen. Man denkt an die glänzende Volkserzählung Tolstois von dem gefälschten Coupon, die zeigen soll, wie das Schlechte fortzeugend Böses gebiert.

Wilhelm Heile / Im fünften Kriegsjahr

Im Anfang des Krieges gab es viele, die einen für einen heillosen Pessimisten erklärten, wenn man die Dauer des Krieges nur auf so viele Monate einzuschätzen wagte, wie er jetzt bereits Jahre gedauert hat. Weil eben nicht bloß einige Heere miteinander kämpfen, sondern ganze Völker, die größten Völker der Welt, konnte man sich nicht denken, daß es für längere Zeit, gar für Jahre, möglich sein sollte, trotz des Stillstandes der aufbauenden und Werte schaffenden Arbeit die notwendigen Lebensmittel, den Riesenbedarf der Kriegsrüstung und nicht zuletzt die ungeheuren Summen für die Bezahlung alles dessen aufzubringen. Man dachte sich eine zwar harte, furchtbar harte, aber eben deswegen nur kurze, in jähem Zusammenprall zu schneller Entscheidung führende Kraftprobe. Wenn schon damals, wie es jetzt durch Kühlmann geschah, auf das Wort Moltkes von der Möglichkeit langer Dauer eines zukünftigen Krieges aufmerksam gemacht wurde oder auf ähnliche vorausschauende Äußerungen Caprivis, so sah man den Warner mitleidig an. Das war übrigens nicht bloß bei uns so, sondern auch bei den Feinden. Nur in England, das sich ja sein großes Landheer erst schaffen mußte, wurde von vornherein an führender Stelle und im Volke mit langer Kriegsdauer gerechnet.

Es sind im wesentlichen immer wieder dieselben Kreise, die zu Beginn sich den Verlauf des Krieges nach Art des Feldzuges von 1870/71 dachten, die gleich nach den ersten großen Erfolgen mit der Landkarte in der Hand sich mit heißem Kopf ausmalten, was wir alles „haben" müßten, die dann, als die von ihnen so verspotteten Anstrengungen der Engländer, auch als Landmacht ihr Schwert entscheidend in die Wagschale zu werfen, immer ernstere Gestalt annahmen, sich mit widerwärtigen Haßgesängen und albernem „Gott strafe England" über ihre uns anderen unbegreifliche Überraschung hinwegtäuschten, dann schnell entschlossen das uns am endlichen Siege noch Fehlende nachholten und Vereine und Ausschüsse gründeten zur raschen Niederkämpfung Englands, die nun auf die U-Boote zu schwören begannen, von denen sie und insbesondere ihr Häuptling Tirpitz bis dahin nichts hatten wissen wollen, und die — ein neues Wikingergeschlecht — der ganzen Welt zum Trutz den rücksichtslosen Unterseekrieg forderten als totsicheres Mittel, Handel und Lebensmittelversorgung Englands schnell und gründlich zu vernichten und so in wenigen Monaten England auf die Knie zu zwingen. Was kümmert germanische Recken am grünen Tisch und an der Bank der Zecher die Zahl der Feinde: viel Feind' — viel Ehr'! Rücksicht auf Neutrale? Jämmerliches Gewinsel! Schert sich England um Rechte und Interessen der Neutralen? Und doch, nein, gerade deshalb laufen sie alle ihm nach. Und gar Rücksicht auf das Neutralität nur heuchelnde Amerika? Welche Torheit, sich durch die Salbadereien eines Wilson einseifen zu lassen! Kriegsgefahr? Ist ja alles nur Bluff! Und wenn schon: Kein größerer Gewinn, als wenn

Digitized by Google

der Fuchs aus dem Bau gelockt würde, daß wir auch diesen Krämerseelen endlich auf den Leib rücken könnten.

Nun haben die Helden vom großen Wort längst erreicht, was sie wollten. Auch Amerika ist im Kriege mit uns. Und ebenso schnell wie einst bei den Engländern erleben sie nun bei den Amerikanern ihre Überraschung. Wie wir anderen es als geradezu selbstverständlich vorausgesagt haben, verpufft Amerika sein Weltmacht-Prestige nicht mit bloßem Bluff; es strengt sich nach Kräften an, und da seine Kräfte groß sind, macht es uns nun recht ernsthaft zu schaffen. Zwischen Aisne und Marne wissen unsere Kämpfer bereits ein Lied davon zu singen.

Die Versuchung liegt nahe, am Ende des vierten Kriegsjahres rückwärts blickend bei so mancher alten Streitfrage nachzuprüfen, wie die inzwischen gefallene Entscheidung gewirkt, was sie uns gelehrt hat. Wir wollen diese Rechnung heute nicht aufmachen, nicht von neuem Öl ins Feuer gießen. Aber eines darf man doch, muß man heute feststellen: wenn etwas uns geholfen hat in diesem schweren Ringen, so ist es nicht der leicht beschwingte Siegesglaube gewesen, der seinen Ausdruck in großen Worten suchte und fand, nicht der im Wesen so undeutsche französelnde Ehrgeiz der großen Nation und erst recht nicht die überhebliche Geringschätzung der Kräfte und des Siegeswillens der anderen, sondern das gute Gewissen, das trotz aller alldeutschen Prahlereien im ganzen Volke von allem Anfang lebendig war und geblieben ist bis auf den heutigen Tag, das Bewußtsein, der Angegriffene zu sein, dem bei aller Friedfertigkeit gar keine andere Wahl bleibt, als sich seiner Haut zu wehren mit Anspannung aller Kraft. Es gibt freilich auch Leute, deren Nervenkraft den Kriegsanforderungen nur gewachsen ist, wenn sie sich das Bärenfell, auf dem sie selber meist auch jetzt noch ruhen, von Zeit zu Zeit um die Schultern legen können, um sich im Glanze ihrer so geborgten grimmen Heldenkraft zu sonnen und zu spiegeln. Aber mit den paar Männeken, just mit denen, gewinnen wir doch nicht den Krieg. Die ihn gewinnen, das sind die Stillen im Lande, die ohne viele Beziehungen und Schleichwege hinten herum ohne viel Aufhebens davon zu machen oft genug hungern und doch stark und geduldig bleiben; das sind die wirklich Tapferen draußen, die ihren Wert nicht in prahlerischer Herabsetzung der Feinde suchen, die so ganz und gar keinen Wert auf eine Heldenrolle legen, oft schelten und schimpfen über den grausigen Unfug des großen Vernichtungswerkes, an dem sie mitwirken, unter dem sie mitleiden müssen, und die dann doch, wenn es darauf ankommt, wenn es hart geht auf hart, die ersten sind — nicht, weil schlummernder Heldensinn in ihnen erwachte, sondern weil Verstand und Erfahrung ihnen sagen: je schneller und fester wir dreinschlagen, desto eher ist die Schweinerei zu Ende. Wer draußen ist oder draußen war, als Soldat, wirklicher Soldat und nicht als Schlachtenbummler, der wird es mir bezeugen, daß ich den Frontgeist schildere, wie er ist. Und wer daheim, über die rassenverschönernde Wirkung der Kriegsnot lachend, den Schmachtriemen enger schnallt, der weiß, wie billig es ist — und freilich auch billigermaßen verflucht kostspielig —, bei uns anderen ägyptisch vorkommenden Fleischtöpfen so recht satt und brav immer wieder vom Durchhalten zu reden.

Nein, unser Volk hält schon durch, und unsere Truppen schlagen sich schon durch auch ohne faden Heldengesang und Lieder vom braven Mann. Wem es ohne solchen Singsang zu schwer wird, und wem die Zeit zu lange dauert, wenn er sich nicht immer aufs neue wieder neue Gründe für einen nun aber endgültig nahen, alles zerschmetternden Sieg zurechtlegen kann, der mag solche Kunst bescheidenen Selbstbetruges weiter üben und pflegen. Unser Volk als Ganzes aber soll man nicht länger ohne Not und wirklichen Anlaß dadurch beleidigen, daß man ihm nicht zutraut, die schlichte, ungeschminkte Wahrheit ertragen, die Dinge sehen zu können, wie sie sind. Wir glauben, daß man unserem Volke auch dann die reine Wahrheit sagen könnte und müßte, wenn es weniger günstig um uns stände, wie es tatsächlich steht. Jetzt aber, wo wir uns in all den vier Jahren, die nun hinter uns liegen, militärisch sowohl wie politisch-diplomatisch niemals in gleich guter Lage befunden haben, ist vollends kein Grund vorhanden, durch blendende Phrasen den Tatbestand zu verdunkeln.

Wie ist denn dieser Tatbestand. Die Entente hat es im Laufe der Jahre nach und nach fertiggebracht, gegen uns und die drei mit uns verbündeten Monarchien die ganze übrige Menschheit in Bewegung zu bringen; nur Skandinavien, Holland und die Schweiz sind neutral geblieben. Unter der Maske der Befreier und schirmenden Ritter der unterdrückten Völker und kleinen Staaten zogen sie gegen uns zu Felde. Aber kein Volk, das unter Englands oder seiner Verbündeten Herrschaft seufzt, ist von ihnen freigegeben worden, nicht Indien, nicht Ägypten, nicht Irland. Kein kleiner Staat, den sie in den Krieg mit uns getrieben oder gezwungen haben, hat irgendwelche Hilfe von ihnen erhalten. Sie durften für die Entente kämpfen und, als sie das nicht mehr konnten, für sie sterben; Serbien, Montenegro, Belgien, Rumänien sind so in ihr Unglück gestürzt, Griechenland nicht minder, und über Holland, Schweden, Norwegen, selbst Persien und andere ferne Länder wird die Hungerpeitsche geschwungen. Was würde, wenn Deutschland weniger stark und ausdauernd wäre, ihr aller Schicksal sein?

Zum Glück für diese kleinen Staaten, wie auch zum Glück für die durch unser gutes Schwert von fremdem Joch befreiten und wiedergeborenen Staaten, Polen, Ukraine, Litauen, Finnland, das Baltikum, ganz zu schweigen von dem, was im Südosten des einstigen Zarenreiches zu neuem Leben wiedererwacht, zum Glück für sie alle ist Deutschland stark und unbesiegbar und deshalb ohne Programm und ursprüngliche Absicht ganz naturnotwendig zum Befreier oder Erhalter der Freiheit geworden. Wir gingen in den Krieg ohne ein anderes Ziel als das der Verteidigung unseres Daseins. Nun hat der Verlauf des Krieges uns dahin gebracht, das wirklich zu leisten, was England als werbendes Programm auf seine Fahnen geschrieben hatte. Noch ist der Kampf nicht aus; aber wenn wir siegen, wird es aller Welt in den Ohren klingen: Freiheit der Völker und Freiheit der Meere — englische Phrase und deutsche Tat!

Ja — wenn wir siegen! Dürfen wir wirklich noch hoffen, diesen Tag zu erleben, wo wir das von uns sagen können? Ja, wir dürfen es hoffen, wenn wir es als Sieg ansehen, das durchgesetzt zu haben, wofür wir in den Krieg gezogen sind. Tschecho-slowakische Rebellion und japanisch-chinesische Hilfe wird nicht imstande sein, den zertrümmerten Koloß des Zaren zu neuem Leben und neuer Feindschaft gegen uns zu erwecken. Den Rücken haben wir jetzt frei, auf absehbare Zeit frei. Und wenn die um Tirpitz und Reventlow nicht ihr Ziel erreicht hätten, daß auch die amerikanische Kraft gegen uns mobilisiert wurde, so wären wir jetzt nicht bloß im Osten fertig, sondern ständen auch im Westen längst am Ziel. Aber es hat nicht viel Zweck, den allein echten Vaterländischen die Augen öffnen zu wollen für

Digitized by Google

das, was sie angerichtet haben. Sie waren blind und wollen nicht sehend werden. Und wenn jetzt die amerikanische Hilfe unseren Truppen den Entscheidungskampf schwerer und schwerer macht, wenn die von Tirpitz gesetzte Frist für den endgültigen Erfolg des uneingeschränkten Unterseekrieges uns Drei- und Vier- und Vielfache überschritten und England noch immer nicht auf die Knie gezwungen ist, so soll uns das nicht etwa Anlaß geben, selbstzufrieden diese Verblendeten anzuklagen: „Wir haben es ja gleich gesagt." Uns liegt nicht daran, uns zum Richter aufzuwerfen über die Fehler der anderen. Uns liegt nur am guten Ende. Wir waren nie Schwarzseher und sind es heute so wenig wie je. Aber wir glauben, daß unser Schicksalskampf auch so schon wahrhaftig schwer genug ist, daß wir ihn unserem Volke nicht ohne Not noch schwerer machen sollten. Das allein haben wir im Sinn, wenn wir immer wieder fordern, daß nun endlich eine grundsätzlich klare und entschlossene Politik getrieben wird und allein maßgebend ist, die sich nicht auf phantastische Spekulationen und nicht auf die Kraft schöner und großer Worte verläßt, sondern sich allein und ausschließlich stützt auf die lebendige Kraft des deutschen Volkes. Dieses Volk denkt gar nicht daran zu verzagen, selbst wenn uns wirklich schwere Tage bevorstehen sollten. Es will aber keinen Tag und keine Stunde länger kämpfen, als unumgänglich nötig ist. Es kämpft nicht für Eroberungen und Weltherrschaftspläne. Und wenn es sein Vaterland mit unerschöpflicher, der ganzen übrigen, im Haß vereinten Menschheit überlegener Kraft und Standhaftigkeit verteidigt, so will es nicht, daß auf dieses Vaterland wie in feudalen Majoraten nur die Erstgeborenen ein Anerbenrecht haben, sondern das es für alle, die da kämpfen, draußen und daheim, ein Land der Freiheit und des gleichen Rechtes, ein wahres Vaterland sei. Solange das Volk den Glauben hat, daß seine verantwortlichen Führer es ernst meinen mit ihren Versuchen, durch Verständigung mit den Feinden uns und ihnen einen gerechten Frieden zu bringen und im Innern die Gleichberechtigung aller Staatsbürger nun endlich zum Gesetz und zur Tatsache zu machen, solange hat es keine Not. Das aber müssen die wissen, deren Kopf noch immer unnebelt ist vom Rausch der großen Stunde, daß wir den Krieg wohl gewinnen können gegen die ganze übrige Menschheit, aber niemals ohne und erst recht nicht gegen das eigene Volk. In den ersten Tagen des Krieges, am 4. August 1914, da hatten das alle erfaßt. Auf den Geist dieses Tages müssen wir uns wieder besinnen. Wenn er noch einmal wieder in uns lebendig wird, dann können wir in das neue Kriegsjahr hineingehen mit demselben ungebeugten Mut und dem gleichen Vertrauen auf unser Volk und seine stolze Kraft.

Martin Wenck / Ein Kind des 4. August 1914

Zum vierten Male jähren sich in dieser Woche die Ereignisse der ersten Tage des Weltkrieges. Was wir damals erlebt haben, von der Stunde der Kriegserklärung an bis zu dem Sieg über das bezwungene Lüttich, was wir in Stadt und Land gesehen, von der Erhebung eines Volkes, das, aus fleißiger Friedensarbeit aufgeschreckt, pflichtgemäß und doch freudig oder gar freiwillig zu den Waffen griff, um mit Leib und Leben Heimat und Herd zu schützen — das waren unvergeßliche Bilder, die immer wieder in gleicher Frische in das Gedächtnis treten, sobald die Jahreswende sie aufs neue weckt. Aber am tiefsten haftet doch jene Stunde in der Erinnerung, in der über die vaterländische Begeisterung hinaus das deutsche Volk im Reichstag durch seine Vertreter das politische Bekenntnis ablegte, einmütig die Mittel zur Kriegführung bewilligen zu wollen. Da war das Wort des Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche", auch von seiten des Volkes zur Tat geworden. Wie in den Julitagen 1870 die Hoffnung auf die Uneinigkeit der deutschen Stämme, so zerschellte hier unseren Feinde Spekulation auf die Zwietracht der deutschen Parteien. Sie vergaßen, was sie innerpolitisch trennte, weil sie sich nicht mehr als Parteien fühlten, sondern das Volk, als die Gesamtheit der Staatsbürger, die das schützen wollte, was sie untereinander verbindet: den Staat, den der Feind mit Vernichtung bedrohte. Das ist die politische Bedeutung des 4. August 1914, an die Jahr um Jahr wieder erinnert werden muß, damit wir von ihr immer wieder lernen, was sie fordert.

Man war der Ansicht, daß sie den „Burgfrieden" fordere. Gewiß — er war in der ersten Zeit des Krieges ein Gewinn. Aber er wurde von dem Augenblick an unwahrhaftig, als man ihn nur noch mit den Mitteln der Zensur und des militärisch-polizeilichen Zwanges aufrechtzuerhalten suchte und ihn zu einem innerpolitischen Kirchhofsfrieden machen wollte. Da brach er mit Recht zusammen.

Was der 4. August in seiner politischen Bedeutung für das deutsche Volk forderte, war etwas ganz anderes. Als unsere Siege an den Fronten die unmittelbare Gefahr für Heimat und Herd immer mehr beseitigten, der Krieg unaufhörlich in Feindesland getragen wurde, da galt es, um die „innere Einheitsfront", die der 4. August gezeigt hatte, zu erhalten, dem deutschen Volk einheitliche politische Gedanken zu geben, die über den Unterschied der Parteien hinweg deutsches Gemeingut werden konnten.

Man hat es versucht, dies durch gemeinsame „Kriegsziele" zu erreichen. Die Vaterlandspartei vor allem trachtet hiernach, indem sie durch ihre Forderungen für die Sicherung eines dauernden Friedens eine Brücke über die Parteigegensätze zu schlagen suchte. Aber es konnte ihr nicht gelingen. Sie ist dazu viel zu volksfremd, wenn nicht gar volksfeindlich. Sie ging achtlos an dem vorüber, was die große Einmütigkeit des 4. August geschaffen hatte. Das war das erwachte staatsbürgerliche Bewußtsein des ganzen Volkes, das nun auch der weiteren Pflege und Förderung bedurfte, indem man es sich in vermehrtem Einfluß auf das Staatsleben auswirken läßt. Davon will die Vaterlandspartei als Partei nichts wissen.

Als ein Kind des 4. August 1914 kann dagegen der im Dezember vorigen Jahres ins Leben gerufene Volksbund für Freiheit und Vaterland angesehen werden. Er wurde aus dem Geist heraus geboren, der diesen großen Tag erfüllte. Das ist der Geist, der dem Volk in all seinen Schichten gleiche staatsbürgerliche Rechte geben will, wie dieses Volk in gleicher Pflichterfüllung die Nöte und Lasten des Krieges trägt. Das ist der Geist, der den Glauben an das deutsche Volk besitzt und sich nicht davor fürchtet, ihm größeren Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung einzuräumen, diesem Volk, daß so heldenmütig unter unsagbaren Opfern diese Kriegsjahre durchkämpft. Das ist der Geist, der, wie der Volksbund für Freiheit und Vaterland zeigt, noch heute politische und konfessionelle Gegensätze zurücktreten läßt, also daß in ihm freie und christliche Gewerkschaften, Gewerkvereine, Beamtenverbände und Organisationen der Kaufmannschaft gemeinsam miteinander und mit den freien Berufen der Kunst und Wissenschaft arbeiten können, weil eben die Liebe zu dem deutschen Volk sie verbindet, das sie wirtschaftlich, sozial, kulturell fördern und ihm die Stellung im Staatsleben verschaffen wollen, die einem im Kampf und Leid mündig gewordenen Volk gebührt. Daß dieses Volk dann, und ebenso der Volksbund, der für es arbeitet, wissen wird, auch den Frieden nach dem Krieg so zu sichern, daß ihm seine politische und wirtschaftliche-Entwicklungsmöglichkeit nicht verkümmert werden kann, versteht sich von selbst, und es bedarf dabei nicht der Belehrung durch die Vaterlandspartei, die seinen innerpolitischen Sorgen neutral und damit achtlos gegenübersteht oder gar seine Forderungen nach vermehrter politischer Macht durch viele ihrer Mitglieder unbeanstandet bekämpfen läßt.

Deshalb gedenken wir mit dem 4. August mit gutem Recht zugleich des Volksbundes für Freiheit und Vaterland. Er ist aus

Digitized by Google

dem Geist dieses Tages heraus geboren. Weniger lärmend als die Vaterlandspartei, mehr in der Stille, in den Verbänden und Organisationen, die er umfaßt, tat er bisher seine Arbeit und sammelte aus weiten Schichten der Bevölkerung seine Einzelmitglieder. Der kommende Herbst und Winter wird seine Arbeit mehr als bisher an die Öffentlichkeit stellen. Er greift dabei in keine der bestehenden Parteien ein. Aber er ist, wie schon bisher häufig bei dem Kampf um die preußische Wahlreform, wohlgeeignet zu einer Plattform, auf der sich die Freunde des politischen Fortschritts vereinigen können. Und er wird jederzeit der einigende Bund aller der vaterländischen Kräfte sein, die dem deutschen Volk freie politische und wirtschaftliche Bahn schaffen wollen, wie in dem eigenen Staatsleben, so unter den anderen Völkern der Erde. Anhänger aller Parteien sind in seinen Reihen willkommen. Er kennt nur Deutsche!

Axel Schmidt / Deutschland am östlichen Scheidewege

Die Lage der Bolschewisten ist gefährdet. Das zeigt Trotzkis flammender Protest gegen die Tschecho-Slowaken, die bereits nach Simbirsk vorgedrungen sind. Damit hat sich aber die Entente, die die gegenrevolutionäre Bewegung finanziert, nicht begnügt. Sie hat durch Einfangen der linken Sozialrevolutionäre, die bisher mit den Bolschewisten gingen, den Versuch gemacht, auch die Stellung des Bolschewismus in Moskau zu unterhöhlen. Die Ermordung des Grafen Mirbach sollte das Signal zum Losschlagen gegen die Bolschewisten sein. Noch haben letztere zwar das Heft im Moskauer Staat in Händen behalten, wenn auch außerhalb der Hauptstadt von einem bolschewistischen Regime wenig mehr zu spüren ist. Im Dorf herrschen aber nicht etwa die Sozialrevolutionäre, sondern dort wohnt die Anarchie. Jedes Dorf hat seinen eigenen Bauern- und Soldatenrat, der niemand gehorcht. Nur in einem Punkte fühlen sich alle diese dörflichen Regierungen solidarisch: in der Abneigung, Steuern zu zahlen und Rekruten zu stellen. So verhaßt sich auch die Bolschewisten durch ihre Requisitionen im Dorfe gemacht haben und namentlich der wohlhabende Bauer geneigt war, der sozialrevolutionären Partei zuzufallen, so wenig werden sie etwas ausrichten, weil sie den Schlachtruf ertönen ließen: Krieg gegen Deutschland. Diese Losung schwächt ihre Anziehungskraft völlig, und die deutsche Befürchtung, daß die russische Front beim Sturze der Bolschewisten wiedererstehen könnte, ist nur Beweis dafür, wie wenig man in Deutschland die realen Kräfte im russischen Volke richtig einzuschätzen vermag.

Die Furcht, daß die Sozialrevolutionäre die Macht wieder an sich reißen könnten, hat in Deutschland sogar den Gedanken aufkommen lassen, sich mit Kadetten oder Monarchisten zu verständigen. Dieser Plan scheint uns völlig abwegig zu sein. Erstens sind die Kadetten in sich völlig gespalten. Nur ein kleiner Teil folgt dem Führer Miljukow bei seiner neuesten „Wandlung zum Deutschenfreund". Das Gros ist nach wie vor leidenschaftlich für die Entente eingenommen. Jedoch ganz abgesehen von dieser Spaltung in der Kadettenpartei, hat ihre unklare Haltung in der Frage: Monarchie oder Republik ihnen nach rechts und links viele Kräfte abspenstig gemacht. Wer auch nur einigermaßen die Strömungen im russischen Volke verfolgt, erkennt denn auch bald, daß die rückläufige Bewegung nicht bei dem kadettischen Ideal des parlamentarischen Regimes haltmachen, sondern viel weiter nach rechts bis zum Absolutismus ausschlagen wird. In Kiew hatte auch bereits ein großrussischer Monarchistenkongreß unter dem Vorsitz des Dumapräsidenten Rodsjanko getagt, auf dem die Forderung aufgestellt wurde, die Monarchie wiedereinzuführen, weil nur sie imstande wäre, das „einige unteilbare Rußland" wiederherzustellen.

Ganz abgesehen davon, daß wir mit dem Hochkommen dieser Richtung wieder mit dem Erstarken des Panslawismus zu rechnen hätten, würde eine solche Wendung unsere gesamte bisherige Randstaatenpolitik aufs Spiel setzen, wenn nicht gar vernichten. Ist es doch völlig ausgeschlossen, daß wir das Vertrauen dieser Gebiete, besonders der Ukraine, erwerben und erhalten könnten, wenn wir in Moskau der Richtung zum Siege verhülfen, die mit Feuer und Schwert Zeit ihres Lebens gegen die Fremdvölker und die Ukrainer gewütet hat. Die Tatsache, daß wir diesen Kongreß, ebenso wie die Kadettenführer mit Miljukow an der Spitze in Kiew ruhig haben konspirieren lassen, hat uns schon nicht wenig geschadet. Wie kürzlich gemeldet, sind eine Reihe von ukrainischen Politikern mit dem auch in Deutschland durch seine Schriften bekannten Publizisten Donzow an der Spitze ins österreichische Lager abgeschwenkt.

Lassen wir aber die ganze östliche Politik beiseite und fragen wir uns, wie ein solcher Umschwung unserer östlichen Orientierung im Westen wirken würde. Ist es wirklich nötig, der Northcliffschen Propaganda das billige Schlagwort zu liefern, wir seien der Hort der Reaktion und verbänden uns mit den russischen Reaktionären, um dem russischen Volke die Früchte der Revolution zu entziehen. Man erinnere sich doch, wie lange die westeuropäische und die russische Presse mit der Behauptung krebsen ging: Hintze habe als Militärattaché während der Revolution von 1905 Torpedoboote nach Petersburg kommen lassen, um die zarische Familie vor dem Schlimmsten zu beschützen. Noch jetzt während des Weltkrieges vergaß die russische Presse niemals bei Nennung des Namens dieses deutschen Diplomaten, an die Zeit von 1905 zu erinnern. Aber, wird man einwerfen, wir können doch nicht Rußland dem Einfluß der Entente ausliefern. Gewiß nicht. Rußland existiert jedoch nicht mehr, und es ist nicht einzusehen, warum wir uns darauf versteifen wollen, im armen russischen Reststaate die erste Geige spielen zu wollen, wenn wir dadurch jeglichen Einfluß auf die Randstaaten einschließlich der Ukraine dabei verlieren. Bleiben wir dagegen bei unserer bisherigen Politik der Befreiung der Völker vom großrussischen Joch, so sichern wir uns dadurch dort in den reichsten Gebieten nicht nur den politischen, sondern auch den wirtschaftlichen Einfluß. Zu glauben aber, daß Moskowien ein ehrlicher Freund Deutschlands werden könnte, ist nur jemand imstande, der die wahre Natur des großrussischen Staates nicht kennt. Er wird stets bereit sein, demjenigen Landsknechtsdienste zu tun, der ihm die Dardanellen und Konstantinopel in Aussicht stellt. All unser Entgegenkommen in russischen Dingen, auch der Verzicht auf die ukrainische Politik, würde uns nichts nützen, wenn wir nicht zu gleicher Zeit unsere Türkenpolitik liquidieren würden.

Der phantastische Plan, sich in Rußland der Kadettenpartei oder gar den Monarchisten zu nähern, konnte nur in Köpfen entstehen, denen demokratische Gedankengänge völlig fernliegen. Denn sonst hätten sie erkannt, daß wir mit solch einer Losung nicht nur unsere aussichtsreiche ukrainische Zukunft, die natürlich nur in einer Bauernpolitik bestehen kann, verschütten, sondern uns auch für den Frieden im Westen Steine in den Weg rollen, indem wir uns leichtfertig in den Verdacht bringen, ein Hort der Reaktion zu sein.

Erich Eyck / Die Zukunft des Völkerrechts

Heinrich Lammasch erfreut sich zurzeit bei uns in Deutschland keiner besonderen Vorliebe. Seine Märzrede im österreichischen Herrenhause und die nicht ganz aufgeklärte Angelegenheit seiner dem Kaiser Karl überreichten Denkschrift haben ihm bei uns den Ruf eines Politikers erworben, der zu dem deutsch-österreichischen Bündnis nicht mit der Treue steht, die wir von jedem seiner Verantwortung bewußten Manne des befreundeten Staates in dieser Zeit gemeinsamer Kriegsnot verlangen müssen. Ob dieser Eindruck völlig berechtigt ist, wird sich heute nicht entscheiden lassen. Zweifellos aber darf man sich durch diese politische Meinungsverschieden-

heit nicht den Blick für die hervorragende wissenschaftliche Bedeutung von Lammasch auf dem Gebiete des Straf- und Völkerrechts trüben lassen, und die Art und Weise, wie manche Journalisten ihn bei dieser Gelegenheit behandelt haben, ist für diese Herren bezeichnender als für Lammasch. Er gehört zu den ersten Autoritäten und den eifrigsten Verfechtern des Völkerrechts, und deshalb wird man jedes neue Werk, das er auf diesem Gebiet veröffentlicht, mit Spannung ergreifen und mit Dank für das Gebotene aus der Hand legen.

Das Nobelinstitut in Christiania hat Professor Lammasch mit der Abfassung einer Schrift über das „Völkerrecht nach dem Kriege" betraut. (Kommissionsverlag von Duncker & Humblot in Leipzig. Preis 12,50 M. 217 Seiten.) Der Geist, aus dem sie hervorgegangen ist, wird durch ihr Motto und ihre Widmung gekennzeichnet. Er schickt ihr die Verse aus der „Jungfrau von Orleans" voran: „Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt die Zeit, so reifen auch die spätsten Früchte" und widmet sie dem Präsidenten der Columbia-Universität, Butler, „dem Lehrmeister internationaler Gesinnung". Inhaltlich ist sie dem Nachweis des Gedankens gewidmet, daß das Völkerrecht trotz der bitteren Erfahrungen dieses Weltkriegs nicht tot, ja daß seine Notwendigkeit klarer als je sei, namentlich für den Aufbau der Welt, die nach diesem Kriege kommen muß. Er hält seine Darlegungen auf den Höhen wissenschaftlicher Erörterung und vermeidet es absichtlich, „auf die Ursachen und den Anlaß des gegenwärtigen Krieges sowie auf die konkreten hinüber und herüber erhobenen Vorwürfe über die Art seiner Führung einzugehen". Auch dem im Vorwort ausgesprochenen Vorsatz, „sich auch des Scheines aktueller Polemik zu enthalten", bleibt er in der Regel treu; nur zuweilen kann er sich doch nicht enthalten, über dieses oder jenes Erzeugnis der Kriegsliteratur ein temperamentvolles Wort zu sagen, wie er z. B. Sombarts „Händler und Helden" mit seiner eigenartigen Erklärung des Pazifismus Kants „eines der frivolsten während des Krieges fabrizierten Bücher" nennt.

Wie jede ernste Völkerrechtslehre stellt auch Lammaschs Buch sich die Aufgabe, die Unerschütterlichkeit und zwingende Kraft des Rechts gegen alle Übergriffe des Machtgedankens zu verteidigen. Das führt ihn zu tiefgreifenden Untersuchungen über die Souveränität des Staates; insbesondere verweist er auf Hegel als denjenigen deutschen Philosophen, in dem die „organische Theorie vom Staate als einem allgewaltigen mystischen Individuum" mit der „zur Leugnung des Völkerrechts führenden Konsequenz ihren vollendetsten Ausdruck gefunden hat". Es wäre sehr erwünscht, wenn der lebendige Einfluß Hegels auf unsere heutige Staatsauffassung wieder einmal gründlich untersucht würde. Vielleicht würde hier manches Problem, das sich in dem internationalen Ringen der Geister während des Krieges herausgestellt hat, eine Klärung erfahren.

Natürlich tritt Lammasch aufs nachdrücklichste für den Satz ein, daß auch die Verträge des internationalen Rechts gehalten werden müssen. Mit Schärfe tritt er der Lehre Erich Kaufmanns, daß der Staat über seinen Verträgen stehen muß und daß ihm das Recht der Selbsterhaltung die Befugnis gebe, alle Verträge zu durchbrechen, entgegen, indem er von den „Verirrungen einer der Gewalt gegenüber willfährigen Theorie" spricht. Eigenartig aber ist es, daß Lammasch mit unverkennbarer Skepsis der „verpflichtenden Kraft der Bündnisse" gegenübertritt. So unverbrüchlich nach seiner Auffassung die nach Ausbruch oder beim Drohen eines Krieges geschlossenen Bündnisse gehalten werden müssen, so wenig gilt dies von für die Zukunft geschlossenen Verträgen, „durch die ein Staat sich einem anderen gegenüber verpflichtet, aus einem Grunde, der zunächst diesen anderen Staat betrifft, einen Krieg zu führen". Zum mindesten könne solchen Verträgen gegenüber die clausala rebus sic stantibus angerufen werden, wonach sie nur binden, solange die bei ihrem Abschluß herrschende Lage besteht.

Dieses überraschende Ergebnis steht offenbar in Zusammenhang mit politisch-historischen Grundanschauungen Lammaschs, denen auch die eingangs berührten aktuellen Meinungsverschiedenheiten entsprungen sind. Er sieht in den Allianzen, die die Staaten miteinander und gegeneinander verbinden, Bedrohungen des Friedens. „Je weniger man auf Bündnisse für den Weltkrieg zählen kann, desto besser ist der Friede gesichert. Mag man diese Erkenntnis immerhin Machiavellismus nennen; sie entspringt der geschichtlichen Erfahrung und entspricht der politischen Ethik." An Stelle der Sonderbündnisse erstrebt Lammasch den allgemeinen Staatenverband, der der Welt den Frieden erhalten soll. Er soll einen Verständigungsrat, conseil de conciliation, einsetzen, der zwischen den streitenden Staaten vermittelt, bestrittene Rechtsfragen aufklärt und bei Interessenkonflikten unparteiische Gutachten erstattet, ehe an die Waffen appelliert werden darf. Den Entwurf eines sich auf einen solchen Verständigungsrat beziehenden Artikels eines „Vertrages zur Sicherung des allgemeinen Friedens" fügt Lammasch seiner Schrift bei. „Vielleicht", meint er, „ist die Hoffnung keine allzu optimistische, daß nach den Erfahrungen des großen Krieges die Mächte nach und nach sich bereit finden werden, diesen Weg einzuschlagen, um den Krieg auf jene alleräußersten Fälle zu beschränken, in denen alle anderen Mittel zur friedlichen Schlichtung von Differenzen unter den Staaten ernstlich versucht worden waren, ohne den von beiden Teilen aufrichtig gewünschten Erfolg zu erzielen. Das wäre die wahre, allein erreichbare Ethisierung und Humanisierung des Krieges."

Voraussetzung dafür ist freilich, daß die Anbeter der Macht bei allen Völkern zurückgedrängt werden. Sind wir auf dem Wege dazu?

Ernst Bruck / Die soziale Organisation der deutschen Anwaltschaft

Die im März dieses Jahres von dem Reichstagsabgeordneten Gröber gestellte und von zahlreichen seiner Parteifreunde unterstützte Resolution, welche im Mai durch eine Resolution Ablaß von neuem aufgenommen ist, regt eine großzügige „soziale Organisation" der Rechtsanwaltschaft an. Auf Grundlage der Zwangsversicherung wird eine Kranken-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung gefordert, die durch Pflichtbeiträge der Rechtsanwälte und durch Überweisung aus Reichs- bzw. Staatsmitteln — als Ausgleich für die Führung der Armenprozesse — gespeist werden sollen.

Daß die Not der deutschen Anwaltschaft eine besonders starke ist, ist keinem Einsichtigen unbekannt. Der Rückgang der Geschäfte bei Gericht, der bis zu 80 v. H. ausmacht, hat zu einem wirtschaftlichen Niedergang auch derjenigen Büros geführt, deren Inhaber nicht bei den Fahnen stehen. Von den etwa 13 000 deutschen Anwälten sollen rund 8000 im Felde sein. Wenn sie zurückkehren, müssen sie von neuem anfangen, denn ihre Klientel ist auseinandergelaufen. Zu den Mühen, sich mit zahlreichen Änderungen unseres Rechts vertraut zu machen, tritt die Sorge um das tägliche Brot. Die deutsche Rechtsanwaltschaft ist durch den Krieg in eine wirtschaftliche Bedrängnis geraten, deren Beseitigung Pflicht aller beteiligten Kreise sein muß. Die durch das Gesetz vom 1. April 1918 eingetretene Erhöhung der Gebühren wirkt wie ein Tropfen auf einen heißen Stein!

Was soll geschehen? Die bisherigen Fürsorgeeinrichtungen der deutschen Anwaltschaft haben wenig günstige Ergebnisse gezeitigt. Ihre „Hilfskasse", die dienst- und erwerbsunfähige oder hilfsbedürftig gewordene deutsche Rechtsanwälte unterstützt, wies 1915 bloß einen Mitgliederbestand von 6000 Anwälten auf; der von ihr aufgebrachte Kriegsfonds von rund 330 000 M. soll längst aufgezehrt sein. Im ganzen hat sie in den ersten beiden Kriegsjahren etwa über 600 000 M. ausgegeben, sicherlich eine anerkennenswerte Leistung und doch viel zu wenig, um die Not der Rechtsanwälte wesentlich zu mildern. Die „Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenkasse" gewährt nach der Beitragsklasse, dem Alter und der Zahl der Beitragsjahre abgestufte Renten für den Fall der Arbeitsunfähigkeit und des Todes des Anwalts. 1916 gehörten ihr rund 1050 Anwälte als aktive Mitglieder an. Die „Sterbe-

digitized by Google

kasse" für deutsche Rechtsanwälte versichert Sterbegeld von 500 bis 2000 M. Bei ihr liefen Ende Dezember 1916 im ganzen 525 Versicherungen mit einer Versicherungssumme von etwa 892 000 M. Ob von dem mit einer deutschen Versicherungsgesellschaft abgeschlossenen Begünstigungsvertrag für die deutschen Anwälte, der ihnen gewisse finanzielle, aber nicht sehr erhebliche Vorrechte sichert, starker Gebrauch gemacht wird, entzieht sich meiner Kenntnis. Schließlich besteht noch ein „Erholungsstättenheim deutscher Rechtsanwälte", das die Aufsuchung von Kurorten und Erholungsheimen den Rechtsanwälten, ihren Angehörigen und Mitgliedern erleichtern soll. Ihm gehörten im September 1915 790 Mitglieder an.

Die Ergebnisse dieser Fürsorgeeinrichtungen, die an und für sich geeignet wären, die schwersten Notfälle zu mildern, sind nicht glänzend. Gewöhnlich ist man geneigt, derartige Mißerfolge auf die allzu hohen Prämien zurückzuführen, obwohl ihre Höhe, berechnet nach versicherungstechnischen Grundsätzen, in untrennbarer Wechselwirkung mit den zu gewährenden Leistungen steht. Die Schuld liegt wo anders: an der Passivität des Publikums auch Versicherungseinrichtungen gegenüber, die ausschließlich zur Pflege der besonderen Standesbedürfnisse errichtet sind. Betrachtungen, ob es heute besser um die Anwaltschaft stünde, wenn sie von den Fürsorgeeinrichtungen den Gebrauch gemacht hätte, der ihren Gründern vorgeschwebt hat, kommen zu spät. Das Gebot der Stunde verlangt nach Hilfe.

Offenbar denken die Resolutionen Gröber und Ablaß an eine Zwangsversicherung. Dieser Grundlinie der Organisation kann ich folgen. Nur scheint es mir unmöglich zu sein, die bestehenden freiwilligen Einrichtungen auf Grundlage der Zwangsmitgliedschaft auszubauen. Zwangsmitgliedschaft und private Versicherungseinrichtungen sind in dieser Beziehung Gegensätze, die sich organisch nicht verbinden lassen. Die private Versicherung überläßt es dem Belieben des einzelnen, ob er sich versichern will. Die Zwangsversicherung führt den Versicherungsabschluß bei Eintritt bestimmter Tatsachen durch staatlichen Zwang herbei. Will man eine ausreichende Fürsorge schaffen, dann muß man das stärkere Geschütz der Zwangsversicherung auffahren. Gerade die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege werden auch Kreise, die bisher in der Lage waren, Sparkapitalien anzusammeln, zwingen, ihr gesamtes Einkommen zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse aufzubrauchen. Die Ausdehnung des Versicherungszwanges wird nicht in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwunges, sondern in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges zu einem dringenderen Bedürfnis.

Die vom Standpunkt der Anwaltschaft idealste Lösung des Problems ihrer Zwangsversicherung wäre sicher die Schaffung einer besonderen Versicherungseinrichtung als Träger ihrer Kranken-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. Leider macht aber die Versicherungstechnik diesem an und für sich berechtigten Wunsche einen Strich durch die Rechnung. 13 000 Anwälte, eine Zahl, die höchstwahrscheinlich nach dem Kriege infolge starker Verluste und Abwanderungen zu anderen Berufsstellungen kaum wieder erreicht werden wird, bilden kein ausreichendes Substrat für eine eigene Versicherungsorganisation. Bestreitet man schon der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte ihre Existenzberechtigung, obwohl sie rund 1¾ Millionen Versicherte umfaßt, um wieviel mehr erst werden die Bedenken laut werden, wenn 13 000 Anwälte besonders sozial organisiert werden sollen. So schmerzlich es auch der Anwaltschaft auf den ersten Augenblick erscheinen mag, wenn sie zusammengefaßt wird mit Berufsständen, denen sie zweifellos geistig und gesellschaftlich überlegen ist, so notwendig ist sie doch, wenn man ihnen auf Grundlage der Zwangsversicherung helfen will. Ob ihre Versicherung angegliedert wird der Reichsversicherungsanstalt oder den Landesversicherungsanstalten, beide Träger der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, ist im Grunde genommen eine Frage nebensächlicher Art. Das Versicherungsgesetz für Angestellte basiert auf einem Anstellungsverhältnis, das bei den Rechtsanwälten nicht gegeben ist. Diese Grundlage müßte erst, obwohl gerade auf ihr die Versicherung des gehobenen Mittelstandes beruht, im Wege der Gesetzgebung geändert werden. Ebensowenig passen die Anwälte in den Rahmen der von der Reichsversicherungsordnung im § 1226 ergriffenen Berufskreise hinein. In beiden Fällen muß der Rahmen durch Einrichtung von Sonderklassen für die Anwälte geweitet werden. Sehr wichtig ist die grundsätzliche Frage, wieweit ihre Versicherungspflicht, nach der Richtung ihres jährlichen Einkommens hin berechnet, erstreckt werden soll. Daß die Zweitausend- bzw. Fünftausendmarkgrenzen des Versicherungsgesetzes und der RVO. den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht mehr gerecht werden, ist unbestritten. Sie werden nach dem Kriege erhöht werden müssen; wieweit, entzieht sich meiner Beurteilung. Für die Anwaltschaft wird man etwa ein Jahreseinkommen von 10 000 Mark als diejenige Grenze ziehen müssen, über die hinaus eine gesetzliche Fürsorge nicht mehr einzutreten braucht. Bei einem Einkommen von 10 000 Mark kann es bei sparsamer Haushaltung immer noch möglich sein, gewisse Rücklagen für die Invalidität und den Tod zu machen.

Werden für die deutsche Anwaltschaft Zwangsversicherungen in Anschluß an die Landesversicherungsanstalten oder die Reichsversicherungsanstalt geschaffen, dann wäre für den Fall der Berufsunfähigkeit und des Todes in genügendem Ausmaße gesorgt. Eine gesetzliche Krankenversicherung einzuführen, scheitert an dem Fehlen eines geeigneten Versicherungsträgers. Oder soll man die Anwälte den Pflichtkrankenkassen zugesellen? Das ist aus mancherlei Gründen ausgeschlossen. Die gesetzliche Krankenversicherung dürfte überhaupt nicht so notwendig sein. Der immerhin noch berufsfähige, wenn auch vorübergehend kranke Anwalt wird leicht in der Lage sein, die Kosten seiner Erkrankung aus eigenen Mitteln ohne Zuhilfenahme der Versicherung tragen zu können. Überdies ist dieser Zustand durch Abschluß von Begünstigungsverträgen bei geeigneten Krankenversicherungseinrichtungen leicht verbesserungsfähig.

Die in der Resolution Gröber angedeutete Finanzierung gibt zu mancherlei Bedenken Anlaß. Gerecht und billig bleibt nur die Einrichtung gleicher Beiträge seitens aller Anwälte, die ein bestimmtes Einkommen nicht erreichen. Die besondere Abgabe von hohen Prozeßgebühren mag steuertechnisch berechtigt sein, versicherungstechnisch ist sie unbegründet. Will der Staat der deutschen Rechtsanwaltschaft helfen, dann bietet sich ihm durch Übernahme der Prozeßgebühren auf Staatsmittel für die bisher im Armenrecht geführten Rechtsstreitigkeiten eine willkommene Gelegenheit. Würde der Staat oder das Reich aber einen Zuschuß zu der Versicherung der Anwaltschaft leisten, dann würden sich die Privatangestellten nicht ohne Grund beschweren.

Julius Luebeck / Die Wohnungsfürsorge in Bayern

Im Auftrage des Kgl. Staatsministeriums des Innern hat der Regierungsassessor und Landeswohnungsrat in diesem Ministerium Dr. Otto Löhner vor kurzem eine Denkschrift über die staatliche Wohnungsfürsorge in den Jahren 1913, 1914, 1915 und 1916 erscheinen lassen (Verlag Ernst Reinhardt, München 1918, Preis 3 M.). Die Arbeit zerfällt in 5 Abschnitte: Baupolizeiliche Wohnungsfürsorge, Wohnungspolizei und Wohnungsaufsicht, Wohnungsbeschaffung und Wohnungsfürsorge, Bekanntmachungen, Bericht des Kgl. Zentral-Wohnungsinspektors bis zum Jahre 1917, von denen der 3. Abschnitt vor allem besondere Beachtung verdient.

In eingehenden Ausführungen wird von Löhner dargetan, wie sehr der Übergang von der Friedenswirtschaft zur Kriegswirtschaft und die nunmehr seit langem herrschende Kriegswirtschaft den Wohnungsmarkt der bayerischen Gemeinden von Grund aus verändert hat. Kurz vor dem Kriege hatte die Wohnungsfrage die Öffentlichkeit in steigendem Maße beschäftigt. Die Gründung neuer und die Befestigung bestehender gemeinnütziger Bauvereinigungen war in bestem Gange. Der Zusammenschluß zu Revisionsverbänden brachte eben die gemeinsamen Interessen der Genossenschaften nach außen wirksam zur Geltung; die glänzende Entwicklung des „Bayerischen Landesvereins zur Förderung des Woh-

nungswesens" vereinigte alle freien Kräfte im Dienste seiner Ziele — da brach der Krieg herein und lähmte alles, was Wohnungsfürsorge war.

Die im Jahre 1915 vom Staatsministerium des Innern für Kriegsdauer angeordnete statistische Erfassung des Bau- und Wohnungsmarktes gab zum ersten Male zahlenmäßige Beweise von unerhörten Erschütterungen im Bau- und Wohnungsmarkte unserer bayerischen Städte. Verkehr und Ausfuhr stockten; Arbeitslosigkeit trat in breitestem Maße auf. Das Eingreifen der Arbeitsnachweise führte zu nie gekannt starken Binnenwanderungen nach Orten mit Rüstungsindustrie und rief hier eine beängstigende Überfüllung aller Wohngelegenheiten, dort ein krisenhaftes Leerwerden von Wohnungen aller Gattungen hervor. Die Hoffnung, daß der Krieg von kurzer Dauer sein werde, daß all dies nur vorübergehende Erscheinung sein würde, war trügerisch. Je länger der Krieg dauerte, desto wichtiger wurde die Erzeugung des Heeresbedarfes, desto mehr stieg die Arbeiterzahl in den Orten seiner Erzeugung und desto schwieriger wurde es, hier ausreichende, erschwingliche und erträgliche Unterkunft zu beschaffen. Die Inanspruchnahme aller Kapitalien, Arbeitskräfte und Baustoffe für den Heeresbedarf führte zu einem völligen Stillstand aller privaten Wohnungserstellung am Schlusse des Berichtszeitraums und damit zu einer völligen Veränderung des Wohnungsmarktes gegenüber dem Stande zu Kriegsbeginn. Die Abwendung der kommenden Kleinwohnungsnot ist nunmehr eine schwere Sorge geworden.

Die verschiedenartigsten Gründe für eine erhöhte Nachfrage nach leeren Wohnungen trafen zusammen mit der Unmöglichkeit, neue erschwingliche Wohnungen in den notwendigen Größengattungen entsprechend dem örtlichen Bedürfnis herzustellen. Die Folgen waren für die Mieter so schwerwiegend, wie es das Anschwellen der Leerwohnungsziffer bei Ausbruch des Krieges für den Vermieter mancherorts war. In weitesten Kreisen besteht aber immer noch eine bedauerliche Unklarheit über die volkswirtschaftliche Bedeutung der Kleinwohnung und besonders darüber, daß in dem Wohnungsbestande unserer bayerischen Städte die Kleinwohnung die Grundlage der Unterkunft unserer städtischen Bevölkerung darstellt.

Seit Kriegsausbruch haben Wohnungserhebungen in Bayern nicht mehr stattgefunden. Eine im Sommer 1913 vom Bayerischen Landesverein zur Förderung des Wohnungswesens vorzüglich vorbereitete und musterhaft durchgeführte Wohnungserhebung konnte leider infolge Einberufung der Bearbeiter nicht mehr veröffentlicht werden. Dagegen hat das Staatsministerium des Innern vom ersten Kriegsjahre an regelmäßige Wohnungs- und Leerwohnungszählungen für die Dauer des Krieges in allen Städten mit 15 000 und mehr Einwohnern angeordnet. Das vergleichende Ergebnis dieser Zählungen hat merkwürdige und unerwartet rasche Schwankungen im Wohnungsmarkte der einzelnen bayerischen Gemeinden klargelegt.

Im Durchschnitt sind 67 v. H. aller Wohnungen der bayerischen Städte Kleinwohnungen. Wo die Kleinwohnungen so in der Überzahl vorhanden sind, da sind es auch ihre Mieter. Ihnen müssen es die Gemeinden erleichtern, eine passende Kleinwohnung zu finden. Vor dem Kriege wechselten Kleinwohnungsknappheit in Großstädten und in stark beschäftigten Industrieorten mit reichlichem Leerwohnungsvorrat aller Gattungen in kleineren Provinzstädten. Der Ausbruch des Krieges änderte das Bild des Wohnungsmarktes vollständig. München mit 1,7 v. H. leeren Kleinwohnungen 1913 hatte im Jahre 1915 wieder 3,9 v. H., Nürnberg statt 1,6 v. H. nunmehr 3,7 v. H. im Jahre 1915. Neuerliche Zählungen im Dezember 1916 zeigten aber, daß beispielsweise in München zwischen dem 28. November 1915 und dem 1. September 1916 17 237 Kleinwohnungen mehr entstanden waren, ohne daß irgendwie Neubauten in nennenswerter Zahl errichtet worden waren. Zahlreiche Wohnungen sind eben geteilt vermietet worden. Während sich die Zahl der Kleinwohnungen innerhalb weniger als einem Jahre um 17 237 vermehrt hat, hat sich die Zahl der größeren Wohnungen um 15 040 vermindert. Schon vor dem Jahre 1916 aber kam die Neubautätigkeit zum Stillstand. Eine Gegenüberstellung der Neubautätigkeit der Jahre 1914 und 1916 ergibt einen Ausfall an Wohnungen für ganz Bayern, der bei gleichen Voraussetzungen des Städtewachstums zu schweren Wohnungsnotständen führen muß. Dabei ist das im Jahre 1917 erlassene militärische Bauverbot für bürgerliche Bauten noch nicht in Rechnung gesetzt. Seine Auswirkung für das Gebiet eines ganzen Volkes in Verbindung mit der Unmöglichkeit, den Bevölkerungszuwachs im allgemeinen, wie dem örtlichen Wohnungsbedürfnisse im besonderen durch Herstellung der unerläßlich nötigen Kleinwohnungen zu genügen, muß bei längerer Dauer die Mißstände ins unerträgliche steigern. Wie als Folge von Kriegsjahren der Ausfall an Geburten sich später bei den Volksschulanmeldungen, bei der Rekrutenmusterung als tiefes Wellental zeigen wird, so wird der Ausfall an den jährlich notwendigen Wohnungsneubauten auch nach dem Wegfalle des militärischen Bauverbotes sich noch lange, leider in schlimmster Wirkung auf die gesunde und erschwingliche Unterkunft der Bevölkerung fühlbar machen. Ein vorsichtiger Abbau des Verbotes, der zunächst nur den Bau von Kleinwohnungen gestattet und für deren Errichtung alle Kräfte scharf zusammenfaßt, wird dringend zu empfehlen sein.

So verdienen denn alle die Wohnungsbeschaffungen und die Neubautätigkeit vorbereitenden und fördernden Maßnahmen der Gemeinden eine besondere Beachtung. In allen Gemeinden mußte bei Ausbruch des Krieges die Unterstützung der Kriegerfamilien geregelt und damit das Verhältnis zwischen Mieter und Vermieter neu behandelt werden. In der Mieterbeihilfe, in dem Abbau der Mietrückstände, in der Errichtung gemeindlicher Miet- und Hypothekeneinigungsämter entstanden neuartige Einrichtungen der gemeindlichen Wohnungsfürsorge, die zum Teil ganz außerordentliche Aufwendungen von den Gemeinden erforderten. So hat München im Jahre 1914 monatlich 32 000 M., 1915 monatlich 135 000 M. und 1916 monatlich 270 000 M. für Mietzuschüsse aufgewendet. Nürnberg hat außer diesen Mietzuschüssen eine zweimalige Vereinigung bestehender Mietzinsrückstände mit einem Aufwande von 660 000 M. vorgenommen und monatlich 15 000 M. den dreistädtischen Vermittlungsämtern zur Verfügung gestellt für besondere, ohne weitere Zuschüsse nicht zu erledigende Fälle, die nach Gutbefinden der Vermittlungsämter verwendet werden. Die Einrichtung solcher Mieteinigungsämter wurde unterm 15. Dezember 1914 zum erstenmal gesetzlich geregelt. Von den Befugnissen der einschlägigen Bundesratsverordnung machten die Stadtgemeinden München, Nürnberg, Augsburg, Würzburg u. a. Gebrauch.

Die bayerischen Gemeinden haben sich im Kriege ferner sehr um die Beschaffung und Vermittlung von Kleingärten bemüht, die schon im Frieden als wertvolle Wohnungsergänzung der in Miete wohnenden minderbemittelten Bevölkerungsschichten galten. Es wäre dringend zu wünschen, daß diese Kleingärten erhalten blieben und organisch in den General-Baulinienplan als Grünflächen eingefügt würden.

Was die Wohnungsbeschaffung durch private Arbeitgeber anbetrifft, so kommt Regierungsassessor Löhner in seiner Arbeit zu dem Ergebnis, daß, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die mit Heeresaufträgen bedachten Unternehmer der ordnungsgemäßen Unterbringung der von ihnen zusammengerufenen Arbeitermassen nicht jene Fürsorge geschenkt haben, die im Interesse der Gemeinde wie zum Wohle der Arbeiter und ihrer Familien notwendig gewesen wäre. Lediglich in Schweinfurt hat die Kriegsindustrie in neuester Zeit in vorbildlicher Weise weit über eine halbe Million Mark für eine dort neuerrichtete gemeinnützige Baugenossenschaft unkündbare Anteilscheine gezeichnet.

In der Beschaffung vorbildlicher und preiswerter Kleinwohnungen haben die gemeinnützigen Bauvereinigungen Bayerns bis zum Kriege Erstaunliches geleistet. Sie hatten als junge Schöpfungen der Selbsthilfe noch keine Möglichkeit, größere Rücklagen zu machen, als sie der Krieg traf. Sie haben indes bisher den Krieg überraschend gut überstanden, wenn auch nach wie vor die größten Anstrengungen im einzelnen Falle gemacht werden müssen, um durchzuhalten. Hier haben die Darlehnsgeber zusammen mit den Gemeinden und dem Staate tatkräftig mit-

Digitized by Google

geholfen. Die Bayerische Landeskultur-Rentenanstalt hat bis zum 31. Dezember 1916 insgesamt 10 818 987 M. für Kleinwohnungszwecke gewährt. An erster Stelle der Geldgeber der gemeinnützigen Bautätigkeit in Bayern stehen noch immer die acht Landesversicherungsanstalten. Sie haben seit ihrem Bestehen 30 300 424 M. zur Förderung des Kleinwohnungsbaues in Bayern gegeben. In dem Zeitraum 1913 bis 1916 entfielen 5 899 020 M. Das Entgegenkommen der Landesversicherungsanstalten hinsichtlich der Aussetzung der Tilgung und der gewährten Nachsicht hinsichtlich der Einzahlungstermine, ihre Fürsorge um die bautechnische Instandhaltung und um die Buchführung, neuerdings ihr Eintreten für kinderreiche Familien hat den Bauvereinigungen das Durchhalten im Kriege wesentlich erleichtert.

Übersieht man die Wohnungfürsorge in Bayern von 1913 bis 1916 als Ganzes, so ist der Lähmung des ersten Kriegsjahres zwar eine rege Beachtung aller in die Wohnungsfürsorge einschlägigen Gebiete in der breiteren Öffentlichkeit gefolgt. Aus militärischen Gründen trat aber am Schlusse des Berichtszeitraumes eine völlige Stillegung der Wohnungserstellung ein, die einen in der Wirtschaftsgeschichte eines aufstrebenden Kulturvolkes noch nie dagewesenen Vorgang darstellt, dessen Folgen bei längerer Dauer zu heute noch nicht abzusehenden Schwierigkeiten in der gesunden Unterbringung des Bevölkerungszuwachses führen muß. Für die nächste Zukunft ist daher außer fortgesetzter größter Aufmerksamkeit auf alle Bewegungen des Wohnungsmarktes nötig, daß *gehandelt* wird, daß in den Gemeinden an Stelle von Schriftsätzen, Beratungen und programmatischen Wünschen *Taten* treten, rechtskräftige Beschlüsse der Gemeindekollegien und bindende Zusagen in der Gewährung notwendiger Mittel. Dann werden auch bei schwierigsten Verhältnissen alle in der Wohnungsfürsorge Tätigen arbeitsfreudig weiterarbeiten wie bisher, um die Not der Gegenwart zu lindern und vorzubauen für die nächste Zukunft.

Kurt Arnold Findeisen / Von Kathedralen, Lazaretten und Efeuwegen

Nordfranzösische Bilderbogen für meinen Jungen (1915).

(Schluß.)

Da der Bohemien das Geld nicht hat, wandert er ins Gefängnis, wo er beim Scheuern und Kehren hilft und mit dem Aufseher Karten spielt. Als man entdeckt, daß er schriftkundig ist, verwendet man ihn flugs in der Schreibstube; auch darf er abends im Schlafsaal Paternoster und Ave Maria sprechen.

Nach einem Monat ist er frei. Ehe er Vouziers den Rücken kehrt, trinkt er in der kleinen Schenke „Zum guten Winkel" mit dem Aufseher ein paar Bouteillen sauren Wein von Voncq — — —

Nun es heißt, zurück nach Laon, kann ich mir ein leises Heimweh nach der ragenden Kathedralenstadt getrost eingestehen. Ich bin einer ungeduldigen Freude voll, wieder eintreten zu dürfen in die gotischen Tore.

Rückfahrt durch rauschenden Herbst. Langer Aufenthalt in Amagne. Streifzug nach dem vor kurzem errichteten Monument der Hundertdreier auf der Höhe über Auboncourt. Ein Block aus gelbem Ardennenstein, ein griechischer Helm darauf und ein entblößtes Schwert. Ein erstes Denkmal dieses Krieges zwischen Äckern und Rainen, aus denen hölzerne Kreuze wie Disteln wachsen, hier drei, dort fünf, dort bei den Brombeeren ein umgesunkenes.

Resignierende Sonnenklarheit über dem Gehügel. Braune Wälder kriechen über die Höhen wie Raupen jener schmalen büscheligen Art. Das Verborgenste ist entlaubt, das Fernste nahegerückt und seiner Charaden entkleidet. Im Dach der Kirche von Auboncourt gähnt, ein unlustiges œil de bœuf, ein Granatenloch. Ich raffe Herbstzeitlosen und lege sie neben den Griechenhelm: Saat und doch Ernte! —

Weiterfahrt in Abend und Nacht hinein. Zur Linken noch den Feuerball der Sonne, zur Rechten schon das Oval des Monds.

Zwischen großen Gestirnen geht heute unser aller Weg. Möchte sich doch bald der Planet des Friedens in seiner eigenwilligen Bahn berechnen lassen und die Inbrunst des Himmels nicht mehr ausgespannt sein über einer Folterbank, über einem Schaffott, über dem Menschenschlachthaus!

Wo in Laon die Avenue de la Republique zwischen der Théremin d'Hamen-Kaserne und dem Arsenal um die Cuve Saint-Vincent biegt und ihren schönsten Blick auf die Stadt und die große Kirche herschenkt, liegt unter sturmzerzausten Ulmen der neue deutsche Soldatenfriedhof.

„Wer den Tod im heiligen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland", steht an seinem hölzernen Torhäuschen. Die ersten Lazarettabteilungen, die in Laon zu wirken kamen, haben ihn angelegt. Nun sind wir unter denen, die ihn wider Wunsch und Willen bevölkern helfen. Reihen an Reihen, Fichten- und Birkenkreuze, liebevoll behauene Blöcke aus Kathedralenstein, große, schrägstehende Holztafeln mit Namen, Namen, Namen: Soldaten aller Truppenteile und aller Grade, die Besatzungen mehrerer Flugzeuge, ein Krankenpfleger, eine Anzahl Franzosen, eine Schwester. Wie eine lyrische Strophe in einer blutigen Ballade mutet es an, das Frauengrab im Männerland.

Totenfestkronen liegen heute auf den meisten Hügeln, Gewinde aus letzten Blumen, Perlgeflechte in den Farben der Republik, zärtliche Sträuße, den erblassenden Hängen vor Sonnenheimgang abgeschmeichelt. Unsere Liebe liegt auf diesen Hügeln und achtet des neidischen Nebels nicht. —

Aber um dein Grab, mein Bruder, fern im Osten, müht sich heute wohl nur der litauische Heidewind, der Schnee und ein Traumbild mitleidiger Sonne. Oh, wir wollen dir einen Kranz flechten aus den besten Perlen unserer künftigen Tage, wir wollen dir einen Blumengarten anlegen in der Seele unseres Kindes, wir wollen, mein Felix, was du gewollt hast, weiter wollen und mit opferfrohen, nimmermüden Händen austragen zu des Reiches Herrlichkeit — —

Und es ist doch auch ein wenig Trost in dem Spruch, der hier über der Friedhofspforte steht, um den sich jetzt fröstelnde Tropfen zanken — — —

Meine nächsten Nachbarn sind die merkwürdigsten Leute von Laon, die Höhlenbewohner: Unmittelbar hinter der Umfassungsmauer der Théremin d'Hame-Kaserne liegen die berüchtigten „Creuttes".

Hier haben sich Menschen des 20. Jahrhunderts freiwillig-unfreiwillig zurückbegeben in die Hast der Tage, in denen der Moustiermensch der Dordogne und der Steinzeitjäger des Neandertals lebten. „Scheu in des Gebirges Klüften barg der Troglodyte sich." In glitschigen Kalksteinlöchern haust am Rande einer wohlhabenden Stadt, die zu Friedenszeiten Rentner, pensionierte Beamte und andere vermögliche und anspruchsvolle Altenteiler bevölkerten, die Armut modernsten Proletariats. Man schüttelt den Kopf, daß das möglich ist im Schoße einer Nation, die sich auf ihre fortgeschrittene Kultur Wunder was zugute tut; man kann eine stolzgeschwellte Genugtuung, daß so was bei unserer allbekannten sozialen Gesinnungstüchtigkeit und rührigen Gesundheitspolizei nicht mehr vorkommen könnte, schwer im Busen zurückhalten; man schüttelt noch einmal den Kopf und übersieht dabei doch, daß diese Troglodyten nicht schlimmer dran sind als unsere Soldaten im Unterstand des Schützengrabens, ja nicht so schlimm, und daß sie, genügsam und unverwöhnt, ihr naturnahes Dasein durchaus nicht beklagenswert finden.

Madame Massée-Jaris in der vorletzten Höhle (wenn man nach der Redoute Saint Vincent zu geht) ist eine redselige vergnügte Frau in den besten Jahren. Zwei Kinder hat sie ihrem ersten Manne geschenkt, fünf dem zweiten; eins ist en attendant. Drei sind wieder verstorben. Eltern und Kinder, gegenwärtig sechs Köpfe, dazu noch eine gichtige Großmutter, finden in dem Tonnengewölbe eines Felsenlochs Platz, das ungefähr drei Meter in der Breite und fünf in der Tiefe mißt. Drei Betten stehn an den feuchten Wänden hin, ein landesüblich breites gutbürgerlichen

Digitized by Google

Herkommens, ein Gitterbettchen mit einem feinen Himmel und ein rohgezimmerter Verschlag. Auf das, was noch kommen soll, wartet ein flickengefüllter Binsenkorb neben der wackligen Kommode.

Ein Tisch ist noch da, eine Anzahl strohgeflochtener Stühle, ein Topfbrett, eine verhängte Nische in der Wand, die als Schrank dient, ein Kamin, der aber zu stark raucht und durch ein eisernes Öfelein ersetzt wird. Ja, sogar Schmuckdinge sind vorhanden, eine Spiegelscherbe, ein paar Bilder aus Pariser Zeitschriften, einige Vasen voll künstlicher Blumen, eine schirmlose Lampe, ein kleines geschnitztes Kruzifix und unter einem Glassturz als größte Kostbarkeit der Brautkranz der Madame Massée-Jaris aus Orangenblüten und Jelängerjelieber. Der Ziegelfußboden ist sauber, mit Sand bestreut. Von der Kellertür, die hinten in das Eingeweide des Berges führt, bis zur zerbrochnen, mit Pappe und Brettern ausgebesserten Fensterluke ist eine Leine gespannt, worauf Windeln hängen, hundertmal geflickte pergamentene Wäschestücke und ein Arbeitskittel des Herrn Massée, der selber zurzeit für die Deutschen im Bois Bäume fällt.

In Friedenszeiten half er für drei Frank den Tag in der Artilleriekaserne bei der Pferdefourage. Das war nicht viel Verdienst angesichts der zahlreichen hungrigen Mäuler. Zehn Frank allein mußte er monatlich dem Monsieur Barba, Kommunearbeiter von Laon und Grundstücksbesitzer, für die Höhle Miete entrichten. Die Leute links nebenan zahlen ebensoviel, die rechts nur fünf; deren Wohnung ist nämlich sehr naß. Die Familie Camus unten an der Straße nach dem Faubourg Semilly, zehn Köpfe, muß drei Frank aufbringen, weil sie das Wasser eine Viertelstunde weit hier vom Berg holen muß. Und nur die Familie Petneux wohnt ganz mietfrei. Vater Camille hat 1870, als Flüchtlinge über Flüchtlinge in Laon zusammenströmten und kein Raum mehr war in den Herbergen, diese Höhle eigenhändig gegraben und als ewiges Eigentum vererbt. Der Monsieur Petneux hat hineingeheiratet.

Das alles erzählt mir die muntere Madame Massée-Jaris, während sie die Reste der Mittagsmahlzeit, dicken Reisbrei, wegräumt und Reisig zerkleinert; denn der Ofen muß immer gefüttert werden, sonst wäre es etwas zu feucht im Zimmer. Der kleine Leon turnt indessen am Waschfaß der grand-mère herum, und Madeleine und Gaston lärmen um die Sousstücke, die ich gespendet habe.

Es geht eine greuliche Sage von Legionen von Läusen, Flöhen und Wanzen in den Creuttes. Ich muß euch trotzdem über die struppigen Scheitel fahren, ihr zerzausten kleinen Erdmäuse; ich muß euch bei den schmutzigen Händen nehmen und eure Gesichter heben, damit ich eure sorglosen Augen was fragen kann; denn ich hab' auch einen kleinen Buben zu Hause! — Madame hat das Feuer ermuntert. Wie ich vor die Höhle trete, wimpelt oben aus dem Schornstein, der mitten in das Gräsergewirr der Wiese mundet, ein lustiges Rauchfähnlein heraus. Die fröstelnden letzten Dolden der Schafgarbe schütteln sich versonnen in stiller Wärme wie in Erinnerung an sommerlich selige Tage. Ich muß lächeln, während ich mich verabschiede. Ich muß denken: Was hättest du als Junge der Familie Massée alles durch so eine Esse herabgeschickt! Ob dein Sohn — —?

Meine kleinen Freunde und Freundinnen in der Gendarmerie-Nationale heißen: Simone Rostan, Ivonne Camerlinck, Gabriele und Pierre Collot. Wieviel Lautverschiebungen des Wohlklangs zwischen diesen Namen und solchen aus der Gegend Leipzigs: Paula Fiedler, Willy Billig, Selma Seifert. Daß ich mit der blonden ringellockigen Ivonne einen dicken radieschenroten Kreisel treibe und Himmelhupfen mache, bis ich ganz außer Atem am Ziel ankomme, am „repos" (nannten wir das als Kinder nicht auch die „Ruhe"?), ist nichts Seltenes. Und daß ich mit Pierre Collot, der ein kleiner, frecher Poilu ist mit einem drallen Posaunengesicht, das geschwungene Treppengeländer zwei Stock hoch dreimal nacheinander heruntergerutscht bin, ist auch schon dagewesen.

Heute nacht sind mir alle die Herrlichkeiten erschienen, die ich dir, mein Heinerle, einst unter dem Christbaum des Friedens aufschichten will: Kasperltheater, Schaukelpferd, Zauberlaterne, Zappelmänner, Abziehbilder, Dampfmaschinen und Baukasten und Briefmarken. Ein großes feines Bilderbuch, bunt wie ein Distelfink, den Rattenfänger von Hameln, wie ihn die französischen Jungen und Mädels lesen (La flute enchantée nennen sie die Geschichte), habe ich der Feldpost schon für dich anvertraut. Nur Trommel und Gewehr und Soldaten möcht' ich dir nicht schenken, mein kleiner süßer Bube — ach nein, mein Liebling — lieber — keine — — Soldaten! — — —

Der heilige Abend, für viele der zweite in Feindesland! ein wolkenverhangener Tag mit dünnem Schneegerieſel. In der frühen Dämmerung endlich wieder Glockenton. Eine feldgraue Wallfahrt in die Kathedrale. Aus Orgelregistern frohlockend, aus Menschenkehlen jubilierend der deutsche Christglaube. Unverlierbare, alles Geistige, durch zwölf todbröhnende Monate mühevoll hindurchgebrachte Innerliche ans Herz der ewigen Liebe bettende Weihnachtsmusik!

Saß nicht der heilige Johann Sebastian vor den Tastaturen? Stand nicht der selige Wolfgang Amadeus am Dirigentenpult? Und die katholischen Huldgestalten an den Wänden und Nischen hin und die protestantischen Engel, die unsichtbar um die lebendiggrüne Gotik des Tannenbaums unter der Vierung flügelten, daß in die Lichter ein unsagbar zärtliches Flimmern kam, mischten sie ihre erlösten Stimmen nicht in den Inbrunststrom:

Vom Himmel hoch, da komm' ich her.
Ich bring' euch gute, neue Mär! —

O ja, es mußte alles gut und neu werden in der Welt, gut und neu durch den Gott der deutschen Liebe. Das ging mit einem nach Hause durch das nasse Gestöber des Abends. Das ließ einen nicht los in der ganzen Wundernacht, durch die, als wär's der wilde Jäger mit seinem unholden Troß, ein seltsames Wintergewitter züngelte. —

Die Bescherungen in den Lazaretten. Ich war mit dabei in der Seuchenstation, bei den Nierenkranken, bei den Chirurgischen, auf der Augenstation. Überall Flammenglanz, Märchenbuntheit, Kinderglauben in den kahlen Sälen, über den weißen Betten, überall Reisigduft und bewegter Klang über den aus dem Füllhorn einer großen Herzensregung geschütteten Geschenkdingen, über den Liebesgaben des Vaterlands, die endlich einmal das ganz waren, was sie allezeit schon hätten sein müssen. Überall Heimweh. —

In der nächsten Nacht eine stille Feier unter Freunden: Der Ingenieur, der pädagogische Student, der Buchhalter und ich. Prasselnde Scheite im Kamin. Lichter aus duftendem schlesischen Bienenwachs auf den Fensterstöcken, in Reisigringen an der Decke, auf Simsen und Kanten und Konsolen und im grünen Faltenwurf der Fichte, die vorgestern noch im Bois de Clacy gestanden hat. Auf dem Kaminbord (die kitschigen Nippes, Vasen, Pendülen, Spiegel, die da gehäuft waren, haben wir entfernt) aus kalenderbunten erzgebirgischen Weihnachtsfiguren aufgebaut der Stall von Bethlehem, die heilige Geburt: Hirten, Herden, Könige, Joseph, Maria und das Bübchen.

Wir sitzen mit langen Beinen um das knatternde Feuer und rauchen die Festzigarren des Ingenieurs. An mich hat die Heimatpost noch nicht gedacht und an die anderen beiden auch noch nicht. Schadet nichts. So sicher, wie es morgen früh Tag wird, kriege ich mein Heiligabendpäckchen von ihr und — ihm. Wir sprechen wenig; wir sind ganz nach innen gekrochen wie Schnecken ins Gehäus. Wonne und Wehmut. An tausend Altäre der östlichen Ferne gerichtete Andacht überströmenden Gefühls.

Und auf einmal weiten sich die Rauchkringel meiner Zigarre zu gespenstisch schweifenden Schleierkreisen. Die Lichthöfe der Kerzen werden zu Sonnenscheiben, die ihre Strahlenbündel nicht bändigen können. Aus dem Kaminschlund wuchert ein Zentifolienstrauch, in dem der Atem von hundert Frühlingen und Sommern nistet. Ein junger Tag ist um mich, ein paradiesischer neuer Tag. Ich weiß nicht, wie ich ihn verdient habe, aber ich schmecke, rieche, schaue, höre, spüre ihn. Ich fühle mich emporgehoben von den kreisenden Schleiern wie von Wolken, als trügen mich Fittiche. Ich bin leicht und frei und aller Wünsche ledig und ganz ohne Leid — —

Digitized by Google

Und nach einer Weile ist der Kaminsims wieder da, aber die heiligen Männlein und Weiblein auf ihm sind plötzlich gewachsen und so groß wie die riesigen geschnitzten Bethlehemfiguren in Sankt Martin, die ich gestern bestaunt habe. Und wo die Maria gesessen, — wahrhaftig — da sitzt jetzt — mein Weib —, und — mein Weihnachtskind — Himmel und Erde! — liegt strampelnd in der grünen Wiege — mein Weihnachtskind — oh! oh! — — mit einem Schein um die dünnen Härchen — — — Heinerle — — — mein Heinerle! — — —

Silvester! Ich habe eine Nachtwache übernommen bei einem Ohrenkranken, dem Blut ins Gehirn getreten ist. Nun betreue ich seinen wüsten Schlaf und fühle seine Schmerzen in meinem Kopf und nehme zugleich Abschied vom alten Jahr. Es gleitet von dannen mit einer Qualenfracht, mit einem Tiefgang in meinem Herzen fast zum Sinken, obwohl es dich mir geschenkt hat, mein teures Kind. Wie ein Gespensterschiff gleitet es noch einmal an meiner Seele vorbei. Nur, daß wir Eile haben, das neue mit Aurikeln einer neuen Hoffnung zu bekränzen, läßt uns nicht schreckensstarr stehen bei seiner Ausfahrt.

Du weißt nichts von alledem, mein armer Freund mit dem Eisbeutel auf der Stirn, aber das Leid deines Körpers macht jene Barke mit schwer. Möchte doch deine Last mit von dannen schwimmen! Gegen Morgen wird mein Kranker stiller. Wird er ohne Bürde aufwachen? Siehe, du darfst deine guten Werke beginnen, Kalender des Heils 1916!

Neben seinem Bett schreibe ich nun an dich, mein Weib, und an dich, mein Sohn. Ach, was möchte ich nicht alles herabflehen auf eure geliebten Häupter fürs neue Jahr! Und es ist doch alles in einem kargen Wort gesagt: den deutschen Frieden!

Aber meine Hand zittert, während ich das schreibe. So wird auch das, was ich euch heute noch zu sagen weiß, ach, nur ein Märchen — —

Januar 1916.

Neunzehnhundertsechzehn! Was wirst du einst bei dieser Jahreszahl auswendig lernen müssen mein Sohn? Eine fröhlich wimpelnde Hoffnung ist heute in mir im Dämmerlicht des neuen Morgens, eine Zuversicht, die schon fast Gewißheit ist, es müßte bald alles besser und gut werden. —

Ich beschatte die Augen mit der Hand und schau in grünes Vorland hinaus, ich seh dich auf kleinen wackelnden Beinen stehen, mein Kind, ich seh dich die ersten Schritte machen; ich höre ein erstes süßes deutsches Wort von deinen Lippen, ich fühle — ich fühle — — ein Sonnenstrom bricht mir aus deinem Kommen entgegen wie ein Lanzenwald, ein Wonnesturm wie Fanfaren, — ich grüße dich, neues Jahr!

Ach, daß ich doch keinen Kinderwagen mehr vor die Augen kriegte! Die französischen Kinderwagen sehen nämlich genau so aus wie die im deutschen Vaterland.

Und kommt nun so ein Kütschlein die Straße hergezottelt, ist meine ungestillte, ungebärdige Vaterschaft auch gleich zur Stelle, hängt sich wie eine dicke Gevatterin über jedes kleine erschrockene Rotznäslein, rückt und drückt den fragwürdigsten Zulp, auch Schnuller genannt, zurecht, hilft schieben, wenn es den Berg hinauf geht, und wundert sich, daß die Fuhre immer schwerer und schwerer wird. Sitzt nämlich zu guter Letzt immer ein Geistlein drin, das aus purem Golde ist und das zehn Männer kaum heben können: heißt Heimweh, Sehnsucht, Ferneleid. Was aber die ungeduldige Vaterschaft nicht hindert über das nächste Kütschlein von neuem herzufallen — —

Herz, es wird Lenz! Ström' hinaus in den Sonntag, der flachsblond am Weg in den Himmel sitzt, schwärme aus im Vorhof des nordfranzösischen Frühlings!

Wir dringen vor auf der alten geradlinigen Heerstraße, Route Soissons—Paris, der Ingenieur und ich, wie erlöstes schnuppernde Wintergetier, die Nasen lüftern in der Luft, die lau wie Badewasser ist, die Augen aufgerissen zu ungläubigem, überschwenglichem Staunen wie Gottes erste gute Kinder.

Verwitterter Heiland am Kreuzweg von Leuilly—Etouvelles, hast du nicht einst gesagt: Selig sind, die an den Frühling glauben, denn sie werden des Sommers innewerden? Regenverwaschener Sankt Martinus an der Angerkirche von Chivy, schenk deinen ganzen Mantel hin; es scheint ja die Sonne so mutterwarm!

Gänseblümchen und Löwenzahn, Scharbockskraut und junges Rispengenissel, hinreißend keusches Grün der jungen Saat. Holzschildchen an ihren Rain gepflanzt: 1 Hektar Roggen der Ortskommandantur Etouvelles. Hafer der Munitions-Fuhrpark-Kolonne VII. Weidenkätzchen, Haselnußwürstchen, Kohlweißlinge im schrägsilbernen Licht: O Arsenal, o Farbenkasten, o Land- und Generalstabskarte meines Kinderkönigreichs!

Moorheide mit verfilztem Wacholderwuchs. Erika. Birken in rieselndem Jungfernhaar. Kiefernbüschel, über die ein grauer Reiher stößt. Zu Kalktümpeln auseinandergeflossene Wagenspuren, Wege, in denen der Fuß wie in Teppichen versinkt, urweltlicher Atem der nackten Krume. Elstern und Krähengeschwader vor Mauvion le Vineux.

Heiliger Boden! Hier sind Rebengärten gewesen! Heiliger Boden! Hier haben Trauben geblutet! Hier hat man einst Weine gezogen, die wie der rote und weiße Craonner und der milde Craonnelle zu den erlauchtesten des Laonnois gehörten. Maikäfer und Reblaus haben sich dagegen verschworen und späte Fröste in der Märznacht. Nichts ist geblieben als ein paar zerstoßene Stöcke und der adlige Name „le Vineux".

Heiliger Boden, nicht nur heilig durch die rührend unschuldige Zuversicht der Schlüsselblumensonne: Hier sind Spuren uralten täppisch unmündigen, heidnisch-christlichen Kults vorhanden. Hier versteckt sich am Ulmenhang ein Kirchturm aus romanischen Kindertagen, hier schlingt sich durch die grellgetünchte, ehemals bemalte Hallenwölbung der Spuk großartiger Fratzenkapitäle: Männerköpfe, Giganten, die sich den Bart zerzausen, seltsame Vögel mit zurückgebogenen Flamingohälsen. Ein Zentaur, der hinter sich mit Pfeil und Bogen schießt. Zähnebleckende Untiere, Harpyen, Sirenen, Federbälge mit Frauenköpfen. Unhimmlische Engel, die auf Hackbrettern grobe Musik machen. Und in schiefem Winkel durch die bleigefaßten, eingeknickten Scheiben die Sonne, die vor zweitausend Jahren ebenso unbekümmert über der inbrünstigsten Menschenkunst stand wie heute. —

In einem Garten des Dorfes ein über und über blühender Aprikosenbaum wie eine Frühlingsstrophe von Mörike. Mulmig atmendes Wintererbe daneben im Laubpolster des Hohlwegs nach Château Presles. Und ewiger, unwandelbarer Efeu. Efeu auch um den letzten gotischen Bogen der Burgkapellenruine, Efeu über einem einsamen, frischen Hügel im Schloßgarten: Kriegsfreiwilliger Hans Bartels vom 79. Infanterie-Regiment, gestorben am letzten Tage des Jahres 1915.

Daneben das neue, geschmacklos nüchterne Land- und Sommerhaus des Ruinenbesitzers, jetzt Feldlazarett, Sammelstelle von Ruhrkranken. Vom Hötzenscheitel dahinter unvergeßlicher Blick nach der Front über Soupir, Chavonne, Vailly und rückwärts auf den Felsklotz von Laon. Serpentine ins Tal nach Presles-et-Thierny. Ulmenparke, ein preußisches Schilderhaus vorm Schlößchen. Verweste romanische Kirche mit eigenwilliger Vorhalle und abermaligem Spuk von Fratzenkapitälen. Kuhherden, schwatzende Häusler, spielende Kinder, in den Sonntag bummelnde, vom Graben ausruhende Reserven zwischen den Jelängerjeliebermauern.

In Vorges wieder trübsinnige Spuren versunkener Weingärten. In Bruyères, das ist: Heidestadt, ebenfalls morsche Rätselmasken und Larven an dem greisen Gotteshaus, diesmal außen an Apsis und Kapellenkranz. Versonnene Andacht vor dem welken Rest der berühmten Vierge de Brugères. Herzliche Zwiesprache mit steinernen Heiligen, Buntfenstern, Schnitzereien und verschlafenen Prozessionsfahnen. Sainte Jeanne d'Arc starrt böse über uns weg. Sie hat keinen Seherblick gehabt in diesem Kriege, die arme Lothringerin!

Wie wir auf offenen Kleinbahngüterwagen dem Felsen von Laon wieder zurollen, kommt uns überschwenglich zum Bewußtsein, daß wir vor Tausenden bevorzugt und gewürdigt sind, unangefochten den Runen, Zeichen, Bildern altehrwürdigster Kultursprache nachzuspüren. Die Tatsache, daß in unzähligen französischen Dörfern, von den Kathedralenwundern der Städte ganz zu schweigen, die bejahrten Kirchen Offenbarungen benedeiter, glorreicher Schönheit

darstellen, stimmt demütig gegen die künstlerische Mission des Krummstabs verschollener Epochen. —

Heimkehr. Um die Türme und Strebepfeiler der Kathedrale spielt die blasse Abendfarbe wie um das Wunder katholischen Sinnenkults die Entzückungen protestantischer Dichter spielen. Ein Vögelchen pfeift verloren in der Cuve Saint Vincent. Die Luft ist noch immer lau und so weich und schwärmerischer Glücksmöglichkeiten voll.

Am Bahnhof werden Truppen verladen. — Oh, macht doch Frieden, ihr Menschen! Spürt ihr denn nicht, daß es noch einmal Frühling werden will, Frühling trotz eurer Unwürdigkeit und Verblendung? Oh, seid wieder Kinder, ihr Entarteten, und zeigt euch der Aurikel und der Veilchen wert! Macht Frieden, meine Brüder! — —

Frost ist noch einmal eingefallen in die Pikardie. Meine Akazie ist mit Winterkühle und Rauhreif schwer behangen. Starr vor Schreck steht sie und schüttelt ganz leise. So mag ich auch gestanden haben, damals, als die Urlaubssperre kam. Ob wieder was lauert? —

Ich muß zu meinem Buben! — —

Daß man mit Wonne Eisenbahn fahren kann, daran haben mich meine unwilligen Nerven seit alten Tagen nicht mehr glauben lassen. Heute erlebe ich's von neuem und, ach, wie kinderhaft unmittelbar: Urlaubsunraft, Ferienbehagen fernferner Schülerzeit, Wanderfieber, schlaraffisches Schlürfen einer frischen Freiheit, Taumel rücksichtslos rechthaberischer neuer Umweiten, Ungeduld, Sehnsucht, alles dies in einem ist heute mein Lebensgefühl! Früher bin ich der Weisheit froh gewesen (und vielleicht werde ich's später wieder sein), daß der Weg mehr sei als das Ziel, der Wunsch mehr als Wunsches Erfüllung, das Heimweh mehr als das Nachhausekommen; heute werfe ich das wie Plunder von mir, heute rufe ich: nein, nein, nein, nein, mir geht's ums Ziel, mir geht's um den Ankerplatz, mir geht's um den Ort, wo meine Seele hingehört — —

Mir ist, als müßte ich schieben helfen, wenn der Zug seinen Eifer mäßigt, als müßte ich durchs Fenster springen und zu Fuß weiterstürmen, wenn der Fahrplan die Räder auf einem Bahnhof festhält! Weicht hinter mich, Champagne, Pikardie, Artois, Hennegau, ich will nichts mehr von euch wissen, ich will euch nicht mehr sehen, ich habe denn zuvor meinen Jungen gesehen! —

Alle Nebensonnen der Fremde fallen wie Schuppen ins Bodenlose vor dem starken Licht der Heimat!

Über einem Kinde steht ein Stern: Dank, Dank, daß ich eilen kann, vor ihm hinzuknien! — — —

Mein Gott, erst war's doch ein paarmal noch ein wenig sonderbar: Dies pausbäckige Puttengesicht, vor dem die Kriegsteuerung zu einer unglaubwürdigen Legende zerrann, diese blauen Sönnlein, denen der neue Mensch am Wagen so unsagbar gleichgültig war (nicht einmal Abscheu erregte er), dieser zahnlose mümmelnde Mund, der sich von Zeit zu Zeit, von geheimnisvollen Urtrieben entsiegelt, zu dämonischem Gezeter weitete, die geblähten Löchlein der Nase, deren Wände während der dunklen Ekstasen bläulich anliefen, diese ganze, purzelwinzige, feste, frische, rätselumwitterte Kreatur: Fleisch von meinem Fleisch, Daseinswille von meinem Willen, Ausläufer, Absenker, Schößling, Erbe und Wiedergeburt!

Dann sah ich ihn an seiner Mutter Brust (so sollten sie die Madonnen bilden, die frommen Meister!), und alle Fremdheit fiel hin. Ich fühlte die Quellen, Springbrunnen, Wasserfälle des Lebens wandeln, ich fühlte meinen Pulsschlag in den seinen münden, ich fühlte mit dieser Ewigkeit mein, sein, ihr gottesvoll innerstes Wesen verstrickt!

Ich hauchte seine wunderlichen rosa Fingerchen und Füßchen an, die wie Pfirsichflaum waren und lind und schön wie Morgenwind; ich küßte das alabasterne Brünnlein, das ihn speiste, wie sie in andersgläubigen Landen das Heiligste küssen; ich sah, von dem Schaugepränge meiner fränkischen Tage bedrängt, gotische Kathedralen über Mutter und Kind emporwachsen mit Strebepfeilern, Maßwerk und der eingeborenen Leuchtkraft bogiger Farbenfenster, Münster, durch deren Portale Wallfahrer schritten, um vor jenen hinzuknien, Büßer und Beter, die meine Enkel und Urenkel waren.

Dann nahm ich das Bündel auf den Arm, nicht sehr sachgemäß, aber um so behutsamer (wie Sankt Cristophorus war mir zu Mut), dann trug ich's gewaltig schreitend in meiner Welt herum, wennschon es brüllte und brüllte, dann hob ich's, ein seliger, überschwenglicher Opferer, hoch über meinen Scheitel hinaus und dankte und zeigte es — den Ahnen — —

Und alles, was draußen mit Stahl und Eisen klirrte, sank fernhin; Mord war nicht mehr, Gift war nicht mehr, Haß, Neid, Sucht, Gier war nicht mehr, nur der Friede Gottes war in meinem Kinde — — —

Gottfried Fittbogen / Das „spießbürgerliche" Gesetz

Vielleicht darf zu der Diskussion zwischen Naumann und Jastrow auch ein feldgrauer miles communis ein Wort aus dem Stegreif beisteuern, wenn auch mit feldpostmäßiger Verspätung. Jastrow rettet die Hellenen vor dem Vorwurf der Spießbürgerlichkeit (wegen des Schlußsatzes des Distichons:

Wanderer kommst du nach Sparta, verkünd'ge dorten,
Du habest uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befiehlt.)

dadurch, daß er ihn an den Übersetzer des Distichons, an Schiller, weitergibt. Schiller habe den „Schmelz des Hellenentums" nicht wiedergeben können, und nur infolge seiner unzureichenden Übersetzung entstehe der „spießbürgerliche" Eindruck der Verse; dem Original könne man nichts Derartiges nachsagen.

Zweifellos, darin hat Jastrow recht, ist die Schillersche Übersetzung, wie jede gute Übersetzung, keine wortwörtliche Wiedergabe, sondern eine Umdichtung. Schiller legt keinen Wert darauf, das auszudrücken, was Jastrow als den Sinn der Verse umschreibt: „Noch im Tode eint uns mit euch die Treue gegen das gemeinsame Band ... Jene rhemata (Satzungen) sind für den Spartaner nicht das Gesetz, das ihm etwas befiehlt, sie sind seine Lebensordnung, seine Lebensluft, außerhalb deren es kein Spartiatentum gibt."

Hatte Schiller seine schwache Stunde, als er diese spezifisch spartanischen Beziehungen vermißte? Oder dachte er sich etwas Bestimmtes dabei?

Daß er, an die Stelle der partikularistisch-spartanischen, auf Lykurg zurückgeführten Satzungen das lapidare Gesetz — d a s Gesetz, nicht e i n Gesetz — setzte, sollte auf die Spur führen: Schiller war Kantianer. In seiner Sprache bedeutet „das Gesetz" nichts anderes als das moralische Gesetz schlechthin, und auch wenn von einem positiven Gesetz die Rede ist, steht das moralische Gesetz hinter ihm, es weisend und ihm Autorität spendend; alle Einzelgesetze haben nur Kraft, soweit sie Ausfluß dieses einen Urgesetzes sind. Das Gesetz, dieser *νόμος ἄγραφος*, war den dreihundert Spartanern ins Herz geschrieben; darum gingen sie — in schlichter Pflichterfüllung, genau wie so viele Tausende unserer Feldgrauen — in den Tod.

Was ist daran spießbürgerlich? — Ein spießbürgerlicher Zug kommt erst hinein, wenn man die Verse Schillers falsch interpretiert und nicht jenes hohe kategorische Gesetz, sondern irgendeine papierne Satzung als Motiv für den Tod der Dreihundert annimmt.

Will man aber im Ernst Schillers Umdichtung spießbürgerlich finden, so muß man konsequenterweise auch den größten Dichter des deutschen Spartiatentums, den Preußen Heinrich von Kleist wegen seines „Prinzen von Homburg" der Spießbürgerlichkeit zeihen. Das ganze Drama steht unter dem Motto: „Ich will, daß dem Gesetz Gehorsam sei." Weil er „dem Gesetz" infolge egozentrischer Orientierung zuwiderhandelt, wird der Prinz zum Tode verurteilt, damit trotz seiner Gesetzesübertretung das Gesetz als die beherrschende Autorität im preußischen Heer anerkannt bleibe; der Prinz entwickelt sich dann aus einem Verächter des Gesetzes zu seinem wärmsten Verehrer und unbedingten Verteidiger; er billigt das über ihn verhängte Todesurteil aus innerster Über-

zeugung, ja als die Waffengefährten ihn frei bitten wollen, besteht er darauf, nun ganz aus freiem Willen, sein Vergehen mit dem Tode zu büßen. Er hat das Gesetz in seine Gesinnung aufgenommen. Und nur, weil das so ist, weil das Gesetz ihm nicht mehr fremd gegenübersteht, sondern er mit ihm eins geworden ist, kann er vom Kurfürsten, dem Wächter des Gesetzes, begnadigt werden. Sein Leben ist keine Gefahr mehr für den Bestand des Gesetzes.

In eben diesem Sinne — „weil das Gesetz es befiehlt", nicht „weil es gesetzlich befohlen ist" — gehen die Spartaner der Schillerschen Verse in den Tod. Schiller hat also die Verse des Simonides aus dem historisch Spartanischen, aus dem zeitgeschichtlich Bedingten ins Allgemeingültige erhoben, er hat sie nicht verphilistert, sondern geadelt. Aber gibt es etwas Höheres, als daß der Mensch etwas tut, bloß „weil das Gesetz es befiehlt", bloß weil es Pflicht ist?

Aber vielleicht richtet sich Naumanns Seitenhieb im Grunde nicht gegen die Hellenen oder den Übersetzer Schiller, sondern gegen gewisse neudeutsche Erscheinungen.

Soziale Bewegung

Sozialdemokratische Gewerkschaftsstimmung nach vier Kriegsjahren. Wie die Hirsch-Dunckersche und die christliche Gewerkschaftspresse widmet auch die sozialdemokratische dem Übergang in das fünfte Kriegsjahr tiefernste Gedenkartikel. Das „Korrespondenzblatt" der Generalkommission der Gewerkschaften gibt den Ton an, wenn es schreibt: „Ungeheuer viel hat das deutsche Volk ertragen. Und mehr denn einmal hofften die, die auf seinen Zusammenbruch spekulierten, es würde eines Tages unter der Last der Bürde zusammenbrechen. Wenn diese Spekulation versagte, so, weil die Erkenntnis unser Volk aufrechterhielt, daß, wenn dieser Zusammenbruch einträte, eine noch viel schlimmere Leidenszeit hereinbrechen müßte, als die Kriegszeit uns auferlegt. Wir sehen in dem wüsten Treiben unserer Gegner, die mit kalter Berechnung die wirtschaftlichen Leiden unseres Volkes steigerten, um höhnend den Zeitpunkt festzustellen, wann das deutsche Volk vor Hunger kraftlos zusammenbrechen würde, einen gefühllosen Kampf gegen wehrlose Frauen und Kinder; die gleisnerische Redensart, daß die Menschheit aus diesem Kriege zu ihrem Heil in ein Staatsgebilde des Rechts und der Gerechtigkeit übergeleitet werden sollte, kann niemanden irreführen. Die deutsche Arbeiterschaft ist palltisch viel zu klug, als daß diese Phrasen der englischen und französischen Bourgeoisregierung irgendeinen Eindruck erwecken könnten .... Zu keiner Zeit hat ein Staat einen so unheilvollen Einfluß auf die Völker ausgeübt als England gegenwärtig." Mit dringlicher Mahnung wendet sich das „Korrespondenzblatt" namens der deutschen Arbeiter an die Arbeiterklasse der anderen Länder, endlich alle Gedanken an Kriegsentschädigungen und territoriale Machterweiterung fallen zu lassen und dem Morden ein Ende zu gebieten. Es verhehlt aber nicht, daß alle bisherigen Friedensversuche Deutschlands auf glatte, höhnische Ablehnung gestoßen sind, daß weite Kreise der Arbeiterschaft in den Ententeländern vollständig im Banne der Kriegsparteien stehen und das Bild der Friedensaussichten weithin trostlos ist. „Die Friedenssehnsucht", heißt es dann weiter, „nimmt uns gefangen. Aber nicht um die Hoffnungen im Lager der Gegner zu erfüllen, die des naiven Glaubens sind, unser Volk würde verräterisch im eigenen Lande die Geschäfte derjenigen besorgen, die bereit sind, uns ihre militärische Macht fühlen zu lassen. Wenn ihr Arbeiter im Ausland glaubt, daß wir zu diesem verräterischen Streich fähig wären, so irrt ihr Euch, und Ihr dürft weder auf diese Hoffnung Euren Sieg aufbauen, noch wird der Friede mit Deutschland jemals so geschlossen werden. Ihr werdet nicht triumphieren über ein Volk, das moralisch für immer gerichtet wäre, wenn es einer aus aller Welt zusammengeholten Soldateska die deutschen Lande, unser Heim und unsere Familie preisgeben würde. Was wir in Fleiß und rastlosem Streben aufgebaut haben, gehört auch uns, der deutschen Arbeiterschaft. Mit der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands ist die Stellung der Arbeiterschaft eng verknüpft. Ihr könnt uns nicht mit Euren asiatischen, afrikanischen Horden eine freiere politische Entfaltung bringen." Der Aufsatz schließt mit dem Gelöbnis, auszuharren, bis eines Tages drüben ruhige Überlegung und vernünftige Erwägungen zur Umkehr leiten und das Ende des fürchterlichen Krieges herbeiführen.

Ausgestaltung des Tarifrechts. Bei der großen Ausdehnung und wachsenden Bedeutung für den sozialen Frieden, deren sich das Tarifwesen in Deutschland erfreut, sind alle Bestrebungen besonders zu begrüßen, die auf festere Grundlagen und gesetzliche Anerkennung der Tarifverträge drängen. In dieser Hinsicht ist ein Aufsatz im „Korrespondenzblatt der Generalkommission der sozialdemokratischen Gewerkschaften" deshalb sehr beachtenswert, weil diese stärkste Richtung in der wirtschaftlichen deutschen Arbeiterbewegung früher nicht viel für gesetzliche Ausgestaltung des Tarifwesens übrig hatte. Da die dort entwickelten Vorschläge außerdem praktisch brauchbare Richtlinien für eine erstrebenswerte Gesetzgebung auf diesem Gebiete darstellen, seien die wichtigsten Ausführungen hier auszugsweise wiedergegeben. Nachdem der Aufsatz die Notwendigkeit einer Vervollkommnung der Organisation und Technik des Tarifwesens erörtert hat, weist er auf die rechtliche Unzulänglichkeit vieler bestehender Tarifverträge und auf die Gefahren hin, die dieser Zustand für die haftenden Gewerkschaften mit sich bringen kann. Die Prüfung der Tarifverträge durch rechtskundige Beistände erscheint deshalb notwendig und die Bestellung juristischer Syndizi wenigstens für die Reichstarifgemeinschaften empfehlenswert. Für die Verallgemeinerung des Tarifwesens ist ferner die zuverlässige Geltung und Beachtung des Tarifvertragsinhalts nötig. Die Tariforganisationen dürfen sich in der Erfüllung der Vertragspflichten durch nichts beirren lassen und müssen Tarifverstößen fest entgegentreten. Da die Zuverlässigkeit des Tarifvertrages von der Zustimmung der Tarifbeteiligten abhängt, so sollte man, um dem Vertrage das Vertrauen der Beteiligten und damit die erforderliche Legalität zu sichern, die vereinbarten Bedingungen durch eine besondere Vertreterkonferenz des Tarifbezirks bestätigen lassen. Die tarifliche Rechtsprechung sollte den Selbstverwaltungsorganen der tarifbeteiligten Arbeitgeber und Arbeitnehmer vorbehalten bleiben (paritätische Tarifschiedsgerichte, aber unabhängig von den Organen für Tarifberatung und Tariffortbildung und, wo rechtsverbindliche Kraft gewünscht wird, mit unparteiischem Vorsitz). Die Frage, ob Organisationsverträge oder unbegrenzte Tarifgemeinschaften, die alle Berufsangehörigen tariflich umfassen wollen, vorzuziehen seien, ist nach den Umständen zu beantworten. Jenen kommt die disziplinarische Macht der Organisation zugute, die überdies für Organisationsverstöße eher als die allgemeine Tarifgemeinschaft haftbar gemacht werden kann; letztere erleichtert das tarifliche Zusammenwirken von Organisationen verschiedener Richtungen und die Entwicklung des Arbeitstarifvertrages zum kollektiven Arbeitsvertrage für die Gesamtheit der Arbeiter des Berufs; natürlich setzt das die Unabdingbarkeit durch Sonderverträge voraus. „Im allgemeinen", so erklärt das Korrespondenzblatt zum Schluß, „muß es unser Bestreben sein, die Festigkeit der Tarifverträge in der Ausgestaltung nach den praktischen Bedürfnissen des Gewerbes, in dem Vertrauen der Mitglieder und in gut fungierenden Tarifrechtsprechungsorganen zu sichern und von weiteren Bürgschaften Abstand zu nehmen. Wo es sich aber als unmöglich erweisen sollte, einen Tarifvertrag gegen einseitigen Bruch durch Haftungsbestimmungen zu sichern, dort ist den Gewerkschaften zu empfehlen, die Haftung durch den Vertrag selbst zu regeln, und zwar im Sinne der Beschränkung der Haftung auf den Höchstbetrag eines Wochenlohnes unter Ausschluß aller weiteren Entschädigungsansprüche. Die Haftung muß selbstverständlich in diesem Falle eine gegenseitige sein. Die Abneigung der Gewerkschaften, vertraglich Haftungspflichten aus Tarifverträgen zu übernehmen, ist historisch begreiflich; aber sie ändert nichts an der rechtlichen Lage, daß bereits das geltende bürgerliche Recht die Gewerkschaften in weiterem Umfang für Tarifverstöße haftbar macht. Eine vertragliche Einschränkung des geltenden Rechts kann daher unter gewissen Umständen für die Gewerkschaften nur von Vorteil sein."

Beamten- und Konsumvereine. Über dieses Thema fand kürzlich auf dem Kölner Genossenschaftstage des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine eine eingehende Aussprache statt, deren Ergebnisse in folgender Entschließung zusammengefaßt wurden: 1. Die Konsumvereine sind ein wirksames Mittel, die wirtschaftliche Lage ihrer Mitglieder zu verbessern, sie durch den Grundsatz der Barzahlung zu größerer Wirtschaftlichkeit zu erziehen und auf der Grundlage der Selbstverwaltung in den Stand zu setzen, ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten selbständig zu regeln und zu leiten. 2. Die wirtschaftliche Lage der Beamten und Festbesoldeten rechtfertigt deren Beteiligung an der Konsumvereinsbewegung, und es darf ihnen die Mitgliedschaft und die Mitarbeit in den Konsumvereinen durch keinerlei Maßnahmen von Behörden, Vorgesetzten oder Arbeitgebern erschwert oder unmöglich gemacht werden. 3. Die Interessen der Verbraucher werden am vollkommensten in einer einheitlichen neutralen Verbraucherorganisation gewahrt. Die Gründung besonderer Vereinigungen, Beamtenkonsumvereine usw. ist unwirtschaftlich und deshalb zu vermeiden. 4. Den Beamten und Festbesoldeten wird empfohlen, sich den Konsumvereinen des Zentralverbandes anzuschließen. 5. Durch geeignete Maßnahmen in den Konsumvereinen ist den Beamten und Festbesoldeten die Mitarbeit in den Verwaltungskörperschaften zu ermöglichen und ihnen eine angemessene Vertretung in diesen zu sichern. — An der Aussprache hatten sich auch leitende Beamte von deutschen Beamtenvereinigungen beteiligt. Die Entschließung wurde einstimmig angenommen.

Digitized by Google

Ärzte und Krankenkassen. Den kleinen Krieg zwischen Ärzten und Krankenkassen hat auch der große Weltkrieg nicht zum Schweigen bringen können. Nachdem kürzlich ein außerordentlicher Ärztetag stattgefunden hat, hielt nun auch der Reichsverband deutscher Ortskrankenkassen eine Sitzung in Weimar ab. Welche Macht er bedeutet, beweist schon die Tatsache, daß hier 1120 Kassen mit 5½ Millionen Mitgliedern vertreten waren. Die Ärzte hatten auf ihrer Tagung, entsprechend den Kriegsteuerungsverhältnissen, eine Gebührenerhöhung von 50 v. H. gefordert. Der Kassenverband erhob dagegen Einspruch. Man muß nun abwarten, ob sich schließlich zwischen den beiderseitigen Standpunkten nicht eine vernünftige Vermittlung finden läßt. Wenn alle Arbeit teurer bezahlt wird, wenn die Beamten Teuerungszulagen bekommen, so wird es niemand den Ärzten verdenken können, daß sie auch ihr Einkommen, und damit zugleich ihre soziale Stellung durch Anpassung an die Wirtschaftslage auf der alten Höhe erhalten wollen. Mit einer grundsätzlichen Ablehnung jeder solchen Erhöhung werden deshalb die Krankenkassen nicht durchkommen. Andererseits darf man fragen, ob nicht vielleicht auch ein niedrigerer Prozentsatz, wie für die Beamten so auch für die Ärzte genügen könnte. Keinesfalls wird der soziale Gesichtspunkt außer acht gelassen werden können, daß die Kassenpatienten vorwiegend den Minderbemittelten angehören. Auch der Mittelstand, der 4000 bis 5000 M. Jahreseinkommen hat, ist damit zurzeit wirklich noch nicht in glänzender Lage. Die meisten Kassenpatienten aber haben ein geringeres Einkommen. Und nun arbeiten die Kassen sowieso schon unter erschwerenden und verteuernden Umständen. Die Zahl der Ärzte ist geringer geworden, weil so viele im Felde stehen. Die Arzneimittel sind erheblich verteuert. Die mangelhafte Verpflegung und die sonstigen ungünstigen Kriegsverhältnisse haben die Anfälligkeit der Menschheit gegen Krankheiten vermehrt. So sind die Ausgaben der Kassen ganz gewaltig gestiegen. Daß sie unter diesen Umständen über eine Erhöhung der Arztegebühren nicht gerade erfreut sein können, begreift sich. Es gibt aber auch noch andere Wege, um Ärzten und Kassen das Zusammenarbeiten zu erleichtern. Dahin gehört die vorgeschlagene Einrichtung von ärztlichen Beratungsstellen, wodurch Ärzten wie Patienten das Zusammenkommen erleichtert und Zeit gespart wird. Ferner die Zentralisierung des Fürsorgewesens; bessere Fürsorge beugt vielen Erkrankungen vor.

Die Trinkgeldfrage in den Gasthöfen hat schon seit Jahren die beteiligten Arbeitgeber und Arbeitnehmer des Gastwirtsgewerbes und — das zahlende Publikum lebhaft beschäftigt. In der Notwendigkeit der Ablösung sind sich alle diese Kreise einig. Aber praktische Erfolge hat die Bewegung bisher so gut wie gar nicht zu verzeichnen gehabt. Vielleicht wird es jetzt besser, nachdem eine starke Arbeitgeberorganisation, der internationale Hotelbesitzerverein, die Frage energisch zu verfolgen beschlossen hat. Auf seiner Tagung in Koblenz wurde die völlige Abschaffung des Trinkgeldes als eine Notwendigkeit hingestellt, wenn man beabsichtige, den Stand der Gasthausangestellten zu heben. Man berührte weniger die Art der Erhebung als die gerechteste Form der Verteilung und gab dafür wertvolle Fingerzeige. Unter Voraussetzung eines Zuschlags von 10 v. H. auf die Preise, der auf die Angestellten als Gehalt zu überweisen sei, wurde angeregt, ihnen einen verhältnismäßigen Anteil am Tagesumsatz, der Arbeitsleistung entsprechend, zu gewähren. Für den Kellner käme demnach neben dem Grundgehalt ein Zuschlag von 6—8 v. H. in Frage, der sogleich bei der täglichen Abrechnung vergütet werden kann, falls es sich um Revierbedienung und Barzahlung handelt. Sind jedoch mehrere Kellner in einem Revier vorhanden, so fließt der Betrag in die gemeinschaftliche Trinkgeldkasse und wird sodann nach Maßgabe der üblichen Staffelung verteilt. Für den Hausdiener ist neben dem Grundgehalt ein Zuschlag von 20—25 Pf. für jeden Gast vorgesehen, für das Zimmermädchen ein solcher von 10—15 Pf. Für die Zimmerbedienung findet eine ähnliche Berechnung statt, dagegen soll dem Portier ein angemessenes Gehalt gewährt werden, um tüchtige Kräfte dauernd ihrer Stellung zu erhalten.

Büchertisch

Philipp Zorn, Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit. Helwingsche Verlagsbuchhandlung. Hannover. 42 S. 1 M.

Fidelis, Haag. Vortrupp-Flugschrift Nr. 46. Alfred Janssen, Hamburg. 15 S. 0,20 M.

Die Schrift Zorns ist für Juristen gedacht, denen er den Vorwurf macht, daß bei ihnen noch eine bedauerliche Unklarheit über die Ziele, den Inhalt und den heutigen Stand der Schiedsgerichtsbarkeit besteht; aber sie ist auch für ein viel größeres Publikum von Interesse. Zorn ist kein Pazifist, nach seiner Ansicht ist die ultima ratio regum in den internationalen Verhältnissen doch das Schwert. Um so wichtiger ist, daß er, das Mitglied des Preußischen Herrenhauses, das einst an dem Zustandekommen der Haager Beschlüsse beteiligt war, sich vollständig zu ihnen bekennt und mitten im Toben des Weltkrieges, in dem pessimistische Köpfe den Bankrott jeden Völkerrechts sehen, sich fest auf den Boden der Haager Abkommen stellt und an ihre Verwirklichung in der Zukunft glaubt. Er setzt kurz auseinander, was auf den beiden Haager Konferenzen der Jahre 1899 und 1907 erreicht worden ist und wie sich das Erreichte praktisch bewährt hat in einigen Fällen, die ohne das Werk vom Haag wahrscheinlich zum Kriege geführt hätten, so aber ihre friedliche Lösung fanden. Der Vorwurf, daß der Gedanke der Schiedsgerichtsbarkeit durch den Ausbruch und Fortgang des Weltkrieges ad absurdum geführt worden sei, wird zurückgewiesen, da bisher ja nur für Fälle rechtlicher (nicht politischer) Natur überhaupt das Schiedsgericht in Frage kam. Eindringlich wird der Vorwurf zurückgewiesen, der gerade in Deutschland von den Gegnern der Schiedsgerichtsbarkeit immer erhoben wurde, daß im Ernstfalle Deutschland durch die anderen Staaten „majorisiert" werde und daher nie zu seinem Rechte käme — die Zusammensetzung des Fünfmännerkollegiums (Art. 24 und 25 des Abkommens) bürgt dafür, daß die Gleichheit der Parteien immer gewahrt werde. Wie sehr Deutschlands Widerstand, an dem der Hauptverhandlungsgegenstand der zweiten Haager Konferenz scheiterte, nämlich die Schaffung eines obligatorischen Schiedsgerichts neben dem schon bestehenden fakultativen, im Auslande Unwillen erregte und gerade in der heutigen Hetzpropaganda der Entente gegen unseren unbedingt niederzukämpfenden Militarismus eine Rolle spielt, weiß jeder, der die Schilderung dieser Vorgänge in internationaler Beleuchtung kennt. Für Zorn ist es „ein vollständiges Rätsel, warum das Deutsche Reich und mit ihm Österreich-Ungarn die Rechtspflicht zum Schiedsgericht im Rahmen der volle Sicherung bietenden Ehrenklausel abgelehnt haben". Hier, hofft er, werde nach dem Krieg der Ausbau der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit von neuem einsetzen und damit viel Unheil vermieden werden. Die Gewähr dafür, daß Deutschland dann auch seine frühere ablehnende Haltung aufgeben wird, sieht Zorn in der Rede Bethmann Hollwegs vom 9. November 1916, in der er sagt, daß, wenn nach dem Kriege ein Schrei nach Abmachung und nach Verständigung durch die ganze Welt gehe, Deutschland einen jeden Versuch, eine praktische Lösung zu finden, ehrlich mitprüfen und an seiner möglichen Verwirklichung mitarbeiten werde.

Von den gleichen Worten geht auch die kleine Schrift von Fidelis aus. Er bringt ungefähr dasselbe wie Zorn, auf den er sich in der Einleitung auch beruft, nur in einfacherer und populärer Form, für ein größeres, nicht wissenschaftlich gebildetes Publikum. Die klare und einfache Art der Darstellung und der billige Preis machen das kleine Heft zu einer brauchbaren Propagandaschrift der Haager Ideen in Kreisen, die bis heute sie nicht oder nur in verzerrter Form kennen und nicht wissen, von welch großer politischer Bedeutung sie schon einmal waren und hoffentlich auch wieder werden.

M. R.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 1 M.: Gefr. R. im Felde, A. in Ch. 2 M.: M. in K.

Für Versendung der Naumann-Rede über den „Weg zum Frieden" ins Feld: 20 M.: B. T. in St.

Bücher für Armee und Marine: Werbeanwalt W. in Berlin: 16 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Vorstand der **Viktoria-Fortbildungs- und -Fachschule.** Vorsitzende Fräulein Margarete Henschke, hatte die diesjährige Generalversammlung für den 24. Juni einberufen. — Die Schule blickt auf ein vierzigjähriges Bestehen zurück. Sie ist auf dem Wege des weiblichen Fortbildungs- und Fachschulwesens führend vorangegangen, hat z. B. die ersten Schneiderberufskurse für Mädchen, vor allem aber die ersten Ausbildungskurse für Fortbildungsschul-Lehrerinnen eingerichtet und baut ihre Einrichtungen in ständiger Anpassung an die Zeiterfordernisse von Jahr zu Jahr weiter aus. Viele Tausende junger Mädchen, von denen viele in Zusammenhang mit der Schule blieben, wurden durch Unterricht und erzieherische Beeinflussung fürs Leben vorbereitet. Die Schule hatte im Winter 1916/17 gleichzeitig mehr als 1000 Schülerinnen, im Winter 1917/18 an 950 Schülerinnen. Handelsseminar und Gewerbeseminar sind ihr angegliedert.
keit zu freierer Ausgestaltung. Andererseits ist sie dem Daseinskampf nicht enthoben, wie die öffentliche Anstalt. Sie bedarf dringend der Förderung von Freunden und Gönnern, um sich so gedeihlich wie bisher weiter zu entwickeln. — Anmeldungen zur Mitgliedschaft werden unter Adresse der Schule, W. 57, Kurfürstenstraße 109, jederzeit dankbar entgegengenommen.

8. August 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist ⟡ Rückporto beizufügen. ⟡

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin-Schöneberg, Königsweg 6. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 32

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Richard Charmatz:** Österreichs Schwankungen. — **Leberecht Mügge:** Kleinsiedlung mit Hilfe von Gartenertrag. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 28. Juli.

Naumann ist verreist. Während seiner Abwesenheit wird die Kriegschronik wieder von Heile geschrieben.

Im fernen Osten ist ein Wetterleuchten, von dem man nicht weiß, ob ein Gewitter draus werden will. Der Beschluß gemeinsamen Vorgehens von Japan und China in Ostsibirien ließ schon deutlich genug erkennen, wie sehr Japan in China bereits das Heft in Händen hat. Das wird jetzt bestätigt durch ein Abkommen, das Japan das Recht gibt, seine Truppen durch chinesisches Gebiet zu führen. Was Japan dabei anstrebt, ist nicht schwer zu durchschauen. Unklar aber bleibt einstweilen noch, was die Vereinigten Staaten zu gemeinsamem Wirken mit Japan bestimmt hat. — Inzwischen hat sich in Omsk eine vorläufige sibirische Regierung gebildet; sie beginnt ihr Dasein mit der Erklärung der Unabhängigkeit Sibiriens; sie hat zunächst einmal die sämtlichen Gesetze und Verfügungen der Bolschewiki außer Kraft gesetzt und sucht nun Fühlung mit der anderen „sibirischen Regierung" in Wladiwostok. Beide „Regierungen" sind Werk und Werkzeug der Entente, die diese Erfolge der gekauften Hilfe der Tschecho-Slowaken verdankt.

Dänemark und Island sind im Begriff, ihr staatsrechtliches Verhältnis neu zu regeln. Ein Ausschuß von Vertretern der dänischen Regierung und der Volksvertretungen Dänemarks und Islands hat zur Beseitigung alter Streitfragen ein Bundesgesetz ausgearbeitet, das dem Verhältnis der beiden Länder den Charakter eines Bundesabkommens zwischen zwei freien, souveränen Staaten gibt und den beiderseitigen Staatsbürgern hüben wie drüben volle Gleichberechtigung gewährt. Dänemark nimmt die isländischen auswärtigen Angelegenheiten wahr und übt den Fischereischutz in isländischen Gewässern unter dänischer Flagge aus. Island führt keine Kriegsflagge und erklärt sich für dauernd neutral.

In England ist ein Streik der Rüstungsarbeiter ausgebrochen, der ziemlich großen Umfang angenommen hat. Da er aber nicht von den offiziellen Gewerkschaften geführt wird, so wird ihm auch kein großer Erfolg beschieden sein.

Der Chef des Militärkabinetts Freiherr v. Lyncker verläßt seinen Posten. Er wird durch den Generalmajor Freiherrn v. Marschall ersetzt. Ob dieser Personenwechsel auch sachliche Bedeutung hat?

Montag, 29. Juli.

Die große Schlacht im Westen ist durch eine planmäßig durchgeführte Rückwärtsbewegung unserer Truppen in ein neues Stadium getreten. Zwischen Ourcq und Ardre südwestlich von Reims haben wir durch Räumung des südwärts hängenden Sackes, der durch die Erfolge der französischen Offensive eine unbequeme Form erhalten hatte, eine starke Frontverkürzung vorgenommen. Unsere neue Linie verläuft jetzt etwa über Fère en Tardenois und Ville en Tardenois. Die feindliche Presse schwankt noch, ob sie die Gesamtheit der Vorgänge vom Beginn der deutschen Offensive an der Marne und bei Reims bis zu den rein örtlichen, taktischen Erfolgen der Fochschen Offensive als neue Marneschlacht und großen Sieg verkünden soll. General Verreux warnt im „Oeuvre", der deutsche Generalstab besitze Reserven, die noch nicht in Aktion getreten seien. Stegemann urteilt im Berner „Bund", daß es Foch nicht gelungen sei, die Front, die er nur eingedrückt habe, aufzurollen. Die allgemeine Entwicklung des Feldzuges sei jetzt wieder sichtbar auf Spiel und Gegenspiel gestellt: „Die Schlacht dauert fort, die Operationen häufen und mehren sich. Der Entscheidungsfeldzug ist im Gange."

Der australische Ministerpräsident Hughes ist in Cardiff in einer Rede mit besonderem Nachdruck für die Schaffung eines einheitlichen englischen Weltwirtschaftsgebietes eingetreten und hat dann im Zusammenhange damit auch den wirtschaftlichen Krieg nach dem Kriege gepredigt. Zu seinem Parteigenossen Henderson gewandt sagte er, er sei „des Humbugs von Internationalismus überdrüssig. Bis Deutschland sich von seiner Missetat gereinigt, bis seine Macht zertreten ist, wollen wir es nicht als Mitglied der Völkerfamilie behandeln, sondern als Paria."

Dienstag, 30. Juli.

Die Franzosen, die unsere Frontbewegung erst bemerkt haben, als sie schon geglückt war, haben gestern im Verein mit Engländern und Amerikanern gegen unsere neuen Linien wuchtige Massenangriffe vorgetrieben. Die schwersten Anstürme richteten sich in immer neuen Anflutungen und dichten Wellen gegen den Abschnitt zwischen Hartennes und Fère en Tardenois. Hier wie an allen anderen Stellen sind ungeheure Opfer völlig umsonst gebracht. Nicht einmal der kleinste örtliche Erfolg war den Feinden beschieden. — Unsere Truppen nahmen nordöstlich von Perthes einen feindlichen Stützpunkt.

Der türkische Botschafter Hakki Pascha ist gestern abend in seiner Berliner Wohnung nach zehntägiger Krankheit gestorben. Seit drei Jahren Nachfolger Mahmud Mukthar Paschas auf dem Posten des Berliner Botschafters, hat der frühere Großwesir der Türkei sich um die Festigung und den Ausbau des deutsch-türkischen Bündnisses große Verdienste erworben. Die Türkei beklagt den Verlust eines ihrer klügsten politischen Köpfe, Deutschland verliert durch seinen Tod einen treuen Freund.

Der neue österreichische Ministerpräsident Frhr. v. Hussarek verkündet durch eine Rede im Herrenhause, daß er auch über die Zwangslage hinaus, die ihm die Schaffung des Haushaltprovisoriums auferlegte, die Kontinuität eines dauernden, ergiebigen Verfassungslebens sicherzustellen bestrebt sei. Wie er sich das denkt, zeigen die Worte: „Österreich wird seine Mission nur erfüllen, wenn es allen Stämmen seiner Völkerfamilie das wahrhaft gemeinsame Vaterland ist. Aber zu diesem Ziele wird es nur gelangen, wenn es sich stets bewußt bleibt, daß im deutschen Volkswerte die Urquelle seiner Kulturmacht liegt."

Mittwoch, 31. Juli.

Wir denken heute zurück an die Zeit vor vier Jahren, an die Tage, in denen der Krieg begann. Und prüfend rufen wir uns

Digitized by Google

ins Gedächtnis zurück, wie sich im letzten Jahre das Kriegsbild verändert hat. Es ist ein gewaltiges Jahr gewesen. Es begann im Anschluß an die Friedenskundgebung des Deutschen Reichstags mit den Friedensvorschlägen des Papstes, und es war auch weiterhin angefüllt mit vielen Reden und Erklärungen, die von Friedenssehnsucht Zeugnis ablegen. Aber dabei ist es auch geblieben. Der Friedenswille der Feinde war schwächer als ihr Wille, zuvor Deutschland zu vernichten, mindestens ein für allemal so zu schwächen, daß es aus der Reihe der Weltmächte für immer ausscheidet. So blieb nichts anderes übrig, als weiter zu kämpfen und den Weg zum Frieden mit den Waffen in der Hand zu suchen. Der Entente gelang es, immer noch neue Hilfsvölker gegen uns aufzuwiegeln. China, Brasilien, Peru, Uruguay, Nicaragua und selbst die Negerrepublik Liberia mußten dem barbarischen Volk der Deutschen um der Erhaltung der Kultur willen den Krieg erklären. Wir haben dagegen im gleichen Jahre manchem Volk Frieden und Freiheit gebracht. Die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest sind der Erfolg einer beispiellosen Kette von militärischen Großtaten und zugleich für jeden gerecht abwägenden Beurteiler eindrucksvolle Zeugnisse des guten Willens der Mittelmächte, Macht und Gewalt nur als Mittel zur Sicherung des eigenen Rechtes, nicht zur Befriedigung von Eroberungslust anzuwenden. Polen, die baltischen Länder, Finnland und die Ukraine sind nicht bloß durch deutsches Kriegsglück, sondern durch positive deutsche Hilfe frei geworden, und deutsche Truppen sind Ordnung und Sicherheit schaffend vorgedrungen zur Krim, zum Kaukasus und selbst zum Kaspischen Meer. Und während im Osten Friede wurde, ging im Westen der Kampf weiter. In Flandern und bei Cambrai versuchten die Engländer vergebens, die deutschen Linien zu durchbrechen. Unseren Bundesbrüdern aber gelang es mit unserer Hilfe, die Italiener am Isonzo und Tagliamento furchtbar aufs Haupt zu schlagen und in stürmischem Siegeslauf bis zum Piave vorzudringen. Uns selbst gelangen im Frühjahr dieses Jahres die gewaltigen Durchbrüche durch die englischen und französischen Stellungen, die uns in Flandern, bei Cambrai-St. Quentin-La Fère, bei Soissons und Reims neben mehr als 200 000 Gefangenen einen Geländegewin brachten, von dem die Feinde allen Ernstes teils die Abschneidung des englisch-belgischen Nordflügels und die Gefährdung von Dünkirchen und Calais, teils unmittelbar die Gefährdung von Paris befürchteten. Die letzte große Schlacht, die noch nicht ganz zu Ende gekämpft ist, hat uns solche Erfolge nicht gebracht. Da scheint Offensive auf Offensive gestoßen zu sein. Und wenn es uns auch nicht gelungen ist, den bis über die Marne hinübergetriebenen Keil dort zu halten und wirksam werden zu lassen, so hat doch auch der französische Stoß nichts anderes erreicht, als daß wir diese ausgestreckte Kralle wieder einzogen; der Plan des Abschneidens ist völlig mißglückt, und die Gefahr einer Durchbrechung und Aufrollung unserer Linien ist in keinem Augenblick der furchtbaren Massenangriffe wirklich ernst für uns geworden. Zur Stunde ist an der Kampfstelle zu beiden Seiten von Reims ein Gleichgewicht eingetreten, das aber doch nur labil zu sein scheint. Der Feind selbst sagt, daß wir unsere Reserven noch nicht verbraucht haben. Und so harren wir des Tages, wo ein neuer Vorstoß die erstarrten Linien wieder in Bewegung bringt. — Ganz Deutschland, die ganze Welt fragt: wird dieses Ringen uns den Frieden bringen? Niemand kann den Ausgang wissen, aber wir Deutschen haben im Hinblick auf die Leistungen der vier Jahre des Krieges und besonders auch im Hinblick auf die Erfolge des letzten Jahres allen Grund, mit Hoffnung und Vertrauen zu warten, trotz des amerikanischen Kräfteeinsatzes, der sich allmählich fühlbar macht. Neben allem Vertrauen auf unsere kriegerische Kraft darf der Versuch nicht aufgegeben werden, mit den politisch-diplomatischen Mitteln den Weg zum Frieden zu ebnen. Sind die Feinde auch noch voll Trotz und Hochmut und giftiger Gehässigkeit: die Stimme der Vernunft wird sich doch eines Tages durchsetzen; schon bekommen wir sie häufiger und vernehmlicher zu hören, und der Tag, an dem auch die verantwortlichen Stellen der Feinde diese Sprache nicht bloß verstehen, sondern auch sprechen werden, wird um so näher sein, je einheitlicher, fester und ruhiger wir Deutschen die Wege gehen, die im vollen Einverständnis unsere verantwortlichen Führer in politischer und militärischer Leitung und in der Vertretung der Mehrheit des deutschen Volkes gewiesen haben, d. h. je ferner wir uns halten von alldeutscher Kraftmeierei und ebenso nutz- und grundloser Kopfhängerei und Mattherzigkeit.

Feldmarschall v. Eichhorn und sein Adjutant sind in Kiew auf dem Wege vom Kasino in die Wohnung durch ein Bombenattentat tödlich verletzt worden. Auch dieser Mordanschlag muß nach den bisherigen Feststellungen der sozialrevolutionären Partei in Moskau und damit indirekt der Entente zur Last gelegt werden.

Bei Fère en Tardenois sind neue französisch-amerikanische Massenangriffe gescheitert.

Donnerstag, 1. August.

Der Kaiser hat zum fünften Jahrestag des Krieges Aufrufe an das Volk und das Heer erlassen, in denen es u. a. heißt:

„. . . Nichts ist von uns verabsäumt worden, um den Frieden in die zerstörte Welt zurückzuführen. Noch aber findet im feindlichen Lager die Stimme der Menschlichkeit kein Gehör. So oft wir Worte der Versöhnlichkeit sprachen, schlug uns Hohn und Haß entgegen. Noch wollen die Feinde den Frieden nicht. Ohne Scham besudeln sie den reinen deutschen Namen mit immer neuen Verleumdungen. Immer wieder verkünden ihre Wortführer, daß Deutschland vernichtet werden soll. Darum heißt es weiter kämpfen und wirken, bis die Feinde bereit sind, unser Lebensrecht anzuerkennen, wie wir es gegen ihren übermächtigen Ansturm siegreich verfochten und erstritten haben." — Und im Aufruf an das Heer: „. . . Wir müssen und werden weiterkämpfen, bis der Vernichtungswille des Feindes gebrochen ist. Wir werden dafür jedes Opfer bringen und jede Kraftanstrengung vollführen. In diesem Geiste sind Heer und Heimat unzertrennlich verknüpft. Ihr einmütiges Zusammenstehen, ihr unbeugsamer Wille wird den Sieg im Kampf für Deutschlands Freiheit bringen."

Die feindlichen Verluste seit Kriegsbeginn werden in einer Veröffentlichung von W. T. B. auf insgesamt 25 Millionen an Toten, Gefangenen und Verwundeten geschätzt, wobei natürlich die russischen Verluste eingerechnet sind. Auf die Franzosen entfallen über 5, auf die Engländer nahezu 3 Millionen, die Italiener 2½. Auch unsere Verluste sind hoch. Ihre Gesamtzahl wird leider nicht bekanntgegeben. Wir glauben, daß das nicht klug ist.

Eichhorn und sein Adjutant sind ihren Wunden erlegen. Daß die Entente bei dem Mord ihre Hand im Spiel gehabt hat, dafür ist der „Matin" vom 29. Juli ein schlagender Beweis. Dieses Pariser Blatt meldete am Vorabend des Attentats: „Auf die Köpfe von Mumm und Eichhorn sind von dem Geheimbund der ukrainischen Patrioten Preise ausgesetzt." Der Versuch, schon im voraus den Mord auf die Ukrainer abzuwälzen, ist ebenso frech wie vergeblich.

Lenin und Trotzki haben aus Anlaß der Besetzung von Jekaterinburg durch die Tschecho-Slowaken folgenden Aufruf erlassen:

1. Das sozialistische Vaterland ist in Gefahr. 2. Hauptaufgaben des Augenblicks sind Abwehr der Tschecho-Slowaken und Zufuhr von Getreide . . . 4. Gegenüber der Bourgeoisie, die sich überall der Gegenrevolution anschließt, ist die Wachsamkeit zu vermehren. Die Sowjetregierung muß sich den Rücken decken. Zu diesem Zweck muß die Bourgeoisie unter Kontrolle gestellt und in der Praxis gegen sie der Massenterror durchgeführt werden . . ."

Freitag, 2. August.

Neue vergebliche Massenangriffe der Feinde bei Fère en Tardenois. Nach deren Abwehr und Abräumung des Schlachtfeldes haben unsere Truppen „während der Nacht in der großen Nachhutschlacht unsere Bewegung planmäßig fortgesetzt". — Die Franzosen kennen von dem ersten großen Rückzugsmanöver Hindenburgs her, wie gefährlich das für sie werden kann. In den Jubel über ihr Vorrücken in geräumtes Gelände mischt sich deshalb die Sorge. Der „Temps" schreibt: „Die Deutschen sind noch weit von der Stellung entfernt, von der sie am 27. Mai ihren Stoß begannen und innerhalb vier Tagen bis zur Marne vor-

Digitized by Google

drangen. Es wäre kindisch, zu leugnen, daß der deutsche Rückzug mit Methode und großer Begrenzung der Verluste durchgeführt wurde. Wir würden unsere Feinde schlecht kennen, wenn wir glaubten, daß sie unter unserem Schlage liegenbleiben werden."

Und Gustave Hervé schreibt in der „Victoire" unter der Überschrift: „Vorsichtige Verfolgung": „Die deutsche Nachhut schlägt sich nicht nur mit Tapferkeit, sondern sie manövriert auch glänzend ... Wenn der Feind seine ganze schwere Artillerie forträumen konnte, so war das ein schönes, militärisches Meisterstück." Er wirft dann die Frage auf, ob man nicht vor einer Falle stehe, ob der deutsche Generalstab nicht die französischen Truppen an Positionen heranlocken wolle, wo schwere Artillerie und starke Truppen den Feind erwarten.

Der Chef des Admiralstabes, Admiral v. Holtzendorff, hat aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied erbeten und unter Ernennung zum Großadmiral erhalten. An seine Stelle tritt Admiral Scheer, der Sieger vom Skager Rak.

Sonnabend, 3. August.

Hindenburg und Ludendorff haben sich Kriegsberichterstattern gegenüber über die Kriegslage mit der alten Zuversichtlichkeit geäußert. Von der letzten Offensive sagte Ludendorff ganz offen: „Diesmal ist unser strategischer Angriffsplan nicht geglückt. Er blieb auf einen taktischen Erfolg beschränkt. Der Feind ist uns am 15. ausgewichen, und daraufhin haben wir am 16. abends die Operation abgebrochen. Es ist immer unser Bestreben, ein Unternehmen einzustellen, sobald der Einsatz die Opfer nicht lohnt ..." Von der französischen Offensive sagte er: „Fochs Plan war zweifellos der, durch einen Durchbruch in der Flanke unseren ganzen Frontbogen südlich der Aisne abzuschneiden ... Die Neuheit der Taktik hat unsere Truppen im ersten Augenblick überrascht. Aber dieselben Soldaten haben schon abends wie Löwen gekämpft. Der Feind hat sehr schwere Verluste gehabt, wodurch sein Zuwachs an Amerikanern und afrikanischen Hilfstruppen, den wir nicht unterschätzen, empfindliche Einbuße erlitten hat. Am 19. mittags waren wir schon völlig Herren der Lage und werden es weiter bleiben."

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 28. Juli.

Über die Metallarbeiter im Kriege werden aus den Berichten von acht großen Eisen- und Stahlberufsgenossenschaften folgende Ziffern zusammengestellt:

	Durchschnittl. beschäftigte Vollarbeiter	Gesamtsumme der gezahlten Löhne	Auf einen Vollarbeiter entfällt
1913	1 459 091	2062 Mill. M.	1413 M.
1914	1 257 876	1765 „ „	1404 „
1915	1 179 562	1840 „ „	1560 „
1916	1 364 024	2382 „ „	1747 „
1917	1 701 605	3742 „ „	2088 „

Die Ziffern — aus durchaus objektivem Material zusammengestellt — zeigen, daß die allgemeine Anschauung über die exorbitanten Löhne der Metallindustrie durch den Durchschnittsstand jedenfalls als Phantasie gekennzeichnet wird. Solche Löhne sind Einzelfälle, aufgewogen durch zwar gesteigerte, aber keineswegs schwindelerregende Lohnsätze.

Englands Übergang zum Schutzzoll, Bindung der Kolonien durch die Meistbegünstigung, Sieg des Chamberlainschen Imperialismus! „Ein Völkerbund" als weltwirtschaftliche Kampforganisation. Nie ist der Kampfgedanke mit der pazifistischen Formel heuchlerischer verknüpft gewesen.

Montag, 29. Juli.

In einzelnen Eisenbahndirektionen sind schon besondere bewaffnete Diebesüberwachungsbeamte eingestellt.

Eine Beschlagnahme sämtlicher Sonnenvorhänge tritt heute in Kraft. Nur Privathaushaltungen dürfen ihre Gardinen noch behalten.

Die Groß-Berliner Gemeinden protestieren gegen die vom 12. August ab erfolgende Herabsetzung der Fleischration. Es ist ein großer Mängel kriegswirtschaftlicher Regelung, daß es nicht möglich ist, mehr nach Bedürfnis zu differenzieren. Die großstädtische Bevölkerung bedürfte in der Tat das Fleisch in höherem Maße, und es wäre gut, für sie einen anderen Verteilungsschlüssel einzusetzen. So viel physiologische Einsicht kann man aber nicht erwarten — von den anderen.

Dienstag, 30. Juli.

Die Reichsbekleidungsstelle ist jetzt den Städten gegenüber, die nicht genug Anzüge abgeliefert haben, zur Verfügung der Bestandsaufnahme geschritten. Man denkt mit etwas Besorgnis an die Durchführung, ob es möglich sein wird, dabei alle die Schonung der Minderbemittelten walten zu lassen, die notwendig ist, weil an dem anständigen Rock ein so unersetzbares Stück Selbstachtung hängt.

Über die Ernteaussichten in Schleswig-Holstein hört man die günstigsten Nachrichten. Sowohl Körner- wie Hackfrüchte sollen ausgezeichnet stehen. Es ist auch ein von feuchter Schwüle durchzogenes Wachswetter, das die Blumenstauden im Garten in diesem Jahr noch einmal so hoch werden ließ wie im letzten. Nun beten wir um sonnige Erntezeit!

Mittwoch, 31. Juli.

Die Tage treten unter den Stern der Erinnerung. Wir gehen ins fünfte Kriegsjahr. Ferner und ferner rückt uns, wie die Welt war und wie wir waren, als uns an dem sonnenschweren Hochsommertag die Nachricht traf. Versucht man zu vergleichen, so kommt alles Unerfreuliche, alles innere Versagen und Nachlassen uns wohl schmerzhaft zum Bewußtsein. Und doch und trotz allem: unsere Kraft war größer, als wir hätten hoffen dürfen. Sie wird auch weiter unsere eigenen Maße überbieten, wenn es sein muß.

Donnerstag, 1. August.

Die fleischlosen Wochen beginnen in diesem Monat. Dafür wird Erhöhung der Mehlration in Aussicht gestellt und Kartoffeln vorläufig versprochen. Immer sind noch ein paar ängstliche Tage, bis die neue Ernte zu fließen beginnt.

Die weite Spielwiese der Kindertageskolonie zwischen den beiden Elbarmen, auf der weithin die Trupps von braun und rot gebrannten Jungen und Mädeln ihre Spiellager aufgeschlagen haben, ist wie ein Bild lebendiger, unzerbrochener Zukunft. Wie die nahezu zweitausend über den hohen Steg vom Deich zum Dampfer ziehen, ein langer Zug in den golden werdenden Abendhimmel hineingewölbt wie die Götterbrücke des „Rings", da geht etwas wie Heiterkeit und Zuversicht von ihnen aus. Durch den Hafen an den erstarrten Elevatoren und den stummen Schiffen vorüber tragen die Dampfer ihre wimmelnde, zwitschernde Last wie in eine wiedererwachte Ferne hinein.

Freitag, 2. August.

Die Kundgebungen zum Eintritt in das fünfte Kriegsjahr atmen durchweg die feste Entschlossenheit zum Opfern und Ertragen. Das ist am Ende selbstverständlich — aber man fühlt zwischen den Zeilen der obligaten Ermutigungen immer noch den Hauch des Ungewollten, Tatsächlichen. Und daß dieser Hauch immer noch und trotz der vielfachen Dauer dieser Jahre Kraft atmet, das ist so gut und trostvoll. Seltsam vielleicht dabei, daß der selbstverständlichste, heißeste Wunsch beim Überschreiten dieser Schwelle eines neuen Kriegsjahres, daß es das letztemal sein möchte, fast mehr noch unterdrückt wird als die letzten Male. Jeder fühlt entsagend: es hat keinen Sinn, davon zu reden. Wir tun, was wir müssen, und warten stumm mit brennendem Herzen.

Sonnabend, 3. August.

Das bayerische Beamtenversicherungsgesetz ist eine erste große bevölkerungspolitische Maßnahme. Es plant eine Kinderzulagen-, Witwen- und Kapitalversicherung. Die Kinderzulage beträgt nach der Gehaltsklasse des Vaters, sowie nach dem Lebensalter und Schulbesuch des Kindes 90—300 M. jährlich und wird bis zum vollendeten 24. Lebensjahre des Kindes gezahlt. Doch wird dieser volle Betrag nur bei drei und mehr Kindern ausbezahlt. Ein Kind erhält nur bis zu 50 v. H., zwei je 75 v. H. des Betrages. Die

Digitized by Google

Beiträge zur Kinderversicherung betragen für Ledige 4 v. H., für kinderlos Verheiratete 2 v. H. und für die übrigen Versicherten ½ v. H. des Gehaltes. Der Staat leistet einen Zuschuß, der gegenwärtig 12¾ Millionen Mark jährlich beträgt, während er sich bei der Witwenrentenversicherung nur auf 600 000 M. jährlich beläuft.

Hamburg ist bei der Ablieferung von Anzügen mit etwa 11 000 in Rückstand geblieben gegen 8000 gelieferte, gehört also zu den Gemeinden, in denen zur Bestandsaufnahme geschritten werden muß.

Richard Charmatz / Österreichs Schwankungen

Ein erfahrener Staatsmann wurde vor kurzem gebeten, seine Ansicht über das nun wieder stärker vernehmbare Krachen im Gebälke Österreichs zu äußern. Gelassen antwortete der gewiegte Politiker mit der Frage: „Wann hat es denn nicht gekracht; es rumort ja immer?“ So tröstlich die Auffassung auch für den Augenblick sein mag, — zu erfreulichen Betrachtungen bietet sie wahrlich keinen Anlaß. Die Geschichte Österreichs ist freilich voll der schweren Erschütterungen, der beklemmenden Sorgen, der dumpfen Stimmungen, und dennoch hat das Gemeinwesen immer wieder die schwersten Kraftproben bestanden und alle übereilten Todeserklärungen Lügen gestraft. So kann es denn leicht geschehen, daß die Zukunft viel froher und lichter sein wird als die Gegenwart. Die Menschen aber, die an den Tag gebunden sind, die mit der Stunde leben müssen, empfinden den Druck der Verhältnisse und die Unklarheit der Lage wie ein hartes Schicksal. Heller Sonnenschein liegt nicht über dem österreichischen Hinterland, da das fünfte Kriegsjahr seinen Einzug hält. Schon Grillparzer meinte jedoch: „Wir kommen aus anderen Zeiten, wir werden in andere gehen.“

Ungefähr seit einem Jahre ist manches geschehen, was besser vermieden worden wäre; die Mißgriffe haben einander abgelöst, die Irrtümer die Tagesordnung beherrscht. Um dies zu erkennen, braucht man sich nur den Geist der letzten Thronrede in Erinnerung zu rufen. Am 31. Mai 1917 wurde noch von der „wahren Demokratie“ gesprochen, davon geredet, daß die „Fundamente eines neuen, starken, glücklichen Österreich“ aufgerichtet werden sollen. Die „Ausgestaltung der verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Grundlagen des gesamten öffentlichen Lebens“ war angekündigt worden, kurz, man hoffte allenthalben und schien sich für weitausgreifende, ereignisschwere, verheißungsvolle Taten der friedlichen Verjüngungsarbeit zu rüsten. Bücher, die der „Erneuerung Österreichs“ galten, wurden ernst genommen und sorgfältig in Erwägung gezogen. Hatten auch die drei Jahre der absolutistischen Unklugheit eine gewisse Entfremdung zwischen den Nationen herbeigeführt und die „papierdünne Wand“, von der einst der tschechische Nationalist Dr. Kaizl sprach, durch massive Trennungsmauern ersetzt, so konnte dennoch angenommen werden, daß es Wege zur Verständigung gebe und daß sie leicht erreichbar seien. Holde Illusionen! Heute denkt niemand mehr so rosig von der Gegenwart und nächsten Zeit. Allgemein ist das Gefühl, daß während des Krieges nichts Bedeutungsvolles für die innere Umgestaltung Österreichs geschehen könne, wenigstens nicht soweit, als es sich bloß um innerstaatliche Maßnahmen handelt. Mitteleuropa bleibt ja nach wie vor die Losung und die große Erwartung. Sonst aber wird angenommen, daß erst die Friedenstage neue Stimmungen und neue Voraussetzungen schaffen werden, günstigere Vorbedingungen für die Umwandlung und Aufrichtung, für die Festigung und Klärung. Es ist also unbestreitbar viel kostbare Zeit vergeudet worden. Augenblicke des Glücks, die reichlich vorhanden waren, blieben ungenützt, obgleich sie zu Taten förmlich aufriefen.

Und die Erklärung hierfür? Die erste Schuld trifft die Regierung Stürgkh. Während sie im Innern außerordentlich viel Schaden anrichtete, ließ sie jedoch nach außen eine gewisse — allerdings unheilvolle — Geradlinigkeit in die Erscheinung treten. Im letzten Jahre nahm man zu anderen Methoden die Zuflucht, aber es wurde kein Nutzen gestiftet, weil ungeeignete Personen unkundig und zweckwidrig verfuhren. Ein arger Dilettantismus machte sich allenthalben breit; sorglos versuchte er sich an dem Staate, der wie kaum ein anderes Gemeinwesen der bewährten Führung bedarf. Ein gewissenhafter Arzt wird es in einem schwierigen Augenblicke nicht unterlassen, einen anerkannten Spezialisten an das Krankenbett zu rufen. Männer wie Graf Clam Martinitz und Dr. v. Seidler — persönlich achtbare, doch politisch vollkommen unzulängliche Ministerpräsidenten — trauten sich indes die Fähigkeiten zu, Österreich zu regieren, ohne von den Problemen, Notwendigkeiten und wirkenden Menschen eine deutliche Vorstellung zu haben. Geschützt durch übereifrige Zensoren, schlugen sie einen Pfad ein, der nicht aufwärts und vorwärts, sondern abwärts leitete. Von Übel war besonders die Lakaienhaftigkeit, mit der sich die leitenden Staatsmänner der Krone gegenüber verhielten. Kaiser Karl wäre sicherlich dankbar für offene Worte, für mannhafte Vorstellungen, doch seine Ratgeber vermeinten sich nützlich zu erweisen, wenn sie sich bloß als Willensvollstrecker, als „treue Diener ihres Herrn“ gebärdeten. Wie ganz andere Persönlichkeiten umstanden den Thron, als der junge Kaiser Franz Josef die schwere Kunst des Herrschens übte. Man lese nur einmal darüber in den Tagebüchern des Freiherrn v. Kübeck nach. Sicherlich, man irrte auch vor sieben Jahrzehnten bedenklich, es wurden falsche Ratschläge erteilt. Doch die Rücken krümmten sich nicht wie in der letzten Zeit.

War die Wahl der Personen nicht glücklich, so tat die Programmlosigkeit das übrige. Es ist kein erfreuliches Zeichen, wenn in einem Staate die Überraschungen einander jagen, wenn nichts sich planvoll entwickelt und sorgsam ausreift. Das Schwanken, die Zielloſigkeit muß sich bitter rächen. Graf Czernin hat diese Unbeständigkeit erst vor kurzem im Herrenhause scharf gegeißelt, er, der wahrhaftig kein Stürmer ist, obgleich ein demagogischer Minister die Stirne hatte, zu erklären: Graf Czernin sei Trotzki. Fing der eine Ministerpräsident des letzten Jahres damit an, die von den Deutschen gewünschten nationalen „Oktrois“ vorzubereiten, um dann plötzlich mit dem Plane eines alle umschließenden „Völkerministeriums“ Schiffbruch zu erleiden, so begann der andere als Staatsmann der politischen Amnestie, als Rattenfänger von Hameln für die Tschechen und Südslawen, um ganz unvermittelt den „deutschen Kurs“ in Österreich zu verkünden. Dies freilich zu einer Stunde, da er bereits politisch erledigt war. Dr. von Seidler hat sich nun in stillere Gefilde zurückgezogen. Der Günstling des Kaisers ist dessen Kabinettsdirektor geworden. Wir wünschen, daß er als solcher die Kraft habe, sich ganz auf die Erfüllung seiner Pflichten zu beschränken und seine guten Eigenschaften zur Geltung zu bringen. Aber zehn Tage, nachdem die Deutschen als das „Rückgrat“ des Staates umschmeichelt wurden, hielt Freiherr von Hussarek, der neue Ministerpräsident, den niemand anderer als sein Vorgänger empfohlen hatte, die Programmrede. Schon war eine ganz neue Walze eingelegt. Jetzt hieß es wieder, daß eine „Atmosphäre des Vertrauens“ verbreitet werden müsse, daß allen Volksstämmen „Gerechtigkeit“ entgegengebracht werden solle. Wer kann sich bei diesen endlosen Kursschwankungen, bei diesem Springen von einem Extrem ins andere noch zurechtfinden, wer Sicherheit gewinnen und Worten und Verheißungen Glauben schenken? Dabei haben wir bisher nur eine Linie in dem Bilde festgehalten. Wird doch bald mit dem Paragraphen 14 gedroht, bald mit dem Reichsrate regiert, bald nach links, bald nach rechts geliebäugelt.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Tschechen und Südslawen nach dem Sturze der Regierung Stürgkh und noch einige Monate nachher für eine Verständigungspolitik zu haben gewesen wären, daß sich damals — wie kaum jemals vorher — die Gelegenheit zu einem umfassenden Abkommen zwischen den einzelnen Nationen und zur Kräftigung und Neubelebung des Staates darbot. Heute weht ein völlig anderer Wind. Die Tschechen stehen unter dem Kommando von Dr. Karl Kramarsch. Sie zeigen nicht die geringste Lust, sich an dem Umbau und Aufbau Österreichs zu beteiligen und leben in ihrem Denken und Hoffen bereits außerhalb des Staates. Eine furchtbare Verblendung läßt sie an den Sieg der Entente glauben und von ihm Großes für die Nation

Digitized by Google

erwarten. Findet sich denn niemand, der das Volk an die traurigen Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges und an das vollständige Versagen des Nationalgötzen von damals, der Hilfe Schwedens, erinnern würde? Ideologien lassen sich allerdings schwer bekämpfen. Die Tschechen sind vorerst kaum eines Besseren zu belehren und in ihrem Passivismus für die Gegenwartspolitik verloren. Desgleichen die Südslawen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die jugoslawische Bewegung sogar einen Teil der Kroaten ergriffen hat und daß sie hohe und ernst zu nehmende Wellen wirft. Freilich, man darf Gefahren nicht überschätzen, sie allerdings auch nicht unterschätzen. Österreich ist nicht nur stark *mit* seinen Völkern, sondern auch bis zu einem gewissen Grade *gegen* seine Völker, sofern es seine natürlichen Kräfte freizumachen und seine geschichtlichen Aufgaben zu erfüllen versteht. Den Tagen der Unordnung kann wieder die freiwillige Einordnung folgen, wenn die Unklugheit und Planlosigkeit nicht allzuviel Unheil stiftet und die Taten des Volkes in Waffen nicht allzusehr verdunkelt.

Niemals wurde es gleich klar wie in der Gegenwart, daß die Deutschen das eigentliche Staatsvolk Österreichs sind, daß diese zehn Millionen treuer, aufopferungsbereiter Menschen die Stützpfeiler des Gebäudes bilden. Bismarck hat vor fünfzig Jahren in seiner bilderreichen Sprache gemeint, daß das Haus aus schlechten Ziegeln erbaut sei, jedoch durch einen ausgezeichneten Mörtel zusammengehalten werde: durch die deutsche Bevölkerung. Nur ein Über-Machiavell könnte daran denken, so viel Hingebung und Anhänglichkeit mit Undank zu belohnen. Die Zukunft muß für die Deutschösterreicher sein oder Österreich wird nicht sein! Aber es liegt etwas Tragisches in der Sendung dieses Volksteiles. Den Luxus der Unklugheit, der Rücksichtslosigkeit, der Selbstsucht können sich die Deutschösterreicher nicht leisten. Als Theodor Mommsen ihnen in den Tagen der Badeni-Wirren sein berühmtes „Seid hart!" zurief, da blieb er in seinen Ausführungen zu sehr an der Oberfläche. Es heißt eben zugleich, Deutscher *und* Österreicher zu sein. Das nationale Selbstbewußtsein muß irgendwie mit dem Staatsgefühl einen Ausgleich treffen. Und so obliegt den zehn Millionen nicht bloß die Sorge um die Stunde, sondern auch um die künftige Gestaltung des Reiches überhaupt. Diese Mittlertätigkeit, die immerhin bemerkenswerte Opfer erfordert, kann aber der ganzen mitteleuropäischen Entwicklung und der Einflußerweiterung nach dem Osten einmal zugute kommen. Deshalb lautet die erste und wichtigste nationale und staatliche Forderung der Deutschösterreicher: Begründet ehrlich und vorurteilsfrei den Friedens- und Kulturblock im Herzen Europas! Denn ohne die vertiefte Gemeinschaft mit den Brüdern jenseits der Grenzen hat alles Mühen keinen Zweck, kann alles Schaffen keinen Gewinn bringen. Zunächst sind die Deutschösterreicher berufen, Brücken zu den Polen zu schlagen. Es war nicht der geringste Fehler des Herrn v. Seidler, daß er die Klammer zertrümmerte, die die althergebrachte Parlamentsmehrheit band. Die Gemeinschaft der Deutschen und der Polen muß notwendigerweise zur austropolnischen Lösung im Rahmen der mitteleuropäischen Organisation führen. Wir für unseren Teil wollen die Sorgen nicht verhehlen, die sich an diese Ausgestaltung knüpfen. Allein es sei rundweg erklärt, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen eine andere Entscheidung nicht gibt und geben kann. Noch eines bleibt zu tun. Die Deutschösterreicher müssen auch zwischen den Polen und Ukrainern als ehrliche Makler vermitteln. Sie können sich als wahre Freunde erweisen, weil sie frei von allem Egoismus zu raten vermögen.

Die Deutschen in Österreich haben nicht nur politisch unter der Ziellosigkeit und nicht bloß militärisch unter den unerhörten Anforderungen, die gerade an sie gestellt wurden, gelitten; sie sind auch finanziell durch die ungeheuren Lasten des Krieges am stärksten in Anspruch genommen. Dazu kommt, daß das vollständige Fehlschlagen des staatlichen Ernährungsdienstes sie, die zu einem guten Teil in den Städten wohnen oder die in der Industrie tätig sind, arg in Mitleidenschaft zieht. Der Zusammenbruch der bureaukratischen Voraussicht und Einsicht bildet ein trauriges Kapitel. Es hätte nicht so weit kommen müssen, wenn man dem Staate weniger Überraschungen geboten und desto mehr durch erfahrene und bewährte Persönlichkeiten aufgeholfen haben würde. Die Bevorzugung der Mittelmäßigkeiten, das sieghafte Vordringen der Unfähigkeit im Hinterlande hat die Früchte getragen, die angstvoll erwartet werden mußten. Die ernsten Magennöte haben nicht wenig zur Radikalisierung der Deutschen beigetragen und eine Verärgerung erzeugt, die sich in verschiedenen Kundgebungen Luft machte. Unter dem Einflusse dieses Stimmungsumschwunges ließ sich Dr. von Seidler bestimmen, die Errichtung von Kreishauptmannschaften in Böhmen durch eine Verordnung anzubahnen. Damit wurde jedoch kaum ein Teil dessen der Erfüllung nähergerückt, was man als die Sehnsucht nach der Kreisselbstverwaltung bezeichnen kann. Mit Demonstrationen von oben und von unten, mit flüchtigen Maßnahmen sind eben tiefgreifende Wunden nicht zu heilen, Schäden nicht zu beseitigen. Nur eine standhafte, geradlinige, wohldurchdachte Politik der ehrlichen Mittel und der redlichen Taten, des nüchternen Schaffens und besonnenen Vollbringens könnte einen Wandel zum Guten bewerkstelligen. Selbst dann, wenn man nicht an die Erneuerung Österreichs denkt, bleibt noch genug zu tun übrig: zum Heile oder zum Nachteile, je nachdem.

Wird Freiherr von Hussarek imstande sein, das Steuerruder mit kräftiger Hand zu führen und zu beweisen, daß ein unbeugsamer und ein kluger Wille regiert? Seine Berufung auf den Posten eines Ministerpräsidenten kam plötzlich; man rechnete mit anderen Personen. Aber vielleicht kann eine Überraschung einmal zum Guten ausschlagen. Vielleicht! Jedenfalls hat der vielgeschmähte Reichsrat zuletzt wieder bewiesen, daß er sich zu zügeln verstehe, daß er Maß zu halten vermöge und daß man mit ihm vieles ausrichten könne — trotz der augenblicklich noch fehlenden festen Mehrheit, unbeschadet der großen Zahl von Passivisten —, sobald man nur die Kraft in sich trägt, zu leiten. Nicht das Pferd ist bisher schlecht gewesen, sondern die Reiter haben nichts getaugt. Österreich braucht nun einen ganzen Mann: stark gegenüber der Krone und dem Volke, gerecht und einsichtig und voll edlen Eifers. Das eigentliche staatliche Problem kann erst später gelöst werden; was sich augenblicklich vordrängt, ist eine Frage, die dem Persönlichen gilt. Ein Hindenburg des Hinterlandes tut not! Wir möchten damit nicht mißverstanden werden. Es schwebt uns ein aufrechter, zielbewußter Mann vor, der seinen Platz voll ausfüllt, das Feld behauptet, die Geister beherrscht und das Notwendige vertrauensvoll vollbringt, indem er gleichzeitig Vertrauen erweckt.

Leberecht Migge / Kleinsiedlung mit Hilfe von Gartenertrag

Einleitung.

Es gibt viele Wege, Kleinwohnungsbau im großen zu erleichtern. Einer der wichtigsten ist der der Vereinfachung seiner Materien, Maße und Handlungen (Bautechnik). In Anschauung aller Erfahrung in der Gartenstadt- und Baugenossenschaftsbewegung bis heute sind aber Zweifel zulässig, ob diese Bestrebungen in dem Ausmaße, in dem sie noch verantwortet werden können, zur Erreichung des Ziels: Siedlung in Masse und sofort zu bewerkstelligen, ausreichen werden. Denn, übertrieben beschränkte Baumaße z. B. bringen leicht hygienische oder konstruktive Nachteile mit sich oder werden durch verteuerte Unterhaltung aufgehoben.

Neue Materialien veranlassen Unsicherheit und einschneidende finanzpolitische Maßnahmen die Gefahr von wirtschaftlichen Rückschlägen. Irgendwo und irgendwann ist unser Siedler hierbei immer selbst der Leidtragende. Es sind, im großen gesehen, Palliativmittel der Siedlungspolitik, abgeerntete Werte, die nur vorübergehenden Erfolg versprechen.

Die tiefere Ursache dieser Richtung zur Sanierung des Kleinwohnungsbaues bis heute finden wir in der einseitigen Einstellung auf das Haus. Der Garten, der Grund und Boden als Ausgangspunkt des größten und wichtigsten Teils des Kleinwohnungswesens wurde nicht oder nur ungenügend beachtet.

Demgegenüber fordern wir: Einstellung aller Siedlungsmaß-

Digitized by Google

nahmen auf das Land. Das Land allein gewährt die Möglichkeit, noch nicht abgewirtschaftete, neue und aktive Werte zu fördern und der Siedlung als Ganzes nutzbar zu machen. Der Siedler verantworte seine Siedlung selbst!

Das Mittel dafür ist: Steigerung des gesicherten Gartenertrages durch Intensivierung des Bodens.

Die Voraussetzung ist:

1. Arbeitskraft.

Wo finden wir Arbeitskraft für diesen Zweck, ohne sie gleichzeitig anderen für den wirtschaftlichen Wiederaufbau unseres Vaterlandes gleichwichtigen Gebieten zu entführen? Die Antwort lautet: in der Familie. Besonders in der kinderreichen Familie. Denn der Gartenbau ist unter allen Produktionsgebieten dasjenige, das ohne wesentliche Nachteile für die Produktion selbst, aber mit mannigfachen Vorteilen für den Produzenten (Hygiene) als Nebenerwerb betrieben werden kann. Es ist auch dasjenige, worin — im Gegensatz zu anderen Arbeitsbezirken und hierin sogar der Landwirtschaft weit überlegen — Kinderarbeit sowie die Hilfe von Alten und Schwachen wirtschaftlich vollwertige und zugleich gesundheitlich segenbringende Faktoren sind.

Deshalb machen wir die Familie, insbesondere die kinderreiche Familie geradezu zur ökonomischen Grundlage unserer Siedlung, wohl wissend, daß wir damit auch bedeutenden ethischen Zielen der Jetztzeit entgegenkommen. (Entlastung der Vielkindrigen.) Dementsprechend soll auch die Zuteilung der Gartengrößen nicht so sehr nach Besitz und Neigung erfolgen (wie bisher), als vielmehr nach der Anzahl der Köpfe oder besser: Hände, die eine Familie zählt. Die große Familie — oder diejenige, die Vorsatz oder Aussicht dazu glaubhaft macht — erhält mehr Land (und logisch Wohnraum) als die kleine. Die kleinste (kinderlose) ist unter Umständen ganz ausgeschlossen.

2. Gartengröße.

Wie groß soll danach der Siedlungsgarten sein?

Wir gehen hierbei vom Bedarf aus. Der Siedler soll sich mit Gemüse (Obst und Kleintierprodukten) „selbst versorgen". (Siehe die Schrift des Verfassers „Jedermann Selbstversorger" bei Eugen Diederichs, Jena.) Wenn man, nach allen Erfahrungen dieser Zeit, für eine Person 1 Pfund Gemüse, ½ Pfund Obst, sowie (außer Kleintierprodukten) noch 1 Pfund Frühkartoffeln als täglichen Durchschnittsbedarf annimmt, so sind (einschließlich Schwund, Abfall usw.) jährlich pro Kopf 4 Zentner Gemüse, 1 Zentner Obst und ¾ Zentner Frühkartoffeln (für knapp drei Monate) zu ernten. Das soll nach den Ergebnissen der folgenden Untersuchung auf rund 80 Quadratmeter Gartenboden zu gewinnen bequem möglich sein.

Entsprechend ermittelt unser Selbstversorger-Schema an der Hand dieses grünen Nahrungsminimums die verschiedenen notwendigen Gartengrößen nach der Kopfzahl: Für eine fünftöpfige Durchschnittsfamilie 400 Quadratmeter.

Diese Ertragsbehauptung hat aber gewisse technische Betriebsvoraussetzungen. Die erste ist eine

3. Neugliederung

der ganzen Siedlung nach gartenmäßigen Grundsätzen von vornherein und mit dem Ziel: die bisher siedlungshemmenden hohen Gesamtgestehungskosten herabzumindern. Das wird erreicht durch Trennung unserer Gartenwirtschaft in einen extensiven und einen intensiven Teil, — entsprechend der ohnehin üblichen Gartenpraxis.

Durch diese rationelle Scheidung nach dem Gebrauchswert der Einrichtungen wird unsere Kolonie grundsätzlich in zwei Hälften gesondert, von denen die eine, intensive, mit Gärten, Häusern und Straßen und allen nötigen technischen Behelfen versehen, den Aufwand voll ausnutzt, den wir ihr auf Kosten des anderen extensiven Teiles — der zu solcher Nutznießung gar nicht imstande wäre — zuwenden.

Mit solchen organisatorischen Vorkehrungen ist aber nicht genug getan; wir müssen vor allem auf direkte Steigerung der Bodenfruchtbarkeit ausgehen. Dazu hilft zuerst das Studium von

4. Wärme, Wind und Wasser.

Steigerung von Pflanzenkultur ist unmittelbar abhängig von dem Ausmaß der Licht- und Wärmemenge, die wir der Pflanze zuzuwenden vermögen. Danach muß ein Garten vor allen Dingen sonnig sein. Er liegt also tunlichst nach Süden oder Südosten. Es gibt keine intensive Pflanzenkultur ohne Licht und Wärme.

Aber Wärme ist ja nicht allein das Produkt von Sonnenschein: Wir kennen sehr sonnige und dennoch kalte Gegenden. Sie bedeutet oft mehr noch Abwesenheit von Wind und Wetter, welche Luft und Boden abkühlen und austrocknen und den Pflanzenwuchs von der natürlichen Entwicklung ablenken oder sie verzögern.

Um nun den Garten von seiner Lage bis zu einem gewissen Grad abhängig zu machen, schützen wir ihn durch entsprechend hohe und dichte Einfriedigungen. Dafür sind erfahrungsgemäß feste Mauern (Halbstein, Betonplatten usw.) am besten und auf die Dauer auch am billigsten. Die Mehrkosten gegenüber der üblichen Einzäunung werden durch Spalierobstzucht gedeckt. Windschutz, d. h. Ummauerung hält die Wärme, bedeutet Verlängerung des Sonnenscheins.

Endlich sind es Bewässerung und Düngung, mit deren Hilfe wir minderwertige Beschaffenheit des Erdreiches auszugleichen in der Lage sind. In unseren kleinen Gärten können wir für die Bewässerung anstatt des kalten, harten Leitungswassers viel vorteilhafter das weiche Regenwasser benutzen und damit eine für die schnellwuchernden Gemüse wichtige Dauerdüngung durch Hausabwässer verbinden. Gleichzeitig wird dadurch die kostspielige Kanalisation dieser Abwässer gespart oder doch wesentlich gemindert.

5. Abfallverwertung.

Aber Sonne, Schutz und Feuchtigkeit würden für die Steigerung der Gartenfrucht nicht genügen, wenn wir nicht Vorsorge träfen, unseren Boden von Zeit zu Zeit zu verjüngen. Zum Teil geschah das bei unseren Gärten schon durch die wichtige Verwertung der Hausabwässer, aber in der Ausnutzung der menschlichen Abfallstoffe zu intensiver Gartenbestellung können und müssen wir noch weitergehen. Wir müssen uns den fruchtbaren Gartenboden selbst bereiten! Das ist nicht schwer. Wir brauchen nur das unterschiedliche Hausmüll nebst Asche einerseits sowie insbesondere die Fäkalien andererseits tunlichst ungemindert dem Garten zuzuwenden.

Wir vereinigen deshalb alle diese Dungstoffe in einem gemeinschaftlichen Kompositorium, wohin auch die überschüssigen Abwässer geleitet und natürlich ebenso etwa vorhandener Kleintierdünger abgeführt wird. Hier wird mit geringstem Aufwand ein Universaldünger hergestellt, der, völlig geruchlos, von einfachster Anwendung und nachhaltigster Wirkung jeden Gebrauch des teuren animalischen und gefährlichen künstlichen Düngers in unserem Garten erübrigt.

6. Kleingarten-Obstbau.

Hier gilt als erste Forderung, heraus mit dem Groß-Obstbau aus Kleingärten! Freie Bahn für den Gemüsebau! Vor der Garten- und Haustür bleibt genug Platz, um die erforderlichen Obstmengen bequem zu züchten. Hier ist auch Schatten erwünscht. Wir bepflanzen deshalb grundsätzlich alle Straßen und Plätze mit Obst.

Der weitaus größere Teil des Obstes soll aber durch den Zwergobstbau beschafft werden. Dieser nimmt ungleich weniger Raum ein, erzielt sichere und vor allem frühere Ernten und ermöglicht, viel edlere Obstsorten anzupflanzen, die dem Hochstamm in rauhen Lagen oder überhaupt verschlossen sind.

7. Kleintierhaltung.

Auch hier soll die Menge des vorhandenen selbst erzeugten Materials die Größe der Viehhaltung (Hühner, Kaninchen, Ziegen evtl. Bienen) begrenzen. Den sonstigen Bedarf der Allgemeinheit soll die Viehfarm, die evtl. auch Großvieh züchtet, decken. Diese sieht auch eine Viehweide vor, genügend groß, um auch dem Geflügel des Siedlers einen gelegentlichen Auslauf (transportabler Stall) oder der Ziege Weide zu erlauben.

Liebhaber und Züchter, die sich mehr auf diesen Nebenbetrieb

Digitized by Google

der Kleinsiedlung legen, können leicht das Vielfache unseres Ertrages herauswirtschaften.

8. Genossenschaftliche Einrichtungen, wie eine Konservierungsanstalt für Obst und Gemüse (im Kleinbetrieb des Hauses werden da heute für diese hochwichtige und verantwortungsvolle Arbeit Hekatomben von Kraft, Material und guter Laune nutzarm geopfert), die Gemeindeweide, eine Fischteichanlage (zur Verwertung der restlichen Abwässer) sowie Nußplantagen (als Schutzpflanzungen), in größeren Verhältnissen auch selbsterzeugte Kraftfuttermittel u. a. m. gehören gewiß in eine moderne Kleinsiedlung. Dann natürlich vor allem auch unsere „Düngerfabrik".

Voraussetzung eigener und gemeinsamer Gärten aber sind Kenntnisse und Erfahrungen. Diese soll ein besonderer Mustergarten, der auch als Schul- und Fortbildungsschulgarten für die Nutzgärtnerei zu gebrauchen wäre, so früh wie möglich vermitteln. Bei den Kleinen anfangen, dann kann's den Großen nicht fehlen!

Die neuen Erträge.

Wo etwas hineingesteckt wird, kommt auch was heraus. Wir erinnern, daß jedermann sein Minimum an Grünnahrung von 1 Pfund (Früh-)Kartoffeln, 1 Pfund Gemüse und ½ Pfund Obst selber produzieren soll. Wir ernten

auf 400 qm (davon 200 qm und 200 qm Pachtland) insgesamt	2141 Pfd.	Gemüse
und insgesamt	350 „	Frühkartoffeln
und insgesamt	600 „	Obst
auf 400 qm Gesamternte	3091 Pfd.	Früchte.

Den Wert dieser Ernte entziffern wir wie folgt:

Einnahmen aus Gemüse und Frühkartoffeln (Erntewert)	M. 363.60
aus Obst	„ 114.—
aus Kleintierzucht	„ 35.—
Jährlich zusammen	M. 512.60
Ausgaben: Anlage-Kostenverzinsung 6% von M. 600.— jährlich	M. 36.—
Unterhaltungskosten jährlich	„ 47.25
	M. 83.25

400 qm Kulturland bringen also einen jährlichen Reinertrag im Werte von ..... M. 429.35

Das Ergebnis also ist: Eine Mark Erntewert von einem Quadratmeter Gartenboden!

Schlußfolgerung:

Inwieweit sind die vorstehenden Ausführungen geeignet, den Kleinwohnungsbau wirtschaftlich zu beeinflussen? — Sie erleichtern ihn

a) durch indirekte Hilfe.

Unser Gartensystem erreicht mittels sachgemäßer Gesamtdisposition eine Ablenkung bzw. Konzentrierung auch der Hausbaukosten. Es befreit die Wohnung zum größeren Teil von den kostspieligen (großdimensionalen) Verohrungen für Regen und Hausabwässer, evtl. auch von der Fäkalienkanalisation zugunsten eines billigeren Systems. Es übernimmt die Herstellung aller Einfriedigungen. Gemeinnützige Einrichtungen (wie Gemüse- und Obstverwertung, Fischteichanlage, Viehweide u. a.) werden vom gemeinsamen Gartenbau getragen.

b) Durch direkten hohen Beitrag.

Bisher lastete der Garten und seine Einrichtung auf der Siedlung und hinderte mittelbar das Prosperieren des Kleinwohnungsbaues.

Nachher soll der Garten nicht nur seine Einrichtungskosten selber bezahlen (und seinen Besitzer ernähren), sondern darüber hinaus mit dem Wert seiner Ernte zur Verzinsung und damit Erleichterung der ganzen Siedlung beitragen. (Überwert.)

Der Wert einer Ernte beträgt für 400 Geviertmeter und eine fünfköpfige Familie 400 M. Kapitalisiert entspricht das einer Summe von 8000 M. Selbst wenn wir vorsichtig nur die Hälfte hiervon als Nennwert in Rechnung stellen, so gibt es uns doch die Gewißheit einer viel durchgreifenderen und sicheren Erleichterung des Kleinwohnungsbaues, als das akademische Geldtheorien und bautechnische Beschränkungen und Erfindungen allem menschlichen Ermessen nach je vermögen.

c) durch Sicherung und unmittelbare Wirkung.

Die vorzüglichste Eigenschaft aller vorgeschlagenen Maßnahmen und technischen Behelfe ist, daß sie Jahr für Jahr im wesentlichen die gleichen Ernten — ohne Rücksicht auf Witterung und Bodengüte — garantieren.

Auch haben wir nicht nötig, auf diese neuen Erträge etwa bis zur Wiederkehr geregelter Verhältnisse zu warten. Der „neutrale" Grund und Boden gibt, richtig behandelt, seine Hocherträge schon heute willig her. Wird er im großen Maßstabe — und das ist ja Voraussetzung — in der hier vorgeschlagenen Weise schon jetzt angefaßt, so ist er (als Menschensammler und Nahrungsmehrer) zugleich eines der wirksamsten Mittel, den Gefahren der kommenden Übergangswirtschaft zu begegnen. Von dem weitgreifenden volkswirtschaftlichen und innenkolonisatorischen Einfluß dieser grün-orientierten Kleinsiedlungspolitik an dieser Stelle nicht zu reden.

Es ist auf Tatsache und Erfahrungen gegründet: Erhöhter Bodenertrag bedeutet billigen Kleinwohnungsbau!

Soziale Bewegung

Eine neue Gewerkschafts-Internationale. In England wird nicht nur die größte Anstrengung zur Bildung eines „Völkerbundes unter Ausschluß der Mittelmächte" gemacht, sondern die kriegswütige englische Arbeiterschaft geht auch auf Gründung eines internationalen Gewerkschaftsbundes unter Ausschluß der deutschen Arbeiter aus. Die „General Federation of Labour" gehört der gewerkschaftlichen Internationale an, deren Sekretär der deutsche Gewerkschaftsführer Legien in Berlin ist. Der britische Gewerkschaftskongreß ist dieser Internationale nicht angeschlossen. Neuerdings haben sich nun 15 britische Gewerkschaftsverbände, darunter solche der Metallarbeiter, Eisenbahner und Transportarbeiter (die Bergleute waren nur zufällig unvertreten), entschlossen, dem Parlamentarischen Komitee des Gewerkschaftskongresses zu folgen, das die Verbände eingeladen hatte, eine internationale Abteilung anzugliedern, die eine neue Internationale darstellen soll. An der Vorbereitung arbeitet ein Unterausschuß von 11 Personen, welcher sich folgende Entwicklungsziele gestellt hat: 1. Errichtung eines internationalen statistischen und Auskunftsbureaus zum Zwecke der Sammlung und Registrierung allgemeiner Nachrichten für den Gebrauch der Gewerkschaften, die dem britischen Gewerkschaftskongreß angeschlossen sind. 2. Entwicklung enger Beziehungen zwischen der Gewerkschaftsbewegung Großbritanniens und der der Dominions, der alliierten und neutralen Länder und der Vereinigten Staaten. 3. Eheste Einberufung einer internationalen Konferenz der alliierten, neutralen, kolonialen und amerikanischen Vertreter zum Zwecke der Formulierung einer gewerkschaftlichen internationalen Politik für die Zeit des Krieges und nach dem Kriege. 4. Erwägung der Frage, ob es praktisch ist, Arbeiter-Botschaften in den verschiedenen Ländern zu ernennen, die als Agenten und Korrespondenten der internationalen Gewerkschaftsbewegung die Aufgabe haben sollen, die internationalen Zentralstellen mit den allerneuesten Nachrichten über gewerkschaftliche Tätigkeit und sonstige für die Gewerkschaftswelt wichtigen Nachrichten zu versehen. — Die beteiligten britischen Gewerkschaften haben angeblich 2,5 Millionen Mitglieder, während die geplante neue Internationale etwa 9 Millionen Arbeiter umfassen soll.

Die Entschuldung der Beamten. Die ständig wachsende Teuerung bringt eine Verschuldung aller fest begrenzten niedrigen Einkommen mit sich. Das ist überaus beklagenswert. Wenn die Verschuldung aber große Teile des Beamtenheeres ergreift, auf dessen unbedingter Zuverlässigkeit und finanzieller Unabhängigkeit die gute Staatsverwaltung und damit das Wohl der Gesamtheit aufgebaut ist, dann liegt eine öffentliche Gefahr vor, und die Not der einzelnen Schuldner wird zur Sorge für die Allgemeinheit. Dieser Zeitpunkt ist jetzt eingetreten. Das haben die Parlamente und die Regierungen auch anerkannt, und die von der preußischen Regierung schon vor längerer Zeit angekündigte Maßnahme zur Entschuldung der Staatsbeamten hat nun feste Form erhalten. Der preußische Staat stellt 10 Millionen für diesen besonderen Zweck zur Verfügung. Der Betrag wird den Verbands-Spar- und Darlehnskassen unter folgenden Bedingungen zu Verfügung gestellt: Es ist eine Verzinsung von 2½ v. H. an den Staat zu leisten. Die Ausleihung an die Beamten soll zu 4 v. H. erfolgen.

leihung geschieht gegen Bürgschaft. Aber auch solchen Beamten soll ein Darlehen gegeben werden, die keine Bürgschaft stellen können, wenn sie nicht kreditunwürdig sind. Jedoch dürfen für solche Darlehen nur 40 v. H. des zur Verfügung gestellten Kapitals, also nur 4 Millionen, verwendet werden. Die Tilgung der Darlehen durch die Beamten an ihre Kassen braucht erst zwei Jahre nach Kriegsschluß zu beginnen und kann sich auf einen Zeitraum von fünf bis zehn Jahren erstrecken. Neue Darlehen dürfen nur während dreier Jahre nach dem Kriege ausgegeben werden. Die Rückzahlung des Betrages durch die Kassen an den Staat muß spätestens fünfzehn Jahre nach Kriegsende abgeschlossen sein. Zurückgezahlt wird nicht der volle Betrag, sondern nur 85 v. H. des zur Verfügung gestellten Geldes. Die Regierung rechnet also von vornherein schon mit einem Verlust von 15 v. H. Es ist anzunehmen, daß die Reichsregierung demnächst ebenfalls eine solche Entschuldungsmaßnahme für die Reichsbeamten einleiten wird. In Beamtenkreisen wird allgemein dankbar anerkannt, daß die Bedingungen, unter denen die Darlehen bewilligt werden sollen, sehr günstig sind. Bedauert wird aber, daß die Regierung nicht schon viel früher solche Maßnahmen getroffen hat und daß an den heutigen Verhältnissen gemessen, viel zu geringe Mittel dazu bereitgestellt werden. Immerhin kommt unter den gegenwärtigen Verhältnissen dieser Entschuldungsmaßnahme noch erhebliche Bedeutung zu. Sie genügt aber nicht, um die wirtschaftliche Lage der verschuldeten Beamten allgemein zu bessern. Sie wird jetzt nur dazu dienen können, daß die Beamten Schuldverbindlichkeiten, die sie in der Not zu Wucherbedingungen eingegangen sind, lösen und dafür Darlehen aufnehmen, die ihren Verhältnissen Rechnung tragen. Im übrigen wäre eine einmalige erhebliche Unterstützung noch dringend nötig, um die drückendsten Schuldverpflichtungen mit einem Male abstoßen zu können.

Die christlichen Gewerkschaften haben sich im Kriege sehr günstig entwickelt. Generalsekretär Stegerwald hat in einem Vortrage, den er kürzlich in Berlin über die Stellung der Arbeiterschaft zu den staatlichen Umwälzungen der Gegenwart hielt, erwähnt, daß die christlichen Gewerkschaften bei Kriegsausbruch 350 000 Mitglieder hatten. Diese Zahl sank infolge der Einberufungen usw. allmählich auf 150 000, um dann zunächst wieder auf 179 000 und 288 000 und schließlich letzthin auf 350 000 zu steigen. Da nun etwa 100 000 alte Mitglieder noch im Felde stehen, so ist zu erwarten, daß die christlichen Gewerkschaften weit stärker aus dem Kriege hervorgehen werden, als sie vor seinem Ausbruch waren.

Büchertisch

Ferdinand Avenarius, Das Bild als Narr. Die Karikatur in der Völkerverhetzung, was sie aussagt — und was sie verrät. Mit 388 Abbildungen. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. 254 Seiten.

Avenarius hat auf sein „Bild als Verleumder" nun ein zweites Buch erscheinen lassen, das in seinen Zwecken genau so verdienstlich ist und das hoffentlich die Wirkung hat, die er sich davon erwünscht. Das „Bild als Narr" — das deutet auf die lächerliche und doch wieder folgenreiche (im dunkelsten Sinne) Rolle, die die feindlichen Zeichner von Karikaturen im Weltkriege spielten. „Dreierlei Krieg wird gegen uns geführt: der mit den Waffen, der mit der Sperre und der mit der Entwertung." Gegen den letzteren, der bei uns im Inlande fast unbekannt ist, da er sich in der weiten Welt draußen abspielt, von der wir nun vier Jahre abgeschlossen sind, und gegen den wir daher keine Waffen haben, wendet sich die Veröffentlichung.

Zwei Einwände wären zu machen: einmal, daß die unter die Bilder gesetzten Erklärungen zuweilen zu stark apologetisch sind. Die Karikaturen sprechen schon selbst eine aufdringlich deutliche Sprache, so daß Unterstreichungen kaum nötig sind, zuweilen oft sogar als Störung empfunden werden können, selbst wenn man den Zweck, jetzt auf die Neutralen und nach Friedensschluß auf die Besseren im feindlichen Auslande zu wirken, in Betracht zieht. Stärker noch ist der zweite Einwand: auch bei uns ist in der dummen und albernen Karikierung viel mehr geleistet worden, als man nach der Lektüre dieses Buches annehmen sollte. Zu dem Kapitel „Vom jämmerlichen deutschen Heere" könnte man auch bei uns Seitenstücke finden, und das Thema „Verniedlichung" und „Wegtändeln des Ernstes" hat leider auch in Deutschland zahlreiche Varianten. Die Auswahl aus dem „Simplicissimus" ist zwar gerade für dieses Blatt in gutem Sinne charakteristisch, aber es ist doch für einen exklusiven Kreis bestimmt, daneben wächst in der Tiefe noch eine Unkrautliteratur, die dunkle Nachseiten verrät. Zugegeben, daß die meisten der französischen Zeichner auf der Bildungs- und Kulturhöhe Gulbranssons stehen, von dem fast die meisten deutschen Zeichnungen stammen; ferner zugegeben, daß Avenarius von vornherein den Einwand wegnimmt, daß man sicherlich in seiner Auswahl gerade hier ihm Tendenz vorwerfen werde — ein kleiner, ungelöster Rest bleibt doch bestehen, und das ist schade, denn gerade dieser wird bestimmt von der gegnerischen Seite unterstrichen werden, um mit möglichst viel Lärm den Anklageruf der anderen Bilder zu übertönen.

Denn was hier gebracht wird, spottet so sehr jeder Beschreibung, erfüllt das Herz so mit Grauen und den Körper so mit Ekel, daß man immer wieder das Buch weglegen möchte aus Schmerz darüber, daß der Menschheit Würde so ganz verloren ist, daß sie vielleicht nie vorhanden war und nur ein in den Leidenschaften des Krieges zerrissener dünner Schleier von Zivilisation sie vorgetäuscht hat. Daß hungernde deutsche Kinder das Ergötzen des Spießbürgers jenseits der Grenze bilden könnten — wer hätte das je gedacht? Die Komik davon scheint tatsächlich unwiderstehlich zu sein. Haß-, Wut- und Speibilder werden von dem Herausgeber unterschieden — aber die Phantasie kann sich kaum ausdenken, was für Inhalte sie umschließen. Die Greuelbilder zeigen auch ein dunkles Kapitel. Sehr lehrreich ist, wie Avenarius nachweist, wie hier die Tat verschiedene Stufen durchläuft, bis sie ihren Höhepunkt erreicht: 1. Bild: Ein Soldat erschießt in der Wut ein Kind, das mit einer Kinderflinte spielte. 2. Bild: Das Kind wird, an der Mauer lehnend und sein Brot essend, von einem Soldaten ruhig füsiliert. 3. Bild: Die gleiche Tat geschieht hier von einem Peleton auf Befehl eines Offiziers. 4. Bild: Spielende Kinder, auf die durch Schießscharten ein ganzes Heer zielt, während der Kaiser als Befehlender dahinter steht! Ähnlich ist es mit den den belgischen Kindern abgehauenen Händen. Die bei den Kongogreueln durch Engländer aufgedeckte Abscheulichkeit, wo sie als Trophäe aber immer noch logisch zu erklären war, tritt in immer verzerrterer Form auch als Hetzwaffe gegen uns völlig sinnlos auf.

Roheit, Verblendung, Eitelkeit — das sind die drei Resultanten, aus denen die Bilder entstanden sind. Man steht wie vor einer unübersteiglichen Mauer, über die hinweg eine Verständigung fast unmöglich erscheint. Denn was soll man dazu sagen, wenn in aller Naivität Gefangenenmißhandlung lustig glossiert wird? Da mögen noch so viele offizielle Presseberichte das herrliche Leben in den französischen Lagern betonen — diese Bilder widerlegen sie in der furchtbarsten Weise. Aber gerade wegen der eindringlichen Sprache, die sie reden, bleibt schließlich ein kleiner Rest von Hoffnung übrig, daß dies Buch auch denen die Augen öffnen wird, die bisher blind in dem Chaos umherirrten. Wie bei uns neben den alles annektierenden Kriegsfanatikern ehrlicher Friedenswillen vorhanden ist, wie auch wir mitten in dem Qualm von Rauch und Blut an den Augenblick glauben, da die Menschheit sich wieder auf ihre würdigen Aufgaben besinnen wird, so gibt es auch jenseits der Schützengrabenkette Herzen, die im gleichen Rhythmus schlagen. Mag ihre Zahl auch heute noch klein sein — einst wird kommen der Tag, an dem auch sie das Wort erhalten, um nach der beispiellosen Verblendung dieser Jahre den Weg zu ruhiger Erwägung und zu befreiender Tat zu finden. Diesem Werke soll die Schrift von Avenarius dienen, und sie wird es auch tun. M. R.

Druckfehlerberichtigung: Das Bücherverzeichnis der Nr. 30 enthält zwei Druckfehler. Der zuerst aufgeführte Verfassername muß heißen: Beruheim, der an vierter Stelle: Hobohm.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld:
0,50 M.: H. L. i. F. — **1 M.:** Frl. L. L. i. B. — Gefr. S. i. F. — Uffz. M. i. F. — **2 M.:** Fr. H. N. i. Ue. — Uffz. K. i. F. — **3 M.:** Ltn. M. i. F. — L.-Insp. C. D. i. F. — Pfr. M. i. F. — **4 M.:** Ltn. O. K. i. F. — **5 M.:** Ltn. B. i. F. — **15 M.:** M. M. i. C.

Bücher für Armee und Marine: Fn. in Frankf. 11 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover.
Für Rekonvaleszenten wirksamer und wohlfeiler als Wein.
Tricalcol Kalk-Eiweiß-Mittel zur Kräftigung und Knochenbildung.

15. August 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin-Schöneberg, Königsweg 6. Fernsprecher: Amt Lützow 6506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 33

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Politische Offensive. — **Dr. Heinz Potthoff:** Freiheit und Friede. (Die Bewährung des „Systems Brentano".) — **Georg Gothein, M. d. R.:** Reichskanzler Graf Caprivi. — **Paumonicus:** Nationale Selbstbestimmung und nationale Kultur. — **Pfarrer Dr. Hans Müller-Rödnitz:** Der Weg zur deutschen Weltanschauung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 4. August.

Aus dem heutigen Heeresbericht geht indirekt hervor, daß unsere Truppen auch Soissons geräumt haben. Unsere neuen Stellungen laufen jetzt an der Aisne und Vesle entlang. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die große Rückwärtsbewegung eine sehr wesentliche Vereinfachung und Begradigung unserer Linien und in Verbindung damit eine bedeutende Frontverkürzung gebracht hat.

Die japanische Regierung begründet ihr Vorgehen in Sibirien mit einer Erklärung, die den Stempel der Unwahrhaftigkeit in geradezu zynisch frecher Weise an der Stirn trägt. Es heißt in dieser Erklärung: „Die japanische Regierung betont nochmals ausdrücklich, daß sie sich jeder Einmischung in die inneren politischen Angelegenheiten Rußlands enthalten wird. Angesichts der Gefahr, der die tschecho-slowakischen Truppen in Sibirien von seiten der Deutschen, der Österreicher und Ungarn ausgesetzt sind, war es den Alliierten natürlich nicht möglich, mit Gleichgültigkeit den ungünstigen Lauf der Ereignisse anzusehen .... Die Regierung der Vereinigten Staaten, die den Ernst der Lage ebensosehr einsah, hat sich vor kurzem an die japanische Regierung gewandt mit dem Vorschlage, rasch Truppen abzuschicken .... Obwohl die japanische Regierung diesen Kurs einschlug, bleibt es doch auch jetzt ihr Wunsch, Beziehungen dauernder Freundschaft mit Rußland zu unterhalten, und die Japaner geben nochmals die Zusicherung, daß sie an ihrer bereits kundgegebenen Politik der Achtung vor der territorialen Integrität Rußlands festhalten ..."

Montag, 5. August.

Es scheint so, als ob sich die Front an der neuen Aisne-Vesle-Linie befestigen wolle. Bei Fismes, wo unsere Nachhut noch südlich der Vesle feindliche Vorstöße abgewehrt hatte, ist sie jetzt befehlsgemäß weiteren stärkeren Angriffen durch Übergang aufs nördliche Ufer ausgewichen. — Zwischen Ypern und Montdidier beginnt die Front unruhig zu werden. Der Heeresbericht meldet zunehmendes Artilleriefeuer, Abweisung feindlicher Vorstöße nördlich von Albert und beiderseits der Somme und Zurücknahme vorgeschobener deutscher Kompagnien auf das Ostufer der Avre und des Dombachs bei Montdidier. Man hat demnach fast den Eindruck, als ob nun auch die Engländer sich in ihrem Abschnitte zur Offensive rüsteten und die deutsche Führung sich darauf vorbereite. Mag auch sein, daß ein französisches Blatt recht hat, das von den Vorgängen an der englischen Front ängstlich sagt: lediglich ein Schauspiel, um zu zeigen, daß man da ist.

Eine Veröffentlichung des „W. T. B." veranschlagt die Gesamtkosten des Weltkriegs in den ersten vier Jahren auf 650 bis 700 Milliarden Mark. Von dieser Riesensumme entfällt noch nicht ein Drittel auf die Mittelmächte. Die monatlichen Kosten betrugen am Ende des vierten Jahres — also nach dem Ausscheiden Rußlands und Rumäniens — bei unseren Feinden 15,3 Milliarden, bei uns 5,8 Milliarden Mark. Die Entente hat von ihren 500 Milliarden nur 125,6 Milliarden fundiert, die Mittelmächte von 186 Milliarden 134,3. Deutschland hat mit 8 Kriegsanleihen 88 Milliarden, das sind 71 v. H. seiner Kriegskosten, langfristig aufgebracht, gegen 32 v. H. in England und 30 v. H. in Frankreich. Als besonderen Vorteil bezeichnet es die offiziöse Veröffentlichung weiter, daß wir unsere Anleihen fast ausschließlich im eigenen Lande untergebracht haben, während Frankreich und England sich gewaltig beim Ausland verschuldet haben. Leider hat der Offiziosus versäumt, bei dieser Gelegenheit auch das hervorragende Beispiel der englischen Steuerpolitik hinzuzuweisen. Die Engländer bringen einen großen Teil der Kriegskosten schon jetzt durch Steuern auf, und zwar durch Steuern, die nur die wirklich reichen Leute empfindlich belasten.

Dienstag, 6. August.

Der Rückzug in die neuen Stellungen zwischen Soissons und Reims ist, das geht aus den feindlichen Nachrichten ebenso hervor wie aus den deutschen, eine militärische Musterleistung gewesen. Alle Munitionsdepots usw. sind rechtzeitig zurückgebracht, sogar die Ernte in den geräumten Gebieten ist noch zum großen Teil geborgen worden. Der Abmarsch der Truppen aus der vordersten Linie hat sich ohne einen einzigen Mann Verlust vollzogen. Unsere Nachhuten haben dem nachdrängenden Feind schwere Verluste beigebracht und nach vollständig gelungener Durchführung ihrer Aufgabe sich unbehelligt vom Feinde losgelöst.

Gestern haben die Franzosen starke Angriffe gegen den Vesle-Abschnitt gerichtet. Die Angriffe sind erfolglos gescheitert. Wo es dem Feinde gelungen war, das Norduser der Vesle zu erreichen, ist er im Gegenstoß sofort wieder zurückgeworfen worden.

Nördlich der Somme haben heute früh württembergische Truppen die vorderen englischen Linien beiderseits der Straße Bray—Corbie erstürmt und dabei rund 300 Gefangene gemacht.

Lloyd George hat zum vierten Jahrestag der englischen Kriegserklärung eine Botschaft erlassen, in der er nach den üblichen Ausfällen auf die Autokratie Preußen und den deutschen Militarismus die Lage für die Entente sehr rosig schildert und dann behauptet: „Wir brauchen nur durchzuhalten, um zu siegen. Das ist die Wahrheit." Diese Behauptung steht auf der gleichen Höhe wie die unserer Mundhelden, die auch immer so tun, als ob der Sieg ganz von selber käme, wenn wir nur Geduld hätten, noch ein Weilchen zu warten. Winston Churchill, der sich sonst nie gescheut hat, den Mund recht voll zu nehmen, drückt sich diesmal viel vorsichtiger aus als Lloyd George. Er sagt in einem Brief an seine Wähler: „Der Krieg soll erst gewonnen werden, er ist noch nicht gewonnen! . . Für die Beendigung der Feindseligkeiten ist es durchaus unentbehrlich, 1. daß die deutschen Heere

Digitized by Google

im Felde entscheidend geschlagen werden, 2. daß das deutsche Volk auf das System verzichtet, das es dazu geführt hat, so viele Missetaten zu verüben; es könnte sonst nicht in den Völkerbund zugelassen werden." Und Asquith äußert sich nach einer Verherrlichung vor den Vereinigten Staaten: „Die Völker Europas und Amerikas sind überzeugt, daß wir umsonst gekämpft haben werden, wenn wir nicht wenigstens, bevor wir die Waffen niederlegen, den Grund für den Bau der großen nationalen Gesellschaft gemäß der Richtung einer praktischen Politik gelegt haben, um dadurch eine Weltherrschaft des Rechts einzusetzen und Kriegen bis zum Ende der Welt ein Ende zu bereiten."

Mittwoch, 7. August.

In amtlichen und privaten Pressemeldungen gibt sich die Entente den Anschein, als ob das japanisch-amerikanische Vorgehen in Sibirien keinen anderen Zweck habe, als den Russen ernsthaft und endgültig zu helfen. Die Sowjetregierung wendet sich demgegenüber mit einem Aufruf an die Bevölkerung der Entente-Staaten, in dem sie die imperialistische, gegenrevolutionäre Bedeutung des Vorrückens der Entente namentlich auch im nördlichen europäischen Rußland klarlegt und die Arbeiterklassen auffordert, ihren Regierungen dabei Widerstand zu leisten. Die Entente hat inzwischen auch Archangelsk besetzt. Und die Tschecho-Slowaken fühlen sich seit der Ankündigung der japanischen Truppenhilfe so sicher, daß sie der Moskauer Regierung ein regelrechtes Ultimatum gesandt haben, in dem sie mit der gänzlichen Aushungerung Rußlands drohen, falls die Regierung Anstalten treffe, wieder in den Ural einzudringen und die von den Tschecho-Slowaken aufgelösten Sowjets wiedereinzuführen. So ungefähr mag auch das Bild aussehen, das sich die Amerikaner wirklich gemacht hatten, als sie im gleichen Atemzug, während sie den Russen helfen zu wollen behaupteten, sagten: „Man hegt in Amerika große Erwartungen in bezug auf den ökonomischen Einfluß, der durch das Eingreifen der Alliierten in Sibirien erreicht wird."

Die Franzosen, die gewiß Grund haben, erleichtert aufzuatmen, möchten gern die Vorgänge der jüngsten Zeit zu einem großen französischen Siege stempeln. Die Zufälligkeit, daß der deutsche Vorstoß wieder an der Marne zum Stehen kam und die Neuaufstellung der deutschen Heere mit einem Rückzug von der Marne eingeleitet wurde, verführt sie, dieser „zweiten Marneschlacht" den gleichen Ruhmesnebel anzuhängen wie der ersten. Wie damals Joffre, so ist heute General Foch zum Marschall von Frankreich ernannt worden. Wie Joffre, so hat auch Foch die Ehrung sicher verdient; aber wenn man aus diesen und anderen Anzeichen schließen darf, daß die Gegner aus Hindenburgs Rückzügen noch immer nichts gelernt haben, so gönnen wir unseren Gegnern den voreiligen Triumph mit der Ruhe derer, die wissen, daß sie die Folgen der Unordnung des Schlachtfeldes vertrauensvoll abwarten dürfen. Stegemann, der ausgezeichnete Militärkritiker des Berner „Bund", faßt sein Urteil dahin zusammen, daß es Foch nicht gelungen sei, die aussichtsvolle Lage voll auszunutzen. Jetzt sei „der Moment gekommen, in dem aus Fochs Gegenoffensive eine Generaloffensive der Alliierten herausspringen kann, eigentlich sogar herausspringen muß.... Man kann sich nicht täuschen: die kriegerische Verstrickung ist jetzt trotz des scheinbaren Umschwunges so groß wie noch nie."

Der französische Senat hat in seiner Eigenschaft als Staatsgerichtshof den ehemaligen Minister des Innern Malvy zu fünf Jahren Verbannung ohne Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt. Das ist ein merkwürdiges Verlegenheitsurteil und sieht weit mehr wie ein parlamentarisches Kompromiß als ein gerichtliches Urteil aus. Man hat die Anschuldigung des Verrats fallen gelassen und ebenso die Anschuldigung der Beihilfe zu diesem Verbrechen, da die ehemaligen Ministerpräsidenten Viviani, Briand und Ribot und die bedeutendsten Ministerkollegen Malvys, wie Painlevé, Thomas und die einflußreichsten Arbeiterführer ihn mit ihren Aussagen vollkommen deckten. Die sind eigentlich durch das Urteil mitbetroffen. Man hat aus dem ganzen Prozeß den Eindruck, daß es sich im Grunde um den Kampf der von Clemenceau um seiner Selbsterhaltung willen begünstigten Nationalisten gegen Caillaux handelt. Da man nichts nachweisen konnte, was auch nur entfernt nach Verrat aussieht, so rettete dieses eigenartige Gericht die politische Stellung Clemenceaus, indem es mit geringer Mehrheit eine Verurteilung wegen Amtsmißbrauchs aussprach, weil er gegen die Flaumacher nicht mit der nötigen Tatkraft vorgegangen sei. Dies Urteil und überhaupt der ganze Prozeß ist kennzeichnend für die Seelenverfassung der Leute, die in Frankreich zurzeit die Führung haben, darüber hinaus aber auch für das ganze französische Volk.

Eines unserer Luftschiffgeschwader hat die Ostküste Englands, insbesondere die Befestigungen an der Humber-Mündung erfolgreich mit Bomben angegriffen. Das Führerschiff, auf dem sich der oft bewährte Leiter unserer Luftschiffangriffe, Fregattenkapitän Strasser, befand, ist leider von der Fahrt nicht zurückgekehrt.

Unsere österreichischen Bundesgenossen haben unter Führung Pflanzer-Baltins in den letzten Tagen in Albanien westlich von Berat italienische Vorstöße abgeschlagen und im oberen Devoli-Tal erhebliche Fortschritte erzielt.

Donnerstag, 8. August.

Dr. Helfferich, dem erst seit kurzem die diplomatische Vertretung Deutschlands in Moskau obliegt, ist zur mündlichen Berichterstattung über die Lage in Rußland nach Berlin berufen worden. Offenbar steht diese Reise in Beziehung zu den Vorgängen an der Murmanküste und in Ostsibirien. Die Lage drängt. Die Ereignisse können für die Gestaltung der deutsch-russischen Beziehungen von größter Bedeutung werden. Jedenfalls muß Deutschland Klarheit haben.

Lord Lansdowne hat sich in seinem neuen Handschreiben zur Friedensfrage auch auf eine Glasgower Rede des südafrikanischen Generals und Mitgliedes des Kriegskabinetts, Smuts bezogen, in der dieser sich von Niederzwingungspolitik losgesagt hat. Lansdowne hält die Rede Kühlmanns neben die von Smuts. Kühlmann sagte: „Ein absolutes Ende kann schwerlich von den militärischen Entscheidungen allein erwartet werden", und in der Rede von Smuts hieß es: „Ich glaube nicht, daß ein vollständiger Sieg für eine der beiden Mächtegruppen in diesem Kriege möglich ist ... Wir werden unsere ganze Diplomatie ebenso wie alle unsere verfügbaren Kräfte anzuwenden haben, um ein siegreiches Ende herbeizuführen .. Das Volk hat das Recht, zur Regierung zu sagen: Wir verbluten uns, wir tun unser Bestes für die Sache, aber wir erwarten von euch als von unseren Führern, daß auch ihr euer Teil Arbeit tut ... Die Regierung muß sprechen, um ausfindig zu machen, ob irgendwann das Stadium erreicht ist, wo Übereinstimmung hinsichtlich der Fundamentalfragen herrscht. Denn sobald eine derartige Übereinstimmung vorliegt, würden wir keinen Tag länger für Unwesentliches und Gleichgültiges kämpfen." — Diese Rede des Generals und Ministers ist vernünftiger als alles, was bisher ein Mitglied des Kabinetts geäußert hat. Leider hat sie nicht die Bedeutung, die Lansdowne ihr beimißt; denn die Lloyd George, Balfour, Bonar Law, auf die allein es ankommt, reden noch immer ihre alte Sprache.

Freitag, 9. August.

Zwischen Ancre und Avre haben die Engländer mit französischer Hilfe unter Führung von Haig im Schutze des Nebels überraschend, wieder mit großem Aufwand von Tanks und ohne Artillerievorbereitung, angegriffen. Das groß angelegte Unternehmen hat den Anfangserfolg gehabt, daß unsere Truppen zwischen Somme und Ancre etwa 10 Km. tief zurückgedrängt wurden. Auf der Linie Morcourt—Harbonnières—Caix—Fresnoy—Contoire gelang es, den Angriff zum Stehen zu bringen. Nördlich der Somme ist der Feind im Gegenstoß gleich wieder aus unseren Stellungen herausgeworfen worden.

Im englischen Unterhaus hat es eine Debatte über den Gedanken des Völkerbundes gegeben. Aus dem Verlauf der Aussprache erkennt man, daß zwar im englischen Par-

sament ehrliche Anhänger des Gedankens vorhanden sind, daß sie sich aber gegenüber den Kriegsfanatikern einstweilen noch in hoffnungsloser Minderheit befinden. Auch die geben sich, wie ja selbst Lloyd George es getan hat, als bedingte Anhänger des Völkerbundes; aber sie sehen im Völkerbund nur eine Art Erweiterung des britischen Imperiums, durch Völkerverträge festgelegte und gesicherte angelsächsische Weltherrschaft. Und neben denen, die ein Deutschland, das sich demütigt und seinen „Militarismus" endgültig aufgibt, in Gnaden in den Völkerbund aufnehmen würden, stehen solche, die Deutschland unter allen Umständen aus der Gemeinschaft der Nationen ausgeschlossen wissen wollen. Balfour meinte, es sei das einzige Hindernis gegen jeden rechtmäßigen Frieden, daß der deutsche Militarismus sich nicht gründe auf den Ehrgeiz einiger Leute aus der Militärkaste, sondern daß er verflochten sei mit den besterzogenen Kreisen Deutschlands. Bevor diese Verbindung nicht zerstört sei, bestehe wenig Hoffnung, daß Deutschland ein freiwilliges und friedlich gesinntes Mitglied einer friedlichen Völkergemeinschaft werden wolle. — Wir wissen nicht, wieweit das unehrlich ist, oder wieweit da grobe Unkenntnis deutscher Verhältnisse aus Balfour spricht, dem ja das lärmende Treiben der alldeutsch-vaterlandsparteilichen Kreise billige Scheinbeweise für seine Behauptungen gibt. Aber selbst wenn er Deutschland und das Denken und Fühlen der „besterzogenen Kreise" des deutschen Volkes so wenig kennt und versteht, dann hätte Herr Balfour allen Anlaß, sich zunächst im eigenen Lande umzusehen; er, der in derselben Rede so kraß militaristisch ist, daß er nicht einmal den Zustand vor dem Kriege anerkennen und auch die Kolonien uns nicht zurückgeben will. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Mit keinem Volke der Welt ließe sich leichter ein ehrlicher Völkerbund schließen, als mit dem deutschen. Freilich: ein ehrlicher Bund von Gleichberechtigten müßte es sein, ein wohnliches Haus, kein Zuchthaus mit englischem Inspektor.

Sonnabend, 10. August.

Die Engländer und Franzosen haben gestern zwischen Ancre und Avre ihre Angriffe auf der ganzen Schlachtfront unter Einsetzung großer Reserven erneuert. Auch zwischen Yser und Ancre gab es Vorstöße und Teilangriffe, die vor unseren Linien und im Nahkampf abgewiesen wurden. Ebenso gewinnt es den Anschein, als ob die Front auch weiter südlich in den Kampf mithineingezogen werden soll. Im bisherigen Kampfgelände wurde der Feind gestern beiderseits der Somme im Gegenstoß zurückgeworfen; in der Mitte der Schlachtfront gewann er über Rozières und Hangest Boden. Während der Nacht wurden unsere an der Avre und am Dombach kämpfenden Truppen in rückwärtige Linien östlich von Montdidier zurückgenommen. — Der bisherige Schlachtverlauf bedeutet einen Erfolg der Engländer, der den Mut und auch den Übermut der Entente neu beleben wird. Abgesehen davon, rein sachlich, militärisch betrachtet, kommt dem Erfolg große Bedeutung nicht zu. Schon jetzt ist zu erkennen, daß nach dem ersten Überraschungsgewinn der Feinde unsere Truppen die alte Überlegenheit im Operieren aufs neue bewähren. Möglich, daß auch auf diesem Frontteil noch größere Rückwärtsbewegungen vollzogen werden müssen, um die ungünstig gewordene Front wieder zu befestigen. Die Meldung von 14 000 Gefangenen zeigt auch, daß es den Feinden nicht gelungen ist, unsere Kampfkraft empfindlich zu schwächen. Der Verlust ist schmerzlich, strategisch wichtige Bedeutung aber hat er nicht.

In „Svenska Morgenbladet", einer der schwedischen Regierung nahestehenden Zeitung, ist in einem Aufsatz vom Donnerstag ausgeführt worden, es sei wünschenswert, wenn die schwedische Regierung zusammen mit anderen neutralen Regierungen den Kriegführenden ihren Dienst als Friedensvermittler anböte. Die schwedische Regierung habe glücklicherweise „nach dem, was verlautet, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gerichtet". Es würden in aller Stille Untersuchungen angestellt, um feste Linien für eine neutrale Vermittlungsaktion zu finden". Die Initiative scheine in der rechten Richtung schon ergriffen zu sein. Man könne somit bloß hoffen, daß die Verhandlungen in nicht allzu ferner Zukunft zum Ziele führen. — Da das halbamtliche W. T. B. diese Nachricht verbreitet, darf man annehmen, daß die deutsche Regierung gegen solche schwedischen Absichten keine Einwendungen erhebt. Das liegt ja auch in der Richtung ihrer steten Friedensbereitschaft. Ob aber bei der Entente solche Vermittlungsversuche auf Gegenliebe stoßen werden, das ist freilich nach den Reden der letzten Tage fast noch fraglicher als je.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 4. August.

Die Wiederkehr dieses Tages gibt immer eine Stichprobe auf die Erhaltung des Geistes, der durch ihn seinen Namen bekommen hat. So wird es ein Tag der Bestärkung und Ermutigung. So oft alle steigenden Prüfungen auch des letzten Jahres wieder uns den Blick auf diesen Gipfelpunkt unserer Volkseinheit getrübt haben, er steht doch noch unerschüttert. Bezeichnend für die Haltung der Arbeiterschaft, wie sie sich in vielen gewerkschaftlichen Blättern ausgesprochen hat, ist der Aufsatz des Korrespondenzblattes der freien Gewerkschaften:

„Die Friedenssehnsucht nimmt uns gefangen. Aber nicht um die Hoffnungen im Lager der Gegner zu erfüllen, die des naiven Glaubens sind, unser Volk würde verräterisch im eigenen Lande die Geschäfte derjenigen besorgen, die bereit sind, uns ihre militärische Macht fühlen zu lassen. Wenn Ihr Arbeiter im Ausland glaubt, daß wir zu diesem verräterischen Streich fähig wären, so irrt Ihr Euch, und Ihr dürft weder auf diese Hoffnung Euren Sieg aufbauen noch wird der Friede mit Deutschland jemals so geschlossen werden. Ihr werdet nicht triumphieren über ein Volk, das moralisch für immer gerichtet wäre, wenn es einer aus aller Welt zusammengehaltenen Soldateska die deutschen Lande, unser Heim und unsere Familie preisgeben würde. Was wir in Fleiß und rastlosem Streben aufgebaut haben, gehört auch uns, der deutschen Arbeiterschaft. Mit der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands ist die Stellung der Arbeiterschaft eng verknüpft. Ihr könnt uns nicht mit Euren asiatischen, afrikanischen Horden eine freiere politische Entwicklung bringen."

Von der Abschiedsfeier mit den ersten entlassenen Schülerinnen unseres sozialpädagogischen Instituts: Wir sitzen im großen Erker des Heidehauses unserer sozialen Frauenschule unter Ebereschenkränzen am dunkelgewordenen Abend. Rings in den weit offenen Fenstern steht der wetterleuchtende Gewitterhimmel. Wir haben nur ein paar Kerzen, deren kleine Flammen von unten her alle die jungen Gesichter beleuchten. Wie seltsam sich in eine dunkle, schicksalvolle Zeit unsere Arbeit und unsre Gemeinschaft hineingestellt hat. Wir haben dieser Zeit angehört und konnten doch von ihr frei werden. Wir konnten für sie arbeiten und hatten doch noch außerhalb ihrer Quellen der Kraft und des Ertragens.

Montag, 5. August.

Aus dem ganzen Reich regt sich ärgerlicher Widerspruch gegen die Bevorzugung Berlins mit der Fleischration. Dabei ist es keine Frage, daß die Versorgung einer Millionenstadt mit anderen Nahrungsmitteln so viel dürftiger ist, daß eine bessere Grundlage durch die rationierten Dinge mindestens diskutabel erscheint. Man sollte einmal die Städte nach dem Ansteigen der Tuberkuloseziffern — oder nach den Gewichtsabnahmen? — vergleichen und die Ergebnisse bei der Rationierung verwenden.

Mustergültige Inangriffnahme der Wohnungsfürsorge durch einen Plan der Stadt Dortmund. Unter anderem: Gründung einer besonderen großen gemeinnützigen Dortmunder Siedlungsgesellschaft, Sonder-Baupolizeiverordnung für Kleinhäuser, Beschaffung von Baumaterial, Gewährung von Zuschüssen und Bürgschaften, eigene Bautätigkeit, Übernahme von Straßenkosten, Befreiung von der Umsatzsteuer. Alles in allem ein Plan von vorbildlicher Umsicht.

Dienstag, 6. August.

Ein Erlaß des Kriegsministeriums gewährt den Offizieren Kriegsteuerungszulagen je nach der Kinderzahl. Das Prinzip der

Digitized by Google

Abstufung nach Familiengröße setzt sich immer mehr durch. Davon wird gewiß etwas bleiben, wenn die Kriegsteuerung vorüber ist. Auch Erhöhung der Mannschaftslöhnung ist zugesagt.

Die gesamte Herbstobsternte wird beschlagnahmt. Das ist sehr schmerzlich, aber die Leistungen der Reichsobststelle für die Marmeladenversorgung des letzten Jahres sichern ihr das Vertrauen, daß die Maßnahme notwendig und segensreich ist.

Ganz ausgezeichnete „Mitteilungen für den vaterländischen Unterricht" gibt das stellvertretende Generalkommando 11. Armeekorps heraus — eine Sammlung alles Wissenswerten für Volksaufklärung über Krieg, Kriegsfürsorge u. a., die ebenso sorgsam gearbeitet wie zweckmäßig ausgewählt ist.

Mittwoch, 7. August.

Seltsam: mit einer dicken Überschrift — ebenso groß wie „Erfolge der Engländer an der Murmanküste" — teilen die Zeitungen mit, daß in einem Berliner Zirkus drei Artisten abgestürzt sind und sich Schädelbrüche zugezogen haben. Und mitten im tausendfachen, weit schrecklicheren Sterben überfliegt die Menschen hierbei doch noch die Sensation des Todes.

Viel erwogen wird allenthalben — innerhalb der pädagogischen Mauern und außerhalb ihrer — die Frage des „Auslandstudiums". Für den Osten wird — u. a. von Herrn v. Batocki — starke Berücksichtigung des Russischen in den Lehrplänen der höheren Schulen empfohlen. Man kann sich der Besorgnis nicht ganz enthalten, daß die Richtung unserer Bildung in Zukunft allzusehr durch politische Zwecksetzungen bestimmt sein wird. Damit würde gerade Deutschland geistige Vorzüge preisgeben, auf die wir nur zu unserem Schaden verzichten könnten.

Donnerstag, 8. August.

Sehr richtig wendet sich ein Aufsatz der „Frankfurter Zeitung" gegen unsere Verweichlichung durch eine gewisse Art der „Stimmungsmache". Jeder würde sicherer, klarer und vertrauensvoller sein, wenn nicht diese in Ton und Beleuchtung gleich peinliche Darstellungsart ihn beirrte, an die doch keiner ganz richtig glaubt. Die ordentlichen Leute wollen die Dinge sehen, wie sie sind, und die das nicht wollen, müßten dazu erzogen werden.

Wie unbegreiflich unkriegerisch manchmal das Leben aussieht! Heute liegen bei fast windstillem Wetter und klarem Sommerabendhimmel die buntfarbigen Boote mit den hellen Menschen dicht geschart vor der Musik des Fährhauses, überschnitten von den weißen Segeln; so uneingeschränkt sommerlich heiter, nicht von jener aufgeregten Heiterkeit, die Betäubung sucht, sondern friedlich dem Sommer hingegeben, als sei nichts anderes mitzuleben.

Freitag, 9. August.

Ein bombastisches Hamburger Erzgebilde, das den schönsten Punkt der Alster — man kann nicht gerade sagen: schmückte, hat nun daran glauben müssen. Der Riesenbauch des Walkürenrosses ist kläglich nach oben gekehrt, die wild in den Himmel hinein gespreizten Beine sind von Stricken umschnürt, die Reiterin hängt elend in der Luft, und das Ganze, zehnfach plump und ungeheuerlich, ist von einer grotesken Kläglichkeit. Aber die Verkäuferinnen im Dampfschiff, die von ihren blöden Handarbeiten (jenen Tablettdecken, bei denen man immer fragt, weshalb dazu noch Stoff verschwendet werden darf) aufsehen, finden es doch „furchtbar traurig".

Wilhelm Heile / Politische Offensive

Es kommt nicht darauf an, Schlachten zu gewinnen, sondern den Krieg. Unsere Heerführung weiß das. Hindenburg und Ludendorff haben es eben erst wieder den Kriegsberichterstattern gesagt. Sie gestehen offen zu, wenn einmal das Waffenglück nicht hold war, und hüten sich, durch den Versuch des Vertuschens den Eindruck zu wecken, daß etwas Schlimmes geschehen sei. Sie opfern keinen Mann [illegible] einmal begonnenes Unternehmen bis zu Ende durchzuführen, wenn sie sich des Erfolges nicht sicher genug sind. Und sie klammern sich nicht ängstlich an einige Quadratmeilen besetzten Landes, sondern lassen sie gern dem Feinde mitsamt seinem billigen Triumph, wenn sie dadurch eine ungünstig gewordene Lage verbessern oder gar eine günstige Lage herstellen können, die für entscheidende Schläge bessere Aussichten bietet. Es gilt, die Heere des Feindes zu zermürben, zu schwächen, zu vernichten, den Sieg zu erringen, und nicht bloß Siege. Und Voraussetzung dafür ist, daß wir es sind, die dem Feinde das Gesetz des Handelns diktieren.

Genau so ist es oder vielmehr sollte es sein in der Politik. Aber leider haben wir von einer politischen Führung des Krieges in all den Jahren wenig gemerkt. Unsere Diplomaten haben sich fast nur darauf beschränkt, auf die Angriffe der Feinde zu antworten, immer wieder zu versichern, daß wir besser sind wie unser Ruf und daß wir gern Frieden machen wollten. Es blieb bei solcher, noch dazu schwächlich geführten Defensive. Mit Defensiven aber ist noch kein großer Krieg gewonnen worden. Man kann so einen einzelnen Angriff abwehren, eine einzelne Schlacht gewinnen, nimmermehr aber einen Krieg, wie den, in den wir jetzt verstrickt sind, der mit politischen Mitteln eingeleitet worden ist und mit politischen Mitteln größten Maßstabes gegen uns geführt wird, und dessen Erfolge gegen uns lediglich auf geschicktem Gebrauch der politischen Mittel beruhen. Es ist deshalb nachgerade zur Binsenweisheit geworden, daß dieser Krieg mit militärischen Mitteln allein nicht zu Ende geführt werden kann, zumal da nicht Heere, nicht Söldnerscharen, sondern Völker, Weltvölker gegeneinander kämpfen. Alle militärischen Siege helfen nicht entscheidend weiter, wenn die politische Leitung nicht die Kraft, die Fähigkeit oder den Willen hat, sie politisch zu nützen.

Es ist in Deutschland, namentlich in den Reihen der Machtfiegpropheten, der abgegriffene Brauch, Lloyd George als bloßen Demagogen, Wilson als bloßen Schaumschläger und üblen Heuchler hinzustellen. Und doch könnten wir froh sei, wenn wir in der politischen Leitung auch einmal einen Mann ähnlichen Kalibers besäßen. Denn sie beide sind, was man sonst auch von ihnen halten mag, ohne allen Zweifel wirkliche Politiker. Sie verstehen sich auf die Seele ihres eigenen und der mit ihnen verbündeten Völker; sie berechnen jedes Wort, das sie in die Welt hinausschicken, auf ihre Wirkung bei uns und im eigenen Lager; und immer sinnen sie darauf, wie sie uns schädigen, die eigene Kraft stärken können: sie haben, was der Politiker braucht, der ein Tatmensch sein muß, wenn er wirklich ein Politiker sein soll, sie haben Tatkraft und Initiative, politischen Angriffsgeist.

Wenn man politische Initiative entwickeln will, so muß man zuvor einen politischen Glauben haben. Jene greisenhafte resignierende Stimmung, daß man nun einmal leider im Kriege lebe und nun versuchen müsse, so gut oder schlecht wie es eben geht, aus dem Kriege wieder herauszukommen, die immer bloß rechnend Tatsachen hinnimmt, wie sie sind, und nicht in dem Gedanken lebt, nicht von dem Willen und der Lust erfüllt ist, Tatsachen, neue Tatsachen zu schaffen, die trägt einen großen Teil der Schuld daran, wenn wir trotz aller unserer Siege dem Frieden noch immer nicht nahegekommen sind.

So einfach liegen die Dinge freilich nicht, wie einige angeblich gute Englandkenner und pazifistische Schwärmer glauben, daß die Feinde sofort zum Frieden bereit seien, wenn wir nur endlich einmal ganz unzweideutig und ohne

Digitized by Google

alle Hintergedanken und Vorbehalte offen auf jede Eroberung und sonstigen Kriegsgewinn verzichten würden. Solange in England Lloyd George und in Frankreich Poincaré und Clemenceau regieren, bleibt der Kriegswille der Feinde auf unsere Vernichtung und nicht auf Verständigung mit uns eingestellt. Mit bloßen Friedensangeboten erreicht man den Frieden so wenig wie mit bloßem militärischen Kraftaufwand. Wir müssen die Quellen zerstören, aus denen unseren Feinden immer neue Kraft zuströmt; dann werden sie, die unsere Kraft genügend kennengelernt haben, allmählich begreifen, daß sie gut daran tun, sich mit uns zu vertragen, weil sie uns ja doch nicht vernichten können.

Die Kraftquelle der Feinde ist aber die gleiche wie bei uns. Die Völker glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache; sie sehen uns so, wie die Lloyd George und Clemenceau uns darstellen, und glauben, daß mit ihrem Sieg und unserem Untergang als Großmacht das goldene Zeitalter für die Menschheit anbrechen würde, in dem Recht und Gerechtigkeit herrschen und nicht Willkür und nackte Gewalt. Diesen Glauben kann man nicht dadurch zerstören, daß man bloß den Spieß umdreht. Alle Beteuerungen, wie brav, was für gute Menschen wir seien, haben gar keinen Zweck. Laßt Tatsachen sprechen, und nicht durch Worte, nur durch sich selbst; die beweisen und überzeugen! In diesem Sinne hätten unsere Friedensschlüsse von Brest-Litowsk und Bukarest ganz anders ausgenutzt werden können. Unsere Verantwortlichen aber entschuldigen sich vor der hoffnungslos unpolitischen Gruppe der alldeutschen Gewaltanbeter, diese Friedensschlüsse seien beileibe nicht so entgegenkommend, wie sie aussähen. Und die Welt entnimmt daraus mit einem Scheine des Rechtes das Zugeständnis der Vergewaltigung, verbrämt durch Lug und Trug.

Der Ekel kann einen ankommen, wenn man sieht, wie die Gewaltpolitiker an der Spitze von England und Frankreich uns eine Politik, wie sie selbst sie mit aller Folgerichtigkeit betreiben, mit vollem Bewußtsein der Unwahrhaftigkeit ihres Tuns unterstellen und dann als fluchwürdiges Verbrechen auslegen. Und der Zorn muß einem hochsteigen, wenn man immer wieder erleben muß, wie gerade die Kreise, die sich für die besten deutschen Patrioten halten, ihnen die nötigen Unterlagen dafür geben. Aber es hat keinen Sinn, sich von solchen Gefühlen des Ekels und Zorns fortreißen zu lassen; nachdenken müssen wir, wie den Feinden der Erfolg ihres Tuns entrissen werden kann, wie wir endlich die politische Initiative an uns bringen können.

Um politisch angreifen zu können, müssen wir zunächst selbst wissen, wozu wir eigentlich kämpfen, was wir mit all unserem Kräfteeinsatz erreichen wollen. Darin sind die Alldeutschen unseren Regierungspolitikern überlegen, und deshalb finden sie so leicht Unterstützung bei den Militärs, weil sie wenigstens positive Kriegsziele haben, an deren Notwendigkeit sie glauben. Wo ein Glaube ist, da ist ein Wille. Und die Militärs sind dann nach ihrer auf entschlossenes Handeln eingestellten Art leicht geneigt, fortzufahren: Wo ein Wille ist, da ist ein Weg; mag sein, daß dieser Weg nicht zum Ziele führt; aber lieber fest zugreifen und falsch gehen, als entschlußlos abwarten und das Gesetz des Handelns dem Gegner überlassen. Das klingt gar nicht so unvernünftig und ist auf alle Fälle sympathisch. Es ist aber ein großer Irrtum zu glauben, daß man mit den alldeutschen Gedankengängen zu politischem Handeln gelange. Ja, es ist geradezu ein Widersinn, von einer alldeutschen Politik zu reden, ein Widerspruch in sich selbst. Denn alldeutsche Politik ist tatsächlich nichts anderes als ein vollkommener Verzicht auf die Mittel der Politik; es sei denn, daß man kindischen Bluff als ein politisches Mittel ansehen wollte.

Mit Ausnahme solcher Einschüchterungs- und sonstigen Täuschungsversuche hat die Politik in der Kriegführung nach alldeutschem Rezept zu schweigen. Alles andere besorgt das Schwert. Wenn es nicht gelingt, die Feinde so zu schlagen, daß sie verzweifelt jeden Frieden nehmen, den wir ihnen aufzwingen, so gibt es nach solcher Auffassung für uns überhaupt keinen Frieden; Sieg oder Untergang: das ist — bewußt oder unbewußt — das alldeutsche Entweder-Oder, das in Zeiten blinden und verzückten Siegesglaubens große Kräfte auslösen kann, auch über kleine Mißerfolge die Gläubigen mit leichtem Flug hinweghebt, in unglücklichen Tagen aber ebenso leicht zu voreiliger Verzweiflung und Kopflosigkeit verführt.

Im ganzen also bedeutet der alldeutsche Gedanke politische Gedankenlosigkeit, müde Skepsis in bezug auf den Wert der geistigen Waffen und ihrer Anwendung im Kampfe. Nachgerade aber hat doch alle Welt erkannt, daß im Ringen der Weltvölker mit ihren unerhört großen Hilfsquellen die militärischen Waffen allein den Ausschlag erst dann geben, wenn man unter Umkehrung des studentischen Scherzwortes vom ersten und zweiten Sieger nur noch vom ersten und zweiten Verlierer, von einem Sieger aber überhaupt nicht mehr sprechen kann. Will man es nicht so weit kommen lassen, so muß doch nüchtern wägender Verstand, ernstes Verantwortungsgefühl und die Willenskraft, die aus der Vaterlandsliebe und dem Glauben an das eigene Volk erwächst, dahin drängen, daß man endlich einmal das politische Kampfesmittel mit derselben Energie anwendet, mit der das militärische schon immer angewendet worden ist.

Es wird zwar jetzt in allen möglichen Blättern, alldeutschen so gut wie anderen, viel von der gewaltigen Propaganda unserer Feinde geschrieben; und die Forderung wird laut, daß wir ein ähnliches Amt für politische Propaganda einrichten müßten, wie die Engländer und Amerikaner. Wir sind die letzten, die das Werk Northcliffs und seiner Helfer unterschätzen. Aber mit bloßer Propaganda ist es nicht getan; mindestens nicht mehr getan. Jeder Versuch, durch sichtbare und unsichtbare Kanäle mit Nachrichten und noch so schön geschriebenen Aufsätzen die öffentliche Meinung der ganzen Welt speisen zu wollen, wird heute nutzlos verpuffen. Solche Künste und Künsteleien liegen schon an sich uns Deutschen nicht; in dieser durch maßlose, von uns nicht gehinderte Verhetzung längst verhärteten Welt aber muß wirklich schwereres Geschütz aufgefahren werden, wenn man das Lügenbollwerk der Feinde ernstlich erschüttern will.

Und wenn wir nun einmal ganz vorurteilsfrei prüfen, was den Feinden zu ihren agitatorischen Erfolgen verholfen hat, so müssen wir sogar zugestehen, daß auch die feindliche Propaganda nicht lediglich auf Raffinement beruht und daß diese ihre Erfolge überhaupt viel weniger dem Geschick der Northcliff und Genossen verdankt als dem politischen Instinkt der leitenden Staatsmänner, die eine große sittliche Idee klug und entschlossen aufgegriffen und deren treibende Kraft in die Segel ihrer Staatsschiffe geleitet haben. Es ist für uns müßig zu untersuchen, ob die großen Worte vom Kampfe der Entente für die liberalen, demokratischen und nationalen Menschheitsideale ganz ehrlich geglaubt werden von denen, die sie verkünden. Die große Masse ihrer Volksgenossen glaubt daran; und darauf kommt es an. Wie einst die Kreuzfahrer, von den Predigten Bernhards v. Clairvaux fort-

gerissen, mit begeistertem „Gott will es" gläubig zum Kampf gegen die Moslems auszogen; wie die Soldaten der französischen Revolution den Menschen kämpfend Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu bringen glaubten, so sind jetzt die Völker, die gegen uns streiten, durchdrungen von der Überzeugung, daß sie in Deutschland den letzten Hort reaktionärer Unfreiheit und kriegerischer Tyrannei bekämpfen.

Soll unsere Propaganda nun darauf abgestimmt sein, zu beweisen, daß das falsch ist, daß man den Splitter in unserem Auge sieht, den Balken im eigenen aber nicht? Nichts törichter, als uns immer wieder zu verteidigen und lediglich die Rolle der verfolgten Unschuld zu spielen. Haben wir wirklich der Welt nichts anderes zu sagen? Ist es wirklich so, daß wir nur nicht so schlimm sind wie unser Ruf? Fragt irgendeinen einfachen Soldaten da draußen, irgendeinen Bauern, Handwerker, Arbeiter daheim — die wissen, was sie an Deutschland haben, die wissen, daß wir wilden Barbaren doch die besseren Menschen sind, daß selbst unser Staatswesen, an dem so viel zu bessern ist und dessen Aufbau wir von innen heraus zu bekämpfen genötigt sind, allen unseren Feinden gerade in den Dingen viel zu lernen und nachzuahmen geben kann, in denen Menschenrecht und Menschenwürde auf dem Spiele steht. Wo ist das Land, dessen Staatswesen so durchdrungen ist von der Idee der sozialen Gerechtigkeit, wie das deutsche? Man braucht nur die Reden zu lesen, die Lloyd George und Wilson zu diesem Thema im Frieden gehalten haben, und man weiß, wie leicht es ist, unsere Feinde mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, wenn wir den deutschen Gedanken der ausgleichenden Gerechtigkeit der sozialen Rückständigkeit der plutokratischen Scheindemokratien gegenüberstellen. Es nützt freilich nicht viel, wenn das in den deutschen Zeitungen gesagt wird. Wie ganz anders aber würde es wirken, wenn die Leiter der deutschen Politik von ihrem verantwortlichen Platz aus in ihren Auseinandersetzungen mit den Reden und Noten der feindlichen Führer statt des ermüdenden und gänzlich eindruckslosen kleinlichen Abrechnens in Verteidigung und Anklage sich einmal zu einem großen deutschen politischen Glaubensbekenntnis aufschwingen würden!

Dieses Glaubensbekenntnis müßte das Programm der Neueinrichtung unseres staatlichen Innenbaues als bodenständiges Eigengewächs des deutschen Geistes zu einer wuchtigen Kundgebung für die Umbildung des Reiches zu einem freien deutschen Volksstaat gestalten. Und es müßte in festen Umrissen das Idealbild zeichnen, das wir Deutschen uns von der Weltordnung der Zukunft machen. Keine unklaren Worte vom Völkerbund, wie sie in der Entente jetzt üblich sind, die im Grunde — auch wenn sie aus Wilsons, des Weisen und Gerechten, Munde stammen — nur eine Verschleierung angelsächsischer Weltherrschaftspläne und ihrer Verewigung darstellen. Auch keine bloße, wenn auch noch so ehrlich gemeinte Ankündigung, daß wir bereit seien, uns am künftigen Völkerbund zu beteiligen und uns sogar „an die Spitze einer Bewegung zu stellen", die ihn schaffen will. Von solchen Worten und Versprechungen hat die Menschheit beider feindlichen Lager nun genug gehört, mehr als genug. Ihnen schenkt sie nur Mißtrauen und keinen Glauben. Wonach die Menschheit, die deutsche so gut wie die feindliche, sich sehnt, das ist ein Ziel, das sie klar vor sich sieht und von dem sie deshalb hoffen darf und zu glauben wagt, daß es feste Gestalt annehmen wird, fest genug, um der erschöpften Menschheit den Halt zu geben, an dem sie sich wieder aufrichten kann. Die Verkündigung solchen deutschen Programms darf aber nicht belastet werden mit dem widerwärtigen, alles Vertrauen von vornherein untergrabenden Gefühl der Angst vor alldeutscher Verleumdung und Miesmacherei. Wenn wir nicht wirklich stark sind in unserem Kraftbewußtsein und Glauben an uns selbst und unsere gute Sache, wenn wir nicht ganz frei sind von kleinlicher Furcht vor der falschen Auslegung als Schwächezeichen durch die bösen Zungen der Feinde und ihrer alldeutschen Helfershelfer, dann ist es freilich besser zu schweigen. Wir aber glauben, daß wir Deutschen keinen Grund haben, den Kopf in den Sand zu stecken und resigniert abzuwarten, was das Schicksal mit uns vorhat, und noch weniger Grund zu jenem verzweifelten Verfahren blinden Umsichhauens, das der Volksmund treffend kennzeichnet: „Augen zu und dumm weg." Wir sind stark und dürfen uns frei und ohne Scheu zu unseren deutschen Idealen bekennen. So laßt uns denn aus der reichen Schatzkammer des deutschen Idealismus das große deutsche staatlich nationale und weltbürgerliche Glaubensbekenntnis formen, es offen hinstellen vor alle Welt: Das ist das Ziel, für das wir kämpfen, und dessen Verwirklichung ein Segen sein wird für euch und uns. Es gibt nichts, was die Stellung der Niederbogungspolitiker in den feindlichen Staaten gründlicher und sicherer erschüttern würde. Und sind die erst von ihren Plätzen verschwunden, deren Weltherrschaftsträume den Weg zum Menschheitsfrieden noch immer versperren, so ist auch für die Völker im feindlichen Lager der Weg frei für die Erfüllung der Ideale, für die sie wahnwitzigerweise glauben mit uns kämpfen zu müssen, und die doch auch unsere Ideale sind, in Wahrheit sogar weit mehr unseren als ihren Gedanken ihr Dasein verdanken und die nur Hand in Hand mit uns verwirklicht werden können.

Heinz Potthoff / Freiheit und Friede

(Die Bewährung des „Systems Brentano".)

Als eine Art von Generalabrechnung mit seinen Feinden hat nach der Einstellung seiner langjährigen Lehrtätigkeit an der Münchener Universität Lujo Brentano im letzten Frühjahre zwei Vorträge gehalten über Kathedersozialismus und über alten und neuen Merkantilismus. Diese, vor überfülltem Saale gehaltenen Vorträge, die trotz Redefreiheit nicht zu einer Antwort der Gegner führten, sind jetzt im Drucke erschienen unter dem Titel: „Ist das System Brentano zusammengebrochen?" (Erich Reiß, Verlag, Berlin 1918, 2. Auflage), vermehrt um eine statistische Beilage (hauptsächlich mit den Zahlen des Außenhandels).

Wie schon der Titel der beiden Vorträge anzeigt, soll der erste die sozialpolitische Haltung Brentanos rechtfertigen. Er geht von den sechziger Jahren aus und schildert, wie im Gegensatze zum rein individualistischen Liberalismus des Volkswirtschaftlichen Kongresses und zum ehernen Lohngesetze Lassalles sich im Vereine für Sozialpolitik diejenigen Männer zusammenfanden, die auf induktivem Wege, von den einzelnen Tatsachen ausgehend, zu allgemeinen Lehrsätzen zu gelangen suchten und die auf Grund der deutschen, vor allem aber auch der englischen, von Brentano in den „Arbeitergilden der Gegenwart" geschilderten englischen Erfahrungen zu dem Ergebnis kamen, daß die wirtschaftliche „Freiheit" allein den Bedürfnissen der Arbeiter nicht gerecht zu werden vermöge, sondern daß es dazu positiver Maßnahmen bedürfe. Hier zeigte sich sofort ein scharfer Gegensatz Brentanos, der auf die organisierte Selbsthilfe der Arbeiter baute und daher vor

Digitized by Google

allem ein gutes Koalitionsrecht forderte, gegen Schmoller und Wagner, die das Heil von Verwaltungsmaßnahmen erhofften. Die Schmollersche Richtung siegte, der Verein für Sozialpolitik wurde nicht der von Brentano erstrebte Werber für sozialfreiheitliche Gesetze, sondern die Schule für sozialpolitische Erziehung der Beamtenschaft. Die deutsche Sozialpolitik begann mit Wohlfahrtseinrichtungen und Schutz der Schwachen, die den ausgesprochenen Zweck hatten, die Arbeiter in Abhängigkeit vom Unternehmertume und von der Staatsverwaltung zu halten.

Aber die Dinge liefen bekanntlich anders als geplant. Die „zur Vernichtung der Sozialdemokratie geschaffenen Krankenkassen wurden zur ersten staatlichen Organisation der Sozialdemokraten". Der Aufstieg und die selbständige Koalition der Massen waren nicht aufzuhalten, und im vierten Kriegsjahre mußte endlich der von Brentano stets als schlimmstes Klassen- und Ausnahmegesetz bekämpfte § 153 der Gewerbeordnung fallen. Das sozialpolitische „System Brentano" ist nicht zusammengebrochen, sondern hat im Kriege seine Richtigkeit vollauf bewährt. Zum Glücke, müssen alle bekennen, auch diejenigen, die seinen Ansichten entgegentraten. Denn wo wäre Deutschland im Herbst 1914 geblieben, wenn die Millionen der Arbeiter nicht gewerkschaftlich und politisch organisiert und geschult gewesen wären; wenn nicht das Reich in wachsendem Maße ihnen durch soziale Gesetze ein Mindestmaß von Lebenssicherheit, Bewegungsfreiheit und Bürgertum gegeben hätte; wenn nicht in den Massen dadurch die Überzeugung gewurzelt wäre, daß auch ihre Zukunft mit der Erhaltung des deutschen Staates und der deutschen Wirtschaft unlöslich verknüpft ist?! Was wir Sozialliberalen nie bezweifelt, ist zum Staunen der Reaktionären wahr geworden: Die Sozialdemokratie hat sich als nationale Partei, die Gewerkschaften haben sich als Stützen unserer Kriegswirtschaft bewährt. Ja, man kann unverhohlen sagen, daß an Verständnis für die Forderung des Tages, an Bereitwilligkeit zur Unterordnung eigener Interessen unter das Gemeinwohl, an Opferfähigkeit und Opferfreudigkeit die „vaterlandslosen Gesellen" hoch über der Masse der „Staatserhaltenden" stehen.

Hat auf sozialpolitischem Gebiete Brentano glücklicherweise recht behalten, so gilt dasselbe leider auch auf handelspolitischem. Denn während im ersten Falle Deutschland den Weltkrieg nur bestehen kann, weil es sich allmählich dem „Systeme Brentano" angepaßt, wäre es im anderen Falle vielleicht vor dem Kriege überhaupt, jedenfalls aber vor seiner Ausdehnung über die ganze Welt, bewahrt geblieben, wenn es sich nicht in steigendem Maße vom „System Brentano" abgewandt hätte — und mit ihm die anderen Staaten. Diesem Nachweise ist der zweite, längere Vortrag gewidmet, der noch einmal in eindringlichster Weise die wirtschaftlichen und politischen Gefahren des „aggressiven Schutzzollsystemes" für die Wohlfahrt und den Frieden der Welt zusammenfaßt.

Brentano geht davon aus, daß die landwirtschaftlich benutzte Fläche in Deutschland sinkt — trotz Schutzzolles und steigender Preise; daß aber die Volkszahl wächst — seit hundert Jahren fast auf das Dreifache. Daher ist es auf die Dauer unmöglich, dieses wachsende Volk aus eigenem Boden mit allen notwendigen Lebensmitteln und Rohstoffen zu versorgen. Wir können die Erzeugung einzelner Früchte (wie Roggen und Hafer) durch künstliche Mittel (Ausfuhrprämien in Form von Einfuhrscheinen) so steigern, daß wir einen Überschuß über den eigenen Bedarf haben. Aber in gleichem Maße muß dann die Erzeugung anderer Früchte zurückgehen. Wir können den Viehbestand stark vermehren, aber nur durch die Einfuhr fremden Kraftfutters. Auch die Steigerung des Ackerertrages ist abhängig von Düngereinfuhr. Und wenn wir schon unsere Nahrung aus eigener Erde gewinnen könnten, so würden wir desto weniger Rohstoffe (Holz, Spinnfasern, Öle usw.) erzeugen und ihretwegen auf den Weltmarkt angewiesen bleiben.

An diesen Tatsachen ist durch die Schutzzollpolitik nichts geändert worden. Wir sind trotzdem in steigendem Maße in den Weltverkehr verflochten. Die Gefahr einer „Aushungerung" bestand schon im Frieden — wenn der Osten uns die Grenze für Wanderarbeiter und Pferde sperrte. Auch im Kriege ist sie nicht geringer als bei anderer Handelspolitik. Denn für das erste Kriegsjahr (mit dem allein ganz allgemein gerechnet war) hätten wir immer Vorräte genug gehabt; bei längerer Kriegsdauer wäre immer eine Umstellung der Landwirtschaft auf den notwendigsten Bedarf erfolgt; und auch jetzt wird unsere Ernährung in dem Maße schlechter, als die Friedensreserven (Viehbestand) sich erschöpfen. Der Friede im Osten mußte auch von den begeisterten Schutzzöllnern als „Brotfriede" begrüßt werden. Ein agrarisches Deutschland aber wäre weder imstande gewesen, die ungeheuren Heere ins Feld zu stellen, mit denen allein wir unsere Heimat vor feindlichem Einfall retten, noch diese auszurüsten und vier Jahre lang die ungeheuren Kosten des Krieges aufzubringen.

Hat also das Gegenteil des „Systemes Brentano" uns nicht vor dem Kriege bewahrt und unsere Lage darin nicht günstiger gestaltet als bei anderer Politik, so ist der Geist des neuen Merkantilismus eine Hauptursache dafür, daß seit Jahren die ganze Welt in Waffen steht. Wo immer ein Volk seinen gesamten Bedarf auf eigenem Boden erzeugen will oder muß, da ist es zum Kriege genötigt, sobald seine Zahl über die Produktionsfähigkeit des Landes hinauswächst. Es ist bemerkenswert, daß auch heute weite Kreise mit der Aussicht auf künftige Sperrung unseres Seeverkehres die Notwendigkeit begründen, unseren politischen Machtbereich im Osten auszuweiten, um Siedlungsland und neue Nahrungsbasis zu gewinnen. Auch als der Warenaustausch an die Stelle des Raubes und Kampfes trat, galt der Fremde zunächst als Feind, den man zu überlisten und zu übervorteilen suchte. Bis ins 18. Jahrhundert hinein war der internationale Handelsverkehr ein Gewaltmittel, oft genug mit Waffengewalt verbunden, ausgehend von der Überzeugung, daß der Vorteil eines Volkes stets in dem Nachteile des anderen beruhen müsse. Erst die klassische Nationalökonomie zeigte, daß eine internationale Arbeitsteilung mit Güteraustausch allen Beteiligten gleichmäßig Vorteil gewähre, daß ein Krieg zur Verbesserung des Handels ein Widerspruch in sich sei, da die Schädigung des Abnehmers auch den Sieger schädigen müsse.

Voraussetzung der Wohlfahrt aller war der Friede. Dieser aber ist nie zu erreichen gewesen. Deswegen ist der Freihandel nirgends voll durchgeführt; auch in England nicht, das zwar alle Schutzzölle abgeschafft, aber nicht die Freiheit der Meere anerkannt, sondern am Seebeuterecht festgehalten hat. Die steigende Absperrung der Staaten gegeneinander ist eine Hauptursache der wachsenden internationalen Spannung. Handelsneid hat zum Wettlauf um Schutzgebiete, zum Wettrüsten auf der See geführt; er hat vor allem England und Amerika in den Krieg gegen uns getrieben.

Digitized by Google

Die nächste Zukunft sieht Brentano nicht hell. Wenn es nicht gelingt, die Entente zum Verzicht auf den Wirtschaftskrieg, auf die Sperrung der Rohstoffe (wenn auch in noch so mittelbarer oder versteckter Form) zu bewegen, wenn nicht alle Staaten auf den neumerkantilistischen Geist, der aggressiven Schutzzollpolitik verzichten, dann bleiben die Kriegsursachen, bleibt eine ungeheure Belastung der Volkswirtschaften mit unproduktiven Rüstungsausgaben, fehlt ein Hauptmittel zur Überwindung der Kriegsschäden: die rationelle Gestaltung der Wirtschaft.

Die beiden, in innerem Zusammenhange stehenden Vorträge sollen nicht nur das „System Brentano" rechtfertigen gegen den im bayerischen Landtage ausgesprochenen Vorwurf des Zusammenbruches. Sie sollen auch ein Protest sein gegen das Verlangen des früheren Ministers von Soden in der bayerischen Reichsratskammer, daß als Nachfolger Brentanos nur ein Schutzzöllner in Frage kommen dürfe. Denn: „Bei aller Anerkennung der Freiheit der Wissenschaft ist es mehr als beklagenswert, wenn der Unterricht an den Universitäten den Staatsbeamten in einer anderen Richtung gegeben würde, als die Gesetzgebung ihren Weg geht und voraussichtlich auch in der nächsten Zukunft gehen wird." Die Hauptbedeutung der Brentanoschen Schrift aber scheint mir darin zu liegen, daß sie den engen Zusammenhang zwischen Sozialpolitik und Handelsfreiheit, zwischen dieser und der Möglichkeit dauernden Weltfriedens aufzeigt. In der Münchener Tagung des Vereins für Sozialpolitik um die Jahrhundertwende hat Naumann treffend ausgeführt, welche Gefahr der neue Zolltarif für den sozialen Fortschritt in Deutschland bedeutet. Es ist kein Zufall, daß die Schutzzöllner auch Gegner der politischen Freiheit und der freiheitlichen Sozialpolitik sind.

Rein wirtschaftlich ist die auf Handelsfreiheit beruhende Arbeitsteilung zweifellos für alle Völker das beste. Aber sie hat den Weltfrieden und den Geist gegenseitiger gerechter Anerkennung und Duldung zur Voraussetzung. Der Grund aller Schutzzollpolitik, aller kolonialen Erwerbungen ist ein politischer, ist der Wunsch nach Sicherung gegen feindlichen Angriff und zugleich der Wunsch nach Erringung von Vorteilen gegen andere. Aber gerade in diesen wirtschaftlichen Maßnahmen liegen die Hauptursachen zur Kriegsmöglichkeit. Ein verhängnisvoller Kreislauf, der unentwirrbar scheint, solange der Welthandel in den Formen des wirtschaftlichen Kampfes mit dem Ziele der Ausbeutung anderer geführt wird. Der Geist des internationalen Warenaustausches aber beruht auf dem Geiste des nationalen Wirtschaftslebens, von dem dieser Krieg uns ja in schauerlicher Weise gezeigt hat, wie fern er allem Sozialen, wie sehr er auf Selbstsucht, auf Bereicherungswillen, auf Ausnutzung jeder „Konjunktur", auf schamloseste Ausbeutung der Mitmenschen und der in Kriegsnot befindlichen Gesamtheit beruht. Der neue Geist, von dem in der Friedensnote des Papstes und in der deutschen Antwort darauf die Rede ist; der Geist, der das Recht an die Stelle der Macht setzen, damit eine allgemeine Abrüstung ermöglichen und der Welt dauernden Frieden verbürgen soll, kann nur im Innern jedes Staates erwachsen. Er muß sich zuerst im eigenen Volke, gegenüber den Mitbürgern betätigen. Sein Prüfstein ist die Sozialpolitik. Fortschritte sowohl in der Gesetzgebung wie in der Stellung der Behörden zu den Arbeitergewerkschaften sind vorhanden. Aber wie weit sind wir noch entfernt von einer wirklichen Gleichberechtigung aller Bürger im Staate, wie weit von einer Anerkennung aller, von einem Miteinander aller zu gemeinem Besten! Solange das aber nicht erreicht ist, erscheint auch der Gedanke des Weltfriedens leider utopisch.

Deswegen möge nicht nur das System Brentano sich in Deutschland siegreich durchsetzen, sondern vor allem auch der freiheitliche soziale Geist, der aus der Schrift des greisen, aber ewig jungen, kampfesfrohen, aber den Frieden erstrebenden Gelehrten weht.

Georg Gothein, M. d. R. / Reichskanzler Graf Caprivi

Der nachstehend veröffentlichte Aufsatz ist einer ganz ausgezeichneten Arbeit Gotheins entnommen, die unter dem gleichen Titel in der Sammlung „Fehler und Forderungen, Schriften zur Neugestaltung deutscher Politik" soeben im Verlage von Georg Müller in München erschienen ist. (Preis 2,50 M.) Der hier abgedruckte Abschnitt ist gerade im gegenwärtigen Stadium des Weltkrieges vom größten Interesse. Man sieht daraus, was Gothein mit vollem Recht von den Reden Caprivis sagt, „mit welcher geradezu prophetischen Klarheit Caprivi die Entwicklung vorausgeschaut und wie er eine Politik verfolgt hat, die der Welt diese furchtbare Katastrophe ersparen und die — wenn dies nicht möglich war — dem deutschen Volk die Kraft geben sollte, in diesem Weltringen siegreich zu bestehen". — Wir empfehlen unseren Lesern das Studium der Gotheinschen Schrift aufs wärmste. Sie gibt nicht nur ein klares und zugleich ergreifendes Bild von dem Wirken und der Bedeutung des zu Unrecht von unseren Alldeutschen und Agrariern so geschmähten und sehr verständlicher Weise von ihnen so gehaßten Mannes. Sie bildet darüber hinaus auch einen überaus wertvollen Beitrag zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und damit zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auch im weiteren Sinne zur Vorgeschichte des Krieges. W. H.

Die gesteigerten Rüstungen Rußlands und Frankreichs, die wachsende Gefahr des Krieges nach zwei Fronten, nötigten die Regierung bereits im Oktober 1892 eine neue Militärvorlage anzukündigen, die in ganz anderem Maße als die letzte sich dem Scharnhorstschen Gedanken näherte, jeden waffenfähigen Mann auszubilden. Daß das nur im Rahmen der zweijährigen Dienstzeit möglich sei — sollten nicht die Lasten die Leistungsfähigkeit des Volkes übersteigen —, war mehr und mehr die Ansicht der großen Mehrheit des Volkes geworden. Nur wurde von denen, die ängstlich die finanzielle Tragfähigkeit mit in Rechnung zogen, die Frage aufgeworfen, ob nicht das Ziel, die Kriegsstärke wesentlich zu steigern, auch ohne Erhöhung der Präsenzstärke durchzuführen sei. Mußte doch damit bei den Fußtruppen eine Erhöhung der ausgebildeten, also für den Krieg sofort verwendungsfähigen Mannschaften um rund 40 v. H. erzielt werden. Diese Auffassung übersah freilich, daß die ganze Neuorganisation auch eine Schaffung von Neuformationen und eine beträchtliche Vermehrung des ausbildenden Personals notwendig machte. Aber deren Kosten betrugen nur etwa 20 Millionen Mark, und da mußte es doch fraglich erscheinen, ob wirklich nach so kurzer Zeit weitere 57 Millionen Mark jährlich aufgewendet werden müßten, nachdem die Vorlage von 1890 nicht viel weniger erfordert hatte.

Die Finanzlage war ungünstig: in Preußen drohte ein Defizit von 42 Millionen Mark. Über die Art, wie die Mehrkosten im Reich Deckung finden sollten, war nichts gesagt. Auch war von einer gesetzlichen Festlegung der zweijährigen Dienstzeit nicht die Rede, wenn sich auch der Fachmann sagen mußte, daß die Vorlage ihre tatsächliche Durchführung bedeute. Ein bloßes Zurückgehen auf diese ohne Erhöhung der Friedenspräsenzstärke hätte eine Mehrbelastung von nur rund 20 Millionen Mark bedeutet, wofür die Mehrheit des Reichstags ohne große Schwierigkeiten zu haben gewesen wäre. Die politische Situation hatte sich gegen 1890 auch wesentlich geändert. Das den Wünschen des Zentrums entsprechende Zedlitzsche Schulgesetz war zurückgezogen worden, trotzdem eine sichere Mehrheit in beiden Häusern des Preußischen Landtags

dafür vorhanden war. Caprivi hatte darauf den Posten des Ministerpräsidenten niedergelegt und sich der Betätigung im preußischen Ministerium ferngehalten. Er hatte keine Gegengabe, durch die er das Zentrum hätte gewinnen können. Windthorst war inzwischen gestorben, und Lieber, der an seiner Stelle die Führung übernommen hatte, war nicht geneigt, das Zentrum für die Militärvorlage zu engagieren, obgleich ein Teil desselben unter Führung des Frhrn. v. Huene auf ein Kompromiß hinarbeitete.

Die Entscheidung lag also bei den Freisinnigen. Ein Teil von ihnen, unter Führung von Rickert, Schrader, Barth — die spätere freisinnige Vereinigung — hatte den dringenden Wunsch, zu einer Verständigung mit der Regierung zu kommen. Einmal erkannten sie an, daß die Vorlage so sehr den Charakter einer Neuorganisation des gesamten Heerwesens an sich trug, daß eine erhebliche Verringerung der angeforderten Mehrlasten ohne Zerstörung des ganzen Plans nicht möglich sei. Sodann schien ihnen die, wenn auch nicht gesetzliche, so doch tatsächliche Durchführung der zweijährigen Dienstzeit als ein immerhin so großer politischer Erfolg, daß er das Opfer der Mehrlasten lohnte. Man wußte, Caprivi sei davon durchdrungen, daß die Vorlage im Interesse des Deutschen Reiches absolut geboten sei, und man hatte den dringenden Wunsch, ihn zu halten; nicht minder aber den, es nicht zu Neuwahlen kommen zu lassen. Von dem unglücklichen, durch seine Zurückziehung nunmehr erledigten Schulgesetz abgesehen, hatte er sich als ein Staatsmann erwiesen, der dem liberalen Gedankengang weit entgegengekommen war. Er hatte den kulturwidrigen Antisemitismus mit Nachdruck und Verachtung bekämpft, standhaft hatte er alle Versuche abgewiesen, an unserer ehrlichen Währung zu rütteln. Er war mit Ernst bemüht gewesen, die Liebesgabenpolitik in Zucker- und Branntweinsteuer einzuschränken, er hatte unter Ermäßigung der das Volk schwer belastenden Getreidezölle die auf den toten Strang verfahrene Handelspolitik in die gesunden Bahnen langfristiger Tarif- und Meistbegünstigungsverträge gelenkt; aber das Werk war noch nicht abgeschlossen; mehrere der wichtigsten Verträge fehlten noch, und die agrarische Bewegung hatte mit ungeahnter Macht eingesetzt, sie zu Falle zu bringen. Schließlich hatte er mit der Politik der Ausnahmegesetze gebrochen und die Einleitung zu einer versöhnlichen Arbeiterschutzpolitik getroffen. Kam es zur Reichstagsauflösung über eine Frage, die doch schließlich keine Prinzipien-, sondern nur eine Quantitätsfrage war, so mußte die freisinnige Partei nach den Erfahrungen bei früheren Wahlkämpfen um Militärvorlagen befürchten, daß sie eine schwere Niederlage erleiden und die alte Kartellmehrheit unseligen Andenkens wieder erstehen würde. Die Befürchtung lag um so näher, als die zweijährige Dienstzeit im Volk außerordentlich populär war und es sich sagen mußte, daß sie nur durch eine Vermehrung der Präsenzziffer zu erlangen sei. Zudem war nicht zu verkennen, daß durch das russisch-französische Bündnis die Lage sehr ernst geworden war und gesteigerte Rüstungen erforderte. Es konnte gar nicht bestritten werden, daß für den Fall eines großen Krieges Deutschland niemals genug Soldaten haben konnte. Übernahm demgegenüber die Volksvertretung nicht eine ungeheure Verantwortung, wenn sie eine solche Vorlage ablehnte? Hatte sie die Sicherheit, dabei in Übereinstimmung mit ihren Wählern zu handeln?

Fielen die Wahlen zugunsten der bisherigen Mehrheit aus, so war Caprivi erledigt; aber voraussichtlich begann dann eine Konfliktsperiode unter Begünstigung der Agrarier. Und siegten die Anhänger der Militärvorlage, so war das für Caprivi ein Pyrrhussieg. Denn dann waren die Sieger seine erbittertsten Feinde. Nicht nur um das Schicksal der Heeresreform, sondern auch um das Schicksal des Kanzlers, um die Richtung der ganzen zukünftigen Politik handelte es sich. So viel Konzessionen konnte Caprivi den Agrariern gar nicht machen, daß er damit deren Vertrauen erwerben konnte. In ihren Augen mußte er der Mann der Handelsverträge bleiben, der auch ferner der Tat verdächtig war, die allgemeinen Interessen höher zu stellen als die Interessen eines Standes oder einer Clique. Sie würden weiter auf seinen Sturz hinarbeiten, und unter seinem Nachfolger würden die Dinge nicht besser, sondern schlimmer werden.

Mit diesen Gedankengängen suchte Th. Barth in der „Nation", suchten er, Rickert, Bamberger, Schrader, Alexander Meyer u. a. m. in der Fraktion diese zu einer Verständigung mit der Regierung über die Vorlage zu bestimmen. Vergeblich: die Mehrheit stellte sich auf den starr ablehnenden Standpunkt Eugen Richters. Der entschiedene Liberalismus verpaßte seine Schicksalsstunde, und das Verhängnis ging seinen Gang.

In seiner Reichstagsrede vom 28. November 1892, mit der Caprivi die Vorlage begründete, verzichtete er darauf, die außenpolitische Lage grau in grau zu malen:

„Ich kann nicht mit „Krieg in Sicht" auftreten; davon ist keine Rede; ich werde nicht mit dem Säbel rasseln, ich werde mich jeder Schwarzmalerei enthalten, aber soweit es meiner Kenntnis der Sache und meiner Gewissenhaftigkeit möglich ist, die reine Wahrheit vor Ihnen entrollen.

Die deutsche Regierung lebt in normalen und freundlichen Verhältnissen mit allen anderen Regierungen. Es ist uns auch seit der Zeit, wo ich die Ehre habe, an dieser Stelle zu stehen, nicht schwer gemacht worden, von keiner einzigen Regierung schwer gemacht worden, die Würde und die Ehre Deutschlands dem Ausland gegenüber zu repräsentieren. Wir haben aber auch nichts gewollt, was das anderen Leuten hätte erschweren können. — — Die deutsche Nation ist satt. — — — Wir haben nichts von anderen mehr zu wünschen, nichts zu begehren.

Mit Entschiedenheit wandte er sich gegen den Gedanken, „durch einen Präventivkrieg den schwierigen Zuständen, in denen wir leben, ein Ende zu machen. — — Was könnte unser Siegespreis beispielsweise Frankreich gegenüber sein? Wir haben nicht den Wunsch, von Frankreich auch nur einen Quadratkilometer uns anzueignen; wir würden in Verlegenheit geraten, wenn wir undeutsche Menschen dem Deutschen Reich einverleiben wollten. Wir haben in dem Gewinn von Milliarden doch auch in mancher Beziehung ein Haar gefunden. Und wenn man mir endlich sagt, nehmt doch französische Kolonien, so möchte ich erwidern, zunächst haben wir an unseren eigenen genug; sie würden uns Schwierigkeiten machen und Kosten, für die wir nach Ablauf eines solchen Kriegs wohl nicht den Sinn und die Mittel haben würden."

Caprivi erinnerte dann daran, daß 1870 unseren in Frankreich einmarschierenden 17 Armeekorps nur acht französische gegenüberstanden; daß es uns also beim nächsten Krieg nicht so leicht sein werde wie im vorigen, glänzende Siege zu erringen, da wir dann „mindestens ebensoviel gute französische Armeekorps uns gegenüber finden würden, und hinter ihnen noch eine Reservearmee, die in ihrer Beschaffenheit weit über dem Niveau stehen würde, wie zu Gambettas Zeiten. Aber wir überschreiten die Grenze, wir siegen, obwohl wir nicht die numerische Überlegenheit haben wie 1870; denn wir würden doch immer damit rechnen müssen, daß ein Teil unserer Armee an der russischen Grenze zurückbleibt. Wir würden ein solches Entgegenkommen wie beim Beginn des Krieges 1870 von russischer Seite nicht mehr erwarten können. Aber wir rücken in Frankreich ein, wir siegen, wir stoßen auf eine Linie von Sperrforts, die seit Jahren sorgfältig vorbereitet und mit allem ausgerüstet sind, was die moderne Technik bietet. Diese Sperrforts liegen an der Mosel und Maas, Flüssen, deren Überschreitung uns ohnehin Schwierigkeiten machen wird. Es müssen aber mehrere solcher Sperrforts genommen werden, wenn Armeen mit ihrem Heergerät imstande sein sollen, weiter in Frankreich vorzugehen. Aber wir nehmen auch sie, zwar mit Aufenthalt, aber wir nehmen sie. Und nun kommen wir an die Reihe der großen Festungen Verdun, Toul, Epinal, Festungen, von denen jede einzelne stärker fortifikatorisch und stärker armiert ist, als Metz und Straßburg 1870 waren, also Festungen, vor denen wir wieder einen Aufenthalt erleiden und einen Teil unser Kräfte stehen lassen müssen. Wir lassen sie stehen und schreiten weiter vor. Wir schlagen auch die französische Reserve-Armee, die uns entgegentritt, und unsere Armee geht nach Paris — eine Festung, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, umgeben von 56 Forts, mit einer äußeren Linie von 130 Kilometern. So einzuschließen wie das alte Paris ist es nicht. Es auszuhungern, würde sehr schwer sein,

Digitized by Google

vielleicht nicht einmal glücken. Aber es werden sich andere Mittel finden. Man wird schließlich, wenn die Ausdauer und der Wille nicht fehlen, und Gott uns begünstigt, auch damit fertig werden. Wir kommen nach einem Kriege, der aber länger dauern würde als im Jahre 1870/71, endlich zum Ziele und haben Paris wieder erobert. Was ist die weitere Folge? Würden wir nun eine Ruhe von 20, 30 Jahren genießen können? Würden wir nicht, wenn wir nach Hause kämen, von neuem rüsten müssen in einer Weise, die voraussichtlich weit kostspieliger, weit lästiger wäre als die gegenwärtige? Wenn wir erschöpft aus einem langen, prophylaktischen Kriege nach Hause kämen, würden nicht andere Leute dasein, die vielleicht geneigt wären, von unserer Schwäche Vorteil zu ziehen? Ich habe die feste Überzeugung, daß selbst nach einem glücklichen Abschluß eines prophylaktischen Krieges unser Zustand ungleich ungünstiger wäre als der gegenwärtige."

Bei allem weitestgehenden Optimismus über den Verlauf eines Einfrontenkrieges gegen Frankreich also doch dessen entschiedene Ablehnung als eines zwecklosen und unsinnigen, unsere Lage nur verschlechternden Abenteuers.

Caprivi widerlegte dann eingehend die Version, als ob der Krieg 1870 durch die sogenannte Fälschung der Emser Depesche von Deutschland provoziert worden sei, und kam an Hand der aktenmäßigen Darstellung zu dem Schluß,

„daß wir ohne jeden äußeren Anlaß, nachdem wir bis an die äußerste Grenze des Möglichen entgegengekommen sind, von Frankreich mit Krieg überzogen wurden. Was geschehen ist, kann wiederum geschehen; und es liegt in diesem Verhalten eine Mahnung für uns, auf unserer Hut zu sein und nicht die Hände in den Schoß zu legen."

Er ging dann weiter auf die von alters her freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland ein und fügte hinzu:

„Es gibt nicht den mindesten realen Streitpunkt zwischen Rußland und Deutschland, nicht das mindeste, was wir von Rußland begehrten; und daß Rußland zurzeit geneigt sein sollte, von uns etwas zu begehren, in einer Zeit, wo es mit seiner eigenen Unifikation noch so stark beschäftigt ist, glaube ich nicht."

Eine weitere Friedensbürgschaft fand er in der Person des russischen Kaisers und bedauerte lebhaft die taktlosen Angriffe, die der „Kladderadatsch" gegen ihn gerichtet hatte.

„Aber ich kann doch nicht verkennen, daß andere Momente da sind, die in die andere Wagschale fallen. Es ist in den weitesten Kreisen der russischen Nation eine Verstimmung verbreitet, die sich gegen uns richtet, deren innere Gründe schwer abzusehen sind. — — Wir müssen mit dieser Verstimmung rechnen, wie mit einer elementaren Kraft; sie wirkt mit der Sicherheit eines Naturgesetzes. Und wenn wir auch die Hoffnung nicht aufgeben können, daß sie einmal rückläufig werden wird, so ist bis jetzt davon keine Spur vorhanden. Die russische Politik ist gewohnt, mit großen Zeiträumen zu rechnen. Auch die russische Militärverwaltung rechnet mit längeren Zeiträumen als andere, und sie geht periodisch, aber sicher und zielbewußt in ihren Rüstungen weiter. Sie ist noch nicht am Ende; sie ist jetzt auf ein Prozent ihrer Bevölkerung angekommen mit ihrem Friedenspräsenzstande; sie ist organisatorisch nicht am Ende; sie ist technisch nicht am Ende. — Aber das, was sie bis jetzt gemacht hat, reicht schon hin, um unsere ernste Aufmerksamkeit zu verdienen. Ganz zielbewußt hat sie uns gegenüber ihre Grenzen von Kowno an über Grodno längs des Narew und der Weichsel immer mehr befestigt. Zielbewußt hat sie ihre Kavalleriemassen an unsere Grenzen gelegt." — —

Caprivi erinnert sodann daran, daß trotz der innigen Freundschaft, die Alexander II. mit dem alten Kaiser Wilhelm verband, Bismarck von einer vollständigen Kriegsdrohung von Rußlands kompetentester Seite berichtet hatte.

„Auch das kann wiederum geschehen; es kann der jetzige regierende Kaiser in eine Lage kommen, wo es ihm als dem Souverän eines großen Staates nicht anders möglich ist, als zum Kriege zu schreiten." — —

„Es ist zweifellos, daß zwischen Rußland und Frankreich eine innere Annäherung stattgefunden hat, und nicht erst, seitdem die jetzige Regierung am Ruder ist. Ihre Anfänge werden auf die siebziger Jahre zurückdatiert, nur ist sie mit der Zeit immer sichtbarer hervorgetreten; sie ist so sehr hervorgetreten, daß es wohl möglich war, ihre Symptome, wie Kronstadt und andere unbedeutendere Ereignisse, so auszulegen, als wenn in der Tat ein festes Bündnis zwischen Rußland und Frankreich existiere; und immerhin sind die Äußerungen auch in der russischen Presse beachtenswert. Ich bin nicht der Meinung, daß die russische Presse Druckerschwärze ist; sondern ich bin der Meinung, daß gerade in einem Lande, wo die Staatsgewalt noch so stark ist, die Preßäußerungen um so mehr Beachtung verdienen, als es der Regierung leicht sein würde, sie zu hindern." — —

— — Zwei Liebende (Rußland und Frankreich) spielen mit Feuer, sie zünden von Zeit zu Zeit Freudenfeuer an, deren Funken über unseren Hof fliegen, und wir haben allen Anlaß, unser Löschgerät instand zu halten und, wenn es uns nicht vollständig genug zu sein scheint, es zu ergänzen. — Wir wollen weder Frankreich noch Rußland angreifen, wir wollen aber für den Fall, daß diese beiden Staaten sich mehr einander nähern sollten, alle Mittel aufbieten, die uns zur Verfügung stehen, um einen etwaigen Angriff zurückweisen zu können."

Caprivi ging sodann auf die Frage des Krieges nach zwei Fronten ein, mit dem schon in der Wehrvorlage von 1892 gerechnet worden sei.

„Daß wir dem Kriege mit zwei Fronten nicht gewachsen seien, ist ziemlich allgemein anerkannt worden; man hat aber gesagt: ja, wenn wir einen Krieg mit zwei Fronten führen sollten, so werden wir niemals stark genug werden, um nach beiden Seiten zu schlagen. Das soll doch nichts anderes heißen als: wenn wir einmal mit Übermacht angegriffen würden, so wollen wir uns gar nicht verteidigen. Das ist doch ein für Deutsche unmöglicher Gedanke, und ich will nur erinnern an die Männer von 1813, die von 1807 bis 1813 unaufhörlich im kleinen Preußen schufen, die Wehrkraft zu vermehren suchten, bis sie sie auf zwölf Infanterieregimenter gebracht hatten. Was würden die Männer gesagt haben, und welch heiliger Zorn würde sich von den Zungen dieser Männer auf uns ergießen, wenn sie uns von der Möglichkeit sprechen hörten, daß, wenn wir einmal nicht so stark wären wie andere, wir unsere Verteidigung aufgeben wollten! Diese Männer haben damals im kleinen Preußen gegen die Weltmacht eines Napoleon gerüstet und sind zum Erfolge gekommen, und wir sollten nicht weiter gehen, als wir bisher gegangen sind, wir sollten nicht an die äußerste Grenze des Möglichen in bezug auf unsere militärische Leistungsfähigkeit zu gehen bereit sein, bloß weil Fälle denkbar sind, in denen andere noch stärker sind! — —

Je stärker wir sind, um so eher können wir auch in schwierigen Fällen auf Bundesgenossen rechnen. Wir können das heut schon, und zwar auf Bundesgenossen, deren Wert ich sehr hoch schätze." — — Aber „von militärischer Seite wird der Nachweis geliefert werden, daß der Dreibund nicht diejenige Truppenzahl aufzubringen imstande ist, die Frankreich und Rußland aufzubringen vermögen."

Caprivi schildert uns dann die sich aus der geographischen Lage ergebenden Schwierigkeiten eines Koalitionskrieges und beschäftigt sich mit dem Einwand, daß Österreich und Italien auch das ihrige tun. „Solche Bündnisse lassen sich auf Truppenzahl gar nicht kontingentieren. — — — Immer werden wir im Dreibund, wenn es zum Kriege kommt, die Hauptlast auf unsere Schultern zu nehmen haben. Das ist auch insofern keine Unbilligkeit, als wir von den drei Staaten der einzige sein werden, der genötigt ist, nach zwei Seiten zu schlagen.

Weiter führt er dann aus, daß Deutschlands militärische Suprematie verlorengegangen ist, „weil unsere Nachbarn ihre Wehrkraft in einer Weise gesteigert haben, die wir nicht vorhersahen." — — „Wir scheuten uns, wir nahmen Rücksichten auf die wirtschaftlichen, auf die finanziellen Verhältnisse — durchaus berechtigte Rücksichten, aber Rücksichten, die uns nach und nach dahin führten, daß wir immer einen kleinen Schritt vorwärts machten, daß wir nachhinkten, statt systematisch vorzugehen. Da wir jetzt nicht glauben, mit einem Kriege rechnen zu müssen, so schlagen wir Ihnen Maßregeln vor, die nicht ad hoc getroffen sind, die

Digitized by Google

langsam und sicher, aber besser wirken werden." — — —

In der Tat war der volle Erfolg der vorgeschlagenen Reform erst nach zwanzig Jahren, also 1913, zu erwarten.

„Wir wollen verstärken. Wir wollen in bezug auf die Gemeinen auf eine Zahl von 492 068 Mann kommen. Die Erhöhung beträgt, die Unteroffiziere einbegriffen, 38 894. Das sind erhebliche Zahlen."

Caprivi hatte sich in seiner Zeit gegen die rage des nombres gewandt, was man ihm jetzt vorhielt; er wandte dagegen ein:

„Wenn man einen hohen Wert auf die Güte der Truppen legt, kommt doch zuletzt immer ein Maß, in dem die Zahl auch zur Geltung gelangt. Die besten Eigenschaften müssen eben in einer Zahl lebendiger Leiber zum Ausdruck kommen, und wenn die Anzahl der Menschen zu gering wird, so ist heut vielleicht noch in Afrika ein Erfolg möglich, aber in Europa nicht mehr. — — Wir wollen auch dahin kommen, nicht schon am ersten Mobilmachungstage, wie es jetzt der Fall ist, gleich Landwehr zweiten Aufgebots und Landsturm einzuberufen. — — — Wir wollen zur zweijährigen Dienstzeit bei den Fußtruppen übergehen, und verstehen die verbündeten Regierungen unter Fußtruppen alle Truppen, ausgenommen Kavallerie und reitende Artillerie. Wir würden die dreijährige Dienstzeit lieber behalten als die zweijährige, aber wir müssen uns sagen, einmal haben wir die dreijährige Dienstzeit nie gehabt, wir haben jetzt einen verstümmelten, einen Zwitterzustand zwischen zwei- und dreijähriger Dienstzeit gehabt, der mit sehr ernsten Mißständen verbunden war. Die verbündeten Regierungen haben sodann den wirtschaftlichen Interessen der Nation Rechnung tragen wollen und haben sich deshalb entschlossen, die zweijährige Dienstzeit anzunehmen, in der auf militärische Autoritäten gestützten Ansicht, daß wir die zweijährige Dienstzeit ohne Schaden werden durchführen können, in der Voraussetzung, diejenigen Kompensationen zu bekommen, die wir für nötig halten."

Die Ersatzreserve — erklärte Caprivi — sollte nicht mehr zu Übungen mit der Waffe eingezogen werden. Um die Reform durchführen zu können, wurde aus rein militärischen Gründen das Quinquennat verlangt.

Zum Schluß führte er dem Hause in eindrucksvollen Worten die Folgen einer Niederlage vor.

„Wir müssen uns klar darüber werden, daß wir einen Kampf ums Dasein zu führen haben werden — einen Kampf ums Dasein, politisch, materiell und kulturell. Jede Nation hat in der Kultur der Welt ihre Stellung einzunehmen. Der Ausfall der Deutschen würde durch eine andere Nation ersetzt werden können. — — Wir haben weiter die Pflicht, Deutschland zu erhalten, im Andenken an die Generation, die Deutschland geschaffen hat, nicht am wenigsten an die vielen Tausende, die für die Schaffung Deutschlands geblutet haben. Soll man dereinst sagen können: jene haben ihr Blut für Deutschland gegeben und diese hier wollten nicht ihr Geld geben?

Wir haben die Pflicht, Deutschland zu erhalten, auch für die kommende Generation; wir müssen ihr das Werkzeug zurechtstellen, mit dem sie das, was sie *ererbt* hat, noch einmal wird gewinnen können und gewinnen müssen, um es zu *besitzen*; wir würden bittere und berechtigte Vorwürfe des kommenden Geschlechts auf uns laden, wenn wir etwas versäumten, was imstande wäre, das Glück zu erhalten, das wir zum ersten Male empfunden und kennengelernt haben: das Glück, Bürger eines einigen Deutschlands zu sein."

Ich habe geglaubt, diese Rede hier in ihren wesentlichsten Teilen wörtlich wiedergeben zu sollen, weil es charakteristisch für den Redner wie für den Staatsmann Caprivi ist und weil sie das, was ich als die auswärtige und militärische Politik Caprivis darstelle, in knapper Form illustriert. Sie zeigt den Redner, der auf Schwarzmalerei, auf alle äußeren Effekte verzichtet, der mit vollster Offenheit spricht und lediglich die Macht der sachlichen Gründe sprechen läßt, aber in eindrucksvollster Form getragen von tiefstem sittlichen Ernst; und der verzichtet auf persönliche Polemik mit den Gegnern. Sie ist aber auch charakteristisch für den Staatsmann, der, indem er eine gewaltige, Deutschlands Wehrmacht letzten Endes nahezu verdoppelnde Heeresreform fordert, doch vorsichtig jedes Wort vermeidet, was das Verhältnis zum Ausland, speziell zu den beiden Nachbarmächten, verschlechtern könnte, gegen deren Rüstungen sich die Vorlage wendet. Nicht dem Angriff, nur der Verteidigung soll die Heeresreform dienen; jeder Gedanke an Eroberungen, an einen prophylaktischen Krieg wird auf das entschiedenste abgewiesen. Nur die Sorge um die Erhaltung des Friedens und der eigenen Selbständigkeit in einer ferneren Zukunft hat den Entschluß zu der Vorlage reifen lassen.

Gerade in jetziger Zeit, wo wir schaudernd selbst erleben, wie jene Sorgen und Befürchtungen, welche den damaligen Kanzler bewegten, sich in ungleich schlimmerer Gestalt verwirklicht haben, als er sie damals aussprach, gewinnt diese Rede ein besonderes Interesse, nicht zuletzt auch wegen der Voraussagungen über den ersten Teil unseres Feldzuges in Frankreich, wie über den Mut und die Zuversicht, mit dem er dem Zukunftskrieg gegen die gewaltige Übermacht ins Auge sah.

Pannonicus / Nationale Selbstbestimmung und nationale Kultur

Im Kampfe der Entente gegen die Mittelmächte ist die politische Phrase und politische Lüge eines der bis jetzt wirksamsten Kampfmittel oder wenigstens Aufreizungsmittel unserer Gegner gewesen. Mit dem Selbstbestimmungsrecht auch für die kleinsten Nationen wurden Tschechen und Südslawen, sogar manche Elemente des Polentums geködert, Ansprüche auf Weltgeltung zu erheben, die mit der historischen Entwicklung, mit geographischen und Verkehrsverhältnissen unvereinbar sind. Alle mit Recht oder Unrecht mit ihrer Lage unzufriedenen Volkssplitter wurden mit dem Irrlicht staatlicher Selbständigkeit von den leitenden Faktoren der Entente zum Teil mit Erfolg zu verlocken versucht.

Daß Engländer, Franzosen, Italiener und Wallonen bei sich selbst zu Hause dieses Rezept nicht anwenden wollen, oder, wenn sie einen Anlauf dazu nehmen, wie England in Irland, zum Teil vor unübersteigliche Schwierigkeiten gestellt werden, zeigt nur, daß hart im Raume die Dinge sich stoßen und mancher bestehende Gedanke eben unter unverrückbaren entgegenstehenden Verhältnissen sich als undurchführbar erweist.

Wer aber von diesem Weltkriege eine Gesundung vieler unhaltbar gewesenen oder gewordenen Verhältnisse erwartet, muß zur Überzeugung gelangen, daß eine der Ursachen des Weltkrieges zur Vermeidung der Wiederkehr eines solchen aus dem Wege geräumt werden muß, nämlich die Verhinderung freier Kulturentwicklung. Denn welche Grenzen auch einer selbständigen Staatsbildung kleiner, vielfach in unlösbarer Vermischung mit anderen lebender Volkssplitter gesetzt sind: eine freie nationale Kulturentwicklung kann unbeschadet des staatlichen Verbandes jedem, auch dem kleinsten, noch so sehr mit anderen vermischten Volke ermöglicht werden. Diese Erkenntnis könnte eine der wohltätigsten Folgen des sich hoffentlich jetzt doch seinem Ende zuneigenden Weltkrieges werden.

Ein Grundfehler der staatlichen Neuordnungen auch noch der letzten Zeit ist es gewesen, daß in den Friedensschlüssen nur die Verteilung von Ländergebieten festgelegt, aber eine Sicherung der Sprache und Kultur der sie bewohnenden Völker, und besonders nationaler Minderheiten gar nicht einmal versucht worden ist, was um so nötiger gewesen wäre, als das Assimilationsverlangen, die Unter-

Digitized by Google

drückung nationaler Minderheiten eine fast allen Völkern und Staatsgewalten innewohnende Eigenschaft zu sein scheint.

Wäre auf der Londoner Konferenz nach dem ersten Balkankriege stipuliert worden, daß die vom türkischen Joch befreiten, aber unter serbische Herrschaft gelangten Bulgaren sich frei national entwickeln dürfen, so hätte Serbien nicht mit schärfsten Assimilierungsmaßregeln gegen die aus dem Regen in die Traufe gekommenen Mazedonier, ebenso wie gegen die vom selben Los betroffenen Albanesen vorgehen können. Eine ähnliche Bestimmung hätte für die Griechen und Bulgaren getroffen werden sollen.

Das von Napoleon III. zu einem wirksamen politischen Schlagwort und Sprengmittel ausgestattete Nationalitätsprinzip hat eben nicht bloß eine staatenbildende, sondern auch eine staatenzerstörende Tendenz und Kraft. Nicht bloß der Nationalstaatsgedanke, sondern auch schon die einseitige Staatsbetonung hat zu bösen nationalen Unterdrückungen geführt. So, um nicht über die Grenze Europas hinauszugehen, in Rußland gegen die Ukrainer, in Galizien von seiten der Polen gegen die Ukrainer, in Preußen gegen die Polen, in Belgien gegen die Vlamen, in Ungarn gegen die Slaven, Rumänen und Deutschen, in Böhmen von seiten der Tschechen gegen die Deutschen. Jedes unterdrückte oder sich für unterdrückt haltende Volk fordert freie kulturelle Entwicklung, jedes herrschende Volk hegt das Assimilationsverlangen. So ist nun jeder Nationalismus, solange er defensiv ist, voll berechtigt, sobald er agressiv wird, verwerflich und kann leicht, wie er es schon so oft geworden ist, ein Element des Unfriedens zwischen den Völkern und Staaten werden. Es wird da dieselbe Mentalität lebendig, die in früheren Jahrhunderten zu Religionskriegen geführt hat. Der fortschreitende Zeitgeist hat es aber schließlich doch ziemlich allgemein zu staatlicher Toleranz in konfessionellen Dingen gebracht, und es geht auch so, wenn auch zweifellos die Gleichheit des Glaubensbekenntnisses sämtlicher Staatsangehöriger einfacher, bequemer und vorteilhafter ist. Sowie religiöse Überzeugung oft stärker gewesen ist als Heimatliebe — Hugenotten, österreichische Protestanten —, kann das völkische Bewußtsein, wenn man es unterdrücken will, über das Gefühl der Staatsangehörigkeit den Sieg davontragen — Tschechen, Südslawen —, auch wenn von unterworfenen oder annektierten Volkssplittern, wie Polen und Dänen abgesehen wird.

Es muß also vom Standpunkt der inneren und rückwirkend auch der äußeren Politik die Möglichkeit eines Gegensatzes zwischen völkischem und Staatsbewußtsein vorgeschaltet werden, wie es vorbildlich, allerdings unter ganz speziellen Verhältnissen und Bedingungen, in der Schweiz der Fall ist. Zunächst wird es eine Frage der inneren Politik jedes nicht national einheitlichen Staates sein müssen, nach dieser Richtung erträgliche Verhältnisse zu schaffen, wie dies Preußen durch den neuen Kurs in der Polenpolitik zu tun begonnen hat. Aber von vielleicht noch größerer Wichtigkeit ist eine internationale prinzipielle Regelung der Rechte der nationalen Minoritäten. Mit vollem Recht wehrt sich jeder Staat — und derzeit tun es die Militärmächte — gegen von außen kommende Einmischungen in die inneren Verhältnisse, wie es z. B. die Aufrollung einer tschechischen oder südslawischen oder einer Nordschleswiger oder Posener Frage bei einem etwaigen Friedenskongreß wäre. Eine solche Vorschrift ohne Sanktion ist die Frage der Gleichberechtigung der rumänischen Juden gewesen. Ob in den Friedensschlüssen von Brest-Litowsk und Bukarest eine genügende Sicherung der nationalen Minoritäten in der Ukraine und in Rumänien geschweige in Rußland erreicht worden ist, erscheint wohl als zweifelhaft. Ist dies nicht mit genügender Energie versucht worden, obwohl nicht bloß gefühlsmäßig nationale, sondern auch sehr wichtige wirtschaftliche Interessen es erfordert haben, so wäre dies ein sehr bedauerliches Versäumnis der Diplomatie der Mittelmächte. Interesse und moralische Pflicht eines jeden Staates ist es, zunächst seine Angehörigen im Auslande, dann aber auch Stammesgenossen vor nationaler Unterdrückung, vor Entnationalisierung zu schützen.

So entschieden also auch zersetzende Staatsbildungsexperimente zurückgewiesen werden müssen, die etwa im Sinne früher verkündeter Kriegsziele von der Entente bei Friedensverhandlungen angeregt werden sollten — was wohl immer unwahrscheinlicher wird —, so förderlich wäre es für den inneren Frieden aller Staaten und auch für den Weltfrieden, wenn zum Besten freier kultureller Entwicklung nationaler Minoritäten gewisse Richtlinien allgemeiner Natur, gewissermaßen Minimalforderungen festgestellt werden würden, die natürlich entsprechend der Verschiedenheit der Verhältnisse je nach Art und Umständen in verschiedenen Staaten verschiedene Ausgestaltung erfahren könnten. Kein staatliches Selbstgefühl würde verletzt werden, kein Nationalstaat, der diesen Namen wirklich verdient, brauchte seine Natur zu ändern, wenn die internationale Regel aufgestellt werden würde, daß von Staats wegen keine entnationalisierende Tätigkeit versucht, keine Beeinträchtigung des Gebrauches der Muttersprache in Kirche und Schule durch die Gesetzgebung unternommen werden dürfe. Durch die Verletzung dieses Grundsatzes — natürlich neben anderen Gründen — sind viel irredentistische Neigungen geweckt oder verstärkt worden.

Man muß zugeben, daß eine solche Forderung leichter erhoben als richtig und vollends zu allseitiger Befriedigung durchgeführt werden kann. Aber schon die internationale Proklamierung dieser Grundsätze würde zur Behebung vieler berechtigter Beschwerden führen und manche weitergehenden unberechtigten oder undurchführbaren nationalen Forderungen verstummen lassen.

Schon die immer deutlicher zutage tretende Notwendigkeit größerer Wirtschaftsgebiete nach dem heutigen Stande der Weltwirtschaft bedingt das Fallenlassen extensiver nationaler Bestrebungen, was unter Umständen der Intensivierung nationaler Kulturen gerade zum Vorteile gereichen kann. Daß kleinere Völker und Staaten solchen Bestrebungen schärfer abwehrend gegenüberstehen als große Weltvölker wie das deutsche, ist allerdings begreiflich. Deshalb wird z. B. nationaler Chauvinismus und nationaler Boykott, wie er mit besonderer Schärfe von Tschechen und Magyaren geübt wird, sogar als nationale Tugend gepriesen und hat auch vielfach, besonders in Böhmen und Ungarn, nationalen Raumgewinn zur Folge gehabt. Ob aber dafür durch die künstlich gesteigerte Gegensätzlichkeit von Landesgenossen ein zu teurer Preis gezahlt worden ist, sollte von den Führern der in solche Richtungen getriebenen Völker denn doch eingehender und gewissenhafter Prüfung unterzogen werden. Wenn die im großen und ganzen auf dem Grundsatz nationaler Gleichberechtigung beruhende innere Ordnung Österreichs nicht das erhoffte Resultat gehabt hat, so tragen hieran Fehler und Versäumnisse, und zwar gerade auch Versäumnisse und Inkonsequenzen in der inneren Politik, z. B. in Galizien, in weit höherem Maße, aber von außen

Digitized by Google

von feindlicher Seite geübte Einwirkungen, so insbesondere die Pflege des Panslavismus von russischer Seite zur Unterhöhlung der Türkei und Österreich-Ungarns, die Schuld.

Gegen solche internationale Minierarbeit müssen internationale Garantien geschaffen werden, wie sie, wenn auch nicht mit durchgreifendem Erfolg, die Genfer Konvention für die militärische Kriegführung geschaffen hat und wie sie nach den Erfahrungen dieses Weltkrieges nach Friedensschluß werden verstärkt und erweitert werden müssen, ob es nun zum angestrebten Völkerbund kommt oder nicht. Ein solcher Völkerbund könnte ja auch nur die nationale Gleichberechtigung auch auf innerpolitischem Gebiet zur Voraussetzung haben.

Daß damit eine vollkommene Befriedigung aller nationalen Minoritätswünsche erreicht werden könnte, wird man freilich nicht erhoffen dürfen. Denn immer und überall kann es unberechtigte, übertriebene nationale Ansprüche geben. Selbst internationale Schiedsgerichte für innerpolitische Fragen, die wohl denkbar sind, würden nicht allen Zündstoff unvereinbarer nationaler Ansprüche aus der Welt schaffen. Aber die internationale Sicherung freier Kulturentwicklung auf dem Gebiete national gemischter Staaten würde doch den weitaus größten Teil wirklicher Gründe oder auch nur Vorwände innerpolitischer Zwistigkeiten und deren Ausnutzung durch fremde Staaten aus der Welt schaffen. Jedenfalls müßte bei den Friedensverhandlungen ein Versuch nach dieser Richtung gemacht werden. Da möge Wilson sich betätigen.

Hans Müller-Röckuitz / Der Weg zur deutschen Weltanschauung

In Nr. 13 des laufenden Jahrgangs der „Hilfe" finden sich zwei Aufsätze zusammen, die bei aller Verschiedenheit der Stimmung doch in Ausgang und Ziel übereinstimmen: „Osterfragen" von Friedrich Naumann und „Schillers Idealismus und die deutsche politische Zukunft" von David Koch. Dürfte ich den Leser bitten, sich diese noch einmal zu vergegenwärtigen?

Es handelt sich um das Anliegen, daß die große Zukunft des deutschen Volkes eine nach innen und außen wirkende Seele bekomme. Bei allem allseitigen Wachstum über den Erdball, das wir Deutschen in der letzten Zeit erlebt haben, fehlt uns die gemeinsame Seele, die gemeinsame Weltanschauung, wir bringen als Ganzes der Welt keine geistige Gabe mehr. Der deutsche Gedanke in der Welt fehlt. Und das ist der tiefste Mangel unseres Aufstiegs gewesen, sowohl im inneren Wesen als auch im äußeren Erfolg. Wenn unsere Wettbewerber mit „Ideen" aufwarten, stehen wir blank, und wir selber langweilten uns im „Materialismus". Warum hatten wir keinen „Lebensstil"? Weil uns nichts beseelte!

Das muß anders werden. — Da urteilt nun Friedrich Naumann: Es ist schon anders geworden. Die Tat des Massenopfers in diesem Kriege und die Notwendigkeit, dafür einen Sinn zu finden, habe die alte Stoffbeschränktheit auf lange Zeit vertrieben und einem Suchen nach Osterglauben Platz gemacht. Und David Koch sagt in seinem Hinweis auf Schiller, daß der kommende Frieden dem Idealismus der deutschen Dichtung und Philosophie für die politische Zukunft unseres Volkes eine neue Glanzzeit bringen wird.

Demgegenüber meine ich, daß eine solche wichtige, die ganze Volksgemeinde durchwaltende Wirkung nicht ausgehen wird von Kunst und Wissenschaft, nicht von einem „literarischen" Einzelmann und Einzellebenswerk, und wäre es Schillers, auch nicht dadurch, daß sich alle gegenwärtigen einzelnen Kenner und Träger des alten deutschen Idealismus zusammentun. Sondern darin ist der erwähnte Naumannsche Beitrag entschieden fruchtbarer, daß er das ganze wichtige Anliegen zusammenbringt mit jenem Lebensgebiet, das nun einmal etwas das ganze Volksgefüge naturhaft Durchwaltendes ist: mit der Religion.

Freilich scheint Naumann die Ansicht zu begünstigen, daß es sich um eine neue Religion handeln müsse, um einen dem alten biblischen Personalglauben zwar nicht unbedingt gegensätzlich, aber doch gesondert gegenüberstehenden Gattungsglauben. Er sagt: „Je mehr der erstere geheiligte Privatsache wird, desto mehr kann der zweite Volksglaube werden. In dieser Richtung scheint der Krieg zu wirken."

Aber wo und wie ist dieser Gattungsglaube? Wie soll er zu Stand und Wesen kommen? So daß er nicht bloß als Lebensstimmung oder Lebenserklärung in einzelnen Köpfen und Büchern und vielleicht auch Herzen, sondern als Kraft im ganzen geistleiblichen Volkskörper, in der Erscheinung „Deutschland" zur Wirkung kommt? Jede Religion muß Zeichen und Helden, Lehren und Geschichten, meinetwegen auch „Symbole" und „Mythen" haben. Oder wissen Männer wie David Koch einen Weg, unserem Volke und seiner weltweiten Zukunft die drei Güter „Gott, Unsterblichkeit und Freiheit" von Schiller und seinesgleichen herzuholen, einen Weg, der nicht bloß ein Umweg wäre?

Ich meine nämlich, es ist Zeit, unter Männern sich einmal doch geradeaus die Frage vorzulegen: Haben wir nicht das gegebene Licht- und Kraftnetz einer Seele für unsere gegenwärtige und zukünftige Volksentfaltung in unseren Landeskirchen?

Ich sage absichtlich nicht „im Christentum". Denn von anderem abgesehen würde ein solcher werberische Vorstoß sich in solcher Zeitschrift „für Politik, Literatur und Kunst" nicht schicken. Nein, wir wollen im gewiesenen Rahmen bleiben. Aber gerade jene Frage tut das auch, denn sie ist eine vorwiegend politische Frage.

Was unser Volk in Zukunft nach innen und außen geradezu mit der Dringlichkeit einer völkisch-staatlichen Notwendigkeit braucht, ist eine geschlossene Weltanschauung. Bei uns (und da denke ich eigentlich erst zuletzt an unsere Spaltung im christlichen Bekenntnis) flattert ja alles auseinander. Schon in den einfachsten politischen Dingen. Zu Anfang des Krieges rühmte man da noch stimmsicherer als man's heute noch wagt, den Krieg als den Einiger. Immerhin, ein Beispiel: Jetzt sind wir wohl davon geheilt, daß jemand ein gutes Werk zu tun meint, wenn er die Selbstverwaltung der Gemeinden als solche zähe ausspielt gegen den Staat. Sondern wir wissen, daß jene niemals als Selbstzweck, sondern immer nur als Mittel in Betracht kommt. Überhaupt, unser vornehmster Kriegsgewinn sei eine neue, große, freie, tiefe und heilige Staatsgesinnung!

Mit dem Worte „Staatsgesinnung" überschreite ich freilich wohl schon die vorsichtigen Umreißungen, die Friedrich Naumann gemacht hat, und entscheide mich für eine der beiden „Konfessionen", in die bei ihm der neue Gattungsglaube zerfallen soll: Nationalitätenglaube und Menschheits-

Digitized by Google

glaube. Aber da nähere ich mich zugleich dem Punkt, an dem ich eine Einwendung gegen jenen feinsinnigen Artikel Naumanns machen möchte.

Mir scheint sich nämlich angesichts der Ausführungen Naumanns die Gefahr einer Verflüchtigung des Begriffs Religion aufzutun, sofern hier der Wagemut jeder augenscheinlich sicherungslosen Hoffnung auf einen zweckvollen Erfolg als Grundwesen des Glaubens angesehen wird. Ich meine vielmehr, dem anerkannten Begriff des Glaubens geschieht nur dann recht, wenn der nicht nur als ein menschseitiges Langen ins Blaue, sondern als ein Fassen nach einem jenseitig gesuchten Ich empfunden wird. Mit anderen Worten: Ich meine, der neue Gattungsglaube wird nur insoweit wirklich Glaube, Religion sein, als ihm „der alte Personalglaube" zur Seite geht oder Boden gibt. Ich zweifle auch auf Grund meiner Erfahrungen mit allerlei Äußerungen der Volksseele, ob die Anteilnahme unserer Volksgenossen an der persönlichen Osterfrage jetzt wirklich so gar geringfügig ist. Jedenfalls kann ich mir's nicht anders denken, als daß ein Gattungsglaube, der vom Personalglauben (diese handlichen Stichworte immer im Sinne des Naumannschen Aufsatzes verstanden) ganz absieht, im Grunde genommen aber doch ohngöttisch, stoffbeschränkt ist. Einen „Idealismus" ohne „Gott" und ohne „Seele" gibt es nicht. Wobei ich mir die Ungenügsamkeit aller Worte natürlich selber schon vorhalte.

Jedenfalls ist da David Koch bestimmter. Was der unserem Volke wünscht, gehört ganz eindeutig in die Welt des „alten biblischen Personalglaubens": Erregung und Erfüllung der drei Forderungen der Seele nach Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Es ist verdienstlich, wenn unsere Gelehrten unserer Volksgemeinschaft für diese Werte und Güter Männer wie Schiller als Zeugen vorstellen. Noch verdienstlicher wäre es aber, wenn sie sich entschlössen, gerade um jener Werte und Güter willen eine neue Fühlung zwischen unserem Volksganzen und unserem landeskirchlichen Betrieb anzubahnen. Wie wenig ich das als landläufiger Kirchenmann meine, wird man gleich sehen.

Es handelt sich mir jetzt nicht um das ja durch theologische Fragen und Forschungen zu bestimmende Wesen des neutestamentlichen Christentums, sondern um das Ganze der Kirchengeschichte, das in Gestalt unserer Landeskirchen vergegenwärtigt mit uns geht. Und von dem gilt doch jedenfalls dies: Während Naumann sicher weiß, warum er betont, wie sehr sonst Ichglaube, Volks- und Staatsglaube, Menschheitsglaube oft neben-, wenn nicht gar gegeneinander stehen, so ist ebenso sicher im großen ganzen der christlichen Gedankenwelt ein vielgliedriges Gefüge gegeben, in dem jene drei Weltanschauungskräfte sich nicht gegeneinander reiben, sondern sich gegenseitig tragend und bedienend und bedingend, zu einer gewaltigen Geschlossenheit sich emporwölben. Der Ichgedanke ist unfruchtbar ohne den Staatsgedanken, der Staatsgedanke fällt ins Bodenlose ohne den Menschheitsgedanken, und der Menschheitsgedanke ruft nach dem „Weltgeist" und umgekehrt.

Aber freilich, was für eine Kluft gähnt doch weithin zwischen unserem Volksleben und unseren Landeskirchen! Es ist ein Vorgang der geistig-rechtlichen Einkapselung gegenüber der Staatsgemeinde, den wir an den Landeskirchen beobachten, der in manchem Betracht einer Rückgängigmachung der lutherischen Reformation gleichkommt. Das Nebeneinander mit der (natürlich von Grund aus andersartigen) römischen Kirche [illegible] daß das Abstandsgefühl gegenüber dem Staate und dem Gegenwartsleben überhaupt ansteckt. Befördert wird solche selbstgenügsame Absonderung durch die staatsmäßige Verfassung in Regierungen und Vertretungen, die man im vorigen Jahrhundert den Landeskirchen gegeben hat. Die Schätzung, deren sich die Kulturmaßnahmen der „Inneren Mission" erfreuen, tut das ihrige, um ein Nebeneinander von zwei Welten aufzurichten. — Auf der anderen Seite, auf der Seite der Volksgemeinde und ihrer Führer, besteht weithin ein ungeschriebenes Gesetz des Mißtrauens gegen alles, was kirchlich ist. Gerade der freiheitlich gerichtete Mann hält es für selbstverständlich, daß die Kirche möglichst herausgetrennt werde aus allem öffentlichen Leben der Staatsgemeinde und in ihren Schranken bleibe. Der Liberalismus ist nicht umsonst geschichtlich beheimatet in jenen Teilen Europas, in denen der Kirchen- und Staatsbegriff des Kalvinertums, dieser gesäuberten Neuausgabe des Papsttums, zur Entfaltung kam. Daß demgegenüber die deutsche Reformation Luthers ihren sichtbarlich-verfassungsmäßigen Niederschlag darin fand, daß sie eine Zertrümmerung des verhaßten Kirchentums zugunsten des Staates bedeutete, das bedenken bei uns trotz allem Reformationsjubiläum die allerwenigsten.

Wird es jetzt im oder nach dem Kriege möglich sein, die durch (im Grunde ganz andersartige) Vorgänge in Westeuropa beeinflußten Bekenner zur Trennung von Staat und Kirche zu einer „Neuorientierung" zu bewegen? Wird es möglich sein, „ein Jahrhundert der Fehlentwicklung" zurückzubessern? Wird es möglich sein, auf dem Boden des Lebenswerks Luthers dafür Verständnis zu wecken, daß ein Mann wie Richard Rothe recht hatte mit seinem Urteil, die Kirche müsse im Staate aufgehen, daß nämlich die folgerichtige Entwicklung des Werkes Luthers die ist, daß die Kirche eine sowohl keinen Staatsbürger vergewaltigende als auch keine freie religiöse Gemeinschaftsbildung ausschließende Veranstaltung der Staatsgemeinde zur Ausmünzung des religiösen Erbes ist, der Staat aber der nächste gottgewollte Schauplatz der soweit möglichen Verwirklichung der ewigen Stimme, während jede das Reich Gottes als irdische Gemeinschaft vorstellen wollende Kirche notwendig, wenn schon nicht äußerlich, so doch innerlich in die Brüche geht?

Wird das möglich sein?

Ich sehe alle Schwierigkeiten, denen solche Gedanken gegenüberstehen. Aber es ist nötig, nicht an ihrer Behebung zu verzweifeln. Nicht um der Landeskirchen willen, die kümmern mich um ihrer selbst willen gar nicht, dürfen mich als Lutherischen nicht kümmern. Sondern um unseres deutschen Staates, um der deutschen Volksseele willen. Denn deren Weltanschauungsjammer darf nicht weitergehen, wenn die Welt von uns nicht länger ungesegnet sein soll. Unser weltweites Werk muß eine Seele bekommen. Die findet sich nur in unserer Religion. Aber unsere Religion wird nicht wieder Gemeingut der Mehrzahl, solange die Verständnislosigkeit zwischen „Staat" und „Kirche" unter uns sich so weiter vertieft, wie es im Gange ist. Eine vom Staate abgetrennte Kirche wird nicht sterben, nein, sie wird vielleicht sogar unheimlich betriebsam werden, aber die deutsche Volksseele, die um die Welten greift, wird davon nichts haben. Dagegen die gesetzliche

Digitized by Google

Verbindung der kirchlichen Verkündigung als einer öffentlichen Angelegenheit mit dem Staat wird ein beständiger Antrieb sein zur weltoffenen Entschränkung unseres landeskirchlichen Betriebes, und diesem Vorgang wird gerade die pflichtgemäße Anteilnahme der verfaßten Staatsgemeinde nur förderlich sein. So möchte man von solchen Gedanken aus von der Neuordnung in Preußen gerade eine Belebung der Landeskirche erwarten und nicht ihren Tod.

Das Werk Luthers ist die deutsche Gabe an Seelengut, die wir der Welt bieten: das Ineinander von Staat und Kirche, besser das Aufhören der Kirche im Staate, der geheiligte Begriff vom Staate, der nicht, wie das verblassende britische Weltreich sich gleichsetzt mit dem Reiche Gottes, sondern sich „nur" fühlt als den Diener des Weltgeists. In diesem Zeichen kann auch die Seele unseres Volkes ganz und völlig eins werden. Denn hier, nur hier liegt die Möglichkeit einer Vollendung der Reformation angedeutet: Deutschland, die Wiege und der Hort des verklärten, geheiligten Staatsgedankens!

Soziale Bewegung

Zunahme der Wohnungsnot. Der soeben erschienene Jahresbericht des Kaiserl. Statist. Amtes über die Bautätigkeit und den Wohnungsmarkt im Jahre 1917 (Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt Nr. 6, 1918) läßt deutlich eine weitere Verschlimmerung der bedrohlichen Zustände erkennen. In 22 großen Städten, für die vergleichbare Angaben vorlagen, wurden im ganzen Jahre 1917 zusammen nur noch 117 Baugenehmigungen für Neubauten von Wohnhäusern erteilt gegen 640 im Jahre 1916. Ebenso war der Zugang an fertiggestellten Wohngebäuden 1917 durchweg bedeutend geringer als im Vorjahre. Während im Jahre 1916 in 45 zum Vergleich stehenden Städten nur ein Neuntel soviel Wohngebäude und kaum ein Zwölftel soviel Wohnungen hergestellt wurden wie 1912, erstand im Jahre 1917 bei 37 zum Vergleich stehenden Städten nur noch der 21. Teil der 1912 errichteten Wohngebäude und nur der 36. Teil der 1912 hergestellten Wohnungen. Die Sachlage wird noch ungünstiger, wenn man bedenkt, daß es ja nicht nur auf den absoluten Neuzugang von Wohnungen ankommt, sondern daß hiervon noch die durch Abbruch, Inanspruchnahme für andere Zwecke und dergl. wegfallenden Wohnungen in Abzug zu bringen sind. Auch dieser dann verbleibende sogenannte Reinzugang an Wohnungen und Wohngebäuden war 1917 geringer als 1916. Wir stehen also im ganzen vor einem nahezu völligen Zusammenbruch der Bautätigkeit für Wohnungszwecke im vergangenen Jahre. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß auch der Wohnungsmarkt sich immer bedrohlicher gestaltet. Von 44 großen Städten, für die mit den früheren Jahren vergleichbare Angaben vorlagen, hatten 1917 nur noch 8 den oft als normal betrachteten Satz von 3 v. H. leerer, dem Bedarf zur Verfügung stehender Wohnungen oder mehr. 1916 dagegen waren dies noch 20 Städte gewesen; 15 von den 44 Städten hatten 1917 sogar nicht einmal 1 v. H. leerstehender Wohnungen, und alle 44 mit Ausnahme von dreien wiesen gegen das Vorjahr einen Rückgang in der Zahl der leerstehenden Wohnungen auf. Nach alledem kann die Mahnung zu baldiger möglicher Abhilfe gar nicht dringend genug wiederholt werden.

Ein starkes Lob der Arbeiterführer. Die Mitarbeit der Arbeiterführer an den öffentlichen Aufgaben hat sich auf allen Gebieten außerordentlich gut bewährt. Das hat neuerdings auch der Regierungspräsident von Düsseldorf, Dr. Kruse, warm anerkannt. Er sagte bei der Amtseinführung des neuen Oberbürgermeisters von Essen, Dr. Luther, u. a.: „Ganz besonders weise ich hin auf die Mitarbeit der Arbeiter, der Arbeitervertreter. Als Regierungspräsident des industriereichsten Bezirks der Monarchie darf ich mir wohl das Urteil gestatten, daß das Zusammenarbeiten mit den Arbeitervertretern während des Krieges eine Lust und Freude war. Die Verhandlungen wurden immer sehr sachlich geführt, hatten ein brauchbares Ergebnis und führten zu einer Entspannung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die für die Zukunft Gutes verspricht."

Gegner der Sozialpolitik. Schon vor dem Kriege wurde gewissen arbeiterfeindlichen Kreisen in Deutschland zu viel Sozialpolitik getrieben, und man erinnert sich noch des Wortes von der übervollen Kompottschüssel. Man regt sich die den großen Arbeitgeberverbänden nahestehende „Deutsche volkswirtschaftliche Korrespondenz" darüber auf, daß die soziale Gesetzgebung jetzt auf der Hintertreppe heraufsteige und daß während des Krieges durch militärische Verfügungsgewalt zahlreiche sozialpolitische Maßnahmen getroffen worden seien, die nach Recht und Gesetz gewiß unanfechtbar, aber unter dem einseitigen Gesichtswinkel einer Erfüllung von Forderungen der Arbeitergewerkschaften zustande gekommen seien. Man brauche nur an die weitreichenden Bestimmungen des Hilfsdienstgesetzes zu erinnern, die den Arbeitern ihren Arbeitgebern gegenüber starke Trümpfe in die Hand gegeben hätten. Es sei mindestens zweifelhaft, ob diese Notstandsmaßnahmen nach dem Kriege wiederaufgehoben werden. In gewerkschaftlichen Kreisen rechne man mit ihrer dauernden Erhaltung. Dann wendet sich der Artikel noch gegen die Beschlüsse der Reichstagsmehrheit zum Arbeitskammergesetz. Es ist zum mindesten unvorsichtig, in dieser schweren Zeit gegen die durch die Schwierigkeiten des Krieges und die Erfordernisse unserer Zeit bedingten sozialpolitischen Fortschritte in dieser Weise Sturm zu laufen.

Keine schwarzen Listen in Reichsbetrieben. Bei den Beratungen des Marinehaushalts im Reichstage führte der fortschr. Abg. Weinhausen erneute Beschwerden über die geheime Feme, die die Firmen einzelner Industriezweige an gewissen Plätzen mittels vertraulicher Abreden über die Nichteinstellung von Arbeitern und Angestellten aus den der Verabredung angeschlossenen Betrieben ohne deren ausdrückliche Zustimmung immer wieder gegen die Arbeiterschaft auszuüben suchen. Insbesondere klagte er über das Bestehen schwarzer Listen in der Danziger Werftindustrie, an denen sogar die Kaiserliche Werft, nach gewissen bedenklichen Anzeichen zu urteilen, beteiligt sei. Staatssekretär v. Capelle erwiderte darauf, er halte es nicht für zulässig, daß Kaiserliche Werften sich an Abmachungen beteiligen, die zwischen Arbeitgebern geschlossen werden, um Arbeitern der einen Werft den Zutritt zur Arbeit an einer anderen zu verschließen. Er habe den betreffenden Behörden nochmals entsprechende Weisung gegeben. Es ist gewiß zu begrüßen, daß der Staatssekretär diese unwürdigen Versuche, Angestellte an den Betrieb zu fesseln, in seinem eigenen Ressort nicht mehr duldet. Natürlich muß von allen anderen Staats- und Reichsbetrieben das gleiche wie von den Werften gelten.

Büchertisch

Naumann und Heile: Erziehung zur Politik. Fünftes Heft der von Heile und Schotte herausgegebenen Sammlung „Der deutsche Volksstaat". (Verlag der „Hilfe". Preis 1,20 M.)

Die vorliegende Schrift will nicht bloß Gedanken verbreiten und Anregungen geben; sie will unmittelbar politisch-erzieherische Wirkungen ausüben. In den vier „Reden an junge Freunde", die seinerzeit in der „Hilfe" veröffentlicht worden sind, packt Naumann das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung in der ihm eigenen Weise an: anschaulich, überzeugend und verpflichtend zugleich. Nicht ob Politik lehrbar sei, ist für ihn die Frage, sondern ob sie gleich anderen Künsten für die dazu Befähigten lehrbar sei. In diesen Reden wendet sich nun Naumann an die politisch Begabten, zeigt ihnen, daß es in der Politik ist wie in jeder Kunst, daß die vorhandene Begabung ausgebildet und gepflegt sein und viel Kenntnis und Erfahrung erworben sein will, ehe man sie mit Nutzen verwenden kann. Wo aber die Begabung vorhanden ist, da darf sie nicht ungenutzt brachliegen: „Ich kann euch nicht sagen, meine Freunde, mit welcher Spannung die gegenwärtige ältere Generation alle Anzeichen des geistigen Lebens eurer Schicht beobachtet; denn der Krieg mit seinen undenklichen Opfern hat nur dann eine segensreiche Bedeutung in der deutschen Geschichte, wenn nach ihm ein hochgesinntes schöpferisches Geschlecht auftritt. Dieses Geschlecht zu dienen, ist der Zweck unserer Veranstaltung." — Heile geht im zweiten Teile des Heftes vom umgekehrten Standpunkt aus, daß Staat und Gesellschaft ihrerseits für staatsbürgerlich erzogenen und empfindenden Nachwuchs sorgen müssen. Weil der Staat immer eine Fülle von Parteien in sich schließt, ist er bei der Erziehung der heranwachsenden Geschlechter doch nicht ausschließlich auf Vermittelung bloßer Kenntnisse beschränkt; darüber hinaus muß er sich die Ausbildung des staatsbürgerlichen Verantwortlichkeitsgefühles angelegen sein lassen. Und soweit dem Staat als solchem natürliche Grenzen der Willensbildung gezogen sind, da müssen sich ihrer um so tatkräftiger die politischen Willensgemeinschaften, die Parteien, annehmen. Das ist weder vom Staat noch von den Parteien bisher in ausreichendem Maße geschehen, am wenigsten vom Liberalismus. Es wird dann das Arbeits-

programm der von Naumann und Heile im Verein mit nationalliberalen und fortschrittlichen Politikern unter dem Namen „Staatsbürgerschule" begründeten freien politischen Volkshochschule dargelegt. Eine Reihe von Kursus- und Studienplänen geben praktische Anhaltspunkte für die Beurteilung des Geplanten, und ebenso gibt ein Verzeichnis der wichtigsten politischen Literatur wertvolle Fingerzeige dafür, welcher Geist das neue Unternehmen beseelen soll, das dazu berufen zu sein scheint, dem Liberalismus im weiteren Sinne das zu leisten, was München-Gladbach und der katholische Volksverein für das Zentrum bedeuten. — Niemand wird diese kleine Schrift ohne Nutzen lesen. Sie gehört in die Hand jedes politisch tätigen Menschen.

Lujo Brentano. Ist das „System Brentano" zusammengebrochen? Über Kathedersozialismus und alten und neuen Merkantilismus. Berlin, bei Reiß. 114 S. Preis 2,80 Mark.

Brentano hat stets eine starke Neigung zur Polemik gehabt und betätigt; so in seinen jungen Jahren gegenüber Ludwig Bamberger, später gegenüber wissenschaftlichen oder politischen Gegnern. So hat er sich auch diesmal die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Angriff auf seine Anschauungen mit allem Nachdruck zurückzuweisen. Ein bayerischer Abgeordneter hat ausgerufen, Brentanos System sei zusammengebrochen; dieser Angriff ist um so bedeutsamer, als es sich gegenwärtig um die Neubesetzung des Lehrstuhls an der Münchener Universität handelt, von dem Brentano jetzt mit Rücksicht auf sein vorgeschrittenes Alter — von dem man freilich in dieser Schrift nichts merkt — zurückgetreten ist. Zwei Dinge sind es, die Brentano für die Kernpunkte seines „Systems" hält: Die Förderung der Gewerkschaften — und der Freihandel. Wie sehr ihm im ersten Punkt die Kriegserfahrungen recht gegeben haben, kann Brentano, der dabei auf seine ersten Schriften zurückgreift, überzeugend darum. Umstrittener und vielleicht noch wichtiger ist seine zweite These, daß der Weltkrieg vermieden worden wäre, wenn die Grundgedanken Cobdens voll auf allen Seiten durchgeführt worden wären. Dazu gehört nicht nur allseitiger Freihandel, sondern auch die „Freiheit der Meere", Englands Verzicht auf die Supremalie zur See. Ob Brentanos Behauptung, Deutschland würde bei Annahme des Freihandels für die gegenwärtige Kriegszeit nicht schlechter gerüstet gewesen sein, zutrifft, mag nach dem Kriege erörtert werden. Hervorgehoben sei nur noch, daß Brentano den Gedanken „Mitteleuropa" falsch auslegt, indem er ihn, wie die Engländer und Amerikaner, als die Tendenz auffaßt, durch Errichtung eines Monopols „andere von der Nutzbarmachung fruchtbarster Landstriche auszuschließen". Das liegt zum mindesten nicht in der Naumannschen Idee und ist auch nicht mit Notwendigkeit aus ihr zu folgern. Eyck.

„Von Heer und neuer Zeit." Zwei Aufsätze über die innere Weiterentwicklung unseres Heerwesens. Von Hauptmann Sperling, Kommandeur des Ersatz-Bataillons 127 in Ulm. Mit einem Geleitwort von Professor Meinecke. Verlag der Uhlandschen Buchdruckerei Stuttgart. 1 Mark.

Das Büchlein ist von Professor Meinecke eingeführt und bedarf daher an dieser Stelle keiner weiteren Empfehlung. „Sagen darf ich es wohl, schreibt Meinecke, wie freudig bewegt ich darüber war, daß das geistige Erbteil der preußischen Reform- und Erhebungszeit hier aus einer ganz ursprünglichen und selbständigen Lebenserfahrung und Gesinnung heraus, mitten im Staub des Übungsplatzes . . . . . wieder lebendig geworden ist und ergreifenden Ausdruck gefunden hat." Das Buch hat eine bescheidene Aufmachung und ist daher bisher von vielen unentdeckt geblieben. Aber es enthält die bedeutsamsten Fragen über die Zukunft des Volkes und wird an dieser Zukunft sicher in seinem Teil mitarbeiten. Es handelt sich nicht um eine neue Theorie der Ausbildung von Rekruten, die des Verfassers Hauptberuf war, sondern um eine Erziehung des Volkes aus dem Gesichtswinkel der Heereserziehung heraus, der sich der Verfasser, wie man wohl merkt, mit lebendiger Kraft und einer ungewöhnlichen Feinheit der Lebensauffassung widmet und die er als ein wichtiges Glied der Volkserziehung betrachtet. Daß das nur eine „Volkserziehungsstätte" sein muß, dieser Gedanke hat mit all seinen Voraussetzungen und Folgerungen ins Letzte und Tiefste durchdacht bis zu der (etwas überraschenden, aber folgerichtigen) Schlußbetrachtung über Gott und Gotterleben eine Klarheit und Gewalt, von der man wünschen möchte, daß recht viele davon erfaßt werden möchten. Was über Mannszucht gesagt ist, hat eine unmittelbar packende Wirkung. „Die Mannszucht unseres Volkes entscheidet über den deutschen Aufstieg."

Wenn man mit dem Verfasser den frohen Glauben und die Erfahrung teilt, daß die Arbeit auf dieser Grundlage nicht vergeblich und für das Ganze von höchstem Wert ist, dann ist man von der außerordentlichen Bedeutung der vorgetragenen Gedanken ohne weiteres erfüllt. Es ist nicht bloß selbstverständlich, daß sich jeder Offizier die Aufsätze, die in einer edlen und doch militärisch knappen Sprache geschrieben sind, zu eigen machen sollte, sondern zu wünschen, daß jeder, dem die Zukunft des Vaterlandes am Herzen liegt, sich den Gewinn einer reichen und herzstärkenden Anregung nicht entgehen lasse.

Ernst Schieber, Leutn. d. Res.

Jenny Apolant, **Das kommunale Wahlrecht der Frauen in den deutschen Bundesstaaten.** Herausgegeben vom deutschen Reichsverband für Frauenstimmrecht. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 154 S., 3,60 M. und 30 v. H. Teuerungszuschlag.

Die Leiterin der Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau in Frankfurt a. M., die durch ihre Arbeit über Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde bekannt ist, hat es unternommen, einen Einblick in den gegenwärtigen Stand des kommunalen Wahlrechts der Frauen in Deutschland zu geben, eine Arbeit, die dadurch besonders wertvoll wird, daß dies vielfältige, überall zerstreute Material der betreffenden Paragraphen der Gemeindeordnungen einmal an einer Stelle zusammengetragen wurde und schwer Erreichbares auf diese Weise für die Propagandaarbeit nutzbar gemacht ist. Denn daß, um das Ziel zu erreichen, Aufklärung und Werbung noch sehr nötig sind, wird jeder zugeben, der aus dem Buche sich ein Bild über den heutigen Stand der Frage geschaffen hat — da es heute noch möglich sein kann, daß die Frauen auf gleiche Stufe mit unter Kuratel Stehenden und solchen Unmündigen, Bankrottierern, die wegen einer entehrenden Handlung verurteilt sind, gestellt werden. M. R.

Fr. H. Foerster, „England im H. St. Chamberlains Beleuchtung". Ein Protest. München, Albert Karl Lang. 16 S.

Mit Recht setzt Foerster auseinander, wie maßlos einseitig Chamberlain England beurteilt, wie dieser Renegat zum schlimmsten Versucher für uns wird, wenn er unsere Selbstschätzung salonmäßig und raffiniert erhitzt und uns blind für all das macht, was jeder Verständige noch an Wohrem und Echtem trotz der langen Kriegsdauer jenseits des Kanals erblickt. Chamberlains Aufsätze wurden im Kriege in Riesenauflagen gedruckt — um so wichtiger ist es, wenn auf die Gefahr hingewiesen wird, die seine tendenziösen Schilderungen für jetzt und die Zukunft in sich tragen.

M. R.

Briefkasten

Bitten aus dem Felde um kostenlose Überlassung von Lesestoff:

W. H. wünscht etwas über Sozialpolitik und Bevölkerungsfragen zu erhalten.

E. H. schreibt: „Ein Feldgrauer bittet um Überlassung von schwedischer Literatur, Zeitschriften oder Bücher jeglichen Inhalts."

M.-B. bittet: „Wer kann mir das Alte und das Neue Testament, kath. und luth., und ein Geschichtswerk des jüd. und israel. Volkes in Palästina verschaffen?"

F. R. wünscht Werke über Funkentelegraphie und drahtlose Telephonie.

W. H. R. wünscht als Lehrseminarist zur Weiterbildung geeignete Bücher.

Für unsere Feldgrauen das Beste! Sendungen an den Verlag erbeten, der Weiterschickung besorgt.

An die Leser: Der neugegründete, bereits rund 400 Mitglieder zählende fortschrittliche Jugendverein Jung-Passau in Passau (Bayern) erbittet für seine überaus stark in Anspruch genommene Bücherei alte u. neue Bücherspenden gediegenen Inhaltes. (Bildung u. Unterhaltung.) Gütige Sendung erbeten an den Büchereiverwalter Uhrmachermeister **Anton Hornsteiner,** Passau, Rindermarkt 2.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 4.00 M.: Sergt. J. im Felde.

Für Versendung der Naumann-Rede ins Feld: 10 M.: C. J. in Bl.

Digitized by Google

22. August 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 34

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Paul Rohrbach:** Ostpolitik. — **Dr. F. H.:** Unser Programm und die Forderungen des Tages. — **Sanitätsrat Dr. W. Hanauer:** Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien. — **Rechtsanwalt Dr. W. Oppermann:** Aus den Schriften Rudolph v. Iherings.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Naumann ist noch verreist. Die Kriegschronik wird deshalb auch in dieser Woche wieder von Heile geschrieben.

Sonntag, 11. August.

Die große Schlacht hat sich nach Süden zu noch erheblich weiter ausgebreitet, so daß die Kampffront jetzt von der Ancre bis zur Oise reicht. Auch aus dem Norden, zwischen Yser und Ancre, wird erhöhte Gefechtstätigkeit gemeldet. Am heftigsten waren die feindlichen Anstürme gegen Lihons. Vor einem Divisionsabschnitt liegen hier mehr als 40 zerstörte Panzerwagen. Im beweglichen Verteidigungskampf mit geschicktem Ausweichen und kräftigem Gegenstoß hat unsere Infanterie gegen große feindliche Übermacht ganz Hervorragendes geleistet. Zwischen Avre und Oise empfingen unsere Nachhuten den Feind in den alten Stellungen und wichen kämpfend zu der neuen Linie zurück, die der Feind nicht zu erreichen vermochte. Im ganzen sind von der Ancre bis zur Oise hin alle Angriffe des Feindes gescheitert. Die Gefahr auch dieser Offensive scheint also bereits endgültig behoben zu sein.

Die deutsche Gesandtschaft in Rußland ist von Moskau nach Pskow (Pleskau) verlegt worden, weil die Entwicklung der Verhältnisse in Moskau und besonders die parteioffizielle Proklamation der Sozialrevolutionäre über die Anwendung des Terrors neue Anschläge befürchten lassen. Die Gefährdung des Lebens der Gesandtschaftsmitglieder ist zugleich eine ständige Gefahr für die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und der Sowjetrepublik. Daß die Gesandtschaft gleich bis nach Pleskau, also in das von deutschen Truppen besetzte Gebiet an der Bahn zwischen Petersburg und Dünaburg, verlegt wird, wirft ein bezeichnendes Licht auf die vollkommene Unordnung der Verhältnisse in Rußland.

Montag, 12. August.

Der finnische Landtag hat sich mit 68 gegen 33 Stimmen für die monarchische Staatsform erklärt und dann mit 58 gegen 44 Stimmen die Vorlage des Verfassungsausschusses angenommen, die vorbereitende Maßnahmen für die sofortige Königswahl verlangt.

Die Reise des Prinzen Radziwill und des Grafen Ronikier ins Große Hauptquartier wird mit der Erklärung der polnischen Bereitschaft zur Anlehnung an die Mittelmächte in Verbindung gebracht. Es heißt, daß die polnische Frage ihrer Erledigung jetzt sehr nahe sei und daß man nun bald zur Königswahl schreiten könne. Wer König werden soll, ob Kaiser Karl oder ein habsburgischer Erzherzog oder ein reichsdeutscher Prinz — darüber verlautet noch nichts. Es ist ein schicksalsschwerer Entschluß, der jetzt gefaßt werden muß. Man darf nicht warten, bis etwa in allgemeinen Friedensverhandlungen die Entente die Möglichkeit erhalten würde, durch Beteiligung an der Lösung der Polenfrage auch in die Regelung des Verhältnisses zwischen uns und Österreich-Ungarn bestimmend einzugreifen. Ohne vorherige Verständigung über Polen ist aber das Bundesverhältnis der beiden Mittelmächte unmöglich klar und endgültig auszubauen. Die Vereinigung Kongreßpolens mit Galizien scheint uns nach wie vor die beste Lösung für alle Beteiligten, für die Polen selbst, für Österreich und für uns. Voraussetzung unserer Zustimmung zur Angliederung an die Habsburger Monarchie wäre, wie oft betont, die Festlegung eines politischen, militärischen, wirtschaftlichen und verkehrstechnischen engen Bundes zwischen dem Deutschen Reiche und dem Habsburger Dreistaate Österreich-Ungarn-Polen.

Das „Berliner Tageblatt" fordert wegen der Dringlichkeit der östlichen Probleme die schleunige Einberufung des Hauptausschusses, damit der Reichstag bei den Entscheidungen von ungeheurer Tragweite nicht vor vollendete Tatsachen gestellt werde. Das „Tageblatt" hat recht. Die Volksvertretung darf nicht wieder ausgeschaltet werden, wo Lebensfragen der Nation auf dem Spiele stehen. Da der Hauptausschuß das Recht der Tagung auch während der Parlamentsferien hat und von der Regierung jederzeit Auskunft über die wichtigen Vorgänge der Auslandspolitik verlangen kann, würde es nicht die Regierung, sondern der Reichstag selber sein, der sich ausschaltet, wenn der Hauptausschuß jetzt von seinem Rechte nicht Gebrauch macht.

Von der Ancre bis zur Oise sind neue starke Angriffe der Feinde überall ergebnislos gescheitert; ebenso feindliche Teilvorstöße zwischen Yser und Ancre, besonders nördlich der Lys.

Dienstag, 13. August.

Herr Joffe, der diplomatische Vertreter der russischen Republik in Berlin, ist zur Berichterstattung nach Moskau gereist, nachdem die Verhandlungen über „politische, wirtschaftliche, finanzielle und juristische Fragen im Anschluß an die Brester Verträge" zu einem „gewissen Abschluß gelangt" sind. Man greift wohl nicht fehl, wenn man auch die Abreise Helfferichs und die Verlegung der deutschen Gesandtschaft von Moskau sowie die ganze Verworrenheit der russischen Lage mit der Abreise Joffes in Verbindung bringt.

Tschitscherin, der Leiter der russischen Außenpolitik, richtet eine Note an Amerika, in der er eine bittere Klage erhebt gegen die Vergewaltigungstaten der Engländer und Franzosen in Rußland. „Ohne Kriegserklärung, ohne das Bestehen eines Kriegszustandes werden Feindseligkeiten gegen uns eröffnet und unser Volkseigentum geraubt. Uns gegenüber wird kein Recht anerkannt. ... Wir sind die ersten in der Welt, die eine Regierung der Ausgebeuteten und Armen errichtet haben. Uns gegenüber wird ungeschminktes Banditentum für erlaubt gehalten, und Leute, die uns keinen Krieg erklärt haben, handeln wie Barbaren an uns." Die Note endet mit einer Bitte um Antwort, was eigentlich England von Rußland wolle, ob es Land erobern wolle oder durch Gegenrevolution die schlimmste Tyrannei der Welt, den Zarismus wiederherstellen. — Was England will, das ist ja ganz klar. Es will in Rußland eine Ordnung von der Art schaffen, die von neuem russische Heere gegen Deutschland marschieren läßt, auf alle Fälle

Digitized by Google

aber Deutschland so viel Schwierigkeiten wie möglich macht und ihm auch die Zufuhr ukrainischer Lebensmittel abschneidet. Das weiß auch Tschitscherin. Und wenn er fragt, so hofft er nur zu erreichen, daß die Amerikaner und die anderen Völker der Entente sich auch einmal fragen und sich selber die Antwort geben. Aber wird die verzweiflungsvolle Frage bis zu den Völkern dringen?

Zum Nachfolger Hakki Paschas als türkischer Botschafter in Berlin ist Rifaat Pascha bestimmt, der vor dem Kriege Botschafter in London, später Minister des Äußern und zuletzt Botschafter in Paris war, aber auch in Berlin nicht unbekannt ist.

Kaiser Karl reist in Begleitung des Grafen Burian, des österreichischen Botschafters in Berlin, Prinzen Hohenlohe, und des deutschen Botschafters in Wien, Grafen Wedel, ins Große Hauptquartier. Unsere Vermutung, daß der Besuch von Prinz Radziwill und Graf Romikier im Großen Hauptquartier von großer Bedeutung sei, bestätigt sich also.

Fast an der ganzen Kampffront im Westen wieder schwere Angriffe der Engländer und Franzosen, die unter großen Verlusten blutig zusammengebrochen sind.

Mittwoch, 14. August.

Die Russen wollen die Tagebücher des Zaren Nikolaus, die einen Zeitraum von 36 Jahren umfassen, vollständig veröffentlichen. Die Eintragungen der letzten Zeit sind schon jetzt in russischen Blättern zu lesen. Was uns bis heute bekanntgeworden ist, ergibt eine Bestätigung des Bildes, das wir uns schon immer von diesem Zaren machten. Dieser „Blutzar" gibt sich da als ein Gemisch von Schwächlichkeit und Unfähigkeit. Kein Wort verrät, daß er die Bedeutung des gewaltigen Weltgeschehens auch nur ahnt. Auch im entscheidenden Augenblick keine Spur von Würde. Am Tage der Thronentsagung vergißt er zum ersten Male Eintragungen über das Wetter zu machen, die sonst einen breiten Raum einnehmen. Statt dessen heißt es: „Ringsum Verrat, Feigheit und Betrug." Nichts von Erkenntnis eigener Schuld und Verantwortung. Sic transit gloria mundi.

Die Feinde haben ihre Angriffe im Westen nur noch an einigen Stellen mit der alten Wucht fortgesetzt. Sie haben nirgends Erfolge erzielt. Die Linien der Westfront nehmen also wieder feste Gestalt an; die englisch-französische Angriffsschlacht ist damit zu Ende gegangen, ohne daß ihr der geplante Erfolg beschieden wäre. Gewiß haben die Feinde uns teils zurückgedrängt, teils zur Rückverlegung unserer Linien genötigt; aber das gewonnene Gelände beträgt hier wie zwischen Reims und Soissons nur einen Bruchteil dessen, was ihnen durch unsere Offensiven im Frühjahr abgenommen worden war. Die Gesamtzahl der von ihnen gemeldeten Gefangenen beträgt bis heute 28 000. Das ist schmerzlich genug für uns, und doch zugleich überaus tröstlich, wenn wir an die vielfach größeren Ziffern von Gefangenen denken, die wir bei unseren Angriffsschlachten gemacht haben. Die französische Presse stellt heute ganz allgemein ein Erstarren der Angriffsoperationen fest und lobt Foch, der die Offensive in dem Augenblick einstelle, wo die Verluste zu groß werden und der Erfolg den Einsatz nicht mehr lohne.

Donnerstag, 15. August.

Unter der Überschrift „Staatssekretär v. Hintze gegen Lloyd Georges Geschichtsfälschung" verbreitet „W. T. B." eine Unterredung des Vertreters der „Köln. Ztg." mit dem Staatssekretär des Äußern. Herr v. Hintze antwortet da auf die Botschaft Lloyd Georges an das englische Volk vom 4. Juli, und zwar besonders auf die Behauptung, die „Beherrscher Deutschlands" hätten vor sechs Monaten absichtlich eine von den Alliierten vorgeschlagene gerechte und vernünftige Regelung der Weltverhältnisse abgelehnt. Demgegenüber stellt Herr v. Hintze fest, daß eine solche Ablehnung nicht erfolgt sei, weil ein solches Angebot niemals gemacht worden ist. Als Wilson in den 14 Punkten seiner Botschaft vom Januar gewisse Grundsätze oder Richtlinien für einen allgemeinen Weltfrieden aufstellte, habe der Kanzler erklärt, daß wir diesen Grundsätzen, die auch in einer Rede Lloyd Georges wiederkehrten, zustimmen, so daß sie Ausgangs- und Zielpunkte allgemeiner Verhandlungen bilden könnten. Leider sei aber da, wo konkrete Fragen zur Sprache kamen, in den Reden der feindlichen Staatsmänner ein Friedenswille weniger bemerkbar gewesen. Der Oberste Kriegsrat der Entente habe im Februar in Versailles diese Rede Hertlings und die bekannte gleichzeitige, mindestens ebenso entgegenkommende Rede Czernins als so wenig entgegenkommend bezeichnet, daß der Krieg bis zum Äußersten weitergeführt werden müsse. Bald darauf, am 12. Februar, erließ Präsident Wilson eine Botschaft, in der er seine vier allgemeinen Punkte als Grundlage für einen dauerhaften Frieden darlegte. Am gleichen Tage erklärte Lloyd George im Unterhause, die englische Regierung könne von ihren Kriegszielen nicht abgehen. Am 25. Februar sprach der Reichskanzler. Er erklärte sich für die Annahme der vier Punkte Wilsons, die aber nicht nur von dem Präsidenten Wilson vorgeschlagen, sondern auch von allen Staaten und Völkern anerkannt werden müßten. Dies sei aber noch nicht der Fall, wie die imperialistischen Kriegsziele Englands bewiesen ... So legte der Staatssekretär Punkt für Punkt dar, wie es in der Zeit, auf die sich die Behauptung Lloyd Georges bezieht, mit der Bereitschaft zu Verhandlungen und vernünftiger Regelung hüben und drüben bestellt war ... — Niemand in Deutschland zweifelt daran, daß die Schuld an der Fortsetzung des Krieges bei der Entente liegt. Und der Beweis des Herrn v. Hintze ist in der Tat vollkommen schlüssig. Aber darin können wir nicht zustimmen, wenn im Anschluß an die Darlegungen gesagt wird, daß diese geschichtlichen Tatsachen für sich selber sprechen. Das tun sie nur für den, der sie kennt. Die Völker der Feinde aber kennen sie nicht. Und auch die trockene Aufzählung des Herrn v. Hintze wird nicht dazu beitragen, den wahren Sachverhalt im Ausland bekannter zu machen. Wann endlich wird man bei uns an verantwortlicher Stelle lernen, so zu sprechen, daß die Welt, die begierig ist, zu hören, auch wirklich hört!

Im Tonale-Gebiet in Südtirol italienische Angriffe gegen österreichische Hochgebirgsstellungen. Die Angriffe sind trotz starker Artillerievorbereitung gescheitert. Einige beim ersten Ansturm verlorene Posten wurden im Gegenstoß zurückgenommen.

Der verbannte französische Minister Malvy scheint sich keineswegs als verlorener Mann zu fühlen. Nach französischen Blättern hat er zu seinen Freunden beim Abschied gesagt, die Stunden jener Männer, die es sich zur Aufgabe machten, die Kluft zwischen den einzelnen Volksklassen im Lande täglich zu vertiefen und den Haß zwischen den Völkern zu schüren, um eine gegenseitige Verständigung zu hintertreiben, seien gezählt. — Einstweilen freilich scheinen seine Gegner sich noch sehr stark zu fühlen; denn schon beginnen sie einen neuen inneren Feldzug. Der Nächste, dem es an den Kragen gehen soll, ist der bekannte Senator Humbert, der in förmlicher Anklage durch die derzeitige Regierung des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt wird.

Freitag, 16. August.

Über das Ergebnis der Beratungen bei Gelegenheit der Zweikaiserzusammenkunft im Großen Hauptquartier wird amtlich berichtet, daß „das innige Einvernehmen und die völlige Übereinstimmung in bezug auf die politischen und militärischen Aufgaben wieder zutage getreten und auch die gleiche und treueste Auslegung des Bündnisses festgestellt sei. Irgendwelche Angaben, bei denen man sich etwas denken könnte, werden amtlich nicht gemacht. Dagegen verlautet gerüchtweise mit großer Bestimmtheit, daß der österreichische Erzherzog Karl Stephan, ein Bruder der bekannten Armeeoberkommandanten Erzherzog Friedrich und Erzherzog Eugen, zum König von Polen ausersehen sei. Durch Versippung mit den beiden angesehensten Familien des polnischen Hochadels — als Schwiegervater eines Prinzen Radziwill und eines Prinzen Czartoryski — steht dieser Erzherzog, der schon immer auf polnischem Boden in Galizien seinen ständigen Wohnsitz hat und Polnisch wie seine Muttersprache spricht, den Polen besonders nahe. Wenn dieses Gerücht sich bewahrheitet, so kann man sagen, daß, vom dynastisch habsburgischen Standpunkt aus gesehen, die sogenannte austropolnische Lösung nahezu verwirklicht zu sein scheint; die

Digitized by Google

Polen würden die Hoffnung auf Vereinigung von Kongreßpolen und Galizien noch nicht aufgeben und unter diesen Umständen auch noch nicht aufzugeben brauchen; ob aber auch das deutsche Kernstück der „austropolnischen Lösung" verwirklicht wird, die feste Verklammerung Österreich-Ungarns und Polens mit dem Deutschen Reiche durch einen starken, enggeschlossenen Waffen- und Wirtschaftsbund mit einheitlicher Außen- und Handelspolitik und einheitlicher militärischer Führung, das bleibt einstweilen trotz der erwähnten amtlichen Mitteilung noch eine offene Frage.

Die „Zerlegung" Österreich-Ungarns in eine Anzahl von kleinen Nationalstaaten ist wieder einmal ganz offen und offiziell als ein Kriegsziel der Entente anerkannt worden. Solange man noch hoffte, Österreich-Ungarn seinem Verbündeten durch Lockungen abspenstig machen zu können, war davon wenigstens amtlich keine Rede. Seit aber jede Hoffnung auf den „Dank vom Hause Habsburg" entschwunden ist, spielt man wieder das intrigante Spiel mit dem Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen. Mit einer höflichen Verbeugung gegen die gut bezahlten tschecho-slowakischen Verräter, die in Ost-Rußland und Sibirien die Geschäfte der Entente besorgen, hat die englische Regierung die tschecho-slowakische Nation als selbständiges staatliches Gebilde und zugleich als Bundesgenossen anerkannt. Man will durch diesen Akt nicht bloß die Verräter vor ihrem Schicksal des Henkertodes schützen für den Fall, daß sie in österreichische Hand geraten sollten, sondern man will die ganze slawische Bewegung, auch die polnische und die südslawische, gegen den österreichischen Staat aufhetzen. Der tschechische Verrat wird dadurch in Wahrheit natürlich nur noch schlimmer und keineswegs legitimiert. Vielleicht aber dient die Offenheit des Eingeständnisses dazu, den staatstreuen Elementen unter den Slawen der Donaumonarchie endgültig die Augen zu öffnen, auf wie gefährlich abschüssigem Wege sich ein Teil der Führer ihres Volkstums befindet. — Die Lage der tschecho-slowakischen Söldner Englands scheint übrigens trotz aller großen japanisch-amerikanischen und englischen Hilfe-Versprechungen wenig rosig zu sein. Selbst die „Times" meldet von der Gefahr des Zugrundegehens durch Hunger und Mangel an Kleidern und Schuhen und Munition; diese Gefahr werde durch die zunehmenden Erfolge der bolschewistischen Roten Garde von Tag zu Tage dringlicher.

Im Westen schwere Kämpfe, namentlich bei Noyon. Sechsmal rannte der Feind gegen Lassigny an, trotz großen Einsatzes an Menschen immer vergeblich.

Sonnabend, 17. August.

Der schwedische Staatsminister Eden hat zu dem in Schweden viel erörterten Gedanken einer neutralen Friedensvermittlung auf Grund einer Aussprache im Ministerrat erklärt, daß die schwedische Regierung wohl den lebhaften Wunsch habe, durch ihre Mitwirkung der Welt zu einem dauerhaften Frieden zu helfen, daß aber die Bereitwilligkeit, eine solche Vermittlung anzunehmen, die notwendige Voraussetzung dafür sei, die jetzt leider nicht bestände. Also käme eine schwedische Initiative auf diesem Gebiete zurzeit nicht in Frage. Immerhin werde die schwedische Regierung nicht unterlassen, ihre guten Dienste zur Verfügung zu stellen, sobald sich nur die geringste Gelegenheit dazu biete. — Nach dem Verhalten der Entente war solche Stellungnahme des amtlichen Schwedens zu erwarten.

Im Westen neuer vergeblicher Ansturm der Feinde. Der Versuch eines Durchbruchs durch unsere Stellungen bei Roye ist blutig zusammengebrochen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 10. August.

Die Aussichten, die kürzlich der Leiter der Reichsbekleidungsstelle für die Faserstoffversorgung eröffnet hat — er sagte, daß mit Ausnahme der Säuglingswäsche alle Bedürfnisse der Bevölkerung gedeckt werden könnten —, werden wieder etwas eingeschränkt. Es handelt sich um zwei Ersatzstoffe, die Stapelfaser und das Zellulon, das letzte namentlich für grobe Gewebe und als künftiger besserer Ersatz für die Papierstoffe. Aber es ist nicht möglich, genügend Chemikalien für die Herstellung dieser Stoffe freizugeben, um die in Aussicht gestellte volle Versorgung zu leisten.

Wirtschaftlich charakteristisch: Anzeigen in den Zeitungen von Zigarrenfabriken, die wegen Stillegung kriegswirtschaftliche Aufträge anderer Art suchen. In absehbarer Zeit wird wieder eine Genußquelle endgültig versiegt sein.

Ferienstimmung! — trotz aller Seelenbelastung ist dies sommerliche Abwerfen der Alltagspflicht etwas Wundervolles, und der Nachklang vieler ähnlicher Stimmungen von früher hilft mit an dem Gefühl der Entlastung, das aufsteigt, wenn man durch sonnige Felder und unter ziehenden Wolken hinausfährt. Der erste ganz helle Tag schiebt auch die Sorge um die Ernte noch fort. Es heißt, daß der Regen bisher noch nichts geschadet hat und sogar, daß die Ernte dieses Jahr „die beste bisherige Kriegsernte" sei. Halmfrüchte wären viel besser, als man noch vor wenigen Wochen zu hoffen gewagt hat, für Hackfrüchte, Spätgemüse und den zweiten Grasschnitt wären die Aussichten sehr gut.

Sonntag, den 11. August.

Ein neues Stück Heimat in sich aufzunehmen, ist mitten im Kriege ein eigentümlich starkes Erlebnis, doppelt stark bei einem Lande so ausgeprägter Art wie Schleswig-Holstein. Gelbe Felder vor der samtenen Wand des Buchenwaldes, smaragdene Wiesen über der kühlblauen Stahlfarbe der Schlei, der Himmel licht und hell, mit unendlichem Vorrat von Wolken — in allem eine Kraft der Erde und des Himmels, die ohne brütende Wärme fruchtbar ist, eine durchsichtige, klare, einfache Schönheit. Darin eingebettet in merkwürdigem und anziehendem Einklang die maßvolle Anmut eines späten 18. Jahrhunderts, wie sie sich in einer Stadt erhält, die ohne zerstörende Beziehung zum industriellen Leben geblieben ist. Ein schönes, weiträumiges Haus in einem stillen, feinen Park. In all der äußeren Entrücktheit der starke, erregende Pulsschlag der Weltereignisse und dieses Wissen des Herzens und des Verstandes um das Schwanken der Weltenwage, das die Liebe zur Heimat inniger und tiefer macht als je. Wir gleiten die stillgewordene Schlei herauf am Sonntagsfrieden der Ufer entlang; über dem goldenen Rand der Wolken am Westhimmel wird die Nacht dunkler; Sternschnuppenfall flammt auf wie Wetterleuchten, lange nachzitternde goldene Linien über den Himmel spannend. Junge Stimmen singen „Gloria, Viktoria" zu den schweigsamen Häusern hinüber und hängen wehmütig-leichtsinnig die Frage daran: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehn am grünen Strand der Schlei?"

Montag, den 12. August.

Ein Beleidigungsprozeß zwischen „Frankfurter Zeitung" und Chamberlain ist symptomatisch für die widerwärtige Kampfesweise der alldeutschen Kreise. Es ist bedrückend zu sehen, wie sich auch gute vaterländische Gesinnung in den trüben breiten Strom dieser unheiligen und unbedenklichen Gesinnungsprotzerei verloren hat, und man weiß nicht, worüber man trauriger sein soll: über den Mangel an politischer Kritik oder über den Mangel an sittlichem Geschmack. Beinahe in jeder Woche bekommt man irgendwelche anonymen Druckschriften, die Patriotismus in Beschimpfungen verzapfen. Man bedarf aller reinigenden und befreienden Mächte der Natur, Menschen und Bücher, um den Nachgeschmack dieser bösen und unreinlichen Elaborate zu überwinden.

An Leder sind jetzt außer den Sachen in Haushaltungen alle Bestände auch an Mappen, Koffern 2c. 2c. beschlagnahmt.

Dienstag, den 13. August.

Die Leipziger Herbstmesse wird durch den starken Andrang wieder ein Ausdruck lebhafter wirtschaftlicher Unternehmungslust werden. Die Zahl der Aussteller wird den höchsten Friedensstand übertreffen.

Digitized by Google

Im Bezirk des 9. Armeekorps wird noch einmal wieder ein großer Fischzug nach weiblichen Arbeitskräften für die Kriegsindustrie versucht. Es gibt ohne Zweifel besonders in mittelbürgerlichen Schichten noch viele durchaus nicht kriegsgemäß angespannte Haustöchter — aber ob der bloße Appell an Einsicht und Willen genügt, ist heute leider zweifelhaft.

Mittwoch, 14. August.

Um die Denkmalseinschmelzungen werden allenthalben lebhafte Kämpfe geführt. Es zeigt sich, daß Kunstwert und Pietätswert, Kunstwert und Volkstümlichkeit sehr zweierlei ist, und ferner: daß es nicht richtig ist, nur ein ästhetisches Gericht über Bleiben oder Fallen walten zu lassen. Es ist schön und wertvoll, wenn eine Bevölkerung an diesem oder jenem Denkmal hängt, auch wenn es künstlerisch nicht ersten Ranges ist, und man sollte solche Gefühle, die ein Stück Heimatbewußtsein sind, so weit wie möglich schonen, lieber einmal eine kalte Schönheit einem geliebten Pietätswerk opfern.

Donnerstag, 15. August.

Dem Fürsten Lichnowsky ist durch die königliche Bestätigung des Herrenhausbeschlusses das Recht der Mitgliedschaft des Herrenhauses endgültig abgesprochen.

Eine Zeitungsmitteilung: „Weitere 144 Deserteure aus dem Kreise Hadersleben sind laut Bekanntmachung im Kreisblatt vom Minister des Innern der preußischen Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt. Vorher wurden schon die Namen von 100 ausgebürgerten Deserteuren veröffentlicht."

In der nächsten fleischlosen Woche gibt es in Hamburg 10 Pfund Kartoffeln für die Person. Gefüllt können die Magen also werden.

Freitag, 16. August.

Die Mitwirkung der Krankenkassen bei der Wohnungsfürsorge wird von allen Kassentagungen erörtert und lebhaft befürwortet. Da die Mittel der einzelnen Kassen zu klein sind, um durch Beleihungen u. dgl. den Kleinwohnungsbau zu erleichtern, wird Überweisung solcher Mittel an die Landesversicherungsanstalten empfohlen, die Verantwortung und Bearbeitung der Weiterbeleihung übernehmen sollen. Eine andere Form der Mitarbeit ist die Beteiligung der Krankenkassen an der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege.

Sonnabend, 17. August.

Einen Eindruck von den Wirtschaftsaufgaben der Städte im Kriege gibt eine Denkschrift des Kriegsernährungsamtes von Danzig, in der es von der Stadt heißt: „Sie beschafft ferner Kohlen und Gummisauger, Spiritus und Petroleum, alte Kleider und Holzsohlen; sie mästet Schweine und Gänse und beschafft und vermittelt Futtermittel, sie züchtet Hühner und Kaninchen, sie kocht täglich für viele tausend Menschen das Mittag- und Abendessen, sie beschafft Arbeitskräfte und Pferde, sie verteilt Zuchtprämien für Pferde und vermittelt Aufträge der Heereslieferungen; sie schätzt die Ernte und zählt das Vieh, sie gewinnt Fett aus Knochen und hökert in eigenen Läden Gemüse und Obst aus; sie stellt Dörrgemüse her und macht Wurst; sie verteilt Land zur Kartoffel- und Gemüseerzeugung und bepflanzt selbst Land; sie sammelt oder organisiert die Sammlung von Brennesseln und Obstkernen; sie kauft Holz im Inland und im besetzten Gebiet auf; sie schlachtet selbst Vieh und kocht Marmelade, sie prüft Urlaubsgesuche für ihre militärisch eingezogenen Bürger und beschafft Düngemittel für die Landwirtschaft; sie prüft die Preise für Brot und Zündhölzer, für Fleisch und Stiefel, für Mühlenwaren und Speisen, sie läßt für den Bedarf ihrer Einwohner Fische fangen und beschafft Maschinen für die Privatgewerbe der Stadt; sie führt die Sammlung und Beschlagnahme von Kupfer, Aluminium und Messinggeschirren; sie verteilt Einmachezucker und regelt die Ernährung der Kranken und Säuglinge."

Paul Rohrbach / Ostpolitik

Ich habe die letzten Wochen in der Sommerfrische nicht viel Zeitungen gelesen und bin auch wenig mit „Politikern" zusammen gewesen. Die Nachrichten über Engländer und Serben an der Murmanküste, über die Tschecho-Slowaken am Ural und an der Wolga, über das Wanken des Bodens unter den Bolschewisten in Rußland verfolgte ich natürlich, aber mit so geringer Gemütsbewegung, wie diese Dinge es verdienen. Wird doch durch sie nichts im Kern der Lage jenseits unserer Okkupationsgrenze im Osten verändert. Jetzt, wo ich wieder in die Politik zurückgekommen bin, sehe ich mit Staunen, welch eine Aufregung über den Osten mittlerweile entstanden ist. Unsere Russophilen, die schon seit Stürmer und Protopopoff seligen Angedenkens uns seit dem Frieden von Brest-Litowsk den Segen der deutsch-russischen Freundschaft nicht beredt genug schildern konnten, tanzen wie die Derwische. Die Presse ist voll von Erörterungen über Revision des Friedens von Brest-Litowsk im russischen Sinne. In Gesprächen hat man geradezu den Eindruck, als ob diesem und jenem die Knie schlotterten vor Besorgnis, im Osten könne eine neue Kampffront wiedererstehen. Einmal über das andere wird man beiseite genommen und erhält versichert, Helfferich sei aus Moskau wiedergekommen mit der Bereitschaft, auf die baltischen Gebiete zu verzichten, die ukrainische Politik abzubauen, mit den Monarchisten in Rußland sich zu verständigen und sich möglichst gründlich zu Gesamtrußland zurückzuorientieren. Bemüht man sich zu erfahren, was eigentlich der Kern dieser Ängste ist, so zeigt sich ein Phantom: die Entente soll drauf und dran sein, nicht nur die Bolschewisten zu stürzen (wozu gar keine Entente nötig ist), sondern auch mit Hilfe der Sozialrevolutionäre, die den Grafen Mirbach und den Feldmarschall v. Eichhorn ermordet haben, sich wieder der Herrschaft in Rußland zu bemächtigen und alle russischen Kräfte gegen uns in Bewegung zu setzen. An dieser Gespensterfurcht sieht man wieder, wie hilflos unsere öffentliche Meinung gegenüber den östlichen Problemen ist. Rußland oder irgendwelche nennenswerten russischen Kräfte jetzt wieder gegen uns auf den Plan zu bringen, ist so unmöglich, wie einen Wassersturz von unten nach oben umzudrehen.

Daß die Bolschewistenherrschaft zu Ende geht, ist möglich, wenn auch für die unmittelbare Zukunft keineswegs schon sicher. Vielleicht das bedenklichste Symptom für die Bolschewisten ist, daß die lettischen Bataillone in Moskau, bisher die sicherste Garde von Lenin und Trotzki, schwankend geworden sind. Es ist aber trotzdem möglich, daß die bolschewistischen Streitkräfte, die jetzt nach Osten geschickt werden, so gering ihr militärischer Wert auch ist, etwas Erfolg haben. Der Kern der Tschecho-Slowaken ist eine einzige Brigade, die ursprünglich eine gewisse Disziplin besaß. Zu der sind allerlei bewaffnete Haufen hinzugestoßen, die aber auch bloß Bandencharakter tragen und kaum von besserer Qualität sind, als die bolschewistischen Truppen. In den Meldungen, die auf die Entente zurückgehen (und das dürfte die große Mehrzahl sein), wird immer so getan, als ob die Tschecho-Slowaken etwas Großes bedeuteten. Das ist ein durchsichtiges Manöver: in Deutschland soll Beunruhigung verursacht werden, und leider gelingt das.

Auch das Vorrücken der Engländer von Archangelsk mit dem vorläufigen Ziel Kotlas, dort, wo durch den Zusammenfluß der Suchona und Wytschagda die nördliche Dwina entsteht, ist, bei Licht besehen, ein wenig beunruhigender Vorgang. Wahrscheinlich sind nur sehr geringe Streitkräfte

Digitized by Google

dort beteiligt. Die Gegend an der Dwina ist ganz öde, und von Kotlas bis zur ersten Vereinigungsmöglichkeit mit den Tschecho-Slowaken bleibt noch ein Landmarsch von vielen hundert Kilometern durch ein Gebiet, wo es kaum Verpflegung gibt. Ebensowenig können die Engländer daran denken, auf der Murmanbahn bis in die dichter besiedelten Striche von Nordrußland vorzudringen.

Natürlich arbeitet die Entente mit vollen Händen, und ihre Werkzeuge sind zunächst die Sozialrevolutionäre. Diese bilden ursprünglich die Partei der Bauern und kleinen Leute, während die Bolschewisten Vertreter des städtischen Industrieproletariats sind. Unter den heutigen Verhältnissen ist aber keine Rede mehr davon, daß die Sozialrevolutionäre die Bauernmassen hinter sich haben, sobald sie auch nur den Gedanken an Wiederaufnahme des Krieges äußern. Sie sind jetzt einfach eine Gruppe, die an die Macht will, die sich von den Bolschewisten an die Wand gedrückt fühlt, und die jedes Mittel ergreift, um in die Höhe zu kommen. Da die Bolschewisten mit Deutschland paktiert haben, so führen bei den Sozialrevolutionären natürlich diejenigen das Wort, die darin einen Verrat an den geheiligten Prinzipien der Volksrevolution an die „Schergen des Militarismus" erblicken. Hier und da gibt es auch, bei Bolschewisten wie bei Sozialrevolutinären, idealistische Fanatiker alten Schlages, die sich für die „Wahrheit" opfern, so der Mörder Eichhorns. Will die Entente in Rußland putschen, so hat sie dazu kein besseres Mittel, als den Sozialrevolutionären Geld und andere Ermutigungen zukommen zu lassen. Sie arbeitet mit dieser Partei, wie sie mit den Tschecho-Slowaken arbeitet und wie sie mit den Monarchisten und den „Schwarzen Hundert" arbeiten würde, wenn sie sich davon etwas verspräche.

Es ist ziemlich gleichgültig, wer die Bolschewisten ablöst. Eine Regierung im Sinne von geregelter Übertragung des Willens und der Anordnungen einer Zentralgewalt auf die Provinzen, Städte und Gemeinden üben die Bolschewisten nicht aus, und eine Regierung werden auch Sozialrevolutionäre, Monarchisten oder bürgerliche Republikaner nicht ausüben können, falls es einer von diesen Richtungen gelingen sollte, an die Stelle der Bolschewisten zu kommen. Die Masse des Volkes, Bauern wie Arbeiter, ist so absolut gegen den Krieg, daß es keiner Macht der Welt gelänge, etwas, was einer Armee ähnlich sähe, auf die Beine und vor die deutschen Gewehrmündungen zu bringen. Das hat selbst der Kadettenführer Miljukow jetzt eben noch wörtlich bestätigt. Durch die Revolution und die Bolschewistenherrschaft ist der staatliche und soziale Verwaltungsorganismus Rußlands dermaßen in Atome zerschlagen worden, daß es keine reguläre Einwirkungsmöglichkeit auf die Massen mehr gibt. Kämen die Sozialrevolutionäre ans Ruder, so würden die Zustände in Großrußland mit gewechselten Namen in der Hauptsache so bleiben wie jetzt. Wahrscheinlich würde auch ungefähr dasselbe Gesindel, aus dem sich jetzt der größte Teil der bewaffneten Macht der Sowjetregierung rekrutiert, die sozialrevolutionäre Nationalgarde bilden. Glückte es statt dessen den Monarchisten, sich in Moskau und Petersburg in den Sattel zu setzen, so würden sie, was die Organisation einer Regierung angeht, noch hilfloser sein als Bolschewisten und Sozialrevolutionäre. Das einzige, was ihnen übrigbliebe, wäre, uns um die bewaffnete Macht zu bitten, mit der sie das Land dann wiedererobern, die Bauern, die seit der Revolution keine Steuern gezahlt, keine Rekruten gestellt und die Güter unter sich geteilt haben, zu Paaren treiben und die Banden, die bisher die Besitzenden in den Städten ausplünderten, zusammenkartätschen möchten. Dann erst könnten sie an den Wiederaufbau der Regierung und Verwaltung, der Steuern, der Armee, der Eisenbahnen usw. gehen, wiederum natürlich nur mit unserer Hilfe und mit unseren Mitteln.

Daraus ergibt sich, wie töricht es ist, von irgendeiner Wendung der Verhältnisse in Rußland in absehbarer Zeit für uns etwas zu fürchten, etwas Besonderes zu erwarten und zu hoffen oder sich mit einer der vorhandenen russischen Parteien tiefer einzulassen. Keine von ihnen hat uns etwas Reelles zu bieten, und keine besitzt die Macht, uns besonderen Schaden zuzufügen. Die Entente versteht es nur meisterhaft, den russischen Brei zum Brodeln zu bringen und die Schwachmütigen und Unkundigen bei uns damit zu schrecken. Dazu kommen die verzweifelten Optimisten auf jeden Fall, die unentwegt den Traum von den Vorteilen träumen, die aus der Wiederaufnahme der früheren Wirtschaftsbeziehungen zwischen uns und Rußland (Großrußland) kommen sollen. Als ob dort nicht alle bisherigen Werte so ruiniert wären, daß es Jahrzehnte dauern wird, bis Großrußland wieder ein normales Wirtschaftsleben bekommen kann, und als ob die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit dieses armen, nach dem Verlust der Randvölker kaum noch über Exportgüter verfügenden Landes dann noch einen Vergleich mit dem früheren Gesamtrußland aushalten könnte!

Wenn wir nicht Blinde sind, so überlassen wir Großrußland sich selbst und seinen Zuckungen, die uns so wenig anzugehen brauchen wie nur möglich, und treiben feste, klare Politik mit den bisherigen russischen Randvölkern. Die Entwicklung soll hier an verschiedenen Stellen jetzt einen Schritt vorwärts machen. Für Polen ist die Entscheidung offenbar gefallen: Königreich unter einem habsburgischen Erzherzog, ohne Angliederung von Galizien und ohne Abtretungen nennenswerter Art an der jetzigen polnisch-deutschen Grenze; dazu enge politische, wirtschaftliche und militärische Bindung an Mitteleuropa auf dem Wege über Deutschland. Damit hat die polnische Aktivistenpartei, die entschieden für das Zusammengehen mit den Mittelmächten eintritt, auch im polnischen Sinn ohne Zweifel einen Erfolg gehabt. Wirtschaftlich geht Polen mit dieser Entscheidung im Gegensatz zu der landläufigen Meinung einer günstigen Zukunft entgegen. Politisch dagegen bleibt das polnische Empfinden mit dem Verzicht auf die Vereinigung mit dem österreichischen Polentum belastet. Die Spannung, die hier auf alle Fälle bestehen bleiben wird, ist so stark, daß man die jetzt vorgenommene Regelung der polnischen Frage darum kaum schon als etwas Endgültiges wird ansehen können. Auf irgendeine Weise aber mußte der polnischen Wirrung ein Ende gemacht werden. Darüber, wie Polen nach Osten, gegen Groß- oder Weißrußland, abgegrenzt werden soll, hat man noch nichts erfahren. Gerade hier aber ist ein Mittel vorhanden; das Polentum für Verzichte auf anderem Gebiet zu entschädigen und es bei sonst geschickter Politik dahin zu bringen, daß es seine nationalen Interessen in der Tat am besten bei der Verbindung mit den Mittelmächten aufgehoben sieht.

Außer Polen können Finnland, Litauen und Kurland als endgültig von dem einstigen russischen Staatskörper im Westen getrennt gelten. Das Schicksal Livlands und Estlands wird sich auch in Kürze entscheiden — wenn unsere Politik gut beraten ist, im Sinne der Vereinigung der drei baltischen Provinzen zu einem einzigen Gemeinwesen. Im ganzen Ostseegebiet, von Kowno bis zur Murmanküste, kommt es jetzt darauf an, daß wir den Eindruck der Vergewaltigung befreiter Völker oder des Hindrängens auf eine

dynastische Erntepolitik vor der Zeit der Reife vermeiden. Es wäre falsch, wenn wir auch nur den Schein erweckten, daß wir unsere Politik durch die Wünsche einzelner nationaler oder sozialer Bevölkerungsklassen oder Parteien bestimmen ließen. Oberstes Interesse darf nur dasjenige der deutschen Gesamtpolitik sein; dieses aber fordert starke Betonung des Prinzips der Freiheit und Unparteilichkeit in allen von Rußland erlösten Gebieten. Zu denen gehört als wichtigstes die Ukraine — und hier kann unser Verhalten leider nicht ohne Sorge betrachtet werden. Davon ein andermal.

F. H. / Unser Programm und die Forderungen des Tages

Von altbefreundeter Seite wird uns geschrieben:

„Es ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Menschen!" — Die Umformungen auf politischem, wirtschaftlichem, gesellschaftlichem Gebiete, die der Krieg bewirkt hat, sind außerordentlich; auch der Geist des Menschen, vor allem des Kämpfers an der Front, ist verändert; er sieht die Welt mit anderen Augen an als früher; sein Blick ist klarer und weiter geworden! —

Dieser Entwicklung der Verhältnisse sowohl wie der Menschen muß eine politische Gruppe von Bedeutung Rechnung tragen — will sie nicht ins Hintertreffen geraten. Eine politische Partei ist gewissermaßen die lebendige, tatkräftige Äußerung des politischen Wollens einer Gemeinschaft von Staatsbürgern. Sie muß darauf bedacht sein, dieses Wollen, das sich mit den Menschen und Zeiten fortentwickelt, getreu widerzuspiegeln ... Bei einigen Parteigruppen ist man aus dieser Erwägung heraus zur Revision des Parteiprogramms geschritten. Die Sozialdemokratie ist im Begriff, neue Richtlinien für die Zukunft auszuarbeiten, ebenso die Zentrumspartei.

Vom entschiedenen Liberalismus aber ist bisher in dieser Richtung nichts bekannt geworden ... Und gerade er sollte in erster Reihe auf dem Plane sein, wenn es gilt, sich der Neuzeit anzupassen und danach die großen Richtpunkte einer wirklichen Volkspolitik festzulegen. Wer einer Zeit voranschreiten und führen will, muß wissen, wohin er führt und strebt. Je entschiedener und klarer er das erstrebenswerte Ziel ins Auge faßt, desto größer, freudiger und williger wird die Zahl der Weggenossen sein! — Für den entschiedenen, sozialen Liberalismus sind die Grundlagen in seinen letzten unverrückbaren Idealen gegeben; er braucht nur folgerichtig in Anpassung an die veränderten Umstände seine Gedankengänge auszubauen, um neue, zeitgemäße Richtlinien zu gewinnen. — Das Volk in den Schützengräben und in der Heimat ist mehr als je innerlich bewegt; ungezählte Phrasen und Entstellungen werden einem Trommelfeuer gleich in die Massen geworfen; eine unverantwortliche Presse sucht durch Vorzauberung eitler Luftschlösser die Köpfe zu verwirren. — Klar und fest muß hier dem Volke der Weg gewiesen werden, der allein, von Rechts und Links unbeirrt, zum Aufbau des neuen Deutschland führen kann. Klar und fest muß bekannt werden! Kein Ausweichen, kein Drumherumreden! — „Demokratie und Kaisertum", Naumanns großer Gedanke muß wieder lebendig werden, aber ebenso muß ein Bekenntnis zu den größten Fragen der Weltgeschichte unserer Tage: „Völkerbund und Selbstbestimmungsrecht" erfolgen!

Daneben gilt es, Richtpunkte aufzustellen für die volksbewegenden Fragen der inneren Neuordnung: die gerechte Verteilung der kommenden gewaltigen Lasten, unter schärfster Heranziehung der Kriegsgewinne, den Wiederaufbau der Volkswirtschaft, vor allem der durch den Krieg schwer geschädigten Schichten des Mittelstandes, der Beamten- und Angestelltenschaft. Weiterhin muß auf eine tatkräftige Politik zugunsten des Bauernstandes hingezielt werden, ebenso wie auf die volle Gleichberechtigung der gesamten Arbeiterschaft durch Schöpfung eines modernen Arbeitsrechts. — Nur einige wenige Hauptpunkte sollten aus der Masse der Probleme herausgegriffen werden. — Es gilt Stellung zu nehmen in knappen und markigen Worten! Die Sprache des alten Programms reicht nicht mehr aus. Es muß im bezeichneten Sinne neugeformt und von dem neuen Geiste erfüllt werden. Je früher, desto besser! — Das Volk draußen und daheim soll und muß bald wissen, woran es ist und welche Richtungen zu einer wahrhaft ehrlichen, volkstümlichen Politik entschlossen sind.

Hanauer / Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien

Waren kinderreiche Familien bei Erlangung einer für sie geeigneten Wohnung schon bisher sehr übel daran, so wird dies für die Zukunft in noch höherem Maße der Fall sein. Kinderreiche Familien sind bei den Grundbesitzern nicht beliebt, weil die Kinder nicht pfleglich mit der Wohnung und den Wohnungseinrichtungen umgehen und viel Lärm machen. Hier verhalten sich aber oft nicht sowohl die Hausbesitzer ablehnend, als vielmehr die kinderarmen Familien, die mit kinderreichen nicht zusammenwohnen wollen und auf welche der Hausbesitzer Rücksicht zu nehmen gezwungen ist. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß kinderreiche Familien, man könnte sagen, zur Strafe dafür, daß sie dem Staate viele Kinder schenken, mit den schlechtesten Wohnungen, die viel zu eng für ihre Kopfzahl, daher ungesund — zudem noch zu teuer sind, vorliebnehmen müssen. Von vielen Seiten wird betont, daß die so viel beklagte Geburtenabnahme zum Teil ihren Grund in der Unmöglichkeit kinderreicher Familien, eine ausreichende Wohnung zu finden, ihren Grund habe.

Diese Zustände werden sich aber voraussichtlich noch verschlimmern, da wir nach dem Kriege wahrscheinlich in vielen Orten mit einer Wohnungsnot und einer steigenden Verteuerung der Wohnungsmieten zu tun haben werden.

Wie jetzt von allen Seiten daran gegangen wird, Maßnahmen gegen diese zu erwartende Wohnungsnot als einem der wichtigsten sozialpolitischen Probleme der Übergangswirtschaft zu treffen, so bildet die Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien einen überaus wichtigen Abschnitt des Gesamtproblems, der eine Spezialbehandlung verdient und, wie wir zu unserer Genugtuung feststellen, auch findet. Kuczynski nennt es eine der wichtigsten und größten Aufgaben neudeutscher Bevölkerungspolitik, die kinderreichen Familien, die jetzt gemeinhin mit den schlechtesten Wohnungen vorlieb nehmen müssen, auf einem Boden anzusiedeln, auf dem die jungen Menschenpflanzen, von denen die Zukunft des deutschen Volkes abhängt, gut gedeihen können. Bereits im vorigen Jahre hat der preußische Minister des Innern in einem Erlaß an die Regierungspräsidenten auf diese Notwendigkeit der Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien hingewiesen, und er empfiehlt allen, welche Stiftungen für vaterländische Zwecke machen wollen, sich hier zu betätigen. Die Bevorzugung der Kriegsteilnehmer ist darin so gedacht, daß zwar allen Einwohnern der Gemeinde die größere Kinderzahl das größere Anrecht auf die Wohnung gibt, daß aber die tatsächlich vorhandenen Kinder doppelt gezählt werden, wenn der Vater am gegenwärtigen Kriege teilgenommen hat, vierfach, wenn er dort verwundet oder sonst gesundheitlich geschädigt ist und vierfach, wenn

er das Leben oder die Erwerbsfähigkeit völlig verloren hat. Die Herstellung der Wohnungen wäre Sache der Gemeinde, welcher der zu stiftende Betrag übereignet würde. Die Wohnungen sollen in Ein- und Zweifamilienhäusern untergebracht und mit Nutzgärten versehen sein. Der Mietzins müßte hinter dem bisher von der Familie aufgewandten Wohnungspreis fühlbar zurückbleiben und dürfte etwa 2 v. H. der Baukosten nicht übersteigen. Die einmal aufgenommene Familie sollte möglichst lange in Besitz der Wohnung bleiben. Sie müßte erst dann einem anderen Bewerber Platz machen, wenn ihre Kinderzahl geringer geworden als die Hälfte der Zahl der Kinder des anderen. Außerdem wäre es ihr freizustellen, das Haus, in dem sie zur Miete wohnt, käuflich zu erstehen, so daß von dem Erlös ein anderes Miethaus gebaut werden könnte. Entsprechend dieser Anregung des Ministers hat der Westfälische Verein zur Förderung des Kleinhauswesens in Münster einen Aufruf zur Bildung einer provinziellen Stiftung an kapitalkräftige Kreise erlassen. Es sollen für kinderreiche Familien Kleinwohnungen geschaffen und damit für die Zukunft eine der Ursachen für den Geburtenrückgang beseitigt werden. Indem man sich an die Kapitalistenkreise wendet, hofft man gleichzeitig auf Förderung des Unternehmens durch öffentliche Körperschaften und die Kommunen.

Auch der Rheinische Verein für Kleinhauswesen beschäftigte sich auf seiner letzten Hauptversammlung mit dem Problem; er hält die Verpflanzung von kinderreichen Familien in Kleinwohnungen und Förderung des Baues von Familienwohnungen mit Stall und Land für ein wichtiges Heilmittel auf diesem Gebiet. Es können eine Reihe von Körperschaften und Berufskreise zur Beseitigung der schlimmsten Mißstände mitwirken: die Landesversicherungsanstalten, die Städte, die gemeinnützigen Bauvereine, die Arbeitgeber in den Industriezentren. Auch die Hausbesitzer selbst kann man dazu heranziehen durch geeignete Maßnahmen, wie Mietzuschüsse oder Hergabe von Kapital unter der Bedingung der Aufnahme kinderreicher Familien. Alle berufenen Kreise dürfen aber nicht warten, bis diese Fürsorge eine gesetzliche Regelung erfährt, sondern sie müssen unausgesetzt diesem Problem nachgehen und an seiner Lösung arbeiten. Um die auf diesem Gebiet bisher zersplitterte Tätigkeit zusammenzufassen, wurde beschlossen, eine Zentralstelle einzurichten, welche die Entwicklung des Problems verfolgt und Richtlinien für ein gedeihliches Wirken aufstellt. Auch der Staat müsse mit Maßnahmen und auch mit Geldmitteln in die Not der kinderreichen Familien eingreifen. Der Entwurf eines preußischen Wohnungsgesetzes will die gemeinnützigen Bauvereine fördern und kann auch für die kinderreichen Familien nutzbar gemacht werden.

Auch die Siedlungsgesellschaften sollten die Fürsorge für kinderreiche Familien in ihr Programm aufnehmen, was bisher nur von ganz wenigen geschehen ist. Es sollte versucht werden, die Ansiedlung kinderreicher Familien in Eigenheimen mit Gärten in weitestem Umfang durchzuführen. Städtisches und staatliches Gelände zu billigem Preise oder in Form des Erbbaurechtes sollte daher überall zur Verfügung gestellt werden.

Zum Entwurf eines Wohnungsgesetzes ist von fortschrittlicher Seite die Resolution eingebracht worden, die Regierung möge dahin wirken, daß durch Ausbau der Reichsgesetze vom 7. und 29. Dezember 1911 kinderreichen Familien ein Mietzuschuß gewährt werde. Als kinderreiche Familien sollen solche gelten, in deren Haushalt sich mehr als vier Kinder im Alter bis zu 18 Jahren befinden. Der Wohnungsgesetzausschuß des Preußischen Abgeordnetenhauses hat beschlossen, die Regierung solle erwägen, ob und wieweit durch Ausbau der Reichsversicherungsordnung und der Angestelltenversicherung dem Wohnungsbedürfnis kinderreicher Familien entsprochen werden könne. Hier hat Landesrat Dr. Schultmann-Köln bereits positive Vorschläge gemacht in seiner Schrift „Ausbau der Sozialversicherung zur Elternschafts- und Wohnversicherung". Versicherungspflichtig sollen sonach alle Invalidenversicherungspflichtige sein, die ledig sind oder weniger als vier Kinder haben. Aus den Ergebnissen dieser Zusatzversicherung sollen Eltern mit mindestens vier Kindern Monatsrenten für jedes Kind gezahlt werden; diese Kinderrenten werden kinderreiche Familien in die Lage versetzen, eine gute und ausreichende Wohnung erst überhaupt mieten zu können. Der Betrag soll in doppelter Höhe der Invalidenmarke festgesetzt werden. Nach der Berechnung Schultmanns würden 86 v. H. der Invalidenversicherten Beiträge zur Wohnversicherung zu leisten haben, während 14 v. H. als Empfänger der Kinderrente in Betracht kämen. Als Beitragserlös würde sich jährlich die Summe von 500 Millionen ergeben, wozu noch Zuschüsse der Gemeinden und der Versicherungsanstalt kämen. Es würden etwa 2 300 000 Kinderrentenberechtigte in Frage kommen, also ziemlich alle Kinder der unteren Berufskreise, deren Eltern durch Kinderreichtum in Wohnungsnot geraten. Eine Wohnungskontrolle soll darüber wachen, daß die Renten auch ihrem Zweck entsprechend verwendet werden. Eduard Fischer erinnert in der „Kom. Praxis" an das französische Gesetz zur Unterstützung kinderreicher Familien, welche u. a. in Form von Mietzuschüssen gewährt wird. Die Haupttätigkeit auf dem Gebiete der Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien wird zweifellos den Kommunen zufallen, und die Zentralstelle des deutschen Städtetages hat bereits eine Umfrage veranstaltet, um zu ermitteln, was die Städte auf diesem Gebiete bisher geleistet haben. Die Fürsorge war demnach erst eine vereinzelte, dafür aber in den einzelnen Städten eine vielgestaltige. Manche Kommunen haben besondere Häuser errichten lassen zur speziellen Aufnahme von kinderreichen Familien, wie Dessau und Duisburg. In Dessau ist der Versuch glänzend geglückt. Es wurden fünf Häuser erbaut, wobei der Grund und Boden unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde. Die Miete beträgt 250 M. jährlich, es wird aber für jedes im Haushalt lebende Kind unter 16 Jahren für Kopf und Jahr 8 M. Mietzuschuß gewährt, so daß die Miete bei sechs Kindern nur 202 M. beträgt. Ein Kapital von 100 000 M. ist außerdem von der Stadt zur Verfügung gestellt worden, um hieraus zweite Hypotheken für kinderreiche Arbeiterfamilien an Erbauer derartiger Häuser zu geben. In Duisburg sind bisher 66 Familienwohnungen errichtet worden, die zur Vermietung zu besonders billigen Preisen an minderbemittelte, kinderreiche Familien bestimmt sind. Durch Unterstützung der vorhandenen gemeinnützigen Bauvereine soll kinderreichen Familien ihre Lage erleichtert werden. Anderwärts ist erreicht worden, daß beim Vermieten der Wohnungen gemeinnütziger Bauvereine kinderreiche Familien in erster Linie berücksichtigt werden, indem die Gewährung der städtischen Subvention davon abhängig gemacht wird. In Essen, Freiburg, Lüdenscheid und Mülheim a. R. werden kinderreiche Familien beim Vermieten der städtischen Familienwohnungen vorzugsweise berücksichtigt. In Dresden wird kinderreichen, unbemittelten Familien, die aus eigenen Mitteln eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohnung nicht bestreiten können, aus städtischen Mitteln ein Zuschuß insofern gewährt, als bei Unterbringung einer solchen Familie im Falle ihrer Obdachlosigkeit nur ein Teil des Aufwandes von ihnen zurückverlangt wird, das übrige aber als uneinbringlich abgeschrieben wird. Weiter bestehen bei der Stadt einige größere Stiftungen, deren Zweck die Abgabe billiger Wohnungen an besonders kinderreiche Familien ist. In Königsberg sind für solche Familien, die wegen Kinderreichtums keine Wohnung finden können, Baracken zur Verfügung gestellt worden. In Heidelberg wird eine Summe in den Voranschlag eingestellt, die als Beihilfe zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse kinderreicher Familien in solchen Fällen verwendet wird, in denen nach Anordnung der Polizeibehörde zu kleine und gesundheitsschädliche Wohnungen geräumt werden mußten, und die Einkommenverhältnisse die Ermietung größerer Wohnungen ohne städtische Beihilfe nicht gestattete.

In Kassel ist beschlossen worden, daß alle Wohnungen, die im Eigentum der Stadt oder der von ihr verwalteten Stiftungen stehen, von einer Stelle verwaltet werden sollen, wodurch sich erreichen lassen wird, daß bei der Vermietung von Wohnungen namentlich kinderreiche Familien bevorzugt werden. Es ist beabsichtigt, Häuser auf zehn Jahre zu mieten, diese gründlich instand zu setzen und dann an kinderreiche Familien, namentlich an Kriegerfamilien, zu vermieten, und zwar so, daß diese die Sicherheit haben,

Digitized by Google

daß ihnen bei angemessener Führung zunächst zehn Jahre nicht gekündigt werden kann. Die einkommende Miete wird hinter den Ausgaben, die die Stadt selbst an Hausmiete und Reparaturen zu zahlen hat, zurückbleiben.

Wird auf diesem Wege systematisch und planmäßig fortgefahren, dann wird es nicht mehr vorkommen, daß auch ferner kinderreiche Familien gerade die schlechtesten, verkommensten Wohnungen zu unverhältnismäßig hohem Mietpreise zu mieten gezwungen sind, um überhaupt ein Unterkommen zu finden. Die schmähliche Unduldsamkeit wird aufhören, die unbegüterten Eltern zu begegnen pflegt, wenn sie für sich und ihre zahlreiche Kinderschar ein Unterkommen, ein Obdach zu suchen gezwungen sind. Damit es wieder Mode wird, den Kindersegen zu beleben und zu beheben, ist es unumgänglich nötig, den Kindersegen zu belohnen, kinderreiche Familien so nachdrücklich zu unterstützen, daß die kinderlosen und kinderarmen und gar alle Ledigen sich schwer benachteiligt fühlen. Bei der Wohnung hat die Reform einzusetzen. Das Sehnen weitester Kreise unseres Volkes nach einem eigenen Häuschen, nach einem kleinen Garten, der neben billigen Nahrungsmitteln Luft und Licht für die Kinder bietet, muß erfüllt werden. Der Krieg hat ja die Meinungen über reichen Kindersegen gehörig gewandelt. Man sieht jetzt ein, daß Deutschland imstande ist, sich jetzt noch gegen eine Welt von Feinden zu wehren, daß es aber nach dreißig bis vierzig Jahren bei ausgebrochenem Krieg hilflos dem Feinde preisgegeben gewesen wäre, wenn die Geburtenzahl in dem gleichen Tempo abgenommen hätte, wie dies seit Anfang dieses Jahrhunderts der Fall ist. Wenn Frankreich sich in dem jetzigen Krieg völlig verblutet, dann hat es dieses vor allem seinem berüchtigten „Zweikindersystem" zu verdanken. Noch ist es Zeit, bei uns einzulenken; die ungeheuren Verluste, die der Krieg uns gebracht, müssen ersetzt werden. Eine rationelle Bevölkerungspolitik muß einsetzen, zahlreiche Aufgaben auf dem Gebiete der Sozialpolitik und sozialen Hygiene, die bisher zurückgestellt wurden, verlangen nunmehr dringend eine baldige Lösung. Die Lösung der Wohnungsfrage, namentlich die Fürsorge für kinderreiche Familien, gehört zu den vorwiegendsten Aufgaben, die Staat, Kommune und Gemeinnützigkeit zu erfüllen haben.

W. Oppermann / Aus den Schriften Rudolph v. Iherings

(Geboren am 22. August 1818.)

„Einer der fundamentalsten Divergenzpunkte in dem Recht der verschiedensten Völker ist die Art und Weise, wie die Gesetzgebung für die Zwecke und Aufgaben der Gemeinschaft tätig wird. Diese Tätigkeit kann nämlich, wenn man die Gegensätze nimmt, entweder mehr negativer und indirekter, oder mehr positiver und direkter Art sein. Dort beschränkt die Gesetzgebung sich im wesentlichen darauf, die Voraussetzungen für die Verfolgung aller jener Aufgaben herzustellen und zu erhalten und höchstens eine indirekte Beihilfe zu gewähren, die eigentliche Arbeit aber der freien Tätigkeit des Volkes (der einzelnen, Korporationen, Gemeinden usw.) zu überlassen, so daß also diese Tätigkeit als die eigentliche vis agens des ganzen Systems erscheint. Dieses System, das nach einer einzelnen Seite hin unter dem Namen der Selbstregierung bekannt ist, nenne ich das System der Freiheit. Den Gegensatz dazu bildet ein System, bei dem die Gesetzgebung und Regierung die eigentliche Arbeit selbst in die Hand nimmt, positiv durch Gesetz und Zwang die Erreichung jener Ziele zu bewerkstelligen sucht; ich nenne es das des Zwanges oder der Unfreiheit.

Von den modernen Völkern repräsentiert vorzugsweise das englische das erste, das französische das zweite. Spiegelt sich derselbe Gegensatz nicht auch in den englischen und französischen Gärten ab? Dort dient die Kunst der Natur, hier die Natur der Kunst, und dies ist ja auch der Gegensatz beider Systeme, so daß man das eine als das natürliche, das andere als das künstliche bezeichnen könnte."

Geist des römischen Rechts II 1 (1854), S. 124 f.

„Die Notwendigkeit soll [dem Staate] nur den festen, kräftigen Körperbau sichern und den Boden ebnen, auf dem dann die Freiheit produziert. Letztere ist die eigentliche Naturkraft des Staats, die freie Bewegung und Produktion für ihn die natürliche, die gezwungene die unnatürliche, künstliche.

Ebenda S. 128.

„Der sittliche Mensch begehrt die Freiheit, weil er das Gute aus eigenem Antrieb zu tun wünscht. Ebenda S. 183.

Wenn die Idee des Rechts wächst, sterben die Strafen ab; der Aufwand von Strafmitteln steht im umgekehrten Verhältnis zu der Vollkommenheit der Rechtsordnung und der Reife der Völker."

Das Schuldmoment im röm. Privatrecht (1867), S. 66.

„Man braucht nicht Prophet zu sein, um zu wissen, daß die gesellschaftliche Auffassung des Privatrechts der individualistischen mehr und mehr Boden abgewinnen wird. Es wird eine Zeit kommen, wo das Eigentum eine andere Gestalt an sich tragen wird als heute, wo die Gesellschaft das angebliche Recht des Individuums, von den Gütern dieser Welt möglichst viel zusammenzuscharren und in seiner Hand einen Grundbesitz zu vereinigen, auf dem Hunderte und Tausende von selbständigen Bauern leben können, ebensowenig mehr anerkennen wird, als das Recht des altrömischen Vaters über Tod und Leben seiner Kinder, als das Fehderecht, den Straßenraub der Ritter und das Standrecht des Mittelalters."

Der Zweck im Recht, Bd. 1, 3. Aufl. (1893), S. 533.

„Das Gesetz ist die unentbehrliche Waffe der Intelligenz im Kampfe mit der Dummheit." Ebenda S. 566.

Briefkasten

An die Leser. Unser Umzug findet am 23. und 24. August statt. Kleine Verzögerungen in der Erledigung von Zuschriften und Bestellungen bitten wir in diesen Tagen freundlich zu entschuldigen. Die Adresse von Schriftleitung und Verlag der „Hilfe" lautet vom 25. August ab: Berlin NW 40, Kronprinzenufer 27, Fernsprecher Moabit 2021.

E. Sch. bittet um Auskunft, wo die Gedichtsammlung „Schulter an Schulter" erschienen ist.

Druckfehlerberichtigung. In Nr. 33 muß es bei der Besprechung des Buches von Jenny Apolant in der vorletzten Zeile heißen: Unmündigen, Bankrottierern und solchen, die ... Das letzte Wort der dritten Zeile in der Besprechung von Foersters Broschüre: planmäßig.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 0.50 M.: Utffz. F. Bln. 1 **M.:** Ob.-Matr. A. i. Felde. **1.60 M.:** Vizef. Th. i. B.

Bücher für Armee und Marine: M. G. in Alzey: 3 Bücher, Dr. D.-H. in Steglitz: 9 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank. Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung Cöln. Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Winterhalbjahr 1918/19 ist erschienen. Der Lehrplan umfaßt auf dem Gebiete der Rechts- und Staatslehre 18 Vorlesungen und Übungen in 28 Wochenstunden; auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Kulturpflege 31 Vorlesungen in 49 Stunden; auf dem Gebiete der Statistik 4 in 10; auf dem Gebiete der Versicherungslehre 8 in 4 Stunden. Neu eingefügt wurden Vorlesungen über Kleinwohnungsfürsorge, Wohnungsreform und Wohnungsgesetz, außerdem wird auf die jetzt so wichtige Finanz- und Steuerverwaltung großes Gewicht gelegt. So ist z. B. eine Vorlesung vorgesehen über „Recht und Wirtschaft der öffentlichen Sparkassen in Deutschland und im Auslande".

Die Vorlesungen und Übungen beginnen am 1. Oktober.

Städtische Handels-Hochschule, Cöln. Das Vorlesungs-Verzeichnis für das Winter-Halbjahr 1918/19 (Beginn 1. Oktober) ist erschienen. Es umfaßt insgesamt 129 Vorlesungen und Übungen in 228 Wochenstunden. Auf die Volkswirtschaftslehre entfallen 26 Vorlesungen, auf die Privatwirtschaftslehre 18, auf die Rechtslehre 11, Geographie, Naturwissenschaften und Technik 14, Versicherungs- und Genossenschaftslehre 8, Sprachen 36, Ausbildung der Handelslehrer und Handelslehrerinnen 5 und endlich auf die allgemeinen Geisteswissenschaften 16. Unter den 34 abendlichen öffentlichen Vorlesungen, die außer den Studierenden auch weiteren Kreisen Gelegenheit zur Vertiefung ihrer Allgemeinbildung bieten, verdienen u. a. besondere Beachtung 4 Vorlesungen über die Presse und ihre vielgestaltigen Aufgaben in unserer Zeit, über Bulgarien (Volk, Staat und Wirtschaft), über den Kampf um den Weltmarkt und Geschichte der Wirtschaftskrisen sowie über Kriegsgesetzgebung.

29. August 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8663.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 35

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Die Initiative des Kaisers. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Kolonialdebatte mit England. — * * *: Die polnischen Arbeiter. — **Dr. Wilhelm Cohnstaedt:** Wilhelm Ohr zum Gedächtnis. — **Max Bahr:** König Baumwolle — vor der Entthronung. — **Gertrud Bäumer:** Einem jungen Toten. — **Elisabeth Widmann:** Über Rainer Maria Rilke. — **Hans Bauer:** Zuspruch. — Soz. Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 18. August.

Da Naumann noch verreist ist, wird die Kriegschronik auch in dieser Woche von Heile fortgeführt.

Die österreichische Regierung antwortet auf die englische „Anerkennung" der tschecho-slowakischen Nation als eines mit England verbündeten Staatswesens, daß eine tschecho-slowakische Nation nur in der Phantasie der Entente existiere, und daß der tschecho-slowakische Nationalrat ein Komitee von Privatpersonen sei, das vom tschechischen Volke keinerlei Mandat habe. Die treu- und eidbrüchigen österreichischen und ungarischen Staatsbürger, die der sogenannten tschecho-slowakischen Armee angehörten, würden von der Regierung trotz aller Anerkennung der Entente als Hochverräter betrachtet und demgemäß behandelt werden. — Selbst in der tschechischen Presse werden Stimmen laut, die gegen die englische Erklärung protestieren, weil sie geeignet sei, dem ganzen tschechischen Volke durch den Verdacht verräterischer Beziehungen zum Feinde schweren Schaden zuzufügen. Die Engländer haben in der Tat den Tschechen einen wahren Bärendienst erwiesen.

Auch Caillaux soll jetzt vor den Senat als den obersten Gerichtshof gestellt werden, nachdem dieser im Verfahren gegen Malvy sich so glänzend bewährt hat. Gibt es ein zweites Land der Welt, in dem eine solche Verquickung von Politik und Rechtsprechung möglich wäre, wie sie eben im Fall Malvy erlebt worden ist? Und der Mörder von Jaurès lebt immer noch. Vier Jahre hindurch hat man keine „Zeit" gehabt, diesen Prozeß zu verhandeln, wobei man Zeit mit dem klareren Wort „Mut" übersetzen muß. Wo bleibt Woodrow Wilsons Moral, wenn er daran denkt? Freilich, in der Entente hat die Politik ihre eigene Moral; auch beim Moskauer Gesandtenmord und bei der Ermordung des Feldmarschalls Eichhorn und seines Adjutanten ließen die Täter Blutspuren zurück, die auf die Schuldigen schließen lassen.

Der englische Schiffahrtskontrolleur sagt in seinem amtlichen Bericht, daß die notwendige Verteilung der Frachtleistungen der Alliierten die Fortsetzung der Truppentransporte aus Amerika im bisherigen Umfange bis in den Herbst hinein nicht zulasse. Dabei falle besonders ins Gewicht, daß die Standardschiffe, die im amerikanischen Bauprogramm eine so große Rolle spielten, für die Truppentransporte nicht zu verwenden seien, obwohl diese Transporte ohne Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Truppen stattfänden. Auch die Versorgung der amerikanischen Truppen brächte nun große Schwierigkeit: „Tausend in Frankreich gelandete Amerikaner bedürfen fünftausend Tonnen Ausrüstung und Versorgung im Jahr. Auf diese Vorräte geben die Alliierten in vollem Vertrauen vorläufig Vorschüsse, jedoch muß zu der angegebenen Ziffer noch für den Fall von Versenkungen durch die U-Boote mit der Anhäufung von Reserven gerechnet werden . . . Was die Zukunft bringt, kann man unmöglich sagen; jedenfalls ist die Schiffbaufrage von Tag zu Tag mehr das entscheidende Kriegsproblem für die Alliierten."

Beiderseits der Avre und in der Gegend von Roye sind neue feindliche Angriffe größten Maßstabes durch unsere Truppen abgeschlagen worden.

Beiderseits der Lys haben unsere Truppen vor einigen Tagen ihre weit vorgeschobenen Posten westlich von Merville in eine Linie östlich des Ortes zurückgenommen. Der Feind hat das nicht bemerkt und erst gestern nacht sich vorsichtig bis Merville vorgetastet. An der Hauptkampffront nach wie vor erbitterte Kämpfe. Die Franzosen greifen trotz ihrer Mißerfolge und furchtbaren Verluste mit großer Tapferkeit und großem Einsatz von Truppen, Munition und besonders Panzerwagen immer aufs neue an. Es gibt kein Wort des Dankes, das an die Leistungen unserer Truppen in diesen Tagen auch nur annähernd heranreichen könnte.

Montag, 19. August.

Der spanische Ministerrat hat unter dem Vorsitz des Königs über die Stellung Spaniens zur großen Politik beraten. Nach offiziöser Note denkt Spanien nicht daran, von seiner bisherigen Politik abzuweichen. Die Aufrechterhaltung der Neutralität bleibt der Grundsatz der Regierung.

Der alte französische Panzerkreuzer „Du petit Thouars" ist von einem U-Boot versenkt worden. Zwei englische Zerstörer sind auf Minen gestoßen und gesunken.

Die große Schlacht im Westen tobt in unverminderter Wut weiter. Man merkt nichts davon, daß Herr Foch nach deutschem Vorbild die Angriffsoperationen einstellt, nachdem ihr Erfolg aussichtslos geworden ist und jedenfalls in keinem Verhältnis zu den Verlusten mehr steht. Großkämpfe beiderseits der Straße Amiens—Roye, südlich der Avre und zwischen Oise und Aisne brachten auch gestern wieder den Feinden nicht den geringsten Gewinn.

Dienstag, 20. August.

„Endlich Klarheit in der Lusitania-Affäre" überschreibt die Stockholmer Zeitung „Aftonbladet" die Meldung, es sei in dem Prozeß der überlebenden Passagiere gegen die Cunard-Linie klar erwiesen worden, daß Munition an Bord gewesen sei. Die Schuld an dem Unglück trügen alle diejenigen, die auf dem Munitionsdampfer Passagiere mitgenommen haben. — Wir haben nie an diesem Sachverhalt gezweifelt. Es ist aber für das Urteil in neutralen Kreisen gut, daß jetzt vollkommen Klarheit geschaffen ist, so einwandfrei, daß eigentlich auch im feindlichen Ausland niemand mehr zweifeln könnte.

Mittwoch, 21. August.

Staatssekretär Solf hat gestern abend in der „Deutschen Gesellschaft 1914" eine Rede gehalten, die von der großen Mehrheit des deutschen Volkes sicher mit der gleichen freudigen Zustimmung gelesen werden wird, mit der sie von den Anwesenden — darunter mehreren Staatssekretären und Ministern, an der Spitze Vizekanzler v. Payer — gehört wurde. Die Rede war eine Antwort auf die Rede Balfours im Unterhause. Solf wandte sich mit Wärme gegen

die knock-out-Gesinnung, die noch immer aus der Rede Balfours spreche und leider auch in Deutschland, jedoch nicht an verantwortlichen Stellen, zu finden sei. Wenn diese Gesinnung nicht bekämpft und besiegt werde, so bleibe die Völkerliga ein utopisches Kriegsziel. Über Belgien sagte er: „Der Wiederherstellung Belgiens steht nichts im Wege als der Kriegswille unserer Feinde." Er betont diesen Satz mit Nachdruck, obwohl er weiß, daß die belgische Frage nur ein Vorwand ist für die, die mit dem englischen Propagandaminister die Meinung vertreten, daß Deutschland vernichtet werden müsse, bis von ihm nichts übrig sei als die Knochen seiner toten Soldaten.

Sehr geschickt wies Solf die Verleumdung Balfours zurück, daß der Ostfriede eine Vergewaltigung sowohl Rest-Rußlands wie der neuen Randstaaten sei. Bei den Verhandlungen von Brest-Litowsk seien die beiderseitigen Vertreter vollkommen einig im Ziel gewesen; nur über den Weg, der zum Eigendasein der durch uns vom alten Joch befreiten russischen Randvölker führe, seien die Meinungen auseinandergegangen. Die deutsche Regierung habe diesen Völkern den von ihnen selbst erbetenen Schutz gegeben und sei nach wie vor entschlossen, diesen „Schutz nicht zu einer gewaltsamen Annexion zu mißbrauchen, sondern den bisher unterdrückten Völkern den Weg zur Freiheit, Ordnung und gegenseitigen Duldung zu öffnen". England dagegen betrachte das Problem der Fremdvölker lediglich unter dem Gesichtspunkte der Erleichterung des eigenen Krieges. „Und würde Iwan der Schreckliche auferstehen und Rußland zu neuem Kampfe zusammenschweißen, so würde er den Engländern ein willkommener Bundesgenosse im Kreuzzuge für Freiheit und Recht sein." — Als Staatssekretär für die Kolonien beschäftigt sich Solf denn auch mit Balfours Erklärung, daß man Deutschland die Kolonien nicht zurückgeben wolle, und insbesondere mit der heuchlerischen Begründung einer deutschen Unwürdigkeit wegen tyrannischer Ausbeutung der Eingeborenen und schrecklicher Pläne zur Militarisierung der Eingeborenen und Anlegung von U-Boot-Stationen zur deutschen Beherrschung des Handels auf allen großen Seestraßen der Welt. Demgegenüber weist Solf darauf hin, daß England durch die Mißachtung der Kongoakte den schwarzen Kontinent in den europäischen Krieg hineingezogen und dadurch eine ungeheure Schuld auf sich geladen habe. Deutschland hat die Kolonien aus dem Kriege herauslassen wollen und vertritt nach wie vor auch heute noch den Gedanken, den es als einzige kriegführende Macht unter seine Kriegsziele aufgenommen hat, daß der Militarismus in Afrika abgeschafft werden müsse. Engländer und Franzosen aber haben nicht bloß die Eingeborenen in Afrika zu Zuschauern und Teilnehmern des Krieges der weißen Völker gemacht, sondern große Heere farbiger Soldaten gepreßt und in den Kampf nach Europa geschleppt. Über unsere kolonialen Pläne sagt Solf, daß wir im Gegensatz zu den Engländern, die eine Art kolonialer Monroe-Doktrin über die ganze Welt aufstellen, einen Ausgleich unter den Kolonialstaaten wollen nach dem Grundsatz, daß kolonialer Besitz den wirtschaftlichen Kräften entsprechen soll und der in der Geschichte bewiesenen Würdigkeit, die anvertrauten farbigen Völker zu beschützen. Deutschland habe auf solcher Grundlage das moralische Recht, Kolonialmacht zu sein. Die englische Befreitergeste sei lediglich ein Versuch, den Raubinstinkt der englischen Imperialisten moralisch zu rechtfertigen; im Zusammenhang mit dem Bekenntnis zur unverschleierten Annexionspolitik in Afrika und Asien sei sie nichts als Blasphemie. — Überaus wirkungsvoll ist Solf in seinen Schlußdarlegungen, in denen er an den guten Geist der Völker, bei uns und bei den Feinden, appelliert. Er stützt sich dabei auf den Satz Kants in seiner Schrift zum ewigen Frieden: „Irgendein Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes muß mitten im Kriege noch übrigbleiben, weil sonst auch kein Friede abgeschlossen werden könnte und die Feindseligkeiten in einen Ausrottungskrieg ausschlagen würden." Es gäbe in allen Ländern Zentren des europäischen Gewissens, in denen die Erkenntnis sich rege, daß der Weg ins Freie nur gefunden werden kann, wenn die kriegführenden Nationen zum Bewußtsein ihrer gemeinsamen Aufgaben zurückerwachen. Der Siegeszug der Gedankenwelt dieser Kreise sei sicher. „Herr Balfour kann ihn hinausschieben, aber nicht verhindern."

Diese Rede Solfs ist ein wesentlicher Fortschritt unserer politischen Kriegführung. Sie war zwar eine Antwort auf englischen Angriff; aber keine bloße Abwehr. Wir wären wesentlich weiter, wenn man von verantwortlicher Stelle immer so gesprochen hätte. Man hat zwar immer ähnlich gedacht, aber meist aus Furcht vor dem Widerspruch der bekannten, an sich unbedeutenden, aber einflußreichen Kreise die moralischen Waffen, mit denen man den Feind töten könnte, bis zur Unkenntlichkeit und damit Wertlosigkeit in Watte gepackt. Hoffentlich hören wir nun auch bald einmal vom Kanzler selbst eine außenpolitische Programmrede in einem Deutsch, das man auch ohne Dolmetscher verstehen kann. Es gibt nichts, wovor die Kriegsverlängerer an der Spitze der feindlichen Mächte sich mehr fürchten.

Im Westen geht der Kampf an den alten Stellen mit gleicher Erbitterung und gleichem Ergebnis fort. Gestern hat zudem der Feind auf einer 25 Km. breiten Front eine neue Angriffsschlacht zwischen Oise und Aisne begonnen. Am ersten Schlachttage sind alle Durchbruchsversuche gescheitert.

Donnerstag, 22. August.

Es ist, als ob die Entente mit allen Mitteln eine rasche militärische Entscheidung suche. Gestern haben die Engländer südlich von Arras in etwa 20 Km. breiter Front einen Großangriff in Richtung auf Bapaume unternommen. Wie tags zuvor weiter südlich gegen die Franzosen, so haben unsere Truppen hier gegen die Engländer wieder einen großen Abwehrsieg erstritten.

Aus Japan wird berichtet, daß dort in einer ganzen Reihe größerer Städte schwere Hungerrevolten ausgebrochen seien. Die „Times" nennt unter Berufung auf japanische Quellen diese „Reisunruhen die größten Störungen der gesellschaftlichen Ordnung, die die moderne Geschichte Japans kennt". — Hunger und Elend also auch im fernsten Osten als Folge des Weltkrieges.

Freitag, 23. August.

Prinz Max von Baden, der in seiner Eigenschaft als Präsident der Ersten badischen Kammer schon wiederholt das Wort zu politischen Darlegungen genommen hat, die weit über die Grenzen des Reichs hinaus Beachtung fanden, hat gestern bei Gelegenheit der Hundertjahrfeier der badischen Verfassung vor den versammelten Kammern in Gegenwart und Zustimmung des Großherzogs und der Regierung eine programmatische Rede gehalten, in der er die Freiheit und Gleichberechtigung aller und den Geist gegenseitigen Vertrauens als die Grundlagen eines kraftvollen Volksstaates pries und unter Erinnerung an die langen Bruderkämpfe vor der deutschen Einigung der Hoffnung Ausdruck gab, daß auch hinter dem Weltkrieg eine Zusammenarbeit der Völker zu erzielen sei. Alle, die dieses Ziel ehrlich im Herzen tragen, sollten sich den Glauben an ihre große Hoffnung bewahren, wenn die gegenwärtige Gesinnung unserer Feinde das Wort „Liga der Nationen" auch noch so verdächtig erscheinen lasse. — In seiner Antwort bekannte sich auch der Großherzog selbst zu ähnlichen Gedanken.

Das Ringen im Westen wird mit jedem Tage, wenn möglich, noch gewaltiger. Die Engländer setzten gestern ihren Angriff unter Ausdehnung der Kampffront bis zur Somme fort. Der Heeresbericht sagt, daß der umfassend angelegte Durchbruchsversuch in seiner ersten Entwicklung völlig gescheitert sei und die Engländer dabei eine schwere Niederlage erlitten hätten. Zwischen Oise und Aisne, wo unsere Führung schon am 20. August einen feindlichen Angriff durch geschickte Geländeräumung zu wirkungslosem Verpuffen verurteilt hat, haben wir jetzt im Anschluß an diese Frontverlegung unsere Truppen vom Feinde unbemerkt hinter die Aillette zurückgenommen.

Sonnabend, 24. August.

Die spanische Regierung hat an die deutsche eine Note gerichtet, in der sie Klage darüber führt, daß die spanische Handelsflotte durch den Tauchbootkrieg an 20 v. H. ihres Schiffsraums verloren habe. Spanien wolle an dem Grundsatz strengster Neutralität festhalten, sei aber durch die Verminderung seines

Schiffsraums in solche Notlage gebracht, daß die Regierung sich gezwungen sehe, im Falle einer neuen Torpedierung die versenkte Tonnage aus den in spanischen Häfen ankernden deutschen Schiffen zu ersetzen. Die deutsche Regierung hat gegen dieses Vorhaben energische Verwahrung eingelegt, und es sind infolgedessen zwischen beiden Regierungen Verhandlungen eingeleitet.

Die Engländer haben ihre Angriffsfront nach Norden bis südöstlich von Arras, nach Süden über die Somme hinaus nach Chaulnes ausgedehnt. Es hat auf der ganzen langen Front schwere Kämpfe gegeben, an einigen Stellen räumten unsere Truppen befehlsmäßig ausweichend etwas Gelände, an anderen wurden sie auch kämpfend kurze Strecken zurückgedrängt; wo die Gesamtlage es verlangte, wurde die alte Linie festgehalten oder im Gegenstoß zurückgenommen.

In Albanien haben die Truppen Pflanzer-Ballins zwischen Berat und Jeri die feindlichen Linien durchstoßen und ihre Angriffe bis auf die Höhe südlich von Kuzari vorgetragen. Auch im Gebirgslande Silowes gewannen die Österreicher Raum.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 18. August.

Eine Zusammenstellung von Alter und Kinderzahl der Kriegerwitwen aus vier Großstädten vom August 1917 herrührend:

Kinderzahl:

	Hamburg	Bremen	Cöln	Frankfurt a. M.
ohne Kinder	26,1 %	14,8 %	10,6 %	8,6 %
1 Kind	33,3 „	33,3 „	34,3 „	31,0 „
2 Kinder	24,1 „	26,6 „	26,5 „	27,6 „
3 Kinder	8,9 „	15,5 „	15,9 „	16,5 „
4 Kinder	4,8 „	5,0 „	7,4 „	7,9 „
über 4 Kinder	2,8 „	4,8 „	5,3 „	8,4 „
	100 %	100 %	100 %	100 %

Durchschnittliche Kinderzahl:

Hamburg	1,44 Kinder
Bremen	1,36 „
Cöln	1,94 „
Frankfurt a. M.	2,17 „

Alter der Witwen:

	Hamburg	Bremen	Cöln
unter 21 Jahre	0,5 %	1,0 %	0,4 %
21—30 „	36,6 „	48,3 „	34,4 „
30—40 „	51,8 „	43,7 „	52,8 „
über 40 „	11,1 „	7,0 „	12,4 „

Alter der Waisen:

	Hamburg	Bremen	Cöln
unter 1 Jahr	0,8 %	0,3 %	1,1 %
1—6 „	42,1 „	46,8 „	41,0 „
6—14 „	47,8 „	46,0 „	46,1 „
über 18 „	1,5 „	0,3 „	3,6 „

Die Zahlen sind in vieler Hinsicht merkwürdig, z. B. der Vergleich zwischen Alter der Witwen und Kinderzahl. Übrigens ist nicht ganz zu verstehen, wie es kommen kann, daß Hamburg eine durchschnittlich höhere Kinderzahl hat als Bremen, trotzdem in der ersten Aufstellung bei Hamburg der Prozentsatz der Frauen ohne Kinder viel höher ist und die Prozentsätze der mit zwei und mehr Kindern viel niedriger sind. Man sollte direkt an einem Fehler der Statistik glauben, den ich nicht nachzuprüfen vermag. (Die Aufstellung steht in Nr. 8 der Zeitschrift „Soziale Kriegshinterbliebenenfürsorge".)

Der preußische Minister des Innern hat einen einheitlichen Ausbau der amtlichen Fürsorgestellen für die Hinterbliebenen in der Weise angeordnet, daß in jedem Kreis mindestens eine leistungsfähige und mit einem sachkundigen Leiter besetzte amtliche Fürsorgestelle vorhanden ist.

Montag, 19. August.

Ziffern über den Gesundheitszustand der Armee: Der Krankenzugang beim deutschen Feldheer betrug in einem Monat durchschnittlich, berechnet auf Tausend Kopfstärke (‰ K.) im ersten Kriegsjahr 120, im zweiten 100, im dritten 80 und August bis November 1917 75. Auf die einzelnen Krankheiten berechnet, zeigen eine Steigerung nur Fleckfieber und Malaria, Tuberkulose eine erhebliche Abnahme, Krankheiten des Nervengebietes, die neben den venerischen Krankheiten den weit überwiegenden Anteil an der Krankheitsziffer haben (alle anderen Krankheiten zusammen weisen im 1. Kriegsjahr einen Jahreszugang von 27,05 v. T. auf, die Nervenkrankheiten 29,6 und die venerischen 15,2 v. T.), einen erheblichen Rückgang (von 23,6 auf 17,4). Die venerischen sind stehengeblieben.

Von den Verwundeten, abzüglich der Gefallenen und der später ihren Wunden Erlegenen, gelangen 73 v. H. zur Front zurück, 10 v. H. werden dienstunfähig und der Rest bleibt garnison- und arbeitsdienstfähig.

Dienstag, 20. August.

Die sogenannten „bevölkerungspolitischen" Gesetzentwürfe, die demnächst das Plenum des Reichstags beschäftigen werden, verbreiten Erregung. Eine große sozialdemokratische Frauenversammlung in Hamburg hat dazu die folgende Entschießung gefaßt:

„Die von mehr als 3000 Personen besuchte Versammlung lehnt die beiden Gesetzentwürfe gegen die Verhinderung der Geburten ab. Sie sieht in dem Gesetz ein unzulässiges Eingreifen in das Selbstbestimmungsrecht des Menschen, insbesondere der Frauen. Es muß dem Verantwortungsgefühl der Eltern überlassen bleiben, wie oft und wann die Frau Mutter werden will. Die geplanten gesetzgeberischen Maßnahmen werden auch keinen Geburtenzuwachs hervorbringen, aber den kriminellen Abortus vermehren und damit die Gesundheit der Frauen schwer schädigen.

Wir fordern demgegenüber sozialpolitische und steuerpolitische Maßnahmen zur Unterstützung kinderreicher Familien, besseren Mutter- und Kinderschutz, soziale Hebung der außerehelichen Mutter und ihres Kindes, Beseitigung aller Ehehindernisse sowie gleichberechtigte Mitarbeit der Frauen in Staat und Gemeinde durch Gewährung des Wahlrechts zu allen öffentlichen Körperschaften.

Eine gute äußere Politik, die die Mütter vor solchen ungeheueren Opfern bewahrt, wie sie im Augenblick von ihnen gefordert werden, ist ein besseres Mittel zur Stärkung des Willens zur Mutterschaft als die Gesetzentwürfe."

Die hier ausgesprochene Stellungnahme, deren Herausforderung sicher bevölkerungspolitisch sehr viel mehr schadet, als die Gesetzentwürfe vermutlich nützen können, ist vor allem durch zweierlei verursacht: einmal durch die Übertreibung des ersten Gesetzentwurfs (betr. die Empfängnis verhütenden Mittel), der auch die gefahrlosen, von der Frau verwendeten Mittel nur durch den Arzt zugänglich sein lassen will, und andererseits durch die einfach unerhörte Einseitigkeit in der Begründung des zweiten Entwurfs, die über alle die schmerzlichen Konflikte zwischen Kindersehnsucht und wirtschaftliche Lage hinweggehend, alles auf die „Vergnügungssucht" der Frauen schiebt und ein Zerrbild der deutschen Frau entwirft, das eben jetzt in höchstem Maße aufreizend und verletzend wirken muß. Man soll alle gefahrbringenden Mittel verbieten, soll bei den anderen alles Anpreisen und jede propagandistische Vertreibung (z. B. durch den Hausierhandel) unmöglich machen, aber der Gesetzgebung nicht mehr übertragen, als sie leisten kann, und nicht um jeden Preis versuchen, die Nichtwollenden in eine für die Volkskraft sehr problemitische Elternschaft hineinzuzwingen.

Mittwoch, 21. August.

Von allen offiziellen und halboffiziellen Reden der letzten Monate hat wohl keine einen so vollen Widerhall gefunden wie die des Staatssekretärs des Kolonialamts Dr. Solf. Ihre besonnene Gelassenheit hebt einmal wieder von vielen den Druck der durch Verhetzung und Maßlosigkeit vergifteten Atmosphäre. Sie hat geradezu, wie man dem Echo der Zeitungen entnehmen kann, auch nach innen zu einheitstiftend gewirkt. Wie eigentümlich groß ist die klärende Macht eines überlegenen Wortes!

Ein Stück Kriegsmoral aus der Arbeitsvermittlung enthält die folgende peremptorische Anzeige im „Fehmarner Wochenblatt“:

„August Scharliß ist mit 200 kräftigen Erntearbeitern auf Fehmarn eingetroffen und will mit seinen Leuten arbeiten, wenn ihnen an Tagelohn wenigstens 20 Mark mit freier Verpflegung gezahlt wird. Es wird nicht billiger gearbeitet. Meldungen können beim Gastwirt Diderog in Petersdorf abgegeben werden. Falls ein Tagelohn von 20 Mark nicht bewilligt wird, kann und darf von diesen Arbeitern keiner bei den Bauern in Arbeit gehen.“

Der energische Herr Scharliß wird von der Kriegsamtstelle aufgefordert werden, mit seinen Leuten die Arbeit unter den Bedingungen aufzunehmen, unter denen sie ihm durch den Kreisarbeitsnachweis vermittelt ist, oder aber anderswo zusehen, wo er die 20 M. und Verpflegung bekommt.

Donnerstag, 22. August.

Die Reichsbekleidungsstelle erneuert ihr Versprechen:

„Ich glaube, versichern zu können, daß wir noch im Laufe dieses Kalenderjahres Ersatzstoffe an die Verbraucher werden bringen können, die für Wäsche sowohl wie für Oberkleider, abgesehen vielleicht allein von der Säuglingswäsche, allen billigen Anforderungen genügen werden. Wir werden in der Lage sein, auch bei noch so langer Dauer des Krieges die früher eingeführten Rohstoffe zu entbehren.

Daß die im ersten Stadium der Entwicklung befindliche Industrie der Stapelfaser noch geraume Zeit brauchen wird, ehe sie alle Bedürfnisse der bürgerlichen Bevölkerung restlos befriedigen kann, versteht sich für alle diejenigen, die die Verhältnisse in der Textilindustrie während des Krieges kennen und berücksichtigen, da zur Herstellung dieser Erzeugnisse nicht bloß Faserstoffe, sondern auch Maschinen, Kohlen und Chemikalien gehören, ganz von selbst.“

Man wagt es noch nicht ganz zu glauben, aber es wäre eine unendliche Erleichterung einer der drückendsten Zukunftsfragen.

Wir haben heute den ersten richtig heißen Hochsommertag, an dem man beim Aprikosenpflücken dunkelblauen Himmel hinter tiefgrünem Laub und rotgelben Früchten sich breiten sieht und voll sommerlichen Erntevertrauens an Sensenklang, gelbe Saat und blühende Kartoffelfelder denkt.

Freitag, 23. August.

Zum 100jährigen Verfassungsjubiläum in Baden hat der Großherzog einen Aufruf veröffentlicht, der die Bedeutung einer freiheitlichen Verfassung für die Volkseinheit hervorhebt.

„Heute vor hundert Jahren hat mein Vorfahre Großherzog Karl dem badischen Volke die Verfassung gegeben. Das Vertrauen und die Liebe zum Volke waren die Quelle und Seele dieses Gesetzgebungswerkes und wurde mit dankbarer Freude im Lande selbst entgegengenommen und mit Anerkennung gewürdigt. Im weiteren Vaterlande galt die Verfassung damals als Beginn der Grundlage eines neuen staatlichen Lebens. Fürst und Volk waren entschlossen, nach schwerer Kriegszeit zum Wiederaufbau und zur Fortentwicklung des vom Großherzog Karl Friedrich nach gesegneten Anfängen gebildeten Staates in inniger Gemeinschaft zusammen zu wirken. In dem seither verflossenen Jahrhundert wurden diese Hoffnungen nicht enttäuscht. In guten wie in schlimmen Tagen bewährte sich das Verfassungswerk als die Grundfeste der badischen Freiheit und Ordnung.“

Auch in der Ansprache an die Ständeversammlung sprach der Großherzog das gleiche aus und fügte hinzu:

„Wie meine Vorfahren erkenne auch ich, daß das Verfassungsleben nicht stillsteht und das Verfassungswerk in gegenseitigem Einverständnis weiter zu bilden ist, wann und soweit der Wandel der Zeiten es erfordert.“

Für die Übergangswirtschaft wird die Gründung eines Kaffee-Einfuhrvereins der Importfirmen in Aussicht genommen, der die Verteilung des zum Import zugelassenen Kaffees vornehmen soll.

Sonnabend, 24. August.

Eine Darstellung eines Landgerichtsdirektors von der holländischen Grenze über die Praktiken des Schleichhandels erscheint in der „Deutschen Strafrechtszeitung“. Er zeigt, daß, wenn der Schmuggel der Ausgangspunkt des Schleichhandels war, die Händler doch später zur Versorgung ihrer Kunden mit Inlandswaren übergingen.

„Jetzt sind die Gegenstände des Schleichhandels sicherlich zu neun Zehntel Inlandserzeugnis, und zwar auch an der Grenze. Das Fleisch wird von Geheimschlächtern bezogen, die nicht selten durch Diebstahl sich in den Besitz der nötigen Schlachttiere setzen, manchmal sogar im Einverständnis mit dem „Bestohlenen“. Die Butter kaufen gewissenlose Landwirte bei, die nur einen Teil ihrer Milch an die Molkerei liefern — allen Kontrollen zum Trotz — und heimlich buttern. Das Mehl stammt meist von betrügerischen Müllern. Der Schleichhandel schafft also in seiner jetzigen Entwicklungsstufe keine Waren, vielmehr macht er — durch die Verwendung der Inlandserzeugnisse — nur ihre Verteilung ungleich und ungerecht. Und gerade deshalb ist er so gefährlich.“

Der Verfasser erwartet Einschränkung durch die angesetzten schweren Strafen, hält aber eine Ausrottung für unmöglich.

Wilhelm Heile / Die Initiative des Kaisers

Da draußen in Frankreich tobt jetzt der Kampf mit so unerhörter Wut und Zähigkeit, Massenhaftigkeit und Dauer, daß die Nichtkämpfer in allen Ländern bei Tag und bei Nacht wieder, wie in den ersten Wochen und Monaten des Krieges, an nichts anderes denken können als an das Furchtbare und Gewaltige, was dort vor sich geht. Und viele, die schon längst nicht mehr an Entscheidung und Ende des Krieges auf rein militärischem Wege glauben, fragen sich nun doch wieder: Was will das werden? Drängt das auf die Entscheidung zu?

Neulich noch ließ Herr Foch, der sicherlich ebenso fähige wie entschlußkräftige Führer der feindlichen Heere, durch die Presse Frankreichs und der übrigen Entente verkündigen, daß es klug sei, so wie es die Deutschen tun, die Angriffsoperationen in dem Augenblick einzustellen, in dem der Einsatz und die Opfer in keinem günstigen Verhältnis zum tatsächlich erzielten Erfolge stehen. Ob die französische Volksseele solche kluge Taktik des kühlen Kopfes nicht versteht und deshalb nicht verträgt; ob die politisch-parlamentarische Lage in den Ententeländern, namentlich in Frankreich das Eingeständnis „es läßt sich nicht zwingen“ derzeit oder überhaupt nicht gestattet; ob man sich abermals über unsere moralische Verfassung gröblich täuscht und sich dem Glauben hingibt, uns durch wildes Draufloshämmern um unsere guten Nerven bringen zu können — wie dem auch sei, jedenfalls macht die gegenwärtige Taktik der feindlichen Heerführung den Eindruck des Vabanquespieles. Und schon gibt es deshalb bei uns wieder ewig gläubige, leicht entzündliche Gemüter, die daraus die Hoffnung ableiten, daß der Feind, durch den bedrohlichen Schwund seines Schiffsraumes und das Gespenst der sicher kommenden Hungersnot gezwungen, nun seine militärische Kraft als seine ultima ratio, sein letztes Mittel, ansehe und die Entscheidung auf dem Schlachtfelde suche unter Einsetzung aller seiner überhaupt verfügbaren Kraft, koste es, was es wolle.

Auch uns will es scheinen, daß die Heere der Entente bei ihrem wilden Massensturm ganz nutzlos Menschen opfern; aber die Gabe, zu glauben, was wir wünschen, die ist uns nicht gegeben. Gewiß, ein Ansturm der Feinde nach dem andern zerschellt an der ungebrochenen Widerstandskraft unserer Truppen, die — bei aller Achtung vor der gegnerischen Tapferkeit kann man das getrost sagen — in der Abwehr wie im Angriff die besten Soldaten der Welt sind. Und mißlungene Angriffe kosten furchtbar viel Blut. Aber wenn die Feinde bei ihrem gegenwärtigen Anrennen wieder, wie schon so oft, Hunderttausende verloren haben werden, dann haben sie neue Hekatomben dem Moloch ihres nationalen Ehrgeizes geopfert, ohne ihren imperialistischen Raub- und Vernichtungszielen auch nur im geringsten näher gekommen zu sein; sie werden vorübergehend erschöpft sein, vielleicht so erschöpft, daß unsere Heeresleitung durch festes und sicheres Zup[illegible] rechten Augenblick und am rechten

Platz unsere Truppen zu neuen Siegen führen kann; aber daß damit ihre Kampfkraft endgültig erschöpft sei, das zu glauben, wäre eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kraftquellen der Feinde ungeheuer groß sind. Und wenn auch einmal der Tag kommt, wo das heroische Frankreich völlig am Ende seiner Kraft ist, wo auch England keine Soldaten mehr aufbringen kann zur Auffüllung seiner gelichteten Heere, ohne gleichzeitig Rüstungsindustrie und Kriegswirtschaft lahmzulegen, so muß dann eben Amerika mit ganzer Kraft in die Bresche springen. Und wir wissen, die Kämpfer draußen wissen es, daß Amerika das will und das kann.

Das braucht niemanden unter uns mutlos zu machen. Es ist dafür gesorgt, daß auch die amerikanischen Bäume der Entente nicht in den Himmel wachsen. Was kürzlich der englische Schiffahrtskontrolleur in seinem amtlichen Bericht ausgeführt hat, daß für jeden amerikanischen Soldaten in Frankreich fünf Tonnen Schiffsraum zum Nachschub seiner Ausrüstung und Verpflegung nötig sind, das wirft ein grelles Licht auf die Vergrößerung der Schiffsraumnot der Entente durch die amerikanische Hilfe. Der Schiffahrtskontrolleur sprach nicht aus dem hohlen Faß, bloß um den Eifer der Schiffbauer anzufeuern; es ist die graue Sorge, die aus ihm sprach. So auch sind die furchtbaren und rücksichtslosen Anstrengungen der feindlichen Heere zu erklären. Die Führer der Entente wissen, daß ihre für die Wirkung nach außen aufgemachte Rechnung nicht stimmt oder doch mindestens nur halb wahr ist: die Zeit ist gewiß ein Bundesgenosse der Entente, indem sie an unseren Kräften zehrt, uns ärmer macht an Menschenkraft, an Nahrungsmitteln, an industriellen Rohstoffen; aber die Zeit hilft auch uns — ja, es ist noch sehr die Frage, ob ihr zermürbender Zahn nicht schließlich doch noch mehr zu unsern Gunsten als für die Entente wirksam ist.

So darf ein Vergleich dessen, was wir in den Offensivstößen dieses Jahres jedesmal in schnellem Anlauf und mit verhältnismäßig geringen Opfern erreicht haben, mit dem geringen Gewinn, den die Feinde bei viel größerem Kräfteeinsatz bis jetzt erzielen konnten, uns doch mit neuem Mut und ruhigem Vertrauen erfüllen. Und unsere Truppen, die sich täglich aufs neue selbst übertreffen, dürfen dabei die Hoffnung und feste Überzeugung behalten, daß ihre Taten und Leiden uns trotz aller großen und ablehnenden Worte der feindlichen Führer doch dem Tage näher gebracht haben, an dem der Feind einsehen muß, daß das blutige Ringen längst sinnlos geworden ist.

Während ich dies schreibe, liegt vor mir auf dem Tisch das „Tagebuch einer Korporalschaft", das Buch des französischen Soldaten und Schriftstellers Henri Barbusse „Das Feuer", das jetzt auch in deutscher Übersetzung im Verlag von Max Rascher in Zürich erschienen ist. Jahre sind vergangen, seit die feindliche Kugel mich zwang, wieder das Schwert mit der Feder zu vertauschen. Wenn man dies Tagebuch liest, dann wird in einem wieder ganz lebendig, was man durch Jahr und Tag hindurch vor noch gar nicht langer Zeit erlebt hat und einem doch schon fast unwirklich geworden war. So ist der Krieg. So ist er, ganz so, drüben wie hüben. Dieselben Menschen in ihrer einfachen, selbstverständlichen Pflichterfüllung, ihrer Kameradschaft, der inneren Fremdheit gegenüber all dem Gräßlichen, das sie tun und erleben, diese Männer, die für ein anderes Tagewerk geschaffen sind. Man vergißt ganz, daß man auf der anderen Seite ist, und denkt nur, daß die, in deren Hände die Macht und die Verantwortung gelegt ist, bei uns wie bei den anderen, aus solchem Tagebuch lernen möchten, zu fühlen wie der Soldat an der Front, der keinen Haß kennt, sondern nur Pflicht, und daß sie aus dem vollen Nachfühlen und Miterleben dessen, was da draußen für uns alle Tag für Tag getan wird und geschieht, mehr entnehmen möchten als bloß Stolz, Bewunderung und Dank. Damals schon, als ich noch dabei war, ertrugen unsere schlichten Wehrmänner das Schlimmste, leisteten das Größte, indem sie sich klarmachten, daß das Ende des Krieges um so näher ist, je tapferer sie sich halten, und indem sie im Anblick all des Elends um sie her sich immer wieder sagten: wir stehen dafür hier, daß die zu Hause so etwas nicht kennenlernen. Das Bewußtsein, als Verteidiger des angegriffenen Vaterlandes für eine gerechte Sache zu kämpfen, und die Friedenssehnsucht — das waren die stärksten Antriebe zur größten kriegerischen Tat. Und aus all den Briefen, die von der Front in die Heimat gehen, leuchtet immer wieder das eine hervor, daß das die Grundstimmung auch heute noch ist. Wir anderen aber, wir zu Hause, die wir von unseren Kämpfern noch immer, und immer mehr, Großes und Größeres fordern, wir haben die Pflicht und tun auch sonst gut daran, es ihnen so leicht zu machen wie nur möglich.

Da aber liest man in der englischen Wochenschrift „New Europa" den Satz: „Wäre während des Krieges die deutsche Politik auf der Höhe der deutschen Strategie gewesen, was wäre dann aus der Entente geworden?" Ja, so ist es. Hätte unsere Politik immer klar und folgerichtig den Krieg geführt als das, was er ist, als reinen Verteidigungskrieg, dann hätte sie daraus genau wie das Heer eine Kraft nicht bloß der Abwehr, sondern auch des Angreifens gewonnen, dem die zweideutige Politik der Feinde nicht gewachsen ist, nicht gewachsen sein kann. Unsere politische Führung aber hat sich aus tausend Gründen der Schwächlichkeit nie dazu aufgerafft, einen entschlossenen Kampf zu führen gegen die, die unserer Kriegführung die moralische Kraft schwächen und die der Gegner immer wieder neu beleben und stärken; und so hat sie, und nicht bloß das Häuflein der Alldeutschen, die Verantwortung vor dem Volk und vor der Geschichte dafür zu tragen, daß es den Gegnern trotz ihrer schlechten politisch-moralischen Position möglich gewesen ist, immerfort politisch-moralische Erfolge davonzutragen, deren Wirkung oft genug größer war als die unserer größten militärischen Siege.

Wir haben das so oft gesagt, und sagen es immer wieder, weil wir nicht aufhören dürfen, es zu sagen, solange es nicht anders geworden ist. Glücklicherweise scheint es so, als ob die Leiter der deutschen Politik, die in der Sache von jeher die gleiche Überzeugung gehabt haben, sich nun endlich ein Herz fassen wollten, um den bekannten Widerständen zum Trotz die guten deutschen Trümpfe durch richtige Verwendung auch wirksam zu machen. Wieviel weiter wären wir, wenn man immer so gesprochen hätte, wie es neulich der Staatssekretär Solf getan hat! Niemand wird erwarten, daß *eine* kluge und warmherzige Rede *eines* deutschen Staatssekretärs die öffentliche Meinung in den feindlichen Ländern so beeinflußt, daß die unversöhnlichen Fanatiker der Gewalt an deren Spitze sofort zum Einlenken gezwungen sind. Aber das Echo, das die Solfsche Rede weckte, klang schon ganz anders wie das, was wir sonst zu hören gewohnt waren. Es traf sich sehr günstig, daß gleich darauf Prinz Max von Baden in Beisein und unter Zustimmung des Großherzogs wieder einmal eine seiner glücklichen Ansprachen hielt, die der deutschen Sache schon mehr als einen guten Dienst geleistet haben. Wieviel wirksamer noch aber würde es sein, wenn so wie Solf der Reichskanzler selbst gesprochen

Digitized by Google

hätte, und so, wie der Erbe eines deutschen Fürstenthrons, der Träger der deutschen Kaiserkrone! Wir meinen dabei nicht, daß der Kaiser sich etwa mit den dialektisch-spitzfindigen Wortkünsten der schlecht erzogenen feindlichen Staatsmänner auseinandersetzen sollte, die durch Beschimpfungen Deutschlands die Güte ihrer Sache beweisen zu können glauben. Aber wie der Präsident Wilson ganz zielbewußt politische Richtlinien festlegt, um dadurch die militärischen Anstrengungen der Entente zu unterstützen, so würde es auch für die deutsche Sache von gewaltigem Gewinn sein, wenn der Kaiser einmal vor die Welt hintreten wollte, um rein grundsätzlich zum eigenen Volk, zu den verbündeten Völkern, zur neutralen und zur feindlichen Welt zu reden, wie es ihm wirklich ums Herz ist. Wenn er so sein politisches Glaubensbekenntnis ablegen wollte, sein Programm verkünden von der Neuordnung der Dinge im deutschen Vaterland und in der ganzen Welt, so würde dieses Programm den bisher so gründlich irregeführten und getäuschten Völkern mit einem Male die Binde von den Augen reißen; erstaunt aufhorchend würden sie erfahren, daß der Deutsche Kaiser, der für sie der Inbegriff aller finsteren Pläne des Imperialismus und Militarismus ist, dieser War-Lord, wie sie sich unter teuflischer Entstellung des Sinnes den Titel des Obersten Kriegsherrn zurechtgemacht haben, dieser angebliche Hort der Reaktion und letzte Träger tyrannischer Selbstherrschaft, in den Dingen der inneren wie der äußeren Politik ganz und gar auf dem Standpunkt der Reichstagsmehrheit und der großen Mehrheit des deutschen Volkes steht. Wenn so zu der Kundgebung des Reichstages und den Erklärungen und Noten der Reichsregierung ein Kaiserwort träte, kurz, klar und packend, hingeworfen mit jener wirkungsvollen Formulierungskraft, die schon so manchem Kaiserwort, auch solchem, mit dem man innerlich nicht einverstanden war, den Zauber der Volkstümlichkeit verliehen hat, dann müßte das hetzerische Gerede der feindlichen Kriegstreiber davor verstummen; völlig sinnlos geworden wäre die demagogische Behauptung, daß auf Reichstagsbeschlüsse und Regierungserklärungen kein Verlaß sei, da nicht die Regierung und nicht der Reichstag, sondern die alldeutsch gesonnene Militärkaste bei uns die Macht und die Entscheidung habe. Verstummen müßte dann auch der Zank und Streit im Innern. Der Kaiser, der einst in fernen Zeiten das Wort gesprochen hat, daß er uns herrlichen Tagen entgegenführen wolle, hat noch nie eine Stunde gehabt, in der von seiner Führung für das Schicksal Deutschlands so viel abhängen kann wie jetzt. Er, der in den Krieg hineingegangen ist, indem er, an den sozial versöhnenden Geist seiner jungen Tage anknüpfend, mit dem Unterschied in der Bewertung der Parteien und Klassen aufräumte; der Hand in Hand mit dem unvergessenen ersten Kanzler des Krieges die nach außen wirkende Kraft Deutschlands auf die Freiwilligkeit und das vertrauensvolle Miteinander seiner gleichberechtigten Bürger gründen wollte; der schon lange vor dem Kriege den preußischen Staat durch die Reform des Wahlrechtes verjüngen und damit den Aufbau des Reiches einheitlich und kräftig gestalten wollte — er braucht ja nicht erst „umzulernen", nicht etwa seine Meinung den Erfordernissen der großen Politik anzupassen; er braucht nur seiner eigenen innersten Überzeugung Ausdruck zu geben, sein altes Programm zu verkündigen von der Vereinigung von Demokratie und Kaisertum und von dem freien, gleichberechtigten und von gegenseitiger Achtung erfüllten Zusammenarbeiten der in freien Volksstaaten organisierten Völker in einem der Gesamtheit zu Liebe und niemand zu Leide begründeten Völkerbund.

Paul Rohrbach / Die Kolonialdebatte mit England

Auf die Rede des Staatssekretärs Solf, die das Kolonialthema besonders hervorhob, ist von der englischen Seite die Antwort mit einer Schnelligkeit erfolgt, die sich sicher nicht zuletzt durch den starken Eindruck der Worte Solfs und durch das Bedürfnis, ihnen gleich zu begegnen, erklärt. Trotzdem und gerade darum sollte sie unseren Diplomaten als Beispiel der Raschheit dienen. Zwischen der Rede Balfours für die Kriegshetze gegen Deutschland und der deutschen Erwiderung lagen zwei Wochen; zwischen Solfs Antwort und Lord Cecils Replik nur zwei Tage. So arbeitet eine Regierung, die da weiß, wie es darauf ankommt, daß sich der Eindruck eines geschickt geführten feindlichen Angriffs nicht erst festsetzt.

Lord Cecil ist Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen. Er ist dasjenige Mitglied der englischen Regierung, das sich für gut genug gehalten hat, um an amtlicher Stelle die beiden unflätigen und albernen Verleumdungen weiterzuverbreiten, in Deutschland ziehe man Fettstoffe aus den Leichen unserer gefallenen Soldaten und empfehle amtlich die Vielweiberei, um den Frauenüberschuß, nachdem so viele Männer gefallen sind, unterzubringen. Wir können uns hiernach von vornherein vorstellen, mit welch einem Bedürfnis nach Sachlichkeit und moralischer Aufrichtigkeit dieser englische Unterstaatssekretär seine Aufgabe angefaßt hat.

Dr. Solf hat gefragt, ob Balfour daran zweifle, daß das Schicksal ganz Afrikas besser gewesen wäre, wenn England den Punkt der Kongoakte nicht mißachtet hätte, der für den Fall eines Krieges zwischen den Kolonialmächten Europas die Neutralisierung der betreffenden afrikanischen Kolonien vorsah? Der Zweck dieses Gedankens war, die kulturzerstörenden, das moralische Ansehen der weißen Rasse bei den Eingeborenen schädigenden Wirkungen zu vermeiden, die unausbleiblich waren, sobald Schwarze auf afrikanischem Boden zum Kampf gegen Weiße geführt wurden. Weiter fragte Solf, ob Balfour etwa vergessen habe, daß unter allen kriegführenden Mächten Deutschland allein ausdrücklich die Abschaffung des Militarismus in Afrika unter seine Kriegsziele aufgenommen hat? Statt sich mit diesen für England peinlichen Tatsachen zu beschäftigen, hatte Balfour der deutschen Kolonialpolitik Unmenschlichkeiten vorgeworfen, und Lord Cecil *verzichtet ebenso darauf, dem deutschen Kolonialstaatssekretär auf dessen Vorhaltungen zu antworten*, sondern kündigt vielmehr eine Veröffentlichung an, die die deutschen „Kolonialgreuel" beweisen werde: ein Blaubuch über unsere Kolonialverwaltung.

Wenn der Engländer wirklich sich auf die gefährlichen Gewässer einer solchen Debatte hinauswagen will, dann kann er etwas erleben. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die englischen Farmer in Australien die Gewohnheit hatten, mit Strychnin vergiftete Hammel in den Busch zu werfen, um die Eingeborenen zu beseitigen, die lieber ein paar Tiere aus den Herden der Ansiedler stahlen, als mühsam Känguruhs zu jagen und Wurzeln zu graben. Dabei waren die Farmer nicht etwa arme Leute, sondern hatten Tausende und Zehntausende von Schafen. Vielleicht erinnert sich Lord Cecil auch an den Vernichtungskrieg, den die Regierung der Kolonie Tasmanien 1804—1835 unter Grausamkeiten, die ihresgleichen suchten, gegen die Urbevölkerung dieser australischen Insel führte, bis schließlich die wenigen hundert Übriggebliebenen nach der Flinderinsel und zwölf Jahre später (nun waren es nur noch 44) nach der Oyster-Bai geschleppt wurden, um auszusterben. Oder denkt er an die humane Methode der Bestrafung für die indischen Aufständischen in den fünfziger Jahren, die vor Kanonen gebunden und vor einer Menge von Zuschauern durch Abfeuern der Geschütze „fortgeblasen" wurden. Vielleicht kann er zur Vervollständigung auch noch die englischen Ansiedler in Nordamerika heranziehen, die Nachkommen der frommen Pilgerväter und Vorfahren der heutigen Untertanen des Herrn Wilson, die noch zur Kolonialzeit aus Mitteln der öffentlichen Verwaltung Prämien auf Indianerskalpe aussetzten, *gleichviel ob von Männern, Frauen oder Kindern*, mit der ebenso einfachen wie Gott wohlgefälligen Begründung: ein toter Indianer — ein guter Indianer! Freilich erlebten dieselben Kolo-

nisten, als sie sich gegen das Mutterland empörten, daß die englischen Behörden und Befehlshaber denselben Indianern auch Prämien für eingelieferte Skalpe von weißen Rebellen zahlten. Sie wurden, getrocknet, bündelweise abgeliefert, gezählt und vergütet. Das sind nicht besonders herausgesuchte Stücke aus der englischen Kolonialpolitik, sondern mit solchem Material lassen sich Bände füllen. Trotzdem wird kein Engländer daran irre, daß er zum „auserwählten" Volk gehört. „Unser Hochmut", sagte Cobden am 24. Februar 1857 im Unterhause, „beleidigt alle Völker. Wir kennen nur Gewinnsucht; andere Rücksichten kennen wir nicht". Ein gutes Wort Lord Cecil ins Stammbuch!

Was hat Gladstone, der „große, alte Mann", seinen Landsleuten einmal im Parlament über den Opiumkrieg gesagt, den sie unternahmen, um ihren indischen Kolonialhandel in Blüte zu halten? „Die Chinesen hatten ein Recht, euch von ihrer Küste zu vertreiben, als sie fanden, daß ihr diesen scheußlichen und infamen Handel nicht aufgeben wolltet. Einen nach seinem Ursprunge ungerechteren Krieg, der unser Land mehr mit Schmach bedeckt, kenne ich nicht. Die Flagge Albions trägt einen großen Schmutzfleck." Nie hat ein Volk Kolonien so rücksichtslos als Objekte der Ausbeutung behandelt wie die Engländer, und keines hat in neuerer Zeit Kolonialkriege mit größerer Roheit geführt. 1868 machten die Engländer eine Expedition gegen den Negus Theodor von Abessinien. Als der Sturm auf seine Feste Magdala begann, erschoß sich der Negus, um nicht lebendig dem englischen Oberbefehlshaber, Sir Robert Napier, in die Hände zu fallen. Man fand ihn in seinem Blute liegen, Offiziere umdrängten die Leiche; nicht lange hielt das Staunen an, einer fing an, vom Hemde des Gefallenen ein Fetzchen loszureißen und es zum Andenken mit Theodors Blut zu tränken, sofort taten es ihm die anderen nach, und bald lag der König wie ein zerlumpter Bettler da. Die Truppen verbreiteten sich über die Burg, die Raublust erwachte; man suchte zuerst nach der Schatzkammer, fand auch bald Schmuck und Kostbarkeiten; wilden Tieren gleich rissen sich die Soldaten um die Schätze; Goldbarren, ja selbst Kronen wurden zerschlagen; was sich zertrümmern ließ, wurde bald kleingemacht; Bücher wurden zerrissen, Mobilien zerstückt, das Brauchbare eingesteckt, das Zurückgebliebene verwüstet. Damit nicht zufrieden, machten sie sich an die Toten; Leichen wurden ausgegraben, ihrer Binden entledigt und untersucht, dann nackt auf die Erde geworfen, selbst die Leiche des Abuna (des Oberpriesters oder Patriarchen) wurde herausgerissen und ihres goldenen Kreuzes, das auf der Brust gelegen, beraubt. (Oppenheimer „Engländer über England" S. 127/128).

Wir wollen hier aufhören, weiteres Material dieser Art beizubringen. Wenn Lord Cecils Blaubuch über die deutsche Kolonialpolitik kommt, wird es Zeit sein, noch mehr davon herauszuholen. Lord Cecil sagt weiter, Solf behaupte, daß Balfour die Annexion der deutschen Kolonien verlangt habe. Das sei nicht wahr. Was soll es denn aber heißen, wenn Balfour sagt, englisches Kolonialregiment sei besser als deutsches, und die deutschen Kolonien dürften nicht wieder in deutsche Behandlung zurückfallen? Wem der Sinn solcher Phrasen unklar ist, der frage bei Cobden an. Dessen Antwort haben wir oben schon zitiert: Wir Engländer kennen nur Gewinnsucht, andere Rücksichten kennen wir nicht!

Es scheint aber, daß Lord Cecil noch eine andere Sorge hatte, als er behauptete, Balfour habe nicht von Annexion unserer Kolonien durch England gesprochen. Er fürchtet, die Verständigungsfreunde in England und die neutralen Kritiker könnten daraus den richtigen Schluß ziehen, daß auch dieser Krieg, wie alle anderen vor ihm, von England als Eroberungskrieg geführt wird und trotz aller heuchlerischen Phrasen mit Eroberungen enden soll. Dumm und heuchlerisch ist die Antwort Lord Cecils auch da, wo sie andeutet, Dr. Solf habe nur darum von Menschlichkeit geredet, weil unsere militärische Lage schlechter geworden sei: Er hätte wissen können, daß gerade Solfs Name in dieser Beziehung schon seit lange ein Programm für humane Politik bedeutet, vor allen Dingen in den Kolonien. Das so zu behandeln, wie Lord Cecil, der hier sagt, man könne „von einer Rückkehr zur gesunden Vernunft" sprechen, falls dieser (Solfs) Ton „echt" wäre, und demnach aus dem Ganzen ein Bekenntnis zum beginnenden Zwang der Nachgiebigkeit herauszulesen, bleibt englischem Hochmut vorbehalten. Hier hat die „Nordd. Allgem. Ztg." einmal das Richtige getroffen, wenn sie von Lord Cecils Rede sagt: Sie wenigstens habe den Frieden nicht näher gebracht, sondern ferner gerückt!

* * * / Die polnischen Arbeiter

Von einem Sozialpolitiker, der sich seit langen Jahren berufsmäßig mit der polnischen Arbeiterfrage befaßt, erhalten wir die folgende Zuschrift, der wir Raum geben, obwohl wir den Tatbestand, der den Klagen zugrunde liegt, nicht in jedem Einzelfalle haben nachprüfen können. Soviel aber scheint uns sicher, daß hier Übelstände vorliegen, gegen die Abhilfe geschaffen werden muß, sowohl aus Menschlichkeit und um unseres guten deutschen Gewissens willen, wie aus Gründen der politischen Klugheit, weil wir allen Grund haben, nicht Haß zu säen, sondern moralische Eroberungen zu machen.

Seit Kriegsausbruch hat sich der Reichstag wiederholt mit der polnischen Arbeiterfrage beschäftigt, genauer gesagt, mit der Frage der etwa 600 000 Arbeiter aus dem früheren Russisch-Polen, die zurzeit in Deutschland arbeiten. Es wird von den polnischen Wortführern behauptet — und von Vertretern der Sozialdemokratie, des Zentrums und des Fortschritts bestätigt —, daß das Schicksal dieser Arbeitermassen in Deutschland vielfach überaus traurig sei, und es wird Abhilfe verlangt. Dabei wird das Bild dieser Debatten immer unerfreulicher, der Ton immer schärfer. Die Verteidiger des polnischen Arbeiters machen geltend, lediglich dem Schweiße dieser polnischen Massen habe es Deutschland zu verdanken, daß es bis jetzt hat durchhalten können, und fordern daher die Behörden immer mehr auf, sich dieser polnischen Arbeiter endlich anzunehmen, damit die Erbitterung dieser Massen nicht schließlich die ganze Kriegswirtschaft schädigt. Die Behörden, insbesondere die Militärbehörden, stellen sich dagegen auf den Standpunkt, die Fürsorge für den polnischen Arbeiter sei durch sie bereits in der vollkommensten Weise geschaffen und von einer Erbitterung dieser Massen könne keine Rede sein. — Kurz und gut: das Bild bleibt dunkel und unerquicklich, und man wird den Eindruck nicht los, daß hier irgend etwas nicht stimmt.

Aus diesem Grunde entbehrt es nicht einer gewissen Aktualität — der Frage näherzutreten, ob es wirklich wahr ist, daß diese in Deutschland arbeitenden polnischen Arbeiter so ungemein erbittert sind, denn dies könnte insbesondere der deutschen Landwirtschaft, die auf diese Arbeiter angewiesen ist und stets sein wird, auch nach dem Kriege ernstlich schaden.

Nach den Reichstagsberichten aus den letzten Jahren und gleichfalls nach den Berichten von deutschen katholischen Geistlichen, die auf diesem Gebiete einen ganz besonders tiefen Einblick haben, muß man leider zu der Überzeugung kommen, daß die Sache allerdings durchaus nicht harmlos, vielmehr bedenklich verfahren ist.

Freilich ist der polnische Arbeiter durchaus nicht immer der reine Engel, wie er häufig polnischerseits hingestellt wird, aber gar oft ist er dagegen wirklich ein seelisch und körperlich leidender Mensch, und an einem solchen Massenproblem darf die deutsche Politik, insbesondere die deutsche Sozialpolitik nicht achtlos vorübergehen, wenn sie ihren besten Traditionen nicht untreu werden will.

Untersucht man diese Verhältnisse näher, so kommt man sofort zu der Überzeugung, daß auch auf diesem Gebiete die leidige Sprachenfrage eine Rolle spielt. Der Arbeiter versteht nicht den Arbeitgeber und der Arbeitgeber nicht den Arbeiter; auf diese Weise reden beide Teile aneinander vorbei, und es entstehen Mißverständnisse und Reibungen, die nicht unbedingt nötig wären. Es ist in der Tat auffallend, daß selbst ganz große landwirtschaftliche und industrielle Betriebe, die auf den polnischen Arbeiter ganz oder teilweise angewiesen sind, dennoch oft nicht dafür gesorgt haben, daß stets eine polnisch sprechende Person im Betriebe vorhanden ist.

Auch psychologische Momente scheinen hier mitzusprechen und zur Unzufriedenheit beizutragen. Es wäre freilich lächerlich zu

Digitized by Google

behaupten, daß jeder polnische Arbeiter ein unschuldiges Opfer ist; es befinden sich darunter zweifellos auch recht unsichere Elemente. Insbesondere im Herbst und Winter 1915 ist aus Warschau und Lodz von der großstädtischen Hefe viel nach Deutschland hereingekommen, und diese dunklen Elemente schaden dem Ruf des polnischen Arbeiters. Aber bei solchen Massenproblemen kommt es nicht auf die Ausnahmen an, sondern auf das Überwiegende. Wer den polnischen Arbeiter näher kennt, der weiß, daß diese Leute große Kinder sind, die leicht zufriedenzustellen sind, wenn man ihnen nur etwas Herz zeigt. Die polnische Volksseele ist von Hause aus, wie bei allen Slawen, weich; falsch behandelt, wird sie allerdings hart, und dieses Moment wird in Deutschland nicht genügend berücksichtigt. Selbst dieses nicht gerade hochstehende polnische Proletariat vermag keinen Gefallen zu finden an dem bei uns leider so häufigen barschen Ton, der insbesondere diesen Leuten gegenüber in Deutschland fast durchweg angeschlagen wird. Ganz besonders schlimm steht es in dieser Beziehung auf dem Lande; nicht nur werden dort dem polnischen Arbeiter nachweislich, ohne Rücksicht auf seine und seiner Familie Gesundheit, gar oft kalte, oft unheizbare, enge und feuchte Unterkunftsräume angewiesen, — die Leute werden dort oft direkt mißhandelt und geschlagen. Namentlich im gelobten Lande Mecklenburg gehen Dinge vor, die Deutschland wahrlich nicht zur Ehre gereichen, im Gegenteil, dem guten Rufe des deutschen Namens schaden, so daß es — schon aus diesem Grunde — bedenklich ist, wenn solche rohen Instinkte in unserem Lande sich frei, noch dazu gegen schutzlose Menschen, austoben dürfen.

Insofern ist es keine „Humanitätsduselei", wenn man sich ehrlich bemüht, in die polnische Arbeiterfrage hineinzuleuchten. Haben wir uns doch in diesem Kriege leider zu oft davon überzeugen müssen, daß auch die sogenannten „Imponderabilien" mitunter zentnerschwer wiegen, so daß es durchaus auch in unserem Interesse liegen dürfte und liegen muß, daß diese polnischen Klagen endlich verstummen. Warum und auf welche Weise entstehen diese Klagen? Es gibt leider viele Leute in Deutschland, die hierbei einen sehr bequemen, aber anfechtbaren Standpunkt einnehmen. Es liegt diesen Herrschaften nicht daran, daß diese Klagen — nach Beseitigung der Übelstände — aufhören, sondern nur daran, daß sie überhaupt nicht vorgebracht werden. Und sie machen dem polnischen Arbeiter daraus ein sittliches Verbrechen, wenn er sich auf jede Weise zu helfen sucht, und zur Verzweiflung getrieben, auf die Gefahr hin, sofort verhaftet zu werden, sogar die — oft ihm direkt aufgezwungene — Arbeitsstätte verläßt. „Krieg ist eben Krieg!" wiederholen gern diese Herrschaften, wiewohl gerade sie meistens vom Kriege am wenigsten zu leiden haben.

Auf diese Weise kommt man indessen nicht weiter. Auch während des Krieges bleibt der Mensch eben Mensch, und es ist z. B. nur natürlich, daß diese 600 000 polnischen Arbeiter, die seit vier Jahren in Deutschland nicht gerade freiwillig arbeiten, sich immer heftiger nach ihren Familien sehnen; dies ist auch erfreulicherweise vielfach im Reichstagsausschuß anerkannt worden, der aus seinen Bedenken bezüglich einer solchen Masseninternierung der polnischen Arbeiter kein Hehl gemacht hat. Hier liegt der springende Punkt des ganzen Problems. Der polnische Arbeiter ist das leidende Objekt einer Unzahl von Verfügungen geworden, die seine individuelle Freiheit, sein Familienleben, seine Gesundheit und wirtschaftliche Zukunft aufs empfindlichste treffen, oft direkt zerrütten und ihn daher aufregen und erbittern müssen, selbst wenn sie vom Standpunkt der deutschen Kriegführung unvermeidlich sind.

Wenn für jeden einzelnen von uns das Durchhalten sich täglich immer schwieriger gestaltet, um wieviel schwerer mag dies alles dem des Deutschen unkundigen polnischen Arbeiter fallen, der in dreifacher Abhängigkeit vom Arbeitgeber, von der Polizei und von den Militärbehörden lebend, der Freizügigkeit beraubt, noch immer als „feindlicher Ausländer" betrachtet und behandelt, auf Schritt und Tritt, selbst bei geringfügigen Vergehen — sehr schwere Strafen zu gewärtigen hat! Dieses Dahinleben zwischen den Fußangeln von Hunderten von Verfügungen — die in den einzelnen Generalkommandos noch dazu nicht einmal gleich sind, so daß selbst Juristen sich darin nicht zurechtfinden — macht für Tausende von diesen Leuten das Leben zu einer wirklichen Qual, und das dürfen wir nicht vergessen, selbst wenn der einzelne Pole sich aufdringlich, aufgeregt oder gar frech benimmt.

Sagen wir es offen heraus, daß diese polnischen „Klagelieder" bei Nachprüfung sich oft als begründet herausstellen. Der polnische Arbeiter wird von der westlichen Schwerindustrie und gar auf den ostelbischen Gütern in einer Weise entlohnt, die im Reichstag bereits oft zur Sprache gebracht worden ist und jetzt sogar den militärischen Behörden Anlaß zum Eingreifen gibt. In Tausenden von Fällen sind notorisch die Verheißungen der goldversprechenden gewissenlosen Agenten nicht eingehalten worden, wie diese Agenten auf diesem Gebiete überhaupt eine geradezu gemeingefährliche Rolle spielen. Die Arbeitgeber in Deutschland sind eben wie überall nun einmal Interessenten und nützen die Notlage des Arbeiters oft in einer solchen Weise aus, daß zu ihren Gunsten nur allenfalls angenommen werden kann, sie seien sich der Lage dieser polnischen Arbeiter nicht bewußt oder vielleicht durch ihre Subalternorgane unrichtig informiert, was aber für den notleidenden Arbeiter praktisch auf dasselbe hinausläuft.

Dieser Hinweis auf die Ausbeutung der polnischen Arbeiter durch die Arbeitgeber ist durchaus nicht etwa rein polnischen — also vielleicht nicht ganz objektiven — Quellen entnommen. Auch von berufener deutscher Seite wurde und wird auf diesen Übelstand häufig hingewiesen und dessen Beseitigung in deutschem Interesse gefordert. In allen Versammlungen des Karitasverbandes z. B. wird diese Frage stets wieder und wieder angeschnitten, da die katholischen Geistlichen die Notlage dieser von ihnen treu pastorierten Arbeitermassen aus eigener Anschauung kennen. —

Ganz besonders interessante und unanfechtbare Angaben hierüber bringt ferner das Protokoll der bekannten „Vereinigung für exakte Wirtschaftsforschung" über die Sitzung vom 15. November 1915, welche sich mit der „künftigen Deckung des landwirtschaftlichen Arbeiterbedarfs" befaßte. Der Oberpräsident v. Batocki bedauert es direkt, daß die polnischen Arbeiter in seiner ostpreußischen Heimat so schlecht behandelt würden, da viele Gutsbesitzer es als besonderen Beweis von Patriotismus hielten, den polnischen Arbeiter als „Landesfeind" möglichst niedrig zu entlohnen. Noch bezeichnender ist die Aussage des gewiß einer zu weitgehenden Arbeiter- und Polenfreundlichkeit nicht verdächtigen Direktors der bekannten „Deutschen Arbeiterzentrale", des Freiherrn v. d. Busche-Kassel. Dieser im Ministerium des Innern sehr einflußreiche Herr betont geradezu, der polnische Arbeiter hätte fast durchweg „der deutschen einheimischen Arbeiterschaft die schlechte, schmutzige, gefährliche und minderwertige Arbeit abgenommen, denn er werde stets an der schlechtesten Stelle beschäftigt, so daß der deutsche Arbeiter erst durch den polnischen Arbeiter eine Aufstiegmöglichkeit erhalten hätte." —

Es handelt sich demnach bei allen diesen polnischen Klagen nicht etwa um mehr oder weniger subjektive Aufbauschungen, sondern um tatsächlich vorhandene Übelstände.

Und die Behörden? Es scheint, daß sie im allgemeinen reichlich spät eingegriffen haben, das heißt, als das Übel sich schon bedenklich verbreitet hatte. Immerhin wird auch von den Polen nicht bestritten, daß die Zentralinstanzen vielleicht gute Absichten haben mögen, nur wird darauf hingewiesen, daß im großen und ganzen der ganze Verwaltungsapparat noch zu sehr auf die alte polenfeindliche Anschauung eingestellt sei. Es wurde polnischerseits beispielsweise neulich im Reichstag ausdrücklich zugegeben, daß namentlich das Berliner Polizeipräsidium — schon seit mehreren Jahren — sich ehrlich bemühe, den Polen in Berlin jede unnötige Kriegshärte zu ersparen. Ebenso wurde betont, daß das 3. Armeekorps Anfang 1918 sich redlich bemüht habe, in der Provinz Brandenburg die Lage der armen polnischen Schnitter durch Revisionen zu bessern, bis es plötzlich von oben angewiesen wurde, diese soziale Tätigkeit einzustellen, worüber bekanntlich im Reichstage der General Scheuch sich nicht recht äußern wollte.

Um so mehr aber klagte man über den scharfen Wind im Befehlsbereiche der anderen Generalkommandos, vor allem derjenigen in Stettin und Münster, die angeblich gegen den polnischen Arbeiter in einer so harten Weise vorgehen, daß diese Arbeiter-

Digitized by Google

massen in Westfalen und Pommern geradezu verzweifelt seien. Es ist schwer, sich hier ein objektives Urteil zu bilden, aber wenn man zum Beispiel die von einem polnischen Wortführer im Abgeordnetenhause vorgebrachte Verfügung des Stellvertretenden Generalkommandos in Münster liest, wonach die polnischen Arbeiter durch teilweise Brot-, Licht- und Nahrungsentziehung zur Verlängerung von bereits abgelaufenen Verträgen gezwungen werden sollen — so kommt man wirklich auf eigenartige Gedanken. Sollte es vielleicht doch kein Zufall sein, daß die polnischen Beschwerden gerade in den Befehlsbereichen derjenigen Generalkommandos am lautesten erschallen, wo auch von deutscher Seite am meisten über scharfmacherische und rückschrittliche Tendenzen der Militärbehörden geklagt wird? Diese Übereinstimmung gibt jedenfalls zu denken.

Es mag sein, wie ihm wolle, es war hohe Zeit, und es ist gerade in deutschem Interesse zu begrüßen, daß das Kriegsministerium vor einigen Monaten besondere Fürsorgestellen für polnische Arbeiter bei jedem Generalkommando eingerichtet hat, deren Objektivität hoffentlich eine absolute sein wird. Es wird direkt eine Ehrenaufgabe dieser Fürsorgestellen sein, dem polnischen Arbeiter die Überzeugung beizubringen, daß die militärische Exekutive, deren blitzartige Promptheit er bis jetzt fortwährend an seinem Leibe zu spüren bekam, wenn es galt, ihn zu bestrafen —, jetzt nicht minder wirksam sein wird, wenn es gilt, ihn zu beschützen. Ebenfalls ist es im Interesse des Rufes des deutschen Namens zu wünschen, daß diese militärischen Fürsorgestellen sich dieser Aufgabe — auch ohne die von ihnen auffallenderweise so beharrlich verweigerte Zuziehung der polnischen Fachkreise — gewachsen zeigen.

Wilhelm Cohnstaedt / Wilhelm Ohr zum Gedächtnis

Dieser kleine Aufsatz ist das Geleitwort zu einem im Verlage von J. A. Perthes erschienenen Büchlein, in dem u. a. auch Naumann, Hornesser, die Professoren Szymank und Schneider, Johannes Fischer mit Beiträgen über die ihnen besonders naheliegende Seite des Ohrschen Lebenswerkes vertreten sind. Den vielen Verehrern unseres im Felde gefallenen Freundes im Kreise der „Hilfe"-Leser erweisen wir einen Dienst, wenn wir auf diese Schrift aufmerksam machen.

Ihren besten Freund und Erzieher hat Deutschlands politische Jugend verloren. Nicht die liberale und demokratische Jugend bloß, sondern alle Deutschen, die jung sind und um die Volksgemeinschaft und ihr Geschick sich schon sorgen oder darum sich sorgen könnten und sollten. Denn nicht dies ist Wilhelm Ohrs Hauptziel und Lebensarbeit gewesen: unsere Jugend liberal und zu Mitgliedern seiner Partei zu machen. Politisch sollten die Menschen werden, ihrem Volk und Vaterland lebend, ihm hingegeben, in ihm ihre höchsten Ziele und ihre Vollendung suchend. Dazu wollte er ihnen helfen, den jungen Menschen vorzüglich und jungen Schichten (Arbeitern, Frauen): politisch denken zu lernen, eine lebendige Anschauung zu gewinnen von der Volksgemeinschaft, ihrem Wesen und ihren Erfordernissen, auch des Rechtes der Einzelpersönlichkeit sich bewußt zu werden und doch darüber ihrer Pflichten nicht zu vergessen. Erziehung zur Politik, zum politischen Idealismus.

Der Krieg hat unserem Freunde diese Erziehungsarbeit aus der Hand genommen. Hat sie ihm aus der Hand genommen und hat sie zu einem Teile gleich selbst besorgt. Nie haben Menschen so schnell gelernt, was der Staat, was das Vaterland ihnen bedeutet, wie der einzelne nur als Teil der Gesamtheit lebt und gedeiht. Der Krieg hat alle Volksschichten politisiert, und die Zeit nach dem Kriege, die, was auch der Friedensschluß bringen mag, eine schwere Zeit sein wird, dürfte diese Politisierung weiterführen. Die Menschen, vielleicht ebenso die an der Heimatfront wie die vor dem Feinde stehen, sind selbständiger geworden und selbstbewußter. Das ist eine gesunde Entwicklung. Aber auf ihrem Rücken hockt die Gefahr, daß die Menschen im Drange des Wiederaufbaues, im Drange neuentdeckter Möglichkeiten des eigenen Aufstieges, auch selbstsüchtiger werden. Unbeherrschte Selbstsucht als Allgemeinerscheinung in einem Volke wird zur Selbsttäuschung und schlägt sich gegenseitig tot. Wo der einzelne, wo jede Klasse nur an das eigene Sonderinteresse denkt, da bleibt die Gesamtheit nicht lebens- und gewiß nicht entwicklungsfähig, und wo ein Volk, ein Staat eintrocknet und hinuntersinkt, da ziehen sie schließlich alle ihre Teile mit in den Abgrund hinab. Nicht so wollen wir uns Deutschlands Zukunft denken müssen. Aber es stehen hier Möglichkeiten auf, denen wir ins Auge zu sehen haben. Der Krieg hat mit gewalttätiger Faust alle deutschen Menschen mitten in das Leben des Staates, mitten in die Politik hineingestellt. Doppelt stark bedürfen sie jetzt der geistigen Erziehung zur Politik, bedürfen sie der Lehre, daß Politik als Allgemeinerscheinung nicht ohne Idealismus sein kann, daß es uns auf die Dauer nichts hilft, Rechte zu beanspruchen, ehe wir die Pflichten an der Gesamtheit erfüllt haben. Das Vaterland ist mehr als die Summe aller einzelnen.

Dies aber ist der Punkt, an dem dringender noch als zuvor unserem Volke heute und in den Jahren nach dem Kriege ein Wilhelm Ohr not tun wird. Sein Leben hat er der Verteidigung Deutschlands hingegeben. Seine Arbeit und der Geist seiner Arbeit sollen uns lebendig bleiben, sollen unserer Jugend noch fruchtbar werden. Deshalb haben in diesem Buche von seinen Freunden einige sich zusammengefunden, nicht bloß um sein Gedächtnis zu ehren, sondern um auch denen, die ihn nicht mehr erlebt haben, sichtbar zu machen, wie dieser Freund und Erzieher deutscher Jugend gewirkt hat und wo die Ansätze sind, an welchen wir sein Wirken weiterführen mögen.

Von der Not der Zeit in das grausame Kriegshandwerk hineingestellt zu werden, das haben viele Gebildete als widernatürliche Tragik empfunden. Furchtbarkeit und Not des welterschütternden Ringens haben auch auf unserem Freunde Ohr gelastet. Aber nachdem der Sturm einmal losgebrochen war, da hat er das Feld und den Schützengraben als seinen natürlichen Platz angesehen, das Waffenwerk als die natürliche Fortsetzung seiner Friedensarbeit.

Die Arbeit für Volksgemeinschaft und Vaterland und die Arbeit für den Einzelmenschen sind bei Ohr stets Hand in Hand gegangen. Dieser unser Daseinskampf heute läßt den einzelnen zurücktreten, das Schicksal des Reiches ist unser aller Schicksal geworden. Staat und Nation, das wurden, über den Begriff hinaus, lebendige Wesen, welche der Krieg unseren Freund tiefer als zuvor verstehen und mit allen Kräften seiner Begeisterung, seines Willens ergreifen lehrte. Den Gedanken der Menschheit, der immer über ihn Macht gehabt hatte, wollte er auch jetzt nicht zum Schweigen bringen. Aber das Wesentliche wurde, daß es eine deutsche Brust sein sollte, in der sein Weltgewissen schlug. Den Stolz auf sein Deutschtum hat das Erleben der siegreichen Abwehr einer Welt von Feinden hell entfacht. Von dem Recht unserer guten Sache ist Ohr heilig überzeugt gewesen. „Es gibt sinkende Kulturen und aufsteigende Kulturen. Und wenn sinkende Kulturen, um ihre überlebten Herrschaftsansprüche zu retten, Kriege provozieren, so ist die Gerechtigkeit auf der Seite der aufsteigenden." Für die Zukunft wollte er nicht allein auf Verbrüderung der Völker hoffen. Deutschland selbst sollte für seine Sicherheit verantwortlich bleiben. Jedoch ebenso entschieden sprach er schon im ersten Kriegsjahre gegen einen Annexionsfrieden sich aus. Die Moral des bürgerlichen Rechts gilt auch im Staatsleben: „nur der Krieg aus Notwehr ist moralisch gerechtfertigt, kein anderer!"

Aus einem Feldbriefe Ohrs: „Ich habe die Größe des deutschen Gedankens in tiefster Demut erkannt, und ich werde, wenn ich diesen Krieg überlebe, mein ganzes Leben daran setzen, die Pflichten zu predigen, die uns aus der Aufgabe der Weltführung erwachsen." Nicht an irgend etwas wie Weltherrschaft dachte er für sein Vaterland. Aber daß Deutschland bestimmt sei, geistig und sittlich den Brudervölkern die Wege zu weisen, das war sein Glaube und sein Wille. Der ansehnliche Strom seiner Niederschriften in und aus dem Felde, kleineren und größeren Freundeskreisen bestimmt, zeigt unverkennbar, daß es nicht der Rausch erster Begeisterung war, der hier aus ihm sprach. So fest hatten die Anker in seinem deutschen Herzen Grund gefaßt, daß sie auch schwerere Zeiten,

Digitized by Google

Zweifel und Stürme überdauern konnten. Heute im fünften Kriegsjahre tauchen in unserem Volke manche trübere Erscheinungen empor. Würden sie Wilhelm Ohrs Glauben erschüttert haben? Mir jedenfalls scheint gewiß, daß er nur um so herzhafter dem Großen, Gesunden und Zukunftsfrohen, das wir auch heute erleben können (wenn wir's nur wagen und wollen), die Augen geöffnet hätte — sich und den anderen! Im fünften Jahre steht Deutschland aufrecht gegen eine nie bestandene Überzahl von Feinden, und täglich wird mehr offenbar, daß diese Verteidigung unserer Einheit, Freiheit und Zukunft nicht mehr niederzuringen ist. Was aber gibt uns wenigen das Übergewicht? Die innere Kraft unseres deutschen Menschen. Nicht bloß jede Kampftat im Felde, auch jedes Gramm Lebensmittel- und Rohstoff-„ersatz" in der Heimat ist eine geistige und sittliche Leistung. Ohr würde heute so stark und gewiß wie damals, da er sein Leben hingab, an Deutschlands Sieg und Deutschlands Weltsendung glauben.

„Je schwerer die Opfer sind, die uns treffen, desto geläuterter werden wir in die neue Zeit hinübergehen. Wenn Europa verarmt und notdürftig die nächsten Jahrzehnte durchleben muß, was schadet das? Wenn nur die inneren Kräfte wach werden, die die neue Zeit braucht." Hier liegt die Aufgabe, die uns heute und für die Jahre nach dem Kriege gestellt ist: die inneren Kräfte unseres Volkes zu wecken und zu entwickeln. Geistige und sittliche Kräfte des einzelnen, daß ihn die Not der Zeit nicht völlig niederziehe in die Tiefen materialistischer Selbstsucht. Aber der Idealismus des Einzelmenschen, der schon in den Jahren vor dem Kriege überall in deutschen Landen neue Knospen trieb, darf uns jetzt nicht mehr genügen. Nationalgeist wird uns not tun, Nationalbewußtsein, nationaler Wille. Den Satz: „Der Staat, das sind wir selbst, wir alle!", den wird uns Deutsche die harte Erfahrung des Tages lehren. Den anderen Satz, daß, um frei, um stark, um fruchtbar zu werden, wir einzelne uns nicht Selbstziel, gewiß nicht einziges Ziel sein dürfen, daß wir für unser Volk und Vaterland leben und sorgen sollen, zu dem werden wir uns selbst erziehen müssen. Dies ist die politische Erziehung, deren wir alle noch bedürfen, die wir vor allen jedoch unserer künftigen deutschen Jugend schuldig sind. Dies ist die Arbeit, der Wilhelm Ohrs Leben in Schrift und Rede, in jedem Gedanken und jedem Atemzug gewidmet war. Von ihr erzählen die Blätter des Gedenkens, die hier niedergelegt sind, ihr wollen sie in die Zukunft hinein zu dienen suchen.

Max Bahr / König Baumwolle — vor der Entthronung

Der Verfasser ist Inhaber einer Jutefabrik. Seine Darlegungen verdienen die größte Beachtung.

Der gewaltige Krieg, der schon eine ganze Reihe von Herrschern vom Throne gestoßen hat, wird, aus wirtschaftlichem Haß und Neid geboren, nun auch Könige der Weltwirtschaft entthronen. Deutsche Wissenschaft und Tatkraft haben die Feinde schon im Kriege die deutsche Überlegenheit in gewaltigen Schlägen fühlen lassen. Der Wirtschaftskrieg wird dieselben Folgen bringen. Der Zwang, die entzogenen Rohstoffe zu ersetzen, hat bereits eine Fülle von zukunftsreichen Ersatzstoffen entstehen lassen — Luftstickstoff, Kautschuk, Zellulosefaser usw. — Landwirtschaft und Industrie arbeiten verständnisvoll Hand in Hand, um die große deutsche Textilindustrie mit Faser zu versorgen. Der Flachsbau ist von 8000 Hektar 1913 auf 50 000 Hektar 1918, der Hanfbau von 50 Hektar auf 4300 Hektar gestiegen. In Flachsröstanstalten sind 70, in Hanfröstanstalten 28 System-Einheiten in Betrieb gesetzt.

Deutsche Textilingenieure haben auch den Weg gefunden, die Bastfaser des Flachses und Hanfes in die Grundzellen zu zerlegen und damit in Aussehen, Länge, Festigkeit, Geschmeidigkeit der Baumwolle so ähnlich zu machen, daß auch der Fachmann nicht zu erkennen vermag, daß die Faser der daraus hergestellten Garne und Gewebe nicht Baumwolle ist.

Auf der Leipziger Faserausstellung (August bis September 1918) werden Muster von Garnen und Geweben zur Auslegung kommen, welche den hohen schon erreichten Stand dieser Arbeitsweise zeigen.

Zur Umwandlung der Bastfasern stehen Apparate für unbeschränkte Mengen zur Verfügung. Die Kosten sind so gering, daß die Bast-Baumwollfaser billiger herzustellen ist, als die amerikanische Baumwolle vor dem Kriege kostete. Vom Hektar gewinnt der Amerikaner 200—250 Kg. Baumwollfaser, der Deutsche 600 Kg. Flachs-, 1000—1200 Kg. Hanf-Bastfaser (daneben 600 Kg. Leinsaat, 200 Kg. Hanfsaat, also Öl- und Futterkuchen). In (Baum)Wolle umgewandelt, ergibt dies 420—450 Kg. Flachswolle, 700—840 Kg. Hanfwolle, also das Doppelte und Dreifache des amerikanischen Baumwollanbaues.

Die deutsche Flachszüchtung hat bereits neue Sorten von höherem Wuchs erzielt.

Für Hanf wird nach erprobten deutschen Grundsätzen die Züchtung einer hochstengligen, frühreifen, den Boden- und Klimaverhältnissen angepaßten Hanfsaat verfolgt, welche den deutschen Hanfbau auch bezüglich der Saatgewinnung vom Auslande unabhängig machen wird. Deutscher Hanf hat schon jetzt Felder von mehr als 3 Meter Höhe gebracht! Die in der Erschließung begriffenen Niederungsmoore Deutschlands von mehr als 1 Million Hektar Fläche ermöglichen einen Hanfbau von 400 000 bis 500 000 Hektar jährlich. Dazu kommen einige hunderttausend Hektar Mineralboden für Flachs und Hanf, die wir der Fasergewinnung widmen können, während unsere Nährstoffmengen durch den Hanfbau erheblich vermehrt werden.

Außerdem erzeugt der Hanf jährlich je Hektar noch 6500 Kg. = 10 Kbm. Holz (Zellulose), ebensoviel wie 2 Hektar Kiefernwald mittlerer Güte (2 × 5 Kbm. von 650 Kg., also 2 × 3250 Kg.). Bei der unheimlich wachsenden Verzehrung der Wälder durch den Druckpapierbedarf der Zeitungen usw. ein sehr erwünschter Schutz für sie und eine wertvolle Nebeneinnahme von 200 bis 500 M., je nach der Preislage des Holzes!

Deutschland verbrauchte 1913 rund:

470 000	To.	Baumwolle,
55 000	„	Flachs,
50 000	„	Hanf,
150 000	„	Jute.

Flachs, Hanf und Jute können direkt als Bastfaser aus 100 000 Hektar Flachs- und 200 000 Hektar Hanfanbau gewonnen werden; weitere 200 000 Hektar Flachs könnten 120 000 To. Bastfaser = 84 000 To. Flachswolle, 550 000 Hektar Hanf 550 000 To. Hanffaser = 385 000 To. Hanfwolle ergeben, und damit die deutsche Baumwoll-, Flachs-, Hanf- und Juteindustrie vom Auslande völlig unabhängig machen!

In Österreich-Ungarn, den Balkanländern sind ebenfalls unschwer einige Millionen Hektar gut geeigneten Bodens nutzbar zu machen.

In den polnischen, ukrainischen und westrussischen Sumpfgebieten aber sind 8—10 Millionen Hektar fruchtbaren Bodens zu gewinnen, die den Faserbedarf der ganzen Welt decken, jedenfalls ganz Europa von Amerika und Indien unabhängig machen können.

Die indischen Jutebauer wie die amerikanischen Baumwollbauer mögen sich dann bei Lloyd George und Wilson bedanken, wenn sie mit dem Verlust wertvoller Kulturen den Frevel büßen, den diese durch Neid und Haß verblendeten Toren aus niedrigen, selbstsüchtigen Wirtschafts- und Herrschaftsinteressen der angelsächsischen Rasse an der gesamten Kultur-Menschheit begehen. Die Gerechtigkeit der Weltgeschichte wird diese Frevler der wohlverdienten Strafe nicht entgehen lassen, und daß die Deutschen durchführen, was sie als notwendig erkannt haben, davon hat sich die Weltgeschichte nachgerade doch wohl überzeugt! Indien hat ja bei dem Verlust seiner Indigo-Kultur die Leistungshöhe deutscher Wissenschaft schon schmerzlich empfunden.

Ein Volk von der sittlichen, geistigen und körperlichen Stärke der Deutschen ist unüberwindlich. Den entthronten Herrschern von Rußland, Serbien, Montenegro wird im Wirtschaftskrieg auch König Baumwolle folgen!

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Einem jungen Toten

Als er über die Schwelle der Kindheit ging — jene Schwelle, vor der sich sonst sonnengebadet und rosenüberblüht das Jugendland breitet — trat ihm die dunkle, stumme Göttin in den Weg. Sie legte das Schwert in seine Knabenhände und wies ihn die schmale Straße, über der rote Flammen in schweren Wolken zuckten. Fern am Himmel verdämmerten in blassem Goldglanz die Bilder seiner Jugendziele. Das Leben hatte keine Weite für ihn, keine Wahl, keine Träume und keine blühenden Kränze. Ehe sich ihm etwas zu eigen gab, wurde alles von ihm gefordert. Ehe er staunen, suchen, an der Herrlichkeit der Welt entflammen konnte, wurde jede Stunde, jeder Gedanke und jede Kraft an die eine Bestimmung gebunden.

Er wußte nicht, was ihm versagt war. Seine Seele hatte ihre Heimat noch im Kinderland. Ihre Weichheit gehörte der Mutter. Er hatte noch keine Zeit gehabt, mit eigenen Händen sich das Herz zu füllen aus dem goldenen Überfluß, in Glück und Weh, Andacht und Leidenschaft, Genuß und Arbeit Mensch zu werden. Die Schätze der Kindheit, die Götter, zu denen er beten gelernt hatte, mußten ihm Sonne und Hort sein.

So wurde er geweiht. Werkzeug und Waffe, ehe er sich selbst gehörte. Darin bestand das Besondere seiner Bereitschaft: ihre makellose Reinheit und ihre einfache, unbedingte Treue. Die gläubige Folgsamkeit des Kindes, das noch nicht zweifelt und fragt, verschmilzt mit der reifen Sachlichkeit des Mannes, die das Notwendige wortlos auf sich nimmt. Die Mutter bewegte die wechselnde Gestalt seines Wesens: oft erzitterte ihr das Herz, wenn er ihr knabenhafter erschien als je vor dem schweren Ernst seiner Aufgabe, und dann wieder entwuchs er der Hand, die wie tausendmal über seine Stirn streichen wollte, durch die Prägung einer von der großen Pflicht ganz erfüllten Männlichkeit. Zwischen klarer Kindheit und früher Reife versinkt die gärende, trüb verheißungsvolle, stürmisch glückhafte Jugend.

Die große Welt, das Vaterland, zu dessen Hüter und Schützer seine junge Faust bestellt wurde, hatte sich ihm noch nicht erschlossen. Ihre Ziele waren noch nicht die seinen geworden, an ihren Bewegungen, ihrer Arbeit, ihrem Kampf hatte er noch keinen Anteil, an ihrer Gier und Befleckung war er schuldlos. Jene schicksalsvolle Hochsommerstunde 1914 legte die Entscheidung über Völker und Jahrhunderte in seine Knabenhände, und diese jungen Hände empfingen und trugen die unbegriffene heilige Last des nationalen Geschickes in wandelloser Treue und vertrauendem Glauben.

In ein ungeprüftes Kinderherz häufte ein strenges Schicksal alles unüberbietbare Grauen der Welt, einem liebevoll behüteten Auge zeigte es schonungslos und ohne Gnade die äußersten Grenzen alles menschlichen Jammers, vor einem reinen Geist, dem erziehliche Weisheit die Mächte des Lebens vorsichtig Schritt für Schritt enthüllt hatte, breiteten sich schleierlos alle Höhen und Tiefen des Menschlichen, ein wildes Chaos von Größe und Schwäche, Roheit und Güte, Hingerissenheit und Stumpfsinn.

Und wir, die um dies Leben wissen, schauten ergriffen dem unfaßlich einfachen, geraden Wege zu, auf dem schwindelfrei und unbegreiflich sicher seine junge Kraft ihrer Bestimmung diente, ihre Jugend bewahrte in härtester Mannespflicht, ihren Adel behütete in trüber Alltäglichkeit, sich selbst behauptete vor dem mörderischen Leben, das allen Menschlichkeiten die Hüllen abriß und in ein einziges Jahr Erfahrungen eines Menschenalters hineinschleuderte.

Eine Sprödigkeit war um ihn, etwas Abwehrendes und Verschlossenes in aller treuherzigen Frische. Er wollte kein Aufhebens um sich gemacht sehen. Er fürchtete Weichheit, Gefühl — Reflexion. Er war stumm über sich selbst. Unberührt und unbetastet mußte er — in unbewußter Selbsterhaltung — das Geheimnis seiner Kraft hüten, das in der unbefragten, unzerlegten Selbstverständlichkeit seines Tuns lag. Er hatte auf sich selbst, auf seine Jugend verzichtet — was zu ihr gehörte an Fragen, Verlangen, Sehnsucht, Leidenschaft, wartete verhüllt, bis Zeit sein würde, zu erwachen, bis Mädchenlachen, Schönheit und Träume, Planen und Bauen wieder zu ihm gehören würden. Unbewußt wußte er, daß das alles jetzt nicht gerufen werden durfte, und hielt es sich fern — nur im Sachlichen mitteilsam und eifrig, aber immer verstummend an der feinen Grenze, wo der Weg nach innen zu abbiegt.

Vier Jahre bildeten den strahlenden, fleckenlosen Ring seiner tapferen Jugend. Vier Jahre schliffen sein Leben zum durchsichtigen, makellosen Edelstein. Keine Stunde, die nicht Dienst und Weihe war, keine Stunde, die verlorenging aus Wirrnis, Gärung oder Untreue. So gab er in der reinen Frühe seines Tages mehr als Tausende in langen, späten, staubigen Stunden. Gab in größter Zeit den Beitrag seiner Kraft aus einer jungen Bereitschaft, die noch nicht kleiner geworden war am Vorbild der Klugen und Abgenutzten. Was er tat, ist größer, als er selbst wußte. Das ist die unvergleichliche Schönheit seines kurzen Lebens und seines tapferen Todes.

Gewiß — über seinem Grabe steht die schmerzliche Frage nach dem Sinn eines Todes, der unausgereiftes Leben sich selbst, seiner eigenen kostbaren Blüte und dem großen gemeinsamen Werk seiner Heimat entzieht. Gewiß — unausdenkbar reiche Kräfte gleiten ihr mit ihm und denen, die wie er das Kreuz an der Brust tragen, aus den Händen, und es gibt keinen Ersatz für solchen Verlust. Aber angesichts der Ewigkeit ist ein durch Staub und Alltag geschlepptes Leben nicht vollständiger als der reine Dienst weniger Jahre, die das Höchste forderten und die edelsten Kräfte sich auswirken ließen. Vor der Zukunft unseres Volkes hat das Opfer dieser Jugend, die in großer Stunde alles gab, höhere Bedeutung als die Kleinarbeit langer Jahrzehnte. Ruhend kämpfen diese jungen Toten weiter für den Sieg des Geistes. Denn in eine Welt voll Unglauben und Herzensträgheit, voll enger Selbstsucht und platter Alltagsgesinnung leuchtet ihr geheiligter Dienst als unauslöschliches Zeugnis für alle Mächte edlen Lebens.

Elisabeth Widmann / Über Rainer Maria Rilke

Ein Gespräch.

Ort der Handlung: Eine blumenüberwachsene Dachterrasse mit weitem Ausblick in einer norddeutschen Großstadt. Martina, die bis dahin, auf einer Art Rasenbank liegend, in verschiedenen Büchern geblättert hat, steht auf und geht Sibylle, der Besitzerin der Wohnung, entgegen, die eben eintritt.

Sibylle: Wie schön, Martina, dich nach so langer Zeit wiederzusehen. Bist du wieder einmal auf kurze Zeit im Hafen gelandet, du Vielgereifte, Unruhige, Tätige, Nimmermüde?!

Martina: Ja, gestern von Konstantinopel zurück mit Aufenthalt in Wien, wo ich denselben mitteleuropäischen Vortrag noch einmal vor den Wienern hielt; dann, hier kaum angelangt, abends aus dem Zuge in die Sitzung der Konsumvereine. —

Digitized by Google

S.: Ja, Martina, du bist mir ein Wunder! Ich staune dich an — ohne dich geht's nicht, nirgends, du bist die Frau gewordene Expansion und Aktivität, womit ich nicht sagen will, daß die Frau in dir ganz expansive Aktivität im modernsten Sinne geworden sei. Oft schäme ich mich, wenn ich an dich denke, meiner eigenen Unzeitgemäßheit. Du bist wie eine weite Weltstadt, durch die alles Aktuelle pulst und treibt. —

M.: Oh, Sibylle! Spötterin! Das soll doch nicht etwa ein Kompliment vorstellen? — Was bist du denn dann? Laß sehen! Doch nicht wie jene Städtchen alter Zeit, die ganz in ihren Mauern lebten?

S. (schnell einfallend): Du zitierst, Martina. Da sehe ich noch den Rodin von Rilke aufgeschlagen. Ist sie nicht schön, die Stelle, wo er das plastische Kunstwerk mit den Städten alter Zeit vergleicht? „Nichts drang über die Grenzen ihres Kreises, der sie umgab, nichts war jenseits davon, nichts zeigte aus den Toren hinaus, und keine Erwartung war offen nach außen." — Und weiter Seite 27: „Es war der Bildhauer Leonardo, der der Gioconda die Unnahbarkeit gegeben hat, diese Bewegung, die nach innen geht, dieses Schauen, dem man nicht begegnen kann."

M.: Ganz hübsch gesagt, ja. Übrigens fand ich da beim Blättern vorhin auch viel, was ich gar nicht schön, sondern abstoßend, oft geradezu ekelhaft fand in deinen Rilkebänden. Deine Rilkebände! Wer hätte es ehemals gedacht, daß du sie dir alle anschaffen würdest. Sibylle?! Weißt du noch, wie du zu seinen Anfängen standest?

S.: O ja, ich fühle mich leicht beschämt jetzt, wenn du das sagst. Du denkst an jene übermütige Parodie auf ihn, die ich einmal verbrach. „Wie Rainer M. Rilke das Osterei besingt" oder so ähnlich überschrieb ich's. —

M.: Ich weiß sogar noch den Anfang:

„Du langes, abgewölbt an beiden Seiten."

Wir haben damals viel gelacht, und ich höre noch die orakelnde Sibylle, die uns prophezeite: „Kinder, er wird nie etwas werden, er ist von Grund aus preziös, verdreht, gesucht, ungesund — diese verfilzten, unentwirrbaren Satzgebilde allein." —

S.: Dein Gedächtnis hat noch nicht von der Kriegsernährung gelitten. Es war alles so, wie du sagst. Das war damals meine ehrliche und törichte Meinung. Dabei hätte ich doch fühlen müssen, wie eigen, erlesen und voll „stiller Seltsamkeiten" er schon in seinen Anfängen war. Ich fühlte es auch, siehst du, sonst hätte er mich ja nicht zur Parodie anregen können. Jetzt, wenn ich in seinen ersten Gedichten blättere, ergreift mich oft geradezu dieses Ringen nach eigenen Kunstmitteln, das sich im Spielen mit seltenen Reimen, Assonanzen, Rhythmen, noch nie erprobten Ausdrucksweisen und gewagten Bildern zeigt. Dieses strenge Mühen des Adepten und Lehrlings sozusagen — „L'originalité est chose d'apprentissage" pflegte Baudelaire zu sagen —.

M.: Ja, was seine Bilder betrifft, so finde ich sie zuweilen für meinen Geschmack schon zu gewagt, das muß ich sagen. Aber ich will nicht urteilen, ich habe meist nur in ihm geblättert, so wie bei dir jetzt eben, ehe du kamst. — Ja! Und „die Weise vom Leben und Tod des Cornetts" habe ich rezitieren hören.

S.: Natürlich! Wer hätte die nicht gehört? Das ist so der Rilke, der jetzt auf allen Gassen läuft, der „Dichter, den die kleinen Mädchen träumen", „Rilke als Kriegserlebnis". — Er ist ja ein lieber Kerl, dieser kleine Cornett, aber man hat ihn melodramatisch banalisiert, mir wenigstens. Ich ziehe den intimeren Rilke vor. —

M.: Den möchte ich wohl kennenlernen. Hilf mir dazu, Sibylle, willst du? Du weißt wohl, wenn du's auch manchmal nicht wahr haben willst und mich aufziehst mit meiner unendlichen Aktivität —

S.: Aufziehen? Oh, Martina! Das ist nicht das Wort, du Vielbewunderte, auch von mir so ehrlich Bewunderte. Ich unterstreiche zuweilen nur, vielleicht aus einem Bedürfnis der Kontrastierung heraus, unser Gegensätzliches. Im übrigen weiß ich ganz genau, du, daß du das Leben im großen Warenhaus der Öffentlichkeit auch nicht aushalten könntest, wenn du dich nicht zuweilen in die stillen Gärten zurückzögst. —

M.: In deine Blumenwelt über den Dächern meinst du? Vielleicht. — Was du mir neulich schriebst auf meinen Bericht von der Front, das kam auch mir aus der Seele. Wie war es doch?

S.: „Aus blutigen Gremeln dieses Krieges,
Aus dem Dunst verrauchter Trümmer und zerwühlter Erde
Steigt ein Durst nach seltener Schönheit —
Eine Hand streckt müd und fieberheiß sich aus
Und möchte ruhen auf kühler Bronze, edlem Marmor
Oder eines Elfenbeins erles'ne Formen
Mit schlanken Fingern kosend übergleiten."

M.: So ist es. Ich kenne diesen Durst; aber ich weiß nicht, ob ich ihn gerade bei Rilke stillen möchte. Du weißt, ich bin, vielleicht auch aus einem Bedürfnis nach Gegensätzlichem heraus, etwas altmodisch in lyrischen Dingen, achtzehntes Jahrhundert, wie du zuweilen neckst — Hölderlin —

S.: Oh, Hölderlin ist neuerdings wieder modern. Die Expressionisten haben ihn gepachtet, weißt du das nicht, Martina? —

M: Gott sei Dank, nein, es interessiert mich auch nicht, was die gepachtet haben. Du, Sybille, ist es nicht furchtbar, daß man uns jetzt alle ästhetischen Tunken mit Expressionismus würzen zu müssen glaubt? Reden wir heute bitte nicht von Expressionismus, willst du? —

S.: Nein. Reden wir von Rilke und Hölderlin —

M: Das „und" leuchtet mir nicht recht ein.

S: Hast du Geduld, etwas zuzuhören? Ich möchte dir zwei Gedichte lesen, und darauf sollst du mir sagen, ob das „und" berechtigt ist oder nicht —

M: Ich höre. —

S: Das erste ist dir bekannt:

Die Nacht. Fragment.

Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim, von Freuden des Tages zu ruhen, die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten, vielleicht, daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Fernes Freunde gedenkt und der Jugendzeit, und die Brunnen,
Immerquillend und frisch, rauschen an duftendem Beet,
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommt ein Wehen und reget die Gipfel des Hains auf.
Sieh! Und das Ebenbild unserer Erde, der Mond
Kommet geheim nun auch, die schwärmerische, die Nacht kommt;
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Über Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf."

Jetzt höre „Die große Nacht" von R. M. Rilke.

Oft anstaunt ich dich, stand an gestern begonnenem Fenster,
Stand und staunte dich an. Noch war mir die neue
Stadt wie verwehrt, und die unüberredete Landschaft
Finsterte hin, als wäre ich nicht. Nicht gaben die nächsten
Dinge sich Müh', mir verständlich zu sein. An der Laterne
Drängte die Gasse herauf: ich sah, daß sie fremd war.
Drüben ein Zimmer, mitfühlbar, geklärt in der Lampe —
Schon nahm ich teil; sie empfanden's, schlossen die Läden.
Stand. Und dann weinte ein Kind. Ich wußte die Mütter
Rings in den Häusern, was sie vermögen, und wußte
Alles Weinens zugleich die untröstlichen Gründe.
Oder es sang eine Stimme und reichte ein Stück weit
Aus der Erwartung heraus, aber es hustete unten
Voller Vorwurf ein Alter, als ob sein Körper im Recht sei
Wider die mildere Welt. Dann schlug eine Stunde —
Aber ich zählte zu spät, sie fiel mir vorüber
Wie ein Knabe, ein Fremder, wenn man endlich ihn zuläßt,
Doch den Ball nicht fängt und keines der Spiele
Kann, die die andern so leicht aneinander betreiben,
Dasteht und wegschaut. Wohin? — Stand ich, und plötzlich,

Digitized by Google

Daß du umgehst mit mir, spielest, begriff ich, erwachsene
Nacht und staunte dich an. Wo die Türme
Zürnten, wo abgewendeten Schicksals
Eine Stadt mich umstand, und nicht zu erratende Berge
Wider dich lagen, und im genährten Umkreis
Hungernde Fremdheit umzog das zufällige Flackern
Meiner Gefühle —: Da war es, du Hohe,
Keine Schande für dich, daß du mich kanntest. Dein Atem
Ging über mich; dein auf weite Ernste verteiltes
Lächeln trat in mich ein.

M.: Seltsam, ja, du hast Recht mit deiner Zusammenstellung. Romantiker sind sie beide: nur wer das Vertrauen zum Wachsein verloren hat, jener Helligkeit klassischer Kulturen, die den Gedanken an das Jenseits und an das Problematische des Daseins verdrängen, abgewandt gegenübersteht, kann so die Nacht besingen. „Von nun an zu wohnen in liebender Nacht und bewahren die einfältigen Augen, unverwandt, Abgründe der Weisheit" wie Hölderlin anderswo einmal sagt.

S.: Ja, und genau wie Hölderlin ist auch Rilke echt romantisch beherrscht vom Glauben an das dunkle Reich in unserem Innern, das uns mit dem Kosmos verbindet, sowie beide in ihren Visionen mit Vorliebe das Todesproblem umkreisen. Auch hier würden die Belegstellen leicht zu finden sein. Lies das wundervolle Gedicht von Rilke „Orpheus, Eurydike, Hermes", und es wird dir klarwerden an seiner Art, den antiken Mythos zu behandeln, wie in ihm, genau wie in Hölderlin die orphisch-tragischen Elemente der Antike eine moderne Wiedergeburt erlebten, die einzig wirkliche Wiedergeburt vielleicht nach Goethe. —

M.: Ich denke noch an die beiden Gedichte, die du vorhin lasest. Kaum sollte man denken, daß sie zwei Jahrhunderte auseinanderliegen!

S.: Oh, gewiß muß man es denken, man könnte an ihnen beiden fein die Entwicklung der elegischen Lyrik von damals bis jetzt im einzelnen nachweisen. Fürchte nicht, daß ich es tue — ich will dir keine Literaturstunde halten, bin froh, wenn ich es einmal nicht brauche! — und bemerke, wie leicht konventionell Raffiziistisch schillerisch-klopstockisch Hölderlins Abendschilderung anmutet. In zarten Konturen, wie mit leichten matten Rokokofarben ist die abendliche Stadt gemalt. Keine Dissonanz in Farbe oder Laut. Dagegen Rilkes Verse! In ihnen lebt ein Jahrhundert Entwicklung, die moderne Vertiefung in die bitteren und quälenden Realitäten des Lebens durch Schopenhauer und den Naturalismus. Das „weinende Kind", der „hustende Alte" sind symptomatisch.

M.: Ja, aber daß man das Ganze doch wie einen Hölderlin redivivus empfindet, woran liegt das? Ist das Absicht? Er stilisiert hier bewußt hölderlinisch, ich traue ihm das zu.

S.: Das wäre kein Vorwurf, wenn er berechtigt wäre. Ich glaube aber nicht, daß er das ist — ebenso wie der andere, der ihm zuweilen gemacht wird, er baudelairisiere, doch davon später — die Sache ist die, es gibt eine Art Beeinflussung von einem Künstler auf den anderen, die mit vitaler Notwendigkeit von dem Beeinflußten empfunden und gesucht wird, gesucht aus dem Gefühl heraus, daß sie eigene latente Kräfte entspannt und wirksam macht, die sonst wie ungehobene Schätze in der Tiefe verkümmern müßten. Alle wirklich Großen und Eigenen empfinden es instinktiv an dem Ruck ihrer geheimen Wünschelrute, wenn sie so einem großen Vorläufer oder Ahnen begegnen. So mag es Rilke mit Hölderlin, Baudelaire und Verlaine gehen. Von Nachahmung im eigentlichen Sinne kann nur bei hoffnungslosen Dilettanten die Rede sein, die sich konventionelle Regeln, erlernbare Techniken des Sprachausdrucks — solche gibt es, der größte Teil unserer landläufigen Kriegslyrik beweist es — bewußt oder unbewußt aneignen und mit diesen übernommenen Mitteln wirtschaften. Der wirkliche Dichter läßt sich von einem seelenverwandten Vorläufer nur befruchten, um ganz er selbst zu werden, um sich den kurzen, nie wiederkehrenden Augenblick seines persönlichsten Empfindens mit eigenen Mitteln auszulösen. Das ist der Fall Rilke. Mit Hölderlin verwandt ist seine Anlage und die Art seines dichterischen Verfahrens. Beide leben sie, wenn sie dichten, meist im Zusammenhang ihrer ganzen Existenz. Der Augenblick hat weniger Realität für sie als ihre Traumvision vom Zusammenhang aller vergangenen Momente ihres persönlichen Lebens mit dem Leben und dem Weltall überhaupt. „Verse", sagt Rilke, „sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug), — es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muß man viele Städte sehen, Menschen und Dinge, man muß die Tiere kennen, man muß fühlen, wie die Vögel fliegen, und die Gebärde wissen, mit welcher die kleinen Blumen sich auftun am Morgen. Man muß zurückdenken können an Wege in unbekannten Gegenden, an unerwartete Begegnungen und an Abschiede, die man lange kommen sah — an Kindheitstage, die noch unaufgeklärt sind, an die Eltern, die man kränken mußte, wenn sie einem eine Freude brachten und man begriff sie nicht (es war eine Freude für einen anderen), an Kinderkrankheiten, die so seltsam anheben mit so vielen tiefen und schweren Verwandlungen, an Tage in stillen, verhaltenen Stuben und an Morgen am Meer, an das Meer überhaupt, an Meere, an Reisenächte, die hoch dahinrauschten und mit allen Sternen flogen —, und es ist noch nicht genug, wenn man an alles das denken darf. Man muß Erinnerungen haben an viele Liebesnächte, von denen keine der anderen glich, an Schreie von Kreißenden und an leichte, weiße, schlafende Wöchnerinnen, die sich schließen. Aber auch bei Sterbenden muß man gewesen sein, muß bei Toten gesessen haben in der Stube mit dem offenen Fenster und den stoßweisen Geräuschen. Und es genügt auch noch nicht, daß man Erinnerungen hat. Man muß sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muß die große Geduld haben, zu warten, daß sie wiederkommen. Denn die Erinnerungen selbst sind es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, daß in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht."

M.: Rein kontemplative, philosophische Dichter sind also beide? —

S.: Ja und nein, jedenfalls nicht rein spekulativ philosophische Dichter im Sinne Schillers, dem aus der Welt seiner Ideen ganz unabhängig von persönlichem Erlebnis die Stimmung zu einem philosophischen Gedicht kommen konnte. Bei Hölderlins ersten Hymnen war es übrigens auch so, in seinen späteren Gedichten geht ihm dann, lyrischer im eigentlichen Sinn, am einzelnen Erlebnis ein allgemeiner Zug des Lebens auf — und dann reiht es symbolische Einzelbilder, die die lyrische Stimmung weiter ausmalen, aneinander. Denke an sein Gedicht „Abendphantasie" zum Beispiel. Und gerade diese dichterische Verfahrungsart ist auch ganz die naturgegebene bei Rilke. Auch er erhebt den durchlebten seelischen Vorgang zum bewußten Zusammenhang, stilisiert ihn sozusagen in einer symbolischen Bilderreihe. Der langsame Fluß des Gefühlsverlaufs, der bis in die leisesten Wellenbewegungen hinein durchgekostet und durchgebildet wird, ist typisch für beide, denke im Gegensatz dazu an die Schnelligkeit des Griffs, mit dem der junge Goethe den gegenwärtigen Augenblick festzuhalten wußte, oder an die abgerissene, nur die intensivsten Momente betonende Art des Volksliedes, so wird dir klar, was ich meine.

M.: Ich verstehe, ich denke mir nur, eine Gefahr dieser stilisierenden Ausführlichkeit ist, daß der Dichter leicht zu viel gibt, mehr Anschauungen und Bilder, als in einem seelischen Stimmungsvorgang enthalten sein können. Hölderlin vermeidet diese Weitschweifigkeit oft nicht.

S.: Rilke vermeidet sie, in seinen letzten und reifsten Bänden ganz, da kommt ihm die romanisch französische Schulung zugut, der er seinen Vers unterwarf. In der Schule der Parnassiens eignete er sich das an, was die Franzosen mit sobriété bezeichnen, jene klar umrissene Bildhaftigkeit, die Leuchtkraft der Farben, alles, was in seiner Konzeption rein visuelle Wirklichkeitswiedergabe ist, während alles, was darin tönender Wohllaut, Rhythmus, mit einem Wort musikalisch ist, auf die romantische Lyrik unserer Tieck, Novalis und Hölderlin zurückgeht. Da sind Gedichte, in denen die unendliche Melodie einer

Digitized by Google

Seelenbewegung aufsteigt, wie aus unbestimmten Fernen kommend und in sie sich verlierend. Höre dieses aus dem „Buch der Bilder“:

..... „ich bin eine Saite,
über rauschende breite
Resonanzen gespannt.
Die Dinge sind Geigenleiber,
von murrendem Dunkel voll;
drin träumt das Weinen der Weiber,
drin rührt sich im Schlaf der Groll
ganzer Geschlechter .....
Ich soll
silbern erzittern: dann wird
alles unter mir beben,
und was in den Dingen irrt,
wird nach dem Lichte streben,
das von meinem tanzenden Ton,
um welchen der Himmel wellt,
durch schmale, schmachtende Spalten
in die alten
Abgründe ohne
Ende fällt...

M.: Nun lies mir auch einmal ein rein Visuelles, als malerisches Intermezzo gleichsam —

S. (in den Bänden blätternd): Da werde ich ganz aufgeregt von der Qual der Wahl; ich liebe sie alle so, seine impressionistisch Malerischen — was wähle ich für dich? Ein Tier? Einen fremden Volksstamm im jardin d'acclimation? Oder eine Blume? Viele Blumen? Das ist die herrliche „Rosenschale“ — denk dir eine Fülle fein individualisierter Rosenseelen, ist dir ein moderner oder alter Dichter bekannt, der das dargestellt hätte oder es darstellen könnte? Aber nein — ich wähle zum Anfang für dich die „Blaue Hortensie“:

„So wie das letzte Grün in Farbentiegeln
Sind diese Blätter, trocken, stumpf und rauh,
Hinter den Blütendolden, die ein Blau
nicht auf sich tragen, nur von ferne spiegeln.
Sie spiegeln es verweint und ungenau,
als wollten sie es wiederum verlieren,
und wie in alten blauen Briefpapieren
ist Gelb in ihnen, Violett und Grau,
Verwaschenes wie an einer Kinderschürze,
Nichtmehrgetragnes, dem nichts mehr geschieht:
wie fühlt man eines kleinen Lebens Kürze —
Doch plötzlich scheint das Blau sich zu erneuen
in einer von den Dolden, und man sieht
ein rührend Blaues sich vor Grünem freuen.

M.: „Sie spiegeln es verweint und ungenau, als wollten sie es wiederum verlieren,“ wie zart schattiert die Nuance hier! und „Nichtmehrgetragenes, dem nichts mehr geschieht“ — ein Ausblick in eine unendliche Perspektive. Du hast recht, auch hier Zusammenhänge, Farbenzusammenhänge, Stimmungskomplexe zu Bildern stilisiert. Wundervoll, diese naturalistisch gegenständliche genaue Wiedergabe und doch Durchseelung des Objektes. (Schluß folgt.)

Hans Bauer / Zuspruch

Wie dich die Leidenskelter
auch verwunde,
wanke du nicht.
Einmal bricht
über die Himmelsfelder
doch schon wieder das Licht
deiner Stunde.

Verachte das Eben.
Es will deine Trauben
zu Most zertrampeln.
Behalte du deinen Glauben.
Einst müssen doch wieder die Ampeln
deiner Sterne schweben.

Soziale Bewegung

Eine Kriegslohnstatistik veröffentlicht der Deutsche Metallarbeiterverband. Er wollte seinen Mitgliedern ziffernmäßig die durch die Organisation errungenen Fortschritte vor Augen führen und hat deshalb von seinen Ortsverwaltungen über die in ihren Bezirken verdienten Löhne der organisierten Metallarbeiter und -arbeiterinnen berichten lassen. Die Berichte beruhen meistenteils auf Schätzungen und Mitteilungen der Vertrauenspersonen, sind also nicht wissenschaftlich unbedingt einwandfrei; aber praktisch sind sie durchaus verläßliche Antworten auf die Frage nach den Arbeitsverdiensten während der Kriegszeit, denn bei der angegebenen Tendenz der Veröffentlichung haben die Berichterstatter eher zu hohe als zu geringe Durchschnittslöhne angegeben. Von 509 945 erfaßten Metallarbeitern haben im Jahre 1917 Stundenlöhne erzielt:

bis	40	Pf.	147	Personen	150 bis	175	Pf.	46 098	Personen
40 „	50	„	3 001	„	175 „	200	„	11 001	„
50 „	75	„	89 949	„	200 „	225	„	5 976	„
75 „	100	„	154 980	„	225 „	250	„	3 433	„
100 „	125	„	135 730	„	250 „	275	„	755	„
125 „	150	„	58 814	„	275 „	300	„	11	„

Ein Stundenverdienst von 175 Pf. und darüber ist überhaupt nur in den Bezirken Berlin und Brandenburg, und zwar für 21 226 Arbeiter ermittelt worden. 57 v. H. hatten danach also Stundenverdienste von 75 bis 125 Pf., und 18 v. H. blieben dahinter zurück! — Wichtiger noch als die Stundenlohnstatistik ist die Zusammenstellung der Wochenverdienste, die der Metallarbeiterverband vorgenommen hat, da in ihnen zugleich die durchschnittliche Beschäftigungsdauer zur Geltung gelangt und ein ungefähres Bild des verfügbaren Einkommens sich ergibt. — Für die 509 945 männlichen Personen wurden folgende Wochenverdienste festgestellt: 1: 18 M., 112: 18 bis 25 M., 2668: 25 bis 30 M., 21 617: 30 bis 35 M., 23 733: 35 bis 40 M., 57 864: 40 bis 45 M., 52 428: 45 bis 50 M., 110 474: 50 bis 60 M., 113 609: 60 bis 75 M., 113 956: 75 bis 100 M., 10 426: 100 bis 125 M., 2003: über 125 M. — Unter 50 M. Wochenverdienst blieben also 158 477 Arbeiter; 43,9 v. H. hatten Verdienste von 50 bis 75 M., und nur 127 385 erzielten mehr als 75 M. in der Woche; von ihnen waren mehr als die Hälfte, 64 286, in Groß-Berliner Betrieben tätig. Über 100 M. Wochenverdienst hinaus ragten in der Statistik nur 2,6 v. H. der statistisch erfaßten Arbeiter. — Die Wochenverdienste der 259 061 von der Statistik erfaßten Arbeiterinnen betrugen: Für 3764: 12 bis 15 M., 13 031: 15 bis 18 M., 6995: 18 bis 20 M., 13 513: 20 bis 22,50 M., 17 463: 22,50 bis 25 M., 48 729: 25 bis 30 M., 28 851: 30 bis 35 M., 51 164: 35 bis 40 M., 53 882: 40 bis 45 M., 15 628: 45 bis 50 M., 5517: 50 bis 60 M., 524: über 60 M. In Gruppen zusammengefaßt ergeben sich folgende Hauptschichten:

unter 20 M. . . .	23 790	Arbeiterinnen	= 9,2 v. H.
21 bis 30 „ . . .	79 705	„	= 30,8 „ „
31 bis 40 „ . . .	80 05	„	= 30,9 „ „
41 bis 50 „ . . .	69 510	„	= 26,8 „ „
über 50 „ . . .	6 041	„	= 2,3 „ „

— Auch hier waren es wieder die Bezirke Ostdeutschland, Rheinland-Westfalen und Groß-Berlin, die die höchsten Wochenverdienste gewährten. — Bedenkt man, daß diese Löhne ausschließlich an organisierte Arbeiter und Arbeiterinnen gezahlt wurden, die aus bekannten Gründen fast immer besser als unorganisierte entlohnt werden, so ergibt sich ziffernmäßig, wie übertrieben und falsch das Gerede von den übermäßig hohen Arbeiterlöhnen in der Rüstungsindustrie ist.

Erweiterte Befugnisse der Mieteinigungsämter forderte die Vereinigung der deutschen Mieteinigungsämter, die Anfang August in Frankfurt a. M. zu einer Tagung versammelt war, zu welcher Reichs- und Landesbehörden und mehr als 160 Städte Vertreter entsandt hatten. Bei voller Würdigung der Schwierigkeiten, unter denen auch der Hausbesitz zu leiden hat, wurde von der überwiegenden Mehrzahl der Redner ein stärkerer Schutz der Mieter gegen Ausbeutung und ein Ausbau der Rechte der Mieteinigungsämter für notwendig erachtet. Als Ergebnis der Aussprache stellte der Vorsitzende fest, daß über folgende Punkte Einigkeit bestehe: 1. Mieteinigungsämter sollen nicht obligatorisch in allen Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern eingerichtet werden, sondern nur da, wo ein Bedürfnis dafür besteht. 2. Die Landeszentralbehörden sollen berechtigt sein, den Gemeindebehörden auf Antrag das Recht einzuräumen, alle Mietpreiserhöhungen von der vorherigen Genehmigung der Mieteinigungsämter abhängig zu machen. 3. Das Recht, die Mieteinigungsämter anzurufen, soll erweitert werden auf laufende Mietverträge und auf Neumietungen. 4. Die von den Mieteinigungsämtern hergestellten Vergleiche sind vollstreckbar. Meinungsverschiedenheiten bestanden darüber, ob auch die von den Einigungsämtern getroffenen Entscheidungen vollstreckbar sind. 5. Den Hausbesitzern ist Schutz gegen die Hypothekengläubiger zu gewähren. 6. Bei langfristigen Verträgen

sind Mieterhöhungen nicht schlechthin zulässig, sondern nur gewisse, durch bestimmte Mehrausgaben, wie für Heizung und dergleichen, begründete.

Probeweise Arbeitszeitverkürzung. Die Arbeiterausschüsse auf fast allen Werken der rheinisch-westfälischen Großindustrie haben Verkürzung der bisher 60stündigen Arbeitswoche auf 56 Stunden unter möglichster Freigabe des Sonnabendnachmittags beantragt. Da die Betriebsleitungen meist ablehnend antworteten, griffen die Arbeiter hier und da zur Selbsthilfe, verließen am Sonnabend um 2 Uhr die Betriebe und wandten sich auf Veranlassung des Generalkommandos in Münster und des Kriegsamts in Berlin, die um Vermittlung angegangen waren, an die örtlichen Schlichtungsausschüsse. Diese brachten auch überall eine Verständigung zustande, die einen ernsten Streik verhinderte. Meist wurde probeweise Herabsetzung der Arbeitszeit auf 54 Stunden bei gleicher Lohnzahlung wie bisher vereinbart. Machen sich innerhalb der nächsten sechs Probewochen Schwierigkeiten geltend, besonders Produktionsrückgang, so soll neu verhandelt werden. Ähnlich wie in Rheinland-Westfalen fordern auch die Arbeiter in Sachsen, zumal die arbeitenden Frauen und Mädchen, eine Verkürzung der Fabrikarbeit durch Freigabe des Sonnabendnachmittags. Die Unternehmer entgegneten, daß die sächsischen Industriebetriebe, die vor dem Kriege durchschnittlich 58 bis 60 Stunden in der Woche arbeiteten, heute längst nur noch 52 bis 54 Stunden Arbeitsstunden hätten, also bereits den Zustand aufwiesen, der in der rheinisch-westfälischen Industrie angestrebt werde.

Eine Arbeiterbank ins Leben zu rufen, ist schon mehrfach und seit Jahren von Arbeiterfreunden geplant worden und hat auch die Köpfe der Arbeiterführer gelegentlich beschäftigt. Die eigentlich gewerkschaftlichen Berufsorganisationen haben jedoch, zumal auf sozialistischer Seite, immer wieder Bedenken getragen, einer Bankgründung näherzutreten, teils weil ihnen ein solches Unternehmen zu kapitalistisch erschien, vor allem aber, weil sie das Experiment einer solchen Neugründung mitten unter den privatkapitalistischen Bankkolossen und das Risiko der ruckweisen Beanspruchung der Liquidität einer Arbeiterbank durch die gewerkschaftlichen Anforderungen bei Arbeitslosenkrisen und großen Arbeitskämpfen scheuten. Die Sparbank des Bundes technisch-industrieller Beamter hat mehr den Charakter einer bankmäßig verwalteten Kasse als eines großen Finanzinstituts. Es ist der Gedanke der Arbeiterbank von den Gewerkschaften meist zu den Genossenschaften übergegangen und von diesen in besonderer, ihrem Aufgabenkreise angepaßter Form verwirklicht worden. In Deutschland unterhält die Großeinkaufsgesellschaft der Konsumvereine z. B. eine eigene, flott arbeitende Bankabteilung. Ähnlich steht es bei manchen großen ausländischen Konsumgenossenschaftsverbänden. Nunmehr aber scheint der Gedanke der Arbeiterbank auch in deutschen Gewerkschaftskreisen kräftigere Wurzeln zu schlagen. Aus den Kreisen der christlichen Gewerkschaften erfährt die „Soziale Praxis", daß in ihren Verbänden und den ihnen nahestehenden Organisationen der christlich-nationalen Arbeiter- und Konsumvereinsbewegung die Gründung einer Arbeiterbank ernstlich erwogen wird, nachdem der jüngst in Essen abgehaltene Genossenschaftstag des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine sich gleichfalls für die Gründung einer Genossenschaftsbank ausgesprochen hat. Man empfindet es in diesen Kreisen als nachteilig, daß die von den Arbeitern aufgebrachten Geldmittel, die sich auf viele Millionen belaufen, von den Sparkassen und Banken zu unbekannten Zwecken ohne die Möglichkeit einer Beeinflussung durch die Arbeiterbewegung verwandt werden. Durch die Genossenschaftsbank soll die Finanzkraft der Arbeiter- und Genossenschaftsbewegung zentralisiert und das Geld wieder im Interesse der Mitglieder verwendet werden. Interessiert an dieser Bankgründung sind die christlichen Gewerkschaften, die konfessionellen Arbeiter-, Gesellen- und Jugendvereine, die dem deutschen Arbeiterkongreß nahestehenden Angestelltenverbände sowie die im Reichsverbande deutscher Konsumvereine zusammengeschlossenen Genossenschaften. Das Barvermögen dieser Vereinigungen sowie der mit ihnen verbundenen Sparkassen einschließlich der jährlichen Umsätze würde eine gewaltige Summe ergeben, die den an der Genossenschaftsbank beteiligten Organisationen einen weitgehenden Einfluß im wirtschaftlichen Leben verschaffen könnte. Die Vorarbeiten für die Errichtung einer solchen Arbeiterbank sind bereits im Gange. Die in der Bank zusammenfließenden Gelder sollen hauptsächlich für den gemeinnützigen Kleinwohnungsbau und für die Eigenproduktion der Konsumvereine nutzbar gemacht werden.

Arbeiterstimmung. Am Schluß eines Aufsatzes zur Erinnerung an den Beginn des fünften Kriegsjahres schreibt die Hirsch-Dunckersche „Eiche": Gewiß, auch die Arbeiterschaft wird ihre vaterländische Pflicht wie bisher erfüllen. Solange unsere Feinde unsere Friedenshand ausschlagen, bleibt uns eben keine andere Wahl, als weiterzukämpfen und auch unter den schwersten Bedingungen auszuhalten. Aber man soll die Stimmungen nicht unbeachtet lassen, die unsere Gewaltpolitiker erzeugen. Der Kampf um das preußische Wahlrecht, der Sturm gegen die Beschlüsse der Arbeitskammerkommission, die Übertreibungen von den hohen Arbeiterlöhnen, der Widerstand gegen sozialpolitische Fortschritte, der Lärm gegen die Friedensresolution des Reichstages usw. usw. zeigt, daß man es uns nicht leicht macht, unsere Pflicht gegenüber dem Vaterlande zu erfüllen. Die Aufrufe, die in letzter Zeit von unseren reaktionären und alldeutschen Kreisen bekannt wurden, vergiften den Geist vom 4. August 1914. Für diese Menschen ist jeder Tropfen Blut zu schade, der von unseren Brüdern fließt. Wir hoffen, daß unsere Regierung Einsicht und Kraft genug hat, um diese Krisis in der Volksstimmung so zu überwinden, daß die innere Front hält gegenüber den ernsten Tagen des fünften Kriegsjahres. Das Prinzip von der bodenlosen Rücksichtslosigkeit eines v. Oldenburg-Januschau ist für die innere Politik ebenso gefährlich wie für die äußere. Mehr Vertrauen zu der breiten Masse des Volkes, zu der Arbeiterschaft, die in all den Tagen eines vierjährigen Weltkrieges bewiesen hat, daß sie als Industrie- und Staatsbürger wohl beanspruchen darf, als gleichberechtigtes Glied der Volksgemeinschaft anerkannt zu werden! — Ganz ähnliche Stimmungen wie im Hirsch-Dunckerschen machen sich im christlichen Gewerkschaftslager geltend. Das „Zentralblatt der Christlichen Gewerkschaften" hebt eindringlich den Stimmungsdruck hervor, unter dem die Arbeitermassen jetzt leiden. Dieser geht viel weniger von der äußeren Politik, insbesondere den unklaren Verhältnissen im Osten, oder gar von der Kriegslage aus, als von der unleidlichen innerpolitischen Lage. Dabei ist die Lebensmittelnot noch längst nicht das Schlimmste. Weit mehr trägt zur Mißstimmung der Arbeiter „das Getusche, Gerede und Geschreibsel über die hohen Arbeiterlöhne" bei. Geldmachen sei zwar die Losung des Tages, aber beim Arbeiter werde ein anderer Maßstab angelegt. „Es gilt als „unerhört", daß er so bezahlt wird, wie es heute geschieht, nein, wie es sich manche Leute träumen." Der Kriegsgewinnler lebe aus dem vollen, ohne daß ihm weise Belehrungen erteilt werden; „nur der Prolet wird verprügelt, weil er angeblich zu viel Geld in die Finger bekommt". In Wahrheit verdiene der höchstgelöhnte Hauer einen Lohn von 12,34 M. die Schicht, während der Durchschnittslohn der Bergarbeiter ganz erheblich darunter bleibt, von den vielen Arbeitergruppen, die schlechter als diese höchstqualifizierten Schwerarbeiter gestellt sind, ganz zu schweigen. Das Geschwätz über die hohen Löhne könne nur verbittern und verärgern. Sodann aber geht das „Zentralblatt" auf die Bestrebungen rückschrittlicher Kreise ein, im Innern gegen eine angebliche „unangebrachte Nachgiebigkeit" gegen das Volk scharf zu machen. Das Blatt erinnert an v. Oldenburgs Wort, daß wir einen „Mann von bodenloser Rücksichtslosigkeit" brauchen. „Wir warnen allen Ernstes vor einem solchen Mann. Das Prinzip der Rücksichtslosigkeit scheint uns für die innere Politik ebenso unpraktisch und übel wie für die äußere." Der Weltkrieg könne nur mit dem Volke, nicht gegen das Volk beendet werden. Leider aber fühle das Volk in der jetzigen Krise seiner Stimmung „nicht in allem die starke, sichere, zielklare, willenskräftige, dem Volksempfinden entsprechende Hand der Regierung. Wir spüren vielmehr auf Schritt und Tritt ein Zurückweichen vor der antisozialen Initiative und ein Verfinken in das bequeme Nichtstun. Es gibt aber Situationen, die sich nicht durch Faulwerdenlassen, durch Versumpfung, durch Nichtstun erledigen lassen." Das „Zentralblatt" betont am Schlusse, daß die Führung der christlichen Arbeiterbewegung wisse, worum es geht, und auf dem Posten sei.

Büchertisch

Dr. F. Helversen: Kernpunkte liberaler Wirtschaftspolitik nach dem Kriege. (Verlag G. Braun, Karlsruhe. 32 Seiten. Preis geheftet 1 M.)

Dr. F. Helversen, der den Lesern der „Hilfe" kein Unbekannter ist, gibt in dieser kleinen, aber ausgezeichneten Schrift viel treffliches und neues Material zum Anwachsen des Großkapitals während des Krieges und insbesondere über das schädliche Ueberwiegen des Großgrundbesitzes im preußischen Osten. Er fordert Maßnahmen zur Erhaltung und Vermehrung einer breiten Schicht unabhängiger und selbständiger Staatsbürger in Stadt und Land. Aber indem er nur die auf Erhaltung und Stärkung des gewerblichen und ländlichen Mittelstandes gerichteten Bestrebungen eingehender beleuchtet, will er keineswegs den Arbeiter-, Angestellten- und Beamtensorgen und -forderungen geringere Beachtung und weniger tätige Teilnahme zugewandt wissen. Er beschränkt sich nur in seiner Schrift auf die Maßnahmen, die er zur Förderung des Mittelstandes für die dringlichsten hält. U. a. fordert er: Planmäßige steuerliche Erfassung der Kriegsgewinne, des Vermögens und Einkommens von größerer Höhe sowie der Erbschaften, Verstaatlichung der wichtigsten syndizierten oder kartellierten Gewerbezweige, wie des Kohlen- und Kalibergbaus oder doch schärfere Überwachung dieser Betriebe zur

Wahrnehmung der Interessen der Verbraucher und der in ihnen beschäftigten Arbeiter; Verstaatlichung der Rüstungsindustrie. Ferner an positiven Maßnahmen für den gewerblichen Mittelstand: Weitherzige Gewährung billiger Darlehen, Vermittlung von Rohstoffen mit Hilfe der Vertretungen des Kleingewerbes, Zuwendung von Staats- und Gemeindeaufträgen an die Handwerkergenossenschaften, entgegenkommende Regelung des Submissionswesens. Helwerfen schließt sich dabei dem Antrag an, den die fortschrittliche Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses im Januar 1918 zur Wiederaufrichtung des durch den Krieg schwer geschädigten gewerblichen Mittelstandes eingebracht hat.

Zur Förderung des ländlichen Mittelstandes fordert Helwerfen das Verbot der Neubildung von Fideikommissen; und er wendet sich nicht bloß gegen jede Begünstigung des Großgrundbesitzes überhaupt, sondern er fordert unter bestimmten Vorschlägen planmäßigen Ausbau der Ansiedlungspolitik u. a. durch staatliche Beteiligung an den Siedlungsgesellschaften und durch Schaffung eines Vorkaufsrechtes für den Staat oder die von ihm beauftragten Körperschaften. Selbst vor einem beschränkten Enteignungsrecht nach bayerischem Vorbild schreckt er nicht zurück. Stärkung und Vermehrung der Bauernschaft müsse einer der Leitsterne jeder liberalen Politik sein. — Wir stimmen dem Verfasser darin mit allem Nachdruck zu und empfehlen unseren politisch regsamen Freunden diese Schrift als wertvolles Hilfsmittel für ihre praktische Arbeit. W. H.

Zum Neubau der Weltwirtschaft. Der Krieg bedeutet gerade in dem Maße, als er sich hinzieht, eine solche Kapitalsvernichtung, einen solchen Verschleiß von Eisenbahnen, Maschinen, Schiffen, Bodenkräften usw., daß nach dem Kriege der Warenhunger alles andere beherrschen wird, so daß an ihm der Wirtschaftskrieg nach dem Kriege scheitern dürfte. Welch gewaltiger Warenhunger, nicht zuletzt welch stürmische Nachfrage nach deutschen Waren auf überseeischen Märkten vorhanden sein wird, hat Professor Gerhart von Schulze-Gaevernitz in einer lesenswerten Arbeit näher entwickelt, welche vor kurzem unter dem Titel „Neubau der Weltwirtschaft" als Heft 7 der Vereinsschriften der Deutschen weltwirtschaftlichen Gesellschaft erschienen ist. (Carl Heymanns Verlag, Berlin 1918. Preis 1,60 M.) Ebenso kommt Reichstagsabgeordneter Georg Gothein in einer vor wenigen Wochen veröffentlichten Untersuchung über „Weltwirtschaftliche Fragen der Zukunft" (Heft 3 der Schriften zur Neuorientierung der auswärtigen Politik, Verlag Naturwissenschaften G. m. b. H., Leipzig 1918. Preis 1,05 M.) zu dem Ergebnis, daß wir, wenn unsere Feinde uns wirklich durch einen Wirtschaftskrieg nach dem Kriege schädigen wollen, in unserer Ausfuhr starke Trümpfe haben.

So im Zucker, der bei uns zurzeit zwar knapp ist, weil über die Hälfte in die Munitionsfabriken wandert, worin wir aber in normalen Jahren Überschuß besitzen. Auch Leder und Lederwaren braucht das feindliche Ausland aus Deutschland, wenn es seine frühere Produktion wieder aufnehmen will. Wir sind ferner das Land, das die Welt mit zugerichtetem Pelzwerk versorgt. Instrumente und Apparate sind ebenfalls ein enormer deutscher Exportartikel, den die anderen Nationen, auch unsere Feinde, aufs schmerzlichste entbehren. Es ist zwar fraglich, wie lange wir noch das Weltmonopol in Kali haben werden, vorläufig ist das Ausland jedenfalls auf deutsches Kali angewiesen. Auch unsere Steinkohlen und unseren Koks kann das Ausland nicht entbehren. Die englische Rohstoffproduktion betrug 1913 etwas über 9 Millionen Tonnen, während Deutschland eine Produktion von mehr als dem Doppelten, 19,5 Millionen Tonnen aufzuweisen hatte. Wir stehen weiter in einer rapiden technischen Entwicklung des Maschinenbaues. Ständig werden bei uns neue Spezialitäten geschaffen und vorhandene verbessert. All dies war nur möglich durch ein intensives Zusammenwirken von Wissenschaft, Technik und volkswirtschaftlicher Praxis. Die Engländer arbeiten meist nicht mit wissenschaftlich gebildeten Ingenieuren wie wir, sondern nur mit Werkmeistern. Die Engländer besitzen auch nicht genügend technische Hochschulen, um die Ingenieure ausreichend vorzubilden, nicht die Maschinenlaboratorien, um die wissenschaftlich-technischen Versuche anzustellen. Bei uns arbeiten die naturwissenschaftlichen und technischen Laboratorien der technischen Hochschulen wie der Universitäten ständig Hand in Hand mit der Industrie. Das hat den enormen technisch-wirtschaftlichen Fortschritt bei uns gezeitigt. Das hat zu einer Steigerung unserer Maschinenausfuhr allein in dem Zeitraum von 1909 bis 1913 um 300, unserer Ausfuhr von elektrotechnischen Erzeugnissen um 100 Millionen Mark geführt, und diese unsere feinen Maschinen werden auch in Zukunft gebraucht werden, da anderswo nicht hinreichend Menschen vorhanden sind, die das schaffen könnten. Will England darin den Wettbewerb mit uns aufnehmen, so muß es erst sein ganzes technisches Erziehungssystem ändern, muß von der Werkmeister- zur Ingenieurwirtschaft übergehen. Das kann es bestenfalls in Jahrzehnten. Genau so liegen die Dinge in der chemischen Industrie.

Allerdings, auch die deutsche Volkswirtschaft kann nach dem Kriege unmöglich auf die Weltwirtschaft verzichten. Deutschland muß ausführen. Es muß Märkte aufsuchen, es kann sich nicht abschließen, weil es einführen muß, weil es mit Rohstoffen sich wieder sättigen muß und in letzter Linie, weil es gezwungen ist, seine Valuta wiederherzustellen.

Welche Notwendigkeiten ergeben sich von hieraus für die künftige Friedensentwicklung der deutschen Volkswirtschaft? Vor allem, daß Deutschland künftig ehrlich die Meistbegünstigung wollen und auch die Konsequenzen für sich ziehen muß, die manchem nicht bequem sind; oder um eine englische Redensart anzuwenden: Deutschland darf nicht „Rahm predigen und Magermilch handeln". Beispielsweise muß Deutschland, wenn es Meistbegünstigung in der ganzen Welt sucht, auf alle direkten und indirekten, staatlichen und privaten Exportprämien verzichten. Alle Exportprämien, die wir bisher gewährten und die das Ausland als Dumping schwer empfand, müssen beseitigt werden. Eine internationale Instanz, etwa der Haager Gerichtshof, ist zu berufen, um festzustellen, ob irgendwelche Nation, die an diesem Meistbegünstigungssystem beteiligt ist, solche direkten oder indirekten, staatlichen oder privaten Exportprämien zahlt. Das ist auch technisch sehr gut möglich, und hier sei nur daran erinnert, daß es auf dem Gebiete des Zuckers bereits zeitweise in der Praxis zur Durchführung gekommen ist.

Dr. Julius Luebeck.

Martin Spahn. **Die Großmächte.** Richtlinien ihrer Geschichte. Maßstäbe ihres Wesens. Mit sechs farbigen Karten. 1918. Berlin und Wien bei Ullstein & Co. 258 Seiten gebunden 5,50 M.

Es ist wohl verständlich, wenn der Historiker das Bedürfnis empfindet, den bisherigen Gang der Geschichte unter dem Gesichtspunkt des gegenwärtigen Krieges rückschauend zu betrachten. Aber so reizvoll diese Betrachtungsweise ist, so hat sie doch ihre offensichtlichen Gefahren. Es ist zu verlockend zu demonstrieren, daß alles kam, wie es kommen mußte, daß der Lauf der Dinge immanenten Gesetzen entspricht, und es ist in einem Zeitpunkt, wo das eigene Volk im Daseinskampf steht, nicht möglich, alles zu sagen und zu schwebenden Fragen abschließend Stellung zu nehmen. Die ohne Zweifel geistvolle und anregende Schrift Spahns, die im Grunde seine Theorie der neueren Geschichte etwa seit der Zeit Karls V. gibt, ist von diesen Schwächen nicht frei. Er skizziert zunächst die „festländisch-innereuropäische Großmachtbildung" und „England als Weltmacht in der Vergangenheit", um sodann die Zeit seit dem Berliner Kongreß von 1878 als „Zeitalter der Weltmachtbildung" zu schildern. Diese Schilderung gipfelt in dem deutsch-englischen Gegensatz, ohne daß doch der Leser den zwingenden Eindruck erhält, daß er sich aus der Vorgeschichte mit der Notwendigkeit ergebe, die der Verfasser darzulegen sucht. Bemerkenswerterweise gibt er aber zu, daß die Bemühungen Deutschlands und Englands um einen Ausgleich unmittelbar vor dem Kriege nahe am Erfolge waren, als „Rußland bärenhaft in die feingesponnenen Fäden mitten hineingriff". Dabei ist die Betrachtung der jüngsten Entwicklung sichtlich von dem konservativ-katholischen Standpunkt Spahns beeinflußt. Er warnt vor dem Pazifismus, dem Friedensverlangen der Demokratie, die uns, den einzelnen Individuen, das Leben wieder sichern, das materielle Wohlbehagen aufs neue ermöglichen will, und der die Großmächte dabei im Wege zu stehen scheinen. Allerdings verlangt er auch eine „seelische Bereicherung und Veredelung der Großmachtpolitik"; es wird aber keineswegs deutlich, worin diese bestehen soll. Der in diesem Zusammenhang angedeutete Versuch einer Ehrenrettung Metternichs vermag nicht gerade Sympathien dafür zu erwecken.

Dr. Erich Eyck.

Martin Buber, **Mein Weg zum Chassidismus.** Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 28 S. 1 M.

Buber erzählt, wie er vom gedankenlosen Indifferentismus seiner Jugend schließlich den Weg zum Chassidismus fand — jener jüdischen Lehre, die die Göttlichkeit aller Dinge predigt und die von dem Menschen verlangt, daß er sich heilige in seinem ganzen Leben; „in seiner Arbeit und seiner Speise, seiner Ruhe und seiner Wanderschaft, in dem Aufbau der Familie und dem Aufbau der Gesellschaft". Wie Buber, der Dichter und Philosoph, seine Entwicklung schildert, hebt er sie selbst über den Rahmen des persönlichen Erlebnisses heraus und gibt ein Stück typischen Lebens, das auf jeden wirken wird, dem die Psyche hervorragender Menschen wert des Kennens und Erforschens ist, um durch das Individuum und seinen Entwicklungsgang den Weg zu einer Betrachtungsweise die Allgemeinheit zu finden. M. R.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld:
0,50 M.: Gefr. W. im Felde. 5 M.: Lt. H. in C., Dr. Sch. in B.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

5. September 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8663.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 36

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Wie kommt man zum Frieden? — **Dr. Paul Rohrbach:** Die deutsch-russischen Ergänzungsverträge. — **Elisabeth Widmann:** Über Rainer Maria Rilke. — **Friedrich Naumann:** Die Pflicht.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 25. August.

Nach längerer Abwesenheit übernehme ich wieder die Fortführund der Kriegschronik.

Das, was uns in den letzten Wochen überall täglich beschäftigt hat, ist der Verlauf des Ringens an der französischen Front. Die Tatsache, daß die deutschen Truppen räumlich zurückweichen, wird in den gegnerischen Blättern natürlich im allgemeinen als Sieg, in den befreundeten als strategische Weisheit behandelt. Nachdem aber Hindenburg selbst in einer Ansprache an sein Garderegiment für das Zurückweichen von Château Thierry das Wort „eine Schlappe erlitten" gebraucht hat, sind auch geringere Kriegsberichterstatter ein wenig freier geworden in der Form ihrer Aussprachen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Heeresleitung der Entente unter Führung von Generalissimus Foch im letzten Monat einen unerwartet starken Beweis von Kraft gegeben hat. Man hatte uns bis in den Juli hinein gesagt, die Reserven der Armee Foch seien durch die verschiedenen deutschen Offensiven aufgebraucht worden. Das war, wie jetzt zugegeben wird, ein Irrtum. Die Heeresbestände, welche sich nördlich und südlich von Amiens gesammelt hatten, sind nun erst in den letzten Wochen mit ganzer Wucht gewitterartig hervorgebrochen. Wenn demgegenüber die deutsche Heeresleitung nicht die Notwendigkeit anerkannt hat, die zuletzt erreichte Linie bis Montdidier festzuhalten, so können wir ihr für die Schonung deutschen Blutes nur dankbar sein. Selbstverständlich ist es nicht nur für die direkt beteiligten Soldaten, sondern für das ganze Volk nicht erfreulich, wenn Orte, deren Gewinnung im Frühjahr begrüßt wurde, jetzt wieder den Engländern und Franzosen gehören. Aber schließlich, was liegt uns daran, ob die Reste von Albert oder Noyon vorübergehend zum deutschen Okkupationsgebiet gehören oder nicht, am Verlauf der großen Friedensverhandlungen wird es wenig ändern, ob wir etwas mehr Somme oder Oise besitzen oder nicht. Unsere Heeresleitung ist in der günstigen Lage, die alte, wohlausgebaute Befestigungskette noch immer im Rücken zu haben. Die heutige Kampflinie beginnt östlich von Arras an der bisherigen Stelle, wendet sich von da südlich in die Gegend von Bapaume, überschreitet die Somme etwa bei Bray, geht über Chaulnes zur Ailette und endigt irgendwo nördlich von Soissons. Es wird auf beiden Seiten mit ungeheuerster Energie und mit allen Mitteln gekämpft. Die Engländer hatten, ihrer Gewohnheit entsprechend, auch diesmal wieder Kavallerie beim Angriff eingesetzt, ohne damit bessere Erfolge zu haben als bei früheren Gelegenheiten. Die Zahl der zerschossenen und gestrandeten englischen Tanks wird als sehr groß angegeben.

Montag, 26. August.

Während in Oberitalien die Österreicher und Ungarn mit den Italienern nur gelegentlich an einigen Gebirgsstellen Schüsse wechseln, ist der Kampf in Albanien nahe bei Valona von neuem entbrannt. An dieser Stelle war es den Italienern gelungen, ihre vom Adriatischen Meer über den Ochrida-See nach Monastier gehende Linie nach Norden zu verschieben. Während nun südöstlich von Elbassan nach dem Ochrida-See hin die Bulgaren die Grenzwacht in Händen haben, ist der westliche Teil im Bereich der Österreicher und Ungarn. Sie benutzen ihre jetzige Kampfpause, um sich von neuem Valona zu nähern und nahmen zu diesem Zweck die Orte Berat und Fieri. Es würde sehr im Interesse künftiger österreich-ungarischer Politik liegen, wenn es ihnen gelingen könnte, mit eigenen Kräften die Italiener aus dem westlichen Gebiet der Balkanhalbinsel zu entfernen, denn wenn es auch zurzeit unwahrscheinlich ist, daß Griechenland sich dem Banne der Ententemächte entzieht, so würde es dennoch für die Zukunft besser sein, daß die österreichisch-ungarische Interessensphäre direkt an griechisches Territorium angrenzt, als daß zwischen Österreich und Griechenland an dieser Stelle die Italiener sich dauernd einfügen. Der Wettbewerb um Albanien war eine beständige Beunruhigung der adriatischen Politik.

In Sibirien hatten die Tschechoslowaken durch die Einnahme von Irkutsk einen Erfolg errungen. Den Bolschewisten ist die Munition ausgegangen, und Teile der dortigen Bevölkerung schlossen sich den Gegnern an. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte der Verzweiflungskampf. Die Frage, woher überhaupt das Kriegsmaterial zu diesen sibirischen Kämpfen geliefert wird, ist für uns unklar, da nicht anzunehmen ist, daß die sibirische Bahn zwischen Wladiwostok und Irkutsk bereits vollständig in die Hände der Japaner gekommen ist. Was wir von den Japanern hören, macht den Eindruck eines sehr langsamen und vorsichtigen Beginnens. Ob und wieweit deutsche und österreichische Gefangene an den sibirischen Kämpfen beteiligt sind, können wir immer noch nicht sagen.

Dienstag, 27. August.

Vom schwedischen Erzbischof Soederblom war auf den 8. September eine internationale Kirchenkonferenz nach Upsala einberufen, an der kirchliche Verbände aus neutralen und kriegführenden Ländern teilnehmen wollten. Die Konferenz mußte abgesagt werden, weil mitgeteilt wurde, daß die Ententemächte die Päße verweigern wollten. Also werden auch die christlichen Friedensfreunde ebenso behandelt wie die sozialistischen. Die englische Regierung wünscht keine Ausbreitung der Weltfriedensidee.

Der Vertreter der auswärtigen Politik Polens, Fürst Radziwill, befindet sich in Krakau, um mit den galizischen Polen Rücksprache zu nehmen über die Gestaltung der polnischen Dinge, wenn die sogenannte austropolnische Lösung nicht zustande kommt. Er erklärt sich für sehr befriedigt von den Auskünften, die er beim deutschen Hauptquartier erhalten hat, das bedeutet offenbar, daß er die Hemmnisse beseitigen will, die auf österreichischer Seite gegen eine Selbständigkeit von Kongreßpolen erhoben werden. Man gewinnt den Eindruck, daß die maßgebenden Politiker in Warschau lieber ein Königreich für sich begründen, als in eine dauernde Gemeinschaft mit der österreichisch-ungarischen Monarchie treten wollen. Alle Schritte zur Herstellung des polnischen Staates

sind außerordentlich verwickelt und schwierig, irgendwann aber muß ein letztes entscheidendes Wort gesprochen werden, denn der jetzige Schwebezustand ist unhaltbar.

Nördlich und südlich von Bapaume wird mit unverminderter Heftigkeit gekämpft, die deutschen Truppen sind langsam um einige Kilometer zurückgegangen.

Mittwoch, 28. August.

Gestern wurden im Auswärtigen Amt in Berlin von deutschen und russischen Bevollmächtigten drei Ergänzungsverträge zum Brester Frieden unterzeichnet, und zwar ein Vertrag über die gegenseitige Anerkennung der nun vorhandenen Grenzen, wobei Estland und Livland endgiltig von der Bolschewiki-Regierung aufgegeben werden, sodann ein Finanzabkommen und ein Abkommen über die Privatrechte der beiderseitigen geschädigten Staatsbürger. Der einzelne Inhalt dieser Verträge ist noch nicht bekanntgegeben worden, die Unterzeichnung geschieht in der Voraussetzung, daß die Zusatzverträge nachträglich vom deutschen Reichstage genehmigt werden, was auf Grund der Besprechungen der Parteivorstände mit dem stellvertretenden Reichskanzler v. Payer nicht zweifelhaft ist. Über die Abreise des deutschen Botschafters Helfferich aus Moskau wird erklärt, daß sie auf Anordnung des Staatssekretärs v. Hintze geschehen ist und mit der Frage der persönlichen Sicherheit des deutschen Vertreters nicht unmittelbar zu tun hat. Der heutige Zustand ist wohl der, daß zurzeit der Botschafter selbst in Berlin sich befindet, die Botschaft aber nach Pleskau, südlich vom Peipus-See, übersiedelt ist. Es sprechen sich in dieser örtlichen Veränderung gewisse Zweifel am Bestande der Bolschewiki-Herrschaft aus, während andererseits die schleunige Unterzeichnung der Zusatzverträge eine offene Anerkennung ihrer staatsrechtlichen Existenz bedeutet.

Donnerstag, 29. August.

Die Rede, die in voriger Woche von Staatssekretär Solf gehalten wurde, ist von der ausländischen Presse hinreichend beachtet. Im Sinne vieler neutraler Beurteiler sagt die „Neue Züricher Zeitung: „Diese Rede würde eine Tat gewesen sein, wenn sie vor einem Jahre gehalten worden wäre." Daran ist leider viel Richtiges, und die Undeutlichkeiten, welche von der Zeit des Reichskanzlers Michaelis an bis jetzt nicht aufgehört haben, waren ein großes Erschwernis der Verständigung. Solfs Aussagen, sowohl über Belgien wie über die deutschen Kolonien, haben den Vorzug, daß man weiß, was von deutscher Seite zugestanden und verlangt wird.

In englischen Blättern finden sich allerlei sorgenvolle Erörterungen über den ungeheuerlich gesteigerten Schiffsbau der Amerikaner. Selbst für den Fall, daß durch den amerikanischen Schiffsbau die Zerstörungen des U-Boot-Krieges ausgeglichen werden, so macht es für die englische Seewirtschaft einen mächtigen Unterschied, ob die Menge der neuen Schiffe in englischem oder amerikanischem Besitz ist. Schon während des Krieges wird der amerikanische Schiffsvorrat in erster Linie der Versorgung amerikanischer Soldaten in Frankreich dienen sollen.

Der große Kampf an der Westfront geht jeden Tag weiter. Die Deutschen haben gegenüber Arras etwas zurückweichen müssen, haben aber das viel angefochtene Ruinenfeld von Bapaume bis heute gehalten. Es scheint, daß durch das Einführen der sehr vielen englischen Tanks die Angreifer für den ersten Ansturm einen größeren Spielraum gewonnen haben, im späteren Verlauf der Schlacht treten dann die früheren Verhältnisse wieder ein.

Freitag, 30. August.

Der militärische Bericht von gestern abend enthält leider die vielsagenden Worte „Vorfeldgefecht vor unseren neuen Linien östlich Bapaume-Peronne — östlich Noyon". Damit sind Bapaume, Peronne und Noyon preisgegeben. Wir alle wissen und haben es oft genug gehört, daß der Besitz eines einzelnen zerstörten Ortes keine strategische Bedeutung hat und daß das Zurückziehen der deutschen Front mit vollem Bewußtsein auf Grund der richtig erkannten Sachlage geschieht. Trotzdem wird niemand das Gefühl des Bedauerns darüber hinwegnehmen können, daß diejenigen Striche, die im Frühjahr mit so viel Mut und Hingabe gewonnen wurden, nun wieder in die Hände der Gegner geraten.

Die drei deutsch-russischen Ergänzungsverträge werden zwar noch nicht im Wortlaut veröffentlicht, aber ihr Inhalt wird mitgeteilt. Wesentliche Punkte sind: Rußland verzichtet auf weiteres Eingreifen in Estland und Livland, erhält aber an der Ostsee garantierte Handelsstraßen und Freihäfen. Nähere Angaben über diese hochwichtigen Punkte werden noch nicht gemacht. Südlich des Kaukasus erhalten die Georgier die Möglichkeit der eigenen Staatsgründung, während für die übrigen Nationalitätsgruppen Südkaukasiens das gleiche Vorrecht nicht gewonnen worden ist. Damit scheint bedauerlicherweise der letzte Rest armenischer Hoffnungen zu verlöschen. Das Petroleumgebiet von Baku verbleibt in russischer Hoheit, der deutschen Kriegsverwaltung aber werden gewisse Naphthalieferungen zugesagt. Die Grenzberichtigungen zwischen Ukraine und Rußland sollen von Deutschland gefördert und im Geiste des Entgegenkommens vollzogen werden. In Hinsicht auf die gegenseitigen finanziellen Verpflichtungen hat eine abrundende Rechnung stattgefunden, deren Endergebnis ist, daß Rußland an Deutschland 6 Milliarden Mark zu zahlen hat, wovon voraussichtlich eine Milliarde von der Ukraine und Finnland übernommen werden. Diese Summe bedeutet in keiner Weise eine Kriegsentschädigung, sondern setzt sich zusammen aus Verpflichtungen, die teils mit der Erhaltung der Gefangenen und teils mit den geschädigten Privatrechten der beiderseitigen Bürger zusammenhängen. Man wird über diese Abrechnung erst sprechen können, wenn sie in benannten Ziffern und genauerer Ausführung vorliegt. Ein Fortschritt ist zweifellos darin zu finden, daß von jetzt an deutsche Geschäftsleute, die in Rußland geschädigt worden sind, sich nicht mehr an ein russisches Gerichtsverfahren zu halten haben, sondern auf Grund der Pauschalsumme ihre Ansprüche bei der deutschen Reichsregierung geltend machen. Daraus folgt, daß künftig keine derartigen Privatklagen mehr zur Verdüsterung des beiderseitigen politischen Verhältnisses beitragen. Was die Regelung des deutschen Privatbesitzes in Rußland anlangt, so ist er durch die russischen bolschewistischen Enteignungsgesetze in ganz besonderer Weise verwickelt, weil ja berechtigte deutsche Ansprüche nach eigenen russischen Gesetzen hinfällig geworden sind. Auch hier wird man den Wortlaut abwarten müssen. — Ob es richtig war, daß in der Besprechung mit dem stellvertretenden Reichskanzler die Parteiführer auf eine vorherige Durchberatung dieser Vertragsteile verzichtet haben, wird angesichts der vorliegenden Inhaltsangaben mindestens zweifelhaft. Es ist zwar zuzugeben, daß einmal mühsam abgeschlossenen Verträgen gegenüber die parlamentarische Kritik gewöhnlich ohne praktische Folgen bleiben muß.

Sonnabend, 31. August.

Noch immer dauert der ungeheuere Kampf zwischen Arras und Soissons. Es wird berechnet, daß von den feindlichen Heeresstruppen rund 1½ Mill. Mann innerhalb einer Woche gegen die deutsche Front angerannt sind. Zu einem guten Teil waren es ausgeruhte und neu aufgefüllte Truppen.

Unter den verschiedenen Vertretern, die aus Frankreich zum Präsidenten Wilson nach Washington gesandt wurden, befindet sich der Philosoph Bergson. Er und andere sollen im Auftrage ihrer heimischen Regierung den Präsidenten vor die Alternative gestellt haben, entweder mit Deutschland einen Verständigungsfrieden auf Kosten Rußlands zu schließen, oder aber Rußland zu retten, was nur durch ein amerikanisch-japanisches Eingreifen in Sibirien geschehen kann. Es wird behauptet, daß zunächst die Entsendung von 60 000 Mann beschlossen sei, die den Tschechoslowaken von Osten her helfen sollen. In der republikanischen Partei der Vereinigten Staaten wird auf Grund englisch-französischer und japanischer Propaganda eine weit größere militärische Aktion in Rußland gefordert.

An der italienischen Front zeigt sich sowohl in der Nähe von Mori als auch bei Asiago größere Lebendigkeit.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 25. August.

Die Sonntage vergehen ohne Stimmung, solange der Heeresbericht den Widerschein des furchtbaren Ringens draußen in unser Heimatleben wirft.

Von all den Gedanken, Plänen und Willensregungen, die in der Erwartung kommender Neugestaltungen unter der Decke bewegt werden, taucht jetzt öfter die Frage nach einer besseren Gewähr für den politischen Einfluß der „Geistigen" auf. Ein „deutsches Herrenhaus der Geistigen" — „organische Demokratie" — Pläne, die letzten Endes darauf hinauslaufen, den Kulturführern politischen Einfluß zu gewähren, ohne daß sie „Politik machen" müssen. In manchen Äußerungsformen scheinen solche Pläne freilich mehr einer Scheu vor der politischen Aktion wie einem Bedürfnis danach zu entstammen. Auf alle Fälle sind sie etwas Ausdruck der Stimmung, die Carlyle einmal „Verzweiflung an der Führung" nennt. Man sucht nach besseren Auslesemethoden.

Montag, 26. August.

Die Leipziger Herbstmesse hat begonnen und entfesselt eine Völkerwanderung. 90 000 Fahrtbescheinigungen hat das Meßamt ausgestellt. Von Ausstellern sind 1800 mehr als auf der stärksten Kriegsmesse und 1300 mehr als auf der stärksten Friedensmesse gemeldet.

Bei der Auswahl der Denkmäler für die Einschmelzung zeigt sich immer wieder die Spannung zwischen den verschiedenen Arten von Anhänglichkeiten, die ihr Recht behaupten möchten. Düsseldorf möchte sein Immermannbenkmal behalten und lieber einen zum besten Stil der Stadt nicht passenden bombastischen Wilhelm I. preisgeben — sicher nicht aus mangelnder Pietät für den Monarchen, sondern aus Ablehnung eben dieses zur Person Wilhelms des Bescheidenen (wie ihn Herbert Eulenberg nennt) nicht stimmenden Bronzepompes.

Dienstag, 27. August.

Die Reichsregierung hat sich grundsätzlich bereit erklärt, Baukostenzuschüsse aus Reichsmitteln zu geben in solchen Fällen, in denen auch Bundesstaaten und Gemeinden solche Zuschüsse geben. Es ist bedeutsam, wie weit dadurch das Reich schon fürsorgend mit eingreift in die Deckung von Bedürfnissen, deren Befriedigung sonst im engsten Kreise der Heimat sich abspielt. Auf dem Wege einer natürlichen Entwicklung rückt das Reich dem einzelnen durch die engeren Ringe von Gemeinde und Staat hindurch immer näher. Der Krieg beflügelt diesen Vorgang immer mehr.

Nach einer Erhebung des deutschen Wohnungsausschusses betragen übrigens schon jetzt die Mieten durchschnittlich etwa 20 bis 25 v. H. mehr als vor dem Kriege, in Einzelfällen sind Steigerungen von 60—100 v. H. vorgekommen.

Mittwoch, 28. August.

Die Frage, ob nicht angesichts der Notwendigkeit einer gewissen Vorratswirtschaft für den Winter auch den Kriegerfrauen, wie den Beamten eine einmalige größere Anschaffungsunterstützung gegeben werden sollte, wird hier und da besprochen. Vielleicht wäre noch nützlicher Naturalbelieferung — wenn sie durchführbar ist.

Das in Aussicht stehende Ende der Zigarre ruft allerhand besorgte Erörterungen hervor, und auch wenn man persönlich durchaus außerstande ist, die Unentbehrlichkeit dieses Genusses mitzufühlen, denkt man bekümmert an das weitere Zusammenschmelzen der Liebesgaben. Überhaupt: an die Bedeutung der Zigarre als Gemütlichkeits- und Stimmungsfaktor.

In manchen Augenblicken kommt einem das Ineinander von Einsamkeit und Verbundensein der Menschen so stark in das Gefühl. Heute bei einer Fahrt über die Alster in der frühen, leisen herbstlichen Dämmerung eines Regentages. Graue Wellen unter dem helleren, gleichmäßigen Schleier des Nebels, der die Ufer ihrer Körperlichkeit entkleidet und zu matt abgetönten Schattenrissen macht. Das kleine Schiff trägt sein bißchen Alltagsleben durch Dämmerung und Nässe. Leises Gemurmel von Stimmen. Das Aufflammen eines Streichholzes. Das Leben bekommt etwas Traumhaftes und Unwirkliches, jeder fühlt nur sein Eigenstes nahe und lebendig — und doch ist dieses Eigenste heute bei allen wohl ein Stück von dem großen Gemeinsamen, das unser Schicksal beherrscht.

Donnerstag, 29. August.

Die großen wirtschaftlichen Ausblicke, die durch die Erfolge gegen die Alleinherrschaft der Baumwolle sich eröffnen, erregen, auch von der Leipziger Messe her, immer größeres Aufsehen.

Eine charakteristische Ehescheidungsstatistik erscheint für Preußen. Im Jahre 1913 wurden 11 162 Ehen durch richterlichen Spruch gelöst, im Jahre 1914, das vom Kriege erst im letzten Viertel betroffen wurde, sank die Ziffer auf 11 065, im zweiten Kriegsjahre schon auf 6942 und im Jahre 1916 auf 6409. Ungefähr zwei Drittel der Ehescheidungen, nämlich 4043, hatten nach richterlicher Feststellung ihre Ursache in Ehebruch, und von diesen wegen Ehebruchs ausgesprochenen Scheidungen sind 2283, also weit mehr als die Hälfte, auf die Schuld der Frau zurückzuführen. Vor dem Kriege war es anders, denn noch im Jahre 1913 war in fast zwei Drittel der Ehebruchsfälle der Mann der schuldige Teil. Absolut hat allerdings die Zahl der zur Scheidung führenden Ehebrüche der Frau nicht zugenommen. Immerhin ist die Zahl — die dazu führende fürchterliche Unnatur der Verhältnisse ohne Pharisäertum gewürdigt — belastend genug.

Freitag, 30. August.

Wir stehen einmal wieder morgens, mittags und abends klopfend am Barometer — es regnet zu viel!

Die „Deutsche Zeitung" bringt einen Aufruf für einen Chamberlain-Dank!! und beweist dadurch mindestens, daß der alldeutsche Geschmack in einer bedauerlichen Verfassung ist.

Eine neue Bundesratsverordnung erhöht die Versicherungsgrenze der Angestelltenversicherung von 5000 auf 7000 M. Jahreseinkommen. (Die Angestellten hatten die Erhöhung auf 8000 M. verlangt.)

Sonnabend, 31. August.

Von „Mitteilungen des Verbandes der Deutschen Modeindustrie" erscheint ein erstes Heft, das Einblick in die organisatorischen Bemühungen gibt, die deutschen Modeindustrien mit ihren Hilfsgewerben zusammenzufassen zu einer Einheit, die dann auch künstlerisch und fachlich wirksam werden kann. Jedes Stück Unternehmungssinn, das geistig unterbaut, sich an kulturelle Zukunftsaufgaben heranwagt, hat heute an sich etwas Erfrischendes. Eine in Berlin veranstaltete Modewoche hat — mit Recht — dem Krieg und dem Stoffmangel Trotz geboten und eine Notbrücke zu künftigen größeren Unternehmungen gebaut.

Naumann / Wie kommt man zum Frieden?

Hunderttausende von Menschen quälen sich mit hilflosen Gedanken darüber, wie man zum Frieden kommen könne. Auch wir gehören zu diesen Hunderttausenden. Es braucht nicht mehr bewiesen zu werden, daß der Krieg mit jedem Tage zweckloser und sinnloser wird, denn jeder sieht es, aber wie kann man aus ihm herausgelangen? Wie macht man es? Wer macht es? Was kann der gewöhnliche Mensch dazu tun? Kann er vielleicht gar nichts tun? Ist alles nur Schicksal, Zwangsgewalt? Oder gibt es irgendwo einigen Raum für vernünftiges Handeln?

Ein Teil der gequälten Menschen in allen Lagern überlegt sich, ob man den Krieg aufhält, indem man sich lieber opfert, als an ihm teilzunehmen. Es ist das der Gedanke der Obstruktion, des passiven Widerstandes: Keinen Kriegsdienst leisten, keine Gelder bewilligen, keine Steuern

zahlen! Ob dieser Gedanke an sich moralisch berechtigt ist oder nicht, soll hier nicht breit untersucht werden. Wenn durch passiven Widerstand die Menschheit von unsäglicher Belastung errettet werden kann, so wird die Hoffnung solchen Erfolges auch die dazu gehörigen Schritte als nicht völlig verwerflich erscheinen lassen. Aber es ist leider auch gar nicht erforderlich, über Moral oder Unmoral dieses Verfahrens sich zu äußern, da praktisch der Weg des passiven Widerstandes völlig versagt. Schon in friedlichen Zeitläuften ist bei früheren Versuchen eine Steuerverweigerung stets undurchführbar geblieben, wieviel mehr aber stößt sie im Kriege auf Widerstand! Es werden immer nur einige Wenige sein, die sich dem Gange der Staatsmaschinerie vergeblich entgegenwerfen. Und wichtiger ist noch folgendes: das Verfahren des passiven Widerstandes wirkt keineswegs nur als Protest gegen den Krieg, sondern ist an sich staatszerstörend. Wer auf dem Boden der Erhaltung der Staatsordnung steht, wird es grundsätzlich nicht wählen dürfen. Zu dem allen aber tritt die überaus starke Gefahr hinzu, daß nur auf unserer Seite die Schwächung der Kampfkraft sich äußert und nicht auch auf der gegnerischen. Diese Gefahr mag beiderseitig sein, aber sie fällt bei praktischen Erwägungen sehr ins Gewicht. Selbst die radikalsten politischen Richtungen können, solange sie überhaupt noch mit Verstand überlegen, nicht Anlaß geben wollen, daß feindliche Scharen in unsere Landesteile einbrechen.

Indem wir also den Gedanken des passiven Widerstandes rundweg ablehnen müssen, fragen wir, ob durch Revolution, das heißt durch rücksichtslose Demokratisierung der Staatsgewalten der Friede herbeigeführt werden kann. Bei dieser Fragestellung brauchen wir nicht zu theoretisieren, weil wir das russische Beispiel vor uns haben. Rußland hat durch den Umsturz seines Regierungssystems einen Frieden erlangt, aber noch längst keinen Ruhezustand und am wenigsten eine Bürgschaft künftigen Wohlbefindens. Die Revolution, deren erste Erscheinung kriegsteigernd sein sollte, wurde im Verlauf tatsächlich sehr friedenswillig, aber der Umsturz selbst brachte ebenso viele Mühsale wie der Krieg, und schon die große französische Revolution hat bewiesen, wie nahe es liegt, daß aus erregten Volksbewegungen neue Kriege entstehen. Die Hauptsache aber ist, daß Revolutionen nicht beliebig hervorgerufen werden können. In Rußland war die Revolution schon sowieso auf der Tagesordnung und wurde nur durch den Krieg beschleunigt und vergrößert; wie aber soll dasselbe Mittel in Ländern helfen, deren Staatsbürgerrechte besser und deren Verwaltungszustände sicher sind? Das ist der starke Irrtum der Bolschewiki, daß sie an die Revolutionierbarkeit aller kriegführenden Staaten glauben. Wir aber haben gesehen, daß während des mächtigen Umsturzes in Rußland das übrige Europa mit Interesse zusah und seinen Krieg weiterführte. Einzelne Leute, die Revolution machen möchten, gibt es überall in der Welt, aber daß sie es mit gutem Erfolg können, wird meist selbst von ihren nächsten Freunden bezweifelt. Die Herrschenden werden gut tun, nicht allzu sicher zu sein, aber ein Mittel zur Friedenserzwingung ist der Revolutionsgedanke nicht, denn selbst eine Revolutionsregierung würde sich der Verteidigungspflicht nicht entziehen können.

Daraus folgt, daß nichts anderes übrigbleibt, als von den vorhandenen Regierungen zu verlangen, daß sie den notwendigen Frieden herbeischaffen. Dabei stehen wir wieder vor der längst gewohnten Doppelfrage: Sieg oder Verständigung? Naturgemäß ist für jede Bevölkerung am einleuchtendsten die Hoffnung, durch baldigen Sieg einen vorzüglichen Friedensabschluß zu erzwingen. Nichts ist leichter, als mit großen Tönen von der Notwendigkeit des Sieges zu reden, so wie es von Clemenceau und Lloyd George geschieht. Man verschweigt dann den Völkern die Schwierigkeiten und führt sie mit Illusionen in ein fünftes oder sechstes Kriegsjahr hinein. Allmählich aber erkennen die Bevölkerungen, daß es in der Weltgeschichte schon viele unentschiedene Kriege gegeben hat, und daß nach allem Augenschein auch dieser größte Krieg in diese Klasse gehören wird. Mag sich das Gemüt und der Wille gegen solche Erkenntnis sträuben, so lernt doch der Verstand die Richtigkeit des Wortes, das Staatssekretär v. Kühlmann gesagt hat, daß mit militärischen Mitteln allein der Friede nicht herbeigeführt wird. Wer alles auf die Karte des Sieges setzt, darf sich dabei im Unterbewußtsein nicht verschweigen, daß auch der gegenteilige Fall eintreten kann und daß dieser viel schlimmer ist als eine Verständigung. Das gilt für beide Seiten und für alle beteiligten Staaten, denn je größer die allseitige Mattigkeit wird, desto unberechenbarer spielen die Wirbelwinde und Zufälle des Kriegsschicksals.

Im deutschen Volke gibt es eine überwältigende Mehrheit, die einen Verständigungsfrieden gern annehmen würde, wenn er nur da wäre. Bezweifelt aber wird, ob er überhaupt erreichbar ist und ob wir nicht durch Befürwortung der Verständigung die notwendige Verteidigungskraft schwächen. Beide Bedenken sind ernsthaft und dürfen nicht etwa bloß als Vorwände der Gegenpartei eingeschätzt werden. Es besteht tatsächlich die Gefahr, daß durch eine zu weit getriebene Friedenspropaganda der Zustand eintreten kann, den wir heute teilweise in Rußland sehen, daß auch zur unvermeidlichen Verteidigung der gute Wille kaum noch aufgebracht werden kann, weil das allgemeine staatliche Pflichtgefühl erlischt. Ist erst einmal eine Nation unter die Grenze des Selbsterhaltungswillens heruntergesunken, so wird von ihr auch kein haltbarer Verständigungsfriede mehr erreicht, weil überhaupt keine genügende Verhandlungsmacht mehr da ist. Es muß deshalb der Verständigungsfriede mit vorsichtigem Verstande behandelt werden, weil er sonst mißlingt; er ist seiner Natur nach ein Kunstprodukt und kann nicht im Sturm gewonnen werden. Die Langsamkeit, mit der er aus dem Kriegsgetöse sich herausarbeitet, gehört mit zum Quälenden der gegenwärtigen Lage. Indem wir für den Verständigungsfrieden arbeiten, müssen wir die materielle und geistige Waffenrüstung tapfer aufrechterhalten; während wir der Welt sagen, daß wir ehrlich friedensbereit sind, müssen wir das Vertrauen zur Heeresleitung ungeschmälert aufrechterhalten. Nur so wird Unterwerfung abgewehrt und Verständigung erreicht.

Ob aber die Engländer, Franzosen und Amerikaner eine Verständigung überhaupt wollen? Es ist kein Zweifel, daß die Menge der Menschen in allen Staaten mit jeder Friedensaussicht einverstanden ist, aber darin liegt noch keineswegs, daß die Massenstimmung von den Regierungen verwirklicht wird. Auch in sehr demokratischen Ländern gestaltet sich das Regieren im Krieg sehr undemokratisch, und die Menge ist abhängig von dem, was sie durch die Zeitungen erfahren darf. Was weiß die Mehrzahl der Franzosen vom wahren Geiste des deutschen Volkes? Unter welchen Zwangsvorstellungen würde ein englischer Wahlkampf im Kriege vor sich gehen! Der Kriegswille der feindlichen Staatsleiter ist die größte Weltgefahr. Sie haben den Kühlmannschen Satz noch immer nicht begriffen und wollen ihn nicht in sich aufnehmen. Auch bei uns gibt es dieselbe Sorte von Unversöhnlichen, aber sie haben nicht

Digitized by Google

die Herrschaft, drüben aber waltet an entscheidender Stelle der Fanatismus. Ihn kann man nur indirekt überwinden, indem man trotz aller Grenzmauern und Lügen mit den feindlichen Völkern zu sprechen versucht. Das internationale Wort wird wichtiger als jemals. Während die Waffen zu keinem Ende kommen, muß durch alle Drahtverhaue hindurch Vernunft gesprochen werden. Das ist mühsam, weil es auch dabei viele Irrwege und Mißerfolge geben kann, aber — nichts anderes ist mehr übrig. Das Blut der Kulturvölker fließt, bis wieder Kultur gewonnen wird. Aus der Menschheitszerstörung muß die Menschheitsidee neu emporgehoben werden. Das ist wie der Morgen eines neuen Glaubens nach einem Berge zerspaltenden Gewitter.

Paul Rohrbach / Die deutsch-russischen Ergänzungsverträge

Das neue Abkommen mit Rußland ist eine gute politische Leistung. Nur in einer Beziehung muß gewarnt werden. Wer die Besprechungen in der deutschen Presse liest, dem tritt dabei, abgesehen von der Verschiedenheit des politischen Standpunktes in den Ostfragen, fast überall die Hoffnung entgegen, als ob nun der Weg freigemacht sei, um wieder starke und gewinnbringende Wirtschaftsbeziehungen mit Rußland aufzunehmen. Demgegenüber ist zu sagen, daß, wenn auch die politische Wichtigkeit der Verträge groß ist — größer vielleicht, als mancher, der sie liest, jetzt schon ahnt —, die handelswirtschaftlichen Erwartungen für Deutschland niedrig gestellt werden müssen. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, daß Großrußland im Verhältnis zu seiner Ausdehnung ein sehr armes Land ist, das, abgesehen von dem Holz der nördlichen Wälder, kaum über Exportgüter verfügt. Namentlich seine Getreideernte ist so gering, daß in nicht günstigen Jahren die Getreideüberschüsse Sibiriens oder der Ukraine zur Volksernährung mitverwendet werden müssen. Es bleiben also außer dem Holz nur mäßige Mengen sibirischen Getreides und, nach Wiederbelebung der Landwirtschaft, Butter und Eier als Exportgüter verfügbar. Sonst hat Großrußland nichts; seine sogenannten unerschöpflichen natürlichen Reichtümer sind eine dumme Fabel (Mineralien sind im asiatischen Rußland vorhanden, aber die Lagerstätten sind schlecht untersucht und schwer auszubeuten); also ist nicht einzusehen, womit die Russen bezahlen sollen, was man ihnen in Zukunft anbieten will und wie sich Unternehmungen großen Stils, an die man etwa denkt, in Rußland verzinsen sollen. Trotzdem werden unsere Zeitungen und dilettierenden Wirtschaftspolitiker die Ausbrüche ihrer hoffnungsvollen Schwärmereien für das kommende Rußlandgeschäft wohl noch eine Weile fortsetzen, denn um sie auf das richtige Maß einzuschränken, müßten die Leute Rußland ungefähr so gründlich kennen, wie sie es nicht kennen. Mit der Zeit werden sie schon merken, was es mit ihrem „Geschäft" auf sich haben wird.

Dazu kommt, daß die Artikelschreiber über Rußland nicht daran zu denken scheinen, wie gründlich vernichtet diejenigen Werte sind, die vor dem Kriege in Rußland durch die Ausnutzung der damaligen gesamtrussischen Hilfsquellen, also einschließlich der jetzt abgetrennten Randstaaten, und des in Menge einströmenden ausländischen Kapitals geschaffen worden waren. Auf dem flachen Lande haben die Bauern den größten Teil der Gutswirtschaften, bei denen die Produktion immer besser war als auf dem Bauernland, von Grund auf zerstört, die Gebäude verbrannt, die Maschinen zerschlagen, das Vieh geschlachtet, die Wälder vielfach ausgeholzt, weil sie auf diese Weise den Gutsbesitzern die Lust zum Wiederkommen am gründlichsten auszutreiben dachten. Auch das bäuerliche Inventar ist äußerst heruntergekommen, und da der Bauer für Getreide über seinen eigenen Verzehrbedarf hinaus nur bedrucktes Papier bekommt und nirgends mehr Bedarfsartikel kaufen kann, so pflügt er vom eignen und vom geraubten Land nur so viel, wie er für seine Ernährung braucht; die Städte aber und die Gebiete, in denen nicht genug Getreide wächst, läßt er hungern.

Mein Bruder hat aus eigener Anschauung in Nr. 36 der „Deutschen Politik" (6. September 1918) diese Dinge geschildert, und er fügt hinzu, daß die russische Industrie sich kaum in einer besseren Lage befindet als die Landwirtschaft:

„Schon in den letzten Monaten der Zarenregierung begann sie in ihren Fugen zu krachen, die Material- und Brennstoffversorgung wuchs bereits zu einer Kalamität aus, viele Maschinen standen still, weil keine Ersatzteile beschafft werden konnten. Sie krankte auch stark am Mangel an gelerntem Personal, weil in den ersten Kriegstagen alles rücksichtslos eingezogen wurde; als man sich später besann, waren die meisten Spezialarbeiter schon gefallen zu Krüppeln geschossen oder in Gefangenschaft. Nach der Revolution kam es zehnmal schlimmer. Die Arbeiter machten sich zu den Herren der Industrie, indem sie entweder die Fabriken in eigene Regie nahmen, oder die Administrationen derart terrorisierten, daß sie widerspruchslos den unsinnigsten Forderungen der Arbeiter nachkamen; das höhere Personal wurde außerdem häufig verjagt oder außer Funktion gesetzt. Die völlig ungebildeten und unintelligenten Arbeitermassen kehrten sich, wo es ihnen nicht paßte, nicht im mindesten an ihre Führer, sondern preßten die Unternehmungen auf das unsinnigste wie Zitronen aus, und da sie sich überhaupt nichts mehr sagen ließen, wurden die maschinellen und technischen Einrichtungen auf eine unglaubliche Weise ruiniert. So befindet sich die russische Industrie auf Jahre hinaus in einem Zustande vollständiger Paralyse, und es kann als ausgeschlossen gelten, daß sie etwas für einen neuen Krieg liefern kann. Die Transportverhältnisse streifte ich schon. Die Zustände auf den Eisenbahnen spotten aller Beschreibung. Die höheren Beamten, sogar die technischen, sind als „Bourgeois" und „Konterrevolutionäre" verjagt worden, jede Bahn ist eine Art Republik für sich, die Leitung liegt in Händen von allerlei Komitees, in denen Weichensteller und Wagenschmierer sitzen. Der Oberbau und namentlich das rollende Material waren schon vor der Revolution stark defekt ... Die vielen Bürgerkriege haben das Werk der Zerstörung erfolgreich fortgesetzt, die Lokomotiven sind nach russischen Zeitungsangaben mindestens zu 75 v. H. vollständig ruiniert, an Wagen herrscht der größte Mangel. Überall wird geraubt und gestohlen, für den privaten Güterverkehr kommen die Bahnen kaum noch in Betracht."

Selbst in einem Lande mit wirklichen natürlichen Reichtümern und bei einem Volk, das (wie es die Franzosen konnten) imstande ist, aus einer Revolutionskrisis sich mit erneuerter Kraft zu heben, würde es lange dauern, bis das Wirtschaftsleben aus einer so entsetzlichen Verwüstung sich wieder einigermaßen erhebt. Für Rußland bedeuten die Vorgänge, die zu dem jetzigen Ruin geführt haben, in ihren Folgen einfach das wirtschaftliche Todesurteil auf eine Zeit hinaus, die niemand absehen kann, und das um so mehr, als keine der russischen Parteien, weder Bolschewisten noch Sozialrevolutionäre, noch Kadetten, noch Rechtsmonarchisten, imstande sein wird, sobald wieder politisch geordnete Verhältnisse herzustellen, gleichviel, ob auf sozialistischer oder bürgerlicher Grundlage.

Digitized by Google

Erst wenn man sich über diese Seite unserer zukünftigen Beziehungen zu Rußland im klaren ist, kann man mit dem richtigen Urteil an die Verträge im ganzen herantreten. Es handelt sich um drei Verträge: ein politisches, ein Finanz- und ein Privatrechtsabkommen. Aus dem ersteren hebt die amtliche Darstellung hervor, daß Rußland nunmehr auch die Selbständigkeit von Livland und Estland und von Georgien anerkannt hat. Damit ist die staatliche Vereinigung der drei baltischen Länder zu einem Ganzen und ihr Anschluß in geeigneter Form an Deutschland nach vielen und vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes unerfreulichen Schwankungen wohl gesichert. Gab es doch eine Zeit, wo unsere amtliche Vertretung in Stockholm (!) den Estenführern, die dahin gekommen waren, um sich über die möglichen politischen Anschlußlinien zu unterrichten, sagen ließ, Estland sei für uns russisches Interessengebiet (warum denn nicht lieber gleich englisches!). Für den Verzicht auf die baltische Küste bekommt Rußland, wie selbstverständlich, Freihandelswege und Freihäfen als Zugänge nach der Ostsee eingeräumt.

Die Anerkennung von Georgien ist wichtig, zumal damit auch das noch jenseits Georgiens liegende, bisher russische Armenien nichts mehr mit Rußland zu tun hat und selbständig werden kann. Dagegen haben die Bolschewisten sich geweigert, die Don-Republik anzuerkennen. Das heißt also, daß zwischen der Ukraine und dem von Rußland freigewordenen Transkaukasien keine Verbindung bestehen soll. Weswegen wir die Don-Regierung, die uns dringlich um Hilfe gebeten hat, nicht unterstützt haben, ist schwer zu begreifen. Das Prinzip der Selbstbestimmungsfreiheit, das den Ukrainern und Georgiern recht ist, ist den Don- und Kubankosaken billig. Für uns kann es nur nützlich sein, wenn sie und nicht Rußland zwischen der Ukraine und dem Kaukasus liegen.

Die Ukraine und die übrigen bereits im Frieden von Brest selbständig gewordenen Gebiete werden politisch durch die jetzigen Verträge nicht berührt. Indirekt bedeuten diese für die Ukraine insofern einen Nachteil, als sie anstatt des befreundeten Dongebiets das feindliche Großrußland zum Nachbarn im Osten erhalten soll — falls es nämlich einer großrussischen Regierung gelingt, das Dongebiet wieder zu unterwerfen. Die Friedensverhandlungen zwischen der Ukraine und Großrußland stocken, weil die Bolschewisten Landstriche mit einer ukrainischen Bevölkerung von mehreren Millionen Seelen für Rußland verlangen. Es wäre zu wünschen, daß wir hier den Ukrainern den Rücken stärken und daß unsere Vertretung in Kiew unzweideutig die russophilen Versuche und Redensarten zurückweist, mit denen uns gewisse meist in „Gesamtrußland" geschäftlich interessierte Kreise immer von neuem weiszumachen versuchen: im Grunde gebe es ja keine Ukraine und keine Ukrainer. Oder sollen wir zugeben, daß die Entente auch in diesem Punkte klüger ist als wir? Wir lesen im „Journal de Genève":

„Das neuzeitliche Rußland ist ein Mosaik. Die Ukraina, Polen und Litauen haben sich von einem Lande getrennt, das in Wahrheit nie ihr Vaterland war. Sie den Händen Deutschlands zu entreißen, wäre sehr zu wünschen, und keines der genannten Völker würde sich darüber beklagen. Allein, es wäre eine wahnwitzige Tat, sie Rußland wieder zurückgeben zu wollen. Der Aufruf Englands an die Völker Rußlands und gelegentliche Äußerungen Balfours haben sie beunruhigt. Man mutet England zu, vergessen zu haben, daß es seinerzeit die Unabhängigkeit Finnlands und der Ukraina anerkannt hat. Es gilt, sie aufzuklären und sie zu überzeugen, daß sie, im Gegensatz zu den Großrussen, wenigstens noch fähig sind zu kämpfen. Die Alliierten müssen erklären, ob sie nach Rußland mit dem Vorsatze gehen, das russische Reich wiederherzustellen oder um ein Gegengewicht gegen die deutsche Ostmacht zu schaffen."

Nach der Entente wäre es also eine „wahnwitzige Tat", die Ukraine wieder an Rußland geben zu wollen. Der „Vorwärts", die „Vossische Zeitung", der politische Wochenübersichtler der „Kreuzzeitung" und die übrigen Stellen, wo diese Weisheit verzapft wird, können sich die Sätze des „Journal de Genève" in ihr Album schreiben. Unsere Regierung aber sollte eine Politik machen, durch die vor allem diejenigen ukrainischen Parteien gestützt werden, auf denen die Selbständigkeit der Ukraine ruht. Das sind nicht die Großgrundbesitzer, sondern die bauernfreundlichen Richtungen. Es heißt immer, wir begünstigten die Agrarreform zugunsten der Bauern. Dann sollen wir das aber auch so tun, daß man in der Ukraine etwas davon merkt. Ein ukrainisches Blatt, die Kiewer „Nowa Rada", vom 17. August bespricht einen Aufsatz des Generals v. Liebert in der „Täglichen Rundschau" und entnimmt ihm folgende Gedanken: „Finnland und die Ukraine seien die Vorposten der Zivilisation; ihnen müsse geholfen und sie müßten so gestärkt werden, daß sie sich selbst verteidigen können. Die Ukraine mit ihren Schwarzmeerhäfen müsse ein Bindeglied zwischen dem Westen und jener neuen Arena werden, die für uns der Osten zwischen Batum und Trapezunt bietet. Dorthin müsse man den deutschen Handel mit seinen Industrieerzeugnissen leiten, um im Tausch dagegen Rohprodukte aus Turkestan, Persien und Afghanistan zu erhalten. Es wäre sehr erwünscht, der Entente zuvorzukommen und für Deutschland am Schwarzen Meer ein wichtiges Handelstor nach dem Osten zu schaffen." — Hierzu bemerkt die „Nowa Rada": „Gesetzt, man wollte dem Gedanken zustimmen, daß die Ukraine aus Mangel an eigenen Kräften auf einige Zeit sich dem wirtschaftlichen Einfluß Deutschlands zu fügen hat, so zweifeln wir doch sehr daran, ob beider jetzigen politischen Richtung und der jetzigen Art von Unterstützung die süßen Hoffnungen der Alldeutschen sich erfüllen würden."

Die Spitze in dieser Bemerkung gegen die Alldeutschen braucht uns hier nicht zu kümmern. Auch daß in der kühlen Haltung gegenüber dem Ukrainertum und der Unterstützung des jetzigen Hetmanministeriums, das keinen guten Willen in der Landfrage hat, ein bewußtes System von unserer Seite liegt, will ich nicht behaupten. Speziell die „Nowa Rada" ist wenig deutschfreundlich, aber es ist Tatsache, daß alle ukrainischen Parteien voll von Mißtrauen gegen uns sind, sowohl in der moskowitischen, als auch in der Landfrage, und das wäre nicht nötig!

Aus den beiden übrigen Abkommen mit Rußland, dem finanzpolitischen und dem privatrechtlichen, heben sich zwei Punkte hervor: daß wir von Rußland 5 Milliarden Mark (dazu von Finnland und der Ukraine zusammen noch eine) bekommen, und daß hierfür die Verluste deutscher Reichsangehöriger in Rußland einschließlich der Folgen „sozialistischer Maßnahmen der russischen Regierung" gedeckt werden sollen. Da weder Ausführungsbestimmungen zu dieser wichtigen Abmachung gegeben sind, noch gesagt wird, wo die Milliarden herkommen und wie sie gezahlt werden sollen, so erübrigt es sich, den Versuch eines Kommentars namentlich zu dem interessanten Finanzpunkt zu machen. Sind jene Summen wirklich einbringbar, so wäre das hochbedeutsam; auch abgesehen davon aber hat unsere politische Leitung (bis auf die

Donfrage) hier einen Erfolg zu buchen, und diesmal wenigstens keinen zufällig geschenkten, wie den Frieden von Brest, sondern einen planmäßig erstrebten.

Elisabeth Widmann / Über Rainer Maria Rilke

Ein Gespräch. Fortsetzung.

S.: Ja, das ist seine Hauptstärke, diese Beseelung des Dinges im symbolistischen Sinne „das in sich ruhende und doch bewegte Ding, ein Ding, darin man das wiedererkennt, was man liebte und das, was man fürchtete, und das Unbegreifliche," sagt er in seinem Buch über Rodin. Es ist genau, was Mallarmé, der Theoretiker des französischen Symbolismus, meint, wenn er sagt: „tout objet existant n'a de raison que de représenter un de nos états intérieurs: l'ensemble de ses traits communs avec notre âme consacre un symbole." Übrigens haben schon die Goncourts diese „pénétration reciproque de l'âme et des choses" aufgebracht.

M.: Ei, ei, Sybille, bleibe nicht wieder ganz bei deinem Franzosen hängen! —

S.: Das muß ich schon ab und zu, wenn wir von Rilke sprechen. Betont er doch selbst oft genug, wieviel er mit ihnen gemein hat. Bedenke schon dies: Baudelaire war seinerzeit der erste Kenner und feinste Verkünder Delacroix' und Courbets, der damaligen modernen Malerei, wie Rilke derjenige Rodins und unserer Paula Modersohn ist; woran du schon sehen kannst, wie beide auf das Malerische und Plastische eingestellt sind, auch in ihren Versen. Ganz Parnassienmanier ist auch bei beiden diese Goldschmiedsfreude am einzelnen Wort, seinem Eigenwert und seiner aparten Fassung, dann dieses Streben nach größter Korrektheit und Selbstdisziplin im Versbau.

M.: Na, davon habe ich eigentlich wenig gemerkt, die Verse scheinen mir oft recht — lässig gebaut.

S.: Das schien dir natürlich so beim Blättern und flüchtigen Durchlesen. Nicht wahr, man denkt oft: „wie ist das leicht hingesagt!", aber nun paß auf, sieh dir die Sache genau an, so ist da ganz versteckt sehr viel überlegte Arbeit in der Behandlung von Reim, Rhythmus und Aufbau. „Er war ein Dichter und haßte das Ungefähre," sagte er einmal von einem anderen. Bei ihm selbst scheint nur zuweilen etwas „von ungefähr" zu sein. Den Reim z. B. scheint er oft lässig, zufällig zu verwenden. Wie viele moderne Dichter legt er ihn nicht mehr ausschließlich in Nominal- und Verbalwurzeln, sondern oft in belanglose Wörter, so daß man oft über ihn hinliest — hinlesen soll vielleicht. — Diesen kapriziösen Zug, den Leser oft ein wenig irre zu führen, ja, mehr oder weniger zu mystifizieren, hat er auch mit Baudelaire gemein, der, wenn er seine unartigen Momente hatte, z. B. syntaktisch verzwickt bis zur Unverständlichkeit sein konnte. Dies nebenbei — was ich sagen wollte: Der Grundsatz, den die Franzosen im siebenzehnten Jahrhundert schon kannten, jenes „faire difficilement des vers faciles", ist auch der seine. Ein strammer, korrekt anliegender Küraß wie bei Baudelaire und den Parnassiens durchweg ist übrigens die Form bei ihm nie, da besiegt wohl das Germanische in ihm die romanische Beeinflussung. Sein Vers ist ein leicht gegürtetes Gewand mit schmiegsamen Faltenwürfen, immer dem momentanen Bedürfnis angepaßt.

M.: Das ist für uns Deutsche durchaus nichts Neues, bei Hölderlin (um dich wieder auf ihn zurückzubringen!) ist schon die Art, wie er das elegische Versmaß frei —

S.: Ja gewiß, die Ähnlichkeit der Kunstmittel bei Hölderlin und Rilke ist auch oft überraschend. Wenn die Kunst, Worte zu wählen und zu verbinden die größte ist in der Poesie, so sind Wortwahl und Wortverbindung gleich charakteristisch bei beiden. Hölderlin gibt infolge einer eigenen Sparsamkeit mit dem Wort oft einzelnen, an sich belanglosen Ausdrücken, dadurch, daß er sie hervorhebt, einen stärkeren Eigenwert, er setzt ihnen eigentümliche Glanzlichter auf, wie die Maler es ausdrücken, so, wenn er einmal sagt, um nur ein Beispiel zu nennen „ein Freundliches war mir nah"; oder im Nachtgedicht „die Erstaunende", ist das nicht ganz ähnlich, wie wenn Rilke sagt: „man sieht ein rührend Blaues sich vor Grünem freuen"? Dann haben sie aber auch das gemeinsam, daß sie zuweilen den Zusammenhang im Gefühlsvorgang durch ein gewisses Prinzip symmetrischer Anordnung metrisch und syntaktisch zum Ausdruck bringen. Denk an den Gebrauch, den Hölderlin im „Gott der Jugend" von der Periode macht, und nimm dann aus Rilkes „Buch der Bilder" das folgende, das anhebt:

„In solchen Nächten kannst du in den Gassen
Zukünftigen begegnen, schmalen, blassen
Gesichtern, die dich nicht erkennen
und dich schweigend vorüberlassen."

und das dann mit bewußtem, syntaktischem Parallelismus weitergesponnen wird:

In solchen Nächten gehen die Gefängnisse auf
Und durch die bösen Träume der Wächter
gehen mit leisem Gelächter
die Verächter ihrer Gewalt.
. . . Und in solchen Nächten ist auf einmal Fest
in einer Oper. Wie ein Ungeheuer
beginnt der Riesenraum mit seinen Rängen
Tausende, die sich in ihm drängen,
zu kauen.
. . . . . In solchen Nächten, wie vor vielen Jahren
fangen die Herzen in den Sarkophagen
vergangener Fürsten wieder an zu gehen.
. . . . . In solchen Nächten wissen die Unheilbaren:
Wir waren . . .
Und sie denken unter den Kranken
einen einfachen, guten Gedanken
weiter dort, wo er abbrach usw.

Auch die syntaktischen Formen der Frage, des Ausrufes, der Selbstanrede gebrauchen beide häufig, um den Willensakt, in dem der Redende sich oder einen anderen bestimmen will, in seiner intensiven Innerlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Ähnlich sind auch beide darin, daß sie solche Formen alles Rhetorischen entkleiden und der schlichten Sachlichkeit der Prosa annähern. Höre das Einleitungsgedicht zum „Buch der Bilder":

„Wer du auch seist, am Abend tritt hinaus aus deiner Stube, drin du alles weißt; als letztes vor der Ferne liegt dein Haus: wer du auch seist.

Mit deinen Augen, welche müde kaum von der verbrauchten Schwelle sich befrein, hebst du ganz langsam einen schwarzen Baum und stellst ihn vor den Himmel: schlank, allein. Und hast die Welt gemacht. Und sie ist groß und wie ein Wort, das noch im Schweigen reift. Und wie dein Wille ihren Sinn begreift, lassen sie deine Augen zärtlich los . . . ."

M.: Ja, ja, Sibylle, das hast du ganz überzeugend durchgeführt, in ihren Versen mag wohl eine Ähnlichkeit sein; aber doch, wenn ich z. B. an den himmelblauen gräkomanischen Idealismus des schwärmerischen Hyperion denke, der so ganz über den trüben Erdendünsten und Niederungen schwebt, und ich nehme dagegen die wahrhaft greuliche, ekelhafte Stelle in dem kleinen grünen Band, den ich da vorhin aufschlug, „Aufzeichnungen" oder so etwas hieß es —

S.: Ja, die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge — Martina, da kann ich dir nicht helfen, das Buch mußt du lesen, ganz lesen, wenn du Rilke verstehen willst, wie du den Werther lasest, um den jungen Goethe zu verstehen, oder den Hyperion, um deinem Hölderlin ganz nahezukommen.

M.: Das scheinen mir immerhin drei recht verschiedene Bücher zu sein!

S.: Nicht gar so verschieden, wie du wohl zuerst denkst. Beide, Hyperion und der Malte Laurids Brigge sind Abkömmlinge des Werther, das heißt, es sind beides rein subjektiv lyrische Bekenntnisbücher, wie der Werther sie in der deutschen Literatur einbürgerte. Auch im Zarathustra hat dieselbe Gattung ihre vielleicht höchste Form, nach der Seite philosophischer Lebens-

Digitized by Google

deutung hin gefunden. Nun gebe ich dir natürlich einen Hauptunterschied zwischen Goethe einerseits und Hölderlin-Rilke anderseits gern zu: während im Werther ein eben sich entwickelndes Geschehen dargestellt wird, fließt im Hyperion und im Malte Laurids Brigge die Situation des Augenblicks beständig mit der der Vergangenheit zusammen, was ja zunächst auf den Leser zwiespältig wirken muß. —

M.: Aber auch als ganz reizvoll, traumhaft-visionär empfunden werden kann.

S.: Wie nett du mir entgegenkommst! Nun höre weiter: in beiden Büchern, im Hyperion sowohl wie im Malte Laurids Brigge wird der finstere Zug, der dem Antlitz des Lebens so tief eingegraben ist, mit der Eindringlichkeit, die nur das Erleben gibt, sichtbar gemacht, und zwar von einem Einsamen, der fernab vom literarischen Treiben die Erscheinungen in sich und um sich betrachtet. Daß der „Eremit von Griechenland" in einer Hütte aus Mastixzweigen mit dem Blick auf den Archipelagos und Malte Laurids Brigge in einem chambre garnie des Quartier latin mit dem Blick auf das Dächermeer von Paris sitzt, tut, wie du zugeben wirst, nichts zur Sache. Ferner sind diese beiden abseitigen und einsamen Träumer auch tief innerlich verwandt durch die pathologische Reizbarkeit für alle Dissonanzen, die aus dem Zusammenstoß ihrer Seelen mit der Welt entstehen. —

M.: Ja, aber wie mild und kindlich rein lebt Hyperions wunde Seele in der lindernden und heilenden Natur auf. Da sind herrliche Stellen, eine besonders —

S.: Ich weiß, welche du meinst, ist es nicht, wie Hyperion den kommenden Frühling begrüßt?

M.: Ja, hast du das Buch da? Dann lies sie.

S.: Gern, hier ist sie, Seite 48, „oh, es war ein himmlisch Ahnen, womit ich jetzt den kommenden Frühling wieder begrüßte! Wie fernher in schweigender Luft, wenn alles schläft, das Saitenspiel der Geliebten, so umtönten seine leisen Melodien mir die Brust . . . . . Ich erhob mich wie vom Krankenbette, leise und langsam, aber von geheimen Hoffnungen zitterte mir die Brust so selig, daß ich darüber vergaß, zu fragen, was dies zu bedeuten habe . . . . . Das Morgenlicht und ich, wir gingen uns entgegen wie versöhnte Freunde, wenn sie noch etwas fremd tun, und doch den nahen unendlichen Augenblick des Umarmens schon in der Seele tragen. Es tat nun wirklich einmal wieder mein Auge sich auf, freilich, nicht mehr, wie sonst, gerüstet und erfüllt mit eigener Kraft, es war bittender geworden, es flehte um Leben, aber es war mir im Innersten doch, als könnte es wieder werden mit mir wie sonst und besser." Und nun höre, wie der eben vom Krankenlager entstandene Malte Laurids Brigge einen Herbstmorgen empfindet, S. 21. „Heute war ein schöner, herbstlicher Morgen, ich ging durch die Tuilerien. Alles, was gegen Osten lag vor der Sonne, blendete. Das Angeschienene war vom Nebel verhangen wie von einem lichtgrauen Vorhang. Grau im Grauen sonnten sich die Statuen in den noch nicht enthüllten Gärten. Einzelne Blumen in den langen Beeten standen auf und sagten: rot, mit einer erschrockenen Stimme. Dann kam ein sehr großer, schlanker Mann um die Ecke von den Champs Elisées her, er trug eine Krücke, aber nicht mehr unter die Schulter geschoben, — er hielt sie vor sich her, leicht, und von Zeit zu Zeit stellte er sie fest und laut auf wie einen Heroldstab. Er konnte ein Lächeln der Freude nicht unterdrücken und lächelte, an allen vorbei, der Sonne, den Bäumen zu. Sein Schritt war schüchtern wie der eines Kindes, aber ungewöhnlich leicht, voll von Erinnerungen an früheres Gehen."

M.: Natürlich, ein Rekonvaleszent muß bei ihm wenigstens mit auf der Bühne sein, anders tut er es nicht! Man muß schon froh sein, wenn es nicht ein Epileptiker ist! (Schluß folgt)

Druckfehlerberichtigung: In dem Aufsatz von Herrn Müller-Röcknitz „Der Weg zur deutschen Weltanschauung" in Nr. 33 muß es heißen:

S. 394, Spalte 1, Zeile 25 Ungenugsamkeit (statt Ungenügsamkeit)

S. 394, Spalte 2, Zeile 20 verfaßten (statt verhaßten).

Friedrich Naumann / Die Pflicht

Wie man die Menschen mutig macht? Wie treibt man ihnen die Furcht aus? Wie bringt man sie dazu, dem Tode getrost entgegenzugehen, in erster Linie auszuhalten, die Angste der Natur zu überwinden? Worin besteht die Kunst, aus kleinen Alltagsseelen Helden zu gestalten? Überall, wo gekämpft wird, steht man vor dieser Frage. Die Möglichkeiten sind verschieden — man berauscht oder man bedroht oder man wendet sich an die tiefsten Innerlichkeiten. Oft wird alles dieses gemischt verwendet. Der Rausch kann mehr körperlich sein oder mehr geistig, ein Trank, eine mächtige Melodie, ein Rhythmus der Gemeinsamkeit, ein Hebel von Gewinn, Lob und Ruhm im Diesseits und Jenseits. Die Bedrohung kann ebenfalls körperlich sein oder geistig, Peitschenschlag, Revolver im Rücken, Gemütsbedrückung mit vorgemalten Bestrafungen, Verunehrungen, eine Hölle auf Erden und jenseits der Erde. Alle diese Mittel sind irgendwo im Weltkriege vorgekommen. Je höher aber die Völker stehen, desto mehr wirkt die moralische Kraft: das Gefühl der Pflicht an sich, die getan werden muß weder um des Lohnes noch um der Strafe willen, sondern aus reiner Hingabe an ein heiliges Müssen. Dieses Pflichtgefühl ist so alt, als es menschliche Gesittung gibt, aber am deutlichsten ausgearbeitet wurde es von den deutschen Philosophen und am treuesten verbreitet in den deutschen Schulen. Das ist jetzt inmitten der fast übermenschlichen Prüfungen, denen unser Volk unterworfen ist, ein großer Schatz, viel mehr wert, als alles oberflächliche Siegesgerede. Das vorzeitige Siegesgerede verrinnt, wenn einmal der Erfolg ausbleibt, die Pflicht aber bleibt. Viele Tausende der Unseren sind tapfer gestorben, nicht weil sie helle Bilder vor sich sahen, sondern weil sie der Pflicht treu gedient haben bis ans Ende.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 5 M.: Sergt. R. im Felde. 100 M.: F. O. in A.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Briefkasten

Besondere Bücherwünsche aus dem Felde. (Unterhaltungsliteratur wird ständig erbeten!): Schriften von Novalis und Angelus Silesius; Literatur für Vaterländischen Unterricht: Deutscher Staatsgedanke, deutsche Freiheit; Schriften für ein Bibelkränzchen (Neues Testament) von Keller, Schlatter u. a.; Bücher über kaufmännische Fächer; Damaschke, Nationalökonomie.

Aus Miawa erhielten wir 85 Pf. auf Postscheck ohne Angabe des Absenders. **Verlag der „Hilfe",**
jetzt NW. 40, Kronprinzenufer 27.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

12. September 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 37

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Wer führt uns? — **Wilhelm Helle:** Klar Kimming, Herr Kanzler! — **Gertrud Bäumer:** Der falsche Ton in der Bevölkerungspolitik. — **Dr. Julius Luebeck:** Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft. — **Elisabeth Widmann:** Über Rainer Maria Rilke. — **Helene Voigt-Diederichs:** Das Gnadenbrotspferd. — **Naumann:** Der Glaube. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 1. September.

Robert Cecil, der zurzeit das Auswärtige Amt in London vertritt, hat von neuem darüber geredet, daß mit dem militaristischen Deutschland ein Frieden überhaupt nicht gemacht werden könne, sondern nur mit einer deutschen Nation, die sich von dem Alldeutschtum gesäubert und nicht nur in Worten, sondern auch durch Taten bewiesen habe, daß sie ihre Missetaten in der Vergangenheit bereut und bereit ist, ein gesundes und friedliches Leben im Bund der Nationen zu leben. Das alles geht immer von der Voraussetzung aus, daß Deutschland den Willen des friedlichen internationalen Lebens vor dem Kriege nicht gehabt hat. Dieser Glaube an den Kriegswillen der deutschen Regierung ist zum Weltdogma erhoben worden, und es wird unglaublich schwer sein, auch nur den nachkommenden Geschlechtern deutlich zu machen, daß es sich hier um eine angelsächsische Legende handelt. Wir Deutschen wissen, daß es zwar im Heere und der alldeutschen Literatur eine Anzahl unverantwortlicher Köpfe gegeben hat, die einen Krieg für unvermeidlich und wohl auch für wünschenswert gehalten haben, gefährliche Köpfe, wie sie in allen Ländern, auch in England immer zu treffen gewesen sind. Die deutsche Regierung mag viele andere Fehler gehabt haben, sicherlich aber war dieser Kriegswille nicht vorhanden. Er war nicht vorhanden beim Kaiser, nicht bei Bethmann Hollweg, nicht beim damaligen Vertreter des Auswärtigen Amtes von Jagow, überhaupt nicht bei einer geschlossenen Gruppe oder Kaste. Auch das preußische Junkertum als Ganzes war keineswegs von einem einheitlichen Kriegswillen beseelt, und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, so würden solche Stimmungen nicht ausschlaggebend auf die damalige kaiserliche Regierung gewirkt haben. Hätten die regierenden Deutschen den ihnen vorgeworfenen Kriegswillen wirklich besessen, so würde dieser Krieg ganz anders vorbereitet worden sein. Unsere mangelnde wirtschaftliche Vorbereitung ist der stärkste Beweis für die Falschheit der englischen Legende. Darum werden auch alle diese Lockungen, die unermüdlich von England her an uns gerichtet werden, vergeblich sein. Wir können unter Umständen nachträglich finden, daß es wahrscheinlich besser gewesen wäre, nicht durch Belgien zu marschieren, aber wir können nicht zugeben, daß Deutschland sich von einem Unrecht zu säubern und große Volksbuße vor der Welt abzulegen hat. Es spricht sich in derartigen Forderungen der hochmütige Pharisäergeist aus, der in England stets weiten Kreisen eigentümlich war.

Auch in Belgien mußte die deutsche Linie zwischen Ypern und La Bassée zurückgezogen werden, so daß der vielumstrittene Kemmelberg wieder in die Hände der englischen Truppen gefallen ist.

Am Freitag abend wurde in Moskau auf Lenin ein Attentat verübt, gleichzeitig wurde in Petersburg einer der Volkskommissare, Uritzkij, ermordet.

Montag, 2. September.

An den öffentlichen Gebäuden wehen die Erinnerungsfahnen an die einstige Schlacht von Sedan. Wie weit liegt sie jetzt dahin. Möge hinter diesem Krieg an die Stelle des 2. September ein 4. August treten, an dem man sich in Zukunft erinnert, daß die Einheit des deutschen Volkes bis zum Ende des Krieges ausgehalten hat.

Das Attentat auf Lenin scheint nicht lebensgefährlich zu sein. Er wurde inmitten einer Arbeitermenge, vor der er geredet hatte, von einigen Frauen aufgehalten und durch zwei Schüsse verwundet. Der Telegraph verbreitete, daß eine der anderen sozialistischen Richtungen für diese terroristische Tat verantwortlich sei, und es werden die härtesten Drohungen ausgesprochen, jeden ähnlichen zukünftigen Schritt dadurch zu rächen, daß man Tausende von Verhafteten der entsprechenden Gruppe töten will. Das alles beweist nur, wie hochgradig gespannt die Verhältnisse innerhalb des linken Flügels der russischen Gesellschaft sind. Es wird daran erinnert, daß Lenins Bruder vor reichlich 10 Jahren wegen eines Attentats gegen Alexander III. gehängt wurde; nun ist durch Wechsel des Schicksals der jüngere Bruder selbst Gegenstand eines gleichartigen Angriffs. Die bolschewistische Regierung veröffentlicht übrigens in diesen Tagen Siegesberichte gegen die Tschecho-Slowaken. Es scheint, daß diese durch Mangel an Munition aufgerieben werden. Auch gegen das englische Eindringen von der Murmankküste her soll die Bolschewiki-Armee im Fortschritt sein. Wer aber kann in diesen Dingen zwischen Wahrheit und Wunsch entscheiden!

Dienstag, 3. September.

Nun ist auch der ruinenhafte Platz, der früher Peronne hieß, in die Hände der Engländer übergegangen. Die Rückwärtsbewegung der deutschen Truppen wird in allen Kreisen mit größtem Ernst verfolgt. Der englische Heeresbericht meldet, daß im August 1918 von den britischen Truppen in Frankreich 57 300 deutsche Gefangene einschließlich 1280 Offiziere gemacht wurden. Die Zahl der erbeuteten Geschütze wird auf 657 angegeben. Darunter 156 schwere Geschütze, 5750 Maschinengewehre und über 1000 Grabenmörser. Da diese Ziffern sich nur erst auf den englischen Teil der Schlacht beziehen, so müssen die Gesamtverluste noch höher angesetzt werden. Man erinnert sich, welch bedeutender Gewinn an Menschen und Geschützen im Frühjahr von unserer Seite gemacht wurde. Das, was heute geschieht, ist ein entsprechend großer Angriff von der anderen Seite. — In den militärischen Berichten wird auch in den letzten Tagen wieder von der besonders starken Wirkung der massenhaften englischen Tanks gesprochen. Diese Kriegsfahrzeuge bedeuten, wie es scheint, eine Veränderung des bisherigen Verhältnisses zwischen Verteidigung und Angriff. Es gelingt zwar immer wieder, einzelne Tanks entweder durch artilleristische Volltreffer oder durch glückliche Infanterieschüsse in den Benzinbehälter zu zerstören, aber eine große Zahl von ihnen rollt unaufhaltsam über Trichter und Gräben hinweg und trägt Maschinengewehre

Digitized by Google

oder kleinkalibrige Revolverkanonen bis ins Lager der Verteidiger hinein. So wie einst in alten Zeiten die indischen Elefanten den Heeren Alexanders des Großen Hemmnisse bereiteten, bis er den Kunstgriff fand, um sich ihrer zu entledigen, ist auch mit diesen gewaltsamen eisernen Tieren ein neues Problem für unsere Kriegführung aufgetaucht. Dazu kommt die große Menge der feindlichen Flugzeuge.

Mittwoch, 4. September.

Die in Salzburg geführten Verhandlungen über die wirtschaftliche Annäherung der mitteleuropäischen Reiche werden von allerlei Erklärungen der Interessentenverbände und öffentlichen Körperschaften begleitet, aus denen zu ersehen ist, daß heute im Grunde nicht mehr über das Prinzip selber gestritten wird, sondern über die Art der Ausführung. Daß zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn eine Wirtschaftseinheit zustande kommen soll, wird heute in maßgebenden Kreisen kaum noch in Frage gestellt. Während aber die klareren und entschiedeneren Richtungen in allen beteiligten Ländern den Wunsch haben, sofort aus der Kriegswirtschaft heraus in eine zukünftige Einheitlichkeit hinübergeführt zu werden, wird von berufsmäßigen Vertretern der Handelsämter teilweise verlangt, daß zuerst noch einmal Zwischenzölle hergestellt und dann im Laufe von 10 oder 15 Jahren wieder abgebaut werden. Der sachliche Zweck dieses merkwürdigen Verfahrens ist kaum einzusehen, der taktische Grund besteht darin, daß man den Vertretungen besorgter Interessenten nochmals eine Angewöhnungsfrist verspricht. Das würde richtig gedacht sein, wenn wir gegenwärtig Friedenszollverhältnisse hätten, was aber nicht der Fall ist. Im übrigen sind alle mitteleuropäischen Erörterungen durchzogen von der Rücksicht auf die Lösung der polnischen Frage. Österreich-Ungarn wird zum Anschluß viel mehr bereit sein, wenn die Monarchie durch eine austropolnische Lösung befriedigt werden kann.

Gleichzeitig beschäftigt sich Österreich unter der Ministerpräsidentschaft des Freiherrn v. Hussarek mit der inneren Verfassung des Nationalitätenstaates. Es sind offenbar einflußreiche Kräfte bemüht, eine gewisse Zergliederung der Staatseinheit zugunsten tschechischer und südslawischer Ansprüche herbeizuführen. Die deutschen Bevölkerungen sehen natürlich mit Besorgnis auf diese Pläne, und es verlautet, daß sie von Ungarn aus in ihrem Widerstande unterstützt werden. Ministerpräsident Hussarek soll von dem ungarischen Ministerpräsidenten Wekerle ziemlich deutliche Warnungen vor einer Zersplitterung der österreichischen Staatseinheit erhalten haben, da Ungarn sein pragmatisches Bündnis nur mit einem festen österreichischen Staat geschlossen habe; insbesondere wünschen die Ungarn nicht, daß innerhalb der Doppelmonarchie ein eigener südslawischer Staat aufgerichtet werde, weil das nicht ohne Einwirkung auf Kroatien bleiben kann.

Donnerstag, 5. September.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg warnt in einer Kundgebung sowohl die Armee wie die Heimatbevölkerung, sich durch feindliche Flugblätter irremachen zu lassen. Dabei teilt er mit, daß an der Westfront durch Feldgraue abgeliefert wurden: im Mai 84 000, im Juni 120 000 und im Juli 300 000 derartiger Blätter, die meistens durch feindliche Luftfahrzeuge abgeworfen wurden. Überlegt man sich, eine wie große Anzahl von Blätterpaketen bei diesem Verfahren notwendig verlorengehen, so bekommt man eine gewisse Vorstellung, in welchem Maße die Feinde zur literarischen Propaganda im deutschen Heere übergegangen sind. Der Inhalt der Flugblätter besteht in der Ausstreuung von Gerüchten über den Verlauf des Krieges und in Aufforderungen zum Überlaufen. Ein Flugblatt schreibt: „Kommt nur getrost zu uns herüber; hier findet Ihr rücksichtsvolle Aufnahme, gute Verpflegung und friedliche Unterkunft!" Wie es in Wirklichkeit mit der friedlichen Unterkunft in den französischen Gefangenenlagern beschaffen ist, davon erhalten wir durch zurückkehrende Gefangene genügend Nachricht.

Die großen Kämpfe an der Westfront gehen täglich weiter. Englische und französische Berichte melden Gefangene und erbeutete Geschütze. Der deutsche Bericht spricht davon, daß unsere Truppen sich in einer der letzten Nächte in der Gegend von Roye ohne Kampf vom Feinde losgelöst haben. In der Ailette-Niederung wurden Vorstöße des Feindes abgewiesen, östlich von Soissons wurde die deutsche Verteidigungslinie von der Vesle zurückverlegt. Man bedauert im Inland den Rückmarsch, ist aber überzeugt, daß eine Durchbrechung unserer Linien unmöglich bleibt.

Freitag, 6. September.

Dadurch, daß von seiten der bolschewistischen Regierung die Attentate auf Lenin und Uritzkij als Folgen englischer und französischer Beeinflussungen und Bestrebungen dargestellt werden, nehmen in den letzten Tagen die Beziehungen zwischen Rußland und den Westmächten an Schärfe außerordentlich zu. In Rußland geht man dazu über, dort noch vorhandene englisch-französische Staatsbürger festzuhalten, und in England wird der dortige Vertreter der russischen Regierung Litwinow verhaftet. Es hängt offenbar mit diesen Vorkommnissen zusammen, daß die deutsch-russischen Zusatzverträge fast ohne Gegnerschaft angenommen worden sind, weil die gegenwärtige russische Regierung unter keinen Umständen nach mehreren Seiten zugleich einen Kampf führen kann. Wie ernst die russische Regierung einen Kriegsfall ins Auge faßt, ergibt sich auch aus einem Aufruf Trotzkis an die rote Armee. Gegenüber den Tschecho-Slowaken wird von langsam fortschreitenden Erfolgen geredet, es herrsche in der roten Armee strenge Disziplin. Die numerische Stärke und Tüchtigkeit der Truppe wachse im gleichen Maße, wie beim Gegner die innere Zerrüttung täglich zunimmt: Die ganze Sowjetrepublik müsse sich unverzüglich die militärische Verteidigung als Forderung der Stunde zum Ziel setzen. Das Sowjet-Rußland muß zum Militärlager werden! — Dieser letzte Satz ist für den Gesamtzustand außerordentlich charakteristisch. Da die russischen Revolutionäre gewöhnt sind, das Vorbild der großen französischen Revolution vor Augen zu haben, erinnern sie sich selbstverständlich der französischen Armee vom Jahre 1794. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß jede ernsthafte Militarisierung der Revolution zugleich eine Abschwächung und Umgestaltung ihres demokratischen Wesens in sich schließt.

Sonnabend, 7. September.

Aus den Militärberichten der letzten Tage ergibt sich, daß seit der Zurückverlegung der deutschen Stellungen am 2. und 3. September Großkämpfe nicht mehr stattgefunden haben. Nachdem der Feind einige Zeit nichts bemerkt hatte und immer noch auf unsere alten Stellungen schoß, fühlte er erst zögernd gegen unsere zurückgebliebenen Nachhuten vor. Schanzarbeiten der Engländer in unseren alten Gräben bei Arleux und westlich Ecourt—St. Quentin wurden von unserer Artillerie unter Feuer genommen. Daraus ergibt sich, daß die Gegend von St. Quentin von neuem zum umkämpften Gebiet gehört. Douai wird durch Granaten mittleren und schwersten Kalibers sinnlos zerstört.

Der neue deutsche Staatssekretär des Auswärtigen v. Hintze hat seinen Antrittsbesuch in Wien gemacht und ist mit Versicherungen der Freundschaft empfangen worden. Gleichzeitig hat er dem Vertreter spanischer Blätter Mitteilung gemacht über die freundschaftlichen Absichten Deutschlands gegenüber Spanien: Weil Spanien im Kriege sich unserer Landsleute über See in wärmster Weise angenommen hat, sind wir den Spaniern dankbar. Diese Dankbarkeit ist ein echt deutscher Charakterzug und beeinflußt auch unser politisches Verhältnis. Darum sind wir bemüht, die auftauchenden Differenzen im friedlichen Geiste beizulegen und glauben, daß dieses Bestreben auch bei den Spaniern vorhanden ist.

Die russischen Zusatzverträge sind heute im Auswärtigen Amt in Berlin beiderseits unterschrieben worden, ihre Veröffentlichung steht unmittelbar bevor.

Der polnische Ministerpräsident Steczkowski hat ein Entlassungsgesuch eingereicht, weil er aus Gesundheitsgründen seinem Amt nicht mehr gewachsen sei. Man spricht von Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Vertreter des Auswärtigen Fürsten Radziwill über Beschleunigung oder Verzögerung der Verhandlungen mit Deutschland.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 1. September.

Der 75. Geburtstag des Reichskanzlers wird Anlaß zu einer Reihe von Äußerungen „zur Lage". In einer Ansprache an den Verband katholischer Studentenvereine charakterisiert der Reichskanzler die deutsche Kriegspsychose als eine Verschärfung der Parteigegensätze, die zwar keine wirkliche Erschütterung des Staatslebens bedeute, aber doch die Hoffnungen der Feinde auf inneren Zusammenbruch stärke. — Diese Gereiztheit gegeneinander, die nicht nur das Verhältnis der Parteien kennzeichnet, sondern alle menschlichen Beziehungen in irgendeiner Weise bedroht, ist eine Gefahr, gegen die man immer wieder bewußt alle Mächte der Gelassenheit und Freundlichkeit aufbieten sollte. Viele Menschen haben es ganz vergessen, wie ein bißchen Freundlichkeit für Geber und Empfänger einen ganzen Tag in ein anderes Licht heben kann.

Eine Bundesratsvorlage zur Wohnungsfrage soll bevorstehen. Der Mieterschutz soll darin, so heißt es, unter Wahrung der Interessen des Hausbesitzes bedeutend erweitert werden. Der Gedanke einer „Rationierung des Wohnungsaufwandes" bzw. einer Zwangseinquartierung ist aufgegeben.

Montag, 2. September.

Die Wiedererstarkung der gewerkschaftlichen Organisation als Folge des Hilfsdienstgesetzes läßt die Statistik der freien Gewerkschaften vom Jahre 1917 erkennen. Ende 1916 war der Mitgliederstand weiter unter eine Million (935 000) gesunken und war damit auf dem tiefsten Grad während des Krieges angekommen. Im Laufe des Jahres 1917 wurde, allmählich ansteigend, wieder eine Höhe von mehr als 1¼ Million erreicht. Die Frauen sind daran verhältnismäßig stark beteiligt. Ihre Zahl stieg von Ende 1916 ab von 197 000 auf 330 000. Ohne Zweifel hat das Hilfsdienstgesetz durch die Bedeutung, die es der Arbeiterorganisation gab, einen starken Anteil an diesem Aufstieg. Natürlich kommen auch andere Umstände: vor allem das Stabilerwerden der Arbeitermassen innerhalb der Kriegsindustrie, fördernd hinzu.

Im Herrenhaus beginnen die Vorbesprechungen der beiden Fraktionen zur Verfassungsvorlage. Am 4. September setzt die Arbeit des Verfassungsausschusses ein, die vor Wiederzusammentritt des Reichstages erledigt sein soll. Es kann wohl kaum erwartet werden, daß uns von hier aus die schwungvolle, zeitgemäße Tat kommen wird.

Ein Gespräch über deutsche Propaganda. Es wird behauptet, auch die Rede Solfs sei nicht gut, weil sie zu wenig aggressiv sei, nicht scharf und schneidig genug alles aufzähle, was in der englischen Politik dem Programm der Völkerfreiheit widerstrebe. Vielleicht ist daran etwas Richtiges. In einem modernen englischen Roman gibt ein erfahrener Politiker einem Anfänger das Rezept des Erfolges: „Nur auf eins kommt es an: auf immer denselben Nagel mit immer demselben Hammer losschlagen." Diese Methode ist uns zu borniert — aber vielleicht mit Unrecht.

Dienstag, 3. September.

Trübe Frühherbsttage mit zu viel Regen verwarten wir mit dem Blick auf die westlichen Kämpfe. Dabei kommt es einem vor, als ob der Vergnügungsanzeiger der Zeitungen von Tag zu Tag anwachse. Aus den grauen Tagen schwillt der Drang nach Betäubung. Man kann die große Ebbe der Gemütsmächte vielleicht am unverhülltesten da sehen, wo sich mitten im schauerlichen Ernst die geräuschvolle Freude auslebt.

Mittwoch, 4. September.

Heute beginnt die Beratung der Verfassungsvorlage im Herrenhaus. Manchmal zieht einem doch die Hoffnung durch den Sinn, daß das zurzeit stärkste moralische Mittel zum Siege nach innen und außen noch rechtzeitig ergriffen werden könnte. Es heißt, daß in den Beratungen der Fraktionen ein einheitlicher Fortschritt zugunsten der Regierungsvorlage erzielt sei. Die „Neue Fraktion" steht einstimmig auf dem Boden der Vorlage, ebenso die Oberbürgermeister. Von den übrigen Herrenhausmitgliedern wird vor allem von Batocki gesagt, daß er seinen Einfluß zugunsten der Regierungsvorlage ausübte.

Donnerstag, 5. September.

Hindenburg selbst hat das Wort genommen, um vor der planmäßigen Verseuchung der öffentlichen Meinung durch die feindliche Flugblätteragitation zu warnen. Wenn etwas die Wirkung dieser ernsten und ruhigen Worte abzuschwächen geeignet ist, so ist es die Bedrohung der Gerüchtverbreiter, die ein Erlaß des Oberkommandos in den Marken ausspricht.

Der Reichskanzler hat die Verhandlungen der Verfassungskommission des Herrenhauses mit einer sehr deutlichen Ansprache eröffnet und zunächst noch einmal den Sinn der kaiserlichen Julibotschaft ausgesprochen:

„Wie von Kriegsbeginn an alle Söhne des Vaterlandes in gleicher Weise sich ihrer Pflicht bewußt gewesen sind, in gleicher Weise das Vaterland verteidigt haben, mit Aufbietung aller Kräfte, wie hier von sozialer Differenzierung noch nicht die Rede war, sondern hoch und niedrig, arm und reich, Gebildete und Ungebildete in gleicher Weise diese ihre Pflicht erfüllt haben, so soll auch nach dem Kriege im Frieden, den wir erhoffen, keine soziale Differenzierung in der einfachsten politischen Betätigung, im Wahlgeschäfte, stattfinden." „Das ist der Sinn," so fuhr der Reichskanzler fort, „in dem ich von Anfang an das königliche Wort verstanden habe. Jeder, der nach mir an diese Stelle treten wird, wird sich vor die gleiche Aufgabe gestellt sehen, und darum ist es unser aller Aufgabe, den Weg zu suchen und zu finden, der zur Einlösung des königlichen Wortes führt."

Den stärksten Nachdruck aber gab er seiner Stellungnahme durch die Worte: „Nach meiner ehrlichen Überzeugung handelt es sich in dieser schweren Frage um den Schutz und die Erhaltung von Krone und Dynastie." Der Kanzler warnte schließlich vor Verschleppung: „Jeder aufkeimende Verdacht eines Verschleppungsversuches würde der Agitation Nahrung geben und zu schweren Erschütterungen führen. Ich habe schon gesagt: Jeder, der nach mir an dieser Stelle steht, wird dieselbe Aufgabe auf sich nehmen müssen. Er wird sie aber wahrscheinlich dann unter relativ ungünstigen Verhältnissen durchzuführen haben. Jetzt kann das Gesetz noch mit solchen Sicherungen versehen werden, daß dadurch einer zu weitgehenden Radikalisierung unseres staatlichen Lebens vorgebeugt wird. Ob das später noch möglich sein wird, steht dahin."

Die rechtsstehenden Zeitungen lesen aus diesen Worten vor allem die Verständigungsbereitschaft der Regierung — jedenfalls paßt der Schluß in der Stimmung nicht sehr zu den Worten über das gleiche Recht aller Kämpfer.

Freitag, 6. September.

In Berlin ist die Schaffung von 20 000 Kleinwohnungen durch eine Denkschrift des Magistrats vorgesehen. An den Kosten ist die Stadt mit 5 Millionen beteiligt, die Beteiligung von Staat und Reich ist nachgesucht.

Eine wehmütig-launige Beurteilung der „Rose von Stambul" durch den bekannten türkischen Staatsmann Djelal im „Berliner Tageblatt" schildert die Empfindungen eines „richtigen" Türken angesichts der sensationell aufgefärbten Türkei, deren Bild die Operette in die Hirne des deutschen Volkes pflanzt: Zigarrenkisten-Schönheiten in Phantasiekostümen, umweht von der geheimnisvollen Luft des Harems (der in Wirklichkeit der guten deutschen Mutter- und Kinderstube erstaunlich ähnlich sieht), bekleidet mit Namen, die in der Türkei — nie gehört wurden. Und das mitten im Kriege, da man sich eigentlich richtig kennen sollte!

Sonnabend, 7. September.

Ein Hamburger Ausschuß für den Wiederaufbau der Friedenswirtschaft hat sich unter dem Vorsitz von Generaldirektor Ballin gebildet und erläßt folgende Kundgebung:

„Der Ausschuß ist der Überzeugung, daß der Augenblick, genau umschriebene Pläne für den Wiederaufbau der Friedenswirtschaft zu machen, noch nicht gekommen ist. Wenn die Regierung ihre Maßnahmen nur als vorbereitende bezeichnet hat, so hält der Ausschuß diese Schritte gleichwohl für gefährlich, weil sie tatsächlich nicht so sehr einem Wiederaufbau der Friedenswirtschaft als vielmehr einer Verewigung des Verteilungsmechanismus dienen. Der Ausschuß erblickt in der vielfach

erörterten Absicht, nach dem Beispiel der östlichen Friedensverträge auch anderweitig Rohstofflieferungen von Staat zu Staat auszubedingen, ein Zeichen dafür, daß die Befürworter dieses Gedankens die weltpolitischen Verhältnisse und Interessen völlig verkennen.

Der Ausschuß hält die innerpolitische Rückwirkung einer Mechanisierung des Außen- und Großhandels auf alle Erwerbsstände für geradezu verhängnisvoll. Einengende Vorschriften werden in schneller Folge zu Zunftordnungen hindrängen, welche jede Initiative überwuchern, die Wagemutigen aus dem Erwerbszweig und schließlich überhaupt aus dem Lande verweisen werden. Die hiermit verbundene Einschrumpfung der Volkswirtschaft wird zugleich ganze Teile ihres hochentwickelten Arbeitsorganismus lahmlegen und damit Angestellte und Arbeiter brotlos machen oder doch auf kümmerliche Einkommensverhältnisse zurückwerfen.

Der Ausschuß fordert den Kaufmann auf, sich auf die Wurzeln seiner Kraft zu besinnen: auf die schöpferische Freiheit des Handelns, mit welcher die wache Energie des einzelnen sich dem täglichen Wandel der Dinge anpaßt, während der Beamte sich hierbei im Labyrinth der Kompetenzen in eine durch Förmlichkeiten verhüllte Entschlußunfähigkeit versetzt sieht.

Der Ausschuß erhebt in aller Entschiedenheit seine Stimme dagegen, daß dem Bundesrat ein neues Ermächtigungsgesetz für Maßnahmen der sogenannten Übergangswirtschaft bewilligt werde. Jedes gesetzgeberische Eingreifen in das Wirtschaftsleben, das nach Lage der heute noch nicht zu übersehenden Verhältnisse notwendig werden sollte, muß unter Mitwirkung des Deutschen Reichstages unter sorgfältiger Prüfung durch Sachverständige erfolgen, damit nicht zum Schaden der Volkswirtschaft schließlich die sich überstürzenden Bundesratsverordnungen der einzige Rohstoff bleiben, an welchem kein Mangel besteht."

Daß die letzte Wendung die sachliche Überzeugungskraft der temperamentvollen Erklärung erhöht, kann man nicht behaupten.

Naumann / Wer führt uns?

Soweit es sich um militärische Dinge handelt, führen uns die beiden großen Feldherren Hindenburg und Ludendorff. Wie aber steht es in der Politik? Haben wir da eine erkennbare Führung?

Der Verfassung nach wird der gesamte Staatsbetrieb des Reiches im Auftrage der Bundesfürsten vom Kaiser geleitet. Der Kaiser ist die Stelle, bei der alle Notwendigkeiten zusammenfließen, von der alle großen Beschlüsse ausgehen, denn der Kaiser beruft und entläßt den Reichskanzler, vertritt das Reich nach außen und ist sowohl militärische wie bürgerliche oberste Gewalt. In seinem Auftrag wird von seinen Angestellten der Krieg geführt und geschlossen, in seinem Namen wird mit der Volksvertretung über Gesetze und Leistungen verhandelt. An dieser Verfassungskonstruktion will zurzeit niemand etwas ändern, denn auch die radikalsten Demokraten fühlen, daß wir jetzt Wichtigeres zu tun haben als staatsrechtliche Streite. Die ganze Frage ist, ob und wie in der schwersten geschichtlichen Prüfung sich diese historisch gewordene Verfassung bewährt. Erweist sie sich als geeignetes Mittel zur Erhaltung der Nation, so wird sie bis in sehr ferne Zeiten unangefochten bleiben. Sollte das Gegenteil eintreten, so wird das kommende Geschlecht praktische Kritik üben. Jedenfalls denken wir während des Krieges nicht daran, über die Zusammensetzung unserer obersten Gewalten zu theoretisieren, aber wir verlangen, daß sie tatsächlich so geordnet sind, daß nicht das ganze Volk schwersten Schaden leiden muß. Das aber würde geschehen, wenn von der führenden Stelle kein führender Wille ausginge.

Nach der herkömmlichen staatsrechtlichen Auffassung werden wir damit getröstet, daß der Kaiser in seinen politischen Handlungen durch den verantwortlichen Reichskanzler vertreten wird. Das mag für Angelegenheiten mittleren Umfanges ganz gut sein, aber was nützt es uns in der Lebensfrage des Deutschtums, wenn wir zwar den Reichskanzler im Hauptausschuß befragen können, er aber selber nicht weiß, wohin der Wagen führt oder es wenigstens aus diplomatischen Rücksichten nicht sagt? Das ist der heutige Zustand. Gegen die Person des gegenwärtigen Reichskanzlers haben wir gar nichts einzuwenden, sein Stellvertreter ist unser verehrter Parteifreund v. Payer, die Regierung genießt das Vertrauen der Mehrheit, aber sie selber kann den führenden Willen nicht erzeugen, der jetzt nötig ist, da auch sie nur die eine Hälfte des Systems der Gewalten darstellt und bis jetzt nicht verhindern kann, daß beständig widersprechende Aussagen als Kundgebungen der deutschen Macht in die Öffentlichkeit gelangen. Alle Friedenskundgebungen vom Dezember 1916 an wurden durch entgegengesetzte Handlungen oder Reden durchkreuzt. Kein Mensch weiß mehr, was davon richtige Meinung der Oberleitung ist. Darüber klagt man rechts und links; überall wird empfunden, daß in der Grundfrage Klarheit geschaffen werden müßte, selbst wenn die Klarheit darin bestände, daß nicht wir, sondern unsere Gegenspieler die Führung gewinnen. Das, was heute vorliegt, ist Nebel. So wenigstens sieht es die Volksmenge an. Sie weiß nicht mehr, was sie hoffen, erwarten und fördern soll.

Natürlich kann man im Kriege kein ausgeführtes Einzelprogramm verlangen, denn jeder Tag ändert die Ansichten und Aussichten. Auch die Regierenden müssen von Tag zu Tage lernen, und es wäre ein Verhängnis, wenn sie es nicht täten. In diesem Sinne erheben wir keine Vorwürfe dagegen, daß in östlichen Fragen experimentiert wird, denn jede andere Haltung würde auch nur den Wert von Versuchen haben. Über die Regierungen Rußlands und der Ukraine kann es keine endgültige Meinung geben. Anders aber liegt es hinsichtlich der Anerkennung der neuen Staaten diesseits der russischen Vertragsgrenze. Hier kann der Hauptpunkt formuliert werden, ob wir den befreiten Staaten Selbstbestimmung geben wollen oder nicht. Alle Einzelausführungen können der Zukunft vorbehalten bleiben, aber die Richtung selbst sollte und müßte erkennbar sein. Das ist sie heute nicht. Man braucht nur an die traurigen Schiebereien in Litauen zu denken. Wann wird klar gesagt, daß es sich um selbständige, mit uns verbündete Nationen handeln soll und wann wird dementsprechend gehandelt? Will man annektieren oder dauernd okkupieren, so mag es gesagt werden; dann werden wir protestieren und alle Mitverantwortung ablehnen, aber wir werden wenigstens aufhören, uns der ewigen Dreherei und Verschleierung zu schämen. Der jetzige Unklarheitszustand verdirbt den Charakter sowohl der besetzten östlichen Gebiete wie der Besetzenden, wie auch den der verantwortlichen Regierung. Weiß denn ein Mensch, ob wir Deutschen von Befreiung kleinerer Völker reden können oder nicht? Wir sind durch Schuld unserer Regierungszustände fast das undurchsichtigste aller Völker geworden.

Oder wie steht es mit Belgien? Als neulich Staatssekretär Solf von der Wiederherstellung sprach, wußte niemand, ob er als Privatmann redete oder als Staatsvertreter, denn der Reichskanzler sprach anders und die Besatzungsbehörden noch anders. Wir geben zu, daß es nicht leicht ist, ein letztes Wort zu sagen, aber das Hin- und Herreden ohne Einheitlichkeit ist das schädlichste, was möglich ist. Ausland und Inland müssen erfahren, woran sie sich zu halten haben: weltverständlich und ohne Hinterhalt! Ja oder nein?! Nicht: ja und nein!

Und schließlich fließen alle Unklarheiten in der Frage des Verständigungsfriedens zusammen. Auch hierbei können hundert Einzelheiten im gegenwärtigen Zeitpunkt

nicht erledigt werden, aber das muß das deutsche Volk und die übrige Welt wissen, ob wir ehrlich bereit sind, über Völkerverständigung zu verhandeln, oder ob wir einen militärischen Sieg über England-Amerika erwarten. Solange wir unsicher sind, haben alle Friedensversuche keinen Zweck und würden besser unterbleiben, denn vor dem Friedenschließen muß der Friedenswille vorhanden sein. Nachdem nun Staatssekretär v. Kühlmann deshalb seine Stellung verlor, weil er aussprach, daß mit militärischen Mitteln allein der Krieg nicht beendet werden könne, ist erst recht das Schwanken aller Meinungen an der Tagesordnung. Vertritt etwa der Reichskanzler im Namen des Kaisers die entgegengesetzte Auffassung? Oder fehlt eine von den regierenden Oberkräften gemeinsam gebilligte Generalidee?

Ein Volk wie das unserige kann ungeheure Opfer bringen, aber man darf es nicht als unmündig behandeln. Es will wissen, woran es ist. Es wird sich bis zur letzten Kraft verteidigen, wenn es klar sieht, daß es keinen anderen Weg gibt. Bis heute aber kann das niemand klar sehen, weil der rückhaltlose Versuch des Völkerfriedens noch nicht gemacht wurde. Von da an, wo der Kanzler Michaelis mit seinem Worte „wie ich sie auffasse" die Mehrheitsresolution zur Gummipuppe machte, haben wir kein durchsichtiges Wetter. Seitdem sind etwa 14 Monate voll Blut vergangen. Genügt das nicht, um zu einer klaren Fragestellung zurückzukehren?

Man macht sich in Deutschland nur schwer eine hinreichende Vorstellung von der Weltbedeutung der Wilsonschen Weltpropaganda. Er ist, um so zu sagen, der internationale Kaiser der Gegenwart. Wodurch? Ist er an sich von übermenschlicher Gewalt oder von übermächtigem Geiste? Nein, aber er sättigt die Menschheit mit einigen großen, weiten Zielen und sagt volksverständlich, was er will. Er wird begriffen. Einigermaßen gilt das auch von Lloyd George. Wir wissen recht wohl, wie viele Dunkelheiten unter der scheinbaren Klarheit von Wilson verborgen sind, und nichts ist leichter, als seine Sätze in der Studierstube zu zerlegen. Aber trotzdem laufen sie um die Erdkugel und wirken als Kraft. Es entsteht das Gefühl des Wollens. Und bei uns? Wir haben die beste, tapferste Armee, die besten Feldherren, aber eine Politik, die niemand versteht, weil sie aus dem Vorzimmer nicht herauskommt.

Als unsere Vorväter einen Deutschen Kaiser verlangten, da erwarteten sie von ihm, daß er ein Träger des Lichtes sein werde, wenn es einmal dunkel wird am deutschen Himmel. Bismarck häufte so viele Rechte und Befugnisse auf das eine Haupt, weil er annahm, daß der eine Bevorzugte klare Ziele dem Volke werde geben können. Jetzt ist der Zeitpunkt der Probe. Jetzt heißt es in Nord und Süd: Wer führt uns?

Wilhelm Heile / Klar Kimming, Herr Kanzler!

Man kann von einem konservativen Mann nicht liberale Politik erwarten. Das ist nicht einmal denkbar bei einem Mann an nachgeordneter Stelle, wo man nach altem Herkommen ein Amt, aber keine Meinung haben soll. Erst recht undenkbar ist es, wenn es sich um den Reichskanzler handelt, der schließlich auch dann ein politisches Amt bekleidet, wenn er sich lediglich als Diener seines kaiserlichen Herrn und nicht als Sachwalter des deutschen Volkes fühlt. Nun aber haben wir — zum erstenmal — einen Kanzler, der als Politiker und nicht als Beamter auf seinen Platz berufen worden ist. Man wußte, wes Geistes Kind er politisch ist. Und niemand durfte erwarten, daß er seine ganze politische Vergangenheit aus der Erinnerung auslöschen, sein Denken und Wollen von ihr völlig unabhängig machen könnte, er, der dreiviertel Jahrhundert erlebte und davon anderthalb Menschenalter als politisch denkender und tätiger, zum größten Teil sogar führender Mensch.

Jedermann weiß, daß Graf Hertling von jeher dem konservativen Flügel seiner Partei angehört hat. Aber jedermann weiß auch, daß er immer ein kluger Mann gewesen ist, viel zu klug, um konservativ im reaktionären Sinne zu sein. So durfte man sich von seiner Kanzlerschaft versprechen, daß er zwar nicht als Bahnbrecher liberaler und demokratischer Staatsauffassung, wohl aber als Vertrauensmann des Zentrums und in enger Fühlung mit den übrigen Parteien der Reichstagsmehrheit seines Amtes walten werde. Beides ist nicht eingetroffen. Längst besitzt er bei seiner eigenen Partei kein rechtes Vertrauen mehr oder doch nur bei einem sehr kleinen Teile, und die Fühlung mit Liberalen und Sozialdemokraten hat überhaupt nie bestanden. Alle Bemühungen des Vizekanzlers Payer sind erfolglos geblieben. Diese Regierung, die wie eine Verkörperung des neuen Geistes in Annäherung an das parlamentarische System Trägerin und Vollstreckerin des deutschen Volkswillens sein sollte, hat aus Mangel an innerer Einheitlichkeit nicht die Kraft dazu, unter Überwindung der allbekannten Widerstände die übernommene Aufgabe zu erfüllen. Ob im Reiche, ob in Preußen — es ist überall das gleiche. Friedberg und Drews mühen sich ebenso erfolglos wie Payer. Kein Wunder. Denn wenn der Lokomotivführer an der Bremse sitzt, kann der Zug nicht fahren.

Das ist für uns keine neue Erkenntnis. Schon öfter waren wir nahe daran, das in aller Offenheit deutlich und nachdrücklich auszusprechen. Die Rücksicht auf das Zentrum, verbunden mit der Sorge um das Zusammenhalten der Reichstagsmehrheit, hat uns bisher davon abgehalten. Man erinnert sich an Vorgänge im Hauptausschuß des Reichstags, bei denen nur das Kapital an Vertrauen, das der Vizekanzler besitzt, das Zusammenballen von Wetterwolken verhindert hat. Die Rede aber, die Graf Hertling am letzten Mittwoch im Verfassungsausschuß des preußischen Herrenhauses gehalten hat, nötigt doch dazu, allen Ernstes nicht mehr bloß im geschlossenen Kreise, sondern vor der deutschen Öffentlichkeit die Frage aufzuwerfen, ob dieser Mann in dieser Zeit noch länger unser Führer sein darf.

Dem buchstäblichen Wortlaut nach kann man die Rede Hertlings zwar als einen ernsthaften Versuch betrachten, die erlauchten und edlen Herren zum Einlenken zu bewegen. Aber über der ganzen Rede schwebt als Motto das unselige Wort, mit dem Herr Michaelis die Friedenskundgebung des Reichstags von vornherein um die Möglichkeit der Wirkung und jeden anderen Verständigungsversuch um den Ruf der Ehrlichkeit gebracht hat. Graf Hertling redet freilich ganz eindringlich und beweglich auf die Herren ein und bringt ihnen „den ganzen Ernst der Stunde und die Tragweite der zu fassenden Beschlüsse vor die Augen". Und doch fühlt man sich immerfort an das Augenzwinkern der Auguren erinnert. Es ist, als riefe er den Herren zu: Die Wahlrechtsreform ist nun einmal versprochen; nehmen Sie sie also an, denn sonst kommt es noch schlimmer. Jetzt kann die Reform noch durch „Sicherungen" um ihren Sinn gebracht werden; noch können wir mit ihrer Hilfe der Katze die Krallen beschneiden; also, wir verstehen uns: Wahlrechtsreform gewiß, aber „so, wie ich sie auffasse".

Digitized by Google

Diese etwas summarische Zusammenfassung des Inhalts der Hertlingschen Rede mag wie eine boshafte Karikatur wirken; sie mag der Gemütsverfassung und den letzten Beweggründen Hertlings nicht ganz gerecht werden; den wesentlichen Inhalt der Rede aber kennzeichnet sie zweifellos richtig, nach Ziel sowohl wie nach Wirkung. Wir übertreiben ganz und gar nicht, wenn wir sagen: Der Geist, von dem Hertlings Ausführungen durchdrungen waren, hatte wenig mehr gemein mit dem Geist vom 4. August 1914, wenig gemein mit dem Geist, der aus Bethmann Hollwegs Reden Herzen erwärmend und Willen stärkend zu uns sprach. Man liest die Rede und liest sie noch einmal und findet nichts wie kalt abwägende Klugheit, nicht die Klugheit des greisen und weisen Nestors, die dem Redner wohl angestanden hätte, sondern eine Klugheit, die sich über rechnende Schlauheit kaum zu erheben vermag, weil das Herz nicht bei der Sache ist.

Nicht weil er die Gleichberechtigung aller für die unentbehrliche moralische Voraussetzung der Gesundheit und Festigkeit unseres Staatswesens hält, nicht weil er hinter den Erfahrungen des Krieges mit seiner Gleichheit der schwersten Opfer es sich nicht mehr anders denken könnte, sondern weil der Kaiser und König sein Wort verpfändet hat, will er mit der übernommenen Verpflichtung zur Einleitung dieses Wortes stehen und fallen. Innerlich liegt ihm offenbar nichts daran, daß das Wort erfüllt wird, klar und unzweideutig und ohne Winkelzüge, wie es gegeben ist und gedacht war. Und so müht er sich, den widerstrebenden Herren Entgegenkommen zu zeigen, dreht und deutelt deshalb am Königswort herum, gibt die versprochene Gleichheit des Staatsbürgerrechts preis, indem er lediglich von dem sehr vieldeutigen Begriff einer sozialen Differenzierung spricht, die beim Wahlrecht nicht mehr stattfinden dürfe, und legt den Herren noch obendrein nahe, sich nur ruhig Zeit bei ihren Beratungen zu lassen. Er sagt zwar: „Jeder aufkeimende Verdacht eines Verschleppungsversuches" würde — nicht etwa ein Anlaß für ihn zum Eingreifen mit fester Hand sein, sondern nur „der Agitation Nahrung geben und zu schweren Erschütterungen führen"; aber warum will er „keine Vorschläge über das Tempo machen"? Hat das Volk nicht schon lange genug auf sein Recht gewartet und der König noch nicht lange genug auf die Einlösung seines Wortes? Glaubt er, daß es ein besonderer Anreiz zur Eile ist, wenn er im Hinblick auf das Tempo der Beratungen ausdrücklich versichert, daß er „keinen Druck ausüben" werde?

Graf Hertling weiß wohl, daß die Stunde ernst ist und deshalb drängt. Aber er hat noch nicht begriffen, oder es macht auf ihn noch immer nicht den nötigen Eindruck, daß das Schicksal des Reiches, Dasein und Zukunft unseres Volkes von einer schnellen und ganz folgerichtigen, rückhaltlos ehrlichen Einlösung des Königswortes abhängt. Das ist ihm so wenig wichtig, daß er darüber nicht ein Wort verliert. Oder glaubte er klug zu handeln, indem er im hohen Hause der Herren nur von den Gefahren für die Krone, vom Recht und Schicksal des Volkes aber möglichst wenig sprach? „Es steht", sagte er, „viel mehr auf dem Spiele. Nach meiner ehrlichen Überzeugung handelt es sich in dieser schweren Frage um den Schutz und die Erhaltung von Krone und Dynastie." Und deshalb müssen die Bedenken der Herren, die er „vollkommen zu würdigen weiß, zurückgestellt werden hinter die größere Aufgabe, die wertvollsten Güter unseres staatlichen und nationalen Lebens, Dynastie und Krone zu schützen".

Zweifellos hat Graf Hertling recht, wenn er sagt, daß Krone und Dynastie in Gefahr geraten, wenn die Wahlreform nicht durchgeführt wird. Er hätte weitergehen können und sollen, und sagen, daß die Gefahr schon droht, wenn die Reform nicht bald und nicht ehrlich durchgeführt wird. Das Schicksal Rußlands, wo die Krone es nicht dazu hat kommen lassen, daß Volk und Staat eins wurden, spricht eine hinreichend deutliche Sprache. Es ist nur verwunderlich, daß die Diener der Krone — und als solcher fühlt sich Graf Hertling offenbar mehr wie als Diener des Volkes — daraus nicht gelernt haben, wie nötig es ist, dringend nötig, schnell und ganz zu handeln. Deutschland steht zwar, ganz anders wie das Rußland des Zaren, stark und unbesiegt da. Den Druck von außen hat uns nicht zermürbt, hat keinen Sprung in das Gefüge unseres Staatswesens gemacht. Aber dieser Druck ist doch so stark und kann noch weiter in einem Maße anwachsen, daß wir allen Anlaß haben, unser Gefüge noch fester zu machen, als es schon bisher war. Das ist ja auch der Sinn des königlichen Versprechens: Der König will, daß fortan die Gesamtheit des Volkes, unter vollkommener Gleichberechtigung aller, der Träger des Staatswesens sein soll, so daß die Begriffe von Volk und Staat sich decken. Der König will, wie sein großer Vorfahr, Ehre und Daseinszweck darin suchen, daß er der erste Diener des Staates und Volkes ist. Das heißt: er ist sich dessen bewußt, daß die Krone wie der Staat um des Volkes willen da sind und nicht umgekehrt das Volk um des Staates oder gar der Krone willen. Und wie er schon den Zaren während des russisch-japanischen Krieges vor den Gefahren einer Revolution warnte und zur Einführung der Verfassung riet, weil ihm der Gedanke durchaus geläufig war, daß das Schicksal der Dynastien von einer glücklichen Regelung des Verhältnisses zwischen Volk und Staat und Krone abhängig ist, so hat er durch den Geist, von dem die Osterbotschaft und die früheren ähnlichen Kundgebungen erfüllt sind, es deutlich als seine Meinung und seinen Willen bekundet, daß es in erster Linie die Daseinsnotwendigkeiten des Volkes und dann erst die des Staates und zuletzt die der Krone sind, die die Gestaltung dieses Verhältnisses auf dem gemeinsamen Schicksalsweg bestimmen. Das ist es, was mit dem Worte vom Volkskaisertum gemeint war.

Wie anders nimmt sich dagegen aus, was der Kanzler für die Wahlreform zu sagen wußte. Nicht um den Staat zu stärken, sondern um die Krone zu retten vertritt er die Wahlreform, die so als ein unbequemes Zugeständnis erscheint, das von der Not der Zeit erzwungen ist. Und indem er so durchfühlen läßt, daß er nur mit innerem Widerstreben sich einer leider unentrinnbaren Notwendigkeit fügt, wird er auch in seinem eigenen, höchst anfechtbaren Sinne zum schlechten Anwalt der Interessen der Krone und der Sache, für die zu wirken der Zweck seiner Rede war. Das Echo aus dem konservativen Blätterwalde wird ihn inzwischen belehrt haben, daß er auf diese Weise die preußischen Herren nicht zum Einlenken bewegen kann. Weil er allen Ernstes davon gesprochen hat, daß die Monarchie in Gefahr ist, wenn das Königswort nicht eingelöst wird, heißt man ihn schon einen „Totengräber der preußischen Monarchie", der sich auf die „schiefe Ebene der Zugeständnisse" begeben habe, die „selten befriedigen, aber immer den Eindruck der Schwäche machen".

Und die Konservativen haben recht: Halbheiten befriedigen niemand. Das preußische Volk kann in Hertlings Rede nur unnötige und bedenkliche Zugeständnisse an die Gegner der Reform sehen, die trotz ihrer Pose als Stützen des Thrones in dieser Frage von entscheidender Bedeutung Gegner der Krone sind. Die preußischen Herren aber machen

Digitized by Google

Front, weil sie vom Volkskönigtum so wenig halten wie vom Volksstaat, in dem sie nicht mehr die geborenen Gesetzgeber sind und nicht mehr die Obrigkeit, der das Volk Untertänigkeit und Gehorsam schuldet.

Gerade so, wie in den Kämpfen um die innere Neuordnung in Preußen und im Reich, liegt es auch bei der Führung der deutschen Außenpolitik. Niemand kann zween Herren dienen; man kann nicht gleichzeitig deutsche und alldeutsche Politik machen. Solange der Kanzler nicht den Trennungsstrich zwischen sich und den Alldeutschen mit aller Klarheit gezogen hat, kann er weder in Deutschland noch in der Außenwelt ein volles Vertrauen dazu erwarten, daß seine Politik im Gegensatz zu der von Michaelis ohne geistigen Vorbehalt von den Grundsätzen geleitet ist, die in der Reichstagsentschließung, in der Note an den Papst und auch in seinen eigenen Reden zum Ausdruck kommen. Es ist aber seine Aufgabe, die Leistungen des Heeres durch politische Maßnahmen zu unterstützen. Wie die Truppen die Aufgabe haben, die feindlichen Streitkräfte zu schwächen, so muß er bestrebt sein, die Gegner politisch zu entwaffnen. Dazu muß er sie politisch und moralisch ins Unrecht setzen. Durch nichts aber ist das schneller und sicherer zu erreichen, als dadurch, daß er den Alldeutschen Fehde ansagt und ohne Zaudern und ohne Winkelzüge den aus inneren Gründen notwendigen Umbau Preußens und damit des Reiches zum freien Volksstaat nun endlich durchführt. Und wenn das gegen seine Überzeugung ist, so muß er als treuer Diener seines Kaisers sowohl wie als treuer Sachwalter der Interessen des Vaterlandes einem Manne anderen Geistes Platz machen, der mit vollem Herzen und nicht bloß, weil es seines Amtes ist, alle Kräfte dafür einsetzt, daß an Stelle der gottgegebenen Abhängigkeiten das gegenseitige Vertrauen von Regierung und Volksvertretung und Volk die sichere Grundlage des Staatsbaues werde. Strebt der am ersten im Innern nach Freiheit und Gleichberechtigung und solchem Vertrauen, so wird ihm die Zusammenfassung der ganzen deutschen Volkskraft zur einheitlichen Wirkung nach außen ganz von selber zufallen. Das ebnet die Bahnen, die zur Verständigung mit den Feinden führen und gibt zugleich für den Fall, daß die Feinde in hochmütigem Wahnsinn bei ihrem jetzigen Verhalten verharren, eine Neubelebung und Stärkung unserer moralischen und damit tatsächlichen Kräfte, daß wir allen Möglichkeiten voll Zuversicht ins Auge seh enkönnten. Also: Ruum hart und klar Kimming, Herr Kanzler!

Gertrud Bäumer / Der falsche Ton in der Bevölkerungspolitik

Die drei bevölkerungspolitischen Entwürfe, die den Reichstag demnächst beschäftigen werden, beginnen die öffentliche Meinung stark zu erregen. Es geschieht das, was bisher noch immer die Folge von Vorstößen gegen den Geburtenrückgang gewesen ist: in Volksversammlungen wird die Frage in einer Form und in einem Sinne erörtert, der den Absichten solcher Vorstöße genau entgegengesetzt ist. Mir scheint, daß die Schuld daran nicht bei der Volksversammlung, sondern bei der Art zu suchen ist, wie bei uns Bevölkerungspolitik getrieben wird. Und auch diesen Entwürfen gegenüber scheint mir das zuzutreffen.

Wenn der Liberalismus noch irgendwelche geistige Arbeit an die Festigung seiner letzten, innersten Grundsätze wendete — was er im allgemeinen leider nicht tut —, so müßte er einmal von seinem Boden aus die Frage der Bevölkerungspolitik durchdenken. Ja, es scheint höchste Zeit dazu, um einen Kurs abzuwenden, der letzten Endes den Menschen degradiert und darum nicht einmal bevölkerungspolitisch richtig sein kann.

Die Gesetzesentwürfe, die sich mit der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, den Mitteln zur Verhinderung der Geburten und der Unterbrechung der Schwangerschaft befassen, deuten in der Begründung mehrfach den Gedanken an, daß der Staat von seinen Bürgern als eine „zum mindesten moralische und vaterländische Pflicht“ (man beachte das wörtlich zitierte „zum mindesten!“) verlangen müsse, daß sie Kinder haben. Dieser Gedanke enthält eine Umkehrung von Zweck und Mittel, die ein Quell sittlicher Verwirrung werden muß. *Wenn* es eine Verantwortung gibt, die ein Mensch persönlich tragen, vor *seinem* Gewissen ausmachen muß, *wenn* es eine Pflicht gibt, die *nicht* von außen her auferlegt werden kann, sondern die aus persönlichstem inneren Ermessen erwächst, so ist es die, ob und wann man berechtigt ist — um den schönen Ausdruck Platos zu gebrauchen: „dem andern die Fackel des Lebens gottfürchtenden Sinnes weiter zu reichen“. In dieser persönlichen Entscheidung sollte selbstverständlich das Bewußtsein des großen Lebenszusammenhanges der Nation mitsprechen, sie steht selbstverständlich im Zeichen der Liebe zu einem kraftvollen blühenden Vaterland, zu seiner Zukunft, seinem geschichtlichen Fortleben. Aber dieser Einsatz lebendiger persönlicher Zukunftsgesinnung im Willen zur Elternschaft ist etwas vollkommen anderes, als wenn etwa, wie es hier geschieht, von einem Recht des in den Behörden repräsentierten Staates gesprochen wird, die Elternschaft vom einzelnen zu verlangen. Vielmehr: alle Pflichten, von denen in diesem Zusammenhang überhaupt geredet werden kann, sind zusammengefaßt in dem *Kinde*, dem neuen Menschen, der ins Leben gestellt wird. Sie bestehen *nur, ausschließlich*, ihm gegenüber: seiner Kraft und Lebensfähigkeit, und erst mittelbar, vermöge eben dieser Tüchtigkeit, dem Staatszweck. Der Wille zur Elternschaft kann und soll nur auf dies neue Leben selbst gerichtet sein, nicht auf ein Mittel für äußere Zwecke, und seien sie noch so berechtigt, ja noch so erhaben. Wenn irgendwo, so gilt hier der Kantsche Satz, daß der Mensch Selbstzweck sein muß. Es ist merkwürdig, daß so wenige Menschen die verborgene Unsittlichkeit spüren, die in dem Verlangen liegt, einen Menschen ins Leben zu stellen um eines äußeren Zweckes, nicht um der unvergleichbaren Größe und Herrlichkeit dieses Lebens selber willen. Und in demselben Sinne unsittlich ist es, wenn sich irgendeine äußere Gewalt mit ihren Ansprüchen in dieses Heiligtum persönlicher Lebensgestaltung eindrängen will, in die Frage, ob ein Mensch sein Blut in einem neuen Leben auferstehen sehen will. Jede Einmischung von außen ist eine Verletzung der Gesinnung, die Plato so fein in seinem Worte „gottfürchtenden Sinnes“ auffängt, der Verantwortung nach innen zu, vor dem schöpferischen Urgrund des Lebens. Es darf nicht dahin kommen, daß in der großen Unterordnung aller äußern individuellen Lebenszwecke unter die der Gesamtheit auch das Leben selbst, sein Werden und Blühen zum Mittel gestempelt wird. Und es ist Aufgabe des Liberalismus, der das kostbare und verletzliche Gut der persönlichen Freiheit im fester sich schließenden Ring der gesellschaftlichen Mächte zu schützen hat, über der feinen Grenze zu wachen, die persönliche Verantwortung und von außen gesetzte Pflicht voneinander trennt.

In dieser verkehrten Grundeinstellung sind die übrigen Roheiten dieser Art von Bevölkerungspolitik beschlossen: vor allem diese unbedenkliche Propaganda der *Zahl*. Ich habe Reden gehört, — und gelesen —, die von keiner anderen

Pflicht wußten, als der einer hohen Kinderzahl. Ob kranke Geschöpfe mitunterlaufen, ob sie wirtschaftlich versorgt werden können, ob ihnen ihr bescheidenstes Kulturrecht werden wird, darauf kommt es zunächst nicht an, nur viele müssen da sein. Dabei ging das Gefühl vollständig verloren, daß es sich hier doch um Menschenschicksale handelte, um Elternnot, um das Martyrium von Müttern, Kinderelend, verkümmerte Leiber, zerdrückte Seelen. Es schwand vollkommen aus dem Bewußtsein, daß sich doch in all diesen Menschen der Sinn des Lebens leiblich und seelisch verwirklichen solle, daß sie nicht Durchgang, Material für Staatszwecke sind, sondern ihre eigene, die unvergleichbar hohe Bestimmung haben, wie unsere (vergessenen?) idealistischen Führer gesagt haben würden, „ihr Auge zu den Sternen zu erheben". Glaubt man wirklich, den Sinn für die Schönheit und Heiligkeit des Lebens, die Freude am menschlichen Werden und Blühen, die das Element des Willens zur Elternschaft ist, zu stärken durch diese degradierende Betrachtung? Das Echo, das diese Propaganda findet, sollte doch Lehre genug sein. In diesem Echo verbinden sich richtige und unedle Instinkte. Ein richtiges Gefühl ist der Protest gegen die Entwürdigung des Menschen, die in der Behandlung der Menschen- und Lebensfrage als eines reinen Problems von Masse und Mittel liegt. Ein richtiges Gefühl ist die Auflehnung dagegen, daß das Höchste, das ein Mensch sich selbst erwählen kann, die persönlichste, innigste und zugleich natürlichste Aufgabe, zur Forderung von außen her, zu einem Soll von Obrigkeitswegen herabgedrückt wird. An dieses richtige Gefühl aber hängt sich dann — und das ist das ganz Gefährliche — alle wirkliche Entartung; Genußsucht, Schwäche, Bequemlichkeit, borgt sich das Kleid der verletzten Menschenwürde und wirkt, indem sie ihre Stimme mit der gerechten Abwehr verbindet, verwirrend und zersetzend auf das gesunde Gefühl, das diese plumpe Propaganda ablehnt, aber sich über sich selbst nicht klar genug ist, um Berechtigtes und Unedles scharf trennen zu können.

Es ist nicht gut, daß diese Dinge öffentlich breitgetreten werden. Man schafft durch den gerechten Unwillen, den man in anständig und feinfühlig gearteten Menschen dadurch hervorruft, nur eine desto größere innere Bereitschaft für eine Propaganda der kleinen Zahl. Man dient den Stimmungen, die man bekämpfen will.

Wenn von diesen Gedankengängen aus die Brücke zu den vorliegenden Gesetzen gesucht wird, muß zunächst einem Mißverständnis vorgebeugt werden. (Es soll hier nur von den Gesetzen gesprochen werden, die sich mit Empfängnisverhütung und Schwangerschaftsunterbrechung befassen.) Die eben dargelegten Gedankengänge bedeuten keine Ablehnung von gesetzlichen Maßnahmen, die Versuchungen vermindern und Mißbräuche bekämpfen. Im Gegenteil, es liegt nur in ihrer Richtung, wenn durch schärfste Bestimmungen verhütet wird, daß die Reklame der Schutzmittelindustrie ihre Handelsinteressen auf Kosten der Volkskraft betreibt. Es ist das Widerwärtigste vom Widerwärtigen, wenn in mündlicher oder schriftlicher Anpreisung „Stimmung" gemacht wird für den Absatz von Verhütungsmitteln und junge Paare wie die Zuschriften von Ausstattungsgeschäften auch die Zudringlichkeiten dieser betriebsamen „Aufklärung" übersandt bekommen. Es ist richtig, daß jedes Anpreisen, Ausstellen und ohne Nachfrage Anbieten dieser Dinge verboten wird. Es ist ferner unbedingt richtig, daß die Herstellung und der Verkauf unter Kontrolle genommen werden, daß die Herstellung gefährlicher Apparate, die der Arzt nicht nötig hat, ganz verboten, der Bezug anderer, die nur in den Händen des Arztes unbedenklich sind, ihm vorbehalten wird.

In weiteren Bestimmungen aber gibt der Entwurf Anlaß zu schweren Bedenken.

Er macht einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den Mitteln, die beim Mann, und denen, die bei der Frau zur Anwendung kommen. Die ersten werden ganz frei gelassen, auch durch Anpreisungsbeschränkungen irgendwelcher Art nicht betroffen. Man wird damit einverstanden sein müssen, weil es sich dabei zugleich um Schutzmittel gegen Infektionen handelt. Vom Standpunkt der Frau aus mit Schmerz und Widerstreben einverstanden, denn für Tausende von jungen Menschen bedeutet die Propaganda dieser Schutzmittel die Aufforderung zum verantwortungslosen Geschlechtsverkehr und die Vortäuschung einer immerhin zweifelhaften Sicherheit. Aber wenn uns versichert wird, daß dadurch ein Elend eingeschränkt werden kann, das Frau und Familie am schwersten bedroht, so werden wir schweigen müssen und nur wünschen können, daß der Zynismus, mit dem bei dieser Empfehlung von Schutzmitteln der verantwortungslose Geschlechtsverkehr als ein absolut Selbstverständliches vorausgesetzt wird, auch etwas stärker unter die Zucht bevölkerungspolitischer Gedanken gestellt wird.

Von den bei der Frau anzuwendenden empfängnisverhütenden Mitteln sollen nun aber auch die gefahrlosen nur durch ärztliche Verordnung zugängig sein. Dieser Bestimmung liegt eine Einschätzung der Frau zugrunde, die kraß und eindeutig in der Begründung zu einer anderen Stelle zum Ausdruck kommt. Sie sucht nämlich die Initiative der Kinderbeschränkung ausschließlich in der „Bequemlichkeit, Eitelkeit und Genußsucht" der Frau und behauptet schlankweg „dabei handelt es sich erfahrungsgemäß bei verheirateten Frauen in der Regel nicht einmal um eine wirtschaftliche Notlage, sondern um das Verlangen, möglichst unbeeinträchtigt an den Genüssen des Lebens teilnehmen zu können und keine gewohnte Bequemlichkeit entbehren zu müssen." Es gibt natürlich Frauen, auf die das zutrifft, aber es ist eine unerhörte Einseitigkeit, sie als typisch hinzustellen und für alles verantwortlich zu machen, was auf dem Gebiet des Geburtenrückganges zu beklagen ist. Es ist gar kein Wunder, wenn solche maßlosen Behauptungen, noch dazu in einer Zeit, die von den Frauen das verlangt und ihnen das antut, was sie heute leisten und leiden müssen, die schmerzlichste Empörung hervorrufen. Denn in der Mehrzahl der Fälle liegt der Konflikt ganz anders: da ist es die gemeinsame Verantwortung von Mann und Frau den Kindern, die sie schon haben, und den Ungeborenen gegenüber, die zum Verzicht führt. Es ist eine unverständliche und — wenn schon von Bevölkerungspolitik gesprochen werden muß: unpolitische Vogelstrauß-Politik, wenn an der Tatsache der wachsenden Spannung zwischen Gehältern und Lebensteuerung vorübergegangen wird. Und es gibt auch ein sittlich falsches Bild, wenn die vollkommene Verantwortungslosigkeit, die gar keine Pflichtbeziehung mehr zwischen Versorgungsspielraum und Kinderzahl anerkennt, als höchste Tugend gepriesen, und schon die Fragestellung nach den wirtschaftlichen Grundlagen der Elternschaft als Schwäche oder gar „Selbstsucht" abgetan wird. Die Eiferer der großen Zahl kommen in ihren tendenziösen Darstellungen zu Karikaturen, die, wenn sie der Wahrheit entsprächen, überhaupt bedeuteten, daß jede Hoffnung schwinden müsse. Es muß bestritten werden, daß es so aussieht. Und es muß davor gewarnt werden,

Digitized by Google

zu schwarz zu malen — d. h. die Motive des Geburtenrückganges zu entstellen. Das kann nur Erbitterung erzeugen. Gewiß — es gibt Fälle genug, in denen eine materialistische, platte und bequeme Lebensauffassung hinter der Kinderlosigkeit oder der kleinen Kinderzahl steht, aber es gibt unendlich viel mehr Fälle, in denen der Verzicht von Mann und Frau, und besonders von der Frau, bitter und schmerzlich empfunden wird.

Und es gibt zahlreiche Fälle — damit kehre ich zu der Bestimmung zurück, die der Frau die von ihr anzuwendenden Mittel entzieht —, in denen die Frau die Möglichkeit haben muß, ihrem Verantwortungsgefühl entsprechend zu handeln. Ein hervorragender Gynäkologe, Prof. Fehling, sagt einmal, „daß malthusianische Vorkehrungen in jeder Ehe früher oder später zur Notwendigkeit werden, wenn die Frau ihre Konzeptionsfähigkeit behält und der Mann es für sein unantastbares Recht hält, in brutaler Weise ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe der Frau und der bereits vorhandenen Kinder seine sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen". Es muß auch bedacht werden, welche Wichtigkeit gerade aus bevölkerungspolitischen Gründen der Schonzeit zukommt, die der Frau nach jeder Entbindung gewährleistet werden muß. Je rascher die Geburtenfolge, um so größer die Zahl der im frühen Alter sterbenden Kinder. Vor allem darf nicht durch eine sofort wieder einsetzende Schwangerschaft das neugeborene Kind der Mutternahrung verlustig gehen. Es ist soziale Blindheit, sich darüber zu täuschen, daß es dazu in vielen Fällen der Empfängnis verhütenden Mittel bedarf. Und es ist eine unverantwortliche soziale Blindheit, an den anderen Fällen vorüberzugehen, wo in den Ehen von Syphilitikern und Alkoholikern die Frau allein die Trägerin der Verantwortung in Fortpflanzungsfragen sein muß. Man darf nicht einwenden, daß ja in all solchen Fällen der Arzt das Erforderliche verordnen wird. Es kann nicht erwartet werden, daß die Frau immer bereit ist, das Martyrium ihrer Ehe dem Arzt preiszugeben, und für breite Schichten ist der Weg über den Arzt nicht ohne weiteres zugänglich. Die Folge ist selbstverständlich der Schleichhandel, der diese Mittel den Wohlhabenderen trotzdem zugänglich macht, und andererseits die Zunahme der Vernichtung des keimenden Lebens. Für alle Frauen aber, die diese Wege aus solchen Konflikten nicht gehen, die Preisgabe an ein sinnloses Martyrium. Grundsätzlich aber muß gefragt werden, mit welchem Recht man der Frau in solchen Konfliktsfällen die eigene Entscheidung über ihre Mutterschaft entzieht? Kann wirklich behauptet werden, daß die sexuelle Moral des Mannes sich als so viel höherstehend erwiesen hat als die ihre, daß man berechtigt wäre, sie in dieser Weise vollkommen abhängig zu machen? Und es muß betont werden, daß es für die Frau Gründe aus der Sphäre höchster Gewissenhaftigkeit geben kann, die sich der Beurteilung des Arztes entziehen und für die sie nur sich selbst verantwortlich sein kann.

Die eben gekennzeichneten Folgen dieser Sperrung der Verhütungsmittel zu vermeiden, soll nun das Gesetz gegen die Vernichtung des keimenden Lebens dienen. Es gestattet dem Arzt die Vornahme eines Eingriffs nur bei schwerer Leibes- und Lebensgefahr der behandelten Frau, nicht aus sozialen oder rassenhygienischen Gründen, und macht einen solchen Eingriff bei dem beamteten Arzt anzeigepflichtig mit voller Personalienangabe. Wiederum ist in der Beschränkung des Rechts solcher Eingriffe auf den approbierten Arzt eine notwendige Maßnahme anzuerkennen. Die Ärzteschaft selbst hatte vorgeschlagen, daß alle Fälle einem Kollegium von Ärzten zur Begutachtung vorzulegen seien. Das erscheint richtiger, um die notwendigen Garantien gegen Mißbrauch zu schaffen als die Anzeigepflicht. Was die Anzeigepflicht anlangt, so ist es für die Frauen einigermaßen peinlich zu erfahren, wie leicht man ihnen gegenüber sich mit der Durchbrechung der Schweigepflicht abfindet, die im Falle der Geschlechtskrankheiten trotz der ungeheuren Gefahr der Verseuchung anderer (und der Wirkung auf den Geburtenrückgang!) wie ein rohes Ei behandelt wird, — auch noch in dem neuen Gesetz. Die Begründung des Gesetzes gibt sogar ganz seelenruhig zu, daß wohl einige Frauen aus Scheu vor dieser Anzeige es unterlassen werden, auch in notwendigen Fällen sich an den Arzt zu wenden und eben daran zu Grunde gehen. Das sei nun einmal unvermeidlich! Die Anzeige soll auch den Zweck haben, daß der beamtete Arzt in verdächtigen Fällen nachforschen kann, ob der Kollege nicht zu weitherzig gehandelt hat. Man stelle sich solche „Ermittlungen" praktisch vor, und man wird sicher zu der Überzeugung kommen, daß es der Würde des Ärztestandes und der Rücksicht auf die Patienten mehr entspricht, wenn man den von der Ärzteschaft vorgeschlagenen Weg kollegialer Entscheidung geht.

Außerdem: man soll gewiß die Möglichkeit solcher Eingriffe mit strengsten Kautelen umgeben, aber sie muß — insbesondere, wenn die Bestimmungen über die Verhütungsmittel Gesetz und im Geiste des Entwurfs durchgeführt werden — auch aus rassenhygienischen Gründen möglich sein. Es ist ein grausiger Gedanke, daß es keine Möglichkeit geben soll, einer Frau das Martyrium, lebenden Wesen das Elend und der Gesellschaft die Belastung einer unbegrenzten Zahl syphilitischer Kinder zu ersparen!

So sind die dem Reichstag vorliegenden Gesetzentwürfe — so Richtiges sie in vieler Hinsicht bringen — in ihren Übertreibungen gleichfalls auf den falschen Ton gestimmt, der die offizielle Bevölkerungspolitik bei uns kennzeichnet. Sie wollen die Volkskraft heben, indem sie durch polizeiliche Mittel die Nichtwollenden und darum in der Mehrzahl der Fälle auch Nichtgeeigneten zur Nachkommenschaft zwingen — unter Nichtachtung und Übergehung der feineren Gewissenskonflikte, die auf diesem Gebiet wie auf keinem anderen durchgemacht werden müssen. Der Weg ist nicht gut. Er entwickelt auf einem Gebiet, das mit höchster Vorsicht behandelt werden muß, ein System von Sensationen: Schleichhandel, Denunzierung, Enthüllungen usw. usw., das die ungesunden Mächte, die an der Volkskraft zehren, herausfordert und verstärkt, statt sie zu schwächen.

Man soll ohne viele Reden und ohne zu weitgehende Maßregeln dunkler Gebiete versuchen, soweit es irgend möglich ist, die wirtschaftlich-sozialen Grundlagen eines gesunden, frohen Lebens zu schaffen und dann den gesunden Kräften des Volkes das Weitere überlassen. Genügt das nicht, versagen sie — dann wird auch kein Zwang und keine Polizei helfen, im Gegenteil, sie werden die Zersetzung beschleunigen.

Julius Luebeck / Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft

Unbestritten ist es eines der wichtigsten volkswirtschaftlichen Probleme des deutschen Volkes für die Zeit nach dem Kriege, die Lebensmittelversorgung einer glücklichen Lösung entgegenzuführen. Unmöglich wird man aber einfach wieder da anknüpfen können, wo man am 1. August 1914 aufgehört hat. Wir werden vielmehr

Digitized by Google

damit rechnen müssen, daß die Zeit der Übergangswirtschaft und der allmählichen Überleitung in die normalen Friedensverhältnisse der Zukunft unserer Volkswirtschaft noch manche harte Prüfung auferlegen wird. Um so verdienstlicher erscheint es uns, daß die deutsche Landwirtschaft bereits mit einem imposanten Werk auf den Plan getreten ist, um vor der gesamten Öffentlichkeit die Wege und Ziele zu erörtern, die sie für ihren Umbau nach dem Kriege in der Übergangswirtschaft und später zu ergreifen für nötig hält. Das Werk, an dem nicht weniger als 40 Mitarbeiter zur systematischen und programmatischen Durcharbeitung der Kriegserfahrungen mitgewirkt haben, ist unter dem Titel „Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege" gemeinsam von Unterstaatssekretär Frhrn. Edler von Braun und Professor Dr. H. Dade unter Mitwirkung des Vorsitzenden der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft v. Freier-Hoppenrade und des Vorsitzenden des Bundes der Landwirte Freiherrn v. Wangenheim-Kl. Spiegel herausgegeben worden. (Verlag Paul Parey, Berlin 1918. Preis 17 Mark.)

Die wirtschaftswissenschaftliche Kritik wird wohl kaum alle Ausführungen des an sich sehr wertvollen Sammelwerkes gutheißen können. So, wenn der Herausgeber, Frhr. Edler von Braun, in der Einleitung, einem allgemeinen Überblick über die verschiedenen landwirtschaftlichen Probleme der Gegenwart und Zukunft, ausführt, daß „Bismarck schon 1877 die Gefahren klar vorausgesehen hat, die Deutschland aus damals noch im Schoße der Zukunft verborgenen Entwicklungen drohen könnten und durch die Einleitung unserer Schutzzollpolitik ihnen vorzubeugen suchte. Damit war der Grundstein gelegt für die wirtschaftliche Kriegsvorbereitung, und ohne das zielbewußte Festhalten an diesem starken Schutz der deutschen Landwirtschaft wäre der Krieg verloren gewesen, ehe der erste Kanonenschuß fiel. Darüber besteht jetzt kein Meinungsstreit mehr". Wer die soeben erschienene Streitschrift Lujo Brentanos „Ist das ‚System Brentano' zusammengebrochen?" liest, wird kaum mehr behaupten, daß darüber „kein Meinungsstreit mehr besteht". Brauns Behauptung berücksichtigt nicht, daß in keinem Halbjahr dieses Jahrhunderts soviel Brotgetreide durch das System der Einfuhrscheine ausgeführt worden ist, als im ersten Halbjahr 1914, daß noch im Juli 1914 durch das System der Einfuhrscheine 700 000 D.-Z. Weizen und 800 000 D.-Z. anderes Getreide, im ganzen 1½ Mill. D.-Z. Brotgetreide ausgeführt worden sind, was doch wohl nicht als „wirtschaftliche Kriegsvorbereitung" angesehen werden kann. Brauns Behauptung übersieht ferner, daß kein Geringerer als der frühere Stellvertreter des Reichskanzlers und Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, Dr. Delbrück, schon im Herbst 1914 im Haushaltsausschuß des Preußischen Abgeordnetenhauses zugestanden hat: „Wir haben es uns eigentlich nicht recht zugestehen wollen, wie sehr wir bezüglich der Volksernährung vom Auslande abhängig waren." Brentano aber hat in seinem kleinen, temperamentvoll geschriebenen Werk dargetan, daß wir unsere Ernte nur durch eine jährliche Einfuhr von rund 8 Millionen Tonnen ausländischer Düngemittel, 7½ Millionen Tonnen Futtermittel und weit über 100 000 Pferde haben erzeugen können und außerdem nahezu ½ Million ausländischer Wanderarbeiter dazu heranziehen mußten. Die Produktionssteigerungen, die als besonderer Erfolg der Zollpolitik gepriesen worden sind, verlieren an Bedeutung, wenn man beachtet, daß sie zum Teil nur auf Kosten anderer, nicht weniger wichtiger Produktionszweige erzielt werden konnten. Sie sind obendrein durch eine unzulängliche Erhebungsmethode der amtlichen Statistik um 10—15 v. H. höher angenommen worden als den Tatsachen entspricht. Bei freihändlerischer Politik würden weit größere Vorräte in Deutschland beim Ausbruch des Krieges vorhanden gewesen sein, während die aus dem Schutzsystem hervorgegangenen Einfuhrscheine den Getreideexport und damit eine Knappheit der Getreidemärkte begünstigten. Bei längerer Dauer des Krieges hätten wir aber ebensogut, wie es jetzt die Engländer tun, den Anbau von Brotgetreide wieder in größerem Umfange aufnehmen können. Während des Krieges sind infolge des Mangels an ausländischen Düngemitteln bereits 1915 die landwirtschaftlichen Erträge ganz empfindlich zurückgegangen, u. a. beim Roggen von 19,7 auf 14,3 und bei Weizen von 23,6 auf 19,2 D.-Z. pro Hektar. Die deutschen Viehbestände, die mit ausländischem Futter erhalten worden waren, sind aufgezehrt, und nachdem die einzige Nahrungsmittelreserve, von der das deutsche Volk zehren konnte und gezehrt hat, geschwunden ist, befindet sich die Hauptmasse des deutschen Volkes in einem Zustande der Unterernährung. Die Wirkung der Getreidezölle war letzten Endes nur, daß wir statt mehr Getreide mehr Handelsgewächse, Vieh und Holz eingeführt haben. Es ist also lediglich eine Verschiebung der Produktion eingetreten.

Ebenso wie Brentano hat auch Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Wohlkmann-Halle a. S. in seiner Abhandlung über den „Getreidebau" des Sammelwerkes gezeigt, daß er eine beschränkte Einfuhr von landwirtschaftlichen Nahrungsmitteln auch keineswegs für ein Unglück für Deutschland und eine starke Viehhaltung, die aus solcher hervorgeht, für eine sichere Reserve in Kriegszeiten und für den besten Förderer unserer Ackerkraft hält. „Daß neuerdings gegen die Einfuhr aller landwirtschaftlichen Nahrungsmittel nach Deutschland Stimmung gemacht wird," so betont Wohltmann wörtlich, „halte ich für eine arge Verirrung. Wenn wir nach dem Kriege mit den Völkern der Erde in Warenaustausch verbleiben wollen — und ich denke, das muß nach wie vor unser Streben sein —, dann müssen wir gegen die Erzeugnisse unserer Industrie stets die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Agrarstaaten in Kauf nehmen. Was uns vor dem Kriege gefehlt hat, ist eine richtige Vorratspolitik in Rücksicht auf die wichtigsten landwirtschaftlichen Rohstoffe. Diese Unterlassungssünde darf nicht wieder vorkommen, dann können wir ruhig auch fernerhin Weizen, Gerste und Mais einführen, wie wir auch niemals ohne die Einfuhr von Ölsaaten, Fetten, Wolle, Faserstoffen, tropischen Genuß- und Reizmitteln auskommen können, wenn wir nicht in den Naturzustand der Vorfahren zurückfinken wollen."

Was uns weiter an Wohltmanns Ausführungen besonders wertvoll erscheint, ist der Hinweis, daß unser Getreidebau in seiner jetzigen Gestaltung in der Hauptsache den Anforderungen der Zukunft entspricht und nur der weiteren sorgsamsten Pflege und Verbesserung bedarf, um die Ernteflächenerträge zu steigern und zu sichern.

So sehr sich nun, wie wir hier anzudeuten versucht haben, bestreiten läßt, daß die gewaltige Produktionssteigerung der deutschen Landwirtschaft der Zollpolitik zu verdanken ist, so wenig läßt sich bezweifeln, daß die großen Erfolge der landwirtschaftlichen Produktionskraft das Ergebnis einer volkswirtschaftlichen Entwicklung waren, die in der vom Kaiserl. Statistischen Amt im Jahre 1913 herausgegebenen Bearbeitung der Hauptergebnisse der Reichsstatistik über „deutsche Landwirtschaft" folgendermaßen gezeichnet wird:

„Grund und Boden sind in Deutschland für die Landwirtschaft beschränkt; eine Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzflächen konnte seit der Reichsgründung nur noch in geringem Maße stattfinden. Auf diesem Wege allein wäre die einheimische Nahrungsmittelerzeugung nicht sehr steigerungsfähig gewesen. Der Hauptanteil an der Erhöhung der Ernteerträge ist der Verbesserung der Bodenkultur zuzuschreiben, wobei Wissenschaft und landwirtschaftliche Praxis in enger Fühlung miteinander standen. Der zweckmäßigen Bodenbearbeitung wurde in immer weiteren Kreisen der Landwirte wachsende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Düngung machte große Fortschritte, zumal die künstlichen Düngemittel eine weite Verbreitung fanden. Die Züchtung des Saatgutes wurde vervollkommnet. Die Verbesserung der Betriebsweise, insbesondere der Fruchtfolge, führte zu einer nachhaltigeren Bodenausnützung und berücksichtigte gleichzeitig die Sicherung der Erträge. Geräte und Maschinen für alle landwirtschaftlichen Arbeiten wurden verbessert und vermehrt."

Auf die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion durch technisch-ökonomische Fortschritte wird es aber bei den Arbeitszielen der deutschen Landwirtschaft — das wird uns an vielen Stellen des Sammelwerkes belegt — in allererster Linie ankommen. Noch sind die Grundsätze einer rationellen Düngewirtschaft nicht Gemeingut der deutschen Landwirtschaft geworden, sondern vielen Gegenden und Kreisen

Digitized by Google

noch ein fast verschlossenes Gebiet. Allerdings die landwirtschaftlichen Schulen, die staatlichen Wanderlehrer, die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft, landwirtschaftliche Vereine und Genossenschaften haben vor dem Kriege darin gewetteifert, die Anwendung des künstlichen Düngers durch Belehrung und durch Beispielsdüngung zu propagieren und haben darin auch große Erfolge erzielt. Aber trotzdem gibt es, wie Braun zutreffend ausführt, noch eine hohe Stufenleiter von der noch oft genug zu findenden einfachen Bauernwirtschaft alten Stils, die dieser Wissenschaft noch völlig fremd gegenübersteht, bis zum intensivsten Betrieb, der nach genauen Bodenuntersuchungen die Düngergaben abstuft und in bis ins einzelne ausgearbeiteten Düngungsplänen festlegt.

Was die Saatzucht anbetrifft, so ist es nach dem Urteil des Geheimrats Prof. W. Edler-Jena ohne Zweifel ihr zum großen Teile mit zu danken, wenn unsere Ernten in den Kriegsjahren die Ernährung des deutschen Volkes ermöglichten. Gleichwohl sind wir noch weit entfernt, von der vollen Ausnützung der Vorteile, die sie zu bieten imstande ist. Es ist deshalb nach Edler eine sehr wichtige und dabei dankbare Aufgabe aller Berufenen, nach dem Kriege alle Vorteile, die die Saatzucht zu bieten vermag, zum Gemeingut der deutschen Landwirtschaft zu machen.

Werfen wir weiter einen Blick auf die besonders lesenswerte Abhandlung Professor O. Lemmermanns-Berlin über Pflanzenernährung und Düngung, so wird uns dort ausdrücklich dargetan, daß alle an sich noch so segensreich wirkenden Schutzmaßnahmen für die heimische Landwirtschaft für die Steigerung unserer Ernten nur einen unbedeutenden Erfolg hätten haben können, wenn es nicht vor einem halben Jahrhundert gelungen wäre, die große Bedeutung der Mineralstoffe für die Pflanzenernährung richtig zu erkennen. Diese Erkenntnis war der Beginn einer ganz neuen Epoche in der Landwirtschaft. Sie war gleichsam das Instrument, mit dessen Hilfe es möglich war, die Lehren der Wissenschaft auf die Praxis zu übertragen. Seit dieser Zeit war es zum erstenmal möglich, wirklich rationell zu düngen, und die Folge war, daß die Erträge in ganz ungeahnter Weise stiegen. Die Landwirtschaft hat seit Einführung der künstlichen Düngemittel innerhalb weniger Jahrzehnte eine Entwicklung durchgemacht, größer als sonst in Jahrhunderten. Mit Hilfe der künstlichen Düngemittel gelang es nicht nur, auf der Flächeneinheit bedeutend mehr zu ernten als früher, sondern wir haben mit ihrer Hilfe auch unsere Anbauflächen besser ausnützen und vergrößern können. Es sei nur erwähnt, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts die Brache von 33 v. H. auf 4½ v. H. zurückgegangen ist, und daß die jetzt mit so großem Erfolge betriebene Umwandlung der Ödländereien, wie Heide und Moor, in Kulturland nur mit ihrer Hilfe durchführbar ist. Daran hat uns auch Professor Friedrich Aereboe-Breslau in seinem ausgezeichneten, im Januar 1917 in erster, im Januar 1918 in dritter Auflage erschienenen Werk „Allgemeine landwirtschaftliche Betriebslehre" (Verlag Paul Parey, Berlin) erinnert, indem er schreibt: „Justus Liebig und Hellriegel haben dem deutschen Volke mehr Ackerland erobert als Friedrich der Große und Bismarck zusammen." Die Kenntnis der Verwendung der Thomasschlacke hat ebenfalls die Ertragsverhältnisse von Sand und Moor im Vergleich zum Lehmboden vollkommen verschoben. Noch größer sind die Umwälzungen, denen wir infolge der Erfindung des Kalkstickstoffes und des nach dem Haberverfahren aus der Luft gewonnenen Ammoniakstickstoffes entgegengehen. Haber gehört nicht nur wegen seiner Leistungen für den Weltkrieg in die deutsche Ruhmeshalle bei Regensburg, sondern nicht minder wegen seines umwälzenden und befruchtenden Einflusses auf die deutsche Landwirtschaft, der sich in vollem Maße erst nach dem Kriege zeigen wird.

So ist es denn von ganz besonderer Bedeutung sowohl für die Zukunft der deutschen Landwirtschaft als auch für unsere Volksernährung, daß während des Krieges eine so große Stickstoffindustrie in Deutschland entstanden ist, daß wir hinsichtlich unserer Stickstoffversorgung unabhängig vom Auslande geworden sind und nach dem Kriege jederzeit so viel Stickstoffdünger herstellen können, als wir nur irgend brauchen. Die Sachlage ist für uns deshalb so wichtig, weil es keinem Zweifel unterliegen kann, daß wir durch eine verstärkte Stickstoffdüngung unsere Ernten in Zukunft noch erheblich weiter steigern können; denn die Grenze der Stickstoffdüngung, bis zu der wir hinaufgehen können, um die Roherträge und die Reinerträge noch weiter zu erhöhen, ist in den meisten Wirtschaften noch nicht erreicht. Die erhöhten Stickstoffmengen, die uns nach dem Kriege wahrscheinlich zu einem erheblich geringeren Preis als vordem zur Verfügung stehen werden, werden, wie Aereboe in einem Vortrag über „Deutschlands landwirtschaftliche Produktion und Volksernährung nach dem Kriege" gelegentlich der 80. Hauptversammlung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft im Jahre 1917 näher entwickelt hat, geradezu umwälzend auf die Landwirtschaft einwirken. „Die gesteigerten Wiesenerträge werden das fehlende Kraftfutter großenteils ersetzen und die Milchviehhaltung fördern. Die vermehrte Stickstoffdüngung der Weiden wird die Weidenerträge heben und vereint mit dem Arbeitermangel zu einer erheblichen Ausdehnung der Weiden anreizen. Auf dem Ackerlande werden die Flächenerträge derart steigen, daß eine Einschränkung des Anbaues aller anspruchsvollen Gewächse möglich ist, ohne daß die Gesamterträge zurückgehen." Es wird allerdings darauf ankommen, dahin zu wirken, daß auch die Gesamterträge der sogenannten anspruchsvolleren Gewächse nicht nur auf der alten Höhe bleiben, sondern weiter gesteigert werden.

Wir wollen hier noch kurz erwähnen — Dr. Störmer hat es in seiner Abhandlung über den „Kartoffelbau" in dem Sammelwerk eingehend dargetan —, welch gewaltige Ertragssteigerungen im Kartoffelbau zu erwarten sind, wenn allgemein, sowohl beim Großgrundbesitz wie vor allen Dingen in den bäuerlichen Wirtschaften, die Kartoffeln neben Stallmist auch noch Kunstdünger erhalten, etwa in der Menge von 20—40 Kg. Stickstoff, 20—40 Kg. Phosphorsäure und 80 Kg. Kali auf den Hektar. Man kann die Ertragssteigerung durch die Anwendung von Kunstdünger nach den der Praxis entstammenden Zahlen ganz mäßig auf 38 D.-Z. für den Hektar veranschlagen, wodurch bei 3,4 Millionen Hektar Anbaufläche eine Mehrernte von 12,9 Millionen Tonnen Kartoffeln in Deutschland erzielt würde.

Was aber nicht in letzter Linie für die Produktionssteigerung der deutschen Landwirtschaft, die Ausnützung aller technisch-ökonomischen Fortschritte in der Zukunft nötig sein wird, ist, daß noch mehr als bisher unseren Forschungsstätten das nötige Interesse entgegengebracht wird, damit sie in der Lage sind, mit Erfolg ihren Forschungen zu obliegen. Es ist oft, so bemerkt Lemmermann sehr zutreffend, sowohl von den Vertretern der Landwirtschaftswissenschaft wie auch von weitsehenden Praktikern darauf hingewiesen worden, wie notwendig es ist, die der Forschung dienenden wissenschaftlichen Anstalten weiter auszubauen. Man könnte vielleicht daran denken, neben den bereits bestehenden Forschungsinstituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auch noch solche für landwirtschaftliche Fragen, speziell für die Pflanzenernährung und Düngung, zu errichten. Aber es wäre schon viel gewonnen, wenn die vorhandenen Institute zunächst einmal gut ausgestaltet würden, was jetzt durchaus nicht immer der Fall ist, und wenn ihre Leiter sich ganz der Forschung widmen könnten. Ferner ist mit aller Energie dafür zu sorgen, das vorhandene und gesicherte Wissen in immer weitere Kreise der Praxis und namentlich auch in die kleinbäuerlichen Kreise hineinzutragen. Es ist daher eine weitere wichtige Aufgabe, für eine Vermehrung der niederen Schulen und Wanderlehrer sowie auch für das Hineintragen der Versuchstätigkeit in die Kreise der Praktiker Sorge zu tragen.

Elisabeth Widmann / über Rainer Maria Rilke

Ein Gespräch. Schluß.

S.: Ja, weißt du, das Gefühl der pathologischen Reizbarkeit und Verwundbarkeit der eigenen Seele und die Hilflosigkeit solchen Eindrücken gegenüber ist bei Rilke nur bewußter, weil er durch „seinen" Schopenhauer und durch den Naturalismus mit seiner klinischen Experimentalpathologie hindurchmußte. Hyperion kennt die Begriffe „erbliche Belastung" und „Dekadenz" noch nicht,

Digitized by Google

Malte Laurids Brigge aber kennt sie nicht nur, sondern erlebt sie täglich und stündlich immer wieder leidend an sich selbst. Was ist denn dieser Zug zum Grausigen, Widrigen, Kranken, Ekeln, der dich ebenso abstößt, wie er mich zuweilen bei ihm stört, anderes als eine Folge dekadenter Reizbarkeit?

M.: Nun, gerade diesen Zug soll er ja auch von den Franzosen und von Baudelaire haben, den er wie viele dieser Wiener übersetzt hat?

S.: Er hat ihn wie Baudelaire, nicht von Baudelaire — unterscheide, bitte! Genau wie Baudelaire muß er oft aus innerer Bedrängnis und Notwendigkeit heraus schauerliche, abstoßende und kranke Dinge darstellen, in den winkligen Pariser Gäßchen blassen, gequälten, verkrüppelten, blinden oder epileptischen Menschen nachgehen und ihre Gesten und Krämpfe schildern, weil er fühlt, daß er, wenn er diese Eindrücke nicht aus sich herausstellte, daran zugrunde gehen müßte. Höre, wie schmerzlich er die bedrängende Qual solcher Eindrücke selbst schildert. Es steht da irgendwo ein blinder Zeitungsverkäufer an der Ecke, der ihm zur Zwangsvorstellung wurde. „In meiner Feigheit, nicht hinzusehen, brachte ich es so weit, daß das Bild dieses Mannes sich schließlich oft auch ohne Anlaß stark und schmerzhaft in mir zusammenzog zu so hartem Elend, daß ich mich, davon bedrängt, entschloß, die zunehmende Fertigkeit meiner Einbildung durch die auswärtige Tatsache einzuschüchtern und aufzuheben." — Du schüttelst den Kopf, Martina? Du bist vielleicht zu gesund, um dergleichen zu verstehen. Phobien, an denen schon die Mutter des Malte Laurids Brigge litt, sind dir unverständlich — vielleicht kennst du auch nicht einmal die verfolgungswahnsinnige Qual schauerlicher Träume, die man nicht los wird?

M.: Die man nicht los werden will. Ich kann mir nicht helfen, es scheint mir doch ein gutes Teil Pose dabei zu sein, auch die Sucht, Dinge in den Bereich poetischer Behandlung zu ziehen, an die keiner vorher noch rührte, z. B. unangenehme Gerüche.

S.: Diese Empfänglichkeit für Geruchsreize, qualvolle und wonnevolle, und ihre Verwertung in der Poesie hat er auch mit Baudelaire gemein. Ich gebe es auf, dich überzeugen zu wollen, daß auch das Anlage einer hypersensiblen Natur ist, daß überhaupt diese Faszination des Grausigen, Widerlichen, oft auch nur des trostlos Bulgären, der Rilke ebenso wie der französische Dichter unterliegt, im Grunde demselben zartentwickelten Schönheitsbedürfnis allzu reizempfänglicher Künstlernaturen entspringt. Thomas Mann gibt dazu eine gute Illustration in einer seiner kleinen Novellen. Übrigens — lebten nicht auch Hölderlin und Nietzsche in ähnlicher qualvoller Antithese zwischen der höheren, schöneren Menschheit, die sie erträumten, und der glatten Gewöhnlichkeit um sie her? Was Nietzsche im Zarathustra über die Verkrüppelung der Seele in hundert Formen, oder was Hyperion in den Endkapiteln über die trostlose Philisterei der Deutschen sagt, wurzelt in derselben psychischen Veranlagung.

M.: Nun ja, du willst nun einmal deinen Vergleich durchführen, in solchen Dingen bist du zähe. —

S.: Ich bin auch gleich zu Ende. Nachdem du mir nun hoffentlich die seelische Verwandtschaft zwischen Hyperion und Malte Laurids Brigge zugestehen mußt, möchte ich meine Parallele auch auf den Stil ausdehnen. In beiden Büchern hast du jene gesteigerte lyrische Prosa, die die französischen Symbolisten ebenso ausgebildet haben wie unsere Holz und Flaischlen. Z. B. Hölderlin, wie seine Generation ganz unter dem Einfluß rein abstrakter, idealistischer Philosophie aufgewachsen, mutet auch im Hyperion elegisch im klassizistischen Sinn, beinah konventionell an, obschon er es für seine Zeit nicht war. Rilke erfüllt das Ideal, das Baudelaire in seinen Poèmes en prose anstrebt: „je rêve le miracle d'une prose poétique, musicale, sans rhythme et sans rime, assez souple pour s'adopter aux mouvements lyriques de lâme aux ondulations de la rêverie". Sein Stil ist teils impressionistisch, an der „écriture artiste" der Goncourts geschult, stellenweise auch mystischer Hymnenstil oder auch satirisierend, ironisierend, sich selbst oft romantisch ironisierend.

M.: Also ein rechtes Kunterbunt von Stilsorten — Hyperion ist einheitlicher —

S.: Ja, wenn du willst, aber Rilkes Buch ist reicher, es ist unerschöpflich, vielgestaltig, vieltönig wie das Sein und doch zugleich der individuellste Ausdruck, den unsere gärende, unruhige, bedrängte Zeit mit all ihren Sehnsüchten in einer Dichterseele fand. Und wie symbolisiert er sie eigentlich? In ein paar Kindheitserinnerungen, die aber alle Qualen und Tiefen und Höhen des Daseins und seiner Probleme berühren. Da gibt es Stellen anläßlich eines Erlebnisses in der Kinderstube, die kosmische Vorschauer vor Natur- und Schicksalsmächten heraufbeschwören. Man muß sich dieses Buch so zu eigen machen, wie er sich Bettinens Briefwechsel zu eigen machte. Magst du die Stelle noch hören? Du siehst daraus gleichzeitig, wie er die romantische Frau begreift.

M.: Lies, bitte!

S.: Du mußt erst den Zusammenhang verstehen. Es gleiten ein paar Frauengestalten von unbeschreiblicher Zartheit durch das Buch, die Mutter, die Schwester und Abelone, die Geliebte. Der Dichter, in seiner Scheu vor der Plumpheit wörtlicher Beschreibung, in seiner echt romantischen, vielleicht auch echt dekadenten Scheu vor allem Ausgesprochenen — „ich glaube an alles Niegesagte", heißt es im Stundenbuch — schildert sie nicht weiter. In der Kindheit schon, sagt er, sei es ihm aufgefallen, daß man von einer Frau nichts sagen könne. „Ich merkte, wenn sie von ihr erzählten, wie sie sie aussparten, wie sie die anderen nannten und beschrieben, die Örtlichkeiten, die Gegenstände bis an eine bestimmte Stelle heran, wo das alles aufhörte, sanft und gleichsam vorsichtig aufhörte mit dem leichten, niemals nachgezogenen Kontur, der sie einschloß." Man lernt Abelone nur kennen durch ein paar hingeworfene, verträumte Bemerkungen oder durch die Wirkung ihres Gesanges. „Nur wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende, die so ungern sich zur Sprache verstand," sagt auch Hyperion von seiner Diotima. Ähnlich wie diese bleibt auch Abelone traumhaft entrückt, ein Postulat der Seele wie Beatrix bei Dante. Nun, diese Abelone, für deren Hintergrund Rilke die zartesten Farben seiner Palette zu mystisch sublimen Schattierungen mischt — Gautier sagt einmal von Baudelaire, er sei als Dichter ein Höllenbrueghel und ein Blumenbrueghel in einer Person, Rilke auch! — Diese Abelone liest dem jungen Vetter aus Bettinens Briefwechsel vor. Darauf bezieht sich die Stelle S. 108 „diese wunderliche Bettine hat mit allen ihren Briefen Raum gegeben, geräumigste Gestalt ... überall hat sie sich ganz weit ins Sein hineingelegt, zugehörig dazu, und was ihr geschah, das war ewig in der Natur; dort erkannte sie sich und löste sich beinah schmerzhaft heraus; errichtete sich mühsam zurück wie aus Überlieferungen, beschwor sich wie einen Geist und hielt sich aus. Eben warst du noch, Bettine; ich seh dich ein. Ist nicht die Erde noch warm von dir, und die Vögel lassen noch Raum für deine Stimme? Der Tau ist ein anderer, aber die Sterne sind noch die Sterne deiner Nächte. Oder ist nicht die Welt überhaupt von dir. Denn wie oft hast du sie in Brand gesteckt mit deiner Liebe und hast sie heimlich durch eine andere ersetzt, wenn alle schliefen. Du fühltest dich so recht im Einklang mit Gott, wenn du jeden Morgen eine neue Erde von ihm verlangtest, damit auch alle dran kämen, die er gemacht hatte. Es kam dir armselig vor, sie zu schonen und auszubessern, du verbrauchtest sie und hieltst die Hände hin, um immer noch Welt, denn deine Liebe war allem gewachsen."

M.: Tatsächlich, jetzt verstehe ich, wie dieses Buch es dir antun mußte, gerade dir!

S.: Gerade mir? Ich gebe dir jetzt die Spötterin von vorhin zurück. Schließlich — warum sollen wir einen Dichter nicht dafür lieben dürfen, daß er unsern Typus so vollkommen faßte und darstellte? — Schon als Kind, so erzählte er im Malte Laurids Brigge, interessierten ihn kleine verschüchterte, mißverstandene Mädchenseelen.

M.: Nennen wir ihn also den Frauenlob der weltflüchtigen, unzeitgemäßen, romantischen Frau!

S.: Nicht den spießig verschnörkelten mittelalterlichen Biedermann nenne in einem Atem mit ihm! Nenne ihn den Dichter, den zartgesinnten Interpreten der verinnerlichten, kontemplativen

Digitized by Google

weltabgewandten Frau — verstehe, wohl nicht weltabgewandt aus innerer Dürftigkeit oder Pose oder eitlem, unfruchtbarem Ästhetizismus! Er betont, daß ihn die Frau nicht interessiere, „die nur ein kleines Talent zur Geliebten habe wie eine kalte Lampe". Liebenswert, ein unerschöpfliches Wunder, ist ihm nur die große Liebende und tief Verstehende, die in unendlicher Liebesfähigkeit den Liebeszusammenhang der Welt in der eigenen Seele erlebende Frau. Daher übersetzte er die Briefe der Portugiesin, den Sermon über die Liebe der Magdalene, die Sonette der Louise Labé.

M.: Sind sie schön, diese Sonette?

S.: Schön wie schluchzende Nachtigallenlaute in einer Maiennacht. Du mußt sie lesen, schon der genialen, einzigartigen Übersetzungskunst wegen, die sich darin offenbart.

M.: Er hat sie während des Krieges übersetzt? Sonderbar unzeitgemäß. —

S.: Ich weiß nicht. Fändest du es so unzeitgemäß, daß ein deutscher Dichter in einer Zeit, in der Frankreich sich blutend windet unter deutscher Bevormundung, eine französische Dichterin ihren deutschen Schwestern zugänglich macht? Ich kann das nur zeitgemäß im höchsten Sinne finden, denn, wenn einst die Fäden, die dieser Krieg zerrissen, wieder angeknüpft werden, dann werden die Dichter und die Frauen eine Mission zu erfüllen haben.

M.: Welche?

S.: Dieselbe, die Iphigenie in dem wundervollen Gedicht von Lissauer „Die Heimkehr der Iphigenie" erfüllt. — „Mit reiner Hand und reinem Herzen die blutbefleckten unfalstinkenden Hallen zu entsühnen."

M.: Ja, wenn wir erst soweit wären. — Was ich übrigens noch sagen wollte. Malte Laurids Brigge, was für ein seltsamer Name?

S.: Der Name des letzten Sprosses eines dänischen Adelsgeschlechtes, in dem sie alle vor blaublütiger Dekadenz Hellseher, Seelenorgianer oder doch irgendwie Monomanen geworden sind.

M.: Ganz recht! „Hoffnungslose Geschlechter"! — ein Trick von echt österreichischem literarischen Snobismus liegt doch in dem allem — nimm mir's nicht übel, Sybille! — Man war es sich noch ganz kürzlich dort schuldig, wenn man etwas auf sich hielt, streng aristokratische Lebensanschauungen und -formen zu verkünden, Stendhal zu zitieren, Baudelaire zu übersetzen, Hermann Bang nachzuahmen — kurz zu französeln und zu däneln.

S.: Vielleicht — man hat aber doch ganz neuerdings dort eine bedeutend ernstere Wendung genommen. Rilke übrigens — und das hebt ihn hoch über jene erwähnte Koterie hinaus —

M.: Gebrauche nicht so viele Fremdwörter, das ist mir nachgerade zu unzeitgemäß!

S.: Bitte, dann sage mir einen deutschen Ausdruck für Koterie! Du lachst? Bis dir oder mir einer einfällt, bleiben wir also bei Koterie. Was ich sagen wollte, Rilke hat mit jenen Wiener Modeliteraten im Grunde nichts gemein. Lies sein Stundenbuch. Darüber könnte ich dich lange unterhalten und dir nachweisen, wie eigentümlich hier unsere deutschen Mystiker aufleben, gleichzeitig mit Eindrücken von russisch-slawischer Religiosität und griechisch-katholischen Kultformen, wie sie ihm sein Aufenthalt in Rußland ermittelte. Lies die „Geschichten vom lieben Gott" oder sein herrliches Buch über Rodin, dessen Sekretär er, wie du wohl weißt, eine Zeitlang war, aus dem Grundbedürfnis seiner Seele heraus, einem Gottsucher in der Kunst nahe zu sein. Lies vor allem den Schluß des Malte Laurids Brigge, die mit so tiefer, persönlicher Ergriffenheit erzählte Legende vom verlorenen Sohn, in der das Bibelgleichnis, noch viel tiefer und persönlicher individualisiert als bei André Gide, gleichsam auf die Rilkesche Formel gebracht erscheint. Zum Schluß laß mich noch einmal auf Hölderlin zurückkommen. Du besinnst dich auf den Schluß des Hyperion? Nachdem Hyperion im Verhältnis auch zu den liebsten Menschen ein Trennendes, das nicht berührt werden darf, schmerzlichst empfunden hat, rettet er sich durch die Hingabe an die Natur, in der er das Göttliche, das „Alleine" — er umschreibt es mit dem Satze des Heraklit — in weltentrückter Andacht zu erfassen sucht. Ähnlich rettet sich Rilkes verlorener Sohn. Nachdem er „empfunden hat, daß für des Menschen wilde Brust keine Heimat möglich ist", muß er sich erst „in die kalte Fremde, in die Macht des Unbekannten" stürzen, um schließlich, das Haupt an die Schwelle des Heiligtums gelehnt, der erbarmenden Gottesliebe entgegenzuharren. Auch zu ihm könnte Diotima jenes Wort der Verheißung sprechen: „Weil du das Gleichgewicht der schönen Menschheit verloren hattest, weil du der leidende, der gärende Mensch gewesen, wirst du für die Herbeiführung der höheren, stärkeren, in sich einigen Menschheit befähigt sein, denn eine neue Gottheit, eine neue Zukunft muß kommen."

Helene Voigt-Diederichs / Das Gnadenbrotspferd

Die Kinder naschten zuweilen.

Es ließen sich ja allerhand mildernde Umstände anführen. Vor allem dieser: daß der junge Körper Zuckerhunger hatte, ganz einfach rasenden Zuckerhunger; so viel schwachem Leib gegenüber machte der willige Geist gar nicht erst den Versuch, obzusiegen. Gesüßte Suppen von Frucht oder Buttermilch gab es zwar, niemals jedoch reinen Zucker, abgesehen von dem zauberhaften Augenblick, wo in der Speisekammer ein ganzer Hut zertrümmert ward.

Halbjährlich geschah das, bestenfalls. Manchmal hatte man Glück, begleitete die feierliche Handlung von Anfang an, ergatterte das weiche, haarige Zuckerhutstau, die schreibheftblaue Tüte, die lose auf der Spitze saß, lauschte lüsternen Herzens den ersten vorbereitenden Schlägen des Hackbeils gegen den weißen Wunderklotz. Er antwortete trotzig, bald jedoch etwas kleinlaut, schluchzend beinah — plötzlich gab es einen gelblichen Riß, prasselnd fielen die Hälften auseinander, und ein Regen von Splittern ergoß sich weit hinaus über das filzige Papier der Unterlage. Was auf den nackten Fußboden hinausspritzte, war vogelfrei nach ungeschriebenem Recht. Eifrig und verträglich wurde geerntet, verträglich nur deshalb, weil hier wie überall die Größeren, mithin die Mächtigeren, ihre festen Jagdgründe besaßen und Übergriffe bitterlich zu rächen gewußt hätten.

Aber nicht immer fiel die Zuckerstunde in die freie Zeit. Es konnte sein, daß man in der Schulstube saß, im Anschauungsunterricht heimlich lachend über den fünften Sinn, den Tastsinn in den Fingerspitzen, den man, da man ihn doch h a t t e, nicht auch noch zu w i s s e n brauchte, oder auch tierquälerische Diktate schrieb über „Das" mit Schluß-Es oder „Daß" mit Eszett. Und dann begannen unversehens in der benachbarten Speisekammer die lockender Bienliebe. Es war keine Verwechslung möglich! Man sah sich untereinander an, das Blut stockte, sprang dem Stundenschlag der Dielenuhr entgegen, die säumig war wie niemals sonst.

Manchmal kam man noch rechtzeitig, manchmal so spät, daß es gerade nur noch die letzten Splitter von der Kehrichtschaufel wegzunaschen gab. Sie waren immer noch süß, wenn auch mit einem kleinen Ungeschmack von Petroleum und Mäusen, dem man nicht unnötig nachforschte.

Also, diesen seltenen Schicksalsfall abgezogen, gab's keinen Zucker für die Kinder. Nicht eigentlich aus Sparsamkeit, obgleich sie es war, die alle Erziehung überwaltete, leise nur, niemals hörten die Kinder Gespräch oder Sorgen um Geld. Zucker war ungesund, zuerst mit Rücksicht auf Zähne und Blut, wofür der Zuckerhugo im Bilderbuch den augenfälligen Beweis liefern mußte. Aber dann war noch ein geistiger Schaden dabei, etwas von Sündenlust, die Macht über den inneren Menschen gewann.

Um dem werdenden Menschlein jede Versuchung von vornherein zu sparen, hatte die Mutter seinerzeit ihrem Erstgeborenen gegenüber beschlossen, daß er überhaupt nicht wissen sollte, was Zucker sei. Mit vorsorglicher Treue wurde die Absperrung durchgeführt. Bis eines Tages die Mutter sich über die knorpelig geschwollenen Hosentaschen des Sprößlings wunderte und ein paar gewaltige Brocken Süßstoff herauszog, den er sich selbständig aus dem Gewürzschrank heraus erfunden hatte.

Ob nun von Bruder Wilhelm aus das einmal vorhandene Unheil sich weiterfraß, oder ob es als Erbsünde in die Herzen der jüngeren Geschwister gepflanzt war, das läßt sich nicht genau verfolgen. Wahrscheinlich wirkte beides zusammen, und trotz des an-

fänglichen Mißerfolges wußte man für die Erziehung immer noch keinen besseren Grundsatz als den, Gelegenheiten fernzuhalten. Umgekehrt gab es Eltern, die mit weiser Kunst Anläße herbeiführten, das Begehren abzuhärten — wie war es doch mit jener Mutter, die den Teufel erbaulich abtötete, indem sie sich inmitten ihrer vierzehn lüstern blickenden Kinder eine gottgewollte Schüssel mit Backpflaumen einverleibte?

Nein, hier im alten Haus ging man weniger planvoll zu Werk. Es gab ein kurzes: du sollst oder du sollst nicht, und, den Schwankenden zu stützen, Schlösser überall. Aber, leider muß es gesagt werden, es gab außerdem die Wahrheit des Wortes: Not bricht Eisen, und dann noch das andere, freiere und kühnere: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Es handelte sich ja nicht um Zucker allein, wenn auch in der Hauptsache alle böse Lust in der Magengegend beheimatet war. Immerhin waren noch andere Dinge begehrenswert: Nägel, Pektau und Kitt, nicht zu reden von der Stiefelschmiere, die der Vater nach einer Geheimvorschrift der Fischer zusammengebraut — mehr noch wegen des Geheimnisses als für die eigene Wasserdichtigkeit brauchte man sie.

Dies selbstherrliche Räuberwesen wurde mit einer trotzigen Liebe für die Spartaner verbrämt, die den klugen Dieb unbestraft ließen. Indessen trat es stets mit einem gewissen Anstand auf, nie wäre man darauf verfallen, das Gut eines Ärmeren oder Hilflosen zu schmälern, ja, man nahm in der Hauptsache nur dort, wo ärgerlicher Überfluß war und niemandem Schaden, einem selber aber erfreulicher Nutzen geschah.

Es konnte sich begeben, daß man aus reiner Abenteuersucht fern an den Gutsgrenzen den Knick überkletterte und sich in einem Bauerngarten gütlich tat, obgleich daheim alle Zweige schwer von Obst hingen. Und da die Enthüllung der sündigen Herzen einmal so weit gediehen ist, mag von hier aus der Anschluß gefunden werden an den verhängnisvollen Tag, da man dem Maler über seine Farbtöpfe geriet, die doch keineswegs, ebensowenig wie des Bauern Apfel, zum familienhaft erweiterten Selbst gehörten, sondern, peinlich, aber es muß bekannt werden, durchaus fremdes Eigentum vorstellten.

Alljährlich im Hochsommer wurden die Fußböden gestrichen. Die damalige Regel lautete: zwei Wochen trocknen und vier Wochen schonen, sehr zum Ergötzen der Kinder, weil man während eines vollen Monats die wenig gebrauchten Zimmer an der Gartenseite des Herrenhauses bezog, ganz im Gegensatz zu der sonstigen beharrlichen Lebensführung, die nicht duldete, daß auch nur Schemel oder Fußmatte vom angestammten Platz verrückt ward.

Meist war es die Mutter selber, die Glückliche! die tagelang mit Pinsel und Farbtopf auf dem Boden umherrutschte. Im Sommer jedoch, von dem die Rede ist, wurde aus irgendeinem Grunde der Maler ins Haus genommen. Man spürte niemals etwas davon, aber es konnte sein, daß die Mutter von all der Arbeit mit dem reichlichen Kindervolk und dem großen Hausstand üppiger als sonst in Anspruch genommen war. Genug, Malermeister Koop schickte, nachdem sein Künstlerblick auch die schadhaften Türen geprüft und statt des schlichten Anstrichs Holzmaserung empfohlen, seinen Gesellen mit dem Korb voll von Pinseln, Tüten und beklecksten Töpfen.

Dieses ganze bunte und duftende Farbwesen fanden die beiden Kinder eines Tages, in der Mittagstunde, in einem Winkel der entvölkerten Kinderstube abgestellt. Klaus und Suse, das waren in der Geschwisterschar die Unzertrennlichen, die als Sinnbild ihres Zusammenschlusses gegen den feindlichen Anspruch der Erwachsenen stets die gleichen schwarzgescheuerten Nasenkuppen vor sich hertrugen — woran die jauligen Ermahnungen des Kindermädchens so wenig änderten, wie der handfeste Schürzenzipfel der Mutter, die einen besonderen Kniff hatte, ihn am Munde zu befeuchten, um dann mit einem harmlosen: ist ganz rein! ihr unwillkommenes Schrubbwerk einzuschmeicheln.

An diesem Sommertag nun auf Ehre und rechte Hand mit Daumen! waren die Kinder nicht zu irgendeiner Missetat erschienen, sondern einzig, um in der ausgeräumten Kinderstube den wunderlichen Schall der Stimmen zu hören, den Seifenduft einzuschnubbern oder die schwarzen Punkte auf den Goldrahmen der abgehängten Bilder andächtig auf ihre Fliegengeburt zu prüfen. Vielleicht auch ein wenig um der alabasternen Venus willen, die, von ihrem Thron auf dem Mahagonisekretär niedergestiegen, unter ihrer Glasglocke zwar immer noch geheiligt, aber doch in Augennähe gerückt war. Bald brannte denn auch die alte Streitfrage auf: ist es ein Seifenlappen oder ein Handtuch, mit dem sie sich hold und steinern am Magen entlang säubert?

Nachdem man sich für diesmal zugunsten des Handtuchs geeinigt und nun die Augen nach neuen Wundern geizen, ist Klaus es, der im Ofenwinkel den Malerkorb erspäht.

Man beginnt zu stöbern — Grün, Schwarz und ein selig seligstes Blau — das färbt, duftet und glüht! Mit Scham erinnert man sich der eigenen bunten Maltäfelchen, die trotz ihrer grellen Pracht durchaus widerspenstig gegen Wasser und Pinsel bleiben. Diese Flaschen voll Öl, diese Töpfe, Salben und Tüten, platzend von schweren bunten Pulvern, wirbeln hundert Möglichkeiten auf.

Pläne dämmern in Susens Hirn. Da sind die Pferde, diesmal nicht die vierbeinigen im Stall, sondern die Haselgerten, die beinlings genommen und leidenschaftlich getummelt werden — trotzdem es hundertmal heißt: Du bist zu groß dazu! Kaum ist das Bild der geliebten Tiere da, als auch schon in dem Kinde das Bewußtsein aufsteht: die trockene und rostige Rindenhaut ist ein unwürdiges Kleid für die stolzen Geschöpfe. Und hier nun, stark und glühend, der Malerkorb mit einem Überfluß, den niemals sein Begleiter aufbraucht.

— Suse lauscht, gegen den Bruder gewandt, mit ausgestrecktem, gleichsam leisem Finger. Klaus versteht sofort. Auch für das Weitere einigt man sich ohne viele Worte. „Sieh du, was in der Puppenküche ist. Ich hol' ein paar Eierbecher ..."

So finden sich die kleinen Näpfe zusammen. Eilig wird mit Brettchen und Taschenmesser an dem Brei jeder Farbenbüchse herumgenascht. Dreimal läuft man mit hohl gehaltenen Händen zwischen der Kinderstube und dem Versteck im Walnußgraben hin und her. Einen Pinsel — sie liegen zwar sehr verführerisch da mit ihren weichen geschickten Bärten, aber man nimmt keinen davon; das ist Eigentum an sich, nicht mehr das Lose, Vergängliche der Farbe, das erst durch den Verbraucher Besitz wird.

Sonnabend nachmittag! So kann man ohne Zeitverlust die heißen beglückten Herzen auswirken. An ihrer Graskrippe unterm Backofendach lehnen, nach Rang und Alter lose gereiht, die Pferde, nur die jungen noch nicht zugerittenen sind mit Zügeln aus Zuckerhutstau festgekoppelt. Vor allen anderen wichtig ist das Gnadenbrotspferd. Eigentlich sind zwei da, aber das eine gilt nicht so recht, weil es eingeknickt, also bloß durch Unglücksfall, nicht durch treue Dienste gezeichnet ist. Wirklich heilig ist nur das erste, das dicke Haseltier, ganz ehrlich kurzgeschlissen vom Rasen und Rennen. Es erhält den besten Platz, das beste Futter, wird vorsichtig und langsam, nur damit es sich nicht steif steht, ausgeführt — nicht etwa ausgeritten! Ja, und so ist es ganz von selber zu dem einzigen Namen gekommen: das Gnadenbrotspferd.

An diesem Sonnabend nachmittag nun werden vier oder fünf der ahnungslosen Tiere hochgerissen und in den Walnußgraben geschleppt. Merkwürdigerweise finden beide Kinder, das Gnadenbrotspferd dürfte nicht angemalt werden; es ist heilig so, wie es ist, leidet keine Veränderung.

Desto lebhafter geht es alsbald über die anderen Gäule her. Mit farbbeladenen Holzstiften werden die tausendundeinenachthaftesten Schabracken auf ihre Rücken gespachtelt, blau oder gelb, hinter jede noch ein bunter Rand gesetzt, bis nicht allzuviel Raum mehr für den schwarzen Schwanz bleibt. Die Köpfe schließlich werden in leuchtendes Rot getunkt, das sieht recht feurig nach Nüstern aus. Wie so das einzelne Tier seine Art für sich hat! An jedem haftet die Farbe anders; auf dem glatten jüngsten Füllen aus Weidenholz will überhaupt nichts Buntes hängen bleiben, und als man die aalige Haut herunterzieht, rutschen von dem glitschigen Saftholz die Farbklexe nur zuverlässiger ab.

Gottväterlich betrachten Klaus und Suse die neugeschaffenen Wesen und finden, daß sie gut sind. Zweierlei wird nun wichtig.

Erstens sie zu trocknen, zweitens sie vor den Menschen zu verbergen. Also, wo bewahrte man sie besser als hier im Graben! Für die Farbreste gräbt man eine Höhlung in den feuchten Wall, heftet Klettenblätter davor und reibt die öligen Flecke an Haut und Kleidern mit Erde ein.

Die Kinder klimmen zwischen Moos und Eschenwurzeln aufwärts. Sie spüren etwas Mattes in den Schultern und etwas Leichtes in der Stirn, zugleich den deutlichen Wunsch, in der Welt der Erwachsenen nicht vorschnell sichtbar zu sein.

Man vermeidet, was selten geschieht, die Kaffeestunde, versorgt sich nur mit ein paar Schwarzbrotknüsten aus der Speisekammer und kriecht dann auf den Heuboden. Dort, im Dämmer und Duft des trockenen Klees wartet eine kräftige Erquickung. Ins Strohdach eingebohrt sitzt mit feiner Krause von Schweinsblase ein offener Flaschenhals. Der gehört der Buddel mit dickem roten Johannisbeerensaft, die vor einer Woche schon aus dem Keller entwendet ist, nicht so sehr aus Gier, wie aus Freude, einen besonderen Streich glücken zu sehen. Aber da man, halb erschrocken, die Flasche nun einmal besitzt, muß man sie natürlich auch austrinken.

Offen gesagt, es mundet unerwartet schlecht. Kratzig und stark, nicht zu vergleichen mit dem lieblich leichten Geschmack von Frucht, Zucker und Sonntag, mit dem sonst wohl ein Trunk, mutterseits gestiftet, die Gurgel kühlte. Darum auch ist die Flasche eine ganze Woche lang gern vergessen gewesen; erst in diesem hungrigen und berauschten Augenblick erinnert man sich.

Man trinkt wechselweis, Schluck um Schluck, auch heute nicht übermäßig begehrlich, schiebt Pausen ein, indem man den Mund des anderen vom Flaschenrand wischt. „Eigentlich schmeckt es nicht!" wagt schließlich Klaus zu bekennen.

„Ja!" Suse schüttelt sich ob der Säuernis. „Ein bißchen komisch. Nach Talg?"

(Schluß folgt.)

Naumann / Der Glaube

In der Bibel heißt es: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, daß man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet." Dabei ist nicht geredet von dem, was geglaubt wird, denn das muß notwendigerweise bei allen Menschen verschieden sein, weil ihre Lebenslagen und ihre Geistesinhalte unterschiedlich sind. Jeder hat eine andere Vorstellung von dem, wie die Welt ist und sein soll oder sein wird; aber mag auch der Seefahrer eine andere Weltkunde haben als der Ackersmann, der Fabrikarbeiter als der Postbote, mag der Katholik andere Erscheinungen vor sich sehen als der Protestant, mag jeder sich seine Seligkeit nach seiner Art vorstellen, so ist und bleibt doch eine große, fühlbare innere Verwandtschaft aller derer, die überhaupt glauben, gegenüber denen, die nicht glauben. Die Glaubenden sind die Schöpferischen, die im Nebel nicht aufhören zu suchen, und auch in der Nacht zu wandern vermögen, Überwinder von Hindernissen, freudige Leute, mag es gehen, wie es will. Ihre Seele ist nicht totzumachen, auch wenn der Leib zerbricht. Von ihnen geht Licht aus, Sicherheit, Zuversichtlichkeit, sie sind das Salz der Erde. Während die Nichtglaubenden an allen Dingen nur die Schattenseiten sehen und sich in ihre eigene Mühsal immer tiefer hineinwühlen, so werden die Glaubenden wie von Flügeln der Engel über ihre eigenen Schwachheiten hinweggetragen. Für sie hat das Leben immer einen Zweck, auch dann noch, wenn es zu Ende geht, denn ihr Lebenszweck ist größer und dauernder als sie selbst. Sie glauben nicht an sich, sondern an das, wozu sie da sind. Dem weihen sie sich ganz mit Leib, Seele und Leben.

Soziale Bewegung

50 Jahre Deutsche Gewerkvereine (Hirsch-Duncker). Der Verband der Deutschen Gewerkvereine blickt in diesem Herbst auf ein 50jähriges Bestehen der Gewerkvereine zurück. Im August 1868 veröffentlichte Dr. Max Hirsch die berühmten Briefe über die britischen Trade Unions in der „Berliner Volkszeitung", und am 28. September des gleichen Jahres fand die Arbeiterversammlung statt, die die Gründung von Gewerkvereinen beschloß. Am 15. November 1868 wurde der erste Ortsverein der Deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter, Pfingsten 1869 der Verband der deutschen Gewerkvereine gegründet. Dieser zählt in Feld und Heimat jetzt 120 000 Mitglieder. Die Vereine verfügen über ein Vermögen von 5½ Millionen Mark und haben in den verflossenen Jahren insgesamt 47,8 Millionen Mark an Unterstützungen aufgewandt. Nach einer mehrjährigen Stagnation vor dem Kriege und dem empfindlichen Verluste des unabhängig gewordenen Vereins der Deutschen Kaufleute geht es in den Gewerkvereinen jetzt trotz des Krieges rüstig vorwärts. Ihre Leitung liegt in den Händen des Stadtv. Gustav Hartmann, der die Traditionen des Verbandes erfolgreich mit den neueren Strömungen, die in ihm herangewachsen sind, zu vereinigen bestrebt ist. Verbandsvorsitzender Hartmann hat das Jubiläum der Gewerkvereine zum Anlasse genommen, eine kleine Festschrift zu veröffentlichen, die in lichtvoller und schlichter Darstellung ein Bild von Geschichte, Zielen und Erfolgen der Gewerkvereine gibt. Besonders gründlich wird nach der „Soz. Praxis" in dieser Abhandlung das Verhältnis zu den anderen Arbeiterorganisationen geschildert. Hartmann hält daran fest, daß die parteipolitisch unabhängigen und religiös neutralen Gewerkvereine in der Lage gewesen wären, zur Einheitsorganisation der deutschen Arbeiterschaft zu werden. Er verkennt aber nicht den „freiheitlich-nationalen" Charakter, den die Gewerkvereine mit wachsender Betonung als Grundzug ihrer Bewegung ansehen und der durch die Veranstaltung des Kongresses der freiheitlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenverbände eine besondere Unterstreichung erfahren hat. Dieser ist aus der Bewegung selbst herausgewachsen und durch die Abwehrstellung nach zwei Seiten mehr und mehr als lebensnotwendig für die Gewerkvereine erkannt worden, nachdem eine Zeitlang der Neutralitätsgedanke in den Gewerkvereinen bis zu einer ihm nicht notwendig innewohnenden Farblosigkeit zu erstarren gedroht hatte. Hartmann entwickelt den freiheitlich-nationalen Gedanken ausführlich am Ende seiner Festschrift, und auch das 1907 geschaffene Programm der Gewerkvereine sowie die Leitsätze von 1908 enthalten ihn schon andeutungsweise im Kern. Die kleine Festschrift (50 Jahre deutsche Gewerkvereine, Jena, Fischer, 80 Pf.) verdient bei allen Freunden der Hirsch-Dunckerschen Bewegung weiteste Verbreitung.

Gegen die Verhetzung macht der bekannte Sozialpolitiker Dr. Ludwig Heyde in dem Hirsch-Dunckerschen „Regulator" beherzigenswerte Ausführungen. Es heißt da u. a.: Immer wieder kann man jetzt Darlegungen über die Löhne lesen, bei denen einem die Haare zu Berge stehn. Bald wird mit größter Ruhe erklärt, die Arbeiterschaft leide wegen ihrer hohen Einnahmen weniger als der Teil des Mittelstandes, der im Frieden 8000 bis 12 000 M. verdient habe; bald wird von schlemmenden Munitionsarbeitern erzählt, die angeblich skandalierend in den großen Weinrestaurants sitzen, so daß diese schon Sonntags überhaupt nicht mehr aufzumachen wagen. In Spießbürgerkreisen werden dabei Berichte noch prächtig ausgeschmückt: stolz auf den eigenen guten Ton erzählt man sich da von den „Munitionsarbeitern", die das Messer in den Mund stecken oder zum Rotwein Eiskübel verlangen usw. Dann wiederum gehen Meldungen durch die Blätter, daß ein Präzisionsmechaniker alle Woche tausend Mark verdiene, daß Munitionsarbeiterfrauen alle Delikatessen der Großstadt aufkaufen, und das schwatzhafte Gerücht geht wieder weiter und munkelt, daß in Spandau die Juweliere gar nicht genug Brillanten für die Munitionsarbeiter und ihre Angehörigen beschaffen könnten; Halsbänder für ein paar tausend Mark gingen sozusagen ab wie — einstmals — warme Semmeln. Für viele brave alte Damen und Bierphilister gipfelt die soziale Frage jetzt in der Sorge, wie in absehbarer Zeit die Löhne endlich wieder heruntergedrückt werden können.

Wir wissen nicht, ob die Schauergeschichten über die Kriegslöhne ihren Urquell in den freilich bitteren Vergleichen haben, die der untere Beamte oder ein und andere sonstige Festbesoldete, sowie vor allem auch der Soldat, jetzt zwischen seinen eigenen Einnahmen und denen des in der Kriegsindustrie tätigen gelernten Arbeiters, mit dem er vielleicht bekannt oder befreundet ist, anstellen mag. Das ist möglich, und man kann sich dann nur wundern, wie rapide die Gerüchte um sich gegriffen haben und wie wohlgemut sie von Leuten weiterverbreitet werden, die wahrlich nicht so gestellt sind, daß sie zu einem neidischen Blick auf den Munitionsarbeiter ebensoviel Grund haben, wie schließlich die paar Gruppen, die wir oben nannten. Es erscheint aber auch gar nicht ganz unmöglich, daß in dieser Hetze Methode steckt. Erinnern wir uns doch nochmals, wie in Flugblättern und in einer gewissen Presse früher mit Vorliebe

der Arbeitersekretär als der dicke, satte Mann dargestellt wurde, der sich „von Arbeitergroschen mästet". Dadurch wollte man niedere Instinkte bei allen hervorrufen, die des berechtigten oder minderberechtigten Glaubens waren, es gehe ihnen selbst schlechter. Genau dieselbe Spekulation kann auch jetzt wieder vorliegen. Man weckt Neid und Haß gegen die Munitionsarbeiter, indem man ihre Lage als einfach glänzend hinstellt. Und wiederum wie früher: man lenkt damit von denen ab, die freilich alle Ursache haben, sich vor der Verstimmung des Volkes zu verstecken. Was mag mancher wirkliche und große Kriegsgewinnler im stillen lachen, wenn er den Mittelstand in Erregung gegen die Arbeiter sieht, während er selbst unbehelligt bleibt und schon ahnt, wie in ein paar Jahren, wenn sein Emporkömmlingtum vergessen ist, gerade das wackere Spießbürgertum am tiefsten vor ihm buckeln wird.

Es ist schwer, gegen eine tiefgreifende Verhetzung, wie sie sich jetzt offenkundig vor unseren Augen vollzieht, entgiftend vorzugehen. Die Arbeiterschaft hat aber alles Interesse daran, es zu tun. Vor allen Dingen gilt es, statistisches Material über das Steigen der Löhne und der Lebenshaltungskosten beizubringen. Daran fehlt es außerordentlich. Soweit aber Material vorhanden ist, wird es noch längst nicht genug zur Widerlegung der maßlosen Übertreibungen von den sagenhaft hohen Löhnen benutzt. Die Berichte der Berufsgenossenschaften und ähnliche Quellen müssen nutzbar gemacht werden. Aus ihnen ergibt sich ganz einwandfrei, daß die Löhne zwar in dem nicht stillgelegten Teile der Industrie stattlich gestiegen sind, nicht entfernt aber die gerüchtweise verbreiteten, auf Schwindel, Klatsch oder plumpe Verallgemeinerung ganz seltener Ausnahmen fußenden Zahlen erreichen. Ja, darüber hinaus zeigen z. B. die Berichte der Eisen- und Stahlberufsgenossenschaften, daß im allgemeinen die Lohnsteigerung mit dem Steigen aller Preise keineswegs Schritt gehalten hat, besonders soweit es sich um Landstriche handelt, in denen die Teuerung ungewöhnlich groß ist. Hat eine Arbeiterfamilie heute im ganzen ein hübsches Einkommen, so wird der Grund in der Regel in ganz ungewöhnlichen Leistungen, insbesondere auch in schonungslos geleisteten Überstunden oder in der Mitarbeit aller erwachsenen und halberwachsenen Familienmitglieder liegen. Unter solchen Voraussetzungen könnten die kritiklosen Gerüchteverbreiter natürlich ebenfalls hohe Einkommen aufweisen. Es fragt sich bloß, wie lange sie an solchem Leben Gefallen fänden.

Daß die Arbeiterschaft nicht immer ihre Löhne vollkommen einwandfrei verwendet, wer wollte das leugnen? Hier liegt eine Schuld der Gesamtheit an mangelhafter Volkserziehung vor. Außerdem aber ist es auch eine allgemein menschliche Erscheinung, daß, wer wenig Geld hat, nicht immer gut damit umzugehen weiß und besonders dann Fehler macht, wenn er einmal mehr als gewöhnlich in die Hände bekommt. Indessen, gerade unter den jetzigen Verhältnissen sind die Möglichkeiten des Mißbrauchs geringer als je, weil die Warenerzeugung auf wenige notwendige Güter beschränkt ist, deren Preise zu hoch sind, als daß für den Erwerb von Waren, die früher hergestellt sind und jetzt Seltenheitswert besitzen, viel Geld übrigbliebe. Und schließlich: wer sieht den anderen Bevölkerungsschichten auf Schritt und Tritt in den Geldbeutel? Wer schreit über die unrationellen und volkswirtschaftlich schädlichen Ausgaben großer Kriegsgewinnler Zetermordio? Nur der Arbeiterschaft gegenüber glauben die anderen Stände immer besorgte Vormünder sein zu müssen.

Büchertisch

Emil Fricke, Homer oder die Nibelungen? Zur Frage der deutschen Schule. Union, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin. 24 S. 0,70 M.

Wenn der Verfasser auch in der Frage: deutsche oder griechisch-römische Welt? nicht den allerschroffsten Standpunkt einnimmt, wie er gerade im Kriege von den Fanatikern des Deutschunterrichts zuungunsten der klassischen Bildung formuliert worden ist, so steht er doch ausgesprochen auf der Seite, die gegen die alten Sprachen Front macht. Aber das Mittelhochdeutsche kann nun einmal nicht die formale und logische Schulung geben wie Latein und Griechisch, und die deutsche Blütezeit im 12. Jahrhundert entbehrt manches, was das klassische Altertum uns bietet — mit der Alternative: Homer oder die Nibelungen wird man nie zu einer befriedigenden Lösung kommen. M. R.

Friedrich Kurt **Benndorf,** Betrachtungen. Erste Folge. Der Aon-Mythus von Mombert. Dresden, Verlag von R. Giesecke. 4,50 M.

Am 21. Juni 1918 hat im Rahmen der Münchner Klose-Woche das große Chorwerk, „Der Sonne-Geist", Dichtung von Alfred Mombert, seine deutsche Erstaufführung erfahren. Und nicht wenige, die bislang des „nomadenhaft hausenden All-Dichters vom Ufer des Neckar" kosmische Phantasien als allzu abstrakt, blutleer und ungestalt von sich gewiesen haben, werden hier etwas von Dankbarkeit verspürt haben gegen einen Wort-Künstler, dessen Orphik dem seelisch nahverwandten, nur so viel formsichereren Musiker Antrieb und Raum zu einer grandiosen Konzeption gegeben hat. Vielleicht erleben wir, daß auch Momberts gewaltigste Schöpfung, die mythische Aon-Trilogie, den Komponisten-Mittler findet, der sie eingehen und aufgehen läßt in den „Geist der Musik, welcher, unumschränkter und allgültiger als der Wortgeist, als das königlichste Sinnbild für den im Abgrund des Chaos waltenden Kosmos erscheint". F. K. Benndorf, selbst Musiker, versucht auf andere Weise, durch philosophisch-psychologische Deutung von außen und innen, das schwer zugängliche Werk dem Verständnis derer zu erschließen, die zu seinen Empfängern vorausbestimmt sind. Indem er die drei Dramen (Aon der Weltgesuchte; Aon zwischen den Frauen; Aon vor Syrakus) als „Bühnen innerer Zustände des Ich, deren wesentlichste sich als der kosmische, der metaphysische und der historische kennzeichnen lassen", nach Ideengehalt und Gestaltung klar vor uns aufbaut, rührt er an so manches Urproblem menschlichen Denkens und findet in der Heranziehung gnostischer, taoistischer, mystischer Lösungsversuche für Momberts dunkles Wollen aufhellenden Vergleich. Über seinen gläubigen Überschwang werden wir mit dem überzeugten Jünger und Apostel nicht rechten; ist er sich doch selbst bewußt, daß „Liebe zu einer Geistes- und Seelen-Erscheinung zwar nicht blind, wohl aber einäugig" macht und daß selbst Wodan, der Gott, ein Auge habe opfern müssen, um „einen tiefen Blick in das Wesen der Dinge zu tun". Wer Benndorf diesen Blick nachzutun gewillt ist, wird nicht ohne Gewinn und innere Erschütterung von ihm scheiden. M.

Die Richtige. Traumschwank in vier Aufzügen von **Ludwig Fulda.** Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. 181 S. Geheftet 3 M., gebunden 4,50 M.

Das mit Erfolg gespielte Stück Fuldas liegt nun auch in Buchform vor, und wenn man es in einer zum Ausruhen bestimmten Stunde in die Hand nimmt, indem man von vornherein jede Einstellung auf Probleme irgendwelcher Art ausschaltet, so hat man seine Freude an der geschickten Theatermache, der mit Konsequenz durchgeführten, zuweilen etwas gar zu sehr ins Schwankhafte neigenden Handlung und dem hübschen Dialog, dessen Witz und Geschliffenheit den Fulda von ehemals verrät, wenn auch das Spontane, Jugendfrische der Zeit den Tribut zahlen mußte. M. R.

Briefkasten

Ukraine: Zur Ergänzung unserer Literaturangaben in Nr. 24/1918 teilen wir mit, daß im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, eine deutsche Ausgabe des 1. Bandes von Hruschewskyi: „Geschichte des ukrainischen Volkes" (Urgeschichte des Landes und des Volkes) erschienen ist; sie kann als das bedeutendste Werk bezeichnet werden, geht aber leider nur bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Preis geheftet 18,— M.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 0,65 M.: E. M. 1 M.: Utffz. H. im Felde. 2 M.: Utffz. B. im Felde, Lehrer M. in N.

Bücher für Armee und Marine: Dr. H. in Berlin: 6 Bücher, Frl. Z. in Leipzig: 5 Bücher.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

— er. — Ein **„Bund zur Verbreitung staatsbürgerlicher Bildung"** soll z. Z. begründet werden, dessen Aufgabe darin bestehen soll, weite Kreise unseres Volkes durch Literatur, Vorträge und Abendkurse in staatsbürgerlichem Sinn zu unterrichten, ohne einer politischen oder religiösen Partei zu dienen. Über die Wichtigkeit eines solchen Bundes dürfte kein Zweifel bestehen. Je mehr in unserem Vaterlande unterrichtet sind über Art und Aufgaben eines modernen Staatswesens, desto sachlicher werden sich die kommenden innerpolitischen Kämpfe abspielen. Prospekte mit näherer Auskunft versendet und Anmeldungen, Vorschläge, Wünsche sowie Beiträge zur Bundes-Zeitung nimmt entgegen die Geschäftsstelle: Real-Lehrer Jb. Schreyer in Kiel, Holtenauer Straße 152, II. Jahresbeitrag mit Zeitschrift 4 M., für Vereine 10 M.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Für Rekonvaleszenten wirksamer und wohlfeiler als Wein.
Tricalcol Kalk-Eiweiß-Mittel zur Kräftigung und Knochenbildung.

19. September 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 22. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8583.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 38

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Das Schicksal der Naturvölker im Zivilisationskriege. — **Univ.-Prof. D. Martin Rade:** Die Not um das Tatsächliche. — **D. Friedrich Holdermann:** Badische Erfahrungen und deutsche Gegenwart. — **Friedrich Weinhausen, M. d. R.:** 50 Jahre deutsche Gewerkvereine. — **Generalsekretär Oswald Riedel:** Arbeitskammern und Arbeitsrecht. — **Hans Ostwald:** Sparpflicht als Strafe. — **Helene Voigt-Diederichs:** Das Gnadenbrotspferd. — **Naumann:** Der Einzelmensch. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 8. September.

Um die Gemüter besorgter Staatsbürger aufzurichten, hat der stellvertretende Generalstabschef v. Freytag-Loringhoven einen Vortrag über die Einschätzung der Kriegslage gehalten, der bei der anerkannten Bedeutsamkeit des Redners viel beachtet werden wird. Er sagte unter anderem: „Das Gewaltige, das von unseren Heeren vollbracht wurde, droht bei der Länge des Krieges einigermaßen aus dem Gedächtnis unseres Volkes zu entschwinden. Liegt doch schon darin, daß unsere Feinde nicht mit uns fertig wurden und immer weitere Bundesgenossen werben mußten, eine Anerkennung unserer Kraft, wie sie größer nicht gedacht werden kann. Wir haben weit schlimmere Krisen hinter uns als die gegenwärtige. Ich erinnere an die erste Kriegszeit in Ostpreußen, an die Zeit nach der Marneschlacht im Herbst 1914, an die September- und Oktobertage im Jahre darauf, an den Sommer 1916, wo wir vor Verdun festlagen und fast gleichzeitig der große russische Angriff in Wolhynien und Ostgalizien und der englisch-französische an der Somme erfolgte, an den Herbst desselben Jahres, wo sich Rumänien unseren Feinden zugesellte. Das waren kritische Lagen, weit ernsterer Natur als die jetzige. Im übrigen gilt das alte Suworowsche Wort, daß eine verlorene Schlacht nur eine solche sei, die man verloren glaubt. Auch Friedrich der Große hat erfahren, was Krisen sind, ist aber zuletzt mit unbeirrbarer Sicherheit dem Hubertusburger Frieden entgegengegangen. Wie sich einst Blücher in entsprechender Lage zurückgezogen hat, so hat es Hindenburg wiederholt getan, um nachher siegen zu können. Nicht Geländegewinn, nur Vernichtung des Feindes bedeutet etwas. Wir wären längst mit den Franzosen fertig geworden, wenn unsere Truppen nicht die Sisyphusarbeit zu verrichten gehabt hätten, dem Zuwachs der Gegner und den ungezählten Panzerwagen zu begegnen. Lernen auch unsere Braven mehr und mehr, sich mit diesen Ungetümen abzufinden, so bildet doch eben das Übermaß technischer Kampfmittel, die unsere Feinde gegen uns einsetzen, einen wesentlichen Grund, warum wir nicht am Bewegungskrieg festhalten können, der uns die Entscheidung im Osten gebracht hat. Im Osten ist unser Sieg vollständig, im Westen ringen wir um die Behauptung des dort und im Osten Gewonnenen."

Montag, 9. September.

Die bolschewistische Regierung macht amtlich bekannt, daß als Vergeltung für die Attentate gegen Lenin und Uritzkij 512 Gegenrevolutionäre erschossen worden sind. Die Namen der Erschossenen sind bisher nicht veröffentlicht worden, es wird aber die erste Liste derjenigen Geiseln veröffentlicht, die bei einem nächsten Attentat erschossen werden sollen. Die Liste umfaßt 121 Namen, meist vormalige Offiziere, darunter 5 Großfürsten, einige gewesene Minister, größere Bankiers, insbesondere auch Sozialrevolutionäre von der rechten Seite, weil man dieser Partei ihre Verbindungen mit der Entente zum Vorwurf macht. — Eine derartige gemeinsame Haftpflicht ist bisher in zivilisierten Staaten nicht ausgeführt worden, auch die große französische Revolution hat in ihren wildesten Zeiten nicht daran gedacht, die Vertreter einer ganzen Klasse für den terroristischen Akt einzelner Mitglieder mit dem Tode zu bestrafen. In früheren balkanischen oder nordafrikanischen Kämpfen mögen ähnliche barbarische Mittel allerdings angewendet worden sein. Ob durch die Drohung, Hunderte zu erschießen, die Neigung, den Sturz der gegenwärtigen Regierung herbeizuführen, kleiner oder größer werden wird, ist eine schwer zu beantwortende Frage.

Die britische Admiralität veröffentlicht die Namen von 150 Kommandanten untergegangener deutscher U-Boote. Die Richtigkeit dieser Liste wird von der deutschen Marineverwaltung bestritten, sie will aber aus Gründen des militärischen Geheimnisses nicht ihrerseits eine Aufklärung über die tatsächlich versenkten U-Boote geben und beruft sich auf die Äußerungen des Staatssekretärs v. Capelle im Reichstag, daß bisher die Zahl der Neubauten größer war als die Zahl der Versenkungen. Auch macht sie mit Recht darauf aufmerksam, daß die Zahl der Menschenopfer bei der Marine trotz aller unvermeidlichen Verluste viel geringer ist, als bei entsprechenden Abteilungen des Landheeres.

Dienstag, 10. September.

Es scheint sich zu bestätigen, daß die deutsche Armee im großen und ganzen wieder in die alte Hindenburglinie eingerückt ist. Auf dem nördlichen Flügel sind in der Gegend zwischen Arras und Douai den Engländern Gebiete zugestanden worden, die sie vor der letzten deutschen Offensive nicht besaßen, während umgekehrt am Südflügel die deutsche Linie bis jetzt sich weiter westlich erstreckt als früher. Genaue Ortsangaben und kartographische Aufzeichnungen sind noch nicht in unseren Händen, weil offenbar an verschiedenen Stellen der Übergang vom Bewegungskrieg zum neuen Schützengrabendasein noch nicht gefunden ist. Wie wir aus der Schweiz hören, machen französische Blätter ihre Bevölkerung mutig und hoffnungsvoll, es werde jetzt erst die eigentliche große Entscheidungsschlacht kommen. In Deutschland stellt man auf Grund der Ausführungen des Herrn v. Freytag-Loringhoven zunächst fest, daß die Zeit des Bewegungskrieges bis auf weiteres als beendet gilt. Damit schließt ein Kapitel unserer Kriegsgeschichte. Von Frühjahrsbeginn bis jetzt haben unsere Truppen sozusagen einen Sommerfeldzug in das nicht okkupierte Ausland gemacht, von dem sie ohne besonderes Ergebnis heimgekehrt sind. Der Verteidigungszustand selbst ist der gleiche, wie er früher war, nur sind auf beiden Seiten zahllose Menschen verloren. Das Wort, daß der Krieg nicht mit militärischen Mitteln allein beendet werden kann, ist in jedermanns Munde.

Mittwoch, 11. September.

Bei einem Empfangsabend, den der Wiener journalistische Verein zu Ehren der reichsdeutschen Presse veranstaltete, sprach der

Digitized by Google

Minister des Auswärtigen, Graf Burian, über das Bündnis der beiden mitteleuropäischen Mächte: Der beabsichtigte Weiterausbau des Bündnisses ist nicht eine zufällige Kombination der Zweckmäßigkeit, sondern die logische Folge der Entwicklung mit rein defensivem friedesichernden Zweck. Wenn diesseits und jenseits unserer Grenzpfähle zuweilen unzutreffende Beurteilungen in Erscheinung treten, so kommt das daher, daß wir uns noch immer zu wenig kennen, zu wenig in das grundverschiedene Wesen unserer Staaten und Völker eingedrungen sind. Wir haben Sorgen, aber keine Verzagtheit. Zur Herbeiführung des Friedens ließe sich an irgendeine direkte informative Aussprache denken, die noch längst keine Friedensverhandlung wäre. Wir wollen zu einer Verständigung nach Kräften beitragen, solange es aber nottut ausharren in treuer, entschlossener und gemeinsamer Abwehr!

Das Berliner Büro der Petersburger Telegraphenagentur pflegt uns im allgemeinen solche Dinge zu melden, die für die Bolschewisten günstig sind. Heute berichtet es von der Einnahme der Stadt Kasan durch die rote Garde. Umgekehrt pflegen über England kommende Nachrichten Niederlagen der Bolschewiki zu verkünden, sie teilen heute den Verlust von Noworossisk mit. Die russische Regierung droht, sie wolle alle in Rußland vorhandenen Engländer und Franzosen persönlich haftbar machen, falls Angriffe von den Ententemächten erfolgen. Für jeden durch französische Gewehre erschossenen roten Gardisten sollen 10 internierte Franzosen erschossen werden. Das ist dieselbe Methode in der äußeren wie in der inneren Politik.

Donnerstag, 12. September.

Der Kaiser hat vor den Arbeitern und Angestellten der Kruppschen Werke in Essen eine Rede gehalten, um die Arbeiter zum treuen Ausharren in der notwendigen Kriegsarbeit zu veranlassen. Er sagt: „Im Dezember des Jahres 1916 habe ich ein offenes, klares, unzweideutiges Friedensangebot im Namen des Deutschen Reiches und meiner Verbündeten den Gegnern übergeben. Hohn und Spott und Verachtung ist die Antwort gewesen. Wiederholt in den vergangenen Monaten haben verantwortliche Leiter aus der Regierung des Reiches in unzweideutiger Weise jedem, der es verstehen wollte, zu verstehen gegeben, daß wir jederzeit bereit sind, die Hand zum Frieden darzubieten, die Antwort ist ausgesprochener Vernichtungswille. Dem absoluten Vernichtungswillen müssen wir den absoluten Willen, unsere Existenz zu wahren, gegenüberstellen ..... Das deutsche Volk war fleißig, in sich gekehrt, strebsam, erfinderisch auf allen Gebieten. Es gab aber solche, die nicht zu arbeiten wünschten, sondern auf ihren Lorbeeren ausruhen wollten. Das waren unsere Feinde. Der Neid veranlaßte unsere Gegner zum Kampf, und es kam der Krieg über uns, die wir ahnungslos waren .... Für mich und mein Verhältnis zu meinem Volk sind maßgebend meine Worte vom 4. August 1914: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche. Es ist jetzt keine Zeit für Parteiungen, wir müssen uns alle zusammenschließen zu einem Block. Wer unter euch entschlossen ist, dieser meiner Aufforderung nachzukommen, der verspreche mir an Stelle der gesamten deutschen Arbeiterschaft: Wir wollen kämpfen und durchhalten bis zum letzten!" — Die Versammelten antworteten mit lautem „Ja". Vielleicht hat mancher von ihnen dabei das Gefühl gehabt, daß es besser gewesen wäre, wenn bereits im Dezember 1916 der Friedenswille mit derselben Deutlichkeit ausgesprochen worden wäre. Solange die Linie des Verteidigungswillens innegehalten wird, kann kein Zweifel bestehen, daß die deutsche Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit für die deutsche Selbsterhaltung eintritt.

Der gestrige Tag ist ohne Kampfhandlungen gewesen. Durch Absperrung von Wasserläufen ist das Gebiet gegenüber Cambrai überschwemmt worden.

Freitag, 13. September.

Der stellvertretende Reichskanzler v. Payer hat sich in einer politischen Rede in Stuttgart offener, als es bisher geschehen ist, über die Räumung der besetzten Gebiete ausgesprochen. Über Belgien sagte er: Wir können, wenn es erst einmal so weit ist, auch Belgien räumen; sind wir und unsere Bundesgenossen erst einmal wieder im Besitz dessen, was uns gehört, sind wir erst einmal sicher, daß in Belgien kein anderer Staat irgendwie bessergestellt wird als wir, so wird auch Belgien ohne Belastung und ohne Vorbehalt zurückgegeben werden können. Die erforderliche Verständigung zwischen Belgien und uns wird um so wichtiger sein, als unsere wirtschaftlichen Interessen vielfach parallel laufen, da Belgien auf uns als Hinterland direkt angewiesen ist.

Eine Abordnung der finnischen Regierung ist auf Schloß Friedrichshof im Taunus eingetroffen, um den Prinzen Friedrich Karl von Hessen zu befragen, ob er die Königskrone von Finnland annehmen will. Der Prinz hat sich bereit erklärt.

Am 10. September starb Dr. Karl Peters. Er hat es nicht erleben können, daß Ostafrika wieder in deutsche Hände gelangte. Nach seinem Tode werden alle Parteien bereit sein, ohne erneuten Streit sowohl seine Verdienste, wie seine Schwächen anzuerkennen. Er gehört in den Kreis jener Kolonialgründer, wie sie in früheren Tagen und mit weit größeren Gewaltsamkeiten in England durch Raleigh, Clive und Warren-Hastings vertreten sind. Für alle diese Männer ist es unmöglich gewesen, den kolonialen Erfolg mit der bürgerlichen Moral der Heimat in Einklang zu halten, aber alle diese Männer haben trotzdem ihrem Vaterlande Dienste geleistet, auf die die weitere Geschichte dieser Staaten nicht zu verzichten geneigt war. Man tadelte sie, aber man behielt das, was sie erworben hatten. Als Karl Peters vor nun fast 40 Jahren seine Kolonialerwerbungen begann, gab es nur noch wenige freie Plätze auf der Erdoberfläche, und es ist in erster Linie sein Werk, wenn sozusagen in letzter Stunde Deutschland noch in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten ist. Als dieses geschah, wurde es zum Streitgegenstand der politischen Parteien, und auch Bismarck folgte nur zögernd in der neuen Richtung. Wir haben inzwischen die Gründe des Bismarckischen Zögerns durch den Weltkrieg noch etwas tiefer verstehen lernen, es ist aber auch im Laufe der letzten Jahrzehnte die Kolonialpolitik aus einer Parteisache zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes geworden, und wir sind überzeugt, daß selbst August Bebel, der scharfe Gegner von Karl Peters, wenn er heute noch lebte, mit ihm in der Verteidigung des deutschen Kolonialanspruches einig sein würde, so wie die sozialdemokratische Mehrheit es tatsächlich ist.

Sonnabend, 14. September.

An der französischen Front sind beide Parteien durch nasses Unwetter an größeren Kriegshandlungen gehindert. Erneute Angriffe fanden statt zwischen Péronne und Cambrai und zwischen Aisne und Ailette. Gleichzeitig wurde südlich von Verdun von deutscher Seite der Bogen von St. Mihiel aufgegeben, so daß voraussichtlich eine ziemlich gerade Linie von Beaumont nach Pont à Mousson eintreten wird. Diese Frontveränderung ist seit Jahren erwogen und wurde bei jetziger Gelegenheit ohne besondere Zwischenfälle ausgeführt, wobei hervorgehoben wird, daß österreichisch-ungarische Truppenteile bei der Deckung der deutschen Linienveränderung mitbeteiligt gewesen sind. Gerade in gegenwärtiger Zeitlage ist diese Mithilfe unserer Bundesgenossen wertvoll als deutliches Zeichen fester Kameradschaftlichkeit.

Über die Ernte in Ungarn wird ein Bericht ausgegeben, daß zwar der Weizen schlechter geraten sei als im Jahre 1917, daß aber die anderen Getreidearten und insbesondere der Mais eine vermehrte Qualität liefern, so daß mit gewisser Verschiebung der Nährstoffe die Nahrungsmenge selbst nicht geringer sein wird als im vorhergehenden Jahre. Das ist gegenüber den Befürchtungen, die man in den heißen Monaten Mai und Juni gehabt hat, ein verhältnismäßig gutes Gesamtergebnis, um so wichtiger, da die Ernte in Rumänien durch die trockene Zeit noch mehr gelitten hat.

Das Berliner Informationsbureau der Petersburger Nachrichtenstelle, die durch den genügend bekannten Herrn Radek vertreten wird, meldet einen bedeutenden Sieg der Sowjettruppen über die Gegenrevolutionäre bei Simbirsk an der Wolga. Von England aus werden Nachrichten über Straßenunruhen in Petersburg verbreitet. Allgemeine Undurchsichtigkeit!

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 8. September.

In Ostpreußen haben 400 Jungmannen seit Anfang August im Auftrag der Nesselanbaugesellschaft die Brennnesselernte durchgeführt. Sie schafften pro Kopf und Tag 1 bis 2 Zentner. Man hat für die Arbeit auch solche Schüler verwendet, die für die Landarbeit nicht kräftig genug waren. Diese in handfester Praxis verbrauchten Zeiten bringen bei den meisten Jungen eine begreifliche Geringschätzung ihres Schuldaseins hervor. Sie haben mit einem greifbaren Zweck und Erfolg etwas greifbar Nützliches getan — und das Lernen steht daneben in einer viel blasseren Wirklichkeitszone, es ist gar nicht „Arbeit" in diesem Sinne. Es ist — pädagogisch angesehen — ganz lehrreich, diese Umstellung zu sehen. Man sieht, daß auch aus sehr „geistigen" Häusern die Jungen von sich aus gar nicht so geistig gerichtet sind und viel mehr Wirklichkeitsbedürfnis haben, als schließlich Schule und Berufsbildung in ihnen übriglassen.

Montag, 9. September.

Durch die Zeitungen gehen unbestimmte Gerüchte von einem neuen Wechsel an entscheidenden Regierungsstellen, insbesondere des Kanzlers — einerseits aus Gründen entschiedener Linksorientierung, anderseits mit Rücksicht auf kommende Friedensverhandlungen. Der Name des Fürsten Bülow wird wieder einmal genannt. Bis jetzt ist das wohl kaum mehr als ein Wiederaufflackern bekannter Wellen.

Von der ersten Breslauer Messe, die, 14tägig, am 5. September geschlossen wurde, wird Gutes berichtet. Der Besuch ist, auch aus dem Auslande, sehr befriedigend gewesen. Umsatz vor allem in landwirtschaftlichen Maschinen, Schnellbauhäusern, Textilwaren, Pelzen, Geldschränken und Luxuswagen (!) — letztere wohl mehr nach dem Ausland. Breslau hat übrigens ein altes Privileg vom Jahre 1742 mit seiner Messe wiederaufgenommen.

Dienstag, 10. September.

Sozialdemokratische Partei und Gewerkschaften haben eine Denkschrift zur Ernährungsfrage an den Reichskanzler gerichtet, die der Politik des Kriegsernährungsamtes, durch weitere Preissteigerungen einen Anreiz zur Ablieferung zu schaffen, scharf entgegentritt. Sie fordert dringend eine Erhöhung der Kartoffelration auf mindestens zehn Pfund und meint, daß dem Schleichhandel am besten entgegengearbeitet werden würde, wenn man die Bevölkerung so hoch wie möglich rationierte. — Das ist grundsätzlich richtig. Die Befriedigung dieser Forderung ist allerdings wesentlich eine Frage der Ernte. Dabei ist das Ausgeliefertsein eines ganzes Volkes an die Gewinnsucht der Landwirtschaft etwas tief Erbitterndes, um so mehr, als der Spekulationssinn, dem die Preisverhältnisse Nahrung geben, sich dabei schließlich ins eigene Fleisch schneidet. Die Zuschrift eines Pfarrers an die „Tägl. Rundschau" beleuchtet die Ungesundheit dieser Zustände schlagend und traurig:

„Ich komme von der Nachmahdverpachtung der Kirchenwiesen. Tief niedergedrückt. Um der Preise willen, die sie erreichten. Schon die Vormahd war teuer; der Zentner Heu kam für die Pächter, ungerechnet ihrer Arbeit, vielfach auf 15 bis 20 M. Diesmal waren die Preise noch höher. In einem Falle wurde eine Wiese von 1¼ Morgen Größe mit 300 M. bezahlt. Die Nachmahd allein! Der Gesamterlös, der vor dem Kriege durchschnittlich 4000 M. betrug, erreichte diesmal die Höhe von weit über 20 000 M. Im vergangenen Jahre waren die Pachten auch schon hoch; aber immerhin erreichten sie nur die Hälfte der diesjährigen Summe.

Diese sprunghafte Entwicklung ist ein Verderben. Niemand hat Freude an ihr, und niemand hat sie begünstigt; aber sie ist da.

Die „Privaten" nehmen erst recht, was sie kriegen können. Ein „kleiner" Bauer in der Nachbarschaft — er versteuert ein Einkommen von 3000 M. — hat z. B. in diesem Jahre einen vorher selbst genutzten Teil seiner Wiesen parzellenweise für zusammen 8000 M. verpachtet.

Was ist die Folge? Zunächst muß natürlich Milch und Butter aus diesem Futter auf den dreifachen Preis steigen. Die Pächter, die zu den Höchstpreisen abliefern, haben direkten Schaden; sie werden jede Gelegenheit benützen, ihren Überschuß zu Schleichhandelspreisen „nebenherum" zu verkaufen. Und die Besitzer von Wiesen schlagen deren Wert für ihre Eigenwirtschaft nun auch viel höher an und fühlen sich moralisch berechtigt, auch ihrerseits die „niedrigen" Höchstpreise zu überschreiten. Anderseits wächst bei den einen die Neigung, mühelosen Pachtzins einzustecken, statt mühevoll Aufzucht zu treiben, und bei den anderen die Abneigung, sich mit Hilfe gepachteten Landes selbst zu versorgen, statt aus dem großen Topf der Allgemeinversorgung zu schöpfen. Die Produktionslust, die es mit allen Kräften zu heben gilt, wird auf diese Weise geschwächt und der ordnungsmäßige Umlauf der Lebensmittel, von dem Freudigkeit und Kraft zum Durchhalten abhängen, gefährdet."

Mittwoch, 11. September.

Der Kaiser hat bei einem Besuch der Kruppschen Werke eine unpolitische Ansprache an Arbeiter und Arbeiterinnen gehalten, die in warmherzig-menschlicher Art Dank, Ermahnung und das Gefühl der Gemeinsamkeit unserer Last und unserer Aufgabe zum Ausdruck bringt. Das alte Wort „ich kenne keine Parteien" wurde bestätigt — ein noch deutlicherer Hinweis auf die Wahlreform wird allerdings von vielen schmerzlich vermißt werden.

Unterdessen gehen im Ausschuß des Herrenhauses die Verhandlungen weiter. Die konservative Fraktion versucht immer noch, ein berufsständisches Wahlrecht durchzudrücken und verlangt — jetzt noch! — von der Regierung die Beschaffung von Material über die voraussichtlichen Wirkungen eines solchen Wahlrechtes.

Die sozialdemokratische Partei hat in einem scharfen Aufruf gegen die „Wahlrechtskomödie im Herrenhaus" protestiert, die das Volk erbittere, das Mißtrauen in den demokratischen Willen im Deutschen Reiche draußen schwäche und damit kriegverlängernd wirke.

Donnerstag, 12. September.

Die „Nordd. Allg. Ztg." bringt eine Verteidigung der Regierung zu den in dem sozialdemokratischen Aufruf enthaltenen Angriffen, daß sie der Verschleppung im Herrenhaus tatenlos zuschaue. Der Vorwurf sei unbegründet.

„Die Staatsregierung habe keinen Anlaß, daran zu zweifeln, daß der Ausschuß des Herrenhauses die große Aufgabe, die ihm gestellt ist, in Ernst und Sachlichkeit behandelt. Der bisherige Verlauf der Beratungen lasse keinerlei Verschleppungsabsicht erkennen und schließe es keineswegs aus, daß die Kommission zu den Beschlüssen gelangt, die dem Julierlaß entsprechen und deshalb nicht nur für die Staatsregierung annehmbar sind, sondern auch dem preußischen Volke die Befriedigung seiner berechtigten Wünsche gewähren. Es sei deshalb die Pflicht der Regierung, in den Gang der Verhandlung zurzeit nicht einzugreifen. Die Staatsregierung muß mit Entschiedenheit den Verdacht zurückweisen, daß sie die von der Zeit gebotenen Notwendigkeiten verkenne und die Erfüllung ihrer Pflicht hinausschiebe. Die wiederholten Erklärungen des Reichskanzlers und der leitenden Staatsminister berechtigen die Regierung zu dem Anspruch auf das Vertrauen, daß sie die Erfüllung der preußischen Wahlreform unter Erschöpfung sämtlicher Mittel, über die sie nach der Verfassung verfügt, in redlicher Erfüllung des Julierlasses zum Ziele führen wird."

Bei so klarer Sachlage wurmt es einen freilich immer tiefer, daß durch den von Umständlichkeiten erstickten zähen Fluß der Verhandlungen die Wahlrechtsreform um jeden politischen Stimmungserfolg gebracht wird.

Das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands" fordert die Arbeiter auf, in der jetzigen Situation klaren Kopf und kühles Blut zu bewahren und nun erst recht auszuhalten. „Wir wissen, worum es geht. Wenn wir jetzt nicht unversehrt in unserem Innern durch die entscheidende Zeit hindurchkommen, dann verurteilen wir uns und die nachkommenden Geschlechter zu Englands Frondienst. Jetzt entscheidet sich Deutschlands Schicksal auf Generationen. Keiner von uns will die Schwäche auf sich nehmen, mitverschuldet zu haben, daß dieses Schicksal ein menschenunwürdiges sei."

Freitag, 13. September.

Die Rede des Vizekanzlers hat wie die des Staatssekretärs Solf — und volksverständlicher noch als diese — in Ton und Inhalt klärend und vor allem: vereinheitlichend gewirkt und zweifellos die innere Front in jedem Sinne gefestigt.

Der Reichskanzler hat die Arbeiterführer zur Besprechung der sozialdemokratischen Denkschrift empfangen, das feste Versprechen des „Durchhaltens" der Regierung in der Wahlrechtsvorlage erneuert und die Beschwerden und Vorschläge zur Ernährungsfrage durch die zuständigen Staatssekretäre beantworten lassen. Die

Digitized by Google

Wiederherstellung der vollen Brotration steht bevor. Die fleischlosen Wochen müssen beibehalten werden. Das Zugeständnis der behördlichen Ohnmacht dem Schleichhandel gegenüber ist nicht sehr imponierend — schlimmer freilich bleibt nach wie vor die Tatsache, daß niemandes Gewissen mehr durch eine Auflösung belastet wird, die es allmählich zur Undurchführbarkeit einer ausreichenden Volksernährung gebracht hat.

Man erwägt, nach den Versicherungen des Kriegsamtsvertreters, ob man die Arbeitszeit mit Rücksicht auf den Ernährungszustand herabsetzt.

Sonnabend, 14. September.

Der Hansabund will unter Mitwirkung von über 100 großen Wirtschaftsverbänden am 24. September eine große Kundgebung gegen die Fortsetzung der Kriegswirtschaft im Frieden veranstalten.

Der „Vorwärts" teilt mit, daß die Kaiserrede (entgegen ihrer Wiedergabe durch das „W. T. B.") doch ein unzweideutiges Bekenntnis zur Lösung der preußischen Wahlrechtsfrage im Sinne der Regierungsvorlage enthalten habe.

Die offizielle Regie glänzt einmal wieder durch Geschicklichkeit!

Naumann / Das Schicksal der Naturvölker im Zivilisationskriege

Vortrag, gehalten am 16. September 1918 im Abgeordnetenhause.

Wir besprechen heute nicht die Lage der kämpfenden Völker in Europa und reden nicht davon, ob und inwiefern der Krieg die zivilisiertesten Völker wieder auf den Zustand derer zurückbringt, die wir „die Wilden" zu nennen gewöhnt sind. Unser Augenmerk richtet sich auf die farbigen Nichteuropäer, die zu Hunderttausenden in den Kampf oder in die Kriegshilfsarbeit auf französischem Boden eingestellt wurden. Dabei lassen wir von vornherein alle diejenigen Farbigen außer Betracht, die, wie die Japaner oder auch die Bewohner von Liberia, ihr eigenes Staatswesen besitzen und somit für ihre Kriegsbeteiligung selber verantwortlich sind. Unsere Besprechung soll sich mit den abhängigen Farbigen beschäftigen, mit den bevormundeten Bevölkerungen der Kolonialländer, besonders mit den Afrikanern.

Wenn es in der Überschrift meines Vortrages heißt: „Das Schicksal der Naturvölker im Zivilisationskriege", so soll das Wort Naturvölker keine Aussage darüber enthalten, ob die gegenwärtigen Bewohner tropischer Gegenden als unentwickelte Menschheitsjugend aufzufassen sind oder als übriggebliebenes Alter aus früheren vorgeschichtlichen Perioden. Auch die nicht uninteressante Frage soll nur gestreift werden, ob Naturvölker tatsächlich der Natur in jeder Richtung näherstehen als die naturbeherrschenden Inhaber chemischer und physikalischer Kenntnisse. Oft sind Naturvölker solche, die von der Angst vor der Natur noch nicht frei geworden sind, weil sie noch in der vortechnischen Zeit leben. Ihr Mangel an Technik der Bodenbearbeitung, der Viehpflege, der Handwerke, ihr Mangel an Methode des Denkens, Verwaltens und der Willensbildung macht sie zu Kindern und Knechten gegenüber denen, die eine lange Zivilisationsgeschichte hinter sich haben. Sie werden nun von den Zivilisierten unter der Führung Englands und Frankreichs in den technischsten Krieg hineingezogen, den es jemals gegeben hat, in das Grauen der künstlichen Gewitter und Erdbeben und Blutflüsse, in dem auch der disziplinierte Mut des erzogenen Europäers sich mit Mühe aufrechthält. Sie werden gezwungen, für Ziele in den Todesschrecken hineinzugehen, die gar nichts mit ihren eigenen fernen und kleinen Lebenszielen zu tun haben. Während in den kämpfenden europäischen Heeren ein Patriotismus wirksam ist, der den Tod des einzelnen dadurch erleuchtet, daß er ein Opfer fürs Vaterland ist, so erhöht die Lebenshingabe der Neger oder Inder nichts am Dasein ihrer Nachkommen. Als Objekte fremden Herrscherwillens werden sie zum Kriege gefahren, wie einst die Sklaven verfrachtet wurden. Nicht spreche ich von denen, die in ihrer Heimat so wie unsere ostafrikanischen Schwarzen gegen fremden Angriff die Waffe erheben, sondern von denen, die entwurzelt in fernem Lande unter anderem Klima Söldnerdienste und Arbeitsfron leisten für Weltherrschaftspläne, an denen ihnen nichts gelegen sein kann.

Wie viele farbige Hilfstruppen von unseren Gegnern zusammengebracht wurden, läßt sich begreiflicherweise nur ungenau abschätzen. Wir geben einige Zahlen. Der Funkspruch aus Lyon vom 11. Juli 1918 teilt mit, daß der französische Kolonialminister in einer Senatssitzung gesagt hat, die Kolonien hätten 900 000 Mann an Arbeitern und Kämpfern gestellt. Der englische Ministerpräsident Lloyd George sagt am 21. Juni 1918, daß Indien ein Heer von nahezu einer Million aufgestellt habe und im Begriffe sei, noch 500 000 Mann aufzubringen. Über die Verteilung dieser Truppen auf Mesopotamien, Suez, Saloniki und Frankreich können wir leider Angaben nicht machen. Die Verluste der indischen Armee werden auf 150 000 geschätzt. Am 26. Juli 1918 wird in den Zeitungen „Times" und „Journal" gemeldet, daß in der amerikanischen Armee 186 000 oder 190 000 Neger nach Europa gebracht seien. Es handelt sich um eine passive Völkerwanderung größten Maßstabes, die noch täglich fortgesetzt wird. Nicht alle diese Hunderttausende stehen im eigentlichen Kampfe. Während nämlich die Franzosen möglichst viele Nordafrikaner und Senegalneger in die Fronttruppen einreihen, haben die Engländer im allgemeinen den Grundsatz, die farbigen Afrikaner hinter der Front für Hilfsarbeiten zu verwenden. Im Anfange des Krieges wurden allerdings wiederholt Indier und Gurkhas auch in Flandern und Nordfrankreich gemeldet. Sie traten ebenso wie auf französischer Seite die Marokkaner, Algerier und Senegalesen als Verschärfer und Verbitterer des Kampfes auf, da sie mit Dolch und Messer ihre mitgebrachte Wildheit zu den Kriegsmitteln der Europäer hinzufügten. Als Säuberer (nettoyeurs) wurden sie die Räuber und Halsabschneider des Grabenkrieges, ein Schrecken der Verwundeten, das Gegenteil alles dessen, was durch die Genfer Konventionen an humanen Grundsätzen erreicht zu sein schien. Den Völkern, die sich mit hohen Worten rühmen, daß sie für Kultur und Menschheit streiten, ist es vorbehalten geblieben, sich solche Kampfgenossen anzugliedern!

Soweit die Neger in Betracht kommen, widerstreitet die Kriegsverwendung von Schwarzen gegen Weiße allen Grundsätzen einer gesunden Negerpolitik, wie sie in friedlicheren Zeiten insbesondere von den Engländern auf Grund langjähriger Erfahrungen aufgestellt wurden. Während nämlich die Franzosen in ihrem Verhalten gegenüber den Schwarzen niemals ganz prinzipielle Klarheit über die Trennung der Rassen herbeigeführt haben, so hat es in England eine öffentliche Meinung über die Pädagogik gegenüber der Negerrasse gegeben, die nun unter englischer Oberführung auf das verhängnisvollste verletzt ist. Es gibt darum auch heute noch in England Vertreter der Kolonialpolitik, die wie Morel gegen die Kriegsverwendung der Schwarzen grundsätzlich protestieren. Aber die Kriegswut ist stärker gewesen als die Vernunft. Will man nämlich unzivilisierte oder halbzivilisierte Völkerschaften im Bevormundungssystem erhalten, so darf man sie nicht zu Schiedsrichtern zwischen kämpfenden Weißen machen. In ihre Hände gehören keine Kriegswaffen, und sie dürfen nicht aufgefordert werden, gegen den weißen Mann zu schießen. Alle diejenigen, die in afrikanischen Landstrichen gelebt haben, sind fast ausnahmslos davon überzeugt, daß nur bei strenger Innehaltung dieser Vorsicht der schwarze Erdteil vor chaotischen Katastrophen bewahrt werden kann. Am deutlichsten wurden diese Grundsätze immer von den Buren vertreten: Der Neger kann bei ihnen keine Ehe mit Weißen schließen, kann gegen sie nicht vor Gericht auftreten, er ist nicht gesellschaftsfähig, nicht politisch gleichberechtigt, nicht mündig. Es liegt uns hier fern, über die Tatsache solcher Rassentrennung zu philosophieren. Hier genügt es, den Engländern vorzuhalten, wie fernab sie von ihren eigenen Grundsätzen gekommen sind. Sie zerbrechen im Weltkrieg die Arbeit vieler Jahrzehnte, zerstören vielleicht die Möglichkeit weiterer tropischer Kolonisation überhaupt.

Digitized by Google

Die bedeutendste internationale Abmachung über die Behandlung der afrikanischen Eingeborenen ist die Kongo-Akte von 1885, dazu treten die Beschlüsse der Antisklaverei-Konferenz von 1890. In der Kongo-Akte, die hier in Berlin fertiggestellt wurde, wird für das gesamte Gebiet von Mittelafrika festgesetzt, daß der Sklavenhandel aufhört und daß alle zentralafrikanischen Gebiete im Falle eines europäischen Krieges neutral bleiben sollen. Sie sollen „für die Dauer des Krieges den Gesetzen der Neutralität unterstellt und so betrachtet werden, als ob sie einem nicht kriegführenden Staate angehörten. Die kriegführenden Teile würden darauf Verzicht zu leisten haben, ihre Feindseligkeiten auf die neutralisierten afrikanischen Gebiets zu erstrecken oder dieselben als Basis für kriegerische Operationen zu benutzen". Wieviel afrikanisches Elend würde vermieden worden sein, wenn sich die Ententemächte an diese von ihnen unterzeichnete Kongo-Akte gehalten hätten! Sie hätten es gekonnt, denn die belgische Regierung stellte am 7. August 1914 an die beteiligten Mächte den Antrag, daß der Krieg nicht auf Zentralafrika ausgedehnt werde. Dieser Antrag wurde von Frankreich am 16. August und von England am 17. August abgelehnt. Als Grund wurde privatim angegeben, daß England die deutschen Funkenstationen besitzen müsse, um den Verkehr mit den Auslandskreuzern in der Hand zu haben; Frankreich aber wünschte den Teil des Kongo-Landes wiederzunehmen, den es im Marokko-Vertrag 1911 rechtmäßig abgetreten hatte. Aus diesen und ähnlichen Gründen wurde der verständigste und menschenfreundlichste Beschluß der ganzen Afrikapolitik beiseite geworfen! Die feindlichen Angriffe brachen über unsere Kolonien Togo, Kamerun und Ostafrika herein und zwangen Weiße und Schwarze zur Verteidigung. Die Schuld dieser Zerstörung ist wesentlich englisch, auch wenn die Ausführung zum Teil in den französischen Händen lag. England wollte das deutsche Afrika zerbrechen.

Nachträglich nun stellen es Engländer und Franzosen so dar, als ob die deutsche Kolonialverwaltung an sich ihrer Aufgabe nicht genügt habe und als ob die Zivilisationsmächte moralisch genötigt gewesen seien, als Befreier der Eingeborenen zu erscheinen. Das ist geradezu ein typisches Beispiel für die Heuchelei im Kriege, denn kein im Kolonialwesen wirklich erfahrener Engländer wird zu bestreiten wagen, daß sich Deutschland in hervorragender Weise an allen Bestrebungen zur Besserung der Lage der Afrikaner beteiligt hat. Wir verschweigen natürlich nicht, daß auch die erst 1884 begonnene deutsche Kolonialgeschichte ihre Flecken hat, aber mit welcher Stirn stellt sich England hin, um den Splitter aus unserem Auge zu ziehen, während es den Balken im eigenen Auge nicht zu bemerken vorgibt! Englands und Frankreichs Kolonialgeschichte ist im Vergleich mit der unserigen viel älter, aber auch unendlich viel blutiger. Von den Anfängen der englischen Okkupation Indiens werden die klassischen Darstellungen Macaulays über Lord Clive und Warren Hastings vielfach gelesen, aber wir kennen auch die Ursprünge des Sipoyaufstandes in Indien 1857 und erinnern uns aus unserer Jugend der Berichte vom Kriege gegen die Aschantis. Alle Kolonisation ist mit blutigem Zwang verbunden gewesen, überall von Algier bis Kapstadt war die Herrschaftsgewinnung kein sanftes Zureden, aber was besagen die Kinderkrankheiten der deutschen Kolonisation gegenüber den gehäuften Gewalttaten und Listen, mit denen die englische Weltherrschaft begründet wurde? Die ganze Erdoberfläche ist ein englischer Friedhof geworden. Wenn einst einmal nach den Worten des Evangeliums die Toten aufstehen, dann wird die Zahl derer, die von den Engländern gemordet wurden, so riesengroß sein, daß ihnen die Neigung vergehen wird, als Ankläger gegen die deutsche Kolonisation aufzutreten. Was sich in England in langen Perioden vollzog, wurde von den deutschen Kolonisatoren in einem kurzen Menschenalter durchlebt, der Übergang von romantisch ungebändigter Kolonisation zu geordneter fürsorglicher Kolonialverwaltung. Unsere zwei letzten Staatssekretäre des Kolonialamtes haben diese Wendung auf das klarste vollzogen. Dernburg sagte das eindrucksvolle Wort: „Der Neger ist der wertvollste Besitz der deutschen Kolonien." Und Staatssekretär Solf, der gegenwärtige Leiter des Kolonialamtes, hat schon vor dem Kriege den humanen Charakter der deutschen Kolonisation in Wort und Tat zum Ausdruck gebracht. Er sagte im Reichstag am 6. März 1913: „Die Eingeborenen sind unsere Schutzgenossen; wir wollen sie erhalten. Kolonisieren ist Missionieren, und zwar Missionieren in dem hohen Sinn der Erziehung zur Kultur." Das war in der Tat der Leitgedanke der deutschen Kolonialleitung. Und es wird niemand, der die Dinge kennt, leugnen, daß im Programm und in der Arbeit der Deutschen Gesellschaft für Eingeborenenschutz die besten Bestrebungen für Gesundung, Erziehung und Erhaltung der Negerbevölkerung vorliegen. Deutschlands Mitarbeit an der Bekämpfung der Schlafkrankheit ist mustergültig. — Jede Form der Seuchenbekämpfung wurde von uns gefördert. Unsere Regierung hat zusammen mit dem Reichstag Schutzgesetze für Eingeborene beschlossen und eingeführt. Die Verhandlungen unserer parlamentarischen Körperschaften waren voll von redlichem, menschlichem Interesse für die Zukunft der Afrikaner. Das ist von den verständigen Einwohnern unserer Kolonien auch stets anerkannt worden, und wenn jetzt die Engländer in Kamerun und Ostafrika nach Zeugnissen der Eingeborenen für deutsche Mißverwaltung suchen und teilweise unehrenhafte Bedrohungen anwenden, um derartige Aussagen zu erlangen, so gehört das auch zum großen Verleumdungssystem der britischen Macht.

Das, was England und Frankreich jetzt im Kriege an den Afrikanern tun, entspricht in keiner Weise den besseren Grundsätzen, deren Befolgung Deutsche und Engländer bis kurz vor dem Krieg oft vereinigte. Bei gemeinsamem Wirken der drei beteiligten europäischen Völker war zu hoffen, daß eine afrikanische Aufwärtsentwicklung eintrete, ein Aufsteigen der Volkskräfte, ein Wachsen der Gesundheit und Bodenkultur. Alles das ist aber nun zertreten! Die Schlafkrankheit wird durch das Hinfallen der Fürsorge und durch die wahllose Vermischung gesunder und kranker Bevölkerungen von neuem alle zentralafrikanische Hoffnung erdrücken. Mit Rücksichtslosigkeit wird das Schicksal der Naturvölker dem europäischen Vernichtungsfanatismus geopfert. Die englische Brutalität, die einst beim Utrechter Frieden zutage trat (1713), als die Engländer im sogenannten Asiento-Vertrag sich ein Monopol für Sklavenhandel ausmachten, die egoistische Denkweise, durch die im 18. Jahrhundert Nordamerikas Urbewohner zerbrochen wurden, die Weltherrschaftsmoral der einstigen Menschenverkäufer von Bristol ist wieder da! Mag der ganze Negerstamm zugrunde gehen, wenn er uns dabei nur nützt! So denken und handeln die, die sich berufen glauben, der Menschheit die Wege der Gerechtigkeit zu zeigen! Wo bleibt da der Missionsgeist, wo bleibt das bessere England? Wie die Engländer zu sagen pflegen, daß sie zweierlei Deutschland unterscheiden, ein kulturelles und ein militärisches, so müssen wir mit viel größerem Rechte von zweierlei England reden, einem gewaltsamen und einem fürsorgenden, und was wir jetzt vor uns sehen, ist nichts als das alte, harte England voll Tyrannei über alle Völker der Erde.

Fast verliert man in diesem unheimlichen Kriege das Mitleid, denn es sind allzuviel Erlebnisse, die unsere innere Teilnahme herausfordern. Es hat jeder zunächst seine eigenen Toten zu beklagen. Wenn aber die Menschen einmal wieder Zeit finden werden, dem Schicksal der Leidenden ihre Teilnahme zuzuwenden, wird nicht nur Europa zu bemitleiden sein, sondern ebenso auch Afrika. Afrika, vor kaum mehr als einem Menschenalter entdeckt und der Zivilisation eröffnet, nun durch die Zivilisierten an den Rand des Abgrundes gebracht!

Vielleicht hält mancher dieses Urteil für zu düster und glaubt, daß die schädlichen Folgen nicht so weitgehende sein werden. Dabei wird aber der große Unterschied zwischen Indien und Zentralafrika übersehen. Indien ist so menschengefüllt, daß der Verlust und die Verwilderung von einigen Hunderttausenden oder selbst einigen Millionen überwunden werden kann, Afrika aber hat eine schwache und matte Bevölkerung. Zwar viele Einzelexemplare schwarzer Menschen sind von beneidenswerter Kräftigkeit, aber nur an wenigen Stellen ist quellende, wachsende Kraft. Es ist schon zu viel eigene und fremde Sünde über diese Stämme hereingebrochen. Ihr alter heidnischer Naturzustand ist vorbei, und die Achtung vor der Kultur

Digitized by Google

der Weißen bricht nun auch. Alle diejenigen, die aus dem Kriege heimkehren, werden von nun an weder eigentliche Neger sein noch auch Europäer. Sie müssen zu Elementen der Unruhe werden, voll des Eindrucks, daß die Menschheit überall böse, und daß der Mensch auch in den Ländern der Christenheit des Menschen ärgster Feind ist.

Ich hatte Gelegenheit, in einem unserer Gefangenenlager viele Hunderte von Vertretern sowohl Indiens wie Afrikas zu sehen, eine Auswahl von menschlichen Gestaltungen, wie sie wohl noch nie an einem Orte so mannigfaltig vertreten waren: Gurkhas, Sikhs, Bengalen, Afghanen, Anamiten, Chinesen, sonstige Malayen, schwarze Inder, dunkle Australier, Somalineger, Sudanneger, Senegambier, Tripolitaner, Tunesier, Kabylen, sonstige Nigerier, Marokkaner, Madagassen. Jeder dieser vielen Menschen hat irgendwo in der weiten Welt eine Heimat, von der er oft auf sehr merkwürdigen Umwegen bis in unser Gefangenenlager gelangt ist. Ich sah die Aufschriften der Briefe, durch die viele von ihnen durch allen Krieg hindurch mit ihren Heimaten in Verbindung bleiben. Ein Teil von ihnen waren schon vor dem Kriege Berufssoldaten, der größere Teil aber ist erst zum Krieg gedrängt, geworben und gezwungen worden. Die Franzosen geben meist eine Anwerbungsprämie von 200 Frank. Mit Geld und Alkohol ist geworben worden, bis nun in Senegambien und Zentralafrika neuerdings der reine Zwang eintritt, den man allgemeine Wehrpflicht nennt. Was dabei dem einzelnen sonst vorgeredet wird, ist natürlich für uns unkontrollierbar. In vielen Fällen wird Plünderung versprochen oder Nachzahlung weiterer Prämien. Dabei spielt eine merkwürdige Rolle, was man den Asiaten und Afrikanern von deutschen Grausamkeiten berichtet hat. Die abgehackten Hände aus Belgien wurden in ganz Afrika erzählt. Die Weltlüge wurde am Kongo und Niger noch viel gröber aufgetragen als sonst. Und so trieb man denn mit Geld, Drohung und moralischer Entrüstung Herden von Eingeborenen vom Sudan über den Nigerstrom bis nach Dakar beim Kap Verde, von wo sie auf französischen und neuerdings amerikanischen Schiffen bis Tanger gebracht, von da mit Eisenbahn nach Algier oder Tunis gefahren und von da nach Marseille hinübergebracht wurden. In Frankreich versuchte man zuerst, besondere Eingeborenen-Divisionen zu bilden, gab aber später diesen Versuch auf, weil solche Armeeteile nur einen ersten Anlauf auszuhalten pflegen. Jetzt sind sie auf viele Regimenter verteilt und werden häufig und besonders während des Winters nach dem Eingeborenenlager St. Raphael bei Cannes am Mittelländischen Meere versetzt, um wieder notdürftig gesund zu werden, denn das kalte Klima frißt an ihnen allen. Die Tuberkulose rafft ebenso Inder wie Neger dahin.

Ehe die Neger an die Front kommen, wird ihnen der nötige Schrecken vor den Deutschen beigebracht, indem man ihnen sagt, daß die Deutschen alle schwarzen Gefangenen massakrieren und töten. Dazu tritt die Alkoholisierung vor der Schlacht. Wieweit es wahr ist, daß Neger, Marokkaner und Gurkhas mit ihren Messern als nettoyeurs zum Abschlachten deutscher Verwundeter angestellt werden, läßt sich aus Gefangenenaussagen nur teilweise erkennen, da die Betreffenden sich begreiflicherweise scheuen, derartige Geständnisse zu machen, aber die Erlebnisse deutscher Soldaten bezeugen diesen unheimlichen barbarischen Blutdienst. Immer wieder kehrt aber die Klage der Naturvölker, daß man sie als Kugelfang und Kanonenfutter vorausschicke. Die Franzosen lassen sich von den Kindern der Sahara vertreten: ihr dürft für uns sterben!

Das seelische Ergebnis ist eine Zerrüttung aller mitgebrachten und anerzogenen Begriffe. Wenn schon im alten, vielerzogenen Europa jetzt alle Begriffe von Recht und Unrecht, Mein und Dein zu schwanken beginnen, um wieviel mehr ist das bei diesen afrikanischen Söhnen der Fall! Die Heimkehrenden werden, wie wir schon sagten, Elemente der sozialen Zersetzung sein. Inzwischen wird aber ihre Heimat voll sein vom Eindruck der Herabwürdigung der weißen deutschen Männer und Frauen vor den Augen der Schwarzen. Nur unvollkommen wissen wir bis jetzt, was an einzelnen Orten geschehen ist. Manche von Ihnen, meine Zuhörer, werden vielleicht den kriegsgeschichtlichen Roman „Der Ölsucher von Duala“ von Hans Grimm gelesen haben (Verlag Ullstein). Wer nur diese Vorstellung in sich aufnimmt, wird leicht geneigt sein, die schauderhaften Taten, die von und durch Neger an den Deutschen von Kamerun und Togo verübt wurden, für Erzeugnisse einer erschrecklichen dichterischen Phantasie zu halten, aber gerade die Entsetzlichkeiten entsprechen der aktenmäßigen Darstellung, wie man aus der Denkschrift des Reichskolonialamtes „Die Kolonialdeutschen aus Kamerun und Togo in französischer Gefangenschaft“ (1917) ersehen kann. Auch von den deutschen Frauen in Ostafrika kommen bewegliche Klagen. Offenbar werden die Deutschen vor den Eingeborenen absichtlich bis aufs äußerste herabgewürdigt, um ihnen das spätere Kolonisieren unmöglich zu machen. Wieweit das erreicht wird, werden wir ja sehen, soviel aber ist sicher, daß hierbei das Wort gilt: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! Dieses Verfahren ist das Grab der Kolonialgesinnung überhaupt. Wie soll in Zukunft die französische Missionsschwester, wie soll der englische Missionar von der Liebe und vom Reiche Gottes reden, nachdem unter englischer Duldung französische Christen so heidnisch gewesen sind?

Lassen Sie uns noch einige Worte von den evangelischen und katholischen Missionen in den bisherigen deutschen Kolonien und besonders in Ostafrika reden. Der englische Missionsbischof Weston von Zanzibar hat in einem Briefe an den englischen General Smuts eine verleumderische, bewußt unwahre Darstellung über die Eingeborenenverhältnisse im deutschen Ostafrika veröffentlicht mit der Absicht, eine englische Besitzergreifung als moralisch notwendig hinzustellen. Demgegenüber bekunden die Missionare mit erfreulicher Freimütigkeit ihr aus opfervoller Praxis stammendes Urteil in einer Eingabe an Staatssekretär Solf. Sie verschweigen nicht, was sie an der deutschen Verwaltung noch zu tadeln haben, besonders in bezug auf Arbeitszwang und Bestrafungen, aber sie geben trotzdem ein höchst wertvolles Zeugnis für die deutsche Fürsorge und Gerechtigkeit gegenüber allen Missionen, auch den englischen. Als die berufenen Vertreter der Lebenserhaltung der Neger sind sie für Wiederherstellung der deutschen Herrschaft, weil sie für Leib und Seele der Bevölkerung sorgt. Wir Deutschen aller Konfessionen wissen, was wir an unseren Missionaren haben. Wenn jetzt die Engländer die deutschen Missionen grundsätzlich aus Indien und anderen englischen Kolonien hinauswerfen, so versündigen sie sich am Geiste des Christentums und schädigen alle diejenigen Gemeinden, die mit Hingabe ihres Daseins von deutschen Missionaren und Missionsschwestern gepflegt wurden. Wenn nun aber die Engländer nicht nur aus ihren Kolonien, sondern auch aus unseren bisherigen deutschen Kolonien unsere Missionare ausschalten wollen, wo soll dann überhaupt die deutsche Mission noch wirken? Soll die deutsche Christenheit überhaupt der Missionsmöglichkeit beraubt werden? Ist es möglich, einer christlichen Nation einen solchen Verzicht auf eine der allerersten und tiefsten Glaubenspflichten aufzuerlegen? Wenn England, die Heimat der Bibelgesellschaften und der Christianisierung der Welt, wenn England auch die Mission in den Kriegsdienst einstellen und die Mission für sich monopolisieren will, so ist das ein Eingriff in die geheiligsten Rechte der Glaubensfreiheit überhaupt.

Demgegenüber ist das Kulturprogramm für Afrika, das am 22. Dezember 1917 Staatssekretär Solf in einer Rede in der Philharmonie entwickelte, von wundervoller Größe und Freiheit. Er will Afrika aus dem Europäerstreit herausheben. Er sagt: Die Eingeborenen haben den Anspruch, von den höher entwickelten Rassen jederzeit zugleich als Zweck und nicht bloß als Mittel betrachtet zu werden. Die Schutzmächte müssen gemeinsame Richtlinien aufstellen und auf dem Boden der Kongo-Akte weiterbauen, zusammen den Kampf gegen Sklaverei, Volksseuchen und Alkohol führen, müssen große Verkehrsstraßen schaffen und als Ziel haben ein Vertragsverhältnis, durch welches die afrikanischen Verwaltungsgebiete den Charakter einer gemeinschaftlichen Kolonie der europäischen Staaten annehmen würden, in der die Besitzer der Einzelgebiete zu Treuhändern der Gesamtorganisation werden.

Digitized by Google

Indem Deutschland in diesem großen Kriege für sich und seine nationale Zukunft ringt, vertritt es damit zugleich die bessere Zukunft der Kolonialländer überhaupt. Wir wollen den **Völkerbund der Kolonisationsmächte** zugunsten aller Gruppen der Menschheit. Wie schon unsere großen Propheten, Dichter und Denker, wie Herder, Kant, Schiller, Humboldt den Blick des Deutschtums auf die weite Menschheit hingelenkt haben, so ist in allen Kreisen unseres Volkes trotz vielerlei Unterschiedlichkeiten in Konfession und Weltanschauung der Wille fest und ungebrochen, daß die Freiheit der Geistesentwicklung der Menschheit eine Idee ist, die nirgends fester eingewurzelt ist als bei uns. Unsere geistigen Väter hatten großen Sinn für alles, was Menschenantlitz trägt. Dabei wollen wir bleiben, mag uns die Welt bedrängen, wie sie will! Wir sind nicht und wollen niemals werden ein Volk, das keinen Menschheitssinn und kein Menschheitsgewissen hat. Mag England wankend werden in seinen Menschheitsidealen, so sollen und wollen wir unter allen Befeindungen und Nöten den höchsten Zielen menschlicher Entwicklung treu bleiben.

Es wird in den angelsächsischen Ländern viel von der **Organisation des Friedens aller Nationen** gesprochen, wie sie schon von unserem Philosophen Kant geweissagt wurde. Wie aber kann die Organisation des Friedens erscheinen ohne Gerechtigkeit und Weisheit? Unter dem Dröhnen der Kanonen, die gegen uns und unsere Bundesgenossen gerichtet sind, bleiben wir als Menschen und Christen die Träger der Ideen, durch die unsere Volksseele erstarkt ist. Wir schützen uns selbst, aber zugleich auch alles, was von der Übergewalt der Gegner zerbrochen werden soll. Damit erfüllen wir und unsere Söhne die größte Pflicht vor Gott und vor der Geschichte der Menschheit. Wir führen den Verteidigungskrieg der Menschlichkeit und erwarten von unserer guten Kraft und vom Walten der Vorsehung, an die unser großer Historiker Ranke glaubte, den Sieg der besseren Zukunft.

Martin Rade / Die Not um das Tatsächliche

Unter den Nöten dieser Zeit ist für den feiner empfindenden Menschen eine der empfindlichsten die Not um das Tatsächliche. Man muß sich eine Vorstellung von den Dingen machen, man will urteilen, man soll handeln. Die Voraussetzung von alledem ist Kenntnis, Nachricht, Gewißheit. Und gerade die fehlt.

Man lebt ja auch in Friedenszeiten innerhalb eines begrenzten Horizontes. Die wenigsten machen sich klar, wie begrenzt er ist. Man liest die Verhandlungen des Reichstags und bedenkt nicht die Dürftigkeit der Auszüge, die einem da — aus Partei- oder aus Raumrücksichten — vorgelegt werden. Man bedenkt nicht die Willkür der Auswahl, die mit dem ganzen Zeitungsdienst unzertrennlich verbunden ist. Man hält sich an persönliche Erlebnisse und Beziehungen, ohne zu ermessen, wie ihre Zufälligkeit ihre Zuverlässigkeit unterbindet. Aber in Friedenszeiten ist man mehr oder minder in der Lage, wenn man dazu willens ist, durch entschlossenes Aufmerken, Forschen und Prüfen einen sicheren Bestand von Tatsachen in seiner Seele zu sammeln, so viel doch, daß man einigermaßen sein Vorstellen, Urteilen und Handeln danach richten kann, ohne damit Schaden zu leiden an Leib und Seele.

Jetzt sind wir gleichsam vor eine Bühne gesetzt als Zuschauer und Zuhörer, die mit dichten Vorhängen verhangen bleibt. Man hört Töne dahinter hervor, zuweilen wird ein Spalt geöffnet — und dabei handelt es sich da oben um Dinge, die uns aufs leidenschaftlichste angehen. Das Befinden eines lieben Menschen: er ist vermißt, er ist gefangen in Sibirien, er ist abgeschnitten seit Kriegsbeginn irgendwo in Südamerika. Das Schicksal eines Geschäfts, eines Unternehmens, mit dem Kriege in neutrale Hände gelegt. Die Zustände in den feindlichen Ländern, das Chaos in Rußland. Was ist's nun eigentlich um die tschecho-slowakische Armee? Was für Leute sind das? Wer führt, wer inspiriert sie? Wie weit dehnt sich ihre Macht aus? Welche Zusammenhänge haben sie mit verwandten Gruppen? Was bedeuten die Regierungen, die überall auftauchen? Bandenführer, die wie Eintagsfliegen kommen und gehen — oder ernstzunehmende Vorarbeiter neuer Gebilde? Was will und tut in Sibirien Japan? Wie weit geht dort Amerika? Wo ist die Post, der Telegraph, die Zeitung, die uns über all dergleichen, was wir wissen möchten und müßten, Aufschluß bringt?

Ja wissen denn unsere Staatsmänner, unsere Feldherren Bescheid? Sie wissen selbstverständlich viel mehr. Aber das, woran ihnen am meisten liegt, vielleicht gerade nicht. Und auch sie gelüstet brennend, hinter den Vorhang zu schauen. Der Kampf um die Tatsache wird ohne Unterlaß geführt. Gegen ihre natürlich-unbewußte und gegen ihre gewollt-bewußte Verhüllung. Die Zerstörung von tausend Brücken und Kanälen, die der Krieg als Bruch freundschaftlicher Beziehungen von selber zur Folge hatte, wird in ihrer Wirkung von allen Seiten noch verstärkt durch systematische, immer raffiniertere Absperrung und Irreführung. List und Lüge waren zwar immer Waffen im Kampf der Menschen: sie sind heute dank den Mitteln, die eine so noch nicht dagewesene Zivilisation und Technik ihnen darreicht, zu einer ungeheuerlichen teuflischen Macht geworden. Kein Wunder, daß auch einsichtige Geister in der Beobachtung und Beurteilung der Dinge heillos straucheln und daß zu Zeiten die unsinnigsten Gerüchte unter der Masse des Volkes wahre Orgien feiern.

Wie soll der Knoten von Wahrheit, Irrtum und Lüge, den diese ganze Kriegszeit geschlungen hat, je entwirrt werden? Das Schwert kann ihn nicht zerhauen. Auch das schärfste Schwert überhebt nicht der Aufgabe, daß die Schuldfrage einmal ins reine gebracht werden muß. Mag es gelingen, sie aus den Friedensverhandlungen auszuscheiden? Man muß es hoffen, erwarten, fordern, denn sonst wird ein Friede „wissenschaftlich unmöglich". Aber auch die Verhandlungen selbst, die doch irgendwie auf den Tatsachen des Krieges fußen müssen: wie werden sie diese Tatsachen feststellen? Welche Mittel, welche Befugnisse und Fähigkeiten werden vorhanden sein, um bis ins einzelne festzustellen, was war, was geschah, was ist, was nun sein kann und soll? Die Aufgabe wird schwerer sein als im Westfälischen Frieden. Drei Jahre hat man damals in Münster und Osnabrück redlich gearbeitet und bis ins einzelne festgestellt und geordnet: schließlich hatte man ganze Gegenden Schlesiens bei der Neuregulierung vergessen. Wie soll man das Erlogene, das Unbekannte, das noch eben mit Absicht Verhüllte aufdecken? Wie soll man allein die Fülle der einschlägigen Gegenstände, etwa der gutzumachenden Schäden, der in Betracht kommenden Austauschobjekte, der Privatansprüche auch nur überschauen und aufnehmend aneinanderreihen? Und wenn die ersten Verhandlungen mehr bloß ins Große Entscheidungen bringen müssen: wie kann man große Entschlüsse fassen ohne Kenntnis bis ins Kleine hinein? Aber gesetzt, man kann das, so müssen den großen Entschlüssen die Ausführungen bis ins Kleine wiederum folgen. Wie will man das alles fertigbringen?

Die Not um das Tatsächliche dieses Krieges wird größer, je länger er währt. Ein jeder prüfe sich selbst: wie viele haben den Gang der kriegerischen Ereignisse fest im

Digitized by Google

Gedächtnis? Gut, es gibt Bücher. Aber wie schwellen diese Chroniken an! Wer kann das alles lesen, wer sich drin zurechtfinden? Die Not wird bleiben. Eine ausgezeichnete Verlagshandlung faßte schon im zweiten Kriegsjahr den naheliegenden Plan, eine Synopse nur der offiziellen täglichen Kriegsnachrichten der streitenden Heeresleitungen zu veranstalten: die Tagesberichte der Länder nebeneinander gedruckt. Ein Quellenwerk für die Zukunft, ebenso einfach anscheinend, wie selbverständlich notwendig. Es erwies sich schon damals bei den ersten Schritten zur Ausführung, daß das unmöglich war. Heute ist ein solches Monstrum vollends undenkbar. Aber wäre es nun nicht ein Minimum nur von Urkundensammlung für den künftigen Historiker? Und vielleicht kommt es darum doch einmal zustande. Durch vereinte Kräfte des „Völkerbundes"! Aber dabei bleibt es: Wer wird die Geschichte dieses Krieges schreiben? Wann wird sie geschrieben werden? Und gleichviel von wem und wann, wird sie echt sein? Wird sie nicht auch bei bestem Willen immer und immer wieder scheitern an der Not um das Tatsächliche?

Gewiß, es ist immer so gewesen. Die Geschichte der „Gegenwart", d. i. der jüngsten Vergangenheit, war immer am schwersten zu schreiben. Es kann ja niemand sein eigenes Leben schildern, wie es war: immer kommt es in einem gewissen Grade auf „Dichtung und Wahrheit" hinaus. Aber diesen Begebenheiten des Weltkriegs gegenüber wachsen die Schwierigkeiten ins riesenhafte. Zuweilen schien es, als wollte eine neue Offenheit der Methoden dieser Finsternis zu Hilfe kommen. Es war den Bolschewiki vergönnt, uns darauf Aussicht zu machen. Die rücksichtslose Veröffentlichung zeitgenössischer Urkunden, wie sie sie begannen, war eine reine Erquickung für den, der nach Tatsachen dürstete. Aber es ist bei gar dürftigen Gaben geblieben. Haben sie Wichtigeres zu bieten nicht gehabt? Anderes nicht gewollt? Dieselben Bolschewiki haben erreicht, daß die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk vor einer Allerwelts-Öffentlichkeit stattfanden, wie das noch nie dagewesen war. Sachliche Bedenken dawider lagen nahe genug; geringe Überlegung sagte sich, das hinter dem wenigen, was da in die Welt hinaus berichtet wurde, doch ungesagt vieles im Dunkel blieb; so fand das Mißtrauen Stellen genug, um einzuhaken. Immerhin, ein Stück Tatsächliches bekam man immer zu spüren und stillte ein wenig den Durst danach. Auf die dürftige Kost sind wir seitdem wieder gesetzt worden!

Was wissen wir? Ignoramus, ignorabimus.

Und die Moral davon? Daß man skeptischer sein soll gegen all die Meinungen, die einem mit größerer oder geringerer Sicherheit gedruckt, geschrieben, geredet, aufgetischt werden. Daß man sich gewöhnen soll, Kritik zu üben, gerade dann, wenn nicht nur Überzeugungen uns vorgetragen werden (die als echt zu respektieren wir vielleicht alle Ursache haben), sondern wo man auf Tatsachen pocht. Nichts ist verdächtiger als die Berufung auf Tatsachen! Und doch gibt es Tatsächliches. Und doch hat ein jeder, den wir zu hören bekommen, sein Teil Tatsächliches unter sich. Da soll man hören, aufmerken, überallhin, mit wacher Seele. Aber man soll dem lauten Getön gegenüber skeptisch und auch dem besten Gewährsmann gegenüber kritisch sein. Diese Zucht der Aufnahme und Annahme sind wir uns, unserer Würde, unserer Selbständigkeit schuldig. Es gehört mit zur politischen Reife, daß wir uns über diesen Punkt ganz klar sind. Es gehört zur politischen Erziehung unseres Volkes, daß man es dies lehrt. Wenn wir uns dies nicht gegenseitig lehren und zugestehen, wird uns unser Schicksal diesen Dienst leisten. Aber das ist ein strenger Schulmeister. Es lohnt schon, ihm mit gutem Eifer entgegenzukommen. Ein Fortschritt ist's bereits, wenn wir die Not um das Tatsächliche, in der wir drinstecken, erkennen. Das ist der Anfang zu dem Weiteren, daß wir uns daraus heraushelfen. Ein wahrheitshungriges Volk nur wird eine wahrhaftige Presse, eine wahrhaftige Geschichtschreibung — und eine wahrhaftige Staatskunst haben.

Friedrich Holdermann / Badische Erfahrungen und deutsche Gegenwart

Mit Recht hat der Gedächtnistag des hundertjährigen Bestehens unserer badischen Verfassung trotz des Krieges die Anteilnahme der deutschen Öffentlichkeit gefunden. In Baden hat der konstitutionelle Gedanke in deutschen Landen zuerst festen Fuß gefaßt. In unserem Land haben die großen liberalen Ideen des Verfassungsstaates kraftvoll um ihre Geltung im Staat gekämpft in einer Zeit, da es im übrigen Deutschland „untröstlich war noch allerwärts". Damals hat das kleine Baden und die Tribüne seiner Zweiten Kammer die Augen von ganz Deutschland auf sich gezogen und erziehend und ermutigend auf die Gleichgesinnten gewirkt. Hier haben die Kräfte des modernen Staates seit Generationen in positiver Arbeit in liberalem Geist sich betätigen können und Anregungen und Antriebe weit über die badischen Grenzen hinaus gesandt. Baden hat in dieser Hinsicht eine deutsche Mission gehabt. Sie scheint uns noch nicht abgeschlossen. Mit Recht konnten die am 22. August in der badischen Kammer gehaltenen bedeutsamen Reden des Prinzen Max und des Großherzogs die Verfassungsfeier mitten in die deutsche Gegenwart, ihre großen Fragen und Probleme hineinstellen. Wenn irgendwo auf deutschem Boden, so liegen hier auf dieser unserer ältesten Heimstätte des Verfassungsstaates Erfahrungen vor, die uns gerade gegenwärtig wertvoll sind und uns zu dem etwas zu sagen haben, was jetzt in Deutschland für die innere Neugestaltung nach Lösung ringt und drängt. Sie sind darum auch post festum noch am Platz.

Als die Verfassung im Jahr 1818 von dem schon das Jahr darauf verstorbenen Großherzog Karl unter dem ungeheuren Jubel des ganzen Volkes gegeben worden war, kamen zunächst Jahrzehnte schwerer Kämpfe und eine Entfremdung zwischen Fürst und Volk. Wohl wurde dann endlich eingelenkt und die Regierung mit liberalen Männern besetzt, aber es war zu spät. Der Wagen lief bergab in unaufhaltsamer Fahrt. Es kam zu schweren Erschütterungen, zum Konflikt, zum Aufstand des Jahres 1849 mit sehr bitteren Erfahrungen für Fürst und Volk. Die Schuld daran trug nicht die Verfassung, sondern letzterdings das gerade Gegenteil, die ihr innerlich feindlichen, reaktionären Elemente, die durch ihren Einfluß auf einen persönlich durchaus wohlwollenden, aber beeinflußbaren Fürsten das Verfassungsleben und seine natürliche Entwicklung unterbanden. Das wurde mit einem Schlag anders, als in Großherzog Friedrich I. im Jahr 1860 eine Persönlichkeit an das Steuer trat, die dem konstitutionellen Gedanken aus Überzeugung aufrichtig zugetan war. Zwei Worte mögen den neuen Geist bezeichnen, der von da an in unser Land einzog. Das Wort seiner Osterproklamation von 1860: „Ich bin mir nicht bewußt, daß zwischen Fürstenrecht und Volksrecht ein Gegensatz bestände." Und eine gelegentliche Bemerkung, die er im hohen Alter gegenüber einem aus nördlichen Gefilden stammenden Geistlichen tat, der ihm dafür dankte, daß er in dem freieren Baden Amt und Anstellung gefunden: „Man muß Vertrauen haben zur Freiheit." Friedrich I., in dem zugleich auch der nationale Gedanke seinen hervorragendsten Träger im Süden hatte, ist der eigentliche Schöpfer des modernen badischen Staatswesens. „In seinem Geist" die Regierung zu führen, war nach dem Tode des Vaters

Digitized by Google

das erste Bekenntnis seines Sohnes, des regierenden Großherzogs, an das badische Volk. Aus diesem Geist stammt auch die bedeutsame Rede des Prinzen Max bei der Feier des Verfassungsjubiläums. Es ist der Geist des konstitutionellen Staates. In ihm hat Baden nicht nur einen glänzenden materiellen und kulturellen Aufstieg, sondern auch eine politische Entwicklung erlebt, die, ungestört von Erschütterungen, seit nun bald 60 Jahren in der Linie eines modernen Staatswesens auf der Grundlage der Verfassung und mit ihrer Ausgestaltung nach den Bedürfnissen der Zeit sich vollziehen konnte. Auf diesem Boden sind in derselben Zeit bei uns Fürst und Volk in ein Verhältnis des Vertrauens hineingewachsen, das nie gestört worden ist, und ohne daß die Stellung des Trägers der Krone infolge der demokratischen Entwicklung des Staates eine Minderung der Rechte erfahren hätte, die ihr die Verfassung gewährleistet. Sie hat bis auf den heutigen Tag ihre sehr reale Macht. Und das alles, trotz eines sehr entwickelten politischen Parteiwesens, zeitweilig recht heißer Kämpfe, starker konfessioneller und kirchenpolitischer Gegensätze und vor allem auch: trotz eines völlig demokratischen Wahlrechtes, das wir in seiner letzten Errungenschaft, dem direkten Verfahren an Stelle der früheren Wahlmännerwahl, nun auch schon 1½ Jahrzehnte besitzen, ohne daß es der festgefügten Ordnung des badischen Staatswesens irgendwie Schaden bereitet hätte. Weitere wichtige Reformen unmittelbar nach dem Kriege stehen bevor; vor allem eine solche der Ersten Kammer und die völlige Durchführung des gleichen Wahlrechtes in der Gemeinde wie überhaupt eine Weiterentwicklung des Staatslebens im Geist der neuen Zeit. Darüber waren, mögen die Meinungen im einzelnen auch auseinandergehen, Regierung und Volksvertretung auf dem neulich geschlossenen Landtag sich einig, und in welchem Maß und Tempo diese Reformen zur Durchführung gelangen, hängt letzterdings nur von der Energie ab, mit der unser badisches Volk sie selbst wünscht und dafür Mehrheiten in die Kammer sendet. Alles das wird sich gewiß unter Kampf, ohne den kein Fortschritt denkbar ist, aber mit gesetzmäßiger Entwicklung und ohne Erschütterung unseres Staatswesens bei uns vollziehen.

Was lehrt dieser Abriß badischen Verfassungslebens? Daß Freiheit auf dem Boden verfassungsmäßiger Ordnung, weit entfernt zu schaden, im Gegenteil erzieht, den Staat vor Erschütterung bewahrt, ein Vertrauensverhältnis zwischen Oben und Unten schafft. Wie die badische Geschichte und ihr Land in den letzten 60 Jahren ein glänzendes lebendiges Zeugnis für den Segen eines konstitutionellen Verfassungslebens sind, so zugleich auch in ihrem ersten Drittel ein schwere, ernste Warnung vor seine Unterbindung durch Kräfte, die die Zeit nicht verstehen und ihre Forderung verhindern wollen. Die Nutzanwendung für unsere Gegenwart und Deutschlands innere Zukunft, für ihre wichtigste Voraussetzung, die politische Rechtsgleichheit in Preußen, über deren ungeheure deutsche Bedeutung jede Bemerkung heute überflüssig ist, liegt auf der Hand und bedarf keiner Worte.

Eine Erfahrung unseres badischen Verfassungslebens will in diesem Zusammenhang noch besonders hervorgehoben sein: Die älteste und politisch vorgeschrittenste Heimstätte des Verfassungsstaates auf deutschem Boden hat die gemäßigtste Sozialdemokratie! Die Sozialdemokratie ist auch in Baden eine starke Partei geworden und hat die Zahl ihrer Mandate vermehrt, aber sie beträgt noch heute trotz langjähriger Herrschaft des gleichen Wahlrechts kaum ein Fünftel der Zweiten Kammer. Und vor allem: Sie ist hier wesentlich anders als dort, wo man den Massen ihr Recht vorenthalten hat. Sie hat bei uns schon vor dem Krieg das Staatsbudget bewilligt. Sie arbeitet mit. Auftritte wie im preußischen Abgeordnetenhaus sind in Baden undenkbar. Die Regierung steht zur Sozialdemokratie auf dem Standpunkt der Gleichachtung mit den anderen Parteien. Eine Kluft wie anderwärts zwischen ihr und den anderen Parteien kennen wir in Baden weder im Staat noch in der Gemeinde. Im Präsidium der Zweiten Kammer sitzt längst ein Sozialdemokrat. Dem Sarge Großherzog Friedrichs I. folgten auch die sozialdemokratischen Führer. Während seiner Krankheit erhielt der neulich verstorbene sozialdemokratische Führer Kolb den Besuch des badischen Ministerpräsidenten, und unter den Trauerbezeugungen anläßlich seines Todes an seine Witwe befand sich auch diejenige unseres Großherzogpaares. Wenn nicht nur das politische, sondern auch das menschliche Verhältnis zur Sozialdemokratie und ihren Vertretern bei uns — und so heute durchweg im Süden — anders ist und sie selbst auch anders als im Norden, so ist das die Frucht der politischen Gleichheit und der langjährigen Erziehung aller durch den Geist des Verfassungsstaates. Er versöhnt, gleicht aus, schafft Staats- und Verantwortlichkeitsgefühl. Sein badisches Beispiel lehrt aufs eindringlichste: Nicht die Gewährung von Rechten, deren Zeit gekommen ist, sondern umgekehrt ihre Vorenthaltung und Verhinderung radikalisiert die Massen und erschüttert den Staat. Auch hier bedarf die Nutzanwendung auf das, was uns in Preußen-Deutschland auf den Fingern brennt, keines Wortes. Wer das heute in der letzten Stunde noch nicht einsieht, zerstört — gewiß ohne daß er's will und weiß — die größte Gabe, die uns das ungeheure Erlebnis des Krieges nach innen gebracht hat und ohne die wir uns nicht hätten behaupten können: Das Bekenntnis der sozialdemokratischen Massen zu Vaterland und Reich, den Geist des 4. August.

Und noch eine Erfahrung unseres badischen Verfassungslebens: Wenige Jahre vor dem Inkrafttreten der badischen Verfassung war das Großherzogtum Baden überhaupt erst entstanden. Napoleon hatte es zusammengestückelt aus den verschiedensten Bestandteilen, die sich innerlich völlig fremd, auch durch die Konfession scharf geschieden waren und das kleine Stammländchen, die Markgrafschaft Baden, um ein Vielfaches übertrafen. Nach wenig mehr als hundert Jahren weiß unser Volk heute nichts mehr davon. Jede Erinnerung an das einstige Sonderdasein der einzelnen Teile ist ihm entschwunden. Das verdanken wir neben einer weisen, der Volkswohlfahrt dienenden Führung unserer Verfassung. Sie hat das Land geeint. Sie hat ein badisches Volk, das es vorher nicht gab, geschaffen, ein badisches Staatsbewußtsein. In der Adresse des ersten badischen Landtags vom Jahr 1819 an den Großherzog heißt es: „Die namenlosen Drangsale dieser Zeit — nach den Napoleonischen Kriegen — schufen den großen Grundsatz der Gleichheit der Rechte und der Pflichten aller Staatsbürger vor dem Gesetz. Darum ist unsere badische Verfassung von Badens Volk mit so einstimmigem Jubel aufgenommen worden, weil sie, allen freisinnigen Ideen huldigend, diesen erhabenen Grundsatz nicht nur feierlich anerkennt, sondern auch alle Mittel seiner unverletzlichen Erhaltung gewährt." Hier ist deutlich die Kraft genannt, durch die die badische Verfassung das Werk der Einigung des Volkes vollbringen konnte: Die Gleichheit der Rechte und der Pflichten. Auch hier drängt sich die Beziehung auf die Gegenwart förmlich auf. Die lange Dauer des Kriegs hat gewisse natürliche Verschiedenheiten zwischen Norden und Süden in Deutschland verschärft. Aber alles das hat wenig zu bedeuten im Vergleich zu dem ganz fatalen, schlechten Eindruck, den das traurige Schauspiel der preußischen Wahlreform in Süddeutschland gemacht hat, die Macht ihrer Gegner, selbst gegen den bestimmten Willen des Monarchen, in einer Zeit der Volksopfer wie der unseren und der Lammsgeduld der Regierung. Böser Schaden an Einigkeitsgefühl und an Luft und Stimmung überhaupt ist dadurch angerichtet worden. Wie nötig brauchte Deutschland heute jenen Zuwachs an Kraft, den die rasche Gleichstellung des preußischen Bürgers mit dem süddeutschen bedeutet hätte und mit der es erst das Höchstmaß seiner Kräfte erreichen würde. Muß denn die Not bei uns auch das erst abzwingen und dann der Tat das Beste nehmen?

Recht eint und verbindet — Gewalt trennt und zerreißt. Das gilt auch nach außen. Staatssekretär Solf sprach in seiner ausgezeichneten Rede, die nur den einen Fehler hatte, daß sie nicht schon zur Zeit unserer Erfolge im Westen gehalten worden ist, von den „Zentren des europäischen Gewissens". Wir werden diese Zentren nie ge-

Digitized by Google

winnen und an uns glauben machen, solange die Politik der Gewalt nicht gründlich heimgeschickt wird, die die Verhinderung der politischen Rechtsgleichheit in Preußen und den alldeutschen Gewaltfrieden zum Zeichen hat. Beides wächst ja auf demselben Stamm. Solange die Machthaber unserer Feinde darauf mit den Fingern zeigen können, wird keine Redepropaganda in Deutschland, und wenn sie mit Engelszungen redete, an das Herz ihrer Völker gelangen. Nie könnten sie allein nur durch Lüge, Betrug, Verleumdung, Habsucht, Landgier dazu gebracht werden, ihre ungeheuren Opfer zu bringen, wenn nicht letzterdings eine ideale Kraft, ein Glaube, ein Glaube an ein Hohes und Großes sie triebe. Es ist ihr Glaube, für die Freiheit und das Recht der Welt, auch Deutschlands, zu kämpfen. Der Glaube ist die gewaltigste Macht. „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt", sagt ein Wort der Schrift. Es gilt für uns: Ohne den Glauben an unser gutes Recht hätten wir das Wunder unserer Behauptung gegen eine feindliche Welt nicht vollbringen können. Aber es gilt auch für unsere Feinde. Auch sie haben einen Glauben. Gewiß! einen falschen, einen mißbrauchten Glauben. Denn sie kennen Deutschland nicht, und wir wollen gar nicht von ihnen befreit sein, deren Freiheit unter der Faust der Herren Wilson, Lloyd George und Clemenceau uns nichts weniger als locken kann. Aber, es ist ein Glaube, und nur wenn wir diesem Glauben der feindlichen Völker die Nahrung entziehen, der ihnen aus dem tatsächlichen oder scheinbaren Einfluß der reaktionären Politik der Gewalt nach innen und nach außen auf unsere politische Leitung zugeführt wird, wird er seine Kraft verlieren. Der Tag, an dem das bei uns unzweideutig geschieht, wird Deutschland innerlich stärken. Er wird für die große Mehrheit unseres Volkes heute wie eine Erlösung wirken, schon allein darum, weil es dann endlich weiß, woran es ist und Klarheit sieht. Er wird ihm erst seine höchste Kraft zur stärksten Anstrengung gegen den Feind bringen. Er wird aber auch die erste Bresche in den Glauben unserer Feinde und damit in ihre stärkste Kraftquelle legen. Dann werden auch die Zentren des europäischen Gewissens mobil machen und miteinander Verbindung suchen. Zwischen den zerrissenen und verblutenden Völkern wird sich das erstorbene Gefühl wieder beleben, daß es für sie doch etwas Gemeinsames gibt. Dann wird auch endlich den Kräften der Verständigung und Versöhnung Macht gegeben werden über den Wahnsinn des Hasses und der Vernichtung. Das Recht wird über die Gewalt siegen.

Friedrich Weinhausen, M. d. R. / Fünfzig Jahre deutsche Gewerkvereine

Am 28. September dieses Jahres werden 50 Jahre verflossen sein, seitdem inmitten des Berliner Arbeiterviertels vor dem Hamburger Tore, unter Vorsitz des freisinnigen Reichstagsabgeordneten Franz Duncker und auf Betreiben des Volkswirtschaftlers Dr. Max Hirsch in einer von Tausenden besuchten Arbeiterversammlung die deutsche Gewerkvereinsbewegung ins Leben gerufen wurde. Herausgewachsen aus den Handwerker- und Arbeiterbildungsvereinen der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den damaligen Pflegestätten des Organisationsgedankens, selbstlos geleitet von Dr. Max Hirsch, gefördert von einsichtigen Politikern wie Schulze-Delitzsch, Franz Duncker, Hänel, Ed. Lasker, Rickert, gehässig bekämpft von den Führern der Lassalleanern und später von den sozialdemokratischen und christlichen Konkurrenzgewerkschaften, stark beeinflußt von so tiefgreifenden Ereignissen wie dem Deutsch-Französischen Kriege, dem Sozialistengesetz, der Einführung der sozialen Gesetzgebung und gegenwärtig wieder vom ungeheuren Weltkriege, begeht die deutsche Gewerkvereinsbewegung kraftvoll und zukunftssicher in den nächsten Tagen die Halbjahrhundertfeier ihres Bestehens. Rund 80 000 im Erwerbsleben und 40 000 im Heeresdienst stehende Mitglieder erinnern sich in diesen Festtagen mit Stolz und Zuversicht ihrer Zugehörigkeit zum Verband der deutschen Gewerkvereine, der in den verflossenen 50 Jahren an Unterstützungen verschiedenster Art mehr als 47 Millionen M. verausgabt hat und in seinen Kassen über ein Vermögen von 5½ Millionen M. verfügt, dessen Einfluß in der deutschen Arbeitgeber- und Arbeiterwelt und bei den Behörden nicht gering, und dessen Name überall hochgeachtet ist.

Es ist nicht immer so gewesen. Heftige Kämpfe der sozialdemokratischen und später auch der viel jüngeren christlichen Gewerkschaften gegen „die harmoniebedürftigen Hirsche", mächtige Gegenwirkungen der an Stärke ständig zunehmenden Arbeitgeberorganisationen, gesetzliche Maßnahmen der Reaktion, bis zum passiven Widerstand gesteigerter Mangel an sozialem Verständnis in den Reihen des freiheitlichen Bürgertums: das alles hat den deutschen Gewerkvereinen oft genug das Leben überaus schwer gemacht. Daß sie trotzdem durchhalten und noch dazu wachsen und gedeihen konnten, das verdanken sie neben dem Geschick eifriger, tüchtiger Führer vor allem der kernhaften Gesundheit ihrer Ziele. Heute kann gar nicht mehr bestritten werden, daß die Richtlinien der deutschen Gewerkvereine, wie sie schon bei der Gründung aufgestellt und verkündet wurden: Gleichberechtigung, Vereinbarung, Schiedsgericht, im Notfall entschiedener Kampf, und als Vorbereitung zu dem allen ein wohlausgebautes, starkes Kassenwesen, nach und nach von allen anderen Gewerkschaftsrichtungen als richtig anerkannt und vielfach übernommen worden sind. Diese Erfahrung ist natürlich auch für die Zukunft der Bewegung ein äußerst kräftiger Antrieb zu rastlosem Weiterschreiten auf der einmal eingeschlagenen Bahn. Pflege des Organisationsgedankens auf nationalem, religiös neutralem und parteipolitisch unabhängigem Boden, Sorge für soziale und wirtschaftliche Gleichberechtigung beider Geschlechter, Festsetzung der Arbeitsbedingungen unter gleichberechtigter Mitwirkung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Förderung des Tarifwesens: diese wichtigen Bestimmungen ihres Programms werden sie auch in Zukunft befolgen. Unbeirrt um das Geschrei übelwollender Gegner werden sie auch fernerhin „grundsätzlich dem Wege der Verständigung den Vorzug geben, aber den Kampf nicht scheuen, wo ihren berechtigten Forderungen die Anerkennung versagt wird oder ihre Rechte und Interessen verletzt werden".

Es war den Gründern der deutschen Gewerkvereine leider nicht vergönnt, die erhoffte einheitliche Arbeiterbewegung nach englischem Vorbild, von dem sie bekanntlich überhaupt ausgingen, zu schaffen. Stärkere Mächte und Einflüsse als die ihrigen haben jene bedauerliche Zersplitterung in sozialdemokratische und christliche Gewerkschaften neben den deutschen Gewerkvereinen entstehen lassen. Aber die letzteren haben nie ihre Aufgabe der Einigung und Zusammenführung der getrennten Gruppen ganz aus dem Auge verloren. Zwar scheiden sie sich von den sozialdemokratischen Gewerkschaften durch ihre betonte parteipolitische Neutralität, durch ihre Verwerfung des grundsätzlichen Klassenkampfes und der marxistischen Forderung des Kollektiveigentums; zwar halten sie im Gegensatz zu den christlichen Gewerkschaften die religiöse Neutralität als unbedingte Voraussetzung für den erstrebenswerten Zusammenschluß aller Arbeiter in Berufsvereinen hoch. Aber sie wirken unermüdlich durch Wort und Tat wenigstens für ein praktisches Zusammenarbeiten der feindlichen Gewerkschaftsbrüder in allen gemeinsamen Aufgaben der Sozialpolitik. Und sie haben während des Krieges an der gemeinsam empfundenen Not eine ungewöhnlich starke Förderin ihrer Einigungsbestrebungen gehabt. Die radikale Agitationsphrase, die bei den Gewerkvereinen nie heimisch war, ist bei den anderen durch ernsten, nüchternen Reformwillen zurückgedrängt worden, und eine oft erprobte praktische Gemeinschaftsarbeit hat eingesetzt, von der man nur wünschen kann, daß sie auch nach dem Kriege bleibt. Eine Einheitsorganisation der Arbeiterschaft wird wohl für immer in Deutschland ein unerreichbares Ideal bleiben.

In einem einzigen wichtigen Punkte scheint sich neuerdings in den deutschen Gewerkvereinen ein bedeutsamer Umschwung im Vergleich zu den alten Überlieferungen zu vollziehen. Es betrifft das Verhältnis der Gewerkvereinsmitglieder zur Politik. An der parteipolitischen Neutralität der Organisation und ihrer einzelnen Ortsvereine wird zwar unbedingt festgehalten, weil man eine

Digitized by Google

Schwächung der Anziehungskraft von einer Änderung befürchtet; aber daneben wird viel schärfer als früher die unbedingte Staatsbürgerpflicht der politischen Betätigung des einzelnen Gewerkvereinlers betont. Der Ausbau und die Vertiefung der sozialen Gesetzgebung schafft fortgesetzt neue, enge Beziehungen zur Politik und erlaubt den Arbeitern immer weniger eine politische Enthaltsamkeit. Halten sie sich von Politik fern, so machen andere auf ihre Kosten die Gesetzgebung. Senden sie keine Abgeordneten in die Parlamente, so bleiben sie im Wettlauf mit den übrigen Gewerkschaftsrichtungen, die längst über eigene Parlamentarier verfügen, dauernd und weit zurück. Deshalb suchen die jungen, tatkräftigen Führer mit dem Verbandsvorsitzenden Gustav Hartmann an der Spitze jetzt sehr nachdrücklich die politische Lässigkeit zu überwinden, die sich in Überspannung des parteipolitischen Neutralitätsprinzips bei den Gewerkvereinlern allmählich herausgebildet hat. Die führende Rolle, welche gerade die deutschen Gewerkvereine dieses Frühjahr bei der Gründung der politischen, freiheitlich-nationalen Arbeiterkonferenz gespielt haben, beweist, daß sie auch hier sicherem Erfolg entgegengehen.

Der Krieg und die Nachkriegszeit stellen die deutschen Gewerkvereine vor neue, ungeahnt schwierige und große Aufgaben. Ein Menschenalter, ein Halbjahrhundert wird vergehen, ehe die Nachwirkungen des ungeheuren Völkerringens überwunden sind. Da erhalten die Gewerkvereine reichlich Gelegenheit zu neuer Bewährung. Sie werden, davon sind wir fest überzeugt, auch diese schwere Probe gut bestehen. Unsere herzlichsten Wünsche begleiten sie dabei!

Oswald Riedel / Arbeitskammern und Arbeitsrecht

Im vorigen Jahre habe ich in der „Hilfe" einen großzügigen Plan für die Entwicklung unseres Arbeitsrechtes und seine gesetzgeberische Verwirklichung entwickelt. Ich habe damals schon mich gegen die Gelegenheitsgesetzmacherei ausgesprochen, die aus dem weiten Gebiet des Arbeitsrechtes fast planlos einige Teile herauslöst und damit den organischen Zusammenhang zerstört. Wie recht jene Darlegungen hatten, zeigt das Schicksal des Arbeitskammergesetzentwurfes.

Die Entstehung und die parlamentarische Behandlung dieses Gesetzentwurfes stehen viel zu sehr unter dem Zeichen, daß jetzt im Zeitalter der „Neuorientierung" auch irgend etwas für die Arbeiterschaft getan werden müsse. Der organische Zusammenhang mit der großen arbeitsrechtlichen Wurzel ist dabei fast völlig verlorengegangen. Nur wenige der an der Schaffung des Gesetzes beteiligten Personen betrachten dieses im Rahmen des größeren Arbeitsrechtes. Für die meisten ist es eben bloß ein passendes Gelegenheitsgesetz, mit dem man den Arbeitern glaubt billig zeigen zu können, daß für sie etwas Besonderes geleistet worden ist. In diesem Zusammenhang kann man jenen Arbeitgeberverbänden gar nicht einmal so unrecht geben, welche das Gesetz überhaupt bekämpfen. Das Arbeitskammergesetz als Geschenk, vielleicht gar als ein Bestandteil jener bekannten „Kompottschüssel" — es wäre tatsächlich überflüssig; es wäre aber auch in seiner erziehlichen Wirkung verderblich, denn es würde verziehend auf die Arbeiterschaft einwirken und nicht, wie alle wahre Sozialpolitik, erziehend.

Als Einzelgesetz, das uns lediglich Arbeitskammern bringen soll, damit ein vor Jahrzehnten unter ganz anderen Verhältnissen geborener Wunsch der Arbeiterschaft erfüllt werde, kommt es aber auch um Jahrzehnte zu spät. Die Entwicklung hat die damaligen Anschauungen längst veralten lassen, und der Wert der in dem jetzigen Gesetzentwurf vorgesehenen Arbeitskammern als Einzelerscheinung kann nur sehr beschränkt sein. Das ist der Grund, weshalb ich behaupte: selbst wenn der Gesetzentwurf nur einigermaßen glücklich zur Verabschiedung gelangt, wird die Arbeiterschaft, in der zu Unrecht überschwengliche Hoffnungen erweckt worden sind, enttäuscht werden. Diese Enttäuschung aber wird die beabsichtigte soziale Wirkung des Gesetzes nicht unwesentlich einschränken.

Unsere gesamte Sozialpolitik beginnt daran zu kranken, daß sich in allen Parteien Parlamentarier finden, die durch möglichst viele Gelegenheitsgesetze und -anträge bestimmten Berufsschichten glauben gefallen und damit diese für sich gewinnen zu können. Hierfür bietet das Arbeitskammergesetz ein typisches Beispiel. Die großen Arbeitsgemeinschaften der kaufmännischen und technischen Angestelltenverbände haben im vergangenen Herbst den gewerkschaftlichen Entwurf mit verantwortlich unterzeichnet und sich damit auch für ein gemeinsames Gesetz und für gemeinsame Kammern der Angestellten und Arbeiter ausgesprochen. Nun wurde von bestimmter parteipolitischer und parlamentarischer Seite, lediglich um des Stimmenfanges willen, an den „Standesstolz" der Angestellten gegenüber den Arbeitern appelliert, und das hatte zur Folge, daß ein erheblicher Teil der Angestelltenschaft nunmehr umschwenkte. Gar nicht viel anders liegen die Dinge beim Arbeitskammergesetz an sich. Vor einem Jahrzehnt war ein entsprechender Gesetzentwurf Streitgegenstand gewesen. Man holte ihn aus der Rüstkammer hervor, die Regierung gab in zwei der damaligen Streitpunkte scheinbar — allerdings nur scheinbar! — nach, und nun glaubte man der Arbeiterschaft einen ganz gewaltigen Dienst erwiesen zu haben. Deshalb ist man nunmehr auch so außerordentlich erstaunt, daß anscheinend die Arbeiterschaft so wenig Verständnis für diesen Liebesdienst bekundet, daß sie dem Gesetzentwurf so ablehnend gegenübersteht.

Freilich, die Arbeiterorganisationen und ihre Führer sind dabei nicht frei von Schuld. Sie haben wacker mitgeholfen, die Frage der Arbeitskammern aus dem größeren Arbeitsrechtskomplex herauszulösen. Aber ihr Verhalten läßt sich immerhin erklären. Sie stehen täglich im praktischen Leben und empfinden schon so manche Einzelerscheinung auf arbeitsrechtlichem Gebiet als einen derartig schwerwiegenden Mangel, daß sie, wenn dessen Beseitigung sich plötzlich als möglich erweist, sofort mit beiden Händen zugreifen. Das unter dem Druck besonderer Verhältnisse entstandene Hilfsdienstgesetz ließ es geradezu als notwendig erscheinen, seine arbeitsrechtlichen Fortschritte über den Krieg hinaus festzuhalten und weiter auszubauen. Dazu sollte das Arbeitskammergesetz mitdienen. Die politische Führung hätte allerdings der Arbeiterschaft zeigen müssen, daß man ein Haus nicht baut, indem man im Laufe der Jahre ein Zimmer neben und auf das andere setzt, daß vielmehr die Vorbedingung ein fester Bauplan sein muß. Dieser Bauplan fehlt.

Nun erleben wir das erbauliche Schauspiel, daß ein Gesetz, das um mindestens zwei Jahrzehnte zu spät kommt und das deshalb längst nicht mehr die Bedeutung hat, die ihm von mancher Seite zugesprochen wird, zu scheitern droht an Formalien. Wir mußten sehen, wie der Reichstagsausschuß nach vollen sechs Wochen Arbeit beim ersten Paragraphen schon zu einem Unannehmbar der Regierung gelangte in der rein äußerlichen Frage, ob die Kammern auf fachlicher oder örtlicher Grundlage errichtet werden sollen.

Digitized by Google

Wir werden das gleiche Unannehmbar mit Sicherheit in der gleichfalls äußerlichen Frage erleben, wenn es sich darum handelt, die Staatsarbeiter den Privatarbeitern gleichwertig zu behandeln. Über diesem Streit um die äußeren Formen geht der Blick für den materiellen Rechtsinhalt noch mehr verloren. Aber das ist eben die natürliche Folgeerscheinung der Tatsache, daß man das Arbeitskammergesetz als einzelnen Stein aus dem Gebäude herausgenommen hat, zu dem es nun einmal gehört. Man stelle sich nur einmal folgendes — allerdings unter den heutigen Verhältnissen etwas kühnes — Bild vor: die Regierung hätte (analog der sozialpolitischen Botschaft Wilhelms I.) ein großzügiges Arbeitsrechtsprogramm bekanntgegeben, das dann ganz von selbst die Grundlage der gesetzgeberischen Arbeit geworden wäre. Würde man dann wohl das Arbeitskammergesetz in gleicher Weise behandelt haben wie jetzt?

Nun weiß ich sehr wohl, man wird das Theorie nennen und mir mit dem allerdings schon etwas abgenutzten Einwande der „Realpolitik" kommen. Aber man müßte ja am deutschen Geiste und deutschen Volke verzweifeln, wenn man nicht den Glauben behalten dürfte, daß in und nach solch großer Zeit die deutsche Gesetzgebungsmaschine auch einmal wieder zur Großzügigkeit befähigt sein werde. Wir nahmen doch vor dem Kriege so schöne Anläufe. Neben das einheitliche bürgerliche Recht trat die Zusammenfassung der verschiedensten Zweige der Arbeiterversicherung zu einem gemeinsamen Gesetz, und naturnotwendig scheint für die Zukunft eine noch breitere Grundlage dieser Reichsversicherungsordnung sich ganz von selbst anzubahnen. Überblickt man nun die Buntscheckigkeit der heute vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen, die sich unter dem Sammelnamen Arbeitsrecht organisch zusammenfassen lassen, erkennt man ferner die Notwendigkeit, eine ganze Anzahl zum Teil recht erheblicher arbeitsrechtlicher Lücken gesetzgeberisch ausfüllen zu müssen, dann liegt der Gedanke des einheitlichen Planes doch sehr nahe. Die meisten Arbeiter erwarten schon vom Arbeitskammergesetz das, was es ihnen gar nicht bringen kann, nämlich einen entscheidenden Einfluß auf ihr Arbeitsvertragsrecht. Die hieraus mit Naturnotwendigkeit sich ergebende Enttäuschung ist ein schwerer Schaden für unser künftiges soziales und wirtschaftliches Leben. Sie wäre schon durch ein bloßes Arbeitsrechtsprogramm der Regierung zu vermeiden gewesen. Dieses fehlt und mit ihm die lebendige Kraft, die allein die Sozialpolitik nicht nur als Heilerin von äußeren Schäden erblicken läßt, sondern sie zu positiv gestaltender nationaler Kraftquelle macht.

Hans Ostwald / Sparpflicht als Strafe

Der Krieg hat uns leider eine sehr merkliche Zunahme vieler Vergehen und Verbrechen gebracht. Und alle in das Wesen der Kriminalität Eingeweihten rechnen damit, daß wir nach dem Krieg nicht so rasch eine Abnahme der Vergehen und Verbrechen erwarten dürfen. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß ihre Zahl nach dem Friedensschluß noch zunimmt. Der starke moralische Aufschwung, der unser von allen Seiten bedrängtes Volk zum Anfang des Krieges auszeichnete, ist eben in vielen Schichten abgeebbt. Soweit es die unmittelbare Verteidigung des Landes und den harten Kampf an der Front zu leisten gilt, versagt auch jetzt noch keiner. Aber viele andere moralische Forderungen werden nicht mehr so restlos erfüllt, wie es notwendig ist — oder wenigstens wünschenswert wäre. Ein so gewaltiger Aufschwung, wie er im August unser Volk emportrug, kann eben nur auf eine große Sache gerichtet sein. Die vielen kleinen, alltäglichen Dinge werden im Augenblick wohl von ihm mithinweggeweht und in ihrer Kleinlichkeit und Unbedeutendheit enthüllt. Aber der nüchterne Gleichschritt des Alltagslebens setzt schließlich bei längerer Dauer der Ereignisse wieder ein. Und die vielen Erschwernisse des Krieges und der Kriegswirtschaft tragen auch dazu bei, den Alltag und seine unumgänglichen Erfordernisse zu erschweren. Mit außerordentlichem Gewicht aber drücken auf unser Volksleben die unvermeidlichen Umschichtungen und Verluste, die ein solch gewaltiges Ringen wie dieser Krieg über uns verhängt. Denken wir nur an die vielen Geschäftsleute, die ihren Betrieb haben schließen müssen — aus Mangel an Rohstoffen oder weil der Dienst an der Front sie sonderte. Und denken wir auch an die Väter, die von ihren unerzogenen Kindern fort eingezogen werden mußten. Wir wissen ja durch vielfache Berichte und Tagungen, daß die Zahl der „Jugendlichen", also der unmündigen Verbrecher, während des Krieges zugenommen hat (die Bestrafungen Jugendlicher sollen ums Dreifache gestiegen sein) und daß wir auch besondere Fürsorge für die gefährdete Jugend einrichten mußten.

Ist nun aber mit einer Zunahme der Straffälle zu rechnen, so trifft das ganz beträchtlich unsere Volkswirtschaft. Die Verurteilten werden während ihrer Strafzeit nicht so leistungsfähig sein, wie wenn sie sich in der freien Arbeit betätigen können. Selbst wenn wir die Strafrechtspflege vervollkommnen, wenn wir jedem zu Haft- oder Gefängnis- oder zu Zuchthausstrafe Verurteilten Gelegenheit zur Arbeit geben, wenn wir z. B. das in der Strafanstalt Rendsburg bereits vor dem Kriege eingeführte Verfahren, die Strafgefangenen bei der Ödlandkultur und in der Gartenwirtschaft zu beschäftigen, möglichst in allen Strafanstalten Deutschlands einführen, selbst wenn wir also unser Strafverfahren grundsätzlich auf der Arbeitspflege aufbauen, werden wir doch einen erheblichen Verlust unserer Volkswirtschaft erleiden. In freier Arbeit sind nun einmal die Leistungen fast eines jeden Menschen stärker und wertvoller, als in Zwangsverhältnis.

Schlimmer aber ist wahrscheinlich der moralische Verlust, den unser Volk durch die Zunahme der Straffälle erleiden wird. Tausende und aber Tausende werden die Bekanntschaft der Gefängniszellen machen müssen, die sonst vielleicht ein Gefängnis kaum von außen kennengelernt haben. Was das für den allgemeinen Gemütszustand bedeutet, brauche ich wohl nicht auseinanderzusetzen. Aber umsonst gilt nicht das Gefängnis und das Zuchthaus als die Hochschule des Verbrechers. Wird doch selbst in der Verbrechersprache das Gefängnis mit grimmigem Humor als die „Hochschule" bezeichnet.

Wir müssen also Wege suchen, die einen großen Teil unseres Volkes vor der Bekanntschaft mit den Gefängnismauern bewahren. Vor der Verurteilung werden wir sie leider nicht bewahren können. Die vielfachen Eigentumsvergehen, die aus dem Wesen der Kriegswirtschaft und aus den mannigfachen Erschwernissen, besonders auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung, hervorgegangen sind, die vielen Verstöße gegen die gehäuften und doch unumgänglich nötigen Verordnungen — alles dies werden wir nach dem Kriege ebensowenig sofort los sein, wie die Verordnungen und die gesamte Kriegswirtschaft selbst. Auch die Roheitsdelikte werden nicht sofort abnehmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Krieg viele Männer so ganz dem geordneten bürgerlichen Leben entwöhnt hat, ja, daß er sie nötigte, sich mit der größten Hartherzigkeit gegen all die erschütternden und zermürbenden Eindrücke draußen im Kampfgebiet zu panzern. Ein großes Glück ist es, daß die Mehrzahl der Krieger aus dem rauhen Kriegerleben, das sie führten, heimkehrt wie aus einem Traumleben, wie aus einer grausigen Unwirklichkeit. Das heimatliche Leben, die liebevollen Beziehungen und Bemühungen um die Familie, um Freunde und andere Nahestehende, das tägliche Wirken, das Einfügen in das Gemeinschaftsleben der Heimat — das ist ihre Wirklichkeit. Und die Dinge da draußen versinken.

Ja, in vielen drängt eine um so vollere und vielseitigere Güte und Freundlichkeit empor, je derber das Leben da draußen war.

Diese Erkenntnisse lassen die Hoffnung aufkommen, daß die

Digitized by Google

Kriminalität auch nach dem Kriege nicht allzu steil ins Kraut schießen werde. Trotzdem ist ihre Zunahme gewiß.

Wie werden wir nun ihre schlimmen Wirkungen für unser Volk abwenden können?

Das erste wird sein, möglichst wenig Haft- und Gefängnisstrafen zu verhängen. Wenn schon verurteilt werden muß, dann muß das Gericht die Möglichkeit haben, an der Stelle von Gefängnisstrafen **Geldstrafen** verhängen zu können. Viele Vergehen können auch heute schon durch Geldstrafen gesühnt werden. Es wird also auf die Richter ankommen. Sie müßten jeden einzelnen Fall genau daraufhin prüfen, ob nicht die Geldstrafe jeder anderen Strafe vorzuziehen wäre. Sie mögen auch bei ihrer Urteilsfassung daran denken, daß manche Volkskreise in ihrer derben Weise lieber Haft absitzen als Geldstrafen auf sich nehmen. Diese Volkskreise haben nicht die Erkenntnis, daß wenige Tage im Gefängnis sie in vieler Beziehung mehr schädigen, als eine auch für ihre Verhältnisse vielleicht schwer zu erschwingende Geldstrafe. Mit einem gewissen Trotz sagen sie: „Ehe ich zahle, sitze ich lieber!"

Diese Ansicht, die gegen sich selbst wütende Stimmung, gilt es zu brechen und zu beseitigen. Und dies kann nur geschehen, wenn in das System der Geldstrafen ein Verfahren eingefügt wird, das auf die Eigenart des Volkes besser erziehlich wirkt, das seine guten Triebe fördert und pflegt.

Ein Erziehungsmittel von großer Kraft ist das Sparen. Wer einmal Geld „hinter sich gebracht" hat, gefährdet es so leicht nicht wieder. Es gibt ihm in vielen Lebenslagen einen gewissen Halt, eine innere Ruhe vielen äußeren Geschehnissen gegenüber, die ihn zum Herrn seines Geschickes machen — seines Geschickes, das sonst mit ihm gespielt hätte.

Wenn denn schon verurteilt werden muß, soll man möglichst viele, die vor dem Gericht ihren Spruch erwarten müssen, zu einer **Sparpflicht** verurteilen. Es wird ihnen also eine Geldstrafe auferlegt, die sich nicht nach dem Delikt, nach dem Strafparagraphen richtet. Eine Strafe soll es sein. Aber sie darf nicht schematisch lauten: Drei Monate Haft oder für jeden Tag 5 Mark Strafe. Sondern sie muß lauten: Der Maurer Anders verdient jährlich 2700 Mark, hat eine Tat begangen, die eigentlich 500 Mark Strafe bedingt. Er wird jährlich 150 Mark sparen, d. h. wöchentlich drei Mark. Wenn er sich nach drei Jahren ordentlich geführt hat, fällt das Spargeld mit Zins und Zinseszins ihm zu.

Oder: Der Arbeiter Roß verdient jährlich 2000 Mark. Er hat eine Geldstrafe von 180 Mark verwirkt. Er hat jährlich 75 Mark zu sparen, d. h. wöchentlich 1,50 Mark. Wenn er sich zwei Jahre 4 Monate lang ordentlich geführt hat, gehört ihm das Spargeld mit Zins und Zinseszins.

In dieser oder ähnlicher Weise müßte die Sparpflicht verhängt werden. Die Einzahlungen könnten ja bei jeder städtischen oder Kreis-Sparkasse geschehen. Nur müßten die Pflichtsparbücher gesperrt werden. Auch müßten die Gerichte Kontrolle über die ordnungsgemäße Erfüllung der Sparpflicht ausüben können.

Die wöchentliche Einzahlung wäre wesentlich. Sie erinnert den Bestraften an seine Tat und mahnt ihn vor Rückfällen, warnt ihn vor neuen Straftaten, hält ihn ab, sich wieder zu vergehen.

Wesentlich ist auch, daß ihm das ganze Spargeld später zur Verfügung steht. Es soll ihm ganz gewiß nicht wie eine Belohnung für seine Straftat ausgezahlt werden. Vielmehr soll ihm die vollständige Summe nur zustehen, wenn er sich wirklich zweifelsfrei geführt hat. Es mag die vollständige Auszahlung als eine Belohnung für gute Führung gelten und angesehen werden. Das schadet nichts. Die Hauptsache ist, daß sie gut gewirkt hat während der Zeit der Einzahlungen. Dann hat sie ihren erzieherischen Zweck erfüllt. Dann hat sie den Mann oder die Frau widerstandsfähig gegen manche Verlockungen gemacht. Viele Menschen brauchen nun einmal ein solches streng wirkendes, aufrecht- und reinhaltendes Mittel, um gefeit zu sein und gefeit zu werden gegen mancherlei Verführung und Verlockung.

Eine halbe Auszahlung oder die Einbehaltung von Zins und Zinseszins würde lange nicht die reine Wirkung haben, wie die ungekürzte Auszahlung. Wenn ein Teil des Spargeldes einbehalten wird, kommt wieder das System des Strafgeldes in das Sparsystem und verfälscht es. Jede Einzahlung bei der Sparkasse würde dann nicht die Hoffnung auf eine später fällig werdende, ungeschmälerte Sparsumme aufleuchten lassen. Der Verurteilte würde vielmehr bei jeder Einzahlung, von der die Hälfte vielleicht als Strafgeld ihm abgezogen wird, unter dem niederziehenden Druck der Strafe stehen. Es gilt aber, ihn aufzurichten und ihn zu befeuern.

Handelt es sich doch nicht nur um den einzelnen, sondern auch um die Allgemeinheit. Dem Staat soll ein freudiges Glied gewonnen werden. Die Volkswirtschaft soll seine ganze Kraft zurückerhalten — seine freiwillig eingespannte, freiwillig dargebrachte Kraft. Der Strafrechtspflege soll durch eine geschickte Führung soweit wie möglich die Last abgenommen werden, die ihr die Rückfälligen aufbürden. Das Gemüt des Volkes aber soll nicht bedrückt werden durch das Bewußtsein: Wir alle sind Verbrecher, viele von uns sind bestraft, sind dem rächenden Gericht verfallen und zu entehrenden Strafen verurteilt. Sondern das Gemüt des Volkes soll froh sein. Es soll nicht durch den Rückblick in eine das Licht der Öffentlichkeit scheuende Vergangenheit bedrückt werden, sondern es soll die Zukunft froh und voller Hoffnung vor sich sehen. Und dazu kann ihm auch die Sparpflicht dienen. Sie bringt ihm anstelle der Haft, die in der Erinnerung stets wie eine lähmende Last wirken würde, die Aussicht zu einem Notgroschen, die Grundlage zu mancher Unternehmung. Wenn auch einzelne das Spargeld, bald nachdem sie es empfangen haben, verjubeln oder sonst schlecht anlegen mögen — die Mehrzahl wird das Sparen schätzen gelernt haben.

Die Sparpflicht wird befruchtend wirken auf Geist, Gemüt und Wirtschaft unseres Volkes. Sie wird uns ermöglichen, zahlreiche unersetzliche Arbeitskräfte dort einzusetzen, wo sie am meisten leisten: ohne Gefängniszwang. Sie wird auch das Gemüt unseres Volkes rasch wieder auf seine alte hohe Stufe heben helfen. Denn sie wird jene Kräfte fördern, die jeden zur Selbstbeherrschung, zur Selbsterkenntnis — zum besseren Selbst führen.

Helene Voigt-Diederichs / Das Gnadenbrotspferd

Schluß.

Klaus hält die Flasche gegen das umflorte Firstfenster, um herauszukriegen, wie lang man an dem willkommenen Raub noch schlürfen muß. Weggießen — so gottlos denkt man nicht.

Handbreit steht der Trank über dem gewölbten Boden. „Noch viel drin!" seufzt Klaus.

„Laß sehn!" Suse spät durch das grüne Glas „Du, da ist was hineingeplumpst. Ein Pfropfen? Aber es war doch keiner drauf!"

Man hinzelt und blickt, schlürft, stochert mit Strohhalmen — alles umsonst. Man kriegt nicht heraus, was da länglich dicklich gegen den Flaschenhals drängt. Da man das aber doch wissen muß, empfiehlt es sich, die Flasche auf den Kopf zu stellen.

Erst tröpfelt es rot und dick, dann verstopft sichs aufs neue. Man schüttelt und scheuert. Abermals Tropfen. Dann blubbert es hervor: rosa Pfötchen, ein graues Mauseleichengesicht.

„Huch — igittigitt . . . ." Gemeinsamer Schrei, Würgen und Brechreiz. Die Flasche taumelt am Dachrand in die dunklen Heutiefen hinab. Voll Entsetzen kollern und wühlen sich die Kinder zur Leiter nieder.

Draußen im hellen Junilicht schwindet die Übelkeit. Tief atmend stehn die Kinder, blicken noch halb verstört in den Hof hinaus, der voll ist von Gold und Schatten und buntem Hühnervolk.

„Wir hätten es nicht tun sollen!" Hoffnungslos gequetscht klingt die Stimme des Achtjährigen.

„Was nicht?" fragt die jüngere Schwester. Saft, Farben und Butterkeller — keck durcheinander schwirrt das lasterhafte Gemisch. „Sag doch, Klaus, was?"

Aber schon schmilzt auch ihr, rätselhaft angesteckt, der Sünder-

Digitized by Google

sinn. „Ach so . . . .“ Und als sie am kleinen Finger knabbernd bekümmert steht, schreckt sie die jähe Entdeckung, daß ihre Hände nicht mehr dufteten nach Maleröl, sondern einzig nach Totem. Maus-Gestank.

Reue — man hat sie bislang nur sparsam gekannt. Wenn einem bei passender Gelegenheit abverlangt wird zu sagen: es tut mir leid, so spürt man, per innersten Einsicht zum Trotz, gerad' das Gegenteil. Was ist denn das nun heut mit dem schlimmen Druck, der sich vom Magen auf die Seele siegessicher überwälzt?

Hingehn und alles beichten? Glückverheißend leuchtet der Ausweg und ist im selben Augenblick doch schon verhängt und zugestellt. Die Mutter wird traurig sein, vom Vater nicht zu reden; wahrscheinlich gibt's, gerechterweise, auch Hiebe. Also mit dieser Art von Reinigung ist es nichts.

Was denn aber? Irgend was muß geschehen. Schuldig und stumm blicken die Geschwister, weit entfernt vom „Sie gab mir und ich aß“.

„Wir haben Sünde getan!“

„Ja!“ haucht Klaus zurück. „Eigentlich ist es schrecklich!“

Als sie sieht, daß seine Blicke zu schwimmen anfangen, laufen auch Suse die Augen über. „Wenn wir es nun nie und niemals wiedertun!“ heult sie, leise hoffnungsvoll.

„Hilft nichts — wir h a b e n es doch getan . . . . !“

Schwermütig verschlingen sich die Hände von Bruder und Schwester. Die seelische Scham, eins vor dem anderen so ganz nur nackter inwendiger Mensch zu sein, zwingt die beiden in den dunkelsten Türwinkel.

Ein Leghuhn gackert hoch. Niemand sucht, ob ein Ei da ist. Es ist schrecklich — was sollen wir tun? Voll der gemeinsamen Not hängt man sich gegenseitig die Arme um die Schultern. Es wird geschluchzt — nicht gebrüllt, wie sonst wohl, wenn das Schicksal unsanft verfährt. Nein, geschluchzt, zerknirscht und unkörperlich; rächend spürt man über sich den Engel mit dem flammenden Schwert, der Adam und Eva hinaustreibt in die Finsternis.

Etwas muß geschehen. Beten — aber das ist nicht genug. Gott verlangt deutlichere Buße. Ein Opfer? dämmert es auf, und der innere Blick gleitet hin zum Kupferstich in der alten Bilderbibel: Abraham, der mit brünstigem Himmelsblick Söhnlein Isaack auf das Holzbündel legt.

„Wir müssen opfern — natürlich!“ Erregt wird der Sinn des Wortes aufgehascht. „Aber was?“

„Ich weiß schon!“ fällt Suse ein, „komm mit!“

Klaus versteht. „Das Gnadenbrotspferd!“ flüstert er, berauscht wie sie.

Die Tränen stocken. Hin und her trocknet das einzige kraus- und schwarzgeweinte Tuch. Worte braucht's nicht viel, was geschehen soll, springt heilkräftig ans Licht.

Aus der Hintertür des Kuhhauses brechend, durch Nesseln und Gestrüpp des Weidenhofs, vorbei an Gemüsebeeten und jätenden Frauen erreichen die Kinder den Backofen. Einsam, der Gefährten beraubt, schnuppern sie, das echte und das halbechte Gnadenbrotspferd.

In diesem heiligen Augenblick kann nur von dem ersten die Rede sein. Klaus ergreift es mit festen ehrfürchtigen Händen, Suse flitzt voraus, einen Spaten zu suchen. Verbrennen — ja, aber das ist schwierig wegen des Rauches; Vergraben geht auch.

An der Tannenecke des hinteren Gartens stoßen die Kinder wieder aufeinander. Nun rasch ins Alleveilesegebüsch — so benannt seit jenem Augenblick, als man gemeinsam über dem zerfledderten Lesebuch saß und plötzlich ein Windstoß die Blätter mitnahm, auch lesen wollte: alle wir lesen. Dort, im Dämmer und Dickicht ist der rechte Platz für das hohepriesterliche Werk.

Ohne Worte einigt man sich. In hochgespannten Augenblicken hat man die stumme eindringliche Art der Tiere — könnte nicht sagen warum und weiß doch, was der andere meint.

Unter der Akazie, die sich mit ihrem Schatten und mit ihren Wurzeln das hungrig andringende Gebüsch ein paar Fuß vom Stamme hält, stockt der Schritt. Man nickt sich zu, kniet nieder, mißt am Leib des Gnadenbrotspferdes ein längliches Grab; das Tier selber bekommt zur Kürzung der Wartezeit ein Häufchen abgefallener Blüten vorgesetzt.

Klaus gräbt und hackt, Suse wackelt und knickt Wurzeln weg, schöpft mit ihren braunen Armen die braune duftende Erde aus. Dann springt sie nach Blumen und Moos, jäh anhaltend, wenn ein Busch ihr ins Kraushaar hakt.

Endlich ist das schmale Grab bereitet. Das Gnadenbrotspferd, feucht von Weihetränen, wird der Länge nach versenkt, mit Moos gedeckt; dann krümeln und kosen fromme Finger die frische Erde drüberhin.

Als alles vollbracht ist, knien beide Kinder zwischen Vielfarbgewirr und Sonnenkringeln und beten. Nicht mit Worten, und nicht, weil vielleicht vom Mausetod her noch immer ein Gefühl von süßlicher Schwäche allen bösen Willen hinfällig macht. Daran denkt keiner mehr. Ganz einfach: man hat ein Liebes hingegeben; in dem von Eigensucht befreiten Herzen wächst ein goldener Raum, Gelöbnisse, Reue und Vorsätze strömen ein und aus.

Alle Sünden der letzten Wochen werden bekannt, mit Leidenswollust der Opferstätte dargebracht. Der Saft, die Malerfarbe. Hustenmedizin, obgleich man keinen Husten hatte, der bespuckte Blumenstrauß für die Lehrerin. Immer reichlicher werden, in gottgefälligem Offenbarungsdrang, die Verbrechen herausgeschält; man sucht nach ihnen, wie ein Hungernder nach Brot. Das Herzlein wird gleich einer Hosentasche um und umgekehrt. War nicht das ganze Leben bis heute eine einzige, jetzt schon halb selige, Missetat?

Man fühlt: nicht dies oder das, sondern das Ganze muß von Grund auf anders werden. Und als man so hoch über sich hinauf oder so tief in sich hineingestiegen ist, gibt es, überflockt von den lichten Akazienblüten, neue Tränen, Umarmungen, Schauer der Gemeinsamkeit in bußfertiger Tempelluft.

Nie wieder Sünde tun! Das Verlangen nach diesem Niewieder wird so stark, daß es vom Grabe wegtreibt, durch das sonnendämmerige Gebüsch — hinaus in das offene Leben des Gartens, wo Versuchung und Sieg zu warten scheinen.

Man geht, gestärkt durch Kuß und Tränen, und doch so wunderlich weich die Seele, so leicht und schwach — wie doch gleich? Wie Füße, die mit brennender Haut im überheißem Wasser ausgehalten haben?

Irgendwie muß man doch anfangen? Da ist das Gnadenbrotspferd Nummer zwei, aufgerückt mit dem heutigen Tag zum ersten und einzigen. Man eilt, es zu besuchen, ihm seine Erhöhung mitzuteilen. Vielleicht ist ihm doch ein wenig einsam jetzt, und es mag lieber im Walnußgraben bei den gemalten Pferden sein. Da man doch sehen muß, ob diese letzten schon zu trocknen anfangen, kann man es gleich mitnehmen.

Klaus und Suse kriechen auf der Bleiche unter den nassen Bettlaken hin. Einmal ist es, als wenn zwischen all dem flatternden Weiß der Mutter sanft rötliches Gesicht über ihrem blauen Kleid hervorscheint. Hinspringen und ihr einen Kuß geben? Ach nein, seltsam, aber es ist so: lieber später ....

Im Walnußgraben finden sich in unberührter Ordnung die Pferde; freilich die Farbe ist immer noch weich und schmierig. Soll man die Tiere ganz einfach in die Sonne hinauftragen? Gemalt ist gemalt — das Verbrechen selbst liegt in sündenloser Ferne hinter einem.

Ehe noch der Entschluß ausgereift, geschieht draußen ein unvermutetes Rufen: Klaus! Suse! kommt zum Baden!

Das ist der Mutter Stimme. Im allgemeinen pflegt man zu antworten. Schweigen in solchem Fall hat Ähnlichkeit mit Lügen, und lügen tut man nicht, nicht ohne äußerste Not, versteht sich.

Deutlich erkennt man, aller Seelenbuße und Opferglut zum Trotz, dies ist ein Augenblick, wo man erstaunlicherweise nicht antworten k a n n. Also duckt man sich und schweigt, duckt sich tiefer, als man Schritte durch das Gras heranstreichen hört.

Aber es hilft nichts. Schon steht die Mutter, den Arm um einen Eschenstamm gelehnt, und neigt sich erwartungsvoll über den Grabenrand.

„Hört ihr denn nicht? Was macht ihr da, und warum antwortet ihr nicht?“ Die Mutter schöpft Verdacht und sieht sich um nach einer Gelegenheit, in den Graben hinabzusteigen.

Digitized by Google

Das Ende vom Liede ist kurz. Der Farbenraub war entdeckt worden. Der Maler hatte sich beschwert, und auf die Sünder partete ein ansehnliches Strafgericht.

Nun fügt der Zufall es, daß Ort und Gestalt der Tat der Mutter ohne weiteres Verhör in die Hände geraten. Und weil sie in solchen Augenblicken nicht weiter umständlich vorgeht, auch keinen Wert darauf legt, einen Schuldigen mit Worten zu demütigen, schreitet sie bewegten Blutes sogleich zur Züchtigung. Der nächste Stecken erscheint gerade recht und vollführt bündig und nicht allzu sparsam das nützliche Werk. Kleidchen und Hose werden wacker ausgeklopft.

„So! Und nun, wie seht ihr aus, wascht euch, und macht, daß ihr auf den Badewagen kommt. Johann hat schon lange angespannt."

Bekümmert ordnen Klaus und Suse ihre Gliedmaßen. Strafe, natürlich; aber hat man sich in seiner jämmerlichen Herzensnot nicht schon selbst gereinigt gehabt, tief und schön, und ist nun aus der himmlischen Sühne jäh herabgedrückt in das Stückwerk irdischer Gerechtigkeit?

Von der Mutter aus gesehen, sozusagen verdient hatte man die Haue ja. Nur der liebe Gott, der hätte es besser wissen, vor allem verhindern müssen, daß sie dafür das Gnadenbrotspferd, den Bruder des geheiligten Toten, genommen. Da er diese Entweihung zugelassen, war man nun quitt, hatte sich gegenseitig nichts vorzuwerfen — ach, es war so gut gewesen, sich tief in Gottes Schuld, von seiner Gnade neu geschöpft zu fühlen. Was blieb man nun? Ganz einfach ein bestraftes Sünderlein, von dem es durchaus nicht sicher war, wie es sich bei nächster Gelegenheit benehmen würde.

Nachdenklich ergeben in das tückische Wunder trotten die Kinder der Mutter nach, der zürnenden, nun schon wieder milden, fast mit schmerzlicher Nachsicht geliebten!

Naumann / Der Einzelmensch

Was ist der einzelne im großen Kriege? Man denkt, es würde auch ohne ihn gehen. Auch er selber hat vielleicht einmal Anwandlungen desselben Gedankens. Und in der Tat, es geht ohne den einzelnen, denn wenn er gestorben ist, hört deshalb das Getöse nicht auf! Aber es geht im Kampfe nicht, wenn alle einzelnen wegfallen, denn sie eben sind die Träger der gemeinsamen Handlung. Aus ihnen setzt sich der Schwarm zusammen. Durch sie nur werden Taten getan. Die einzelnen sind nötig, und darum ist in Notzeiten kein einzelner sein freier Herr. Er muß in seine Stelle einrücken wie der Zugvogel sich zum langen Fluge versammelt. Wer dabei zurückbleibt, der verkommt, denn keiner ist allein den Gefahren des Lebens gewachsen. Du hast, o Mensch, keine Sprache für dich allein, keinen Gedanken, bei dem dir nicht Voreltern und Mitmenschen geholfen haben, kein Lebensziel, bei dem nicht andere beteiligt sind; du erfrierst, wenn niemand dir Heizung beschafft, du hungerst, wenn keiner für dich ackert. Niemals warst du allein in Wirklichkeit deines Glückes Schmied. Als einzelner Ton gehörst du hinein in die große, allgemeine Melodie, als einzelner Bestandteil in die mächtige Maschine, als einzelner Soldat ins flutende Heer, als einzelner Bürger ins ringende Volk. Diese Zugehörigkeit wird dir zum Zwang, wenn du sie von dir abschütteln willst, sie erhöht aber deine Kraft und Lebensmutigkeit, wenn du sie willig anerkennst. Als einzelner bedeutest du nur etwas in der Wechselwirkung mit anderen; sie wachsen durch dich, du wirst nützlich durch sie. Und auch dann noch, wenn du schwach und matt wirst, gelten deine letzten Wünsche denen, die dir halfen und denen du dientest.

Soziale Bewegung

Die neue, große Kriegsteilnehmerorganisation, die von den nichtsozialdemokratischen Gewerkschaften, den Unterbeamtenverbänden, den Angestelltenorganisationen usw. gemeinsam ins Leben gerufen ist und sich „Verband deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegsteilnehmer" nennt, wendet sich jetzt mit einem ersten Aufruf an die Öffentlichkeit, dem wir folgende Stellen entnehmen: Die Eigenart dieses Verbandes besteht darin, daß zwischen ihm und den wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Standesvereinigungen ein organisatorisches Zusammenwirken in allen Kriegsbeschädigten- und Kriegsteilnehmer-Angelegenheiten erzielt und gewährleistet ist — und daß die Standesvereinigungen ihre Wohlfahrtseinrichtungen und ihren anerkannten Einfluß im öffentlichen Leben dem Verbande und somit den Interessen der Kriegsbeschädigten nutzbar machen. — Das ist besonders für die Kriegsbeschädigten aus allen Ständen und Berufsstellungen von allergrößtem Wert. Neben der Rentenversorgung ist die künftige Gestaltung ihrer Erwerbsmöglichkeiten von entscheidender Bedeutung. Eine für die Kriegsbeschädigten günstige Gestaltung der Erwerbsmöglichkeiten kann naturgemäß aber nur gemeinsam mit den wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Standesvereinigungen erzielt werden. Dies gilt sowohl für die kriegsbeschädigten Arbeiter, Angestellten, Beamten und Landwirte wie auch für die Angehörigen des Mittelstandes wie der freien Berufe, ohne Unterschied ihrer früheren militärischen Stellung. In dem Verband deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegsteilnehmer ist somit eine allgemeine, einflußreiche Organisation zur Förderung und Vertretung der Interessen und Pflege der Kameradschaft aller ehemaligen Feldgrauen entstanden. Der Verband „erstrebt auf der Grundlage parteipolitischer und religiöser Neutralität unter engster Mitwirkung der ihm körperschaftlich angeschlossenen Standes- und sonstigen Vereinigungen" den Zusammenschluß ehemaliger Kriegsteilnehmer zum Zwecke der Vertretung, Wahrnehmung und Förderung ihrer Interessen und Schaffung der hierfür geeigneten oder dienlichen Einrichtungen. Im besonderen erblickt der Verband seinen Aufgabenkreis in Anregung und Mitwirkung bei der Reform der Versorgungs- und der anderen einschlägigen Gesetzgebung; in Rentenfragen durch Beratung und Vertretung; bei Inanspruchnahme der öffentlichen und privaten Wohlfahrtspflege sowie der Kriegsbeschädigten- und Hinterbliebenenfürsorge; bei Beschaffung von Arbeits- und Erwerbsgelegenheit, Bewertung ihrer Arbeitskraft, Berufsberatung und Berufsförderung; bei den Bestrebungen zur Milderung der aus der Kriegsteilnahme herrührenden allgemeinen wirtschaftlichen Einbußen. Der Verband wird die vaterländische Gesinnung, die Kameradschaft und die edle Geselligkeit unter seinen Mitgliedern pflegen. Er sucht seinen Zweck zu erreichen durch: Errichtung einer Reichsgeschäftsstelle für Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenen-Angelegenheiten; durch sachkundige Berufsberatung und Berufsförderung in Verbindung mit den angeschlossenen wirtschaftlichen Standesvereinigungen und den amtlichen Einrichtungen; durch Errichtung von Auskunftsstellen im Lande, soweit solche nicht von den angeschlossenen Standesvereinigungen errichtet sind; Beratung bei Rechtsstreitigkeiten in Rentenangelegenheiten und im Kriegersiedlungswesen; Vermittlung von Unterstützungen und Beihilfen in besonderen Notfällen; Veranstaltung von Erhebungen; Veranstaltung von Versammlungen, Kundgebungen und Erinnerungsfeiern; Einwirkung auf Behörden und gesetzgebende Körperschaften im Sinne der Verbandsbestrebungen und durch Herausgabe einer Zeitschrift. — Mitglied des Verbandes kann jeder Deutsche ohne Unterschied seiner parteipolitischen Zugehörigkeit und seines religiösen Bekenntnisses werden, der durch militärische Dienstleistung an der Front, in der Etappe oder in der Garnison am Kriege teilgenommen hat und der im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte ist. — Die Reichsgeschäftsstelle befindet sich in Berlin W. 30, Prager Straße 34. Die Leitung des Verbandes liegt in den Händen seines Hauptvorstandes, dem nur Kriegsbeschädigte und Kriegsteilnehmer angehören dürfen. Der Beitrag beträgt monatlich 50 Pf.

Neue Gewerkschaftsziffern. Nach dem „Gewerkverein" ist die Mitgliederzahl der deutschen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, soweit die Heimat in Betracht kommt, im Jahre 1917 um 21 000 auf 79 113 gestiegen. Wird die große Zahl der treuen feldgrauen Mitglieder hinzugezählt, so ergibt sich gegenwärtig wieder eine weit über 100 000 hinausgehende Ziffer für die deutschen Gewerkvereine. Ihre Gesamteinnahmen beliefen sich auf 2 139 227 M., die Gesamtausgaben betrugen 1 899 551 M. Das Gesamtvermögen ist von 4 787 403,53 M. Ende 1916 auf 5 301 603,69 M. gestiegen. — Auch die freien, sozialdemokratischen Gewerkschaften zeigen nach ihrer letzten Statistik ein erfreuliches Wachstum. Ende 1916 war mit einem Restbestande von 934 834 Mitgliedern der Tiefstand erreicht. Im ersten Jahresviertel 1917 stieg die Mitgliederzahl bereits auf 995 926, im folgenden auf 1 076 711, im 3. auf 1 169 697. Am Jahresschluß war mit 1 264 714 Mitgliedern die gute Hälfte des

Digitized by Google

Friedensstandes wieder erreicht, wobei die gleichfalls vorwärtskommenden Verbände der Hausangestellten und Landarbeiter nicht mitgezählt sind.

Zur Entlohnung der Gastwirtsangestellten erhält die „Soziale Praxis" eine offenbar aus beteiligten Kreisen stammende aufklärende Zuschrift, der wir folgendes entnehmen: Die vor kurzem gegründete „Arbeitsgemeinschaft der gastwirtschaftlichen Angestellten-Verbände" hat als eine ihrer dringendsten und wichtigsten Aufgaben die Bearbeitung der Entlohnungsfrage erachtet und diese bereits eingehend behandelt. Wie die Dinge im Gastwirtsgewerbe liegen, konnte bei der Erörterung der Entlohnung an der Frage des Trinkgeldsystems nicht vorbeigegangen werden. Zieht doch das Bedienungspersonal seine Haupteinnahme aus dem Trinkgeld; der meist sehr niedrig bemessene feste Lohn spielt hier eine untergeordnete Rolle. Nun haben sich in letzter Zeit auf seiten der Arbeitgeber Strömungen bemerkbar gemacht, die den Wunsch nach Beseitigung des Trinkgeldes erkennen lassen. Namentlich sind es die Hotelbesitzer, die aus Gründen des Ansehens und des guten Rufes des Gewerbes gern aus der Trinkgeldmisere heraus möchten. Innerhalb dieser Kreise sind zwei verschiedene Richtungen vertreten. Die eine sucht eine Art „Ablösung" des Trinkgeldes herbeizuführen, wie sie bereits in einer Anzahl Hotels, namentlich in den christlichen Hospizen eingeführt ist. Bei diesem System wird dem Gast ein bestimmter prozentualer Zuschlag zur Rechnung an Stelle der früheren Trinkgelder berechnet. Die auf diese Weise eingegangenen Gelder werden nach einem bestimmten Schlüssel unter die Angestellten verteilt; die Annahme von Trinkgeld ist dem Personal verboten. Von der anderen Seite wird dieses System als ungeeignet erachtet, die Lösung der Trinkgeldfrage vielmehr nur in der festen Entlohnung der Angestellten durch den Unternehmer erblickt. — Die gleichen Strömungen sind in Gehilfenkreisen vorhanden. Hier ist es vor allem die Besorgnis, daß die feste Entlohnung ungenügend sein werde, die einen Teil der Gehilfen noch für die „Ablösung" eintreten läßt. In der letzten Zeit mehren sich aber die Stimmen, die für eine gänzliche Beseitigung des Trinkgeldes eintreten. Vor allem sind es die im Felde stehenden Berufsangehörigen, die sich an der Diskussion in der Fachpresse beteiligen und eine Hebung des sozialen Niveaus nur in der gänzlichen Beseitigung der Trinkgeldwirtschaft erblicken. In einer Sitzung der Arbeitsgemeinschaft ist denn auch unter allen beteiligten Verbänden eine Übereinstimmung dahingehend erzielt worden, daß bei den in Aussicht stehenden Verhandlungen mit den Arbeitgebern eine feste, auskömmliche Entlohnung zu fordern ist. Unter der Voraussetzung, daß diese wirklich auskömmlich bemessen wird, sind die Gehilfenverbände für gänzliche Beseitigung des Trinkgeldes und erklären sich auch bereit, an der Durchführung des Trinkgeldverbots mitzuwirken. In festen Löhnen, die neben dem Trinkgeld hergehen, vermag die Arbeitsgemeinschaft auch dann keinen Fortschritt auf dem Wege der Trinkgeldbeseitigung zu erblicken, wenn diese Löhne von Zeit zu Zeit erhöht werden. Diese Erhöhung würde wahrscheinlich immer nur die mittlerweile eingetretene Geldentwertung ausgleichen, damit aber das Trinkgeld nicht ausschalten können. Ebenso herrschte Einstimmigkeit darüber, daß alle Abgaben der Angestellten an den Unternehmer für Geschäftsunkosten (für Bruch, Aufräumungsarbeiten usw.) beseitigt werden müßten. Hierzu müsse die Hilfe der Gesetzgebung in Anspruch genommen werden, wenn die Arbeitgeberverbände in diesem Punkte versagen sollten.

Büchertisch

Die heulende Wölfin. Römische Xenien. Von Dr. Hans Barth. Preis 1 M. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Hans Barth, der lange, lange Jahre als Vertreter des „Berliner Tageblatts" in Rom gelebt hat und nun infolge des Krieges seine zweite Heimat verlassen mußte, hat in seinem Exil in Lugano uns ein Büchlein geschenkt, in dem er seiner Sehnsucht nach dem verlorenen römischen Paradies, der uralten Liebe des deutschen Herzens zum Lande Italia, im Verein mit dem Zorn des Enttäuschten und Empörten, einen durch das Lächeln des Philosophen verklärten dichterischen Ausdruck gibt. Wer Barths frühere Bücher, die „Römischen Allotria" und die „Osteria" kennt, wird ihm ohne weiteres glauben, daß er ein Recht hat, seine kleinen, feingeschliffenen Distichen in Anlehnung an das klassische Vorbild „Römische Xenien" zu nennen. Hans Barth kennt nicht bloß Rom; er kennt auch die Römer, kennt sie aus allen Schichten des Volkes. Und wenn er die ganze Schale bitteren Spottes ausschüttet, so trifft das zuerst jene üble Sorte gewinnsüchtiger Advokaten und Journalisten, deren aufhetzender Verführung das kindliche Volk nur zu leicht erlegen ist. Wie hat Hans Barth dies Land geliebt und dies Volk, dem er nun die ganze beißende Schärfe seines Witzes zuwendet. Wohl wird er oft bitter; wer kann es ihm verdenken? Doch nie geht ihm der Zorn mit dem Herzen durch. Über allem schwebt immer ein sonniger Humor. Das Verhältnis der Deutschen zu Italien hat so in diesen köstlichen Xenien über die in Kriegswahnsinn rasende „heulende Wölfin" einen für uns Barbaren und Hunnen überaus kennzeichnenden, dichterisch und menschlich gleich schönen Ausdruck gefunden. Einige Beispiele mögen davon Zeugnis ablegen:

Erkenntnis.

Als ich in Deutschland gelebt, was war mir schließlich die Heimat?
Erst in Italien hab' ich Deutschland lieben gelernt.

Dank.

Sinnend saß ich, wie oft, bei Dantes göttlichem Buche,
Seufzend zum tausendsten Mal über Franzeskas Geschick ...
Siehe, da prasselten grob mir freche Steine ins Zimmer,
„Jagt die Barbaren hinaus!" brüllte der trunkene Chor.
Schleunigst folgt' ich dem Wink der lieben Freunde von gestern,
— — — Aber das göttliche Buch nahm ich mit ins Exil.

„Zivilisation" in Paglieta.

„Sagt mon Zivilisation, so sagt man damit Italien."*)
Gerne läs' dies das Volk, wenn es — zu lesen verstünd'.

*) Ausspruch Boselli's in der Dante-Gesellschaft. — Paglieta, Städtchen in der Provinz Chieti, mit 75 v. H. Analphabeten.

Das Goethehaus.

Hier hätte Goethe gewohnt? Reißt schnell die Tafel herunter!
Hier hat einst ein Barbar römischen Boden befleckt.

Vorschlag zur Güte.

Was, Triest und Trient, Dalmatien nur wollt ihr erlösen,
Und Klein-Asien nur und den Dodekanes?
Warum erlöst ihr nicht erst die nahen Pontinischen Sümpfe,
Und — zwei Schritte von euch — die Campagna von Rom?

Die „Guerra bella".

Was hat der herrliche Krieg Italien alles gekostet?
Blut, schöne Träume und Gold, Deutschlands Liebe dazu.

Entdeckung.

Lange Jahre in Rom sucht' ich nach Italiens Seele,
Doch statt ihrer hab' ich ... Deutschlands Seele entdeckt.

M. H.

Briefkasten

Die „Staatsbürgerschule" beginnt das neue Semester am Montag, 23. September, abends 8 Uhr, mit dem ersten Vortrag Naumanns aus seiner Vortragsfolge über „Auswärtige Politik". Das Thema dieses ersten Vortrages ist „Polen". — Außer Naumann, der regelmäßig Montags spricht, kündigen Vortragsfolgen an: Abg. Frhr. v. Richthofen (Amerikas innere und äußere Politik), Abg. Ferdinand Hoff (Wirtschaftspolitik, insbesondere Volksernährung im Kriege), Amtsgerichtsrat Dr. Herz (Selbstbestimmungsrecht der Völker und Nationalitätsprinzip gegen Legitimitätsprinzip und europäisches Gleichgewicht), Generalsekretär Kalkoff (Erfahrungen und Anregungen aus der organisatorischen Praxis. — Vorträge mit praktischen Übungen), Dr. Pauli (Geschichte des Liberalismus), Wilhelm Heile (Politische Tagesfragen. Wöchentliche Vorträge mit nachfolgender Aussprache). — Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle der „Staatsbürgerschule", Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27.

Ins neutrale oder verbündete Ausland dürfen Drucksachen seit 1. September nur noch von besonders dazu ermächtigten Stellen verschickt werden. Leser, die Schwierigkeiten mit der „Hilfe"-Versendung haben, wollen sich an uns wenden. Wir haben die Erlaubnis, die „Hilfe" ins Ausland zu liefern.

Frl. L. in Wien: Ihre kurze, gesinnungweckende Aufsätze werden Sie von jetzt an wieder in jeder Nummer der „Hilfe" finden, wodurch Ihrem Wunsche wohl entsprochen ist.

Dr. A. B. im Felde: Heft 4 vom „Deutschen Volksstaat" wird nach langer Verzögerung jetzt fertiggemacht und bald im Buchhandel zu haben sein. Genauere Mitteilungen erfolgen noch im Anzeigenteil der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Bücherspenden für Armee und Marine: Pastor Pf. in Berlin: 3 Bücher. Frau Pfr. L. in Berlin: 35 Bücher. Werbeanwalt B. in Berlin: 28 Bücher und Zeitschriften.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

3. Oktober 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 39/40

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Die Nummer 39 der „Hilfe" konnte aus besonderen Gründen nicht versandt werden. Ihr wesentlicher Inhalt ist in die vorliegende Nummer 39/40 aufgenommen worden.

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Zur Völkerbundsfrage. — **Wilhelm Heile:** Am Scheidewege! — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Widerspricht der demokratische Gedanke dem deutschen Wesen? — **Dr. Heinz Potthoff:** Die Neunte! — **E. D. Morel:** An die Herren Wilson, Balfour und Clemenceau. — **Fritz Butz:** Grabenlied. — **Naumann:** Willensfreiheit. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 15. September.

Während sich die Zeitungen des Auslandes noch ziemlich lebhaft mit der Rede beschäftigen, die der zweite Reichskanzler von Payer kürzlich in Stuttgart gehalten hat und deren friedensfreundliche Ehrlichkeit nur mit Mühe noch bezweifelt werden kann, überrascht uns heute ein wichtiger amtlicher Akt der österreichisch-ungarischen Regierung. Der österreichisch-ungarische Gesandte in Bern hat gestern dort den Vertretern der feindlichen Regierungen eine Note überreicht, in der sämtliche kriegführenden Mächte zu unverbindlichen Besprechungen an einem neutralen Ort aufgefordert werden. Gleichzeitig wurde die Note den Bundesgenossen in Berlin, Sofia und Konstantinopel übermittelt und den Wiener Vertretern der neutralen Regierungen zur Kenntnis gebracht. Die Besprechungen, zu denen die österreichische Regierung einladet, sollen vertraulich und unverbindlich sein und an einem Orte des neutralen Auslandes, also wohl etwa in Bern, stattfinden. Mit einer besonderen Note wurde dieser Schritt dem Heiligen Stuhle mitgeteilt und hierbei an das dem Frieden zugewendete Interesse des Papstes appelliert. Nach Auffassung der österreichisch-ungarischen Regierung besteht wenig oder keine Aussicht, durch Fortführung der bisherigen öffentlichen Diskussion über das Friedensproblem zu einem Ziele zu gelangen. Die Diskussion von einer öffentlichen Tribüne zur anderen, wie sie bisher zwischen den Staatsmännern der verschiedenen Länder stattgefunden hat, war eigentlich nur eine Serie von Monologen. Es muß eine andere Methode gewählt werden, die eine unmittelbare mündliche Erörterung zuläßt. Die Kriegshandlungen sollen durch die beabsichtigten Besprechungen keine Unterbrechung erfahren. Alle Kriegführenden sind es der Menschheit schuldig, gemeinsam zu versuchen, ob es nicht jetzt nach so vielen Jahren eines unentschiedenen Kampfes, dessen ganzer Verlauf auf Verständigung weist, möglich ist, dem schrecklichen Ringen ein Ende zu machen. — Über die diplomatische Vorgeschichte dieser Kundgebung können wir nicht sprechen, weil es uns unmöglich ist, die in der Presse und sonst umlaufenden Darstellungen auf ihren wahren Gehalt hin zu prüfen. Niemand bezweifelt, daß das österreichisch-ungarische Unternehmen von den allerbesten Absichten eingegeben worden ist. Es scheint aber in einigen deutschen Kreisen eine gewisse Empfindlichkeit zu herrschen, daß Österreich in dieser Sache die Führung übernimmt, und es wird außerdem vielfach bezweifelt, daß im jetzigen Zeitpunkt die Entente-Mächte geneigt sind, auf einen derartigen Vorschlag einzugehen. Wir unsererseits halten die Frage des Zeitpunktes für weniger bedeutsam und sind der Meinung, daß die deutsche Reichsregierung gar nichts anderes tun kann, als sich der österreichischen Aufforderung mit voller Wärme anzuschließen. Wenn es überhaupt in dieser Sache gewisse Spannungen gegeben hat, so kommen sie wohl daher, daß die deutsch-russischen Zusatzverträge von Deutschland allein ohne Beteiligung der Österreicher, Ungarn, Bulgaren und Türken abgeschlossen wurden. Es fehlt zwischen uns und unseren Bundesgenossen noch immer die Form, in der eine gemeinsame auswärtige Politik ohne Kompetenzschwierigkeiten durchführbar ist.

Montag, 16. September.

In den letzten Tagen sind sehr starke Kämpfe östlich und nordöstlich von Soissons bei den Orten Vauxaillon, Laffaux, Sancy und Bailly gewesen, bei denen hannoversche und braunschweigische Truppen in hartem Nahkampf den feindlichen Ansturm aufgehalten haben. Südlich der Aisne griffen die Franzosen in der Hauptsache mit Senegalnegern zwischen Revillon und Romain an. An den übrigen Teilen der Front sind nur geringere Bewegungen zu verzeichnen. — Zu dem bereits von uns gemeldeten strategischen Rückzug im Abschnitt St. Mihiel gibt der amerikanische Heeresbericht eine Darstellung, nach der von unsern Gegnern 15 000 Mann gefangen und 100 Geschütze aller Größen erbeutet wurden. Die zurückgelassenen Brücken seien in gutem Zustand vorgefunden worden.

Vom Krankenbette aus hat Lenin folgende Erklärung an die Sowjets der Volkskommissare gerichtet: Die Lage an der tschecho-slowakischen Front wird mit jedem Tage gefahrdrohender; mit jedem Tage überzeugen wir uns mehr, daß wir allein machtlos sind. Für den Sowjet gibt es jetzt nur einen Ausweg, das ist, ein Schutz- und Trutzbündnis mit einer anderen Macht zu schließen. Um die Macht der Arbeiter und Bauern zu retten, dürfen wir sogar vor einem Bündnis mit den Imperialisten nicht zurückschrecken. — Diese von dem bolschewistischen Blatt „Prawda" wiedergegebene Äußerung sieht aus wie ein beabsichtigtes Kriegsbündnis der Bolschewisten mit Deutschland. Ob Deutschland auf einen derartigen Plan wird eingehen wollen, ist eine andere Frage.

Dienstag, 17. September.

Die offiziellen Preßorgane der englischen und französischen Regierung nehmen vorläufig Stellung zu dem österreichisch-ungarischen Konferenzvorschlag, ohne sich vor genauer Prüfung fest binden zu wollen. Das Büro Reuter sagt, daß wenig von einer Konferenz zu erwarten sei, ehe nicht von seiten der Mittelmächte den einzelnen bestimmten Punkten zugestimmt worden ist. Dazu gehört die Anerkennung der Notwendigkeit einer Entschädigung an Belgien und Serbien durch die Mittelmächte. Die „Agence Havas" sagt, daß die Kriegsziele Frankreichs und seiner Verbündeten hinreichend bekannt sind, nämlich: Integrität des Vaterlandes, Gleichgewicht

Digitized by Google

der Welt, Befreiung aller unterdrückten Völker, Wiedergutmachung des verursachten Schadens, Kriegsziele, die schon im Dezember 1916 dem Präsidenten Wilson mitgeteilt wurden, bevor die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten. Unsere Feinde, so heißt es, brauchen nur die Bedingungen anzunehmen. Eine Versammlung oder internationale Konferenz ist nicht nötig. — Unter Integrität des Vaterlandes verstehen die Franzosen zweifellos die Annexion von Elsaß-Lothringen; unter dem Gleichgewicht der Welt verstehen sie wahrscheinlich eine Organisation des Völkerbundes mit Mehrheitsbeschlüssen; unter Befreiung aller unterdrückten Völker denken sie vermutlich mehr an die mitteleuropäischen Nationalitäten als an die Iren, Ägypter, Inder und Marokkaner, und schließlich unter Wiedergutmachung des verursachten Schadens versteckt sich der Wunsch, die Finanzlage Deutschlands nach dem Kriege zu einer unmöglichen zu gestalten. Nach diesem Schema wird man nicht Frieden schließen können; aber Frankreich wird es sich wohl nochmals überlegen müssen, ob es bis auf die Erfüllung aller dieser Wünsche warten will.

Die „Neue Freie Presse" schreibt: Die Absendung der österreichisch-ungarischen Note war in Berlin vorher bekannt. Der Schritt als solcher ist ein Schritt der österreichisch-ungarischen Regierung allein, wie diese ja selbst deutlich betont hat. Es bedurfte daher keiner Erklärung der deutschen Regierung, daß sie einverstanden sei. Durch den Schritt der österreichisch-ungarischen Regierung wird in keiner Weise das Bündnis der Gruppe der Mittelmächte und insbesondere das Verhältnis zu Österreich-Ungarn und Deutschland angetastet.

Mittwoch, 18. September.

Der amerikanische Staatssekretär Lansing veröffentlicht: Die Regierung der Vereinigten Staaten hat wiederholt und mit aller Offenheit die Bedingungen mitgeteilt, zu denen die Vereinigten Staaten einen Frieden erwägen würden, und kann und will keinen Vorschlag zu einer Konferenz in einer Sache annehmen, in der sie ihre Haltung und ihre Ziele so deutlich auseinandergesetzt hat. Das heißt mit anderen Worten, daß die mitteleuropäischen Mächte sich zu den 14 Punkten des Wilsonschen Programms vom 10. Januar d. J. bekennen sollen, ehe Wilson bereit sein wird, an einer Konferenz teilzunehmen. Den allgemeinen Inhalt der 14 Punkte hat der Deutsche Reichskanzler bei früherer Gelegenheit als möglichen Stoff internationaler Besprechungen bezeichnet. Das bezieht sich auf die Vorschläge zur Herstellung des Völkerbundes. Es darf aber dabei nicht übersehen werden, daß unter den 14 Punkten auch folgende enthalten sind: Rückgabe von Elsaß-Lothringen; Grenzberichtigung für Italien nach Maßgabe der nationalen Ansprüche; Gelegenheit einer autonomen Entwicklung für die Nationalitäten Österreich-Ungarns; Räumung und Rückerstattung für Rumänien, Serbien und Montenegro; autonome Entwicklung für die Nationalitäten in der Türkei; ein unabhängiges Polen, das alle unzweifelhaft polnisch bevölkerten Länder umfaßt, einen Zugang zur See erhält und durch internationalen Vertrag sichergestellt wird. Man versteht, daß auch der österreichische Minister des Äußeren, Graf Burian, nicht ohne weiteres die Wilsonsche Vorbedingung erfüllen wird, sich ohne weitere Erörterung mit den 14 Punkten einverstanden zu erklären. Es kann über alle diese Dinge unterhandelt werden; aber Herrn Wilson einfach zum Diktator europäischer Landverteilungen zu machen, geht weit über das hinaus, was durch die Kriegslage irgendwie gerechtfertigt erscheinen könnte.

Täglich erneute scharfe Kämpfe zwischen Ailette und Aisne!

Donnerstag, 19. September.

Die russische Botschaft in Berlin hat verschiedenen Zeitungen mitgeteilt, daß gestern ein Telegramm aus Moskau eingetroffen ist, wonach die Einnahme Bakus durch die Türken in den russischen Regierungskreisen außerordentlich ernste Besorgnisse erwecke. Schiffahrt und Industrie am Kaspischen Meer und im Wolgagebiet und darüber hinaus sind auf das Naphtha von Baku angewiesen, auch werde in russischen Regierungskreisen der Besetzung Bakus ernste politische Bedeutung beigelegt, insofern als die Meinung vorherrsche, daß die Nichterfüllung dieser für Rußland höchst wichtigen Verpflichtung seitens Deutschlands in bedeutendem Maße auch Rußland von der Erfüllung der von ihm übernommenen Verpflichtungen befreie. — In dieser Mitteilung sind mehrere Punkte, über die wir in Deutschland bisher nicht hinreichend aufgeklärt wurden. Wir wissen nicht, ob und in welcher Weise die Türkei am Werke der russischen Zusatzverträge beteiligt ist. Die Verträge selbst sind nur deutsch-russische Abmachungen und enthalten nichts über die Pflichten der Türkei. Wenn sich nun die Türkei nicht an Verträge gebunden fühlt, die ohne ihre Mitwirkung entstanden sind, so erscheint es auffällig, wie die russische Botschaft in der Einnahme Bakus durch die Türken eine inkorrekte Handlungsweise Deutschlands finden kann. Alle südkaukasischen Verhältnisse sind nach wie vor in ein Dunkel gehüllt. Der türkische Großwesir Talaat Pascha befindet sich zurzeit zu Verhandlungen in Berlin.

Freitag, 20. September.

Der nationalliberale Abgeordnete Professor von Calker hat in Kiel einen Vortrag über die Frage des Völkerbundes gehalten. Dieser Gedanke ist in den letzten Monaten von Frankreich und England in einer für uns unangenehmen Weise behandelt worden. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß seine Verwirklichung in der einen oder anderen Form unvermeidlich kommen muß. Die Teilnahme an der Organisation muß grundsätzlich allen Staaten offenstehen. Die Abstimmungen in der künftigen Weltorganisation dürfen weder nach dem Einstimmigkeitsprinzip noch nach dem einfachen Mehrheitsprinzip vorgenommen werden. Jeder Staat soll drei Stimmen erhalten, von denen eine der Regierung und zwei den Volksvertretungen gehören.

Die italienische Regierung verkündet halbamtlich, daß sie auf die Anregung des Grafen Burian nicht eingehen will, weil neuerliche Erklärungen der österreichisch-ungarischen und deutschen Staatsmänner jedes Zugeständnis ausschließen und die Verträge von Brest-Litowsk und Bukarest als endgültig betrachten.

Sonnabend, 21. September.

Der schwedische Gesandte in Wien hat dem österreichisch-ungarischen Ministerium des Äußeren die Antwort der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika auf die Note des Grafen Burian überreicht. Die Antwort ist, wie schon vorher mitgeteilt worden war, ablehnend. Die „New York Times" führt aus, von den Vorschlägen Wilsons sei der volkstümlichste seine Verurteilung der alten Geheimdiplomatie. Niemals werde Amerika an einer Konferenz hinter verschlossenen Türen teilnehmen, wie sie von Wien aus vorgeschlagen werde. Täte man dies, so würde es eine Rückkehr zu den Zeiten des Wiener Kongresses und der Regelung der Dinge durch die fürstlichen Häupter bedeuten, was vom demokratischen Standpunkt aus genau so unbefriedigend wäre wie früher die Heilige Allianz. Man dürfe sicher sein, daß Amerika auf eine völlige Kapitulation der Mittelmächte dringen werde. — Der Gedanke, alle Geheimdiplomatie zu beseitigen, hat vom demokratischen Standpunkt aus sicherlich etwas Bestechendes, aber in der Praxis kommt selbst bei sehr demokratischen Parteien und Regierungen ohne private Vorbereitungen der führenden Köpfe nichts zustande. Wenn man genötigt ist, jeden angefangenen Versuch sofort in die Öffentlichkeit zu werfen, vergrößert man die Maschinerie der Verständigung. Dann werden weiterhin klangvolle Deklamationen gehalten, ohne daß der Friede um einen Schritt näherrückt. Selbst die russische Bolschewiki-Regierung scheint nicht mehr ohne gewisse Geheimverträge auszukommen.

Gestern abend saßen wir mit einem bewährten Vertreter des österreichischen Deutschtums zusammen. Er ermahnt die Reichsdeutschen, die Friedensanfrage Burians nicht mit Nervosität zu betrachten und der Bundestreue Österreichs fest zu trauen. Was er über den Ernteertrag in der Donaumonarchie mitteilt, klingt erfreulich.

Die Engländer und Franzosen haben ihren Durchbruchsversuch zwischen Cambrai und St. Quentin nicht wiederholt. Teilvorstöße wurden abgewiesen. Zwischen Ailette und Aisne immer noch tobender Kampf.

Digitized by Google

Sonntag, 22. September.

Vorderasien beschäftigt die Aufmerksamkeit. Nachdem längere Zeit von Palästina wenig gesprochen worden ist, bringen die letzten Tage besorgliche Nachrichten von sehr großen englischen Anstrengungen, die zu Lande und zu Wasser gemacht werden. Anfangs haben die türkischen Truppen tapferen Widerstand geleistet, dann aber haben sich die Wirkungen der englischen Übermacht gezeigt. Die gegenwärtige Stellung der Truppen ist aus den Ortsangaben des türkischen Heerestelegramms nur ungenau zu ersehen. Ein Teil der Kämpfe spielt sich im Ost-Jordanlande am Flusse Jabbok ab. Es scheint, daß die Engländer die Eisenbahn nach Damaskus gewinnen wollen. In Mesopotamien stehen die Türken südlich von Mosul und verteidigen die Stadt und ein fruchtbares Ackergebiet. Von großem Interesse, aber für uns noch sehr dunkel, sind die Meldungen aus der Gegend des Kaspischen Meeres. Man gewinnt die Vorstellung, daß die Türken, deren Einzug in Baku wir schon vor einigen Tagen erwähnten, von Norden her nach Täbris in Aserbeidjan ziehen, während englische Truppen, wie es scheint, den Südrand und brauchbare Teile des Ostrandes des Kaspischen Meeres besetzen. Es ist anzunehmen, daß sie dabei teils die Straße von Bagdad nach Teheran benutzen, teils aber auch vom Persischen Golf aus nordwärts Verbindungswege sich schaffen. Einige Köpfe träumen davon, daß die Entscheidungsschlacht des Weltkrieges irgendwo auf dem Kampfgebiete Alexanders d. Gr. stattfinden werde. Man vergesse aber nicht, daß niemals die Nebenschauplätze des Krieges die Hauptentscheidung gebracht haben!

Aus englischen Zeitungen ersieht man, daß Lloyd George den Plan einer Parlamentsauflösung zunächst wieder aufgegeben hat. Die öffentliche Meinung wende sich, so heißt es, gegen den Gedanken des Wahlkampfes während des Krieges. Von anderer Seite wird behauptet, daß die Unionisten für ihre Unterstützung zu starke Anforderungen an den Ministerpräsidenten gestellt haben. Diese mehr konservativ gerichteten nationalistischen Kreise sind gegen die irische Selbstverwaltung und gegen die Trennung von Staat und Kirche, unterscheiden sich also vom englischen Liberalismus in zwei für ihn programmatischen Hauptpunkten. Sollte Lloyd George ihnen in diesen Punkten nachgeben, so würde er seine ursprüngliche liberale Kerntruppe außerordentlich stören. Man sieht, daß auch in England bei der Länge des Krieges die Nebeninteressen des Friedenszustandes sich wieder ans Tageslicht wagen.

Montag, 23. September.

Staatsminister Dr. Helfferich ist von dem Auftrag, diplomatischer Vertreter des Deutschen Reiches bei der russischen Sowjet-Regierung zu sein, entbunden worden und widmet sich wieder seiner früheren Tätigkeit der wirtschaftlichen Vorarbeiten für die Friedensverhandlungen. Ob und inwieweit dabei eine Verschiedenheit der Ansichten über die Behandlung des Friedens von Brest-Litowsk vorliegt, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis. Es wird in der deutschen Presse ziemlich viel darüber geschrieben, welche Bedeutung diesem Frieden zugemessen werden kann, und zwar unter folgenden Gesichtspunkten: Die „Vossische Zeitung" vertritt seit Abschluß des Friedens mit gleichbleibender Energie die Meinung, daß dieser Frieden für Rußland unerträglich sei und von uns selbst aufgegeben werden müsse, um im Kampf gegen England eine dauernde und wirksame Mithilfe von seiten des russischen Volkes zu gewinnen. Andere, mehr auf Versöhnung mit England gerichtete Blätter sind gegen diesen Frieden, weil er der Entente den Friedensschluß mit Deutschland unmöglich machen müsse; sie neigen der Ansicht zu, daß man den Frieden von Brest ungefähr ebenso anbieten solle, wie die Befreiung von Belgien. Beiden Strömungen gegenüber hat in seiner Stuttgarter Rede der zweite Reichskanzler v. Payer den Finger darauf gelegt, daß der Friede zunächst eine Tatsache ist und daß wir während des Krieges sicherlich keine Ursache haben, gewonnene Vorteile ohne Gegenleistung preiszugeben. Daß man durch freiwillige Aufgabe des Brester Friedens sich das Wohlwollen aller russischen Parteien sichern könne, erscheint völlig ausgeschlossen. In Rußland wird es noch auf lange Zeit hinaus Richtungen geben, die unter allen Umständen die Verbindungen mit Engländern und Franzosen aufrechtzuerhalten suchen.

Dienstag, 24. September.

Auch an der Saloniki-Front wird es wieder sehr lebendig. Seit dem großen Vormarsch der Entente in Frankreich zittert es an allen übrigen Stellen des Weltkrieges. Das aus Franzosen, Italienern, Serben und Afrikanern gemischte Heer von Saloniki hat mit viel Munitionsverbrauch einen Angriff gemacht, der etwa beim Doiran-See beginnt und sich westlich bis jenseits des Ochrida-Sees erstreckt. Das Hauptstück der Kämpfe liegt auch diesmal im Cerna-Bogen und am Wardar-Flusse. Der französische Kriegsbericht äußert sich siegeszuversichtlich, was aber noch nichts Endgültiges besagt, da in gegenwärtiger Zeit alle Blätter in Paris die Welt in rosiger Beleuchtung erblicken.

Der Reichskanzler Graf Hertling hielt im Hauptausschuß des Reichstags eine Rede, in der er sich für eine Organisation der friedebedürftigen Völker aussprach, welche das Recht an die Stelle der Macht, die friedliche Lösung an die Stelle blutiger Kämpfe setzen würden. Von Wilson sagt er: Der frühere Ideologe und eifrige Friedensfreund scheint sich in das Haupt der amerikanischen Imperialisten umgewandelt zu haben, aber der Plan eines zu gründenden Völkerbundes wird dadurch nicht diskreditiert; er hat in dem schweizerischen Bundespräsidenten und im norwegischen Minister Knudsen beredte Fürsprecher gefunden. Es handelt sich um die Forderung einer allgemeinen, gleichmäßigen und schrittweisen Abrüstung, um die Errichtung obligatorischer Schiedsgerichte, um die Freiheit der Meere und um den Schutz der kleinen Nationen.

Mittwoch, 25. September.

Im Hauptausschuß sprechen Gröber, Scheidemann und Fischbeck mit einmütiger Deutlichkeit über die Mängel des Regierungssystems Hertling. Fischbeck sagt, die politische Abteilung bei der Obersten Heeresleitung durchkreuzt vielfach den Willen der politischen Reichsleitung. „Wir haben, ich wiederhole, Vertrauen zu unseren Führern, aber es gehört dazu die offene Übereinstimmung der militärischen Führer mit der Politik der Reichsleitung. Manche höfischen Bestrebungen erregen tiefe Mißstimmung, so die Bemühungen hinsichtlich der finnländischen Königswahl, der monarchischen Aufteilung Elsaß-Lothringens und der Personalunion mit den Randstaaten. Wir freuen uns, daß wenigstens die Personalunion erledigt zu sein scheint. Unter keinen Umständen darf den Finnländern ein deutscher Prinz aufgezwungen, ebensowenig dürfen wir mit Garantien belastet werden. Das Volk muß wissen, daß es selbst seine Geschicke mitbestimmt. Um des Vaterlandes und der Krone willen muß alles geschehen, daß das Volk am Gang der Dinge nicht verzweifelt und nicht Irrwege geht.

Feindliche Angriffe sind in der Gegend vor St. Quentin gescheitert.

Die Nachrichten vom bulgarischen Kriegsschauplatze lauten unerfreulich. Den Franzosen und ihren Helfern ist offenbar eine starke Überraschung geglückt.

Donnerstag, 26. September.

Das „Wiener Tagblatt" enthält Mitteilungen zur südslawischen Frage. Es wird in Abrede gestellt, daß Bosnien und die Herzegowina dem ungarischen Staatswesen einverleibt werden sollen. Dafür soll die Angliederung Bosniens und der Herzegowina an die Länder der ungarischen Krone in Erwägung gezogen sein in der Weise, daß die genannten Provinzen ihre volle Autonomie in Regierung und Verwaltung behalten und ein staatsrechtliches Verhältnis herbeigeführt wird, wie es etwa jenem von Kroatien und Slawonien zu Ungarn entspricht. — Etwas anderes als eine Kroatisierung der zwei Provinzen wird kaum jemand erwartet haben, da die Ungarn gar nicht wünschen, die Zahl der Nichtmagyaren in ihrem Reichstag zu vermehren. Das letzte Wort darüber, ob überhaupt diese beiden Landesgebiete aus dem gemeinsamen Besitz der Doppelmonarchie in besondere ungarische Verwaltung übergehen, wird wohl erst dann gesprochen, wenn über die austro-polnische Frage im Sinne der österreichischen Wünsche entschieden sein wird. Dann gilt Polen als ein österreichischer und

Digitized by Google

Bosnien-Herzegowina als ein ungarischer Zuwachs. Das System des Dualismus wird aufrechterhalten; aber der Umfang gemeinsamer Tätigkeiten vermindert sich, wenn die bosnische Verwaltung nicht mehr Gegenstand der Delegationen und nicht mehr Arbeitsgebiet eines gemeinsamen Ministers sein wird.

Amerikanische Blätter veröffentlichen einen auffallenden Artikel des japanischen Zeitungsbesitzers Tokutomi: Das Erwachen Asiens bedeutet die Errettung Chinas, Sibiriens und Indiens. Japan ist vom Schicksal dazu ausersehen, diese ungeheure Bevölkerung zu führen und zu leiten. Sollte Japan sich dieser Aufgabe entziehen, so würde das das Verderben Asiens sein. Zunächst bedarf China aller Energie, die Japan zur Verfügung stellen kann. Neben der politischen Führung muß die intellektuelle, moralische und materielle Entwicklung einhergehen. Japan muß Gelehrte und Industrielle zu seinen Vettern, den Chinesen, den Hindus und den Malaien entsenden, damit sie unter ihnen arbeiten und leben. — Mit welchem schönen Lächeln werden die Japaner in den Menschheitsvölkerbund eintreten!

Die englische Regierung läßt Stimmung machen gegen den Gedanken, daß Deutschland seine afrikanischen Kolonien einmal wieder bekommen könnte: Deutschland würde diese Plätze wesentlich zur Anlegung von Unterseebootsstationen benutzen und damit den Frieden bedrohen.

Freitag, 27. September.

Alles beschäftigt sich mit den für die Menge der Bevölkerung völlig unerwarteten Nachrichten aus Bulgarien. Dort ist das englisch-französisch-serbisch-italienische Heer zwischen Monastir und Doiran-See vorgebrochen und treibt offenbar die bulgarische Truppe vor sich her. Der serbische Teil der Saloniki-Armee ist in Prilep eingetroffen. Was die deutschen Truppen haben tun können, um diesen Bruch der Front und teilweise auch der bulgarischen Moral zu hindern, werden sie sicherlich getan haben. Auf Grund dieser Vorkommnisse sind nun in Sofia Erscheinungen zutage getreten, die von hier aus bis zur Stunde nur unvollkommen zu beurteilen sind. Der Ministerpräsident Malinow hat den Entente-Truppen das Angebot eines Waffenstillstandes zugesandt. Dabei soll er ohne Zustimmung des Königs auf eigene Hand vorgegangen sein. Eine deutsche offiziöse Mitteilung besagt: In den bundestreuen Kreisen Bulgariens hat dieses Vorgehen Malinows große Erregung hervorgerufen. Militärische Maßnahmen zur kraftvollen Unterstützung der bulgarischen Front sind im Gange. Eine Gegenbewegung gegen den Ministerpräsidenten Malinow macht sich, nach den letzten Mitteilungen aus Sofia, bereits geltend ..... Staatssekretär v. Hintze macht dem Hauptausschuß des Deutschen Reichstages teils in geschlossener und teils in öffentlicher Sitzung die notwendigen Mitteilungen und sagt dabei: Verschiedene Anzeichen lassen die Möglichkeit offen, daß Herr Malinow von der weiteren Entwicklung der Dinge desavouiert werden könnte. Wichtige Parteien des Parlaments und einflußreiche Kreise des Volkes wollen von dem Sonderwaffenstillstand und der Friedensbitte nichts wissen. Die bulgarische Friedensdelegation nach Saloniki ist, soweit unsere Kenntnis reicht, noch nicht abgereist. Deutsche und österreichische militärische Verbände bewegen sich in Eile nach Bulgarien. Ein Anlaß, das Spiel schon heute verloren zu geben, liegt weder für Bulgarien noch für uns vor.

Großer französisch-amerikanischer Angriff zwischen Reims und Verdun. Gewaltiges Artilleriefeuer als Vorbereitung. Vordringen der Franzosen nordwestlich von Tahure. Anfangserfolge der Amerikaner nordöstlich von Montfaucon, wo es sich um ein nicht unbeträchtliches Landstück handelt. Im ganzen ist der französisch-amerikanische Durchbruchsversuch an der Zähigkeit unserer Truppen gescheitert.

Sonnabend, 28. September.

Auch auf den von Arras und Péronne nach Cambrai führenden Straßen wütet von neuem die Hölle. Der deutsche Abendbericht redet vom gewaltigen Einsatz feindlicher Truppen. Der Angriff in Richtung auf Cambrai gewann Gelände. In der Champagne sowie zwischen Argonnen und Maas sind erneute schwere Angriffe der Franzosen und Amerikaner gescheitert.

Zur Lage in Bulgarien werden bis jetzt einige neue Einzelheiten, noch aber nichts Entscheidendes gemeldet. Der bulgarische Oberbefehlshaber, General Todorow, handelt in Übereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung der mitteleuropäischen Verbündeten. Wir nehmen an, daß General Todorow an Stelle des bisherigen Generalissimus Schekow getreten ist. Wo sich Schekow befindet, wird in den lückenhaften Berichten nicht gesagt. Schekow gehörte früher zur Partei Malinow.

Die Engländer haben in Palästina Tiberias und den See Genezareth besetzt und rücken an der Hedschasbahn in Richtung auf Damaskus vor.

In Finnland tritt ein außerordentlicher Landtag zusammen, um mit der Königswahl beschäftigt zu werden. Die agrarische Partei hat beschlossen, sich jeder Verhandlung über ein Verfassungskompromiß auf monarchischer Grundlage zu enthalten. Möglicherweise werden die Jungfinnen dasselbe tun.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 15. September.

Die österreichische Friedensnote, unerwartet und inhaltlich überraschend, übergießt diesen Sonntagmorgen mit einer neuen Welle des Vorgefühls, das wir uns doch noch versagen müssen. Indem sie aufsteigt, folgen ihr die Zweifel und die neue Entschlossenheit.

Die Brotration wird vom 1. Oktober ab wieder auf die alte Höhe von 220 Gramm kommen. 10 v. H. Kartoffelstreckung — eine der kleinen Stimmungshilfen, die doch etwas bedeuten.

Montag, 16. September.

An der Stockholmer Börse ist der Eindruck der Buriannote mit einem starken Ausfall und einem Steigen der auswärtigen Valuta zu bemerken.

In Konstantinopel ist eine Kunstausstellung der Münchener Künstlergenossenschaft, der Sezession und des bayerischen Kunstgewerbevereins, die einen starken Besuch und gute Verkäufe erreichte.

Zeichen der Zeit: d. h. neuer Gedanken in der Volksbildungsbewegung die Begründung von ländlichen Volkshochschulen in Württemberg.

Das Aufhören der Sommerzeit mit dem plötzlichen Ruck auf den frühen Abend ist so ein merkbarer Einschnitt. Der fünfte Kriegswinter kündigt sich an, und wir haben uns in diesen beiden Tagen nachdrücklich noch einmal damit abgefunden.

Dienstag, 17. September.

Die Einberufung des Reichstagsausschusses ist zum 24. September beschlossen. Die Frage des Anschlusses der Nationalliberalen an die Mehrheitsbesprechungen wird neu entschieden werden. Damit tauchen Stichworte wie „Koalitionsministerium" auf. Die österreichische Friedensnote peitscht natürlich die Gegensätze in der Kriegszielfrage wieder von neuem auf. Das ist für uns eine schmerzlichere Wirkung als die Ablehnung, die wohl jeder erwartet hat.

Mittwoch, 18. September.

Indem ich von Hamburg bis Berlin zuhören muß, wie das Abteil unter lückenloser Beteiligung aller Insassen sich seiner Schleichhandelsgeschichten rühmt, denke ich, wie sehr dieses ganze Gebiet die Gedanken fesselt und beinahe von allem anderen ablenkt. Die Leute haben Interessantes, Abenteuerliches, Glücksspielhaftes zu denken und zu betreiben und sind monomanisch wie Kinder oder Sportleute.

Berlin ist ausgezeichnet, mit dem Eindruck von Üppigkeit, mit Gemüse versorgt.

Von der nationalliberalen Fraktionssitzung wird gemeldet, daß „die Verhandlungen in fast einmütiger Zustimmung zu der von der politischen Leitung unter Billigung der Obersten Heeresleitung vertretenen Kriegszielpolitik gipfelten". Beschlüsse über die Teilnahme an den interfraktionellen Besprechungen der Mehrheitsparteien seien nicht gefaßt.

Digitized by Google

Donnerstag, 19. September.

Mein Zimmer geht auf den Hof einer Volksschule. Ich höre dem kriegsgemäßen Geräusch des morgendlichen Anmarsches zu: Getrappel von Holzsohlen, das anschwillt zu einem gleichmäßig dichten Strömen; dann reißen Lücken hinein, und dann vertröpfelt es mit ein paar Nachzüglern, in deren eiliges Klappern schon die ersten Klänge des Chorsprechens hineintönen. Die Stimmung jener unzerbrechlichen Geordnetheit des Lebens, die für uns mit der Schule zusammenhängt, kommt einem wieder, und man fühlt so stark, was es für die moralische Haltung von Kindern und Erwachsenen bedeutet, daß diese Ordnung sich allenthalben auflöst, alles außergewöhnlich, anders als sonst wird.

Heute beginnen die Verhandlungen eines deutschen Jugendfürsorgetages; ungeheuer stark besucht trotz der Überlastung eines jeden, der mit diesen Fragen zu tun hat. Es ist die beste, wirksamste Überwindung alles zeitlich Schweren, aufbauend oder doch vorarbeitend der Zukunft zu gedenken.

Freitag, 20. September.

Auf die Eingabe der Gewerkschaften zur Ernährungsfrage hat der Reichskanzler eingehend geantwortet, sehr landwirtschaftsfreundlich. Die Kartoffelration kann nach dem Stand der Ernte nicht erhöht werden.

„Jugendämter als Träger der öffentlichen Jugendfürsorge im Reich" ist Inhalt der Verhandlungen des Jugendfürsorgetages. Man empfindet die Vorschläge und Pläne einer Vereinheitlichung der Jugendfürsorge nicht nur als organisatorische Arbeit, sondern als Ausdruck eines starken, aufbauenden Willens. Die Einheit der Arbeit ist wohl die stärkste verbindende Macht. Deshalb wird ja auch die Reichseinheit von Jugendrecht und Organisation der Fürsorge in den Vordergrund gestellt.

Der schmerzliche Eindruck eines ganz und gar unberechtigten Verbotes der Rede Haases in einer Berliner Wählerversammlung — Tumult und Auflösung — (im Wahlkampf um den ersten Berliner Wahlkreis) bedrückt die Stimmung. Wenn man bei allen unüberwindlichen Stimmungsverderbern nur die überflüssigen vermeiden wollte!

Sonnabend, 21. September.

Der Bundesrat hat ein Ermächtigungsgesetz zu wirtschaftlichen Maßnahmen für die Übergangswirtschaft angenommen. Darüber wird nun der Kampf losgehen.

Berlin hat, um den steigenden Wohnungsschwierigkeiten wenigstens durch guten und glatten Nachrichtendienst zu steuern, einen städtischen Wohnungsnachweis zu gründen beschlossen.

Dem Oberbürgermeister von Hannover ist durch Übersendung einer Höllenmaschine die freundliche Gesinnung eines mit der Lebensmittelversorgung Unzufriedenen bekundet.

Neue Gedanken in der Schulorganisation scheint das preußische Kultusministerium verwirklichen zu wollen. Es ist beschlossen, den höheren Lehranstalten Elternbeiräte anzugliedern. Man sollte das aber auch für die Volksschulen ins Auge fassen.

Sonntag, 22. September.

Auf dem herbstlich besonnten Vorlande der Großstadt, wo alles Übergang ist — Laubengärten, kriegsmäßig bestelltes Bauland an hohen Brandmauern hin, beginnende Felder —, führen die Berliner ihre Ziegen spazieren. Der „Sonntagslandwirt"! Dies Stück eifrig-dilettantischer Selbsthilfe hat so etwas rührend Tapferes. Die Wohnungsfrage wird durch das Halten von Kaninchen in der Küche oder auf dem Balkon auch nicht einfacher. Wenn man mit Stadtbahn oder Fernbahn an den Hinterfronten der Häuser vorbeifährt, sieht man auf allen Balkons die aus Kisten zusammengeschlagenen Ställe.

Wieweit wir überhaupt zur Naturalwirtschaft im weitesten Sinne zurückgekehrt sind, dafür fehlt es wohl noch an Überblick: von dem Naturallohn, der in den Fabrikkantinen mitten in der Industrie wieder auftaucht und, weit davon entfernt, verpönt zu sein, vielmehr willkommen geheißen, ja, gefordert wird, bis zu der riesenhaften Ausdehnung des Tauschhandels, der nicht nur von Hand zu Hand geht, sondern auch in den Lieferungsverträgen der großen Körperschaften seine Rolle spielt. Beispiel: die Stadt, die, gestützt auf ein eigenes Braunkohlenwerk, sich die Schleusen der ländlichen Vorräte erschließt.

Montag, 23. September.

Die Entstehung einer parlamentarischen Mehrheitsregierung — die einzige Form, um die Geschlossenheit des deutschen Volkswillens zu verwirklichen und nach außen hin darzustellen — bereitet sich vor. Bis jetzt sieht man freilich noch nicht, wie ohne das Zentrum, von dem zweifellos ein größerer Teil zum Kanzler hält, eine Mehrheit gegen ihn zustande kommen kann. Eins ist jedenfalls klar: aus jedem Gespräch, dem man zuhört, aus jedem Zeitungsblatt, das man in die Hand nimmt, aus jedem Gerücht, das herumgetragen wird — wenn nicht jetzt eine dauerhafte Lenkung mit durchsichtigem, allgemein verständlichem Kurs nach einem klaren Ziel geschossen wird, wäre es unverantwortlich, wieder alles in Frage zu stellen und ins Schwanken zu bringen. Es ist noch unendlich viel guter Wille überall, der nur der straffen Konzentration auf ein vernünftiges Ziel bedarf, um Ungeahntes zu leisten und auszuhalten.

Dienstag, 24. September.

Die Nachrichten über die Fraktionsverhandlungen, die dem Zusammentritt des Hauptausschusses vorangehen, deuten auf den bevorstehenden Fall des § 9 der Verfassung, d. h. also auf die grundsätzliche Verwirklichung des parlamentarischen Regimes. Ob der grundsätzlichen die praktische folgen kann, wird von den Zugeständnissen abhängen, die man der Sozialdemokratie bezw. ihrer Stellung zur Kriegszielfrage machen kann.

Nichts kann lebhafter und unruhiger ersehnt werden als endlich Einheit und Zusammenschluß.

In Bremen findet eine Besprechung des Leiters des Reichswirtschaftsamtes mit den Vertretern des Baumwollenhandels statt. Bremen hat vor dem Krieg 2½ Millionen Ballen Baumwolle importiert. Hauptforderung: Freiheit der Rohstoffeinfuhr ohne Rücksicht auf eine passive Handelsbilanz.

Die Rede des Staatssekretärs versucht, die Übertreibungen zu zerstreuen, die das Temperament der industriellen und kommerziellen Auffassung allmählich in den Begriff „staatliche Zwangswirtschaft" hineingetragen hat. Es handle sich gar nicht um grundsätzliche Gegensätze, sondern um Maß und Form. In einer Versammlung von Eisenindustriellen wurde kürzlich die Meinungsverschiedenheit so formuliert: auf der einen Seite Zwangswirtschaft mit behördlicher Spitze, auf der anderen gewerkliche Selbstverwaltung unter Staatsaufsicht. Ruhig betrachtet, kann man aber doch nur sagen, daß die Wege, die der Staat für die Vorbereitung der Übergangswirtschaft bisher betreten hat, eher dem letzten als dem ersten Grundsatz nahekommen.

Vortrag in einem sozialpolitischen Kursus für die Arbeitsnachweisbeamten des IX. Armeekorps: man hat immer wieder einen starken und erfreulichen Eindruck von der praktischen Intelligenz und verständigen Auffassung der eigenen Aufgabe gerade in dieser Sphäre des mittleren Dienstes. Auch ohne theoretische Rückführung doch das Richtige klar sehen und im Praktischen sicher sein, das ist ein ausgezeichneter Arbeitstypus.

Mittwoch, 25. September.

Die Reden im Hauptausschuß gehen alle auf ein Ziel: Überwindung der doppelten Politik, die von der Regierung einerseits, von der Militärverwaltung andererseits gemacht wird. Die Mehrheitsparteien verurteilen einmütig die militärischen Eingriffe in die Versammlungsfreiheit bei Gelegenheit der Wahlrechtspropaganda, ebenso wie natürlich den Erlaß des Kriegsministers gegen die Konferenzen der Zentralstelle für Völkerrecht.

Die Reden der Regierungsvertreter haben ohne Zweifel für den Außenstehenden manche Klarheit in den außenpolitischen Fragen gebracht.

Die Sozialdemokratie hat ihr Mindestprogramm für den Eintritt in die Regierung gestellt. Es enthält für die innerpolitischen Fragen folgende Forderungen:

Autonomie Elsaß-Lothringens und für alle deutschen Bundesstaaten ein allgemeines, gleiches, geheimes und unmittelbares Wahlrecht. Der preußische Landtag ist aufzulösen, wenn nicht das

gleiche Wahlrecht unverzüglich aus den Beratungen des Herrenhauses hervorgeht.

Einheitlichkeit der Reichsleitung, Ausschaltung unverantwortlicher Nebenregierungen, Berufung von Regierungsvertretern aus der Parlamentsmehrheit oder aus Personen, die der Politik der Parteimehrheit entsprechen. Aufhebung des Artikels 9 der Verfassung. Die politischen Veröffentlichungen der Krone und der Militärbehörden sind vor ihrer Veröffentlichung dem Reichskanzler mitzuteilen.

Sofortige Aufhebung aller Bestimmungen, wodurch die Versammlungsfreiheit und Preßfreiheit eingeschränkt werden. Die Zensur darf nur auf rein militärische Fragen angewandt werden. Einrichtung einer politischen Kontrollstelle für alle Maßnahmen, die auf Grund des Belagerungszustandes verhängt werden, Beseitigung aller militärischen Institutionen, die der politischen Beeinflussung dienen.

Der Hansabund hat nun gleichfalls alle Kreise von Handel und Industrie (94 Wirtschaftsverbände) zu einer Kundgebung für die Freiheit der Wirtschaft vereinigt. Die Entschließung stellt ein etwas konkreteres Programm dar als es bisher bei ähnlichen Anlässen formuliert ist:

„Die Versammlung erhebt Einspruch gegen die Errichtung und Häufung der Regierungsmaßnahmen zur Regelung der Übergangswirtschaft, insbesondere gegen das Übermaß der Organisationen, die z. B. für die Textilwirtschaft vorgesehen sind. Sie erhebt Einspruch gegen die Erteilung einer Ermächtigung an den Bundesrat zur Regelung der Übergangswirtschaft. Jeder einzelne etwaige staatliche Eingriff dürfte nur von Fall zu Fall im Einvernehmen mit dem Reichstag nach Anhörung der beteiligten Kreise getroffen werden. Der Reichstag wolle auf sein verfassungsmäßiges Mitbestimmungsrecht nicht verzichten. Die Versammlung erhebt Einspruch gegen jedwede Bildung neuer Gesellschaften für wirtschaftliche Maßnahmen. Sie betrachtet die schon heute bestehenden Kriegsgesellschaften als mehr denn ausreichend und erbittet schleunigsten Abbau derselben. Mit Hilfe der bei Friedensschluß im Besitz vieler Kriegsgesellschaften befindlichen Rohstoffe können kleinere und mittlere sowie stillgelegte Betriebe ausreichend berücksichtigt werden. Ebenso wird Einspruch erhoben gegen die Gewährung von ausschließlichen Rechten an Personen oder Gesellschaften, ganz besonders, wenn hier auch noch eine finanzielle Beteiligung des Staates stattfindet. Besser als alle Monopolgesellschaften wird die freie Initiative des Kaufmanns die erforderlichen Rohstoffe und Nahrungsmittel verschaffen. Die Versammlung erhebt Einspruch dagegen, daß für unsere endgültige Friedenswirtschaft eine direkte oder indirekte staatlich geleitete Wirtschaft mit Verteilungsmaßstäben, Vorschriften für die Produktion, für Preisgestaltung und Kartellierung bestehen soll. Sie erwartet daher auch die Befreiung des deutschen Seeverkehrs und der Einfuhr von allen Fesseln und die Freigabe der Ausfuhr außer in solchen Nahrungsmitteln und Waren, die einer notwendigen Vergeltungspolitik dienen können. Der Wiederaufbau unseres wirtschaftlichen Lebens, die Umstellung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft, die Beteiligung am Welthandel sind nur möglich unter Befreiung von staatlicher Leitung durch die selbstverantwortliche, anpassungsfähige und entschlußfähige Individualwirtschaft."

Donnerstag, 26. September.

Die Bundesratsverordnung zum erhöhten Mieterschutz wird bestimmen, daß das Einigungsamt bei Kündigungen jeder Art angegangen werden kann. Bei Neubauten, die mit behördlicher Unterstützung zustande kommen, soll ein bestimmter Höchstpreis innegehalten werden, bei amtlich festgestelltem Wohnungsmangel kann die Tätigkeit des Amtes auch auf Neuvermietungen ausgedehnt werden, bei denen die Gemeinde die Angemessenheit der Erhöhung zu prüfen berechtigt ist. In einem zweiten Teil der Verordnung werden den Gemeindebehörden weitgehende Rechte über Neubau, Abbruch, Verwendung von Baulichkeiten gegeben.

Freitag, 27. September.

Ein Bild von der Rohstoffstauung auf dem internationalen Markt entwirft der „Economist" vom 3. August 1918: „Ein sehr bezeichnendes Telegramm fand sich am Montag in der Presse, nach dem in Australien nicht weniger als 1 200 000 Ballen Wolle liegen, die wegen Schiffsraumknappheit nicht verschifft werden können. Das Telegramm sagt weiter, daß diese Wolle eingelagert wurde und daß keine Aussicht bestände, sie noch in diesem Jahre zu verfrachten. Die Zahlen treffen zu und waren in eingeweihten Handelskreisen schon vor drei Wochen bekannt. Es ist auffallend, daß die in Neuseeland und Südafrika liegenden unverschiffbaren Wollvorräte nicht ebenfalls erwähnt wurden. Man braucht von dieser Sachlage nicht allzusehr überrascht zu sein. Sie ist eine Folge fehlenden Schiffsraums."

Australien muß jetzt das auf die Erde gestiegene Schlaraffenland sein.

Sonnabend, 28. September.

Interessant ist die Stellungnahme der englischen Handelskreise zu den Regierungsplänen für die wirtschaftliche Zukunft. Die Pläne sind an die interessierten Industrieverbände und Fabrikantenvereinigungen gesandt worden, damit diese ihre Stellung zu ihnen angeben sollen. In einigen Städten und Handelskammern haben die Besprechungen über die Pläne zu heftigen Diskussionen und politischen Streitigkeiten Anlaß gegeben, da sich zahlreiche Gegner der Regierungspläne gebildet haben, die die wirtschaftlichen Kriegsabsichten als höchst schädlich für die englische Industrie ansehen und daher verurteilen. Von verschiedenen Seiten wurde als voreilig bezeichnet, sich bereits jetzt auf derartige Grundsätze festzulegen, da man das Ende dieses Krieges noch nicht voraussehen und auch nicht wissen kann, wie sich die wirtschaftliche Lage in den alliierten Ländern gestalten wird. Die meisten Handelskammern in den Industriegebieten erklären sich für Annahme des freien Schiffsverkehrs nach allen Ländern. Besonders an der Ostküste Englands haben die Interessenten energisch bei den Handelskammern und Exportvereinen gegen die Einschränkung des freien Handels mit allen Völkern protestiert. Verschiedentlich wurde angeraten, die Frage des Handels nach dem Kriege nicht zusammen mit den Alliierten, sondern für England allein zu regeln, mit der Begründung, daß die Handelsinteressen zu verschieden sind, als daß sich die englischen Handelsinteressen nach internationalen Vorschriften richten könnten. Mehr und mehr machen sich Stimmen geltend, die von der Regierung fordern, daß Englands Haltung in der Frage des Außenhandels bald festgelegt würde, damit die verbündeten Mächte sich keinen falschen Hoffnungen hingeben. Gegen gemeinschaftliche Beratungen mit Amerika wird in verschiedenen Berichten stark protestiert. Es bleibt abzuwarten, ob die Regierung auf eine derartige Frage noch näher eingehen kann.

Naumann / Zur Völkerbundsfrage

1.

Die meisten politisch erzogenen Deutschen sind von vornherein gegen den Gedanken des Völkerbundes mißtrauisch, weil sie an Allerweltskonstruktionen nicht zu glauben pflegen, nachdem gerade unser Volk im Namen sogenannter Weltideale früher und jetzt stark bedrängt und getreten wurde. Vor reichlich hundert Jahren kamen die Napoleonischen Truppen als Befreier und blieben als Aufseher, jetzt aber hören wir die Worte Menschheit, Gerechtigkeit und Fortschritt fast nur noch im Zusammenhange mit dem Rufe: Schlagt die Deutschen tot! Nach solchen Erlebnissen ist eine kindliche Zuversicht zum guten Willen aller übrigen von uns nicht zu verlangen.

2.

Es gibt aber auch technische Gründe, warum der Gedanke des Völkerbundes bei uns starken Zweifeln begegnet. Man fürchtet, daß eine Vergewaltigung durch Mehrheitsabstimmungen stattfinden müsse. Wenn nämlich im Völkerbunde überhaupt nicht entscheidend abgestimmt werden soll, so ist er von vornherein unfähig, etwas zu schaffen, weil dann jeder beliebige einzelne den allgemeinen Geschäftsgang hindern kann. Gibt es aber Abstimmungen mit zwingendem Charakter, so ist die Gefahr sehr groß, daß eine feste angelsächsisch geführte Mehrheit bei großen und kleinen Angelegenheiten uns etwa in die Lage bringt, in der wir 1911 auf der Konferenz von Algeciras waren.

Digitized by Google

3.

Ein fernerer Grund des Mißtrauens ist folgender: wenn der Völkerbund für die Weltgemeinschaft eine Exekutivgewalt (Weltzwangsoberstelle) einrichtet, so muß er die Heere und Flotten der Einzelstaaten begrenzen, was ja ein Hauptzweck des ganzen Planes ist. Da wir nun annehmen, daß die Oberleitung nicht in deutschfreundlichen Händen sein wird, so entsteht daraus die Möglichkeit, daß wir erst auf dem Wege vieler Abstimmungen ins Unrecht versetzt und dann infolge freiwilliger Entwaffnung niedergeworfen werden. Das mag als schwarzseherisch bezeichnet werden, aber wer so wie wir von der Völkergemeinde der Welt von allen Seiten angefallen wird, der kann keinen milden Optimismus pflegen.

4.

Trotz aller dieser blutig ernsten Zweifel und Bedenken haben gerade wir Deutschen ein sehr weit verbreitetes Gefühl dafür, daß der Völkerbund auf der Tagesordnung der Weltgeschichte steht. Weil wir der Gegenstand wilden Hasses so vieler Nationen geworden sind, begreifen wir am meisten, daß eine Erneuerung und Hochstellung der Menschheitsgesinnung notwendig ist. Wir haben unter uns die stärksten Propheten der Völkergemeinschaft gehabt von Kant bis zu Bebel. Wir haben an allen bisherigen internationalen Einrichtungen vom Weltpostverein bis zur Kongoakte ehrlich mitgearbeitet und überall, wo nicht die Gefahr der Vergewaltigung vorlag, unsere Zustimmung gegeben und innegehalten. Selbst als der große Krieg gegen uns entfesselt wurde, waren wir bereit, das vorhandene internationale Recht zu Land und Wasser zu achten. Es wurde der Internationalismus von Franzosen und Engländern zerbrochen.

5.

Nachdem es in den ersten Wochen des Krieges unseren Gegnern gelungen ist, den Einmarsch in Belgien als eine einzigartige Versündigung am Geiste der Menschlichkeit darzustellen, scheint es zwar zwecklos, vor der übrigen Welt noch irgendein Wort über diese Frage zu reden, wir selbst aber dürfen uns durch die mit boshafter Technik hergestellte Verächtlichmachung der deutschen Vertragsfähigkeit nicht irremachen lassen in unserem guten Zutrauen zu uns selbst und zu unserer Eignung für internationale Verträge. Eine spätere Zeit wird die parteiischen Urteile der Gegenwart berichtigen und wird in der belgischen Angelegenheit Licht und Schatten gerechter verteilen, als es heute möglich ist. Wir haben in der Notwehr eine Neutralität äußerlich zerbrochen, die im geheimen längst keine Neutralität mehr war. Daraus zu folgern, daß das deutsche Volk keinen Sinn für Verträge habe, ist nichts als Kriegsverleumdung, die Vertragsbrüche Italiens und Rumäniens sind belastender als der Einmarsch in Belgien.

6.

Es war im Gegenteil öfter unsere Sorge, daß die verschiedenen Verträge über Schiedsgerichte aller Art zu unserem Nachteile ausfallen könnten, weil wir sie noch unserer Natur ehrlicher halten werden als verschiedene der anderen Staaten. Bisher wenigstens haben wir in einzelnen Fällen die peinliche Erfahrung gemacht, daß die anderen dann die Vertragspflicht mit fernsten Einwänden ablehnten, wenn die Sache für sie weniger günstig stand. An die rein sachliche Nähe (Objektivität) einer bunt zusammengesetzten Vertreterversammlung aller Erdteile zu glauben, ist schwer, wenn man sich vergegenwärtigt, wie verschieden der Gesichtskreis und die Rechtsauffassung der Asiaten, Amerikaner, Germanen usw. ist. Jedenfalls würde der Völkerbund für alle Beteiligten eine Schule der Vertragstreue werden müssen.

7.

Da also die Menschheit nach dem Kriege übervoll sein wird von gegenseitigem Mißtrauen und Übelwollen, ist es desto nötiger, die vor dem Kriege vorhandenen internationalen Verbindungen enger und fester zu machen als sie vorher waren, weil sonst der Sicherheitszustand, dessen der neue Welthandel bedarf, nicht zu erreichen ist. Wir Deutschen brauchen nach dem Kriege eine Periode angestrengtester volkswirtschaftlicher Arbeit, um die Schäden und Verluste des Krieges auszugleichen. Wir müssen wieder die zerbrochenen Auslandsstellen aufbauen. Wie aber kann das geschehen, wenn nicht der endgültige Friede geschaffen ist, denn jeder halbe Friede ist ein Hemmnis neuer Kapitalanlage und geschäftlicher Auswanderung in fremde Gebiete. Wir und mit uns ganz Mitteleuropa braucht den Weltverkehr um der Existenz willen. Dafür haben nicht alle Beurteiler den nötigen Sinn, sonst würde die Frage des Völkerbundes noch viel eindringlicher von uns behandelt werden.

8.

Die anderen Nationen werden uns den geschäftlichen Verkehr an sich nicht ungern wieder eröffnen, denn eine so mächtige Arbeitskraft, wie sie in Deutschland vorhanden ist, kann der allgemeine Austausch nur schwer entbehren, aber alle Völker haben heute ein Bedürfnis nach Friedensgarantien. Ob und wieweit im Völkerbunde eine solche Garantie enthalten ist, unterliegt der Probe; darüber entscheidet im Grunde nur das Experiment. Deshalb wird die Probe vor den Abbeginn des Austausches gesetzt. Auch wenn ein Teil von uns theoretische Zweifel übrighält, so müssen wir die Probe mitmachen, und zwar mit der ernsthaften Absicht, daß sie gelingt. Das ist die Pforte, durch die wir hindurchgehen müssen. Besser ist, wir tun es gern und freiwillig, als ungern und gezwungen.

9.

Was wir an der bisherigen deutschen Behandlung dieses Problems auszusetzen haben, ist der Mangel an Eindringlichkeit und Vertiefung in die Sache. Sowohl der frühere Reichskanzler v. Bethmann Hollweg wie der gegenwärtige v. Hertling haben in allgemeinen Worten ihre grundsätzliche Zustimmung ausgedrückt, aber niemals ist bisher der Gedanke des Völkerbundes in Deutschland zum Gegenstande wirklicher Beratung gemacht worden. Eine erfolgreiche Beratung aber setzt genaue Beschäftigung voraus. Soweit wir Literatur und Presse kennen, ist außerhalb der engeren pazifistischen Kreise nur ganz weniges für die Völkerbundsidee geschehen; die pazifistische Literatur aber wirkt nicht über gewisse Anhängerschaften hinaus, weil oft in ihr die berechtigten nationalen Sorgen zu gering geachtet und die Gegner zu optimistisch beurteilt werden.

10.

Solange nun der Weltfriede noch auf sich warten läßt, würden Deutschland, Österreich-Ungarn und Polen zusammen einen höchst wertvollen Beitrag zur künftigen Völkerbundsorganisation liefern können, wenn wir möglichst bald das nötige Gesetz über die Rechte und Pflichten nationaler Minderheiten herstellen. Darin liegt eine Aufgabe aller Kulturvölker, die aber nirgends dringender ist als in der Mitte Europas. Wenn wir an diesem Stück uns versuchen, werden wir für das künftige Gelingen der all-

gemeinen Verträge mehr mitbringen als nur allgemeine Wünsche, indem wir beweisen, daß wir die Reform der Gesamtmenschheit bei uns selber beginnen.

Wilhelm Heile / Am Scheidewege

Dieser Aufsatz hat schon in dem Heft 39 der „Hilfe" gestanden, das aus besonderen Gründen nicht versandt werden konnte. Inzwischen hat die politische Lage noch eine schärfere Zuspitzung erfahren. Auch die Entwicklung der Dinge in Bulgarien drängt zu schnellen und starken Entschlüssen. Es gibt leider viele — und zwar gerade unter denen, die sonst am liebsten die ganze Welt erobert hätten —, die jetzt den Kopf hängen lassen. Dazu liegt gar kein Grund vor. Gewiß ist die Stunde ernst. Es geht jetzt im vollsten Sinne des Wortes um Dasein und Zukunft unseres Volkes. Noch aber haben wir die Kräfte, allen Gefahren zu begegnen. Wir müssen unsere Kräfte nur wecken und sammeln. Dazu brauchen wir eine Regierung des Volksvertrauens. Nur eine solche Regierung, die im engsten Einvernehmen mit der Volksvertretung ihr Amt antritt und führt, kann noch einmal wieder jenen starken Strom vaterländischen Willens in unserem Volke lebendig und frei machen, der allein uns vor einem schweren Schicksal bewahren kann. — In letzter Stunde vor der Drucklegung kommt die Nachricht vom Abgang Hertlings und dem Bekenntnis des Kaisers zum Gedanken einer Volksregierung. Nun liegt die Verantwortung beim Reichstag. An ihm ist es, aus dem Gedanken jetzt die Tat zu machen.

Seit langem haben wir von unseren leitenden Staatsmännern gefordert, daß sie aus ihrer müden Passivität heraustreten und endlich zur politischen Offensive übergehen. Nun haben wir in den letzten Wochen eine ganze Reihe von Reden und Kundgebungen der verantwortlichen Regierungsmänner und sonstiger namhafter Politiker in Berlin, Wien, Budapest und Konstantinopel gehört, dazu Auslassungen des Kaisers und Hindenburgs und zuletzt die Friedensnote Burians. Schon ist das Echo aus der feindlichen Welt zu uns herübergetönt. Hochmütiger als je und — namentlich aus Clemenceaus Munde — noch gehässiger und niederträchtiger klang es in unsere Ohren. Wundert sich jemand, wenn unsere Anbeter der nackten Gewalt und Verächter des politischen Kampfmittels sich in die Brust werfen: seht ihr, daß es mit eurer Friedensoffensive nichts ist? Haben wir es nicht immer gesagt?

Wir anderen haben allen Grund, mit größtem Ernst zu prüfen, ob es sich wirklich als wahr erwiesen hat, daß aus dem Wirrsal des Weltkrieges kein anderer Weg herausführt, als der, den das Schwert sich bahnt. Ohne neue Waffenerfolge, das steht fest, geht es nicht. Wenn diese beste Unterstützung aller politischen Offensiven nicht den Feinden die Ohren hellhörig macht, bleibt der Angriff der Diplomaten wirkungslos. Die Männer, die jetzt an der Spitze der feindlichen Staaten stehen, haben uns nie einen Zweifel daran gelassen, daß unser völliges und endgültiges Ausscheiden aus der Reihe der Großmächte ihr unabänderliches Kriegsziel ist. Ihr ganzes Denken und Wollen ist auf diesen einen Gedanken eingestellt, ist rein negativ und völlig leer an aufbauenden Vorstellungen von dem, was aus der Menschheit nachher werden soll. Selbst der Völkerbundsgedanke dient ihnen nur als Mittel zum Zweck der dauernden Niederhaltung Deutschlands.

Was folgt daraus? Daß der Gedanke eines Friedens der Verständigung und des gerechten Ausgleichs hinfällig sei? Nein! So wenig, wie die Erkenntnis, daß der militärische Weg allein nicht zum Ziele führen kann, eine Erlahmung in der Anwendung der kriegerischen Mittel zur Folge haben darf, so wenig darf die Anwendung des politischen Mittels vernachlässigt werden, weil es für sich allein nicht stark genug ist. Und außerdem bleibt immer noch der Gedanke, daß eine stark befestigte Stellung nicht deshalb als uneinnehmbar zu gelten braucht, weil ein erster Vorstoß nicht den vollen Erfolg gebracht hat.

Daß mit Clemenceau und Lloyd George und ihren Gesinnungsgenossen keine Verständigung möglich ist, solange diese nicht zur Nachgiebigkeit gezwungen sind, das brauchen uns unsere Gewaltpolitiker nicht alle Tage zu erzählen. Aber müssen wir denn gerade mit den Kriegstreibern den Frieden schließen? Steht es denn als unabänderliches Schicksal in den Sternen geschrieben, daß die Ebenbilder unserer Alldeutschen bei unseren Feinden dauernd am Ruder bleiben müssen? So sicher, wie es in Deutschland gelingen wird, unsere Regierung völlig und restlos von jedem alldeutschen Einfluß zu befreien, so sicher kommt auch der Tag, an dem die feindlichen Völker das Joch ihrer „imperialistischen" und „militaristischen" Kriegshetzer abwerfen und auf die Stimme der Vernunft hören, die aus Deutschland, dem Lande der reinen und der praktischen Vernunft, zu ihnen hinübertönt. Und viel, sehr viel liegt auch an uns, ob dieser Tag bald kommen wird.

Damit soll nicht gesagt sein, daß wir auf irgend etwas verzichten sollten, was uns Deutschen gehört an Land oder an Recht, Macht oder Freiheit. Nimmermehr! Auch dürfen wir nicht nachlassen im Angriff auf die politisch-moralischen Schwächen der Gegner. Aber abrücken soll unsere Regierung mit aller Entschiedenheit von der Gedankenwelt der innerpolitischen Reaktionäre und außenpolitischen Gewaltphantasten. Die Regierung muß endlich begreifen, daß das die notwendige Voraussetzung ist, wenn sie will, daß ihr Wort über die Köpfe der feindlichen Staatsmänner hinweg zu den Ohren der feindlichen Völker dringt. Sie muß eine Sprache sprechen, die von den Völkern verstanden wird und von niemand mißdeutet werden kann. Sonst machen selbst solche Noten, wie die des Grafen Burian, auf die Völker keinen Eindruck, und die Diplomaten verkehren ihren Sinn. Lloyd George oder Poincaré oder Wilson überzeugen zu wollen, das ist eine Sisyphusarbeit. Die kennen ja so gut wir wir selbst unser gutes Recht und unseren guten Willen. Nicht sie zu überzeugen, sondern es ihnen schwer oder besser noch unmöglich zu machen, uns in den Augen ihren Völker ins Unrecht zu setzen, das ist es, was angestrebt werden muß und auch erreicht werden kann. Es muß deshalb wirklich ernsthaft widerlegt werden, was den Phrasen und Verleumdungen der feindlichen Führer den Glauben ihrer Völker und eines großen Teiles der Neutralen eingetragen hat. Und wenn es irgend etwas gibt, worin die Feinde mit ihren Anschuldigungen recht haben, so müssen wir durch die Tat und nicht durch bloße Worte unsere Stellung günstiger gestalten und dadurch den Feinden die Möglichkeit nehmen, Vorteil für sich aus unseren Schwächen und Fehlern zu ziehen. Wir müssen den Gegnern die Waffen, die sie mit Erfolg gegen uns führen, aus der Hand schlagen, oder sie stumpf machen, und müssen die scharfen Waffen, die wir in Händen haben, auch wirksam gegen sie gebrauchen.

Wir pflegen uns über die Heuchelei und Hinterhaltigkeit der feindlichen Politik, namentlich des „perfiden Albions", zu entrüsten. Mit großem Recht. Aber prüfen wir uns doch auch einmal ganz rückhaltlos ehrlich selbst! Dann werden wir sehr schnell begreifen, wie es kommt, daß sich bei den feindlichen Völkern der Glaube festsetzen konnte, daß die deutsche Politik der Inbegriff der Ränkehaftigkeit und Doppelzüngigkeit sei. Haben denn wir, das deutsche Volk, selber jemals mit Sicherheit gewußt, was unsere Regierung eigentlich will? Seit Bethmann Hollweg nicht mehr Kanzler ist, ganz gewiß nicht. Und auch schon zu seinen Zeiten war es so, daß wir zwar wohl wußten, was er im Grunde seines Herzens wollte, aber nicht, was er zu vertreten und

Digitized by Google

durchzusetzen sich getraute. Mit Hertling aber ist es nicht anders wie mit Michaelis; kopfschüttelnd und zähneknirschend müssen wir es mitansehen, wie man nicht etwa bloß hin und her schwankt, sondern immer gleichzeitig Kurs nimmt auf Backbord und auf Steuerbord und niemals geradeaus.

So ist es ganz natürlich, daß selbst die trefflichen Reden von Solf und Payer ohne greifbare Wirkung bleiben und die Note Burians schnöde zurückgewiesen werden konnte. So natürlich sogar, daß es in ganz Deutschland und Österreich-Ungarn wohl kaum einen Menschen gegeben hat, der eine andere Antwort auf die Burianische Note erwartet hätte. Jedermann wußte vorher, daß die feindlichen Staatsmänner ihre Ablehnung begründen würden mit ungeheuer demokratisch klingenden Redensarten über die Verwerflichkeit aller „Geheimdiplomatie" und mit dem Hinweis auf Wilsons Forderungen, die angeblich ein festes Friedensprogramm enthalten. Wie Burian in seiner Unterredung mit Theodor Wolff zugesteht, hat auch er nichts anderes erwartet. Ja, aber warum in aller Welt faßt er denn seine Worte nicht so ab, daß solche ausweichenden Redensarten ihrer Regierungen den feindlichen Völkern nicht genügen können? Ist es bloß Unvermögen oder liegen andere Ursachen zugrunde, wenn — wie diesmal Burian — so sonst unsere Verantwortlichen den Ton nicht finden, der bei den feindlichen Völkern und den Neutralen ein Echo hervorruft, das die feindlichen Staatsmänner zum Einlenken zwingt oder ihnen eine so starke Opposition im eigenen Lande schafft, daß sie sich an ihrem Platze nicht mehr halten können?

Es ist nicht allein persönliches Unvermögen. Viel mehr sind unsere staatlichen Zustände an der Unfruchtbarkeit unserer Politik schuld. Wir haben eine Regierung, die keine Regierung ist, sondern die Blöße ihrer Machtlosigkeit kaum noch politischen Kindern verbergen kann. Und die Ursache ihrer Machtlosigkeit ist ihre falsche Einstellung auf längst überwundene, längst unmöglich gewordene Anschauungen von der Quelle ihrer Macht. Eine Regierung, die sich ausschließlich als kaiserliche Regierung fühlt, wie ein Kabinett aus der Zeit des Absolutismus, die kann allerdings nicht herauskommen aus der unseligen Verstrickung in lauter Rücksichten, die ihr nicht so sehr der Kaiser selbst, als vielmehr andere Stellen aufzwingen, die ihre Macht zwar auf den Auftrag des Obersten Kriegsherrn zurückführen können, in ihren politischen Gedankengängen aber oft ganz anderen Einflüssen unterliegen. Wie ganz anders würde eine Regierung dastehen, die unter Vereinigung der Kraftquellen von Demokratie und Kaisertum sich auf den Willen des Volkes stützen und sich im engsten Zusammenwirken mit der Vertretung des Volkes ein klares, unverrückbares politisches Ziel setzen kann! Solche Regierung des festen Volksvertrauens wäre ganz von selbst eine Macht von unbedingter Autorität, und jedes Wort, das sie nach außenhin spräche, würde einen Eindruck hervorrufen, den keine noch so große Kunst politisch-diplomatischer Ränkeschmiede verwischen könnte. Ist es zu begreifen, daß noch immer bei uns Leute auf den reaktionären Trick hineinfallen, durch den ihnen solche Festigung unserer Kraft und Vernichtung eines feindlichen Hauptlagers von schwerer politischer Munition als demütigende Verbeugung vor dem Feinde dargestellt wird?

Und jetzt ist es Zeit zu handeln, allerhöchste Zeit. Die gewaltige Offensive unserer Feinde ist im großen und ganzen an der Siegfriedstellung zum Stehen gebracht worden. Vielleicht dämmert nun auch den größten Hetzern und Wirrköpfen unter unseren europäischen Feinden die Erkenntnis, daß sie uns trotz aller amerikanischen Hilfe nicht besiegen können. Noch aber hat Wilson, der ungekrönte König der Entente, nicht oft und eindrucksvoll genug die gleiche Erfahrung gemacht. Er, der einst davon redete, daß es hinter diesem Kriege weder Sieger noch Besiegte geben dürfe, der aus dem Gehege seiner Zähne so manches wohlklingende Wort von Recht und Freiheit und Frieden als Ursache und Ziel seines Eingreifens entsandt hat, er steht jetzt noch da, wo seine Bundesgenossen vor Jahr und Tag gestanden haben, und spielt unter der Maske des Weltenrichters die Rolle des Kriegsgottes, der die Stunde regiert. Da gibt es für uns und unsere Verbündeten kein Besinnen und keine Wahl: Wir binden das Helmband fester und schließen unsere Reihen dichter. Wir dürfen uns nun nicht mehr den Luxus leisten, gleichzeitig einen Kampf im Innern gegen die große Mehrheit unseres Volkes zu führen. Die kleine Gruppe der Herren, die so gern stolze Worte vom Vaterlandssinn im Munde führt und die im übrigen auch in Vergangenheit und Gegenwart manchen Beweis dafür erbracht hat, daß das nicht bloß schöne Worte sind, sondern Ausdruck einer echten Gesinnung, die muß begreifen, daß jetzt die große Stunde ihres vaterländischen Opfers gekommen ist. Wenn sie sich hinter all ihrem kleinlichen Rückzugsgezänke nun in letzter Stunde doch noch zu einem stolzen Entschluß aufraffen könnte, dem Volke zu geben was des Volkes ist, dann könnte manche schmerzliche Erfahrung noch einmal wieder vergessen werden. Noch einmal könnten wir dem Feinde einig und geschlossen gegenüberstehen wie in der ersten großen Zeit. Und dieser Umschwung der Dinge im Innern, der unsere Stoßkraft nach außen so gewaltig vermehren und beleben würde, würde zugleich die größte Kraftquelle der Feinde verstopfen. Kann es einen Zweifel geben, was wir zu tun haben? In diesen Tagen stehen die Führer des Reichstags und der Reichsregierung vor der Frage, die wir an dieser Stelle so oft und so eindringlich aufgeworfen haben. Sie müssen wissen, daß in ihnen das durch sie vertretene und geführte deutsche Volk am Scheidewege steht. Sie dürfen nicht länger zaudern, ob sie links gehen sollen oder rechts. Ein Verräter am Vaterland, wen jetzt noch Parteigeist und Standesvorurteil beherrscht. Das Schicksal des ganzen Volkes ist es, was auf dem Spiele steht.

Ludwig Herz / Widerspricht der demokratische Gedanke dem deutschen Wesen?

Während die Granaten und die Giftgase unwiderleglich beweisen, daß vor dem Tode, das ist vor Gott, alle Menschen gleich sind, hat ein Mitglied des preußischen Herrenhauses, der dort sitzt, nicht weil ihn Wähler entsandt haben oder Vertrauen ihn berufen hat, sondern weil irgend einmal den Lenden seiner Vorfahren die Kraft beigelegt worden ist, Gesetzgeber zu zeugen, die Lehre verkündet, daß die Demokratie jüdisch, deutsch aber die aristokratische Staatsauffassung sei.

Handelte es sich lediglich um das jahrhundertalte, doch immer noch nicht wirkungslose Kampfmittel, die Juden als Sündenböcke zu belasten, so würde es sich nicht lohnen, auf die Äußerung einzugehen. Da der Redner aber ausdrücklich anerkannt hat, daß die Juden im Kriege ihre Pflicht getan haben, so wollen wir glauben, daß er anderes als landläufige antisemitische Demagogie beabsichtigte. Die Rassentheorie nun, auf die er sich anscheinend stützt, ist eine Erfindung des französischen Grafen Gobineau, die der als Engländer geborene Chamberlain in eine wenig verwöhnten Gaumen schmeichelnde Form gebacken hat. Ihr Wert soll jetzt nicht nachgeprüft werden; Lucian, der berühmte deutsche

Digitized by Google

Lehrer der Völkerkunde (Anthropologie) und der bedeutende deutsche Vertreter der Gesellschaftswissenschaft (Soziologie), Ratzenhofer, lehnen sie ab. Jedenfalls widerspricht ihr grobschlächtiger Materialismus, auf den das Wort des deutschen Kulturhistorikers Carriere von der „Verthierung der Menschheit" gutrifft, dem Kantischen Gesetz von der Freiheit im Reiche der Vernunft und Sittlichkeit (in der intelligiblen Welt).

Zu prüfen ist, ob es Beweise gibt, daß die aristokratische Idee, d. h. in unser politisches Leben übersetzt, das Programm der konservativen Partei dem deutschen Gedanken entspricht.

Aristokratische Verfassungen haben zur unumgänglichen Voraussetzung erbliche Bevorzugung des großen Grundbesitzes. Die Fideikommisse, deren Befestigung die Konservativen, von einer Art Torschlußpanik ergriffen, durchzusetzen versuchten, sind für den hohen Adel französischen, für den niederen Adel spanischen Ursprungs. Der Deutsche Kant dagegen führt aus, daß dem Rechte nach alle als Untertanen einander gleich sind. „Aus dieser Idee der Gleichheit der Menschen im gemeinen Wesen als Untertanen geht nun auch die Formel hervor: Jedes Glied desselben muß zu jeder Stufe eines Standes in demselben gelangen dürfen, wozu ihn sein Talent, sein Fleiß und sein Glück hinbringen können, und es dürfen ihm seine Mitunterthanen durch ein erbliches Prärogative (als Privilegiaten für einen gewissen Stand) nicht im Wege stehen, um ihn und seine Nachkommen unter demselben ewig niederzuhalten." „Es würde schon wider den Grundsatz der Gleichheit streiten, wenn ein Gesetz sie (nämlich die großen Gutseigentümer) mit dem Vorrecht des Standes privilegierte, daß ihre Nachkommen entweder immer große Gutseigentümer (der Lehne) bleiben sollten, ohne daß sie verkauft oder durch Vererbung geteilt, und also mehreren im Volke zu Ruhe kommen dürften, oder auch selbst bei diesen Teilungen niemand als der zu einer gewissen willkürlich dazu angeordneten Menschenklasse Gehörige davon etwas erwerben könnte."

Das Herrenhausmitglied hat seinen Versuch bei Gelegenheit der Wahlrechtsdebatten aufgestellt. Das nach dem Ausspruch des Herrn von Heydebrand fast ideale Klassenwahlrecht ist ein Erzeugnis der französischen Revolution. Es ist in der Verfassung vom 3. September 1791 niedergelegt, nachdem es Barnave fast mit denselben Gründen, mit denen es heute verteidigt wird, empfohlen hatte. Es fehlte sogar das Argument nicht, es sei das wahre Wahlrecht des Mittelstandes. Die Öffentlichkeit der Wahlen ist von den Schreckensmännern zu demselben Zwecke eingeführt, zu dem es noch heute aufrechterhalten werden soll. Die Verfassung von 1791 enthält auch die Bestimmung, daß kein Abgeordneter Minister werden darf. Sie wurde damals allerdings aus dem entgegengesetzten Grunde eingeführt, aus dem heute ihre Aufrechterhaltung verlangt wird. Das jetzt so beliebte Mehrstimmenrecht hat zuerst Lamartine empfohlen; daß man das allgemeine und gleiche Wahlrecht durch „Sicherungen" für die herrschenden Oberschichten unschädlich machen kann, hat der Minister Napoleons von 1870, Ollivier, entdeckt. Anders war die deutsche Auffassung. Aus deutschen Rechtsgefühlen heraus schreibt Kant: „Es sind . . . . . alle einander gleich . . . Der große Gutsbesitzer vernichtigt so viele kleinere Eigentümer mit ihren Stimmen, als seinen Platz einnehmen könnten; stimmt also nicht in ihrem Namen und hat mithin nur eine Stimme . . . . . Es muß nach den Köpfen . . . . . nicht nach der Größe der Besitzungen die Zahl der Stimmfähigen zur Gesetzgebung beurteilt werden."

Auch die Methode, durch die die aristokratischen Schichten bei uns ihren Willen zur Macht betätigen, ist nicht auf deutschem Boden gewachsen. Der Kampf der Großen gegen die Minister der Krone kann nur mit dem französischen Worte: „Fronde" bezeichnet werden, das aus den Kämpfen gegen Mazarin stammt, und für die unterirdische Wühlarbeit der Hofkoppe fand auch der große Sprachformer Bismarck nur das spanische Wort „Komarilla". Die Reaktion hat bekanntlich jahrzehntelang nur dadurch die Macht behalten, daß sie die Angst der besitzenden Schichten vor den aufkommenden Arbeiterklassen aufpeitschte und das „rote Gespenst" beschwor. Dieses geflügelte Wort ist der Titel eines Buches des Franzosen Rouvier, in dem die Feigheit des Bürgertums zu politischen Zwecken ausgenutzt wurde. Ja, selbst die berühmte Politik des Kartells gegen die demokratische Linke findet ihr Vorbild in Frankreich. Kurz vor dem Staatsstreich „sammelten sich" unter dem Namen der Burggrafen Legitimisten (Anhänger der Bourbonen), Orleanisten, Cäsaren (Anhänger des Präsidenten Napoleon) und rechte Republikaner gegen den „Berg", die äußerste Linke, um mit einer Mißbrauchsrevidierung des Wahlrechts die „Ordnungsparteien" zu stärken. Durchgesetzt wurde der Plan dadurch, daß Thiers, der Vater dieser Paarung, in ihrem ausdrücklichen Auftrage den Berg so herausforderte, daß er zu toben anfing und dann, wie Oliver sagte, sein wahres, schreckliches Gesicht zeigte. Die neue reaktionäre Gründung, die Vaterlandspartei, sucht die Aufmerksamkeit von den Zuständen im Innern nach außen abzuleiten und die Leidenschaften gegen die verantwortlichen Träger der Politik mobil zu machen. Sie findet ihr Vorbild in den italienischen „Fasci", den kriegshetzerischen Vereinen, die die Straße (Piazza) gegen das Parlament in Bewegung setzen. Ihre Idee ist, der „plebiszitäre Zäsarismus" des dritten Napoleon, d. h. die Herrschaft, gestützt nicht auf die Beratungen einer sich ihrer Verantwortung bewußten gesetzgebenden Körperschaft, sondern auf die Instinkte und Stimmungen der Masse.

Man hört nun wieder und wieder, demokratische Staatsformen widersprächen der historischen Entwicklung, der deutschen Eigenart. Will man boshaft sein, so kann man daran erinnern, daß die Lehrmeinung von der historischen Entwicklung eine Verschmelzung von Beweismethoden des Florentiners Machiavelli mit Gesetzen sei, die der Engländer Darwin entdeckt hat, und daß die innere Geschichte Deutschlands wie die aller Länder darin besteht, daß aufsteigende Schichten den herrschenden Klassen Boden abgewinnen, daß diese sich zäh an den veränderten Zustand anklammern, um sich weiteren Vorstößen wieder entgegenzustemmen. Das, was jeweilig verteidigt wird, ist daher demokratisches Gelände und wird nunmehr, obwohl es vorher, wie z. B. das Streben nach Freiheit und Einheit, auf jüdische Machenschaften zurückgeführt worden war, nachdem es unabänderlich geworden ist, deutsche Eigenart. In Wirklichkeit ist es aber auch nicht wahr, daß die aristokratische Staatsform, d. h. die erbliche Herrschaft kleiner Minderheiten über das Volk, dem germanischen Gedanken entspricht. Diese Behauptung soll durch den Hinweis auf das Lehnswesen und die fränkische Gliederung des Mittelalters bewiesen werden. Beides sind Weltanschauungen, sie finden sich nicht nur in Europa, sondern auch in den Ländern des transkaukasischen Zivilisationskreises. Die Geschichte der 47 Ronins (fahrenden Ritter), die in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts in Tokio spielte, klingt wie ein Sang aus dem Nibelungenlied, und die Gesetze der Ritterehre finden im japanischen Bushido ihr Widerspiel. Lehnswesen, Gilden, Zünfte sind nicht völkische (nationale) oder staatliche (politische), sondern gesellschaftliche (soziologische) Erscheinungen; nur das „wir waren vor den Hohenzollern da" und der Haß gegen die Städte sind preußische Spielarten. Der moderne Staat baut sich gar nicht auf dem Lehnswesen und den Ständen auf. Er beginnt mit dem unbeschränkten (absoluten) Königtum, die Fürsten haben ihre Selbstherrlichkeit gegen den Widerstand des Adels verankert, der nunmehr an den Hof geht und die Pfründen und Ämter für sich in Anspruch nimmt. In dieser Staatsform zeigt sich allerdings eine preußische Eigenart, die jedoch wesentlich von der verschieden ist, die die Konservativen hervorzuholen lieben. Nachdem Friedrich Wilhelm I. gegen die Stimmen der „Herren Junkers" die Souveränität des Königs „stabilisiert" hat, sehen die preußischen Herrscher ihre Aufgabe darin, die Bauern zu schützen, den Gewerbefleiß zu heben und Fürsten der Mühseligen und Beladenen (rois des Gueux) zu sein. Aber auch dieser väterliche (patriarchalische) aufgeklärte Despotismus entspricht nicht der germanischen Staatsidee; diese wurzelt in der Gemeindefreiheit, der Volksversammlung, der Volksgesetzgebung. Die Kriege gehören den Ritterstand, das Eindringen des römischen Rechtes das Beamtentum. Die altgermanische Volksfreiheit verteidigt energisch ihr Dasein. Lange Zeit sitzen die 7 friesischen Seelande unter den 3 Eichen von Upstalsboom bei Aurich sogar über Könige zu Gericht; die Bauern in den Marschen der Unterelbe und Niederweser achten sich so frei wie nur ein Edler im Reiche; die Eidgenossen

Digitized by Google

Bauern liefern blutige Schlachten um ihrer Rechte willen gegen den Erzbischof von Bremen und die oldenburgischen Grafen, die Dittmarsen wahren sie gegen die dänischen Herren. In Süddeutschland sind die Bauern der Landschaft Kempten noch im 16. Jahrhundert unabhängig, und die letzten Reste der alten Volksfreiheit finden sich in den freien Dörfern und den Reichsdörfern des römischen Reiches deutscher Nation. Vollkommen erhält sie sich in der Schweizer Eidgenossenschaft und im fernen Island; dort lebt die germanische Staatsidee noch heute, sie ist demokratisch. Auch in England, dessen Dynastien fremden Ursprungs sind und das das römische Gesetz nur wenig annimmt, entwickelt sich die Verfassung nach dem demokratischen Gedanken, die Auswanderer bringen ihn nach der neuen Welt und setzen ihn dort in die Tat um; die Erklärung der Menschenrechte, die letzten Endes auf die germanischen Verkündigungen der Volksrechte im Mutterlande zurückgeht, gibt die Grundlage der modernen Demokratie. Und wenn die der Aristokratie verhaßten Stein und Schön den preußischen Staat auf der Selbstverwaltung aufbauen wollen, so greifen sie nur auf urgermanische Rechtsgrundsätze zurück.

Will man dem Wesen einer Partei gerecht werden, so muß man den Ideeninhalt ihres Programms prüfen. Die konservativ aristokratische Weltanschauung kann zusammengefaßt werden in den Schlagworten: Legitimität, Autorität nicht Majorität, christlicher Staat, monarchisches Prinzip. Der geistige Vater dieses Programms ist Friedrich Julius Stahl. Von ihm stammt auch die Lehre von der überragenden Bedeutung des grundbesitzenden Adels, der in der Verfassung und der Verwaltung Rechnung getragen werden und dessen Erblichkeit und Befestigung um deswegen gesichert werden müsse, weil das Königtum gefährdet sei, wenn es die einzige erbliche Macht im Staate sei. Stahl war getaufter Jude; der Urgrund seiner Lehre ist eine Verschmelzung der jüdischen Gottesherrschaft (Theokratie) mit der mittelalterlichen, wie sie der Heilige Augustinus und Thomas von Aquino ausgebildet hatten; seine staatsrechtlichen Lehren setzen die der Franzosen Bonald, Xavier de Maistre sowie des Grafen Talleyrand, des Erfinders des Legitimitätsprinzips fort. Stahl und mit ihm die Konservativen setzen das monarchische Prinzip der englischen Verfassung entgegen — Stahl prägte für ihr System das Wort vom parlamentarischen Prinzip —, von der Friedrich der Große gesagt hatte, sie sei die beste, weil sie dem König alle Möglichkeit gäbe, gut, alle Möglichkeit nähme, schlecht zu sein, und der Theorie von der Volkssouveränität, die durch die französische Revolution sich über die Welt verbreitet hatte.

Die Idee der Volkssouveränität ist durchaus germanisch. Ihr erster Theoretiker war bereits am Anfang des 11. Jahrhunderts der Magister Manegold von Lauterbach. Wenn die Monarchomachen (Fürstenbekämpfer), die sie im 16. Jahrhundert leidenschaftlich verfochten, auch Franzosen, Spanier und Schweden waren, so liegt das lediglich an den politischen Zuständen. Ihre Lehren stützen sich darauf, daß, wenn der König den Glauben nicht vorschreiben dürfe, er auch in mindere Rechte als die der Gewissensfreiheit nicht eingreifen dürfe. Der altgermanische Gedanke der Volkssouveränität wird also durch die Gedankengänge der deutschen Reformation wieder belebt. Nach Kant ist es ein Prinzip der Pflicht, daß sich ein Volk nach den alleinigen Rechtsbegriffen der Freiheit und Gleichheit vereinigen solle, daß die Mehrheit der Stimmen einer Volksvertretung der oberste Grund der Richtung einer bürgerlichen Verfassung sein müsse und ein öffentliches Gesetz nicht so beschaffen sein dürfe, daß das ganze Volk unmöglich dazu beistimmen könne; so dürfe eine gewisse Klasse von Untertanen nicht erblich den Vorzug des Herrenstandes haben.

Nach konservativ aristokratischer Anschauung ist der Staat Herrschaftsverhältnis; sein Machtzweck, nicht seine Rechtsidee und seine kulturelle Aufgabe ist das Wesentliche. Daraus folgt, daß er nur auf militärischer Kraft beruhen kann, daß der „frisch-fröhliche Krieg" — das Wort ist von dem ultrakonservativen Professor Leo geprägt — ein „gottgeordnetes Naturgesetz", eine „gottgewollte Erscheinung", ein „Jungbrunnen der Völker" ist, daß sich die Moral der „Staatsraison" unterzuordnen hat, daß die Staaten durch gegenseitiges Mißtrauen getrennt ein streng voneinander abgesondertes Leben führen müssen und daß das Weltbürgertum sowie die Völkerverständigung gegenüber der wirklichen Welt nur Schwärmereien sein können. Ist das deutsch? Folgerichtig entwickelt, führt diese Willensrichtung zu Begriffen wie „right or wrong my country" (Recht oder Unrecht gilt gleich, wenn es nur für mein Land nützlich ist), Imperialismus (Weltüberlegenheit), Chauvinismus, Jingoismus, Begriffe, für die sich deckende deutsche Worte nicht finden lassen wollen.

Die Wurzel dieser Anschauung findet sich in den Schriften des Florentiners, dem Friedrich der Große seinen Antimachiavell entgegensetzte. Die Germanen waren, wie die meisten Stämme in der Zeit ihrer Jugend, kriegerisch, aber es soll doch nicht vergessen werden, daß Dietrich von Bern in Sage und Geschichte verherrlicht wird, weil er in seinem Reiche den Ruhm der Gerechtigkeit höher stellte als den Ruhm der Waffen. Wenden wir uns wieder zu Kant, dem deutschesten Deutschen, der der untrügliche sittliche Prüfstein ist und bleiben wird, so finden wir bei ihm die Sätze: „Wehe dem, der eine andere Politik anerkennt als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält; daß diejenige Politik, welche sich solcher Mittel bedient, die mit der Achtung für das Recht der Menschen zusammenstimmt, moralisch ist, die hingegen, welche, was den Punkt der Mittel betrifft, über dieselbe nicht bedenklich ist, Demagogie ist; daß die politischen Maximen nicht von der aus ihrer Befolgung zu erwartenden Wohlfahrt und Glückseligkeit, sondern von dem reinen Begriff der Rechtspflicht (vom Sollen, dessen Prinzip durch reine Vernunft gegeben ist) ausgehen müssen, daß die moralisch praktische Vernunft in uns ihr unwiderstehliches Veto ausspricht: es soll kein Krieg sein, und daß der Bund der Völker mit dem Ziele des ewigen Friedens sittliche Pflicht ist." Zugleich mit ihm hat Herder die Idee des Weltbürgertums und der Menschheit verkündet, auf ihm fußend hat Schiller sein „Seid umschlungen, Millionen!" gedichtet, das in Beethovens neunter Sinfonie jubelnd zum Himmel klingt. Im demokratischen Ideal finden wir nur deutsche Züge, es sei denn, daß man die Lehre der Bergpredigt als undeutsch verwirft, weil er, der sie sprach, in Nazareth geboren wurde.

Heinz Potthoff / Die Neunte!

Als der junge Schiller in körperlicher und wirtschaftlicher Not fror, da dichtete er sein unsterbliches Lied „An die Freude" und verkaufte es einem Verleger für wenige Taler, um sich satt essen zu können. Und als der gereifte Beethoven in den Schmerzenstiefen seiner Taubheit und Einsamkeit zu verzweifeln drohte, da verwirklichte er seinen alten Lieblingsgedanken, dieses Lied „An die Freude" zu vertonen. Aber er ließ es nicht für sich bestehen, sondern fügte es als Schlußakkord in eine grandiose Melodie, die letzte seiner Symphonien, die nach dem Urteile von Max Chop „der Epilog, zugleich die Krone seines ganzen Schaffens" wurde. Die neunte Symphonie, oder, wie sie kurz genannt wird: die Neunte, die Summe der Weltanschauung, des Ringens und Wollens eines Beethoven, ist geboren aus tiefster Einsamkeit und höchster Erregung, die er selbst so schildert: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten."

Richard Wagner, auf den die Neunte unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, der sie auf allen Höhepunkten seines Lebens zur Wiedergabe brachte, hat zur ersten Aufführung im Jahre 1846 ein erläuterndes Programm herausgegeben, das dieses Musikgemälde in Vergleich mit dem Goetheschen Faust setzt. Danach liegt dem ersten Satze der Neunten „ein im großartigsten Sinn aufgefaßter Kampf der nach Freude ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalt zugrunde, die sich zwischen uns und das Glück der

Digitized by Google

Erde stellt". Edler Trotz, männliche Energie des Widerstandes sinkt zu anhaltender Freudlosigkeit herab, die im Schluß „zu riesenhafter Größe anwachsend, das All zu umspannen sucht, um in furchtbar erhabener Majestät Besitz von dieser Welt zu nehmen, die Gott — zur Freude schuf".

Mit den ersten Rhythmen des zweiten Satzes ergreift uns wilde Lust: „Eine neue Welt, in die wir eintreten, in der wir fortgerissen werden zum Taumel, zur Betäubung; es ist, als ob wir, von der Verzweiflung getrieben, vor dieser flöhen, um in steten, rastlosen Anstrengungen ein neues, unbekanntes Glück zu erjagen." Aber aus der bacchantischen Lust treibt es den Dichter zu den Sternen, zur Natur. Aus dem bunten Schein in die Wirklichkeit sehnt sich das süße Adagio des dritten Satzes, der den Trotz und Drang der von Verzweiflung geängstigten Seele in weiche, wehmütige Empfindungen auflöst: „Das wunde Herz scheint zu genesen, sich zu erkräftigen — noch aber ist diese Erhebung nicht frei von der Rückwirkung der durchlebten Stürme, und ein greller Aufschrei führt zum vierten Satze, dem Finale hinüber." Zu diesem Orchestersturm, der schon damals ein „Fest des Hohnes über alles, was Menschenfreude heißt", genannt wurde, hat Beethoven selbst Anmerkungen gesetzt, die uns den Gedankengang zum Schlußgesang erkennen lassen. „Nein, diese Wirrnisse erinnern an unseren verzweiflungsvollen Zustand. Heute ist ein feierlicher Tag, dieser sei gefeiert durch Gesang." Es folgt das Thema des ersten Satzes: „O nein, dieses ist es nicht, was ich fordere." Folgt das Scherzomotiv des zweiten Satzes: „Auch dieses ist es nicht, es ist nur Posse." Folgt das Adagiothema: „Auch dieses ist es nicht." Und darauf die Worte: „Ich selbst werde singen, sie muß uns trösten, Musik uns erheitern." Und aus all dem Stürmen, Klagen, Jubeln der Instrumente erhebt sich mit Menschenstimmen in einfachster Klarheit das „Freude, schöner Götterfunken!"

Gab es je eine Zeit, in der dieses Bekenntnis unseres größten Tondichters so zeitgemäß war wie heute? Wäre es nicht an der Zeit, daß wir dieses Werk endlich in seine soziale Funktion einsetzten, indem wir es volkstümlich machten? Es ist so viel die Rede von Stimmungsmache und Durchhaltewillen. Zu ihrer Belebung sind Theater und Kino geöffnet, und in Scharen strömt das erholungsbedürftige, das ablenkungsbedürftige, das erhebungsbedürftige Volk hinein. Aber was wird ihm dort geboten? Hauptsächlich Kitsch und Tratsch, literarisch und sittlich wertlosester Schund, Plattheiten und Possen. Ist das eine würdige Erholung in dieser Kriegszeit? Ist das eine Stimmungsmache im fünften Jahre der Volksnot? Entweder fehlt uns hier in der Heimat das Gefühl für den Ernst der Zeit, daß wir jetzt mit lächerlichem Operetten- und Kinokram uns „amüsieren" können, während draußen Millionen unserer Brüder bluten und die Grundlagen der bisherigen politischen und wirtschaftlichen Ordnung ins Wanken geraten. Oder wir sind in der Masse noch so kulturlose Barbaren, daß dieses sinnlos Flache uns zu befriedigen vermag, daß es uns nicht schade ist um die Zeit, die wir damit vertrödeln.

Der Gradmesser der Kultur und der Sittlichkeit liegt in der Aufnahme wahrer Kunstwerte. Laßt uns einmal den Versuch wagen, ob das deutsche Volk reif ist für Schiller und Beethoven. **Bringt ihm die Neunte!**

Und bringt sie ihm gerade jetzt, wo es in schwerer Zeit sich zu einer anderen Neunten rüstet. Achtmal haben die Millionen deutscher Bürger den Klang des Geldes geprobt, haben zusammengespielt und eine Symphonie der finanziellen Kriegsrüstung gewirkt, die so erfolgreich wie notwendig war. Jetzt soll zum neunten Schlage ausgeholt werden. Und wie bei Beethoven möge die **neunte Kriegsanleihe** „die Krone des ganzen Schaffens" und ein Epilog, ein letztes Wort in diesem Weltenringen werden. Die Neunte Beethovens soll das Zeichen sein, unter dem das deutsche Volk seine Neunte zeichnet und gibt; in höchster Kraftanspannung, wirtschaftlich und geistig, in höchster Begeisterung soll es diesen neunten Schlag gegen Schicksal und Feind führen.

Darf man dafür das Lied „**An die Freude**" wählen? Können wir die Freude feiern in einer Zeit der höchsten Not und Gefahr? Steht es nicht im Widerspruch zum Ernst der Zeit, zu dem, was an sittlichen Forderungen gerade hier immer und immer wieder betont worden ist? Nein, im Gegenteile. Da ist ja der Unterschied, daß der flache Tändelkram des Sichamüsierens verwerflich, verächtlich ist in heutiger Zeit; daß aber die Sehnsucht nach der wahren, inneren Freudigkeit uns angemessen ist, weil sie uns erhebt über das Elend, weil sie uns stark macht, begeisterungsfähig, siegesfreudig; weil sie uns sittlich lädiert, daß die Entartungen unseres politischen und vor allem unseres wirtschaftlichen Lebens, vor denen der Empfindliche schaudernd zurückbebt, weniger selbstverständlich scheinen; daß wir Kraft und Glauben an ihre Überwindung, an die Rückkehr zu echt deutscher Tugend, Uneigennützigkeit, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit gewinnen.

In Not hat Schiller sein Lied „An die Freude" gedichtet; aus noch tieferer Not ist die grandiose Vertonung, Beethovens Neunte, erwachsen. „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen," schrieb damals der allhörende Taube in sein Tagebuch. Und in seiner Neunten „ertönen die Mächte, die durch allgemeine Schwäche hindurch Geschichte machten, die Mächte, die den Bestand der Menschheit erhalten und erneuern; und so steht er auch zuletzt nach einem furchtbaren Aufbäumen und Sichzusammenfassen in sich selbst fest, kühn, klaren Auges da, der **Wille**, der Geist, der Mensch, denn er ist die Welt selbst."

Kann es einen besseren Ausdruck geben für den Geist, der uns not tut, als diesen Sinn des ersten Satzes aus der Neunten, wie ihn Ludwig Nohl erläutert? Und können wir einen besseren Wegweiser uns wählen als Beethoven, der nicht in der Wirrnis des verzweifelnden Kampfes steckenbleiben will; der nicht in den „Possen", nicht in der Sinnenlust des Scherzomotivs Tröstung suchen will oder gar finden kann; der aus der tiefen Sehnsucht des Adagio schließlich den befreienden Ausweg findet in dem jubelnden Lied „An die Freude"?

Aber was ist auch diese Freude für den idealsten unserer Dichter, für den in Not geprüften Schiller! Nicht „Amüsement", nicht Zerstreuung und Betäubung, sondern Sammlung, Kräftigung, Anreiz zu würdigen, schönen Taten, Befreiung von Unsittlichkeit, Erziehung zum Kulturmenschentum.

„Aus der **Wahrheit** Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an,
Zu der **Tugend** steilem Hügel leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des **Glaubens** Sonnenberge sieht man ihre Fahnen wehn."

Nichts ist geeignet wie die Freude, alle sozialen Gegensätze zu überbrücken:

„Deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt."

Laßt uns an die Freude glauben, damit wir nicht versinken in dem Wust dieses Kriegselendes, seiner Verrohung, seiner Verwilderung aller sozialen Gefühle. Aber streitet und

Digitized by Google

duldet für diese Freude und ihre Ziele. Zeichnet die Neunte, damit sie eine Waffe werde im Kampfe nicht nur gegen die äußeren Feinde, sondern auch gegen die fast noch schlimmeren Feinde, die im Innern unseres Volkes emporgewuchert sind. Ein neuer, ein „guter Geist" muß in uns wach werden, wenn das brudermörderische Ringen der Kulturnationen aufhören und einst das Schillersche „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" Wahrheit werden kann. Werft mit den Milliarden der neunten Kriegsanleihe auch den neuen Geist, den neuen Mut, den Trotz gegen Lüge und Wucher in die Wagschale des Weltendingens; und der Sieg kann uns nicht fehlen.

Was die Zeit von uns fordert, damit wir der Freude würdig, damit wir sie zu genießen fähig sind, auch das ruft uns Schiller zu:

„Festen Mut in schwerem Leiden, Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden, Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen — Brüder, gält es Gut und Blut —,
Dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut!"

Wie fern von diesen Forderungen steht unsere Gegenwart! Wie fern ist uns daher die Freude, die weltenschaffende, herzerhebende Freude, nach der die Besten unseres Volkes sich gesehnt und aus der Not emporgerungen haben. Laßt uns um diese Freude werben, jeder für sich und für seine Brüder! Laßt uns abtun all die häßliche Ichsucht, den Wuchergeist, die kleinliche, neidvolle Angst vor dem Aufstieg der anderen, das Streben nach Vorrechten und nach Ausbeutung unserer Mitmenschen! Laßt uns auf Grund des gleichen Wahlrechtes die Volksvertretung schaffen, die uns Freiheit und Selbstverwaltung des reifen, würdigen deutschen Volkes bringt! Laßt uns abtun den giftigen Haß gegen die feindlichen Völker, all die Verleumdung, zu der wir uns haben hinreißen lassen durch die Sünden der Gegner! Laßt uns einig sein in der felsenfesten, reckenhaften Abwehr aller Angriffe auf unser Vaterland und in dem Willen, dem abgeschlagenen Feinde Frieden zu geben, sobald er unser Recht auf Leben, Freiheit und Entwicklung anerkennt! Ihr in der Heimat, nehmt ein Beispiel an den Kriegern draußen: „Wandelt, Brüder, eure Bahn, freudig, wie ein Held zum Siegen!"

In diesem Sinne laßt uns die Neunte zeichnen, die größte und hoffentlich letzte Rüstung des Volkes in Waffen zu neuem Waffensiege. Diesen Sinn laßt uns bekräftigen und betätigen allüberall! Dann werden wir unüberwindbar sein gegen eine Welt. Dann wird der Sieg und mit ihm der Friede uns blühen, der Sieg einer dauernden Friedenssicherung, aus der ein neues Verstehen und Umschlingen der Kulturnationen hervorwachsen kann. Dann wird auch die Freude wieder Einzug halten in unser Herz, in unser Haus, in unser Land. Und zum Einzuge der Millionen, die an der Front hundertmal mehr geleistet haben als wir mit unserem bißchen Entbehren, unserem bißchen Zahlen, unserem bißchen Überarbeit, zur Feier der Feldgrauen ertöne Beethovens Neunte, ertöne Schillers Lied „An die Freude".

Werbt für die Neunte!

An die Herren Wilson, Balfour und Clemenceau

Epilog.

Übersetzt aus dem schon 1916 erschienenen Buche des Engländers E. D. Morel „Truth and the war" („Die Wahrheit und der Krieg")

von Dr. Wilhelm Böhmert.

Weiter und weiter erstrecken sich eure Verwüstungen.
Höher und höher türmen sich die Berge der Toten — der durch eure Schuld Toten.
Immer weiter breitet sich der Kirchhof aus, zu dem ihr die Erde gemacht habt.
Alle Kriege und Plagen waren wie ein Nichts gegenüber dem Wahnsinn eures Tuns.
Wie ein Pesthauch fegt dieser Wahnsinn durch die Ebenen und Täler Europas und vernichtet zu Tausenden und aber Tausenden die Kinder der Menschen.
Das Weinen der Frauen hört nicht auf, ihre Tränen mischen sich mit dem Blut, das unaufhörlich fließt auf euren Befehl.

— — — — — — — — — — — — — —

Was hat das Volk getan, daß ihr es so behandelt?
Hat es nicht seinen Schweiß vergossen für euch?
Hat es nicht gekrochen vor euch und die Hand geküßt, die es schlug?
Hat es nicht eure Schatztruhen gefüllt?
Hat es nicht gedarbt, damit ihr im Überfluß schwelgen konntet?
Haben nicht Massen von ihm geduldig Armut, Schmutz und Entbehrung getragen, während ihr zu ihm von Freiheit und Gleichheit, von Patriotismus und vom Weltreich schwatztet?

— — — — — — — — — — — — — —

Und was habt ihr zum Lohne dafür getan?
Ihr habt es verlassen in seiner Not, seine Interessen vernachlässigt, verschwendet die Schätze, die seine Arbeit euch erwarb, und die Macht mißbraucht, die seine Treue und sein Vertrauen euch gab.
Ihr habt es betrogen und über seine Verwirrung gelacht.
Ihr habt es niedergehalten und mit den Vorurteilen, die ihr in ihm geweckt habt, einen frevlen Handel getrieben.
Ihr habt es erniedrigt und arm gemacht und euch an seiner Schwäche bereichert.
Ihr habt es in Unkenntnis gelassen, um es euren Plänen mehr gefügig zu machen.
Ihr habt es ein falsches Ideal von nationaler Ehre und nationaler Größe gelehrt.
Ihr habt Furcht in sein Herz gesenkt, um den Militarismus aufrechtzuerhalten, den ihr gebraucht, um es niederzuhalten und auszubeuten.
Ihr habt es mit Fesseln umwunden und mit grimmigem Hohne überredet, sie sich selbst anzulegen und zu befestigen.
Beständig, zynisch, in vollem Bewußtsein habt ihr es euren geheimen Intrigen und schmutzigen Zänkereien geopfert.

— — — — — — — — — — — — — —

Eure Armeen, hoffnungslos verstrickt in stinkender Umarmung, bewegen sich vorwärts und rückwärts, ein wenig hier, ein wenig da — aber unter furchtbaren Verlusten.
Lange und mühselig, Monate haben sie so gerungen, während eure Schatzhäuser sich leeren und eure Völker murren.
Bei diesem Anblick faßt euch die Wut. Denn ihr habt euer alles auf „Sieg" gesetzt, und wenn es keinen Sieg für euch gibt, dann ist euer Schicksal besiegelt, das Schicksal eures Systems, eurer Privilegien, euer Monopol der Quellen der Produktion, eure ungehemmte Herrschaft über die Arbeit von Millionen von Männern — und von Frauen und Kindern dazu.
Ratlos befehlt ihr den Tod und die Verstümmlung von Millionen, ihr laßt den Tod auf schlafende Städte regnen, ihr verurteilt ganze Völker zum langsamen Hungertode, ihr bedeckt die Fläche des Meeres mit den Leichen der Hilflosen.
Und die Pharisäer und Schriftgelehrten, die ihr mit dieser Absicht bezahlt, betrügen und belügen die Völker.

Eure bezahlten Pfaffen rufen die Gottheit an, um eure Taten zu segnen, und nageln den Erlöser noch einmal ans Kreuz.

— — — — — — — — — — — — — — —

Immer neue Völker sucht ihr in den allgemeinen Ruin hineinzureißen, den ihr verursacht habt.

Von den äußersten Enden der Welt schleppt ihr frische Scharen zur Schlachtbank; Menschen mit brauner und gelber Haut, Schwarze, von denen ihr euch vor kurzem noch rühmtet, daß ihr sie der Barbarei entrissen hättet.

Denn euer Blutdurst ist unstillbar und eure Heuchelei ohne Maß.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ihr besät die Erde mit Lüge, mit Haß und mit Mitleidlosigkeit.

Ihr erzeugt das Krebsgeschwür des Unsinns.

Ihr erfindet, betrügt, verleumdet und schmäht.

Unter eurer Hand wird Menschlichkeit ein Ungeheuer, ein Vampyr, ein Scheusal.

Ihr mordet den Körper und bringt Fäulnis in den Geist.

Wenn ihr könntet, würdet ihr die Seele töten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ihr hofft eure Schuld zu mildern für den Tag der Abrechnung, indem ihr die Verantwortlichkeit für den Anfang ablehnt, die doch gemeinsam ist.

Denn ihr seid alle schuldig, — jeder einzelne von euch.

Ihr alle habt diese Saturnalien des Mordes vorbereitet.

Ihr alle verschleudertet den gemeinsam erarbeiteten Reichtum eurer Völker für Waffen der Vernichtung und gebt hohe Belohnungen für die brauchbarsten.

Ihr alle logt, schmiedetet Ränke und spioniertet, spanntet Netze von Intrigen, grubt Fallgruben, legtet Fußangeln und Hinterhalte für eure Nachbarn.

Ihr alle betrogt eure Völker.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sieg!

Was bedeutet der Sieg, den ihr als euer Ziel preist?

Der Sieg, den ihr sucht, soll die Verewigung eurer Herrschaft über die Menschheit bringen, er soll die Menschlichkeit in Ketten eurem grausamen und sinnlosen System ausliefern; die Privilegien eurer Kasten und eure Monopole bewahren; eure Herrschaft über der Völker Freiheit erhalten, euren Fuß auf den Nacken des Volkes setzen.

Die Leidenschaften, die ihr losgelassen habt, hofft ihr zu benutzen, um die Menschheit für immer blind zu machen für eure Pläne.

Sie sollen reicher sein, so sagt ihr, wenn noch mehr Land zu euren Domänen hinzugefügt wird, von denen ihr fälschlich sagt, es seien i h r e Domänen.

Sie sollen sicherer sein, so sagt ihr, wenn ihr eure Rivalen vernichten, erniedrigen und ihnen Bedingungen vorschreiben könnt, und ihr sagt fälschlich, es seien i h r e Rivalen.

Sie sollen gedeihen, so sagt ihr, durch den Ruin ihrer Nachbarn, mit denen sie von jetzt an keinen Handel mehr treiben sollen.

Alles das ist falsch, und ihr wißt, daß es falsch ist.

Es ist falsch, weil, wenn ihr raubt, der Beraubte nicht ruhig sein wird, bis er euch entrissen hat, was ihr ihm raubtet, und euer Volk muß dann noch einmal die Last eures Raubgelüstes tragen.

Es ist falsch, weil Diktatur, Erniedrigung und Vernichtung denen, die sie verursachen, keine Ruhe bringen, sondern nur Haß und Rache erzeugen, gegen die der Räuber immer auf seiner Hut sein muß.

Es ist falsch, weil, je mehr ihr euren Nachbarn verelendet, er um so weniger ausgeben kann, und euer Volk, das liefern will, was jenem mangelt, von jenem kaufen will, was ihm fehlt, darunter leiden wird, daß jenem die Fähigkeit, diese Aufgaben zu erfüllen, genommen worden ist.

So heißt eure Auffassung des „Sieges" für die Völker vermehrte Armut und Erneuerung von Furcht und Haß, aus denen ihr Vorteil gezogen habt, durch die ihr sie eurem Willen gefügig macht und durch die sie zugrunde gehen werden.

Für die Völker heißt euer „Sieg" der Tod.

Es gibt nur einen Sieg, der den Völkern Erlösung bringen und der die Wunden heilen kann, die euer ungezügelter Ehrgeiz und eure monumentale Selbstsucht ihnen geschlagen hat, und der eine schönere Welt für ihre Nachkommen schaffen kann.

Dieser Sieg ist der Sieg, der beweist, endgültig und für alle Zeiten, daß Krieg zwischen großen Völkern keine endgültigen Ergebnisse, daß er nichts als Unglück und Elend für alle Beteiligten bringen kann.

Es ist der Sieg, der den praktischen Beweis für die Torheit und Gemeinheit eurer Praktiken erbringt, eure Philosophie von den Ratsatzungen der Menschheit ausschließt, euer System erschüttert und wegfegt — und euch mit ihm — in die Vergangenheit.

Es ist der Sieg, der ein großes Erwachen in den Herzen und Gedanken der Menschen bringen wird, der die Scheuklappen vor ihren Augen wegnimmt und ihnen den Urwald von Irrtum, in dem sie so lange gewandert sind, klar aufhellt.

Es ist der Sieg, der die Nationen in Verachtung von euch und von den Idolen von Macht, Habsucht und Eifersucht, die ihr sie zu eurem Vorteil und ihrem Schaden anbeten gelehrt habt, sich abwenden sieht, der ihnen die Sprache zum Frieden und zum wechselseitigen guten Willen gegen alle Mitmenschen öffnen wird, der Weg zur Herrschaft über niemanden, zur Mitarbeit und Kameradschaft mit allen in den gemeinsamen Aufgaben der sozialen Arbeit, die keine Grenzen kennt, zur Vereinigung aller menschlichen Kräfte in ehrlichem Wetteifer in Kunst und Technik und in allen Zweigen des aufbauenden Wissens.

Es ist der Sieg, der aus dem Chaos der Verzweiflung zum wechselseitigen Verstehen führt.

Für niemand als für e u c h wird dieser Sieg eine Niederlage sein.

Und ohne eure Niederlage, vollständige und restlose Niederlage, ist das Verständnis verborgen vor den Völkern.

— — — — — — — — — — — — — — —

So, betend, daß die Art von Sieg, die ihr und alle euresgleichen ersehnt, euch nicht beschert sein möge, beten wir für den Sieg der Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit, der Wahrheit über die Lüge, der Freiheit über die Knechtschaft, des Wissens über die Unwissenheit — jener Unwissenheit, worin der Same jeglicher Sünde wider das Licht liegt.

Fritz Butz / Grabenlied

Wir schreiten mit dem Tod wie Brüder Arm in Arm;
Liebfraue Leben geht den harten Gang nicht mit.
Wir wohnen wie im Grab, in Schweigen, Leid und Harm.
Da wird so dumpf der Sinn, da wird so schwer der Schritt.

Da ist kein Takt mehr drin stolz-frisch und fröhlich-frei,
und ist kein Wort mehr drin voll Schwung und Heldenmut;
ein klagend Rauschen ist die trübe Melodei
in einem einzigen Ton aus Nacht und rotem Blut.

Legt eure Harfen hin, ihr Sänger, schweigt und lauscht
in diese Nacht hinein, die unser Leben hüllt,
die als ein schwarzer Bach durch unsere Tage rauscht,
indes ihr siegesfroh den goldenen Becher füllt.

Legt eure Harfen hin! Ein heiligestimmtes Lied
vom hohen Firn herab, es eignet sich uns nicht.
Wir hasten qualvoll hin durch Sumpf und totes Ried.
Kein Wort mehr spricht uns an, nur Gott und unsere Pflicht.

Digitized by Google

Naumann / Willensfreiheit

Ob der Mensch einen eigenen Willen habe, ist eine der ältesten Streitfragen der Weisheit. In der Praxis aber handeln alle, auch die Gegner der Willensfreiheit, so, als ob ein beweglicher und verantwortlicher Wille vorhanden sei. Selbst solche Leute, die soeben noch auseinandersetzten, daß alles immer so komme, wie es kommen müsse, und daß die Entschlüsse der Menschen nichts anderes seien als Luftveränderungen oder Wasserbewegungen, fangen an zu schimpfen, wenn der Kellner etwas Falsches gebracht oder der Kaufmann irrig gemessen hat. Alle Erziehungskunst beruht auf der Annahme, daß die Kinder gehorsam oder ungehorsam sein können und daß es möglich ist, sie durch Belehrungen, Versprechungen oder Drohungen zur Einhaltung gewisser Grundsätze zu gewöhnen. Wenn nun aber trotzdem die entgegengesetzte Meinung von der Gebundenheit des Willens gerade bei tieferen und ernsteren Personen immer wieder auftaucht, so liegt die wichtigste Erklärung wohl darin, daß die nachträgliche Betrachtung uns gewöhnlich schwere Entscheidungen als unvermeidlich ansehen läßt: ich konnte nicht anders! Alles, was geschehen ist, hat den Anschein für sich, daß es wie Erguß dasteht; die Beweglichkeit verschwindet im Augenblicke der Tat, und selbst in der Erinnerung verblaßt es wunderbar schnell, daß wir auch eine andere Wendung hätten wählen können. Der vorwärts Blickende glaubt an die Freiheit, der Rückblickende an den Zwang. Ist aber damit wirklich die Sache erledigt? Gibt es keine Strafbarkeit für vergangene Handlungen, gibt es keine Frage nach der Schuld? So oft jetzt gefragt wird, wer am Kriege schuld war, wird die Willensfreiheit der Hauptbeteiligten vorausgesetzt. Auch wir glauben, daß sie vorhanden war, aber nur in einem gewissen Maße, denn jeder Wollende war und ist gleichzeitig ein Gebundener.

Soziale Bewegung

Die Gewerkschaften zur Lage. Wie in den politischen, so wächst auch in den gewerkschaftlichen Arbeiterkreisen der Wille zur Vaterlandsverteidigung mit der Zunahme der Schwierigkeiten. Das Zentralorgan der sozialdemokratischen Gewerkschaften, das „Korrespondenzblatt der Generalkommission", schreibt u. a. folgendes: „Die Aufnahme der österreichischen Note seitens der feindlichen Staatsmänner hat den letzten unzweideutigen Beweis erbracht, daß diese uns den Frieden diktieren wollen, d. h. erst mit einem niedergerungenen, aus tausend Wunden blutenden Deutschland den Frieden machen werden, wie sie ihn wollen. Dahin darf es nicht kommen. Die Stunde ist wieder da, wo das ganze Volk wie ein Mann aufstehen muß, um die Gefahr abzuwenden. Der Triumph des anglo-französischen Imperialismus wäre der Ruin Deutschlands; diesen Triumph müssen wir verhindern. Der Weg dazu geht aber nur über den Systemwechsel, der allein den Volksmassen neuen Mut und neue Begeisterung zum Ertragen der neuen Opfer bringen kann. Nicht das Ausscheiden einzelner Minister kann hier helfen, das System muß fallen, weil es das Volk entzweit und uns so dem Ruin entgegenführen müßte. Das System muß fallen, weil wir den Krieg siegreich bestehen wollen..." — Es ist selbstverständlich, daß der gleiche Geist entschlossenen Durchhaltens auch in den nichtsozialdemokratischen Gewerkschaftsverbänden lebendig ist.

Keine Zwangsschiedsgerichte für den gewerblichen Mittelstand. In einer Eingabe des Ausschusses von Mitgliedern des gewerblichen Mittelstandes aus Köln a. Rhein an den Reichstag war die Schaffung von Zwangsschiedsgerichten für den gewerblichen Mittelstand empfohlen worden. Bei der Beratung dieses Wunsches im Ausschuß für Handel und Gewerbe gab ein Regierungskommissar aus dem Reichsjustizamt dazu folgende Erklärung ab: „Ein Zwangsschiedsgericht für den Mittelstand stellt sich nicht als ein Schiedsgericht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, d. h. als ein auf dem Willen der Beteiligten beruhendes dar, es soll vielmehr ein Sondergericht für die Rechtsstreitigkeiten des Mittelstandes sein. Die verbündeten Regierungen haben bisher an der Auffassung festgehalten, daß die Schaffung weiterer Sondergerichte nicht befürwortet werden kann. Mit der Begründung solcher Gerichte würde eine Bahn verfolgt, die schließlich zur Zersplitterung der Rechtspflege und zur Auflösung unserer einheitlichen Gerichtsorganisation in einzelne Sondergerichte für die einzelnen Berufsklassen führen müßte. Diesen allgemeinen Bedenken tritt für das hier vorgeschlagene Sondergericht noch das weitere hinzu, daß der Begriff des Mittelstandes kein fest umgrenzter ist und daß daher die Bestimmung des Kreises der Sachen, für welche die Zuständigkeit des Zwangsschiedsgerichtes begründet sein würde, Schwierigkeiten begegnen würde. Mit den Gewerbegerichten würden die vorgeschlagenen Sondergerichte nicht vergleichbar sein. Denn jene werden von einem den Kreisen der Beteiligten nicht angehörenden Vorsitzenden geleitet und sind paritätisch besetzt. Das Zwangsschiedsgericht, das anscheinend für Streitgegenstände in jeder Höhe zuständig sein soll, soll dagegen aus Fachgenossen des betreffenden Mittelständlers bestehen, also ausschließlich von Angehörigen einer der beteiligten Gruppen ohne die Beiziehung eines den Streitteilen fernstehenden Vorsitzenden gebildet werden." Diese Darlegungen des Regierungskommissars fanden in dem Ausschuß weitgehende Billigung, und es wurde Überweisung der Eingabe lediglich zur Kenntnisnahme beschlossen.

Soziale Versicherungsgesetzgebung in Belgien. Zur Durchführung des belgischen Sozialversicherungsgesetzes, das im Frühjahr 1918 von dem deutschen Generalgouvernement in Kraft gesetzt worden ist, ist beim belgischen Ministerium für Gewerbe und Arbeit in Brüssel ein Oberversicherungsamt errichtet worden. Es soll beratend in allen Fragen der Sozialversicherung mitwirken, namentlich bei der Anwendung der Gesetze und Verordnungen über die Kranken-, Invaliden- und Altersversicherung. Der Oberversicherungsrat besteht aus 13 Mitgliedern, wovon 7 Mitglieder durch die Krankenversicherungs- und Bezirkskassen gewählt werden; 6 Mitglieder ernennt die Regierung. Der Versicherungsrat tritt einmal im Jahre zu einer ordentlichen Tagung zusammen, kann aber jederzeit zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen werden. Der Oberversicherungsrat kann auch seinerseits Vorschläge über Änderungen und Ergänzungen der sozialen Gesetze machen.

Fabrikpflegerinnen. Durch die nötig gewordene starke Heranziehung weiblicher Arbeitskräfte in den Fabriken ist ein neuer Zweig der sozialen Fürsorgetätigkeit kräftig aufgeblüht: die Fabrikpflege. Sie hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens (seit Anfang 1917) verhältnismäßig stark entwickelt; nicht weniger als 500 Fabrikpflegerinnen wurden nach der „Eiche" bereits bis 1. Nov. 1917 für 525 Betriebe mit insgesamt 507 690 Arbeiterinnen eingestellt. Es soll mit dieser Einrichtung versucht werden, in das so unpersönliche Arbeitsverhältnis, vor allem im Großbetrieb, mehr menschliche Wärme und persönliche Teilnahme hereinzubringen.

Regelung des Arbeitsnachweises. Schon im Februar 1915 haben die Gewerkschaften und Gewerbevereine Beratungen über eine gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweiswesens gepflogen und eingehende Vorschläge am 3. März 1915 dem damaligen Reichskanzler von Bethmann Hollweg mündlich unterbreitet. Auch der Reichstag hat sich schon im März 1915 eingehend mit der Arbeitsnachweisregelung beschäftigt. Inzwischen ist mancherlei geschehen, um ein besseres Wirken der verschiedenen Arbeitsnachweisstellen zu ermöglichen, aber eine durchgreifende Maßnahme zur gesetzlichen Regelung des ganzen Arbeitsnachweiswesens, wie es von den Arbeitnehmerorganisationen gewünscht wird, ist noch immer nicht erfolgt. Die Frage kommt aber nicht zur Ruhe, und sie kann das auch nicht eher, bis ihre gründliche Erledigung erfolgt sein wird. Im Gegensatz zu den Arbeitern hat sich die Arbeitsnachweiskonferenz der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände am 29. Juli in Lübeck gegen eine gesetzliche Regelung ausgesprochen. Dr. Tänzler-Berlin, der das einleitende Referat hielt, sagte dabei: „Sämtliche bisher für eine gesetzliche Regelung gemachten Vorschläge laufen letzten Endes auf eine Monopolisierung, zum mindesten eine einseitige Bevorzugung der öffentlichen Arbeitsnachweise und auf die Ausschaltung der anderen organisierten Vermittlungsstellen, insonderheit der Arbeitgebernachweise hinaus. Solange noch die Privatwirtschaft im Deutschen Reiche ausschlaggebend ist, solange ist die Arbeiterbeschaffung für die Industrie noch nicht Aufgabe des Staates." Daran ist richtig, daß eine gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweiswesens und seine einheitliche Zusammenfassung eine starke Bevorzugung der paritätischen Arbeitsnachweise und eine Machtminderung der einseitigen Arbeiter- und Arbeitgebernachweise erbringen würde. Aber wäre das denn ein Übel? Doch wohl nur vom einseitigen Macht- und Interessenstandpunkt aus. Darum aber bangt offenbar das Großunternehmertum. Es weiß ganz genau, daß durch eine gesetzliche Regelung der Arbeitsnachweisfrage die bisher von ihm ausgeübte Kontrolle über das Wohlverhalten der Arbeiter nicht mehr in der bisherigen Weise erfolgen kann und daß die Kennzeichnung mißliebig gewordener Arbeiter und die Führung der schwarzen Listen, wenn auch nicht ganz verhindert, aber so doch wesentlich erschwert wird. Gerade das muß den Arbeiterorganisationen Veranlassung geben, an ihrer Forderung einer baldigen gesetzlichen Regelung des Arbeitsnachweiswesens festzuhalten.

Büchertisch

Erzberger, **Der Völkerbund.** Berlin, Reimar Hobbing, 1918. 196 S. 3 M.

Der Name des Verfassers wird dem mit großem Fleiße zusammengestellten Buche viele Leser zuführen. Dadurch wird die in Deutschland in weitesten Kreisen unbekannt gebliebene, vor dem Weltkriege nicht nur von der Regierung allzu überheblich zurückgewiesene wissenschaftliche Friedensbewegung (Pazifismus) endlich die Beachtung finden, die sie beanspruchen kann. Auch denen, die sich mit ihr beschäftigt haben, wird im historischen Teil die Zusammenstellung der Friedenskundgebungen während des Krieges wichtig sein. Vorteilhaft wäre es gewesen, wenn dieser Teil schärfer gegliedert worden wäre. Vor Kant richteten sich alle Pläne zur Erreichung des Völkerfriedens, auch die des Papsttums, gegen irgend jemand, die Türken, das Haus Habsburg usw., und sollten dem jeweiligen ersten Geiger im europäischen Konzert den Bogen schmieren helfen. Erst durch Kant wird der Gedanke des ewigen Friedens Gebot der reinen Vernunft und kategorischer Befehl. Durch Bertha v. Suttner — der Name dieser edlen Frau wird leider nicht erwähnt — wird die große Liebe in ihn eingefügt, aber unter französischem Einfluß wird er in die Glückseligkeitslehre hinuntergedrückt, unter angelsächsischem Einfluß (Normann Angell!) durch Erwägungen der Nützlichkeit entstellt, um während des Krieges wieder, wie in vorkantischer Zeit, Waffe zu werden. Und doch kann er nur aus dem sittlichen Pflichtgebot unanfechtbar abgeleitet werden; aus Kriegsmüdigkeit, aus einer Max-Piccolomini-Stimmung geboren, muß er sich verflüchtigen, sowie die Erinnerung an die Leiden verblaßt. Erzberger setzt die Lehren des Christentums dem kantischen Sittengesetz gleich. Dem kann für die Frage, die uns hier beschäftigt, nicht unbedingt zugestimmt werden. Für den Heiland und das Urchristentum — so scheint es wenigstens dem Nichttheologen, der das neue Testament liest — war der ewige Friede Verheißung, erst in späteren Jahrhunderten wird er als nicht von dieser Welt (als transzendent) angesehen, bei Kant dagegen ist er Idee, platonisches Ideal, das heißt Willensrichtung, Befehl zum Handeln, als ob er möglich wäre, wenn das Ziel auch nicht erreicht werden kann.

Der zweite Teil des Buches bringt den Entwurf der Verfassung des Völkerbundes mit einer eingehenden Begründung. Der Verfasser verlangt Vorteile und praktische Gegenvorschläge. Der Schlüssel, nach dem die Abrüstung vorzunehmen ist, dürfte wohl am besten in den bisherigen Ausgaben für Heereszwecke zu finden sein, die prozentual zu vermindern sind; die genaue Bestimmung der Rüstungsgrenzen für Mannschaftsbestand und Bewaffnungsmaterial führt nicht zum Ziele (Preußen vor den Freiheitskriegen?). Zu begrüßen ist, daß die sog. Ehrenklausel nicht aufgenommen ist, dagegen muß der Vorschlag eines für jeden Fall besonders zu bildenden Schiedsgerichts entschieden abgelehnt werden. Wie gerade die Vorgeschichte des jetzigen Krieges beweist, kann nur ein ständiges, nicht ein von Fall zu Fall zu bildendes Gericht seinen Zweck erfüllen. Hinter Artikel 17 möchte ich einfügen: Die Kritik der Urteile des Schiedsgerichts bleibt binnen einer festgesetzten Zeit, vielleicht ein Jahr, untersagt. Es muß auch irgendwie eine Formel gefunden werden, die, falls ein Krieg ausbricht, z. B. mit einem dem Völkerbunde nicht angeschlossenen Staate, unterscheiden läßt, wer Angreifer, wer Verteidiger ist. Der Weg dazu kann m. E. dadurch gefunden werden, daß jede Partei verpflichtet wird, ihre Kriegsziele und jede Änderung derselben zu veröffentlichen; wer die Kundmachung weigert, gilt von vornherein als Friedensbrecher.

Dr. Ludwig Herz.

Das Newe Testament deutzsch, eine Neuausgabe der Wittenberger Bibel vom Jahre 1522, veranstaltet vom Furche-Verlag unter Mitwirkung von Oberkonsistorial-Rat Prof. Karrau und Pfarrer Richart. Druck von Knorr & Hirth in München in Ehmcke-Schwabacher Buchstaben. Eine sehr saubere, künstlerisch genaue Leistung, der man kaum anmerkt, daß sie im 4. Kriegsjahr entstanden ist. Ladenpreis gebunden 25 Mark. — Der Wert dieser Ausgabe liegt darin, daß Art und Schreibweise (Orthographie) Luthers so genau wie möglich wiedergegeben sind, etwa so, wie wenn gute alte Radierungen strichgenau wiederhergestellt werden. Auch in diesen Äußerlichkeiten lebt etwas vom Geiste des starken Verdeutschers der Bibel. Wir hören das bekannte Wort gleichsam aus dem Munde eines vergangenen, ehrwürdigen Geschlechtes. Sprachgeschichtlich wichtig und theologisch wertvoll ist es, diese erste Ausgabe im einzelnen mit den späteren Bibeldrucken zu vergleichen. Mancher bekannte Spruch klingt hier etwas anders, als wir ihn gelernt haben, oft noch kräftiger und urwüchsiger. Ein schönes Geschenk für Bibelfreunde. N.

Die neue Heimat. Ein Gruß aus dem neuen Deutschland an die aus der Gefangenschaft heimkehrenden Deutschen. Furche-Verlag, Berlin. 160 S. 1,80 M.

Nach Begrüßungsworten des Kaisers, Hindenburgs, Ludendorffs, Hertlings und Steins folgen kleine Aufsätze (u. a. von Olshausen, Damaschke, Gertrud Bäumer, Naumann, Berthold Otto, Gaesberts, Penck), die den Zurückkehrenden den Anschluß an die veränderte Heimat erleichtern sollen, die ihrem Leiden und ihren vielen neuen Eindrücken gerecht werden und die ihnen die Wege zeigen, wie sie sich, trotz dem Schweren, das sie und die Heimat inzwischen durchgemacht haben, ein neues Dasein der Freude und des Lebens in der Gemeinschaft aufbauen können. M. R.

Briefkasten

Die Bezieher in Feld und Heimat müssen wir bitten, den Betrag für das neue Vierteljahr im voraus einzusenden, weil bei den schwierigen Personalverhältnissen eine längere Rechnungsführung für die kleinen Beträge nicht eingerichtet werden kann!

Besondere Bücherwünsche aus dem Felde: Möbelarchitektur, Telephon, Nationalökonomie, „Die Kunst der Konzentration", Unterrichtsbriefe für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 0,80 M.: Sch. in P. 1 M.: Frl. G. in H., A. F. in H., Pastor W. in B. 5 M.: Lt. Sch. im Felde. 20 M.: Pastor P. in W.

Allen Gebern herzlichen Dank. Verlag der „Hilfe".

„Einstehe für Pflichterfüllung

bis zum Aeußersten!" Das hat einst ein deutscher Offizier dem Kaiser aus dem fernen Kiautschou gedrahtet, als schon der Tod an die Tore seiner Festung pochte.

Auch vor der Festung Deutschland steht der Tod. Acht Mal schon ist der Ausfall geglückt, der grinsende Schnitter zurückgetrieben. Jetzt wird zum neunten Male Sturm geblasen. Bis in die letzten Ecken und Winkel des Reichs dringt der Ruf zur neuen Offensive des Geldes, zum neuen Wettkampf der silbernen Kugeln, wie einer Feindesdünkel sich einst ausgedrückt hat.

Spannung hält die Welt gefangen. Wird die Geschichte einst den Enkeln wieder erzählen: „. . . . und alle, alle kamen!?" Sie dürfen nichts anderes hören und werden nichts anderes hören, unsere Enkel, wenn jeder für uns einsteht für

Pflichterfüllung bis zum Aeußersten.

Darum zeichne!

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Leitung der **Victoria-Fortbildungs- und Fachschule Berlin** (Kurfürstenstraße 160) macht darauf aufmerksam, daß der Besuch der gewerblichen Berufskurse (Schneiderei, Damenputz, Wäschekonfektion) trotz der Schwierigkeiten der Kriegszeit zu empfehlen ist, da tüchtige Arbeitskräfte auf diesem sehr begehrt sind. Die Ausbildung ist auch trotz des bestehenden Materialmangels möglich, da die Anstalt genügend Arbeitsmaterial durch Stundenarbeiten zur Verfügung stellen kann.

Der Vorbereitungskursus für die technischen, Kindergärtnerinnen- und Volksschullehrerinnen-Seminare ist mit besonderem Hinblick auf den Aufstieg der Begabten eingerichtet. Die Abendkurse in Rechtskunde sind für Bureaubeamtinnen und kaufm. Angestellte in gehobenen Stellungen bestimmt.

Anmeldungen werden täglich 11—12 Uhr und Montags, Mittwochs und Donnerstags abends 7—8½ Uhr entgegengenommen.

Digitized by Google

10. Oktober 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 41

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Der Volksstaat kommt! — **Dr. Theodor Heuß:** Österreich-Ungarns Verfassungsfragen. — * * *: Zur Streikdrohung der Tagespresse. — **Naumann:** Die Menschheit.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 29. September.

In diesen Tagen läßt sich zwischen auswärtiger und innerer Politik kein wirklicher Unterschied mehr machen. Alles hängt davon ab, daß Geist und Energie des deutschen Volkes auf das äußerste gehoben werden, damit wir im Kampfe um die Existenz nicht versinken. Die Vorkommnisse in Bulgarien, die militärischen Mißerfolge in der Türkei, die Völkerschwierigkeiten in Österreich, die unerhörten täglichen Angriffe an der Westfront stellen Mut und Zähigkeit des Deutschtums auf die höchste mögliche Probe. In dieser Lage muß das Werk des 4. August 1914 vollendet werden um des Vaterlandes willen. Wenn damals der Kaiser das richtige Wort sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr", so ist es nun an der Zeit, dieses Wort dadurch in die Praxis umzusetzen, daß die zahlreichste aller deutschen Parteien, die Sozialdemokratie, in die Regierung einrückt. Bisher haben die Sozialdemokraten selber nur wenig Neigung gezeigt, sich am Regieren zu beteiligen, weil es für aufsteigende radikale Parteien sehr viel leichter ist, andere Regierungen durch Kritik vorwärts zu treiben, als selbst die Verantwortung zu tragen. Wenn aber die Not der Stunde das Letzte und Größte von allen Menschen fordert, so verlangt sie auch von der deutschen Sozialdemokratie die positive Leistung, daß sie sich der Regierungspflicht mit unterzieht. Das Neue dieser letzten Woche ist, daß der sozialdemokratische Wille, in die Regierung einzutreten, offen kundgegeben wurde. Von da aus war es notwendig, die Bedingungen zu erörtern, unter denen dieser Schritt verwirklicht werden kann. Die Sozialdemokratie teilt mit, daß sie sich an einem Ministerium des bisherigen Reichskanzlers Grafen Hertling nicht beteiligen wird. Was daraus folgt, werden wir in den nächsten Tagen sehen.

Montag, 30. September.

Die Riesenschlacht an der Westfront wogt beständig weiter. An fünf Stellen zugleich greifen zurzeit unsere Feinde im Westen an. In Flandern ist leider in der Gegend von Dixmuiden ein erneuter englischer Erfolg festzustellen. Bei Cambrai haben unsere Truppen auch etwas zurückgehen müssen, stehen aber noch immer westlich von der Stadt. Ein Durchbruch ist hier den Engländern nicht geglückt. Am Damenweg haben sich die Unsrigen um etwas zurückziehen müssen. In der Champagne, in der Gegend von Tahure, ist der französische Angriff abgewiesen und gebrochen. Zwischen Argonnen und der Maß haben die Amerikaner nach ihrem ersten erfolgreichen Vorstoß bis Montfaucon keine neuen bedeutenden Errungenschaften mehr gewonnen. Die Wünsche des ganzen Volkes sind draußen bei der Front.

Aus Bulgarien wird gemeldet, daß König Ferdinand sowohl an Kaiser Wilhelm wie an Kaiser Karl eine Botschaft gerichtet hat, in der er seine Bundestreue versichert. Wie groß zurzeit der Einfluß des Königs in Bulgarien ist, können wir nicht sagen, nehmen aber an, daß die Richtung Malinow noch längst nicht die Herrschaft über das ganze Land hat. Der nach Bulgarien zurückgerufene General Sawow gibt zur Ermunterung folgende Erklärung ab: „Die derzeitige Situation Bulgariens ist nicht so schlecht, wie man glaubt. Nach kurzer Zeit wird die Lage infolge der Maßnahmen, die von dem Oberkommando der bulgarischen und der verbündeten mitteleuropäischen Armeen getroffen werden, wiederhergestellt sein. Was den Frieden betrifft, so will ihn unser Bund und will auch Opfer bringen, um ihn zu erreichen. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß dieser Moment nicht mehr fern ist. Eben infolge der Nähe dieses Augenblicks müssen wir noch einige Opfer bringen, müssen Geduld haben und in vollem Vertrauen der Zukunft entgegensehen."

Der Kaiser hat das Rücktrittsgesuch des Reichskanzlers Grafen Hertling angenommen, ihm für seine Dienste herzlich gedankt und folgende Worte hinzugefügt: „Ich wünsche, daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeitet. Es ist daher mein Wille, daß Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfange teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung." — Heute ist der Geburtstag von Demokratie und Kaisertum bei schlechtem Weltgeschichtswetter!

Dienstag, 1. Oktober.

Soweit man den Nachrichten aus Bulgarien Glaubwürdigkeit zumessen kann, ist der Waffenstillstand zwischen Bulgarien und der Entente geschlossen, und Friedensverhandlungen sind im Gange. Die Entente fordert das Zurückgehen Bulgariens auf seine ursprünglichen Grenzen, die Auslieferung der Eisenbahnen und möglichenfalls die Mitwirkung bei der Bekämpfung der mitteleuropäischen Mächte. Die bulgarische Sobranje ist nur kurz versammelt gewesen und hat schweigend die Mitteilungen des Ministerpräsidenten Malinow entgegengenommen. Die Gruppe Radoslawow soll infolge künstlicher oder natürlicher Eisenbahnschwierigkeiten nur unvollkommen in der Sitzung vertreten gewesen sein. Der, wie es scheint, zur Bekämpfung Malinows zurückberufene General Sawow ist bei seiner Ankunft vom Zaren Ferdinand nicht empfangen worden. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen sind von Sonnabend an in Sofia eingetroffen. Als allgemeiner Charakterzug von Heer und Bevölkerung wird absolute Kriegsmüdigkeit angegeben.

Die angekündigte Königswahl in Finnland hat bis heute noch nicht stattgefunden. Es schweben Verhandlungen zwischen der monarchistischen Partei des Herrn Svinhufvud mit den bürgerlich-liberalen Gruppen darüber, ob die Liberalen den König mit zu wählen bereit sind, wenn er ihnen bindende Zusicherungen für liberale Staatseinrichtungen macht.

Die deutsche Bevölkerung sieht den Abgang Hertlings mit Hochachtung und Ruhe an, ist aber im übrigen besorgt über die Neugestaltung der deutschen Regierungsverhältnisse, da jedermann fühlt, daß der letzte Akt des Krieges herannaht. Unter dem Gesichtspunkte der auswärtigen Politik muß die neue Regierung die doppelte Eigenschaft haben, daß sie die Friedenshindernisse aus dem Wege schafft und trotzdem bereit ist,

im Notfall die Energie des Volkes für den alleräußersten und letzten Kampf aufzurufen. Dazu ist die Teilnahme der Sozialdemokratie an der Regierung unentbehrlich, und alle übrigen Erwägungen werden unter diesen notwendigen Doppelgesichtspunkt gestellt. Der bisherige Vizekanzler v. Payer lehnt es ab, einem Rufe in die Stellung des Reichskanzlers zu folgen, ist aber bereit, auf Wunsch in seiner bisherigen Amtstätigkeit zu bleiben. Was im übrigen die Zeitungen über Neubesetzung von Stellen bringen, ist meist Phantasie.

Mittwoch, 2. Oktober.

Über den Waffenstillstand in Bulgarien erfährt man durch das Büro „Reuter" folgende Bestimmungen: Sofortige Demobilisierung der Armee und Übergabe von Schiffen, Eisenbahnen und Transportmitteln aller Art an die Alliierten. Diese werden auch die Aufsicht über die Waffen ausüben, die gesammelt und in verschiedenen Teilen des Landes aufgespeichert werden müssen. Die Alliierten haben freien Durchzug durch Bulgarien und werden Punkte von strategischer Bedeutung besetzen. In Bulgarien selbst wird die Besetzung durch englische, französische und italienische Truppen durchgeführt werden, während die griechischen Bezirke von griechischen, die serbischen durch serbische Truppen besetzt werden sollen. — Damit sind die Hoffnungen des bulgarischen Volkes auf lange Zeit und vielleicht sogar für immer begraben. Wenn nämlich Griechen und Serben die von ihnen beanspruchten Gebiete besetzen dürfen, so wird kaum etwas anderes übrigbleiben als ein Bulgarien, wie es nach dem zweiten Balkankrieg war. Schuld daran hat die Verzweiflung in der mittleren Gruppe der Armee.

In Wien sammeln sich die politischen Kräfte der Donaumonarchie. Auch die bedeutenden Parteiführer Ungarns nehmen an den vielgestaltigen Besprechungen teil. Es handelt sich darum, eine Nationalitätenverfassung zu finden, die die Slawen befriedigt, ohne die Deutschen und die Magyaren allzu tief zu verletzen. Ob das möglich ist, ist ja die Lebensfrage der Monarchie selbst. Es scheint, daß von den führenden Tschechen zurzeit nicht die Abtrennung vom österreichischen Staat, sondern nur die Durchführung einer Autonomie gefordert wird.

Aus dem Bericht des deutschen Hauptquartiers ist wohl das Wichtigste, daß St. Quentin aufgegeben werden mußte. Auch nordwestlich von Reims wurden unsere Truppen von der Vesle in rückwärtige Stellungen zurückgenommen. Die Argonnenfront wurde bis in die Gegend von Monthois und Challerange zurückgedrängt. Trotz aufopfernder, wunderbarer Tapferkeit unserer Truppen war es gegenüber der Übermacht feindlichen Kriegsmaterials nicht mehr möglich, die vorderste Linien der alten Stellung zu halten.

Donnerstag, 3. Oktober.

Bei Anwesenheit des Kaisers und des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg in Berlin werden entscheidende Besprechungen abgehalten. Das Reichskanzleramt wird vom Prinzen Max von Baden übernommen, der zu allen Zeiten im Sinne des Verständigungsfriedens gewirkt hat und dessen Persönlichkeit auch im feindlichen Ausland nicht unbekannt ist. Er übernimmt die verantwortliche Leitung des deutschen Schicksals in schwerster Stunde, und alle Teile des Volkes sollen bereit sein, ihm seine gewaltige und harte Aufgabe zu erleichtern. Wenn ein Ministerium der Reichstagsmehrheit um sich versammelt, so geschieht es deshalb, weil jetzt endlich die Grundsätze der Friedensresolution des Reichstages vom Juli 1917 einwandfrei und restlos zum Regierungsgrundsatz erhoben werden müssen. Wir hoffen, daß es noch nicht zu spät dazu sein wird. Die auswärtige Politik wird vermutlich von dem erst neu eingetretenen Staatssekretär v. Hintze weitergeführt werden. Der Eintritt liberaler und sozialdemokratischer Staatssekretäre in die Regierung erfüllt in gewissem Sinne die Hoffnungen derer, die glauben, daß durch eine Demokratisierung Deutschlands die Verständigung mit England und Amerika um vieles nähergebracht werde. Das, was jetzt geschieht, wäre vor reichlich einem Jahre noch besser am Platze gewesen.

Armentières und Lens wurden in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober von den Unsrigen kampflos geräumt. Nordwestlich von Reims werden unsere neuen Linien in kleineren Kämpfen verteidigt. Der Feind steht am Aisne-Kanal bei Chavonarde und Cormicy.

Auch in Albanien fühlt man die Folgen der mazedonischen Ereignisse. Die Österreicher haben ihre Truppen aus dem kürzlich eroberten Berat zurückgezogen.

Freitag, 4. Oktober.

Die Zusammensetzung der neuen deutschen Reichsregierung ist im einzelnen noch immer schwankend, und die Beratungen über exzellente Stellen erscheinen noch nicht ganz beendet. Es versteht sich von selbst, daß die Herstellung einer aus vier Parteien zusammengesetzten Mehrheitsregierung nicht abgespielt werden kann wie ein bereits eingelerntes Stück. Die beteiligten Parteien fordern ihre wohlabgewogenen Anteile an der öffentlichen Macht, um die Verantwortung tragen zu können. Das wichtigste Vorkommnis des heutigen Tages ist der Anschluß der nationalliberalen Partei an die Mehrheit. Das wird den verschiedenen alldeutschen Mitgliedern dieser Partei nicht ganz leicht werden, ist aber eine absolute Notwendigkeit gegenüber der weltpolitischen Lage. Wenn einmal Deutschland entschlossen ist, jeden denkbaren Schritt zum Frieden zu tun, so müssen nicht nur die demokratischen und von vornherein mehr pazifistischen Gruppen, sondern auch die Hauptbestände der Mitte sich dazu zusammenschließen. Daß die konservativen Parteien einen Weltfrieden suchen werden, wie Präsident Wilson ihn verkündet, ist unwahrscheinlich, aber sie sind auch nicht imstande, eine Antwort auf die Frage zu geben: Was sollen wir sonst tun?

Es wird mit einer gewissen Absichtlichkeit in der deutschen Presse von der letzten Kundgebung des amerikanischen Präsidenten gesprochen. Wilson stellt fünf Punkte auf:

Erstens. Die unparteiische Gerechtigkeit darf keine Unterscheidung zwischen denen einschließen, gegen die wir gerecht zu sein wünschen, und denen, gegen die wir nicht gerecht zu sein wünschen. Es muß eine Gerechtigkeit sein, die keine Begünstigten kennt und keine verschiedenen Maßstäbe, sondern gleiche Rechte für die verschiedenen in Betracht kommenden Völker.

Zweitens. Kein besonderes oder abgetrenntes Interesse irgendeiner einzelnen Nation oder einer Gruppe von Nationen, das mit dem gemeinsamen Interesse aller unverträglich ist, kann zur Grundlage irgendeines Teiles des Abkommens gemacht werden.

Drittens. Es kann in der allgemeinen gemeinsamen Familie des Völkerbundes keine Verbände, Bündnisse oder besondere Abmachungen und Verständigungen geben.

Viertens. Es kann, und das geht mehr ins einzelne, keine besonderen wirtschaftlichen Kombinationen innerhalb des Bundes geben, keine Anwendung irgendeiner Form wirtschaftlichen Boykotts oder Ausschlusses, abgesehen von der im Völkerbund selbst als Strafmaßregel verhängten Ausschließung von den Weltmärkten, die als Mittel der Disziplin und der Kontrolle dient.

Fünftens. Alle internationalen Abmachungen und Verträge jeder Art müssen der ganzen übrigen Welt bekanntgegeben werden.

König Ferdinand von Bulgarien hat zugunsten des Kronprinzen Boris abgedankt. Der bulgarische Waffenstillstand ist unterzeichnet worden. Er enthält die Bestimmung, daß alle Deutschen und Österreicher binnen vier Wochen Bulgarien zu verlassen haben. Die Unverletzlichkeit All-Bulgariens wird garantiert.

In Wien erklärt der sozialdemokratische Führer Viktor Adler, daß sich die deutsche Sozialdemokratie an eine deutsche parlamentarische Gruppierung anschließen würde, deren Zweck die Aufrechterhaltung der deutschen Selbständigkeit innerhalb des Nationalitätenstaates Österreich sein würde. Begreiflicherweise äußern sich bei Tschechen und Slowenen übermütige Stimmen derart: Europa muß von Danzig bis Triest slawisch werden!

Sonnabend, 5. Oktober.

Ein Tag voller und großer Eindrücke! Der neue Reichskanzler Prinz Max von Baden tritt inmitten der neuen parlamentarischen Staatssekretäre Gröber, Erzberger, Scheidemann, Bauer an der

Digitized by Google

Seite v. Payers vor den Reichstag, um die Grundsätze des neuen volkstümlichen Mehrheitsregimentes darzulegen und der Welt zu sagen, daß es für Deutschland ein Zurück zum alten System des Regierens nicht wieder gibt. Gestützt auf den Volkswillen, ersucht die neue Regierung den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen. Sie hat eine Note nach Washington gerichtet, in der Präsident Wilson gebeten wird, alle kriegführenden Staaten zur Entsendung von Bevollmächtigten zwecks Aufnahme der Verhandlungen einzuladen. Die deutsche Regierung nimmt das vom amerikanischen Präsidenten in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 und in späteren Kundgebungen, namentlich in der Rede vom 27. September aufgestellte Programm als Grundlage für Friedensverhandlungen an. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen. Der Reichstag hört diese schicksalsschweren Mitteilungen mit würdiger Ruhe an. Jeder denkt zurück bis an den 4. August 1914. Diesen Frieden hätten wir zeitiger und mit weniger blutigen Opfern haben können! Und heute wissen wir noch nicht, wie die Antwort Wilsons sein wird ....—!

Ähnliche Schritte werden von Österreich-Ungarn und von der Türkei getan. Wie es scheint, verhandeln die Zentralmächte einzeln. Die deutsche Note geht über die Schweiz nach Amerika und die österreichisch-ungarische Anfrage über Schweden. Überall werden die 14 Punkte Wilsons hervorgesucht, um die Grundlage der Verhandlungen nachzuprüfen. Es ist zu wünschen, daß bald der englische Wortlaut in den großen Zeitungen abgedruckt wird, weil die deutsche Übersetzung gerade bei wichtigen Stellen nicht immer scharf den Sinn wiedergibt. Was sind Wilsons letzte Gedanken über Elsaß-Lothringen und Polen? Wie wird er die Autonomie der österreichisch-ungarischen Nationalitäten auslegen? Wir müssen uns daran gewöhnen, dem Willen einer fremden Größe suchend nachzugehen. So ist es im Krieg! Der Völkerbundgedanke wird mehr in den Vordergrund gestellt als bisher: die Menschheit kann nicht leben, ohne hinter dieser Zerstörungszeit etwas Neues zu hoffen!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 29. September.

Die nationalliberale Reichtagsfraktion hat Richtlinien der inneren und der äußeren Politik aufgestellt, von denen sie ihre Mitwirkung „auf gemeinsamem Boden für möglichst weite Kreise" bestimmen lassen wird. In der inneren Politik bedeuten diese Richtlinien eine bedeutsame weitere Annäherung an das parlamentarische Regime. Die Forderungen lauten:

1. Engere Verbindung zwischen der Regierung und der Volksvertretung ist herzustellen durch einen Eintritt weiterer Vertrauensmänner derjenigen Parteien in die Regierung, die bereit sind, die Verantwortung für die Regierungsgeschäfte mit zu übernehmen. Zu diesem Zweck müssen die Artikel 9, Satz 2 und 21, Absatz 2 der Reichsverfassung aufgehoben werden.

2. Die Einheitlichkeit der Reichsleitung ist dadurch sicherzustellen, daß eine ständige Beteiligung der Staatssekretäre an der Führung der Geschäfte und an der Gesamtpolitik gewährleistet durch geeignete organische Einrichtungen, insbesondere durch gemeinsame Sitzungen und Beschlußfassungen geregelt wird. Auch zwischen der Reichsleitung und den verantwortlichen Militärbehörden muß eine Einheitlichkeit hergestellt werden.

3. Wir verlangen eine den politischen und wirtschaftlichen Anforderungen der Zeit entsprechende Reform des auswärtigen Amtes und des auswärtigen Dienstes.

4. Wir erwarten eine schleunige Regelung des preußischen Landtagswahlgesetzes gemäß der Regierungsvorlage.

5. Mit dem Wegfall der Kriegsnotwendigkeiten muß nach kürzester Übergangszeit die staatliche Zwangswirtschaft ein Ende nehmen.

6. Regelung der mit dem Belagerungszustand zusammenhängenden Fragen, insbesondere der Zensur und des Versammlungsrechts, hat durch ein Reichsgesetz zu erfolgen, dessen Vorlegung beim Wiederzusammentritt des Reichstages wir erwarten.

7. Die Regelung der Staatsform von Elsaß-Lothringen ist eine innerdeutsche Angelegenheit. Die Entscheidung ist alsbald zu treffen.

8. In den besetzten Gebieten des Ostens soll die militärische Verwaltung in die Zivilverwaltung übergeleitet werden. Die staatlichen Einrichtungen dieser Gebiete sind derart auszubauen, daß allen Kreisen der Bevölkerung die Beteiligung offensteht.

Montag, 30. September.

Die äußeren Dinge dieser Tage gehen schattenhaft und mechanisch dahin. Nie in seinem Leben wird man diese Zerspaltenheit seines Ich vergessen, das Erfülltsein von dem, was fern im Westen und was in der Hauptstadt geschieht, dieses quälende, ohnmächtige Dabeisein, Herumraten an fernen und undurchsichtigen Ereignissen und gleichzeitig das Hindurchgehen des äußeren Menschen durch die Tagesarbeit — heute wieder eine Werbeversammlung für die Gewinnung von Munitionsarbeiterinnen in einer schleswig-holsteinischen Stadt — wie in einem zweiten Dasein, das sich irgendwie an einem vollzieht. Die Stimmung auf der Rückfahrt in dem trübe beleuchteten Zug, an dessen Fenster der Regen schlägt, und der sich füllt mit den letzten Wellenringen der fernen Ereignisse, die die Abendzeitungen zu uns hineinspülen.

Und da hinein eine volle Welle der Erinnerung aus dem fernen, hellen, leichten Friedensleben: mit tiefer Bewegung lese ich vom Tode des Philosophen Simmel. Der Hörsaal der Berliner Universität steigt auf, in dem wir atemlos saßen und uns die Welt durchsichtig, geisterfüllt wurde, Fäden sich knüpften, die wir nie gesehen hatten, ein Farbenspiel von Sinngebung und Beziehung an uns vorüberging, von dessen flimmernden Nuancen wir alle etwas in unser Leben genommen haben. Der Philosoph des Impressionismus, in aller Kultur heimisch, jede Erscheinung in eigenem Licht, durch das Objektiv eines feinsten Geistes erfassend, unvergleichlich in der Deutung, im Zerlegen von Inhalten, im Nachfühlen von geistigen Wesenheiten.

Dienstag, 1. Oktober.

Der Kaiser hat das Entlassungsgesuch des Grafen Hertling mit einer Erklärung beantwortet, die die Grundlage für ein parlamentarisches Ministerium bildet: „Ich wünsche, daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeitet. Es ist daher mein Wille, daß die Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfange teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung."

Gleichzeitig kommen aus allen Lagern die Stimmen, die in der auf freiheitlicher Grundlage neugeschaffenen Einheit des deutschen Volkswillens die Bedingung des Standhaltens sehen. Das Korrespondenzblatt der Gewerkschaften schreibt:

„Die Aufnahme der österreichischen Note bei den feindlichen Staatsmännern hat den Beweis erbracht, daß sie uns den Frieden diktieren wollen, d. h. daß sie erst mit einem niedergerungenen, aus tausend Wunden blutenden Deutschland den Frieden machen wollen. Dahin darf es nicht kommen. Die Stunde ist wieder da, wo das ganze deutsche Volk wie ein Mann zusammenhalten muß, um die Gefahr abzuwenden. Der Triumph des anglo-französischen Imperialismus wäre der Ruin Deutschlands. Diesen Triumph müssen wir verhindern. Der Weg dahin geht über einen Systemwechsel, der allein in die Bevölkerung neuen Mut und neue Begeisterung zum Ertragen der neuen Opfer bringt. Das System muß fallen, weil es das Volk einzig und allein dem Ruin entgegenführen müßte. Das System muß fallen, wenn wir den Krieg siegreich bestehen wollen. Die Parlamentarisierung unserer Regierung darf nichts anderes sein als eine Machterweiterung der Volksvertretung. Auch wer nicht alle Tugenden in Demokratischen erblickt, muß heute bei gewissenhafter Prüfung zu dem einzigen Ergebnis kommen, daß dieser Ruck nach vorwärts eine unumgängliche Notwendigkeit ist .... Deutschland steht vor der Entscheidung, ob es das Volk in seiner Gesamtheit zum Kampfe zur Freiheit aufruft, oder ob der innere Kampf die Kräfte verzehren soll. Je schneller die Entscheidung fällt, desto schneller werden wir den Sieg über die dunklen Mächte erringen und den Frieden haben."

Mittwoch, 2. Oktober.

Das Herrenhaus hat das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht angenommen mit Hinzufügung einer Zusatzstimme für Wähler über 40 Jahre.

Als Nachfolger des Grafen Hertling wird Prinz Max von Baden genannt. Prinz Max hat dem Vizekanzler gesagt, daß er nur annehmen könne, wenn er das unbedingte Vertrauen der Mehrheit habe, und daß er kein Koalitions-, sondern nur ein Mehrheitskabinett bilden könne. Die Frage des Beitritts der National-

Digitized by Google

Liberalen zu dieser Mehrheit steht noch offen, aber man hat, trotz entgegenstehender Stimmungen, die Empfindung, daß das, was zur Einbeziehung drängt, stärker ist als alle Bedenken, von denen der Wirbel dieser schicksalvollen Tage noch mehr verschlingen wird. Die konservative Reichstagsfraktion hat erklärt, daß sie sich auf den Boden des kaiserlichen Erlasses vom 30. September stellen und sich auch unter Opfern der Überzeugung an einer Regierung beteiligen wolle, die sich zur Aufgabe macht, alle Kräfte des Volks in geschlossener einheitlicher Front zur erfolgreichen Beendigung des Krieges einzusetzen.

Donnerstag, 3. Oktober.

Prinz Max von Baden ist zum Reichskanzler ernannt; über die weitere Bildung des Kabinetts im Sinne einer Volksregierung werden wir morgen die Personalien wissen. Es steht fest, so heißt es jetzt, daß die nationalliberale Fraktion *nicht* in den Mehrheitsblock eintreten wird, eine Mitteilung, hinter die man rein gefühlsmäßig ein Fragezeichen macht. Der Reichstag soll am Sonnabend zusammentreten.

Man sieht auf der Straße und im Dampfboot in die scheinbar so gleichmütigen Alltagsgesichter der Menschen. — Stehen sie wie dichte Schleier vor der tiefen Erregung, die alle erfüllt, oder sind wirklich so viele nicht mehr ganz innerlich dabei?

Freitag, 4. Oktober.

Der Anschluß der Nationalliberalen an die Mehrheitsparteien ist nunmehr doch vollzogen. Dadurch scheint sich die endgültige Besetzung des Kabinetts noch wieder hinauszuschieben. Es scheint festzustehen, daß die Abgeordneten Gröber und Scheidemann Kabinettsmitglieder ohne Portefeuille, daß der Abgeordnete Bauer Leiter des Reichsarbeitsamtes und Fischbeck Handelsminister werden wird.

Naumann / Der Volksstaat kommt!

Während schwere schwarze Wolken am Himmel stehen, während wir warten, wie Wilson, der jetzt zum ersten Mann der Menschheit aufgestiegen ist, unsere Friedensnote beantworten wird, hält der deutsche Volksstaat seinen Einzug, wie wenn *Sterben und Auferstehen* zusammen über die Fluren wandern. Unser ganzes Wesen müht sich unter dem Druck dessen, was unser Volk in diesen Tagen erlebt. Noch aber ist es nicht an der Zeit, über die tiefgreifende Veränderung unserer Weltstellung frei zu reden, denn noch ist vieles davon in der Schwebe, aber wer die Zeiten Bismarcks miterlebt hat, kann nicht ohne Gefühl nationaler Tragik sein. Heute ist es nicht am Platze, nach den Schuldigen zu suchen und Vorwürfe zu machen, aber daß vielerlei Schuld da ist und vom stillen, geduldigen deutschen Volke viele berechtigte Vorwürfe erhoben werden müssen, weiß jedes deutsche Gemüt: es wurde gesündigt von denen, die kein Ziel ihres Kriegstreibens kannten, die der geschichtlichen Selbsterziehung entbehren. Wir hätten vor einem Jahre schon Frieden haben können, ehe es bis zu diesem Tage kam, wenn damals Bethmann nicht gestürzt wurde! In den Händen von Dämonen sind wir hin und her geworfen worden; ein gutes Volk hat weiter geblutet, ohne daß das Blut an der Lage etwas geändert hätte. Jetzt endlich, endlich ertönt ernsthaft das Wort: macht Schluß, versucht es wenigstens ehrlich kurz vor der zwölften Stunde! Über das Weltmeer hin fragen wir unseren Feind, ob er mit uns zusammen die Menschheit neu einrichten will. Wir lassen dabei über Dinge mit uns reden, über die noch vor zwei Monaten überhaupt kaum gesprochen wurde. An solchem Tage, in solcher Luft wird der deutsche Volksstaat geboren.

Als ich vor fast zwanzig Jahren mein Buch „*Demokratie und Kaisertum*“ schrieb, sah ich im Geiste die Grundformen, die sich jetzt verwirklichen, hörte sozusagen die Rede des Prinzen Max voraus, aber es fehlte dabei der grauenvoll gewaltige Hintergrund. Das, was ich damals darstellte, war eine geschichtlich richtige Konstruktion dessen, was irgendwie und irgendwann aus der Natur der Dinge sich ergeben mußte; wer aber konnte sagen, welches die Kräfte sein würden, die den letzten Zwang ausüben? Wodurch würde die Sozialdemokratie staatsfähig, wodurch würde der Kaiser für den Volksstaat zugänglich? Genügte dazu das Alltagswetter der Politik? Brauchte es dazu der sozialen Revolution? Oder vollendete die äußere Gefahr das Werk? Der Krieg hat es getan, das ungeheure Feuer hat tausend Vorurteile hinweggeschmolzen! Was sonst vielleicht später und schläfriger von selber herangekommen wäre, steht heute mit wunderbarer Wucht vor uns: der deutsche Volksstaat taucht auf, die Masse verhandelt mit dem Kaiser, von wem sie regiert sein will; sie selbst fängt an, ihre Geschichte zu machen.

Und *ein deutscher Prinz* führt den Volksstaat ein, ein vollberechtigter, thronfolgender Fürst aus altem Hause. Das gehört zur Poesie der Geschichte, die auch im Kriege nicht ganz vergißt, Künstlerin zu sein. Da steht Prinz Max von Baden zwischen Payer, Erzberger, Scheidemann, Gröber, Bauer, ein Aristokrat reinsten Wassers unter den Volkstribunen der neuen Zeit und verkündigt mit ihnen und für sie das Programm eines für uns noch fremden politischen Systems, durch das die Regierten zu Mitträgern der ausführenden Macht werden. Noch glaubt es mancher nicht recht, daß das der Anfang einer dauernden Wirklichkeit werden könne, und fürchtet, der nächste Sturm möchte die seltsame Zauberei wegblasen. Was aber an der Erscheinung dieses Tages wie Regenbogenfarbe aussieht, ist nur die äußere Umkleidung; die Sache selbst ist gar nichts Zufälliges. Sie mußte eines Morgens aus dem Nebel heraustreten. Irgendwann mußte es von den Alpen bis zur Ostsee rufen: Wo ist Demokratie und Kaisertum, wo ist das selbständige deutsche Volk?

Das *monarchische System in seiner alten Form* nimmt in der Menschheit überhaupt seinen Abschied. In Rußland zerbrach es, in China verlor es den Boden; und was ist es heute in den kleinen Staaten und auch im schwergeprüften Österreich-Ungarn! Es vollzieht sich ein Naturvorgang wie einst in dunkler Vorzeit beim Wechsel geologischer Perioden. Nur die freiere, lockere Form der Monarchie bleibt noch geschichtlich möglich, wie sie in England sich erhält, weil sie anpassungsfähig wurde. Denselben Anpassungsprozeß haben wir vor uns. Er ist keineswegs fertig vollzogen, wie noch gewisse Kundgebungen der letzten Tage zeigen, aber Vertreter sinkender Zeiten, wie der Chef des Zivilkabinetts v. Berg, merken, daß sie vergeblich mit Sporenstiefeln im Zimmer auf und ab gehen. Sie machen Abschiedsbesuche, dafür aber werden sozialdemokratische Führer genötigt, sich mit dem Titel Exzellenz zieren zu lassen, um mit den entsprechenden Stellen des monarchischen Systems standesgemäß verkehren zu können. Es bildet sich vor unseren Augen ein Lebewesen aus gewordenen und werdenden Elementen, die erste Regierung neuen Stiles im Deutschen Reich.

Und was tut nun die neue Volksstaatsregierung? Sie bringt ein *Programm*! Das hat keine bisherige monarchische Regierung nötig gehabt, weil sie auch ohne Worte ihren Platz kraft königlichen Auftrages einnahm. Man nahm dabei bisher an, daß die Regierung einheitlich sei,

Digitized by Google

aber man sah es nicht, und sehr häufig war der Glaube an die Übereinstimmung der verschiedenen Amtsstellen nur eine schwer aufrechtzuerhaltende Fabel für das brave Volk. Zwischen den Regierungsämtern bestand oft in Wirklichkeit ein täglicher Krieg um die Richtung des öffentlichen Handelns, das heißt: Programmlosigkeit. Nun jedoch waltet über dem allem ein verantwortlicher Reichskanzler mit einem Programm, das von den Mehrheitsparteien gebilligt wurde. Die Zukunft wird lehren, wieweit es gelingt, programmtreu zu regieren, was niemals schwerer ist, als wenn die Berge ins Meer sinken. Immerhin leistet das Programm unter allen Umständen soviel, daß es allzu ungeeignete Elemente aus den Regierungsstuben fernhält. Wir erwarten auch unter gegenwärtigen Zeitumständen, daß der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen Zivilregierung und anderen Stellen zu Ende ist. Freilich etwas spät! Von welchem Werte wäre es gewesen, wenn in Polen, Litauen und Baltikum eine Programmregierung schon seit einem Jahre waltete! ....

Als Volkskontrolleure und Mitarbeiter der verantwortlichen Staatsoberleitung sind Staatssekretäre ohne Verwaltungsamt entstanden, sozusagen Ausweitungen zum stellvertretenden Reichskanzler v. Payer: Gröber, Scheidemann, Erzberger. An dieser Stelle ist die neue Regierung im Experiment. Wie fügen sich diese Staatssekretäre in den dienstlichen Geschäftsgang ein und wie ist ihre amtliche Stellung zu Reichstag, Bundesrat und Reichskanzler? Sind sie Beauftragte des Kanzlers? Können sie im Zweifelsfalle irgend etwas durch Mehrheit beschließen? Auf diese und ähnliche Fragen mag die Zukunft Antwort geben, jetzt ist das wichtigste, daß durch die neuen Staatssekretäre die Haftbarkeit der Volksmehrheit für die Friedensverhandlungen ausgedrückt wird. Da die Westvölker eine Volksgarantie für die Ehrlichkeit deutscher Friedensversprechungen von dem Parlament begehren, muß der parlamentarische Charakter der neuen Leitung augenfällig hervorgehoben werden. Die Einschiebung geeigneter Volksvertreter in die Arbeit der einzelnen Regierungsstellen kann nicht kurzerhand an einem Tage vollzogen werden, wird aber notwendig nachfolgen, denn das, was heute sich dem Reichstage vorstellt, ist erst ein Anfang und noch keineswegs die Vollendung des deutschen Volksstaates.

Daß die Reichstagsmehrheit sich als Hintergrund der staatlichen Gewalt organisiert hat, erscheint manchem Mitbürger als zwar theoretisch korrekt, aber unpraktisch, weil gerade unter gegenwärtigen Weltverhältnissen eine überparteiliche Volkseinheit nötiger sei als jemals sonst. Man verweist uns auf die Koalitionsministerien in England und Frankreich. Ist etwas Ähnliches nicht auch für unsere deutsche Gegenwart angebracht? Diese Frage ist für den Fall der Ablehnung unserer an Präsident Wilson gerichteten Note nicht von der Hand zu weisen, muß aber für den Fall von Friedensverhandlungen direkt verneint werden. Wer bis gestern oder vorgestern die Friedensresolution des deutschen Reichstags vom Juli 1917 verhöhnt und zerrissen hat, kann sich heute nicht als zuverlässiger Befürworter des Wilsonschen Völkerfriedens darstellen. Hier verlangen Inland und Ausland klare Sauberkeit.

Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß auch solche, die, irregeführt von vergeblichen Hoffnungen oder irrigen Nachrichten, bis vor kurzem gegen den Verständigungsfrieden protestiert haben, jetzt anders darüber denken und das Zustandekommen des Wilsonschen Weltfriedens wünschen. Sie werden sicherlich das begonnene oder überhaupt nur erst angebahnte Werk nicht stören, aber sie selbst werden fühlen, daß die Änderung des Schicksals auch Änderungen in der öffentlichen Vertretung des Volkes unausweichlich macht. Um solcher Erwägungen willen ist selbst der Anschluß der Nationalliberalen an die Mehrheit nicht ohne Bedenken gewesen, so gern sonst ihre Mitarbeit begrüßt wird. Sie können sich zwar mit Recht darauf berufen, daß ihre Resolution vom Juli 1917 sich nicht allzuweit von der Friedensresolution der Reichstagsmehrheit entfernte, aber es ist andererseits nicht zu leugnen, daß zahlreiche nationalliberale Stimmen in Presse und Parlament anders lauten und daß Staatssekretär v. Kühlmann, der zu richtiger Zeit etwas Richtiges aussprach, auch bei den Nationalliberalen lebhaftem Widerspruch begegnete.

Niemals ist es leicht, die Verantwortung für einen Frieden zu übernehmen, der nicht ohne schwere Enttäuschungen sein kann, jetzt aber gehört dazu der absolute Mut eines guten Gewissens gegenüber dem eigenen Volke und gegenüber der Menschheit. Die Männer, die sich in diesen Tagen vereinigen, um für ihr Volk zu erhalten, was erhalten werden kann, verdienen die vertrauensvolle Mitarbeit aller derer, die nicht eigenen Vorteil suchen, sondern der Gesamtheit ihre Kräfte weihen. Es ist Pflicht aller Volkskreise, vom Kaiser bis zum unabhängigsten Sozialisten, jetzt die Friedensmöglichkeit zu fördern. Ob der einzelne das mehr mit pessimistischen oder optimistischen Gefühlen tut, ist seine eigene Sache, über uns allen aber waltet ein kategorischer Imperativ: sei deinem Volke treu in seinen dunkelsten Tagen! Der deutsche Volksstaat kommt als Wille zur Rettung und Erhaltung. Wir grüßen ihn mit ernster Entschlossenheit und wünschen Klarheit, Festigkeit und Einigkeit den Männern, die ihn schaffen.

Theodor Heuß / Österreich-Ungarns Verfassungsfragen

Auch Seidler hat davon gesprochen, daß Österreichs Verfassung den Bedürfnissen einer neuen Zeit entsprechend weiterentwickelt werden solle. Geschehen ist nichts. Die Verordnungen über die Kreishauptmannschaften in Böhmen waren nicht viel mehr als eine Geste, die freilich genügte, auf einen Teil der Deutschen einen zwingenden Eindruck zu machen. Der Ministerpräsident von Hussarek hat das Programm vom Boden aufgenommen, aber einstweilen hält er seine Absichten noch unter einem Schleier. Es wurde gelegentlich „verlautbart", daß die Möglichkeiten einer Neugestaltung im Ministerium durchgearbeitet werden, die Veröffentlichung von Leitsätzen aber noch nicht erwartet werden kann. Die Wiener Publizistik begann jedoch einstweilen, das Problem abzuwandeln und die Stichworte: Zentralismus oder Föderalismus, Länderautonomie oder Nationalitätenautonomie gegeneinanderzuhetzen.

Die letzte Rede Hussarels enthielt ein allgemeines Bekenntnis zu dem fruchtbaren Gedanken der Autonomisierung der Nationalitäten, begnügte sich dann aber überraschend mit der bescheidenen Feststellung, daß die Schwierigkeiten in der Durchführung liegen.

In Österreich hatten diese Angelegenheiten bisher noch einen etwas akademischen Charakter. Nicht, als ob an ihnen Dringlichkeit fehle. Sie sind mit dem Jahre 48 geboren worden und dann tatsächlich nie zur Ruhe gekommen. Die leitende Politik, nachdem sie dem germanisierenden Zentralismus entsagen mußte, hat freilich die Fragestellung verneint und sich damit begnügt, die offenbaren Schwierigkeiten der Verfassungskonstruktion als Mittel in ihrem mühseligen bürokratischen Staatserhaltungskampf zu verwenden. Die Publizistik, Charmatz, Renner, Popovici, be-

Digitized by Google

mühte sich um Lösungsmöglichkeiten, ohne auf die Gestaltung der Dinge Einfluß zu gewinnen. Die ungeheure Bewegung, die durch den Weltkrieg in alle österreichischen Nationalitäten gekommen ist, läßt nun die Frage stärker und bedrohlicher emporbranden als je früher, und man mag in Wien, im Kreuzfeuer nationalistischer Demagogie der Heimat und unablässiger Aufwühlung vom Ausland her, oft genug jene Regierungsweisheit der ausgehenden franzesko-josephinischen Epoche verflucht haben: daß es das klügste sei, von den Grundfragen des öffentlichen Lebens wegzublicken und sich, schlecht und recht, mit einer opportunistischen Geschäftsführung zu begnügen.

Vom „Reiche", von uns aus, hat man die österreichischen Nationalitätenstreite jahrelang mißbilligend und mit Unverstand betrachtet. Warum kommen sie zu keiner Verständigung? Man blickte nur auf Wien, denn der staatsrechtliche Doppelcharakter der Monarchie und dessen politische Folgen machte nur der geringste Teil sich klar. Die Ungarn haben sich darüber oft genug geärgert und bis in den Krieg hinein sich beschweren müssen, daß deutsche Zeitungen etwa vom „österreichischen" Heere sprachen, wo es sich um k. und k. Truppen, vielleicht um ungarische Divisionen handelte. Stück um Stück hat Deutschland in der Erkenntnis der Zusammenhänge zugelernt, und die Stimmen aus Wien, wenn auch in anderer Tonart als die aus Budapest, haben eindringlich genug die ihnen schmerzliche Tatsache verkündet, daß Ungarn ein Staat für sich sei im Gesamtgefüge der Habsburger Monarchie.

Der Grundriß des Staatswesens ist in der Pragmatischen Sanktion von 1722/23 und im „Ausgleich" von 1867 aufgezeichnet. Aber es ist zur Gassenweisheit geworden, daß sich der politische Sinn der Staatsgrundgesetze nicht im Paragraphen erschöpft, sondern gefüllt, gedehnt, gesprengt wird von dem Gewicht der politischen Kräfteverschiebung. Lassalle hat in seinem Vortrage über das Verfassungswesen dafür die klassische Formel gefunden: „Verfassungsfragen sind ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Verfassungsfragen; die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den reellen tatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind."

Rückt man dies Wort in die Nähe der österreichisch-ungarischen Probleme, so ergibt sich, daß die beiden Reichshälften nicht als zwei gleichberechtigte, im übrigen selbständige Teile nebeneinanderstehen, sondern daß Ungarn heute tatsächlich die Führung hat. Eine Entwicklung, die schon vor dem Kriege sich in dem Willen zur möglichsten Kompetenzenscheidung zwischen Wien und Budapest sich ausprägte, hat sich nun zum unleugbaren ungarischen Übergewicht ausgewachsen. Wir denken nicht an die ökonomische Erstarkung des ungarischen Getreidelandes, an die Entschuldung und Befreiung vom Wiener Hypothekenkredit — das unselige Versäumnis des Grafen Stürgkh, bei Kriegsbeginn die Völker Österreichs im Reichsrat zur Sprache zu rufen, hat das Budapester Abgeordnetenhaus zur Tribüne für die Politik der Gesamtmonarchie gemacht. Die Magyaren waren die Sprecher auch für Wien.

Ungarn hat immer von der Schwäche Österreichs Nutzen zu ziehen verstanden — der „Ausgleich" von 67 folgte dem Jahre von Königgrätz. Der Gedanke einer „Schwächung" des staatlichen Gesamtgebildes lag aber Deak und Andrassy völlig fern; sie wußten, daß Budapest eine europäische Politik nur in Zusammenhang mit Wien führen könnte. Im Hintergrund jenes Übereinkommens lag der Glaube, daß Magyaren und Deutsche als die beiden Staatsnationen die übrigen Nationalitäten führen könnten. Aber die Entwicklung ging anders, weil schon die Voraussetzungen verschieden waren. Die Magyaren haben, von den Szeklern abgesehen, ein zentrales, einigermaßen geschlossenes Siedlungsgebiet, von dem aus sie eine sehr entschlossene kulturelle Magyarisierungspolitik betreiben konnten. Der Erfolg dieser Bemühung brach sich an der südslawischen Wand, und niemand wird heute über den geschichtlichen Charakter dieser Nationalitätenpolitik etwas Abschließendes sagen wollen; aber das ist gelungen, immerhin etwas wie den ungarischen Staatsgedanken auszubilden. Anders ging es in Österreich. Die Germanisierungspolitik, die eine Zeitlang der Auftrieb des Wiener Zentralismus gewesen war, mußte scheitern. Die Deutschen Österreichs sind kein Kernvolk, sondern staatliche Exklave, und das Diasporagefühl, dem sie sich selber teilweise ergaben, besitzt keine werbende Kraft. Vor allem aber: sie sind geographisch viel zerrissener als der magyarische Volksstamm, durch Gebirge und fremde Nationalitäten getrennt. Die politische Einstellung des Sudetendeutschen und des Alpenländers ist ja bis heute noch völlig verschieden!

Die österreichische Situation ist aber nicht nur durch diese Naturtatsache beschwert, daß zwischen den Deutschen der fruchtbare und regsame Volksstamm der Tschechen eingelagert ist, der von seinen wirtschaftlichen und ideologischen Ansprüchen gleich heftigen Gebrauch macht, sondern daß die Tschechen im „böhmischen Staatsrecht" eine juristisch-historische Legende besitzen, daß sie den Anspruch nach einer ähnlichen staatlichen Stellung wie Ungarn erheben läßt; an entsprechender Nationalitätenpolitik lassen sie es de facto, wenn auch nicht de iure, heute schon nicht fehlen. Bei den Tschechen liefen zwei Aspirationen nebeneinander her: die eine der nationalen Romantik, die auf die slowakischen Teile Nordungarns übergreifen will, die eine der staatsrechtlichen Machtnutzung, die das Gebiet der alten Wenzelskrone als Herrschaftsbereich sich sichern wollte. Heute haben sich die nationale und staatliche Wunschrichtung in einem Sowohlalsauch vereinigt. Man muß die Tschechenbewegung, der die unglückselige Amnestie mit Dr. Kramarsch den bedeutenden und rücksichtslosen Führer zurückgab, mit dem größten Ernst betrachten. Das „Staatsrecht" denkt heute nicht mehr bloß an die ungarische Parallele — nach den letzten Reden der tschechischen Abgeordneten dürfte man kaum erstaunen, wenn die Tschechen unter der Decke ihren fertigen Staat bereithalten. Der dann aber doch nicht leben und nicht sterben könnte in einer geographisch-wirtschaftlichen Isolierung.

In der ausgezeichneten „Politischen Bücherei", die von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegeben wird, hat Dr. Wilhelm Schüßler soeben ein Buch über „Das Verfassungsproblem im Habsburger Reich" erscheinen lassen, das die Weiterwirkung der tschechischen Politik auf die gesamte Verfassungsfrage besonders eindringlich herausarbeitet. Es ist sehr dankenswert, daß der bisher fast nur von österreichisch-ungarischen Publizisten angefaßte heikle Stoff hier im reichsdeutschen Blickfeld betrachtet wird; denn, sofern wir nicht mit dilettantischer und taktloser Besserwisserei uns zu den Dingen äußern, haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die österreichisch-ungarische Verfassungszukunft als ein Stück eigener Lebensfrage kennenzulernen. Hier gibt Schüßler nicht nur klar und gedrängt den Unterbau, sondern er entfaltet mit starkem politischen Sinn den Hintergrund der Problemstellung.

Der wurde schon vorhin angedeutet. Der Zentralismus Ungarns ist halbwegs gelungen, der Österreichs ist ein Trümmerfeld leidenschaftlicher Gegensätze. Kann Österreich zu einer Beruhigung kommen, so muß es die Frage der Föderalisierung in die Mitte seiner Überlegungen stellen, darauf vertrauend, daß die Autonomien, die heute als Sprengungsmittel des Staates erscheinen mögen, das Gefäß sein werden, in denen sich die natürlichen Interessen der Völker sammeln werden, wenn einmal, als Abschluß des Krieges, die Ermattung der nationalistischen Erregtheit eintreten sollte. Österreich, eine geopolitische Notwendigkeit, wird darum nicht verschwinden, es kann aber genesen. Die Schwierigkeit liegt nun darin, daß von solchem Genesungsprozeß Ungarn eine Infektion befürchtet. Fast alle Völker des Kaiserstaates haben Volksgenossen im Reich der Stephanskrone: Rumänen, Ruthenen, Tschechen (Slowaken), Südslawen. Erhalten diese Wien gegenüber irgendwelche föderalistische Autonomie, so fühlt Budapest seine zentralistische Nationalitätenpolitik durchquert. Deshalb hat es auch seinen Druck immer gegen solcherlei Lösungsversuche mobil gemacht.

Über diese Autonomien sind sich nun die Österreicher, von den unbedingten Anhängern des Zentralismus abgesehen, keineswegs einig: Bezieht sie sich auf die Nationalitäten und unternimmt das böse Geschäft, nach Siedlungsbezirken, nach Personalerklärung, Verwaltung und Zugehörigkeit abzugrenzen? Denkt sie an die

Digitized by Google

„Länder", an die historischen Provinzen, in denen zwar, etwa in Böhmen, Mähren, Steiermark, Galizien die Völker gemischt oder nebeneinander wohnen, die aber durch Geschichte, Verwaltung, Wirtschaftsverflechtung feste Einheiten geworden sind? An dieser Frage zerbricht heute noch die Überlegung, ob die Deutschen der Monarchie zu einem geschlossenen Programm kommen: die Minderheiten des Nordens sehen in der nationalen Lösung ihre Rettung, die deutschen Mehrheiten der Alpenländer wollen nicht von den historischen Rechten und Grenzen lassen. Die Tschechen haben, sahen wir, beides in ihrem Programm beschlossen.

Uns will, ohne die Bedeutung der historischen Beharrungsmomente zu verkennen, scheinen, daß die Nationalitätenfrage bei erweiterter Länderautonomie nicht beruhigt sein, sondern, im engeren Raum, eine Überheizung erfahren wird. Denn die Revolutionierung des Volksgedankens, die der Weltkrieg in den nationalen Streubesitz des östlichen Mitteleuropas getragen hat, kann durch geschichtlich zufällige Linien, die längst vor allen Gedanken nationalen Selbstgefühls gezogen wurden, nicht eingefangen werden. Die Wirkung von Naturkräften zerreißt, wenn nicht zersprengt die bloßen Verwaltungszwecke.

Das österreichische amtliche Programm, sofern es nicht nur ein Opiat gegen die Kriegsmüdigkeit sein soll, ist noch nicht deutlich gemacht. Aber das Schicksal will es, daß der ganze Komplex der Nationalitätenfrage heute von Ungarn aufgerollt wird und daß Österreich die Reflexbewegung spürt. Man weiß, daß Ungarns „Kriegsziel" geworden ist, die bisherigen „Reichslande" Bosnien und Herzegowina sowie das Österreich zugehörige Dalmatien, auf das eine Art von Rechtsanspruch angemeldet ist, dem ungarischen Staat einzuverleiben. Mit welchen Empfindungen Wien die Absicht dieser internen „Annexion" begleitet, die von Budapest mit der austropolnischen Lösung, die, innerösterreichisch beurteilt, eine Schwächung des österreichischen Reichsteils bedeuten müßte, zusammengebracht wird — das soll uns hier nicht beschäftigen. Aber das südslawische Problem steht jetzt vor der Frage, ob die neuen Gebiete, als selbständige Banate, wie die ungarische Regierungspartei will, oder ob sie mit Kroatien-Slawonien vereinigt einen Zuwachs der subdualistischen Lösung darstellen. Sollte das letztere der Fall sein — und die kroatische Agitation geht auf diese Linie —, so würde Ungarn damit dem Gedanken der nationalen Autonomie eine große Konzession machen. Tisza hat das „Studium" der Frage übernommen, Wekerle hat die Erklärung abgegeben, daß die Entscheidung nicht einseitig von Budapest erfolgen werde. Hussarek hat also offenbar die magyarische Praxis übernommen und auf die Zusammenhänge zwischen den Reichshälften aufmerksam gemacht. Die Frage bleibt offen, wie die Konstituierung der südslawischen Frage erfolgen wird — sie hat durch die Teilautonomie von Kroatien und Slawonien, mit Gericht und Schule, einen für Ungarn viel komplizierteren Charakter als etwa die rumänische, die ruthenische Sorge. Deshalb wird durch Bulgariens Abfall, der sich in einer Steigerung der „jugoslawischen" Ansprüche auswirkt, Budapest so unmittelbar berührt, daß die streitenden magyarischen Parteien vor der Frage stehen, die nationalen Kräfte in einem Koalitionskabinett zu sammeln.

Die Schwierigkeiten, die Ungarn aus seinen Aspirationen selber erwachsen, werden zur Hemmung der Selbständigkeitstendenzen. Daß diese während des Krieges wuchsen, zeigt ja am deutlichsten die Forderung des eigenen ungarischen Heeres (die der Kaiser ohne Gegenforderung im Prinzip schon zugestanden haben soll) — ist Deutschland eigentlich völlig daran „desinteressiert", ob die österreichisch-ungarische Heeresmacht, der Garant der Habsburger Großmachtstellung, auseinandergefasert wird. Uns scheint, wenn in Österreich ein Staatsmann vorhanden ist, der in die ungarischen Probleme die Autorität des freien gesamtstaatlichen Gedankens zu werfen weiß, daß dieser heute noch dazu helfen kann, die streitenden Tendenzen der beiden Reichshälften zu einem Ausgleich zu konsolidieren. Der „Ausgleich", in Anführungszeichen, würde dadurch freilich etwas umgebildet werden müssen. Es ist schwierig, dies auszusprechen, da die Ungarn in ihm den Kern ihrer staatlichen Stellung begreifen. Andererseits weiß der Magyare, daß er in der Isolierung eine fast bedeutungslose, eingeschlossene Volksinsel darstellt, deren politische Talente brachliegen, während ihr Ehrgeiz und ihre Berufung in die weltgeschichtliche Wirkung zielt. Er weiß, daß er nicht nur zu gewinnen, sondern auch zu verlieren hat. Dann setzt er sich selber die Grenze.

* * * / Zur Streikdrohung der Tagespresse

Aus den Verhandlungen des Reichstagsausschusses für den Reichshaushalt, der sich ohne formelle Befugnis, aber sachlich durchaus richtig den Namen Hauptausschuß beigelegt hat, werden die meisten Zeitungsleser mit einigem Erstaunen erfahren haben, daß sie ihre tägliche Zeitungslektüre nur dem Reichssäckel verdanken. Das Reich leistet den Tageszeitungen Zuschüsse, damit sie die hohen Papierpreise bezahlen und, ohne ihre Bezieher durch erhöhten Preis abzuschrecken, weiter erscheinen können. Der Reichstagsausschuß hat einstimmig die Beibehaltung dieser Reichszahlungen zur Hochhaltung der Verdienste von Papierlieferanten und Zeitungsverlegern gutgeheißen; aber das Reichsschatzamt hat sich zunächst gegen die Ausführung gesträubt.

Nicht ohne Grund, denn der Fall hat ganz erhebliche grundsätzliche neben seiner finanziellen Bedeutung. Diese letzte scheint ja auf Volksvertreter und Bürger kaum mehr Eindruck zu machen. Wir haben uns so an Hundertzahlen von Millionen und Milliarden gewöhnt, daß die hier in Frage kommenden 40 Millionen Mark jährlich gar keine Rolle mehr spielen und die meisten Menschen, die mit Staatsausgaben operieren, gar nicht mehr daran zu denken scheinen, daß jede einzelne Million verzinst und auch einmal bezahlt werden muß. Aber darüber hinaus bedeutet der Reichszuschuß eine weitere Fälschung unserer Wirtschaftsentwicklung, einen Eingriff in die wirtschaftliche Freiheit (gegen die niemand von den Betroffenen Einspruch erhebt) und einen weiteren Preistreiber.

Das Reich zahlt nicht nur für allen Heeresbedarf und sehr viele andere Lieferungen überhohe Preise, die den Fabriken die Ausschüttung von 20 bis 30 v. H. Gewinnanteil nach sehr reichlichen Abschreibungen gestatten, die Händler aus einem Nichts zu Millionären gemacht haben; die bei bescheidenster Kriegsgewinnbesteuerung Milliarden in die Reichskasse zurückfließen lassen, also ganz gewiß Dutzende von Milliarden überflüssiger Schulden bedeuten, und die mit die Hauptschuld an dem allgemeinen Emporschnellen der Forderungen, an der Entwertung des Geldes tragen. Das Reich zahlt nicht nur Unterstützungen an Minderbemittelte, damit diese auch zu den erhöhten Lebenskosten wohnen und satt werden können. Es wirft nicht nur Hunderte von Millionen aus, um die Bautätigkeit bei überhöhten Materialpreisen zu ermöglichen, indem es den verlorenen Bauaufwand, d. h. den Teil der Baukosten schenkt, der nicht durch erträgliche Mieten gedeckt werden kann, und dadurch zugleich die Bodenpreise und die Grundrente hebt. Es zahlt auch den Bauunternehmern einen Teil der Arbeitslöhne, damit diese die Teuerungszulagen der Bauarbeiter leisten können. Und es zahlt den Zeitungen einen Teil des Papieres, damit diese auch bei teurem Papiere billige Zeitungen herausgeben können.

Wieweit die Behauptungen der Verleger, daß von Gewinn am Zeitungsgeschäfte im Kriege keine Rede sei und der Reichszuschuß sie nur vor schwerem Schaden, insbesondere die kleinen vor dem wirtschaftlichen Untergang bewahre, richtig sind, soll nicht näher untersucht werden. Es wird hier sein wie überall: Ein Teil der Verleger kämpft schwer und würde, auf sich allein gestellt, sein Blatt nicht durch den Krieg bringen können. Ein anderer Teil wird jetzt wie im Frieden ein schönes Geld verdienen und zur Kriegsgewinnsteuer heranzuziehen sein. Und dazwischen wird ein dritter, vielleicht größter Teil sich schlecht und recht durchschlagen, im Kriege wie im Frieden. Denn ein besonders blühendes Geschäft ist mit fast allen Tageszeitungen nie zu machen gewesen. Ebensowenig soll untersucht werden, welche Bedeutung die Tagespresse für den Siegeswillen des deutschen Volkes, für die Erhaltung seiner geistigen und sittlichen Kräfte hat. Es gibt jetzt wie im Frieden Zeitungen genug, die man nicht nur gut entbehren, sondern deren Wegfall nur als ein Gewinn von höchstem Werte bezeichnet werden könnte.

Digitized by Google

Aber die Ansichten darüber, welche Zeitungen mehr schaden als nutzen, werden bei den verschiedenen Parteien und Interessenschichten verschieden sein.

Worauf es hier ankommt, ist die Art und Weise, in der die Presse auf das Zögern des Reichsschatzamtes reagiert hat: nämlich mit nichts anderem als offener Streikdrohung. Im „Zeitungsverlag", dem Verbandsblatte der Verleger, erschien ein langer, scharfer Aufsatz, der unter viel großen Worten ganz klipp und klar ankündigte, daß ein „Schweigen" im Blätterwalde dem Staatssekretär zeigen würde, was er versäumt, wenn er nicht bald seinen Säckel öffne und die Zeitungen weiter unterstütze. Verschiedene einflußreiche Zeitungen haben diese Drohung nachgedruckt und ihrerseits unterstrichen.

Damit tun die Verleger nur, was die verschiedensten anderen Kreise schon vorgemacht haben. Seitdem die Ärzte den Streik, der bisher als ein Kampfmittel nur für Arbeiter in besseren Kreisen anrüchig war, durch den Kampf mit den Krankenkassen gesellschaftsfähig gemacht haben, bedienen sich immer weitere Kreise dieses Mittels. Und während im Kriege die Arbeiter im allgemeinen darauf verzichtet haben, ihre Berufsinteressen auf dem Wege der Macht zum Schaden der Volksgesamtheit geltend zu machen, haben andere Kreise gerade im Kriege sich dieses jetzt doppelt wirksamen Mittels bedient. Industrielle, wie die Daimler-Werke, haben mit Einschränkung des Betriebes gedroht, wenn ihnen zu den an sich schon höchst gewinnbringenden Preisen nicht noch Zuschläge gewährt würden. Landwirte aller Betriebsgrößen haben, wie die Gewerbetreibenden, die Lieferung verweigert ohne Wucherpreise, haben lieber ihre Früchte an das Vieh verfüttert als den hungrigen Städtern gegönnt. Die deutschen Börsen haben unter Führung der Banken den Verkehr eingestellt, als ihre Kunden mit einer erhöhten Stempelabgabe bedacht werden sollten, von der vielleicht eine Beschränkung des gewinnreichen Geschäftes erwartet werden konnte. Und nun kommen auch die Zeitungen, preisen in höchsten Tönen ihre Verdienste um die Volksstimmung, weisen warnend auf den Schaden hin, der entstehen würde, wenn einige Blätter ihr Erscheinen einstellen müßten und wenn die anderen nicht bei Laune und Verdienst erhalten würden. Und im gleichen Atemzuge kündigen sie das große Schweigen an, von dem sie noch eben die schrecklichen Folgen für das Vaterland ausgemalt haben. Das wirft kein schönes Licht auf die Überzeugungstreue und auf das Vaterlandsgefühl der Verleger. Auch wenn sie die Zeitungen selbst schrieben oder ihre Schriftleiter sich mit ihnen solidarisch fühlten, dürfte nicht so offen gesagt werden, daß nur bei ausreichendem Verdienste vaterländische Stimmung gemacht werden könnte.

Inzwischen hat das Reichsschatzamt mitgeteilt, daß der Reichszuschuß in alter Weise weiterbezahlt werden soll. Der „Konflikt" ist also in der üblichen Art, d. h. auf Kosten der Steuerzahler und zum Nutzen der Produzenten, erledigt. Desto ruhiger und ernster kann die Angelegenheit nach ihrer grundsätzlichen Seite überdacht werden, und da seien zunächst einige Fragen an die Verleger erlaubt: Warum drohen sie erst jetzt und nur dem Reiche mit dem großen Schweigen? Warum haben sie dieses Kampfmittel nicht schon früher, den wirtschaftlichen Gegnern gegenüber angewandt? Warum haben sie nicht in ihrer organisierten Gemeinschaft den Papierlieferanten erklärt, daß sie die von diesen verlangten wucherisch hohen Preise nicht bezahlen könnten und wollten, daß sie lieber ihre Zeitungen auf die Hälfte verkleinern, die zwei- und dreimalige Ausgabe auf eine einzige am Tage beschränken und auf einen Teil des gewinnreichen Inseratengeschäftes verzichten wollten, ehe sie sich auf diese Preistreiberei einließen?

Denn die Papierfabrikanten machen sehr gute Geschäfte, sie verteilen hohe Gewinne, und niemand wird einem Nichtinteressenten weismachen können, daß die gegenwärtigen Papierpreise das sachlich gerechtfertigte Mindestmaß seien. Nein, die Zeitungsverleger haben von ihrer eigenen wirtschaftlichen Macht als Verbraucher keinen Gebrauch gemacht, sie haben nach Reichshilfe geschrien. Und als diese auszubleiben drohte, da drohten sie — dem Reiche und nicht etwa den Papierlieferanten. Muß das nicht das fatale Gefühl wachrufen, als ständen ihnen die Interessen der Industrie näher als die des Reiches?

Wie stehen die Verleger denn zur Honorarfrage für ihre Mitarbeiter? Man hat wenig davon gehört, daß den festangestellten Mitarbeitern der wachsenden Teuerung entsprechende Gehaltserhöhungen gewährt, noch viel weniger davon, daß die Honorare für die freien Mitarbeiter heraufgesetzt sind. Im Gegenteil gibt es zahlreiche Zeitungen, die im Kriege unter Berufung auf die Teuerung die Honorare herabdrücken — als ob der Schriftsteller von der Luft lebe und nicht auch unter der Teuerung zu leiden habe. Warum haben denn die Verleger nicht auch einen Zuschuß vom Reiche verlangt, um ihre Mitarbeiter angemessen bezahlen zu können? Man sollte doch meinen, für den vaterländischen Zweck der Zeitungen sei der geistige Inhalt mindestens so wichtig wie das bedruckte Papier. Wie wäre es, wenn das Reichsschatzamt an die Weitergewährung der Zuschüsse die Bedingung knüpfte, daß anständige Honorare gezahlt würden? Daß etwa mit einigen großen Schriftstellerverbänden ein Abkommen auf Mindestsätze geschlossen würde — so wie der Handelsminister den Bergarbeitern versprochen hat, die Zustimmung zu einer Erhöhung der Kohlenpreise von einer wesentlichen Lohnsteigerung abhängig zu machen?

Was würden die Verleger sagen, wenn die Arbeiter mit Lohnforderungen kämen, die ihnen unangemessen erschienen, die sie ablehnten und deren Ablehnung nun zum Streike führte? Würden sie nicht mit höchster Entrüstung die vaterlandslosen Gesellen tadeln, die in dieser ernsten Zeit es der Presse unmöglich machten, ihre hohe vaterländische Aufgabe zu erfüllen? Aber was soll der einfache, sein Vaterland liebende, dafür darbende und kämpfende Leser denken, wenn die Verleger aus Geschäftsinteressen selbst dieses Unglück hervorzurufen drohen?

Im zweiten Kriegsjahre hat es einmal eine nicht sehr erbauliche Auseinandersetzung über die deutsche Presse im Kriege gegeben. Die Verleger sollten sich hüten, eine neue Auflage der damaligen Anklage hervorzurufen.

Naumann / Die Menschheit

Es ist einer der ältesten und größten Gedanken unserer Religion, daß sie alle Menschen von einem Urelternpaare abstammen läßt, denn darin spricht sich in volksverständlicher Weise der Gedanke der allgemeinen Menschheitsverwandtschaft aus. Ob nun zwar die dunkle Stein- und Knochenforschung der menschlichen Vorgeschichte genau zu dem gleichen Ergebnis kommen wird, muß heute als eine offene Frage behandelt werden. Wer mag es wissen? Wer kann sagen, welche Zwischenarten zwischen Menschen und Tieren einst vernichtet worden sind und welchen Mischungen die Gruppen entstammen, die gegenwärtig zur Menschheit gerechnet werden? Aber ist auch die Vorgeschichte dunkel, so wird dennoch das Ziel immer klarer: die Menschheit scheidet aus, was sie nicht in sich tragen kann, und sucht nach Organisation derer, die sich genügend angepaßt haben, um zum Zivilisationsverbande zu gehören. In allen Erdteilen vollzieht sich ein grausamer Vorgang der Auslese; wer nicht ins geldwirtschaftliche Verkehrszeitalter hineinpaßt, wird in die Unterwelt abgeschoben. Inzwischen aber streiten sich die Hauptträger der Menschheitsidee um die Führung und Gestaltung der künftigen Menschheitsorganisation. Das liegt im Hintergrunde des Krieges. Wie anders dachten sich fromme Propheten das Herannahen des Morgenrotes der Menschheit und Menschlichkeit! Im Blute erst lernen die Menschen sich achten und kennen! Aus dem Blute dieser Jahre heraus erwächst mit früher nie gekannter Wucht die dringliche Mahnung zur Menschheitsverwandtschaft. Die Staaten prallen aneinander, zerstoßen sich gegenseitig, damit Platz wird für eine neue Form. Das mag später sehr interessant sein zu studieren, jetzt aber ist es peinlich zu erleben.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

17. Oktober 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 42

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Zukunftsfragen. — **Dr. Paul Rohrbach:** Gedanken in Maria Laach. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Die elsaß-lothringische Frage als internationales Problem. — **Dr. Walther Schotte:** Was wird aus Mitteleuropa? — **Dr. v. Frankenberg:** Soll der Klügere nachgeben? — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Dantes Fegefeuer. — **Geh. Rat Prof. D. Dr. Adolph Deißmann:** Die internationale christliche Konferenz. — **Naumann:** Geschichtliche Aufgaben. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 6. Oktober.

Für weite Teile der deutschen Bevölkerung kommt die Nachricht von der Note an Präsident Wilson völlig unerwartet und macht tiefbewegenden Eindruck. Selbst der große Umschwung der deutschen politischen Leitung und die offene Anerkennung des parlamentarischen Systems durch den Kaiser eingesetzten Reichskanzler Prinz Max von Baden beschäftigen die Gemüter, soweit man sehen kann, längst nicht in dem Maße wie die Tatsache, daß Wilson von uns als Schiedsrichter der Welt und Vermittler des Völkerfriedens anerkannt wird. Dabei erinnert sich mancher, daß er früher ohne nähere Begründung allerlei Urteile über Wilson nachgesprochen hat, die nun keinesfalls aufrechterhalten werden können. Denn selbst wenn gewisse Zweifel über seinen theoretischen Idealismus übrigbleiben, so kann von keiner Seite in Abrede gestellt werden, daß er im Laufe dieser vier Kriegsjahre mit Folgerichtigkeit auf die oberste Stellung in der Menschheitspolitik zugeschritten ist. Die deutschen Zeitungsleser beklagen sich, daß ihnen nicht genügender Stoff zur Beurteilung der Gesamtlage zugeführt wird, vergessen aber dabei, daß die allerwichtigsten Dinge im Krieg keine einfachen, berechenbaren Größen sind. Wer kann die Widerstandsfähigkeit unserer Gegner und unserer Feinde, wer kann auch unsere eigene Widerstandskraft in mathematischer Weise so ausdrücken, daß sich die Friedensbedingungen wie eine Art arithmetische Gleichung daraus ergeben? Auch im allergeheimsten Rat der verantwortlichen Staatsleiter bleiben in so schwierigen Augenblicken Gefühlsurteile vielfach maßgebend. Soviel nur steht fest, daß die Mehrheit des deutschen Volkes mit der gegenwärtigen Regierung darin übereinstimmt, daß volle Klarheit über unseren Friedenswillen besteht und daß die gestrige Reichskanzlerrede wie ein reinigendes Bad gegenüber der unerträglich gewordenen Zwiespältigkeit wirkt. Jetzt sagt kein Kanzler mehr von der Friedensresolution: Wie ich sie auffasse. Jetzt glauben wir, daß die Ankündigung der Selbstverwaltung für die östlichen Randvölker wahrhaft durchgeführt wird. Jetzt sind die Zweifel über die Wiederherstellung Belgiens erledigt. Die größeren Berliner Blätter von heute früh bemühen sich, auf den Gedanken des Völkerbundes mit mehr Wärme einzugehen, als es meist bis gestern geschah. Auch diejenigen, die noch nicht alle Zweifel überwunden haben, sind bemüht, der notwendigen neuen Welt- und Geschichtsauffassung ernsthaft näherzukommen. Das ältere Geschlecht empfindet im allgemeinen, daß heute erst die bismarckische Periode ihren Abschied nimmt. Pazifistische Schriften, wie das Buch von Professor Redslob „Das Problem des Völkerrechts" und die Broschüre von Professor Schücking „Internationale Rechtsgarantien" werden mit suchendem Eifer gelesen.

Österreich-Ungarn hat durch Vermittlung der schwedischen Regierung ebenfalls an den Präsidenten der Vereinigten Staaten den Antrag gestellt, auf Grund der Vorschläge Wilsons in Waffenstillstandsverhandlungen einzutreten. Die Türkei steht im Begriff, denselben Schritt zu tun.

Die Sobranje in Sofia hat in geheimer Sitzung einstimmig das Vorgehen Malinows gebilligt. Der neue König Boris ist durch Festgottesdienst in der Kathedrale für sein Amt gesegnet worden, wobei der frühere Ministerpräsident Radoslawow anwesend war. Auch der deutsche und der österreichisch-ungarische Gesandte und der deutsche Militärbevollmächtigte Oberst v. Massow wohnten dem kirchlichen Akt bei und bekundeten dadurch, daß die notgedrungene Neutralität des bulgarischen Staates von unserer Seite anerkannt wird.

Montag, 7. Oktober.

Während alle Welt vom Frieden zu sprechen anfängt, werden an der Westfront die ungeheuren Kämpfe täglich fortgeführt. In der Gegend von Reims haben die Unsrigen ihre Stellung am Fort Brimont geräumt. Weiter westlich sind starke amerikanische Angriffe abgewehrt worden.

In Wien fand eine gemeinsame Besprechung der Deutschnationalen, Christlich-Sozialen und der deutschen Sozialdemokraten statt, bei der ein sozialdemokratischer Vorschlag des Inhalts beraten wurde, daß auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes aller österreichischen Nationen unter Zurückweisung jeder fremden Einmischung in die inneren Angelegenheiten die Deutschen mit den anderen Nationen Österreichs über die Umwandlung in eine Föderation freier nationaler Gemeinwesen verhandeln sollen. Der Vorschlag fand bei den deutschen Parteien gute Aufnahme. Die Besprechungen werden fortgesetzt. — Die einzelnen Teile Österreichs machen sich zum Auseinandergehen bereit. Ob sie schließlich die Trennung wirklich vollziehen, hängt vielleicht am wenigsten von den Deutschen ab, die immer die treuesten Vertreter des österreichischen Staates gewesen sind.

Dienstag, 8. Oktober.

General der Artillerie v. Scholtz, der Oberbefehlshaber der deutschen Truppen an der mazedonischen Front, dankt in einem Erlaß den deutschen Soldaten dafür, daß ihr soldatischer Geist nicht versagt hat und daß sie in der verzweifeltsten Lage nicht mutlos geworden sind. Der Zusammenbruch der einst tapferen bulgarischen Armee hat die deutsche Disziplin nicht zu erschüttern vermocht. Die deutschen Soldaten haben das Verdienst, den völligen Zusammenbruch der bulgarischen Armee so lange wie möglich hinausgeschoben und damit Zeit für weitere Maßnahmen gewonnen zu haben. Ehre dem Andenken unserer gefallenen Kameraden! Ihre Gräber auf mazedonischer Erde werden für immer ein Denkmal deutschen Heldentums und deutscher Soldatentugend bleiben. — Das ist der Abschied nach einer dreijährigen siegreichen und opfervollen militärischen Kriegsleistung.

Die Vertreter der tschechischen und slowakischen Nation nebst den zu ihnen gehörigen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten wollten sich heute in Prag versammeln, um sich dort als einzige

Digitized by Google

Vertretung der tschechischen Nation zu konstituieren und zugleich den Beschluß zu fassen, daß die Reichsratsabgeordneten nicht mehr in die Wiener Parlamente zurückkehren sollen. Diese Versammlung ist bis zum Eintreffen der Antwort Wilsons verschoben worden. Eine in Paris aufgelegte tschechische Nationalanleihe von fünfhundert Millionen Kronen Gold soll achtfach überzeichnet sein. Die Organisation des tschechischen Staates sei bereits bis in die Einzelheiten vorbereitet, unter anderem die Übernahme von Eisenbahn, Telegraphen und Geldwesen. Der Berichterstatter des „Berliner Tageblattes" fügt hinzu, daß auch in Ungarn sich ein Umschwung der öffentlichen Meinung ankündige und Stimmen laut werden, auch Ungarn solle seine amtlichen Beziehungen zu Österreich lösen und sich gleichfalls als selbständiges Staatswesen konstituieren.

Mittwoch, 9. Oktober.

König Ferdinand von Bulgarien hat sich auf das Schloß Koburg begeben. Er sagt zu einem Berichterstatter: „Ich war entschlossen, die Politik des Bündnisses mit den Mittelmächten, für die ich die Grundlage in den 32 Jahren meiner Regierung gelegt hatte, bis zum Ende fortzusetzen. Von den Linien dieser Politik bin ich nie abgewichen, und es ist nicht wahr, wenn man sagt, Bulgarien habe mit der Entente verhandelt. Ich habe mit den Verbündeten bis zum letzten Augenblick das loyale Einvernehmen gepflogen, aber ich war der Herrscher eines konstitutionell demokratischen Staates. Nach der Niederlage der bulgarischen Armee, über deren Ursachen später einmal Klarheit geschaffen werden wird, besaß Bulgarien nicht mehr die physische Möglichkeit, den Krieg fortzusetzen. Es sah sich gezwungen, die besetzten Gebiete, das Ziel seiner nationalen Sehnsucht, wofür es seit sechs Jahren gekämpft und das Blut seiner besten Söhne vergossen hatte, zu räumen. Dem schrankenlosen, verzweifelten Friedensdrange, der sich überall kundgab, habe ich schließlich weichen müssen. Dem Bündnis getreu, das ich nicht mehr durchzusetzen vermochte, habe ich für meine Person die Konsequenzen aus der veränderten Lage gezogen. Es ist nicht die Zeit für große Worte, aber die Geschichte wird es einst erweisen, daß ich bis zum Ende der treue Verbündete Deutschlands und Österreich-Ungarns gewesen bin."

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß Enver und Talaat ihre Stellen aufgegeben haben. Talaat wurde als Großwesir von Tewfik Pascha ersetzt und Enver als Kriegsminister durch Izzet Pascha. Minister des Auswärtigen wurde Riza Bei. Die neuen Männer sind durchaus keine Gegner Deutschlands und haben zumeist viele Jahre in Deutschland verbracht, aber sie sind durch die Kriegführung weniger belastet, und man glaubt darum, daß sie leichter mit den Ententemächten einen Frieden werden schließen können.

Die polnische Regentschaft erläßt einen Aufruf zur Gründung eines unabhängigen polnischen Staates im Sinne der Wilsonschen Kundgebung. Der bisherige Staatsrat wird aufgelöst, und es soll auf demokratischer Grundlage ein polnischer Landtag eingesetzt werden, mit dem eine aus Vertretern aller Richtungen zusammengesetzte Regierung den Staatsaufbau des vereinigten unabhängigen Polens vollziehen wird. Der Deutsche Reichskanzler Prinz Max hat bei Übernahme seines Amtes ein Telegramm an den Regentschaftsrat des Königreichs Polen gerichtet, in dem er den festen Entschluß ausspricht, das Verhältnis des Deutschen Reiches zu dem neuentstandenen Königreich Polen im Geiste der Gerechtigkeit zu gestalten und die bestehenden Lasten der Okkupation möglichst schnell zu beseitigen. — Die nächsten Wochen werden nicht nur für sehr vieles andere, sondern auch für das zukünftige Verhältnis der Deutschen und der polnischen Nation auf lange Zeiträume entscheidend sein.

Der deutsche Heeresbericht von gestern abend bringt die Mitteilung, daß zwischen Cambrai und St. Quentin der feindliche Angriff bis nach Bohain gelangt ist.

Donnerstag, 10. Oktober.

Durch den schweizerischen Geschäftsträger wird die Antwort des Präsidenten Wilson auf die Note der deutschen Regierung entgegengenommen und hierher telegraphisch gemeldet. Wilson stellt zur Klärung der Sachlage drei Fragen: Erstens wünscht er zu wissen, ob die deutsche Regierung die Wilsonschen Botschaften vom 8. Januar und 27. September annimmt, so daß nur noch über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung eine Verständigung notwendig ist. Zweitens fühlt er sich verpflichtet mitzuteilen, daß er seinen Verbündeten einen Waffenstillstand nicht vorschlagen kann, solange die deutschen Heere auf französischem und belgischem Boden stehen. Der gute Glaube jeder Diskussion würde offensichtlich von der Zustimmung der Mittelmächte abhängen, sofort ihre Truppen aus dem besetzten Gebiet zurückzuziehen. Drittens wünscht Präsident Wilson zu wissen, ob der Deutsche Reichskanzler nur für diejenigen Gewalten des Reiches spricht, die bisher den Krieg geführt haben. Er hält die Antwort auf diese Frage von jedem Standpunkt aus für außerordentlich wichtig. Indem das Wolff'sche Telegraphenbüro diese drei amerikanischen Anfragen veröffentlicht, antwortet es vorläufig nur auf die dritte, indem es auf die Erklärung hinweist, die der Reichstagspräsident Fehrenbach in der Sitzung vom 5. Oktober im Namen des deutschen Volkes und des Reichstages gegeben hat, daß nämlich der Reichstag das Friedensangebot billige und sich zu eigen mache. Der Reichskanzler Prinz Max und der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Solf, werden den Wortlaut der amerikanischen Anfragen genau zu prüfen haben, ehe sie mit den übrigen Faktoren der neuen Regierung und mit der Obersten Heeresleitung die Beantwortung übernehmen, wozu ja erst auch eine offizielle Zustellung des Wortlautes nötig ist. Man hat im allgemeinen den Eindruck, daß Wilson das Zustandekommen einer Friedensverständigung wünscht.

Aus Bulgarien wird geklagt, daß sich in der Bevölkerung immer mehr die Erkenntnis Bahn bricht, daß für Bulgarien noch lange nicht Frieden ist, sondern Okkupation durch die Entente und Krieg. Etwas zu spät kommen die Erörterungen darüber, ob das am 23. September in Berlin abgeschlossene Abkommen, die ganze Dobrudscha Bulgarien zuzugestehen, von der Regierung Malinows der dortigen Bevölkerung verheimlicht wurde. Es wird gesagt, daß die Nachricht von diesem Abkommen zu einem Zeitpunkt nach Sofia gelangte, wo an der mazedonischen Front bereits alles zu Ende war und nichts außer einem Friedensschluß die Gemüter beruhigen konnte. Unsere Meinung ist, daß schon beim Bukarester Frieden das Anrecht Bulgariens auf die Dobrudscha trotz aller Einwendungen der Türkei klar hätte ausgesprochen werden müssen. Was jetzt im September möglich war zu wissen, hätte auch im März getan werden können. Ob freilich eine rechtzeitige Lösung der Dobrudschafrage an der Zermürbung der bulgarischen Truppen irgend etwas geändert hätte, bleibt mindestens zweifelhaft.

Freitag, 11. Oktober.

Auf dem Schlachtfeld zwischen Cambrai und St. Quentin wurden rückwärtige Stellungen bezogen. Nach schwierigen und wechselnden Kämpfen steht der Feind östlich der Linie Bertry—Busigny—Bohain. In der Champagne wird um folgende Ortschaften gekämpft: St. Etienne, Cornay, Sommerance und Romagne. Nördlich von Verdun sind bedrängt Sivry und Beaumont. Der französische Heeresbericht teilt mit, daß die englisch-französischen Truppen jetzt bereits jenseits und im Osten der Hindenburgstellung operieren. Im Verlaufe dieser Operationen seien vom 21. August an den Deutschen 110 000 Gefangene und 1200 Geschütze abgenommen. Die Angabe der Ortschaften stimmt im allgemeinen mit den Benennungen des deutschen Heeresberichtes überein. Es wird sich niemand dem ernsten Eindruck dieser Mitteilungen entziehen können.

In Helsingfors wurde am 9. Oktober auf Grund der Verfassung von 1772 zur Königswahl geschritten. Prinz Friedrich Karl von Hessen wurde durch Akklamation zum König von Finnland gewählt und die Thronfolge seiner Nachkommen festgestellt. Die Gruppe der Agrarier und eine Anzahl republikanisch-bürgerlicher Abgeordneter zeigten durch Sitzenbleiben, daß sie mit dem Beschluß nicht einverstanden sind. Die Sozialisten sind fast ausnahmslos an der Beteiligung zur Landtagssitzung verhindert worden.

In Polen hat der Ministerpräsident Kucharzewski sein Amt aufgegeben und die Bildung eines neuen Ministeriums abgelehnt. So besteht demnach zurzeit nichts als die Regentschaft.

Der deutsche Kriegsminister von Stein wurde durch Generalleutnant Scheüch ersetzt.

Sonnabend, 12. Oktober.

Die Menge der Ereignisse ist in diesen Tagen so groß wie in der Zeit des Kriegsanfanges, nur sind die Gemüter der Menschen matter geworden und empfinden nicht mehr, wie starke Veränderungen vor sich gehen. Nachdem in Deutschland eine Mehrheitsregierung entstanden ist, wird heute die gesicherte Mehrheit für das preußische Wahlrecht in beiden Häusern des Landtags gemeldet. Gleichzeitig hält der österreichische Kaiser Konferenzen mit zwanzig oder mehr Parteiführern über die Gestaltung eines nach Nationalitäten geteilten, föderalistischen Reiches; und in Ungarn schwirren Gerüchte, daß sich das Königreich unter zeitweiliger Führung des Grafen Karolyi von Österreich abtrennen wolle. In Finnland wird der neue König proklamiert; in Polen wird durch Beseitigung der bisherigen Ministerliste für eine neue Staatsvertretung Platz gemacht; in Rußland öffnen die Bolschewisten durch eine Amnestie die von ihnen selbst gefüllten Gefängnisse, und auch in der Türkei ändern sich die Namen der Herrschenden. Dabei wird überall an allen Fronten noch weitergekämpft, um gleichsam in letzter Stunde noch ein Stück Grenz- oder Landerweiterung zu erfassen. Elbassan ist von den Serben genommen, Beirut und die über den Libanon führende Eisenbahn sind in den Händen französischer Truppen, südlich vom Kaukasus streiten sich Türken, Armenier und Engländer, und das große Kampfgewoge zwischen Brügge und Verdun füllt jeden Tag. Die größte Aufmerksamkeit aber gehört nicht diesen vielen Erscheinungen, sondern dem telegraphischen Notenwechsel zwischen Washington und Berlin, dessen einzelne Worte und Sätze in der ganzen Welt durchberaten werden. Die deutsche Antwort auf Wilsons dreifache Anfrage soll fertig sein und heute dem Bundesratsausschuß vorgelegt werden.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 5. Oktober.

Nachtfahrt nach Köln. Was man tut, weil es nun einmal so verabredet war, kommt einem gegenstandslos und überflüssig vor, und in der Fahrt — Stunden und Stunden durch Land, das stumm und dunkel vor den schmetternden Scheiben sich hinbreitet — fühlt man das Gleichnis der undurchsichtigen geschichtlichen Entscheidungen, durch die uns die Beschlüsse, die vorbereitet werden, hindurchtragen. Diese Herbstnacht gewinnt etwas von der unvergeßlichen Schicksalsgefülltheit der Nacht nach der Mobilmachung, da jeder schlaflos lag und aus dem Dunkel unserer Einsamkeit das Kommende auf uns eindrang, als habe es schon Leben und Wirklichkeit.

Es ist fast eine Erlösung, als der Rhein im Morgennebel, die verwitterten Reste der Werkbundausstellung von 1914 an seinem Ufer, und das alte geliebte Bild der Domtürme, den neuen Tag ankündigen, der seine Forderungen stellt.

Die Zeitungen kann man sich vom Bahnhof schon mitnehmen: Zar Ferdinand abgedankt. Solf Staatssekretär des Äußeren, Eintritt der Nationalliberalen in die Regierung Tatsache. Dr. Friedberg wird dem Kabinett angehören. Die Stimmung aller Menschen, mit denen man zusammenkommt, ist wenig erregt, fast gelassen abwartend. Auch die Nachmittagszeitungen werden nicht den Verkäufern aus den Händen gerissen. Sie bringen noch nichts über die Reichstagssitzung.

Sonntag, 6. Oktober.

Die Morgenzeitung — Friedensangebot, Erlaß des Kaisers, Rede des Reichskanzlers —, während die Sonne in Herbstnebeln hinter den vorübergleitenden Schornsteinwäldern und Schlackenhalden des sonntäglich stummen Industrielandes aufgeht. Niemand spricht über den Inhalt. Sonst waren immer die Abteile und die Korridore voller Kriegsmeinungsaustausch. Heute ist alles stumm — man kann darüber nicht mit Fremden reden, und dazu steht wohl jeder ratlos vor Undurchsichtigem und Unfaßlichem und unfähig, den geschichtlichen Inhalt der Stunden zu ermessen, von denen diese Spalten berichten. Heute wird das Bewußtsein, das einen durch die letzten Monate begleitete, daß unsere Seele die Zeit nicht mehr zu umfassen vermag, zum Gefühl voller Ohnmacht. Man steht, wie wenn man mit hohlen Händen einen stürzenden Strom auffangen sollte: Mehrheitsregierung, Autonomie Elsaß-Lothringens, Aufhebung des Belagerungszustandes, Aufnahme von sozialpolitischen Sicherungen in die Friedensverträge. Aber über das alles hinwegflutend und es immer wieder in sich verschlingend Schmerz und Schmach, mit der man heiß und bitter kämpft.

Montag, 7. Oktober.

Und trotz allem geht die Tagesarbeit mit ihren kleinen Forderungen weiter und nimmt einen für Stunden in die Sachlichkeiten des Semesteranfangs auf.

Die deutsche Stimmung ist bisher noch ganz uneinheitlich. Vom Aufruf der Freikonservativen, der mit stärksten Trümpfen (Unglücksraben, quackende Unken, Jämmerlinge, Wassersuppenstimmung) das Programm: „erst Sieg, dann Friede" und „dem Feinde die gewappnete Faust ins Gesicht" in alle Zeitungen bringt — bis zu denen, die das Friedensangebot in vollem Umfang mit allen seinen möglichen Konsequenzen verteidigen —, man sieht wie in eine gewaltige Brandung. Zu rasch ist der neue Kurs gekommen, als daß der gute Wille der wahrhaft und aufrichtig Patriotischen wissen könnte, ob er für die Tapferkeit des Endkampfes sich einsetzen oder dem „Rechtsfrieden" Wilsonscher Auffassung Verständnis bahnen soll. Die deutschen Frauenvereine aller Richtungen und Parteien — viele Tausende — waren Ende der vorigen Woche vorbereitet, eine Kundgebung der Dankbarkeit und des Vertrauens an das Heer und des Willens zum Ausharren zu veröffentlichen, die nun, nach dem deutschen Friedensangebot, zurückgehalten worden ist. Das ist nur Symptom für die Bereitschaft, weiter zu hungern und zu bluten, wenn es das Schicksal und die Ehre verlangt.

Aus Zürich wird gemeldet, daß die Valuten aller kriegführenden Staaten eine Steigerung um 20 v. H. erfahren haben.

Dienstag, 8. Oktober.

Vor dem Völkerbundsgedanken steht für uns der Wall der Beschimpfungen, die das Friedensangebot aus den Ententestimmen von neuem aufbaut. Wie soll man in die Bahnen dieses Gedankens hineinkommen, wenn die Raserei des Willens, uns zu „bestrafen" und zu demütigen, uns wie schmutziges Wasser überflutet? Deutschland hat den Krieg als Verteidigungskrieg geführt zu einer Zeit, als die ganze Welt vom Machtprinzip beherrscht war, als jedes Volk nach dem gleichen Prinzip handelte und handeln mußte. Wie sollen wir an den Ernst des neuen Menschheitsgedankens des „Weltideals" glauben, wenn sein Anbruch im Zeichen der Rache steht, ausgeübt von der zusammengeballten Macht derer, die unsere Kraft endlich gebrochen haben? Wie können wir als Beschimpfte in einer Völkergemeinschaft an einer neuen Welt arbeiten als der Sündenbock, an dem allein ein Verhängnis gerächt werden soll, dem alle gedient haben, das über der ganzen Welt lastete? Wir sollen „bereuen"! Was zu bereuen ist an dem wahnsinnigen Vernichtungskampf dieser vier Jahre, mag die ganze Welt bereuen vor dem Gott, dem sie sich verantwortlich fühlt. Wir können es nur in diesem großen gemeinsamen Sinn, aber sicherlich nicht vor den anderen als den „besseren" Menschen. Ja, vor dem Völkerbundsgedanken steht für uns der Pharisäismus der anderen, der uns nur als Entehrte und Beschmutzte zulassen will — unter der Bedingung, daß wir die Toten verleugnen, die sich für das geopfert haben, was uns im August 1914 erfüllte.

Mittwoch, 9. Oktober.

Es ist seltsam, wie die vorbereitete Propaganda für die Kriegsanleihe nun ihren Weg weiter läuft unter dem neuen Himmel. Die täglich erscheinenden Sprüche sind ein grotesker Widerspruch zu dem ganzen übrigen Inhalt der Zeitungen. „Ob uns der Endsieg bleibt, hängt allein ab von unserem Willen. An unserem Können besteht kein Zweifel" ... usw.

Das Schwerste und Größte, das im ganzen Krieg verlangt und geleistet ist, ist die Pflicht derer, die weiter verteidigen müssen,

Digitized by Google

während der Friede in der Luft ist. Welche moralische Kraft der Soldaten, die jetzt noch im zähesten Kampf der Übermacht standhalten! Man sollte für sie irgendeine besondere Ehrung finden.

Die Antwort Wilsons wird nachmittags verteilt. Wir haben sie wohl so erwartet. Und doch trifft sie nun wie ein Schlag, der zuerst betäubt und blendet.

In Sachsen bereiten sich politische Reformen vor. Es soll eine sachgemäße Vertretung aller Volksklassen in der ersten Kammer ermöglicht werden.

Gestern abend Besprechung der „Lage" bei den Vereinigten Liberalen durch Senator Petersen, dessen Wahl zum Senator den entschiedenen Beginn der Neuorientierung in Hamburg bezeichnet. Man wird sich hier bewußt, wie rasch der Gedanke der neuen Menschheit — in den innersten Triebkräften des Liberalismus begründet — Macht über die Gemüter gewinnt und fast schon etwas wie eine Zukunftsfreudigkeit ausbreitet.

Donnerstag, 10. Oktober.

Die neuen Ernennungen sind offiziell erfolgt: Solf als Staatssekretär des Auswärtigen, Trimborn als Staatssekretär des Innern, Bauer zum Staatssekretär des Reichsarbeitsamtes, Groeber Scheidemann und Erzberger als Staatssekretäre ohne Portefeuille.

Ein Aufruf der deutsch-konservativen Partei ruft zum Einsetzen der äußersten Kraft auf für den Fall, daß die Bedingungen Wilsons mit der Ehre des deutschen Volkes unvereinbar sind. „So schwer auch die Bedenken gegenüber der neuen Steuerung unserer innerpolitischen Zustände sein mögen, sie müssen zurücktreten, wo es gilt, daß das deutsche Volk wie ein Mann im entscheidenden Kampf zusammensteht."

Zwischen den Parteien des Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses wird über eine rasche Erledigung des preußischen Wahlrechts im Sinne der Regierungsvorlage verhandelt. Das Herrenhaus soll seine Forderung der Alterszusatzstimme fallen lassen.

Freitag, 11. Oktober.

Am eisernen Hindenburg in Berlin hat eine Kundgebung stattgefunden, daß „die Unversehrtheit des deutschen Reichsgebietes in Ost und West Voraussetzung für die Erlangung eines ehrenhaften Friedens sei" —, und daß „es unmöglich scheine, in eine Preisgabe unserer Grenzgebiete an kriegerische Verwüstung zu willigen".

Im „Staatsanzeiger" wird die Ernennung des Generalmajors v. Scheüch, Chef des Kriegsamts, zum Kriegsminister ausgesprochen. Im Kriegsernährungsamt geht die Leitung an die Konsumenten über. Neben Stegerwald wird Robert Schmidt als Unterstaatssekretär das Kriegsernährungsamt übernehmen.

Das Herrenhaus hat das allgemeine Wahlrecht ohne Zusatzstimme angenommen.

Sonnabend, 12. Oktober.

Die Morgenblätter bringen die deutsche Antwort noch nicht, die Abendblätter auch nicht. Spät in den dunstigen Herbstabend tönt von der Straße herauf, fernher näher kommend, der Ruf „Extrablatt". Aus allen Häusern stürzen die Menschen herunter, tasten sich durch die dunklen Straßen dem Ruf entgegen und sammeln sich dann im Lichtkreis der Laterne, die fast zu trübe ist, um die schnell und schlecht gedruckten Worte zu entziffern.

Es ist wohltuend und vorbildlich, daß die Note kein einziges Wort über das unbedingt Sachliche hinaus enthält; so ist alles nur Ausdruck der Notwendigkeit, und jedes Wort umschließt knapp die Tat. Unsere Gefühle gehen niemand etwas an.

In dieser Nacht der Götterdämmerung ist man Kampfplatz der alten und der neuen Welt und ihrer Gesetze. Ich weiß Menschen, die sie in heißen Tränen zornigen Schmerzes verbracht haben und die ich darum liebhabe. Aber fernher schimmert etwas wie eine Möglichkeit der Entwirrung, Reinigung und Aufrichtung, von der wir nur wissen, daß wir ihr glauben müssen, um weiterleben zu können.

Naumann / Zukunftsfragen

Unsere Gedanken beschäftigen sich weiter mit dem Völkerbunde, der jetzt über die Menschenwelt ausgespannt werden soll. Wir müssen uns irgendwie mit ihm abfinden, denn er ist zweifellos auf dem Marsche und kommt mit uns oder gegen uns. So ungefähr war wohl den Nationen des Altertums zu Mute, wenn sie ins römische Reich hineinsinken sollten. Sie verkannten nicht, daß es Vorteile habe, zur großen Körperschaft zu gehören, aber ihr Herz zitterte, weil sie aufgeben mußten, wofür ihre Väter gestorben waren. Wer garantierte ihnen den ewigen Bestand des römischen Reiches und wer konnte sagen, wie sie beim Zerfalle dieser Weltgemeinschaft dastehen würden?

Ist der jetzige Wilsonsche Völkerbund wirklich etwas Ewiges, wofür es sich verlohnt Opfer zu bringen wie für ein Reich Gottes auf Erden? Ist er die Vollendung der christlichen Verheißung, daß es einen Hirten und eine Herde geben solle? Ist er die Verwirklichung des wunderbaren Traumes der Menschlichkeit, den gerade unsere deutschen Dichter und Denker in ihrer Seele trugen? Oder ist er nur ein Kunstprodukt der theoretischen Vernunft, ein gespensterhaftes Gebäude, in dem die Delegierten der Nationen teils sich vergnügen, teils sich zanken? Es würde so schrecklich sein, den Geist der Volksselbständigkeit hinzugeben für etwas, was nichts ist als dauerndes Gekreisch und Elend! Und daß es sich um Hergabe von Volksselbständigkeit handelt, ist nicht zu leugnen. Alle Teilnehmer sollen einen Weltvertrag machen, daß sie nicht mehr eigene Kriegswaffen tragen. Auch wenn man sagt, daß es ein freiwilliger Vertrag sei, so ist es doch kein kündbarer Vertrag, falls nicht eines Tages das Ganze zerbricht. Wir treten sozusagen mit ganzem Vermögen in eine Erwerbs- und Handelsgesellschaft, die wir nur auf dem Papiere des Prospektes vor uns sehen. Sind wir drin, so gibt es keinen Rückweg.

Aber wenn wir draußen bleiben, so ist unsere Freiheit nicht weniger durch den großen Bund beschränkt, denn überall in aller Welt werden wir dann seinen Warnungstafeln begegnen: nur für Mitglieder! Wir werden freien Austausch beanspruchen, freie See, Weltkredit, Rohstoffe, Absatzmöglichkeiten, immer aber wird der Vorzugsrechte haben, der zum Bunde gehört. Unsere Lage gleicht dann derjenigen eines Fabrikanten, der sich am Syndikat nicht beteiligt und darum vom Syndikat verfolgt wird. Was wird er tun? Er versucht es, ein Gegensyndikat zu gründen oder gibt eines Tages ermattet den Wettkampf auf. Auch das Gegensyndikat aber würde für ihn fast ebenso bindend sein wie der große Verein, dem er zu entgehen sucht und dabei weniger sicher. Es gibt nicht wenige Geschäftsleute der Gegenwart, die alle diese Gefühle im kleinen durchgemacht haben, von denen heute die Nation im ganzen bewegt wird. Die meisten von ihnen haben sich eines Morgens zur Umstellung ihres ganzen inneren Systems entschlossen und sind Bundesglieder geworden, weil ihnen nichts anderes übrigblieb, haben aber dann ihren guten Willen und ihre Energie dem Verbande gewidmet, weil ja vom Tage der Systemänderung an ihr Schicksal untrennbar mit dem des Syndikats verflochten ist.

Es liegt im Plane des Weltverbandes etwas Gewaltsames, was Besorgnisse erweckt. Öfter machte ich folgende Bemerkung: Wenn wir uns in den vergangenen Jahren bemühten, den Gedanken eines mitteleuropäischen Zusammenschlusses zu verwirklichen, so wurde uns die Unvereinbarkeit der deutschen, tschechischen, ungarischen oder polnischen Interessen

Digitized by Google

und Geistesrichtungen so beweglich vorgestellt, als ob nie ein Bund Mitteleuropa möglich wäre. Inzwischen aber sprechen dieselben Menschen, die Mitteleuropa für zu schwierig hielten, vom Weltvölkerbunde wie von einer Sache, die mit einem Anlaufe gewonnen werden könne. Nicht das nehme ich übel, daß die Betreffenden Zweifel hegen an der Vereinbarkeit der Mitteleuropäer, sondern nur das andere, daß sie zu vergessen scheinen, daß auch im Völkerbunde die Tschechen, Slowenen, Rumänen, Russen, Japaner, Chinesen, Brasilianer, Australier und hundert andere mitgenommen werden müssen und daß die Reibungen, die in Mitteleuropa bleiben, ein Kinderspiel sind gegen das Chaos in der Menschheitsgemeinschaft. Um alle Brüder der Menschheitsfamilie zu zwingen, einträchtig beieinander zu wohnen, muß eine recht feste Diktatur geschaffen werden, eine oberste Kontroll- und Zwangsverwaltung, die rücksichtslos jedem ungebändigten Teilnehmer die Menschheitselektrizität abdreht. Diese Diktatur möchten wir in die allergerechtesten und besten Hände legen, aber wir sind unsicher, ob sie gefunden werden, und ob sie in der Ausübung ihrer Macht gerecht bleiben können.

Zur Beruhigung unserer Besorgnisse wird geantwortet: das gemeinsame Interesse aller Nationen wird so groß sein, daß besondere Druck- und Zwangsmittel kaum nötig sein werden! Wir wollen, um die Untersuchung zu erleichtern, von vornherein zugeben, daß die materiellen Interessen aller Nationen und aller ihrer Schichten am Weltverbande vorhanden seien: sie alle werden besser arbeiten und essen können, wenn die Organisation des ewigen Friedens ihnen die Kriegsstörungen und Kriegssteuern vom Halse hält! Aber auch wenn man das in weiterem Umfange zugesteht, so ist noch lange nicht ausgemacht, daß sich die Nationen von ihren materiellen Interessen wirklich leiten lassen. Wenn sie tatsächlich nur Nützlichkeitserwägungen zugänglich wären, so würden sie schon den gegenwärtigen Krieg nicht gemacht haben. Es lebt aber außer dem Nutzen noch vieles andere im Blut und Gehirn der Völker, tiefe, unterirdische Strömungen, verborgener Haß, Ehrfurcht, angeborene Kriegshaftigkeit, alte Natur, sie sei gut oder böse. Man stelle sich vor, daß die Balkanhalbinsel vom Gedanken des wohlverstandenen Interesses aller aus reguliert werde! Kann ein Mensch so etwas für möglich halten? Und ist nicht die Menschheit im ganzen ein vergrößerter Balkan?

Ich frage mich, warum mir alle oder fast alle friedensfreundliche, schiedsgerichtliche Völkerbundsliteratur so schattenhaft und unwirklich vorkommt. Es ist nicht nur Abneigung gegen ihr Endziel, das mich bewegt, denn gerade die Erreichung dieses Endzieles würde ich mit ganzer Seele begrüßen. Schon vor dem Kriege war ich Mitglied von internationalen Verständigungsausschüssen und habe noch Pfingsten 1914 mit dem ermordeten Jaurès zusammen auf der Tagung in Basel gesessen. Gern möchte ich wissen, ob Jaurès innerlich an den allgemeinen Völkerbund geglaubt hat, da er ein wirklicher Denker war und nicht bloß ein Formalist. Das bloße Aufstellen von Statuten für die Weltgemeinschaft ist bei genügender staatsrechtlicher Bildung nicht schwer. Das hat schon vor etwa 200 Jahren der französische Abbé Saint-Pierre recht leidlich besorgt. Zu beurteilen aber, ob die gezeichnete Maschine nun auch wirklich funktionieren wird, ist Sache praktischer Genialität. Von der aber spürt man in der bisherigen Weltbundsliteratur noch wenig. Das meiste ist Schematismus und gewöhnlicher Aufklärungsoptimismus, der das für wahr hält, was er wünscht. Ob und wieweit Wilson über dieses Mittelmaß nicht nur durch seine mächtige Stellung, sondern auch durch seinen schöpferischen Geist hinausragt, davon habe ich keine Vorstellung. Nachdem er einmal die Rolle des Schiedsrichters der Menschheit bekommen hat, ist dringend zu wünschen, daß in ihm übergewöhnliche Kraft der Bändigung von Realitäten vorhanden sei. Je mehr das ist, desto leichter werden auch wir Deutschen uns mit ihm verständigen können, weil für uns alles davon abhängt, daß wir nicht mühsam verteidigte nationale Werte für ein Schattenbild hingeben müssen.

Hat sich das deutsche Volk in seiner Mehrheit und in seiner geistigen Leitung einmal überzeugt, daß der Völkerbund unvermeidlich, geschichtsnotwendig und an sich möglich ist, so wird Wilson in der ganzen Welt keine besseren Mitarbeiter finden können als gerade die Deutschen, denn von uns ist das Problem der Selbsterhaltung eines Volkes in so schweren Erlebnissen durchgekämpft worden wie wohl von keiner anderen großen Nation. Wir haben den Dreißigjährigen Krieg gehabt, den Siebenjährigen Krieg und nun den Weltkrieg. Was es heißt, vergewaltigt zu werden, das wissen wir. Wir ahnen mehr als jedes andere Volk, welcher Segen es sein könnte, die Menschheit zu entmilitarisieren, denn dadurch wird die Lebensluft für uns weiter und freier. Aber natürlich sind auch wir auf Grund unserer Geschichte mißtrauischer als andere. Einen Völkerbund, der nur ein anderer Ausdruck für Knechtung des Deutschtums sein sollte, würden wir nur mit einem letzten äußersten Kampfe beantworten können. Man wird am beginnenden Friedensschlusse sehen, in welchem Sinne der Völkerbund gemeint ist. Soll sein Anfang unsere Zerdrückung sein, dann mag fremdes und eigenes Blut nochmals weiter fließen, gleichgültig, ob es einen Zweck hat oder nicht! Unser Volk war friedlich, ist friedlich und wird es sein, aber es verträgt es nicht, unter Absingen von Weltpsalmen im Namen der Gerechtigkeit geschlachtet zu werden. Dieser heuchlerischen Grausamkeit gegenüber sind alle Volksteile und Parteien einig. Wir sagen nicht, daß sie bei Wilson vorhanden ist, aber zum Zeichen, daß sie nicht in ihm ist, verlangen wir, daß er bald das richtige Wort findet gegen den Vernichtungswillen, der aus England und Frankreich zu uns herüberklingt.

Das Programm Wilsons

Die vierzehn Punkte:

Der erste Punkt ist, daß alle Friedensverträge öffentlich sind und öffentlich zustande gekommen sind und daß danach keine geheimen internationalen Vereinbarungen irgendwelcher Art mehr getroffen werden dürfen, sondern die Diplomatie immer offen und vor aller Welt getrieben werden soll.

Der zweite Punkt ist vollkommene Freiheit der Schiffahrt auf dem Meere außerhalb der territorialen Gewässer im Frieden sowohl wie im Krieg, mit Ausnahme jener Meere, die ganz oder teilweise durch eine internationale Handlung zwecks Durchsetzung internationaler Verträge geschlossen werden.

Der dritte Punkt ist die Beseitigung, soweit sie möglich ist, aller wirtschaftlichen Schranken und die Errichtung der Gleichheit der Handelsbeziehungen unter allen Nationen, die sich dem Frieden anschließen und sich zu seiner Aufrechterhaltung vereinigen.

Die vierte Bedingung ist, daß entsprechende Garantien gegeben und angenommen werden, daß die Rüstungen der Völker auf das niedrigste mit der inneren Sicherheit zu vereinbarende Maß herabgesetzt werden.

Punkt 5. Eine freie, weitherzige und unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche, die auf einer strikten Beobachtung des Grundsatzes fußt, daß bei der Entscheidung aller solcher Souveränitätsfragen die Interessen der betroffenen Bevölkerung

Digitized by Google

ein ebensolches Gewicht haben müssen wie die berechtigten Ansprüche der Regierung, deren Rechtstitel bestimmt werden sollen, sollte herbeigeführt werden.

Punkt 6. Wir müßten ferner die Räumung des ganzen russischen Gebiets, sowie ein Einvernehmen in allen Fragen, die es betreffen, verlangen zwecks freier Mitwirkung der anderen Nationen der Welt, um Rußland eine unbeeinträchtigte und unbehinderte Gelegenheit zur unabhängigen Bestimmung seiner politischen Entwicklung und nationalen Politik erringen zu helfen, um es in der Gesellschaft freier Nationen unter selbstgewählten Staatseinrichtungen willkommen heißen zu können; darüber hinaus würden wir Rußland Unterstützung jeder Art, die es nötig hätte und wünschen würde, gewähren.

Punkt 7. Belgien muß, worin die ganze Welt übereinstimmt, geräumt und wiederaufgerichtet werden, ohne jeden Versuch, seine Souveränität, deren es in gleicher Weise wie alle anderen freien Nationen erfreuen soll, zu beschränken.

Punkt 8. Das ganze französische Territorium müßte befreit und die besetzten Teile wiederhergestellt werden, sowie das Unrecht, das Frankreich durch Preußen im Jahre 1871 hinsichtlich Elsaß-Lothringens zugefügt wurde und das den Weltfrieden während nahezu fünfzig Jahren in Frage gestellt hat, sollte wieder gutgemacht werden, damit der Frieden im Interesse aller wieder sichergestellt werden kann.

(All French territory should be freed and the invaded portions restared, and the wrong done to France by Prussid in 1871 in the matter of Alsace-Lorraine, which has unsettlea the peace of the world for nearly fifty years, should be righted in order that peace may once more be made secure in the interest of all.)

Punkt 9. Es müßte eine Berichtigung der italienischen Grenzen nach dem klar erkennbaren nationalen Besitzstand durchgeführt werden.

Punkt 10. Den Völkern von Österreich-Ungarn, deren Platz unter den anderen Nationen wir sichergestellt zu sehen wünschen, müßte die erste Gelegenheit einer autonomen Entwicklung gegeben werden.

Punkt 11. Rumänien, Serbien und Montenegro müßten geräumt und die besetzten Gebiete zurückerstattet werden; Serbien müßte einen freien und sicheren Zugang zur See erhalten und die Beziehungen der Balkanstaaten zueinander müßten durch freundschaftlichen Verkehr gemäß den historisch feststehenden Grundlinien von Zusammengehörigkeit und Nationalität bestimmt sein; auch müßten internationale Garantien der politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit sowie der Unverletzlichkeit des Landbesitzes der Balkanstaaten gegeben werden.

Punkt 12. Den türkischen Teilen des gegenwärtigen Osmanischen Kaiserreiches müßte unbedingte Selbständigkeit sichergestellt werden. Aber die anderen Nationalitäten, die jetzt unter türkischer Herrschaft stehen, wollen eine unzweifelhafte Sicherheit für ihre Lebensbedingungen und eine vollkommen unbeeinträchtigte Gelegenheit zu autonomer Entwicklung erhalten. Die Dardanellen sollten dauernd als freie Durchfahrt unter internationalen Garantien den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet werden.

Punkt 13. Ein unabhängiger polnischer Staat, der alle Länder, die von einer unzweifelhaft polnischen Bevölkerung bewohnt sind, und der einen gesicherten freien und zuverlässigen Zugang zur See besitzt und dessen politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit sowie territoriale Unverletzlichkeit durch internationalen Vertrag garantiert sein müßte, sollte errichtet werden.

(An independent Polish state should be erected which should include territories inhabited by indisputably Polish populations which should be assured a free and secure access to the sea and whose political and economic independence and territorial integrity should be guaranteed by international covenant.)

Punkt 14. Es muß eine allgemeine Vereinigung der Nationen mit bestimmten Vertragsbedingungen gebildet werden zum Zwecke gegenseitiger Garantieleistung für die politische Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der großen sowie der kleinen Nationen.

Die fünf Punkte:

„Erstens. Die unparteiische Gerechtigkeit darf keine Unterscheidung zwischen denen einschließen, gegen die wir gerecht zu sein wünschen und denen, gegen die wir nicht gerecht zu sein wünschen. Es muß eine Gerechtigkeit sein, die keine Begünstigten kennt und keine verschiedenen Maßstäbe, sondern gleiche Rechte für die verschiedenen in Betracht kommenden Völker.

Zweitens. Kein besonderes oder abgetrenntes Interesse irgendeiner einzelnen Nation oder einer Gruppe von Nationen, das mit dem gemeinsamen Interesse aller unverträglich ist, kann zur Grundlage irgendeines Teiles des Abkommens gemacht werden.

Drittens. Es kann in der allgemeinen gemeinsamen Familie des Völkerbundes keine Verbände, Bündnisse oder besondere Abmachungen und Verständigungen geben.

Viertens. Es kann, und das geht mehr ins einzelne, keine besonderen wirtschaftlichen Kombinationen innerhalb des Bundes geben, keine Anwendung irgendeiner Form wirtschaftlichen Boykotts oder Ausschlusses, abgesehen von der im Völkerbund selbst als Strafmaßregel verhängten Ausschließung von den Weltmärkten, die als Mittel der Disziplin und der Kontrolle dient.

Fünftens. Alle internationalen Abmachungen und Verträge jeder Art müssen der ganzen übrigen Welt bekanntgegeben werden."

Paul Rohrbach / Gedanken in Maria Laach

Ich bin in den Buchenwald gegangen, zwischen seinen Bäumen in Leuchten und Stille über das Schicksal nachzudenken, um das wir jetzt ringen. Oben auf der Waldhöhe über dem vulkanischen Rund des Sees, auf dem hellen Wasser in der Tiefe und auf dem bunten Laubkleid der Hänge, die es rings umgeben, liegt das leichtverschleierte Licht des deutschen Herbstsonnentages in all seiner unaussprechlichen Schönheit. Vom Kloster Maria Laach klingt das Nachmittagsgeläut herauf, und dazwischen, der leise raschelnde Fall der Bucheckern aus den hohen Kronen. Wie die Glocken verklingen, breitet sich Stille durch den Bergwald. Da — ein dumpf aus der Ferne heranzitternder Ton, eine schwingende Erschütterung unbeschreiblicher Art, eben noch wahrnehmbar und doch heftig und plötzlich ans Herz greifend — noch einmal, mehrmals: ja, ja, das ist sie, die Schlacht im Westen, im Westen um Deutschlands Zukunft

Was uns drückt — ist es Schuld oder Schickung? Beides, in schicksalsvoller Verkettung. Die persönlichen Verantwortlichkeiten zu suchen, ist jetzt nicht Zeit. Auch das wird kommen, aber nicht eher, als bis der Friede da ist. Bis dahin gibt es keine Vorwürfe gegen einzelne, sondern nur Zusammenballung aller Kräfte bis zum Äußersten. Damit wird mehr zu erreichen sein, als mancher im Augenblick denkt. Noch sind wir nicht entblößt von Mitteln der Verteidigung, und ein fester nationaler Wille, von brauchbaren Führern gelenkt, vermag noch Ungeheures. Indem das Auge die Lichtfluten trinkt, die über den Wald und den See sich ergießen, das Ohr dem Geschützdonner lauscht, kommen und gehen die Gedanken.

Wieviele sagen jetzt, was geschehen ist, hätte nicht zu geschehen brauchen! Ist das wahr? Denken wir zurück in den Sommer 1914 — war der Krieg damals zu vermeiden? Nein, denn die herrschende Partei in Rußland wollte ihn. Man denke, wie Suchomlinow, Januschkewitsch und Ssasonow ihn erzwangen, als es einen Augenblick so schien, als ob Friede bleiben könne. Rußlands Entschluß stand fest; hätte sich nicht dieser Weg zur Durchführung gezeigt, dann ein anderer. Das Rußland, das den Krieg wollte, ist zerschlagen und kommt nicht wieder. Den meisten unter uns will es so scheinen, als ob Deutschlands Sieg oder Niederlage das eigentlich entscheidende Ergebnis des Weltkrieges sein würde. Das ist falsch; Rußlands Auflösung ist es. Selbst wenn man den Ausgang für uns noch so ungünstig denkt — es steht bei uns, wie ungünstig er sein wird — so bleibt Deutschland als Großmacht, das deutsche Volk als Weltvolk erhalten. Wir haben Kräfte in uns, die unzerstörbar sind; über kurz oder lang haben wir uns wieder erholt, und die weltpolitischen Kombinationen wechseln. Rußland aber kommt nie wieder, und das ist das welt-

Digitized by Google

geschichtliche Ergebnis schlechthin, daß der Krieg gebracht hat. Einen Zweifrontenkrieg und eine Einkreisung wie diese wird es für uns nicht wieder geben. Hätte eine Weissagung am Anfang uns verkündet: an allen anderen Fronten wird das Glück nicht bei euch sein, aber im Osten werdet ihr rückenfrei sein, wenn das Ringen vorbei ist, so hätten wir zum Schicksal sprechen müssen: dann gib uns den Krieg — auch wenn wir etwas anderes hätten wählen können. Wir konnten es aber gar nicht. Vielleicht wenn wir von lange her eine grundsätzlich andere Politik gemacht hätten — aber da stoßen wir bereits auf die Stelle, wo Schickung und Schuld sich unauflösbar verbinden; soweit rückwärts zu fragen, hat heute noch keinen Zweck.

Unsere Politik ist gemacht worden ohne genügende Kenntnis der außerdeutschen Welt. Es ist furchtbar, zu denken, wie unwissend die waren, die uns lenkten. Das aber ist nur das eine. Woher kam diese Unwissenheit der Führer? Aus einem Mangel unserer heutigen Bildung und nationalen Weltanschauung. Wir hatten keine großen Führer, weil nur höchste politische Bildung solche zu schaffen imstande ist. Die aber gibt es nicht ohne den Glauben an die Macht der Ideen in der Geschichte. Die überwältigende Mehrheit unserer Gebildeten waren Materialisten in diesem Punkt, ohne es zu wissen. Unsere Gegner waren klüger; sie wußten, wie man Ideen benutzt, um zu siegen. Es gab nur einen deutschen Staatsmann, der für seine Person auf der Höhe gebildeten, politischen Denkens stand, Bethmann Hollweg, aber ihm fehlte die Entschlußkraft, und auch wenn er sie besessen hätte, wäre er doch gescheitert, denn er hätte nicht nur die Feinde, sondern auch die Führer besiegen müssen, auf die das eigene Volk hörte. Das war unmöglich, denn die politische Unbildung bei uns war nicht anders zu überwinden, als durch Durchkämpfen bis ans bittere Ende. Erst muß sie ihre Früchte erkennen, bevor sie einsieht, was sie verschuldet hat.

Wir wissen heute, daß Wilson im Winter 1916/17 den Frieden hat vermitteln wollen, einen Frieden, der weniger Opfer gekostet hätte als die Verluste zweier weiterer Kriegsjahre und unseres jetzigen Angebots. Wäre aber damals in Deutschland eine Regierung von der Stärke gewesen, jene Vermittlung anzunehmen und auf den Tauchbootkrieg zu verzichten, so wäre es mit unserer Zukunft vielleicht schlimmer geworden, als es jetzt werden kann — schlimmer, weil innerlich vergiftet. Unaufhörlich hätten dann Deutsche gegen Deutsche den Vorwurf der schwächlichen Verzagtheit, des feigen Verzichts auf nationale Macht und Größe für kommende Tage erhoben. Wie sollte der Beweis geführt werden, daß nicht jene, sondern wir den besseren Vorausblick besaßen? Vorwürfe und Zwietracht, Rufe nach Erneuerung des Krieges, Zerstörung der nationalen Einheit wäre über uns gekommen. Darum mußte es so sein — und den Glauben an eine leuchtende deutsche Zukunft bewahren wir uns trotz allem.

Ludwig Herz / Die elsaß-lothringische Frage als internationales Problem

Das Friedensangebot Deutschlands betrachtet das Programm Wilsons vom 8. Januar 1918 als geeignete Grundlage für Verhandlungen, und zwar, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" ausdrücklich betont, in vollem Umfange.

Nr. 8 dieses Programms lautet zum Schluß: „Das Unrecht, das Frankreich im Jahre 1871 zugefügt worden ist und das den Frieden der Welt vor 40 Jahren aus dem Gleichgewicht brachte, muß derart wieder in Ordnung gebracht werden, daß der Frieden im Interesse aller gesichert wird."

Indem sie auch diesen Punkt akzeptiert, erkennt die deutsche Regierung an, daß die elsaß-lothringische Frage nicht nur eine Frage zwischen dem Deutschen Reich und der französischen Republik, sondern ein internationales Problem ist. Damit wird den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung getragen, da bei der Verstrickung der Interessen aller Mächte im Zeitalter des Weltverkehrs und der Weltwirtschaft Streitfragen zwischen zwei Großmächten fast immer die Interessen der Gesamtheit berühren.

Ob vom Standpunkt des Rechtes aus die nicht unmittelbar berührten Staaten eine Befugnis zur Einmischung in diese Frage sich zusprechen dürfen, steht auf einem anderen Blatt.

Ehe Thiers nach Versailles fuhr, um mit Bismarck über den Frieden zu verhandeln, hatte er dringende, aber vergebliche Hilferufe nach Wien, London und Petersburg gerichtet. Nicht nur die Kabinette sahen mit verschränkten Armen zu, auch die öffentliche Meinung stellte sich fast einhellig auf die Seite der Deutschen. Carlyle erhob seine gewichtige Stimme für die deutschen Ansprüche, und die „Times" schrieb im Dezember 1870 in einem Artikel, voll von Ausfällen gegen Frankreich, folgendes:

„. . . Seit vierhundert Jahren hat keine Nation so böswillige Nachbarn gehabt, wie die Deutschen an den Franzosen, die . . . immer bereit waren, die Offensive zu ergreifen. . . . Heutzutage, wo Deutschland Sieger über seinen Nachbar ist, wäre es nach meiner Ansicht sehr töricht, wenn es aus der Lage der Dinge nicht Nutzen ziehen und sich nicht eine Grenze sichern wollte, die ihm für die Zukunft den Frieden verbürgt. Meines Wissens existiert in der Welt kein Gesetz, kraft dessen Frankreich ermächtigt sein könnte, von ihm einst weggenommene Güter zu behalten, wenn die bestohlenen Eigentümer die Hand auf den Dieb gelegt haben . . . .

Ich glaube, daß Bismarck vom Elsaß und ebenso von Lothringen sich so viel nehmen wird, als ihm beliebt, daß dies um so besser für ihn, um so besser für die ganze Welt außer Frankreich und mit der Zeit auch für dieses selbst sein wird. . . . Möge das großherzige, friedliebende, aufgeklärte und ernsthafte deutsche Volk sich denn zur Einheit gestalten, möge Germania die Königin des Festlandes werden statt des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und viel zu reizbaren Frankreich. Das ist das größte Ereignis der gegenwärtigen Zeitläufe, dessen Eintritt alle Welt erhoffen muß."

Und Italien? Wie es von dem preußischen Siege von Königgrätz profitiert hatte, um die Grundsteine seiner Einigung zu legen, nutzte es die deutschen Siege gegen Frankreich, um seinen König in Rom einziehen zu lassen.

Die Vereinigten Staaten hielten sich damals noch streng an die Monroe-Doktrin, die die Einmischung in europäische Händel ablehnte. Wie man noch kurz vor dem Weltkriege in Amerika über die Vorgänge von 1870/71 dachte, ergibt sich aus dem Buche eines Amerikaners „Der Staat", das auf Wunsch des Verfassers ins Deutsche übersetzt worden ist. Es heißt dort auf Seite 225: „Die glänzenden Erfolge Preußens im Kriege 1870/71, der im Interesse des deutschen Patriotismus gegen französische Unverschämtheit geführt wurde". . . . Der Verfasser dieses Buches heißt Wilson und ist zurzeit Präsident der Vereinigten Staaten.

Angesichts dieser Tatsachen ist es begreiflich, wenn wir in Deutschland erstaunt den Kopf schütteln, wenn die Staatsmänner der Entente und Wilson selbst von ihrer Pflicht reden, das „Unrecht von 1871" aus der Welt zu schaffen.

Der „Temps" schrieb vor einigen Jahren, und die „Times" gab es bestätigend wieder: eine elsaß-lothringische Frage existiert, weil sie von Frankreich immer wieder aufgeworfen wird; sie sei als „okzidentale Frage" ebenso gefahrenschwanger wie die orientalische Frage. Bei der

Digitized by Google

Stellung, die die jetzigen Ententemächte 1871 eingenommen haben, wäre es aber logischer, wenn sie den Franzosen zugerufen hätten: um der Ursache der Unruhe in Europa und dem unseligen Wettrüsten endlich ein Ende zu machen, verlangen wir, daß ihr endlich auf die Revanchepolitik verzichtet. Wenn die Staatsmänner der Entente statt dessen immer wieder erklären, das „Verbrechen" Bismarcks — das sie verhindern konnten, aber nicht verhindert haben — müsse wieder gutgemacht werden, und Lloyd George erklärt, „nur das französische Volk habe zu entscheiden, was es als Gerechtigkeit betrachtet", so wird uns niemand verübeln, wenn wir hinter dieser sittlichen Entrüstung recht realpolitische Machtansprüche wittern. Allerdings hat sich in dem Kopf mancher verantwortlichen Leiter der Entente ein recht merkwürdiges Bild von den Vorgängen 1870/71 gebildet. So hat Lloyd George englischen Gewerkschaftlern erzählt, die Deutschen hätten „einen sehr beträchtlichen Teil der elsaß-lothringischen Bevölkerung gewaltsam expropriiert". Lloyd George kann dabei nur an die Option gedacht haben, die nach der Eingliederung Elsaß-Lothringens stattgefunden hat.

In enger Anlehnung an die Bestimmungen des Friedensvertrages von Zürich vom 10. November 1859 zwischen Frankreich und Österreich und des Turiner Vertrages vom 24. März 1860 zwischen Frankreich und Italien knüpft der Frankfurter Friede die Rechtsgültigkeit des Entschlusses, die alte Nationalität beizubehalten, an die Pflicht, den Wohnsitz nach Frankreich zu verlegen, ohne jedoch einen Verkaufszwang für den auf den mit Deutschland vereinigten Gebieten belegenen Grundbesitz festzusetzen. Nicht mehr als 3¼ v. H. der Bevölkerung sind daraufhin ausgewandert; niemand wird bestreiten können, daß die von Lloyd George beliebte Darstellung das Bild recht erheblich verzerrt.

Aber selbst, wenn die Ententemächte glauben, „daß Staatsverträge nur so lange gültig sind, wie das Kräfteverhältnis sich nicht ändert, daß zu ihrem Abschluß geführt hat, daß sie mit der Kräfteverschiebung toter Buchstabe werden und nach einer solchen Verschiebung der Frankfurter Friede nur ein wertloses Stück Papier sein wird" — wie Albert Sorel am 1. April 1873 in der „Revue des deux Mondes" schrieb —, oder daß, wie ein französischer Jurist es ausdrückt, „souveräne Staaten ihr Recht nur von Gott und ihrem Schwert herleiten, daß sie eigenen Rechtes sind und selbstherrlich bestimmen, wieweit ihr Interesse und ihre Ehre die Einhaltung unterschriebener Verträge fordert", so mögen sie bei dem jetzigen Zustande zwischenstaatlicher Anarchie recht haben; sie irren aber, wenn sie glauben, daß die „okzidentale Frage" durch eine „Desannexion" Elsaß-Lothringens aus der Welt geschafft sei. Sie vergessen, daß die Wiedergewinnung der entrissenen deutschen Lande ein unstillbares Sehnen des deutschen Volkes seit 1815, von Ernst Moritz Arndt über die Burschenschaft bis zu Mommsen und Adolf Wagner, war und daß sie die unumgängliche Bedingung zur Sicherung der Existenz des Reiches bildete, weil München und Stuttgart gefährlich bedroht sind, solange die Spitze von Weißenburg tief in das deutsche Fleisch dringt.

Es kann auch nicht zugestanden werden, daß die Angliederung Elsaß-Lothringens den Frieden aus dem Gleichgewicht gebracht hat, wie Wilson sagt. Ganz abgesehen davon, daß die französische Revanchepolitik nur einen geringen Teil der Kriegsursachen ausmacht; niemand, der die französische Geschichte kennt, wird glauben, daß Frankreich seine Niederlage vergeben und vergessen hätte, auch wenn es im Besitz von Elsaß-Lothringen gelassen worden wäre. Es hieß „Rache für Sadowa", weil der Waffenruhm von Königgrätz den von Solferino überstrahlte, und schon im Jahre 1866 sagte der französische General Vaillant zu Bismarck: „Der gallische Hahn wird es nicht vertragen können, daß ein anderer lauter in Europa kräht als er". Die „okzidentale Frage" wäre dann der Besitz des linken Rheinufers geworden, nach dem schon Richelieu, Ludwig XIV., Karl X. und Napoleon III. gierten. Der Sturz der Monarchie hat an diesen Wünschen nichts geändert, wie die in Petersburg veröffentlichten Geheimverträge beweisen. Frankreich verlangte und erhielt zugesprochen: Elsaß-Lothringen mindestens bis zum Umfange des früheren Herzogtums Lothringen, einschließlich des ganzen Eisenreviers und des Kohlenbeckens im Saargebiet, sowie Abtrennung der übrigen linksrheinischen Teile vom Deutschen Reich. In der Geheimsitzung des französischen Parlaments soll dieser Vorschlag allerdings nicht gebilligt worden sein, weil Doumergue ohne dessen Zustimmung gehandelt habe. Dieses Vorgehen der Kammer erinnert aber doch allzusehr an das Jahr 1866, als Napoleon bei Ausbruch des österreichischen Krieges Mainz verlangte und auf Bismarcks Antwort: er möge es sich holen, erwidern ließ, er sei krank gewesen und habe von dem Anspruch nichts gewußt.

Und Gambetta selbst, der Verfasser des flammenden Protestes der Elsaß-Lothringer in Bordeaux, der Apostel der Revanche? Er erklärte zu verschiedenen Malen, daß, nachdem Preußen die Vormacht in Deutschland geworden sei, der Besitz des linken Rheinufers für Frankreich eine Notwendigkeit sei. Er würde sich sogar mit einem Siege der kaiserlichen Waffen abfinden, wenn Frankreich aus dem Kriege vergrößert hervorginge. Ähnliche Äußerungen hat Thiers gemacht. Damit fällt auch die Legende zusammen, daß das „Unrecht" Deutschlands gegen Frankreich darin bestehe, daß es nach Sedan den Krieg weitergeführt habe. Ganz abgesehen davon, daß es gerade die systematische Opposition der späteren Machthaber von Bordeaux war, die den Kaiser Napoleon III. wegen seiner schwächlichen Langmut gegenüber dem durch sein Emporwachsen immer gefährlicher werdenden Preußen in den Krieg trieb; als er ausbrach, stimmte fast die ganze Kammer für ihn, das Volk schrie jubelnd „nach Berlin", und Gambetta selbst verurteilte ihn nicht, er erklärte lediglich seinen Freunden, daß er den Kriegsgrund ungeschickt fände. Wenn die Mächte, die die Entscheidung von 1871 anerkannt haben, die bedingungslose Rückgabe der Länder an Frankreich fordern, so würde das, selbst wenn das deutsche Volk, durch die Kriegslage gezwungen, auf sie verzichten müßte, in keiner Weise ein friedliches Nebeneinanderleben Frankreichs und Deutschlands gewährleisten.

Wieweit das deutsche Volk sich auf die Dauer seelisch mit dem Verluste kerndeutscher Lande abfinden würde, steht dahin; ebenso fraglich ist es, ob nicht mit dem Essen Frankreichs Appetit nach den „natürlichen Grenzen" wieder erwachen würde. Das scheint auch Wilson zu fühlen, wenn er sagt, die Frage müsse so geordnet werden, daß der Frieden im Interesse aller gesichert werde.

Für Wilson ist natürlich die elsaß-lothringische Frage nur eine unter vielen Nebenfragen, nur reine Verstandesfrage, Herzenssache ist ihm die Schaffung eines auf Rechtsboden gegründeten Völkerbundes. Eine seiner Stützen würde morsch sein, wenn die elsaß-lothringische Frage in dem sonst von ihm abgelehnten Sinne des „Gewaltfriedens" gelöst würde. Auch die französischen Völkerrechtslehrer — von den neutralen ganz abgesehen — haben nie bestritten, daß

Digitized by Google

der Versailler Frieden dem geltenden Völkerrechte entsprach, sie haben höchstens erklärt, daß er vor einem idealen Völkerrecht nicht bestehen könne. Geht der französische Anspruch auf reine „Desannexion" in Erfüllung, so bedeutet das nicht mehr und nicht weniger als die Anerkennung des von jeher vom Völkerrecht verworfenen Wiedereroberungskrieges; es hieße, wie der berühmte Völkerrechtslehrer Holtzendorff sagte, die Blutrache im Völkerleben sanktionieren.

Walther Schotte / Was wird aus Mitteleuropa

Während eine alte Welt in Trümmer stürzt und unter sich Ideen der Vergangenheit begräbt, während selbst die Verhältnisse sich lösen, in die die Kriegserstarrung Europa gebannt hatte, sorgen wir uns um das, was immer im Mittelpunkt unserer politischen Zukunftshoffnungen gestanden hatte, und fragen bange: was wird aus Mitteleuropa. Gerade die Voraussetzungen, die wir für unsere Konstruktion Mitteleuropas notwendig hatten, scheinen schon auf dem Schutt der Vergangenheit zu liegen. Auf der einen Seite die Möglichkeit politisch-militärischer Bündnisgestaltung, die die neue Ära des Völkerbundes ausschließen will, und auf der anderen der staatsrechtliche Bestand und Zusammenhalt jener Staaten und Völker, die den Kern Mitteleuropas als einer politischen Neugründung zu bilden bestimmt waren. Das Programm Wilsons, das wir als Grundlage der Verhandlungen angenommen haben, verbietet für die im Völkerbund zu vereinigenden Staaten ausdrücklich militär-politische Bündnisse alten Stils, ja es wehrt sich sogar, wenn auch in unbestimmten und der Klärung noch bedürfenden Ausdrücken, gegen wirtschaftliche Verbindungen zwischen den Staaten. Die Tendenz davon ist ohne weiteres verständlich und wird von uns mit voller Überzeugung aufgegriffen. Das Wilsonsche Programm will für die Zukunft Gruppenbildungen ausschließen, die, wie wir erlebt haben, unweigerlich zu kriegerischen Zusammenstößen führen. Es will ferner durch den Ausschluß wirtschaftlicher Verbindungen den Wirtschaftskrieg verhindern, der leicht einen Keim zu neuen kriegerischen Zusammenstößen abgeben könnte.

Die bekannten 14 Punkte Wilsons vom 8. Januar d. J. greifen außerdem den überkommenen staatsrechtlichen Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie an und beflügeln so einen Verlauf, der, bislang unter der Oberfläche verborgen, in diesen Tagen plötzlich an das Licht getreten ist und der sowohl zu einer Umbildung wie zu einem Zerfall des alten Reiches der Habsburger führen kann. Es ist eins der weltgeschichtlichen Ereignisse der Gegenwart, daß sämtliche Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie sich entschlossen haben, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Die Kleinen, wie die Ukrainer, die Rumänen, die Italiener, sagen sich heut schon völlig von der alten Austria los und verkünden den Anschluß an ihre Muttervölker. Galizien wird von den Polen innerhalb und außerhalb der Monarchie nicht mehr als Teil von ihr, sondern bereits als unlösbar verbunden mit dem werdenden vereinigten Polen betrachtet. Die Tschecho-Slowaken haben alle Vorbereitungen getroffen, ihren selbständigen und unabhängigen Staat zu gründen, der mitten durchgehen soll durch die bisher allein bestehenden staatsrechtlichen Einheiten des Reiches, durch Österreich und Ungarn. In gleicher Weise schneiden die Südslawen ihr Reich längs der Adria aus den alten Staaten Österreich, Ungarn und Serbien heraus, ein einziges Reich, das sie alle wollen, einig über den alten vergessenen Gegensätzen ihrer Konfessionen und Nationalitäten. Werden Magyaren und Deutsche zusammen bleiben? Sie werden es! Und müßig erscheint es fast, heute die Form ihres Zusammenhangs zu diskutieren, noch dazu dann, wenn man, wie jetzt in Ungarn, gleichsam mit blinden Augen gegen die Bilder der Gegenwart, veraltete Begriffe in die Diskussion aufnimmt: Realunion oder Personalunion. Wichtiger als das alte Reich sind heute auch den Deutschen Österreichs sie sich selbst. Das nie geglaubte Wunder ist geschehen, alle ihre Parteisplitter sind zusammengeschmolzen in eine nationale Einheit. Von den Sozialdemokraten ging der Anstoß zur Einigung aus, nach ihren Worten werden künftig auch die Deutschen Österreichs ihre Rechte als Nation zu wahren wissen in der Verteidigung gegen die anderen Völker, neben und mit denen sie leben, in der Bestimmung ihres Schicksals, im Verhältnis zu dem alten Reich und zum großen deutschen Muttervolk, mit dem sie in ewiger Treue verbündet bleiben. Das eine ist offenkundig, die Frage, ob Österreich-Ungarn als Staat, wenn auch als Bundesstaat in die Zukunft mithineinkommen soll, die Frage werden in erster Linie die Deutschen Österreichs beantworten. Wie sie dasjenige Volk waren, das diesen Staat begründet hat, dessen Treue diesen Staat erhielt, dessen Kultur diesem Staat die Grundlagen gab, so werden sie diejenigen sein, die als sein Rumpf zurückbleiben und den Kern für seine Wieder- und Neubildung abgeben können. Wozu sie sich entschließen, das wird weder von unseren Wünschen noch ganz von ihrer Einsicht und ihrem Willen abhängen können. Auch unsere Wünsche sind im Augenblick nicht ohne weiteres restlos zu bestimmen. So warmherzig das deutsche Volk seine Arme öffnen wird, die Brüder der alten Ostmark bei sich aufzunehmen, so leicht ist es möglich, daß es in unserem und ihrem Interesse liegen kann, wenn sie als Deutsche den festen Bestandteil eines bleibenden Oststaates bilden. Wir müssen auch feststellen, daß in den ganzen erregten Auseinandersetzungen, die in diesen Tagen den österreichischen Reichsrat durchtobten, von verschiedensten Seiten mit Besonnenheit auf die Gefahren aufmerksam gemacht worden ist, die die Zerreißung eines alten staatlichen Organismus für jeden seiner Teile mit sich bringt. Das alte Österreich ist kein Gebilde sinnlosen Zufalls gewesen, es sind geographische Notwendigkeiten, die seine Völker zueinander zwangen und die Jahrhunderte alte geschichtliche Gemeinschaft hat über alle nationalen Gegensätze hinweg eine kulturelle und wirtschaftliche Einheit geschaffen, in der das Leben der einen auf das der anderen angewiesen ist. Der christlich-soziale Abgeordnete Prälat Dr. Hauser und ebenso der tschechische Sozialdemokrat Tusar haben davor gewarnt, die Bedingungen eines historisch-politisch gewordenen wirtschaftlichen Großbetriebes durch Kleinstaaterein zu zerstören! Das Bedeutsamste aber ist vielleicht, daß aus eben diesem tschechischen Munde der Wunsch kam, wir wollen mit dem deutschen Volke in Frieden leben.

Gewiß, das sind Hoffnungen für ein neues Österreich-Ungarn, sind auch Hoffnungen für Mitteleuropa. Obschon durch die Möglichkeit einer Neu- oder Umbildung des österreichisch-ungarischen Staates niemals wieder ein Mitteleuropa alten Stils, ein Mitteleuropa, wie wir es ursprünglich gedacht haben, auf die Tagesordnung gesetzt werden kann. Das Mitteleuropa alten Stils, wie wir alle es wollten, war imperialistisch gedacht. Imperialistisch vom Standpunkt des einzelnen Staates aus, vom Standpunkt der Gegensätze, die sich unter

Digitized by Google

den großen Machtzentren Europas und der Welt herausgebildet hatten. Indem wir uns rückhaltlos zu dem Programm Wilsons bekennen, indem wir mit unbedingtem Vertrauen in die Ära des Völkerbundes hineingehen, haben wir mit der imperialistischen Machtpolitik der Vergangenheit endgültig gebrochen. Dieser große Entschluß ist eine Kritik an der Vergangenheit, eine Selbstkritik, zu der wir uns mutig bekennen müssen, eine Kritik übrigens, die über alles Persönliche hinauswächst zu allgemeinen historisch-politischen Erkenntnissen. Eine ernste Frage aber löst diese Kritik aus: Waren wir es, die auf das falsche Pferd gesetzt hatten, waren wir die blinden Propheten einer schon verlorenen Idee, gehört Mitteleuropa in die Rumpelkammer der Geschichte und hätten wir nicht statt von Mitteleuropa zu träumen, an Europa, an die Welt und die Menschheit denken und für sie unser Haus wohnlich einrichten sollen?

Dieser Krieg war der Krieg des einzelstaatlichen Imperialismus. Solange er gekämpft wurde mit der Aussicht auf Sieg der einen oder anderen Mächtegruppe, solange war der imperialistische Gedanke am Leben, solange bestimmte er die Ordnung der Welt, und hätte er mit der einen oder der anderen Mächtegruppe gesiegt, so würde auch die Zukunft ihm gehört haben. Der Politiker kann die Macht nicht abschwören, solange sie am Leben ist, erst wenn sie sich totgelaufen hat, ist es möglich, andere Kräfte in die Welt einzuführen. In diesem Kriege mußte man Mitteleuropa imperialistisch denken. Erst heute, nachdem es klar ist, daß der Sieg diesen Krieg überhaupt nicht mehr beendigen kann, nachdem es klar ist, daß auch die vielleicht jetzt stärkeren Feinde sich zur Verständigung entschließen müssen, zur Neuordnung der Welt durch die Ideen der Gerechtigkeit und Notwendigkeiten, statt durch die Macht der Gewalt, erst heute kann man Mitteleuropa sich anders als imperialistisch denken, aber auch noch heute muß man Mitteleuropa denken und wollen!!

Denn es ist da! Es ist vielleicht zur Stunde nicht mehr als ein geographischer Begriff, um ein altes Wort, das man einst mit bösem Spott für Deutschland sagte, auf neue, größere Verhältnisse anzuwenden. Aber ein geographischer Begriff, das ist schon viel gesagt! Aus dem geographischen Begriff Deutschlands ist das Reich geworden, das auch diese Weltkatastrophe überdauern wird. Ein geographischer Begriff, das heißt auch unter einem Himmelsstrich leben, dessen Bedingungen einander gleich sind und wo das Feld nicht für dich und mich, sondern für uns alle reifen muß. Wo die Kohle, die ich haue, deinen Ofen heizen muß. Die geographische Einheit ist die Bedingung einer Lebensgemeinschaft. In unserem Falle hat außerdem die geographische Einheit Mitteleuropas längst eine Einheit gemeinsamen geschichtlichen Lebens und dadurch wieder eine Einheit der Kultur geschaffen. Mitteleuropa, das ist Ausgang und Ende der europäischen Kultur überhaupt, das ist das jahrhundertalte Bollwerk europäischen Lebens, das noch Jahrhunderte wird halten müssen.

Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß dem alten Europa eine große Gefahr droht. Diese Gefahr heißt der Bolschewismus. Diese Gefahr ist Rußland. Der Bolschewismus ist die völlige Anarchie und der Terror, die Vernichtung der Gesellschaft, die Vernichtung aller Bedingungen der wirtschaftlichen Produktion. In seinem grauenhaften Gefolge sind die Seuchen und der Hunger. Wie jede Revolution, ist auch der Bolschewismus eroberungssüchtig, eroberungssüchtig für seine Ideale, die niemals die Ideale des alten Europas sein können. Er klopft an unsere Tore an mit nicht geringerer Gewalt als einst der Imperialismus des alten Rußlands, und ein gut Teil des alten Imperialismus ist auch im Rußland des Bolschewismus noch lebendig. Wir kennen dokumentarische Nachweise, nach denen die Sowjet-Republik zu der Idee eines selbständigen polnischen Staates nicht anders steht, wie einst der Zar. Die russische Gefahr ist dauernd. Phantasterei ist es zu glauben, daß drüben bald die Reaktion kommt, die das bürgerliche Rußland wiederherstellt. Die Gesellschaft, die ein bürgerliches Rußland bilden könnte, existiert nicht mehr, sie ist ermordet, ihr Besitz ist verschleudert, sie fände keine Grundlagen mehr. Wann eine neue bürgerliche Gesellschaft aufkommen wird, das kann heut niemand sagen; aber auch dann werden wir keine Ruhe haben vor Rußland. Gewiß werden wir wieder mit ihm leben müssen; man kann einen so ungeheuren Teil der Welt nicht von dem gegenseitigen Verkehr ausschließen. Aber, indem wir mit Rußland leben, handeln, arbeiten, müssen wir immer auf der Hut sein, müssen uns sagen, daß noch Jahrzehnte verstreichen werden, ehe die Kultur dieses Landes so durchorganisiert ist, daß das neue Volk auf gleich und gleich mit uns, in der Familie des Völkerbundes mitwollen kann. Eine niedrigere Kultur ist nun mal immer imperialistisch, angreiferisch!

Wer aber wird der Torwächter des alten Europas sein? Mitteleuropa! Alle die Staaten und Völker, denen die Gefahr zunächst ist, die an der Grenze des Bolschewismus liegen! Hält die natürliche Mauer dieser Völker nicht, und bricht die Flut der Anarchie zu uns ins Land, dann ist auch England und der ganze Westen Europas nicht mehr sicher, Europa ist verloren! Hier hat Mitteleuropa seine große, historische Aufgabe: Der Retter Europas zu werden! Dies Ziel aber zu erreichen, ist noch unendlich viel zu tun, und diese Arbeit knüpft wieder an genau die gleichen Sorgen an, die uns schon in der Arbeit um unser altes Mitteleuropa bewegten. Die Vereinigung der vielen nationalen Streitigkeiten, der Ausgleich der einander feindlichen historischen Ansprüche unter den Staaten Mitteleuropas, dieser ganze häusliche Zwist muß endlich zu Grabe getragen werden. Dann erst kommt die positive und schöpferische Arbeit. Ob dazu das alte Mittel der Zollunion helfen kann, das ist eine Frage, die die Beteiligten erneut überlegen müssen. Wenn ja, dann müssen unsere Vertreter sie loyal und energisch auf dem kommenden Friedenskongreß vertreten. Es kann Wilsons Meinung betr. das Verbot wirtschaftlicher Verbindungen zwischen den Staaten nicht sein, das zu trennen, was durch die Natur der Lage, was durch die Natur der Kräfte zueinander gehört. Außerhalb jeder Möglichkeit weltwirtschaftlicher Spannungen steht die Bildung naturgegebener neuer Wirtschaftskörper, die im Gegenteil von kräftebefreiendem Einfluß auf die Entwicklung des Weltwirtschaftslebens sein muß.

Mit Zollunion und Handelspolitik ist übrigens diese innere Einigung Mitteleuropas allein auch noch nicht gemacht. Hierfür eröffnet sich das weite Feld der An- und Ausgleichung des rechtlichen und des sozialen Lebens, der nur in gemeinsamer Arbeit zu erzielenden Verdichtung des Verkehrs: Sorgen, aber auch frohe Mühen für Generationen von Menschen in Mitteleuropa.

Mitteleuropa ist nicht tot! Mitteleuropa fängt jetzt ein um soviel zukunftsreicheres Leben an, als es nicht mehr nur ein Geschöpf ewigen Krieges, ewiger Feindschaft zwischen Ost und West aufwachsen soll, als es vielmehr der Hort neuen friedlichen Lebens, der Anfang kulturellen Aufbaues, die Voll-

Digitized by Google

endung europäischer Kultur sein wird. Mittel- und Westeuropa, sie werden die freundlichen Brüder der alten und ewig jungen Mutter Europa werden.

v. Frankenberg / Soll der Klügere nachgeben?

Ein paar Gedanken über die Kunst, Frieden zu schließen.

Dies ist die Zeit der Aussaat auf geistigem Gebiet. Wo früher umgepflügte Brache war und wild wucherndes Unkraut die Saat erstickte, da haben der Ernst und die Not der letzten Monate tiefe Furchen gezogen. Hoffen wir, daß der harte Boden nun wirklich gelockert und für guten Samen empfänglich geworden ist! Mag auch die Frucht nur langsam reifen und erst in ferner Zeit unser täglich Brot werden, — — wir sehen nun doch wieder etwas wachsen und leben, woran man sich freuen und wofür man sich begeistern kann.

Wie hoch das Unkraut emporgeschossen war! Selbst die Ereignisse in Rußland hatten uns nicht darüber belehrt, daß der Friedensschluß keine Angelegenheit der Regierung, sondern Sache des ganzen Volkes ist.

Wahrlich, wir dürfen das Friedenschließen nicht den Diplomaten überlassen. Sie würden einen Frieden zustande bringen, so faul, wie der letzte war.

Nicht sie, *das ganze Volk* muß den Frieden schließen, vom obersten Diener des Staates bis zum letzten Schuljungen, der seine Schlipsnadel mit der Inschrift: „Gott strafe England!“ zerbrechen muß und zerbrechen wird. Es muß uns erst zum Bewußtsein kommen, daß *dieser* Friede mehr bedeutet, als das Aufhören des Kriegszustandes. Es muß uns wirklich Ernst, *heiliger* Ernst sein mit der Aussöhnung! Solange wir in unserem Herzen an Rache denken, an den nächsten Krieg oder an „die Strafe des Himmels, die den ruchlosen Briten am Ende schon noch treffen wird“, so lange wird und kann und *darf* nicht Friede sein. Denn ein unehrlicher Friede — und fast jeder Friede, den wir aus der Geschichte kennen, *war* unehrlich! — — legt ja nur den Grund zu neuer Entzweiung. Ein Friede, der nicht in der Seele des Volkes zustande gekommen ist, der hält nicht und ist nicht wert, daß Glocken läuten und Fahnen wehen, denn ihm schaut ja ein Gespenst über die Schulter, das Gespenst des *nächsten Krieges*, des Rachekrieges.

Einen Volksfrieden wollen wir, der, was heute noch fast unmöglich scheint, den sorgsam gepflegten, wie eine fremdländische Blume gehüteten Haß gegen die Nachbarvölker wieder in sich zusammensinken läßt.

Ach, es wird noch manches Spatenstichs bedürfen! Man darf es nicht für Friedensstimmung nehmen, daß jetzt vielen der ärgsten Kriegshetzer und Schönfärber angesichts gewisser militärischer Rückschläge plötzlich der Mut entsunken ist. Wenn doch erst jeder einsähe, wie wenig die Friedensbereitschaft mit unseren militärischen Erfolgen zu tun hat! Wer — in einem Privatstreit — nur deswegen friedlich gesinnt wird, weil er sieht, daß er mit Gewalt nichts ausrichtete oder daß der Gegner ihm sogar an Macht überlegen ist —, dem ist nicht zu trauen. Und mit solcher unehrlichen Gesinnung darf auch der Weltfriede nicht geschlossen werden.

Friedlich stimmen soll uns nicht der Gedanke, daß wir auf dem Schlachtfelde keinen Sieg mehr erwarten können, sondern die Überzeugung, daß jener Geist des Militarismus, der da hofft, mit Gewalt mehr zu erreichen, als worauf er ein Recht hat, eine schändliche, unser unwürdige Gesinnung ist.

Ist es nicht etwas Seltsames um das Streiten überhaupt? Werden wir selbst in Streit verwickelt, so ist es uns von Anfang bis zu Ende klar, daß auf unserer Seite das lauterste Recht, auf seiten des Gegners nur schwärzestes Unrecht ist. Sehen wir aber dem Streite zweier uns fremden Parteien zu, so entdecken wir, je nach Veranlagung schneller oder langsamer, daß der Standpunkt beider durch gewichtige Gründe gerechtfertigt oder doch durch unvermeidliche Mißverständnisse entschuldigt ist, daß also eigentlich kein Grund vorlag, die Formen freundlichen Verkehrs zu verlassen, und daß in jedem gegebenen Augenblick die Gegner nichts Klügeres tun könnten, als sich schleunigst zu vertragen.

Die Chinesen haben ein Sprichwort: „*Mache dir deinen Feind zum Freunde, und du wirst zehnmal stärker sein!*“

Wir selber haben ein anderes Wort, das wohl jedem von uns in Kindertagen einmal vorgehalten wurde und sicherlich mehr Verwunderung als Gehorsam hervorrief: „*Der Klügere gibt nach!*“

Das will so leicht keinem in den Kopf. Der Klügere, so denkt man, wird doch wohl in der Regel gerade der sein, der recht hat. Wenn der nun immer nachgibt, so ist das ja die verkehrte Welt. Erst recht nicht nachgeben sollte er! Sich durchsetzen, *das* wäre seine Pflicht!

Die so sprechen, haben in der Tat alle Ursache, nicht nachzugeben, denn: *sie* sind *nicht* die Klügeren.

Aber wirklich, das Sprichwort ist etwas orakelhaft und verlangt geistige Mitarbeit. Der Klügere gibt nicht so weit und in *dem* Sinne nach, daß er sich dem Willen des Dümmeren unterwürfe, sondern *er sieht die höheren Gesichtspunkte*, unter denen der ganze Streit lächerlich und unsinnig erscheint. Er entdeckt Interessen, die ihm mit seinem Gegner *gemeinsam* sind, und findet Wege, auf denen sie von beiden gemeinsam erstrebt werden können, ja, er schließt eine *Arbeitsgemeinschaft* mit ihm, die beiden sichere Vorteile gewährleistet. Und gleichzeitig kundschaftet er Mittel zur Vermeidung künftigen Zwistes aus, denn er ist von der Unfruchtbarkeit eines jeden Streites durchdrungen und hält den Versuch, über Meinungsverschiedenheiten durch gegenseitige Schädigung entscheiden zu wollen, für aussichtslos. Je klüger jemand ist, um so fester ist er davon überzeugt, daß jeder Streit sich auf vollkommen friedlichem Wege schlichten läßt und daß es nur darauf ankommt, die Bedingungen zu schaffen, unter denen das Gute, das in jedem Menschen steckt, beim Gegner zum Durchbruch und zur vollen Entwicklung kommen kann.

Der Klügere also „gibt nicht nach“, sondern stellt eine Synthese her, eine Vereinigung seiner Interessen mit den gegnerischen. Er tut das, indem er sich darauf besinnt, wieviel Gemeinsames für ihn und seinen Gegner aus der Tatsache folgt, daß sie beide *Menschen*, und das heißt: *Kampfgenossen*, sind. — Spräche ich zu Biologen, so würde ich sagen, daß es eine *Symbiose*, eine Lebensgemeinschaft, ist, was er ins Werk setzt. In einem Volke von vorwiegend historisch Gebildeten wird es richtiger sein, an die deutschen oder die amerikanischen *Einigungskriege* zu erinnern, bei welchen durch eine bloße Vergrößerung des Interessenkreises (Kleinstaat — Staatenbund), durch ein Hinausgehen über die zu Streitigkeiten führende Kirchturmspolitik, sehr schwere Gegensätze für alle Zeit ausgelöscht worden sind.

Auch in unserer Zeit will die weltgeschichtliche Vorsehung eine Synthese, ein unerhörtes *Neues*.

Digitized by Google

Es handelt sich beim Friedensschlusse nicht um die Beendigung dieses Krieges. Die das glauben, sollten doch zurücktreten von öffentlichen Ämtern und Diensten großen Ausmaßes, denn ihre sichtlich unheilbare Kurzsichtigkeit wird uns sonst noch immer tiefer ins Elend bringen.

Soll dieser Krieg uns nicht die Augen öffnen über die Politik des Kriegführens überhaupt, dann ist es eine Kirchweihprügelei gewesen, und es lohnt sich nicht, die Schulbücher darum zu ändern.

Mehr und mehr wird es klar, daß die Aufhaltsamkeit des Krieges das eigentliche Kriegsziel war; freilich — und leider gilt dies auch für uns Deutsche — kein Ziel in dem Sinne, daß es den unser Handeln bestimmenden Zweck gebildet hätte, wohl aber das Ziel, auf das die Entwicklung unaufhaltsam und wie von selbst hinlief.

Und nun, da wir diesem Ziele näherkommen, erscheint es gar nicht mehr als etwas Negatives, sondern als etwas ganz Wirkliches und Lebendiges. Hier ist Raum für Hoffnungen, hier ist wahrlich Anlaß, sich zu begeistern! Wie unseren Vätern der Gedanke an ein einiges Deutschland vorschwebte, so leuchtet jetzt aus den dunkeln Wolken, die die Zukunft verhüllten, das Bild unseres größeren Vaterlandes Europa, ja der Vereinigten Staaten der Welt. Und das neue Ideal erfordert neue Liebe und neue Hingebung.

Man halte es einem Deutschen zugute, wenn er seinem Kummer und seiner Enttäuschung darüber Ausdruck gibt, daß es nicht Deutschland, das alte Land der geistigen Führer, hat sein dürfen, von dem der Gedanke des Völkerbundes siegreich ausstrahlte! Uns, die wir nach unserer Geschichte und nach der gerechten und eindringenden Denkweise unseres Volkes berufen gewesen wären, als erstes unter allen Völkern der Erde das gewaltige Gebot der Stunde zu begreifen, wir haben erst unter dem Zwang der Verhältnisse gelernt zuzugestehen, daß das Recht die Welt regieren soll! Nicht, daß es uns unmöglich war, mit den Waffen in der Hand die ganze Welt zu besiegen (eine Einsicht, die dem vernünftigen Teile des Volkes sehr bald kam), sondern daß Führer unseres Volks, Edelleute, Hochschullehrer, Industriekapitäne, Pastoren, sich offen zur nackten Machtpolitik bekannten und daß es erst militärischer Mißerfolge bedurfte, um uns (das Volk als Ganzes genommen) von der Raubrittermoral des Imperialismus abzubringen, ist so sehr zu bedauern. Wir hätten die geistigen Führer im Völkerbunde sein können und müssen nun froh sein, wenn wir überhaupt in ihn aufgenommen werden.

Aber, will's Gott, so werden wir doch darin die Stellung erringen, die uns gebührt. Nicht von heute auf morgen freilich und nicht mit den Mitteln, welche bisher im Wettstreit der Nationen galten. Wer immer noch hofft, durch die Gewalt — — sei es kriegerische oder wirtschaftliche Macht — uns einen Platz vor anderen Völkern zu erobern, für den hat dieser lange Krieg noch nicht lange genug gedauert. Guter Wille und ehrliches Können auf jedem Gebiet, das sind die Eigenschaften, die künftig ein Volk auf die Höhe führen werden. Mit Übervorteilung aber und mit dem Appell an die physische Kraft ist's nun vorbei. Der Begriff der „Staaten", wie wir ihn kennen, als von losgelösten Individuen, wird allmählich verblassen. So wie sich die Korallen zu Stöcken vereinigen, in denen es durchaus nicht möglich ist zu sagen: „Hier hört dies Individuum auf und fängt das nächste an," ebenso wird es auch im Leben der Völker dereinst nicht mehr möglich sein, die Interessen Deutschlands von denen Englands oder eines anderen Staates zu trennen. Der Traum vom Weltbürgertum wird, wie so viele andere Träume, Wirklichkeit werden.

Schließen wir Frieden in diesem Geiste, so wird es auf jeden Fall ein „guter Friede" sein.

Du aber, deutsches Volk, das durch den Krieg in zwei wichtigen Forderungen, denen der Freiheit und der Gleichheit, unterstützt wird, erfülle nun du diejenige, deren Erfüllung nur von dir selber abhängt und nicht von oben herab gewährt werden kann, das erste Erfordernis gegenüber Mitbürgern und gegenüber Mitmenschen: Brüderlichkeit!

Paul Schubring / Dantes Fegefeuer

1. Die Vorwürfe, die man der „Hölle" macht, gelten in verstärktem Maß für das „purgatorio". Man sagt, hier gebe es erst recht keine Flucht vor Scholastik und Symbolik, vor Kategorien und Formeln. Wer den Thomas von Aquin nicht gut kenne, der müsse verzichten; höchstens die Erscheinung Beatrices sei „rein künstlerisch" zu genießen. Ich hasse die Formel „rein künstlerisch" mehr als alle Formeln mittelalterlicher Scholastik; denn sie will faule Geister rechtfertigen, die sich nicht die Mühe geben, in eine komplizierte Sache sich hineinzuknien und sich solcher Faulheit auch noch rühmen, als sei ihre Oberflächlichkeit etwas Besseres und Feineres. Man kommt zu der hohen Kunst dieser letzten Gesänge des Fegefeuers auch nur, wenn man sich die ganze Architektur klarmacht, wenn man langsam, mühsam und geduldig den hohen Aufstieg des Berges der Entsühnung vollzieht, bis in der Höhe uns das wohlverdiente: „Hier ist die Aussicht frei, der Geist erhoben" empfängt. In 33 Ansätzen ist auch diese Wanderung umschrieben, jeder Gesang hat etwa 140 Verse, also zusammen fast 5000 Verse, und jeder ist schwer gefüllt mit Sinn, Anspielung, Bild, Vergleich, Mythus, Legende, Lehre und Warnung. Das alles zu bewältigen, kann keine Kleinigkeit sein; auf den Großglockner steigt sich's schneller. Aber wir kommen hier auch ins irdische Paradies; sollte sich etwas Mühe nicht lohnen?

2. Wie entstand dieser Berg der Sühne-Seelen? Als Luzifer sich gegen Gott empörte, stieß ihn der Meister vom Thron und wirbelte ihn durch alle neun Himmelssphären köpflings in die Tiefe zur Erde. Mit dem Kopf voran sauste er in die Erdschale hinein und blieb dann in der Mitte des Erdinnern stecken. Da, wo er in die Erde drang, spritzte die Erde hoch auf und bildete diesen Berg, der so viel Schicht hat, wie der Trichter der Hölle leeren Raum. Also genau der Revers; in der hohlen Hölle die leeren Taschen, auf dem massiven Berge die Absätze, Kreise und Halte. Dante sieht alles ganz plastisch; die strenge Lokalisierung entspricht der klaren Architektonik des Aufbaues des Gedichtes. Es ist eben nicht wahr, daß er nur ungefähr sich ein Bild gemacht habe von der Situation; es läßt sich alles graphisch verdeutlichen. Auch mit der Zeit nimmt Dante es sehr genau. Es ist Ostersonntag früh um 5 Uhr im Jahr 1300, als die Wanderer die Hölle verlassen und wieder das liebe Himmelslicht sehen.

3. Ein Wort der Verteidigung für Luzifer. Gewiß, er hat gesündigt. Er sah höchste Schönheit neben sich auf dem Thron und wollte nicht weniger schön sein. Da empörte er sich. Aber ist nicht diese Empörung ein Ausdruck höchsten Sehnens, tiefster Bewunderung? Wir lieben Semele und Elsa ob ihres Fragens und verehren Orpheus, der nicht warten konnte — sollen wir Luzifer verurteilen? Maria, Anna, Beatrice blicken fortwährend sehnsuchtsvoll auf den höchsten Thron; so edel schimmert sein Glanz. Luzifer wollte mehr als blicken; er wollte thronen. Und nun muß er — nach kurzem Blühen, nur sieben Stunden leuchtete er neben der Gottheit! — den Hunger nach Glanz mit vieltausendjähriger niedrigster Knechtschaft büßen, er muß die verhaßtesten Menschen, die es gibt, dauernd zermalmen mit seinen drei Mäulern, er muß, statt im Lichte der Höhe zu lachen, das Stöhnen und Schreien von Tausenden Gequälter fortwährend um sich hören;

Digitized by Google

Es klemmt ihm den Leib zusammen, Giganten lauern bei der geringsten Bewegung, um auf ihn loszuschlagen, Erdspalten klemmen ihm die Beine fest — und all das nun schon über 12 000 Jahre lang! Wahrlich, Gott straft gehörig, wo er ordentlich strafen will. Den grotesken Sturz wird Luzifer auch nicht vergessen; er fiel mindestens neun Tage lang!

4. Auf der Spitze des durch Luzifer aufgespritzten Berges liegt nun nach Dante das irdische Paradies. Da blüht der verbotene Apfelbaum, da lächelte die Unschuldswiese der ersten Menschheit. Hier also standen einst Adam und Eva sich gegenüber und waren erstaunt. Ging ihre Vertreibung nun so vor sich, daß Gott sie den Berg herunterstürzte? Aber dann wären sie ja in den Ozean gefallen! Dante spricht sich nirgends darüber aus. Nur so viel steht fest: dort oben aß Eva den Apfel. Sie kam dann auf die Welt, blieb dann im Limbus, bis Christus sie erlöste, und thront heut in der „Rose", von der noch die Rede sein wird. Wahrlich, weite Reisen; durch alle Sphären werden die Stammeltern geführt. Freilich handelt es sich dabei auch um 5033 Jahre; in der Rose sitzt Eva seit 1885 Jahren. — Den Berg umgibt das Wasser des Ozeans, der ja das ganze Erdenrund umgibt und hier am äußersten Rande in einem besonderen Kreis den Berg umströmt. So wenigstens stelle ich es mir vor: jedenfalls kann man nur mit einem Kahn hierher gelangen. Dante und Virgil machen die einzige Ausnahme, sie steigen aus der Tiefe des Schlundes direkt an den Strand.

5. Bei der Hölle ging's aus Toskanas Hain in eine dunkle Tür; hier geht's aus dem dunklen Schlund in jungen Osterglanz. Ein Augenblick, wie bei Tannhäusers Erlösung aus dem Hörselberg, nur ist der Kontrast noch viel größer. Licht, Woge, Schiff und weiter Horizont, und schon naht ein Kahn, in dem ein Engel in weißen Kleidern Sühnende heranführt. Wir denken an Charons schauerlichen Kahn, an seine feuerglühenden Kohlenaugen. Hier ein sanfter Steuermann, dessen Flügel Segel sind, der ohne Ruder fährt. Dort bei Charon war alles dunkel, rot, nackt und Jammer; hier ist es hell, weiß, bekleidet und Hoffnung. Dort klapperten die Geängsteten mit den Zähnen hier singen sie den Psalm: als Israel aus Ägypten kam. Eine besondere Beglückung wird Dante dadurch zuteil, daß eine der Sühneseelen, die gerade ankommen, eine von Dantes Canzonen singt, das berühmte Gedicht „Amor che nella mente mi ragiona" (Liebe, die all mein Denken leitet). Wahrlich, eine vornehme Huldigung! Der noch halb betäubte Dante, der 36 Stunden nur Schreie und Abgründe gehört und gesehen hat, steht nun endlich wieder im Sonnenlicht, und da hört er das süße Liebesgedicht seiner ersten Jugend auf dem Ozean singen. „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig", kann man auch hier sagen.

6. Der Berg ist unten sehr steil, er hat am Sockel das Vorfegefeuer, der Vorhölle entsprechend. Der Aufstieg ist zuerst sehr mühsam und erinnert an Kamine und Grate; je höher die Wanderer steigen, desto leichter geht die Bahn. Daran erkennen wir, daß die Schwer-Sühner unten, die Leicht-Sühner oben sind, daß also umgekehrt wie in der Hölle die schlimmsten Sünden zuerst kommen, die weniger schweren zuletzt. In der Tat ist das Fegefeuer eine Umkehrung der Hölle; der letzte (tiefste) Höllenkreis entspricht dem ersten, untersten Fegefeuerkreis, und so fort. Büßen in der Hölle die Wollüstigen den obersten, ersten Kreis, so auf dem Fegeberg den obersten, letzten Kreis; die superbia schloß in der Hölle, hier beginnt sie. Nur daß die Hölle mehr Einzelmenschen und mehr Sünder hat. Ich habe nie nachgezählt; aber ich habe das Gefühl, daß in der Hölle mindestens zehnmal mehr Büßer sind als auf dem Berg des Fegefeuers.

7. Und nun das Wort purgatorio. Wir sollten es nicht mit Fegefeuer übersetzen. Denn von Feuer ist nirgends die Rede; das frißt in der Hölle. Sühnen heißt harren, warten, büßen in der Gesinnung, auch im Anschauen des Gegenteiles von dem, in dem man fehlte. Der Berg der Sühne, der Berg der Sühnenden — das ist die richtige Übersetzung. Es handelt sich um eine steile Höhenwanderung, wie in der Hölle um steilen Abstieg. Aber wir bleiben an der klaren Luft, Sonne und Sterne sind unsere Begleiter, der Fels bietet das Lager und die Höhle Schatten. Wir hören nicht Schreie, und kein Feuer brennt, keine Geißel klatscht auf nackte Rücken. All die Sühnenden leiden stumm und verhalten; nur ihre Seele weint ob allzu später Erkenntnis. — Wir sehen also, daß Dante nichts von Feuer hier wissen will. Die Farben sind durchaus hell, wenn auch noch nicht so licht wie im Paradies, wo alles weiß und Gold ist. Im Purgatorio kommt grünes Schilf am Anfang, grüner Wald am Ende der Wanderung vor, dazwischen viel graues Gestein, ein schattiges Tal, viel blauer Himmel und helles Sonnenlicht. In der Tiefe aber glänzt tiefblau das Meer, wie wir es vom Ätna aus gesehen haben. Die Odyssee ist das Panorama des antiken Mittelmeers, Dante ist der Wanderer der Apenninischen Halbinsel, seine Bilder wählte er aus den Reiseerlebnissen, und das Panorama ist die von ihm so leidenschaftlich und sehnsüchtig durchwanderte Welt.

8. Sühnende sind solche, die sich schon im Erdenleben entschieden, das Wohlleben aufzugeben und sich dem Steileren zureckten, die sich aber noch nicht völlig durchgerungen haben. Im besten Fall gehören wir alle dazu. Verklärte, wie im Paradiso sind eine Kategorie für sich. Sah Dante in der Hölle mit Schaudern, wohin es führte, wenn der Mensch sich seinen Trieben überläßt — eine Stufe, die er noch als Dreißigjähriger wacker verteidigt hatte —, so wußte er sich mit den Steilwanderern dieses Berges in gleichem Streben und Hoffen. Die Welt um ihn ist nicht mehr Theatrum anatomicum, nicht mehr Schau fremder Qual und unerhörten Entsetzens, sondern sein eigenes Wesen, Schicksal und Streben wandert hier mit ihm. Dadurch bekommt diese Cantica etwas sehr Menschliches, Schlichtes. Es fehlt der Superlativ der Qual wie beim Inferno, ebenso wie der Superlativ der Wonne wie beim Paradiso. Die aurea mediocritas des stabilen Gleichgewichts breitet sich aus. Das alte horazische „medio tutissimus ibis" wird erlebt. Bei der Hölle und im Paradies kommt der Dichter sehr oft an die Grenze der Ausdrucksmöglichkeiten; unbeschreiblich, unausdrückbar, unsagbar — solche Bekenntnisse sind häufig. Nicht so im Purgatorio; da läßt sich die Fülle fassen.

9. Hier ist nicht Raum, den Gang der Handlung im einzelnen zu verfolgen; dazu gibt es ja genug Bücher. Aber man darf auf einzelnes hinweisen, vor allem, um zu zeigen, wie menschlich, einfach und unmittelbar alles ist. Stolze sühnen, indem sie Bilder der Demut anschauen müssen. Gott selbst hat die Reliefs gemeißelt, in denen Könige sich demütigen. Und nun denke man sich, unser preußischer Kronprinz, der wohl hierher gehören dürfte, würde zu solcher Sühne geführt. Könige lassen sich nur durch Könige überzeugen. Trajan stieg bescheiden vom Pferd, um die Klage einer Witwe anzuhören, so schildert es das Relief Gottes. Betroffen sehen es die Stolzen und tragen demütig die Zentnerlast schwerer Steine. Keine große Strafpredigt, sondern Bild und Gegenbild, Ursache und Wirkung derselben Faktur. — In diesem Gesang finden wir auch den sehr modernen Gedanken, daß die zweite Generation stets die erste verleugnet. Eine Warnung vor Unterschätzung! Dante meint das nicht als Tadel, sondern er schildert den Prozeß natürlicher Auslese. Man denkt mit Schrecken an Modegrößen und Eintagsruhm. Dante schiebt gelassen solches Gelichter beiseite. Das italienische Sprichwort: Il tempo è galantuomo — die Zeit ist ein Edelmann — kommt uns in den Sinn.

10. Das herrliche Vaterunser der den Stolz Büßenden (11. Gesang) darf ich hersetzen:

Vater unser, der du im Himmel bist,
Doch nicht umgrenzt, nur weil dein Wohlgefallen
Dort an den ersten Werken größer ist,
Dein Nam' und Walten sei gelobt vor allen
Erschaffnen, daß in Ost und West zugleich
Dank deinem süßen Hauche mög' erschallen.
Und zu uns komme deines Friedens Reich,
Denn käme es nicht, uns würd' es nie gelingen,
Zu ihm zu kommen, mühten wir uns gleich.
Wie deine Engel die Hosianna singen,
Und ihren Willen opfern, füge du,
Daß gleiches Opfer dir die Menschen bringen.
Wend' unser täglich Manna heut uns zu,
Ohn' das wir nie die Wüste überschritten,

Digitized by Google

Ob wir auch strebten sonder Rast und Ruh.
Und wie wir selbst Unrecht, das wir erlitten,
Verzeihn, so geh auch du nicht ins Gericht
Und laß uns nicht umsonst Vergebung bitten.
Versuch auch unsre schwache Tugend nicht.
Vielmehr erlös' uns von den sünd'gen Trieben,
Wenn uns der Sporn des Widersachers sticht.

11. Neid, Zorn, Trägheit und Geiz werden gebüßt und im Gegenwert gezeigt. Beispiele aus dem alten Testament und vor allem aus der griechischen Mythologie marschieren auf, um solche Gegenwerte zu erweisen. Man staunt, wie vertraut Dante mit den alten Märchen ist, wie er nicht nur im Virgil, sondern auch im Ovid zu Hause ist. Aglauros, die Tochter des Pihistratas, Eriphyle, Alkmaeon — solche Namen müssen wir erst nachschlagen. Und die Majorität der „Hilfe"-Leser sagt: Gott sei Dank, daß wir mit dem alten Zeug nicht mehr geplagt werden, lieber mehr Technik und Englisch. Ich bedauere den Rückgang der mythologischen Kenntnisse in Deutschland ganz außerordentlich, denn der Tiefsinn und die Geistesfülle, die diese antike Naturdeutung sättigen, ist beispiellos. In ihr sammelt sich die Weisheit des alten Orients mit der Lebenserfahrung der Randvölker des Mittelmeeres. Solche Lebensweisheit stammt aus saftigeren Zeiten als das neue Testament, das doch schon Spätzeit und viel Theorie ist. Die Widersprüche zwischen antikem Mythus und christlicher Legende sind nicht so groß; denn beide sind unter derselben Sonne gereift. Die Geistlichen des Mittelalters haben sich jedenfalls diese alten Geschichten nicht entgehen lassen; sie haben sie in Chrestomathien vereinigt und ihre Nachmittagspredigten damit gewürzt. Prellers Griechische Mythologie sollte jeder Pastor in seiner Handbibliothek stehen haben. Treiben wir die Nachlässigkeit noch ein paar Generationen, dann haben wir den Anschluß an das alte Bildungsideal für immer verloren; dann können wir weder Homer noch Ovid, weder Virgil noch Horaz, weder Corneille noch Racine, aber auch nicht mehr den zweiten Faust genießen. Cavete consules!

12. Die tiefe Verehrung, die Dante seinem Meister Virgil zollt, kommt auch im Purgatorio überall zum Ausdruck. Am stärksten da, wo die beiden den Dichter Statius treffen (21. und 22. Gesang). Statius ahnt nicht, daß Virgil vor ihm steht, und bekennt freudig, daß Virgil ihm höchstes Vorbild und Erleuchter gewesen sei. Als Virgil zögernd und gerührt sich dann zu erkennen gibt, bricht Statius vor Glück in die Knie. Und nun wanderte er dankbar mit den beiden, Kreis um Kreis, bis zu Matelda und Beatrice und wird Zeuge hoher Manifestationen. Damit weist Dante wiederum, wie schon im Limbus der Hölle, dem „Dichter" einen besonderen Platz unter den Führern der Menschheit zu. Die drei Wanderer sind alle drei Dichter; ihnen offenbart sich die glühende Welt. Nicht Fürst, nicht Offizier, nicht Pastor, nicht Professor sind die klassischen Dozenten, sondern der Dichter, der Prophet, soll Lehrer und Führer zur Ewigkeit sein.

13. Flammenglut hütet den letzten Ring der Büßer; Dante zaudert und hätte sich lieber in glühendes Glas geworfen, als durch diese Flammen zu dringen; aber Virgil sagt ihm, daß hinter diesen Flammen Beatrice zu finden sei. Da wagt er es. Und nun tritt er ins „Irdische Paradies", in eine süße Garten- und Parklandschaft, mit blühenden Wiesen, rauschenden Baumkronen, klaren Bächen. Vogelstimmen verkünden den jungen Morgen, und im klaren Quell spiegeln sich die Blumen. Kein Felsgestein mehr, keine Spalten, kein Steigen. Die Herrin solcher Gartenfülle ist Matelda — wohl der Name einer Jugendfreundin Beatrices; blumenpflückend schwebt sie leicht und ruhig über den Wiesenteppich und geleitet Dante den Fluß entlang tiefer in den Garten hinein. Da leuchtet und glänzt es auf. 24 Kandelaber werden von Engeln vorangetragen; es folgt der Wagen, den der Greif zieht — die Kirche, von Christus geführt. Auf dem Wagen aber thront Beatrice selbst. Noch ist ihr Antlitz verhüllt, aber auch ohne das Zeugnis der Augen fühlt Dante den Schlag des alten Herzens in der Nähe der Vielgeliebten. Das Wiedersehen mit ihr ist allen irdischen Zuständen weit entrückt; kein Kuß, kein Aufschrei, kein Umschlingen. Sondern eine Strafrede schlimmster Art: „Warum bist du dem Bilde deiner ersten süßen Jugendträume untreu geworden? Warum bist du den Weg gegangen, den die meisten Männer gehen, die dann aufgehen im Beruf, in der Wirklichkeit, in der Politik, in der Welt? Du hattest durch mich eine zartere, reinere Welt kennengelernt; warum hast du das Ideal verlassen und bist einer der vielen geworden?" Was hatte Dante denn getan? Als Beatrice, 25jährig, als junge Frau, gestorben war, hatte er sich der Arbeit ergeben, war Staatsbeamter geworden, hatte Gemma geheiratet, tat Militärdienst und saß im Richterkollegium; also, was man einen guten Bürger nennt. Das nennt Beatrice falsche Götter! Sollte er denn ewig im Kämmerlein weinen und schmachten! War es nicht vielmehr männlich, sich abzufinden und sich dem tätigen Leben hinzugeben? Wir rühren hier an des Mannes tiefstes Geschick. Wir alle wissen, was Condescendenz heißt. Der Stern der Jugend — köstlich, aber zu erdenfern; rastlose Betätigung soll Ersatz bringen. Wir wissen, daß die Mehrzahl bei dieser bürgerlichen Tüchtigkeit verharrt und darum belobt wird. Man beruhigt sich mit dem Wort: Nicht alle Blütenträume reifen. Aber der alte Stern brennt und funkelt und wartet auf die Stunde, wo ein sehnsüchtiges Auge wieder den Blick zu ihm erhebt und in tiefem Schrecken das Rauschen der Ewigkeit machtvoll verspürt.

14. Die alte Liebesglut wird wieder wirksam. Wie sie Beatrice bewogen hatte, Virgil zu bitten, Dantes Führer zu sein, wie sie diesen in alter Sehnsucht durch die Hölle auf den Berg treibt, so eint sie die lang Getrennten nun zum hohen Fluge zu den Sternen. Alles Bisherige ist nur Vorbereitung; jetzt hebt das freie, weite Fliegen an, statt Abstieg und Aufstieg, statt Wanderung und Keuchen. Natürlich muß Virgil nun zurückbleiben, da ihm die Schwingen fehlen. Im Quell Lethe wusch Dante sich von allen Flecken rein, das Bad im Eunoe stärkt ihn zum hohen Flug. Mit Beatrice entschwebt er dem Walde des irdischen Paradieses zu den Sternen des himmlischen Paradieses. Was er hier schaut, ist der Inhalt der letzten Cantica, des paradiso. Von diesem wird ein letzter Aufsatz berichten.

Adolph Deißmann / Die internationale christliche Konferenz

Seit Jahresfrist betreiben skandinavische lutherische Bischöfe unter Führung des Erzbischofs von Uppsala D. Nathan Söderblom die Organisation einer christlichen Konferenz, die, aus kriegführenden und neutralen Ländern beschickt, die nach dem Kriege so dringend notwendige Arbeit des Wiederaufbaues der Einheit der Kirche vorbereiten soll. Obwohl namhafte Kirchenmänner aus den meisten Ländern, auch aus England und Deutschland bereit gewesen waren, im laufenden Jahre 1918 zu diesem Zwecke nach Uppsala zu kommen, ist die Konferenz an dem Widerstand der englischen Regierung, die keine Pässe ausstellte, seither gescheitert und mußte verlegt werden. Eine scharfe Ablehnung war auch aus den Kreisen der französischen Protestanten gekommen, und in Frankreich findet der Konferenzgedanke immer noch starken Widerstand. Selbst eine so wenig fanatische Persönlichkeit wie Julien de Narfon lehnt sie zurzeit ab, obwohl er ihre gute Absicht würdigt („Figaro", 9. September 1918).

Um so bemerkenswerter ist die wachsende Sympathie für den Konferenzgedanken in England. „The Guardian" Nr. 3793 vom 15. August 1918 macht Mitteilung von einer Anfang August dieses Jahres in Oxfort abgehaltenen Versammlung, die den ausgesprochenen Zweck hatte, die Stimmung für die religiösen Ziele der Konferenz zu stärken. Und es waren nicht Einspänner und Querköpfe, die hinter dieser Versammlung standen, sondern anerkannte christliche Führer in beträchtlicher Zahl. Die behandelten Themata waren die folgenden:

„Die geistliche Einheit in Christus bei seinen Jüngern in allen Nationen" (Redner: der Warden von Keble College und Vater Nikolaus Velimirovic).

„Buße. Die Versäumnisse der Kirche bei der Verwirklichung der christlichen Brüderlichkeit und des Christusgeistes in allen menschlichen Lebensverhältnissen" (der Dekan von St. Paul's in London Dr. Inge,

Digitized by Google

„Versöhnung. Die Möglichkeiten und Pflichten der Kirche im Kampf gegen die bösartigen Kriegsleidenschaften und in der Förderung eines auf Gerechtigkeit und guten Willen unter den Völkern gerichteten Seelenzustandes" (Dr. Selbie).

„Internationale Gerechtigkeit. Die christliche Idee von Recht und Gerechtigkeit für die Völker" (Dr. Estlin Carpenter).

Schwerfällig schreiten diese Themata einher; die vom Haß geschmitzten Giftpfeile der völkerverhetzenden Schlagworte fliegen rascher. Aber diese Oxforder Reden haben, im deutlichen Gegensatz gegen den Haßfeldzug, den Schwergehalt des Ethos christlicher Gewissen, und freimütig stellen sie die wuchtigen evangelischen Probleme heraus, an denen die Christenheit, wenn sie bei Christus bleiben will, in den nächsten Jahrzehnten treuer zu arbeiten hat als zuvor.

Nach lebhafter mehrtägiger Aussprache einigte sich die Versammlung auf folgende Kundgebung:

„Die Konferenz bekennt sich zu der Überzeugung, daß in der von Christus den Menschen geoffenbarten Tatsache, daß Gott unser Vater ist, die grundsätzliche Einheit der Menschheit mit Notwendigkeit beschlossen ist. Die Kirche Christi muß dazu helfen, diese Einheit den Menschen überall mehr zum Bewußtsein und in allen Beziehungen, persönlichen sowohl wie sozialen und internationalen, zum Ausdruck zu bringen. Auf dieses Fundament und die demütige Reue über die Verfehlungen und Sünden der Vergangenheit gründet sich die Hoffnung auf eine Versöhnung auch derer, die jetzt aufs tiefste voneinander geschieden sind. Im Hinblick auf den ihr obliegenden Dienst an der Welt hat die Kirche die unbedingte Nötigung, ihrerseits in einer Zeit, da die Völker in kämpfende Gruppen zerteilt sind, ihre internationale Einheit und Sendung kraftvoller als seither zu betätigen.

Zu diesem Zwecke wird die Konferenz fortfahren, für eine internationale christliche Zusammenkunft zu arbeiten und richtet an alle Christen den Appell, im Hinblick auf die sämtlichen Tatsachen der gegenwärtigen furchtbaren Lage ihr Äußerstes zu tun, um den Geist schaffen zu helfen, in dem eine solche Zusammenkunft mit unseren Brüdern in anderen Ländern uns helfen könnte, gemeinsam den Weg zur Wahrheit zu finden und in Einmütigkeit für die Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden zu arbeiten."

Die Bedeutsamkeit dieser Kundgebung ergibt sich aus einem Blick auf die Persönlichkeiten der Teilnehmer. Außer den als Rednern schon genannten Führern sind zu nennen Mrs. Creighton, die die Ehre hatte, die Verhandlungen zu leiten; Lord Parmoor, der schon am 14. März 1918 einer ähnlichen Versammlung in London präsidiert hatte, Dr. H. T. Hodgkin, Lady Barlow, Professor Aldis, Principal Bowser, Mr. Noel Buxton (Mitglied des Parlaments), Professor Atkinson Lee. Die Bischöfe von Peterborough und Southwark hatten bedauert, persönlich verhindert zu sein. Eine beträchtliche Zahl von Christen aus anderen Ländern (Schweden, Holland, Amerika) nahm ebenfalls teil. Und die Anwesenheit der Vertreter von etwa neun verschiedenen Kirchenkörpern gab bereits dieser Oxforder Versammlung einen ökumenischen Charakter.

Erzbischof Söderblom zu Uppsala, der Vater des Konferenzgedankens, hat sich an seine Amtsbrüder und Gemeinden zum vierten Jahrestag des Kriegsausbruches mit einer Ansprache gewandt, die ebenfalls auf die Internationale Konferenz und auf die Oxforder Versammlung Bezug nimmt. Ich entnehme ihr die folgenden Sätze:

„. . . . . Die dritte Frage, die dieser bittere Jahrestag hervorruft, ist die: Wann und wie soll das, was der Krieg auseinandergebracht hat, wieder eins und zu der tieferen Eintracht, zu der die teuer erworbenen Erfahrungen des Krieges führen sollten, geeint werden? Die ökumenische Konferenz will ein Zeugnis davon sein, daß das Kreuz Christi eine einigende Macht ist, die jeden irdischen Unterschied überbrückt. In vielen Orten der kriegführenden Länder wird der Gedächtnistag des Kriegsausbruchs den Gebeten und Betrachtungen der einzelnen und zusammengekommener Gruppen einem derartigen Zeugnis gewidmet. In Übereinstimmung mit der Einladung, die nordische Bischöfe zu einer ökumenischen Konferenz in Uppsala für den 8. September ausgesandt haben, und zur Vorbereitung einer solchen Konferenz haben die Christen eines der kriegführenden Länder die folgenden Gegenstände zum Nachdenken und zum Gebet am Jahrestag des Kriegsausbruchs aufgestellt:

a) Die geistige Einheit der Christen.

b) Buße und Besserung der Kirche. Sie hat nicht, wie sie es sollte, die christliche Bruderschaft und den Geist Christi in allen menschlichen Verhältnissen zur Verwirklichung gebracht.

c) Die Pflicht der Kirche, den bösen Leidenschaften des Krieges entgegenzutreten und die Gesinnung zu fördern, die Gerechtigkeit und guten Willen im Zusammenleben der Völker schaffen kann.

Die ökumenische Konferenz hat eine große Zustimmung von beiden Seiten der Kriegführenden erfahren. Verschiedene Ursachen veranlaßten einen Aufschub vom September bis in das nächste Jahr. Die Arbeit für dieselbe geht jedoch unverändert fort und erfordert Glauben und Fürbitte.

In dieser Selbstprüfung und diesem Bestreben sollten wir den Herrn anrufen, daß er in seiner Barmherzigkeit endlich das Leiden abkürzt und neue Liebe und bessere Gerechtigkeit auf Erden hervorgehen läßt."

Nicht mit der „Konferenz" zu verwechseln ist ein von der Olaus-Petri-Stiftung zu Uppsala veranstaltetes Vortragsunternehmen, das im Herbste dieses Jahres Theologen verschiedener kriegführenden Länder Gelegenheit gibt, über brennende Fragen der christlichen Zukunft sich auszusprechen.

Naumann / Geschichtliche Aufgaben

Wofür sind Menschen gestorben? Für welche Zwecke haben sie ihr Leben dargebracht? Hier in der süddeutschen Gegend, in der ich diese Zeilen schreibe, haben sich einst Gallier töten lassen, damit sie nicht von Germanen in die Schluchten und Sümpfe zurückgedrängt würden. Dann haben römische Legionen aus allen Teilen der mittelländischen Welt hier ihr Grab gefunden zu Ehren des gewaltigen Imperiums der Cäsaren. Es starben christliche Wandermissionare für ihren Glauben, aber es starben auch Heiden, weil sie verweigerten, Christen zu werden. Zahllose Menschen gingen unter in den Kämpfen zwischen Graf, Bischof und Stadt; Grenzen wurden mit dem Leben verteidigt, die heute keiner mehr kennt. Hier wurden Taufgesinnte ertränkt, hier wütete der dreißigjährige Krieg und es starben für ihren Glauben Evangelische und Katholische; Schweden liegen hier und Spanier. Von hier marschierten Soldaten mit Napoleon nach Moskau, und von hier ziehen heute junge liebe Menschen hinaus zur Vaterlandsverteidigung an die Westfront in Frankreich. Wird nicht auch dieser Zug unserer neuesten Jugend später einmal Geschichte geworden sein? Das alles ist noch ein anderer Totentanz als der, welcher in den alten Kirchen gemalt wurde: der Totentanz der weltgeschichtlichen Ideen! Wir hören drüben unsere Soldaten zum Abschied singen: Gott grüß Euch, ihr Brüder! Ihr tut, was ihr könnt, ihr tut, was ihr müßt! Es hat jede Zeit ihre Aufgaben, ihre Probleme. Immer neu drängt sich der Stoff, um den die Menschheit zu ringen hat, jedes Geschlecht aber hat für sich zu schaffen an seiner historischen Last, an seiner angeborenen Pflicht.

Soziale Bewegung

Eine gelbe Angestelltenbewegung von erheblicher Bedeutung zu schaffen, bemühen sich mit großem Eifer gewisse Arbeitgeberkreise. In Hamburg hat eine Zeitschrift „Hanse" ein Rundschreiben an die Unternehmer versandt, in dem es u. a. heißt: „Es droht die Gefahr, daß in absehbarer Zeit, vor allem bei Friedensschluß, die radikale Bewegung auf die Angestelltenschaft als Ganzes überspringt, von der heute noch der große Teil verschont ist, und daß dadurch den Firmen, Werken und Betrieben diejenigen selbständigen und im Interesse der Unternehmung handelnden Angestellten entzogen werden, die sich unter dem wachsenden Einfluß der gewerkschaftlichen Verbandspolitik zu Persönlichkeiten entwickeln, die am Unternehmen nicht mehr mit dem alten Mitarbeiterinteresse arbeiten, sondern ihm mit Lohnarbeiteraufassung gegenüberstehen." Um diese „Gefahr" abzuwehren, wird die sofortige Gründung eines „Verbandes der wirtschaftsfriedlichen Angestellten" empfohlen. Zunächst sollen zur Propaganda der Idee Gelder flüssig gemacht werden. „Die Form nun, in der sich der angestrebte Einfluß vollzieht und

wir die benötigten Mittel erhalten, besteht in dem Bezuge der „Hanse" für die Angestellten durch die Werke und Firmen. Ein Beispiel liefert die angebogene Geheime Zeichnungsliste, die wir zu getreuen Händen überreichen. Sie enthält die ergänzten Zeichnungen der letzten Zeit. Die Nichtberechnung von jährlichen Empfehlungsanzeigen beim Bezuge unserer Zeitschrift geschieht, um Anzeigen zu erhalten, die wir als äußerliches Zeichen einer bestehenden ordentlichen Geschäftsverbindung brauchen, die den gegnerischen Vorwurf ausschaltet, als ob wir von den Prinzipalen „Geschenke" erhielten." Nach der „Deutschen Industriebeamten-Zeitung" hatte diese Zeichnungsliste der „Hansa" auch Erfolg. Es sollen bereits 42 000 M. gezeichnet sein. Eine lange Reihe von Firmen haben gegen Abonnements bis 300 Stück der „Hanse" Gelder gezeichnet, darunter Borsigwerke, Siemens-Schuckertwerke, Siemens & Halske-Berlin, Mützenbechergruppe-Hamburg, Krupp-Essen, Blohm & Voß-Hamburg, einige Großbanken usw. — Die gewerkschaftlich organisierten Privatbeamten halten die deutschen Angestellten für zu klug, als daß Geldmittel geeignet wären, unter ihnen Anhänger für die Gelben zu gewinnen. Bemerkenswerterweise wendet sich aber auch die „Nordd. Allg. Ztg." gegen derartige „wirtschaftsfriedliche" Quertreibereien, indem sie schreibt: „Der Wert unserer deutschen Arbeitnehmerorganisationen für die nationale Volksgemeinschaft ist durch das Weltkriegserlebnis zum Gemeingut der Erkenntnis unserer weitesten Volkskreise gemacht worden. Doppelt bedauerlich ist daher, daß immer wieder geglaubt wird, durch mit finanziellen Mitteln künstlich großgezüchtete sogenannte gelbe Organisationen Störungsversuche gegen die Entwicklung des unabhängigen Organisationsgedankens unserer mittelständischen Arbeitnehmer, der Angestellten, ausüben zu können .... Die von der „Hansa" und ihren wirtschafts„friedlichen" Gönnern als Bedrohungen des deutschen Wirtschaftslebens angegriffenen zeitgemäßen staatlichen Maßnahmen, der Staatssozialismus, und der Organisationsgedanke der Arbeitnehmer zählen zu den Kräften, die unsere nationale Volksgemeinschaft zur höchsten Machtentwicklung und glücklichsten sozialen wie wirtschaftlichen Organisation zum Wohle des deutschen Volkes nicht nur in der Kriegszeit, sondern auch während der Friedenszeit braucht."

Büchertisch

Georg Bernhard: „Wie finanzieren wir den Krieg?" (Verlag Reimar Hobbing, Berlin, 40 Seiten, Preis 40 Pf.)

Als Aufklärungsarbeit für die jetzt zur Zeichnung aufgelegte Kriegsanleihe veröffentlicht der Bund deutscher Gelehrter und Künstler in der Schriftenfolge „Um Deutschlands Zukunft" als fünfte Flugschrift „Wie finanzieren wir den Krieg?" von Georg Bernhard. In diesen, allerdings schon vor der achten Kriegsanleihe geschriebenen, aber ihrem ganzen Inhalte nach auch für die neunte Kriegsanleihe verwertbaren Propagandaschrift, stellt der Politiker der „Vossischen Zeitung" in kurz zusammengefaßter und für jeden Laien leicht verständlicher Form die bisherige Finanzpolitik Deutschlands während des Krieges dar. Er führt zunächst in überaus klarer Weise aus, daß, abgesehen von der militärischen Mobilmachung, nichts so funktioniert hat, wie die Mobilmachung auf finanziellem Gebiet und keine von Anfang an geplante Regelung so konsequent ohne wesentliche Abänderungen durchgeführt werden konnte, wie gerade die finanziellen Maßnahmen. Er weist ferner nach, daß unsere Finanzierungsmethode, den weitaus größten Teil der Kriegskosten durch langfristige Anleihen aufzubringen, die einzig mögliche und in dem Sinne auch berechtigte Finanzgebarung war, weil dadurch die Kriegslasten nicht nur denjenigen aufgebürdet sind, die schon die Entbehrungen und Gefahren des Krieges zu tragen haben, sondern auch unseren künftigen Generationen, für welche dieser Verteidigungskrieg ebenso geführt wird, wie für uns. Da aber in den Kriegsanleihen nicht nur unser Sparkapital, sondern ein nicht unerheblicher Teil des Betriebskapitals der deutschen Volkswirtschaft steckt, ist auch die Bonität unserer Kriegsanleihen ohne weiteres gewährleistet; denn sie hat damit aufgehört „eine Frage der nationalen Ehre zu sein, sie ist eine Frage unserer wirtschaftlichen Existenz und eine Frage der Existenz eines jeden von uns geworden". Und deshalb ist der Staat nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, jeden einzelnen nach seiner Leistungsfähigkeit die laufenden Zinslasten der Kriegsanleihen mittragen zu lassen, den Reichen zu belasten und auch den Armen heranzuziehen. Und je mehr die Gewißheit erwächst, daß unser Steuersystem in diesem Sinne weiter ausgebaut wird, desto stärker kann das Vertrauen zu unserer Kriegsfinanzierung und die Bereitwilligkeit zur Zeichnung von Kriegsanleihe werden. M. M.

Paul Rühlmann, „Die französische Schule und der Weltkrieg." Quelle & Meyer, Leipzig. 112 S. und 8 Tafeln.

Rühlmann will den Schuldanteil der französischen Schule am Weltkrieg nachweisen, insbesondere wie sie unter dem Einfluß Raymond Poincarés den Revanchegedanken zu unheilvoller Auswirkung hat wiederauferstehen und um sich greifen lassen. Dieses wird in seiner Entwicklung in den letzten 40 Jahren gezeigt, insbesondere die Stellung der französischen Lehrerschaft zu ihm. Dabei sind drei Phasen zu unterscheiden: zuerst, nach 1871, die Trauer und der Zorn über die Niederlage, die Hoffnung auf Rache und das Bemühen, die militärisch organisierte Jugend für ihre spätere große Aufgabe vorzubereiten und zu begeistern, ohne daß man dabei dort im groben Sinne aggressiv geworden wäre; dann um das Jahr 1900, zur Zeit der ersten Haager Friedenskonferenz, ein Umschwung: pazifistische Gedanken bemächtigen sich der Lehrerschaft, ihre gelesenste Zeitung wird antimilitaristisch, die Schulbücher werden gereinigt von Äußerungen des Hasses gegen Deutschland, elsaß-lothringischen Erinnerungen und Revancheanspielungen; selbst der Unterrichtsminister billigt diese Haltung der französischen Lehrer. Da setzt im Herbst 1904 gleichzeitig mit der deutschfeindlichen Wendung der französischen auswärtigen Politik ein Vorgang ein, der durchaus nicht geklärt ist: ein französischer Lehrer unternimmt einen regelrechten, planmäßig geleiteten und geldlich gut unterstützten Feldzug gegen die angeblich „vaterlandsfeindliche Gesinnung" der französischen Lehrerschaft. Eine Sonderzeitschrift für „patriotische Lehrer" wird gegründet, die Presse unterstützt die Bestrebungen, besonders energisch aber wird die Angelegenheit erst betrieben, seitdem Poincaré im Kabinett sitzt (1905). Neben ihm hat Ernest Lavisse, der große Historiker, den Hauptanteil der Schuld, den Revanchegedanken bei den Lehrern gefördert und betrieben und damit die ganze französische Jugend in diesem Sinne entschieden beeinflußt zu haben.

Im einzelnen wird dann gezeigt, mit welchen Mitteln die französische Schule ihr Ziel zu erreichen sucht. Der Moral- und bürgerkundliche Unterricht, der an Stelle des Religionsunterrichts die für das Staatsleben nötigen ethischen Grundlagen schaffen soll, ist in den Volksschulen geradezu meisterhaft organisiert. Aber neben die guten und fruchtbaren pädagogischen Gedanken, deren Verwirklichung auch in der deutschen Schule seit Jahren angestrebt wird, tritt die chauvinistische Hetze. So ist es auch im Sprachunterricht, wo die rührenden Elsässerstückchen eine große tendenziöse Rolle spielen. Was für die Volksschule Moral- und Bürgerkunde, das sind für die höheren Schulen Geschichte und Erdkunde. Der hochentwickelte Geschichtsunterricht Frankreichs erfüllt Rühlmann geradezu mit Neid — freilich wird der absolute Wert vermindert durch die Tendenz, die sich in unverhüllt roher Form in ihm ausspielt. Schließlich wird noch der militärische Vorbereitungsunterricht skizziert, der wie kein anderer fruchtbaren Boden für die Verbreitung des Revanchegedankens bietet und der seinen besonderen Aufschwung auch dem zielbewußten Zugreifen Poincarés verdankt.

Wenn man die Schrift zu Ende gelesen hat, wird man wohl mit dem Verfasser die traurige Schlußfolgerung ziehen müssen, daß mit einem Geschlecht, das so systematisch im Deutschenhaß erzogen ist, auch für die Jahre nach dem Kriege schwerlich eine Verständigung möglich ist. Aber noch ein anderes gibt das aufklärende Werk zu denken; gerade im Krieg hat auch die deutsche Schule stärker nationalistisch orientierte Geschichte und Bürgerkunde mehr betont, ist die militärische Vorbereitung der Jugend weiter ausgebaut worden — zu welchen Klippen da eine zu große Einseitigkeit führen kann (auch ohne Revanchegedanken und alldeutsche Propaganda), das geht mit erschreckender Deutlichkeit aus dem warnenden Beispiel der französischen Schule hervor, die sich zum Machtmittel kriegshetzerischer und persönlicher Politik machen ließ — videant consules. M. K.

Briefkasten

E. M. Konstantinopel: Ein Druckfehler hat Ihnen das Verständnis erschwert. Das alte niederdeutsche Seemannswort heißt: „Ruum Hart, klar Kimming" (Die Kimming oder Kimmung ist der sichtbare Seehorizont). Also: Weit sei das Herz und klar der Blick. — Im übrigen für Ihren Brief herzlichen Dank und freundlichen Gruß. W. H.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

LECIN
Appetitanregend
Blutbildend Nervenstärkend
In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover
Für Rekonvaleszenten wirksamer und wohlfeiler als Wein.
Tricalcol Kalk-Eiweiß-Mittel
Mittel zur Kräftigung und Knochenbildung.

24. Oktober 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 43

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Zum Gedächtnis der Kriegstoten. — **Geh. Rat Prof. Friedrich Meinecke:** Deutschland und der Friede. — **Naumann:** Deutsche Zuversicht. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 13. Oktober.

Die deutsche Regierung beantwortet die drei Fragen des Präsidenten Wilson: 1. Sie hat die Sätze (terms) angenommen, die Wilson als Grundlage eines dauernden Rechtsfriedens niedergelegt hat. Der Zweck der einzuleitenden Besprechungen wäre also lediglich der, sich über praktische Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen. Dabei nimmt die deutsche Regierung an, daß auch die Regierungen der mit den Vereinigten Staaten verbundenen Mächte sich auf den Boden der Kundgebungen des Präsidenten Wilson stellen. 2. Die deutsche Regierung erklärt sich im Einvernehmen mit der österreichisch-ungarischen Regierung bereit, zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes den Räumungsvorschlägen des Präsidenten zu entsprechen. Sie stellt dem Präsidenten anheim, den Zusammentritt einer gemischten Kommission zu veranlassen, der es obliegen würde, die zur Räumung erforderlichen Vereinbarungen zu treffen. 3. Die jetzige deutsche Regierung, die die Verantwortung für den Friedensschritt trägt, ist gebildet durch Verhandlungen und in Übereinstimmung mit der großen Mehrheit des Reichstags. In jeder seiner Handlungen gestützt auf den Willen dieser Mehrheit, spricht der Reichskanzler im Namen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes. — Diese Antwort ist unterschrieben vom Staatssekretär des Auswärtigen Dr. Solf. In ihr wird, offenbar unter Zustimmung des Kaisers, die Ausführung der Friedensverhandlungen als gemeinsame Angelegenheit von Regierung und Volk bezeichnet. Das geht über den Inhalt von Artikel 11 der deutschen Reichsverfassung hinaus, in dem die völkerrechtliche Vertretung des Reiches dem Kaiser allein zugesprochen wird. Es liegt darin eine erfreuliche Zustimmung des Kaisers zu den Grundsätzen des deutschen Volksstaates.

Der zurzeit in Kiew befindliche russische Staatsmann Miljukoff wirft die Frage auf, wer beim Weltfriedenskongreß Rußland am Verhandlungstische vertreten solle, da dies unmöglich die Bolschewiki tun können. Es müßten aus allen einzelnen Teilen Rußlands sich Delegierte zusammenfinden, um unter Beiseitesetzung von Sonderwünschen diese wichtige Frage zu besprechen. Der Friede von Brest-Litowsk wird auch in der Ukraine für unsicher geworden angesehen. Auch der Berliner Vertreter Rußlands, Joffe, spricht sich dahin aus, daß die Sowjetregierung die schlechten Bedingungen des Brest-Litowsker Friedens nicht einen Augenblick für das letzte Wort der Geschichte gehalten habe.

Montag, 14. Oktober.

Im deutschen Heeresbericht befindet sich folgende merkwürdige Stelle, Südöstlicher Kriegsschauplatz: Kämpfe in der Gegend von Nisch. Stärkeren Angriffen wichen unsere Truppen befehlsgemäß auf die Höhen nördlich der Stadt aus. Nisch wurde vom Feinde besetzt. Weil wir im übrigen aus Bulgarien und den bisher von den Bulgaren besetzten Gebieten so gut wie nichts erfahren, sind wir genötigt, aus diesen wenigen Worten ziemlich viel herauszukonstruieren. Da die bulgarische Armee die Waffen niedergelegt und sich verpflichtet hat, aus den besetzten Gebieten zurückzugehen, so muß bis auf weiteres angenommen werden, daß deutsche oder deutsch-österreichisch-ungarische Truppen auf serbischem Boden den Krieg weiterführen. Ein Zurückweichen aus der Stadt Nisch bedeutet gleichzeitig ein Aufgeben dieses wichtigen Eisenbahnpunktes. Ob und inwieweit die Entente schon heute im Besitz anderer Stellen der großen Eisenbahnlinie ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

In Nordfrankreich fliehen beim Rückzug der deutschen Truppen die französischen Bewohner in wohlbegreiflicher Angst, denn das beständige Vorschieben der englischen und französischen Linie bringt die Zerstörung des Landes unweigerlich mit sich. Die deutsche Regierung hat durch Vermittlung der Schweiz der französischen Regierung vorgeschlagen, im Interesse der Bewohner den nordfranzösischen Städten die Zusicherung zu geben, von einer Beschießung der größeren Städte abzusehen und ihre Verbündeten ebenfalls zu solcher Schonung zu veranlassen. Auch sei die deutsche Regierung bereit, einen Teil der Bevölkerung zum Übertritt in die feindliche Linie zu überreden, wozu allerdings besondere Abmachungen von Front zu Front erforderlich sein würden. Falls die französische Regierung diese menschenfreundlichen Vorschläge nicht annimmt, kann die deutsche Regierung eine Verantwortung für die Leiden der Bevölkerung nicht übernehmen. — Die deutschen Truppen haben sich von Laon zurückgezogen, und Laon mit seinen wunderbaren Bauwerken liegt unter französischen Geschossen.

Dienstag, 15. Oktober.

Von Präsident Wilson trifft eine Note ein, in der er mitteilt, daß die Bedingungen des Waffenstillstandes den militärischen Beratern der amerikanischen und der alliierten Regierungen vorbehalten sind. Es würden keinerlei derartige Abmachungen angenommen werden können, wenn sie nicht absolute und befriedigende Garantien und Sicherheiten bieten, daß die heutige militärische Überlegenheit der amerikanischen und alliierten Heere im Felde aufrechterhalten bleibt. Es würde weder die amerikanische Regierung noch ihre Verbündeten einem Waffenstillstand ohne Räumung zustimmen, solange die deutschen Streitkräfte weiter in ungesetzlicher und unmenschlicher Weise fortfahren, in der gleichen Stunde, in der die deutsche Regierung sich an die Vereinigten Staaten mit Friedensvorschlägen wendet, durch U-Boote Passagierschiffe und Rettungsboote zu vernichten. Es sei ferner notwendig, die Verletzungen der Bestimmungen einer zivilisierten Kriegführung, wie sie beim Rückzug in Flandern und Frankreich vorkommen, erst zu beseitigen, ehe einer Einstellung der Feindseligkeiten zugestimmt werden könne. Außerdem aber halte es der Präsident für notwendig, die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf den Inhalt eines Friedenspunktes zu lenken, den die deutsche Regierung in ihrer letzten Antwort schon mit angenommen habe. Es heiße nämlich in einer Rede des Präsidenten vom 4. Juli: „Wir verlangen Vernichtung jeder willkürlichen Macht, wo sie auch besteht, die im geheimen und aus alleiniger Wahl den Frieden der Welt stören kann, oder, falls sie nicht jetzt zerstört

Digitized by Google

werden kann, wenigstens die Herbeiführung ihrer tatsächlichen Ohnmacht." Die Macht, die bisher das Schicksal der deutschen Nation in Händen hatte, ist eine von denen, die der Präsident Wilson meint. Es liegt im Bereich der deutschen Nation selbst, das zu ändern. Die Worte des Präsidenten stellen natürlich die Bedingungen dar, die dem Frieden vorangehen müssen, wenn er kommen soll. Der Präsident ist gezwungen, zu sagen, daß die ganze Entwicklung des Friedens seiner Ansicht nach einzig und allein von dem wirklich definitiven und befriedigenden Charakter der Bedingungen abhängen wird, die in dieser fundamentalen Angelegenheit geboten werden können. Es ist unvermeidlich, daß die Regierungen, die gegen Deutschland assoziiert sind, aufs bestimmteste und ohne jede Möglichkeit von Zweifeln wissen müssen, mit wem sie es zu tun haben. Der Präsident wird der k. u. k. österreichisch-ungarischen Regierung eine Separatantwort zugehen lassen. — Erst durch diese Bedingungen wird einem Teil unserer Bevölkerung deutlich, in welcher abhängigen Lage wir uns befinden. Über die Gefühle, die mit dieser Deutlichkeit verbunden sind, braucht nicht genauer geredet zu werden. Was den Abschnitt über die Vorbedingungen des Waffenstillstandes anlangt, so scheint sich von selbst zu ergeben, daß mit dem Waffenstillstand die Zerstörungen aufhören, über die sich die Gegner beschweren, obgleich auch ihrerseits der Krieg genau mit derselben Härte und Schärfe geführt wird. Daß die Bedingungen des Waffenstillstandes von den beiderseitigen Obersten Heeresleitungen vereinbart werden müssen und nicht auf diplomatischem Wege zwischen Wilson und der deutschen Regierung ausgemacht werden können, versteht sich von selbst und würde im umgekehrten Fall auch von uns nicht anders behandelt worden sein. Was der Inhalt der Waffenstillstandsbedingungen sein wird und welche Garantien für das weitere Übergewicht der Gegner gefordert werden, muß abgewartet werden. Mit unwilligem Erstaunen ist von weiten Kreisen in Deutschland der zweite Teil der Wilsonschen Ausführungen aufgenommen worden, denn er beruht auf einer Voraussetzung, die bei uns, die wir die Sache besser kennen müssen, nicht geteilt wird, nämlich auf der Meinung, daß der Deutsche Kaiser, der bisher das Schicksal der deutschen Nation in Händen hatte, grundsätzlich als Friedensstörer anzusehen sei. Wir geben ohne weiteres zu, daß in den zahlreichen Reden des Kaisers nicht immer die nötige Rücksicht auf internationale Empfindungen gewaltet hat; aber wir bestreiten, daß die Taten des Kaisers den Frieden irgendwie gestört haben. Auch in den Entscheidungstagen des Jahres 1914 ist es nicht der Kaiser gewesen, der den Krieg gesucht hat. Wilson verlangt die Vernichtung jeder willkürlichen Macht oder, falls sie nicht zerstört werden kann, ihre Herabdrückung zur Ohnmacht. Das gibt er als Vorbedingung des Friedens an. Wenn das keine Einmischung in innere Verhältnisse Deutschlands ist, so gibt es überhaupt keine. Daß für den Friedensschluß die Mitverantwortlichkeit des Volkes und der Volksvertretung, die tatsächlich von keiner Seite bestritten ist, auch gesetzgeberisch ausgedrückt wird, lag schon im Programm der neuen deutschen Regierung und macht keine Schwierigkeiten. Was aber darüber hinaus liegt, ist seiner Natur nach nicht Gegenstand öffentlicher Besprechungen.

Mittwoch, 16. Oktober.

Entsprechend dem, was wir gestern hier sagten, hat der Bundesrat seine Zustimmung zu einer Abänderung des Artikels 11 der Reichsverfassung gegeben, so daß die betreffenden Absätze jetzt folgendermaßen lauten: Zur Erklärung des Krieges im Namen des Reiches ist die Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt. Friedensverträge sowie diejenigen Verträge mit fremden Staaten, welche sich auf Gegenstände der Reichsgesetzgebung beziehen, bedürfen der Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags.

Aus dem deutschen Heeresbericht ergibt sich, daß in Flandern die vielumkämpfte, fast vier Jahre mit blutiger Mühe erhaltene Stellung in der Gegend von Ypern aufgegeben ist. Die jetzige Linie bewegt sich bei den Orten Torhout, Ifegem, Roeltrk. Von dort wendet sie sich westlich, so daß Lille, wie es scheint, zurzeit noch von den Deutschen besetzt ist. Sie geht dann von Lille etwas über Douai bis in die Gegend von Le Cateau. Hier beginnt der Schauplatz allerstärkster Kämpfe, die zurzeit auf der Straße zwischen Bohain und Aisonville sich abspielen. Weiter südlich haben wir nach dem Verlust von Laon die kämpfenden Truppen in der Reihe der Orte Lieffe, Sissone, Le Thour und Germainmont zu suchen. Von dort an scheint eine Zeitlang die Aisne als Grenze zu dienen. Etwas zurückgegangen sind die Unsrigen bei Olizy, Mouron und Grand Pré, wo ungefähr die französische Front in eine amerikanische übergeht. Nicht ungünstig waren die Kämpfe mit den Amerikanern in der Gegend Juvin, Bantheville und Cunel. Nördlich von Verdun wird nach wie vor Beaumont umstritten.

Donnerstag, 17. Oktober.

Bei den großen Veränderungen, die in Österreich und vielleicht auch in Ungarn vor sich gehen, ist es für unsere Chronik schwer, dem Gang der Dinge zu folgen, da uns jeder Tag genug eigene reichsdeutsche Erlebnisse bietet. Man kann im allgemeinen die Beobachtung machen, daß auch die reichsdeutschen Zeitungen wenig Sinn für den Umwandlungsprozeß der Doppelmonarchie zeigen. Wer Genaueres auf diesem Gebiet erfahren will, bestelle sich „Mittel-Europa", Mitteilungen des Arbeitsausschusses für Mitteleuropa, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 36a, herausgegeben von Dr. W. Schotte. Dort sind alle wichtigeren Erklärungen von Nationalitäten und Parteigruppen zu finden. Der heutige Zustand scheint folgender zu sein: Durch eine Kundgebung von Kaiser Karl soll der Neuaufbau des Vaterlandes als Bundesstaat von selbständigen Ländern versucht werden. Es wird ein Königreich Böhmen vorgeschlagen werden, das aber nicht das ganze alte Böhmen umfaßt, sondern die tschechischen Gebiete bis an die ungarische Grenze. Es soll ferner den galizischen Polen ihr Anschluß an das Königreich Polen freigegeben werden, ohne daß dadurch über die sogenannte austro-polnische Lösung, d. h. über die Krönung Kaiser Karls in Warschau, etwas gesagt wird. Die Ruthenen sollen zu einem Reich Halitsch sich angliedern, über dessen ukrainische Bestandteile vorläufig nichts als Phantasien vorhanden sind. Die Südslawen sollen womöglich mit dem zu Ungarn gehörigen Hauptbestand der Kroaten und Slowenen einen südösterreichischen Staat bilden, was zur Folge hat, daß die Deutschen von Nordböhmen bis an den Bodensee, bis nach Wien und bis an die italienische Grenze sich als Einheit zusammenfassen. Da nun aber diese Zergliederung Österreichs sowohl auf der tschechisch-slowakischen, wie auf der ruthenischen, wie besonders auch auf der serbokroatischen Seite in den ungarischen Bestand eingreift, so würde ein weiteres Verbleiben Ungarns im Verbande der Doppelmonarchie auch die nationale Zersetzung dieses Staates im Gefolge haben. Dagegen wehrt sich das magyarische Staats- und Herrengefühl, und die Reden, die Graf Karolyi über die Zerschneidung der Pragmatischen Sanktion hält, sind zurzeit viel mehr als das Bekenntnis der kleinen ententefreundlichen Gruppe, zu der dieser Graf gehört. Es wird vieles von der persönlichen Entscheidung des Grafen Tisza abhängen. Zunächst ist ein Entlassungsgesuch des Ministerpräsidenten Wekerle vom Kaiser nicht angenommen worden. Die Idee des kaiserlichen Hofes ist nun bei dem allen, daß man die Einheit der Monarchie über allen sich streitenden Einzelstaaten festhält. Diesem Wunsche aber scheinen die Tschechen direkt entgegenzustehen, während Südslawen und Polen einesteils ebenfalls ablehnen, anderenteils nur schwache Vertreter der Einheitsmonarchie sind. Wieweit die Deutschen, über deren Zusammenschluß wir schon am 7. Oktober geschrieben haben, ihrerseits noch wünschen, mit den selbständig gewordenen Tschechen und Slowenen zu einem Staats- und Finanzverbande zu gehören, ist nicht einfach zu sagen. Auch bei ihnen wächst eine rein nationalistische Auffassung von Tage zu Tage. Selbstverständlich wünscht die Hauptstadt Wien, das Zentrum eines großen Reichsverbandes zu bleiben. Die Wiener Interessen aber sind nicht immer dieselben wie die Wünsche von Oberösterreich, Steiermark oder Tirol. Unklar ist, was künftig noch Gegenstand der ge-

Digitized by Google

meinsamen staatlichen Oberleitung sein soll: Wird es noch eine gemeinsame Armee geben sollen, falls im neuen Zeitalter von Armeen überhaupt noch geredet wird? Kann man sich eine gemeinsame auswärtige Politik so vieler selbständig gewordener Staaten denken? Wird eine gemeinsame Staatskasse bleiben? Während man aber das alles in hundertfacher Rede und Gegenrede sucht und fragt, warten alle Kreise mit Ungeduld auf eine Antwort Wilsons auf die österreichisch-ungarische Friedensnote. Diese Antwort ist bis jetzt nicht erschienen. Aus welchen Gründen Wilson die Österreicher warten läßt, wird man erst später beurteilen können. Wir nehmen an, daß er zur Beeinflussung des Deutschen Reiches den Frieden mit Österreich-Ungarn zunächst unerledigt in der Hand behält.

Freitag, 18. Oktober.

Im heutigen Kriegsbericht wird mitgeteilt, daß große Teile von Flandern und Nordfrankreich mit den Städten Ostende, Tourcoing, Roubaix, Lille und Douai von unseren Truppen geräumt werden mußten. Zwischen Brügge und Lys wird gekämpft. Die Deutschen haben offenbar bei der Notwendigkeit des Zurückgehens die genannten größeren Städte schonen wollen, weil eine Verteidigung und damit zusammenhängende Zerstörung dieser Städte die Friedensverhandlungen erschweren würde. Zwischen Le Cateau und der Oise wurde von Engländern, Franzosen und Amerikanern mit gewaltigen Kampfmitteln ein neuer Durchbruchsversuch gemacht. Beiderseits von Le Cateau mißlang das Unternehmen, aber in der Gegend von Alsonville drang der Gegner an einzelnen Stellen in unsere Linie ein. Alsonville und die südlich anschließenden Linien wurden gehalten. In der Nähe von Grandpré führten Brandenburger und Sachsen auf dem Ostufer der Maas erfolgreiche Angriffsunternehmungen durch.

Gestern hatte ich Gelegenheit, eine Anzahl französischer Zeitungen bis zum 12. Oktober zu lesen und daraus den persönlichen Eindruck zu gewinnen, welches rauschende Siegesbewußtsein heute durch das französische Volk hindurchgeht. Während vor drei Monaten noch das Durchhalten mühsam von der Bevölkerung zu erreichen war, ist jetzt offenbar alles, was noch lebt, zu einer Strömung des Vordringens und der Rache geworden. Nur bei den Sozialisten vernehmt sich der Teil, der auch in dieser Lage Nüchternheit bewahrt. Die Franzosen heißen sich offenbar ziemlich leicht darüber hinweg, daß sie den endlichen Sieg nicht aus eigener Kraft erringen konnten, da sie ohne weiteres die geistige Gemeinschaft zwischen sich und den angelsächsischen Nationen verkündigen. Mit Frankreich allein würde heute überhaupt kein Waffenstillstand zu machen sein. Ob und wie er mit der Gesamtheit unserer Gegner herbeizuführen ist, bildet den Hauptgegenstand der Erörterungen in allen europäischen Hauptstädten, am meisten aber bei uns in Berlin.

Sonnabend, 19. Oktober.

Der bisherige Oberbürgermeister von Straßburg, Schwander, wird zum Statthalter, und der elsässische Abg. Hauß wird zum Staatssekretär von Elsaß-Lothringen berufen. Hätte man das vor einigen Jahren gemacht, so wäre es eine große Tat gewesen. Im Elsaß rechnet man vielfach damit, daß auf Anordnung Wilsons eine Befragung der Bevölkerung stattfinden wird, ob sie deutsch, französisch oder neutral sein will. Die Mehrheit würde in diesem Falle, wie man uns berichtet, sich für Neutralität aussprechen. Es ist anzunehmen, daß Wilson persönlich der Schiedsrichter gerade in der elsaß-lothringischen Frage wird sein wollen.

In der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses hielt Graf Tisza eine Rede, in der er unzweideutig für Personalunion eintrat und eine eigene ungarische Armee, eine eigene ausländische Vertretung und selbständige Vertretung Ungarns bei den Friedensverhandlungen forderte. Von seinem früheren dualistischen Standpunkt (1867) blieb nichts übrig als das Bekenntnis zur Dynastie. Tisza sagte weiterhin: Einen Sonderfrieden dürfen wir nicht schließen. Wir stehen fest an der Seite unseres deutschen Bundesgenossen bis zum gemeinsamen Friedensschluß. Es ist richtig, daß wir uns auf die Grundlage der 14 Punkte Wilsons stellten, doch darf durch ihre Anwendung die Integrität Österreich-Ungarns nicht angetastet werden. Die tschecho-slowakischen Bestrebungen entspringen einer schamlosen Raubsucht und haben unter den Tschechen selbst mehr Gegner als Anhänger. Wilson muß aufgeklärt werden, daß er bezüglich unserer Nationalitäten falsch unterrichtet wurde und daß die hiesigen Zustände seinen Forderungen bereits nahe sind.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 13. Oktober.

Die Tage kommen und gehen wie sonst — und die Sonntage öffnen gewohnheitsmäßig ihre Tore zum Vorsichsein und zum Schweifen der Gedanken zu allem Guten und Kostbaren, das man besitzt. Wie seltsam ist dieses Ins-Leere-Fassen! Wenn man überall auf Zerstörtes, Zerfließendes stößt und Bezirke, die leuchteten, erloschen und stumpf dastehen.

Montag, 14. Oktober.

Ein Amnestieerlaß des Kaisers beauftragt die zuständigen Behörden, Personen, die wegen politischer Verbrechen und Vergehen zu Strafen verurteilt sind — insbesondere wegen Straftaten aus Anlaß von Streiks, Straßendemonstrationen und Lebensmittelunruhen —, zur Begnadigung vorzuschlagen.

Man liest von den Schritten, die die deutsche Heeresleitung im Interesse der flüchtenden französischen Bevölkerung getan hat, und das Bild dieser armen Menschen — nach so langer Zeit eines vom eignen Volkskörper gelösten Daseins Opfer des Sieges — steht vor einem auf, eines der tragischsten Typen im Leidenszug des Krieges.

Herr von Waldow soll nach einer neuen Mitteilung Leiter des Kriegsernährungsamtes bleiben, Chef des Zivilkabinetts soll Staatsminister a. D. Delbrück werden.

Auf der äußersten Linken der deutschen Sozialdemokratie ist eine neue kommunistische Partei entstanden, mit Stützpunkt, scheint es, in Bremen.

Der Brief des Reichskanzlers — immer werden bei uns die großen Schritte durch Mißgeschicke und Ungeschicklichkeiten entstellt.

Dienstag, 15. Oktober.

Der Parteitag der bayerischen Sozialdemokraten fordert vom Reichstag die Einsetzung und Wahl eines Staatsgerichtshofes zur Feststellung und Aburteilung aller Schuldigen, die frühere Friedensaktionen zum Scheitern brachten und damit für den unglücklichen Kriegsausgang und für die Lasten und Opfer, die wir während und nach dem Kriege zu tragen haben, verantwortlich sind. Diese Untersuchung hat vor keiner auch noch so hochstehenden Person haltzumachen. Ferner fordert der Parteitag eine nach dem Willen des Volkes durch Gesetz herbeizuführende Straferlassung und Untersuchungseinstellung bezüglich aller politischen Verbrechen und Vergehen.

Man kann nicht sagen, daß die erste und die zweite Forderung in einem logischen Zusammenhang stehen. Als Symptom aber kann einem die erste angst machen: wenn nun die „Abrechnungen" im Innern losgehen sollen, gibt es keinen Neubeginn, und wir schleppen uns an der moralischen Kriegslast zu Tode.

Die konservative Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses hat einstimmig den folgenden Beschluß gefaßt:

„In der Stunde der höchsten Not des Vaterlandes und in der Erwägung, daß wir auf weitere Kämpfe für die Unversehrtheit des vaterländischen Bodens gerüstet sein müssen, hält es die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses für ihre patriotische Pflicht, alle inneren Kämpfe zurückzustellen. Sie ist gewillt, zu diesem Zwecke auch schwere Opfer zu bringen und glaubt nach wie vor, daß eine weitgehendste Radikalisierung dem preußischen Verfassung nicht zum Heil des preußischen Volkes dienen wird, ist aber bereit, den Widerstand gegen die Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen entsprechend dem jüngsten Vorgehen ihrer Freunde im Herrenhause aufzugeben, um die Bildung einer Einheitsfront nach außen zu gewährleisten."

Die Abendzeitungen bringen Wilsons Antwort. Man fühlt, indem man diesen erzieherischen Hochmut herunterschluckt, daß dieser Ton und diese Zumutungen alle Instinkte des Stolzes und der Selbstachtung im deutschen Volke bis zur letzten Entschlossenheit aufpeitschen müssen.

Digitized by Google

Mittwoch, 16. Oktober.

Im ersten Berliner Reichstagswahlkreis sind abgegeben für den Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei 2294 Stimmen, für den sozialdemokratischen Mehrheitskandidaten 1720, den Unabhängigen 513, die Konservativen 180. Stichwahl zwischen Fortschrittlicher Volkspartei und Sozialdemokratie.

Dem Reichskanzler strömen Kundgebungen zu, die von dem Willen des deutschen Volkes zur nationalen Verteidigung für den notwendigen Fall Zeugnis ablegen.

Der Bundesrat stimmte gestern einem Gesetzentwurf zur Abänderung des Art. 11 der Reichsverfassung zu. Abs. 2 des Artikels wird dahin geändert: „Zur Erklärung des Krieges im Namen des Reiches ist die Zustimmung des Bundesrates sowie des Reichstages erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küste erfolgt."

Abs. 3 wurde durch folgende Bestimmung ergänzt: „Friedensverträge sowie diejenigen Verträge, welche sich auf Gegenstände der Reichsgesetzgebung beziehen, bedürfen der Zustimmung des Reichstages."

Damit ist die volle Mitwirkung der Volksvertretung bei den Entscheidungen über Krieg und Frieden gesichert.

Der Abgeordnete Haußmann ist zum Staatssekretär ernannt. Über das Kriegsernährungsamt ist noch nichts Endgültiges entschieden. Es gehört Mut dazu, diese undankbare Aufgabe zu übernehmen.

Donnerstag, 17. Oktober.

Die Presse der östlichen Provinzen bringt Aufrufe aller nationalen Verbände und Parteien gegen eine Auffassung der polnischen Frage, die eine Abtretung deutscher Gebiete einschließen sollten. Es wird darauf hingewiesen, daß die 800 000 Deutschen der Provinz Posen mehr als die Hälfte des Bodens und Häuserwertes der Provinz besitzen, die meisten Industrien und den größten Teil des Handels innehalten. Jahrhunderten mühsamster deutscher Organisationsarbeit verdankt das Land seine Ordnung und sein Gedeihen.

Es ist eine bittere Satire auf diesen formalistischen Begriff der „Gerechtigkeit", wenn man sich vorstellen sollte, daß die Errungenschaften dieser geduldigen, aufbauenden Arbeit, auf der aller Wohlstand der Ostmark beruht, einem Volk jetzt mühelos in den Schoß fallen, das sie weder zu erarbeiten noch zu behaupten imstande war.

Die Verordnung zur Ausführung des Gesetzes über den Kriegszustand vom 4. Dezember 1916 (Reichsgesetzbl. S. 1332) wird wie folgt geändert:

1. § 1 erhält folgenden Abs. 2: Der Obermilitärbefehlshaber kann Anordnungen mit verbindlicher Kraft für den Militärbefehlshaber erlassen.

2. Es wird folgender § 3 hinzugefügt: Der Obermilitärbefehlshaber trifft alle seine Anordnungen und Entscheidungen im Einverständnisse mit dem Reichskanzler oder mit dem von diesem bestellten Vertreter.

Zur Durchführung dieses Einverständnisses ist beim Reichskanzler der Abgeordnete Gröber bestellt.

Freitag, 18. Oktober.

In Berlin hat eine Kundgebung von einigen hundert Menschen vor dem Reichstagsgebäude stattgefunden — Veranstaltung der Unabhängigen Sozialdemokraten.

Dagegen erläßt der Vorstand der sozialdemokratischen Partei einen Aufruf „An Deutschlands Männer und Frauen", der einleitend die inneren Umwälzungen in Deutschland beschreibt, auf den Ernst der jetzigen Lage hinweist und fortfährt: „Was wir am 4. August 1914 erklärt haben, „in der Stunde der Gefahr lassen wir unser Vaterland nicht im Stich", gilt heute in verstärktem Maße. Mit einem Frieden der Vergewaltigung, der Demütigung und Verletzung seiner Lebensinteressen wird sich das deutsche Volk nie und nimmer abfinden!" Der Aufruf wendet sich dann gegen die „alldeutschen Demagogen im Lager der agrarischen und schwerindustriellen Kriegsgewinnler", ebenso gegen die Treibereien durch „bolschewistische Revolutionsphrasen" und gegen die Aufforderung an die Arbeiter zu jetzt sinn- und zwecklosen Streiks und spricht die Hoffnung aus, die klassenbewußte Arbeiterschaft werde es ablehnen, sich an dieser „Gegenrevolution" zu beteiligen. Am Schluß des Aufrufs heißt es: Wir sind auf dem Wege zum Frieden und zur Demokratie. Alle putschistischen Treibereien durchkreuzen diesen Weg und dienen der Gegenrevolution. Angesichts der Morgenröte des Friedens und der Freiheit darf und wird sich die klassenbewußte Arbeiterschaft an und hinter der Front nicht zu Unbesonnenheiten verleiten lassen, die letzten Endes nur den Feinden des Volkes nützen.

Die Freikonservativen haben gleichfalls in einem Aufruf, der sehr anders gefaßt ist als der aus der letzten Woche, ihre Bereitschaft zur Beseitigung aller inneren Konfliktsstoffe zur Herstellung eines einheitlichen gemeinsamen Willens ausgesprochen.

Aus der sich sichtlich vollziehenden Vereinheitlichung unter dem Bewußtsein der Stunde weht in die Bedrückung ein Zug von Kraft und Freudigkeit, wie immer, wenn Entschlüsse sich formen und die Tat ins Auge gefaßt wird.

Sonnabend, 19. Oktober.

Im Reichswirtschaftsamt ist zur Besprechung der Demobilisationsfrage, d. h. der Versorgung der feldgrauen Arbeiter bei Friedensschluß, eine Kommission gebildet. Ihr gehören an die Vertreter der hauptsächlichen Reichsbehörden, darunter auch die Reichskommissariate für das Wohnungswesen, die Vertreter der bundesstaatlichen Regierungen, und zwar der preußischen Ministerien und die bevollmächtigten Vertreter zum Bundesrat, Handel und Verkehr und schließlich drittens eine Anzahl von Arbeitgebern aus der Industrie, Handel und Landwirtschaft, von Angestellten und Arbeitnehmern. Diese große Kommission bildet einen aus zwölf Personen bestehenden kleinen Arbeitsausschuß, der seine Sitzungen begonnen hat. Es ist vorgesehen, über die Ergebnisse der Beratungen fortlaufend die Öffentlichkeit zu unterrichten.

In Elsaß-Lothringen ist die Ernennung des Oberbürgermeisters Schwander zum Statthalter und des Zentrumsführers Hauß zum Staatssekretär vollzogen.

Die Zeichnungsfrist für die Kriegsanleihe ist um 14 Tage verlängert.

Über den Inhalt der deutschen Note werden schon ziemlich bestimmte Angaben gemacht. Alle Menschen — wie sie auch zur Kriegszielfrage stehen — erwarten brennend, daß diese Note in ihrer Haltung vor allem den Forderungen der Selbstachtung entspricht.

Naumann / Zum Gedächtnis der Kriegstoten

Andächtige Trauergemeinde!

In diesen Stunden der herbstlichen Dämmerung, kurz vor den Tagen Allerheiligen und Allerseelen, seid ihr zur Totenklage und Erinnerungsfeier zusammengekommen, und zwar nicht für einen einzelnen Toten, und sei er euren Herzen noch so teuer, sondern für die Menge der im Kriege Gefallenen. Ihnen gehört unser gemeinsames Denken, unser Dank und unsere Liebe.

Sie sind die besten Helden aller Zeiten, denn was waren wohl die Kämpfe und Leiden in den Völkerkriegen der Vorzeit gegen den Aufenthalt in den gaserfüllten Gruben und Trichtern der Gegenwart? Wer von den sagenhaften Streitern, zu denen die Knaben aufschauen, hat Trommelfeuer oder Luftangriff ertragen, welcher Ritter überwand wochenlange unaufhörlich dröhnende Schlachten? Kein Seemann früherer Perioden lag so abgeschlossen unter dem Wasser im Angesicht des Todes, wie es viele unserer Unterseebootleute getan haben. Und denket an die Verwundeten, die auf dem Felde oder in den Lazaretten das Ende erwarteten. Nehmt in euer Gedächtnis die Verirrten, Verschleppten, Gefangenen, die irgendwie und irgendwo gestorben sind. Ich will absichtlich vor euren Ohren nicht genauer aus-

Digitized by Google

sprechen, was alles vorgekommen ist. Erst jetzt hat seit Anbeginn der Menschheit der Tod seine ganze vielfältige, schauerliche Unerbittlichkeit gezeigt. Und diejenigen, an denen er sie zeigte, waren uns keine Fernen und Fremden, sondern sie waren unsere Kinder und Brüder, Gatten und Väter, Blut von unserem Blut, Leben von unserem Dasein. An ihnen hingen die Hoffnungen und Zärtlichkeiten deutscher Mütter, für sie sorgte die Treue deutscher Väter, sie wuchsen auf, um etwas zu werden, und nun liegen sie wie abgefallenes Laub auf der Erde, ja sie liegen weniger natürlich und zerrissener da als dieses. Wir versuchen es, ihr Bild und Gestalt in unserem Geiste lebendigzuerhalten, aber kein Seufzen weckt sie aus ihrer Verlorenheit. Auch wenn euch jetzt, meine liebe Trauergemeinde, Tränen von den Augen tropfen, so laßt sie ruhig fließen; aber was gewesen ist, das ist vorbei! Jeder neue Morgen fängt ohne die an, die von uns genommen wurden.

So könnten wir zusammen noch lange klagen, denn der Stoff dazu ist unendlich, und Wehmut wandert durch Stadt und Land; aber das kann am besten jeder für sich allein besorgen, solange er danach schweren inneren Bedarf hat. Hier in unserer Zusammenkunft wird jeder und jede einzelne ihr Leid nach Möglichkeit verschlossen tragen, um nicht die Ehrfurcht vor dem allgemeinen Schmerze durch ihre persönlichen Gefühlsbewegungen zu stören. Die besten Menschen sind es, die auch nach schweren Prüfungen ihren Lebensgang so fortsetzen, daß niemand merkt, wie sehr sie verwundet sind. *Man ehrt die Helden nur dadurch, daß man auch nach ihrem Abscheiden tapfer bleibt.* So tun es die vereinsamten Gattinnen, Mütter, Väter; so tut es ein ganzes Volk, das mehr Jugend und Kraft verloren hat, als es je für möglich hielt. In jedem Haus, in jeder Hütte werden Erinnerungen gepflegt, aber zerbrochen und verloren sind wir trotzdem nicht, denn es gibt innerliche Tröstungen und Aufrichtungen, die stark genug sind, den Geist des hilflosen Leides zu überwinden durch Erkenntnis, Pflicht, Arbeit und selbst durch Hoffnung.

Erschüttert zwar werden gerade in diesen Tagen des peinlichen Kriegsabschlusses viele Hinterbliebene von Kriegstoten dadurch, daß nun doch das Opfer vergeblich gebracht worden sei. Auch hier unter uns sind gewiß einige, über denen der *Gedanke der Vergeblichkeit* wie eine trübe Wolke liegt. Ihr würdet euren lieben Soldaten freudig hingegeben haben, wenn man wenigstens nun über den Gräbern könnte Fanfaren blasen und wenn ein rauschender Sieg dem Gemüt einen wunderbaren Abschluß des vielen schweren Erlebens gebracht hätte. Da aber der Krieg in eine harte und demutsvolle Verhandlungszeit überzugehen scheint, so fehlt euch die letzte Lossprechung von eurem Kummer; die Kette der Verluste und Mühseligkeiten will nicht aufhören, und das, was in eurer Seele nicht Leid und Mitleid ist, wird allzu leicht Grimm und Zorn.

Obwohl wir zu tiefernster und feierlicher Gelegenheit beieinander sind, will ich euch nicht abraten, zornig zu sein, wenn der Untergrund eures Wesens es verlangt, denn *auch der Zorn hat eine gewisse befreiende Kraft und ein hohes sittliches Recht*, soweit er mit Einsicht verbunden ist. Wir zürnen der grausamen Wut unserer Feinde, die uns zu unmenschlichen Kriegsleistungen zwangen und die noch heute nicht zufriedengestellt sind mit dem Eingeständnis unseres Bedürfnisses nach Ruhe, wir zürnen über den Dunst der Lüge, mit dem die Menschheit gegen uns erfüllt wurde, wir zürnen auch gegen diejenigen im eigenen Volke, die uns durch maßloses Drängen in die Grube des Elends hineingetrieben haben, indem sie auch noch Amerika zur offenen Gegnerschaft brachten; es quillt oft in stillen Nächten der Grimm gegen Unbill und Unverstand wie eine heiße Flut empor, und wir wissen genau, daß eine Abrechnung mit denen, die an uns und unseren Toten gesündigt haben, nicht ausbleiben kann, aber aller berechtigte und unvermeidliche Zorn kann uns am Gedächtnistage unserer Toten nicht das ersetzen, was wir suchen, nämlich eine *Erkenntnis der Notwendigkeit des Schicksals*, das sie und uns betroffen hat.

Auch einfachere Menschen sind jetzt angefüllt mit dunklen Fragen der Weltanschauung, die man als Geschichtsphilosophie zu bezeichnen pflegt. Sie suchen häufig mit heißem Begehren die Beantwortung ihrer wogenden Zweifel in den Kirchen, gehen aber in vielen Fällen unbefriedigt nach Hause, weil unsere alt gewordenen Konfessionen zwar darauf eingerichtet sind, über Tod und Auferstehen des Einzelmenschen etwas zu sagen, aber nur sehr unsichere Meinungen über *Zweck und Sinn der Welt- und Völkergeschichte* vortragen. Das kommt daher, daß die Konfessionen noch vor dem Entwicklungsgedanken entstanden sind und ihn nur sehr unvollständig in ihren Lehrbestand aufgenommen haben, obwohl er einer der allergrößten und wertvollsten Glaubensgedanken ist, die es gibt. Für den Entwicklungsgedanken haben Lessing, Herder, Kant, Fichte, Schleiermacher, Goethe und Hegel, jeder auf seine Weise, den Unterbau geliefert, indem sie alle an eine in der Weltgeschichte waltende Weisheit oder Vorsehung glaubten, die das Menschengeschlecht vom Unvollkommenen zur Vollkommenheit, von der Finsternis zur Aufklärung, von der Barbarei zum Menschentum führt. Wer diesen Geschichtsglauben unserer großen deutschen Propheten hat, der sieht auch Mißerfolg, Rückfall und Irrtum als Zwischenstationen auf dem Wege zur menschlichen Vollendung an und lernt um des Endziels willen vielerlei Leid mit Würde und Zukunftshoffnung ertragen. Einst entstand dieser hohe deutsche Glaube in Zeiten schwerer Bedrängnis, als viel Tapferkeit dazu gehörte, auf deutsche Zukunft zu hoffen. Jetzt aber soll dieses Gold im Feuer geläutert werden. Im Schrecken unserer Tage sollen wir zeigen, ob wir unsere geistigen Väter in uns aufgenommen haben. Von uns wird verlangt, daß wir im Zusammenbruch eines Weltalters nicht verzagen und auf Ruinen und zwischen Toten noch immer die Zuversicht hochhalten, daß alles einen Zweck hat, und daß keine persönliche Betrübnis so groß ist, daß sie nicht durch ihre Einordnung in den Gang des allgemeinen Schicksals gelindert werden könne.

Laßt mich euch sagen, werte Trauergemeinde, daß schon einige Male im Verlaufe der Jahrhunderte die deutsche Bevölkerung nahe am Verzweifeln war. Ihr wißt, wie zerrissen und blutend der Leib Deutschlands in der Mitte Europas gelegen hat. Wenn damals kein Gottes- oder Entwickelungsglaube vorhanden gewesen wäre, so würde die Nacht hereingebrochen sein. So zerschlagen sind wir heute nicht, weder äußerlich noch innerlich! Jetzt, nachdem die künstliche Wahnvorstellung vom völligen Siege sich verflüchtigt hat, jetzt blicken wir den Tatsachen ins Gesicht, und schon dieser *Übergang zur Wahrhaftigkeit*, so viel Betrübendes sich damit offenbart, ist eine Reinigung und Läuterung der Seelen, die nicht gering zu schätzen ist. Wir sehen, daß die übrige Menschheit stärker ist als wir, aber verfehlt und verhängnisvoll wäre es, daraus den mutlosen Schluß ziehen zu wollen, als seien wir nun mit einem Male

nichts, als sei das Deutschtum vorbei und als wäre der Imperialismus und der militärische Siegeswille alles gewesen, was das deutsche Volk überhaupt kann und hat. Es ist wahr, daß wir gewisse Ideale unseres letzten Jahrhunderts werden mehr oder weniger preisgeben müssen. Wir nehmen bewegten Herzens Abschied von der bismarckischen Zeit. Je tiefer einer in die deutsche Nationalgeschichte sich eingesenkt hatte, desto mehr empfindet er den gewaltsamen Wechsel alles Denkens, der uns zugemutet wird. Wie würde es manchen unserer lieben Toten erschüttern, wenn er diesen Zwang zur anderen Volks- und Weltbetrachtung noch erlebte! Aber weil unsere Toten die letzten Helden der nun vergehenden Periode sind, die Träger und Blutzeugen eines Jahrhundertgedankens, so wollen wir um ihretwillen uns die eigene Vergangenheit nicht herabsetzen lassen, als sei sie etwa nur ein Irrtum gewesen. Nein, sie war eine Notwendigkeit! Die deutsche Selbständigkeitsidee führte in der umdrängten mitteleuropäischen Lage zum deutschen Machtgedanken. Das war logisch notwendig. Selbst daß dabei Übertreibungen aller Art vorgekommen sind, ist für uns zwar unsagbar schädlich gewesen, aber es war menschlich erklärlich. Das deutsche Volk, das früher so lange von den übrigen europäischen Nationen wie eine Trümmerstätte behandelt wurde, mußte einmal erst geschichtlichen Stolz erleben, ehe es in den Völkerbund einging, um in ihm nicht wesenlos zu zerfließen. Wir danken es der Vorsehung, daß wir gerade vor Schluß der Periode getrennter Großstaaten noch selber in die Reihe der führenden Menschheitskörper eingetreten sind und noch einen vollen Trank weltgeschichtlicher Selbständigkeit tun konnten, ehe aus dem Individualismus der Großstaaten der Sozialismus der Menschheit zu werden beginnt. Im Dienste des deutschen Großstaatgedankens sind unsere lieben Kriegstoten gestorben. Sie haben mit wundersamer Wucht den deutschen Staat nach Osten, Westen und Süden vorangetragen, und Kindeskinder werden ihre Seelen bilden im Gedächtnis an das erhabenste Heer, das es in der Menschengeschichte gab und geben wird.

Es ist mir, meine Freunde, nicht unbekannt, daß für betrübte Menschen, die einem Verschwundenen nachtrauern, alle solche allgemeinen Weltgedanken zunächst gleichgültig sind, weil sie ihren Verlust rein persönlich betrachten. Später aber fühlt jedes Herz das Bedürfnis, sich eine Vorstellung zu machen, wofür und wozu von der Weltlenkung, wenn man dieses Wort brauchen darf, so große Lebensverkürzungen eingesetzt oder zugelassen werden. Mag man eine persönliche Oberleitung der irdischen Geschehnisse annehmen oder nicht, so gibt es doch wenige Menschen, die den Krieg in seinem Gesamtverlauf als einen Zufall ohne Sinn und Regel betrachten. Dazu ist er zu groß und zu unheimlich in seinen Wirkungen. Man sucht eine tiefere Notwendigkeit und findet sie im Übergange zur Menschheitsorganisation. Sie steht auf der Tagesordnung nach der Zeit, für die unsere Toten gestorben sind, sie ist das Problem derer, die noch weiterleben.

Der Krieg hat sich selber getötet, indem er übermenschlich wurde. Noch wissen wir nicht, ob und wie es gelingen mag, eine kriegsfreie Periode herbeizuführen und zu organisieren, aber soviel ist sicher, daß der Grenzstrom zweier Zeitalter überschritten wurde. Dunkel ist die Zukunft und unformulierbar ihre Probleme. Wer beschreibt das neue Europa, wer kann etwas sagen über Handel und Wandel, Preis und Leistung, Schulden und Erwerb, wem ist das Völkerrecht der vereinigten Gegner in allen Weltgegenden wahrhaft klar? Es gärt und kocht bei uns und unseren Bundesgenossen und überall. In dem einen Worte Friede verbergen sich Geheimnisse aller Art. Eins nur wissen wir, daß man die Dunkelheiten nicht überwindet durch Feigheit. Klar und fest sollen und wollen wir den Schwierigkeiten entgegengehen. Wir schaffen den deutschen Staat so, daß er auch in der neuen Weltlage bestehen und seine Ordnung erhalten kann. Anknüpfend an die Ideale unserer einstigen Freiheitskriege, an die Volksbewegung von 1848 und an die Reichsverfassung der bismarckischen Schöpfung, bauen wir den Volksstaat mit Ernst und Energie. Das Volk im ganzen will seine Selbstbestimmung in die Hand nehmen. Ihr braucht mich nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß in diesem nationalen Entschlusse noch vieles fraglich und sorgenvoll erscheint, denn das wissen wir alle, die wir diesem historischen Werke unsere Kräfte widmen, aber von euch verlange ich, daß ihr dem Neuwerdenden nicht nur als kühle und kritische Beobachter zur Seite steht, sondern euch mit Bewußtsein auf den Boden der neuen Verhältnisse stellt. Darin besteht jetzt die bürgerliche Tapferkeit. In ihr aber werden uns unsere teuren Toten ein unvergängliches erhebendes Vorbild sein. Sie starben für ihr Volk, für unser Volk, für das neue Deutschland, das unter Schmerzen aus der Vergangenheit sich losringt. Wenn das neue Deutschland nicht gelingt, so sind nicht die daran schuld, die im Schoß der Erde ruhen, sondern wir, die am Leben geblieben, das Begonnene fördern und hindern können, je nachdem unser Wille schöpferisch ist oder nicht.

Laßt uns, meine Freunde, still auseinandergehen, damit die Toten mit uns reden können! Sie umgeben uns wie gute Geister, ihre Gegenwart ermuntert uns zur Pflicht. Sorgen wir dafür, daß sie nicht vergeblich ihr Opfer dargebracht haben!

Friedrich Meinecke / Deutschland und der Friede

Der methodische Geist des Deutschen wagt sich gern auch auf Gebiete, wo die Kompetenz des methodischen Denkens aufhört und das Reich jener Schicksalsgewalten anfängt, deren Übermacht der Mensch nun einmal anerkennen muß. Er kann und muß sich auch gegen sie zu behaupten versuchen, aber doch immer nur wie der Steuermann, der gegen Winde und Strömungen laviert und schon dabei, wenn der Sturm ausbricht, des äußersten Heroismus, verbunden mit der höchsten Nüchternheit bedarf. Das war unsere Lage vom Beginn des Weltkrieges an. Hätte man sie ganz verstanden, so würde man manche falsche Steuerung vermieden haben, die uns nicht aus der Brandung der Klippen heraus, sondern geradewegs in sie hineingeführt hat. Aber unser methodischer Geist verführte uns in dieser gefährlichen Situation auch noch dazu, in der Kajüte zu sitzen, Landkarten und Pläne aufzurollen und Denkschriften über „Kriegsziele" aufzusetzen, die Makulatur waren schon in dem Augenblicke, wo sie fertig wurden. Und ein eigentümliches Verhängnis war es nun, daß auch diejenigen, die die Torheit dieses Beginnens erkannten und das bebrillte Auge ihrer Landsleute von Plänen und Denkschriften hinweg auf Sturm und Brandung des wirklichen Tages richten wollten, vielfach die Sprache des methodischen Schulmeisters sprechen mußten, um verstanden zu werden und Eindruck zu machen.

Das ist das Schicksal derer gewesen, die sich im Frühjahr dieses Schicksalsjahres um Professor Walter Goetz in

Leipzig schwarten, um mit ihm gemeinsam ein Buch über „Deutschland und den Frieden" zustande zu bringen. Jetzt liegt es nun vor in einem stattlichen, von Teubner verlegten Bande von 626 Seiten, in 34 Kapiteln, in denen alle inneren und äußeren Vor- und Einzelfragen eines für Deutschland notwendigen, heilsamen und zugleich möglichen und erreichbaren Friedens vielfach mit ausgezeichneter Sachkenntnis und in eindringlicher und anziehender, oft wahrhaft ermunternder Tonart behandelt werden. Unter den Mitarbeitern begegnen uns die klangvollen Namen von Gertrud Bäumer, K. Davidsohn, Haenpe, Herkner, P. Lensch, H. Oncken, Pilotty, Rathgen, Sokk u. a. Das Buch bleibt lesens- und beherzigenswert auch in einer verwandelten Zeit, — aber die Ereignisse der letzten September- und ersten Oktobertage dieses Jahres haben die Zeit schon gewandelt und die Voraussetzungen umgestaltet, von denen die Mitarbeiter und ihre Führer ausgingen, als sie dieses Lehrbuch und System der Friedensprobleme aufstellten. Die wichtigste dieser Voraussetzungen war, daß die Gesamtlage im Verhältnis der Kräfte zueinander, erstarrt und versteift, wie sie damals erschien, sich nicht mehr wesentlich ändern würde und daß demnach nur die staatsmännische Vernunft den Ausweg aus dem Engpaß, in den das Schicksal die Ambitionen aller kriegführenden Parteien gedrängt zu haben schien, finden könne. So galt der Hauptkampf des Herausgebers und der meisten seiner Mitarbeiter der Abwehr des sinnlosen und verrannten Annexionismus, der Utopie, daß die Mittelmächte einen Gewaltfrieden nicht nur nötig hätten, sondern auch zu erzwingen imstande seien. Diese Utopie ist heute jämmerlich zerflattert und verweht, und ihre lärmenden Anhänger haben allen Anlaß, im stillen Kämmerlein sich an die Brust zu schlagen und ihre Sünden zu bereuen. Aber auch die Anhänger des Verständigungsfriedens sind durch den Zusammenbruch Bulgariens, die Vorgänge in Österreich und den wachsenden Druck der amerikanischen Hilfe gegen unsere Westfront in eine furchtbar schwere und ernste Lage gekommen. Wohl ist die Kraft der Mittelmächte nur zurückgedrängt, aber nicht zerbrochen, und entwürdigende und ruinierende Bedingungen der Feinde würden mit einer wuchtigen heroischen Kraftanstrengung beantwortet werden können und müssen, die das gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen hat. Darum muß dieser letzte heroische Akt schon jetzt mit ruhiger Festigkeit und eiserner Entschlossenheit ins Auge gefaßt werden, ohne theatralische Geste, die niemand mehr blenden kann, aber auch ohne blinden Gefühlsüberschwang, lediglich als eine große und gewaltige Notwendigkeit, gefordert zugleich von zwingenden Gründen der Vernunft und vom höchsten und edelsten Schwunge der Seele. So mancher von uns möchte heute, einzeln sich fühlend, lieber sterben, als in einem gedrückten und gedemütigten Dasein der Nation weiter existieren. Aber der Gedanke an Kinder und Ahnen und an die unsterblichen Güter der Volksgemeinschaft richtet uns wieder auf und macht uns stark und froh zu dem Entschlusse, zu wirken und zu kämpfen, solange es Tag um uns ist. Irgendwelcher Segen wird der Nation aus dieser Gesinnung und ihrer Bewährung auf jeden Fall entspringen.

Mit diesen ernsten Gedanken im Hintergrunde muß man die heutige Lage kritisch ins Auge fassen. Daß wir größere Opfer für den Frieden werden bringen müssen, als wir vor wenigen Monaten noch glaubten, zeigt der Friedensschritt der neuen Reichsleitung, die Annahme der vierzehn Wilsonschen Punkte als Grundlage der Friedensverhandlung, die Bereitschaft zur Räumung der besetzten Gebiete. Neben diesem Zugeständnis ist weitaus am schwersten das Opfer, das wir bringen, indem wir zulassen, daß über das Schicksal Elsaß-Lothringens und den von einer gemischten deutsch-polnischen Bevölkerung bewohnten Provinzen Preußens nunmehr mit den Feinden verhandelt wird, daß Forderungen hier aufgestellt werden könnten, die uns ans Leben gehen würden. Französische Geschütze aus Straßburg und Neubreisach aufs badische Ufer gerichtet, die lothringischen Erze uns genommen, und Danzig in polnischer Hand, — wir könnten es nicht ertragen. Es wäre eine Vergewaltigung, die sofort den Keim neuer Erschütterungen und Kriege in sich bergen würde. Ein wütender Nationalismus würde, wenn die erste Ermüdung der Friedenszeit überwunden wäre, die Grundgesinnung des verstümmelten Deutschlands werden. Denn darüber täusche man sich nicht im feindlichen Lager: Keine Partei in Deutschland, wie friedfertig sie auch gesinnt sein möge, wird sich dazu hergeben, eine solche Verstümmelung gelassen und geduldig hinzunehmen und den Zustand als erträglich anzuerkennen, der daraus erwachsen würde. Auch die deutsche Demokratie kann, zur Herrschaft und zur verantwortlichen Leitung gelangt, gar nicht anders, als die organischen nationalen Interessen vertreten und die elementaren nationalen Empfindungen teilen.

Aber so steht es ja noch keineswegs, daß die vierzehn Wilsonschen Punkte schlecht und recht die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich und von Posen und Westpreußen an Polen in sich schließen. Die Wilsonsche Formulierung läßt Spielraum für Möglichkeiten, die für uns nicht g a n z unerträglich sind. Jedoch darüber dürfen wir uns, wie heute die Dinge liegen, nicht täuschen, daß wir unsere Ost- und Westmark nur dann im Rahmen des Deutschen Reiches zu halten vermögen, wenn wir die begonnene Demokratisierung unserer Reichsverfassung und unseres öffentlichen Lebens entschlossen und konsequent durchführen und alle Reste des konservativen Herrschaftssystems mit Stumpf und Stil ausrotten. Es ist furchtbar und schmerzlich, dies unter dem Drucke einer auf uns lastenden Übermacht tun zu müssen, aber wir müssen uns sagen, daß dieses System auch durch seine eigenen Mängel und Gebrechen unhaltbar geworden ist und einen sehr großen Teil der Schuld an der Lage, in der wir uns jetzt befinden, trägt. Ich bin durchaus nicht blind gegen die positiven Werte, die in den konservativen Überlieferungen des preußischen Staates stecken, und halte vor allem fest daran, daß eine selbständige, über den Parteien stehende und das allgemeine Interesse gegenüber den Parteiinteressen wahrende monarchische Gewalt ein Segen für uns wäre. Deswegen habe ich noch im vorigen Jahre, indem ich die demokratische Wahlreform für Preußen energisch forderte, mich ebenso bestimmt gegen die Einführung des weiteren parlamentarischen Systems erklärt und eine Übergangsform empfohlen, wie sie auch, nur noch etwas mehr nach links gewendet, Walter Goetz im Auge zu haben scheint, wenn er wünscht, daß die Krone „ohne direkten Zwang den Geeignetsten schließlich ernennt, den mit dem Parlamente zu regieren vermag", und wenn er weiter wünscht, daß den sog. Machthunger der Parteien in Schranken gehalten werde. Aber vor allem gilt es jetzt, die Krone von dem Machthunger der konservativen Partei und von den damit verbundenen militaristischen Einflüssen, die sie umsponnen und umklammert hielten, zu befreien, um ihr die Möglichkeit zu geben, ein demokratisches Volkskönigtum zu werden. Die Entlassungsgeschichte Bethmann Hollwegs und das Jahr, das seit seiner

Digitized by Google

Entlassung verflossen ist, hat gezeigt, daß es unmöglich ist, in den alten Formen weiterzuregieren. In der fortwährenden Reibung und Durchkreuzung verantwortlichen Wollens und unverantwortlicher Einflüsse, in den Eingriffen der militärischen Gewalten in das politische Gebiet, ging die Einheitlichkeit, Klarheit und Festigkeit des Staatswillens verloren. Nur ein Wille darf das Ganze leiten. Das alte System hat diesen einheitlichen Willen nicht mehr zu schaffen vermocht. So muß er denn fortan von neuer Basis her erwachsen. Er kann fortan nur durch engste Fühlung der Krone mit der Mehrheit der Volksvertretung und durch Unterdrückung aller bisher möglichen Nebeneinflüsse auf die Regierung sich erzeugen. Es bleibt auch denen, die wie wir bisher andere Verfassungsideale hatten, gar nichts anderes übrig, als entschlossen und fest diesen Weg zu gehen.

Wir haben den Krieg, so hat auch die „Kreuzzeitung" jetzt mutig eingestanden, weltpolitisch verloren, und unsäglich bitter empfinden wir es alle. Aber dieselbe Ehrlichkeit, mit der das führende Organ der Konservativen die Zerstörung unserer weltpolitischen Hoffnungen konstatiert hat, ist auch vonnöten, um im Innenleben unseres Vaterlandes die endgültige, unwiderrufliche Niederlage des alten Systems anzuerkennen. Alles Tüchtige der alten konservativen Welt kann sich, wenn es sich in die Zeiten schickt, auch in den neuen Formen auswirken. Es ist der elementare Lebenswille der Nation, der sich jetzt diese neuen Formen zu schaffen begonnen hat. Nur indem wir unser eigenes persönliches Leben jetzt mit ihm verknüpfen, können wir der Schmerzen Herr werden, die uns übermannen wollen. So sei unsere Losung, was der Konservativsten einer, Roon, im Jahre 1848 gesagt hat: „Jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, — wenn auch mit gebrochenem Herzen."

Naumann / Deutsche Zuversicht

Du sollst und darfst nicht annehmen, daß das deutsche Volk zerbrechen kann! Jetzt, wo die vielfach falsche Siegesstimmung versunken ist und die auch vorher schon bestehende Weltlage allen Augen offenbar wird, jetzt sind die am niedergeschlagensten, die vorher am keckesten behauptet haben, wir würden der ganzen übrigen Menschheit unseren Willen aufzwingen können. Es lag zu gewissen Zeiten etwas gefühlsmäßig Starkes in dieser Herrschaftshoffnung, aber es flackerte zugleich in ihr das, was die alten Griechen als „Hybris" bezeichneten, ein verhängnisvolles Überschätzen des eigenen Könnens und Vermögens. Je eiserner nun die Kette der Einschließung um uns und unsere Bundesgenossen gezogen wurde, desto erklärlicher, aber auch desto phantastischer wurde die gewaltsame Entschlossenheit, das Übermenschliche zu erzwingen. Weil dem Wollen der Untergrund der sachlichen Möglichkeit fehlte, so verlor es sich ins Rednerische und wurde zur Deklamation. Das ist nun vorbei! Das sollte wenigstens jetzt völlig vorbei sein! Jetzt ist einfache, reine Wahrhaftigkeit am Platze. Wir sind frei von Welteroberungsplänen und wollen Volk unter Völkern sein, Nation unter Nationen, Genossen der Menschheit unter Genossen. Wir verlangen nicht mehr als unser staatliches Weltbürgerrecht, dieses aber verlangen wir ganz. Sind es nicht Deutsche gewesen, die diesen Gedanken zuerst klar erfaßt haben? Inmitten aber der Menschengemeinschaft sind wir nicht zu zerbrechen, auch wenn es gelingen sollte, die militärischen Machtkämpfe verschwinden zu lassen, denn wir Deutschen sind doch wahrhaftig nicht bloß vortreffliche Soldaten, sondern sind ein schaffendes, unermüdliches Volk auf jeglichem Gebiet. Wir vertragen selbst große Weltveränderungen, wenn wir nur nicht aufhören, an den Menschheitswert unseres eigenen Volkes fest und treu zu glauben.

Büchertisch

Bruno Tanzmann, Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule. Verlag der Wanderschriften-Zentrale, Gartenstadt Hellerau-Dresden. 96 S.

Georg Koch, Die künftige deutsche Volkshochschule. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 22 S. 0,60 M.

Während die kleine Schrift von Koch sich gut eignet, den Gedanken der Volkshochschule, ihre Ziele und den heutigen Stand der Bewegung in weite Kreise zu tragen, ist die Arbeit von Tanzmann durchaus abzulehnen. Der Verfasser hat natürlich das Recht, mit Stolz sein Autodidaktentum zu betonen — dann aber müßte er sich doch davor hüten, mit selbstgefälligem Nachdruck allgemein gültig sein sollende Urteile auszusprechen, die jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehren. Die künftige Volkshochschule, wie Tanzmann sie plant, bei der man nur Mitglied werden kann, wenn man vorher versichert hat, rein arischen Blutes zu sein, würde nach dem Krieg nur Zwietracht und Unheil im deutschen Vaterlande säen, — wie man auch heute schon an sich halten muß, wenn man liest, wie er über Menschen und Dinge mit einer durch keine Sachkenntnis gemilderten Überhebung aburteilt, und daß er den Krieg, der zum Unheil für Deutschland und Europa ausgebrochen ist, mit einem erleichterten „Gott sei Dank" begrüßt. M. R.

Druckfehlerberichtigung

In Nr. 42 der „Hilfe" finden sich auf Seite 500, 2. Spalte zwei Druckfehler. Es muß heißen: Zeile 22: Lavisse (statt Larsin), Zeile 58: M. R. (statt M. K.).

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 35 Pf.: E. M. in B. 1 M.: Uff. M. im Felde, Ob.-Stm. H. in L., Pfr. M. in U.-R., Uff. K. in A. 1,50 M.: G. R. in Z. 1,70 M.: Musk. R. im Felde, Frl. H. in P. 2 M.: Lehrer B. in R., Lt. Ma. im Felde, Lt. Me. im Felde, Gefr. G. im Felde, Lt. K. im Felde. 3 M.: Kan. C. im Felde. 4 M.: B. R. in F., Lt. G. im Felde. 5 M.: San.-Rat Dr. S. in Ch., Vzf. D. im Felde. 6 M.: Lt. d. L. Sch. im Felde. 20 M.: Z. in K. 100 M.: F. G. in A.

Bücher für Armee und Marine: Dr. H. in München: 10 Bücher und Zeitschriften, Dr. P. in München: 11 Bücher, Frau A. S. in Würzburg: je 3 Bände Familie Pfäffling I und II, Prof. R. in Reichenhall: 6 Bücher.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Staatsbürgerschule

Berlin NW 40. Kronprinzenufer 27, I. Tel. Moabit 9596.

Veranstaltungen

in der Zeit vom 28. Oktober bis 3. November 1918.

Montag, den 28. 10.: D. Friedrich Naumann: Auswärtige Politik: Völkerbundsfragen.

Dienstag, den 29. 10.: F. Hoff: Deutsche Wirtschaftspolitik.

Donnerstag, den 31. 10.: Wilhelm Heile: Politische Tagesfragen.

Freitag, den 1. 11.: Dr. Pauli: Der Liberalismus im deutschen Geistesleben um die Wende des 18. Jahrhunderts.

Alle Vorträge finden in der Staatsbürgerschule statt und beginnen abends um 8 Uhr.

LECIN

Appetitanregend

Blutbildend Nervenstärkend

In Apotheken u. Drogenhandlungen :: Proben vom Lecinwerk Hannover

Für Rekonvaleszenten wirksamer und wohlfeiler als Wein.

Tricalcol Kalk-Eiweiß-Mittel zur Kräftigung und Knochenbildung.

31. Oktober 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,60 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 44

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Der Volksstaat und der Friede. — **Naumann:** Reichstagsrede. — **Lord Grey:** Der Völkerbund. — **Gertrud Bäumer:** Die deutschen Frauen zum Rechtsfrieden. — **Dr. Julius Lubeck:** Die Entwicklung der feindlichen chemischen Industrie im Kriege. — Fichte über politische Freiheit. — Goethe über Englands Kolonialpolitik. — **A. A. Findeisen:** Verse zum Gruße meines Kriegsbuben. — **Ina Seidel:** Das Land und wir. — **Naumann:** Menschenwürde. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 20. Oktober.

In Flandern sind die Orte Brügge, Thielt und Kortrik geräumt und neue Stellungen bezogen. Der Feind steht östlich von Sluis an der belgisch-holländischen Grenze. Auf beiden Seiten von Douai ist er bis zur Linie Orchies-Marchiennes gefolgt. Bei Le Cateau ist Kampfpause. Nordöstlich von La Fère wurde der Feind im Feuer und Nahkampf abgewiesen. Zwischen Olizy und Grand Pré wurden erneute Angriffe des Gegners abgewehrt. — Der Verlust von Brügge, den man schon seit einiger Zeit kommen sah, ist der Verlust der U-Boot-Basis in Flandern. Wieviel diese in Wirklichkeit bedeutet hat, ist strittig gewesen und entzieht sich auch noch heute der Beurteilung. Im allgemeinen besteht trotz weiterer Rückverlegungen das bestimmte Gefühl, daß der große Siegesjubel in Paris und London über das hinausgreift, was vom Gegner militärisch erreicht worden ist. Sollte ein Waffenstillstand nicht zustande kommen, so wird auch weiterhin jedes Stück besetzten Landes verteidigt werden müssen. Um den Behauptungen der Gegner, als ob die deutschen Truppen bei ihrem Zurückgehen willkürlich und barbarisch plünderten, einen Widerstand entgegenzusetzen, hat Hindenburg an alle Heerestruppen der Westfront den Befehl erneuert, daß bei der Räumung besetzten Gebietes lediglich militärische Zerstörungen ausgeführt werden dürfen, die durch die Kriegshandlungen notwendig sind.

Wilson wird in Amerika vielfach und insbesondere auch von Roosevelt angegriffen, daß seine Friedenssätze ein unberechtigtes Entgegenkommen gegen Deutschland enthalten. Zusammen mit amerikanischen Überpatrioten verlangen die großen kriegstreibenden Parteien in England und Frankreich eine Fortsetzung des Krieges bis zur absoluten Unterwürfigkeit der Deutschen.

Montag, 21. Oktober.

Die längst erwartete amerikanische Antwort an die österreichisch-ungarische Regierung ist eingetroffen und wirkt bei denen, die einen verhältnismäßig leichten österreichischen Frieden erwarteten, als große Enttäuschung. Unter den Friedensbedingungen Wilsons hatte Punkt 10 gelautet: „Den Völkern von Österreich-Ungarn, deren Platz unter den anderen Nationen wir sichergestellt zu sehen wünschen, müßte die erste Gelegenheit einer autonomen Entwicklung gegeben werden." Auf Grund dieses Satzes hatte nun Kaiser Karl den Versuch gemacht, sein Kaisertum mit Autonomie der Nationen zu vereinigen. Jetzt nun heißt es in der amerikanischen Note: Seit dieser Satz geschrieben und vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten ausgesprochen wurde, hat die Regierung der Vereinigten Staaten anerkannt, daß der Kriegszustand zwischen den Tschecho-Slowaken und dem Deutschen und dem österreichisch-ungarischen Reiche besteht und daß der tschecho-slowakische Nationalrat eine de facto kriegführende Regierung ist, die mit der entsprechenden Autorität ausgestattet ist, die militärischen und politischen Angelegenheiten der Tschecho-Slowaken zu leiten. Sie hat auch in der weitgehendsten Weise die Gerechtigkeit der nationalen Aspirationen der Jugoslawen (Südslawen) nach Freiheit anerkannt. Der Präsident verfügt deshalb nicht länger über die Freiheit, die bloße „Autonomie" dieser Völker als eine Grundlage für den Frieden anzuerkennen, sondern er ist gezwungen, darauf zu bestehen, daß sie und nicht er Richter darüber sein sollen, welche Aktion auf seiten der österreichisch-ungarischen Regierung ihre Aspirationen und ihre Auffassung von ihren Rechten und ihrer Bestimmung als Mitglieder der Familie der Nationen befriedigen wird. — Damit werden Tschechen und Südslawen durch diktatorischen amerikanischen Beschluß zu Herren des österreichisch-ungarischen Reiches überhaupt gemacht, denn von ihnen hängt es ab, ob in Zukunft in irgendeiner schattenhaften Form ein gemeinsames Kaisertum übrigbleiben kann oder nicht. Wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, jeden Zusammenhang ablehnen, so kann Kaiser Karl versuchen, ob den Deutschen oder den Ungarn seine Herrschaft noch ferner erwünscht ist. Für uns Reichsdeutsche liegt darin, daß wir einerseits beim Friedenskongreß kaum in der Lage sein werden, auf eine österreichisch-ungarische Gesamtmonarchie zu rechnen, und daß wir andererseits alle Ursache haben, die Entschlüsse und Bewegungen der Deutschen in Österreich mit Aufmerksamkeit zu begleiten.

Die deutsche Antwortnote an Wilson legt Verwahrung ein gegen den Vorwurf ungesetzlicher und unmenschlicher Handlungen und teilt mit, daß die Unterseebootkommandanten Befehl erhalten haben, die Torpedierung von Passagierschiffen zu unterlassen. Für die Bedingungen des Waffenstillstandes sind die militärischen Ratgeber zuständig, und das gegenwärtige Kräfteverhältnis an den Fronten muß den Abmachungen zugrunde gelegt werden. In der deutschen Verfassung wird ein grundlegender Wandel eintreten, indem der Einfluß der Volksvertretung auf die Entscheidungen über Krieg und Frieden dauernd einer Regierung übergeben wird, die ohne das Vertrauen der Mehrheit des Reichstags nicht existieren kann. Die Verantwortung des Reichskanzlers gegenüber der Volksvertretung wird gesetzlich ausgebaut und sichergestellt.

Dienstag, 22. Oktober.

Der Deutsche Reichskanzler Prinz Max spricht sich im Reichstag über die Friedensmöglichkeiten aus. Dabei hält er es nicht für ausgeschlossen, daß die feindlichen Regierungen den Krieg weiterführen wollen und uns dann keine Wahl bleibt, als uns zur Wehr zu setzen mit der ganzen Kraft eines Volkes, das man zum Äußersten treibt. Deutschland will von sich aus alles tun, um dieses schreckliche und nutzlose weitere Blutvergießen zu vermeiden. Die neue Reichsregierung stellt sich der Volksvertretung vor und bekundet ihre Absicht, das System der deutschen Staatsleitung rückhaltlos auf dem Mehrheitsprinzip und der durchgeführten unbedingten Ministerverantwortlichkeit aufzubauen.

Digitized by Google

In Wien versammelten sich in dem alten Landtagsgebäude 300 deutsche Abgeordnete, um das Recht der Deutsch-Österreicher auf Selbstbestimmung zu verkünden. Abgeordneter Waldner sagte unter dem Jubel der Anwesenden: „Wir wollen ein neues Gemeinwesen aufbauen, daß nur unserem deutsch-österreichischen Volke dient. So schreiten wir zur Auflösung des alten Österreichs und der alten Monarchie und bereiten uns vor für unseren neuen nationalen Staat." In das Präsidium wurden gewählt: Mitglieder des Nationalverbandes, der Christlich-Sozialen und der Sozialdemokraten. Dr. Victor Adler sagte: „Die deutschen Sozialdemokraten sind gekommen, mit Ihnen auf demselben Boden das neue deutsche Österreich aufzurichten. Gestatten Sie einem Alten, seine tiefe Freude und Genugtuung, die er über die Verwirklichung eines langgehegten Wunsches empfindet, zum Ausdruck zu bringen!" Die deutsch-österreichische Regierung soll möglichst bald die innere Verwaltung und den Ernährungsdienst übernehmen. Die Herstellung einer Ernährungsgemeinschaft mit dem Deutschen Reiche würde vielleicht das einzige Mittel sein, die deutsch-österreichischen Länder vor einer Hungerkatastrophe zu bewahren.

Mittwoch, 23. Oktober.

Graf Tisza benutzte im Abgeordnetenhaus eine Gelegenheit, um durch Verlesen von Originalprotokollen einen wesentlichen Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges zu liefern. Die Abfassung und endgültige Festlegung des an Serbien gerichteten Ultimatums geschah durch ihn und durch die maßgebenden österreichischen und ungarischen Faktoren, und es hat kein deutscher Faktor, am wenigsten Kaiser Wilhelm selbst, auf das Ultimatum Einfluß genommen. In der gemeinsamen Ministerkonferenz ist auf Wunsch des Grafen Tisza damals erklärt worden, daß, wenn ein Feldzug gegen Serbien nötig sein würde, dieser keinerlei erobernde Tendenz zeigen dürfe. — Der unmittelbare Zweck dieser Aufklärungen liegt wohl darin zu beweisen, daß Ungarn keine Annexionsabsichten gehabt habe. Für uns und auch für diejenigen unserer Gegner, die einen gewissen Sinn für Wahrheit haben, ist das sehr wichtig, was hier über Kaiser Wilhelm ausgesprochen wird.

Unter Führung des spanischen Gesandten Marquis de Villalobar und des holländischen Geschäftsträgers van Vollenhoven hat eine neutrale Kommission das Schicksal der fliehenden Bevölkerung an der französisch-belgischen Grenze, insbesondere in Tournai, Valenciennes und Denain untersucht. Als beste Methode wird vorgeschlagen, den Einwohnern die Erlaubnis zu geben, die Städte zu verlassen, aber keinen Zwang auszuüben und möglichst weitgehende Erleichterungen der Räumung, besonders durch Stellung von Sonderzügen, zu gewähren. Bei denjenigen Städten, die sich in der Verteidigungslinie selbst befinden, muß eine vollständige Entleerung als ein Werk der Menschlichkeit betrachtet werden. Die Gesandten erkennen gern an, daß die Maßnahmen, die von den deutschen Behörden in den umkämpften Städten ergriffen worden sind, stets von der Sorge um die Lage der Bevölkerung getragen waren, deren trauriges Los sie, so gut es ihnen möglich war, zu mildern bemüht gewesen sind. — Gegenüber dem unverständigen Geheul der Auslandsblätter über fortdauernde deutsche Barbarei, ist es wohltuend, dieses neutrale Urteil kennenzulernen.

Donnerstag, 24. Oktober.

Der elsässische Abgeordnete Ricklin spricht im Deutschen Reichstage über die etwa zu erwartenden Folgen der Einsetzung eines elsässischen Statthalters und Staatssekretärs: Wir halten es für unsere Gewissenspflicht, dem deutschen Volke die volle Wahrheit zu sagen, um keine trügerischen Hoffnungen aufkommen zu lassen. Alles das, was in Berlin und von der neuen Regierung in Straßburg unternommen werden wird, kann bei gegenwärtiger Lage der Dinge keine wesentliche Einwirkung auf die Stimmung in Elsaß-Lothringen mehr ausüben. Durch Annahme der vierzehn Punkte Wilsons ist die elsaß-lothringische Frage zu einer internationalen Angelegenheit geworden, deren Lösung dem Friedenskongreß übertragen ist. Unter gegenwärtigen Umständen halten wir es nicht mehr für angebracht, dem Lande die politische Autonomie innerhalb Deutschlands zu geben, um nicht der freien Willensäußerung bei der bevorstehenden Volksabstimmung vorzugreifen.

Der polnische Abgeordnete Stychel weckt im Reichstag lebhaftesten Widerspruch mit seiner Auslegung des polnischen Absatzes der Wilsonschen Thesen. Für die zukünftige Grenzlinie sei die gegenwärtige Bevölkerungsstatistik nicht maßgebend. Es müsse auf Grund des historischen Rechtes und der Besitzverhältnisse vor der preußischen Besetzung entschieden werden. Nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die verstorbenen Polen seien als mitentscheidende Faktoren zu beachten. — Man kann schwer begreifen, warum von den preußischen Polen jetzt ein so provozierender Ton gewählt wird.

In einer weiteren Antwortnote spricht Wilson noch deutlicher als bisher von der Macht des Königs von Preußen und daß die Völker der Welt kein Vertrauen zu den Worten derjenigen hegen können, die bis jetzt die deutsche Politik beherrschen. Die Regierung der Vereinigten Staaten werde nur mit den Vertretern des deutschen Volkes verhandeln, die bessere Sicherheiten für eine wahre, verfassungsmäßige Haltung bieten als die bisherigen Beherrscher Deutschlands. Wenn Deutschland diesen Voraussetzungen nicht genügen kann, so wird es nicht über Friedensbedingungen verhandeln können, sondern muß sich ergeben. — Wir brauchen über die Gefühle, mit denen die Erklärungen des Weltdiktators bei uns aufgenommen werden, nicht besonders zu sprechen. Auch diejenigen, die von der Notwendigkeit weitgehender Verfassungsänderungen innerlichst überzeugt sind, bedauern, daß wir sie nun so vornehmen müssen, als seien sie auf fremde Anordnung hin erfolgt.

Freitag, 25. Oktober.

In Ungarn ist das Ministerium Weterle endgültig zurückgetreten, und zwar gelangt die Regierung offenbar an die weiter links stehenden Gruppen. Ob sich ein Ministerium Karolyi verwirklichen läßt, ist bis heute unentschieden. Graf Tisza kommt zurzeit nicht in Betracht. Graf Karolyi würde als Freund der Entente und als demokratischer Förderer der Nationalitäten auftreten. Der Wille Ungarns, sich von Österreich abzusondern, wird mit jedem Tage deutlicher, und durch Absperrung der Lebensmittelausfuhr wird Wien in peinliche Not versetzt.

Als Minister des Auswärtigen für die formell immer noch einige Doppelmonarchie tritt an Stelle des Grafen Burian Graf Andrassy. Das ist insofern ein Schritt außerhalb der bisherigen Ordnung, als es nicht üblich war, zwei ungarische Staatsmänner aufeinander folgen zu lassen. An sich wird dem Grafen Andrassy von keiner Seite bestritten werden, daß er hervorragende Kenntnisse mitbringt. Ob aber die besten Kenntnisse im gegenwärtigen Zeitpunkt noch viel nutzen können, ist eine andere Frage.

In Berlin erscheinen deutsch-österreichische Delegierte, um über Ernährungsfragen zu verhandeln. Es ist Pflicht des deutschen Volkes, auch bei eigenem Mangel die Deutschen Österreichs nicht zu verlassen.

Sonnabend, 26. Oktober.

Die Westfront hält sich besser, als es von den siegestrunkenen Franzosen und Engländern erwartet wurde. Es kann aber nicht vermieden werden, in kleineren Schritten weiter zurückzugehen. Man kämpft in Belgien zwischen Lys und Schelde südwestlich von Gent. Die Feinde drängen auch in Nordfrankreich nach der Schelde hin. Der Kampfplatz hat sich von Solesmes und Le Cateau östlich bis in die Gegend von Le Quesnoy und Landrecies gezogen. Auf der nächstfolgenden Strecke bis in die Gegend westlich des Argonnenwaldes finden nur kleinere Gefechte statt. Vouziers ist umstritten. Die amerikanischen Angriffe haben sich nach bedeutenden Verlusten an Menschen zurzeit beruhigt. Von anderen Kriegsschauplätzen haben wir nur unvollkommene Nachrichten. Die österreichisch-ungarische Armee scheint in der Hauptsache ihre italienische Front festzuhalten. Aus Bulgarien kommt die Kunde, daß die Franzosen von Saloniki aus bis nach Widdin an der Donau vorgedrungen sind und dort die Donauschiffahrt stören. Ein beklagenswertes Vorkommnis! Unsere Kenntnisse über die deutschen Truppen in der Türkei sind gering.

Aus Rotterdam wird telegraphiert, daß zwischen den Ententemächten und der Türkei Waffenstillstandsverhandlungen schweben, bei denen die Sorge vor der in deutschen Händen befindlichen einstigen russischen Schwarzen-Meer-Flotte eine nicht unbeträchtliche Rolle spielt.

Aus allerlei Gesprächen mit Ukrainern und Polen ergibt sich, wie sehr alle besitzenden Kreise dieser Länder sich vor dem Eindringen des Bolschewismus fürchten. Wenn sie jetzt das Verbleiben der deutschen Truppen wünschen, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß sie selbst einen Schutz ihres Landes vor wildestem Umsturz nicht leisten können.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 20. Oktober.

Die innere Ziellosigkeit dieser Zeit ist so qualvoll. Man sieht keinen Weg, und es gibt keinen Sinn für das, was man tut. Die Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite wäre Erlösung. Daß man mit etwas wieder anfangen könnte, ein Wohin wüßte. Dieser leere Schmerz überall!

Der Landesbettag, der heute angesetzt ist, vermag diese Leere wohl nur mit einem zu füllen: das einfache alte Sichergeben in Gottes Willen.

Praktisch beginnen die Rüstungen für den unausdenkbar schweren Übergang: Wohnungsfürsorge. Der König von Bayern hat alle Gebäude der Zivilliste in München als Wohnungen zur Verfügung gestellt. Das wird praktisch nicht allzuviel bedeuten, ist aber als Beispiel des Mithelfens gut.

Montag, 21. Oktober.

Wenn man den Glauben an einen Kern von Wahrhaftigkeit in dem Gedanken des Rechtsfriedens und der Völkergemeinschaft bewahren könnte! Aber jedes neue Wort — die Antwort an Österreich! — macht es schwerer.

Die deutsche Antwortnote bringt vielen den Trost, daß sie sich gegen entehrende Bedingungen verwahrt. Es stürmt von Aufrufen, Vorschlägen, Gesinnungskundgebungen, eine schmerzliche Wiederholung der Erregung von 1914, aus derselben, in vier zermarternden Jahren bewahrten ergreifenden Bereitschaft. Anfang und Ende verschmelzen in einer Gesinnung.

Dienstag, 22. Oktober.

Für Hamburg fordert die sozialdemokratische Partei die politische Umgestaltung nach den folgenden Grundsätzen:

1. Beseitigung aller Privilegiertenwahlen.

2. Die sofortige Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts zur Bürgerschaft und in den Landgemeinden für alle großjährigen Staatsangehörigen beiderlei Geschlechts nach den Grundsätzen des Verhältniswahlsystems.

3. Wahl des Senats durch die Bürgerschaft ohne jede direkte und indirekte Mitwirkung des Senats und ohne jede Beschränkung auf bestimmte Berufsgruppen. Aufhebung der lebenslänglichen Amtsdauer.

4. Demokratische Selbstverwaltung und Zulassung von Männern und Frauen aus allen Parteien und Kreisen der Bevölkerung in den Senat sowie die Verwaltung.

In den Abendblättern die Rede des Reichskanzlers zur Eröffnung der Debatte über die Verfassungsänderungen. Das alles sollte einem den Anfang neuer Wege zeigen, aber man vermag es weniger im Zukunftssonnenschein als in der Lohe der Götterdämmerung zu sehen. Später — später vielleicht wird man den Wunsch in der Erfüllung wiedererkennen.

Mittwoch, 23. Oktober.

Die sächsischen Konservativen haben sich für Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Sachsen ausgesprochen. Im Reichstag hat die konservative Partei Erhöhung der Mannschaftslöhnungen und die Durchführung der gleichen Beköstigung von Offizieren und Mannschaften beantragt. Wenn man das letzte nicht erst im 5. Kriegsjahr, sondern sehr viel eher getan hätte, wäre ein Hauptquell unauslöschlicher Bitterkeit nicht so stark geworden.

Die schwere Grippe-Epidimie, die wir auszuhalten haben, verstärkt das Gefühl der „Geschlagenheit", gegen das wir kämpfen.

Donnerstag, 24. Oktober.

Die Antwort Wilsons liegt unter der Lampe, und man fragt sich, wie viele solcher Stationen auf dem Kalvarienberg, den wir hinaufsteigen, noch überwunden werden müssen!

Es steigt aus dem ziellosen Schmerz allenthalben die Unruhe des Tuns, des Bekenntnisses, der innere Zwang, seinen Willen und sein Pflichtgefühl zur Geltung zu bringen. Im Osten zahlreiche Demonstrationen für die nationale Verteidigung. Es wäre gut, wenn die Spannung nicht mehr zu lange währte, damit eine Einheit des Handelns hernach noch zustande zu bringen ist.

Freitag, 25. Oktober.

Die Zeichnungsfrist für die Kriegsanleihe ist um 14 Tage verlängert.

Man spürt in alle angespannte Tagesarbeit hinein die immer rascheren Atemzüge der allgemeinen Erregung. Bereitschaft zum letzten Kampf schwillt, wohin man hört; welche Erlösung, sich dafür einsetzen zu können! Aber es ist doch etwas wie Blindheit in der Parole „lieber Untergang in Ehren". Ein Volk geht nicht unter, es lebt fort und muß seine Kraft sich erhalten.

Sonnabend, 26. Oktober.

Berlin hat etwas Entspannteres als die „Provinz". Man ist den Ereignissen näher, hat mehr Stoff, sie zu besprechen, sieht mehr direkte Aufgaben schon vor sich und — ist eben Weltstadt mit der rascheren Veräußerlichung.

Sitzung im Volksbund für Freiheit und Vaterland für ein künftiges Programm, nachdem das erste durch „höhere Mächte" erfüllt ist.

Vorbesprechungen der uns rasch auf den Leib rückenden Fragen: Frauen- und Übergangswirtschaft.

Wilhelm Heile / Der Volksstaat und der Friede

Es klingt in diesen Tagen immer wieder das Wort in unsere Ohren, das Wilhelm I. einst in weltgeschichtlicher Stunde sprach: Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Hinter uns liegen vier Jahre furchtbaren Kampfes und manchen großen Sieges. Nie hat ein Volk Ähnliches geleistet und gelitten. Gegenüber ungeheurer Übermacht haben die kämpfenden Söhne Deutschlands Erfolge erstritten, die ohne jeden Vergleich dastehen in der Geschichte der Menschheit. Und das Ende von alledem? Ein kaudinisches Joch, durch das wir jetzt hindurch müssen? Ist es wirklich das? Und ist kein anderer Weg mehr möglich?

Das zittert durch alle deutschen Herzen. Und es sind keineswegs bloß Männer, die hinter den Konservativen und Alldeutschen stehen, denen in diesen Tagen bittere Worte von deutscher Schmach aus zusammengebissenen Zähnen über die Lippen kommen. Wir verstehen und begreifen das nicht bloß, sondern wir teilen solche Empfindungen. Aber wir wehren uns dagegen, daß die Gefühle der Bitterkeit jetzt Oberhand bekommen und die Klarheit des Blickes trüben. Es ist jetzt nicht die Zeit zu klagen und anzuklagen. Die Stunde des Handelns ist da.

Sie war schon oft und ist schon lange da. Aber das deutsche Volk hat sie in gläubigem Vertrauen auf eine falsche Führung so oft und so gründlich versäumt, daß es nun unter den Folgen seiner eigenen Saumseligkeit seufzt und alle Kraft

Digitized by Google

zusammenreißen muß, wenn es darunter nicht erliegen soll. Und siehe da, es geht. Das deutsche Volk, von dem schon Bismarck sagt, daß man es nur in den Sattel zu setzen brauche, reiten werde es schon können — es schwingt sich in diesen Tagen selbst in den Sattel und wird darin so fest und sicher sitzen, wie niemand zuvor.

Was wir jetzt mitten im schwersten Kriege an Ereignissen der inneren Umwälzung erleben, das ist die deutsche Revolution. Man soll es ruhig und offen aussprechen und nicht zurückscheuen vor dem Wort, das ehedem ein Kinderschreck war. Die heutigen Deutschen, die durch die Schule des Weltkrieges gegangen sind, fürchten sich nicht mehr; die lächerliche „Angst vor der eigenen Courage" ist hoffentlich für immer dahin, und neben den von jeher unübertroffenen Mut der deutschen Krieger ist nun endlich auch die Zivilcourage getreten, die Bismarck nicht ohne eigenes Verschulden an dem Volke seiner Zeit vermißte.

Wie kam es doch, dies plötzliche Erwachen? Vier Jahre lang und mehr konnten wir und alle, die gleichen Sinnes waren, soweit die Zensur es gestattete, warnen und mahnen, soviel wir wollten: man begriff, stimmte zu, aber die Tat blieb aus. Wir hörten vom Regierungstisch viele schöne Versprechungen über die Neuorientierung des deutschen staatlichen Lebens; aber es war nicht zu erreichen, daß damit auch Ernst gemacht wurde, obwohl — wenigstens bei Bethmann Hollweg — viel guter Wille und klare Erkenntnis der Notwendigkeit vorhanden waren. Was ist denn jetzt anders geworden? Haben die recht, die uns unsere Reformen, die sie nicht mehr verhindern können, nun in letzter Stunde noch zu verekeln suchen, indem sie ihnen den Stempel deutscher Schmach aufdrücken und uns sagen, sie erfolgten auf Wilsons Diktat?

Nein. Es gibt keine niederträchtigere Verleumdung als diese. Alles, was bis jetzt an Reformen der deutschen Verfassung durchgesetzt worden ist und was an weiteren Reformen noch folgen muß und wird, das ist ja schon lange, lange vor dem Kriege und während des Krieges jahraus jahrein, tagaus tagein von uns Liberalen und Demokraten unter Zustimmung der großen Mehrheit des deutschen Volkes gefordert worden. Wir haben es gefordert um seiner selbst willen, weil es recht war. Und wir haben es gefordert um unseres Volkes und Vaterlandes willen, weil nur Recht und Freiheit in solcher Gestalt und Vollendung uns die Kraft geben könnten, uns im Wettkampf der Weltvölker zu behaupten. Nein. Diese Reformen sind nicht Kinder deutscher Schmach. Wohl sind sie geboren in der Stunde der größten deutschen Not. Aber was ihnen das Leben gab, das war reinste und wärmste Vaterlandsliebe. Nichts weiter. Das nur allein.

Und die uns jetzt die Freude an der inneren Wiedergeburt vergällen wollen, das sind die, die mit aller Kraft und all ihrem übermächtigen Einfluß verhindert haben, daß die Reform rechtzeitig kam, die uns in fürchterlicher Gesinnungsgemeinschaft mit den Kriegstreibern unter unseren Feinden in den Weltkrieg hineingeführt und in den Jahrzehnten vor dem Kriege wie in den vier Jahren des Krieges eine Politik getrieben haben, die uns bis hart an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Ihre Macht mußte erst gebrochen werden, ehe die Verjüngung unseres Wesens beginnen konnte. Und sie war gebrochen und zerbrochen mit dem Augenblick, in dem es dem Volke wie Schuppen von den Augen fiel, in dem die Mehrheit seiner Vertretung endlich begriff, daß das alte System nicht bloß schuld hat an all unserer politischen Not, der freundlosen Vereinsamung, der Erfüllung fast der ganzen Welt mit Haß und Feindschaft gegen uns, sondern daß es sogar auf seinem eigensten Gebiete selbst versagt hat, daß es — es genügt, an die U-Boot-Sünden von Tirpitz und Capelle zu erinnern — nicht einmal militärisch-technisch der Aufgabe gewachsen gewesen ist, aus Deutschland und aus dem deutschen Volke herauszuholen, was darin an Kraft vorhanden ist.

So ist es gekommen, daß der gleiche Tag, an dem der jetzt zurückgetretene General Ludendorff das Waffenstillstandsangebot veranlaßt hat, auch der Geburtstag des deutschen Volksstaates wurde. Der bis dahin allmächtige Mann, der wie ein zweiter Napoleon schaltete, der sich mit seiner militärischen Riesenaufgabe nicht zu begnügen vermochte, sondern in alles und jedes hineinregierte, der von Bethmann bis zu Kühlmann jeden Staatsmann zerbrach, der sich seiner Selbstherrlichkeit nicht fügte — er ist jetzt sanglos und klanglos gegangen. Nicht die wechselnde Laune des Kriegsglückes ist es, die ihn von seinem selbst geschaffenen Throne gestürzt hat. Hindenburg bleibt Heerführer, und Vertrauen und Dankbarkeit des deutschen Volkes heften sich nach wie vor an seinen Namen, völlig unbeeinflußt vom Glück und Unglück der deutschen Waffen. Ludendorff aber, nicht der General, sondern der politische Dilettant, verschwindet von der politischen Weltbühne, weil er die Verkörperung des Systems geworden war, das die Feinde den preußischen Militarismus nennen, das uns in der Welt soviel Haß zugezogen und zugleich daheim unsere besten Kräfte in Fesseln geschlagen hat. Ergriffen stehen wir am politischen Grabe dieses starken Mannes, in dem manche den Kanzler und Diktator ersehnten, der uns durch Eisen und Blut zum herrlichen Siege und deutschen Frieden führen sollte. Und viele fragen bange: ist es auch Deutschlands Grab, das da geschaufelt ward?

O nein. Noch ist Deutschland nicht verloren. Dahin, unwiederbringlich dahin ist nur das Paradies des Junkertums. Zertrümmert und verbrannt ist nur die verhaßte Form des alten Obrigkeitsstaates, und aus der Asche heraus steigt strahlend in frischer Jugend das neue Deutschland auf. Es ist hineingeboren in eine Welt des Elends und der Sorge. Es beginnt seine Erdentage gehemmt und bedrückt durch eine furchtbar lastende Erbschaft. Und es kann sogar sein — wir müssen uns auch darauf gefaßt machen —, daß die Last, die uns zu tragen gegeben wird, selbst den gewaltigen Kräften des jungen Volksstaates über die Kraft geht und unerträglich wird. Sollte es dahin kommen, daß wir den Frieden mit der Außenwelt nur zu einem Preise erhalten können, den wir nicht zahlen können und wollen, dann wird der deutsche Volksstaat die erste und schwerste Probe auf seine Kraft bestehen müssen. Niemand geht mit ehrlicherem Willen und größerer Hingebung in den Völkerbund hinein, der die Menschheit von dem Grauen dieses und künftiger Kriege erlösen soll. Der Völkerbund, der die Gleichberechtigung aller bringt, ist uns nicht etwa ein notwendiges Übel, dem wir uns nur fügen, um noch Schlimmerem zu entrinnen. Er ist uns die Verwirklichung der alten deutschen Ideale, der Beginn des neuen Zeitalters, den zu beschleunigen wir selbst schwere Opfer zu bringen bereit sind. Nur ein Opfer können wir nicht bringen: wenn man uns Unrecht, das uns geschieht, Gewalt, die uns angetan wird, als Recht auslegen will, dann darf die deutsche Volksregierung sich nicht dazu hergeben, ihren Namen als schützenden Mantel über aufgezwungene Schmach zu breiten. Ist solche Schmach unausweichlich das Erbe, das uns der Obrigkeitsstaat hinterlassen hat, so wollen wir doch nicht darüber hinaus getäuscht werden; dann soll

die Schmach auch Schmach heißen. Doch ehe das deutsche Volk das duldet, ehe es sich dem nackten Unrecht beugt, ist es zu Opfern und Anstrengungen bereit, die noch weit hinausgehen über alles, was bisher geleistet worden ist. Aber es verlangt, ehe es sie bringt, von seinen Führern die reine unverhüllte Wahrheit.

Aufrechten Hauptes, wie wir gekämpft haben, wollen wir, wenn es sein muß, auch dem bitteren Ende entgegensehen. Und wenn es auch wurmt und weh tut, zu wissen, daß wir, wenn wir das alte Regiment rechtzeitig gestürzt hätten, einen ganz anderen Frieden hätten haben können, mit ganz anderen Kräften den neuen Weltbund an führender Stelle hätten gründen können, statt jetzt als zunächst nahezu nur geduldetes Glied, so wollen wir doch Zeit und Kraft nicht damit vertrödeln, daß wir schelten und Strafgericht abhalten über die, denen Deutschland sein Unglück verdankt. Denn was sollte das nützen und wem? Und schließlich galt doch auch für uns das Wort, daß ein Volk immer die Regierung hat, die es verdient. Hätte das Volk und hätte auch nur seine Vertretung, der Reichstag, schon früher die Kraft und den Mut und den Willen gezeigt, der jetzt in wenigen Tagen zum Ziele führte, so hätten wir weder vorm Kriege noch im Kriege unter dem Joch der „. . . ismen" zu seufzen brauchen; Militarismus, Imperialismus, Partikularismus, Bürokratismus hätten nur ihre guten Seiten, die sie doch auch haben, entfalten können, das Volk hätte sich selbst regiert, sein Schicksal ganz und gar nur in eigener Hand gehabt. Ja, tua culpa, deutsches Volk, tua maxima culpa, es ist deine, nur deine, deine allergrößte Schuld. Nicht Sündenböcke in die Wüste schicken, sondern in sich gehen und von Grund auf neu aufbauen, das ist, was uns allein helfen kann. Aber auch wirklich von Grund auf. Nur kein Kurieren an den Symptomen mehr, sondern eine Reform an Haupt und Gliedern.

Naumann / Reichstagsrede

Wortlaut des amtlichen Stenogramms der Reichstagssitzung vom 22. Oktober 1918.

Anknüpfend an die Worte des Herrn Reichskanzlers und an die meiner beiden Vorredner, beginne auch ich zuerst mit dem Gedenken an die deutsche Armee. Denn niemals mehr als jetzt in diesen schweren, spannenden Kampftagen verdient die Armee den doppelten und dreifachen Dank des ganzen Vaterlandes und der Volksvertreter. (Bravo! links.) Gerade wenn Zeitpunkte eintreten, an denen die Kräfte nicht mehr immer und überall auszureichen scheinen, ist das Werk derer, die halten, was gehalten werden kann, die auch mit Druck auf der Seele tapfer kämpfend stehenbleiben, aller doppelten und dreifachen Ehre wert. (Bravo! links.) Und gedenken wir, was in diesen Jahren die Armee, dieses Volksheer, durchgemacht hat! Wenn heute so viel über eine kommende Zeit gesprochen wird, in der der Militarismus nicht mehr sein wird, eine Zeit, von der wir hoffen, daß sie durch die Bemühungen des Völkerbundes angebahnt wird, so wird weit hinaus in die Gefilde der Zukunft der Glanz dieser deutschen Leistungen leuchten, die jetzt von unserer letzten größten deutschen Armee geleistet worden sind. (Bravo! links.) Die Leute, die jetzt da draußen Übermenschliches für Volk und Vaterland getan haben, werden dabei noch immer dunkel umgeben von dem Bewußtsein, nicht voll zu wissen, wie eigentlich ihre Stellung im heimatlichen Volke ist. Denn während sie draußen kämpfen, wurde hier in Preußen die langwierige und peinliche Wahlrechtskomödie abgespielt. (Sehr richtig! links.) Während sie draußen Helden erster Klasse waren, galten sie daheim noch bis vor kurzem und jetzt als Staatsbürger dritter Klasse. (Erneute Zustimmung links.) Jenes Gefühl, welches sich in dem alten lateinischen Worte ausspricht: „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi" ist wohl auch denen draußen durch den Sinn gegangen: „Wenn die Herrscher im Wahne sich streiten, müssen die kleinen Leute darunter leiden." Dann muß die Masse es aushalten, es austragen, ihr Leben für Zwecke hingeben, in denen sie geordnet wird, kommandiert wird und regiert wird, und wobei fast niemals das Gefühl auftaucht: wir sind es selbst! Denn seien wir offen, wie klein konnte bisher unter den deutschen Verhältnissen, die wir gehabt haben, für die Menge der Menschen, für den Durchschnitt der kleinen Leute, der Kleinbauern, der Handwerker, der Arbeiter das Gefühl sein, daß sie nicht nur Objekt, sondern auch Subjekt des weltgeschichtlichen Vorgangs sind! Es mußte ihnen erscheinen, daß sie ihr Leben zum Opfer geben für ein Schicksal, das weit über ihnen irgendwo in Wolken und Nebel wohnt, sie aber laufen unten im Nebel gegen grauenvolle Tanks. Wenn wir doch wüßten: wozu und wohin, und wenn wir wüßten, daß wir wenigstens vertreten werden von denen, die wir selber uns aussuchen, denen wir unser Vertrauen entgegenbringen! Was würde das für eine Kraft geben: ein deutsches Heer, erfüllt von dem unmittelbaren Vertrauen: wir und unsere Regierung sind eins! Eine lebendig arbeitende, der Zukunft entgegenschaffende organische Masse, das ist es, was der Herr Reichskanzler in seiner ersten Rede verlangt hat, wenn er sagt: er würde seine Stellung nicht einnehmen können, wenn er nicht diejenige Kraft hinter sich wüßte, die aus dem Vertrauen der Masse entspringt, die aus jenen unzähligen einzelnen Seelen herauskommt, von denen jede einzelne klein ist, und die ein durchschnittliches gleiches Schicksal haben, die aber addiert das Volk sind, die Nation. Heute hat der Herr Reichskanzler zu diesem Satz hinzugefügt: „Die Nation darf nicht blind an den Verhandlungstisch geführt werden". Alte Staatsweisheit war, dem Volke zu sagen: Blind sollt ihr vertrauen, wenn ihr geführt werdet! Es ist ein neuer Ton, wenn jetzt die Musik bei uns einsetzt mit dem Einsatz: nicht blind sollt ihr zum Verhandlungstische geführt werden! Aktivität des Volkes! Die Mehrheit, die Menge soll mitschaffen, soll mitreden! — Das war nicht das Prinzip der bisherigen deutschen Vergangenheit, und keiner unter uns, die wir um die Dinge des Staates uns bemühen, wird jetzt in diesen Wochen Tage und Nächte verbringen, ohne im Geiste zu debattieren mit dem, der der Schöpfer und Aufrichter des bisherigen Systems gewesen ist, das jetzt unter unseren Händen im Kriege sich wandelt. Es besteht auf allen Seiten eine gewisse Debatte mit dem Größten der vorvorigen Generation. Wir sprechen in unseren Gedanken mit Bismarck; denn das System, das durch die neue Regierung beendet wird, ist und war das System, das Bismarck uns eingerichtet hat, jenes System, das von den Jahren 1866 und 1870 an bis jetzt zum Kriege und bis 1918 gedauert hat, ein System, welches zwar den Rechten des Volkes nicht von vornherein ablehnend gegenüberstand, da es ja das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für den Reichstag von Anfang an zu seiner Parole gemacht hatte, aber dieses Wahlrecht so hineinarbeitete und künstlich einfügte in die Quadern und Mauern vorher begonnener Bauten, daß daraus ein Regierungssystem wurde, welches der Vergangenheit gegenüber sachlich ein gewaltiger Fortschritt war, aber der kommenden Zeit gegenüber ein zu enges Gehäuse geworden ist. Dieses bismarckische System, von dem die deutsche Regierung heute unter Führung des Prinzen Max von Baden und unter Teilnahme der hier sitzenden Mitglieder der Mehrheitsparteien sich loslöst, war seinerzeit notwendig, um die Einigung des deutschen Volkes herbeizuführen. Jenes zerspaltene deutsche Volk mit allen seinen Kleinstaaten, das Bismarck vorfand, mit seinen vielen Monarchen, mit seiner unfertigen politischen Ausbildung konnte noch nicht den Gedanken des Jahres 1848 verwirklichen. Es mußte erst diktatorisch zusammengefaßt werden, und es war eine Gnade der Vorsehung, daß der große Diktator für diese Zusammenfassung uns gegeben wurde. Bismarck schuf für seine diktatorische Gestalt das dazu passende notwendige übermenschliche Amt, jenes Amt eines Reichskanzlers, der verantwortlich ist der Geschichte und der Unendlichkeit gegenüber, auch der Dynastie gegenüber, der aber dem Volke gegenüber nichts hat von direkter Abhängigkeit und Be-

Digitized by Google

antwortlichkeit. Mit diesem System haben wir seit 50 Jahren gearbeitet und geschafft — (Zuruf rechts) — ich komme eben auf den Erfolg; ich folge ihren Wünschen von selbst! — mit diesem System hat mehr als eine Generation gearbeitet, und ich wollte eben sagen: es beweist die Größe des bismarckischen Griffes, daß in dieser Periode mit dem gemischten diktatorisch-parlamentarischen System diejenige wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des deutschen Volkes eintreten konnte, auf die wir jetzt, im Kriege, mit doppelt wehmütigen Stolze zurückblicken, weil vieles zunächst zerbrochen daliegt, was in dieser Epoche gewonnen und geschaffen wurde. Es war möglich, durch dieses bismarckische System dasjenige Volk herzustellen, das die Kräfte hatte, im großen Kriege vier Jahre und länger auszuhalten gegen eine ganze Welt von Feinden. Aber wenn das die historische Leistung des vergangenen Systems ist, so zeigt es sich nun im Kriege schärfer als vorher, daß das bismarckische Reich eben doch kein voller Staat des Volkes war. Wenn man das deutsche Volk in seiner Menge braucht und ruft bis in jedes Bergwerk hinein und bis in jede Arbeiterhütte und jedes Arbeitergehirn hinein, so muß der Tropfen demokratischen Öles, von dem Uhland in der Paulskirche in Frankfurt gesprochen hat, ganz anders niederrieseln auf unser Volk, damit aus ihm diejenige Kraft entsteht, aus tiefverletztem Zustand heraus wieder emporzusteigen und unter den Völkern neu anzufangen. Die Zeit fordert eine nächstweitere Periode. Warum ist denn diese nächstweitere Periode nötig? Warum hat das alte System nicht auch weiterhin verbindliche Kraft? Weil das bisherige System im Kriege zwei notwendige große Dinge nicht geleistet hat. Es hat nicht geleistet die Einheitlichkeit der Regierung, und es hat nicht geleistet die Verkörperung des nationalen Einheitsgedankens. An diesen zwei starken Mängeln geht es jetzt zugrunde.

Das System der bismarckischen Epoche leistete also nicht die Einheitlichkeit der Leitung. Wenn wir früher in vergangenen Jahren über die Vorzüge der Monarchie debattiert haben — und ich habe mich reichlich an diesen Aussprachen beteiligt —, so war es einer der gewöhnlichen Gedankengänge: die Monarchie hat gegenüber einem republikanisch-demokratischen System den Vorteil, daß sie gerade in Zeiten schwerer Not und äußersten Kampfes die Einheitlichkeit der Leitung garantiert, während in republikanischen Staaten die Staatseinheit unter der Rivalität und Konkurrenz der untereinander streitenden Staatsmänner und Feldherren verlorengeht. Diese Argumentation ist vielleicht in der Theorie ganz richtig gewesen. Nun aber kam der wirkliche große Krieg, und in diesem Kriege zeigte es sich, daß die Einheitlichkeit durch das bisherige System nicht gewährleistet war. (Sehr gut! links.) Denn die Zerspaltung des deutschen Volkes kam nicht aus der Mitte der Bevölkerung, sondern aus der Mitte der Regierung heraus. (Lebhafte Zustimmung links.) Unsere Parteien und unsere Bevölkerungen haben sich hier in diesem Raume am 4. August 1914 gut geeinigt, haben ihre alten herkömmlichen und zum politischen Gewerbe gehörenden Streitigkeiten zunächst einmal zurückgestellt, und wenn da und dort noch einmal ein Parteisekretär sich vorübergehend vergaß, so wurde er mit dem Worte Burgfrieden sanft zur Ordnung gerufen. (Heiterkeit.) Während aber die Parteien — und alle Parteien in dem Hause werden mir darin recht geben — sich ehrlich bemühten, den Einheitsgeist der deutschen Nation zu repräsentieren, begann bereits in den letzten Monaten des Jahres 1914 innerhalb der Regierung jene Zwiespältigkeit, derer das bisherige System nicht Herr werden konnte. Wenn ich einfach sage, die Zwiespältigkeit der Auffassungen zwischen Bethmann und Tirpitz (sehr richtig! links), so weiß jeder, woher das Zweiparteiensystem in Deutschland kommt. (Sehr richtig! links.) Das Zweiparteiensystem in Deutschland ist nicht hier aus diesem Hause entstanden. Denn hier in diesem Hause lebten wir schon Jahre und Jahrzehnte zusammen, und es war ein bekanntes Kunststück der regierenden geschickten Bürokraten, die Karten immer neu zu mischen, abheben zu lassen und dann frisch wieder auszugeben und auf diese Weise das Haus stets in neuer Verteilung wieder vor sich zu sehen. (Sehr gut! links.) Und dieses Spiel hätte noch lange fortgeführt werden können, wenn nicht die Regierung selbst mit zwei verschiedenen Regierungsapparaten sich ein Zweiparteiensystem im Regierungskörper selber zurecht gemacht hätte. Denn es war doch so: es bestanden nicht nur zwei kämpfende Köpfe, sondern vielmehr zwei kämpfende Apparate mit Preßbüros, wo eines völlig anders schrieb als das andere, mit Zensurapparaten, vor denen kaum der Reichskanzler sicher war, daß er nicht der Zensur verfiel, und wo man nicht wußte, wieviel sich die Staatssekretäre noch gestatten konnten. Wir hatten, um es offen zu sagen, zweierlei auswärtige Politik (sehr richtig! links), fast möchte ich sagen: zwei auswärtige Ämter. Wir behandelten fast jede Sache auf eine ganz verschiedene Weise. Es gab z. B. den besetzten Randstaaten gegenüber eine liberale Methode: wir kommen als die Befreier, wir kommen, um euch Selbstbestimmung und eigene Staatlichkeit zu bringen. Und auf der anderen Seite saßen nach konservativer Methode wohlgeordnete angestellte Herren, deren Grundsatz ungefähr hieß: das okkupierte Subjekt hat den Mund zu halten! (Heiterkeit.) Und während wir so seelisch und praktisch die Randstaaten mit vollständig zweierlei Methoden behandelten, wunderten wir uns, wenn der ausgestreute Same nicht aufgehen wollte. Oder, um etwas anderes zu erwähnen, wir redeten mit den Elsässern und fragten sie: ihr seit doch gut deutsch, auch wenn es einmal ernst darauf ankommt? Ja, aber dabei standen sie unter ich weiß nicht wieviel Zivilkommandos und anderen Zwangsinstituten, und das, was jetzt auftaucht: der elsässische Statthalter und der elsässische Staatssekretär, was schon immer hätte geschehen sollen (sehr richtig! links) und hätte geschehen können (sehr wahr! links), das geschah nicht, sagen wir wegen archaistischer monarchischer Spielereien und Liebhabereien (sehr richtig! links); aus irgendwelchem Trödel heraus, von dem man schon heute gar nicht mehr weiß, warum und wie sich verständige Menschen überhaupt um so etwas bemüht haben! (Sehr richtig! links.) Wir haben es hier erlebt, daß der vorige Reichskanzler unter allen notwendigen Klauseln und Kautelen sagte, es wird Belgien wieder herausgegeben und wiederhergestellt. Dann aber liefen draußen in Belgien und Flamland Männer herum, im Auftrage ebenso hoher Regierungsstellen, und verkündigten: das sei alles nicht ernst zu nehmen, denn es sei ja nur ein Wort des Reichskanzlers gewesen (sehr richtig! links), und die wirklich entscheidende Stelle habe doch damit das letzte Wort selbstverständlich nicht gesprochen! Und so haben wir es dann schließlich noch erlebt mit der Behandlung des großen Hauptgegenstandes überhaupt, mit dem Frieden. Da galt hier die Resolution vom Juli 1917, diese bekannte, vielumstrittene Resolution. Der hatte der Kaiser, der Reichskanzler, die oberste Heeresleitung, der Bundesrat, der Reichstag, alles zugestimmt; so wenigstens steht es in der Note an den Papst. Das hinderte aber nicht, daß aus dem Schoße derselben Regierung heraus in Telegramm und Schrift und Rede immer wieder Grundsätze umgekehrter Art ausgesprochen wurden (sehr richtig! links), so daß vom Juli 1917 an bis jetzt niemand in Deutschland überhaupt gewußt hat: wer ist Koch und wer ist Kellner, ist das wahr oder nicht?! (Zuruf.) — Daß Sie es nicht wissen, das glaube ich, Herr Ledebour. (Heiterkeit — und Zurufe von den Unabhängigen Sozialdemokraten.) — Herr Ledebour, Sie kommen nachher daran! Indem also das bisherige Regierungssystem es grundsätzlich nicht in sich fertiggebracht hat, eine regierende Einheit zu sein, verschwand im Volke das Gefühl irgendeiner festen und sicheren Führung, und es entstand im Ausland immer der Eindruck, die Deutschen sind unehrlich. Nein, unehrlich sind die Deutschen nicht gewesen, weder die auf dieser Seite noch die auf jener Seite, sondern sie waren politisch unorganisiert! Sie hatten nämlich in ihrem System nicht die Methode, bei Zweiheit der Meinungen zu entscheiden, welche von den beiden Meinungen die Führung zu haben hat. Diese Entscheidung bei Zweiheit der Meinungen hat tatsächlich die Monarchie nicht geleistet, und weil das nicht geschehen ist (Zuruf links) — ich sage mit Ihnen leider — aber weil es nicht geschehen ist, so entstand dann die zwingende Notwendigkeit: es muß eine unzweifelhafte Methode dasein, um die Einheitlichkeit zu sichern. Die Einheitlichkeit kann für uns auf der linken Seite oder gegen uns sein. Sie kann zu verschiedenen Zeiten — Sie warten rechts darauf — auch einmal Ihnen zugunsten sein. Aber unter allen

Digitized by Google

Umständen ist die Einheitlichkeit ein erstes Grunderfordernis, wenn überhaupt regiert werden soll.

Das zweite aber, das die bisherige Regierung mit ihrem System nicht hat leisten können, war die Verkörperung des nationalen Freiheitsgedankens.

Wir Deutschen sind ja in der Freiheitsbewegung nicht ganz denselben Schicksalsweg gegangen, den etwa England und Frankreich gingen. Diese haben ihre großen Revolutionen gehabt, weil sie Monarchen besaßen, mit denen sie im 17. und 18. Jahrhundert ihre starken Auseinandersetzungen durchleben mußten. Der Monarch, mit dem sich die Deutschen als Nation zuerst auseinanderzusetzen hatten, war ein Fremder. Es war Napoleon. Das ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen, das ist ein Kreuzzug, ist ein heiliger Krieg. So ist damals der Freiheitskrieg gewesen. Er war die Abhebung einer Fremdherrschaft, und als sie abgehoben war, blieb die alte Form der eigenen Herrschaften, und somit blieb auch in Deutschland ein ganzes Stück altertümlicher Gesinnungsart ebenso mit ihren positiven traulichen Charaktereigenschaften als auch mit ihrem Druck auf ein weiteres Jahrhundert. Wir gewöhnten uns mehr Ordnungsvolk zu sein als Freiheitsvolk. Auch das hat seine Vorzüge, Ordnungsvolk zu sein, und jeder, der auf den Reisen im Ausland auch gerade in demokratischen Ländern den Zustand der staatlichen Ordnung und der Verkehrsordnung selber kennengelernt, war oft sehr froh, wenn er über die Grenze in das Ordnungsland wieder zurückgekommen ist. Aber als einzige Charaktermarke eines Volkes die polizeiliche Ordnung anzusehen, das reicht nicht für bewegte Zeiten, wo die Fahrt nicht stetig geht, sondern wo sozusagen das Eisenbahnunglück verlangt, daß jeder Mitfahrende ein Kerl ist. In Zeiten, wie wir sie jetzt haben, ist es notwendig, daß der Glaube an die Freiheit vorhanden ist, und zwar ebenso bei Beamten wie bei Regierenden, bei allen miteinander. Wir hatten gute Beamte. Die waren vortrefflich erzogen und waren pflichttreu. Die sandten wir in die okkupierten Länder, und dort machten wir recht eigentlich die Probe, was der deutsche Charakter auf Grund des bisherigen Systems leistet oder nicht leisten kann. Er leistete in einer Hinsicht etwas ganz Tadelloses. Die Straßen wurden sauber, die Kanalisation wurde eingerichtet, Kinder, die überhaupt nichts lernten, wurden auf deutsch unterrichtet, und was man sonst ordnen kann, wurde tadellos geordnet zur Befriedigung der amtlichen Berichte und aller sonst direkt Beteiligten. Aber darüber hinaus den Weg zum Volke, zur Seele zu kommen, erschien überhaupt nicht als eine gegebene Aufgabe. (Sehr richtig!) Denn der Weg zur Seele stand ja sowieso in Deutschland nicht im Assessorexamen und wurde nicht gefordert als staatsleitende Eigenschaft, denn der Naturhintergrund der Freiheitlichkeit und der Achtung vor anderen Persönlichkeiten und Nationen fehlte.

Wir dürfen heute nachträglich sagen: wenn man im August 1915, als die Deutschen in Warschau einmarschierten, mit dem Worte gekommen wäre, und zwar nicht nur mit dem Worte, sondern mit der entsprechenden inneren Haltung: wir sind ein Volk, welches die Knechtschaft gekannt hat, wir waren ein Volk, das im Dreißigjährigen Kriege beinahe so zusammengebrochen war, wie die Polen später, wir wissen, was es heißt, sich emporzuarbeiten, unsere Sympathie gehört allen, die sich emporarbeiten, sie gehört allen kleinen Völkern um Mitteleuropa herum — so würden wir heute ein ganz Teil anders dastehen, sowohl militärisch als politisch. (Sehr richtig!) Diese Gabe hat uns auch den Neutralen gegenüber gefehlt. (Sehr richtig!) Und wenn unsere Leute sich fragen, wie kommt es, daß die ganze Welt gegen uns ist — gewiß, weil sie durch Lüge gegen uns aufgebracht wird; aber eine Lüge, an der ganz und gar nichts ist, haftet gewöhnlich nicht. An dem übertriebenen Lügensystem englischer Agitation ist — das wollen wir jetzt auch ehrlich sagen und haben wir immer gesagt — ein Stück Wahrheit. Die Deutschen haben, weil sie selbst mühsam aus der Zerbrochenheit heraus zum Staate geworden sind, einen gewissen steifen, harten Staatsegoismus nicht überwinden können und haben aus dieser Not sogar eine Tugend gemacht und sich in den Kopf gesetzt, dieses zum politischen System zu erklären. Das konnte das bisherige System nicht ändern, weil es die Ventile der Freiheit im einzelnen aufzumachen sich scheute. Man kann nämlich die Freiheit nicht homöopathisch dosenweise verteilen und dann doch glauben, daß sie wirksam sei, sondern wenn sie einmal fließen will, muß sie reichlich fließen, und man muß Vertrauen haben zum Flusse der Freiheit. Dieses Vertrauen hat uns gefehlt. Die Außenwelt hat gefühlt, daß das uns gefehlt hat, und wir haben nun eingestehen müssen unter dem Zwange der gegenwärtigen Lage, daß es nicht so weiter geht und daß nicht nur einzelne Paragraphen geändert werden müssen, was auch der Fall ist, sondern der Geist und das System der deutschen Regierung in ganzer Breite erneut und anders geordnet werden soll. Kurz, der Zusammenbruch des alten Systems ist da, und aus dem Zusammenbruche des alten Systems will sich etwas herausarbeiten, was wir Volksstaat nennen, was wir aber in seiner Fertigkeit heute alle miteinander noch nicht sehen. Ich denke genau so wie mein Vorredner Ebert: es handelt sich erst um einen Übergang zu einem Anfang, es handelt sich um eine neue Periode deutscher Geschichte, deren Hauptteil verlaufen wird, wenn einmal dieser Krieg zu Ende ist. Aber die ersten Proben, die ersten Leistungen der Erneuerung müssen jetzt im Kriege geschehen. Wir sind froh und bezeichnen es als ein Zeichen deutscher Besonnenheit und deutschen Charakters, daß die ersten Anfänge dieses neuen Zustandes in friedlicher Weise bei uns vor sich gegangen sind. Wir werden nicht versäumen anzuerkennen, daß von allen wichtigen Stellen, insbesondere auch von der Majestät des Kaisers der neuen Entwicklung keine Hemmnisse in den Weg gelegt worden sind. Die neue Entwicklung tritt als Notwendigkeit im Rahmen und auf Grund der vorhandenen Verfassung auf. Die Verfassung muß dazu umgeändert und ergänzt, aber nicht umgeworfen werden. Dieser normale, legitime Charakter der deutschen Entwicklung ist ein wertvolles Gut und soll festgehalten werden, soweit es menschenmöglich ist.

Worin beruht das Neue? Das Neue beruht darin, daß das Mehrheitsprinzip in die Mitte des Staatswesens gestellt wird. Man kann sich darüber philosophisch aussprechen, ob nicht auch das Mehrheitsprinzip zu mechanisch ist und selbst rohe Wirkungen hat, ob es nicht auch Gefahren in sich birgt. Wie oft ist darüber gesprochen worden! Aber es ist bisher das System geblieben, mit dem moderne große Völker trotz seiner mechanischen, schematischen Art des Wirkens die besten Erfahrungen gemacht haben. (Sehr richtig, links.) Bei diesem System ist die Entscheidung zwischen zwei Meinungen politisch-technisch festgelegt, während sie bei dem früheren anderen System in die schwankende Seele einer einzelnen Person hineingeschoben worden ist. Beim neuen System muß erst eine Mehrheit vorhanden sein. Aus dieser Mehrheit erwächst nun auf Grundlage der deutschen Verfassung der Reichskanzler und die um ihn herum sind, die Tafelrunde vom Artushof. Es entsteht eine neue Regierungszusammensetzung auf Mehrheitsuntergrund, und diese neue Zusammensetzung übernimmt die große Verwaltungs- und Regierungskraft, die diktatorisch Bismarck in dieses eine Amt hineingelegt hat. Wir müssen also zuerst die neue Verfassung mit einer Ausweitung der Stellung des Reichskanzlers beginnen, indem alle diejenigen Dinge und Handlungen, die heute noch nicht durch die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers gedeckt sind, unter diese Verantwortlichkeit unterstellt werden. Das sind die teils begonnenen, teils angekündigten Ergänzungen zur bisherigen Verfassung.

Die Führer aller großen Mehrheitsparteien sind in dieser Hinsicht einer Meinung, und auch ich bin von meinen politischen Freunden dahin beauftragt worden, daß alle Schritte, die notwendig sind, um das Verantwortlichkeitssystem voll und frei auszubauen, von uns mitgearbeitet und mitgetan werden.

Ist dann die Verantwortlichkeit der einen Stelle nach allen Seiten hin, nach oben und unten gesichert, so wird diese eine Stelle persönlich erweitert werden müssen, weil es über eines Menschen inneren und äußeren Umfang hinausgeht, alle Tätigkeiten dieser einen verantwortlichen Stelle selbst zu überschauen und zu vollziehen. Wir brauchen also die Hinzufügung neuer Regierungskräfte, die Stellvertretung des einen verantwortlichen Reichskanzlers, und in diese Stellvertretung kommen nun die Führer

Digitized by Google

der Parteien hinein. Man hat oft sagen hören, das demokratische System hätte darin seinen großen Mangel, daß es für den Gedanken der Führerschaft, der persönlichen Tüchtigkeit keinen Raum böte. Ein demokratisches System bietet aber für persönliche Qualitäten einen außerordentlich großen Raum, und wir werden bald sehen, wie der Reichstag suchen wird, sich durch Qualität seiner Vertreter zu erhöhen, weil das Bedürfnis nach Menschen mit Leistung und Qualität sich sehr vermehrt und steigert durch das, was in der neuen Form von uns geleistet werden soll. (Sehr wahr! links.)

Diese Führer, die aus den Parteien herausgewachsen und zur Auffüllung der Regierung vorhanden sind, legen Gewicht darauf, Mitglieder ihrer Parteien zu bleiben. Schon früher zwar kam es vor, daß man Parteiführer in die Regierung hinübernahm. Das war meist für die betreffenden einzelnen Herren ein erfreulicher Akt ihres irdischen Daseins (Heiterkeit), bedeutete aber für die Parteien im großen und ganzen einen Verlust ihrer Führer. Es wurden die Miquel und Möller und wer es sonst gewesen ist, aus ihrer bisherigen Parteisphäre herausgehoben und in die Regierung hinübergesetzt. Von da an gehörten sie zur fabelhaften Sphinx und hatten nichts mehr mit denen zu tun, die jenseits des Kanals saßen und ihre ehemaligen Kollegen hießen. Diese Art, aus dem Parlament sozusagen Bluttransfusion in die Regierung zu üben, ohne damit dem Parlament selber an Qualität und Tüchtigkeit etwas zuzufügen, ist ein sehr kurzatmiges Verfahren. Es war darum absolut richtig, wenn die Sozialdemokraten das Eintreten ihrer Führer in die Regierung davon abhängig machten, daß sie in der Partei bleiben konnten. Mit diesem Verfahren, daß jetzt die neuen Führerpersönlichkeiten in ihren Parteien drin bleiben, wächst von den Parteien herüber ein beständiger Zustrom an Idee, Willen und Kraft in die Regierung. Es fließt aber ebensogut rückwärts aus der Regierung in die Parteien die Verpflichtung zur Mitarbeit, zur Treue, zur Mithilfe, zum Zusammenhalten. Es ändert sich damit für die Mehrheitsparteien der Charakter des parlamentarischen Handelns. Denn während bis jetzt der Parlamentarismus zu einem großen Teil naturgemäß nur aus Kritik bestehen konnte — er war der Salon der Ausgeschlossenen (Heiterkeit), die miteinander sich unterhielten, wie sie es machen würden, wenn sie verantwortlich wären, so ist jetzt, nachdem sie in die Regierung hineingenommen werden, dieses ganze Salongefühl der Ausgeschlossenen von früher einem anderen stärkeren Gefühl gewichen, nämlich dem der verpflichtenden Zusammengehörigkeit. Man muß in den Mehrheitsparteien vorher untereinander abmachen, was man will, dann braucht man in der „Halle der Wiederholungen" nicht mehr so viel zu reden, wie ehemals (Zuruf), weil die ganze Organisation der politischen Willensbildung leichter und einfacher geworden ist. Mir wird freundlich gesagt, man soll das abwarten. (Zuruf von den Unabhängigen Sozialdemokraten.) — Herr Ledebour hat nämlich angenommen, ich hätte bereits von der Opposition geredet. Das werde ich nun erst tun. Ich habe bisher davon geredet, welchen Einfluß es auf die Mehrheit selbst hat, Trägerin der Regierung zu sein. Wenn nun aber die Mehrheit so gebildet worden ist, so lebt außer ihr, und zwar als notwendiger Staatsbestandteil, als unentbehrliche Ergänzung, die Opposition, die sich zurzeit in Deutschland etwas merkwürdig zusammensetzt, nämlich aus den beiden Flügelenden des deutschen Adlers, indem von rechts hier und links drüben sich zusammen dasjenige bildet, was nun die „Opposition" gegen die Mehrheitsregierung ist.

Es versteht sich von selbst: während die Mehrheit regierende Kraft hat, muß die Opposition versuchen, regierend zu werden, und niemand von uns wird sich wundern, und niemand von Ihnen auf der rechten Seite und bei den Radikalsten wird etwas anderes vorhaben, als daß Sie nun für die nächste Periode die Heimat einer beständigen und dauernden Kritik sind. Das bedeutet ja für die Gruppe des Herrn Ledebour keine Erneuerung ihres Verfahrens. (Allgemeine große Heiterkeit.) Denn Sie sind nie etwas anderes gewesen, und darum: Sie bleiben, was Sie sind, das konservativste Element im Hause und (Andauernde große Heiterkeit und Zurufe von den Unabhängigen Sozialdemokraten. — Glocke des Präsidenten. — Vizepräsident Dove: Ich bitte, die Unterbrechungen zu unterlassen.) Das ist ganz richtig! — Also, es scheint doch bei Ihnen gesessen zu haben! (Wiederholte große Heiterkeit.) Etwas anders liegt die Sache auf der konservativen Seite. Denn das wird niemand verkennen, daß, während bisher im Reiche und in Preußen die konservative Seite die engsten Beziehungen zu den vergangenen Regierungen gehabt hat, vor allem in weiter zurückliegenden Perioden, vielleicht in der allerletzten schon nicht mehr ganz (Zuruf rechts. Widerspruch und Heiterkeit) — doch, Ihr Gedächtnis hat gelitten! (Große einseitige Heiterkeit.) Wenn ich denke, was im preußischen Ministerium gesessen hat (Zurufe) — und noch sitzt und was vom preußischen Ministerium nach dem Reiche herüberwirkte und was in den gemeinsamen Sitzungen aller Staatsleitenden zum Ausdruck gekommen ist! Wer hat denn immer alles gehindert, was fortschrittlich war, wer hat denn dafür gesorgt, daß alle Mehrheitsresolutionen dieses Hauses ewig in den großen Papierkorb hineingekommen sind, wer hat es geschafft, daß das Recht der Initiativanträge des Parlaments beinahe eine Sage unter uns gewesen ist? Das waren die, die Ihre (nach rechts) Vertreter in der Regierung waren! Sie sind bisher die einzigen unter uns, die ein Bewußtsein dafür besitzen, was es ist, regierende Partei zu sein, und weil sie die einzigen sind, die das wirklich wissen, so sitzen Sie jetzt da, teils mit dem Gefühl, daß man Ihnen etwas Wertvolles genommen hat, und teils mit der herben Kritik, daß die noch ungewohnten Nachfolger die Sache doch nicht richtig anfangen. Das ist überall so. Wenn ich jetzt in die Reichsämter hineindenke, was wird da über die neuen Herren geredet werden, was wird von altbewährter Seite über das neue System Kritik geübt! Aber ich stelle mir die Sache so vor: durch sachliche und notwendige Kritik wird dieser Vorgang auch für die konservativen Volksteile eine ungeheure, erziehende Wirkung ausüben. (Sehr richtig! links.) Denn wenn einmal auf Grundlage des Mehrheitsprinzips jede künftige deutsche Regierung entsteht, so werden auch Sie nie wieder zur deutschen Regierung gelangen, außer auf dem Wege des Mehrheitsprinzips. Wenn das wahr ist — und es gibt wohl kaum einen anderen loyalen Weg, um wieder zur deutschen Regierung zu kommen — (sehr gut! links), dann werden Sie genötigt sein, sich dem Grundsatz, die Masse hat den Einfluß, nun auch Ihrerseits in ganz anderer Weise anzubequemen, als es bisher geschehen ist, so daß, wie wir hoffen dürfen, auch das Wesen der konservativen Partei den größten Wandlungen unterliegen wird infolge der jetzigen Tage, ebensogut wie das Wesen der bisher kritisierenden linken Parteien sich umgestalten muß zu staatsschaffender und staatstragender Mehrheit. (Bravo! links.) Und trotz aller notwendigen und unvermeidlichen innerpolitischen Gegensätze, die wir kommen sehen, und denen wir ruhig und getrost entgegenblicken, haben wir die eine Überzeugung, es werde künftig nicht schwerer sein als früher, daß wir alle in den notwendigsten Staatsdingen trotzdem einig bleiben. Wir werden anerkennen, daß Sie uns bekämpfen müssen; das liegt in der Logik der Mechanik des parlamentarischen Systems. Wir werden bei allen Finanzfragen, bei fast allen Einzelgesetzen dieselben Erfahrungen machen: es werden immer wieder dieselben Kritiker der Mehrheitsregierung auftreten, bis Sie (nach rechts) einmal früher oder später den Staat auch wieder in Ihre Hand nehmen. Beide Seiten erwarten das Urteil der Wahlen, die von nun an unvergleichlich mehr bedeuten als bisher, da nicht bloß Volkstribune gewählt werden, sondern Regenten.

Es gibt aber Dinge, die bleiben außerhalb dieses Wechselkampfes. Der Herr Reichskanzler hat vorhin ernste Worte zu uns darüber gesprochen, daß wir zwar an Präsident Wilson Antworten und Noten geschrieben haben, so gut und klar es im gegenwärtigen Zeitpunkt die deutsche Regierung überhaupt kann, daß wir aber nicht Herren auch der Willen unserer Gegner sind und darum abwarten müssen, was von der gegnerischen Seite beschlossen und entschlossen wird, und daß es Grenzen dessen gibt, dem sich ein großes Volk, ohne sich selbst preiszugeben, unterordnen wird. Wenn diese Grenzen im Verhandeln erreicht sind, dann ist auch der Punkt erreicht, an dem der innere parlamentarische Kampf aufhört

Digitized by Google

und wo das Volk als Ganzes existiert, so gut wie wir es bisher in demselben Sinne gehalten haben.

Wir waren in den letzten Zeiten zum Teil in einer sehr schweren Lage auf der Linken. Diejenigen unter uns, die die Erklärung des unbeschränkten U-Boot-Krieges für den allergrößten Fehler gehalten haben, der in der deutschen Geschichte überhaupt geschehen ist (lebhafte Zustimmung links), wir konnten nicht anders: wir haben still unsere Pflicht weiter getan, unseren Protest in den Akten gelassen und dem Vaterlande gedient, obgleich wir das Gefühl hatten, daß etwas verfehlt und versäumt ist, was nachher mit Sehnen und Schmerzen nicht wieder zurückgeholt werden kann. (Sehr wahr! links.) So gut wir in diese schwierige und wichtige Notwendigkeit des bisherigen deutschen Kriegserlebens uns hineingefunden haben, bin ich der festen Zuversicht, daß im ganzen deutschen Volke, in Mehrheit und in Opposition, niemand sein wird, der nicht die Lebenserhaltung der Nation selbst als letztes Gesetz seines Daseins und seines Opferns ansehen wird. (Bravo! links.) Mit dieser Gesinnung muß die Mehrheitsregierung eine neue auswärtige Politik in die Hände nehmen. Auch hierin sehen wir zunächst nur den Anfang zu einem Übergang. Es ist die neue Politik, deren erstes Gesetz heißt: Zweideutigkeiten müssen vermieden werden (sehr gut! links), schnell daraus herauskommen! (Zuruf von den Unabhängigen Sozialdemokraten.) Es kann in der Praxis etwas wahr sein, und das Gegenteil kann auch halb wahr sein, denn es liegen sehr selten große Entscheidungen so, daß nur die eine Seite ganz recht hat und die andere ganz unrecht. Aber trotzdem kann man auswärtige Politik nicht mit Erfolg so führen, daß man beständig ja und nein und wieder nein und ja sagt, so wie wir es bisher erlebt haben. Wir müssen offen — und das hören wir zu unserer Befriedigung aus dem Munde der neuen Regierung — die Erklärung abgeben, daß Deutschland Volk unter Völkern ist und sein will und daß wir in die Menschheitsgemeinde der Zukunft als vollberechtigtes Glied eintreten wollen. Wir haben mit der neuen Regierung über den Krieg dieselbe Meinung, die Herr v. Kühlmann als letztes selbständiges Wort hier ausgesprochen hat, daß mit militärischen Mitteln allein der Friede nicht erreicht sein wird (Sehr richtig! links), daß vielmehr jetzt die diplomatischen und moralischen Mittel der ganzen Menschheitsgemeinde eingesetzt werden müssen, um aus diesem Kriege wieder in einen wirklichen Friedenszustand zu kommen. Es bezweifeln viele unter uns, auch ich persönlich, daß an dem Gedankengang des Völkerbundes, wie ihn Wilson uns vorschlägt, schon alles bereits fertig und durchführbar im einzelnen ist; aber wir müssen das Völkerbündnisproblem jetzt als das erste Weltproblem ansehen. (Sehr richtig! links.) Glauben Sie, man kann aus diesem Kriege nach Hause gehen und dabei sagen: jetzt wird weiter gerüstet für einen anderen Krieg? Womit und wie sollen wir denn nochmals rüsten für den nächsten Krieg? Soll ein nächster Krieg dort anfangen, wo der letzte aufgehört hat? Ein Zukunftskrieg ist das, was das Geschlecht der Männer, die aus der Hölle gesund oder halbgesund heimkehren, nicht begreifen wird.

Darum muß jetzt der Gedanke des gemeinsamen Völkerrechts, des gleichen Rechts aller Staaten und der Nationen ernstlichst durchgearbeitet werden. In diesem Gedanken liegen allerdings gerade für uns Deutsche ziemlich starke Bedenken. Ich will auf Einzelheiten nicht eingehen und nicht darüber reden, ob die deutsche Nation als Ganzes bei diesem vorgeschlagenen System gewinnt oder verliert, denn da sind vielerlei unbekannte Faktoren im Spiele, über die jetzt zu reden nicht angemessen sein würde. Ich widerspreche nur jenem Pessimismus, der in dem ganzen neuen Plan nichts als Verlust, Hinwegnahme und Verminderung sieht. Es handelt sich unter anderem doch auch darum: wir sind im ganzen in Europa ungefähr 80 Millionen Deutsche. Lesen wir die Sätze Wilsons aufmerksam, so gibt es darin auch für uns einiges sehr Wichtiges zu denken und zu überlegen. Wir denken an die deutschen Minderheiten in anderen benachbarten Staaten, denken an ihre jetzige anders gewordene Lage und fühlen, wie wir um ihretwillen ausgleichende Völkerpolitik treiben müssen, wir verlangen um der verstreuten Deutschen willen ein internationales Recht der Minderheiten, durch das sie geschützt werden müssen (Sehr richtig! links), denken daran, wie wir unseren Brüdern im Baltikum inmitten anders gearteter großer Bevölkerungen ihre persönlichen Rechte gewährleisten können, um so mehr, da sie in diesen Wochen Hoffnungen und Enttäuschungen schwerer durcherleben als irgendeiner von uns im Inlande. (Erneute Zustimmung links.) Aber indem wir an die noch ungesicherten Deutschen denken, gedenken wir zugleich der Fremdsprachigen, denen es ebenso geht in unserem Lande (Sehr richtig! links), und lernen an dem Beispiel unserer Nation, wie wir uns zu verhalten haben gegen andere Nationen. Diese Zwangsschule zur gerechten Internationalität auf dem Boden unserer Nation will durchgemacht sein. Sie fängt für weite Kreise jetzt erst eigentlich an. (Zustimmung links.) Das ist ein Umdenken, das nicht ganz leicht und einfach sein wird, weil wir Deutschen im Laufe der Geschichte nur allzusehr gewöhnt wurden, daß man unter internationalen Ausdrücken uns unterdrückte. Wir haben es in der Napoleonzeit erlebt, daß man unter Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit uns unterworfen hat. Davon ist etwas Sorge steckengeblieben im deutschen Blut und in der deutschen Erinnerung. Es ist Mißtrauen vorhanden gegen allgemeine internationale Programme und gegen alle ihre Verheißungen. Aber auf der anderen Seite: jede verständige Überlegung zeigt, daß wir die Möglichkeit des Auflebens des neuen Handelns, der neuen Entwicklung und des neuen Austausches nur dann erhalten, wenn der Krieg endet mit einer großen Amnestie um die Erdkugel herum (sehr gut! links), wenn eine große weltbefreiende Gesinnung von uns mitaufgebaut wird. Und indem wir Deutschen das anstreben, tun wir kein fremdes Werk. (Zustimmung.) Denn wo stammt der Gedanke der Menschheitsentwicklung zuerst her? Der ist nicht zuerst von Lloyd George und von Wilson erfunden. (Sehr richtig!) Er ist viel älter und am tiefsten durchdacht in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts", in Kants Schrift „Vom ewigen Frieden", in der ganzen glänzenden Reihe der großen deutschen Denker bis hin zu Hegel: die Entwicklung aus dem Kleinen zum Großen, aus dem Ungeformten zu Geformtem, aus dem Unfertigen zur Weltorganisation. Es war der Gedanke, in dem das Geschlecht unserer Großväter sein Ideal gefunden hat. Manches davon ist durch den Zwang der dazwischengelegenen Periode für uns etwas getrübt worden. Wir werden aber zum Teil wieder zu den Füßen unserer Großväter sitzen müssen, um bei ihnen von den Quellen der Weisheit zu lernen, wie wir und die Menschheit gesund werden können nach dieser ungeheueren Zerstörung. Und wenn der Pessimismus glaubt, das deutsche Volk sei nun, weil wir jetzt einmal Niederlagen nach vielen Siegen durchmachen, dadurch schon allzusehr geknickt und zerbrochen — o nein! Ich bin mit all den Vorrednern darin vollständig einig und hoffe, wir alle sind es und sagen es unserem ganzen Volke: eine Nation, die der Welt gegenüber vier Jahre so ausgehalten hat (sehr richtig!), eine Nation, die in sich solche Kräfte des Arbeitens, Denkens und Schaffens besitzt, die ist nicht tot zu machen (lebhaftes Bravo!), weder von denen, die in Europa sind, noch von denen, die jenseits des Ozeans sind. Sie sollen es versuchen; es geht nicht! Aber mit uns in Frieden zu leben, das geht, wenn sie nur wollen. (Stürmisches Bravo links.)

Lord Grey / Der Völkerbund

Übersetzt von Hauptmann z. D. Morgner aus der Schrift „The League of Nations" by Viscount Grey of Fallodon, K. G. Oxford University Press, London 1918. Auf unverkürzte Wiedergabe muß, so interessant diese gerade jetzt auch sein würde, aus Gründen der Raumersparnis verzichtet werden. Es wurden jedoch nach Möglichkeit nur die rein philosophischen Betrachtungen weggelassen.

Grey führt einleitend aus, daß es der Völkerbundidee bisher ergangen sei, wie den meisten Idealen: den Versuchen, sie praktisch anzuwenden, stellten sich unvorhergesehene Schwierigkeiten und grundsätzliche Widerstände so heftig entgegen, daß sie stets wieder zurücktrat „in das Reich des Wesenlosen oder abstrakter Entschließungen".

„Daraus folgt aber nicht, daß die Geschichte dieses oder anderer Ideale nach dem Kriege dieselbe sein wird, wie vor

Digitized by Google

diesem. In diesem Kriege steht mehr auf dem Spiele als die Existenz einzelner Staaten oder Imperien oder das Geschick eines Erdteils; die Gesamtheit moderner Zivilisation steht auf dem Spiele, und ob sie untergehen und vom Erdboden verschwinden soll, wie es früheren Zivilisationen älterer Art ergangen ist, oder ob sie weiterleben und sich entwickeln wird, hängt davon ab, ob die in diesen Krieg verwickelten Nationen, ja selbst die Zuschauer, die Lehren verstehen, die die Erfahrung des Krieges ihnen geben wird."

Stillstand sei unmöglich. Auch für Völker gelte, wie für Individuen, daß sie steigen müssen oder sinken.

„Deshalb folgt nicht, daß ein Völkerbund zur Sicherung des Weltfriedens unmöglich bleiben wird, weil er bislang nicht möglich war."

In seiner Broschüre wolle er die Bedingungen betrachten, „die unbedingt notwendig sind, wenn der Völkerbund zur Tatsache werden soll". Als solche erscheinen ihm:

„1. Die Idee muß mit Ernst und Überzeugung angenommen werden von den Regierungen der Staaten. Sie muß ein wesentlicher Bestandteil ihrer praktischen Politik werden, einer ihrer Hauptberechtigungsgründe, für die Politik ihrer Staaten verantwortlich zu sein oder zu bleiben. Sie dürfen die Idee nicht nur annehmen, um anderen Personen, denen zu mißfallen schlecht angeht oder undankbar ist, Lippendienst zu leisten. Sie müssen führen und nicht folgen, treiben, wenn nötig, und nicht getrieben werden."

Das sei schon bisher der Fall gewesen bei Wilson.

Noch als neutraler Beobachter habe er daraus in aller Ruhe den Schluß gezogen, am Kriege gegen Deutschland teilzunehmen zur Rettung der Welt (NB. vom deutschen Militarismus) und die Überzeugung gewonnen, „daß, wenn nationale Freiheit und Frieden in Zukunft gewährleistet sein sollten, ein Völkerbund zu ihrer Sicherung vorhanden sein müsse."

Die übrigen Alliierten kämpften selbstverständlich für dieselben Ideale,

„aber auch für die unmittelbare Erhaltung nationaler Existenz in Europa, und all ihre Gedanken waren zusammengefaßt auf Widerstand gegen drohende Gefahr. Trotzdem ist — wenigstens hierzulande — der Plan eines Völkerbundes weitverbreiteter und herzlicher Annahme begegnet. Im Gegensatz dazu ist ihm die Militärpartei in Deutschland feindlich gesinnt und muß es auch bleiben. Sie weist jede Beschränkung der Anwendung von Gewalt durch Deutschland zurück als für Deutschlands Interessen verhängnisvoll, denn sie kann keine Entwicklung, ja nicht einmal Sicherheit begreifen, die nicht ausschließlich auf Macht basiert.

Jede andere Auffassung ist verderblich, und diese, alle anderen ausschließende, ist wesentlich für die Erhaltung der Macht der Militärpartei in Deutschland.

Solange demnach diese Herrschaft in Deutschland weiterbesteht, wird es sich einem Völkerbund widersetzen. Nichts wird daran etwas ändern, als die Überzeugung im deutschen Volke, daß Anwendung von Gewalt ihm selbst mindestens ebenso viel Leiden verursacht wie anderen und daß Sicherheit, die sich auf Gesetz und Verträge und Sinn für gegenseitigen Vorteil gründet, besser ist als das Risiko, die Gefahren und Leiden eines Willens zur höchsten Macht und die Anstrengungen, sie zu erlangen; und diese Überzeugung muß derart einwirken, daß der Militärpartei, ihrer Politik und ihren Idealen in Deutschland die Macht genommen wird".

Auf seiten der Zentralmächte habe bisher nur Österreich . . .

„öffentlich Neigung gezeigt, den Vorschlag anzunehmen, und heißt ihn offenbar letzten Grundes, wenn auch insgeheim, willkommen als Bürgschaft für seine Zukunft, nicht nur gegen frühere Feinde, sondern gegen preußische Herrschaft.

Alle kleinen Staaten, ob kriegführend oder neutral, müssen naturgemäß in ihrem eigenen Interesse alles erwünschen, was kleine Staaten sowohl wie große vor Überfall und Krieg sicherstellt.

Bleibt der Widerstand Deutschlands, wo neuerlich militärische Erfolge und das Übergewicht des preußischen Militarismus die Verfechter von irgend etwas anderem als Gewalt zum Schweigen gebracht haben. Deutschland muß davon überzeugt werden, daß Gewalt sich nicht lohnt, daß Ziele und Politik seiner militärischen Machthaber ihm unerträgliche und auch unnötige Leiden auferlegen. Es muß davon überzeugt werden, daß, wenn die Welt befreit sein wird von der Bedrohung durch diese militärischen Machthaber mit ihrem scharfen Schwert, ihrer schimmernden Rüstung und ihrer gepanzerten Faust, eine friedliche Entwicklung gesichert wird, die der Expansion durch Krieg vorzuziehen ist, und es muß einsehen, daß die Grundbedingung wahrer Sicherheit einer Nation das Gefühl der Sicherheit bei allen Nationen ist. Solange Deutschland die Wahrheit dessen nicht fühlt, kann kein Völkerbund sein, wie Präsident Wilson ihn im Sinne hat. Ein Bund, wie er ihn wünscht, muß Deutschland zum Mitglied haben und sollte keine Nation einschließen, die nicht völlig überzeugt vom Vorteil und von der Notwendigkeit eines solchen Bundes und daher nicht bereit ist, die Anstrengungen auf sich zu nehmen und wenn nötig die Opfer zu bringen, ihn zu erhalten.

Die zweite für Errichtung und Erhaltung eines Völkerbundes wesentliche Bedingung ist, daß die Regierungen und Staaten der Völker, die ihn zu errichten willens sind, klar erfassen, daß er der nationalen Betätigung eines jeden einige Beschränkung auferlegen und vielleicht die eine oder andere unbequeme Verpflichtung aufbürden wird. Die kleineren und schwächeren Nationen werden Rechte haben, die vom Bunde geachtet und aufrechterhalten werden müssen. Die stärkeren Nationen müssen sich des Rechtes begeben, ihren Interessen gegenüber dem Schwächeren mit Gewalt die Oberhand zu verschaffen. Und alle Staaten müssen in jedem Streitfalle auf das Recht verzichten, Gewalt anzuwenden, ehe die anderen Methoden der Erledigung durch Verhandlung, Verständigung oder, wenn es nötig sein sollte, durch schiedsrichterlichen Spruch versucht worden sind. Dies ist die Beschränkung.

Die Verpflichtung besteht darin, daß die Nationen alle miteinander ihre vereinte Macht anwenden müssen, wenn irgendeine die Einschränkung ihrer nationalen Betätigungsfreiheit nicht beachtet, wenn sie das Übereinkommen, das die Grundlage des Bundes bildet, bricht, alle friedlichen Methoden der Erledigung außer acht läßt und zur Anwendung von Gewalt schreitet. Der wirtschaftliche Druck, den ein solcher Völkerbund ausüben könnte, würde an sich schon sehr machtvoll sein, und die Aktionsmöglichkeit einiger der kleineren Staaten des Bundes könnte vielleicht über wirtschaftlichen Druck nicht hinausgehen; aber solche Staaten, die die Macht dazu haben, müssen bereit sein, alle ihre Kraft, wirtschaftliche, militärische und maritime anzuwenden.

Es muß klar verstanden und angenommen werden, daß Abfall eines oder mehrerer Staaten vom Übereinkommen oder seine Verletzung nicht alle oder einen der übrigen von der Verpflichtung löst, es durchzusetzen. Irgend etwas Geringeres als das hat keinen Wert."

Im diesem Sinne müßten alle bisher üblichen Vorbehalte in Schiedsgerichts- und Vermittelungsverträgen fortfallen, wie dies bereits in dem vor dem Kriege zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten geschlossenen Schiedsgerichtsabkommen geschehen sei.

Wie die Individuen im Laufe kultureller Entwicklung durch Erfahrung zur Überzeugung gekommen wären, daß organisierter Rechtsschutz besser sei als primitive Selbsthilfe, so müßten auch die Staaten aus diesem Kriege lernen,

„. . . ihre Beziehungen untereinander zu regeln und die Welt vor Krieg, der tatsächlich Anarchie bedeutet, zu bewahren."

Nicht allein ethische Gründe zwingen dazu, sondern auch einfache praktische Überlegung. Etwaiges weiteres Wettrüsten würde nämlich Wissenschaft und Technik dazu ausnutzen, Mittel zu erfinden, mit denen die menschliche Rasse tatsächlich vernichtet werden kann. Deutschland sei dafür nicht blind. Aber die preußischen Militaristen glaubten immer noch, den künftigen Weltfrieden abhängig machen zu können von Deutschlands konkurrenzloser Kon-

Digitized by Google

herrschaft. Dem gegenüber stehe Wilsons und der Entente Ideal eines Friedens ... .

... „der von gegenseitiger Achtung der Staaten für die Rechte eines jeden und dem Entschlusse getragen ist, jeden Versuch zum Kriege zu unterdrücken (wie sie eine Seuche erdrücken würden, die alle mit Vernichtung bedroht).

Wenn diejenigen, die diese Idee und diese Art des Friedens annehmen, in Wort und Tat für Deutschland sprechen können, werden wir einen guten Frieden in Aussicht haben.

Die Errichtung und Erhaltung eines Völkerbundes, wie Präsident Wilson ihn befürwortet, ist wichtiger und wesentlicher für einen dauernden Frieden, als irgendeine der tatsächlichen Friedensbedingungen, die den Krieg beenden mögen: sie wird hervorragen über alle. Die beste von jenen wird wenig wert sein, wenn nicht die künftigen Beziehungen der Staaten auf eine Grundlage gebracht werden, welche die Rückkehr des Militarismus in jedem Staate unmöglich macht."

Die deutschen Frauen zum Rechtsfrieden

(Eine Kundgebung des Bundes deutscher Frauenvereine.)

Die deutschen Frauen haben auf die Entscheidungen, die in diesen Tagen getroffen werden, keinen Einfluß. Wenn trotzdem der Bund deutscher Frauenvereine ein öffentliches Bekenntnis seiner Stellungnahme ablegt, so geschieht es, um dem stummen Gefühl von Millionen Frauen Ausdruck zu geben, und aus dem Bewußtsein heraus, daß wir in diesem Augenblick der Geschichte unseres Vaterlandes ein Zeugnis der Frauen schuldig sind.

Die deutschen Frauen haben in diesem Kriege eine Notwendigkeit gesehen, die unserem Vaterlande in einer durch die Macht gestalteten und beherrschten Welt zur Verteidigung seines Daseins und seiner Entwicklung aufgezwungen war. In dieser Überzeugung haben sie einmütig der Aufgabe nationaler Verteidigung gedient und alle Wünsche und Hoffnungen sich fern gehalten, die ihre Kraft schwächen und ihren Willen lähmen könnten.

In mehr als vier Jahren des Blutvergießens, Jahre, in denen Gatten und Söhne sich in heldenhaftem Kampf gegen eine ganze Welt an unbegrenzten Fronten geopfert haben, Jahre, in denen die Grausamkeit der Vernichtungsmittel über alles Maß hinaus gestiegen ist, in denen die völkerrechtswidrige Blockade des überlegenen Feindes die Kraft der Frauen und die Gesundheit der Kinder in qualvollem Ertragen zerrieben hat — in diesen Jahren haben die Herzen deutscher Frauen unter der Herrschaft des Machtprinzips in der Welt millionenfach geblutet.

Wie sollten sie sich nicht dem Gedanken, die Geschicke der Menschheit und die Beziehungen der Völker auf die Grundlage der Freiheit und Gerechtigkeit zu stellen, als einer neuen schönen Hoffnung zuwenden? Auf keinem Volk der Erde — so sagt uns die harte Geschichte unseres Vaterlandes — hat der Druck des Kampfes um seine bloße Existenz schwerer gelastet, von keinem hat er größere Opfer verlangt, keinem Volk könnte die Befreiung von dieser bitteren Notwendigkeit eine willkommenere Entlastung gewähren. Als Frauen und als Deutsche sehen wir in dem Völkerbund, der die Entwicklung der eigenartigen Kräfte der Nationen, ihre Freiheit, sicherstellt gegen die brutale Macht, einen Versuch, für dessen Gelingen auch wir unsere Kraft aus vollem Herzen einsetzen möchten.

Wir glauben, daß nur ein neuer Beginn in einem neuen Geist uns erlösen kann von der verzehrenden Last des Hasses und der Leidenschaften, die die Welt verwüstet haben.

Aber wir können kein Vertrauen haben zu einem Völkerbund, der begründet ist auf der zertretenen deutschen Ehre.

Wir können kein Vertrauen haben zu einem Völkerbund, der seinem Eintritt in die Geschichte die Flut von Beschimpfungen vorausschickt, die sich in diesen Wochen über das deutsche Volk ergossen haben.

Wir können kein Vertrauen haben in einen „Rechtsfrieden", der als erste Bedingung dem deutschen Volk die Zumutung stellt, seine inneren Angelegenheiten unter dem Druck äußerer Macht zu regeln.

Wir können einem Programm, das für das Recht der Nationalitäten eintritt, nicht glauben, wenn es zugleich die Preisgabe deutscher Menschen und alter Stätten deutscher Kultur und Arbeit an fremde Staaten einschließen sollte.

Wir vermögen den neuen Geist der Gerechtigkeit nicht zu erkennen, wenn dem deutschen Heer die Notwendigkeiten militärischer Verteidigung moralisch zur Last gelegt werden, denen alle Heere ihre Maßnahmen unterworfen haben.

Wir vermögen den Namen eines Rechtsfriedens nicht anzuerkennen für Bedingungen, die nur den Zweck haben können, den Unterlegenen die Macht des Siegers fühlen zu lassen. Ob das deutsche Volk sich dieser Macht zu erwehren vermag — das zu beurteilen müssen wir Regierung und Heeresleitung überlassen. Aber wir protestieren gegen die Unwahrhaftigkeit, die einen solchen Gewaltfrieden mit dem Prinzip des Rechts umkleiden will.

Die deutschen Frauen halten es für eine Forderung der nationalen Selbstachtung und für eine Pflicht gegen die Toten, die reinen Willens für die Ehre des Vaterlandes gestorben sind, daß das deutsche Volk sich keinen Maßnahmen beugt, die den Charakter der „Bestrafung" tragen. Ehe das deutsche Volk Bedingungen auf sich nimmt, die das Andenken seiner Toten verleugnen und seinem Namen einen unauslöschlichen Makel anheften, würden auch die Frauen bereit sein, ihre Kräfte für einen Verteidigungskampf bis zum Äußersten einzusetzen.

20. Oktober 1918.

Der Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine.
I. A.: Dr. Gertrud Bäumer.

Julius Luebeck / Die Entwicklung der feindlichen chemischen Industrie im Kriege

Die Entwicklung der chemischen Industrie Englands, die unter den chemischen Industrien der Ententeländer den ersten Platz einnimmt, hat es im Laufe des Krieges nicht an zahlreichen und sehr beachtenswerten Ansätzen fehlen lassen, um ihre Lage durchgreifend zu bessern. Aber das Wollen hat zumeist mit dem Vollbringen nicht gleichen Schritt gehalten. (Das hier herangezogene Material ist der „Neuen Folge" der von den Professoren A. Hesse und H. Großmann (Berlin) veröffentlichten Dokumentensammlung „Englands Handelskrieg und die chemische Industrie" entnommen, welche vor kurzem im Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart erschienen ist.) Wie sehr man sich in den führenden Kreisen der englischen Gesellschaft über die Rückständigkeit Englands auf diesem Gebiete klar ist, dafür sei nur von der am 4. Mai 1916 im Burlington-Haus abgehaltenen Versammlung berichtet, welche ein Komitee einberufen hatte, das sich aus Anlaß der im Februar 1916 veröffentlichten Denkschrift über „die Vernachlässigung der Naturwissenschaften" gebildet hatte. Dort wies Lord Rayleigh, der berühmte Physiker und Kanzler der Universität Cambridge, in seiner Eröffnungsrede auf die bedauer-

Digitized by Google

liche Unwissenheit hin, die bei allen englischen Gesellschaftsklassen bezüglich der Naturwissenschaften zutage trete, und Huth Jackson, einer der Direktoren der Bank von England, sprach offen sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß er von den Naturwissenschaften gar nichts wisse. Gute Kenntnisse auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete würden ihn, wie er sagte, davor bewahrt haben, wirtschaftliche Unternehmungen zu unterstützen, die in sich faul waren, und sie würden ihn auch dazu geführt haben, jene typische Haltung des Bankiers aufzugeben, der sich überhaupt weigert, einem neuen Gedanken seine Aufmerksamkeit zu widmen. Indes, wie schon Sir William Crookes bei der Jahresversammlung der Royal Society im November 1914 ausführte, England kann nicht plötzlich eine wirklich naturwissenschaftlich gebildete Nation werden, weder während des Krieges noch unmittelbar nach seiner Beendigung. Es wird viel grundlegende Veränderungen in seinen Gedanken herbeiführen und fast seine Natur umändern müssen, bevor ein derartiger Wechsel herbeigeführt werden kann. Mit vollem Recht wies ja auch der hervorragende englische Chemiker F. Mollwo Perkin darauf hin, daß man zwar die Patente und ebenso die wissenschaftliche Literatur der ganzen Welt durchstöbern könne, aber dann immer noch sehr weit davon entfernt sei, die betreffenden Produkte selbst herstellen zu können. Und er erinnerte daran, daß es ja Prof. Baeyer bereits im Jahre 1878 als eines der eigentümlichsten Phänomene auf dem Gebiet der industriellen Chemie bemerkte, daß die größte industrielle Nation und das praktischste Volk in der Welt in seinen Bemühungen, aus dem eigenen Steinkohlenteer, den es besitzt, Gewinne zu erzielen, vollkommen gescheitert sei. Seit dieser Zeit haben sich die Dinge in England noch wesentlich verschlimmert. Wenn es sich wieder erheben und eine große leistungsfähige Teerfarbenindustrie ins Leben rufen will, so muß es die besten deutschen Methoden nachahmen. Denn, so führt Perkin aus, nicht durch die Methoden des Zufalles gelangten die großen deutschen Werke zur Entwicklung. Sie begannen als sehr kleine Unternehmungen; aber auch in diesem Anfangsstudium waren stets gut ausgebildete Forschungschemiker und Ingenieure in der Leitung beschäftigt. Der chemische Ingenieur der Gegenwart ist ein in Deutschland hergestelltes Produkt. Die Farbwerke vormals Meister, Lucius & Brüning beschäftigen nicht weniger als 350 Chemiker und 150 Ingenieure. Sie werden auf die verschiedenen Abteilungen verteilt. Viele beschäftigen sich nur in den wirtschaftlichen Laboratorien, während andere die Aufsicht über die Fabrikationsprozesse führen. Es ist daher nicht sehr verwunderlich, daß die englischen Farbenfabriken, die nur über eine unzureichende Menge an Chemikern und chemischen Ingenieuren verfügten, nicht imstande waren, gegen die deutsche Konkurrenz aufzukommen. Das eine große Geheimnis des deutschen Erfolges ist, so urteilte Perkin mit Recht, die Organisation auf naturwissenschaftlicher Grundlage. In einer Fabrik, welche 300 Chemiker oder noch mehr beschäftigt, hat jedermann seine besondere Aufgabe zu erfüllen, welche mit der Arbeit eines anderen in engster Beziehung steht, so daß schließlich jenes komplizierte System entsteht, das jenen vollkommenen Aufbau der Industrie hervorbringt.

Wie aber steht es mit der chemischen Industrie Frankreichs? Man darf wohl sagen, daß die Kriegsvorträge, die über das gesamte Gebiet der Chemie und Physik in der Société d'Encouragement pour l'industrie nationale gehalten worden sind, erkennen lassen, daß es auch in Frankreich nicht an hervorragenden Gelehrten und an industriell tätigen Chemikern fehlt, die sich, im Gegensatz zu den zahlreichen unwissenschaftlichen und maßlosen Entgleisungen der französischen Tagespresse, bemüht haben, selbst im Kriege gegenüber Deutschland und seinen wissenschaftlichen und industriellen Leistungen objektiv zu bleiben. Unter den französischen Chemikern, die bisher ihre Stimme in der Öffentlichkeit haben vernehmen lassen — und es sind in wissenschaftlichen und technischen Kreisen angesehene Männer —, herrscht eigentlich kein Streit darüber, daß man jetzt und in Zukunft in Frankreich von den Deutschen auf wissenschaftlichem und auf industriellem Gebiete, aber auch in der wissenschaftlichen Ausnützung der Technik viel lernen müsse. Auch in Frankreich haben vor dem Kriege die Ermahnungen verständiger Chemiker, die besonders seit der letzten internationalen Weltausstellung zu Paris um die Jahrhundertwende ertönt sind, anscheinend nur taube Ohren gefunden. Dabei wird man nach dem Pariser Ausstellungsbericht von O. N. Witt sagen müssen, daß Frankreichs Leistungen auf einzelnen Gebieten der chemischen Industrie auch in der Neuzeit keineswegs so gering erscheinen, wenn sie auch keinen Vergleich mit der neueren Entwicklung Deutschlands aushalten können. Aber es scheint, daß in Frankreich ganz besonders jener Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Praxis, „l'union intime du savant et de l'usine", wie es Le Chatelier nennt, zu wünschen übrigläßt. Ohne diesen ständigen Zusammenhang kann es aber unter den verschärften Bedingungen der Konkurrenz auf dem Weltmarkt keine wirklichen Fortschritte geben.

Man erörtert im Kriege jetzt auch vielfach jene zahlreichen Vorschläge, welche die Stellung des Chemikers in der Industrie verbessern und dem ausgebildeten Fachmann neue Wege in der Technik eröffnen sollen, um auch dadurch die Industrie zu heben. Besonders hat auf diese Verhältnisse in geradezu klassischer Weise Le Chatelier hingewiesen. Seine Forderungen sowie die der übrigen französischen Chemiker gehen vor allem darauf hinaus, den technischen Unterricht zu verbessern, die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Praxis enger zu gestalten und das Verständnis der Regierungsbehörden für die wahren Bedürfnisse der chemischen Industrie zu wecken. Nach einem geistvollen Vortrag Victor Cambons muß Frankreich, wie hart dies auch seiner Eigenliebe erscheine, von jenen Grundsätzen ausgehen, welche Deutschland am besten verstanden hat in der Industrie einzuführen, um damit Macht und Reichtum zu gewinnen, und es muß jene falsche Scham, seinem Beispiel zu folgen, ein für allemal aufgeben.

Indes nach der „Revue Parlamentaire" vom 4. März 1916 wird Frankreich, wenn der Krieg morgen endet, den Deutschen wieder für chemische Produkte und Farbstoffe tributpflichtig sein. „Die Deutschen werden sich unter holländischer oder Schweizer Firma wieder einstellen, und aus Not werden die Franzosen ihren Abscheu überwinden und von ihnen kaufen, weil man nicht verstanden hat, eine eigene Industrie zu schaffen. Man plante eine Industrie in ihre Heimat wieder zu verpflanzen, die durch die Unsicherheit der französischen Patentgesetzgebung ins Ausland verdrängt war."

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die Vereinigten Staaten von Amerika! Dem Namen nach gehörten sie ja 2¼ Jahre des Krieges zu den neutralen Ländern, aber gerade die chemische Industrie hat Deutschland im Kriege ihre Neutralität nur theoretisch gezeigt; denn sie erklärte ja, auch an Deutschland zu liefern, wenn es möglich sei, die Produkte dorthin zu bringen. In Wahrheit hat die Industrie naturgemäß nur für die Länder des Vielverbandes gearbeitet, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Kriegslieferungen einzelnen Teilen der chemischen Industrie Amerikas zu einem großen Aufschwung verholfen haben. Hierzu gehört vor allem die Industrie der Teerprodukte und jener organischen Zwischenprodukte, die zur Herstellung von Explosivstoffen wie auch von Farbstoffen verwendet werden können. Die Knappheit an Farbstoffen in Amerika hat sich im Laufe des Krieges so sehr verschärft, daß man notgedrungen zur umfangreichen Verwendung von Pflanzenfarbstoffen seine Zuflucht nehmen mußte. Das Farbstoffproblem ist deshalb in Amerika sehr eingehend erörtert worden. Bei manchen amerikanischen Ausführungen hat es sich aber gezeigt, daß man die Absichten für die Zukunft in etwas leichtfertiger Weise mit der Tat gleichsetzte, so daß insbesondere die Ausführungen von Thomas H. Norton, der bereits für die nächsten Jahre die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der Teerfarbenindustrie prophezeit, von seiten der Farbstoffverbraucher als übertrieben und sachlich vielfach unzutreffend Zurückweisung gefunden haben. Im ganzen wird man aber sagen müssen, daß die amerikanische Konkurrenz in der chemischen Industrie in den nächsten Jahren nach dem Kriege recht fühlo

Digitized by Google

bar in die Erscheinung treten wird. Denn gerade in Amerika hat man jetzt mehr als früher erkannt, daß einseitige und beschränkende Zollmaßnahmen nicht allein imstande sein werden, eine chemische Industrie dort in die Höhe zu bringen, man hat sich vielmehr schon ernsthaft bestrebt, die wahre Grundlage für eine wissenschaftliche Industrie zu schaffen, wie es die chemische Industrie ist: die Förderung wissenschaftlicher und technischer Forschungsarbeiten.

Berücksichtigt man aber, welche ungeheure Arbeit von Jahrzehnten nötig sein wird, um bei fast allen unseren Gegnern das unbedingt Notwendige an wissenschaftlichen Instituten und Laboratorien zu schaffen, dann kann man gewiß sein, daß es nicht so leicht sein wird, die deutsche chemische Industrie aus ihrer Weltgeltung zu verdrängen. Denn auch die deutsche Entwicklung steht nicht still, das haben besonders die Großtaten der chemischen Industrie, die sie während des Krieges unter den schwierigsten Verhältnissen ausgeführt hat, unwiderleglich gezeigt. Immerhin wird die Stellung der deutschen chemischen Industrie auf dem Weltmarkt nach dem Kriege keine leichte sein. Zwar wird es an Nachfrage nach deutschen Chemikalien aller Art aus den neutralen Gebieten und den feindlichen Ländern nicht fehlen, aber die im Kriege in verschiedenen Ländern entstandenen neuen Industrien werden zweifellos versuchen, sich den eigenen Markt so vollständig wie möglich zu sichern und die deutsche Konkurrenz fernzuhalten. Daher wird es die Aufgabe der deutschen Staatsmänner sein, der deutschen chemischen Industrie mit dem Ende des Krieges bei dem Abschluß von Handelsverträgen ein wirkliches fair play im fremden Wirtschaftsgebiet zu ermöglichen. Alles Weitere wird die Industrie dann selber leisten, deren Produkte sich ja durch ihre vorzüglichen Eigenschaften die Welt erobert haben. Die deutschen Qualitätsindustrien, unter denen die chemische Industrie an erster Stelle steht, werden dem deutschen Handel zuerst wieder freie Bahn schaffen, bis man wieder einmal in Europa zu jenen im Kriege vergessenen Anschauungen zurückkehren wird, daß der Handel zwischen kulturell hochstehenden Nationen seiner ganzen Natur nach zu einer gegenseitigen und wünschenswerten Bereicherung der Völker führt und stets führen muß.

Fichte über politische Freiheit

Für den Zweck des innerlichen Friedens muß freilich die natürliche Freiheit des einzelnen auf mancherlei Weise beschränkt werden, und wenn man gar keine andere Absicht und Rücksicht mit ihnen hätte denn diese, so würde man wohl tun, dieselbe so eng als immer möglich zu beschränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen und sie unter immerwährender Aufsicht zu halten. Gesetzt, diese Strenge wäre nicht nötig, so könnte sie wenigstens für diesen alleinigen Zweck nicht schaden. Nur die höhere Ansicht des Menschengeschlechts und der Völker (— wonach „Volk und Vaterland Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit und dasjenige, was hienieden ewig sein kann", und wonach „die Vaterlandsliebe eigentlich will" das „Aufblühen des Ewigen und Göttlichen in der Welt immer reiner, vollkommener und getroffener im unendlichen Fortgange" —) erweitert diese beschränkte Berechnung. Freiheit, auch in den Regungen des äußerlichen Lebens, ist der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt. Eine Gesetzgebung, welche diese letztere im Auge behält, wird der ersteren einen möglichst ausgebreiteten Kreis lassen, selber auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge und daß das Regieren ein wenig schwerer und mühsamer werde. Um dies an einem Beispiele zu erläutern: Man hat erlebt, daß Nationen ins Angesicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler Freiheit als etwa manche andere Nation. Diese Rede kann sogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich sagen wollte, sie könne so viel Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß sie sich nicht untereinander selber aufrieben. Wenn aber die Worte also genommen werden, wie sie gesagt sind, so sind sie wahr unter der Voraussetzung, daß eine solche Nation des ursprünglichen Lebens und des Triebes nach solchem durchaus unfähig sei. Eine solche Nation, falls eine solche, in der auch nicht wenige Edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich sein sollte, bedürfte in der Tat gar keiner Freiheit, denn diese ist nur für die höheren, über den Staat hinausliegenden Zwecke; sie bedarf bloß der Bezähmung und Abrichtung, damit die einzelnen friedlich nebeneinander bestehen und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkürlich zu setzende, außer ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentschieden lassen, ob man von irgendeiner Nation dies mit Wahrheit sagen könne: soviel ist klar, daß ein ursprüngliches Volk (— wie es nach Fichte eben „die deutsche Nation" ist —) der Freiheit bedarf, daß dieses das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich, und daß es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muß.

Goethe über Englands Kolonialpolitik

„Während die Deutschen sich mit der Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun, und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilistischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Kongresse argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut, und so hatte er auch das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte." (Eckermann, Gespräche mit Goethe, II, 1. 9. 1829.)

Kurt Arnold Findeisen / Verse zum Gruße meines Kriegsbuben

Wie die Magier —

Wie die Magier, die aus Morgen kamen,
Bin ich eines wundersamen
Glückes eingedenk und ahnungsvoll.
Immer lausch' ich in die Sternenchöre,
Ob ich nicht das Stimmlein höre
Christkinds, das mir kommen soll.

Es ist ein blonder Schein —

Es ist ein blonder Schein,
Der kommt von meinem Kinde.
Er legt ein sanft Gezünde
In meiner Irrfahrt Schattenhain.

Digitized by Google

Er macht, daß sich mein Sein
Zu goldnem Kranze rundet. —
Mein tiefstes Dunkel mündet
In dieses blasse Blond hinein.

Regenbogen.

Ob ich meiner Seele Frieden
Für das Chaos eingetauscht,
Ob mir meines großen Volkes
Schicksal ward zum Todesspruch:

Wenn an meines blonden Kindes
Sendung sich mein Herz berauscht,
Rundet sich ein Regenbogen
Über allem Wolkenbruch.

Tage und Nächte.

Und mancher meiner Tage trägt ein Kleid
Aus Überdruß genäht und Ferneleid
Und ist schon müde, eh' er recht beginnt,
Gleich einem totgebornen Kind.

Und manche meiner Nächte ist bewohnt
Von silberner Musik und mildem Mond;
Und Stolperschritt und Purzelbaum
Kleinbübleins neckt und goldet meinen Traum.

Als mein Bübchen gehen lernte.

Nun sich deine Füßlein, Knabe,
Zaghaft auf die Reise machen
Zu des Lebens Siebensachen,
Erdenrecht und Morgengabe,

Kann's geschehn, daß unser gutes
Mutterchen die erste kurze
Fahrt dir schirmt vor Stoß und Sturz
Und dich gängelt sanften Mutes,

Während ich im Hospitale
Mich zu einem Kranken bücke,
Der an einer frühen Krücke
Wandern geht zum ersten Male.

Gleiten unsrer Brunnenstube
Eimer dann an goldnen Schnüren
Sich vorüber: Ich darf führen;
Du wirst noch geführt, mein Bube. —

Aber einmal, eh' du's deutest,
Bin ich nicht mehr Weggeselle.
Du bist dann an meiner Stelle:
Leite milde, wen du leitest!

Im süßen Frankreich.

Verzückt emporgestaffelt zu den Sternen
Stehn heitere Kathedralen da.
Es wiehert in den trunkenen Tavernen
Gelächter des Gargantua.

Es ist Musik in alles Tal gedichtet,
In Glocke, Grillenlärm und Wind.
Doch bin ich diesem Lande nur verpflichtet,
Weil seine Kinder — Kinder sind.

An mein Kind zu seinem ersten Geburtstag.

Nun bist du schon zwölf Monde unterwegs,
Und unantastbar war bisher dein Pfad.

Wohl schaukelten Gewitter deine Wiege,
Jedoch dein Herz gehörte milderm Klang
Und sanfterer Bewegung, nachgefühlt
Dem Brauch in Gottes schönem Kindergarten.
Wohl strich der Tod vorüber deinem Schlaf,
Der tausendköpfige, und schrie nach dir,
Jedoch es spielte noch dein lichtes Seelchen
Am Born des Seins, ließ silbernes Geplätscher
Durch leichte Finger rieseln ohne Leid
Und lächelte. Das nahm ihm seine Macht.

Noch bist du, Kind, im Ewigen zu Haus,
Und wie Planetenwandel ist dein Wesen.
Wann, ach, verlieren wir dich in die Zeit? —

Ahnenspur.

In den Bauernkrieg zogen mit Sicheln und Sensen
Unsre Ahnen.
Einer unsres Geschlechts folgte den Fahnen
Des Wasa. Es flocht ein andrer an den Ruhmeskränzen
Des preußischen Fritz
Und sank bei Lobositz.
Mit dem Korsen schlug sich ein dritter herum;
Zwischen Möckern und Gohlis ward er stumm.
Und wieder einer, die Büchse mit Kirschkernen geladen,
Stand auf den Barrikaden.

Waffenspuk wühlt dir und mir
Voraus, mein Sohn, ins Große Hauptquartier.

Und sieh, noch einer kommt gelaufen
Atemlos hinter den Schattenhaufen,
Mord in der Hand,
Um die Stirn einen purpurnen Notverband.
Hast du — ihn — erkannt? — —

O Knabe:
Wunden bluten dir und mir
Voran ins ewige Nachtquartier.
Laß uns Wunden heilen!

Ina Seidel / Das Land und wir

Der Ströme Geröll durch die Ebene schiebend war eins
Mit der Wälder schwarzem Gebraus unterm ewigen Wind.
Die Landschaft hatte kein Antlitz, sie lagerte blind,
Von keiner Seele gespiegelt, unkundig des eigenen Scheins.
Der Boden dampfte aus endlos brauendem Moor
Und strotzte krächend von ungebändigtem Holz
Und heulte der großen Tiere Brunstschrei empor, —
Das warst du, mein Land, dem der Gletscher vom Herzen schmolz.
Wir kamen von Morgen, wir kamen von Mitternacht, —
Ich weiß nicht, woher wir über dich kamen, Land! —
Aus dunklen Horden hob sich durch Blut und Schlacht
Ein Volk und füllte dich wogend bis an den Rand,
Und quoll vom Safte aus hundert Stämmen verquickt,
Und hallte wider von einer Sprache Hall.
Da wuchsen Grenzen, von keinem Auge erblickt
Und trotzten wie Felsenwälle der Fremden Prall.

Du wurdest unser, Land, wir wurden dein Los,
Wir kämpften mit deiner Härte Herz an Herz,
Wir zwangen Ernten aus deinem steinigen Schoß,
Und hoben aus deinen Tiefen Kohle und Erz.
Geschlechter starben und sanken in dich hinab,
Der Väter heiliger Staub durchschichtet dich gut, —
Und unser Brot quillt golden aus ihrem Grab.
Land, wir sind eins, verschmolzen in Fleisch und Blut.

Digitized by Google

Naumann / Menschenwürde

Die Menschenwürde besteht darin, daß jeder Mensch einen Wert für sich ausmacht. Er soll nicht nur Objekt sein, das heißt nicht nur gestoßen, geschoben, verarbeitet werden, sondern soll auch Subjekt sein, das bedeutet selber entscheiden, verantworten, erwerben, genießen. Den Starken und Großen braucht man dieses Recht der Selbständigkeit kaum erst anzuempfehlen, denn sie nehmen es sich von selbst, und zwar sehr oft unter Verletzung der Selbständigkeitsrechte der Schwächeren. Den Schwächeren aber muß die Menschenwürde gepredigt werden, damit sie an ihr eigenes Recht und ihre eigene Bedeutung glauben lernen. Es genügt nicht, daß der Schwächere ein Recht auf Schonung und Pflege hat, wie es auch der Kranke und Verblödete zugebilligt bekommt, sondern er muß nach dem Maße seiner Kräfte ein gewisses Selbstgefühl erhalten, sich selber ehren, sich nicht alles gefallen lassen, muß überzeugt sein, daß die Sonne auch ihm scheint und auch er für den großen Haushalt der Menschengemeinde irgendwie notwendig ist. Die Sklavenbefreiung war für geknechtete Männer und Frauen eine große, unvergeßliche Wohltat, aber sie darf nicht als ein einmaliges Ereignis der Vergangenheit angesehen, sondern muß täglich wiederholt werden, denn überall entstehen stets von neuem Abhängigkeitsverhältnisse, die die Gefahr der Würdelosigkeit in sich tragen, neue Leibeigenschaften, neuer Menschenhandel, neue Vergewaltigung. Solange die Schwachen zwar nicht selbst an ihre angeborene Würde glauben, vermag kein Staatsgesetz sie frei zu machen, von da an aber, wo der Glaube sich regt, wird auch das Gesetz den schützen können, der Mensch bleiben oder werden möchte.

Soziale Bewegung

Jubiläumsklänge aus dem Hirsch-Dunckerschen Arbeiterlager. Anläßlich des 50jährigen Bestehens der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine erscheinen sämtliche Fachorgane dieser Richtung in der Jubiläumswoche (22. bis 29. September) in Festausgaben. Aus der Fülle der von ihnen veröffentlichten Rück- und Ausblicke verdienen einige Stellen auch außerhalb der feiernden Arbeiterkreise Beachtung. Über die vorbildliche Mission der Gewerkvereine innerhalb der Gesamtarbeiterschaft heißt es z. B. in der „Eiche“: „Die Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) sind es, die der deutschen Arbeiterbewegung die richtige „Organisationsform“ gaben in einer Zeit, als sich andere Verbände noch stritten über die Frage, ob Zentralisation oder Dezentralisation. Sie haben für die praktische Vertretung der beruflichen und allgemeinen Arbeiterinteressen Mittel vorgeschlagen und angewandt, die man für richtig inzwischen auch auf der Gegenseite anerkannt hat. Sie traten als Gewerkvereiner für Tarifverträge, Schiedsgerichte und Schlichtungsinstanzen ein, trotzdem andere sie deshalb als „Harmonieapostel“ verhöhnten. Sie bauten ihre Unterstützungseinrichtungen aus, obwohl andere diese als „Kassensimpelei“ bekämpften. Sie waren es, die zuerst für die arbeitslosen, wandernden und kranken Mitglieder sorgten. Sie führten die Arbeitslosenunterstützung ein zu einer Zeit, als andere Verbände dies für völlig überflüssig hielten. Als die Krankenversicherung noch in den Anfängen steckte, da errichteten die Gewerkvereine nach Überwindung großer Schwierigkeiten eigene Krankenkassen, die, auf zentraler Grundlage geschaffen, jedem Mitglied das Recht der Freizügigkeit garantierten. Ehe der Staat die gesetzliche Invalidenversicherung einführte, hatten die Gewerkvereine für die Invaliden der Arbeit gesorgt, durch ihre eigenen besonders dafür geschaffenen Kassen. Ihre Sterbekassen waren mustergültig, und segensreich wirkte der Rechtsschutz, den sie für ihre Mitglieder einführten. Zur Verbesserung des gesetzlichen Arbeiterschutzes, für die Fortführung der sozialen Reform, für die Hebung der Volksbildung, für die Ausgestaltung eines freien Vereins- und Versammlungsrechts, Sicherung der Koalitionsfreiheit, Ausbau des gewerblichen Einigungswesens usw. haben die Gewerkvereine stets gekämpft und gearbeitet. Sie bauten ihre Hoffnung nicht auf Phrasenwirkungen, sondern sie wirkten durch vernünftige Vorschläge. Sie haben den freiheitlich-nationalen Gedanken im öffentlichen Leben vertreten, und Freiheit und Vaterland war ihre Losung. Die Gewerkvereine stehen vor wie nach auf nationalem Boden; sie erwarten daher die Besserung der Arbeiterlage nicht von einer internationalen Verbrüderung, wohl aber erstreben sie den Austausch der Erfahrungen mit ausländischen Gewerkvereinen und die gegenseitige Förderung der Arbeiterinteressen ...“ — Und über die künftigen Aufgaben der Bewegung schreibt der Verbandsvorsitzende Hartmann im „Gewerkverein“. Vor uns liegt die kommende Zeit, von der jetzt noch niemand weiß, was sie uns bringen wird. Denn leider ist das Ende des Krieges noch nicht abzusehen. Aber die Tatsache ist festzuhalten, daß unser Verband und seine einzelnen Glieder neben den anderen Organisationen in der schwersten Zeit, die unser Volk und unser Vaterland jemals durchleben mußten, ihre Festigkeit erwiesen haben. Der Nachweis ist ferner erbracht, daß es ohne festgefügte Organisationen nicht mehr geht, daß die Arbeiterorganisationen nicht eine staatsgefährliche, sondern ein staatserhaltende Wirkung haben, daß sie bei Anwendung aller Energie in der Vertretung der Arbeiterinteressen doch auch das Volksganze nicht aus dem Auge verlieren, keine Vorrechte, wohl aber gleiche Rechte für die Arbeiterschaft fordern. Jeder einzelne Mensch wird nach dem Kriege als Persönlichkeit viel höher zu bewerten sein als vordem. Es gilt, wirklich freie, selbstbewußte Männer und Frauen heranzubilden, die sich neben der Arbeit für ihre Berufs- und Standesinteressen einen offenen Blick für das Wohl des Ganzen bewahren und ihre Kräfte der Sache des Volkes zur Verfügung stellen.“

Die Genossenschaften im Kriege. Über die Entwickelung des Genossenschaftswesens im Jahre 1916 unterrichtet das kürzlich erschienene „Jahrbuch des allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften“. Die Kreditgenossenschaften haben sich vom 1. Januar 1916 bis zum 1. Januar 1917 um 92 vermehrt. Ihre Gesamtzahl ist damit auf 19 853 gestiegen. Die Mitgliederzahl ist rückläufig, weil die Mitglieder vielfach, wenn sie im Kriege ihre Verpflichtungen tilgen konnten, zugleich den Austritt aus der Genossenschaft anmeldeten. Die Zahl der gewerblichen Rohstoff-, Absatz- und Lieferungsgenossenschaften ist von 1347 auf 1798 gestiegen, die der gewerblichen Produktivgenossenschaften von 530 auf 526 gesunken, die der gewerblichen Werkgenossenschaften (Mühlen-, Transport-, Abfuhrgenossenschaften) ist auf 197 stehengeblieben. Im Laufe des Krieges sind 609 Lieferungsgenossenschaften, vor allem von Schneidern und Sattlern gegründet worden. Eine kräftige Zunahme (von 324 auf 422) verzeichnen die Waren-Einkaufsvereine und Handelsgenossenschaften. Besonders die Kolonialwarenhändler sind an den Neugründungen (mit 53) stark beteiligt, daneben die Gastwirte und Weinhändler (15). Unter den landwirtschaftlichen Genossenschaften stehen die Produktivgenossenschaften an der Spitze (4036, d. h. 16 mehr als im Vorjahr), dann folgen die Bezugsgenossenschaften (2714, d. h. 80 mehr als im Vorjahr). Die Bezugs- und Absatzgenossenschaften haben sich nicht vermehrt. Die Zahl der Absatz- und Verwertungsgenossenschaften ist von 572 auf 601 gestiegen, die der Werkgenossenschaften von 1926 auf 2017. Genossenschaften zur Maschinenbeschaffung werden nach wie vor 21 gezählt, während die Zahl der Zucht- und Weidegenossenschaften von 551 auf 566 angewachsen ist. Die Konsumvereine haben sich innerhalb Jahresfrist um 12 auf 2412 vermehrt, die Baugenossenschaften um 5 auf 1404. Die Zahl der Vereinshäuser beträgt 132 gegen 135 im Vorjahre. Die Zahl der sonstigen Genossenschaften ist von 557 auf 566 angewachsen. Die Gesamtsumme aller eingetragenen Genossenschaften ist 1916 von 36 398 auf 37 289 gestiegen. Sie sind größtenteils zusammengefaßt im allgemeinen Verband, im Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, im Generalverband ländlicher Genossenschaften, im Zentralverband deutscher Konsumvereine und im Reichsverband der Konsumvereine.

Büchertisch

Alfons Petzold, „Franziskus von Assisi“. Mit Buchschmuck und 8 Vollbildern von Justinus Ambrosi. Ed. Strache, Warnsdorf u. Wien.

„Dem Bruder Franz dieser Zeit Rainer Maria Rilke in getreuer Gefolgschaft“: so steht auf dem ersten Blatt zu lesen. Von der anständigen Sitte früherer Jahrhunderte, vor der öffentlichen Dedikation eines Buches sich erst das Einverständnis des also zur Mitverantwortung Herangezogenen zu vergewissern, ist man in unseren Tagen abgekommen; schwerlich begegneten wir sonst Rilkes Namen, und gar in so anspruchsvoller und mißverständlicher Form am Eingang von Gedichten, die von seinem Geist kein Hauch berührt hat. Wäre es nicht besser und geziemender, die Verborgenheit eines Dichters zu achten, dessen Wahrheit und Strenge ihn vor so unbescheidener Etikettierung schützen sollten? Rilke ist Rilke, kein Heiliger noch Prophet, und am wenigsten gleichzusetzen mit der einzigen Gestalt, in deren unvergeßliche Beschwörung das „Stundenbuch“ mündet.

Digitized by Google

Aber es hieße Petzold Unrecht tun, wollte man sich im Angesicht seines Franziskus des schwebenden Klangs der Rilkeschen Verse erinnern. Daß ein Mann wie er diesen Franziskus sich von der Seele geschrieben hat, ist immerhin ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Wir gedenken des Wegs, den er kam — aus dem Druck von Elend, Not, Arbeitslosigkeit — und des Aufstiegs, den er nahm — in immer lichtere, freiere Bereiche, zu wachsender Vermenschlichung. Und doch — wog künstlerisch nicht der Arbeiterdichter Petzold schwerer als es heute der All-Lyriker tut? Es ist auffallend viel „Uneigentliches" in diesen Franziskanischen Stimmungen, viel Beiläufiges und Gesuchtes. Im Rhythmischen wechselt Härte mit übermäßiger Behendigkeit, im Bildlichen scheint die Anschauung irgendwie steckengeblieben zu sein, ganz böse Banalitäten und Inkongruitäten sind leider nicht vermieden worden. Doch dann kommt vor Torschluß eine Anrufung: „Franziskus und der Weltkrieg": wie auch er, der Mildeste, Sanfteste, Liebendste, fluchen müßte seinem Leben und seinen Liebesworten — „Aber dann — — — würdest du weinen, endlos weinen, Und mit deinen heiligen Tränen, Das Blut von der Erde waschen." — Das ist Petzolds Franziskus — wie er ihn glaubt, und wie wir ihn fühlen. M.

Wilhelm von Scholz, **Städte und Schlösser.** (Der Reise und Einkehr neue Folge.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 114 S. und 6 Bilder. 4 M.

Die Schönheit der deutschen Landschaft, die Kunst der deutschen Städte ist im Kriege wieder neu entdeckt worden; viele, die sonst ins Ausland pilgerten, um mit den Augen die Herrlichkeit der ganzen Welt zu trinken, reisen jetzt in der Heimat umher, wo sie nun viele, früher ungeahnte Herrlichkeiten finden. Ein Pfadsucher für diese ist Wilhelm von Scholz geworden, der nun in einem neuen Buche die Reize von Weimar, Eisenach, Altenburg, Würzburg, Augsburg, Stuttgart, dem Saale- und Neckartal schildert. Mit feinem Blick ist das Wesentliche gesehen, das diesen Städten und Landschaften ihren unvergänglichen Zauber gibt, in gewählter Sprache treten die kurzen, in sich geschlossenen Abschnitte vor den Leser. Die stärksten Töne aber findet der Dichter im Eingangskapitel — dem Gruß an seinen über alles geliebten, hochbegabten Sohn, der mit siebzehn Jahren gefallen ist. Auch er hatte ein offenes Auge für Schönheit in jeder Form, und der Vater sah in ihm einen Fortsetzer und Vollender seiner Gedanken — nun legt er ihm diese Blätter, die schon bei ihrer Entstehung für ihn bestimmt waren, in ergreifenden Worten auf das Grab. M. R.

Briefkasten

Naumanns Reichstagsrede wird wegen der bekannten Papierbestimmungen diesmal nicht als Sonderdruck erscheinen. Dafür kann die heutige „Hilfe"-Nummer mit der Rede zu Werbezwecken für 10 Pf. von uns in größerer Anzahl bezogen werden. Wir bitten um sofortige Bestellung.

Naumanns Vortrag „Der Weg zum Volksstaat", gehalten auf Veranlassung der Arbeitsgemeinschaft für staatsbürgerliche und wirtschaftliche Bildung erscheint in deren Verlag als Broschüre für 25 Pf., ist aber auch durch den Buchhandel und durch uns erhältlich.

Folgende Zahlungen gingen ohne Angabe des Absenders bei uns ein: 1 M. vom 16. 9. 18, 1 M. aus Döberitz, 8 M. Feldpost 996, 6 M. vom 19. 9. 18, 1,35 M. vom 17. 10.

Ein Feldleser bittet um Angabe von Verlag, Tendenz und Preis des Werkes Andrian, Garten der Erkenntnis.

Die Leser im Auslande können die „Hilfe" jetzt nur entweder mit 14tägiger Verspätung oder ohne Anzeigenteil erhalten, da dessen Versendung erst 14 Tage nach Erscheinen gestattet ist. Wir expedieren die Hefte zunächst ohne Umschlag und bitten um Mitteilung, falls ein Leser die spätere Versendung des vollständigen Heftes vorzieht.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 35 Pf.: Lt. L. im Felde. **1 M.:** W. M. im Felde, Ungenannt. **2 M.:** Zahlmstr.-St. M. im Felde, Feldw. M. im Felde, H. M. in K., Feldw. R. im Felde, Gefr. Sch. im Felde, Lt. d. R. Sch. im Felde, Lt. J. im Felde, Vizewachtm. H. im Felde. **3 M.:** Pfr. H. in E., Pastor B. in H. **3,40 M.:** Vizef. F. im Felde. **5 M.:** Dr. F. B. in F., Oberst.-M. J. zur See. **5,50 M.:** Dr. R. im Felde. **6 M.:** Frau Geh.-Rat A. in H. (regelmäßiger Vierteljahrsbeitrag). **7 M.:** Pfr. Z. in B. **10 M.:** Dr. H. in K., Oberlehrerin St. in R.

Bücher für Armee und Marine: O. G. in Buchheim: 10 Bücher, Frl. T. in Heidenheim: 1 Kiste alte „Hilfe"-Jahrgänge, Frau W. in Charlottenburg: desgl.; Werbeanwalt W. in Berlin: 10 Bücher und Zeitschriften; Oberlehrer Dr. U. in Berlin: 44 Bücher.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Hat es denn noch Zweck,

besteht denn heute noch eine Notwendigkeit, Kriegsanleihe zu zeichnen?

Darauf gibt es nur eine Antwort:

Wer will, daß es zum Frieden kommt, der zeichne nach seinem besten Vermögen. Und wer will, daß der Frieden möglichst gut wird, der zeichne erst recht Kriegsanleihe.

Ein großer Erfolg der Kriegsanleihe wird im Innern des Landes das Vertrauen befestigen, nach außen unser Ansehen erhöhen, und die Hoffnungen der Feinde auf einen finanziellen Zusammenbruch Deutschlands widerlegen, dem Reich die Mittel zur Fortführung des Kampfes, falls es notwendig werden sollte, gewähren, und für den Fall, daß es zum Frieden kommt, die Ueberführung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Friedensfuß erleichtern.

Digitized by Google

7. November 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 45

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Das Vertrauen des Volkes. — **Gertrud Bäumer:** Der Volksstaat und die Frauen. — **Prof. Richard Charmatz:** Deutsch-Österreich. — **F. H.:** Reform der preußischen Verwaltung. — **Marie Schloß:** In Rußland irgendwo. — **Naumann:** Revolutionsrechte. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 27. Oktober.

General Ludendorff ist von seinen militärischen Ämtern zurückgetreten. In diesen wenigen Worten liegt eine unberechenbar große Veränderung der deutschen Zustände, denn Ludendorff war seit etwa zwei Jahren der tatsächliche Regent unseres Vaterlandes. Weder die Reichskanzler noch die Staatssekretäre des Auswärtigen Amtes konnten ihm gegenüber eine eigene, klare und auch für das Ausland erkennbare Politik machen, solange er unentbehrlich und unabsetzbar war. Unentbehrlich aber erschien er durch seinen Zusammenhang mit Hindenburg und durch die sieghaften Erfolge, die unter seiner Oberleitung erfochten wurden. Es war in ihm etwas Napoleonisches, und er wird zweifellos für alle Zeiten zur Reihe der ganz großen deutschen Gestalten gehören. Wahrscheinlich ist er der letzte große Feldherr, den das Deutschtum überhaupt hervorgebracht hat. Über die militärische Seite seines Wesens kann bis heute von solchen, die nicht zum Generalstab gehören, kaum im einzelnen geurteilt werden. Wir wissen nicht, welche Vorgänge direkt auf seine Rechnung zu setzen sind. Ob der seit Juli 1918 beginnende Mißerfolg in einem gewissen Mangel an Voraussicht begründet war, kann wohl auch erst später im ganzen überschaut werden. Keinesfalls wird unser Volk, weil das Glück unsere Waffen verließ, nun undankbar sein wollen gegen den, der in besseren Tagen unsere Soldaten führte. Verhängnisvoll für Ludendorff selbst und für die ganze deutsche Nation war seine Neigung, nicht nur Feldherr, sondern zugleich auch großer Politiker sein zu wollen. Die peinvoll schwierige Lage, in der sich die deutsche Politik zurzeit befindet, ist eine Folge des Ludendorffschen Übergreifens in die Verhältnisse des ganzen Erdteils. Mit seiner Okkupationspolitik hat er den europäischen Osten zwar fabelhaft bezwungen, aber nicht zum freien Anschluß erzogen. Die Selbstbestimmung der Nationen war für ihn eine Phantasie. Noch im September hat er große Stücke von Kongreßpolen für Preußen annektieren wollen. Er hatte wenig Gefühl dafür, daß man fremden und anders gearteten Volksstämmen nicht dasselbe zumuten kann, was wir von unserer eigenen Bevölkerung und Mannschaft verlangen. Um das letzte an militärischer Kraft aus Mitteleuropa herauszuholen, wurden die Kräfte überspannt und ein Zerbrechen der Zusammenhänge unabwendbar. Seine Größe und die Gefahr seines Wesens liegen unmittelbar ineinander. Wenn ich vor kurzem geschrieben habe: „Wir werden von Dämonen hin und her geschüttelt", so dachte ich dabei zu allererst an Ludendorff. Über welchen einzelnen Punkt er sich jetzt mit der neuen Regierung nicht hat verständigen können, ist fast gleichgültig, denn die Volksregierung hätte unter keinen Umständen mit ihm zugleich existieren können. Über sein Verhältnis zum deutschen Friedensgesuch an Wilson werden wir erst dann reden, wenn öffentliche Dokumente dafür vorliegen.

Montag, 28. Oktober.

Die deutsche Regierung bestätigt den Empfang der neuen Wilsonschen Note, verweist auf die tiefgreifenden Wandlungen im deutschen Verfassungsleben und sieht den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegen, der einen Frieden der Gerechtigkeit einleitet. Gleichzeitig erklärt Österreich-Ungarn durch den Mund des Grafen Andrassy, daß es, „ohne das Ergebnis anderer Verhandlungen abzuwarten", über einen sofortigen Waffenstillstand auf allen Fronten Österreich-Ungarns in Besprechungen eintreten will. Auch die Türkei erbietet sich zum Frieden. Damit ist unser mitteleuropäisches Bündnis zu Ende. Unsere Verbündeten sind nicht stark genug gewesen, den Anforderungen ihrer Geschichtslage zu genügen. Das stellen wir fest ohne Vorwurf und ohne Erbitterung, denn wir erinnern uns ihrer Hingabe und ihrer Leistungen. Wenn in Österreich-Ungarn die Zuverlässigkeit der tschechischen, slowenischen und rumänischen Elemente von Anfang an nicht einwandfrei war und im Laufe der Zeit immer geringer wurde, so dürfen wir nie vergessen, daß bis zu den letzten Tagen die Ungarn ihre Pflichten militärisch tadellos erfüllt haben und daß die Deutsch-Österreicher bis heute unwandelbar unsere Brüder und Bundesgenossen sind. Mit vielem anderen ist zurzeit auch der Gedanke Mitteleuropa durch die Übergewalt des Krieges zerbrochen. Inwieweit später die Natur- und Wirtschaftsverhältnisse des mitteleuropäischen Gebietes die zerbröckelten Teile wieder nähern zusammenführen, ist eine Zukunftsfrage, die jetzt zu erörtern völlig zwecklos sein würde. Der nationale Zusammenhang mit unseren deutschen Volksgenossen ist nach allen diesen Erfahrungen das einzige, was fest bestehen bleibt. Welche Schuld am Zerfall die habsburgische Dynastie haben mag, wird wohl der Gegenstand ihres eigenen Nachdenkens zu sein haben. Ein altes Kaiserreich scheint im Erlöschen zu sein.

Dienstag, 29. Oktober.

Es ist fast unmöglich, sich ein Bild von den Zuständen im Osten und Süden des Erdteils zu machen. Während die Saloniki-Truppen über die Donau nach Rumänien einrücken, um es von deutscher Okkupation zu befreien, überschreiten rumänische Truppen die Donau, um die nördliche Dobrudscha zu besetzen. In Serbien schiebt die Saloniki-Armee mit kleineren Beständen die Reste der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen vor sich her. In Polen sind durch eine Art Staatsstreich die deutschfreundlichen aktivistischen Teile aus der Regierung herausgedrängt. Es kommen Attentate gegen deutsche Soldaten und Beamte vor. Welches die Lage der deutschen Besatzungsarmee in der Ukraine ist, können wir nicht sagen. Das Schicksal der deutschen Truppen in Südkaukasien und in der asiatischen Türkei ist gleicherweise unbekannt. Dabei rollt überall die Welle des Bolschewismus weiter, und die Gefahr einer bolschewistischen Überflutung dringt bis an unsere Ostgrenzen vor. In Budapest wird an der Kettenbrücke zwischen national-demokratischen Volksmassen und den Soldaten des Erzherzogs Josef gefochten. Der österreichische Kaiser hat sich aus Budapest wieder nach Wien zurückbegeben. Um die Front an der Piave wird lebhaft gestritten. Die italienisch-französisch-amerikanische Armee versucht offenbar, in der Richtung auf Triest zu wieder vorzugehen, während die Alpenfront beiderseits des Gardasees von

den deutsch-österreichischen Divisionen noch fest verteidigt wird. Inmitten alles dieses unglaublichen Drängens und Stoßens spielt der Besitz von Nahrungsmitteln die größte Rolle. Die Tschechen verlangen von den Deutsch-Böhmen, daß sie das tschechische Königreich Böhmen anerkennen sollen, wenn sie Nahrung erhalten wollen. In den Eisenbahnen werden Militärgewehre und Handgranaten verhandelt. Bei solchen Zuständen ist es absolute Pflicht jedes Deutschen, mitten in der Brandung eine feste und ruhige Entschlossenheit zu bewahren und die Volksregierung zu unterstützen, die als einzige Garantie von Ordnung und Recht in unserer Mitte steht.

Mittwoch, 30. Oktober.

Die Staatsgemeinschaft Österreich-Ungarn löst sich in wenigen Tagen auf. In Prag, Budapest, Agram und Wien folgen sich die Erklärungen staatlicher Selbständigkeit. Inzwischen sitzt in Wien der Staatsrechtslehrer und Friedensapostel Lammasch als Ministerpräsident und versucht noch immer, die Parteiführer zur Verständigung zu bringen. Nicht weit von ihm bemüht sich Graf Andrassy, wenigstens nach außen hin eine gemeinsame Politik des bisherigen Kaiserstaates aufrechtzuerhalten, da er dieses aber nicht mehr anders fertigbringt als durch Anerbieten der Bereitschaft zu einem Sonderfrieden, so verletzt er auf das allerentschiedenste die Gefühle der Deutsch-Österreicher, die jetzt in diesen Tagen der hereinbrechenden Not mehr als jemals die Gemeinschaft mit dem deutschen Volke aufrechterhalten wollen. Die öffentliche Abtrennung der Wiener auswärtigen Politik vom Deutschen Reiche wird auch dadurch kaum weniger peinlich, daß 24 oder 48 Stunden vor Absendung der betreffenden Note eine Benachrichtigung Kaiser Wilhelms durch Kaiser Karl erfolgt sein soll. Erstens fühlt jedermann, daß private Mitteilungen der Monarchen untereinander in diesen Zeitläuften kaum noch eine staatsrechtliche Bedeutung haben, und fernerhin hat Kaiser Karl die Abtrennung von Deutschland als fertig beschlossene Tatsache angekündigt. Damit ist für uns der österreichisch-ungarische Gesamtstaat nicht mehr verbündet. Es würde auch wenig helfen, ihn noch heute stark in unsere Rechnung einzusetzen, denn in Oberitalien wird die Zurückziehung der Truppen von der Piavefront im Kriegsbericht offen zugegeben und als Erleichterung des Friedensschlusses hingestellt. Die gemeinsame österreichisch-ungarische Armee befindet sich in offenbarer Auflösung. Alle Berichte aus Wien, Budapest, Prag und Agram stimmen darin überein, daß überall Offiziere und Soldaten die kaiserliche Kokarde von ihren Mützen freiwillig oder unfreiwillig entfernen und sich mit Abzeichen der Revolution oder der Nationalität schmücken. Die Erklärung der tschechischen Selbständigkeit in Prag ist unter großer Volksbeteiligung ohne wesentliche Ausschreitungen erfolgt. Deutsche Aufschriften und Firmenschilder wurden beseitigt, Mißhandlungen aber sind nicht vorgekommen. Der neue Nationalrat hat sich den Verwaltungsbehörden gegenüber als Oberstelle angemeldet und verlangt, daß Steuern und Zölle an ihn abgeführt werden. Allem Anschein nach arbeitet in den verschiedenen Teilen der zerfallenden Doppelmonarchie der bisherige Staatsverwaltungsapparat weiter. Der Eisenbahnverkehr Wien—Prag—Berlin hat einen Tag lang Unsicherheit gezeigt, soll aber heute schon wieder in Ordnung sein.

Donnerstag, 31. Oktober.

An der Westfront sind tägliche kleinste Kämpfe, aber keine großen Verschiebungen der Linie. Man erhält den Eindruck, daß die deutschen Truppen dem Ansturm gewachsen sind. Das hilft bei der Erörterung der Waffenstillstandsbedingungen, die Generalissimus Foch an Hindenburg mitteilen wird, sobald sich die Ententestaaten darüber geeinigt haben. Wenn man aus englischen und französischen Zeitungen Schlüsse ziehen darf, so werden harte und verletzende Bedingungen vorbereitet, da die regierenden Kreise sowohl in Paris wie in London weit davon entfernt sind, dem deutschen Volke eine friedfertige Gesinnung entgegenzubringen. Im In- und Ausland wird die Frage eifrig und teilweise heftig erörtert, ob Kaiser Wilhelm II. für sich und seinen erstgeborenen Sohn auf den Thron verzichten wird oder nicht.

Die Nachrichten über die Verselbständigung der österreichisch-ungarischen Einzelstaaten fließen heute sehr reichlich, können aber in unserer Chronik nur kurz erwähnt werden. Neu ist das Auftreten von Soldatenräten in Budapest und Wien. In Budapest stehen ganze Regimenter an der Spitze der Volksbewegung. Auf dem Schlosse in Ofen sitzt als Vertreter des monarchischen Gedankens Erzherzog Josef und unternimmt mit Hilfe des Ministerpräsidenten Hadik den Versuch, das ungarische Volk durch allerlei Versprechungen bei der habsburgischen Krone zu halten. Es ist auch keineswegs ganz unmöglich, daß dieses gelingt, denn das magyarische Volk ist im Grunde monarchisch, glaubt an die mystische Kraft der eisernen Krone und besitzt unter den Geschlechtern des Landes keines, das königliche Ehren beansprucht. Die Frage wird nur sein, ob ein Rest habsburgischer Tradition durch die jetzigen Erschütterungen hindurch in Ungarn erhalten werden kann. Ausgeschlossen erscheint nach dem heutigen Anblick die Fortsetzung der Pragmatischen Sanktion oder auch nur eine Personalunion. Von demokratischer Seite wird die ungarische Republik proklamiert. — In Wien fand eine zweite Sitzung der deutsch-österreichischen Nationalversammlung statt, bei der unter scharfem Protest gegen die Note des Grafen Andrassy die Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke klar zum Ausdruck kam. In Wien liegt die Führung zurzeit bei den Sozialdemokraten Adler, Renner, Bauer, Seitz und Leuthner. Oberbürgermeister Weißkirchner konnte sich vor der Volksmenge auf dem Landhausplatze nicht Gehör verschaffen. Man darf aber nicht vergessen, daß die Wiener Stadtbevölkerung nur ein gewisser Teil des deutsch-österreichischen Volksbestandes ist. In Ober- und Niederösterreich und in den Alpenländern haben die Christlich-Sozialen eine beträchtliche Bedeutung. Die Deutsch-Böhmen schließen sich dem neuen deutsch-österreichischen Staate an und protestieren gegen das tschechische Königreich Böhmen. Dabei stehen alle Beteiligten unter ziemlich starken Ernährungssorgen. Von der deutschen Reichsleitung ist eine Nahrungsbeihilfe zugesagt worden.

Freitag, 1. November.

In Budapest ist Graf Stefan Tisza von Soldaten durch Revolverschüsse getötet worden. An sich ist es nicht wunderbar, wenn die revolutionäre Aufregung und allgemeine Verhetzung zu diesem Schritte geführt hat, denn Graf Tisza ist stets ein absoluter Gegner des jetzt zur Herrschaft gekommenen Radikalismus gewesen. Auch gilt er für einen der Männer, die am Ausbruch des Krieges nicht ohne Schuld waren. Worin freilich gerade die Schuld Tiszas bestanden haben soll, ist aus den heute vorliegenden Quellen nicht zu ersehen. Unter allen Umständen war er der einflußreichste und härteste Kopf, den im Kriege die österreichisch-ungarische Monarchie besaß, ein Mann, dessen Klugheit beträchtlich, dessen Willensstärke und Entschlossenheit aber noch reichlich größer waren. Ich gedenke mehrerer Besprechungen über Mitteleuropa. Einmal schloß er seine Ausführungen mit dem Wort: „Mitteleuropa würde eine vergrößerte Österreicherei sein, darum will ich es nicht!" Er war nicht Gegner der deutsch-ungarischen Annäherung, sondern er hatte nur eine wohlverständliche Abneigung gegen das System von Delegationen und ewigem Ausgleichsverfahren. Als Schüler des verstorbenen Professors Adolf Wagner kannte er deutsche Wirtschaft und deutsche Verhältnisse recht gut. Seine Weltpolitik wurde nicht selten durch ungarische Parteirücksichten bestimmt.

Auf Umwegen gelangt die Nachricht hierher, daß am 25. Oktober in der alten Krömmingsstadt Tirnowo die bulgarische Volksrepublik proklamiert wurde. König Boris verzichtete auf den Thron. Die Leitung der Bewegung liege in den Händen des Führers der Bauernpartei, Stambulinski.

Nach einer Meldung der „Agence Havas" erklärte der französische Marineminister Leygues in der Kammer, daß der mit der Türkei abgeschlossene Waffenstillstand vor allem freie Durchfahrt der alliierten Flotten zum Schwarzen Meer, Besetzung der Dardanellen-Forts und derjenigen am Bosporus, sowie die Rücksendung der alliierten Kriegsgefangenen in ihre Heimat festsetzt. Der Waffenstillstand ist am Donnerstag, 31. Oktober, in Kraft getreten. Gleichzeitig erfährt die „Evening News" in

London, daß man jeden Augenblick die Nachricht von der Besetzung Konstantinopels durch britische Marinestreitkräfte erwarten kann. — Damit ist nun auch die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft zu Ende. Was aus den deutschen Truppen in der Türkei dabei wird, wissen wir nicht. Vermutungen über das künftige Schicksal des Türkischen Reiches anzustellen, hat wenig Zweck, nachdem es sich auf Gnade und Ungnade in englisch-französische Hände überliefert hat. Anerkannt muß werden, daß die osmanische Nation mit großer Aufopferung bis auf das äußerste gekämpft hat.

Sonnabend, 2. November.

Man muß sich wundern, daß in Deutschland die Aufrichtung des deutsch-österreichischen Staates nicht mit größerer Wärme und Begeisterung begrüßt wird. Ein nationaldeutscher Staat von etwa 10 Millionen deutschen Einwohnern will sich bilden, und leider ist das Mutterland des Deutschtums durch sein eigenes Friedensbedürfnis und durch innere Umwandlungen so bedrückt und beschäftigt, daß es für die deutsch-österreichischen Vorgänge viel zu wenig Sinn und Aufmerksamkeit mitbringt. Nachdem einmal das Wort von der Selbstverwaltung der Nationen zum Leitmotiv Europas gemacht worden ist, müssen wir alle deutschnationalen Vorkommnisse als eigene Angelegenheit empfinden. Das ist die Folge unserer Bereitschaft, die Wilsonschen Sätze anzunehmen; denn wenn wir in diesen den polnischen, französischen und auch dänischen Bürgern des Deutschen Reiches ein Recht auf Anschluß an ihre Nationalitäten zubilligen, so versteht es sich von selbst, daß die Deutschen jenseits unserer Grenze nach demselben Grundsatz behandelt sein müssen. Als Präsident des neuen Staatsrates wurde Dinghofer und als Leiter der Staatskanzlei Renner ernannt. In allen Wiener Kasernen nahmen Mitglieder des Staatsrates den Treueid auf den deutsch-österreichischen Staat entgegen.

Oberitalien wird inzwischen von österreichisch-ungarischen Truppen geräumt, ebenso steht es in Serbien. Die Flotte in Pola wurde dem Südslawenstaat übergeben, was aber nicht hinderte, daß die Italiener durch eine Mine das große Schlachtschiff „Viribus Unitis" zum Sinken brachten.

An der Westfront wird sowohl an der Scheide wie an Aisne und Maas mit wechselndem Tageserfolg weitergekämpft. Nördlich von Valenciennes ist von den Deutschen eine große Scheideüberschwemmung herbeigeführt.

Der Deutsche Kaiser hat sich zur Armee begeben, während in der Heimat die Zeitungen sich eifrig mit der Frage beschäftigen, ob er die Regierung niederlegen wird oder nicht.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 27. Oktober.

Besprechungen der Berliner Frauenorganisationen über die praktische Arbeit, die im Falle der Demobilmachung zu leisten sein wird. Die Erinnerung an den Augusttag, als wir zu gleicher Verabredung zusammen waren und die Erklärung der Mobilmachung in unsere Sitzung kam, ist in uns allen schmerzlich lebendig. Wieviel härter wird die Arbeit sein, die nun geleistet werden muß!

Abends ein starker persönlicher Eindruck von dem Geschick und der Haltung der Deutschen in den baltischen Provinzen. Welche starke Einheit der politischen Persönlichkeit, wenn Kultur und Politik von Generationen darin bestanden haben, deutsch zu sein und deutsch bleiben zu wollen! Und welche Tragik, wenn wir nicht imstande sein sollten, solche Treue zu schützen.

Montag, 28. Oktober.

In alle große Umwälzungen hinein die Kriegsalltagssorgen: die verspätete Kartoffelernte, deren Bergung und Verteilung bei der Grippeepidemie geradezu eine unlösbare Aufgabe ist. 45 000 Bedienstete des Bahnpersonals sind zurzeit dienstunfähig. Hamburg fordert Jungmannenhilfe, um in seinen Lieferungsbezirken sich die Ernte selbst aus der Erde zu holen.

Massenversammlungen der Unabhängigen in Hamburg und Berlin sprechen der Regierung ihr „schärfstes Mißtrauen" aus, ohne diesem Votum einen sehr greifbaren positiven Gehalt geben zu können.

Es ist ein schwindelerregendes Schauspiel, wie die bloße Stimmung, die Leidenschaft an sich, der Menschen Herr wird und alle ordnenden Mächte der Einsicht und des Überblicks beiseite drängt; wie man weiter treibend nicht mehr weiß, was man gestern gewollt hat und von Augenblick zu Augenblick die Dinge anders sieht und fühlt.

Dienstag, 29. Oktober.

Auflösung der politischen Abteilung des Großen Generalstabes ist eingeleitet, die des Kriegspresseamtes soll bevorstehen. Die Vorstandsmitglieder der nordwestlichen Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller und Vertreter des Deutschen Metallarbeiterverbandes, des Christlich-Sozialen Metallarbeiterverbandes und des Gewerkvereins Deutscher Metallarbeiter (Hirsch-Duncker) haben gemeinsam die Fragen einer gegebenenfalls eintretenden Demobilisierung besprochen. Es herrschte völlige Einigung darüber, daß die Regelung unter Berücksichtigung aller für unser wirtschaftliches Leben in Betracht kommenden Verhältnisse — u. a. Transporte, Ernährung, Wohnungsfürsorge, Beschäftigung der Arbeiter — in solcher Weise getroffen werden müsse, die die ruhige Fortentwickelung unserer vaterländischen Wirtschaft ermögliche und sichere. Auch über die von den Behörden in dieser Richtung vorzuschlagenden Wege war man völlig einer Meinung. Ferner wurden Fragen der Arbeitsdauer und Sozialpolitik überhaupt besprochen, in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit, sie bei den Friedensverhandlungen zum Gegenstand internationaler Festlegung zu machen, weil hierbei die zukünftige Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte ebenso berücksichtigt werden müsse, wie das soziale Wohl der Arbeiterbevölkerung. Die Besprechung der Fragen der möglichen Verkürzung der Arbeitszeit, des Arbeitsnachweises, Ernährung und anderer mehr erfolgt, nachdem sie zuvor in Beratungen der einzelnen Körperschaften und Organisationen noch geklärt sind, in weiteren gemeinsamen Sitzungen. Man sehnt sich danach, noch mehr aus der Werkstatt der organisierenden Arbeit zu sehen, die den unausdenkbar schwierigen Rückführungsbewegungen ihre Kanäle graben soll. Jetzt erst steht das, was man „deutsche Organisation" nennt, vor der Feuerprobe.

Mittwoch, 30. Oktober.

Auf der Rückfahrt nach Hamburg berührt einen wieder fast gespenstisch dieses ahnungslose Weiterrinnen des Lebens, dessen Grundlagen zum Teil schon verschwunden sind. Neben mir liest jemand gleichmütig Eisenbahnnovellen; ich sehe den Titel „Marinesekt". Außerdem findet sie es „unerhört", daß nicht geheizt ist. Draußen liegt der erste Reif. Der neblige Schattenriß des pflügenden Bauern und die Züge frischgezogener Furchen haben das Beruhigende von etwas, das bleibt und beharrt. Wie wenn man in schwerem Traum nach etwas Wirklichem greift, um dann zu erwachen.

Beim Lesen der Zeitungen fühlt man den Leib seines Volkes wie im Bilde des heiligen Sebastian, auf den die Pfeile regnen. Ach, und wie lange werden wir noch so am Pfahl stehen! Jeder Gedanke, den man aussendet, trifft auf schmerzende Stellen.

Der preußische Landtag verhandelt jetzt über das Jugendfürsorgegesetz: davon geht etwas wie Frühlingsluft aus. Neue Saat im zerwühlten Boden. Es scheint auch, als wenn die Kritik und Ergänzung der Fachkreise zu dem ziemlich lückenhaften Regierungsentwurf in der Kommission Beachtung fände.

Die Stichwahl des ersten Berliner Wahlkreises hat den Kreis in bürgerlichen Händen gelassen: der Kandidat der Fortschrittlichen Volkspartei ist gewählt.

Donnerstag, 31. Oktober.

Die Gebietsteilung zwischen Reichswirtschaftsamt und Reichsarbeitsamt ist getroffen. Danach gehen auf das Reichsarbeitsamt die folgenden Aufgaben über:

Digitized by Google

1. vom Gewerbewesen (Gewerbeordnung) folgende Gegenstände: Arbeiterschutz, Sonntagsruhe, Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen, Kinderarbeit, Berufsvereine, Handlungsgehilfen, Privatangestellte, Tarifverträge, Arbeitskammern, Einigungswesen, Koalitionsrecht; ferner die Verhältnisse des Arbeitsmarktes, Arbeitsnachweise, Arbeitslosenfürsorge und -versicherung, die Rechtsverhältnisse der gewerblichen Arbeiter, ständige Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt.

2. Die Arbeiterversicherung, insbes. die Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Hinterbliebenenversicherung, die Versicherung der Privatangestellten, Kriegswochenhilfe, Unfallfürsorgegesetze, das Pensionskassenwesen; im Benehmen mit dem Reichswirtschaftsamt: Heftpflicht, Wohlfahrtseinrichtungen im allgemeinen, Kriegswohlfahrtspflege (Reichsbeihilfen), soziale Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenen-Fürsorge, Zusatzrente, vaterländischer Hilfsdienst, Wohnungsfürsorge, Rechtsverhältnis der Landarbeiter.

Das Reichsarbeitsamt ist also im Grunde ein Reichsamt für Sozialpolitik. Auch bei dieser Organisation kann man das Bedauern nicht unterdrücken, daß sie nicht eher gekommen ist, daß sich erst ruckweise — über den Rücktritt Schwanders hinweg — das Richtige durchsetzt.

Freitag, 1. November.

Wieviel bedeutet einem jetzt sein eigenes Stück Arbeit mit seinem festen einfachen Rahmen, in dem man auf alle Fälle etwas tun kann. Es ist wie ein innerer Schutz, der einen alles Bleibenden und Unerschütterlichen gewiß werden läßt.

Eine würdige, einfache und eindrucksvolle Kundgebung der Deutschen in der Provinz Posen, deren letzter Satz lautet: Wir wünschen von Herzen, mit unseren polnischen Nachbarn und Landesgenossen in Frieden und Eintracht zu leben. Wir sind auch durchaus damit einverstanden, daß Gesetze, die sie als drückend empfinden, soweit es die staatlichen Notwendigkeiten irgend gestatten, beseitigt werden. Was wir nicht wollen, ist, daß diese Provinz als ein polnisches, Preußen und Deutschland an sich fremdes Gebiet angesehen wird. Und mit allem Nachdruck, mit aller uns zu Gebote stehenden Kraft legen wir vor Deutschland und der ganzen Welt Verwahrung dagegen ein, daß der Posener Boden, auf dem wir leben, den unserer Vorfahren Arbeit zum Gedeihen gebracht hat und der die Asche so vieler dahingegangener deutscher Generationen birgt, jemals einem anderen Staate, als Preußen, einem anderen Reiche, als dem deutschen, angehören soll.

Die Demokratisierung Deutschlands geht rasch vorwärts. Die sächsischen Verfassungsänderungen sind angenommen. In Sachsen-Altenburg ist eine Vorlage beabsichtigt. In Mecklenburg reden die liberalen Parteien eine sehr entschiedene Sprache.

Sonnabend, 2. November.

Gegen separatistische Stimmungen in Bayern richtet sich ein Antrag, den in der Kammer der bayerische Abgeordnete Dr. Hammerschmidt mit Unterstützung der liberalen Fraktion und des Deutschen Bauernbundes einbringt: Angesichts der schweren Zeit, die dem deutschen Volke bevorsteht, hält die bayerische Volksvertretung es für geboten, Zeugnis abzulegen für die unerschütterte Einheit des deutschen Volkes und für seine feste Entschlossenheit, alles Schwere gemeinsam zu tragen. Die weitverbreitete Erbitterung über manche Erscheinungen des öffentlichen Lebens und der feste Wille, den Einfluß Bayerns auf Grundlage seiner verfassungsmäßigen bundesstaatlichen Selbsttätigkeit innerhalb der Reichsgrenzen zu gebührender Geltung zu bringen, ändert nichts an dem Treuverhältnis, das alle deutschen Stämme unlösbar verbindet. Alle Gerüchte über angeblich in Bayern vorhandene Bestrebungen, die Reichseinheit zu lockern oder gar aufzuheben, verweist die bayerische Volksvertretung in das Gebiet grundloser Erfindungen. Wie das bayerische Volk fest auf den Schutz des Reiches vertraut, so kann das Reich in Not und Gefahr auf Bayern und alle seine Stämme zählen.

In der Kaiserfrage setzen sich selbst die nationalliberalen Blätter für Abdankung ein.

Die Städte bearbeiten schon allenthalben die Grundlagen der Arbeitslosenfürsorge. Das Reichsgesetz wird erwartet.

Furchtbar und großartig zugleich ist das Standhalten der deutschen Westfront, die sich wieder mehr und mehr festigt. Es ist das Sinnloseste und Unmenschlichste des ganzen Krieges, daß, nach der Bereitschaftserklärung Deutschlands, noch solche ungeheuren Opfer gefordert werden! Und es gibt keine Worte, die unsere Bewunderung für die Pflichterfüllung der tapferen Regimenter aussprechen können, die jetzt bis zum letzten Schuß dem deutschen Namen Ehre machen.

Naumann / Das Vertrauen des Volkes

Der Reichskanzler bedarf zu seiner Amtsführung des Vertrauens des Reichstages.

Reichsverfassung 15, 8.

Das Amt des Deutschen Reichskanzlers ist, wie wir schon öfter sagten, das wunderbarste und verwickeltste Amt der Welt, weil es nicht aus rechnendem Verstande heraus zurechtgemacht wurde, wie die Präsidentenämter der Republiken, sondern in geschichtlicher Zeit vor unseren Augen als Instrument Bismarcks lebendig erwuchs, indem monarchische, napoleonische, aristokratische und demokratische Elemente sich mischten. Der Kanzler ist Diener und Gegenzeichner Seiner Majestät, Ministerpräsident von Preußen (fast immer), Vorsitzender und Beauftragter des Bundesrates, Kopf aller Reichsämter und damit zugleich verantwortlicher Leiter der auswärtigen Politik, Seele und Mittelpunkt des deutschen Staates. Alles, was im Reiche politisch getan wird, geschieht in seinem Auftrage. Er war nun schon bisher nach Artikel 17 der Reichsverfassung „verantwortlich", aber niemand wußte genau, was dieses Wort bedeute, denn dem Volke gegenüber war er nicht gebunden, den Abgeordneten war er nicht verpflichtet. Er konnte ihren Stimmungen und Abstimmungen gegenüber trotzen, solange Kaiser und Bundesrat ihn hielten; er war ja von oben her gesetzt und konnte nur von oben her entfernt werden. Sicherlich befand er sich lieber in Harmonie mit der Mehrheit, aber nötig war es nicht. Wie sollte ein Bismarck ein Mehrheitsknecht sein?

Als ob immer ein Bismarck da wäre! Und wenn er wirklich einmal da ist, wird er auf der Mehrheitstreppe ebensogut nach oben steigen können wie auf der Schloßtreppe. Wir wissen alle nicht, ob Wilhelm II. einen neuen Bismarck, wenn er hätte auftreten können, leichter ertragen hätte als den Alten von Friedrichsruhe. Oft wählen sorgsame Könige mit Absicht mittelmäßige Minister, noch häufiger aber fehlt ihnen der Blick für die Größe. Solcher Blick ist nichts Erbliches.

Auf der anderen Seite steht es natürlich auch nicht fest, daß die Vertreter der Masse immer den richtigen Mann mit ihrer Gunst umkleiden werden, denn woher soll die Menge wissen, wer auf dem allerobersten Posten am besten wirken wird? Die Vertreter der Mehrheit werden sicherlich keine Null empfehlen, denn sie suchen nach bekannten und bewährten Männern, aber oft sind die bewährten Männer bereits halb aufgebraucht, und jüngere Talente bleiben verborgen. Auch auf diesem Wege besteht die Gefahr des Mittelmaßes.

Wir haben es aber im gegenwärtigen Deutschland nicht mit einer theoretischen Abwägung der Vorzüge oder Nachteile jedes dieser beiden Systeme zu tun, sondern die Tatsachen liegen vor: die bloße Königswahl führte zu Unmöglichkeiten, zu Regierungen, die versprachen, ohne halten zu können, und die den Eindruck der Zweideutigkeit nicht

Digitized by Google

sich abschlüsseln konnten. Das Vertrauen der Menge zeigte sich als unentbehrliche Voraussetzung alles einheitlichen Handelns. Unter dem Druck ungeheurer und bedrückender Weltereignisse vollzog sich ein Umschwung des Schwergewichtes. Das Amt des Reichskanzlers blieb, aber es wurde mehr von unten abhängig als von oben. Der äußere Anblick der Maschinerie bleibt etwa der bisherige, aber die Motoren sind anders eingesetzt. Als kurzes Protokoll dieser Änderung dient der Satz:

> Der Reichskanzler bedarf zu seiner Amtsführung des Vertrauens des Reichstages.

Wenn hier von Vertrauen des Reichstages geredet wird, so ist das nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit Vertrauen aller Volksvertreter, denn ein unterschiedsloses politisches Zutrauen aller Richtungen zu einem Manne und seiner Leitung ist durch die Natur der Dinge ausgeschlossen. Die Frage kann immer nur sein, ob die Mehrheit des Reichstages dem Kanzler ihre Zustimmung erklärt. Er wird also grundsätzlich zum Mehrheitskanzler gemacht. Das ist von jetzt an deutsches Staatsrecht.

Eine Reichstagsmehrheit aber kann auf die Dauer nicht ohne Volksmehrheit bestehen, denn jeder Volksvertreter ist von den Reichstagswahlen abhängig. Sie erhalten eine ganz andere Bedeutung. Von nun ist der Stimmzettel des Reichstagswählers wirklich ein politischer Wertgegenstand, ein Bestandteil der Souveränität. Der Begriff Staatsbürger vermehrt seinen Inhalt, denn der Wähler wählt den Vertreter, der Vertreter wählt oder bestätigt den Reichskanzler, dieser aber macht die Politik.

Der gegenwärtige Reichskanzler Prinz Max von Baden hat am 5. Oktober in seiner ersten Rede gesagt:

> Nur die Tatsache, daß ich die Überzeugung und den Willen der Mehrheit des Volkes hinter mir weiß, hat mir die Kraft gegeben, in der schweren und ernsten Zeit die Leitung der Reichsgeschäfte auf mich zu nehmen ... Ich bin überzeugt, daß die Art, in der jetzt die Reichsleitung unter Mitwirkung des Reichstages gebildet worden ist, nicht etwas Vorübergehendes darstellt, und daß im Frieden eine Regierung nicht wieder gebildet werden kann, die sich nicht stützt auf den Reichstag und die nicht aus ihm führende Männer entnimmt.

Das ist die Grundlage der neuen deutschen Regierung. Wir nehmen ohne weiteres an, daß diese Regierung noch schwere Kämpfe um ihr Dasein zu bestehen haben wird, denn alle Antidemokraten werden ihr Steine in den Weg werfen. Ihr wird man Vorwürfe machen wegen der dunklen Erbschaft, die sie übernehmen mußte; gegen sie wird Lüge und Hintertreppenspiel angewendet werden. Man wird sagen, das wahre Volk stehe gar nicht hinter ihr, sondern sei konservativ bis in die Knochen. Wo aber ist dieses „wahre Volk"? Wo wird es sein, wenn sofort nach Kriegsschluß der Kanzler und die Mehrheit sich in der Reichstagswahl neue Lebenskraft und neuen Volksauftrag holen? Dann wird die überwältigende Masse das billigen, was jetzt aus Not der Zeit etwas eilfertig und ohne Nationalversammlung zustande gebracht werden mußte. Der Volksstaat wird vom Volke geweiht werden.

Ein altes Gerede der Gegner des Volksstaates besagt, daß die Menge vom Regieren nichts verstehe. Das aber hat auch nie jemand von der Menge verlangt und behauptet. Der einzelne Mensch aus der Masse kann kein Staatsmann sein und kann nicht einmal die Tätigkeit eines einzigen der vielen Staatsämter überschauen. Was die Menge aber kann und soll, ist in dem Worte „Vertrauen" ausgesprochen. Die Masse hat dafür Gefühl, von welcher Gruppe, von welchen Männern sie geleitet sein will. Je mehr nun dieses Gefühl staatsrechtlich anerkannt wird, desto freier wird auf Grund des Volksvertrauens die Regierung wirken können. Die ewige Kritik um Kleinigkeiten verliert an Bedeutung. Der Mann im ganzen wird angenommen oder abgelehnt. Mit ihm werden seine Staatssekretäre und anderen Helfer angenommen oder verworfen. Das Volk soll nur einfach zur Hauptperson ja oder nein sagen. Das kann das Volk, das soll es tun!

Gertr. Bäumer / Der Volksstaat und die Frauen

Als ich den Titel dieses Aufsatzes hinschrieb, überlegte ich, ob ich sagen sollte: Die Frau im Volksstaat. Und ich habe die obenstehende losere Fassung gewählt, um kein Mißverständnis darüber zu lassen, daß die Frau bisher außerhalb des Volksstaates steht.

In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ist ein Aufsatz von Staatssekretär Erzberger erschienen, „Der neue deutsche Volksstaat", der den Sinn des geschaffenen Neubaues darlegen will, damit sich an diesem Sinn die Selbstachtung der Nation aufrichte und das Verantwortungsbewußtsein des einzelnen stärke. Er will über die Gedrücktheit durch die äußeren Geschicke hinwegtragen durch den Stolz der neuen Freiheit.

Und gewiß: wie 1809 der Gedanke der Freiheit die Kräfte des Ertragens und den Mut des Wiederaufbaues löste, so gibt es auch heute kein stärkeres und zugleich edleres Mittel, zu neuer Haltung sich aufzurecken und die Schläge zu bestehen, die uns treffen.

Warum haben die Frauen keinen Anteil daran?

Es ist eine merkwürdige Erfahrung, die sie jetzt verstärkt durchmachen, daß die schönsten und wahrsten Dinge über Volk und Staat gesagt werden können, ohne daß man dabei auch nur der Existenz der Frauen gedenkt. Daß ganze Gedankengänge zu dem unwiderleglichen Endergebnis der Heranziehung aller Kräfte zu staatsbürgerlicher Verantwortung hingeführt werden, ohne daß einmal der Funke überspringt auf die naheliegende Wahrheit, daß all dies auch für die Frauen gilt. „Es gibt" — ich zitiere die „Nordd. Allg. Zeitung" — „keine größere Sünde wider den Geist eines Volkes wie des deutschen — — als wenn die reaktionären Elemente — — ihrer verzweifelten Argumentation für das Beibehalten des bisherigen Systems damit besonderen Nachdruck geben zu dürfen glauben, daß sie der demokratisch-parlamentarischen Entwicklung den Stempel des Anmaßenden, Ungehörigen, Ungebührlichen aufdrücken. Nur die vollständige Verkennung der idealen Triebkräfte und des tiefen Ethos im Volk läßt ein derartiges Urteil überhaupt verständlich erscheinen. Das Volk will Mitverantwortung, will Mitträger sein seines eigenen Geschicks, will Subjekt und Objekt des Staates zugleich sein."

Gut. Das ist genau das, was wir empfinden. Und es ist, das muß gesagt werden, einigermaßen ein Verdachtsmoment gegen die Klarheit des demokratischen Geistes in Deutschland, wenn den Frauen gegenüber dieselben Gehirne, die solche Gedankengänge aufbauen, sich mit rätselhafter Leichtigkeit in die Argumente des Reaktionärs, ja sogar in

Digitized by Google

seine verwundenen Gefühle der Überheblichkeit gegenüber hineinfinden.

Wie liegen denn die Dinge? Die Frauen haben im Kriege weit mehr als die Hälfte der gesamten volkswirtschaftlichen Arbeit auf sich genommen und durchgeführt, und diese ihre Leistung baute sich auf auf dem Anteil, den sie schon vorher am Wirtschaftsleben hatten. Die kommende Zeit der Wiederaufrichtung bringt Aufgaben, von denen das Frauenschicksal, ihr Lebens- und Pflichtenkreis in Haus und Beruf, mindestens so stark berührt wird wie Männerinteressen im engeren Sinn. Aufgaben, für die auch die Mitwirkung der Frauen gar nicht entbehrt werden kann.

Vor dem Kriege und während des Krieges haben die Frauen, durch ihre Organisationen vertreten, alle diese Fragen für sich durchgearbeitet: Berufsfragen, bevölkerungspolitische Fragen, Bildung, Sozialpolitik usw. usw.

Diese Arbeit ist so gut wie verloren, nicht sehr viel mehr als Übung am Phantom. Unterdessen wird in frauenlosen Behörden dasselbe, oft genug durchaus ohne unmittelbare Fühlung mit der Praxis, geregelt, mit einem überflüssigen Doppelaufwand von Kraft und Arbeit.

Der Bund deutscher Frauenvereine — um nur ein Beispiel für viele zu nennen — und der ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinneninteressen haben die Frauenprobleme der Übergangswirtschaft in sehr eingehender Erforschung schon während des vorigen Winters durchgearbeitet und ihre Vorschläge gemacht. Wäre es nicht einfacher, solche Arbeit könnte gleich im Rahmen von Reichsbehörde und Reichstagskommission unmittelbar ausgenützt werden?

Was steht eigentlich der Anwendung eines sehr einleuchtenden ökonomischen Prinzips entgegen? Eine „verzweifelte Argumentation", die der innerste Sinn der Entwicklung, in der wir uns befinden, schon längst ausgehöhlt und gegenstandslos gemacht hat.

Die Zeit ist überreif für die aktive Beteiligung der Frauen am Staat. Auch die Frauen verlangen Mitverantwortung. Ich zitiere wieder die „Nordd. Allg. Ztg.": „Das ist gutes Recht, der Idee des modernen Staates und der im Krieg bestandenen Probe der Reichs- und Staatsfreudigkeit nach. Das ist aber auch Pflicht."

Wir gehen einer Zeit der Entmilitarisierung Deutschlands entgegen. Damit tritt der Faktor zurück, in dem sich der Männerstaat, seine Rechte und seine Verantwortung, am stärksten verkörperten. Eine neue Grundlage dieser Verantwortung wird geschaffen. Auf ihr stehen Männer und Frauen mit gleicher Pflicht nebeneinander.

Das Frauenstimmrecht ist eine Freiheit, über die das deutsche Volk noch zu verfügen hat, die ihm noch nicht durch äußere Geschicke abgezwungen wird. Das tragische Schicksal, daß lange Ersehntes, lange Vorbereitetes nun in „Knechtsgestalt" zu uns kommen muß, kann den Frauen noch erspart werden. Je vollständiger, einheitlicher, grundsätzlicher jetzt das neue Deutschland verwirklicht wird, je größer und kraftvoller wird der Zug sein, der durch sein Werden hindurchgeht, der die Arbeit des Wiederaufbaues trägt.

Die Volksregierung aber könnte zeigen — auch dem Ausland gegenüber —, daß sie die Freiheit um ihrer selbst willen will, daß sie die Idee des Volksstaates zu Ende denkt.

Was kann im Augenblick geschehen?

Mir scheint: dreierlei. — Erstens die Einstellung sachverständiger Beamtinnen in die Ämter, die mit Frauenfragen zu tun haben. Zweitens die Schaffung einer Frauenvertretung, wie sie der Nationale Ausschuß für Frauenarbeit im Kriege beim Kriegsamt darstellt, bei der Reichsregierung, um bei den Maßnahmen der Wiederaufrichtung gutachtlich gehört zu werden und die Vermittlung zu den Organisationen zu übernehmen, um ein provisorischer Ersatz zu sein, solange den Frauen noch keine gesetzliche Mitwirkung ermöglicht werden kann. Und schließlich: eine Erklärung der Mehrheitsparteien im Reichstag, das Frauenstimmrecht als die notwendige Ergänzung des Volksstaates verwirklichen zu wollen.

Die deutschen Frauen, auf denen das „Umsonst" aller ihrer Opfer und Arbeit vielleicht noch schwerer liegt als auf den Männern, weil ihr Leben millionenfach durch den Krieg arm und leer geworden ist, könnten nicht schöner und würdiger aufgerichtet werden, als wenn ihr Volk sie jetzt mündig spräche, zugleich als ein Zeichen dafür, daß eine neue Zeit beginnt, auch für sie.

Richard Charmatz / Deutsch-Österreich

Die österreichisch-ungarische Monarchie ist gewesen; sie liegt heute in Scherben zerschlagen da, und neues Leben sucht aus den Trümmern zu erblühen. Das gewaltige Geschehen in den letzten Wochen hat denen nicht unrecht gegeben, die von der Daseinsnotwendigkeit und Daseinsfähigkeit des alten Reiches gesprochen haben. Glück und Zufriedenheit könnten heute verbindend und vereinend dort walten, wo nun jeder Zusammenhang, jede Willensgemeinschaft fehlt. Stümperhafte Ärzte vermögen die kräftigsten und erdenfrohesten Patienten ins Grab zu bringen. Auch Österreich-Ungarn ist nicht zusammengebrochen, weil es nicht leben konnte, sondern weil die Regierenden es nicht leben ließen, weil an der Monarchie und ihren Völkern verbrecherisch gesündigt wurde. Hätte man den von allen politisch Denkenden immer wieder geforderten Umbau des Reiches rechtzeitig vollzogen und der Demokratie die Tore weit und rückhaltlos geöffnet: die zufriedene Völkergemeinde der Zukunft bestände bereits im kleinen zwischen den Sudeten und der Adria. Drei Männer sind vor allem an dem einzig dastehenden Niedergange eines Reiches, an dem Zerfalle schuld, Personen, die in sich freilich nur bestimmte unheilvolle Triebkräfte verkörperten.

Graf Tisza und Graf Stürgkh wurden ermordet; furchtbar rächte sich an ihnen der Fluch ihres Waltens. Das Tragische ihres Einzelschicksals muß erschüttern, aber es kann nicht hindern, die Wahrheit zu sagen. Graf Stephan Tisza war kein Talent und kein Charakter, beides heuchelte er nur. Daß er zuletzt vom Bündnis mit Deutschland abschwenkte und den Dualismus, den er selbst als unzermürbbaren Felsen hingestellt hatte, verriet, konnte den nicht überraschen, der die brutale, einsichtslose, dünkelhafte Persönlichkeit genauer beobachtete. Graf Tisza war zu jeder Schandtat bereit, um die ungarische Bevölkerung im Joche seiner Klasse, der magyarischen Aristokratie, zu halten. Er förderte am Beginn des Krieges bewußt den nationalen Hochmut, trotzdem dieser die Kluft zwischen den herrschenden Magyaren und den rechtlosen Nichtmagyaren erweitern mußte; er demütigte unausgesetzt Österreich, dessen Militärabsolutismus er stützte. So wurde jede Möglichkeit der Völkerverständigung in Zisleithanien hintangehalten, freilich in der trügerischen Hoffnung, dadurch den Feudalismus in Ungarn für lange Zeit zu stärken. Die von Tisza eingeleitete Vorherrschaft der magyarischen Herrenschicht führte auch zur unglückseligen Aushungerungspolitik gegen Österreich, die vollendete, was England allein nie gelungen wäre. Alle Streiche, die Tisza gegen Österreich richtete, trafen die Deutschen dieses Staates doppelt, dreifach, denn sie galten den Slawen als die eigentlichen Österreicher. Als man bemerkte, wie sie wehrlos saßen und erniedrigt wurden, glaubte man, sich ihnen gegenüber alles erlauben zu dürfen. So folgte man in den Sudetenländern wird

Digitized by Google

schaftlich und politisch dem Beispiele Ungarns, dem Vorbilde Tiszas. Das aber sah der physisch und geistig Kurzsichtige nicht ein. Nur ihm war es zu danken, daß sich Graf Stürgkh, der Gefangene wahnwitzig politisierender Generale, drei Jahre als absolutistischer Ministerpräsident halten konnte, daß sich ein beschämendes Gewaltregiment in Österreich ebenso wie in Ungarn — wo doch immerhin wenigstens der rückständige Reichstag versammelt war — austobte.

Am 21. November 1916 starb Kaiser Franz Joseph. Nie wohl wurde in Österreich-Ungarn ein Herrscher freudiger, zuversichtlicher begrüßt als sein Nachfolger. Nicht ganz zwei Jahre haben genügt, um eine Stimmung zu erzeugen, die beim extremsten Gegensatz angelangt ist. All die Staaten, die auf dem Boden der Monarchie entstanden sind, streben der Republik zu: nicht so sehr aus der republikanischen Gesinnung der Bürger heraus, denn aus einer Abwehrbewegung gegen das, was man durchgemacht hat. Die Regierung des Kaisers Karl ist eine einzige Kette von Unaufrichtigkeiten, Mißgriffen, haarsträubenden Irrtümern. Dadurch ist die Dynastie dermaßen in Mißkredit gekommen, daß von ihr fast alle — nur die deutschen Klerikalen bilden eine Ausnahme — abgefallen sind oder abzufallen drohen. Kaiser Karl ist sicherlich eine bedauernswerte Erscheinung. Man muß ihm zugestehen, daß er ein „gutes Herz" hat; in kleinen, einfachen Verhältnissen würde er genügt haben. Doch jedes politische Urteil, selbst das geringste Verständnis für die Tragweite seiner Handlungen ist ihm versagt. Hätte er ganze Männer um sich gehabt, begabte Persönlichkeiten von Verständnis, Ehre und Gewissen, ihm und dem alten Reiche wäre manches erspart geblieben. So aber wurde er zum Spielballe in den Händen der Prinzen von Parma und Bourbon und jener feudalen Grafen und Fürsten, die die Freunde des Erzherzogs waren. All diesen dunklen, verantwortungslosen und unverantwortlichen Mächten stellte sich nun ein Mann als der Vertreter eines Servilismus zur Verfügung, der um äußerer Ehren willen alles hinopfert: Dr. Ernst v. Seidler. Er wurde von einer geistreichen Persönlichkeit ein österreichischer Rasputin genannt; zum Totengräber des Reiches und der Dynastie ist er geworden. Dr. v. Seidler, eine typische Lakaiennatur, gewann auf den Kaiser Einfluß, weil er ihn bedenklos umschmeichelte, ihm willenlos zu eigen war; dafür aber riß er die Leitung der Politik an sich, da der Kaiser selbst nicht imstande war, Direktiven zu geben. Zum Unglück verstand jedoch auch die bevorzugte Kammerdienernatur, die die grausame Ironie des Schicksals zum Ministerpräsidenten in Österreich und dann zum Kabinettsdirektor des Kaisers gemacht hatte, von den Erfordernissen der Staaten und der Völker nicht das geringste. Ahnungslos tappte Dr. v. Seidler herum, nicht als Führer, sondern geführt von jenen, die des Herrschers Ohren für sich hatten. Er war zu allem bereit, um sich in seiner Stellung zu halten; er entfaltete eine beispiellose Günstlingswirtschaft, täuschte alle, die seiner erheuchelten Biederkeit vertrauten und schuf — um einige Wochen länger Ministerpräsident sein zu können — Zustände, die jedes Zusammenarbeiten, jede Verständigung der Deutschen und Slawen ausschlossen. Da die freiwillige Vereinigung unmöglich gemacht war, blieb nichts anderes übrig als die Trennung. Sie ist gründlicher ausgefallen als man vor Monaten noch erwarten konnte.

So nahm denn das Unheil seinen Lauf, das Unglück, sofern das gewesene Alte in Betracht gezogen wird. Denn es wäre schrecklich, zu denken, daß der furchtbaren Fälschung, die wir nun um uns sehen, nicht eine Klärung folgen würde, daß die vielen Völker, die sich jetzt selbständig machen und denen wir allen das Beste wünschen, nicht eine Zukunft des Heiles und Segens vor sich hätten. Immerhin war es nicht notwendig, daß sich bei der Liquidation so viel Würdelosigkeit und empörende Treulosigkeit einstellte. Seit dem Abfall Bulgariens hatte man jedoch bei Hofe den Kopf verloren; man wußte nicht mehr ein und aus. Die tschecho-slowakische, die südslawische und die polnische Bewegung kam in ein rascheres Tempo, und Ungarn brach mit der Revolution vom Jahre 1867, um die Personalunion mit voller staatlicher Selbständigkeit gegenüber Österreich zu proklamieren. Damit wurde das unbedachte Kaiserliche Manifest vom 16. Oktober beantwortet, das Österreichs Umwandlung in einen Bundesstaat plötzlich einleiten wollte — zu spät freilich! — und nur die Anarchie von oben einführte. Ungarn war die „Integrität" seines Gebietes verheißen worden, welche Torheit in einer Zeit, da die Entscheidung des Präsidenten Wilson erbeten ward. Weder das Manifest noch die Personalunion konnten das Gefüge der Länder der Heiligen Stephanskrone retten, aber das verkannten die Maßgebenden in Wien und Budapest. Verblendet bis zum letzten Augenblicke, glaubte der Kaiser seine Lage zu verbessern, indem er unvermittelt das Unmögliche möglich machte und am 27. Oktober — über die Köpfe der Deutsch-Österreicher hinweg — den Treubruch an Deutschland beging. Machiavelli hat seine scheußlichen Mittel bestimmten Zwecken unterstellt. Was jedoch in aller Welt konnte Kaiser Karl bewegen, die Nibelungentreue in so kläglicher Weise zu belohnen und seine deutschen Bürger mit heiliger Entrüstung und wühlender Scham zu erfüllen, was veranlassen, das noch am 12. Mai dieses Jahres gepriesene und des Ausbaues und der Vertiefung würdig erachtete Bündnis zu brechen? Die Vernunft schweigt, der Wahnsinn ist zur Methode geworden. Und was endlich vermochte den unfähigen, ganz unbegründet als Staatsmann gewerteten Grafen Julius Andrassy den Mut zu geben, für Österreich zu sprechen und das Werk seines Vaters kläglich zu besudeln? „O Urteil, du entflohst zum blöden Vieh" schrieb Shakespeare . . . .

Österreich-Ungarn! Vorbei, vorbei! In der größten Not der Geschichte haben sich die Deutsch-Österreicher aufgerafft, von dem Moder und Schutt einer enttäuschungsvollen Vergangenheit befreit und unabhängig gemacht. Am 21. Oktober wurde der selbständige Deutsch-Österreichische Staat begründet: im Landhause zu Wien, dort, wo am 13. März 1848 das erste freie Wort erklang. Am 30. Oktober nahm die Nationalversammlung, die aus allen deutschen Reichsratsabgeordneten gebildet wird, die provisorische Verfassung an. Die oberste Gewalt ruht bei der Nationalversammlung, deren Vollzugsausschuß als „Staatsrat" die Regierung ernannt hat. Deutsch-Österreich ist bereits vollständig im Banne der neuen Gewalt, die nun auch die deutschösterreichische Armee organisiert. Alle Einrichtungen gelten jedoch nur als vorübergehend. Endgültiges wird von einer Konstituante bestimmt werden. Aber schon jetzt, da die Geburtsstunde Deutsch-Österreichs kaum vorüber ist, gibt es schon schwere Sorgen und ernste Gefahren. Denn schwieriger als die Verhältnisse im tschecho-slowakischen, im südslawischen und selbst im polnischen Staate sind die Aufgaben, die der Deutsch-Österreicher harren. Von den zehn Millionen Volksangehörigen leben 3½ Millionen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Sie will der tschecho-slowakische Staat seiner Machthoheit unterwerfen, denn er anerkennt wohl das Selbstbestimmungsrecht für die Slawen, während er den Deutschen, die im geschlossenen Siedlungsgebiete wohnen, das historische Recht entgegenhält. Doch Deutsch-Österreich kann auf seine rührigsten und tüchtigsten Bürger nicht verzichten. Dem Präsidenten Wilson wurde daher von der Nationalversammlung in Wien der Vorschlag unterbreitet, eine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zu veranstalten, und zwar nach Grundsätzen, die ein Schiedsgericht aufzustellen hätte. Eine zweite Schwierigkeit besteht darin, daß die Frage Republik oder Monarchie eine Spaltung hervorruft. Während die republikanische Bewegung zunimmt — vor allem als Protest gegen Kaiser Karl —, erklären die Christlichsozialen vorläufig noch, es lieber auf den offnen Bruch ankommen zu lassen, den ganzen Neubau zu gefährden, ehe sie nachgeben würden. Ernste Sorgen bereiten ferner gegenwärtig die traurigen Ernährungsverhältnisse, zumal, da augenblicklich jeder Hinterverkehr mit den slawischen und ungarischen Gebieten ruht. Aber selbst nach der Überwindung der Stockung wird es noch äußerst schwer sein, über die Folgen der Vorratslosigkeit hinwegzukommen. Endlich muß man mit einer bedenklichen Verschärfung der sozialen Gegensätze und mit all den peinlichen Nachwirkungen rechnen, die die überhastete Auflösung der Armee für die innere Ordnung des jungen Staates haben kann. Das Wort von der „sozialen Revolution" ertönt bereits in den Straßen Wiens.

Doch aller Anfang ist schwer. Deutsch-Österreich will leben, muß leben, und der heiße Wunsch, nun endlich ein würdiges Da-

Digitized by Google

sein in Freiheit zu führen, wird die Kräfte stärken, die Herzen erwärmen und die Geister erheben. Wo aber soll in der Zukunft Deutsch-Österreichs Platz sein? Das ist die Frage aller Fragen! Dafür, daß der Staat der zehn Millionen selbständig bleibe, tritt wohl niemand ernstlich ein. Doch gibt es Politiker, die an das „Wunderbare" glauben und meinen, daß sich eines Tages wieder vereinigen werde — freiwillig und in neuer Ordnung —, was bis vor kurzem verbunden war. Irgendein Zweckverband schwebt ihnen als Nachfolger Österreich-Ungarns vor. Allein die Lockrufe bleiben ohne Echo; in Prag, Krakau, Budapest und Agram denkt man anders. Die Realpolitik weist eben den entgegengesetzten Weg. Die Deutschen sollen fürderhin nicht mehr zerrissen sein, Brüder und Brüder sich finden. Das rotweißrote Banner — die Fahne der alten Babenberger und des neuen Deutsch-Österreich — will nicht vereinsamt flattern. Deutschland, Deutschland über alles!, so weit die deutsche Sprache reicht! Das denkt, das hofft, das wünscht innig die erdrückende Mehrheit in Deutsch-Österreich.

Wien, den 1. November 1918.

F. H. / Reform der preußischen Verwaltung

Das Hauptmerkmal des alten preußischen Verwaltungssystems war die einseitige Bevorzugung des preußischen, vor allem ostelbischen Großgrundbesitzes und der mit ihm aufs engste verbundenen konservativen Partei. Es gehörte zu den vornehmsten Grundsätzen der altpreußischen Staatsweisheit, daß die Verwaltung in den Händen dieser Schicht liegen müsse, um die „Sicherheit" und „Ordnung" im Staate zu verbürgen. — Wie ein „Staat im Staate" gestaltete sich der Aufbau des preußischen Verwaltungsapparates, der sich scharf von allen anderen Beamten- und Berufskreisen (abgesehen vom Adel und Großgrundbesitz und Teilen der Schwer- und Großindustrie) abhob. — Schon beim „Regierungsreferendar" begann diese merkbare Unterscheidung, um sich in den höheren Stufen fortzupflanzen. Wer zur Verwaltung ging, glaubte einer besonderen, besseren Kaste anzugehören. — Politisch und gesellschaftlich kam dieser Zustand in mannigfacher Weise zum Ausdruck und trug nicht zum wenigsten dazu bei, daß zwischen der Verwaltung und dem Volk ein Abgrund klaffte. — Dazu kam, daß die alte Staatsweisheit im allgemeinen vorschrieb, die wichtigsten Verwaltungsstellen nicht mit solchen Beamten zu besetzen, die der zu verwaltenden Bevölkerung nahestanden und ihr Vertrauen genossen, sondern im Gegenteil mit solchen, die ihr nach Herkunft und Weltanschauung und Wesensart möglichst fremd waren, weil man darin eine Gewähr für die Durchführung der altpreußischen Maximen in Reinkultur sah. — Das galt für die Besetzung der ersten Verwaltungsposten in den Industriebezirken und Großstädten (Polizeipräsidenten!), das galt für die Bezirke mit national und sprachlich nichtdeutscher Bevölkerung und vielfach sogar für die Sitze hoher Würdenträger der katholischen Kirche. Es widersprach der alten Staatsauffassung, das Selbstbestimmungsrecht des Volkes bei der Besetzung der Verwaltungsstellen zu berücksichtigen. — In den meisten Kreisen (besonders des preußischen Ostens) sind die Landräte vornehmlich die Vertrauensmänner des Großgrundbesitzes und der Großindustrie. Abgesehen von der bisherigen Politik des preußischen Ministeriums des Innern hängt dies naturgemäß mit der Zusammensetzung der Kreistage aufs engste zusammen, die vor allem in den östlichen, vielfach aber auch in den westlichen Provinzen ein erhebliches Übergewicht des Großgrundbesitzes und der Großindustrie ergeben. Die Bauernschaft sowohl wie der städtische Mittelstand und die Arbeiterschaft sind ganz ungenügend oder überhaupt nicht vertreten. — Die volksreichen Landgemeinden sind zugunsten des Großgrundbesitzes mit seinen weiten Flächen und wenigen Bewohnern aufs empfindlichste benachteiligt. — Hier muß zu einer durchgreifenden Reform geschritten werden, um der Land- und Stadtbevölkerung den gebührenden Einfluß auch in den Kreistagen zu verschaffen. — Schon jetzt aber muß die neue Regierung darauf Bedacht nehmen, ihrerseits alles zu tun, um neue Männer, die das Vertrauen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung besitzen, auf die einflußreichen Verwaltungsstellen zu berufen. Erst so wird dem Volke draußen im Lande der Geist der neuen Zeit klar vor Augen geführt. — Noch heute, nach bald 4½ Kriegsjahren, sind von den 12 Oberpräsidenten in Preußen 10 adlig, von den 37 Regierungspräsidenten 26 und von 483 Landräten 248, also mehr als die Hälfte. — Betrachtet man die östlichen Provinzen (einschließlich der Provinz Sachsen) gesondert, so ändert sich das Bild noch mehr zuungunsten der Bürgerlichen: hier sind 159 Landräte von 259, also über 60 v. H. adlig. Würde diese Zusammensetzung das Ergebnis einer Auslese nach der Tüchtigkeit sein, so könnte vom liberalen Standpunkt nichts dagegen eingewandt werden. Aber das Gegenteil ist der Fall! Eine falsch verstandene „Staatsraison", die den Staat in Gegensatz zum Volke stellt und nur eine bestimmte Kaste als wahrhaft „staatstreu" und „zuverlässig" bezeichnet, trägt die Schuld! — Dieser altertümliche Geist des Standesdünkels und des Mißtrauens gegen das eigene Volk muß überall mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Eine volkstümliche Verwaltung ist das Gebot der Stunde! Ohne sie bleibt die Verfassungsreform ein bloßes Stückwerk.

Marie Schloß / In Rußland irgendwo

Wer kann es sagen, wie und wo geheimnisvoll geschürzte Knoten eine ferne Vergangenheit mit dem Heute verknüpfen, eine Vergangenheit, die ihre Schatten gar nicht mehr in die taghelle Gegenwart zu werfen schien?

Doch freilich, so gar taghell war es ja nicht, aber Gegenwart, schwere grauenvolle Gegenwart, als das „Es war" erst wie mit zagen Fingern, dann laut und immer lauter, wie mit ungebärdigen Fäusten, an Otto Ritters Gedankenpforte anzupochen schien.

Zuerst leise, als er neben dem toten Kameraden des nächtlichen Patrouillenganges schwerverwundet am Boden lag, und als der grimme Schmerz in Oberschenkel und Schulter mehr und mehr der Schwäche wich. Er schien zu sinken, tiefer und immer tiefer, und im Versinken vernahm er von ferner immer nur das eine: „In Rußland irgendwo!" Und dabei war's ihm, als fielen sachte weiße Flocken auf ihn nieder und bedeckten ihn, und jede von ihnen wiederholte flüsternd, was die ferne Stimme zuerst gesagt. Und dann kam das Nichts, das große Schweigen. Auf das Schweigen aber folgte eine trübe graue Dämmerung, in die hinein ihm als einzig Bewußtes nur das: „In Rußland irgendwo!" tönte. Er ahnte nicht, daß seine eigenen blassen Lippen die drei Worte lallten, die die Schwester immer wieder in halbem Staunen hörte. Zum langen Nachdenken blieb ihr keine Zeit, wenn sie so von Schmerzenslager zu Schmerzenslager schritt. Die Dämmerung wurde nach und nach ein wenig lichter, aber noch nicht hell genug, die wirkliche Umwelt erkennen zu lassen. Es war noch eine weite Strecke, die der Kriegsfreiwillige der Ostarmee, Otto Ritter, zurückzulegen hatte, ehe er erkannte, daß er, trotz seines zerschossenen Beines und der zerschmetterten Schulter dem Heute angehörte.

Noch war er nicht nur in wirren Fieberträumen, sondern auch in halbwachem Dämmerzustand das blasse Pastellbildchen, das daheim über Vaters Schreibtisch im badischen Dorfpfarrerhause hing. Nein, nicht das Pastellbildchen, der Mann, den es vorstellte! Ja, wer war das nur? Richtig, Otto Ritter hieß er, und mit der grande armée war er nach Rußland gezogen, nach Moskau hin! Und dann kam das große Feuer, und dann kam die große Kälte, und dann fielen die dichten weißen Flocken und deckten ihn zu in Rußland irgendwo!

So ging das, wer weiß, wie lange! Immer wieder deckten ihn die weißen Flocken zu und summten ihm ihr Schlummerlied. Aber endlich wich die graue Dämmerung dem Tageslicht. Der junge Krieger fand den Weg zu seinem eigenen Ich; langsam, ganz langsam fand er ihn. Da lag er auf einem weißen, weichen Lager und nicht mehr „in Rußlands Leichenwüstenei". Und wer war er? Nicht das blasse Pastellbildchen über Vaters Schreibtisch? Er zersann sich den Kopf, bis es ihn mit einem Male durchzuckte: Nein, der auf dem kleinen Bilde war ein anderer

Digitized by Google

Otto Ritter, der vor mehr als 100 Jahren den Tod in Rußland irgendwo gefunden hatte, und dessen nachgeborener Sohn sein Großvater gewesen war.

Dann kam der Tag, wo man ihm das Kreuz von Eisen auf die noch so schwach und rasch atmende Brust legte, und dann der andere, wo er erst recht mit Dank empfinden sollte, daß ihn in der Heimat nicht nur treue Elternliebe erwarte, sondern daß das Leben, das goldene Leben ihm sehnende Arme entgegenstrecke, daß dort seiner ein blondes Mädel harre.

Naumann / Revolutionsrecht

Ob es ein sittliches Recht auf Revolution gibt? Ein rechtliches Recht auf Revolution kann es nicht gut geben, selbst wenn man es in die Verfassung hineinschreiben wollte, weil diejenige bisherige Herrschaft, die gewaltsam umgestürzt werden soll, immer finden wird, daß gerade in diesem Falle sie im Rechte sei und nicht die Gegenpartei. Jeder Revolutionär setzt sich der Gefahr aus, totgeschossen zu werden, und soll sich nicht allzusehr beschweren, wenn sich die Gefahr verwirklicht. Die Frage aber ist für uns erst die, ob er mit gutem Gewissen vor Gott und Welt ein Revolutionär sein dürfte. Kann darauf eine runde Antwort gegeben werden? Nicht ganz, schon allein deshalb, weil häufig starke Geister von ihren Zeitgenossen als Revolutionäre behandelt worden sind, ohne im eigentlichen Sinne des Wortes den Staat umstürzen zu wollen. Als Jesus einst vor den Landpfleger Pilatus geführt wurde, beschuldigten ihn die Hohenpriester, er rege das Volk auf. Er war göttlicher Gesinnungsverkündiger, nicht politischer Gruppenführer, aber die Art wurde doch durch ihn den Bäumen an die Wurzel gelegt. Welcher Christ nun wird sagen, daß er unrecht hatte, wer will bekennen, daß Pilatus im Rechte war? Unrecht ist kleine Revolutionsspielerei, wobei mit unzureichenden Kräften Unfertiges versucht wird, unrecht ist persönliche Wühlerei aus gekränkter Eitelkeit oder sonst einem eigennützigen Grunde. Nie werden wir nach südamerikanischem Muster das leichtfertige Verdrängen einer Regierung durch eine andere billigen, wobei eine etwa ebensoviel wert zu sein pflegt als die andere. Großgedachte Staatserneuerungen aber sind an sich berechtigt, doch ist es hundertmal besser, den Weg friedlicher Verständigung bis aufs äußerste zu versuchen, denn nie verwächst die Stelle ganz, an der ein Bruch des geschichtlichen Werdens erfolgte.

Büchertisch

Theodor Frings, „Über die neuere flämische Literatur." Marburg. N. G. Elwert. 79 S. 1,50 M.

Durch die im Kriege wieder erstarkende flämische Bewegung ist auch das Interesse an der flämischen Literatur neu geweckt worden. Eine Anzahl der bedeutendsten Werke liegen nun in Übersetzungen vor, besonders der Insel-Verlag hat sich hier um die Vermittlung verdient gemacht. Die Leser dieser Werke werden gern den kleinen Abriß der flämischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts von Frings begrüßen, in dem sie kurze Angaben finden über die Tendenzen, die Vorbilder, das Milieu, aus denen Dichter wie Conscience, Guido Gezelle, Rodenbach und Stijn Streuvels hervorgegangen sind. M. R.

Prof. Dr. Hermann Schumacher, Belgiens Stellung in der Weltwirtschaft. (Zwischen Krieg und Frieden. Heft 41.) Leipzig bei Hirzel. 58 Seiten. Preis 1,50 M.

Der bekannte Lehrer der Volkswirtschaftslehre an der Berliner Universität hat schon vor einigen Jahren ein sehr gehaltvolles kleines Buch über die Bedeutung Antwerpens herausgegeben. In der vorliegenden Schrift versucht er, Belgien als einen lebendigen Wirtschaftskörper in seiner individuellen Eigenart einheitlich zur Darstellung zu bringen. Seit diese Seiten geschrieben sind, hat sich zwar vieles geändert, doch wird diese Tatsache der Schrift nichts von ihrem Interesse nehmen; im Gegenteil, sie gewinnt an Bedeutung, da nun feststeht, daß die Vorbedingungen, die für das belgische Wirtschaftsleben galten, auch künftighin großenteils bestehen bleiben. Schumacher zeichnet in kurzen Strichen die landwirtschaftliche Produktion Belgiens, die aber von seiner export-industriellen Bedeutung bei weitem übertroffen wird. Bei den meisten für Belgien besonders kennzeichnenden Industriezweigen ist ihr Anteil am Welthandel weit größer als derjenige an der Weiterzeugung. Belgien ist wirtschaftlich durchaus unselbständig, weil seine Industrie auf fremden Rohstoffen aufgebaut ist. Doch bietet der flandrische Teil des Landes noch ungehobene Schätze an Gas- und Kokskohle. S. bezeichnet es als ein „verheißungsvolles Glück, daß die Lebensbedürfnisse der Flamen und der Deutschen meist in erstaunlichem Maße sich decken". E. E.

Verzeichnis der Knockaloe-Bücherei. 1—3. Tausend. Den zivilgefangenen Deutschen in Knockaloe (England) gewidmet von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel 1918.

Es handelt sich um eine nicht weniger als 3500 Bände umfassende Bücherei, die auf Wunsch des kgl. preuß. Kriegsministeriums für das Zivilgefangenenlager in Knockaloe (Insel Man) durch die genannte Stiftung zusammengestellt wurde. Diese neue große Bücherei, die einen Kostenaufwand von 14 000 Mark erforderte, umfaßt außer der schönen Literatur sämtliche Wissensgebiete und enthält Lesestoff für alle Bildungsgrade. In dankenswerter Weise ist zudem den verschiedenartigsten Ansprüchen Rechnung getragen, nicht zuletzt auch denen von Beruf und praktischem Leben. Die Bücherei wurde nach einem eigenen System geordnet, das die Möglichkeit gibt, weitere Bücher an der richtigen Stelle zwischenzufügen, ohne die Ordnung des Ganzen zu stören. Jedes Buch trägt eine Nummer auf farbigem Schild; die ganze Bücherei zerfällt in 17 Abteilungen, die unter sich durch verschiedene Farben unterschieden sind. — Die seinerzeit der Öffentlichkeit zugänglich gemachte Bibliothek wurde zuvor von St. Exz. v. Falk, dem stellvertretenden kommandierenden General des 9. Armeekorps, mit lebhaftem Interesse besichtigt. In dichten Scharen drängten sich die Besucher vor den Bücherbrettern. Manch einer wäre am liebsten dageblieben, um sich in die schönen Bücher zu vertiefen. Arm und Reich war gleichmäßig vertreten; jeder konnte sich selbst überzeugen, ob einer seiner Lieben bereits Bücher von der Stiftung erhalten hatte. Der begeisterte Dank, den mehr als ein Besucher aussprach, wird der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung ein Ansporn sein, in ihrer schönen Tätigkeit, die schon so viel Segen gestiftet hat, nach Kräften fortzufahren. H. O.

Theodor Birt, Aus dem Leben der Antike. Quelle & Meyer, Leipzig. 271 Seiten und 11 Tafeln. Geb. 6. M.

Birt denkt sich als Leser seines neuen Buches Laien und Gelehrte. Für letztere ist am Schluß der Ausführungen ein reicher Anmerkungsapparat mit Belegen, Literatur und Kontroversen bestimmt. Für erstere ist als besonderer Anreiz die flüssige Form zu nennen, die nach dem Muster Mommsens sich nicht scheut, die antiken Einrichtungen mit modernen Ausdrücken zu umschreiben, auch manches in Parallele mit den aktuellen Ereignissen des Krieges zu setzen, wobei freilich zuweilen eine gepflegtere Sprache, weichere Übergänge, mehr Kunst des Stils zu wünschen wären. Vor allem aber ist das Buch für den gebildeten Laien deshalb zu empfehlen, weil in seinem Inhalt Gebiete behandelt sind, die nicht jedem bekannt sein dürften, über die vielleicht manche überhaupt noch nicht nachgedacht haben. Viele, die die äußeren Ereignisse der Geschichte Roms gut im Kopfe und die Schulklassiker gelesen haben, wissen beispielsweise darum doch nicht Bescheid über das Verlagswesen im Altertum, das Buch und die Bibliothek des antiken Menschen. Oder wer hat sich schon darüber gefragt, wie es bei den Gastmählern der Römer zuging, was gegessen wurde, woher man die Gerichte bezog, wie man sie zubereitete? Gerade solche kulturgeschichtlichen Einzelheiten, an sich und außerhalb der Zusammenhänge wertlos, sind aber, an der richtigen Stelle eingeschaltet, für die Betrachtung des Gesamtbildes, das heute so wenig wie im Mittelalter vom feinem Zauber auf uns Deutsche eingebüßt hat, von Bedeutung. Es wird ferner geboten: ein Überblick über das hoch entwickelte Verkehrswesen des römischen Reiches; eine kurze Abhandlung über die Laus im Altertum, aus der hervorgeht, daß bei den reinlichen Römern mit ihren prachtvollen Badeeinrichtungen dieser Quälgeist gar keine Rolle spielte; eine Erklärung, woher die Amoretten stammen, die der Kunst der Antike und der Renaissance — hier als Engel — so köstliche Anregungen geboten haben, und schließlich noch ein begeisterter Aufsatz über Seneca, wo der Lehrer Neros im Gegensatz zu anderen Beurteilern als aus einem Guß und der höchsten Verehrung würdig geschildert

wird. — Das Buch ist auch vor allem für den Unterricht zu empfehlen, da die vielen darin enthaltenen charakteristischen Einzelzüge dem Lehrer das anschauliche Material liefern, das bei der Darbietung des Stoffes so außerordentlich wertvoll ist.

M. R.

Aufruf

an die Freunde der „Hilfe".

Im Reichstagswahlkreis **Stralsund-Rügen** findet eine Ersatzwahl statt. Der bisherige Abgeordnete, unser Freund Pfarrer Heyn, ist erkrankt und hat deshalb sein Mandat niedergelegt. An seiner Stelle ist der **Schriftleiter der „Hilfe", Wilhelm Heile, als Reichstagskandidat aufgestellt.** Seine Wahl erscheint gesichert; ein eigentlicher Wahlkampf ist nicht erforderlich, da der Burgfriede gewahrt werden soll. Dennoch muß man infolge der allgemeinen Teuerungsverhältnisse mit hohen Wahlkosten rechnen. Wir bitten deshalb unsre Freunde, uns auch diesmal so kräftig zu unterstützen wie bei früheren Wahlkämpfen Naumanns und Heiles. Beiträge für den Wahlfonds sind an den Verlag der „Hilfe" zu senden.

Briefkasten

Staatsbürgerschule. Da Naumann in diesen Tagen Vorträge an der Front hält, fällt der Vortrag am Montag, 11. Nov., aus. — Aus besonderen Gründen können die Vorträge des Reichstagsabg. Hoff über wirtschaftspolitische Fragen erst nach Weihnachten stattfinden. — Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß in der Zeit vom 21. bis zum 24. November Amtsgerichtsrat Dr. Herz über Völkerrechtliche Fragen (Europäisches Gleichgewicht, Selbstbestimmungsrecht der Völker, Nationalitätenprinzip, Völkerbund) sprechen wird. Anmeldungen werden schon jetzt erbeten. Staatsbürgerschule, Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27, I.

E. in Straßburg. Den eingesandten Betrag haben wir unserer Feld-Spendensammlung überwiesen. Sollten Sie eine andere Verwendung wünschen, so bitten wir um Angabe von Namen und Wohnung.

Außer dem Vortrage **Dr. Naumanns, Der Weg zum Volksstaat,** den wir in voriger Nummer ankündigten, ist auch der am gleichen Tage und aus gleicher Veranlassung gehaltene Vortrag von Abg. J. Giesberts, Unterstaatssekretär im Reichswirtschaftsamt, über **„Neudeutschen Parlamentarismus"** erschienen und durch den Buchhandel wie durch uns zu beziehen. Preis ebenfalls 25 Pf.

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für Versendung der „Hilfe" ins Feld: 2 M.: F.-Insp. D. im Felde. **3 M.:** Lt. d. L. L. im Felde. **4 M.:** Dr. N. in St. **5 M.:** P. J. i. Cr. **9,90 M.:** B. in W. **10 M.:** E. in Straßburg, Oberarzt Dr. R. im Felde. **50,53 M.:** Ungenannt.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Neuerscheinungen!

Zwei Vorträge vom 22. Oktober 1918:

Dr. Friedrich Naumann, M. d. R.
Der Weg zum Volksstaat

*

J. Giesberts, M. d. R.
Unterstaatssekretär im Reichswirtschaftsamt
Neudeutscher Parlamentarismus

Jedes Heft 25 Pf. und 5 Pf. Porto in allen Buchhandlungen und beim Verlag

Fortschritt (Buchverlag d. Hilfe) G. m. b. H., Berlin NW. 40

Digitized by Google

Ältere politische Literatur aus unserem Verlage:

Lujo Brentano, Das Freihandelsargument 0,75
„ Reaktion oder Reform M. 0,50

Fr. Cauer, Ursprung und Charakter der deutschen Reichsverfassung . . . . M. 0,80

H. v. Gerlach, Die Geschichte des preußischen Wahlrechts . . . . . geb. M. 1,—

Paul Helbeck, Wie das englische Volk sich selbst regiert . . . . . M. 1,80

Hilfe-Almanach 1912, 1911, kart. M. 0,50, geb. M. 0,75

Klein-Hattingen, Geschichte des deutschen Liberalismus, 2 Bände . . geb. M. 5,—

Patria, Bücher für Kultur und Freiheit, herausg. von Fr. Naumann, Bd. 13, 12, 11 geb. M. 2,—
Bd. 10, 9, 8 geb. „ 1,—

Reichstagswahlkarte 1912 (mit graphischen Darstellungen) . . . . . M. 0,50

L. E. Schücking, Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens . . geb. M. 1,—

R. Siegfried, Die schwere Benachteiligung der volkreichsten Landesteile Preußens bei den Landtagswahlen . . . . . M. 1,—

M. Wenck, Die Geschichte der Nationalsozialen M. 1,—
„ Handbuch für liberale Politik „ 3,—

Brause, du Freiheitssang! Ein Liederbuch für Liberale . . kart. M. 0,50, geb. M. 0,70

Heckscher, König Karl I., Schauspiel „ 2.—

Pädagogische Schriften:

Die Schule der Zukunft, Wilh. Bölsche, Ludw. Fulda, Gerh. Hellmers, Alfr. Klaar, Wilh. Ostwald, Joh. Petzold, Joh. Tews und Gust. Wyneken . . . . . M. 1,—
Eins der wichtigsten Kulturprobleme wird hier von ersten Pädagogen und Wissenschaftlern mit dem Ton jugendfroher Lebensbejahung eindringlich und vielseitig behandelt.

Alfr. Graf, Schülerjahre, geh. 4,—, geb. M. 5,—
Erlebnisse und Urteile namhafter Zeitgenossen. Hundertfünfzig führende Männer und Frauen, u. a. Fürst Bülow, Bahr, Bäumer, Forel, Gurlitt, Kohler, Muthesius, Naumann, Sombart, Thoma, Traub, Weingartner, Windelband, geben ernste und anschauungsvolle Bekenntnisse über ihre Gymnasiastenjahre und damit einen umfassenden Kulturspiegel zur Frage: „Was nützt das Gymnasium dem Werden großer Menschen?“ — Sehr lehrreich, ein interessantes Buch für Eltern und Schüler, unentbehrlich für jeden Schulreformer.

Marianne Weber, Beruf und Ehe, M. 0,40

Dr. Max Maurenbrecher, Von Nazareth nach Golgatha, Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Urchristentums, kart. M. 4,—, geb. M. 5,—

Dr. Max Maurenbrecher, Von Jerusalem nach Rom . . . kart. M. 4,—, geb. M. 5,—

H. Weinheimer, Die Entstehung des Judentums kart. M. 1,80, geb. M. 2,40

Neuere Erscheinungen:

Der Deutsche Volksstaat, Schriften zur inneren Politik, herausgegeben von Wilhelm Heile und Walther Schotte

Heft 1: **Naumann,** Der Kaiser im Volksstaat. M. 1.20

Heft 2: **Weber,** Wahlrecht und Demokratie in Deutschland . . . . . M. 1.20

Heft 3: **Heuß,** Die Bundesstaaten und das Reich. M. 1.50

Heft 5: **Naumann und Heile,** Erziehung zur Politik . . . . . M. 1.20

J. Giesberts, Neudeutscher Parlamentarismus (Vortrag) . . . . . M. 0,25

Leo Lippmann, Wilson gegen Wilson, M. 0,15

Fr. Naumann, Der Weg zum Frieden, „ 0,15
(Reichstagsrede vom 25. Juni 1918)

Fr. Naumann, Der Weg zum Volksstaat „ 0,25
(Vortrag vom 22. Oktober 1918)

Naumann, Max Weber, Heile, Deutscher Kriegs- und Friedenswille (drei Reden) . M. 0,25

Naumann, Bäumer, Kriegs- und Heimatchronik, Monatshefte . . . je M. 0,35

Die Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin NW. 40

Digitized by Google

Ein edles und nützliches Familienbuch als Festgeschenk von dauerndem Wert

ist der

Ärztliche Ratgeber für Gesunde und Kranke

Lebenskunst — Heilkunst

von Dr. med. Schönenberger und W. Siegert

12 farb. Tafeln, 223 Abbild., etwa 1300 Seiten. 2 Bd. geb. 17.— M.

Das Buch ist unstreitig das Beste, was auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. Dr. Noack in den Mitteilungen aus Lahmanns Sanatorium.

Ein Handbuch vornehmster Art ist es wie kein zweites geeignet, die meisten Werke ähnlicher Tendenz zurückzudrängen. Ill. Zeitung, Leipzig.

Eine klare übersichtliche Zusammenstellung des ungeheuren Stoffes, eine frische, nie ermüdende Sprache, gesunde Gedanken, darin prägt sich der Charakter des vorliegenden Werkes aus . . . das mit gutem Gewissen in der Reihe der Hausbücher für Gesundheitspflege als erstes genannt werden kann. Zeitschrift für physik. u. diät. Therapie.

Die Verfasser besaßen die besondere Fähigkeit, ein populäres Werk über die Pflege des menschlichen Körpers zu schaffen, das seinesgleichen sucht. Preuß. Lehrerzeitung.

Wer im körperlichen und geistigen Wohlbefinden das größte Glück erblickt, wer Segen ausstreuen will auf dem Felde der Gesundheitspflege, der greife zu diesem Ratgeber. Schles. Schulzeitung.

Ein solches Buch zu besprechen und zu empfehlen ist eine Freude. Die Hilfe, Berlin.

Verlag Lebenskunst—Heilkunst, Berlin SW. 61, Tempelhofer Ufer 22

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Neue aktuelle Schriften

Viktor Bruns: Sondervertretung deutscher Bundesstaaten bei den Friedensverhandlungen. (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart 12) 1918. ca. M. 2,50. Erscheint Anfang November.

Siegfried Marck: Imperialismus und Pazifismus als Weltanschauungen. 1918. M. 1,80

W. Hildesheimer: Über die Revision moderner Staatsverfassungen. (Abhandlungen aus d. Staats-, Verw.- u. Völkerrecht. Hsg. von Geh. Justizrat Prof. Dr. Philipp Zorn und Prof. Dr. F. Stier-Somlo in Cöln. Bd. XIV. Heft 1.) 1918. M. 6,—

R. Hübner: Die parlamentarische Regierungsweise Englands in Vergangenheit und Gegenwart. (Recht und Staat in Geschichte u. Gegenwart. 10.) 1918. M. 1,20

R. Redslob: Die parlamentarische Regierung in ihrer wahren und in ihrer unechten Form. Eine vergleichende Studie über die Verfassungen von England, Belgien, Ungarn, Schweden und Frankreich. 1918. M. 10,—

10% Verleger- und 10% Sortimenter-Kriegsaufschlag.

ED. STRACHE VERLAG
WIEN/WARNSDORF/LEIPZIG.

Des Deutschen Reiches Wandlung im Kriege.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen zum Preise von Mk. 5,50 gb.:

Deutsche Demokratie

von RICHARD CHARMATZ.

Der bestbekannte Geschichtsforscher weist in diesem Buche mit echt deutscher Objektivität den Werdegang des deutschen Volkes zur deutschen Demokratie, der sich im Weltkriege vollzogen und vollendet hat, und kommt zu dem reifen Endergebnis:

„Vom Humanismus zum Nationalismus, vom Nationalismus zum nationalen Weltsinn."

DAS BUCH IST EIN MAHNWORT UND EIN JUBELNDER AUFRUF AN DAS DEUTSCHE VOLK.

Zur gefl. Beachtung.

Folgende hervorragende Werke liefern wir gegen **monatliche Abzahlung:**

Bertha von Suttner, Gesamtausgabe.
I. Teil: Die Waffen nieder!
II. Teil: Martha's Kinder.
2 Bände gebunden für Mark 18,50.
Abzahlung 3 Mark monatlich.

Liliencron, Gesammelte Werke, herausgegeben von Richard Dehmel. 8 Bände gebunden Mark 80,—. Abzahlung 6 Mark monatlich.

Bücherversand Otto & Co.,
Berlin-Lichterfelde, Händelplatz 4.

Hilfeleser
sucht eventuell antiquarisch

Weinheimer

Geschichte des Volkes Israel. Bd. I. Wer hilft?

Schreibmaschinen-abschriften
Vervielfältigungen
Frau Margarete Händel
Neukölln-Berlin, Lahnstr. 68
Fernspr.: Neukölln 1986.

Dr. Rotter
in Hallein bei Salzburg
sucht die Hefte 25 und 29 (August und Dezember 1916) der
Kriegschronik der „Hilfe"
(Monatsausgabe) zu kaufen.

Zwei Bücher zur kommenden Volkskultur!

Lothar Brieger, Die Neugeburt des religiösen Gefühls. M. 2,50.

Georg Kutzke, Voraussetzungen zur künstler. Weltmission der Deutschen. M. 2,50.

Iso Verlag, Walter Probst, Eisleben.

Neue Bücher

(Besprechung bleibt vorbehalten.)

A. Bartels, Weltliteratur. I. Deutsche Dichtung. Reclams Univ.-Bibl. Nr. 5997—5999. 1,50 M.

Delius, Das preußische Rentengut. 5. Aufl. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin. 1,50 M.

M. Dreyer, Nachwuchs, Roman. L. Staackmann, Leipzig. 5,50 M.

R. Eucken, Geistesprobleme und Lebensfragen. Reclams Univ.-Bibl. Nr. 5993—5995. 1,50 M.

M. Glaß, Die stillen Wunder, Roman. L. Staackmann, Leipzig. 5 M.

M. Havenstein, Vornehmheit und Tüchtigkeit. E. S. Mittler, Berlin.

E. v. Heyking, Die Orgelpfeifen. Aus dem Lande der Ostseeritter. Zwei Erzählungen. Reclams Univ.-Bibl. 0,50 M.

J. Kühn, Die Kriegsziele der französischen Bourgeoisie in Mitteleuropa. H. R. Engelmann, Berlin. 2,20 M.

M. Lampel, Heereszeppeline im Angriff. Reclams Univ.-Bibl. Nr. 5996. 0,50 M.

J. Meinl, Zwang oder Freiheit. Eine wirtschaftliche Betrachtung. Manzsche Verlagsbuchhandlung, Wien.

G. Meyrink und Roda-Roda, Die Uhr. Ein Spiel. Reclams Univ.-Bibl. Nr. 5992. 0,50 M.

C. Mönckeberg, Stellungskämpfe bei Laon, Sommer 1917. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, und Berlin. 2 M.

O. Pfister, Wahrheit und Schönheit in der Psychanalyse. Rascher & Co. Zürich. 5 M.

Digitized by Google

14. November 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel 3 M., beim Heimatspostamt 3,12 M., beim Feldpostamt 3,40 M., unter Kreuzband vom Verlag 3,50 M., ins Feld 3 M., ins Ausland 4 M. Billige Soldatenausgabe 1 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 46

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Die deutsche Revolution. — **Gertrud Bäumer:** Wege der inneren Erneuerung. — **Univ.-Prof. Dr. Oppenheimer:** Der Weg ins Freie. — **Miles:** Soldatenklagen. — **Seminardirektor Ludwig Bruns:** Kants Schrift „Zum ewigen Frieden". — **Rudolf Müller:** Elbflorenz. — **Naumann:** Feindesliebe. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 3. November.

Von Wien wird gemeldet, Kaiser Karl habe in Aussicht gestellt, künftig als Privatmann in der Schweiz leben zu wollen und Graf Andrassy habe seine Tätigkeit als gemeinsamer Minister des Auswärtigen aufgegeben. Erzherzog Josef läßt sich unter Weglassung seines erzherzoglichen Titels in Ungarn huldigen, so daß der Eindruck entsteht, als sollte er zunächst den monarchischen Sinn des magyarischen Volkes befriedigen.

In Deutschland wird auf den Straßen und in den Zeitungen über das Verbleiben von Kaiser Wilhelm II. geredet. Im allgemeinen ist der deutsche Süden eifriger in seinem Drängen auf Thronentsagung, als es die altpreußischen norddeutschen Gebiete sind. Dabei wird häufig vergessen, daß für Altpreußen die hohenzollernsche Familie fast noch mehr bedeutet als etwa die Wittelsbacher für Bayern oder die Wettiner für Sachsen. Staatsrechtlich liegt die Sache so, daß die gesetzgebenden Faktoren im Reich imstande sind, die Befugnisse der kaiserlichen Macht einzuschränken, daß ihnen aber amtlich ein Urteil über die Person des Throninhabers nicht zusteht, weil der König von Preußen als solcher auf Grund der Verfassung Deutscher Kaiser ist. Wenn also eine politische Stelle dienstlich über Veränderungen in der Thronfolge mitzureden hat, so muß es zunächst eine preußische Stelle sein. Insbesondere, da jetzt die Reichsregierung aus fast lauter nichtpreußischen Personen zusammengesetzt ist, trägt sie eine berechtigte Scheu, die unmittelbare Veranlassung zu größten Verschiebungen im preußischen Königstum zu geben. Das preußische Staatsministerium hat nun aber seinerseits keine Verpflichtung für auswärtige Politik und glaubt, sich bis zur Stunde mit dem Kaiserproblem nicht sitzungsmäßig beschäftigen zu sollen. Bei dieser Sachlage hängt es nach wie vor von dem persönlichen Entschlusse des Kaisers ab, ob er freiwillig für sich und seinen Sohn sein Amt aufgeben will oder nicht. Es spricht sehr vieles dafür, daß er es im Interesse der Erhaltung der Dynastie tut, weil nach einem so großen Schiffbruch das Verbleiben des Kapitäns auf der Brücke unverständlich sein wird. Sehr bewegt von der Kaiserfrage sind naturgemäß die sozialdemokratischen Kreise. Staatssekretär Genosse Scheidemann hat im Einvernehmen mit der sozialdemokratischen Partei dem Reichskanzler empfohlen, er möge dem Kaiser raten, zurückzutreten. Diesen Rat wollen eifrige Parteigenossen sowohl in Berlin wie in anderen Großstädten durch öffentliche Kundgebungen und Streiks unterstützen. Die sozialdemokratische Parteileitung fordert aber auf, die Verhandlungen nicht durch unbesonnenes Dazwischentreten zu durchkreuzen: „Wir stehen vor den schwersten Entscheidungen. Jeden Tag können wir in die Lage kommen, Euch auffordern zu müssen, daß Ihr Euer Wort in die Wagschale werfen mögt. Jetzt gilt es aber, ruhig Blut und Disziplin zu wahren und sich von keinerlei Verwirrungsparolen einfangen zu lassen!"

Montag, 4. November.

Die Waffenstillstandsbedingungen, unter denen die österreichisch-ungarische Monarchie ein Aufhören der Feindseligkeiten erlangt, sind außerordentlich hart und schwer: Zurückziehung und Demobilisierung aller Truppen, so daß höchstens zwanzig Divisionen Friedensstand verbleiben. Die Hälfte des gesamten Artilleriematerials sowie der entsprechenden Ausrüstung muß abgeliefert werden. Geräumt wird Südtirol bis zu einer Linie, die nördlich vom Stilfser-Joch über Brenner-Berg, Toblacher-Berg, Tarvis-Berg, Predil-Paß nach Idria geht und von dort die Provinz Dalmatien mit ihren Inseln umschließt. Eisenbahntechnisches und militärisches Material haben in den geräumten Gebieten zu verbleiben. Den siegreichen Verbündeten wird das absolute Recht zustehen, auf jeder Straße oder Eisenbahn des ganzen österreichisch-ungarischen Gebietes ihre Truppen zu bewegen und jeden von ihnen gewünschten strategischen Punkt zu besetzen, zum Zwecke dort zu wohnen oder die Ordnung aufrechtzuerhalten. Alle deutschen Truppen haben innerhalb 15 Tagen Österreich und Ungarn zu verlassen. Österreich-Ungarn ist verpflichtet ohne Gegenseitigkeit, alle kriegsgefangenen und internierten Untertanen der Alliierten zurückzusenden. Auslieferung der österreichischen, ungarischen und der deutschen Unterseeboote; Übergabe von drei Schlachtschiffen, drei leichten Kreuzern, neun Torpedobootzerstörern usw. Freiheit der Schiffahrt der Alliierten in allen adriatischen Häfen und auf der Donau bei fortdauernder Aufrechterhaltung der Blockade. Besetzung aller Land- und Seebefestigungen, Rückgabe aller weggenommenen Handelsschiffe. — Den Österreichern und Ungarn bleibt in ihrem jetzigen Zustande nichts anderes übrig, als sich dieser Okkupationsordnung einfach zu fügen. Das amtliche Wiener Organ macht dazu zwei Bemerkungen, nämlich, daß die Waffenstillstandsbedingungen „ohne Präjudiz für den späteren Frieden" angenommen wurden und daß die Punkte über Truppendurchmarsch und Seeverkehr „nicht so zu verstehen sind, daß die feindliche Armee die freie Bewegung zu einem Angriff auf Deutschland ausnutzen könne". Hinter diesen zwei Verwahrungen aber kann gar nichts anderes stehen als der wehmütige Satz: Sollte diese Voraussetzung nicht zutreffen, so müßte dagegen Protest eingelegt werden.

Für Deutschland ergeben sich aus diesem österreichisch-ungarischen Waffenstillstande die allerschwersten Folgerungen. Wir müssen damit rechnen, daß unsere Südgrenze bei Fortsetzung des Krieges von den Entente-Mächten gefährdet wird und daß ihnen dabei Tschechen und Südslawen Hilfe leisten. Wir müssen auch damit rechnen, daß die größeren deutschen Plätze in Österreich-Ungarn unter irgendeiner Begründung von den Gegnern besetzt werden. Die Logik der militärischen Niederlage ist unheimlich. Man denkt, wieviel besser es gewesen wäre, im Juli 1917 einen Verständigungsfrieden zu schließen.

Digitized by Google

Dienstag, 5. November.

Die Regierungsverhältnisse in Polen sind wechselnde. Es gelangt aber die Macht immer mehr in die Hände, die der Entente dienstbar sind. In Lemberg hielt am 29. Oktober der polnische Minister des Äußeren Klumbinski eine Rede, in der er erklärte, daß Danzig und die ganze Weichselmündung den Polen gehören müsse. Ebenso verlangte er selbstverständlich ganz Ostgalizien. Inzwischen nun aber wurde die Hauptstadt Ostgaliziens, Lemberg, von den Ruthenen besetzt. Es entwickelt sich mitten im großen Krieg so etwas wie ein besonderer kleiner Krieg zwischen den beiderseits fast noch unbewaffneten Nationen der Polen und Ruthenen-Ukrainer. Neuerdings bezeichnet sich Polen als Volksrepublik.

Die Nachrichten über Amtsmüdigkeit des österreichisch-ungarischen Kaisers Karl scheinen etwas verfrüht gewesen zu sein. Je näher die Ententetruppen an Wien herankommen, desto fröhlicher scheint er wieder zu werden.

Der deutsch-österreichische Nationalrat hat seinerseits den Waffenstillstand nur zur Kenntnis genommen, ohne entweder zuzustimmen oder zu protestieren, weil er nicht im Besitz einer Armee ist und darum auch in dieser Frage einen eigenen Entschluß nicht fassen kann. Die Verantwortung für den Sonderfrieden bleibt auf der alten Regierung liegen.

Mittwoch, 6. November.

Naumann ist gestern abend zum Großen Hauptquartier abgereist. Er wird in den nächsten Tagen Vorträge an der Front halten. Die Chronik wird inzwischen von Heile fortgeführt.

Der heutige Tag ist voll gewaltig erregender Ereignisse. In den Morgenblättern schon liest man, daß die deutsche Regierung die Beziehungen zur bolschewistischen Regierung unterbrochen hat, weil die russische Botschaft sich zum Mittelpunkt bolschewistisch aufhetzender Umtriebe in Deutschland gemacht hat. Schon lange wurde Verdacht gegen Herrn Joffe laut; jetzt ist durch das Zerbrechen einer Kiste beim Bahntransport der Beweis erbracht, daß die russische Botschaft in deutscher Sprache verfaßte blutrünstige, zu Mord und Totschlag und sonstigem Terror gegen alle gehobenen Schichten der Bevölkerung auffordernde Schriften aus Rußland bezogen und in Deutschland verbreitet hat. Unter solchen Umständen blieb in der Tat nichts anderes übrig, als Herrn Joffe die Tür zu weisen und durch Abberufung der deutschen Vertretung aus Rußland die Beziehungen zu den Bolschewisten so lange zu unterbrechen, bis diese uns eine Gewähr dafür bieten, daß sie sich künftig keinerlei zersetzende Agitation gegen unsere staatlichen Einrichtungen mehr zuschulden kommen lassen werden.

Die Abendblätter melden, daß die deutsche Abordnung zum Abschluß des Waffenstillstandes und zur Aufnahme der Friedensverhandlungen heute nachmittag abgereist ist. Gleichzeitig veröffentlichen sie die Antwort der amerikanischen Regierung auf die letzte deutsche Note an Wilson. Danach erklärt sich die Entente bereit, auf Grund der bekannten Wilsonschen Grundsätze und Bedingungen mit der deutschen Regierung Frieden zu schließen. Es werden freilich zwei wesentliche Abänderungen der 14 Punkte vorgenommen. Der Punkt 2, der sich auf die Freiheit der Meere bezieht, sei „verschiedener Auslegungen fähig, wie sie die verbündeten Regierungen nicht annehmen" können. Sie müßten „sich daher in dieser Hinsicht jegliche Freiheit vorbehalten, wenn sie auf der Friedenskonferenz erscheinen". Ferner soll „Deutschland für jeglichen Schaden, welcher der Zivilbevölkerung der verbündeten Regierungen und ihrem Besitz durch den Angriff Deutschlands zu Lande, zu Wasser und aus der Luft zugefügt worden ist, Entschädigung leisten". Marschall Foch habe „offiziell den Auftrag erhalten, genügend beglaubigte Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen und ihnen die Waffenstillstandsbedingungen mitzuteilen". — Nach diesen ersten kurzen Mitteilungen hat man den Eindruck, daß Wilson einen zwar nicht vollständigen, aber doch starken Erfolg über die nackten Gewaltpolitiker der Entente davongetragen hat. Noch kennen wir die Waffenstillstandsbedingungen nicht und können also nicht sagen, ob sie für uns erträglich sind. Wenn der Friede wirklich in dem Geiste abgeschlossen wird, von dem die Grundsätze Wilsons getragen zu sein scheinen, so ist das für Deutschland zwar hart, aber doch nicht so drückend, daß wir uns nicht wieder emporarbeiten könnten. Das Zugeständnis an die englische Meerherrschaft ist freilich wenig vertrauenerweckend. Doch was hilft es! Der Abfall unserer Bundesgenossen bedeutet eine solche Verschiebung des Kräfteverhältnisses zugunsten unserer Feinde, daß ein weiterer Widerstand zwar noch möglich ist, aber kaum Erfolgsaussichten bietet, die eine Fortsetzung der Menschenopfer rechtfertigen. — Immer wieder denkt man in diesen Tagen: Hätten Michaelis und die Seinen, die damals die „Vaterlandspartei" gründeten, die Wirkung der Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 nicht geradezu in ihr Gegenteil verkehrt, so hätten wir unter den damaligen günstigeren Verhältnissen wahrhaftig einen besseren Frieden geschlossen.

In Kiel haben Unruhen stattgefunden, an denen in erster Linie Matrosen und Soldaten beteiligt sind. Staatssekretär Conrad Haußmann und Reichstagsabg. Noske sind nach Kiel gereist, um zu vermitteln. Näheres über Charakter und Umfang der umstürzlerischen Vorgänge ist noch nicht bekannt. Es ist bedauerlich, daß auch jetzt unter der neuen Regierung infolge militärischen Zensurzwanges in der Berliner Presse darüber nichts Genaues berichtet werden kann. Es ist höchste Zeit, daß die Regierung eingreift, um Abhilfe zu schaffen. Durch solches Vertuschen werden Vorgänge wie die in Kiel doch nicht aus der Welt geschafft, sondern es wird nur der Phantasie dadurch ein gefährlicher Spielraum gegeben. So macht man aus kleinen Vorkommnissen große Bewegungen.

Donnerstag, 7. November.

Der Reichskanzler hat einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen, in dem er unter deutlichem Hinweis auf die Kieler Unruhen sagt, daß die nunmehr in die Wege geleiteten Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen durch disziplinloses Verhalten in ihrem Erfolge ernstlich gefährdet werden. „Wenn in der entscheidenden Stunde, in der nur unbedingte Einigkeit des ganzen deutschen Volkes große Gefahren für seine Zukunft abwenden kann, die inneren Kräfte versagen, so sind die Folgen nicht abzusehen. Aufrechterhaltung der bisher gewahrten Ordnung in freiwilliger Mannszucht ist in dieser Entscheidungsstunde eine unerläßliche Forderung, die jede Volksregierung stellen muß."

Der Kaiser weilt noch immer im Großen Hauptquartier. In diesen Tagen, in denen jede Stunde die schwerwiegendsten Entscheidungen nötig macht, sollte der Kaiser am Sitz der Regierung sein. Und das um so mehr, als der Ruf nach Abdankung des Kaisers in immer weiteren Schichten immer lauter erhoben wird und auch die offizielle Sozialdemokratie ihn sich jetzt in aller Form zu eigen gemacht hat.

Der freikonservative Abg. v. Kardorff hat in Lissa eine Rede gehalten, die gegenüber der alldeutsch-konservativen Geschäftsklitterung als Zeugnis der Wahrheit größte Beachtung verdient. Er stellte als Tatsache fest, daß das „zusammengebrochene System" uns keine Freunde im Auslande gemacht und keine Anziehungskraft auf andere Länder ausgeübt habe, und weiteste Kreise im Inland hätten ihm ablehnend gegenübergestanden.

„Wenn wir heute sehen, daß man heute hier im Osten von uns wegdrängt, daß die polnischen Kreise sich nach dem polnischen Reich sehnen, so kann man das auch leicht verstehen. Wenn man aber sieht, daß das Elsaß, das zu 90 v. H. deutsch ist, den Tag und die Stunde herbeisehnt, wo es aus der deutschen Volksgemeinschaft herausgehen kann — ja, das ist nach meinem Dafürhalten eine furchtbare Anklage gegen das bisherige System. Die Veränderung müssen wir anerkennen, wir müssen sie hinnehmen, wir müssen uns auf den neuen Boden stellen und versuchen, auf dem neuen Boden in einem neuen Geist neue Arbeit zu leisten. Es ist nicht wahr, und es ist eine Entstellung der Tatsachen, wenn man es so hinstellt, als ob

Digitized by Google

eine machthungrige Demokratie diese Not des Vaterlandes benutzt hätte, um die Macht in ihre Hände zu bringen. Das Waffenstillstandsangebot ist gemacht worden auf Anregung der Obersten Heeresleitung, und die Demokratisierung Deutschlands war ein integrierender Bestandteil der ganzen Aktion."

Bayerische Truppen sind in Tirol eingerückt, um durch Besetzung der wichtigsten Alpenstraßen Bayern vor der Gefahr zu sichern, daß es zum Kriegsschauplatz wird. Die Waffenstillstandsbedingungen zwischen Österreich-Ungarn und der Entente geben ja den Italienern und ihren Verbündeten das Recht der Benutzung aller Bahnen und Straßen Österreichs für militärische Zwecke. Die Österreicher können sich also nicht wundern, wenn von deutscher Seite solche Sicherheitsmaßnahmen getroffen werden.

Freitag, 8. November.

Jetzt muß es bald ein jeder einsehen, wie sehr wir mit unserer Forderung des schleunigen Umbaues des Deutschen Reiches zum freien Volksstaat recht gehabt haben, und wie es sich leider nur zu sehr bewahrheitet hat, daß jede Verzögerung der Reform, jede Halbheit zu den bösesten Folgen führen muß. Jetzt gärt es in ganz Deutschland, am meisten an der Wasserkante und in Bayern. In München haben Arbeiter und Soldaten vereinigt die Macht an sich gerissen und die Republik ausgerufen. Der ehemals als Revisionist aus dem „Vorwärts" hinausgeworfene Redakteur Eisner, jetzt der Führer der bayerischen Unabhängigen, steht an der Spitze der neuen Regierung, zu der auch Auer, der Führer der Mehrheitssozialdemokraten, und Quidde, der pazifistische Fortschrittsführer, gehören. In Kiel regiert Herr Noske als Gouverneur; ein Beweis dafür, daß die Umstürzler ernsthaft entschlossen sind, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Ebenso sieht es in Hamburg, Bremen, Emden, Hannover, Braunschweig aus. — Gespannt wartet alle Welt auf die Entscheidung des Kaisers. Die Sozialdemokratie, die mit ihrem Austritt aus der Regierung gedroht hatte, falls die Abdankung nicht bis heute mittag 12 Uhr erfolge, hat die Frist bis zum Abschluß des Waffenstillstandes verlängert. Der Reichskanzler, der die Forderung der Abdankung dem Kaiser übermitteln sollte, hat sein Abschiedsgesuch eingereicht. Noch weiß man nicht, ob deswegen, weil er sich die Forderung nicht zu eigen machen wollte, oder weil der Kaiser nicht verzichten will.

Die Mehrheitsparteien des Reichstags haben sich geeinigt, in der nächsten Reichstagssitzung einen Antrag einzubringen, wonach künftig für das Reich und alle Bundesstaaten das allgemeine, gleiche, geheime und unmittelbare Wahlrecht nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gelten soll. Wahlberechtigt soll sein, ohne Unterschied des Geschlechts, wer das 24. Lebensjahr vollendet hat. Die Zugehörigkeit zur Volksvertretung soll nicht mehr dadurch verloren gehen, daß der Abgeordnete ein Amt annimmt oder in ein anderes eintritt.

Sonnabend, 9. November.

Heute früh kommt die Nachricht, daß die Waffenstillstandsbedingungen unseren Unterhändlern mitgeteilt sind. Ihr Inhalt ist hier noch nicht bekannt. Man weiß bis jetzt nur, daß die Feinde die Annahme im ganzen zur Bedingung gemacht haben und uns dafür eine Frist bis Montag mittag lassen. Der deutsche Vorschlag zum sofortigen Abschluß einer vorläufigen Waffenruhe ist von Foch abgelehnt worden. Ein Kurier soll die Bedingungen ins deutsche Hauptquartier bringen. — Aus der Tatsache, daß unsere Unterhändler, die mit großen Vollmachten abgereist sind, nicht gleich unterzeichnet haben, sondern erst durch den Kurier sich Rat und Weisung von der Regierung und der Heeresleitung holen, muß man wohl schließen, daß die Bedingungen furchtbar hart und demütigend sind. Wenn es so ist — werden wir die Kraft haben, sie abzulehnen? Wäre es bisher noch möglich gewesen, so nimmt uns die Zersplitterung unserer Kräfte durch die Revolution jetzt jede Hoffnung auf weiteren Widerstand.

Am Abend kommt die Nachricht, daß der Kaiser abgedankt und der Kronprinz auf die Thronfolge verzichtet habe. Der Reichskanzler Prinz Max bleibt noch im Amte, bis die Einsetzung der Regentschaft geregelt ist. Er beabsichtigt, dem Regenten die Ernennung Eberts zum Reichskanzler und die Vorlage eines Gesetzentwurfs über sofortige Ausschreibung allgemeiner Wahlen für eine verfassunggebende Nationalversammlung vorzuschlagen. — Die Nachricht von der Abdankung des Kaisers wird von der gesamten Bevölkerung der Reichshauptstadt fast wie eine Selbstverständlichkeit hingenommen. So gewaltig ist der Eindruck der anderen Ereignisse, von denen Leben und Zukunft unseres Volkes und vielleicht schon in den nächsten Stunden das eigene bißchen Leben abhängt, daß nur wenige zur Selbstbesinnung kommen. Man hört nur Äußerungen wie: zu spät; hätte er sich rechtzeitig entschlossen, hätte vielleicht viel Unheil vermieden werden können. Das Militär, die berühmte preußische Garde, hat sich der Revolution angeschlossen. Arbeiter- und Soldatenräte herrschen nun auch in Berlin. Nur einige wenige Offiziere und Soldaten leisten ehrenhaften, aber ganz offensichtlich nutzlosen Widerstand. Noch hat es in Berlin nirgends schlimme Kämpfe gegeben. Aber es liegt in der Luft, wie wenn vielleicht morgen schon das Taktak der Maschinengewehre, der Peitschenschlag der Gewehrschüsse, das Dröhnen der Kanonen die Hauptstadt mit ihrem schauerlichen Lärm erfüllen würden.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 3. November.

Das Nebeneinander von Zerfall und Erneuerung, von dem jedes Zeitungsblatt Kunde gibt, hat etwas quälend Tragisches. Was hätte der Erlaß des Kaisers zur Verfassungsänderung — in Haltung und Inhalt — ein Jahr früher bedeutet!

„Ich habe den Wunsch, bei diesem für die weitere Geschichte des deutschen Volkes so bedeutungsvollen Schritt zum Ausdruck zu bringen, was mich bewegt. Vorbereitet durch eine Reihe von Regierungsakten, tritt jetzt eine neue Ordnung in Kraft, welche grundlegende Rechte von der Person des Kaisers auf das Volk überträgt. Damit wird eine Periode abgeschlossen, die vor den Augen künftiger Geschlechter in Ehren bestehen wird. Trotz aller Kämpfe zwischen überkommenen Gewalten und emporstrebenden Kräften hat sie in unserem Volke jene gewaltige Entwicklung ermöglicht, die sich in den wunderbaren Leistungen dieses Krieges unvergänglich offenbaren. In dem furchtbaren Sturm der vier Kriegsjahre aber sind alte Formen zerbrochen, nicht um Trümmer zu hinterlassen, sondern um neuen Lebensgestaltungen Platz zu machen. Nach den Vollbringungen dieser Zeit hat das deutsche Volk den Anspruch, daß ihm kein Recht vorenthalten wird, das eine freie und glückliche Zukunft verbürgt. Dieser Überzeugung verdanken die jetzt vom Reichstag angenommenen und weiteren Vorlagen der verbündeten Regierungen ihre Entstehung. Ich aber trete diesen Beschlüssen der Volksvertretung mit meinen hohen Verbündeten bei, in dem festen Willen, was an mir liegt, an ihrer vollen Auswirkung mitzuarbeiten, überzeugt, daß ich damit dem Wohle des deutschen Volkes diene. Das Kaiseramt ist Dienst am Volke. So möge die neue Ordnung alle guten Kräfte freimachen, deren unser Volk bedarf, um die schweren Prüfungen zu bestehen, die über das Reich verhängt sind, und um aus dem Dunkel der Gegenwart mit festem Schritt eine helle Zukunft zu gewinnen."

Und jetzt hat man ein Gefühl von Nachgeben, Gedrängtsein, das diesem Bekenntnis den Wind aus den Segeln nimmt.

Gleichzeitig ein Erlaß zu fast vollständiger Preß- und Versammlungsfreiheit.

Von überall her der Eindruck höchster Spannung der Stimmung. Die Luft ist geladen mit Explosionsstoff: das Hauptorgan der bayerischen Sozialdemokratie berichtet aus München, daß man dort entschlossen war, jeden Versuch einer Neuberufung Ludendorffs mit einem Demonstrationsstreik zu beantworten.

Montag, 4. November.

Daß jetzt noch — ein paar Stunden vielleicht vor dem Waffenstillstand — ein sinnloser Fliegerangriff auf Bonn erfolgt, der viele Tote gekostet hat, sollten wir viel stärker unterstrichen in die Gegenrechnung der deutschen „Barbarei" stellen. Welche Bitterkeit muß der Schmerz um diese sinnlos Getöteten in sich schließen!

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie erläßt an die Parteigenossen eine Warnung vor übereilten und unzeitigen Demonstrationen und insbesondere vor Eingriffen in die Frage der Abdankung des Kaisers, bis das Ergebnis der Verhandlungen vorliegt, die sich an Scheidemanns Aufforderung an den Reichstag angeknüpft haben.

Über den Demobilisationsplan des Reichswirtschaftsamtes werden folgende Grundsätze bekannt:

„Jeder Arbeiter und Beamte soll an seinen alten Arbeitsplatz zurückkehren. Kein fremder Arbeiter darf einem deutschen Staatsbürger Arbeit und Brot wegnehmen. Den polnischen, belgischen und holländischen Arbeitern soll die Abwanderung leicht gemacht werden. Die Kriegsgefangenen werden aus den Betrieben zurückgezogen. Die Landwirtschaft, deren Vertreter sich ebenso wie die der Industrie mit dieser Regelung einverstanden erklärt haben, will möglichst bald vom Lande stammende und mit der Landwirtschaft vertraute Arbeiter übernehmen. Die Entlassung der Soldaten wird nach der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit der Berufsgruppen erfolgen. Die namentliche Anforderung seitens der Unternehmer wird sehr erleichtert, aber auch gegen Mißbrauch geschützt und vielleicht der Überprüfung durch die Gewerkschaften unterworfen werden. Die Entlassung soll möglichst nicht an die Ersatztruppenteile und an die Bezirkskommandos, sondern direkt an den alten Wohnort erfolgen. Einen Teil der sozialen Lasten der Demobilisierung wird die Industrie zu übernehmen haben. Es ist möglich, daß die Kündigungsfristen verlängert oder Bestimmungen über die Lohnhöhe und Dauer der Arbeitszeit getroffen werden."

Dienstag, 5. November.

In der Morgenzeitung wie ein Donnerschlag die Nachricht von Unruhen in Kiel, die schon am Sonntag nachmittag begonnen haben. Die Berichte sind noch lückenhaft und lassen viel mehr zwischen den Zeilen lesen als sie sagen. Demonstration der Besatzung des „Markgraf", der sich andere Marineangehörige angeschlossen haben. Zusammenstöße vor dem Militärgefängnis mit Toten und Verwundeten. Montag Empfang der Truppen durch den Gouverneur, der ihre Wünsche entgegennimmt. Demonstrantenzug der ganzen bewaffneten Garnison mit roten Fahnen. Die Abgeordneten Noske und Haußmann sind in Kiel. Heute allgemeiner Sympathie- und Generalstreik.

In den Abendblättern Deutlicheres: Die Kriegsflagge auf allen Schiffen im Hafen gesenkt und die rote Fahne aufgezogen. Offiziere, Ingenieure und Deckoffiziere werden gezwungen, die Kokarde und den Säbel abzulegen.

Und die Kinder dieser selben Männer, die jetzt die Fahne verleugnen, haben stolz und vertrauensvoll hundert- und hundertmal gesungen: „Unsere Fahne weht von unserm Maste, und sie kündet unsres Reiches Macht." Und wir alle haben das Bild der unbesiegten jungen deutschen Marine im Herzen getragen; jeder Matrose hat uns ein Stück Schutz, Ehre, Heimatkraft bedeutet! Kurz vor Friedensschluß die deutsche Fahne, das Zeichen alles dessen, was Gegenstand unserer innersten Dankbarkeit war, von ihnen selbst entwertet und geächtet! Man bohrt sich wie mit stumpfem Werkzeug in den Sinn und die Tragweite der Geschehnisse hinein, ohne sie erfassen zu können. Das kann ja nicht bloße Gärung im Verhältnis von Untergebenen und Vorgesetzten sein! Man möchte etwas finden, das im Dunkel dieses dunkelsten Tages im Kriege das Licht des Verstehens anzündet!

Spät abends erleben wir einen Beginn von Unruhen bei uns. Eine Versammlung von Unabhängigen Sozialdemokraten entleert sich in Demonstrationszügen durch die Straßen. Die elektrische Bahn, in der wir von einem Vortrag nach Hause fahren, wird angehalten; Reihen von erregten drohenden Gesichtern an den Scheiben, Faustschläge und Scherbensturz. Ein Sanitätsoffizier wird zum Aussteigen aufgefordert. Ehe er der Aufforderung Folge leistet, hat aber die drängende Bewegung die Massen weitergeschoben an uns vorüber. Was wird daraus werden?

Mittwoch, 6. November.

Die Kieler Forderungen werden bekannt. Sie sind ganz unpolitisch, rein das Dienstverhältnis und militärische Angelegenheiten betreffend.

1. Freilassung sämtlicher Inhaftierten und politischen Gefangenen.
2. Vollständige Rede- und Pressefreiheit.
3. Unterlassung der Briefzensur.
4. Sachgemäße Behandlung der Mannschaften durch Vorgesetzte.
5. Straffreie Rückkehr sämtlicher Kameraden an Bord und in die Kasernen.
6. Die Ausfahrt der Flotte hat unter allen Umständen zu unterbleiben.
7. Jegliche Schutzmaßnahmen durch Blutvergießen haben zu unterbleiben.
8. Zurückziehung sämtlicher nicht zur Garnison gehörigen Truppen.
9. Alle Maßnahmen zum Schutze des Privateigentums werden sofort vom Soldatenrat festgesetzt.
10. Es gibt außerdem keine Vorgesetzten mehr.
11. Unbeschränkte persönliche Freiheit jedes Mannes von Beendigung des Dienstes bis zu Beginn des nächsten Dienstes.
12. Offiziere, die sich mit den Maßnahmen des jetzt bestehenden Soldatenrates einverstanden erklären, begrüßen wir in unserer Mitte. Alle übrigen haben ohne Anspruch auf Versorgung den Dienst zu quittieren.
13. Jeder Angehörige des Soldatenrates ist von jedem Dienst zu befreien.
14. Sämtliche in Zukunft zu treffenden Maßnahmen sind nur mit Zustimmung des Soldatenrates zu treffen.
15. Diese Forderungen sind für jede militärische Person Befehle des Soldatenrates.

Kiel ist ganz in den Händen des Soldatenrates. Die Offiziere sind entwaffnet, auf dem Linienschiff „Kaiser" sind sie bei Verteidigung der Fahne erschossen. Auch der Stadtkommandant ist erschossen. Dabei zugleich viel Disziplin und Ordnungsbewußtsein. Die Ordnung in der Stadt und der militärische Sicherheitsdienst in der Ostsee werden aufrechterhalten. Die alten Behörden arbeiten mit sozialdemokratischen Beigeordneten weiter. Die Lebensmittelversorgung wird in der üblichen Form durchgeführt.

Kieler Matrosen sind nach Lübeck und Hamburg gekommen, um hier die Revolution durchzuführen. Heute große Demonstrationsversammlung auf dem Heiligengeistfeld.

Nie werde ich den Eindruck des nachmittäglichen Schulweges vergessen, als einem die Soldaten ohne Achselstücke und Kokarden entgegenströmten. Die abgenutzten Uniformen dazu — das Aufgelöste der Haltung. Man hat ein Schwindelgefühl, wie wenn das Haus, in dem man wohnt, auf morschen Pfählen zittert. Auflösung — — und wir h a b e n doch noch keinen Frieden. Wehrlos werden, wenn es nur noch um Tage der Behauptung gegangen wäre! Und das Abwerfen alles dessen, was doch Kraft, moralische Leistung war, dem die Dankbarkeit der Heimat sich geschenkt hat, Jahr für Jahr von neuem. Ich sehe viele, die bei abgerissener Kokarde das Eiserne Kreuz neben dem roten Band noch tragen. Das hat fast etwas Tröstliches.

Und dann steht in der Betäubung des Schmerzes noch ein Gefühl auf: die innere Auflehnung gegen die G e w a l t, die hier verübt ist. Tausende haben mit g e m u ß t! Und noch etwas: eine Ahnung, die einen durch die letzten beiden Jahre insgeheim begleitet hat: so etwas, eine Empörung gegen diesen Vernichtungskampf der Welt, m u ß t e das Ende sein. Aber hat sie aufbauende Kraft? Bis jetzt sieht man — auch hier sind nur die sehr programmlosen Forderungen der Kieler Matrosen angenommen! — Nichts von einer gestaltenden Idee. Nur Zerstörung und Verzweiflung.

Donnerstag, 7. November.

Revolution. Man wundert sich insgeheim, daß man durch sie äußerlich ruhiger hindurchgeht, da sie einem nahe ist, als wenn man sie in der Ferne sich vollziehen müßte. Die waffenbehangenen Autos mit den roten Abzeichen, Matrosen hinter Maschinengewehren, von hier und dort Schüsse, besonders vom Bahnhof, der besetzt gehalten wird.

Ein Gemisch von Straffheit, Ordnung und Gewalttätigkeit, von Verantwortlichkeit und Machtrausch, besonders bei den Jungen.

Die Kasernen haben sich ergeben. Militär u n d Zivilgefangene sind befreit. (In Kiel ist man besonnener vorgegangen.) Das Generalkommando in Altona ist nach „außerhalb verlegt". Der Senat verhandelt ruhig und, wie es scheint, erfolgreich mit dem Arbeiterrat. Bremen, Bremerhaven, Wilhelmshaven, Schwerin, Cuxhaven sind in die Bewegung hineingezogen.

Daß der Prinz Heinrich unter dem Schutz einer roten Fahne

aus Kiel „entflohen" ist, ist in der Götterdämmerung der Hohenzollern kein sehr heldenhafter Zug.

Wir wurden heute erst angewiesen, bei Gefahr der Erschießung nach sechs Uhr nicht mehr auf der Straße zu sein. Dann verlängerte man die Passierzeit auf 9 Uhr. Alle Fenster nach der Straße müssen dunkel sein. Die Straßen sind totenstill. Rascheln des Novemberwindes in welken Blättern und dann und wann Schüsse.

Die Spannung des Tages löst sich, und der Sturm der Fragen über unsere Zukunft braust über einen hin.

Sind in dem Chaos irgendwo Halt gebende Kräfte? Werden sie seiner Herr werden?

Jedenfalls ist es ein eigentümlicher Zug in der Tragödie des Militarismus, daß es seine Organisationskraft ist, die seine verhältnismäßig unblutige und fabelhaft durchgreifende Vernichtung ermöglicht.

Freitag, 8. November.

„Die rote Fahne". Amtliches Organ des Hamburger Arbeiter- und Soldatenrates, schreien an ihrem windigen Stand am Dammtorbahnhof die Zeitungsfrauen. Und die meisten Blätter fliegen ihnen nur so aus den Händen. Der Inhalt dieser ersten Nummer sieht nicht gerade nach „Rede- und Preßfreiheit" aus. „Der Arbeiter- und Soldatenrat verbietet hiermit der gesamten Presse und allen Druckereien Hamburgs, von Aufrufen der alten Partei- und Gewerkschaftsvorstände irgendwelche Notiz zu nehmen. Zuwiderhandlungen werden mit sofortigen militärischen Maßnahmen bestraft." Der Leitartikel feiert die Revolution an sich, rot in rot, Gewalt gegen Gewalt, und enthält an Positivem nur das Wort „sozialistische Republik".

Der Arbeiter- und Soldatenrat in Kiel hat eine provisorische Provinzialregierung von Schleswig-Holstein unter dem Abgeordneten Noske eingeführt. Hier wie auch in Hamburg wird mit den alten Behörden, die alle bleiben, durchaus zusammen gearbeitet. „Schleswig-Holsteiner", so heißt es in dem Aufruf, „der alte demokratische Traum von Freiheit und Einheit, für den so viele Eurer Helden gekämpft und gelitten haben, geht jetzt in Erfüllung."

Die Abendblätter: In Bayern ist die Republik ausgerufen. Ein Rat der Arbeiter, Soldaten und Bauern ist gebildet.

Der Aufgabe der äußeren Ordnung wird unser Arbeiter- und Soldatenrat mehr und mehr tatsächlich Herr. Leute, die im trüben fischen, werden sehr fest angefaßt, die Rüpeleien der „Halbstarken" in Schranken gehalten. Natürlich sind beim Sturm auf die Kasernen vom Mob alle Lebensmittel und Bekleidungsgegenstände gestohlen, und die jetzt wieder installierten Insassen haben den Schaden.

Es hat sich auch eine Verständigung mit den Gewerkschaften und der alten Partei vollzogen, die einen Vertreter gleichberechtigt in den Arbeiter- und Soldatenrat entsandt haben. Eine Aufgabenteilung wird durchgeführt.

An der deutschen Westfront ist der letzte Schuß gefallen. Wie würden wir sonst diese inhaltschwere Nachricht aufgenommen haben! Und nun findet sich kaum noch für sie ein Raum in der Seele.

Sonnabend, 9. November.

Es verstärkt alle ungeheuren Eindrücke dieser Tage, wenn man sie mit einem Kreise junger Menschen durchlebt, die eine Welt zusammenstürzen sehen, in der sie mit junger Kraft sich gerade heimisch zu machen suchten. Und das drängt einen selbst so stark darauf hin, das Positive zu suchen, das aus den Trümmern erwachsen könnte!

Die Gegenwart der Gewalt in den Straßen hält einen auch äußerlich fest in der Sphäre des Außerordentlichen; das Maschinengewehr auf dem heiteren Alsterpavillon, hinter dessen Glassperren die übliche Gesellschaft von Müßiggängern die sonnige Straße betrachtet, das gleichmäßig heitere Bild der Binnenalster, auf der die braven weißen Schiffchen wie alle diese Tage minutenpünktlich ihre Bahn ziehen, die plötzlich dringende Aufforderung eines Matrosen, die Straße zu räumen (blinder Lärm). Und dazu wie schwere dröhnende Hammerschläge die Nachricht: der Kaiser hat abgedankt, Ausschreibung von Wahlen für eine verfassunggebende deutsche Nationalversammlung empfohlen — und die märchenhaft lautende Nachricht, daß englische Kriegsschiffe mit roter Flagge mit den unseren in Verbindung stünden. Deutsche Illusionsfähigkeit oder wunderbare Wirklichkeit?

Zu allem: Aussicht auf das Frauenstimmrecht durch einen Initiativantrag, der dem Reichstag zugehen soll und das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht für Reich und Bundesstaaten ohne Unterschied des Geschlechts einführen will.

Wilhelm Heile / Die deutsche Revolution

Ich schreibe diese Gedanken nieder in einer Zeit, in der jede Stunde neue grundstürzende Veränderungen bringt. Im vollen Bewußtsein, daß alle tatsächlichen Verhältnisse sich gewandelt haben werden, wenn dieses Heft in die Hände der Leser gerät, will ich doch versuchen, mit einigen grundsätzlichen Gedanken die ungeheure Größe der Ereignisse von unserem alten Standpunkt aus zu beleuchten, dem Standpunkt, der mein Standpunkt gestern war und es auch morgen sein wird. Wir wollen uns prüfen, was ist und warum es so kam, was werden soll und was wir dazu tun können und müssen.

Was ist? Wir haben die größte aller Revolutionen erlebt. Das Deutsche Reich und ganz besonders auch der preußische Staat, mit allem seinem straffen Aufbau, der vollendetsten behördlichen und festest gefügten polizeilich-militärischen Organisation der Welt, ist dem ersten Ansturm der Revolution erlegen. Wo gestern noch Millionen dem angestammten Herrscher, dem Landesfürsten wie dem Kaiser, zujubelten und Treue schworen bis in den Tod, da läßt man heute die internationale, soziale Republik hochleben. Eine Stadt nach der anderen, ein Staat nach dem anderen kapituliert vor den plötzlich wie Pilze aus der Erde herausgeschossenen Arbeiter- und Soldatenräten, und der Kaiser dankt ab, und der Kronprinz verzichtet auf seinen Thron.

Woher kommt die Bewegung, wer hat sie organisiert und wie, wer hat der Lawine den Anstoß gegeben, daß sie wie eine Naturgewalt über Land und Volk dahinbraust? Der Wind weht, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.

Schon lange hungerten die Massen und schrien nach Frieden, Freiheit, Brot. Das war schon so seit Jahren. Was aber ist denn jetzt plötzlich so ganz anders geworden, so unerträglich, daß nun mit einem Male, nachdem wir über vier Jahre lang dem Ansturm der feindlichen Welt tapfer und mit Erfolg Widerstand geleistet haben, in der letzten und entscheidenden Stunde der häusliche Zwist in einer Form ausgetragen werden muß, daß jetzt alles Kämpfen und Ringen vergeblich geworden, alle Opfer umsonst gebracht sind! Aus den Gräbern von Frankreich und Flandern und Rußland, vom Balkan und von Italien, und aus den Tiefen der See dringt zu uns die Klage von zwei Millionen Toten: war es darum, daß wir sterben mußten?

Erst fielen die Bundesgenossen ab, nun zerfleischen wir uns selber, und alle Aussicht, den Feind noch länger von unseren Grenzen fernhalten zu können, scheint — wie heute, am Sonntag, die Dinge liegen — nun endgültig geschwunden zu sein. Die unerhörtesten und demütigendsten Waffenstillstandsbedingungen, die uns ohnmächtig in die Hand der Feinde geben sollen und uns keine Möglichkeit des Widerstandes gegen ebenso brutale und dauernde Vergewaltigung beim Friedensschluß lassen, — wir werden sie über uns ergehen lassen müssen, weil wir keine Macht

Digitized by Google

mehr haben, seit es keine Regierung in Deutschland mehr gibt, die unsere Kraft zusammenhält. Zur Stunde weiß niemand, wer die Regierung ist, ob Ebert und Scheidemann mit „Unabhängigen" und mit Mitgliedern der „bürgerlichen" Demokratie, oder Scheidemann mit Haase allein, ob Haase und Liebknecht, oder gar Liebknecht mit seinem engsten Anhang allein. Aber wer auch jetzt vorübergehend oder für längere Frist die Regierungsgewalt in Händen hat — er wird jetzt in derselben Lage sein, wie Trotzki in Brest-Litowsk. Er kann deklamieren und protestieren; aber wenn die Feinde uns unser Recht nicht aus eigenem Antrieb heraus lassen, wenn sie uns Gewalt antun und zerschmettern wollen, so haben sie die Macht dazu. Auf Gnade und Ungnade sind wir ihnen ausgeliefert.

Und das alles ist geschehen und geschieht für Freiheit und Recht des Volkes! Das Recht Deutschlands und der Deutschen — wo ist es hin? Die deutsche Freiheit — verloren, verloren!

Aber wir wollen nicht ungerecht sein, nicht alle Schuld denen zuschieben, die Deutschlands schwierige Lage nicht selbst geschaffen, sondern nur Folgerungen aus ihr gezogen haben, die unser Unglück noch größer, unseren Zusammenbruch zur furchtbaren Katastrophe gestalten müssen.

Schuld sind in erster Linie die Träger des alten Systems, die anmaßenden, hochmütigen und selbstsüchtigen Vertreter jener Herrenpolitik im Innern und Gewaltpolitik nach innen und nach außen, die ewig Unbelehrbaren, die Augen haben und nicht sehen, Ohren haben und nicht hören wollten. Wußten wir nicht schon lange, wie es um unsere Bundesgenossen stand, und wie es auch bei uns selbst schon unter der Decke gärte? Hätte da nicht jeder, der noch seine gesunde Vernunft beisammen hat, auch wenn er sonst nur an die Macht und nicht an die siegreiche Kraft des Gedankens vom Recht glaubt, dem Reichstag zustimmen sollen, als er am 19. Juli vorigen Jahres seine Friedenskundgebung beschloß? Die Unbelehrbaren aber schrien Verrat und gründeten die Vaterlandspartei, wollten England mit Ausschüssen rasch niederkämpfen und ruhten nicht eher, als bis das furchtbare Wort vom inneren Feind neuen Inhalt bekam und bis auch Amerika noch in die Reihe unserer äußeren Feinde eingetreten war. Viel' Feind', viel Ehr' — o ja! Um die deutsche Ehre ging es ihnen ja zu allererst, die Ehre, die gloire. Verzichtfrieden, Hungerfrieden, Schmachfrieden nannten sie, was wir damals — noch auf der Höhe unserer Kraftentfaltung — hätten erlangen können, wenn der Reichstag nicht durch Michaelis' unglaubliche Torheit und das verderbliche Treiben der unverantwortlichen militaristischen Neben- oder vielmehr leider Hauptregierung um den Erfolg seines Verständigungsversuches betrogen worden wäre. Ach, könnten wir heute nur diesen „Verzichtfrieden" bekommen, wie froh und glücklich wollten wir sein!

Und so ist es dann noch weiter gegangen, die ganze Zeit hindurch. Das ständige Eingreifen, die Übergriffe der „Nebenregierung" lähmten von vornherein jeden Versuch zu einem Frieden der Verständigung zu kommen. In der ganzen Welt, der neutralen, sowohl wie der feindlichen, und auch in weiten Kreisen des eigenen Volkes setzte sich immer mehr der Eindruck fest, daß unsere Politik von Grund auf unehrlich und selbst verlogen sei. Und als gar die bekannte Reichstagsrede des Staatssekretärs Kühlmann, des damals verantwortlichen Leiters der Außenpolitik, dem Fallbeil der militärischen Zensur verfiel, da hatten nicht bloß die Kriegstreiber im feindlichen Lager ihre helle Freude, indem sie so handgreiflich deutlich die absolute Herrschaft des preußischen Militarismus und die Knechtschaft des deutschen Volkes, die Ohnmacht der Reichsregierung beweisen konnten. Noch schlimmer war die Wirkung im Innern. Daheim und an der Front fand der Zweifel, der schon lange an vielen bohrend fraß, neue Nahrung. Die Frage ging von Mund zu Mund: Haben die Feinde nicht recht mit ihrem hämischen Urteil über unsere inneren Zustände? Und ist es denn überhaupt wahr, daß die wirklichen Leiter der deutschen Politik — nicht die verantwortlichen, und nicht die Reichstagsmehrheit; an deren gutem Willen besteht kaum ein Zweifel — den Frieden der Verständigung und der Gerechtigkeit erstreben? Und schließlich: ist es den Herren an der obersten Spitze wirklich Ernst mit ihrem Versprechen der inneren Reformen? Warum verspricht man denn immer bloß und schiebt die Ausführung immer weiter hinaus?

Dann kam die Wahlrechtskomödie im Abgeordnetenhaus und im Herrenhaus Preußens und ward zur Tragödie Deutschlands. Kann man sich wundern, wenn das Volk dabei schließlich die Geduld verlor? Der Kriegswucherer als Preuße erster, der Kriegskrüppel als Preuße dritter Güte — gibt es etwas, was mehr aufreizen und empören kann?

Und dann die Behandlung der Soldaten durch einen großen, wenn nicht den größten Teil ihrer Vorgesetzten, namentlich in den Ersatz-Bataillonen zu Hause! Es war ja unter der Zensur der Generalkommandos nicht möglich, seine Stimme dagegen laut in der Öffentlichkeit zu erheben. Aber unsere Freunde im Reichstag haben keine Gelegenheit versäumt, zu warnen und auf Abhilfe zu drängen. O, dieser verfehlte Begriff von der Disziplin — wieviel Unheil hat der angerichtet! Die Unfähigkeit, durch die Überlegenheit des Könnens und der Persönlichkeit sich wie von selbst durchzusetzen, ist ja die natürliche Ursache aller Mißgriffe der einzelnen Offiziere und Unteroffiziere. Sie verleitet zur hochfahrenden Grobheit. Die eigentliche Schuld aber trifft die, die nach gesellschaftlichen Vorurteilen und Kinderschulpapieren die Beförderungen vornehmen ließen, statt auf Führereigenschaften den Hauptwert zu legen, vor allem auf die Fähigkeit, das Vertrauen der Mannschaften zu gewinnen. Das aber war ja gerade verpönt. Die vornehme Zurückhaltung sollte die wirkliche Überlegenheit ersetzen; den Abstand wahren, damit glaubte man, die Autorität zu sichern; und die Kameradschaft durfte über Leutseligkeit nicht zu weit hinausgehen. Gewiß, es gibt auch echte Kameradschaftlichkeit von Vorgesetzten. Ich bin ja selbst Offizier und kenne viele, die so denken wie ich. Aber die sind doch leider die Ausnahme; und so hat der Geist, der von den Vertretern des alten Systems gepflegt wird, unsagbar verbitternd gewirkt. Hinzu kam die Taktlosigkeit, mit der die Mehrzahl der Offiziere auch draußen an der Front fast immer vergaß, daß ihr Leib zur Ernährung nicht mehr braucht als der des einfachen Soldaten. Schon früh gab es an der Front und noch mehr in der Etappe den bösen Spruch: Gleiche Löhnung, gleiches Essen — und der Krieg wär' längst vergessen.

Ein Heer, das nicht bloß in der äußeren Zusammensetzung ein Volksheer ist, sondern vor allem auch im Geiste der brüderlichen Kameradschaft, der es in allen seinen Abstufungen durchdringt, ein solches Heer, in dem an Stelle der bloßen Zwangsdisziplin die frei gewollte Einordnung und Unterordnung steht, das hätte die vier Kriegsjahre anders und besser überstanden. Und ein Volk, in dem es nur gleiche

Digitized by Google

berechtigte Volksgenossen gibt, wäre allen Leiden und Nöten und Entbehrungen gewachsen geblieben.

Wir haben, soweit die Zensurverhältnisse es möglich machten, gewarnt und für schnelle und gründliche Durchführung der Reformen gekämpft alle die Jahre hindurch. Unsere Freunde wissen das. Aber es wäre ein ebenso billiger wie ärmlicher Trost, sich jetzt in die Brust werfen zu können: ich habe es ja immer gesagt. Nur zur Erklärung dessen, was ist, richten wir noch einmal den Blick rückwärts. Und vielleicht hilft uns das auch ein wenig für das, was nun geschehen soll.

Übersieht man das Ganze, was jetzt hinter uns liegt, so möchte man angesichts mancher Reden des Kaisers und noch mehr der Reden Bethmann Hollwegs und seiner Nachfolger als Motto über dieses abgeschlossene Kapitel der deutschen Geschichte schreiben: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Weil man immer wollte und niemals das Vollbringen des Guten fand, oder doch nur halb handelte, mit tropfenweise verzapften Zugeständnissen, die den Eindruck der Widerwilligkeit und darum des Nachgebens bloß aus Furcht machen mußten und alle besseren Bekenntnisse dadurch unwirksam machten, deshalb schwand schließlich alles gläubige Vertrauen dahin, und ein großer Aufwand wurde so nutzlos vertan. Die Schrecken der alten Disziplin verloren ihre Kraft, und die frei gewollte Disziplin hatte man noch nicht geweckt. Und so kam, was wir jetzt erlebt haben.

In dem Augenblick, in dem der Waffenstillstand abgeschlossen werden sollte, brach der Sturm los. Und so furchtbar entlud sich der lange aufgespeicherte Groll, daß alle die Fragen der inneren Reformen, die uns im Innern gesund und frei machen und nach außen dadurch mit neuer Kraft erfüllen sollten, nach wenigen Tagen wirken wie Überbleibsel aus Urväter Hausrat. Eben noch war es eine gewaltige Errungenschaft, daß in den Zeitungen offen die Frage erörtert werden konnte, ob es besser für Deutschland sei, wenn der Kaiser als Person abdanke oder bleibe. Heute steht schon die grundsätzliche Frage, ob Monarchie oder Republik, nicht mehr im Mittelpunkt des Geschehens. Das ist schon wieder zu einer bloßen Frage der Staatsform geworden, die durch die Tatsachen der Machtverteilung zugunsten der Republik entschieden ist, und mit der man sich als mit einer Äußerlichkeit abfindet, wie sich bisher der republikanisch Gesinnte mit der monarchischen Spitze des Staates abgefunden hat, indem er sich sagte: es kommt auf den Geist und das Wesen an, auf die Festigkeit und gute Anordnung des Baues, nicht auf den Verputz der Wände und dem Zierat des Giebels.

Ich für meine Person bin, solange ich denken kann, immer überzeugter Republikaner gewesen, hatte aber mit dem Gedanken einer Monarchie mit den verfassungsmäßigen Beschränkungen des englischen Vorbilds meinen ehrlichen Frieden geschlossen, so daß ich unter den deutschen Verhältnissen den Naumannschen Gedanken der Vereinigung von Demokratie und Kaisertum für die glücklichste mögliche Lösung hielt. Ich könnte also — wenn es möglich wäre, einen Augenblick die traurige Stunde zu vergessen, zu vergessen, daß der Wandel der Dinge den endgültigen Verlust des Krieges besiegelt hat — von Herzens Grunde jubeln über die stets ersehnte, aber nie mehr gehoffte Erfüllung meiner schönsten und kühnsten politischen Jugendträume. Ich könnte das um so mehr, als durch die Beseitigung der vielen deutschen Throne endlich, endlich die Vorbedingung geschaffen ist für einen Umbau des Reiches aus einem Bunde selbstherrlich neben- und — selbst im Kriege — leider oft genug gegeneinander wirkender Staaten zu einem einheitlichen deutschen Staate, dem sich — noch mehr Grund zur Freude und Dankbarkeit für einen national warm empfindenden Menschen — nun auch die österreichischen Brüder endlich wieder anschließen können. Herrgott, ein einiges Deutschland! Und das ganze Deutschland soll es sein! Gibt es etwas, was tiefer und erhebender die Seele eines Deutschen bewegen kann? Aber ich kann nur jubeln, kann nur neuen Glauben und neue Hoffnung fassen, wenn der Staat, der auf den Trümmern des alten Reiches ersteht, ein freier Volksstaat wird. Ob Republik, ob Monarchie — auf Einigkeit und Recht und Freiheit kommt es an, wenn wir des neuen Staates froh werden sollen. Die Art aber, wie die Dynastien gestürzt worden sind und wie die neuen Machthaber ihr Amt angetreten haben, läßt nicht viel Raum für das Vertrauen, das im neuen Staate Recht und Freiheit auch für diejenigen vorhanden sein wird, die anderer Meinung sind. Wenn wir nicht glauben sollen, daß wir nur die übernommene und halb schon gebändigte Gewaltherrschaft von oben mit einer noch viel brutaleren Gewaltherrschaft von unten vertauscht haben, daß wir jetzt nicht die Republik bekommen haben, die res publica, das Gemeinwohl als Richtschnur der Staatsleitung, und nicht die Demokratie, die Gleichsetzung von Staat und Volk, die Leitung des Staates durch das Volk und für das Volk, sondern die Diktatur des Proletariats — und nicht einmal des gesamten —, so müssen die neuen Herren sich schleunigst entschließen, dem ganzen Volke dieselben Rechte zu geben, die sie von den alten Herren stets gefordert haben. Entscheidet sich die Mehrheit des deutschen Volkes für den deutschen Einheitsstaat, würde uns das der beste Trost im schweren Unglück des verlorenen Krieges sein. Entscheidet sie sich für die deutsche Republik, so würden auch die unter uns, die anders empfinden als ich, sich damit abfinden, zwar mit blutendem Herzen, aber doch in ehrlicher Bereitschaft zur Mitarbeit auch unter den neuen Verhältnissen. Und entscheidet sie sich für den freien Volksstaat, in dem alle im Volke vorhandenen Kräfte mit gleichem Rechte und gleicher Liebe und gleichem Vertrauen zur verantwortlichen Mitarbeit am Neubau unserer Zukunft herangezogen werden, so wollen wir uns mit beiden Füßen fest auf den Boden der neuen Tatsachen stellen und zu unserem Teil nach besten Kräften mithelfen, daß neues Leben aus den Ruinen blüht.

Gertr. Bäumer / Wege der inneren Erneuerung

Zum Eingang.

Die Menschen, denen diese Blätter bestimmt sind, bedürfen keiner philosophischen Bildung und keines Wissens um Systeme und Richtungen. Aber bestimmte innere Erlebnisse dürfen ihrer Seele nicht fremd sein, wenn diese Worte ihnen lebendig werden sollen. Denn Worte können Seelisches nicht umfassen und von einem in den anderen tragen; sie sind stellvertretende Zeichen; sie können nur hindeuten, berühren, wecken; sie sind nicht mehr als eine Brücke des Wiedererkennens von Erlebtem zu Erlebtem, und alles Verstehen in seelischen Dingen beruht auf dem Zusammenklingen dessen, was hinter den Worten sich im lebendigen Grunde der Seele begibt.

Es besteht eine Zusammengehörigkeit unter den Menschen, wirklicher, unzerreißbarer, wichtiger und fruchtbarer als alle äußerlich erkennbaren Bindungen der Konfession, der Partei, der Bildung und Gesellschaft. Das ist die Gemeinschaft derer, die aus der Kraft ihres

Digitized by Google

Seele sind. Wenn man diesen Menschen die Frage nach den Höhepunkten ihres Lebens stellt, so müssen ihnen Zeiten einfallen, in denen ihre ganze Welt aufleuchtete, weil Kräfte der Seele sich über sie ergossen, wie Sonnenströme über eine graue Landschaft. Und solchen Stunden verdanken sie das unverlierbare und unumstößliche Wissen, daß unser Leben nur nach innen zu seliger, größer und reicher werden kann. Alle Steigerungen liegen in der Bahn der feineren, durchdringenderen Beseelung, alle Fülle quillt uns von innen. Wem eine Ahnung davon aufgegangen ist, dem wird das Geistige zur lebenbestimmenden Frage, zur wichtigsten und ersten Angelegenheit. Und das ist wiederum ein Kennzeichen dieser Zusammengehörigen, daß sie dieser inneren Grundlagen ihres Daseins gewiß werden wollen. Ihnen ist — nicht nur der Rede und Form nach, sondern in Wahrheit — das Geistige nicht eine Nebensache eines mit anderen Dingen belasteten Daseins, sondern der tragende Boden, dem darum der tiefste Ernst, der glühendste Wille — dem die seelenhafteste Arbeit unseres Lebens gehört.

Darum sind diese Menschen Sucher, bedrängt von ungelösten Rätseln, verhüllten Zusammenhängen, unverknüpften Wahrheiten. Bedrängt und beseligt zugleich von dem unerschöpflichen Geheimnis, das aus heiligen Tiefen immer neue Wunder zu unseren fragenden Augen, in unsere staunende Seele emporsendet.

Denn es ist das Wesen alles dessen, was von innen her unsere Seele füllt, daß es zur Einheit drängt, eingefügt, verbunden, von einer Mitte aus erfaßbar sein will. Jedes innere Erlebnis, jedes Gefühl, jeder Gedanke ist wie ein Ton, der dem holden Kreise einer verborgenen Harmonie angehört. Tiefstes Glück, wenn der lauschenden Seele aus der lebendigen Stille leise erwachend, einer nach dem anderen, die Klänge entgegenschwellen, die den tönenden Ring schließen.

Mit diesem Ring — Weltanschauung als Einheit der Gedanken, Religion als Einheit der Gefühle, Persönlichkeit als die in den beiden anderen begründete Einheit des Willens — das innere Leben zu umfangen, ist unstillbarer Drang aller lebendigen Seelen. Sie fühlen, daß ihr Wachstum an diese Einheit gebunden ist, wie das Leben der Blume an ihre Gestalt. Fühlend und denkend, voll blinder Sehnsucht und wacher Entschlossenheit, tasten sie sich vorwärts aus dem Einzelnen, Abgesonderten, Zerstückten zur Geistgestalt des Lebens.

Von den Schauern und Gnaden, dem Jubel und den Verzagtheiten der Suchenden müssen die Menschen etwas erlebt haben und immer wieder zu erleben imstande sein, die den Weg der folgenden Gedankengänge mitgehen wollen. Vielleicht diese Stimmung, mit der uns die Natur in ganz stillen gesammelten Stunden umfängt: diese glückhafte Beklommenheit durch ein Verbundensein, das keine Sprache hat, „als ob die Seele aus allen Dingen dränge und sich gleich wieder ganz in sie verschlänge", diese selig-bange Ergriffenheit, wenn das stumme Leben der Kreatur wie ein Strom gegen die Wand des Ich stößt und unsere Seele aufschwellend antwortet.

Oder das kraftspendende Glück, herb und stählend wie Bergluft, wenn einem ein Gedanke erstrahlt, der peinlich Verworrenes gliedert, trübe Welten mit Klarheit durchdringt.

Oder die breite Last toter, glanzloser Zeiten, die Öde zerfallener formloser Tage, durch die unerfülltes Leben seicht und schleppend plätschert. Stunden, „wie eine Mühle mit windgedrehten Flügeln, aber ihre Kammern sind leer".

Und aus solchen Stunden der Aufschwung zu Reichtum, Rhythmus, Saft und Feuer, wenn es uns geschenkt war, für etwas zu erglühen. Und in solchem Glück und Reichtum das Gefühl, daß noch etwas darüber hinaus liegt, eine unergriffene Herrlichkeit, von der vielleicht die Helle unseres Himmels stammt wie von einer Sonne unter dem Horizont. (Der junge Goethe sagt es einmal: „Ich bin glücklich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach Etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht kenne.")

Etwas von diesem allen müssen die Menschen gefühlt haben, denen diese Worte gelten, einmal muß der Überschwang des Lebensgefühls über sie hingegangen sein, die tiefe, selige Ungeduld, daß man aufspringen, irgend etwas möchte tun können vor Glück, Bangen, Bewegung, Reichtum. Und einmal die Erfahrung, daß in der Stille, wenn wir das Außen abwehren und zum Schweigen bringen, wenn wir unser Leben bei sich selbst sammeln, daß dann Brunnen sich öffnen, ganz tief, aus denen wir lebendiger, größer und seliger werden können, als wir waren.

Wer in solchen Erlebnissen der Kraft seiner Seele gewiß geworden ist, wer, von ihnen erleuchtet, alle sehnenswerten Güter nur im Geistigen sucht, der ist so auf sich selbst gestellt, so frei geworden, daß er dem ganzen äußeren Leben, seinen Zuständen, Einrichtungen, Sitten und Meinungen mit dem Wozu? einer königlichen Rechenschaftsforderung gegenübertreten kann. Die Menschen, die um die folgenden Gedankengänge versammelt werden sollen, müssen die innere Freiheit zu einem solchen unbefangenen, furchtlosen Wozu? haben. Sie müssen sich gelöst haben oder sich lösen können von dem Zwang des Seienden, der stumpfen Bezauberung durch die Gewohnheit, die Kraft haben, nein zu sagen, und den Willen, sich dem Verkehrten nicht zu fügen. Mehr noch als das: sie müssen allem Mißwuchs des Gemeinschaftslebens gegenüber den Stachel der Mitverantwortung und das Erbarmen der Liebe fühlen können. Und aus solcher zwiefachen inneren Haftung heraus mit leiden unter den Fesseln, in die der Widersinn menschlicher Einrichtungen und Verhältnisse das Wachstum der Seele geschlagen hat.

Sie müssen für die Erlösung alles seelenhaften Lebens aus den Klammern irdischer Ordnung erglühen können. Erlöste Erlöser.

Sie können das alles nicht sein und fühlen in jedem Augenblick unseres makelhaften, dem Gebot unserer gebundenen Kraft unterstellten Daseins. Aber sie müssen so fühlen in den Stunden, die ihnen wahrhaft gefüllt erscheinen vom Sinn ihres Lebens.

Worte treten nur dann in den Ring des Lebendigen, wenn sie gleichfühlender Seelen zerspaltene Feuer zu einer Flamme verschmelzen. Sie leben von dem Wesen des Geistes, der sie auffängt und in sie einzieht. Darum noch einmal: wer das alles nie gefühlt hat, muß diese Blätter fortlegen. Sie können ihm nichts sagen. Aber wer nur an einer Stelle sich berührt fühlte, wem von einer Wendung her Selbsterfahrenes erklang, der komme mit auf einem Wege, der jeden nicht zu einem äußeren Ziel, sondern wiederum nur tiefer zu sich selbst hinführen kann.

Vorbereitung

Der Krieg hat nicht nur das äußere Gefüge, die Machtverteilung in der Welt, die sozialen und wirtschaftlichen Ordnungen in der Tiefe erschüttert, sondern auch die Fragen

Digitized by Google

des inneren Lebens von Grund aus neu aufgerührt. Jetzt noch gehen wir ganz auf in den äußeren Vorgängen des Wankens und Zerbrechens, der Befestigung und Neugestaltung der äußeren Welt. Aber uns begleitet dabei das Gefühl, daß sich auch im Innern Wurzeln lösen, daß die Luft sich mit Fragen füllt — daß die Tiefen undurchsichtiger geworden sind — ein dunkles Gefühl wie Schwindel, Sehnsucht, Entbehren, drängende Forderung, ferne Verheißung. Wenn wir — im Hingenommensein von dem äußeren Geschehen und seinen Pflichten — einmal nach innen schauend stillstehen und uns bis zur letzten Klarheit befragen: ist es uns nicht, als ob wir alle inneren Grundlagen unseres Lebens neu erarbeiten, wiedererobern, anders befestigen müßten? Und wenn wir umschauend die aufrichtigsten, glühendsten Zeugnisse der Zeit zu uns sprechen lassen, so fühlen wir eine Leidenschaft des Suchens, noch ohne Ziel und Richtung, aber aus innerster Notwendigkeit hervorbrechend. Welcher aufrichtige Mensch vermag es denn wirklich, die Antriebe, Ziele, Pflichten und Taten dieser rasenden Zeit in den Rahmen seines überkommenen Glaubens sinnvoll und friedlich zusammenzufassen?

Denn wie freigebig und sicher sich auch der Strom seelischer Aufrichtung über die blutigen Geschicke der letzten Jahre ergossen hat, in religiösen Traktaten und vaterländischen Reden, in philosophischen Betrachtungen und politisch-kulturellen Wertungen, der tiefer gearteten Seele bleibt das Trügerische dieser Sicherheit, der auf Klarheit und Einheit gerichteten das Chaotische dieser Meinungen und Grundsätze unverhüllt. Ihr bleiben ungelöste, peinvolle Widersprüche — nicht des Denkens allein, sondern der Lebensrichtung, der Pflicht, quälende Zwiespältigkeiten des kämpfenden Gefühls. Nein, über dieser gewühlten Erde wölbt sich nicht der Himmel in unangetasteter Klarheit. Ein Kampf der Geister in den Lüften wälzt sich über sie hin: Menschentum, Nation, Brüderlichkeit, Heimat, Vernunft, Opfer, Heldentum, Gerechtigkeit, Freiheit, Macht, Liebe, Ehre — so viele Ideale, so viele tief, tief klaffende Widersprüche und Gegensätze, und keine aus dem Hergebrachten geschöpften Worte vermögen darüber hinwegzutrügen. Ja, auch wer das Widereinander dieser Ideale nicht klar sieht, ist gezwungen, es dennoch zu *erleben*; sie saugen sich gegenseitig das Blut aus, sie siechen aneinander dahin. Worte, aus denen wir Kraft zu gewinnen pflegten, werden matt und ausdruckslos; die Seele gehorcht ihnen nicht mehr, ihre Quellen rauschen ihnen nicht wie ehemals. Mit diesem Verblassen heiliger Namen, dieser unaufhaltsamen Abnutzung lebendiger Worte — kein guter Wille, kein angestrengter Glaube vermag etwas dagegen — zwingt die Ideenwelt uns die Erkenntnis ihrer Gesetze auf. „Gott läßt sich nicht spotten." Nur zur Einheit gefügt, bewahrt das Geistige seine Macht. Ohne beherrschende Mitte, in widerspruchsvollem Nebeneinander zerreiben Ideen die Kraft unseres Herzens im ziellosen Vielerlei der Richtungen, zu denen sie uns weisen. Das haben wir in diesen Jahren erfahren: in grauen, lieblosen Tagen, die wir nicht von innen her zu durchleuchten vermochten. Dem Außerordentlichen standzuhalten, hätten wir geeinter und in ihrer Einheit unbedingter geistiger Kraft bedurft, statt dessen bluteten alle Wunden im zerrissenen Leibe unserer Ideen. Und in allen lebendigen Seelen erwachte der Schrei nach Kraft, innerer Einheit, Religion — nach einer Fülle von innen her, aus der die erschöpfte, glücklose Welt sich erneuert. „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst, nach Wasser, sondern nach dem Worte des Herrn; daß sie hin und her von einem Meere zum andern, von Mitternacht gegen Morgen umlaufen und des Herrn Wort suchen und doch nicht finden werden."

Dies alles ist bisher noch zugedeckt unter dem atemlosen äußeren Tun, zu dem der Krieg uns alle zwingt, überzogen von einer Decke kleiner Alltagsmühen, zurückgedrängt von Riesenverantwortungen nach außen, die alle Kraft fordern, verhüllt von Trauer, und im Undeutlichen gelassen, weil die geistige Tatkraft erschöpfter Menschen sich der Arbeit der Neuaufrichtung nicht gewachsen fühlt.

Aber wenn der Krieg uns losläßt, wird dies Aufgeschobene, Zurückgedrängte sein Recht verlangen. Dann muß der zweite Kampf bestanden werden — die Inventur unserer inneren Kräfte. Wir können mit einer uneinheitlichen, zerrissenen Grundlage nicht weiterleben. Nach der furchtbaren moralischen Sturmflut, die über uns hinbrauste, muß alles, was dem Leben Halt gibt, neu befestigt werden. Der Geist, der nach solcher Erschütterung die verirrten, entmutigten, entzweiten Kräfte zum Neubau einen will, muß mit einer schöpferischen Sicherheit ohnegleichen auftreten können. Er muß, wie Luther vom Glauben sagt, ein „mächtig, tätig, säftig Ding" sein. Er muß überzeugen, hinreißen, sammeln, erwecken, gläubigen. Er muß gegen jeden Zweifel gewappnet, jeder Öde ein Quell sein, jede Verneinung aufzulösen, jede Absonderung zu überwinden vermögen. Er muß alles Fruchtbare, wo es auch wirksam werde, an sich binden, alles Licht und Leben in sich aufnehmen — die schöpferische Mitte aller Sinngebung und die gestaltende Kraft aller Aufgaben der Zukunft werden.

Wo ist dieser Geist? Wie zwingen wir ihn zu uns?

Franz Oppenheimer / Der Weg ins Freie

Seit fünfundzwanzig Jahren sage ich unaufhörlich der Menschheit, daß der Weg zur Gleichheit nicht über den Zwang führt, sondern über die Freiheit. Ich sage und versuche, es mit allen Mitteln der Wissenschaft zu beweisen, daß die freie Konkurrenz an der krassen Ungleichheit, die unser gesamtes Leben verdirbt und besudelt, völlig unschuldig ist; daß nichts weiter erforderlich ist, um uns zur vollen Höhe der Menschheit zu erheben, als die freie Konkurrenz erst einmal wirklich zu schaffen; daß es bisher noch niemals in der Geschichte der Menschheit eine freie Konkurrenz gegeben habe. Ich sage, daß Liberalismus und Sozialismus eins und dasselbe sind, oder vielleicht besser: daß es nur den einen Weg, den des Liberalismus, der vollen politischen und wirtschaftlichen Freiheit gibt, um den Sozialismus zu erlangen: die von allem Mehrwert erlöste, klassenlose und darum mit Notwendigkeit nach innen und außen brüderliche Gesellschaft der Gleichen und Freien.

Zuerst hat mich niemand hören wollen; einsam und verbissen habe ich mir meinen Weg erkämpfen müssen, verspottet und verketzert von den Liberalen als Sozialist, von den Sozialisten als kleinbürgerlicher Utopist. Dann haben mich wenige gehört, dann mehrere und zuletzt viele, und jetzt sollen mich alle hören, so viel an mir liegt. Denn niemals ist der gequälten Menschheit Freudigeres verkündet worden; wenn ich recht habe, wird sie aus ihrer schwersten und größten Not erlöst: wählen zu müssen zwischen zwei unerträglichen Übeln, der *Ungleichheit*, die Haß, Zwietracht, Krieg und Unordnung bringen muß — und dem *Zwange*, den der freigelassene Mensch nicht erträgt und der darum auch nicht einmal die Ordnung gewährleistet,

Digitized by Google

Und zu keiner Zeit hat die Menschheit dieses Wissen dringender nötig gehabt, als gerade heute. Der Riese Volk hat seine Ketten zerbrochen und steht unschlüssig mit hängenden Fäusten. Gebt ihm das Werkzeug in die Hand und zeigt ihm Bauplatz und Plan, und er wird freudig daran gehen, den Königspalast seiner Zukunft zu errichten. Laßt ihn aber ohne Anweisung, und er wird die Fäuste zu sinnloser Zerstörung heben.

Rußlands Schicksal ruft uns allen eine furchtbare Warnung zu!

Was die getäuschte Menschheit bisher als „freie Konkurrenz" bezeichnet und verflucht hat, war in Wahrheit die „beschränkte" Konkurrenz. Und das ist eine Abart des Monopols.

Es gibt ein schönes deutsches Volksmärchen von zwei Stiefschwestern, einer schönen und frommen Königin, der bei jedem Wort Perlen und Edelsteine aus dem Munde sprangen, und einer bösen und häßlichen, der bei jedem Worte Kröten aus dem Munde sprangen. Die echte Königin wird verdrängt, und erst in letzter entscheidender Minute wird der Betrug enthüllt. Die beiden Schwestern sind die freie und die beschränkte Konkurrenz. Der ersten springen eitel Perlen und Edelsteine aus dem Munde; die Freiheit und die Gleichheit und mit ihnen die Brüderlichkeit und der Reichtum. Der bösen Schwester aber springen eitel Kröten und Molche aus dem Munde: der Mehrwert, der übermütige Reichtum oben, die haßerfüllte Armut unten, die Zwietracht der Klassen, Völkerkrieg und Völkermord. In letzter entscheidender Minute rufe ich, gleich dem kleinen Küchenjungen des Märchens, dem König Volk zu, endlich, endlich die erlösende Frage zu tun, den Betrug zu enthüllen.

Die freie Konkurrenz ist die von allen Monopolen freie Konkurrenz, und die beschränkte Konkurrenz ist die durch Monopole gelähmte Konkurrenz. Wo freie Konkurrenz besteht, da besteht auf die Dauer — jeder Blick auf irgendeinen Markt zeigt es uns — die vernunftgemäße Gleichheit des Einkommen. Wo aber ein Monopol besteht, kann oder darf die Konkurrenz nicht eingreifen, und nur darum kann sie die Gleichheit nicht herbeiführen. Man macht die freie Konkurrenz für die krassen Ungleichheiten der kapitalistischen Ordnung mit ganz demselben Recht verantwortlich, wie man etwa die Sonne dafür verantwortlich macht, daß es in einem fensterlosen Gebäude dunkel ist. Unsere ganze nationalökonomische Wissenschaft, die sozialistische und die bürgerliche, ruht auf dieser Schildbürgerweisheit.

Ein gewaltiges Monopol ist die Existenzgrundlage aller kapitalistischen Wirtschaft: das Monopol an Grund und Boden. Ein einziger Blick genügt, um das zu erkennen. Boden ist ein unentbehrliches Gut für jedermann, als Standort, und für jeden Landwirt noch außerdem als Produktionsmittel. Überall in der Welt gehört aller Boden einer Minderheit; das konstituiert zwischen ihr und der gewaltigen Mehrheit ein Monopol-, ein Klassenmonopolverhältnis (Marx nannte es das „gesellschaftliche Kapitalverhältnis"). Nun erhält überhaupt bei jedem Tausche unter einem Monopolverhältnisse der Monopolist „Mehrwert", den sein Opfer abzutreten hat: jeder Blick auf den Verkauf eines Patentgutes zeigt das ohne weiteres. Und so erhält auch bei jedem Tausche unter dem Klassenmonopolverhältnis jeder aus der Oberklasse Mehrwert, und der Arbeiter hat ihn abzutreten, d. h. hat sich mit einem Lohne zu begnügen, der hinter dem Werte seiner eigenen Arbeitsleistung zurückbleibt. Um mich marxisch auszudrücken: er leistet zum Beispiel zehn Stunden durchschnittlich gesellschaftlicher Arbeit und erhält im Lohne nur eine Anweisung auf Subsistenzmittel zurück, in denen fünf Stunden gleicher Arbeit verkörpert sind. Wer Boden hat, gleichviel, ob als Eigentümer oder Pächter, und außerdem einen Stamm von produzierten Produktionsmitteln, groß genug, um daran „freie", d. h. besitzlose Arbeiter zu beschäftigen, ist Kapitalist und erhält pro rata seines in Boden und Produktionsmittel investierten Geldkapitals seinen Anteil am Gesamtmehrwert seiner Klasse, den die Gesamtarbeiterklasse abzutreten hat.

Das ist die ganze Theorie! Sie ist, ich darf es sagen, unbestreitbar. Man kann sie totschlagen oder niederknüppeln, aber nicht widerlegen. Wäre sie nicht so beleidigend einfach, sie wäre längst angenommen. So aber sträuben sich die beati possidentes der offiziellen Wissenschaft von rechts und links mit wahrer Wut gegen diese neue junge Wahrheit, die sich an die Stelle ihrer mühsam erlernten, verwickelten, durch die verzwicktesten Hilfskonstruktionen vor dem Zusammensturz bewahrten Schulweisheit setzen will. Die Kapitalisten des Geistes sträuben sich gegen ihre Expropriation.

Das konnte man mit ansehen, so lange die Zeit nicht drängte. Jetzt aber hebt der Zeiger zum Glockenschlage „zwölf" aus. Und jetzt steht die Schulweisheit von rechts und von links vor glatten, unersteigbaren Mauern. Und da ist es Zeit, in die Welt hinauszuschreien, nein, mit aller Lungenkraft hinauszubrüllen, daß hinter der neuen, jungen Weisheit der Weg sich öffnet zur Zukunft, breit, glatt, schattig, in sanfter Steigung, die doch in kürzester Zeit zu bisher nie erreichter Sonnenhöhe leitet.

Das Bodenmonopol verzerrt die freie Konkurrenz zur beschränkten. Das Volk hat es in seiner Macht, das Monopol aufzuheben. Es ist nicht einmal Gewalt erforderlich. Weit mehr als die Hälfte des deutschen Ackerbodens gehört 220 000 Großbauern und 20 000 Großgrundbesitzern. Kauft ein Zehntel davon, 1,6 Millionen Hektar von 16 Millionen, und siedelt darauf die Landarbeiter als Bauern an! Das kostet höchstens soviel wie ein Monat Kriegführung — und dann fällt der ganze Rest des größeren und großen Besitzes in kurzer Zeit so gut wie kostenlos an das Volk zurück, weil die Leutenot zur Katastrophe wird. Großer Landbesitz ohne ausreichende Arbeiter ist nicht zu halten.

Dann hört die Massenabwanderung Landgeborener in die Industriestädte auf; es gibt keine „ländliche Reservearmee", und darum sofort überhaupt keine Reservearmee mehr. Die Nachfrage der neuen aufschießenden Dorfschaften nach industrieller Arbeit tritt als Nachfrage nach städtischen Arbeitern auf den Markt. Die Löhne schnellen empor und verschlingen sehr bald den Profit: kein Geringerer als Karl Marx selbst hat (im Schlußkapitel des ersten Bandes seines „Kapital") dargelegt, daß Kapitalismus nicht existieren kann, wo freies Land der Volksmasse zur Verfügung steht. Wir aber haben in Deutschland wahrlich freies Land genug, wenn jene sanfte Maßnahme die Kette des Bodenmonopols sprengt, und endlich, endlich die wahre Königin auf ihren Thron setzt. Heute leben in Deutschland 17 Millionen von der Landwirtschaft und Gärtnerei; davon sind 9½ Millionen landlose Arbeiter mit ihren Angehörigen, und von dem Rest der Besitzer hat noch weitaus der größere Teil nicht genug Land, um anständig existieren zu können. Die Zweig- und Parzellenbesitzer überwiegen bei weitem. Deutschland hat aber reichlich Raum für wenigstens vierzig Millionen selbständiger

Digitized by Google

mittelbauerlicher Bevölkerung, jede Familie durchschnittlich auf 20 Morgen reinen Fruchtlandes.

Gebt dem Riesen Volk das Werkzeug in die Hand! Laßt ihn sich auf dem Lande das Haus seiner Freiheit erbauen, unerschütterlich für ewig; denn das lehrt jedes Blatt der Geschichte: Wer das Land hat, hat die Macht! Keine formale Demokratie hat einen Sinn; blickt auf das immer noch im tiefsten feudal-aristokratische England. Füllt die Formen mit Inhalt. Setzt im Lauf der Zeit — es wird Jahrhunderte dauern, bis alles Land Deutschlands derart besiedelt ist, denn es gibt viel mehr Land als Menschen, die Landwirtschaft treiben wollen —, setzt auf das Land acht Millionen freier Bauern, einzeln oder in Genossenschaften, und kein Gedanke einer aristokratischen Restauration kann auch nur noch die Flügel heben!

Und brecht gleichzeitig das Übermonopol des städtischen spekulativen Terrainbesitzes; erlöst die städtische Masse aus der Bewucherung durch das städtische Bodenmonopol! Das ist noch viel leichter und billiger. Das zur Herrschaft gelangte Volk braucht nur die Absicht auszusprechen, das weiter außen liegende Gelände durch Schnellbahnen mit den Zentren zu verbinden, und der erhoffte Mehrwert verfliegt wie das Gas aus einem Ballon, dessen Reißleine der Pilot gezogen hat. Ihr habt dieses ganze Land für ein Trinkgeld, wenn ihr wollt.

Gebt dem Riesen Volk das Werkzeug in die Hand! Jeder Landmann soll sich seinen Hof bauen, und jeder städtische Arbeiter und Angestellte sein luftiges und sonniges Heim in der Gartenstadt. Dann weicht das Gespenst der Arbeitslosigkeit von uns: denn wie könnte es jemals an Arbeit fehlen, wenn das Volk für das Volk schafft?!

Wund ist er, wund bis ins Mark, der Riese Volk. Die besten Männer tot und verkrüppelt, die Frauen und Mädchen an der Drehbank und am Steuerhebel der Straßenbahn verbraucht, die Kinder unterernährt: Legt den wunden Riesen ans Herz seiner Mutter Erde, daß er gesunde.

Ihn hungert, den Riesen Volk. Gebt ihm Land, und unter seinem Pflug und Karst trägt Deutschlands Boden leicht, sehr leicht das Doppelte an Früchten für Mensch und Tier.

Für fremde Märkte hat er geschuftet, der Riese Volk, weil er nicht für sich selbst arbeiten durfte. Die fremden Märkte sind zunächst verloren. Laßt den Deutschen des Deutschen Absatzmarkt sein, und wir können des Neides und Hasses lachen, die uns die Märkte Übersee sperren wollen. Die Arbeit, die wir zeigen, steht fast durchaus auf heimischen Rohstoffen: laßt Engländer und Amerikaner in ihren Rohstoffmassen ersaufen: wir haben es nicht nötig, ihre Spekulation zum Erfolg zu führen.

Gebt dem Riesen Volk das Werkzeug in die Hand! Wenn ihr zweifelt, daß es der letzte Schritt zum vollen Sozialismus ist, ihr könnt nicht daran zweifeln, daß es wenigstens der erste Schritt ist. Und darum tut den ersten Schritt vor dem zweiten. Nehmt das erste Land gegen volle Entschädigung und laßt im übrigen Industrie und Handel, Handwerk und Gewerbe, Transportwesen und sogar Banken und Börsen ungeschoren! Bewahret euch den kunstvollen Mechanismus unserer Volkswirtschaft; bewahrt den Riesen Volk davor, gleich dem blinden Simson die Tragsäulen des Gesellschaftsbaues einzureißen und sich mit dem Gebäude zu zerschmettern.

Zu freien Männern habt ihr euch gemacht. Zeigt der aufhorchenden Welt, daß Freiheit nicht bedeutet Anarchie, Mord, Plünderung, Armut und Hungersnot, sondern vollkommene Ordnung, Blüte und Reichtum. Das sei eure Rache an euren einstigen Herren: zeigt ihnen, daß sie betrogene Betrüger waren.

Miles / Soldatenklagen

Wir bringen diesen Aufsatz noch jetzt, obwohl er in der Flut der sich überstürzenden Ereignisse als überholt erscheinen könnte. Er ist geschrieben worden in dem Augenblick, als die Lockerung des alten Gewaltregiments der Generalkommandos durch die Verfassungsreformen uns die Hoffnung gaben, jetzt endlich solche Darlegungen durch die Brandung der Zensur zu bringen. Schon in den ersten Kriegsjahren hatten wir immer wieder den Versuch gemacht, solchen und ähnlichen Soldatenklagen durch Veröffentlichung Gehör zu verschaffen. Aber alle Aufsätze von Helle und dem Frontoffizier „Miles“ sind unterdrückt worden. — Begreift man heute, welches Unheil die Zensur für uns gewesen ist?

Die beiden Anträge, die Graf Westarp an den Reichstag gestellt hat, bezwecken eine materielle Aufbesserung der Offiziere und Mannschaften und ferner Durchführung der gleichen Beköstigung von Offizieren und Mannschaften.

Die Löhnung der Unteroffiziere und Mannschaften soll vom 1. Oktober ab mindestens verdoppelt und auch für die Offiziersgehälter soll möglichst bald eine angemessene Aufbesserung der Gehälter durchgeführt werden.

Über den ersten Absatz wird sich jeder, der ein Herz für die Soldaten hat, freuen. Man kann zwar nicht gerade sagen, daß unsere Löhnungssätze allzu gering seien. Aber den Kaufmöglichkeiten, die sich dem Soldaten in Kantinen und Städten bieten, gegenüber sind sie doch recht schwach. Mit einer fünf Tage lang aufgesparten Löhnung kann sich der Soldat ½ Pfund Wurst kaufen, von dem teuern Speck gar nicht zu reden. Eine erneute Aufbesserung würde allgemein mit Genugtuung begrüßt werden. Freilich wird das viel Geld kosten. Aber man könnte ja erst einmal die Rüstungsausgaben, die man auf die Forderungen von Privatunternehmungen macht, etwas prüfen. Wenn das immer in den vier Jahren geschehen wäre, hätten Milliarden gespart oder in einer Weise ausgegeben werden können, die sozial ausgleichender gewirkt hätte. Daß eine Stelle, die Milliarden und aber Milliarden zu vergeben hat, auch ab und zu einmal an die soziale Seite bei der Verteilung denken müsse, dafür scheint man bei uns nicht viel Sinn gehabt zu haben.

Weniger unbedingt nötig scheint uns eine Aufbesserung der Offiziersgehälter. Es darf nicht übersehen werden, daß unsere Offiziere absolut nicht immer so glänzend gestellt sind, wie dies wohl bei einem Blick auf die lockenden Zahlen scheinen mag. Vor drei Jahren war das noch anders. Da konnte der Offizier sparen. Hierzu bietet sich ihm jetzt nicht mehr viel Gelegenheit, denn den größten Teil des Gehalts verschlingt die Bekleidung. Die Stoffe werden immer schlechter, die Preise immer höher. Eine Mütze kostet jetzt 24 M., ein paar Handschuhe den humoristischen Preis von 24—30 M. (wenigstens in den deutschen Geschäften, die in den großen Etappenstädten das Monopol haben; in einheimischen Läden kauft man billiger), ein Paar Schuhe 150 M., ein Mantel 200 M., eine Bluse 140 M., eine Hose 90 M. Wenn man bedenkt, was der Infanterieoffizier herunterreißt, so kann man sich leicht ausrechnen, was er von seinem Gehalt für Bekleidung opfern muß.

Ferner wirkt die Ziffer 310 M. pro Monat insofern blendend, als man nur zu oft dabei nur an den jungen Leutnant denkt. Der verheiratete Offizier, der wohl einen kleinen Friedensgehaltszuschuß bekommt, von alledem aber Frau und vier Kinder ernähren muß, schaut verdammt um die Ecke. Und hier liegt eben der große Fehler: die Offiziersgehälter sind ohne jegliche soziale Orientierung. Eine einzige kleine Konzession hat man 1916 gemacht, als die Leutnantsgehälter für die ab 1. 10. 16 ernannten Offiziere zwar um 60 M. heruntergesetzt wurden, diese Schmälerung aber bei Verheirateten nicht eintrat. Diese Maßnahme ist gerechtfertigt, steht aber in der ganzen Offiziersgehaltordnung so einsam

Digitized by Google

da, daß man sich wundern muß, warum man nicht an einen Weiterausbau Hand angelegt hat. Selbst die begünstigten Offiziere betonen immer wieder, daß sie in Gehaltsfragen ungerecht behandelt werden, und zwar — in bonam partem. Eine Staffelung nach dem Familienstande hätte sehr wohl durchgeführt werden können. Jede Einkommensteuergesetzgebung gab Momente dazu reichlich an die Hand. Warum ist das gescheitert? Oder vielmehr: weshalb ist es überhaupt nie versucht worden? Es wird wahrscheinlich „keine Veranlassung dazu vorgelegen haben". Auch der Reichstag ist hier von einer Unterlassungssünde nicht freizusprechen.

Nun — es gibt immerhin einige soziale Zugeständnisse. So haben z. B. Offiziere vom Brigadier an aufwärts keine Freifahrt auf Urlaubsreisen. Leider aber gewinnt der Staat hierdurch keine Summe, die für die Abbürdung der Kriegslasten groß in Betracht kommen würde, aus diesen und jenen Gründen.

Der Antrag des Herrn Grafen Westarp geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß die Offiziersgehälter entsprechend der allgemeinen Teuerung nicht Schritt gehalten haben. Aber ehe man nun sogleich eine Heraufsetzung verlangt, erwäge man einmal Vergangenheit und Gegenwart. Bei Kriegsausbruch waren die Gehälter zweifellos viel zu hoch. Beweis: fast alle Offiziere, die diesen Rang schon 1914 innehatten, haben recht hübsche Ersparnisse gemacht; es gibt Leutnants mit 10 000 M., wenngleich zuzugeben ist, daß das die ganz Musterhaften sind. Aber 5000 bis 7000 M. ist der Durchschnitt. Auch Verheiratete konnten sparen. Das ist jedermanns gutes Recht. Der Staat aber soll nicht, während er dem einen täglich 53 Pf. gibt, dem andern Taschengelder zustecken, aus denen sich Kapitalien sammeln lassen.

Jetzt sind zwar die Gehälter nicht mehr hoch zu nennen (abgesehen von denen der höheren Stellen), aber wer sich einrichtet, kann damit auskommen. Durch Auszahlung eines hohen Taschengeldes an oft recht jugendliche Herren ist eine Gefahr für viele entstanden. Oft hört man: 300 M. im Monat braucht man mindestens. Denkt solch ein junger Herr daran, wie viele Beamte z. B., sagen wir gar nicht einmal mittlere, sondern ruhig hohe Beamte, sich vom Gehalt 300 M. einfach als Taschengeld wegstecken können? Daß ein großer Teil vom Offiziersgehalt für Bekleidung verausgabt werden muß, ist für den einzelnen schmerzlich, in erzieherischer Hinsicht aber gewiß nur gut. Denn wie viele von denen, die 1914 und 1915 ihr Gehalt einfach verbrauchen konnten, haben den Maßstab verloren und sich eine Lebenshaltung angewöhnt, die weder mit ihrer Erziehung noch den Sitten des Elternhauses noch — ihren eigenen Zukunftsmöglichkeiten in Einklang steht.

Das richtigste wäre, der Staat lieferte dem Offizier genau so sämtliche Bekleidung gratis wie dem einfachen Soldaten. Dazu müßten die Gehälter zirka 50 v. H. herabgesetzt werden. Da der Offizier ja freie Verpflegung an sich schon hat, braucht er dann überhaupt kein Gehalt, das in einem Riesenabstand vom Sold der Leute steht. Für Angehörige der Offiziere müßte die öffentliche Fürsorge genau so Platz greifen wie beim einfachen Mann. Dann wäre der Offizier befreit von den ewigen Sorgen um die Bekleidung und auch der soziale Ausgleich geschaffen. Und welche physische Wirkung würde das auf die Leute haben!

Denn die Leute, die ja die ökonomischen Sorgen des Offiziers nicht kennen, sehen in dem jetzigen Gehalt eine Bevorzugung, zumal, da sie bei dem ständigen engen Zusammenleben mit dem Offizier dessen Lebenshaltung recht gut beobachten können. Da sehen sie allerdings, daß auch heute noch recht viele Luxusbedürfnisse befriedigt werden. Und das kommt vor allem durch das Kasino.

Solange das Kasino in der bisherigen Weise weiterbewirtschaftet wird, kann von einer Gleichheit in der Beköstigung von Offizieren und Mannschaften nicht die Rede sein. Die Fleischportionen, die im Kasino aufgetragen werden, sind stets größer als die auf den einzelnen Mann kommenden. Wir freuen uns des Antrags des Herrn Grafen Westarp. Es kann aber nicht unerwähnt bleiben, daß es gerade die dem Herrn Grafen sozial am nächsten stehenden Offizierskreise sind, die für eine Gleichheit in der Beköstigung einfach gar keinen Sinn haben. Offiziere vom glänzendsten Schneid, Offiziere, die nun das 5. Jahr sich in jedem Dreck mitherumwühlen — — sie regen sich nicht im geringsten auf, wenn der geschmeidige Verpflegoffizier ihnen in die vorderste Linie Braten und Nachspeise schickt. Der Antrag des Herrn Grafen sagt: „— — den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, die gleiche Beköstigung von Offizieren und Mannschaften durchzuführen." Da auf dem Papier Offiziere und Mannschaften ja stets die gleiche Beköstigung gehabt haben, gewinnt dieser Satz seinen Sinn durch das „durchführen". Und in der Tat kann man gespannt sein, welche Antwort der Kriegsminister oder sein Vertreter geben wird. Sagt er: das ist bereits durchgeführt, Klagen sind nur vereinzelt, und wo sie vorkommen, wird ihnen nachgegangen — —, dann wollen wir nur nicht zu sehr über das Ableben des alten Systems frohlocken. Denn das ist gar nicht, in keiner Weise und an keiner Stelle durchgeführt! Wohl geben A. O. Ks. ab und zu einmal väterliche Ermahnungen und Warnungen. Mit welchem Beispiel sie aber selbst vorangehen, steht zu ihren Ermahnungen in einem geradezu grotesken Gegensatz. Darum muß die Antwort lauten:

„An alle Feldstellen ist folgender Befehl ergangen: aus den empfangenen Nahrungsmittelvorräten darf für Versorgung von Kasinos nur so viel entnommen werden, als der Zahl der dort verpflegten Offiziere multipliziert mit den Sätzen der einzelnen Nahrungsmittel entspricht. Auf die die Verteilung regelnden Verpflegungsoffiziere darf keinerlei moralischer Druck ausgeübt werden, der geeignet wäre, sie zu Pflichtverletzungen zu veranlassen. Es ist von jetzt ab strengstens verboten, daß im Kasino mehr als eine Mahlzeit pro Tag eingenommen wird oder daß Offiziere, die im Kasino verpflegt werden, sich die andere Mahlzeit aus der Feldküche holen lassen. Die Kommandeure sind hierfür verantwortlich. Von allen Offizieren wird erwartet, daß sie den Verpflegungsoffizier nach dem, was er für die Gesamttruppe tut, einschätzen, und nicht nur danach, wie er das Kasino versorgt. Kasino ist durchaus Nebensache."

Wenn der Antrag des Herrn Grafen nur diesen Erfolg hätte, wäre viel geholfen, tausendmal mehr als die offizielle Stimmungsmache bisher fertiggebracht hat. Das Kasino könnte auch ganz verschwinden, denn es zwingt zu großen Ausgaben und zu einem Verbringen der freien Zeit, über das schon mancher mit den Zähnen geknirscht hat.

Ludwig Bruns / Kants Schrift „Zum ewigen Frieden"

1.

Im Jahre 1795 wurde zwischen Preußen und Frankreich der Baseler Friede geschlossen, der einem Waffengange zwischen dem „stehenden Heere" Preußens und dem Volksheer der jungen Republik ein Ende machte. Viele Deutsche — und darunter gerade führende Geister — waren für die Sache des französischen Volkes eingenommen, wenn auch die politischen Ereignisse der Revolution, namentlich der Königsmord und andere Schamlosigkeiten, ihren Abscheu erweckten. Denn Rousseaus Lehren, vor allem die Sache der „allgemeinen Menschenrechte", fanden überall in Europa Anhänger. Der sogenannte erste Koalitionskrieg war daher nicht von der Begeisterung der Gegner Frankreichs getragen und erweckte allgemein das Bedürfnis nach dauerndem Frieden.

In diesem Jahre ließ Kant (1724—1804) ein Schriftchen erscheinen, daß seinen Gedanken über die Möglichkeit eines „ewigen" Friedens Ausdruck gab. Er stellt darin die Forderungen der Vernunft den Lehren der Politik gegenüber und verficht das Recht des Philosophen gegen die Ansprüche der Diplomaten. Von der Unverbrüchlichkeit der Moral und der über die sinnlich erfahrbare Welt erhabenen Idee des Rechts ausgehend, gelangt er zu der Behauptung, daß sich die Politik stets nach den Forderungen der Moral zu richten habe, aber nie umgekehrt; denn „die Moral läßt

Digitized by Google

sich nicht umschmieden". Wenn man auf die Grundlagen des Staats- und Völkerrechts zurückgeht, so sieht man, daß die Natur selbst als Schicksal und Vorsehung für die Ausgestaltung des Rechts in der empirischen Welt Sorge trägt. Der dem Menschen innewohnende Drang, sich gegen alle Nachbarn im Kampf ums Dasein zu behaupten, führt notwendig zur Ausgestaltung des Einzelstaates mit seinen Gesetzen, und der ihm eingepflanzte Handelsgeist sowie der Umstand, daß die ganze Erdoberfläche von Menschen bewohnbar und besetzt ist, drängt darauf, auch die Nationen in ein rechtliches Verhältnis zueinander zu bringen. Daß aber nicht schließlich ein alle Erdenbewohner umfassender Universalstaat daraus wird, verhindert die natürliche Verschiedenheit der Menschen in Religion und Sprache. Je umfassender ein solches Weltreich wird, desto mehr verliert die Staatsgewalt an Macht und Einfluß, so daß schließlich das Gegenteil des Bezweckten, nämlich vollständige Gesetzlosigkeit, Platz greifen würde. Um so mehr drängt aber die ewige Natur auf die Herbeiführung dauernden Friedenszustandes und übernimmt selbst die Garantie für die Maßnahmen, die ihn herbeizuführen geeignet sind.

Demgegenüber müssen alle Einwendungen der praktischen Politiker verstummen. Wenn sie behaupten, daß ihr Grundsatz laute: „Seid klug wie die Schlangen!", so fügt die Moral hinzu: „Aber ohne Falsch wie die Tauben." Mögen sie auch anerkennen, daß Ehrlichkeit besser als alle Politik ist. Die Politiker, die nur auf den Erfolg ausgehen und sich auf ihre Menschenkenntnis etwas einbilden, kennen doch den Menschen nicht und was aus ihm gemacht werden kann. Es kann nur moralische Politiker, aber nicht politische Moralisten geben. Die Politik muß sich den Ansprüchen der Moral beugen, aber nie darf die Moral von den Lehren der Politik beeinflußt werden.

Um nun einwandfrei sagen zu können, was in jedem Einzelfalle den Forderungen der Gerechtigkeit entspricht, stellt Kant einen apriorischen — von vornherein gegebenen, nicht ableitbaren — Grundsatz auf. Er lautet zunächst verneinend: Alles, was nicht die Publizität, die öffentliche Verkündigung, verträgt, entspricht nicht der Idee des Rechts. Was ich also verheimlichen muß, weil es den Widerstand aller gegen meinen Vorsatz hervorruft, muß notwendig ungerecht sein.

Ein Beispiel, das in Kants Kreisen damals häufig besprochen wurde, erläutert die Meinung des Philosophen. — Er wirft die Frage auf: Ist Aufruhr ein rechtmäßiges Mittel, um einen Tyrannen zu entfernen? Die einfache Überlegung des Tatbestandes ergibt keine entscheidende Antwort. Die Rechte des Volkes sind ja zweifellos durch den Tyrannen gekränkt. Ihm selber geschieht auch durch die Meuterei kein Unrecht. — Trotzdem entspricht der Grundsatz nicht der Gerechtigkeit, weil Statsverfassungen mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, gelegentlich Gewalt gegen das Oberhaupt anwenden zu wollen, undenkbar sind.

Damit ist aber nur zweifelsfrei festgestellt, was unrecht ist. Es fehlt noch die bejahende Formel. Denn nicht gilt die einfache Umkehrung des Satzes: Was publiziert werden darf, ist gerecht. Der Inhaber der Staatsgewalt braucht die Verlautbarung seiner ungerechten Grundsätze nicht zu scheuen. — Die positive Bestimmung dessen, was recht ist, findet Kant in der Formel: „Alle Grundsätze, die der Publizität bedürfen, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen."

So ist nun die Möglichkeit gegeben, sowohl den Lehren der Politik als auch den unverbrüchlichen Forderungen der Moral Folge zu leisten. Der Politiker erhält nunmehr das Wort; aber er setzt seine Bestimmungen nicht in Widerstreit mit den Mahnungen des Philosophen. — Die Grundsätze und Bedingungen, die Kant für den Abschluß eines nicht nur sogenannten „ewigen" Friedens aufstellt, gliedert er gleich einem wirklichen Friedensvertrag in Präliminar- und Definitivartikel.

2.

Die Präliminarartikel zerfallen in sechs Verbote, von denen drei sofort eingeführt werden müssen, während die Verwirklichung der anderen drei aufgeschoben werden darf, aber nicht auf den „Nimmertag". Die ersteren lauten:

I. „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden."

Nur unter dieser Bedingung kann man von einem wirklichen Friedensschluß sprechen. Alles andere sind nur Waffenstillstände, welche der künftigen Politik früher oder später Anlaß zu neuen Kriegen geben, zumal wenn sie ihr Hauptstreben auf beständige Vergrößerung der Macht setzt.

II. „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewalttätig einmischen."

Kant kennt nur eine Abweichung von dieser Regel: Wenn sich ein Staat durch innere Veruneinigung in zwei Teile spaltet, deren jeder für sich einen besonderen Staat darstellt, der auf das Ganze Anspruch macht, so muß es den unbeteiligten Staaten unverwehrt bleiben, sich für eine der beiden Parteien zu entscheiden.

III. „Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen."

Als solche Feindseligkeiten werden aufgeführt: Anstellung von Meuchelmördern und Giftmischern, Brechung der Kapitulation, Anstiftung von Vaterlandsverrat im bekriegten Staate. Alle diese Dinge führen notwendigerweise zum Ausrottungs-, zum Vernichtungskriege, während der Krieg doch nur mangels eines rechtskräftig entscheidenden Gerichtshofes das „traurige Nothmittel im Naturzustande" ist, durch das ein Staat sein Recht behauptet und ähnlich wie beim uralten Gottesgericht erweist. Alle diese ehrlosen Mittel haben zudem die Eigenschaft, in ihrer Wirkung den Krieg zu überdauern und das wechselseitige Vertrauen der Völker auch für die Folgezeit zu vernichten oder zum mindesten in der Erinnerung an ihre Anwendung im Kriege dauernd zu beeinträchtigen.

* * *

Es folgen nun die übrigen Bedingungen für den ewigen Frieden, deren Einführung nicht sofort ins Auge gefaßt wird:

IV. „Es soll kein für sich bestehender Staat durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."

Der Staat, die Gesellschaft, der Staatsbürger muß als moralische Person angesehen werden, über die niemand anders zu gebieten und zu disponieren hat als er selbst. Kant geht dabei auf Familienbündnisse der Herrscher, auf Erbverträge ein und behauptet, daß nicht der neue Herrscher den Staat erbt, sondern daß vielmehr umgekehrt der Staat einen neuen Regenten erwirbt.

V. „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören."

Die Gefahr stehender Heere, führt Kant aus, beruht darin, daß sie ständige Bereitschaft zum Kriege darstellen und so die anderen dauernd bedrohen und sie anreizen, ihre Rüstung ohne Grenze und im Wettbewerb mit allen zu vermehren, so daß schließlich die Kosten, die im Frieden dadurch entstehen, so hoch werden, daß man lediglich, um die Lasten loszuwerden, zum Angriffskrieg schreitet. Ebenso wird die Anhäufung eines Kriegsschatzes die Gegner veranlassen können, der steten Bedrohung durch einen zuvorkommenden Angriff ein Ende zu machen. — Dagegen wird die Vorbereitung zur Verteidigung des Vaterlandes durch freiwillige, periodisch vorgenommene Waffenübungen der Staatsbürger gefordert.

VI. „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden."

Selbstverständlich ist der Staatskredit unbedenklich, wenn er für innere Zwecke in Anspruch genommen wird. Sowie er sich irgendwie gegen die fremden Staaten richtet, dient er dazu, die Führung eines Krieges gleich dem vorher erwähnten Kriegsschatz ganz ungeheuer zu erleichtern. Außerdem ist durch Anhäufung solcher Schulden der Bankrott des Staates nicht ausgeschlossen. Er würde aber auch die anderen Staaten in Mitleidenschaft ziehen und sie zwingen, sich von vornherein gegen den Schädling zu verbünden.

Digitized by Google

3.

Die Definitivartikel zum ewigen Frieden bauen sich auf der Einteilung des empirischen Rechts auf. Soweit die Personen — hierbei auch der Staat als Person betrachtet — in Frage kommen, berücksichtigt Kant einmal die Bürger des einzelnen Staates, zweitens die Staaten untereinander und endlich Menschen und Staaten, soweit sie in Beziehung zueinander treten und als Bürger eines allgemeinen Weltstaates anzusehen sind. Danach unterscheidet er das Staatsbürger-, das Völker- und das Weltbürgerrecht und erhält somit drei Definitivartikel.

Der erste lautet: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein."

Die Staatsverfassungen werden meistens der Form der Beherrschung nach in Autokratie, Aristokratie und Demokratie unterschieden. Hier kommt es aber auf die Art und Weise an, wie der Staat von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht. Kant unterscheidet da die „despotische" und die „republikanische" Regierungsart. Letztere sondert die ausführende Regierungsgewalt von der gesetzgebenden, während im despotisch verfaßten Staate dieselbe Gewalt die von ihr gegebenen Gesetze auch vollzieht, mithin den öffentlichen Willen wie ihren Eigenwillen behandelt. Nach dieser Definition ist Kants Demokratie notwendig ein Despotismus. Auch Autokratie und Aristokratie können despotisch sein, haben aber ebenso die Möglichkeit, republikanisch verfaßt zu sein. Je kleiner die Zahl der Herrscher, die ausübende Gewalt, und je größer die Repräsentation des Staatswillens ist, desto leichter greift die republikanische Regierungsart Platz.

Sie ist aber als die einzig der Idee des Rechts entsprechende anzusehen, da sie den drei Grundsätzen entspricht, die Kant aus dem Begriff des Staats ableitet. Es sind erstens der Grundsatz der Abhängigkeit, der ohne weiteres mit dem Begriff des Staates gesetzt werden muß. Sodann ergibt sich der Grundsatz der Freiheit, der jedem Staatsbürger die Befugnis erteilt, nur solchen äußeren Gesetzen zu gehorchen, denen er selbst seine Zustimmung gegeben hat, und endlich das Prinzip der Gleichheit, welches erfordert, daß keiner einen anderen zum Gehorsam gegen Gesetze anhalten darf, denen er sich nicht selbst unterwirft.

Der zweite Definitivartikel bezieht sich auf das Völkerrecht und lautet: „Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten gegründet sein."

Das bloße Nebeneinander der Staaten führt zu unaufhörlichen Kriegen. Es muß daher ein Bund freier Staaten entstehen. Die wahre Freiheit besteht nicht in der Möglichkeit, in ewigem Kriegszustande das Recht der rohen Gewalt zu suchen, sondern darin, daß der Einzelstaat sich den Gesetzen unterwirft, denen er im Bunde mit den anderen seine Zustimmung gegeben hat. Dieser Friedensbund entspricht in seiner Entstehung durchaus dem Entstehen des Einzelstaates. Wie hier ein Volk sagt: „Es soll unter uns kein Krieg sein; denn wir wollen uns in einen Staat formieren, d. i. uns selbst eine oberste gesetzgebende, regierende und richtende Gewalt setzen, die unsere Streitigkeiten friedlich ausgleicht" — so muß auch im Verhältnis der Völker zueinander verfahren werden können. Dem „bürgerlichen Gesellschaftsbunde" entspricht der „freie Föderalismus", wie ihn die Vernunft notwendig mit dem Begriff des Völkerrechts verbindet.

Dieser Föderalismus ist das „negative Surrogat", der eingeschränkte Ersatz für die Idee der Weltrepublik, die sich nicht wird erreichen lassen, da die Völker nicht gewillt sind, ihre Hoheitsrechte völlig aufzugeben.

Der dritte Definitivartikel besagt: „Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein."

Da es sich lediglich um Forderungen handelt, die sich aus dem Rechtsbegriff ergeben, so bezieht sich die „Hospitalität", die „Wirtbarkeit", auf den Rechtsschutz des Landfremden, der in einem Lande zugelassen wird und sich dort friedlich verhält. Hierbei kommt Kant auf die kolonialen Bestrebungen seiner Zeit zu sprechen und verurteilt vom Rechtsstandpunkt aus die Anschauung der handeltreibenden Kulturstaaten, die in Amerika, Südafrika und Ostindien den Besuch dieser Länder mit ihrer Eroberung gleichgesetzt haben. Das ist natürlich vom moralischen Standpunkt aus zu verwerfen. Hierbei greift er auf die allmählich immer mehr in die Erscheinung tretende Gemeinschaft, Solidarität aller Völker der Erde zurück, die eine Rechtsverletzung an irgendeinem Platz der Erde alle fühlen und die Idee eines Weltbürgerrechts nicht mehr phantastisch und überspannt erscheinen läßt. Sie bildet vielmehr die notwendige Ergänzung des Staats- und Völkerrechts zum öffentlichen Menschenrechte und ist die unerläßliche Bedingung zur Herbeiführung des ewigen Friedens.

* * *

Kant schließt seine Ausführungen mit dem Hinweis, daß der ewige Friede keine leere Idee, sondern ein Ideal, eine Aufgabe ist, die ihrem Ziele beständig näher kommt, und zwar in demselben Fortschritt, in dem der Zustand eines öffentlichen Rechts, wenn auch nur in einer ins unendliche fortschreitenden Annäherung, verwirklicht wird.

Rudolf Müller / Elbflorenz

Unter den Zypressen des Monte Oliveto nahm ich Abschied von Florenz. In Sonnengold getaucht lagen seine Paläste, seine immergrünen Gärten, seine marmornen Denkmäler und Figuren. Lichtbündel flirrten auf seinen Kuppeln und Türmen, und rote Gluten loderten in den Fenstern seiner Häuser. Glockentöne flatterten in der Luft, und aus den Blütenkelchen des Arnotals wirbelte der Abendwind süße Düfte empor. Festlicher denn je ruhte der marmorne Leib der Stadt am schleichenden Wasser des Flusses vor den Olivenhainen und Rebengeländen von Fiesole. Die gewölbten Brücken hingen wie Schlangen an seinem Gewande, wie tiefe Falten wanden sich die Straßen, und in ihrem Gewirr funkelte das bunte Edelgestein des Domes von Brunelleschi, des Baptisteriums, das durch Ghibertis Meisterhand geadelt wurde, des Palazzo Vecchio, des Wunderbaues des Hauses der Pitti und der vielen anderen trotzigen Bauten, die den Jahrhunderten ins graue Antlitz schauten und mit ihrer Patina belohnt wurden. Welche Fülle menschheitbeglückender Geister schufen diese Hallen und erfüllten neue Gesetze der Schönheit und des Lebens! Sie alle waren Söhne dieser einzigen Stadt oder wurden doch zu solchen und verliehen ihr Ruhm und Glanz für alle Ewigkeit. Sie machten sie zu einem Wallfahrtsort aller, die nach Schönheit dürsteten, zur Ruhmeshalle für eine Schar unsterblicher Geister, wie sie in gleicher Fülle nur noch Athen hervorgebracht hatte, und wenn die Italiener eitel wurden, nannten sie sie das „italienische Athen". Dante und Giotto, Fra Angelico, Fra Filippo Lippi, Bennozo Gozzoli, Sandro Botticelli; Brunelleschi; Leon Baptista Alberti; Ghiberti, Luca della Robbia, Donatello, Verrocchio; Leonardo da Vinci, Michelangelo und Rafael; Savonarola, Lorenzo il Magnifico, Machiavelli — wie Musik klingen die Namen der Edelsten der Edlen vom florentinischen Parnassus in die Ohren, und mit ihren Namen verbinden sich Werke, ohne welche die menschliche Kultur nicht das wäre, was sie ist. Sie schufen nicht nur für die engbegrenzte Spanne ihres Lebens, nicht nur für den kleinen Kreis ihrer Mitbürger und Volksgenossen; der Geist ihrer Tätigkeit, die eine der glanzvollsten Epochen in der Entwicklung der Menschheit darstellt, überstrahlt und befruchtet heute noch alle Völker der Erde. Die Stätten, da ihr Fuß wandelte, sind daher heilige Stätten geworden, und die Scholle, da sie schufen, strömt noch heute den Würzgeruch ihres Geistes aus und zwingt damals, wie heute, alle in ihren Bann, die über sie dahinschreiten. Von allen diesen Köstlichkeiten, die ich lange und tief ausgekostet hatte, und die zur Konstruktion meines Lebens gehörten, sollte ich nun Abschied nehmen, um nach dem nebligen Norden zurückzukehren, um das Florenz Dantes und der Mediceer mit dem Florenz an der Elbe, mit „Elbflorenz" zu vertauschen. Man hatte mir Freundliches von dieser Stadt erzählt, aber das alles versank in dem Meer von Herrlichkeit, das sich dort zum letzten Male vor mir

Digitized by Google

ausbreitete, und konnte die schale Stimmung, die das Wort „Ersatz" hervorrief und die sich während des Krieges später an tausend Dingen, die mit dem kleinen und kleinsten Leben zusammenhängen, wiederholte, nicht schmackhaft machen. Als ich mich zum Gehen wandte, zog eines jener schnellen Gewitter empor, die im Frühsommer Italiens so häufig sind, und überschattete den Osten der Landschaft, während der Westen im heiteren Sonnenglanze liegenblieb, und vor den zuckenden Blitzen und schwarzen Regenstreifen überspannte Stadt und Tal von Fiesole bis San Miniato ein leuchtender Regenbogen, auf dem die musizierenden Engel Fra Angelicos hin und her wanderten.

Vor mir erschien mit offnem Flügelpaar
Das schöne Bild, wo selig im Vereine
Der Geister lichter Kranz verflochten war,
Jedweder war wie ein Rubin, vom Scheine
Der Sonne, so in Licht und Glut entbrannt,
Als ob sie selbst mir in die Augen scheine.
(Dante, Paradies 19.)

Nun sind sechs lange Jahre in Dresden vergangen, aber ich war trotz Herder nicht vermessen genug, die Seele von Florenz in Dresden suchen zu wollen. Sie ist auch an der Elbe nicht vorhanden, weder die der Renaissance noch die der Moderne. Die Florentiner trieben als ganzes Volk, was in Dresden und Sachsen Sache der Kurfürsten des Barock und Rokoko blieb. Die Dresdner und Sachsen waren nur Untertanen, nur die Sklaven und Landsknechte geistreicher und hochgebildeter Tyrannen und ihrer Minister, die nur den Willen des Herrn und nicht die Wohlfahrt und Not des Volkes kannten. Florenz durchlebte als Republik alle denkbaren Regierungsformen: Adelsherrschaft, Tyrannis, Herrschaft der Zünfte und des Proletariats, Primat eines Hauses, Theokratie mit Savonarola und das mediceische Gewaltfürstentum. Der Dresdner Bürger verarmte unter der Prunksucht seiner Fürsten, in Florenz wuchs der Reichtum des Volkes, die kleinen Leute konnten sich aus engen Verhältnissen befreien. Die Mediceer selbst sind aus der Tiefe des Volkes emporgestiegen und zu fürstlicher Macht gelangt. Nach Florenz strömten die Fremden, um zu sehen, zu bestaunen und zu lernen, was florentinischer Geist erschuf, aber welchen Anteil hatten die Ausländer an der Blüte der florentinischen Kultur? In Florenz galt nur, was florentinisch war. In Dresden konnten Baumeister von so klassischer Bedeutung, wie Pöppelmann und Bähr durch Jan de Bodt, Zacharias Longuelune und Chiaveri abgelöst werden, und mit Krubsacius, dem Dresdner Schüler Longuelunes, sollte der französisch-klassizistische Stil weitere Pflege finden. Ja nicht einmal die Sammelwut des augusteischen Zeitalters in Dresden darf als florentinisch angesprochen werden, denn Sammelwut, Baulust und Kunstpflege reflektierten nicht von Florenz, sondern von Versailles, und die Triebfeder hierzu war nicht reine Kunstbegeisterung, sondern eitler Nachahmungstrieb mit dem leitenden Gedanken, Versailles durch Luxus in den Schatten zu stellen. War Florenz im reinsten Sinne des Wortes eine Kunststadt, so wurde Dresden unter seinen Fürsten der Allongeperücke und der Zopfzeit eine Museumsstadt, in die Agenten aus aller Welt kostbare Schätze zusammentrugen und über die eigene, Großes versprechende Entwicklung Dresdener Malerei und Kleinkunst emportürmten. Es ist als ein Wunder zu betrachten, wenn sich unter dem Ansturm von so viel fremdländischer Art der Dresdner Barock durchsetzen konnte. Aber während Florenz, das durch den Mediceer Leo X. seine besten künstlerischen Kräfte an Rom verlor, im Laufe der nächsten Jahrhunderte zur Museumsstadt erstarrte, die es bis heute geblieben ist, wirkten in Dresden die Sammlungen der augusteischen Periode, die Kulturbestrebungen auch auf allen anderen Gebieten anregten, fruchtbringend für eine neue Kunstentwicklung und zogen neben Italienern und Franzosen hervorragende Deutsche aus allen Gauen nach Dresden, an denen die Sachsen einen hervorragenden Anteil hatten. Über diesem Parnassus Dresdner Männer strahlt, wenn man will, ein florentinisches Morgenrot: Friedrich August I., Friedrich August II.; Pöppelmann, Bähr, Winkelmann, Rafael Mengs, Parmoser; Canaletto, de Silvestra, Chiaveri, Lorenzo Mattielli; de Bodt, Longuelune; Knöffel, Krubsacius; Graf Zinzendorf, — aber wie viele fremde Namen und Dolmetscher des Auslandes, und wie wenige, die aus eigenem großen, freien deutschen Herzen fühlten, dachten oder schufen! Später traten zu diesen Schinkel und Semper, Rietschel und Ludwig Richter, Karl Maria von Weber und Richard Wagner, Ludwig Tieck und Karl Gutzkow, Devrient, Dawison u. a. Nun erst wurde Dresden zu einer deutschen Kulturstätte auf breitester Grundlage. Auf dieser wuchs ein neues Geschlecht von Kulturträgern empor, die Dresdner Kunst aus deutschem Empfinden heraus schufen, protegiert von dem Fürstenhaus, das an seinen mäzenatischen Überlieferungen festhält, aber nicht gefesselt durch königlichen Willen und königliche Prunksucht. Die Kultur ist nicht mehr allein Sache der Fürsten geblieben, wie zu Herders Zeiten, sondern Sache des Volkes geworden, wie zu den Zeiten der florentinischen Republik. Dresden hat den umgekehrten Weg in seiner Kulturentwicklung eingeschlagen wie Florenz. Von dem modernen Florenz spricht niemand, von dem alten und dem modernen Dresden sprach aber vor dem Kriege alle Welt. Der moderne Parnassus steht dem alten nicht nach: Wallot, Roth, Kreis, Erlwein, Hohrath, Schumacher haben mit ihren Bauten dem heutigen Dresden das Gepränge gegeben, Robert Diez, Georg Wrba, Edmund Möller, Arthur Lange, Selmar Werner gehören zu seinen besten Bildhauern. Robert Diez, Otto Gussmann, Karl Bantzer, Ludwig v. Hofmann, Otto Hettner, Paul Rößler, Max Feldbauer, Ferdinand Dorsch, Fritz Beckert, Hans Unger u. a. m. bilden den Kreis emporstrebender, bedeutender Maler. In der Musikwelt klingen die Namen v. Schuch, Kutschbach, Richard Strauß, Dräseke, Gräbner und viele andere, erste Sänger und Schauspieler haben die königlichen Kunstinstitute zu vorbildlichen Kunststätten gemacht, die ihre Anziehungskraft über die Grenzen des Landes ausüben. Kammermusik, Kirchenmusik, Konzerte und Chöre finden eine mustergültige Pflege. Auch die Literatur weist eine Anzahl namhafter Vertreter auf, wie Walter Harlan, Otto Erler, Börries, v. Münchhausen, Ottomar Enking, August Niemann u. a. m. Ein starker, echt künstlerischer Impuls geht durch alle diese Bestrebungen. Dresden wacht und arbeitet mit heiligem Ernste. Florenz ruht auf den Lorbeeren, die ihm die großen Männer der Renaissance gepflückt haben. Dresden hat mit dem Florenz der Renaissance nichts gemein, denn die klassische Periode Dresdens wird von zweien seiner Fürsten durch Machtwort inokuliert, es hat mit dem nachgeborenen Florenz nichts gemein, denn dieses ist ein Antiquitätenschrein geworden. In Dresden aber pocht der Pulsschlag stürmischen modernen Lebens. Warum also Elbflorenz?

Ich wandere auf schmalem Wege die Höhen des Elbgeländes entlang. Die Hänge prangen im weißen und rosafarbenen Schmuck der Obstblüte, das breite Band der Elbe windet sich durch Gärten und Gärten. Aus Blütenschnee und Frühlingsgrün grüßt das pralle Rot der Ziegel, und betriebsamer schwarzer Rauch schwelt aus tausend Essen. Glockentöne flattern in der Luft, aber dazwischen erdröhnt das eherne Gestampf von Eisenhämmern, das Brausen und Sausen der Arbeitsmaschinen, das jauchzende Pfeifen unzähliger Fabriken, das Kettengerassel der Schleppschiffahrt auf dem breiten Strom, auf dem mächtige Lastkähne in unübersehbarer Folge hin und her gleiten. Auf den Brücken, die den Strom überspannen, sieht man endlose Züge, ein Gewühl von hastenden Menschen und jagenden Gefährten und Wagen, die sich in den breiten Straßen und Alleen der Stadt wieder verlieren. In gleißendem Golde glänzt der Mann mit dem Füllhorn vom trotzigen Belfried des Rathauses über die schaffende Stadt. Der funkelnagelneue Turm ist höher als alle seine altersgrauen Nebenbuhler, er duckt sich auch nicht bescheiden, wie der des Wallotschen Ständehauses vor der Majestät des alten Schloßturmes. Er ist das Symbol eines kraftstrotzenden Bürgertums geworden, das selbstbewußt und kühn sein Schicksal in die Hand genommen hat und gegen die Autokratie vergangener Zeiten protestiert. Denselben ungestümen, wenn nicht vermessenen Geist zeigt das neue Theater, das mit seinen brutalen Konturen in die heiteren Linien Pöppelmanns und Sempers hineinfährt und dem ewig schönen Forum Dresdens einen Teil seines Himmels raubt. So verfuhren einst die Baumeister Sixtus V. mit der Antike, die der Jesuiten mit der Gotik und die des modernen Rom mit dem Kapitol. Wer haben es je die Florentiner

getan? Und doch ist die Schönheit des Stadtbildes von Dresden nicht zu zerstören, nicht durch unwahre Gotik, kanzelne Schornsteine und kitschige Glaskuppeln. Die Bauten der Fürsten behaupten ihren Adel inmitten der parvenühaften Vordringlichkeit späterer Zeiten, und der Dresdner Barock hat über die Gründerperiode endloser Straßenzüge längst wieder triumphiert und seiner schönen Formensprache zu seinem bodenständigen Rechte verholfen. Wie es nur ein Neapel, ein Rom, ein Florenz gibt, so gibt es nur ein Dresden. Es läßt sich mit keiner anderen Stadt vergleichen, weil keine andere Stadt einen August den Starken, einen Pöppelmann und Bähr aufweist, weil der Zwinger und die Kuppel der Frauenkirche, der Schloßplatz mit der Pracht der Hofkirche und des Opernhauses und die im grünen Edelrost strahlenden Türme zu den Weltwundern gehören und nicht ihresgleichen kennen, genau wie der Petersplatz Berninis, der Moses des Michelangelo, die Kuppel Brunelleschis. Warum will man überhaupt an dieser einzigen Kulturstätte etwas anderes finden als Dresden in seiner stolzen Eigenart? Warum Elbflorenz? Und nun steige ich zu der schön Gegürteten hinab, in das elektrisierende Leben seiner Arbeit, seiner Industrien und seiner Werkstätten, seiner Kontore, Gelehrtenstuben und Ateliers! Welche Fülle Großes umfassender Pläne, täglicher Kulturtaten und geistiger und materieller Leistungen! Ähnlich — im Verhältnis — mag das Getriebe im Florenz von Lorenzo dem Prächtigen gewesen sein. Heute schläft Florenz zwischen den Blumen des Arnotals seinen marmornen Schlaf, Dresden wacht und arbeitet, und wenn es etwas Florentinisches an sich hat, so ist es die Heiterkeit, die an Sommer- und Frühlingstagen sein Bild florentinisch verklärt.

Melanie Ebhardt / Gebet der Armen

Die Not ist groß, doch größer ist
Die Liebe, kurz die Lebensfrist
Und lang der Tod, das Stillesein.
Wir gehen all zur Ruhe ein,
Wenn diese Zeit erlitten ist.

Herr, gib uns nicht das Paradies,
Weil uns die Not den Mut nicht ließ
Zum Seligsein, Unsterblichsein!
Laß du uns nur zur Ruhe ein,
Die ist für uns das Paradies.

Dann gib nur acht, daß nichts uns stört,
Daß unsre Schar kein Jauchzen hört,
Kein Singen, kein Hosiannaschrei'n!
Laß du uns nur fein stille sein,
Daß auch kein Glück den Schlaf uns stört.

Die Not ist groß, doch größer ist
Der Tod, der keinen ganz vergißt.
Er lädt uns all zur Ruhe ein,
Dann werden wir — so müde sein,
Wenn alle Not erlitten ist.

Naumann / Feindesliebe

Liebet eure Feinde! So sagt der Erlöser. Liebet eure Feinde, so klingt es wehmütig durch den großen Krieg, als ob eine verstorbene Religion verkündigt würde. Ganze Völker sind aufgestanden, sich mit Vernichtungsmitteln zu überschütten, was will da die gutgemeinte alte Rede aus Galiläa? Ist sie nur auf Zeit ins Lazarett gebracht worden, um sich später wieder zu erholen, oder soll sie an diesem Vernichtungswillen sterben? Noch weiß man es nicht, was die Folgen dieser unheimlichsten Fiebererscheinung sein werden. Auch ist eine scheinheilige Dialektik beflissen, den einfachen Wortsinn des Heilandsgebotes zu verdrehen, indem gesagt wird: wir lieben den Feind gerade, indem wir ihn demütigen! Da wir in uns fühlen, wie es auf unsere Seelen wirkt, wenn über Deutschland so von den Engländern gesprochen wird, können wir ermessen, welchen Wert ähnliche Aussagen haben, falls sie von unserer Seite kommen. Jesus sagt zu uns nicht, daß wir keine Feinde haben sollen, denn das steht nicht in unserer Macht, sondern er setzt voraus, daß wir mitten drin sind in der Feindseligkeit. Obwohl er nun aus eigenster Lebenserfahrung weiß, was es heißt, bis aufs Blut verfolgt zu werden, bewahrt er im allerinnersten seiner Seele so viel Ruhe, um sich und den Gegner mit gleichem Maße zu messen, seine Beweggründe zu verstehen wie die eigenen, ihm denkend nachzugehen, soweit es zwischen Schlag und Gegenschlag möglich ist. Im Kampfe muß im verborgenen Schrein der hoffenden Seelen der Friede Gottes aufbehalten werden. Wie sollte man wohl sonst jemals wieder zum äußeren Frieden gelangen?

Büchertisch

Georg Heyer, „Soziale Wohnungsreform". Allgemeinwirtschaftliche Vorschläge zu einer durchgreifenden Änderung der gesamten Boden-, Bau-, Haus- und Wohnungswirtschaft. (Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Preis broschiert 3.20 M.)

Die übersichtliche kurze Schrift ist in zweifacher Hinsicht charakteristisch und bedeutsam. Der Verfasser versucht, das Problem der Wohnungsfrage von Grund auf zu lösen und begnügt sich nicht mit Einzelreformvorschlägen, die nur kleinen Teilen der Bevölkerung die Vorteile gesunder Wohnungen gewähren. Die Vorschläge sind ferner deshalb besonders wertvoll, weil sie vom Verfasser, der selbst als Bauunternehmer in der Praxis steht, vor allem auch in Richtung einer praktischen Ausführbarkeit sorgfältig durchgeprüft sind. Der Grundgedanke der Neuregelung schließt sich an das System der Rathenauschen Gemeinwirtschaft an: Alle Grund- und Hausbesitzer sollen zwangsweise zu Hypothekenbankvereinen unter Aufsicht und Mitwirkung der Wohngemeinden zusammengeschlossen werden, nach dem Vorbild des auf freiwilligen Zusammenschluß beruhenden Berlin-Schöneberger Hypothekenbankvereins. Die Aufgaben dieser Vereine bestehen in Entschuldung des Grund- und Hausbesitzes und in Herbeiführung geordneter Hypothek- und Kreditverhältnisse bei mäßigen Zinssätzen. Durch diese Maßnahmen hofft der Verfasser, dem Baugewerbe den spekulativen Charakter zu nehmen, ohne die private Bautätigkeit zugunsten der gemeinnützigen auszuschalten. Durch die Neuordnung und Konsolidierung der Schuld- und Kreditverhältnisse soll die Möglichkeit gegeben werden, gesündere und rationellere Wohnungen zu mäßigen Mietpreisen zu bauen, sowie allmählich die älteren Häuser, vor allem die Mietkasernen in den Großstädten, niederzulegen und zu erneuern. Die Mittel für diese Umlegungen sollen durch eine Umgestaltung der bisherigen Grund- und Hausteuer, sowie durch Einführung neuer Steuern, einer Hausrentenzuwachssteuer und Wohnluxussteuer, gewonnen werden.

Der Verfasser behandelt in einem besonderen Abschnitt die Übergangswirtschaft und wendet sich gegen den Plan, staatliche Mittel zum Barackenbau für die kommende Zeit der Wohnungsnot bereitzuhalten. Abgesehen von allen baulichen Nachteilen im Interesse der Volksgesundheit, verurteilt der Verfasser den Barackenbau deshalb, weil er in ihm bei der raschen Abnutzungsdauer der Baracken (8—10 Jahre) eine unsinnige Vergeudung von Material und Arbeitskraft sieht. Der Staat soll ferner nicht lediglich der gemeinnützigen Bautätigkeit Mittel zukommen lassen, er verlangt vielmehr, daß unter Heranziehung der Gelder der Sparkassen und Versicherungsanstalten durch Vermittlung der neu zu gründenden Hypothekenbankvereine dem privaten Bauunternehmer Mittel zur Verfügung gestellt werden.

So viele Bedenken gegen das Rathenausche System des zwangsweisen Zusammenschlusses der Interessenten auf manchen Gebieten geltend gemacht werden können, auf dem Gebiet der Wohnungsfrage scheint dieser Weg in dem von dem Verfasser vorgeschlagenen Sinne jedenfalls diskutierbar und sollte die Beachtung aller an diesem Problem interessierten Kreise finden. K. M.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

21. November 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel ab 1. Januar 4 M., beim Postamt 4,12 M., unter Kreuzband vom Verlag 4,50 M., ins Ausland 5 M. Soldatenausgabe 1,50 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 47

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Wie es kam? — **Dr. Paul Rohrbach:** Republik und deutsche Zukunft. — **Wilhelm Heile:** Der deutsche Neubau. — **Gertrud Bäumer:** Frauen als Wähler. — **Dr. Eugen Katz:** Sozialismus und Revolution. — **Naumann:** Die kleinen Schritte. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 10. November.

— — An diesem sehr merkwürdigen Revolutionssonntag bin ich in Rochefort in Belgien. Seit einigen Tagen sehe und erlebe ich den Auflösungsvorgang der deutschen Armee. Während Graf Oberndorf und Staatssekretär Erzberger im französischen Hauptquartier mit dem Generalissimus Foch über die Bedingungen des Waffenstillstandes verhandeln, wird zwar an der eigentlich kämpfenden Front noch in alter Weise tapfer standgehalten, aber hinter der Armee beginnt sich alles zu lockern. Teils handelt es sich dabei um offiziell angeordneten Rückmarsch und teils um ein unreguliertes Verlassen der Stellungen. Die in der Heimat beginnende Revolution übt ihre Wirkungen nach der Front hin aus. Man schafft Soldatenräte, und die Offiziere erfahren mit Erstaunen, daß Hindenburg mit den Soldaten- und Arbeiterräten ein Abkommen getroffen haben soll. Was wirklich in der Heimat vorgeht, läßt sich von hier aus kaum ahnen. Wir wissen auf dem Weg über das Hauptquartier, daß Ebert Reichskanzler geworden ist. So schnell also versank die Regierung des Prinzen Max von Baden! Ein aus Berlin auf Umwegen angekommener höherer Offizier erzählt von den Erlebnissen seiner Reise, von seiner Weigerung, sich die militärischen Abzeichen nehmen zu lassen, und von der Besetzung wichtiger Eisenbahnstationen durch junge Soldaten mit roten Bändern an den Armen. Die Mannschaften, die ich hier beobachten kann, sind nicht revolutionär im Sinne der Auflehnung, haben aber den Krieg völlig satt und sind nicht mehr bereit, um der Disziplin willen besondere Opfer zu bringen. Man hört, daß ein mit roten Fahnen geschmückter bolschewistischer Eisenbahnzug aus Tollheit und Trunkenheit der Teilnehmer in einen Urlauberzug hineingefahren wurde, was über zwanzig Todesfälle verursachte. Das ist nichts als ein einzelnes Zeichen von dem, was möglich ist, wenn die beste und stolzeste Armee, die es überhaupt je geben kann, nun ihren inneren Zusammenhang verliert. Niemand kann sich ausdenken, wie die Waffenstillstandsbedingungen auf diesen geschwächten Heereskörper wirken werden.

Montag, 11. November.

Die Waffenstillstandsbedingungen sind da und werden von allen denen, die den Ernst der Lage noch nicht begriffen haben, für unannehmbar erklärt. Diejenigen, die einen Überblick über die militärischen Kräfte besitzen, wissen, daß wir uns nicht wehren können. Der Hauptinhalt ist folgender: Sofortige Räumung von Belgien, Frankreich und Elsaß-Lothringen binnen 14 Tagen. Was an Truppen nach dieser Zeit dort noch übrigbleibt, wird interniert oder kriegsgefangen. Abzugeben sind 5000 Kanonen, 30 000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer, 2000 Flugzeuge. Räumung des linken Rheinufers, Besetzung von Mainz, Koblenz und Köln. Abgabe von 5000 Lokomotiven, 150 000 Waggons, 10 000 Kraftwagen. Im Osten Zurückgehen aller Truppen hinter die Grenze vom August 1914. Verzicht auf die Verträge von Brest-Litowsk und Bukarest. Bedingungslose Kapitulation von Ostafrika. Rückgabe des aus belgischen, russischen und rumänischen Banken entnommenen Goldes. Rückgabe der Kriegsgefangenen ohne Gegenseitigkeit. Abgabe von 100 U-Booten, 8 leichten Kreuzern, 6 großen Linienschiffen. Die übrigen Schiffe werden entwaffnet und von den Verbündeten überwacht. Die Blockade bleibt bestehen. Der Waffenstillstand dauert 30 Tage. — Die einseitige Auslieferung der Gefangenen, ohne daß gleichzeitig unsere gefangenen Deutschen heimkehren dürfen, ist eine unnötige erbitternde Grausamkeit. Ebenso wirkt die Fortdauer der Blockade, wenn sie zur weiteren Beschränkung unserer Ernährung verwendet werden soll.

Der Deutsche Kaiser Wilhelm II. verzichtet für sich und seinen Sohn auf die monarchischen Ämter und zieht sich nach Holland zurück. Die Bedeutung dieses Ereignisses läßt sich nicht innerhalb der Kriegschronik darstellen. Als sofortige Wirkung macht sich hier im Bereiche der Armee bemerkbar, daß vielfach von Soldaten gesagt wird, nun seien sie ihres Fahneneides ledig geworden. Wenn der Kaiser vor sechs Wochen diesen Schritt getan hätte, so wäre es für ihn und uns alle viel besser gewesen. In diesen letzten gequälten Wochen hat sich der Rest von Zutrauen zur Erhaltung der Monarchie wohl überall verflüchtigt. Ein Kaiser, der es nicht über sich gewinnt, zur rechten Zeit seinen Posten zu verlassen, um dem Volke den Frieden zu ermöglichen, hat sich selbst den denkbar ungünstigsten Abgang zurechtgemacht.

Dienstag, 12. November.

Die Durchsetzung der Armee mit Soldatenräten geht schleunigst voran. Nachdem ich gestern mit mehreren anderen Abgeordneten noch einen letzten Besuch in dem deutschen Hauptquartier in Spaa machen konnte, sind wir über Nacht inmitten vieler Soldaten zur Heimat gefahren. Keine unfreundlichen Erlebnisse, aber den vollen Eindruck der absoluten Widerstandslosigkeit des deutschen Volkes. Starkes Mitempfinden für die Tragik des Schicksals der Berufsoffiziere. Für sie zerbricht gleichzeitig äußere Lebensstellung und innerlicher Lebensgehalt. Es ist von den Arbeiter- und Soldatenräten eine unnötige Verschärfung der Lage, die Entfernung der äußeren Abzeichen zu fordern. Viele Soldaten fahren auf Berlin zu, weil die Stadt der Revolution sie magnetisch anzieht.

Da alles voll ist von den Nachrichten über die beständige Verschiebung der Revolutionsmächte, hat niemand richtigen Sinn dafür, daß wir heute nach Annahme des Waffenstillstandes den ersten Tag haben, an dem nicht mehr geschossen wird. Der Friede ist endlich da! Wenn wir uns früher den Friedenstag vorgestellt haben, so wurde an ihm aus tiefstem Herzen ein „Nun danket alle Gott" gesungen. Dazu ist jetzt die Luft zu schwer. Auch macht die Besetzung des deutschen Westens durch die feindlichen Truppen noch beträchtliche Sorge, ob nicht, wie in Rußland, Nachspiele zum unheimlichen Drama hinzutreten werden. Inmitten aber des bleiernen Druckes der auswärtigen Lage wird die revo-

Digitized by Google

tionäre Umgestaltung des deutschen inneren Lebens gerade jetzt als Erleichterung empfunden. Es gibt etwas zu hoffen und zu tun.

Mittwoch, 13. November.

In diesen Tagen starben im Norden und Süden unseres Vaterlandes zwei bedeutende Männer: der Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, A. Ballin, und der Kopf der österreichischen Sozialdemokratie, Viktor Adler; zwei israelitische Deutsche von hervorragender Gestaltungskraft, ein Vertreter des Großkapitals und einer der Arbeit, die beide unter starken persönlichen Opfern die letzten Jahre ihres Lebens vaterländischen Interessen und Aufgaben gewidmet haben.

Hindenburg richtet einen Erlaß an die deutsche Armee: „Der Waffenstillstand ist unterzeichnet worden. Bis zum heutigen Tage haben wir unsere Waffen in Ehren geführt. In treuer Hingabe und Pflichterfüllung hat die Armee Gewaltiges vollbracht. In siegreichen Angriffsschlachten und zäher Abwehr, in hartem Kampf zu Lande und in der Luft haben wir den Feind von unseren Grenzen ferngehalten und die Heimat vor den Schrecknissen und Verwüstungen des Krieges bewahrt. Bei der wachsenden Zahl unserer Gegner, bei dem Zusammenbruch der uns bis an das Ende ihrer Kraft zur Seite stehenden Verbündeten und bei den immer drückender werdenden Ernährungs- und Wirtschaftssorgen hat sich unsere Regierung zur Annahme harter Waffenstillstandsbedingungen entschließen müssen. Aber aufrecht und stolz gehen wir aus dem Kampfe, den wir über vier Jahre gegen eine Welt von Feinden bestanden.“ Das ist der Abschiedsgesang für Tote und Lebendige. Von jetzt an wird der Krieg Weltgeschichte.

Zwischen der revolutionären Volksregierung und der Obersten Heeresleitung sind Grundsätze über die Disziplin im Heere vereinbart worden:

Das Verhältnis zwischen Offizier und Mann hat sich auf gegenseitigem Vertrauen aufzubauen. Willige Unterordnung des Mannes unter den Offizier und kameradschaftliche Behandlung des Mannes durch den Vorgesetzten sind hierzu Bedingungen.

Das Vorgesetztenverhältnis des Offiziers bleibt bestehen. Unbedingter Gehorsam im Dienst ist von entscheidender Bedeutung für das Gelingen der Zurückführung in die deutsche Heimat. Militärische Disziplin und Ordnung im Heere müssen deshalb unter allen Umständen aufrechterhalten werden.

Die Soldatenräte haben zur Aufrechterhaltung des Vertrauens zwischen Offizier und Mann beratende Stimme in Fragen der Verpflegung, des Urlaubs, der Verhängung von Disziplinarstrafen. Ihre oberste Pflicht ist es, auf die Verhinderung von Unordnung und Meuterei hinzuwirken.

Gleiche Ernährung für Offiziere, Beamte und Mannschaften. Gleiche Zuschüsse zu den Löhnungen. Gleiche Feldzulage für Offiziere und Mannschaften.

Von der Waffe gegen Angehörige des eigenen Volkes ist nur in der Notwehr oder zur Verhinderung von Plünderungen Gebrauch zu machen.

Donnerstag, 14. November.

An unglaublich vielen Stellen in Deutschland wird über die Zukunft der deutschen Nation geredet. Vielen scheint dabei die Gefährlichkeit des gegenwärtigen Augenblicks noch nicht ganz aufgegangen zu sein. Wir müssen jede Kraft anspannen, daß wir nicht in russische Zustände hineingeraten. Gelingt es uns aber, den zerstörenden Bolschewismus zu vermeiden, so öffnen sich freie und weite Möglichkeiten. Der Verlust der polnischen Gebiete im Osten und des elsässisch-lothringischen Landes im Westen ist zwar voll von Sorgen und Undurchsichtigkeiten für unsere in den Ost- und Westmarken wohnenden deutschen Landsleute. Dafür aber wird das Nationalgefühl weiter Kreise einigermaßen entschädigt durch die Aussicht auf Anschluß der Deutsch-Österreicher. Wie freilich die staatsrechtliche Form der künftigen deutschen Republik zu sein hat, und welches die künftige Weltstellung des neugeborenen Volksstaates sein kann, läßt sich kaum in allgemeinen Grundzügen ahnen. Die monarchische Form scheint tot zu sein. Die Erhaltung der Reichseinheit aber und die Durchführung großdeutscher Gedanken gegenüber Österreich ist das Problem der nächsten Monate. Es beginnen Vorbereitungen für eine deutsch-nationale Versammlung, auf der die Verfassung einer zentralen Republik oder eines Bundes von Republiken beraten werden soll. Damit knüpfen wir an an die Aufgaben des Jahres 1848.

Freitag, 15. November.

Die Rückkehr der deutschen Truppen aus den östlichen Gebieten ist leider reich an betrübenden Erlebnissen. Auch im Osten brach im Laufe der letzten Woche jegliche Widerstandskraft zusammen, und deutsche Offiziere und Mannschaften mußten sich zum Teil eine unwürdige Behandlung gefallen lassen. Wieviel deutsche Truppen noch draußen sind, wissen wir nicht. Feldmarschall Mackensen ist mit einem Teil seiner Armee nach Ungarn gelangt und dort von den bisherigen Verbündeten entwaffnet worden. Wir nehmen an, daß die Ungarn auf Grund ihrer Waffenstillstandsbedingungen kaum anders handeln konnten, fühlen aber doch diesen Abschluß als besonders peinlich. Deutschland ist seinen Bundesgenossen gegenüber vielleicht nicht immer bequem, aber stets treu und zuverlässig gewesen.

Der frühere Brigadier Pilsudski ist in Warschau auf die oberste Stelle erhoben worden und kämpft mit polnischen Legionären gegen den Bolschewismus, läßt aber gleichzeitig polnische Offiziere nach Posen fahren, um dort die polnische Herrschaft schon jetzt vor Friedensschluß aufzurichten. Durch Plünderung geht in allen östlichen Gebieten viel wertvolles Gut zugrunde.

Wilson stellt in Aussicht, daß von den Mächten der Entente für die deutsche Volksernährung gesorgt werden wird, wenn in Deutschland die öffentliche Ordnung fortbesteht und eine gerechte Verteilung der Lebensmittel garantiert werden kann.

Sonnabend, 16. November.

Bei dem beständigen Wechseln innerhalb der deutschen Revolutionsregierung ist erfreulicherweise das Auswärtige Amt fest in den Händen von Dr. Solf geblieben. Er übernimmt unter der Oberleitung der beiden Reichskanzler Ebert und Haase die Pflicht der Friedensverhandlungen. Man nimmt an, daß Graf Bernstorff und der gewesene Staatssekretär Erzberger mit der Fortsetzung der internationalen Besprechungen beauftragt werden.

Auf dem Wege über Kopenhagen erfährt man, daß alle Ministerpräsidenten der Ententemächte und Vertreter der Vereinigten Staaten wahrscheinlich in allernächster Zukunft in Versailles zusammenkommen werden, um die Bedingungen eines Präliminarfriedens zu erwägen. Es würde in Versailles zu erörtern sein, mit welchen politischen Mächten in Deutschland Frieden geschlossen werden könne und wie Deutschland bei den Friedensverhandlungen vertreten sein soll.

Die Räumung der besetzten Gebiete im Westen geht, soweit es sich um den Abmarsch geschlossener Truppenteile handelt, planmäßig vor sich. Trotz der großen Schwierigkeiten ist es bisher auch gelungen, ausreichende Verpflegung heranzuschaffen. Wenn der Nachschub aus der Heimat gesichert bleibt und nicht durch Bahnstockungen oder Bahnunterbrechungen gefährdet wird, kann sich der Abmarsch weiterhin glatt abwickeln. Allerdings gibt auch der amtliche Bericht zu, daß viele Soldaten ihre Truppenteile verlassen und ungeregelt der Heimat zustreben. Bis zum 21. November soll ganz Elsaß-Lothringen geräumt sein, bis zum 27. November der Rest von Belgien, bis zum 1. Dezember das Gebiet bis Düsseldorf, bis zum 9. Dezember der Rest des linken Rheinufers.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 10. November.

Berlin in den Händen des Arbeiter- und Soldatenrates, ohne viel Blutvergießen, soweit die Zeitungen erkennen lassen. Die rote Fahne am Schloß und Kommandanturhaus. Neubildung der Regierung von der sozialdemokratischen Mehrheitsfraktion aus, mit Unabhängigen und Bürgerlichen.

Digitized by Google

Es erscheint: Die „Rote Fahne" — ehemals „Berliner Lokalanzeiger". Die übrigen Berliner Zeitungen scheinen die Bedingung auferlegt bekommen zu haben, nichts gegen die Revolution zu bringen und beschränken sich auf die Wiedergabe von Nachrichten. Die „Nordd. Allg. Ztg." ist gegen den Willen der Reichsregierung von den Unabhängigen besetzt und unter dem Titel „Die Internationale" herausgegeben. Bei uns in Hamburg ist das erst von der „Roten Fahne" überrumpelte „Hamburger Echo" wieder aufgetaucht. Wir sind ein paar Tage weiter als das Reich und sehen an kleinen Zügen, wie die Maschine der Ordnung allmählich das Chaos ergreift und sich unterwirft, gelenkt von der einen eisernen Notwendigkeit, der alle anderen sich anschließen: der Sicherung der Ernährung.

In Stuttgart ist die Republik ausgerufen, und in allen Großstädten — auch im westlichen Industriegebiet — vollzieht sich die Umwälzung wie eine Mobilmachung Schlag auf Schlag. Nie ist in der Geschichte eine größere Revolution unblutiger vollzogen. — Wenn nicht Schlimmeres uns noch bevorsteht. Das kann niemand wissen.

Die Alsterufer liegen im zarten Novembernebel dieses stillen Sonntagmorgens in ihrer silbernen Vornehmheit wie unberührt und unberührbar da. Ist die Seele aller der Menschen, denen man auf den Uferwegen begegnet, auch so aufgewühlt von dem Kampf um das Neue, das heraufzieht? Die Gedanken arbeiten daran, ohne daß man sie leitet, bohren, von einem nicht zu erschütternden Vertrauen zur Tüchtigkeit unseres Volkes heimlich geführt, nach den Halt gebenden Kräften und suchen nach Formen, in denen das Gute und Berechtigte des neuen Willens Dauer gewinnen kann. Der Umriß eines neuen Deutschlands, einiger, geschlossener, Deutsch-Österreich umfassend, erglänzt im Schimmer von Größe und Hoffnung — und dahinter steht wie weiße Gipfel das neue Gebilde der Menschheitsorganisation. Wer zeigt einen Weg dahin ohne Grauen und Blut, einen Weg des Friedens?

Am Abend werden die Waffenstillstandsbedingungen durch Extrablatt bekannt. Alles wird dunkel und heiß in einem. Vielleicht hat man dies oder jenes erwartet, aber das Ganze! Erst ist nur das wilde empörte Gefühl, daß einem der Fuß in den Nacken gesetzt wird. Ja, zertreten kommt man sich vor. Dann kommt die bange Sorge: wenn diese Bedingungen eingehalten werden müssen, haben wir nach der halben Hungersnot von vier Jahren die richtige, verzweifelte Hungersnot.

Montag, 11. November.

Der Kaiser ist in Holland. Damit erlischt der Schimmer von tragischer Größe, den das Schicksal des letzten Hohenzollern verdient hätte.

Die Geschichte verspeist jeden Tag einige der deutschen Fürsten zum Frühstück. Es ist wie ein klirrendes Lachen über diesen Nachrichten: der Großherzog von Oldenburg abgedankt, die mecklenburgische Dynastie abgedankt, die groß-thüringische Republik.

Und dazu schreitet Stadt für Stadt der Sturz der Gewalten weiter.

Hindenburg soll sich mit der Armee dem A.- u. S.-Rat zur Verfügung gestellt haben, um ein Chaos zu vermeiden.

Am Sonntag ist in Berlin der Arbeiter- und Soldatenrat zusammengetreten, der das neue Kabinett bilden soll. Damit ist der erste Gedanke, bürgerliche Vertreter im Kabinett zu haben, aufgegeben. Nur die Fachminister werden als Sachverständige und nicht als Parteipolitiker gewählt. Eine rein berlinische Körperschaft also bildet die Reichsregierung. Sie hat eine Proklamation erlassen, in der es heißt: „Eine rasche, konsequente Vergesellschaftung der kapitalistischen Produktionsmittel ist nach der sozialen Konstruktur Deutschlands und dem Reifegrad seiner wirtschaftlichen und politischen Organisation ohne starke Erschütterung durchführbar. Sie ist notwendig, um aus den blutgetränkten Trümmern eine neue Wirtschaftsordnung aufzubauen, um eine wirtschaftliche Versklavung der Volksmassen und den Untergang der Kultur zu verhüten."

In Hamburg hat der Soldatenrat sich zunächst nur für die Aufrechterhaltung der Ordnung verpflichtet, nicht auf das revolutionäre Programm des Arbeiterrates.

Den Berliner Zeitungen gegenüber ist der Grundsatz der Preßfreiheit wieder in Kraft getreten. Die „Deutsche Tageszeitung" hat ihren Vordruck: „Für Kaiser und Reich" ersetzt durch die Worte: „Für das deutsche Volk". Die „Kreuzzeitung" hat die Umschrift des Kreuzes „Mit Gott für König und Vaterland" gestrichen. Die „Rote Fahne" hat wieder dem „Lokal-Anzeiger" Platz gemacht, ebenso ist die „Nordd. Allg. Ztg." wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Das Wort, in dem sich alle unsere Hoffnungen sammeln, heißt Nationalversammlung. Man sieht die Zeitungen durch nach dem Zeitpunkt, der den eigentlichen Beginn des Wiederaufbaues bringen soll.

Dienstag, 12. November.

Es ist merkwürdig, wie sich die Selbstorganisation des Volkes aus dem Chaos heraus nach Ständen vollzieht. Der Arbeiterrat gibt das Vorbild, und in schnellster Folge erscheinen die Angestelltenräte, Industrieräte, Bürgerräte, Lehrerräte. Halb auf dem Boden der Revolution, halb als reine Interessenvertretungen. Politisch wird dadurch die Lage nicht übersichtlicher, ja, man muß besorgen, daß die großen Ziele, auf die es ankommt, sich dabei sehr verdunkeln. Aber es ist dem Menschen das nächste, natürliche, übersehbare, daß er sich zu seinem Beruf hält, und da ein „Arbeiterrat" keine Volksvertretung, sondern eine Klassenvertretung ist, müssen automatisch die anderen Klassenvertretungen auftauchen.

Die Standesorganisationen erfüllen aber zugleich die Aufgabe, ihre Angehörigen mit dem Bewußtsein der Verantwortungen ihrer Stellung zu durchdringen. Eisenbahner, Beamte, Privatangestellte lassen Mahnungen zu strikbester Pflichterfüllung, auch im Rahmen der neuen Regierung, ergehen.

In Hamburg ist der neugewählte Arbeiterrat zu 16 und 14 Stimmen aus Radikalen und Mehrheitssozialisten, bzw. Gewerkschaftlern zusammengesetzt.

Die hiesigen Nationalliberalen erlassen einen Aufruf mit Verkündung des allgemeinen gleichen Wahlrechts, Frauen eingeschlossen. Man wartet aber doch allgemein auf die neue große, demokratische Partei, die nicht Einzelforderungen, sondern ein großes Programm auf dem Boden der neuen Verhältnisse verkündet.

Die auf den 13. November angekündigte Reichstagssitzung findet nicht statt. Ob der Reichstag eigentlich noch besteht, weiß keiner.

Die Regierung betont eindringlich und mit großem Nachdruck den Schutz des Privateigentums und die Sicherheit der Bankguthaben.

Lloyd Georges Rede im Parlament „Deutschland ist ruiniert, laßt uns alle zur Kirche gehen", ist das widerwärtige Finale zum Sieg des Imperialismus unter der Fahne des Christentums. Einige Menschen bei uns hätten natürlich auch so empfunden, wenn wir die Sieger gewesen wären. Aber allen Aufrichtigen steht der Ekel vor dieser Verkuppelung von Machtgier mit den Worten der selbstlosen Liebe bis in die Kehle.

Das neue preußische Kabinett! Adolf Hoffmann als Kultusminister. Auch der deutschen Revolution darf das grimmig Komödienhafte nicht fehlen.

Mittwoch, 13. November.

Wenn man bis jetzt noch gedacht hatte, die Hamburger Umwälzung auf gesetzlichem Wege durch Umbau von Senat und Bürgerschaft zu vollziehen, so ist heute die Möglichkeit erledigt. Senat und Bürgerschaft sind abgeschafft. Die rote Fahne weht über dem Rathaus.

Der Senat arbeitet als Verwaltungsbehörde weiter. Das hamburgische Staatsgebiet bildet „künftig einen Bestandteil der deutschen Volksrepublik" — das ist staatsrechtlich nicht besonders klar und wird noch sehr der Kommentare bedürfen.

Der Rat der Volksbeauftragten (d. h. die neue Reichsregierung) verkündet mit Gesetzeskraft:

Aufhebung des Belagerungszustandes sowie aller Beschränkungen des Vereins- und Versammlungsrechts auch für Beamte und Staatsarbeiter. Aufhebung der Zensur. Freie Meinungsäußerung. Freiheit der Religionsübung, politische Amnestie,

Digitized by Google

Aufhebung des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst, Aufhebung der Gesindeordnungen sowie des Ausnahmegesetzes für Landarbeiter und die Wiedereinführung der Arbeiterschutzbestimmungen.

Spätestens zu Neujahr soll der achtstündige Maximalarbeitstag in Kraft treten.

Die Regierung kündet ferner an: Fürsorge für ausreichende Arbeitsgelegenheit, Unterstützung von Arbeitslosen, Erhöhung der Versicherungspflicht bei der Krankenversicherung, Bekämpfung der Wohnungsnot, Sicherung geregelter Volksernährung, die Aufrechterhaltung geordneter Produktion, Schutz des Eigentums, Schutz des Eigentums gegen Eingriffe Privater.

Alle öffentlichen Wahlen sollen nach dem gleichen, geheimen, direkten und allgemeinen Wahlrecht nach dem Proportionalsystem für alle mindestens zwanzig Jahre alten männlichen und weiblichen Personen erfolgen, auch für die konstituierende Versammlung, über die nähere Bestimmung erfolgt.

Neben dem Rat der Volksbeauftragten besteht dann noch der Vollzugsausschuß des Arbeiter- und Soldatenrates.

Die Gesamtlehrerschaft von Hamburg hat in einer Versammlung einen Lehrerrat von 30 Mitgliedern gewählt, der die neuen Grundlagen der Schule beraten soll: Reichsschulgesetz, Einheitsschule, Abschaffung des Religionsunterrichts, Selbstverwaltung der Schule.

Die Wahlen zur Nationalversammlung werden für die zweite Hälfte des Dezember erwartet. Möchte es nur so bald sein, ehe die Auflösung weiter vorschreitet!

Die aufgelöste und überstürzte Rückkehr der Soldaten aus dem Felde ist die größte, nächste Sorge. Wie kann die Ernährung geordnet werden, wenn Millionen sich haltlos ins Land ergießen?

Donnerstag, 14. November.

Der Achtstundentag, die Abschaffung von Über- und Akkordarbeit, Einheitslöhne von 2 M. bis 2,80 M. pro Stunde sind hier eingeführt. Mit dem Maschinengewehr im Hause haben die Betriebe die Bedingungen annehmen müssen. Wie lange sie sie aufrechterhalten können, kümmert die wohl kaum, die die Forderungen gestellt haben.

Bekanntmachung: „Die Mitglieder des früheren Senats haben ihre Tätigkeit dem Arbeiter- und Soldatenrat zur Verfügung gestellt. Zwecks Überleitung in die neuen Verhältnisse ist eine Kommission gebildet, die aus Vertretern des Arbeiter- und Soldatenrats und Mitgliedern des früheren Senats zusammengesetzt ist. Ihr gehören aus dem früheren Senat die Herren Dr. v. Melle, Dr. Schaefer, v. Berenberg-Goßler, Dr. Diestel und Dr. Petersen an.

Alle Verwaltungsbehörden und Verwaltungskommissionen bleiben bestehen. Das Publikum hat sich wie bisher an die zuständigen Behörden zu wenden. Die Gesetze bleiben in Kraft. Das Eigentum wird geschützt. Verträge und gesetzliche Verpflichtungen sind zu erfüllen. Alle Steuern sind zu entrichten. Die Gerichte bleiben in Tätigkeit."

Ähnliche Bestimmungen erläßt die neue preußische Regierung: Alle Beamten bleiben in Tätigkeit und behalten ihre gesetzlichen Ansprüche.

Die Berliner Soldatenräte erklären sich gegen die Bildung von roten Garden und verlangen die Einberufung der Nationalversammlung. Sie sagen: „Die durch ihre gewählten Soldatenräte vertretene Garnison Groß-Berlins wird die Bewaffnung der Arbeiter so lange mit Mißtrauen betrachten, als die Regierung, zu deren Schutz sie dienen sollen, sich nicht ausdrücklich zur Einberufung der Nationalversammlung als der alleinigen Grundlage der zu gebenden Verfassung erklärt."

Ein Hamburger Beamtenrat ist gewählt und vom Arbeiterrat anerkannt.

Ein besonderes Kapitel ist die Organisation der sogenannten „geistigen Kräfte". Nach allerlei „Räten der Geistigen", die gegründet wurden, teilt heute der Berliner Arbeiter- und Soldatenrat die Gründung eines Arbeitsamtes mit, das die „geistigen Kräfte des wissenschaftlichen und praktischen Lebens, soweit sie sich auf den Boden der deutschen Republik stellen, zusammenfassen soll".

Durch alle Sorgen und alle innere Auflehnung gegen die Tat weit setzt sich auch weithin der Gedanke durch, daß niemand, der Verantwortung fühlt, das Volk jetzt im Stich lassen darf, so daß alle ihre Kräfte zur Verfügung stellen müssen, um die Grundlagen unseres Lebens zu schützen.

Und in aller Unruhe, ob uns das Ungeheure gelingen wird, jetzt ohne Grauen, Blutvergießen und Verzweiflung durch die nächsten Monate zu kommen, steigt klarer und heller der neue Volksstaat auf, den wir schaffen könnten, wenn die Zusammenfassung der Kräfte gelingt.

Naumann / Wie es kam

1.

Wie es kam, daß mit einem Male die deutsche Militärmacht zu Ende war, wird von vielen überhaupt nicht verstanden, weil sie vorher den künstlichen Berichten über unsere Streitkräfte allzu willig geglaubt haben. Durch die Kriegspresse durfte zwar jedes bedenkliche Schwanken beim Gegner mitgeteilt werden, aber die eigene Truppe mußte in hellster Beleuchtung bleiben. Wer wußte in Wirklichkeit, welche Organisationsmängel schon längere Zeit den Nachschub der Truppen aus der Heimat und das Auffinden der eigenen Regimenter an der Westfront belasteten? Wer kannte den Zustand der Okkupationstruppen im Osten? Zwar erfuhr jedermann gelegentlich durch Urlauber allerlei Dinge, die sehr bedenklich stimmen mußten, aber der ruhige Bürger hütete sich, zu verallgemeinern und traute den Versicherungen, die im Namen Hindenburgs abgegeben wurden. Wir alle liebten unser Volksheer und sahen darum nicht scharf genug, welche Umwandlungen in ihm vorgingen. Wir wußten nicht genau, wie wenig von der stolzen Armee des Jahres 1914 überhaupt noch am Leben war. Die Ziffern der Verluste wurden der Masse vorenthalten, aber ihr Gewicht wurde doch überall dunkel gefühlt. Man wollte jedoch nicht gestehen, daß die Grenze der Kraft erreicht sei, man wollte tapfer bleiben, Nerven behalten, durchhalten. Es hat nichts Ergreifenderes gegeben als dieses Ringen des Volkes um Aufrechterhaltung seines Kampfwillens. Daran nahmen auch diejenigen teil, die mit der Fortsetzung des Krieges grundsätzlich nicht mehr übereinstimmten, denn im Kriege kann der einzelne nicht verlangen, daß sich die Strategie seinen Wünschen anpaßt. Das deutsche Volk war diszipliniert bis zum äußersten, es wollte brav sein, es ertrug und überwand seine hundertfache Schwäche, bis dann der Tag kam, wo mit einem Male die Energie vorbei war. Man nennt das im Einzelleben völlige Herzschwäche aus Blutarmut und Überanstrengung. Zusammenbruch! Daß ein solcher eintreten könnte, war den Kriegsteilnehmern nicht verborgen, denn jeder fühlte gelegentlich das „über die Kraft", aber man schob aus Pflichtgefühl die Sorge vor sich her wie eine Krankheit, der man den Weg nicht freigeben mag. Nun ist die krampfhafte Überanspannung vorüber, und der Eigensinn zerschmilzt zur Schwäche. Das deutsche Volk gesteht, daß es von der übrigen Welt überwunden wurde; das deutsche Volk wird nicht sterben, aber es braucht Ruhe. Außer einigen wild gewordenen Revolutionären, will es nicht mehr schießen und nicht mehr geschossen werden. Alles andere wird sich schon irgendwie finden. Nur jetzt kein Blut mehr!

2.

Der Kaiser hat nicht freiwillig gehen wollen. Das war von seinem Standpunkt aus ein unverzeihlicher Fehler, denn noch vor 6 Wochen konnte er wahrscheinlich seinem

Digitized by Google

Enkel eine gewisse Anwartschaft auf ein parlamentarisches Königtum vermachen, nun aber ist Wilhelm II. das Ende seines ruhmvollen Hauses geworden. Am Volksunwillen gegen den Kaiser, der ein Friedenshindernis war, entzündete sich die Revolution in ihren ersten Tagen. Es erfolgte eine Götterdämmerung aller deutschen Monarchen. Einige dieser Herrscher sind wie faule Äpfel vom Baum gefallen, nachdem vorher ein widerwärtiger monarchistischer Spuk in Finnland, Baltikum, Litauen und auch Elsaß-Lothringen aufgeführt wurde. Als ob der Krieg dazu da gewesen wäre, um Kleiderhandel in Monarchien zu treiben! Viel alte Würde endet in Kleinheit. Wenn der Kaiser, der nach unserer Meinung den Krieg nicht gewollt hat, während des Krieges sich fest mit der Volksmehrheit gegen die Kriegstreiber verbündet hätte, wenn er der Hintergrund Bethmann Hollwegs geblieben wäre, wie er es zeitweilig versuchte, so konnte in Deutschland ungefähr das englische System Platz greifen, da auch unsere Sozialdemokraten sich während des Krieges aller republikanischen Propaganda enthielten. Es bestand von vornherein keine antimonarchische Leidenschaft, nun aber ist das Spiel ausgespielt. Nach solchen Niederlagen kann nicht weiter regiert werden. Es ist alles eingetroffen, was Bismarck fürchtete. Der gewesene Kaiser hat eine unbeschreibliche Last von Verantwortung auf sich.

3.

Die Offiziere waren bei Anfang des Krieges gut und tüchtig, und viele von ihnen sind es bis zum letzten Tage geblieben. Leider hat es aber gerade in der letzten Woche auch höhere Offiziere gegeben, die man bei Beginn der Revolution nicht an ihrer Stelle vorfand. Es erinnerte manches an 1806. Das jedoch, was der Berufsoffizier und der Reserveoffizier im ganzen geleistet haben, bleibt in der Geschichte und ist unberührt von der unnötigen Quälerei der Ablegung der Abzeichen in den letzten Tagen. Wir haben deutsche Offiziere in Ost und West und Süd zu beobachten Gelegenheit gehabt und stellen uns neben sie, wenn man sie jetzt nachträglich herabwürdigen will, denn das haben sie nicht verdient. Der Irrtum lag im System. Das will besagen: der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht wurde undemokratisch gehandhabt. Die Armee des 20. Jahrhunderts wurde im Grunde nach den Methoden des 18. Jahrhunderts behandelt, als ob die Volkskinder Söldner wären. Es fehlte in der Vaterlandsverteidigung etwas vom Geiste der Gewerbeordnung an Stelle der Gesindeordnung. Das empfand die ganze Menge der Soldaten, die aus moderneren Verhältnissen stammte, je länger, desto schwerer. Unser Militarismus war großindustriell in Technik, patriarchalisch in Menschenbehandlung.

4.

Die gegenwärtige Revolution ist zunächst eine Militärrevolte, als solche aber würde sie nicht so tiefgreifende Wirkungen und Gefahren haben, wenn sie nicht zugleich die früher oft geweissagte soziale Revolution wäre. Als solche stand sie auch ohne Krieg irgendwie auf der Tagesordnung der westeuropäischen Geschichte, nur wußte man nicht, wann und wie sie kam. Die westeuropäische Revolution ist nicht ohne weiteres dasselbe wie der bolschewistische Umsturz in Rußland, so ähnlich auch zunächst die Formen der Bewegungen sein mögen, denn unser industrieller Entwicklungsstand und unsere Volksbildung sind andere. Bei uns kann es eine vernünftige soziale Demokratie geben, was in Rußland nicht der Fall ist. Eine Demokratie auf Grundlage allgemeiner Ungebildetheit wird notwendig Diktatur oder Absolutismus. Diese Notwendigkeit aber liegt in Deutschland nicht vor. Sobald bei uns für Mann und Frau demokratische Staatsbürgerrechte existieren, brauchen die deutschen Massen kein anderes Hilfsmittel als ihren Stimmzettel. Daß man ihnen freilich diesen so lange vorenthalten hat, daß man noch im letzten Jahre die Hundskomödie der preußischen Wahlrechtsverhinderung gespielt hat, das hat die unvermeidliche soziale Neugestaltung zur Katastrophe gemacht. Es mußte erst einmal frische Luft kommen! Die ist nun reichlich da, ein kalter, harter Ostwind.

Der deutsche Liberalismus muß sich dem Bolschewismus mit allen Kräften widersetzen, damit wir nicht russische Zustände bekommen. Darin aber liegt gleichzeitig eine Gefahr für den Liberalismus. Wenn er nämlich jetzt nicht ganz und restlos demokratisch wird, so verbrüdert er sich mit der bald wieder erstarkenden Reaktion, indem sich links von ihm neue Parteien bilden, die der notwendigen sozialen Entwicklung weiter entgegenkommen. Das ganze Volk macht jetzt einen gewaltigen Ruck nach links. Alle Parteien, auch die Konservativen, revidieren ihre alten Programme, überall werden die Worte und Begriffe republikanischer, das aber sichert noch nicht davor, daß Gruppen, die nicht entstanden sind, um dem Fortschritt zu dienen, langsam dahin geraten, sich nur noch mühsam durch Konzessionen den unvermeidlichen Fortschritten anzupassen. Vor dieser Gefahr warnen wir in dieser Stunde mit aller Absichtlichkeit, weil wir als eine der Ursachen der Katastrophe auch ansehen, daß die Liberalen nicht liberal genug gewesen sind. Es wurde beispielsweise auf unserer Seite häufig gegen Einzelschäden des Militarismus geredet, wo aber ist diese grundsätzliche Kritik am inneren System mit der Absicht der Umbildung geübt worden? Wir begnügten uns mit Hervorhebung der Unzulänglichkeiten des Milizsystems, es fehlte aber die staatsbürgerliche Durchdenkung der allgemeinen Wehrpflicht; das hat sich nun gerächt. Mehr Liberalismus würde mehr Staatserhaltung bedeutet haben.

Paul Rohrbach / Republik und deutsche Zukunft

Wäre es möglich, heute eine Antwort auf die Frage zu erhalten, ob die Mehrheit im deutschen Volke monarchisch oder republikanisch denkt, so würde das Ergebnis zugunsten der monarchischen Idee an sich lauten. Dabei wird kaum ein Unterschied zwischen Preußen und Süddeutschland sein. Innerhalb Preußens empfindet der Osten im ganzen konservativer als der Westen, aber eine bewußt republikanische Mehrheit würde sich auch im Westen schwerlich finden. Trotzdem ist es nicht möglich, an die Wiederherstellung der gestürzten Monarchie zu denken: in Preußen nicht und darum auch nicht in den übrigen Einzelstaaten und im Reich.

Für den monarchischen Gedanken ist es verhängnisvoll, daß nach der Abdankung des Kaisers das hohenzollernsche Haus ohne eine Persönlichkeit von hervorragender geistiger Bedeutung und von entsprechendem moralischen Ansehen dasteht. Über den Kaiser selbst ist es heute noch nicht leicht, ein Urteil zu fällen. Ganz falsch ist es, von ihm zu sagen, er habe kein Verantwortlichkeitsgefühl gehabt. Seiner Verantwortlichkeit als Regent war er sich sogar in hohem Grade bewußt, und seine Aussprüche in diesem Sinne waren aufrichtig gemeint. Unheilvoll war nur, daß er seine Verantwortlichkeit nicht in modernem, sondern in einem wirklichkeitsfremden, mystischen Sinne verstand. Dem Kaiser fiel trotz seines lebhaften Interesses für alles Moderne nichts schwerer, als die gegenwärtigen Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Ich habe noch wenige Wochen vor der Katastrophe ein Gespräch über ihn mit einer hervorragenden fürstlichen Persönlichkeit gehabt, die bei

Digitized by Google

stätigte, was jetzt auch durch die Presse bekanntgeworden ist, daß der Kaiser, der immer „in irgendwelchen Wolken" schwebte, den furchtbaren Ernst, der schon im September der militärischen Lage eigen war, nicht kannte. Er war auch als Regent ein Mensch, der nicht leben konnte, ohne daß seine Phantasie eine romantische, von der Wirklichkeit abweichende Beschäftigung hatte, und die romantischen Unwirklichkeiten, in denen er lebte, hielt er für Tatsächlichkeiten. Daran änderte auch der derbe Realismus der Ausdrucksweise nichts, in dem er sich öfters gefiel. Wilhelm II. hatte den ehrlichen Willen, alles, was seine Persönlichkeit hergeben konnte, für Deutschland zu tun, aber er hat nie die Kräfte und den Geist der Zeit begriffen und bis zum letzten Augenblick an der falschen Gleichsetzung seiner Persönlichkeit mit dem Reich und dem Vaterlande, denen vor allem die Hingabe gebührt, festgehalten. Seine Schuld an der Katastrophe, die Deutschland betroffen hat, liegt erstens in dem Unvermögen, selbständige Persönlichkeiten mit eigenen klar geprägten politischen Anschauungen in seiner Nähe zu ertragen, wodurch im Laufe von 30 Jahren eine negative Auslese der hervorragenden und kräftigen Charaktere aus der deutschen Politik zustande kam. Zweitens liegt sie darin, daß er die beiden Regierungen, die Deutschland während des Krieges gleichzeitig ertragen mußte, die offizielle Reichsleitung und die alldeutsch-militaristische Gegenregierung, ohne einzugreifen gegeneinander arbeiten ließ. Vier Kriegsjahre hindurch wurde der Ruf nach Staatsmännern immer dringlicher, aber innerhalb der ganzen Schicht, aus der solche bei uns im geregelten Lauf der Dinge hätten hervorgehen sollen, war niemand zu finden. Bethmann Hollweg als Reichskanzler war sicher ein bedeutender Charakter, aber er war durch das doppelte tragische Geschick gebunden, daß er sich nicht schnell genug zu Entschlüssen durchrang, und daß er einer so unklaren Persönlichkeit dienen mußte wie dem Kaiser. Als man nun nach Michaelis und Hertling endlich sich entschloß, einen Mann aus anderen Regionen, den Prinzen Max von Baden, zu holen, da war es zu spät. Die oberste Heeresleitung, Hindenburg und Ludendorff, zwangen ihn durch ihr kategorisches Wort: die Front halte nicht länger, nach heftigem Kampfe dazu, seinen Namen unter die unheilvolle Bitte um Waffenstillstand zu setzen. Diese überstürzte Handlung hat dann den Zusammenbruch mit Riesenschnelle hinter sich hergerissen. Die Kundgebung des Prinzen, die jetzt eben als Sonderdruck der „Preußischen Jahrbücher" erschienen ist, deckt den ursächlichen Zusamenhang des Verhängnisses auf. Sie zeigt den Prinzen als einen Staatsmann, der, wenn er früher berufen worden wäre, den Krieg wahrscheinlich mit einem günstigen Frieden beendet und das Reich samt der Monarchie gerettet hätte.

Daß der Kaiser abdankte, war notwendig; daß er es zu spät getan hat, war für den Ausbruch und den Charakter der Revolution mit entscheidend. Zusammen mit seinem Verzicht wurde der des Kronprinzen ausgesprochen. Über diese unerfreuliche Hohenzollernfigur genügen wenige Worte. Im Gegensatz zu Wilhelm II. ist der Kronprinz ein Mensch mit nüchternem Urteil, der für das phantastisch-romantische Empfinden seines Vaters oft genug ironische Worte fand. Auf der anderen Seite aber hat er, seit seine Persönlichkeit sichtbarer hervortrat, es mehr und mehr an sittlich-männlichem und fürstlichem Gefühl der Verantwortlichkeit für seine Lebensführung fehlen lassen. Schon während der furchtbaren Kämpfe um Verdun war seine Reputation bei den Truppen, mit denen er dauernd in Berührung kam, so gesunken, daß die Soldaten ihn nicht mehr grüßen wollten. Daß er zeitweilig von den Alldeutschen eingefangen war, könnte verziehen werden; politische kronprinzliche Irrtümer gehören erfahrungsgemäß zu den nicht schwer ausgleichbaren Dingen. Moralisch aber hat er sich durch sein Treiben und seinen peinlich erkennbaren Mangel an Pflichtgefühl für die Kaiserkrone in so kritischer Zeit unmöglich gemacht. Nach ihm blieb als Erbe in Preußen und im Reich ein elfjähriger Knabe übrig. Unter den übrigen Söhnen des Kaisers ist kein einziger, der an Geist oder Charakter das gewöhnlichste Mittelmaß überragt, und für die Nebenlinien gilt dasselbe, wenn nicht Schlimmeres.

Einer kommenden hohenzollernschen Generation wären vielleicht Persönlichkeiten wie der Große Kurfürst, wie Friedrich der Große, der alte Kaiser Wilhelm oder Kaiser Friedrich nicht versagt geblieben. Es hat in der Geschichte der Hohenzollern schon mehr als einmal Perioden gegeben, in denen nur Mittelmäßigkeit, ja Unwürdigkeit zu sehen war. Trotzdem hat die Dynastie immer wieder geniale und große Naturen hervorgebracht. Das Verhängnis aber hat es gewollt, daß gerade in der Zeit der gegenwärtigen furchtbaren Krisis nichts von diesem Funken des Geschlechts zu spüren war. Auch der treueste Royalist ist heute nicht imstande, auf einen Hohenzollernsproß für den monarchischen Glauben und die monarchische Hoffnung so hinzuweisen, daß in seinem Namen das deutsche Volk aufgerufen werden könnte, sich um das Banner der monarchischen Idee zu scharen. Die Wiederherstellung der Hohenzollern ist unmöglich und mit ihr auch die der übrigen einzelstaatlichen Fürstenhäuser, in denen es Persönlichkeiten von größerer Tüchtigkeit und Begabung gibt, als in Preußen.

Wer historisch geschult ist, wird schwer zu dem Glauben gelangen, daß dem republikanischen Prinzip eine sachliche Überlegenheit über das monarchische innewohne. Das Wesen der Demokratie ist die Entscheidung durch die Mehrheit bei gleichem politischem Recht jedes mündigen Volksangehörigen. Überall gibt es eine Mehrheit und eine Minderheit; in jeder Demokratie sind Führer da, die ihre Ideen dadurch zu verwirklichen streben, daß sie die Mehrheit für sich zu gewinnen suchen. Minderheiten können unter Umständen schon durch Absplitterung geringer Teile von der bisherigen Mehrheit selber zu Mehrheiten werden, und um solche Stimmungs- oder Meinungsänderungen in einem Teil der früheren Mehrheit zu erregen, dazu gibt es viele Mittel, gute, aber erfahrungsgemäß auch zweifelhafte und schlechte. Wird durch solche Mittel aus einer Mehrheit eine Minderheit, so können daraufhin die wichtigsten Änderungen des bestehenden Zustandes und die weittragendsten Entscheidungen durchgesetzt werden. Es ist also unmöglich, das demokratische oder Mehrheitsprinzip von dem Element des Zufälligen, Mangelhaften und Schädlichen sicherer zu trennen, als das monarchische Prinzip mit Rücksicht auf die verschiedenen Möglichkeiten der Erbfolge davon getrennt werden kann. Diese Einsicht bleibt unverändert bestehen, gleichviel, ob die im Augenblick herrschende Verfassung demokratisch, republikanisch oder monarchisch ist. Der König Demos ist als Herrscher ein nach Einsicht und Charakter ebenso unvollkommenes Wesen wie ein persönlicher König oder Kaiser.

Dies mußte gesagt werden. Nichtsdestoweniger bleibt auch dem monarchisch denkenden Deutschen heute nur übrig, sich **ehrlich und ohne Rückhalt auf den Boden der einmal geschaffenen deutschen Volksrepublik zu stellen.** Höher als Monarchie oder Republik stehen Volk und Vaterland. Kein Monarchist kann heute die Verantwortung dafür übernehmen, für die Monarchie einen Kampf, ja nur eine das Volk spaltende politische Agitation zu entfesseln, denn sowohl die Republik als auch die Monarchie als solche sind nicht Glaubens-, sondern politische Zweckmäßigkeitsfragen. Der monarchische Gedanke im altkonservativen, royalistischen Sinne wird sich bei einer Minderheit auch in Deutschland sicher noch eine Weile erhalten; ganz gestorben ist er noch nicht einmal in Frankreich. Als große, geschichtsbewegende Kraft aber hat er sich gegenwärtig überlebt. Dazu hat allerdings die Regierung Wilhelms II. in Preußen und in Deutschland nicht wenig beigetragen. Auch das klägliche Ende der habsburgischen Dynastie in Österreich-Ungarn ist ein Schlag für den Monarchismus, von dem dieser sich kaum erholen kann. Etwas anderes wäre es vielleicht, wenn Kaiser Wilhelm im Feldlager an der Spitze seiner Truppen mit dem Einsatz seiner eigenen Persönlichkeit, so wie Friedrich der Große, es versucht hätte, das Geschick zu wenden, den Willen zur Standhaftigkeit neu zu entzünden, und wenn ihm das versagt blieb, vor dem Feinde gefallen wäre. Dies einzige aber, was ihm noch übriggeblieben wäre, um entweder die monarchische Idee zu retten oder sie im Sturz mit dem verklärenden Schein der Selbstaufopferung für die äußerste Möglichkeit des Sieges zu umgeben, darauf hat er verzichtet; also kann er auch

Digitized by Google

nicht beanspruchen, daß man den Automobilen und Gepäckwagen, mit denen er und sein Hofstaat außer Landes ging, den Tribut der Träne oder der Bewunderung im Unglück nachsendet. Dazu kommt die schwere Schuld des beschränkten monarchischen Egoismus, der Elsaß-Lothringen für Deutschland hat verlorengehen lassen, weil allerhand einzelstaatliche Dynastien an dem Land herumzerrten, statt es rechtzeitig einen deutschen Bundesstaat zu vollem Rechte werden zu lassen.

Wer bisher für die Größe und die Zukunft des monarchischen Deutschlands unter den Weltvölkern gearbeitet hat, der wird seine Arbeit nun mit derselben Hingebung und mit demselben festen Glauben an kommende bessere Zeiten der deutschen Republik weihen. Das Schwarzweißrot, das über dem Deutschen Reich von 1870 bis 1918 geweiht hat, ist dahin und kommt nicht wieder. Unter die rote Fahne der sozialistischen Republik zu treten, wird der größere Teil der Deutschen sich sicher nicht entschließen. Es bleibt übrig, die alte schwarzrotgoldene Fahne von 1848 zu entrollen, die Farben, denen schon einmal alles, was deutsch war und was auf eine große, einige, freiheitliche deutsche Zukunft hoffte, Treue gelobt hatte. Diese Fahne bedeutet die nationale Einigung aller Deutschen, vom Süden, wo jenseits des Brennerpasses Walters von der Vogelweide Denkmal steht, bis zum Alsenfund im Norden; von Karls des Großen Gruft zu Aachen bis zum Marchfeld und zum Memelstrom, wo der deutsche Kolonist mit Pflug und Schwert das Ostland deutsch gemacht hat. Auch Deutsch-Österreich ist ein Stück Deutschland und soll es bleiben. Ein Achtzig-Millionen-Volk, ein Volk, das auf geistigem Gebiet die höchsten Höhen erreicht, in der Technik die Natur wie kein anderes bemeistert, mit der Waffe vier Jahre lang der ganzen Welt widerstanden hat, ein solches Volk ist und bleibt ein Weltvolk. Nun muß sich das auch in der Haltung der Nation selbst und ihrer neuen Regierung ausdrücken. Wir erkennen den Ernst und die Treue an, mit denen die Männer der gegenwärtigen Volksregierung ihres Amtes walten. Zum Ernst und zu der Treue gehört aber auch Würde. Ein besiegtes Volk und seine Regierung müssen auch im Unglück noch Achtung zu gebieten verstehen. Das tut die Rede des Prinzen Max von Baden. In ihr stecken Trost und Verheißung.

Wilhelm Heile / Der deutsche Neubau

Wir wollen heute nicht vom Unglück des verlorenen Krieges reden. Alles Elend, das in dessen Gefolge über uns kommt, müssen wir ertragen, zähneknirschend zwar, aber doch erhobenen Hauptes. Der Zusammenbruch ist furchtbar. Wir sind die letzten, die sich und andere darüber hinwegtäuschen wollen. Aber was zusammengebrochen ist, das ist doch nicht das deutsche Volk. Das ist nur seine alte und falsche und von uns immer bekämpfte, staatliche Organisation.

Auch das deutsche Volk, das schon im Kriege selbst so schwer gelitten hat, leidet unter den Folgen des Zusammenbruchs. Größer aber als alle Leiden ist die deutsche Lebenskraft. Die Last, die uns drückt, wird schwer sein auf lange Zeit hinaus; aber sie wird uns nicht zerbrechen und darf und soll uns auch nicht niederbeugen. Denn stärker als das, was niederdrückt, ist das, was uns erhebt.

Redet doch jetzt nicht von der Schmach des verlorenen Krieges! Schmach? Gewiß auch, aber nur für die Träger des alten Systems. Das deutsche Volk, das nicht nach dem Tand äußerer Ehren und eitlen Glanzes lüstern war, hat sein Haupt mit Ruhm bedeckt wie nie ein Volk zuvor. Fünfzig Monate hat es siegreich dem Ansturm einer ganz unerhörten Übermacht standgehalten, hat gekämpft und gelitten ohne Wanken und Zagen; und wenn es nicht Sieger blieb bis zum Ende, dann war nicht das Volk daran schuld, sondern die, die es führten. Nein, redet uns nicht von Schmach! Lasset die Toten ihre Toten begraben! Wir, deutsches Volk, wir wollen und werden leben. Stolz stehen wir da und aufrecht und pflanzen am Grabe des alten Reiches die Hoffnung aufs größere Deutschland auf.

•

Um leben zu können, um alle gestaltenden und fürs neue Leben wertvollen Kräfte frei und glücklich entwickeln zu können, brauchen wir ein wohnliches Haus. Der alte Bau ist zertrümmert. Die Hände, die den Schutt fortträumen, sind fleißig an der Arbeit. Nun rufet die Bauleute heran, die sorglich Stein auf Stein setzen, damit das Haus, das wir bauen, fest werde und stark, allen Stürmen der Jahrhunderte zu trotzen.

Wir hatten ein Haus, das die Spuren der Entstehung durch Zusammenstücken- und flicken vieler älterer Kleinbauten gar zu deutlich verriet, dessen Einheitsfassade in hohem Maße nur Verblendfassade war, und dessen Inneres vielfach mehr den Bedürfnissen dieser Fassade als den Wohnzwecken der Insassen angepaßt war.

Jetzt können wir, anders wie unsere Väter 1871, unser Haus von Grund auf neu bauen. Damals gab es lauter Rücksichten auf dynastische und partikularistische Sonderinteressen und Voreingenommenheiten. Heute sind die Fürsten von ihren Thronen gestürzt, sie sind kein Hindernis mehr. Auf der breiten Grundlage der Gesamtheit des deutschen Volkes, mit Einschluß auch der österreichischen Brüder, können wir jetzt den einheitlichen deutschen Volksbau errichten, den Einheitsstaat des freien deutschen Volkes. Wie haben im Kriege die Kleinstaaten — z. B. in der Ernährungsfrage gegeneinander gearbeitet! Wie hat der Bundesrat, wie haben die verbündeten Regierungen als Repräsentation der Vielheit und Zersplitterung die Einheitlichkeit, Entschlossenheit und Zielklarheit des Handelns erschwert! Wenn man in den schwierigen Tagen des Krieges nie wußte, wohin wir steuern, so ist ja nicht bloß die persönliche Unzulänglichkeit des letzten Kaisers schuld, sondern die Tatsache, daß das Deutsche Reich kein Staat, sondern ein Bund von Staaten war. Ein Kanzler, der sich durch die Größe seiner Erfolge eine solche Autorität erworben hatte wie Bismarck, der nach bitteren Kämpfen mit den Generalen während der Kriege von 1866 und 1870/71 auch den militärischen Gewalten gegenüber eine nie mehr angetastete überragende Stellung einnahm, der konnte auch in diesem verzwickten System des Über-, Neben- und Gegeneinander des bundesstaatlichen Reiches eine starke Politik machen. Alle Nachfolger mußten ihre Kräfte in diesem Gemisch aus Widersinn und Halbheit verbrauchen, um somehr, als der Aufbau des führenden preußischen Staates dem des Reiches so völlig entgegengesetzt war. Es ist leicht, die Schuld am Zusammenbruch der Schwäche der Führer zuzuschieben. Auch wir haben Herrn v. Bethmann Hollweg, als er den Entschluß zur rücksichtslosen Parteinahme, d. i. zur Zielsicherheit des Handelns auch unter Gefahr des Bruches mit alten Gewalten, nicht finden konnte, in eindringlichster Weise zugerufen: Kanzler, werde hart! Aber wir waren uns damals und sind uns heute dessen doch bewußt, daß auch der rücksichtsloseste und tatkräftigste Kanzler bei solcher Belastung durch die innere Gebrochenheit seines preußisch-deutschen Amtes, zumal bei der wortgewaltigen Tatschwäche und Unentschlossenheit des Kaisers, nicht mehr viel Kraft freibehalten konnte, im Kampfe mit den Militärs sich durchzusetzen, sie in ihre Schranken zurückzuweisen und auf ihre Aufgabe zu beschränken und selbst eine zielbewußte Politik zu machen. So kam es, daß es in allem stets bei gutem Willen und schönen Versprechungen blieb.

Digitized by Google

Was folgt daraus als Lehre für unseren Neubau? Es genügt nicht, daß die Fürstenthrone zertrümmert sind. Auch die Bundesstaaten selbst dürfen nicht wieder mit ganzen und halben Souveränitätsansprüchen als selbständige Staaten in das Reich eingegliedert werden. Es darf nur einen Staat geben, den freien deutschen Volksstaat. Die bisherigen Bundesstaaten mögen zwar äußerlich teils bestehen bleiben, teils — so namentlich in Thüringen — zusammengelegt werden; im Wesen jedoch müssen sie der eigentlichen Staatlichkeit entkleidet werden, um fortan als freie Selbstverwaltungskörper lediglich alle Macht zu haben, ihre berechtigten Interessen zu wahren, niemals aber durch unberechtigte Sonderbestrebungen die Einheitlichkeit der Reichspolitik zu erschweren. Ein Ziel, das um so leichter zu erreichen ist, wenn der bisher so übergewaltige preußische Staat seine neuen Provinzen wieder herausgibt, damit auch sie in freier Selbstverwaltung tragende Glieder des deutschen Gesamtstaates werden. So nur kann beides erreicht werden, sowohl die Freiheit wie die Festigkeit des Baues. So laßt uns denn unser Haus bauen auf breitester Grundlage von unten auf und straff nach oben gegliedert bis zu seiner alles beherrschenden Spitze! Frei sei der Deutsche im freien deutschen Staat! Frei seien Gemeinde und Stadt, frei Kreis, Bezirk und Gau — mag er früher Provinz oder Kleinstaat gewesen sein. Nicht frei von Gesetz und oberster Führung des Reiches, frei aber von aller bürokratischen Bevormundung, frei, ohne erst um die Erlaubnis und den Segen von oben zu bitten, alles zu tun, was dem Gedeihen der sich selbstverwaltenden Gemeinschaft dienen kann! Über allem aber muß die Einheitsgewalt der Staatsspitze stehen. Der freie deutsche Volksstaat, der an die Stelle des alten Reiches treten soll, muß nicht bloß Gesetz und Gesetze schaffen; er muß auch die Macht und die Mittel haben, sie auszuführen. Das nur gibt dem Bau die nötige Festigkeit.

*

Und nun rufet die Bauleute zur Arbeit herbei! Bald vielleicht haben wir die Wahlen zur gesetzgebenden Nationalversammlung. Noch wissen wir nicht, wann. Noch ist es sogar möglich, daß die Kräfte der Unordnung sich durch ihren Terrorismus die Macht verschaffen, die Schaffung geordneter und gesetzmäßiger Verhältnisse hinauszuzögern. Das deutsche Volk aber muß sich gegen solche Vergewaltigung von unten mit derselben Kraft wehren, mit der es die alten Gewalten gestürzt hat.

Schlaft nicht, ihr Bürger und Bauern und Arbeiter im Friedens- oder im Wehrmannsrock! Schlaft nicht, ihr Männer und Frauen! Heraus, alle heraus und rufet die Bauleute herbei! Herein in die Organisationen der neuen republikanischen und demokratischen deutschen Volkspartei! Alle Vereine der bisherigen Fortschrittlichen Volkspartei und der Nationalliberalen Partei müssen jetzt mit raschem Entschluß unter Anpassung an die neuen Verhältnisse an die Arbeit gehen. Die alten Parteien haben im neuen Reich ihren Lebenszweck verloren. Was an ihnen und in ihnen geblieben ist an junger, aufbauender, den neuen großen Aufgaben mit neuer Herzenswärme und Glaubensfreudigkeit und deshalb Tatfrische sich hingebender Kraft, das schließt sich jetzt zusammen, wirft von sich, was morsch und lebensschwach geworden war und packt kräftig zu, um das Neue zu schaffen, das größer und schöner werden soll als das, was bisher war.

Seid wachsam, ihr Bürger alle, und arbeitet! Herein, Mann für Mann und Frau für Frau, in die Reihen der neuen Partei! Die Stunde der Nationalversammlungswahl ist für euch die Stunde des Gerichts. Also seid wachsam, ihr Bürger, und arbeitet! Es hängt von euch ab, was aus dem deutschen Neubau wird. Wollt ihr, daß es ein stattliches und wohnliches Haus sei für alle, dann helft!

Gertrud Bäumer / Frauen als Wähler

Das Wahlrecht zur Nationalversammlung findet die Frauen in ihrer Masse unvorbereitet. Nicht durch ihre Schuld. Bis vor einem Monat hat man die kleinsten Fortschritte nur zögernd zugestanden. Das preußische Herrenhaus lehnte sogar die Wählbarkeit der Frauen in städtische Wohlfahrtskommissionen ab. — Das war sein Schwanengesang zur Frauenfrage. Nun kommt alles auf einmal: Wahlrecht, vielleicht sogar der Zwanzigjährigen, Wählbarkeit für Gemeinde, Staat, Reich, drei Arten von Neuwahlen in kürzester Zeit. Und das Bürgertum — dieses verzweifelt gleichgültige, beharrliche, schlaffe Bürgertum, um dessen Politisierung so viel Schweiß vergossen ist — wird sehr wahrscheinlich die bitteren Früchte seines zähen Widerstandes gegen die Frauenbewegung nun einheimsen. Denn ob es gelingt, in vier Wochen die Frauen zu politisieren, ist sehr fraglich, trotzdem alle Kräfte angespannt werden.

Wir Frauen, denen der demokratische Gedanke schon seit Jahren die Flamme des eigenen Lebens gewesen ist, stehen nun im Lande der Erfüllung. Aber wir wissen, nicht wir sind die Sieger. Der Sieg ist für uns von anderen Mächten errungen. Und noch steht es zwischen uns und der Arbeit, die wir im Besitz des neuen Einflusses beginnen möchten, wie eine Mauer von Rauch und Flammen. Unter einer Gewaltherrschaft, die dauernd durch Maschinengewehre behauptet werden muß, nützt uns unsere neue politische Waffe wenig. Niemand hat mehr Grund als die Frauen, die Einberufung der Nationalversammlung zu ersehnen. Denn niemand ist mehr auf die reine Demokratie angewiesen — die Demokratie, von der die neue Regierung gesagt hat, daß sie so restlos, wie es nur irgend möglich sei, den wahren Volkswillen zur Geltung bringen solle.

Durch diese Grundtatsache sollte sich auch die politische Stellung der Frauen bestimmen.

Die Frau als Wähler hat drei Welten zu vertreten: ihre Fraueninteressen, ihre politischen Überzeugungen und unter Umständen ihre Berufsinteressen.

Gibt es gemeinsame Fraueninteressen, solche, die nur die Frau als solche, ohne Rücksicht auf Stand, Beruf, politische Stellung angehen? Ohne Zweifel. Im Augenblick heißt dieses eine allgemeine Fraueninteresse: die Waffen nieder! Es soll Frieden anbrechen. Wir wollen nicht den Blutstrom, der durch diese vier Jahre geflossen ist, sich fortwälzen sehen durch das vom Bürgerkrieg zerwühlte eigene Land. Die Frauen wollen Männer, Brüder und Söhne bei sich aufnehmen im so lange entleerten Heim, und es soll eine neue Zeit für alle beginnen. Die Mutter weiß, daß alle jetzt, Männer und Frauen und Kinder, Ruhe brauchen. Noch fühlen wir den Frieden nicht. Noch stehen wir mit dumpfem Bangen vor neuen Schrecken. Wir wollen den Frieden spüren.

Friede kann nur durch Gerechtigkeit kommen. Wo auch die Frauen im übrigen politisch stehen, sie müssen als Frauen Demokraten sein. Sie müssen sich sagen, daß keine errungene Macht künftig anders sichergestellt ist, als auf dem Boden der Gerechtigkeit. Nicht die Macht von oben und die Macht von unten. Jede Herrschaft, die auf Unterdrückung

Digitized by Google

irgendwelcher Volksteile beruht, bedarf der Gewalt, um sich zu behaupten, steht im Zeichen der Gewalt, muß unterdrücken, zwingen, Unrecht tun; und immer wird es heißen: wehe den Schwachen! Die Frauen sind, nach Gewalt gemessen, die Schwachen. Und welcher Klasse sie auch angehören, je stärker eine Staatsordnung im Zeichen der Gewalt steht, um so hilfloser werden sie als Frauen sein. Nur die mißleitete Frau kann sich die „Diktatur des Proletariats" erklären. Aber anderseits: Nur die verblendete Frau kann jetzt noch ihre Macht einsetzen wollen, um irgendeine Gewaltherrschaft von oben wieder einzuführen. Selbst wenn sie mit Schmerzen die herrschenden Mächte von ehemals stürzen sah, sie muß jetzt wissen, daß der Neubau nur auf der politischen Gleichheit aller errichtet werden kann, wenn nicht endloser Kampf unser Volk zerreißen soll.

Als Frauen müßten sich die weiblichen Wähler sammeln um die Demokratie.

Als politische Menschen werden auch sie in verschiedenen Lagern stehen.

Welches sind die entscheidenden Fragen? Die künftige Gestalt Deutschlands. Die Revolution hat ohne Zweifel bis jetzt den Ring um das Reich fester geschmiedet. Wir haben *eine* große lückenlose deutsche Revolution von der Maas bis an den Memel, von der Etsch bis an den Belt. Der achtundvierziger großdeutsche Traum wird Wirklichkeit, und wir grüßen Deutsch-Österreich unter der alten schwarz-rot-goldenen Fahne. Diese Festigung einer doch hier und da erschütterten Einheit empfinden wir als eine ganz große geschichtliche Tat. Und was die Verfassung bedeuten kann zur Festigung dieser Einheit, das müssen wir wünschen. Die „bewährten bundesstaatlichen Grundlagen" erhalten den Sinn demokratischer Individualisierung, wo sie sinnvoll und berechtigt ist. Grenze und Maß der Aufrechterhaltung von Staatsgrenzen innerhalb des Reiches wird parteipolitisch umstritten sein, und die Frauen werden sich mit den Männern parteipolitisch gruppieren.

Der andere große parteipolitische Gegensatz wird heißen: hier *Freiheit* der wirtschaftlichen Entwicklung, dort *Vergesellschaftung* der Produktion, Sozialisierung. Die Frauenbewegung, die bisher den politischen Frauenwillen ausgedrückt hat, ist *sozialer* gewesen als die bürgerliche Politik. Und ganz selbstverständlich. Die Frau als Arbeiterin bedarf zu ihrem Schutz der *sozialen* Gesellschaftsordnung, die das Gesamtinteresse über das frei waltende egoistische Interesse des einzelnen stellt. Die Frau muß wünschen, daß die Volkskraft als Ganzes durch die Gesamtheit geschützt, gepflegt, verwaltet werde. Sie muß vom demokratischen Programm weitgehende *soziale* Forderungen verlangen. Sie muß die Ausdehnung der staatlichen Macht über das Wirtschaftsleben in eben dem Maße wünschen, als es der Schutz der Volkskraft, der Volkskultur verlangt.

Ob das in der Form der Verstaatlichung des Wirtschaftslebens und der Beseitigung des „Unternehmers" geschieht, oder in der Form der Sozialpolitik (Minimallöhne, Arbeiterschutz, Wohnungsfürsorge) ist in viel höherem Maße eine Frage der Zweckmäßigkeit als des Grundsatzes. Es liegt *nicht* im Interesse der Arbeiterschaft, daß der deutsche Unternehmungsgeist durch die Staatswirtschaft gerade jetzt in eine Zwangsjacke geklemmt wird. Das müßte der Arbeiter begreifen können. Staatswirtschaft hat ihre Berechtigung nur nach Maßgabe der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit; sie kann kein Programm schlechthin sein. Ihre Forderung brauchte keine Spaltung in die Reihen derer zu bringen, die in der Wirkung das gleiche wollen: Stärkung der unteren Schichten unseres Volkes an Kraft und Kultur, größere Gleichmäßigkeit der Lebenshaltung aller, die arbeiten und tüchtig sind. Schutz gegen jede Ausbeutung, Vorbeugung gegen jede soziale Not.

Während ich dies schreibe, ist die große demokratische Partei noch nicht da, in der sich die alten bürgerlichen Parteien auf den Boden der neuen Zeit stellen.

Sie wird und muß entstehen. Die liberalen Frauen jeder Schattierung werden zu ihr stehen, wenn sie ihnen die volle Gleichberechtigung sichert: d. h. das aktive und passive Wahlrecht, die grundsätzliche Zulassung zu allen Staatsämtern. Und wenn sie in ihrem sozialen Programm klar und weit genug ist.

Aber der hier vertretene Standpunkt bedeutet auch keinen Gegensatz zu einer Sozialdemokratie, die ehrlich demokratisch ist, und die in ihrem Vergesellschaftungsprogramm sich klar bleibt über die Grenzen wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit.

Es ist eine merkwürdige Erfahrung, die man immer wieder macht: von dem Augenblick an, da man Aufgaben vor sich sieht, verliert sich das Gefühl der Unsicherheit und Sorge. Der Handelnde steht fest. Und die Frauen, die nun beginnen werden zu arbeiten, ihre Schwestern aufzuklären, zu gewinnen, zu politisieren, sie werden in aller Dunkelheit und Wirrnis der Gegenwart das Bild des deutschen Volksstaates sich immer klarer und großartiger aufbauen sehen. Den Volksstaat, den sie um so heißer lieben lernen, weil sie — endlich — selbst mit daran bauen dürfen.

Eugen Katz / Sozialismus und Revolution

Ist die deutsche Revolution sozialistisch? Was sie bisher leistete und dauernden Bestand verspricht, ist demokratisch. Wir sehen die Forderungen unserer Großväter von 1848 verwirklicht. Sozialistisch im Sinne der Parteilehre der gegenwärtig herrschenden Sozialdemokraten würde die sogenannte Vergesellschaftung der Produktionsmittel sein.

Durchaus aber braucht nicht alle und jede Verstaatlichung von Unternehmungen sozialistisch zu sein. Friedrich der Große und Bismarck haben genügend viel verstaatlicht oder verstaatlichen wollen, unter den konservativen Beamten sind zahlreiche Freunde des Staatsbetriebes. Es gab und gibt eine Sinnesart, die aus Gegnerschaft gegen das sogenannte freie Spiel der Kräfte oder um die Staatseinnahmen zu vergrößern, Aufgaben auf den Staat übertragen möchte, die bisher der freie Unternehmer erfüllte. Die marxistisch geschulten Sozialdemokraten sahen bisher in der Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht eine Maßnahme der Freiwilligkeit, sondern der aus den Gesetzen des Wirtschaftslebens selbst herrührenden Notwendigkeit, ja einer Naturnotwendigkeit. Der bürgerliche Kapitalismus nämlich, so nahmen sie an, würde durch Krisen rein wirtschaftlichen Ursprungs immer mehr an den Rand des wirtschaftlichen Zusammenbruches gebracht. Es nahe der Punkt, wo die Vergesellschaftung der Produktionsmittel gegenüber der bürgerlichen Wertordnung die wirtschaftlich höher stehende und leistungsfähigere Form des Besitzes und Betriebes darstelle. Handelt es sich im gegenwärtigen Augenblick hierum, sind wir soweit?

Digitized by Google

Die krisenhafte Verwirrung, in die wir durch den unglücklichen Kriegsausgang geraten sind, spricht keinesfalls dem sogenannten Zeitalter des Kapitalismus das Todesurteil. Im Gegenteil. In den anderen Kulturländern blüht der Kapitalismus unangefochten. Der Bolschewismus, der einem führerlosen Lande Experimente aufdrängte, die im Marxschen Sinne unhistorischer Blödsinn sind, hat Rußland verarmt und verelendet. Es gilt daher, kaltes Blut zu bewahren und, unbeeinflußt von politischen und wirtschaftlichen Vorurteilen, einfach zu fragen, wie das verminderte und bedrohte Nationalvermögen, unter gleichzeitiger Zufriedenstellung der Masse des Volkes, erhalten und wieder vermehrt werden kann. Wo nichts ist, kann nichts verteilt werden. Der Redakteur des „Vorwärts", Erich Kuttner, mit dessen sonstigen Ausführungen ich allerdings keineswegs übereinstimme, schreibt in der soeben erschienenen Broschüre über die deutsche Revolution die guten Worte:

„Das Kapital muß in erster Linie Erträge abwerfen, wenn der Sozialismus der Arbeiterschaft etwas nützen soll. Voraussetzung für die Enteignung des im Privatbetrieb befindlichen Kapitals ist, daß das Kapital unter staatlicher Kontrolle höhere, mindestens aber die gleichen Erträge wie vorher abwirft. Nimmt die Produktivität dagegen ab, so nützt es den Arbeitern sehr wenig, wenn ihnen auch der bisherige Gewinnanteil des Unternehmers zufällt. Der Sozialismus ist nur lebensfähig, wenn er uns als Gesamtheit reicher, nicht wenn er uns ärmer macht."

Worin besteht das, was als Reichtum der deutschen Volkswirtschaft noch vorhanden ist? Versuche, diesen Reichtum in Zahlen abzuschätzen, wie sie z. B. Helfferich gemacht hat, sind Farce, da alles vom Maßstab der Bewertung abhängt. Greifen wir das Beispiel irgendeiner großen industriellen Gesellschaft heraus! Ihr Vermögen besteht gewöhnlich in Grundstücken, Gebäuden, Maschinen und Geräten, Rohstoffen, Fabrikaten, Vorräten, Forderungen; hiervon ab gehen die Schulden. Dieselben Vermögensgegenstände besitzen nur einen Bruchteil ihres Wertes, wenn sie in einem ungeordneten statt in einem geordneten Staatswesen lagern, sie besitzen unter Umständen ein Mehrfaches ihres Wertes, wenn die Volkswirtschaft, deren Bereich sie angehören, internationalen Kredit genießt. Hat das Land eine Zukunft, so sind dieselben Sachen ein bedeutendes Kapital, andernfalls sind sie Plunder. Ebenso verschiedenartig wie eine kaufmännisch vorsichtige Gesellschaftsleitung je nach den Umständen das Gesellschaftsvermögen einschätzen wird, ebenso verschiedenartig wird es ein etwaiger Kreditgeber einschätzen. Und je aus der verschiedenartigen Bewertung des Vermögens der physischen und juristischen Personen ergibt sich das, was man als Nationalvermögen bezeichnen mag. Fest stehen oder werden bald stehen unsere Schulden. Was wir an Aktivvermögen haben werden, hängt ganz wesentlich ab von der bevorstehenden innerpolitischen Entwicklung, von dem Kredit, den unsere Staatsleitung der deutschen Volkswirtschaft im Ausland und bei den wirtschaftlich tüchtigen und leistungsfähigen Personen im Inland erwecken wird.

Die Sozialdemokraten, und nicht sie allein, fordern die Einschränkung der landwirtschaftlichen Großbetriebe durch innere Kolonisation. Es sollen also mehr selbständige kleine Grundbesitzer geschaffen werden. Diese Entwicklung aber, die kommen muß und die wir als Staatsnotwendigkeit anerkennen, ist das Gegenteil von marxistischem Sozialismus. Es ist die Fortsetzung der von den Junkern gestörten Steinschen Reform. Der technisch leistungsfähigere landwirtschaftliche Kleinbetrieb verdrängt den Großbetrieb, der auf gleicher Fläche weniger erntet und weniger tierische Erzeugnisse liefert. Jede der neugeschaffenen Kleinbauernstellen wird ein Bollwerk gegen marxistischen Sozialismus sein.

Bringt nun die Verstaatlichung der Industrie höhere Erträge als der Privatbetrieb, bereichert sie also die Volkswirtschaft, stellt sie die höherwertige Betriebsform dar? Es gab vor dem Kriege gewiß genügend nicht schlecht rentierende staatliche und städtische Betriebe, in Deutschland mehr als anderswo. Kein Fall aber ist nachweisbar, wo ein staatlicher Betrieb bessere Erträge abwarf als ein mit gleichen Mitteln und gleicher Intelligenz geleiteter privater, meist war das Gegenteil der Fall. Die Ertragsziffern der öffentlich-rechtlichen Betriebe würden sich auch vielfach anders ausnehmen, wenn diese Betriebe auf Grund kaufmännischer statt auf Grund der in Übung befindlichen kameralistischen Buchhaltung (Abschreibungen!) geprüft würden. Die staatlichen Bergwerke im Saargebiet blieben an Rentabilität hinter den privaten Bergwerksbetrieben zurück, die Verstaatlichung der amerikanischen Eisenbahnen in diesem Kriege ergab ein wirtschaftliches Fiasko, die meisten städtischen Regiebetriebe halten strenger kaufmännischer Prüfung nicht stand. Das liegt im Wesen der Sache. Träger der Industrie ist nicht irgendein System, sind lebendige Menschen, behaftet mit allen menschlichen Gebrechen, behaftet mit dem Erwerbstrieb, der der Ansporn alles wirtschaftlichen Fortschrittes ist, und die Menschen bleiben dieselben in Monarchie und Republik und einerlei, ob ihnen befiehlt ein Geheimrat, ein Stadtrat oder ein Arbeiter- und Soldatenrat. Verstaatlichung der Industrie heißt Verwandlung der in der Industrie Tätigen in Beamte. Als Beamte werden unter absolutistischen Verhältnissen persönliche oder politische Günstlinge des herrschenden Systems gewählt. Unter demokratischen Verhältnissen liegt die Bestimmung bei Mehrheiten oder Kommissionen, aber auch dann bleibt die Auslese weniger fachlich und sachlich als im privaten Betrieb: persönliche Anschmiegsamkeit siegt über sachliche Tüchtigkeit. Was Handel und Industrie bei uns groß gemacht haben, ist die Verantwortungsfreudigkeit des Einzelnen, anfangend von den Großkaufleuten und Generaldirektoren bis hinunter zu den einfachen Angestellten und Facharbeitern. Eine Aufgabe, die an den Einzelnen herantrat, wurde von den zur Verantwortlichkeit Erzogenen nach dem Gesichtspunkte erledigt, wie sie gelöst werden könne. Dieselbe Aufgabe, vor einen Beamten gebracht, wird zunächst die Empfindung in ihm auslösen, ob ihm etwas bei der Geschichte passieren könne oder was die zuständige Stelle dazu sagen wird. Anders denkende Beamte galten unter dem früheren System als sogenannte u. U., unbequeme Untergebene. Und wer gewährleistet, daß es anders wird, wenn politische Ideale, und seien es auch höchst erstrebenswerte, den täglichen Werdegang des Eisens, der Baumwolle oder der Margarine beeinflussen? Wie in das gelobte Land der Entfaltungsmöglichkeiten blicken seit langem die wirtschaftlich tüchtigen Personen in staatlichen und städtischen Wirtschaftsbetrieben in das Bereich des Privatbetriebes. Verstaatlichung größerer Gebiete unserer Industrie würde für den wahrlich nicht leichten Wettbewerb mit dem Ausland bedeuten, daß wir in einer Postkutsche mit der Eisenbahn um die Wette fahren wollen.

Man kann natürlich ohne größere Gefährdung der Gesamtheit, um dem Staat oder der Stadt dauernde Einnahmen zu beschaffen, gewisse Betriebszweige in öffentliche

Digitized by Google

Bewirtschaftung nehmen, die sich nach feststehenden Regeln, ohne plötzliche Entschlüsse, mehr pflichtmäßig betreiben lassen. Hierher gehören Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Forstbetriebe, Wasserwerke, Bahnen und vielleicht auch solche Zweige des Bergbaues, wo es sich nur um die Förderung von Bergschätzen handelt, kaum aber dann noch, wenn ihre Weiterverarbeitung in Frage steht. Verstaatlichung oder Vergemeindlichung auf Kosten der Rentabilität zur besseren Bequemlichkeit der Bevölkerung, so wie es früher öfter geschehen ist, werden aber für uns schon ein kostspieliger Luxus sein. Möglich ist auch die Überführung in den öffentlichen Betrieb solcher Handelswaren, die infolge ihres gleichmäßigen Absatzes und ihrer geringen Verderblichkeit ein gewisses Maß bureaukratischer Mißwirtschaft ertragen (Getreide, Zucker, Spiritus), aber schon die Kartoffeln, die Butter und die Eier haben unter der Kriegswirtschaft hiergegen durch Massenverderbnis protestiert. Zweifellos werden den öffentlichen Körperschaften hierdurch große Einnahmequellen erschlossen. Vielleicht aber wird sich auch hier schon bald eine Grenze ergeben, wo es besser wäre, man überließe die Bewirtschaftung der privaten Hand und entwickelte deren Steuerkraft.

Jedenfalls: wäre es nach der technischen und sonstigen Entwicklung zeitgemäß, den Privatbetrieb zu beseitigen, so würden sich vor dem Kriege aus der organischen Entwicklung selbst schon Vorbilder herausgeschält haben, nach denen nunmehr verfahren werden könnte. Die gegenwärtige Kriegszeit aber zu diesbezüglichen Experimenten zu benutzen, wäre ein schlechter Dienst an den notleidenden Massen, und selbst wenn diese Massen unter dem Banne von Lieblingsideen derartige Forderungen stellen sollten, würde es Sache derjenigen, die das Getriebe überschauen, sein, ihre bessere Einsicht nicht im Busen zu bewahren. Auf den Einwand, daß auch in privater Hand befindliche Großbetriebe Ansätze zu bürokratischem Aufbau zeigen, sind wir gefaßt. Die das behaupten, vergessen aber, daß die Leitung dieser Betriebe in ihren wirtschaftlichen Maßnahmen fachlich unbeschränkt ist, daß ein großer Teil der Angestellten dieser Betriebe von dem Betriebserfolg abhängen und daß die Auswahl der Personen an allen Punkten des Betriebes schließlich doch auf die Dauer nach fachlichen Gesichtspunkten erfolgt. Geschieht dies nicht, so wird eine solche Unternehmung unter dem Drucke der wohltätigen freien Konkurrenz — wir haben soche Fälle erlebt — und infolge des Sinkens der Erträge zur Umkehr gezwungen.

Wenn wir uns also gegen allgemeine Überführung der Betriebe und des Eigentums in Industrie und Handel an öffentlich-rechtliche Körperschaften wenden, so wird damit keineswegs dagegen Stellung genommen, daß Angestellte und Arbeiter in höherem Maße als bisher an dem Erträgnis teilnehmen, noch dagegen, daß ihr Einfluß auf die betrieblichen Maßnahmen, soweit nicht hierunter die Erträgnisse des Ganzen leiden, vergrößert werde, noch schließlich dagegen, daß nicht der Staat in größerem Maße Teilhaber der Betriebserträgnisse werde. Unsere leider zu spät zur Anerkennung der Gewerkschaften veranlaßten Unternehmer werden sich hiergegen nicht sperren.

Die Not ist allgemein. Die früher auseinanderstrebenden Richtungen werden zu ihrer Annäherung gezwungen, gerade im Wirtschaftsleben heißt es jetzt, daß Alle an Bord müssen. Das gesamte Volksvermögen ist in Gefahr. Soll es aber gerettet werden, so gilt es, alles zu unterlassen, was die Produktivität der deutschen Arbeit hemmt, und das politisch befreite Volk vor wirtschaftlichen Sklavenketten zu schützen, die sich immer enger um uns legen werden, wenn wir nicht aus der Scholle, den Bergwerken, den Fabriken und Handelsstuben alles an Erträgen herausholen, was der landwirtschaftlich, kaufmännisch und technisch geschulte Deutsche herauszuwirken vermag.

Und schließlich noch ein Gesichtspunkt, der mir, der ich an dieser Stelle seit bald 20 Jahren demokratische Gedanken vertrete, besonders am Herzen liegt! Die vor dem Kriege als selbstverständlich erachtete moralische Intaktheit unserer Beamten ist nicht zum wenigsten dadurch zu erklären, daß das Verwaltungsgebiet von dem Gebiet wirtschaftlicher Betätigung ziemlich reinlich getrennt war. Gewisse, in diesem Kriege zutage getretene Erscheinungen sollten uns aber zu denken geben. Eine demokratische Staats- oder Stadtverwaltung wird sittlich um so reinlicher bleiben, je strenger Erwerbstrieb einerseits, Gesetzgebung und Verwaltung andererseits getrennt bleiben. Gebt unter den neuen Verhältnissen dem Beamten, was des Beamten, und dem Kaufmanne, was des Kaufmanns ist! Um so sicherer bleiben wir vor einem Rückfall in das alte Regierungssystem bewahrt.

Naumann / Die kleinen Schritte

Erst stehen wir bei Alpenwanderung unten vor dem Berg, und es scheint wie ein Wunderding, daß wir in einigen Stunden dort oben im blauen Schimmer an der Grenze der Schneegefilde sein sollen. Wenn wir nicht aus Erfahrung wüßten, daß die Möglichkeit vorliegt, wer sollte es glauben? Das einfache Mittel aber zur Überwindung der Höhe sind die Zehntausende von Schritten, die wir halb bewußt und halb unbewußt ausführen. Durch kleinen Massendienst werden große Ziele erreicht. Das bloße Hineindenken in die Höhe hilft noch nichts, wenn es nicht in Schritte gesetzt werden kann. Der Schritt freilich hat seinerseits kein Ziel und keine Ausdauer, wenn ihm nicht die Idee von oben, von der Denkzentrale, gegeben wird. Die Füße müssen in gesunder Ordnung gehalten werden, wenn der Aufstieg gelingen soll. Das gilt auch vom weltgeschichtlichen Steigen. Unklug sind diejenigen, die von hohen Erfolgen träumen und dabei die Ordnung der hunderttausend Schritte versäumen. Weltpolitik ohne Sozialpolitik ist Phantasie ohne Fußpflege. Die Masse selber muß Lust haben zum Schreiten, wenn es mit einem Volke vorwärts gehen soll, ihr muß Lust gemacht werden, sie muß selber gehen wollen. Sicherlich sind nun die einzelnen Schritte der Massenmenschen klein, ihr Ideenschatz ist gering, ihre Übersicht knapp und ihr eigener Wille begrenzt, aber wer kann die kleinen Schritte entbehren, die tägliche Leistung, das stille Vorwärtsrücken aller? Die unendliche Treue der Namenlosen und ihrer beständigen Leistungen ist das wunderbare Geheimnis im Hintergrunde aller berühmten Werke, die jemals von großen Menschen vollbracht werden.

Soziale Bewegung

Gewerkschaften und Revolution. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine haben folgenden Aufruf an ihre Mitglieder veröffentlicht: „Das deutsche Volk durchlebt jetzt die schwerste Zeit seit Ausbruch des Krieges. Es steht mitten in der gewaltigsten Revolution. Eine völlige Umwälzung hat sich vollzogen, die in ihrer Entwickelung noch nicht abgeschlossen ist. Jeder Tag, jede Stunde bringt neue Ereignisse, deren Folgeerscheinungen in ihrer

Tragweite nicht zu übersehen sind. Jetzt ist es Pflicht jedes deutschen Mannes und jeder deutschen Frau, den gegebenen Verhältnissen zunächst Rechnung zu tragen und alle Maßnahmen tatkräftig zu unterstützen, welche geeignet sind, Ruhe und Ordnung zu schaffen, das Wirtschaftsleben wieder in friedliche Bahnen zu lenken und vor allen Dingen die Ernährung des Volkes sicherzustellen. Den Anordnungen der gegenwärtigen Reichsleitung und der örtlichen Behörden muß deshalb unbedingt Folge geleistet werden. Wo Kollegen zur Mithilfe aufgefordert werden, müssen sie sich zur Verfügung stellen. Weiter gilt es, unsere Organisation unter allen Umständen hochzuhalten. Hat sie die Stürme des Krieges überdauert, muß sie auch über die jetzige Krise hinweggebracht werden. Das wird uns gelingen, wenn jedes Mitglied daran denkt, daß wir die Organisation gerade für die nächste Zukunft nicht entbehren können. Darum Kollegen und Kolleginnen, schließt die Reihen fester, rückt enger aneinander und sorgt überall für Einigkeit und Zusammenhalt. Alles für das Vaterland und die Organisation!" — Die sozialdemokratischen Gewerkschaftsvorstände haben auf einer Berliner Vorständekonferenz eine Entschließung angenommen, in der folgende Sätze besonders bemerkenswert sind: „Die Konferenz der Vorstände der deutschen Gewerkschaften begrüßt im Namen von über zwei Millionen organisierter Arbeiter Deutschlands den Sieg der politischen Freiheit. Aus dem freien Deutschland heraus erheben wir laut unsere Stimme gegen die unglaublich harten und geradezu unmöglichen Waffenstillstandsbedingungen, die von den alliierten Mächten dem deutschen Volke auferlegt worden sind .... Die Gewerkschaften hoffen und vertrauen darauf, daß die Parteistreitigkeiten in der Arbeiterschaft begraben werden. In dem Beschlusse der Volksregierung, eine Nationalversammlung auf breiter demokratischer Grundlage einzuberufen, erblicken wir die Gewähr dafür, daß die bisherigen Errungenschaften der Revolution dauernd gesichert und bei Aufrechterhaltung der Einigkeit der deutschen Arbeiterschaft auch noch weiter ausgebaut und vervollkommnet werden." Die christlichen Gewerkschaften sagen in ihrer öffentlichen Kundgebung u. a.: „Alle Kräfte müssen sich vereinigen in dem Bestreben, unser schwergeprüftes Vaterland aus den Wehen, die ihm zurzeit Leib und Seele erschüttern, als neues lebensstarkes Reich hervorgehen zu lassen. Der größte Feind auf dem Wege zu diesem Ziel ist der Bolschewismus. Seine Herrschaft wäre gleichbedeutend mit Terrorismus aller Art, Hungersnot und blutigem Chaos. Als ein gleichgroßes Unglück müssen wir jeden Versuch bezeichnen, die alte Ordnung gewaltsam wiederherzustellen. Mit aller Entschiedenheit fordert der Ausschuß von den derzeitigen Machthabern die unverbrüchliche Hochhaltung der demokratischen Grundsätze, die sie zu ihrer eigenen Legitimation anführen und zur Grundlage jeder Regierungsform gemacht wissen wollen. Die schnellste Einberufung einer konstituierten deutschen Nationalversammlung ist erstes Erfordernis ..... Die Arbeiter- und Soldatenräte sind als Parteiorganisation nicht die geeigneten Körperschaften, die beruflichen Interessen der Arbeiter gegenüber den Unternehmern und der Regierung ausreichend wahrzunehmen. Wir werden jede Regierung bekämpfen, die die Berufsvereine der Arbeiter und Angestellten aller gewerkschaftlichen Richtungen nicht als die maßgebende Vertretung der Arbeitnehmer in sozialen und wirtschaftlichen Angelegenheiten anerkennen oder sie gar von der Mitarbeit ausschalten will .... Jetzt, wo das deutsche Volk vor den größten und schwierigsten Aufgaben seiner Geschichte steht, fordern wir unsere Mitglieder und Anhänger in allen Landesteilen auf, sich allen Behörden und derzeitigen Machthabern zur Mitarbeit zur Verfügung zu stellen, damit wir möglichst bald zu geordneten Zuständen kommen."

Büchertisch

Im Anschluß an den Aufsatz von Ludwig Bruns („Hilfe", Nr. 46) sei auf die populären Ausgaben von Kants Schrift „Zum ewigen Frieden" bei Reclam und in der Inselbücherei hingewiesen sowie auf die wissenschaftliche, die von Vorländer herausgegeben ist (F. Meiner, Leipzig). Zur Einführung in Kants Gedanken seien empfohlen: Fidelis, „Zum ewigen Frieden" (A. Janssen, Hamburg, 0,20 M.), eine gute Inhaltsangabe; W. Bötte, „Kant und der Krieg" (R. G. Elwert, Marburg, 1 M.), der aus einer popularisierenden Tendenz sich zuweilen in überflüssigen Abschweifungen ergeht; W. Moog, „Kants Ansichten über Krieg und Frieden" (Falken-Verlag, Darmstadt, 3 M.), wo auch Kants Ansichten über dies Thema, die er in seinen anderen Werken äußert, ausführlich verarbeitet sind. M. R.

René Schickele hat ein neues Schauspiel **„Beim Zeitglocken"** beendet, das im Verlag und Bühnenvertrieb Paul Cassirer erscheint. Das Stück spielt im Bern der Kriegszeit und weist einen Weg aus der Katastrophe in ein neues und freies Leben. Buchausgabe und Aufführung werden zurückgestellt bis zum Erscheinen der „Gelben Reise", eines Prosabuches von René Schickele, das sich im Druck befindet.

Das Buch der Stunde. Eine Erbauung für jeden Tag des Jahres. Von Paul Eberhardt. 2. durchgesehene und teilweise veränderte Auflage. Gotha: F. A. Perthes 1918. 6 M.

Am 11. November, dem Tage, als der Waffenstillstand in Kraft trat:

Gott grüße dich, bittere Bitterkeit, aller Gnaden voll! (Tauler.)

Unergründlicher Schmerz!
Knirscht ich in vorigen Stunden:
Jetzt, mit noch blutenden Wunden,
Segnet und preist dich mein Herz.

Tatst du in Qual und Angst
Erst genug für dein Leben,
Werden sie selbst dich erheben,
Wie du es hofftst und verlangst. (Hebbel.)

Dr. G. M.

Hans Vorbein, Auslandsstudien und neusprachlicher Unterricht im Lichte des Weltkrieges. Leipzig, Quelle & Meyer. 93 S. 1,80 M.

Gegenüber den aufgeregten Fanatikern der ersten Kriegsmonate, die die Sprachen unserer Feinde ein für allemal aus den Lehrplänen der deutschen Schulen hinauswerfen wollten, hat sich schon lange eine gemäßigtere und verständigere Richtung durchgesetzt. Trotzdem ist die Schrift von Vorbein keineswegs überflüssig, denn es bleibt noch immer eine ganze Reihe von Fragen und Problemen. Vor allem wird der Nachweis geführt, daß gerade nach dem Kriege, um bei der Wiedereroberung des Weltmarktes wohlausgerüstet zu sein, der Deutsche keineswegs auf die Beherrschung der Weltsprachen Französisch und Englisch verzichten kann. Im Gegensatz zu früheren Anschauungen wird freilich eingeräumt, daß es seine Berechtigung hat, wenn man künftig das Englische als die Sprache, die uns näher verwandt ist, die die meisten Menschen sprechen und deren Erzeugnisse auch literarisch wertvoll sind (hier hatte man früher eine starke Einschränkung zugunsten des Französischen gemacht), im Unterricht an die erste Stelle setzt. Auch Religion, Geschichte und Erdkunde sollen künftig dazu dienen, dem Schüler die Kenntnis der fremden Völker zu vermitteln, so daß er nicht nur die Sprache und die Grammatik beherrscht, sondern durch diese Auslandsstudien auch mit den Einrichtungen und der Lebensweise anderer Völker vertraut ist. Ein großes Hindernis ist durch den Krieg insofern geschaffen, als die Lehrer für längere Zeit nicht mehr die Möglichkeit haben werden, durch Studium oder Ferienkurse im Ausland die fremden Sprachen in ihrer ganzen Feinheit zu erlernen. Hier hofft der Verfasser auf einen Ersatz durch stärkeren Ausbau unseres inländischen Lehr- und Lernmaterials in Bibliotheken und Seminarien, durch Schaffung neuer Lehrstühle und Lektorate und durch die Selbsthilfe der Vertreter der neueren Sprachen an Universität und Schule und der wissenschaftlichen Fachvereine. M. R.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 45 der „Hilfe": Charmatz, Deutsch-Österreich, muß es heißen: S. 531, 1. Spalte, Zeile 14 von unten: furchtbare Gärung (statt Fälschung), Zeile 4 von unten: Reclusion (statt Revolution), 2. Spalte, Zeile 11 von unten: Gästeverkehr (statt Hinterverkehr).

Freiwillige Gaben:

Freiwillige Gaben für „Hilfe"-Sendung an Soldaten: 1 M.: Ldstm. H. im Felde. **2.25 M.:** Uffz. N. im Felde.

Bücherspenden: Dr. G. in Berlin: alte Jahrgänge „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

28. November 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel ab 1. Januar 4 M., beim Postamt 4,12 M., unter Kreuzband vom Verlag 4,50 M., ins Ausland 5 M. Soldatenausgabe 1,50 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8663.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 48

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig. Einfache Beilagen: Tausend 15 M. Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Die deutsche Einheit. — **Univ.-Prof. Walter Goetz:** An die alten Freunde! — **Dr. Paul Rohrbach:** Unser Schicksal. — **Dr. Erich Eyck:** Der Leidensweg des deutschen Bürgertums. — **Oswald Riedel:** Arbeitnehmer und Demokratie. — **Gertrud Bäumer:** Wege innerer Erneuerung, Größe und Grenzen des Christentums. — **Dr. Marg. Rothbarth:** Die Vorträge Jakob Burckhardts. — **Naumann:** Eigentum. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 17. November.

Wenn das deutsche Volk nicht zurzeit mit seiner eigenen Revolution so viel zu tun hätte, so würde es von dem Gefühle nicht verlassen sein, daß täglich die große Niederlage deutlicher wird. Wir sind in einer Weise in die Hände unserer Gegner geraten, daß wir um die unglaublichsten Dinge bitten und fragen müssen. Ob und wo deutsche Schiffe fahren dürfen, hängt von der Erlaubnis feindlicher Behörden ab. Die Zukunft unserer Ernährung liegt in der Hand der Engländer und Amerikaner. Das alles würde menschlich noch erträglich sein, wenn man den Geist des Wohlwollens, der aus den Veröffentlichungen Wilsons und Lansings spricht, auch in der Praxis der gegnerischen Heeresverwaltung finden könnte. Das scheint nicht der Fall zu sein. Die Räumung von Belgien, Elsaß und linksrheinischem Gebiet wird auf Grund des Waffenstillstandes in so kurzen Fristen verlangt, daß an ein geordnetes Zurückziehen nicht gedacht werden kann. Obwohl bisher das Wetter leidlich günstig war, haben sich die zurückströmenden Soldaten doch gegenseitig schwere Hindernisse bereitet, und niemand kann übersehen, welcher Zustand eintreten müßte, falls es regnet oder schneit. Treibt man aber die deutsche Armee zur vollen Auflösung und Disziplinlosigkeit, so ist es nichts als eine Redensart, wenn von seiten der Entente behauptet wird, man wolle keinen Bolschewismus in Deutschland haben. Generalissimus Foch soll geäußert haben, daß es ihn nichts angehe, was aus den inneren Zuständen Deutschlands wird, und da wir Besiegte sind, so haben wir keine Mittel, um eine andere Auffassung bei ihm zu erreichen.

Montag, 18. November.

Von der englischen Admiralität sind genaue Vorschriften ausgegangen über die Ablieferung der deutschen U-Boote. Die Ablieferung erfolgt in Gruppen von etwa 20 Booten, die von einem Transportschiff begleitet sind. An einer bestimmten Stelle im Meer werden die Boote von den Engländern besetzt, und die deutsche Mannschaft darf unter Vorsichtsmaßregeln sich auf dem Transportschiff zur Rückfahrt versammeln.

Das „Reuter"-Büro meldet aus Ostafrika: Die deutsche Streitmacht unter General v. Lettow-Vorbeck hat sich am Morgen des 14. November am Sambesifluß südlich von Kasema (Nord-Rhodesia) ergeben.

Mit Freude hören wir aus Köln, daß die rheinischen Städte trotz der allgemeinen Gedrücktheit die heimkehrenden Krieger mit reichem Flaggenschmuck begrüßt haben. Die Truppen rücken in immer stärkeren Kolonnen heran. Verpflegungsstationen werden errichtet. — Die „Kölnische Zeitung" hat durch Funkspruch die Zeitungen der ganzen Welt auf die unerträgliche Notlage der Rheinlande hingewiesen: Die Herausgabe eines großen Teils des Eisenbahnmaterials verurteilt uns durch die Erschwerung der Verbindung mit dem Osten zur Hungersnot! Der Durchzug der Armee durch unser Land beschleunigt außerdem den Verbrauch an Lebensmitteln. Wir bitten im Namen der Menschlichkeit die Presse der ganzen Welt, für die bedrohten Rheinlande einzutreten und zu fordern, daß ein durch den langen Krieg schon ganz erschöpftes Land nicht völlig niedergetreten werde.

Dienstag, 19. November.

Der amerikanische Präsident Wilson wird voraussichtlich in einigen Wochen in London eintreffen und nach kurzem Aufenthalt nach Paris weiterreisen. Die Verhandlungen über den Präliminarfrieden sind in Paris im Fortschreiten. Wilson soll England und Frankreich zu bedeutenden Zugeständnissen veranlaßt haben, da er überzeugt ist, daß die deutsche Republik auf festem Boden steht. Er hofft jedoch, daß die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung so bald wie möglich ausgeschrieben werden, da von der inneren Politik Deutschlands die Belieferung mit Lebensmitteln abhänge. Auch in Hinsicht auf Rohstoffe wolle Wilson weitgehende Zugeständnisse an Deutschland machen. Mit einem Wort: Wilson schüttet freundliche Versprechungen über uns aus, was aber in Wirklichkeit vielleicht kaum etwas anderes bedeutet, als daß er seine Kräfte anwendet, um übertriebene und unmenschliche Forderungen der französischen und englischen Kriegshetzer abzuwehren. — Immer wieder müssen wir denken, wie sich die Deutschen im Falle eines Sieges verhalten hätten. Auch bei uns würde es nicht an Tollheit gefehlt haben, und es wäre nicht sicher gewesen, ob wir im Falle des Sieges einen Staatsmann gehabt hätten, der sich so sehr mäßigte, wie es Bismarck 1866 und 1870 tat.

Mittwoch, 20. November.

Auch in Süddeutschland werden die zurückkehrenden Truppen in festlicher Weise empfangen. In Mannheim sind bereits über 100 000 Mann durchgekommen. Karlsruhe prangt im buntesten Flaggenschmuck.

Die beiden deutschen Reichskanzler Ebert und Haase haben an den Straßburger Soldatenrat folgendes Telegramm gesendet: Die Besetzung Elsaß-Lothringens durch den Verband präjudiziert nicht die Lösung der elsaß-lothringischen Frage nach den völkerrechtlichen Grundsätzen und der Selbstbestimmung der Völker. In Mühlhausen und Kolmar sind französische Truppen eingezogen, ebenso auch in Saarbrücken. In Paris hielt Poincaré eine Rede über Elsaß-Lothringen, in der er den Gedanken einer Volksabstimmung ablehnt. Er sagt, eine Volksabstimmung würde nichts bedeuten, da diejenigen Elsaß-Lothringer nicht abstimmen könnten, die der Frankfurter Friede aus dem Lande vertrieben hat. Das allgemeine Gewissen verlange die einfache Rückgabe Elsaß-Lothringens! — Es wird sich fragen, wie sich die Amerikaner zu dieser französischen Brutalität stellen.

Der Nahrungsmittelverwalter der Vereinigten Staaten, Hoover, hat vor seiner Abreise nach Europa einen Bericht veröffentlicht, in dem es heißt: Ich gehe nach Europa, um weitere Maßnahmen für die Nahrungsmittelversorgung zu treffen.

Von sämtlichen europäischen Ländern mit einer Gesamtbevölkerung von 420 Millionen haben tatsächlich nur drei, nämlich Südrußland, Ungarn und Dänemark mit einer Bevölkerung von etwa 40 Millionen, genügend Nahrungsmittelvorräte, um bis zur nächsten Ernte zu reichen. Frankreich, England und Italien werden versorgt. Sodann muß unsere nächste Sorge sein, die neutralen Staaten zu berücksichtigen, um das Anwachsen des Anarchismus zu verhindern. Ein schwieriges Problem ist die Lage der Menschen in den feindlichen Ländern. Es besteht darin, die Blockade zu mildern, um die Bevölkerung wenigstens mit dem Notwendigsten zu versehen und eine gewisse Stetigkeit der Regierungen dadurch zu gewährleisten. Falls die Anarchie nicht unterdrückt werden kann, wird es niemand geben, mit dem Frieden geschlossen werden kann. — Die Unvernunft des Weltkrieges liegt hierin offen zutage. So wenig Deutschland eine Freude an der bolschewistischen Zersetzung Rußlands haben konnte, ebensowenig können die Ententestaaten befriedigt sein vom Zerbrechen der Ordnung in Deutschland.

Donnerstag, 21. November.

Nachdem in **Posen** eine polnische Provinzialregierung sich aufgetan hat, wurde ein Provinzialernährungsamt begründet mit der Absicht, zunächst die Provinz selbst zu versorgen. Der Oberbürgermeister v. Drwenski sagte in einer Erklärung: Die amtliche Organisation der Landräte hat nicht mehr das Vertrauen der Bevölkerung, und auch die Soldaten- und Arbeiterräte in der Provinz haben in einzelnen Fällen unsere Tätigkeit gestört. Wir müssen aber die Tätigkeit des Posener Arbeiter- und Soldatenrates voll würdigen und anerkennen. Von der Errichtung eines deutschen Heimatschutzes befürchtet der neue Oberbürgermeister das Schlimmste für die Provinz und verwahrt sich gegen die Bevormundung, die darin liegt, wenn vom Westen Truppen nach Posen gesendet werden. Es sind in der Tat unleidliche Verhältnisse, die bei dem jetzigen unklaren Zustande der preußisch-polnischen Gebiete größte Gefahren in sich bergen. Dabei müssen aber vor allem auch die polnischen Kreise darauf aufmerksam gemacht werden, daß sich das Deutschtum der östlichen Provinzen nicht einfach vom Polentum verschlingen und unterdrücken lassen kann. So gut es die Polen bisher für berechtigt gehalten haben, mit aller Leidenschaft ihrem Nationalitätsgedanken zu dienen, wird es auch den Deutschen erlaubt sein müssen, Deutsche bleiben zu wollen.

Im **türkischen Waffenstillstandsvertrag** wird ganz Mesopotamien mit Einschluß von Mosul aufgegeben. Das gleiche gilt von Syrien. Nach Südkaukasien hin wird die alte Grenze wieder hergestellt. Man wird aus diesen Maßnahmen schließen können, daß das osmanische Reich künftig auf Kleinasien beschränkt sein wird.

Freitag, 22. November.

Der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie scheint zu mehreren kleinen Kriegen zu führen, die ein Nachspiel des Weltkrieges sind. Die **tschecho-slawische Republik in Prag** macht in aller Form mobil gegen den ungarischen Staat, weil die Ungarn nicht bereit sind, ihren slowakischen Teil widerstandslos herauszugeben. Es handelt sich dabei um etwa zwei Millionen Einwohner, die am Nordrand des ungarischen Staates auf beiden Seiten der Waag bis an das Tatragebirge und bis in die Gegend von Kaschau wohnen. Dabei wenden sich sowohl Tschecho-Slowaken wie Ungarn an die Entente. Graf Karolyi macht geltend, daß die Tschecho-Slowaken als Bundesgenossen der Entente nicht das Recht hätten, Teile des ungarischen Staates militärisch zu besetzen, da die Alliierten nur strategisch wichtige Punkte besetzen dürften, die vom Oberbefehlshaber bezeichnet werden. Es habe aber der Oberbefehlshaber der ungarischen Republik bisher nicht mitgeteilt, daß die nordwestlichen und westlichen Teile Ungarns von den Alliierten besetzt werden sollten. Der bekannte Badeort Pöstyen ist noch ungarisch, während die Umgebung slawakisch ist.

In **Lemberg** finden sehr lebhafte Straßenkämpfe zwischen Polen und Ruthenen statt. Wenn man dem polnisch-sozialdemokratischen Blatt „Naprzod" in Krakau glauben kann, so wüten Hungersnot und Schreckensregierung in greuelvoller Weise zusammen. Der untere Teil des Jesuitengartens und der Platz vor dem Landtagsgebäude sind mit Leichen bedeckt. Am 13. November haben die Ukrainer die bei der Zitadelle gefangengenommenen polnischen Soldaten vor dem Frontabschnitt gehängt und ließen die Leichen zum Schrecken der Polen da. Die Ukrainer beschießen den von den Polen verteidigten Stadtteil mit Kanonen. Von polnischer Seite wird behauptet, daß die Aktion der Ukrainer vorher mit den Mittelmächten vereinbart sein soll.

In der **Ukraine** ist die Diktatur des von den Deutschen eingesetzten russischen Generals Skoropadski unter Blutvergießen von einer ukrainischen Nationalregierung beseitigt worden. Wie es mit dem Rückmarsch der bis an das Asowsche Meer verbreiteten deutschen Truppen steht, können wir noch immer nicht genau sagen.

Die Entwicklung der deutschen Revolution können wir innerhalb der Kriegschronik nicht darstellen, müssen aber hervorheben, daß der gegenwärtige **Berliner Revolutionszustand** ein großes Hindernis des Friedensschlusses ist. Es wird im deutschen Inlande zu leicht vergessen, daß der Waffenstillstand aus beliebigem Anlaß jeden Tag gekündigt werden kann und keinerlei Garantien gegen Verwüstungen oder Aushungerung bietet. Wir sind genötigt, mit allen Kräften auf den Frieden hinzuarbeiten. Als Vorbedingung eines Friedens aber wird von den siegreichen Entente-Mächten die Herstellung einer verfassungsmäßigen gegenbolschewistischen Regierung gefordert.

Sonnabend, 23. November.

Generalfeldmarschall Hindenburg, der sich zurzeit auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel befindet und von dort aus den **Rückmarsch der deutschen Armee** leitet, telegraphiert an die Reichsleitung, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß die Franzosen sich Rechtstitel für eine Wiederaufnahme des Krieges schaffen wollen, und fügt hinzu: Ich muß ausdrücklich betonen, daß das deutsche Heer infolge der Härte der Waffenstillstandsbedingungen und unter dem Einfluß der Ereignisse in der Heimat nicht in der Lage ist, den Kampf wiederaufzunehmen. Selbst ein Kampf allein gegen die französische Armee wäre nicht möglich. Ich halte es für meine Pflicht, dies auch deshalb zu betonen, weil aus Äußerungen der feindlichen Presse hervorgeht, daß die feindlichen Regierungen nur mit einer deutschen Regierung, die sich auf die Mehrheit des Volkes stützt, Frieden schließen werden. — Alle Berichte vom Rückmarsch der Truppen stimmen darin überein, daß durch die erzwungene übertriebene Eilfertigkeit die größten Verwirrungen angerichtet werden. Die Fronttruppen selbst waren noch in gutem Zustand, ehe sie in diesen unsäglichen Rückmarsch hineingezwängt wurden. Die deutschen Unterhändler haben der französischen Heeresleitung mündlich und schriftlich auf das eindrücklichste vorgestellt, welche Unmenschlichkeit in der Festsetzung kurzer und unmöglicher Termine liegt, haben aber nichts als kalte, ablehnende Härte gefunden.

Von polnischer Seite wird behauptet, daß die Polen, soweit es unter gegenwärtigen Verhältnissen möglich ist, mit den Deutschen nicht im Kriegszustand leben wollen, sondern nur ihre preußischen Volksgenossen psychologisch für den Friedenskongreß vorbereiten. Daß auch das letztere nicht ohne Aufregung und Bedrohung der östlichen deutschen Bevölkerung vor sich geht, ist leider eine offenkundige Tatsache. Einem Bericht des preußischen Untersuchungssekretärs H. v. Gerlach entnehmen wir, daß zwar glücklicherweise die **Situation in Posen** erheblich günstiger ist, als bisher vielfach aus den Meldungen der deutschen Presse zu schließen war, daß aber allerdings an verschiedenen Stellen, besonders in den ersten Tagen der Revolution, Ausschreitungen vorgekommen sind; sie haben jedoch nirgends einen bedrohlichen Umfang angenommen oder längere Zeit gedauert. Es sind in vielen Fällen willkürlich abgesetzte Beamte wieder eingesetzt und den Grenzzollbeamten abgenommene Waffen wieder zugestellt worden. Die Lebensmittelausfuhr nach dem Westen ist nur vorübergehend ins Stocken geraten. Der Volksrat verlangt Innehaltung der Lieferpflichten. Auf den 8. Dezember sind Wahlen zu einem polnischen Teilgebietslandtag ausgeschrieben. Sie beziehen sich nicht auf bestimmte Gebietsteile, sondern auf alle in Deutschland wohnenden Polen, sowie sie in polnischen Vereinen organisiert sind.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Freitag, 15. November.

Senat und Bürgerschaft in Bremen sind in derselben Weise gestürzt wie in Hamburg. Bei uns aber beginnt schon die notwendige und unvermeidliche Wiederaufrichtung. Nämlich der A.- und S.-Rat ist heute genötigt, zu erklären, daß Hamburg als Staat und Träger von vermögensrechtlichen Pflichten und Rechten fortbesteht, insbesondere die Finanzdeputation wird in ihrem Recht, für den Staat rechtsverbindliche Verpflichtungen einzugehen und Notgeld auszugeben, wiederhergestellt.

Die Reichsämter sind nun bis auf das Reichsamt des Innern neu besetzt: Auswärtiges Amt Dr. Solf, Reichsschatzamt Schiffer, Reichswirtschaftsamt: Dr. August Müller, Reichsamt für wirtschaftliche Demobilisation: Dr. Koeth, Kriegsernährungsamt: Wurm, Reichsarbeitsamt: Bauer, Kriegsministerium: Scheüch, Reichsmarineamt: v. Mann, Reichsjustizamt: Dr. Faust, Reichspostamt: Rüdlin.

Wir tagen hier in Hamburg beinahe täglich als Lehrerrat und beschließen im zeitgemäßen Tempo die Durchführung von Reformen, für die die Schule freilich längst reif ist. Einheitsschule, Selbstverwaltung auf der Grundlage der Schulgemeinde. Ob aus den summarischen Verhandlungen und den raschen Beschlüssen dauerhaftes, entwicklungsfähiges Leben zu sprießen vermag, hängt freilich nicht von uns ab, sondern sehr von den kommenden äußeren Verhältnissen. Gleichzeitig drängt die Frage der jugendlichen Arbeitsentlassenen nach raschen Entschlüssen und Einrichtungen.

Sonnabend, 16. November.

Vollzugsrat des Arbeiter- und Soldatenrates in Berlin. Das Haus der Abgeordneten wird hierdurch aufgelöst. Das Herrenhaus wird beseitigt.

Die Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte haben in einer Sitzung im Reichstag die Begründung einer Roten Garde und den Bolschewismus abgelehnt. Offiziere und technische Beamte sollen nach Möglichkeit in ihren Stellungen belassen werden. Dagegen scheint die Spartakusgruppe, nach deren Programm man vergeblich fahndet, weil wohl nichts besteht, das diesen Namen verdient, mit zielloser Aufhetzung Erfolge zu haben.

Brennend für alle nicht der Sozialdemokratie zugewandten Kreise ist jetzt die Begründung einer großen, schwungvollen, sehr sozialen demokratischen Partei. Wir warten mit Schmerzen auf Berlin. Alle politisch Lebendigen möchten den Boden zur Neugestaltung haben; die Organisation der Frauen ist unendlich erschwert ohne eine groß angelegte Freiheit.

Der Sieg des Achtstundentages in Deutschland! Die Gewerkschaften haben mit den Unternehmerverbänden den Achtstundentag beschlossen und festgelegt. Zugleich ist von Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften eine paritätische Vertretung des gesamten Wirtschaftslebens vom Zentralausschuß geschaffen, der alle grundlegenden Fragen des Arbeits- und Lohnverhältnisses, die Maßnahmen der Demobilisation, der Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens, der Rückführung der Kriegsbeschädigten regelt. Diese Gründung, von der Reichsregierung gegengezeichnet, ist ein großartiges Stück Neuordnung im Chaos. Und wenn es gelänge, dem Achtstundentag in den Friedensbedingungen internationale Geltung zu geben, — allerdings erst dann — wäre ein Stück Menschentum der Versklavung der Maschine entrissen.

Sonntag, 17. November.

Die Verwaltungsbefugnisse des Bundesrates bestehen nach einer Bekanntmachung der Reichsregierung fort.

Das Wahlgesetz für die Nationalversammlung soll fertig sein. Der Entwurf soll gleichzeitig für die Wahlen zur preußischen Nationalversammlung gelten.

Zur Vertretung gewerblicher und kaufmännischer Sachkenntnis wird jetzt in Hamburg ein Wirtschaftsrat gewählt.

Das Vacuum, das in jeder Partei an der Stelle eines Programms ist, wird einem in jeder politischen Erörterung fühlbar. Was unterscheiden noch soziale Demokratie und Sozialdemokratie? Der „Vorwärts"-Redakteur Kuttner hat eine programmatische Broschüre veröffentlicht, die ein radikales Verstaatlichungsprogramm enthält: Beibehaltung der Kriegswirtschaft, staatliche Leitung der gesamten Ein- und Ausfuhr, Verstaatlichung des Großhandels mit dem Ausland, der überseeischen Schiffahrt, des Schiffsbaues, der Banken, des Bergwerks- und Hüttenwesens, staatliche Rohstoffverteilung.

Aber das wird kaum Parteiprogramm werden, und wenn, so doch höchstens unter dem Druck unsachkundiger Stimmungen — die Einsicht volkswirtschaftlich einigermaßen klarsehender Führer k a n n wohl kaum zu solchen Forderungen ja sagen. Karl Kautsky wenigstens sagt zu solchen Forderungen, daß einen solchen Sozialismus jetzt im Augenblick der Demobilisation durchführen, Deutschland in ein Tollhaus verwandeln hieße.

Ein Fieber der Organisation, der Interessenzusammenschlüsse, der Projekte, der Neuformulierung von Forderungen hat die Menschen ergriffen und trägt sie — „Tatenarm und Gedankenreich", wie Hölderlin uns nennt — durch diese Wochen nationaler Demütigung. Und indem man sich manchmal angewidert fühlt von dieser peinlich angeregten Geschäftigkeit, muß man sich doch sagen, daß alles, was den Menschen durch diese Monate nach vorwärts hilft, wohl nicht verurteilt werden darf.

Montag, 18. November.

Der Provinz Ostpreußen ist vom Reichskanzler eine Zuschrift zugegangen, die sehr geeignet sein wird, das Vertrauen in die Reichsregierung zu stärken bei den Kreisen, die fürchten, daß sie für den Schutz nationaler Interessen nicht die nötige Tatkraft aufbringen werde. Die Reichsregierung erklärt, mit tiefer Anteilnahme die Kundgebungen deutscher Treue aus dem Osten entgegengenommen zu haben und gewillt zu sein, auf dem Boden des Wilsonschen Programms allen unberechtigten Forderungen mit Nachdruck entgegenzutreten.

Die Flut der Kundgebungen, Versammlungsbeschlüsse spottet der Wiedergabe. Berufsständische Vertretungen formulieren ihre Forderungen neu nach dem Vorbild der Gewerkschaften. Ein junge demokratischer Ausschuß unterstützt die Neubildung der alten liberalen Parteien im Sinne der großen demokratischen Einigung.

Die Forderung nach schleuniger Einberufung der Nationalversammlung kommt von allen Seiten. Scheidemann vertritt sie mit größtem Nachdruck im „Vorwärts", sowohl mit Rücksicht auf die finanzielle Sicherstellung des Reiches wie auch als notwendigen Zielpunkt für die Aufrechterhaltung der Ordnung bis dahin.

Der vorbereitende Ausschuß zur Gründung einer großen demokratischen Partei hat sich als demokratische Partei unter dem vorläufigen Vorsitz von Prof. Alfred Weber konstituiert. Damit ist ein neuer Kern geschaffen, von dem aus — so muß man vermuten — richtunggebend auf die besprochene Verschmelzung der Nationalliberalen und fortschrittlichen Volkspartei eingewirkt werden soll. Für uns „Provinzler" ist zunächst die besprochene Sachlage noch verwirrter und undurchsichtiger als bisher.

Dienstag, 19. November.

Senat und Bürgerschaft in Hamburg sind vorläufig wiedereingesetzt. „Zum Zwecke der Aufrechterhaltung der hamburgischen Verwaltung, insbesondere des hamburgischen Finanzwesens" beruft der A.- und S.-Rat die Mitglieder des früheren Senats und der früheren Bürgerschaft wieder, „denen, unbeschadet der Ausübung der politischen Gewalt durch den Arbeiter- und Soldatenrat, die Erledigung der zur Erreichung der genannten Zwecke erforderlichen Angelegenheiten obliegt". Dabei ist ausdrücklich nur von der „Stadt", nicht vom Staat Hamburg die Rede.

Das große Problem wird der Zusammenhalt der Soldatenräte zur Reichseinheit. Viele A.- und S.-Räte sehen nicht ein, warum sie Berlin gehorchen sollen, und andere haben keine Lust, den Kurs der Berliner Zentrale, die stark unter hauptstädtischen Lokaleinflüssen steht, mitzumachen.

Wir arbeiten natürlich fieberhaft an der Politisierung der Frauen. In den Parteien sowohl wie in der Frauenbewegung muß alles aufgeboten werden, um die Frauen zu Wählern zu machen.

Digitized by Google

Mittwoch, 20. November.

Die Berliner Arbeiterräte haben in einer Versammlung im Zirkus Busch folgende Entschließung angenommen: „Das Bestreben der bürgerlichen Kreise, so schnell wie möglich eine Nationalversammlung einzuberufen, soll die Arbeiter um die Früchte der Revolution bringen. Der Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte Groß-Berlins verlangt daher die Einberufung einer Delegiertenversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands. Diese hat auf Grund eines von ihr festzusetzenden Wahlsystems einen Zentralrat der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte zu wählen, der eine neue, den Grundsätzen der proletarischen Demokratie entsprechende Verfassung zu entwerfen hat. Diese Verfassung ist der von ihm zu berufenden konstituierenden Versammlung zur Beschlußfassung vorzulegen."

Damit rückt die Konstituante wieder ins Ungewisse einer ferneren Zukunft, und damit schieben sich die dunkelsten Möglichkeiten: Kündigung des Waffenstillstandes, Weigerung in Friedensverhandlungen einzutreten, die Schmach, daß wir unter Kuratel des Auslandes gestellt werden, näher und näher.

Eine Vollversammlung des Bremer Arbeiter- und Soldatenrates hat sich mit großer Mehrheit gegen die Einberufung der Nationalversammlung ausgesprochen.

Eine „wissenschaftliche" Kommission zur Sozialisierung der Betriebe wird, wie aus Berlin gemeldet wird, zusammengesetzt werden.

Donnerstag, 21. November.

Allenthalben entstehen „Bürgerräte", durch welche die Mitarbeit des Bürgertums bei der Regierung und die Wahrung seiner Interessen geregelt werden soll. Dieser Aufbau eines richtigen Ständestaates mitten aus der Revolution heraus hat etwas so merkwürdig Anachronistisches und Notwendiges zugleich.

Der Bericht über das Auslaufen unserer Schiffe in die englische Gefangenschaft! Es ist manchmal sehr schwer, die Energie für den kommenden Tag aufzubieten.

Freitag, 22. November.

Die Reichsregierung hat die Regierungen der deutschen „Freistaaten" (neuer Begriff) zu einer Konferenz zur Besprechung der politischen Lage auf Montag einberufen. Es ist hier und da eine sehr starke Los-von-Berlin-Bewegung. Die süddeutschen Republiken, die fester in besonnenen Händen sind, haben keine Lust, an der Berliner Unsicherheit teilzuhaben.

Die deutsche demokratische Partei ist begründet. In ihr gehen auf die fortschrittliche Volkspartei, der linke Flügel der Nationalliberalen und die neue demokratisch-republikanische Partei. Damit ist die Grundlage einer politischen Neuformierung des deutschen Bürgertums geschaffen. Viele Menschen beklagen, daß es nicht zu einer vollen Einigung aller bürgerlichen Kreise gekommen ist. Sie vergessen, daß von einer Verschmelzung, die den Kurs einer mittleren Linie nahelegen würde, nicht die Rede sein kann, sondern nur von einer Zusammenarbeit auf Grund eines neuen entschieden demokratischen Programms. Die Einigung kann heute nicht in der Mitte, sie muß naturgemäß auf der Basis des linken Flügels stattfinden. Das Schicksal der nationalliberalen Partei ist unter diesen Verhältnissen noch nicht entschieden.

In Bayern ist eine „Deutsche Volkspartei" begründet mit einem klaren, praktischen und großangelegten Programm. Parolen: Großdeutschland mit einem gesunden Gleichgewicht von Nord und Süd und Einschränkung der preußischen Vormacht; Freiheit des Wirtschaftslebens bei Verstaatlichung oder Vergemeindlichung solcher Betriebe, die in den Händen einzelner zur Ausbeutung der Gesamtheit für private Interessen führen, Aufteilung unwirtschaftlich gehäuften Grundbesitzes zu Siedlung und Bauernland, Völkerbund, Abrüstung, dauernder Friede.

Das Programm ist entschieden die bisher glücklichste Fassung dessen, worin die Menschen der demokratischen Gesinnung alle einig sind.

Sonnabend, 23. November.

Die große innerpolitische Sorge ist die Bildung einer Staatsgewalt, die von den Gegnern als verhandlungsfähig anerkannt wird. Zunächst hat sich eine Klärung in den Befugnissen des Vollzugsrates der Volksbeauftragten des A.- und S.-Rates von Groß-Berlin und dem Rat der Volksbeauftragten vollzogen. Sie sieht so aus:

Erstens: Die politische Gewalt liegt in den Händen der A.- und S.-Räte der Deutschen Sozialistischen Republik. Ihre Aufgabe ist es, die Errungenschaften der Revolution zu behaupten und auszubauen, sowie die Gegenrevolution niederzuhalten.

Zweitens: Bis die Delegiertenversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte einen Vollzugsrat der deutschen Republik gewählt hat, übt der Berliner Vollzugsrat die Funktionen der Arbeiter- und Soldatenräte der deutschen Republik im Einverständnis mit den Arbeiter- und Soldatenräten von Groß-Berlin aus.

Drittens: Die Bestellung des Rates der Volksbeauftragten durch den Arbeiter- und Soldatenrat von Groß-Berlin bedeutet die Übertragung der Exekutive der Republik.

Viertens: Die Berufung und Abberufung der Mitglieder des entscheidenden Kabinetts der Republik und — bis zur endgültigen Regelung der staatlichen Verhältnisse — auch Preußens erfolgt durch einen zentralen Vollzugsrat, dem auch das Recht der Kontrolle zusteht.

Fünftens: Vor der Berufung eines Fachministers durch das Kabinett ist der Vollzugsrat zu hören. So bald als möglich wird eine Reichsversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte zusammentreten. Der Termin wird noch bekanntgegeben werden. Im Anschluß an diese Vereinbarung, die das grundsätzliche Verhältnis der Arbeiter- und Soldatenräte zur Reichsregierung festsetzt, sollen alsbald Richtlinien für die Arbeiter- und Soldatenräte herausgegeben werden.

Für die Klärung der unhaltbaren Verworrenheit der Berliner Machtverhältnisse mag diese Festsetzung nützlich sein. Den Gegnern wird sie als staatsrechtliche Grundlage der Verhandlungsfähigkeit sicher nicht genügen. Allein in der letzten Woche haben etwa 30 Arbeiter- und Soldatenräte sich gegen die Einberufung der Nationalversammlung ausgesprochen. Dagegen sind sowohl die bayerische wie die badische und hessische Regierung aufs schärfste für die Berufung der Nationalversammlung eingetreten.

Die Hamburger 76er werden zurückerwartet. Die Straßen sind von Fahnen überhangen. Das Schwarzweißrot ist wieder da und das schmerzliche und zugleich emportragende Gefühl: Deutschland,

Naumann / Die deutsche Einheit

Nachdem die Monarchen aus dem politischen Leben verschwunden sind, muß das deutsche Volk an die harte Arbeit gehen, sich eine Verfassung zu schaffen. Wie schwer diese Aufgabe sein wird, ahnen zur Stunde nur wenige; gelingt aber ihre Lösung nicht, so ist das deutsche Volk endgültig zertrümmert und zerrissen.

Als erste Schwierigkeit ist der gegenwärtige Zustand in Berlin zu bezeichnen. Unter eine verfassungslose Diktatur des Proletariats wird sich niemals das ganze deutsche Volk stellen. Die verschiedenen Provinzen und Länder machen sich selbständig und erklären ihre Souveränität gegenüber einer Hauptstadt, in der ein Klassenregiment waltet. Schon an sich war Berlin trotz hoher Vorzüge nicht überall beliebt, und man wird offen sagen müssen, daß jetzt die Abneigung gegen die Hauptstadt geradezu zum deutschen Verhängnis werden kann, wenn Berlin sich nicht der allgemeinen Forderung nach baldiger Wiederkehr verfassungsmäßiger, geordneter Zustände anschließt. Der Fieberzustand muß überwunden werden!

Aber auch wenn in Berlin und an anderen Orten der Wille zur staatlichen Ordnung die Oberhand behält, ist es leider keine Selbstverständlichkeit, daß die Reichseinheit gewahrt wird. Es werden sehr starke Versuche gemacht werden, einen neuen Rheinbund zu gründen; man

Digitized by Google

wird die Süddeutschen mit Versprechungen und Erleichterungen zu ködern suchen. Insbesondere aber wird das linksrheinische Gebiet den allergrößten Versuchungen ausgesetzt sein, sobald die französische Besetzung in Kraft tritt. Je ungeregelter die Zustände in der Reichshauptstadt sind, desto eher werden die Außenteile ihr eigenes Selbsterhaltungsgefühl walten lassen und sich vor den Folgen einer Niederlage zu retten suchen, die vielfach als preußische Schuld bezeichnet wird. Wir unsererseits leugnen, daß eine besondere preußische Kriegsschuld vorliegt, denn gerade Süddeutschland war im August 1914 sehr für die Mitverteidigung österreichischer Rechte, aber nachträglich verschiebt sich vieles in den Gemütern der Menschen, und wir haben schon Schwaben und Bayern getroffen, die gutgläubig versicherten, sie allein würden nie in einen Krieg hineingegangen sein. Da wir nun doch entmilitarisiert werden sollen, so scheint ihnen teilweise auf Reichseinheit nicht viel mehr anzukommen. Der Partikularismus erhebt sein Haupt, die kleinstaatliche Kleinkrämerei krabbelt hervor, die alte Zerbrochenheit wird romantisch beleuchtet, als sei sie ein Ideal gewesen. Traurig, sehr traurig!

Dem gegenüber müssen wir mit aller Kraft die nationale Einheit fordern und stützen. Wir wollen den Ertrag des 19. Jahrhunderts nicht verloren gehen lassen. Von Ernst Moritz Arndt an bis jetzt war das höchste Volksziel: das ganze Deutschland soll es sein! Nun eröffnet sich jetzt die erfreuliche Aussicht des Anschlusses der österreichischen Deutschen. Sollen wir diesen Zeitpunkt zum Zerfall verwenden?

Im Anfange des Krieges wurde in Frankreich ein Buch fleißig gelesen das den Titel führte „Am Morgen nach dem Siege" (Au lendemain de la victoire von A. Delaire). Hier wurde die Zerreißung und Zerfleischung Deutschlands geweissagt und als neues europäisches Gleichgewicht verkündigt, daß Deutschland (Les Allemagnes) in lauter Kleinstaaten zerfallen müsse. Dort lesen wir vom Königtum Hannover, von der Republik Westfalen, von der Republik oder dem Königtum Brandenburg usw. Es soll im Friedensvertrag den Deutschen untersagt werden, sich untereinander zu vereinigen: kein Zollverein mehr, keine Sonderverträge, keine gemeinsamen Verkehrseinrichtungen! — Als wir das vor drei Jahren lasen, hielten wir es für Wahnvorstellungen, heute aber müssen wir uns mit diesen Gespenstern ernstlich herumschlagen!

Es ist leider ein offenes Geheimnis, daß Frankreich unsere endgültige Zerstörung will. Mögen sozialistische und pazifistische Kreise anders denken, so ist das offizielle Frankreich, das militärische und zivile, brutal und unversöhnlich bis zum äußersten. Bedauerlicherweise können sich dabei die Franzosen auf die deutsche Politik gegenüber Rußland und der Ukraine berufen. Wir halten diese Berufung sachlich nicht für richtig, weil es sich in Rußland tatsächlich um verschiedene Nationalitäten handelt, in Deutschland aber um ein einheitliches Volk, doch hilft uns diese unsere Meinung wenig, solange die Franzosen an eine bayerische, hessische oder westfälische Nation glauben und solange es Deutsche gibt, die diesen Glauben unterstützen.

Sicherlich ist die Wut Frankreichs begreiflich, denn Nordfrankreich ist gräßlich zerstört, und die Franzosen glauben nun einmal, daß das aus blindem, deutschen Haß geschehen sei, weil sie unsere Selbstverteidigung nicht anerkennen. Viele Franzosen suchen jetzt einen neuen Kriegsgrund, um das linksrheinische Land verwüsten zu können, falls der Rheinbund nicht entsteht. Den Kriegsgrund werden sie finden, wenn nicht bald, sehr bald der Weltfriede (Präliminarfriede) geschlossen werden kann. Schneller Friede, er mag kosten, was er will, ist immer noch besser als der Verlust der nationalen Einheit.

Zum schnellen Frieden gehört die baldige Einberufung der Nationalversammlung. Man weiß, daß sie von einer militärischen Diktatur der linkesten Richtung hinausgeschoben wird. Die Revolution kann keinen Frieden schließen, solange sie keine rechtmäßige Reichsvertretung herstellt. Auf diese Weise gefährdet die gegenwärtige Diktatur die gesamte Zukunft des deutschen Volkes. Die Nationalversammlung ist eine absolute deutsche Notwendigkeit.

Das ist im gegenwärtigen Zeitpunkt wichtiger als alles Aufstellen von Parteien und Parteiprogrammen. In der Forderung der Nationalversammlung müssen sich die staatserhaltenden Sozialisten mit den bürgerlichen Demokraten restlos vereinigen. Alles, was wir sonst etwa gegeneinander haben, müssen wir später ausmachen, jetzt geht das Vaterland über die Partei. Um des Vaterlandes willen, dessen Not und Gefahr niemals größer war, muß gegen Diktatur von links und rechts und für baldigste verfassungsmäßige Reichsregierung eingetreten werden. Ehe der Zerfall kommt, muß der Neuaufbau da sein.

Jetzt nach dem Kriege gibt es keine Gefahr mehr, daß aus dem Wachrufen des nationalen Geistes neue militärische Abenteuer entstehen. Das ist gründlich vorbei. Jetzt handelt es sich um Aufrichten der Gemüter, daß sie nicht das Letzte an deutscher Einheit und an geschichtlicher Zusammengehörigkeit fahren lassen. Aus tiefstem schmerzlichen Erleben heraus müssen und sollen jetzt alle pflichtbewußten Männer und Frauen sich zu heiligem Gelöbnis verbinden:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen noch Gefahr!

Wir wollen Deutsche sein! Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Wir wollen nicht verzweifeln, sondern die Nationalität retten: von den Alpen bis zum Meer!

Jede Umwandlung wollen wir auf uns nehmen, aber wieder das einstige zerbrochene partikularische Knechtsvolk sein? Nein, das nicht! Nein!

Walter Goetz / An die alten Freunde!

Zwei Jahrzehnte lang hatte der Kreis um Friedrich Naumann seine Arbeit verrichtet. Durch alle Enttäuschungen hindurch war die Treue zu unseren alten politischen und sozialen Überzeugungen gewahrt worden, in dem festen Glauben, daß das Notwendige eines Tages doch siegen werde. Manchem ging die Entwicklung zu langsam, und er suchte auf anderen Wegen das Ziel zu erreichen. Mancher nahm Anstoß an der Verbindung mit dem alten Liberalismus, aber zuletzt führte die Sache uns immer wieder zusammen, und gemachte Umwege verstärkten die Erkenntnis des Richtigen. Wenn der nationalsozialen Bewegung auch der nächste sichtbare Erfolg versagt blieb — sie war ein Sauerteig im Lande, wirkte auf die liberalen Parteien und nach links, beeinflußte die deutschen Gebildeten an hundert Stellen, und sie erzog eine Schar von Kämpfern und Führern, die die Stunde der großen Betätigung abwarteten. Aber als diese Stunde kam, als bei Kriegsausbruch Demo-

kratie und Kaisertum greifbar vor uns standen, als zur Ernte alle Schnitter notwendig wurden, da traten nicht ganz wenige aus dem alten Kreise zur Seite, und wir mußten sie bei denen wiederfinden, die bis dahin nur aus Naturnotwendigkeit geschworene Feinde aller wahren Demokratie und vernehme Verächter aller Sozialpolitik gewesen waren. Ein wahrhaft tragisches Schicksal schien es zu sein, daß der Krieg dem nationalsozialen Gedanken Erfüllung verhieß und daß der gleiche Krieg die Geister vieler alten Freunde in ein Lager trieb, wo niemals volkstümliche Politik, ehrliche Sozialpolitik, auch nicht freier Protestantismus gedeihen konnte. Von unseren alten Freunden mußte man hören, daß „die Alldeutschen schließlich doch alles richtig vorausgesagt hätten", unsere alten Freunde mußte man hier und dort kurzsichtig in den Reihen der Vaterlandspartei, ja sogar an führender Stelle sehen. Wären es nicht doch nur wenige gewesen, so hätte man von dem inneren Zusammenbruch unserer Bewegung sprechen müssen, denn weder ihr Geist noch die sich daraus ergebende äußere Bindung hätte standgehalten.

Nun ist der Sturm übers Land gegangen, und Demokratie und Kaisertum gehören der Vergangenheit an. Viele von uns werden sich das republikanische Deutsche Reich mit vier oder fünf republikanischen Bundesstaaten noch nicht sicher vorstellen können. Der Bruch mit der Vergangenheit erscheint zu groß, und die leidenschaftliche Erregung des Augenblicks ergibt kein staatsmännisches Urteil über die Notwendigkeiten unserer Entwicklung. Die Zeit wird in Ruhe gestalten, und der deutschen Nationalversammlung wird die große Aufgabe zufallen, Vergangenheit und Gegenwart in neuen organischen Zusammenhang zu setzen. Aber eines ist gewiß: die nationalsoziale Gedankenwelt ist nur an unser Volk, nicht an das Kaisertum gebunden, und vieles wird sich unzweifelhaft leichter auf dem Boden eines reinen Volksstaates gestalten lassen. Sind wir der monarchischen Staatsform wirklich entwachsen, so müssen sich die Vorteile der Monarchie auch auf andere Weise erreichen lassen.

So bleibt für uns die Lage völlig gleich: die Zeit zur Betätigung und zur Verwirklichung der alten Ideale ist herangereift. Werden jetzt die rechten Arbeiter zur Stelle sein, werden sie den leidenschaftlichen Drang der neunziger Jahre von neuem lebendig werden lassen, auch wenn das Haupthaar sich inzwischen gefärbt hat, werden sie in neuerstarkter ideeller Gemeinschaft Macht im ganzen Lande sein und Vorarbeiter für alle, die sich willig jetzt herandrängen? Eine neue Partei ist im Werden, die uns alle aufnehmen muß, die nicht weiterhin Splitter des Liberalismus, Splitter von Bürgertum und Arbeiterschaft sein wollen. Über alle Schwierigkeiten hinweg muß der Einheitsgedanke jetzt siegen — die Welle, die von unten kam, muß hinwegschwemmen, was Selbstsucht und Dogmenglaube der Parteien heißt. Die neue Welt verlangt zunächst nur eins von uns: den Glauben an Deutschlands Erneuerung, den Glauben an unser Volk. Das Programm dafür tragen wir in großen Umrissen seit 25 Jahren in unseren Herzen — jetzt drängt es von selbst zum Lichte und zur Gestaltung des flüssig werdenden nationalen Lebens.

Sind alle zur Stelle, die jetzt Hand anlegen müssen? Alle die Arbeiter, die einst unsere Kraft bedeuteten, weil sie schöpferische Kräfte des Gesamtvolkes waren und sich auf das Gesamtvolk richteten, sehen jetzt das Arbeitsfeld vor ihren Augen — nicht mehr in weiter Ferne, von uns noch getrennt durch hundert Widerstände, sondern wir stehen in seiner Runde und sind zur Arbeit vom Schicksal aufgerufen. Wollt ihr jetzt abseits stehen, die ihr einst von der Wissenschaft aus den neuen deutschen Geist zu formen strebtet, die ihr vom Pfarramt aus den sittlichen Gedanken in Volkswirtschaft und Stadt lebendig machen wolltet, die ihr vom Arbeiterstande her das Dogma des Marxismus zum Leben einer organischen Entwicklung umzugestalten hofftet, die ihr als Frauen unserem Volke neue, noch ungehobene Kräfte zuführen wolltet — ihr alle, in denen ein heißes Ideal vom deutschen Volke und von der Menschheit glühte, wollt ihr jetzt in dem schwersten und doch größten Augenblick unseres Lebens zweifelnd oder gar verzweifelt abseits stehen? Es war keine Kunst, in glücklichen Zeiten von Vaterlandsliebe zu sprechen — jetzt in der Zeit der Not ist erst die Zeit der echten, schaffenden und hoffenden Vaterlandsliebe gekommen!

Laßt uns der Vergangenheit denken, wo wir unter Friedrich Naumanns Führung unser Werk begannen und im Sturmtrupp neuer Gedanken waren, laßt uns vergessen, was den und jenen im Lauf der Jahre von uns trennte, laßt uns nicht grübelnd vorwegnehmen, was die Zukunft vielleicht wieder an Trennendem bringen könnte — laßt uns jetzt wieder die alten Freundeshände ergreifen und sie in dem Bewußtsein schütteln, daß die alten Ideale jetzt zur Pflicht des Augenblicks geworden sind!

Paul Rohrbach / Unser Schicksal

Der kriegerische Zusammenstoß zwischen den europäischen Großstaaten wurde von dem Zeitpunkt an wahrscheinlich, als die englische Regierung Deutschland gegen Erfüllung gewisser Voraussetzungen den Vorschlag des Zusammengehens machte, Deutschland aber ablehnte. Um das Jahr 1900 glaubte man in England zwei Gefahren begegnen zu müssen, der russischen, die aus dem steten Vordringen Rußlands gegen die Grenzen Indiens, den Persischen Golf und das Mittelmeer drohte, und der deutschen, die durch Deutschlands schnelle Entwicklung zum weltwirtschaftlichen Nebenbuhler Englands bedingt war. Die Flottenfrage war damals noch nicht entscheidend; ein gewisses Mißtrauen war bei den Engländern zwar schon wach geworden, aber sie glaubten noch nicht, daß wir technisch und finanziell imstande sein würden, das große Flottengesetz vom Sommer 1900 durchzuführen. Zu näheren Verhandlungen über die Verständigungsfrage zwischen der deutschen und der englischen Regierung ist es damals nicht gekommen, aber es ist sicher, daß sowohl in der letzten Zeit der Königin Viktoria als auch im Anfang der Regierung Eduards VII. starke englische Fühler ausgestreckt wurden. Man wollte Deutschland als Soldaten Englands auf dem Festlande gegen Rußland gewinnen und stellte dafür die Zustimmung zu einer umfassenderen deutschen Kolonialpolitik in Aussicht. Deutschland lehnte ab, weil es nicht in Gegensatz zu Rußland kommen und sich nicht, eingeengt zwischen Rußland und Frankreich, von der englischen Politik abhängig machen wollte.

Für das Bewußtsein Englands bestand nach dieser Erfahrung die deutsche Gefahr nicht nur fort, sondern sie verschärfte sich bald noch durch das immer schnellere Wachstum der deutschen Beteiligung am Welthandel und durch den deutschen Flottenbau, der erfolgreicher vorschritt, als man geglaubt hatte. Da es nicht gelungen war, Deutschland

Digitized by Google

durch eine Verständigung, die die deutsche Politik an die englische band, unschädlich zu machen, so kam es zur Einkreisung. Frankreich wurde durch Überlassung Marokkos gewonnen. Auf deutscher Seite beging man den Fehler, in der Marokkofrage von der Politik Bismarcks abzuweichen, der jedes Stück französischer Übersee- und Kolonialpolitik grundsätzlich unterstützt hatte, in der Absicht, dadurch die Revancheidee allmählich zu schwächen. In der Tat hatte sie begonnen zu verblassen, als Deutschlands Haltung in der Marokkasache und die geschickten Aufreizungen Eduards VII. in Paris sie von neuem belebten. Rußland gegenüber war die englische Aufgabe die, der russischen Weltpolitik in Ostasien ein Ende zu machen und die russischen Interessen auf Konstantinopel und den Balkan zurückzulenken, wo unterdessen die deutsche Politik ein großes Feld gefunden hatte. Die Sache glückte vollkommen durch die Unterstützung Japans mit Geld und gutem Rat. Im Kriege von 1904/05 brach das Programm „Rußlands Hand über ganz Asien" zusammen; 1907 einigten sich England und Rußland in einem Abkommen, das den Russen die Anwartschaft auf Konstantinopel und Armenien eröffnete und den russisch-deutschen Zusammenstoß höchst wahrscheinlich machte. Als dann im Sommer 1914 unvermutet eine deutsch-englische Verständigung über den Orient in Sicht kam und England sich bereit erklärte, die Bagdadbahn als deutsches Interessenobjekt anzuerkennen, entzündete Rußland den Krieg, um noch im letzten Augenblick mit Gewalt seine Ziele im Orient durchzusetzen. Frankreichs war man in St. Petersburg sicher, und die Hoffnung, England durch die dortige Kriegspartei mitherumzureißen, erfüllte sich auch. Die grundlegenden Fehler der deutschen Politik in der Zeit zwischen 1907 und 1914 waren mithin die, daß man die wachsende Besorgnis Englands, namentlich in der Flottenfrage, ignorieren und angesichts der russischen Orientpläne auf Frieden mit Rußland rechnen zu können glaubte. Von einer darüber hinausgehenden „Schuld" Deutschlands zu sprechen, vollends von einer Schuld, die größer sein sollte, als die Englands, Frankreichs oder gar Rußlands, ist töricht. Auch die jüngsten Münchener Veröffentlichungen, die von der absolut falschen Voraussetzung ausgehen, durch derartige Eingeständnisse bei der Entente auch nur das mindeste für das heutige Deutschland erreichen zu können, zeigen nichts weiter, als daß die damalige deutsche Regierung auf die Erhaltung Österreich-Ungarns als unseres einzigen Bundesgenossen so entscheidenden Wert legte, daß sie um dessentwillen selbst zum Krieg bereit war. Daß die Vorstellung von Deutschlands besonderer Schuld, wo doch Suchomlinows Geständnis den Hauptschuldigen ein für alle Male entlarvt hat, sich überhaupt einwurzeln konnte, ist schon ein Beweis für die grenzenlose taktische Ungeschicklichkeit der deutschen Politik nach außen und nach innen.

Nachdem der Krieg einmal entbrannt war, hätte für Deutschland alles darauf ankommen sollen, seinen Charakter als Verteidigungskrieg über alle Zweifel hinaus deutlich zu machen und festzuhalten. Wie die Dinge lagen, war die Erhaltung des Friedens praktisch unmöglich, sobald Rußland den Krieg wollte, und mit welcher Bestimmtheit es ihn wollte, hat ja nachträglich das Geständnis des Kriegsministers Suchomlinow gezeigt. Auch eine europäische Konferenz, wie Grey sie vorschlug, hätte den Frieden nicht erhalten, weil keine Möglichkeit bestand, Rußland währenddessen am Weiterrüsten, d. h. an der Vervollständigung einer Lage zu hindern, die für Deutschland unmittelbare Lebensgefahr bedeutete. Schon die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand war ein Stück Vorbereitung auf den Krieg, auch wenn die offiziellen russischen Stellen nichts davon gewußt haben sollten.

Die deutsche Regierung und die deutsche oberste Heeresleitung haben das erste Erfordernis unserer politischen Strategie im Kriege, mit dem wir allein zu siegen imstande waren, grundsätzliches Festhalten des Verteidigungskampfes, nicht berücksichtigt. Von hier an erst kann man von einer deutschen Schuld sprechen, aber auch nur, wenn man gleich hinzufügt, daß die Eroberungspläne, die sich die Genossen der Entente gegenseitig verbrieften, noch ein ganz Teil schuldhafter waren. Kaum waren unsere ersten großen militärischen Erfolge da, so erhob sich der alldeutsche Ruf nach einem solchen Frieden, der die Grenzen und die Machtstellung Deutschlands erweitern müsse. Dem hätte die Regierung von Anfang an so bestimmt wie möglich entgegentreten sollen, denn Deutschland konnte den Kampf nur bestehen, wenn es nicht das ohnehin vorhandene starke Mißtrauen der Welt gegen seine Ziele noch verstärkte und die Zahl seiner kriegerischen Gegner vermehrte. Auf feindlicher Seite ging parallel mit dem bewaffneten Feldzug von Anfang an ein politischer, der die leider sehr reichlich vorhandenen Ausschreitungen der alldeutschen Angriffsliteratur dazu benützte, um Deutschland im ganzen des Strebens nach der Weltherrschaft zu verdächtigen. Diese feindliche Taktik wurde aufs beste dadurch unterstützt, daß die öffentliche Meinung in Deutschland mehr und mehr ins alldeutsche Fahrwasser geriet und unter dem Schlagwort des Sicherungsfriedens nicht nur Eroberungen verlangte, sondern ein Kriegsziel, das die gegnerischen Staaten auch für die Zukunft kraftlos machen sollte.

Im Innern war die verhängnisvolle Folge dieser Entwicklung die, daß im Volk und in der Armee der Glaube an den Verteidigungskampf verlorenging, trotz aller Reden und Zeitungsartikel, die die Überzeugung stärken sollten. Je mehr im Laufe der Jahre die Kriegsnot drückte, desto mehr spitzte sich die Stimmung zu dem Wort zu: „Es hilft nichts, wir müssen aufhören." Der einfache Mann glaubte durchweg, wenn wir unseren Macht- und Eroberungszielen entsagten, so könne der Krieg jeden Tag sein Ende finden. Daß die Feinde es unter allen Umständen auf unsere Niederwerfung abgesehen hatten, wurde zwar täglich gepredigt, aber so ungeschickt und ohne Rücksicht auf die Psychologie der Massen, daß das Bewußtsein davon im Volke nicht lebendig wurde.

Die Fehlrechnung mit dem U-Boot-Krieg und die ungeheure Torheit, die Vermittlung Amerikas im Winter 1916 auf 1917 abzulehnen, waren die Einleitung zu dem schließlichen militärischen Mißerfolg. Man war über Rußland unwissend gewesen, und man war unwissend über den Geist und die Kräfte des amerikanischen Volkes. Dazu kam die Entschlußlosigkeit der Regierung in der Frage der freiheitlichen Reformen im Innern. Hätte man solche energisch durchgesetzt und wäre gleichzeitig ein kräftiger moralischer Offensivfeldzug gegen die Feinde geführt worden, ein Vorhaben, das wenn es gelingen sollte, nach innen starke Erweiterung der Volksrechte, nach außen ehrlichen Verzicht auf den Machtfrieden forderte, so wäre selbst nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg noch ein guter Friede zu erreichen gewesen. Nichts davon geschah; wohl aber wurde der große Erfolg des Friedens im Osten moralisch noch dadurch zunichte gemacht, daß wir die schöne und politisch fruchtbare Rolle des Befreiers sinnlos aufgaben und statt dessen Zwangspolitik trieben.

Digitized by Google

Endlich erfolgte unter dem Druck der äußersten Not der große Wandel im Innern. Nun aber war es zu spät. Hätte der Geist von 1914 noch in uns gelebt, er hätte uns immer noch Kraft zu einem Widerstand gegeben, vor dessen Festigkeit und Dauer die Gegner schließlich wohl einen Vergleich unserem verzweifelten Endkampf vorgezogen hätten. Der Einfluß der alldeutsch-militaristischen Gewaltpolitiker, die Schwäche und mangelhafte Einsicht der Regierung und die Entbehrungen infolge des langen Hungerkrieges (diese sicher an letzter Stelle) hatten das moralische Kapital des deutschen Volkes für die Fortführung des Krieges verzehrt. Das Volk glaubte schließlich nichts mehr, und so erklären sich der Zusammenbruch, die Revolution im Innern und die widerstandslose militärische Selbstauslieferung an den Feind. Naumann hat dafür im vorigen Heft der „Hilfe", indem er das Leben des Volkes mit dem des einzelnen verglich, den Ausdruck gebraucht: Herzschwäche aus Blutarmut und Überanstrengung! Starke Anstrengung war da, aber materiell wären wir doch nicht erschöpft gewesen und hätten noch weiterkämpfen können, wenn nicht in der Masse des Volkes und im Heere die allen Kampfwillen und alle Kampfkraft zerfressende Stimmung um sich gegriffen hätte: die da oben bei uns k ö n n t e n schon lange Frieden machen, aber sie w o l l e n n i c h t! Das ist dasselbe, was der Prinz Max von Baden in seiner letzten bedeutsamen Kundgebung den Mißbrauch des Patriotismus des deutschen Volkes genannt hat. Diesen Mißbrauch haben die Militaristen und Alldeutschen, denen die Mehrzahl unserer Gebildeten ohne Widerspruch folgte, mit der Volkskraft getrieben; auf ihr liegt ein voll gemessener Anteil der Schuld an dem Zusammenbruch und der Revolution.

Damit aber ist nicht gesagt, daß auf seiten derer, die die Revolution gemacht haben, und die jetzt für die Regierung Deutschlands verantwortlich sind, keine Schuld ist. Auch ihre Schuld ist da, und sie droht unserem Volk zu einem kaum geringeren Verhängnis zu werden, als die der Alldeutschen. Sie besteht darin, daß die Revolution den Vernichtungswillen unserer Gegner nicht erkannt hat, daß sie Deutschland im entscheidenden Augenblick Feinden gegenüber, die weder Rücksichten der Menschlichkeit, noch Achtung vor unserer vier Jahre hindurch bewährten Tapferkeit kennen, wehr- und waffenlos gemacht hat, und daß sie es bisher nicht zu verstehen scheint, unsere nationale Würde zu wahren und in der Stunde des äußeren Zusammenbruchs eine große moralische Position zu behaupten. Die Waffenstillstandsbedingungen, die uns auferlegt wurden, zeigen deutlich, daß die Entente nicht, wie sie immer gesagt hat, gegen den deutschen Militarismus Krieg führt, sondern gegen das deutsche Volk. Die überstürzte Hinausdrängung unserer Truppen, die bis zur letzten schweren Zeit an der Westfront gegen die Übermacht standgehalten haben, wie noch nie ein Heer, die unmenschliche Forderung, wir sollten die Eisenbahnwagen und Lokomotiven ausliefern, die wir brauchen, um Lebensmittel nach den vom Hunger bedrohten Teilen unseres Landes zu bringen, das schamlose Außerachtlassen jeder Rücksicht auf die Volks- und Waffenehre und den zwischen den Völkern gebotenen Anstand — das alles zeigt, welch eine Lüge es von Anfang an war, wenn uns gepredigt wurde, nicht das deutsche Volk solle vernichtet werden, sondern nur seine politische und militärische Führerklasse.

Wann werden die Revolutionsregierung und die mit ihr zusammenarbeitenden politischen Organisationen den Entschluß finden, mit einer schallenden, von dem Gefühl der Empörung und des sittlichen Rechts getragenen Anklage gegen die Verschwörung zum Morde der deutschen Volkskraft auf lange hinaus vor das Forum der Welt hinzutreten? Was die Regierung bisher an Protestnoten ausgegeben hat, genügt nach Ton und Inhalt lange nicht, weder nach außen noch nach innen. Wann wird der Aufruf flammender Entrüstung an die guten und menschlichen Regungen unter allen Völkern gegen die brutale Barbarei solcher Worte kommen, wie die des Engländers Asquith: die Waffenstillstandsbedingungen gingen in keiner Weise über das hinaus, was gerecht sei; Deutschland habe sie sich selbst zuzuschreiben! Nicht der Sozialismus, nicht die Heranziehung des einzelnen, sei es selbst in noch so weitgehendem Maß und mit noch so scharfen Mitteln, für die Erfordernisse des Gemeinwohls, nicht gesteigerte Macht der Arbeiter und Minderung des Einflusses der Besitzenden ist es, was wir fürchten. Darin liegt nicht Deutschlands Schicksal. Das Schicksal des Vaterlandes würde sich erst dann erfüllen, wenn der nationale Gedanke und die innere Nötigung zum kraftvollen moralischen Gegenangriff gegen ehrlose Vergewaltigung durch unmenschliche Gegner aus dem Herzen der Deutschen verschwände, und wenn Kräfte uns dauernd lenken könnten, denen die Ehre und Würde des deutschen Volkes nicht ein ebenso hohes Gesetz ist, wie der internationale Gedanke und die Umwandlung unserer sozialen Verhältnisse.

Erich Eyck / Der Leidensweg des deutschen Bürgertums

Ein wahrhaft tragisches Los ist dem deutschen Bürgertum auf politischem Gebiete beschieden. Während in England, Frankreich, Italien das Bürgertum Mittelpunkt und Träger der politischen Macht wurde, mußte es sich in Deutschland mit der Rolle des mehr oder minder mißvergnügten Zuschauers begnügen. Zwei Menschenalter hindurch war es durch die konservative Bürokratie und das Junkertum im Bunde mit dem Gottesgnadentum von der Herrschaft ausgeschlossen. Und als dies System zusammenbrach und sich das Bürgertum eben anschickte, die Hand nach der Macht auszustrecken, da stieß das willenskräftigere und unbedenklichere Proletariat es mit rauher Gewalt beiseite und gebot ihm, sich hinwegzubegeben, damit es selbst sich niedersetzen könne. Vom 28. Oktober 1918 sind die Verfassungsgesetze datiert, auf denen sich eine parlamentarische Regierung a l l e r demokratischen Richtungen hätte aufbauen können, und am 9. November 1918 fegte sie die Revolution der Arbeiter und Soldaten hinweg.

Diese politische Aschenbrödel-Stellung des deutschen Bürgertums erscheint um so unbegreiflicher, als seine Leistungen auf allen anderen Gebieten die ungeteilte Anerkennung finden. Es hat auf dem Felde fast aller W i s s e n s c h a f t e n die meisten konkurrierenden Nationen geschlagen, t e c h n i s c h das Bedeutendste vollbracht und — vor allem — die deutsche V o l k s w i r t s c h a f t von Erfolg zu Erfolg geführt. In einem kurzen halben Jahrhundert hat unter der Führung des Bürgertums ein kleinbürgerlich-krämerhaftes Deutschland sich in ein großindustrielles, auf den Hochstraßen des Weltverkehrs triumphierend einherschreitendes gewandelt. Dasselbe Land, das in den sechziger und siebziger Jahren fremdes Kapital brauchte, um seine Eisenbahnen bauen zu können, strebte mit seinen Schienenwegen bis nach Bagdad. Das alles ist Arbeit und Leistung des deutschen Bürgertums.

Digitized by Google

das zur gleichen Zeit nicht fertigbringen konnte, den Agrariern die Erlaubnis zum Bau des Mittellandkanals abzutrotzen. Dabei kann man nicht einmal sagen, daß es an politischer Ideenarmut gelitten hätte. Die deutsche bürgerlich-freiheitliche Presse kann es wahrlich an geistigem Gehalt mit der aller anderen Parteien aufnehmen, und in den staatswissenschaftlichen Schriften der liberal-demokratischen Denker findet sich eine Gedankenfülle, der die Sozialdemokraten kaum, die Konservativen und Klerikalen sicher nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen haben. Man denke nur — um bei Werken der letzten Jahre zu bleiben — an Schriften Friedrich Naumanns, Hugo Preuß', Max Webers und Friedrich Meinekes. Und trotz alledem war der politische Erfolg immer bei den anderen.

Die Ursache dieser paradoxen Erscheinung ist mannigfaltig. Eine historische Tatsache ist von überwältigender Bedeutung gewesen: der äußere und innere Triumph Bismarcks über das deutsche Bürgertum. Nicht nur, daß er es im Konfliktskampf entscheidend zurückwarf, er hat ihm vor allem seine auf Machtverehrung und Gottesgnadentum aufgebaute Staatsauffassung anerzogen und es gelehrt, die einzige Idee gering zu schätzen, auf der es in Wahrheit allein seine politische Herrschaft aufbauen kann, die Idee des Rechts. Wer wird heute noch in Abrede stellen, was Max Weber vor kurzem schrieb: „Bismarck hinterließ eine Nation ohne alle und jede politische Erziehung, tief unter dem Niveau, welches sie in dieser Hinsicht zwanzig Jahre vorher bereits erreicht hatte. Und vor allem eine Nation ohne allen und jeden politischen Willen, gewohnt, daß der große Staatsmann an ihrer Spitze für sie die Politik schon besorgen werde. Und ferner, als Folge der mißbräuchlichen Benutzung des monarchischen Gefühls als Deckschild eigener Machtinteressen im politischen Parteikampf, eine Nation, daran gewöhnt, unter der Firma der „monarchischen Regierung" fatalistisch über sich ergehen zu lassen, was man über sie beschloß." Es ist vornehmlich das Bürgertum, auf das diese Kritik zutrifft, und es nimmt nichts von seiner Bitterkeit, wenn man zugibt, daß ein unverächtliches Motiv bei dieser Haltung des Bürgertums mitgewirkt hat: die Dankbarkeit für die Erfüllung seines politischen Ideals durch die Aufrichtung des Deutschen Reiches.

Was Wirkung war, wurde Ursache: von fruchtbringender politischer Tätigkeit ausgeschlossen, auf wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Gebiet von Erfolg gekrönt, wandte es sich von Jahr zu Jahr ausschließlicher den Arbeiten zu, die sich — in dem einen oder anderen Sinne — lohnten. Es überließ die politische Tätigkeit den Journalisten und Generalsekretären und allenfalls den Advokaten und tröstete sich in seiner Einflußlosigkeit damit, Bismarck seine wohlberechneten Phrasen über die Berufspolitiker nachzusprechen. Wer aber sich trotz alledem der Politik zuwandte, hatte vorzugsweise Gelegenheit, seine kritischen Fähigkeiten zu entwickeln und wandte sie, wenn die großen Ziele fehlten, vielfach den kleineren zu. Kritik an der eigenen Partei wurde schließlich fast das hervorstechendste Merkmal des liberalen Bürgers mit politischen Neigungen. Eine seiner wertvollsten Eigenschaften, die Tendenz zum Individualismus, wird hier geradezu zum Verhängnis. Das Scherzwort eines österreichischen Politikers, er habe seine Partei für sich, deren einziges Mitglied er sei, und er würde sofort austreten, sowie ein zweiter sich einfallen ließe, ihr beizutreten, ward beinahe für das politische Ideal so manches deutschen Bürgers kennzeichnend. Wer kann mit solchem Material politisch arbeiten? Gerade diejenigen, die von ihrer politischen Auffassung getrieben werden, mit diesem deutschen Bürgertum und für es zu arbeiten, beurteilen es häufig am schärfsten.

Vielleicht, ja wahrscheinlich, daß es diese Schwächen überwunden hätte, wenn ihm einige Jahre oder Jahrzehnte positiver und verantwortlicher Tätigkeit gegönnt gewesen wären. Aber ehe es dazu kam, brach die Revolution herein, wie sie Lassalle prophezeit hatte: „mit wildwehendem Lockenhaar, erzne Sandalen an den Sohlen". Was Wunder, daß das Bürgertum an Widerstand nicht einmal dachte. Aber so verständlich diese Niederlage, so unmöglich ist es, daß es bei ihr bleibe. Ob es will, oder nicht, das Bürgertum muß jetzt kämpfen. So gewaltig schlagen die Wellen der politischen Sturmflut in die Höhe, daß sie alles bedrohen, was die bürgerliche Kultur sich in den verflossenen Jahrzehnten aufgebaut hat. Undenkbar ist jetzt auch ein unpolitisches Stillleben, in das der Bürger sich aus dem draußen tobenden Kampfe zurückziehen könnte. Darum muß die schwere Not der Zeit, die die Ursachen der politischen Energielosigkeit beseitigt hat, ihm Fähigkeit und Kraft geben, auch politischen Erfolg zu erzielen.

In diesem Kampfe wird es Zuversicht schöpfen aus der Überzeugung seiner Unentbehrlichkeit um eben der Leistungen willen, die es bisher von der Politik abgezogen haben: der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen. Es ist ganz undenkbar, daß ein Volk über diejenigen seiner Mitbürger, die es wissenschaftlich und wirtschaftlich geführt hatten, nichtachtend hinweggehen kann. Das liberale Bürgertum wird den Kampf führen auf Grund der Idee, mit der es einst in die politische Geschichte eingetreten ist und die es allein der rücksichtslosen Macht von oben und unten entgegensetzen kann: der Idee des Rechts. Und wenn es aus dieser Rechtsidee heraus heute von den Sozialisten vor allem die alsbaldige Einberufung der deutschen Nationalversammlung fordert, so kann es sich dafür auf ein Wort Ferdinand Lassalles berufen, das jeder sozialdemokratisch erzogene deutsche Arbeiter im „Arbeiter-Lesebuch" mit Begeisterung gelesen hat: „Das Banner, das ich erhoben, ist das demokratische Banner überhaupt. Es ist eine allgemeine demokratische Volksbewegung und keine bloße Klassenbewegung, zu der ich aufrufe; kein wahrer Demokrat wird davor zurückschaudern, daß das Los der arbeitenden Klassen durch eine vom allgemeinen Stimmrecht gewählte Versammlung verbessert werde, kein wahrhaft demokratisches Herz wird davor zurückbeben, daß die vereinigte Intelligenz der Gesellschaft durch staatliche Maßregeln den notleidenden Klassen helfen soll."

Das Banner, das Lassalle erhoben, flattert jetzt hoch im Winde! Laßt uns sehen, ob seine Jünger sich zu seiner alten Inschrift bekennen!

Oswald Riedel / Arbeitnehmer und Demokratie

Die Eigenart des deutschen Organisationslebens (Vielseitigkeit, Buntscheckigkeit und sehr oft auch Systemlosigkeit) verlieh in der Vergangenheit auch dem sehr stark entwickelten Organisationsbilde der deutschen Arbeitnehmer ihr Gepräge, und zwar in doppelter Hinsicht. Zunächst liefen nebeneinander die durchaus politisch gefärbten Berufsvereine und

Digitized by Google

diejenigen mit rein fachlichem oder gar nur örtlichem Charakter. Dann aber schieden sich auch in ihren Organisationen sehr scharf voneinander die drei großen Arbeitnehmergruppen, Beamte, Angestellte und Arbeiter.

Die Beamtenschaft ist am weitesten zurück in der Entwicklung. Das liegt ganz in dem Charakter unseres vorwiegend „preußischen" Beamtentums begründet. Der Durchschnittsbeamte fühlte sich nur als Beamter und nicht als Staatsbürger. So wurde es von dem alten System auch gewünscht. Reine Fachvereine mit deutlichem Kaisergeburtstagseinschlage basierten hierauf. Geschäftstüchtige Verleger nutzten diesen Zustand durch dauernde Gründung von Sonderverbänden (mit Zeitung und Inseratenteil!) aus. Es muß demgegenüber als ein Verdienst des christlichen Eisenbahnarbeiterverbandes anerkannt werden, daß er eine Anzahl Unterbeamtenverbände zu einem Reichskartell vereinigte und diesem gewerkschaftlichen Charakter aufzudrücken versuchte. Das rief die erwünschte Gegenwirkung hervor, daß die mehr liberal veranlagten Beamtenverbände der Berliner Richtung sich gleichfalls zusammenfanden und in diesem Zusammenschluß letzterdings auch eine Notwendigkeit staatsbürgerlicher Betätigung erblickten.

Einfacher lagen die Dinge bei den Privatangestellten. Der deutsche Angestellte war von Haus aus traditionell liberal. Das verschwand nur dort, wo der Antisemitismus sich an ihn heranmachte, oder dort, wo die ständige tägliche Berührung mit der Arbeiterschaft und das Gefühl sozialer Unterdrückung so etwas wie Proletarierbewußtsein auch im Angestellten auslösten. Aber auch die großen „liberalen" Angestelltenverbände hatten gewerkschaftlichen Charakter und anerkannten die Notwendigkeit politischer Betätigung im staatsbürgerlichen Sinne. So fanden die verschiedenen Richtungen ganz von selbst Anschluß an die entsprechenden Arbeiterrichtungen, zumal das sogenannte „Bürgertum" diesen Strömungen völlig verständnislos gegenüberstand und damit geradezu zu einer Vereinigung der Arbeitnehmer aller sozialen Schichten zwang, wollten diese sich durchsetzen. So finden wir Angestelltenverbände im christlich-nationalen und besonders im freiheitlich-nationalen Arbeiterkongreß und sehen besonders, wie eine große Angestelltenkoalition im Laufe des letzten Jahres zielbewußt Anschluß an die freien Gewerkschaften und darüber hinaus an die Sozialdemokratie gesucht hat.

Und die Arbeiter? Hier ergab sich ein völlig klares Bild. Vier große Gruppen standen vor uns: die freien Gewerkschaften mit ausgesprochen sozialistischer Parteifärbung und deshalb auch schon angekränkelt vom sozialistischen Bruderstreit, die freiheitlich-nationale Bewegung mit deutlich liberalem Einschlag, die christlich-nationale Gruppe mit ihren konfessionellen Unterströmungen und nicht zuletzt auch die in diesen Tagen auffällig schweigsame wirtschaftsfriedliche (gelbe) Arbeiterbewegung. Diese Vierteilung war eine grundsätzliche und ließ deshalb eine organische Verbindung einzelner oder aller dieser Gruppen über gelegentliche Gemeinsamkeitsarbeit in der Praxis hinaus nicht zu.

Es ist gut, sich diese Tatsache vor Augen zu halten, um sich ein vollständiges Bild von den Geschehnissen der Novemberrevolutionstage machen zu können. Nach den eingehenden Mitteilungen, die ich als Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates der Reichshauptstadt erhalten habe, ist dieser äußerliche und gewaltsame Novemberumsturz planmäßig seit dem Januarstreik allein von der unabhängigen Sozialdemokratie vorbereitet und organisiert worden. Daraus erklärt sich auch das Verhalten der Mehrheitssozialisten, die nach und nach Kenntnis von jenen Vorbereitungen erlangten und dabei sahen, daß die Vorbereitungen sich auf alle Betriebe erstreckten und auch die freigewerkschaftlich organisierten Mehrheitssozialisten unbedingt mitfortreißen mußten. Denn der freigewerkschaftlichen Mitglieder war der Mehrheitssozialismus für solche Fälle durchaus nicht sicher. So paßte man sich in seinem Verhalten und seinen Forderungen immer mehr den Nachrichten an, die man aus den Betrieben heraus erhielt, und als es dann soweit war, machte man mit. Das ergab sich schon aus einem weiteren Grunde. Die Revolution ist nicht nur eine politische, sondern auch eine soziale. Als solche haben an ihr die Arbeiterorganisationen großen Anteil. Nun verfügt aber die unabhängige Sozialdemokratie noch nicht über eine eigene, sich an sie anlehnende Berufsorganisation. Sie mußte sich deshalb der in ihrer Führung zweifelsohne mehrheitssozialistischen freien Gewerkschaften bedienen.

Diese betrachteten sich zunächst durch die Arbeiter- und Soldatenräte an die Wand gedrückt. Sie haben es aber mit großem Geschick verstanden, die Lage auszunützen und sich schnell eine Monopolstellung im Organisationsleben zu sichern. Dabei schalten sie ziemlich selbstherrlich die übrigen Organisationsrichtungen aus. Das führt in der Praxis zu einem Terrorismus schlimmster Art in den Betrieben, denn die kleineren Funktionäre gehen natürlich weiter und verlangen unter allen möglichen und unmöglichen Drohungen den sofortigen Übertritt. Das tritt besonders kraß bei den Eisenbahnern und namentlich auch bei den Handlungsgehilfen, wo der nur 25 000 Mitglieder zählende sozialdemokratische Verband die großen Verbände mit 600 000 Mitgliedern schlankweg majorisiert, in Erscheinung.

Wie verhalten sich nun die übrigen Richtungen und Gruppen demgegenüber? Wir haben doch nun einmal keine einheitliche proletarische Arbeitnehmerbewegung. Große und bedeutende Richtungen sind daneben vorhanden, die unter keinen Umständen eine Diktatur des Proletariats mitmachen. Diese Tatsache scheinen die Sozialisten — zu ihrem Schaden — vergessen zu haben. Oder leben sie in dem Glauben, die große revolutionäre Strömung würde jene anderen mit in die proletarische Welle hineinreißen? Fast könnte es so scheinen, wenn man die Bemühungen sieht, an Stelle der bisherigen Beamtenverbände eine einheitliche Beamtengewerkschaft mit ausgesprochen sozialdemokratischer Tendenz zu gründen. Es kann auch nicht bestritten werden, daß gerade unter den Beamten, auch den höheren, sofort beim Aufziehen der roten Fahne mancher urplötzlich sein rotes Herz entdeckte. Die Gesinnungstüchtigkeit des alten Systems! Diese momentane Verwirrung revidiert sich allerdings schon jetzt selber.

Im übrigen aber hat jener fanatische Terror, der mit dem Vorhandensein so großer und charakterfester Organisationen außerhalb der Sozialdemokratie nicht rechnete, etwas sehr Erfreuliches bewirkt. Die größeren dieser Verbände haben sich am Bußtag zu einem deutsch-demokratischen Gewerkschaftsbunde vereinigt. Ihm gehören schon jetzt die christlichen Gewerkschaften, die deutschen Gewerkvereine, der Allgemeine Eisenbahnerverband, der Deutsche Technikerverband, die großen Handlungsgehilfenverbände, mehrere Beamtenorganisationen u. a. m. an. Der Beitritt weiterer Gruppen steht dicht bevor, so daß die schon jetzt vorhandene Mitgliederstärke von 1¼ Millionen sich binnen kurzem auf 2 Millionen erhöhen

Digitized by Google

wird. Eine stattliche Zahl, mit der jedermann, auch die jetzige Regierung, rechnen muß.

Noch erfreulicher fast aber ist es, daß man sich nicht etwa nur aus dem Gefühl der Notwehr zusammenfand, sondern mehr noch in der Erkenntnis, daß die neue Zeit eine gemeinsame Arbeit aller Arbeitnehmer bedinge, sofern sie deutsch und sofern sie wahrhaft demokratisch gesinnt sind. Das vorläufige Aktionsprogramm des neuen Bundes zielt denn auch offensichtlich auf nichts anderes als den Wiederaufbau unseres Vaterlandes ab. Es erblickt den einzigen Weg dahin in einer zielbewußten und ehrlichen Demokratie. Auf dem Boden einer solchen haben sich darum alle jene Verbände vereinigt. Wer die Diktatur von rechts oder von links fordert, der ist kein Demokrat. Zu ihm steht deshalb der neue Bund im Gegensatz.

Nun will der deutsch-demokratische Gewerkschaftsbund alles andere als ein Dornröschendasein führen. Die in ihm vereinigten Verbände, schutzlos der Willkür preisgegeben und auf sich selbst angewiesen, erinnern sich zu deutlich der politischen Sünden der Vergangenheit. Sie wollen darum aktiv an der Politik teilnehmen. Wird die politische Demokratie es verstehen, mit der gewerkschaftlichen Demokratie so Hand in Hand zu arbeiten wie die freien Gewerkschaften mit der Sozialdemokratie? Von der Beantwortung dieser Frage hängt nicht nur das Schicksal der gewerkschaftlichen, sondern in viel höherem Maße noch das Schicksal der politischen Demokratie ab. Eine politische Partei, die sich nicht auf starke wirtschaftliche Organisationen zu stützen vermag, ist in der Zukunft zur Ohnmacht verdammt. Daraus ergeben sich die Folgerungen von selbst. Man gründet keine lebensfähige politische Partei allein durch Sammlung von Personen oder Unterschriften. Man muß organisieren und sich dabei auf die Männer und Frauen aus dem Organisationsleben stützen. Auch hierin sei man wahrhaft demokratisch.

Gertrud Bäumer / Wege innerer Erneuerung

Größe und Grenzen des Christentums.

Wo finden wir diesen Geist?

Die Zeit, in der wir leben, ist gewaltig im Radikalismus der Zerstörung. Sie reißt unerbittlich dem Geist die ungerechte Rüstung der Macht, des Herkommens, der gefestigten Ordnung herunter; allem, was für ihn kämpft, ohne Geist zu sein. Nun steht er nackt vor dem Trümmerfeld. Auf eigene Kraft gestellt, soll er sich am Chaos messen. Nur das Unangreifbare, Unbedingte, das Urlebendige hält stand. Undeutlichkeit wird unbarmherzig erhellt, Phrase zerfetzt, Widerspruch an den Pranger gestellt. Keine Behelfe, keine bequemen Ausflüchte werden Macht gewinnen. Nur Wahrheit, die Wahrheit ist unantastbar, nur Leben, das Leben ist unbesieglich, wirkend und keimhaft, kann sich auf den wilden Schauplatz wagen.

Wie ist das Innere der Menschen beschmutzt gewesen mit Abfindungen und Halbheiten! Welch ein trübes Miteinander unzusammenhängender Ideen und Werte haben sie in sich geduldet! Weil sie entweder zu bequem oder zu feige oder zu schwach waren, die Klarheit zu wollen.

So fühlt man in dem Chaos eine große Freiheit, im Zusammenbruch den Zwang zu letzter Aufrichtigkeit, — wie ein Mensch im Kampf um sein Leben Schein und Form und Pose abwerfen muß, weil er keine Kraft mehr übrig hat, um sie aufrechtzuerhalten, so geht es jetzt nur noch um die reine nackte Wahrheit. Die großen Fragen sind da, geballt, einfach und mächtig. Die feinen, kleinen Spiele des Geistes, die künstlichen Probleme, diese ganze üppige oder fade Luxuswucherung der Seele aus Muße, Sicherheit, Eingegleistsein — alles ist fort, zerstoben. Hier ist Leidenschaft, die gebändigt, hier sind dunkle Wünsche, ein gärender Wille, die geklärt, in die Freiheit der geistigen Beherrschung gehoben werden wollen. Hier ist der Mensch — Begierde, Sehnsucht, Sünde, Wille —, der besiegt und erlöst sein will.

Wir sind wieder arm — bereit zum Urerlebnis der Religion, zur wahrhaften Erlösung —, werden wir selig sein?

Und deutlicher als jemals sieht unser geschärftes Auge die Unwirklichkeit, Untiefe, Unwesenhaftigkeit dessen, was heute in den meisten Menschen das Christentum ist.

Als das Christentum jung war, da hat jeder das, was es ausspricht, selbst erlebt. Es war noch kein Wort vorweg gesagt. Jeder fand selbst eine Stufe nach der anderen, „erlebte" sie im buchstäblichen Sinne, ohne sie vorher zu wissen. Jeder Schritt war Offenbarung, schenkte Unerlebtes, Niegesehenes. Religion war Wachstum, Schöpfung.

Wir heute lernen den Weg der christlichen Seele auswendig, ehe wir ihn gehen *können*, und kommen dadurch in eine eigentümliche zweite Form des Erlebens hinein. Ein *Wissen* darum, daß es so etwas gibt, daß dieses in anderen geschehen ist. Ein Mitgehen des Verständnisses, das lebhafter oder matter sein kann, immer aber nur Abbilder zeichnet. An die Stelle der Jüngerschaft, des Erlebens im Geist und in der Wahrheit — ja, man versuche nur das stumpfgewordene Wort neu zu sehen: „*in der Wahrheit*" — tritt die Anhänglichkeit an das Wort. Ein Sollen statt des Müssens.

Den Kindern schon werden die Symbole dieser tiefsten Schöpfung in den Schoß geschüttet. Sie lernen heilige Worte ohne Herzklopfen sagen. Aus dem Annehmen, dem Glauben — glauben, daß es sich so begeben habe — wird ihnen eine Tugend gemacht. Die Kirche, geschaffen als Gemeinschaft der Heiligen, derer, die erlebt haben, „was niemand verspüret, was niemand berühret" — sie wird Verwalterin der Beschreibungen von solcher schöpferischen Erfahrung, festigt diese Beschreibungen zur Lehre und fordert „Glauben".

Aber Religion ist nicht in dem Schicksal der Worte, in die einmal gelebtes Leben gefaßt wurde, sondern in dem nicht erzwingbaren Strom des Lebens selber. Die Geltung des Christentums besteht nicht darin, daß ihm Ehrfurcht erwiesen wird, sondern darin, daß die von ihm bewahrten Vorgänge wieder geschehen, daß Seelenschicksale christlich verlaufen. Hier läßt sich nichts erzwingen. Schein und Wesen scheiden sich unerbittlich für den, der keinen Grund hat, sich selbst zu betrügen. Die menschliche Seele ist keine Christin mehr.

Denn auch für die Frömmsten ist das Christentum nicht mehr, was es für seine ersten Bekenner war, der *einzige* Weg, die *einzige* Form der Lebensvergeistigung. Auch für die Menschen, die keine anderen Wertideen an seine Stelle oder ihm zur Seite setzen, denen es noch das ganze Leben überwölben soll, vermag es nicht alle Gebiete des Daseins zu formen. Auch für sie lassen sich lange nicht alle Aufgaben aus dem Christentum ableiten, nicht alle Beseelungen aus seiner Quelle speisen. Ursprünglich die einzige „Heimat der Seele", in die alle innere Sehnsucht flüchtete, entfalten sich neben ihm die großen Schöpfungen der „weltlichen" Kultur: Nation, Wissenschaft, Kunst, Arbeit,

Das Christentum verzichtet darauf, sie zu gestalten, dem Äußeren ein Inneres zu sein. Schwankend zwischen Geltenlassen und Ablehnung, Einordnung und einem beziehungslosen Draußenlassen, hat es doch immer die Grenze zwischen weltlichen und geistlichen Zielen irgendwie aufrechterhalten. Neben dem einen großen Gegensatz geistig-sinnlich, innen und außen, Wesen und Erscheinung begründet es noch einmal eine Rangordnung in der Sphäre des Geistes selbst. Nicht jede Form in der Geistwerdung ist zugleich christlich wertvoll. Und wonach eine Stimme in uns verlangt, die nicht zum Schweigen zu bringen ist: die umfassende Einheit, die alle Bewegung unserer Seele in sich empfängt, aus sich entsendet und in sich zurücknimmt — diesen einen Schoß des Lebens zeigt uns das Christentum nicht. Es weiß nur von einem Weg nach innen, nicht von dem Netz, in dem Strahlen aus allen unseren Wesensbekundungen in einer Mitte versammelt werden.

Aber auf diesem einen Weg führt das Christentum in nie ermessene und nicht zu vertiefende Tiefe. Auf diesem einen Weg wurden Gründe erschlossen, Steigerungen des inneren Lebens erfahren, wie nie zuvor und niemals wieder. Aus einer Glut ohnegleichen wuchs unbeirrbar und unerschütterlich die Gewißheit, daß das „Leben" mehr ist als seine Inhalte und Gegenstände. Das Wirklichkeitsbewußtsein wurde entscheidend von der Außen- auf die Innenseite gerissen: alle Ziele nach innen verlegt, aller Reichtum, alle Seligkeit im Schwellen der Seele, im Tiefer- und Größerwerden ihres Atems, im Besitz zeit- und raumlosen Fühlens, des „ewigen Lebens" gesucht.

Mit dem Wort „die Liebe" deutete das Christentum den Menschen das Wesen des letzten Bewußtseins von sich selbst, das ihnen geschenkt ist: ein Sattsein, das Sehnsucht durchatmet, ein Ruhen, das nicht tot und kalt, sondern durchströmt und lebendig ist, ein Beisichsein, das zugleich über sich hinaus weist: Leben, das aufsteigt, immer über sich hinaus wächst, immer Stufe, Keim zu Neuem ist, immer ein Nächstes in sich trägt.

Diese Tiefen zugänglich gemacht zu haben und immer wieder machen zu können, ist die ewige Bestimmung des Christentums.

Aber was in seiner Sphäre gewonnen ist, muß auch in den anderen erlebbar sein. Es ist eine Vollendung denkbar, die das, was noch ungestaltet, in die Verinnerlichung nicht einbezogen ist, ihr anschließt. Dazu muß der christliche Weg nach innen geweitet, es muß Wesentliches, Ewiges der christlichen Erfahrung aus der Bindung in zeitbedingte Gedankengänge und einseitige Lebenseinstellung gelöst und in seiner seelischen Universalbedeutung erkannt werden.

Es muß gelingen, um den Zentralbegriff des Christentums, das „ewige Leben" (ewig nicht als unendlich, sondern als zeitlos verstanden), alle Wahrheit der geistigen Erfahrung aus Kunst, Natur, Erkenntnis zu sammeln.

Wie ist das möglich?

Margarete Rothbarth / Die Vorträge Jakob Burckhardts

Anläßlich des hundertsten Geburtstages von Jakob Burckhardt (25. Mai 1918) sind in einem stattlichen Bande vierundzwanzig seiner Vorträge erschienen. (Benno Schwabe & Co., Basel. Geb. 21 M.) Und nach drei Monaten ist trotz Kriegspreis und amusischer Orientierung der Menschheit schon eine neue Auflage nötig. Das gibt zu denken.

Erstaunt fragt man sich, nachdem man mit Entzücken den reichen Inhalt des Bandes in sich aufgenommen hat: Wie kommt es, daß man mehr als zwanzig Jahre seit Burckhardts Tod hat verstreichen lassen und den äußeren Anlaß des Gedenktages abgewartet hat, bis man sich zu der Herausgabe der Vorträge entschloß? Ein bedeutender Künstler, der den Zauber von Burckhardts Darstellung noch persönlich erfahren hat, Karl Spitteler, stellt schon 1912 in einem Artikel die Frage: „Sollten Burckhardts öffentliche und Universitätsvorträge wirklich nicht veröffentlicht sein?" Er hält den Verlust der kleinsten beiläufigen Bemerkung Burckhardts für geradezu unersetzlich — ähnliche begeisterte Worte finden alle, die das Glück hatten, seine Schüler oder seine Mitarbeiter zu sein. Es sei hier nur an die beiden Architekten Max Alioth und Heinrich von Geymüller erinnert, mit denen Burckhardt in einem Briefwechsel stand, der nicht nur menschlich, sondern auch allgemein, vom Standpunkt sowohl der Kunstgeschichte wie auch der Geschichte des Briefes, überaus wertvoll ist. Vor allem aber sei des Urteils des Größten gedacht, der in Basel gleichzeitig mit Burckhardt wirkte, und der ihn als einen der wenigen wirklichen Erzieher, als „einen Menschen umfänglichster Bildung", als den „weisen Wissenden" bezeichnete, nämlich Friedrich Nietzsches. Und zwar stammen diese Worte nicht nur aus der Jugend Nietzsches, als er, schon selbst Professor, wenn auch ein erst sechsundzwanzigjähriger, hingerissen und andachtsvoll Burckhardts Vorträgen über historische Größe gelauscht und mit ihm auf vertrauten Spaziergängen über die tiefsten Dinge menschlichen Erkennens geredet hatte, sondern auch in den Jahren seiner Einsamkeit, als die Götter seiner Jugend für Nietzsche dahingestürzt waren, da gehörte der weise Alte in Basel weiter zu den wenigen, die noch dem Ideal vom „guten Europäer" entsprachen und auf deren Urteil über sein Schaffen er den größten Wert legte — freilich auch hier von der Tragik seines Lebens verfolgt, da er auf seine neuen Werke hin nur ganz zurückhaltende Äußerungen bekam und sich mit den Entschuldigungen begnügen mußte, daß vieles über Burckhardts alten Kopf hinausgehe: „An den übrigen Parteien sehe ich alter Mann mit einigem Schwindel zu, wie sie schwindelfrei auf den höchsten Gebirgsgraten sich bewegen." —

Ist ein neues Werk von Burckhardt also schon von vornherein durch die Persönlichkeit des Verfassers der größten Aufmerksamkeit und eines immer wachen Interesses gewiß, so kommt noch ein zweites Moment hinzu, das erklärt, mit welcher Freude der Kenner das Erscheinen der Vorträge begrüßt. Der Sonderling, der so eigenbrödlerisch sich in seine Basler Einsamkeit vergrub, hat ja nur in der ersten Hälfte seines Lebens seine großen Werke, die ihn in der ganzen Welt bekannt machten, verfaßt und herausgegeben. Die Kultur der Renaissance in Italien, der Cicerone und das Zeitalter Konstantins des Großen sind alle vor 1870 erschienen, und nur von dem zuletzt genannten hat Burckhardt die neue Auflage selbst veranstaltet, die beiden anderen Werke sind von fremden Bearbeitern so verändert worden, daß man bei all dem neuen Beiwerk den ursprünglichen Kern kaum mehr erkennt. Die zweite Hälfte seines Lebens, die ebenso reich an Arbeit und Studium war wie die erste, hat als äußeres Ergebnis vor allem die Universitätsvorlesungen und viele öffentliche Vorträge aufzuweisen. In der selbstverfaßten Lebensbeschreibung, die nach Burckhardts Wunsch an seinem Grabe vorgelesen wurde, heißt es: „Eine feste Gesundheit erlaubte ihm, sich ungestört seinen Aufgaben zu widmen, ohne eine einzige Stunde aussetzen zu müssen, bis zu einem Unfall im Mai 1891 (NB. wo er also 73 Jahre alt war!). Nachdem in den ersten Jahren die Ausarbeitung unternommener Schriftwerke beendigt war, lebte er ausschließlich seinem Lehramt, in welchem die beharrliche Mühe durch ein wahres Gefühl des Glückes aufgewogen war." Zwei dieser Kollegien sind nach seinem Tode herausgegeben worden, die „griechische Kulturgeschichte" und die „weltgeschichtlichen Betrachtungen". Nun halten wir auch einen kleinen Ausschnitt von dem in Händen, was, für ein größeres Publikum bestimmt, alljährlich die Basler bilden und erfreuen mochte und ihnen eine Weite des Gesichtsfeldes und ein

Digitized by Google

Gefühl der Humanität im schönsten Sinne gab, wie es wenigen Gemeinwesen beschieden war und einer bestimmten Generation dieser Stadt einen entscheidenden Stempel aufdrückte.

„Weniger die Mitteilung spezieller Gelehrsamkeit als eine allgemeine Anregung zur geschichtlichen Betrachtung der Welt" — das hat Burckhardt sich selbst als Ziel seiner Vorlesungen und Vorträge gesteckt. Neben dem historischen geht dabei noch das kunsthistorische und ästhetische Interesse einher, und so kommt in einem halben Jahrhundert eine Fülle von Themen zusammen, ungefähr 170 an der Zahl, daß man den Menschen bewundert, der all das in weitem Geist und klarem Kopf erfassen und, durch das Medium seiner großen Persönlichkeit verstärkt und durcharbeitet, in seiner ihm gemäßen Form wiedergeben konnte.

Zwar manches ist subjektiv geraten und teils durch neuere Forschung überholt, teils Burckhardts persönlichste Geschmacksrichtung. Neben dem Vortrag über Napoleon gilt das vor allem für die Beurteilung Rembrandts, dem ein ganzer Abend gewidmet ist, der aber auch in den Ausführungen „Über die niederländische Genremalerei" des öfteren erwähnt wird. Der Entdecker und Verkünder der Renaissance, der begeisterte Verehrer der schönen Form und des ruhigen Stils kann mit Rembrandts „Häßlichkeit" nichts anfangen. Wohl findet er anerkennende und rühmende Worte für Rembrandts Behandlung des Lichtes, für die Neuheit und Wahrhaftigkeit dieser seiner Kunst — alles übrige von ihm läßt er nur bedingt gelten. Und wenn Simmel auch gerade im Zusammenhang der Antithese: klassische Kunst — Rembrandt mit Recht betont, daß die Gegensätzlichkeiten der Kunst zwar für den Schöpfer nicht diskutabel seien, daß aber die allerentschiedenste Einseitigkeit in der Empfindungsweise und Stilrichtung des Kunstwerks dennoch nicht das Parteimäßige, die Gegensätzlichkeit Betonende, mehr oder weniger Aggressive enthalte — so kann Burckhardt in eigensinnigem Abwenden von Rembrandt diese Synthese nicht vollziehen. Hier stößt man auf eine Begrenztheit, die zwar nicht auf die Dauer stört, aber doch zeigt, wie auch diesem weiten und freien Geist Schranken gesetzt waren.

Um so freudiger folgt man ihm dann, wo er den verherrlicht, den er oft gegen Rembrandt ausspielt, und dem seine ganze Liebe gehört: Rubens. Aus Burckhardts Nachlaß ist eine kleine Schrift herausgegeben worden „Erinnerungen aus Rubens", in der er hingebend seinen Abgott unter die Sterne versetzt. „Er, der Größte seit den großen Italienern, und der einzig ganz Große, der Einzige, den die Natur vorrätig hatte." Auch einzelne der Vorträge gipfeln in einer Apotheose dieses Malers, dessen Frische nie nachließ, der alles mit der gleichen Kraft, Harmonie, Farbenpracht und Kühnheit der Gestaltung umspannte. So die Vorträge „Über erzählende Malerei", „Die Allegorie in den Künsten", „Aus großen Kunstsammlungen", schließlich auch „Anton van Dyck", wo aber der Selbständigkeit des Schülers volle Gerechtigkeit neben der überwältigenden Genialität des Meisters widerfährt.

Diese Titel geben zugleich einen Überblick von dem, was Burckhardt in den Kreis seiner kunsthistorischen Betrachtungen bezog. Was da in populärer Form einem Laienpublikum geboten wurde, setzt ein eminentes Wissen voraus, denn nur aus genauer Kenntnis aller Einzelheiten lassen sich Themata behandeln wie „Format und Bild", „Die Malerei und das Neue Testament", „Die Anfänge der neueren Porträtmalerei", „Die Weihgeschenke der Alten", „Die Griechen und ihre Künstler". Und wer die obenerwähnten Briefe an Max Alioth kennt, weiß auch, wie der Verfasser des Cicerone nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland, Frankreich und England kunstgeschichtlich zu Hause ist und wie der ständige Kampf mit Antiquaren und Kunsthändlern für den unermüdlichen und unersättlichen Sammler von Abbildungen jeder Art ein unbedingter Bestandteil jeder Reise ist, und zwar ein freudiger oder schmerzlicher, je nachdem, wer aus diesem Ringen als siegreicher Triumphator hervorgegangen ist.

Burckhardts ständige Sehnsucht während seiner letzten Arbeitsjahre war, den historischen Lehrauftrag abgeben zu können, um nur der Kunstgeschichte zu leben, und er hat dies auch schließlich erreicht. Wenn aber auch seine Liebhaberei sich also zuletzt von der Geschichte abwandte, so hat doch sein Können ihr immer durchaus gehört, das beweisen neben seinen großen Werken auch wieder die Vorträge. Die akademische Antrittsvorlesung: „Über die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenzugs 1444" zeigt schon an der Tatze den Löwen: die plastische Art der Darstellung, die Verwertung der Quelle, der Blick aufs Ganze, das alles sind hier wie später die charakteristischen Züge seiner historischen Werke. Manche dieser Vorträge führen in dem Laien ganz fremde Gebiete: „Demetrios der Städtebezwinger", „Byzanz im 10. Jahrhundert", „Über den Wert des Dio Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit", andere wieder bringen bekanntere Dinge in ganz eigener Behandlung wie der Vortrag über Pythagoras und über das Phäakenland Homers. Vielleicht ist letzterer überhaupt das Juwel der Sammlung, denn nirgends offenbart sich so stark neben dem Gelehrten der Künstler Burckhardt wie gerade hier. Indem er einfach die für sein Thema wichtigen Züge aus dem neunten bis zwölften Gesang der Odyssee herausschält, ohne irgendwelchen wissenschaftlichen Ballast aufzuladen, gibt er ein prächtiges, abgerundetes Bild, das trotz dem unvergleichlichen Ausgangspunkt durchaus Eigenwert besitzt.

„Er war einer von den wenigen, die von der Kunst in einer der Kunst würdigen Weise zu schreiben verstanden .... Seine goldenen Worte — vor den Meisterwerken selbst gelesen — sind wie ein edler Rahmen, wie Juwelen, deren Leuchten das Kunstwerk in noch höherem Licht erstrahlen lassen und Sternen gleich über diesen Werken schweben." Dieser begeisterte Ausspruch, mit dem einer der Getreuesten Burckhardts dessen künstlerisches Darstellungsvermögen auf die richtige Formel bringt, hat durch die nun zur Kenntnis einer größeren Gemeinde gelangten Vorträge einen neuen Beweis erhalten.

Naumann / Eigentum

Das Privateigentum hat eine lange Geschichte, die im Nebel ferner Vorzeit beginnt und vermutlich noch viele Jahrtausende beschäftigen wird. Bei Beginn der uns bekanntgewordenen Menschheitszeiten waren die größten Stücke, die Hauptmasse des gegenwärtigen Besitzes noch nicht in die Hände einzelner Personen übergegangen: die weitesten Strecken der Erdoberfläche, die Gewässer, die Wälder, die Mineralschätze waren herrenloses Gut oder höchstens Eigentum der Sippe oder des Stammes. Als eigen sah man nur das an, was man unmittelbar brauchte: Kleidung, Waffe, Haustiere, Hütte, Arbeitsertrag und Beute. Alles, was über den handgreiflichen Gebrauch hinausging, wurde von keinem Gesetz und keiner Gottheit einem beliebigen Einzelmenschen vorbehalten. Erst bei seßhafter aristokratischer Herrschaftsbildung erweiterte sich das Eigentumsrecht zum Herrenrecht und streckte sich nach allen Seiten hin aus über Wald und Wild, über Fischfang und Metallfund, über Bauernäcker und Bauernweiden, ja schließlich über die Menschen selbst und ihre Kinder. Inzwischen trat nun zweierlei ein: eine gewisse Begrenzung der Eigentumsrechte durch Abschaffung von Sklaverei, Hörigkeit, Fron, aber auch eine unendliche Erweiterung der Eigentumsmengen durch Erschließung der Güter aller Weltteile und eine Verbauschbarkeit und Entpersönlichung des Eigentums durch Aktien und Anleihen, die geradezu den alten anschaulichen Eigentumsbegriff zur Sage macht. Kommt nun hierzu, daß im Kriege die unpersönlichen Eigentumswerte, die Anforderungen an Staatsleistungen unglaublich wuchsen, so ist es nach weltgeschichtlichen Voraussetzungen nicht unmöglich, daß in der langen Geschichte wieder einmal ein neues Kapitel beginnt. Die Hauptsache für uns ist, daß unvermeidliche Übergänge sich ohne allzu starke Erschütterungen vollziehen, damit nicht Ratlosigkeit eintritt.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Die Umstellung der Gewerkschaften auf die Revolution. Zweifellos sind die Gewerkschaftsführer aller Richtungen vom plötzlichen Ausbruch der Revolution überrascht worden. Sie waren zwar nicht in Unkenntnis über die zunehmende Radikalisierung ihrer Organisationen geblieben, die infolge der anhaltenden und ständig wachsenden Teurung und der immer knapper werdenden Nahrungsmittelversorgung bei anhaltendem Arbeitsdruck Platz gegriffen hatte, aber sie hatten keinerlei Vorkehrungen für den Fall völligen Umsturzes getroffen. Als er unerwartet eintrat, haben sie sich dann schnell den veränderten Umständen angepaßt. Zunächst haben sie einmütig von dem äußersten linken bis zum äußersten rechten Flügel die alsbaldige Einberufung einer Nationalversammlung gefordert, um der auch ihnen drohenden Gefahr völliger Ausschaltung zu begegnen. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften erhielten dann bald eine Genugtuung in dem Auftrage des Vollzugsrates des Arbeiter- und Soldatenrates, Neuwahlen für die allgemein aufgelösten Arbeiter- und Angestelltenausschüsse in den einzelnen Betrieben anzuordnen. Diese Neuwahlen richten sich nach den Bestimmungen des aufgehobenen Gesetzes über den Vaterländischen Hilfsdienst mit der Maßgabe, daß das Wahlalter 20 Jahre beträgt und die Mindestzahl von 50 Arbeitern oder Angestellten nicht mehr erforderlich ist. Der Zwang für die neugewählten Ausschüsse, sich mit den für ihre Betriebe zuständigen sozialdemokratischen Gewerkschaftsorganisationen in Verbindung zu setzen, bedeutet freilich eine bitter empfundene Genugtuung für die nichtsozialdemokratischen Gewerkschaftsrichtungen. Diese haben die ihnen drohende dauernde Benachteiligung sofort richtig erkannt und sich alsbald zu einem neuen **deutsch-demokratischen Gewerkschaftsbund** zusammengeschlossen. Dieser Bund wird nunmehr gebildet vom Gesamtverband christlicher Gewerkschaften, vom Verband deutscher Gewerkvereine (Hirsch-Duncker), vom Verband deutscher Eisenbahnhandwerker, vom Deutschen technischen Verband, vom Reichsverband der Beamtenverbände und kleineren Organisationen; er erstrebt Korrektur der hochkapitalistischen Entwicklung durch den Sozialismus unter gleichzeitiger Bekämpfung des sozialdemokratischen Doktrinarismus. Als vorläufige Bundesforderungen proklamiert er volle Anerkennung der Koalitionsfreiheit für Organisationen aller Art, ein neues Landarbeiterrecht, obligatorische Arbeitslosenversicherung und internationale Festlegung des achtstündigen Arbeitstages im Friedensvertrage. Man muß nun abwarten, ob, wie zu wünschen ist, der Zusammenschluß der nichtsozialdemokratischen Gewerkschaften wirklich zur Kräftigung und Stärkung der gewerkschaftlichen Gesamtbewegung in Deutschland dient.

Die Arbeitgeber und die Revolution. Zwischen den Arbeitgeberverbänden und den Gewerkschaften ist am 15. November ein **hochbedeutsamer sozialer Friedensvertrag** geschlossen worden, der ein gedeihliches Zusammenarbeiten der beiden gegnerischen Lager mindestens für die Übergangszeit in Aussicht stellt. Von den 13 Vertragsartikeln sind die drei ersten grundsätzlicher Art. Sie lauten: „Die Gewerkschaften werden als berufene Vertretung der Arbeiterschaft anerkannt. Eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter und Arbeiterinnen ist unzulässig. Die Arbeitgeber und die Arbeitgeberverbände werden die (gelben, wirtschaftsfriedlichen) Werkvereine fortab vollkommen sich selbst überlassen und sie weder mittelbar, noch unmittelbar unterstützen." In den übrigen Artikeln ist vereinbart, daß die zurückkehrenden Arbeiterkrieger einen Anspruch auf Wiedereinstellung in die früheren Betriebe haben, daß der Arbeitsnachweis gemeinsam geregelt und paritätisch verwaltet wird, daß die Arbeitsbedingungen den Betriebsvereinbarungen entsprechen müssen, daß Arbeiterausschüsse, Einigungsämter und Schlichtungsstellen eingerichtet werden und daß die tägliche regelmäßige Arbeitszeit in allen Betrieben ohne Verdienstschmälerungen 8 Stunden nicht übersteigen darf. Der Vertrag tritt alsbald in Kraft und kann nur mit dreimonatiger Frist von jeder Seite gekündigt werden. Mit ihm ist unter dem Drucke der Not eine einheitliche Wirtschaftsfront, gegründet auf gegenseitiges Vertrauen und guten Willen, endlich zustande gekommen.

Obligatorische Erwerbslosenfürsorge. Als Ersatz für eine obligatorische Arbeitslosenversicherung hat das neue Demobilmachungsamt für die Zeit der Übergangswirtschaft eine allgemeine obligatorische Erwerbslosenfürsorge durch Verordnung in Kraft gesetzt. Sie will die Arbeiterschaft nicht gegen Arbeitslosigkeit versichern, sondern zunächst nur für die Dauer eines Jahres durch geordnete Unterstützung vor Verelendung bewahren. Träger der Fürsorge sollen in der Regel die Gemeinden sein, die $^{2}/_{3}$ der Kosten zu tragen haben, während $^{1}/_{3}$ auf den zuständigen Bundesstaat und $^{2}/_{3}$ auf das Reich entfallen. Zur Gewährung der Unterstützung ist der tatsächliche Wohnort verpflichtet. Kriegsteilnehmer sind an dem Orte, wo sie vor ihrer Einziehung gewohnt haben, zu unterstützen, und zwar sofort bei Eintritt des Bedürfnisses, während alle anderen Unterstützungsberechtigten eine Wartezeit von höchstens einer Woche durchzumachen haben. Unterstützt werden arbeitsfähige und arbeitswillige Personen im Alter von über 14 Jahren im Bedürfnisfalle, weibliche nur dann, wenn sie auf Erwerbstätigkeit angewiesen sind. Alle müssen jede ihnen nachgewiesene geeignete Arbeit, auch außerhalb des Berufs und Wohnorts annehmen, wenn ihnen dafür angemessener ortsüblicher Lohn geboten und keine gesundheitlichen und sittlichen Bedenken bestehen. Die Arbeitnehmerorganisationen werden unter bestimmten Voraussetzungen mit der Auszahlung der Unterstützung und der Kontrolle der Gewerbslosen beauftragt.

Büchertisch

Max Lenz, **Die Bedeutung der deutschen Geschichtschreibung seit den Befreiungskriegen für die nationale Erziehung.** Geschichtliche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. 9. Heft. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 27 S. 0,95 M.

Eine Übersicht über die deutsche Geschichtschreibung unter einem bestimmten Gesichtspunkt kann im Rahmen eines Vortrags nur Silhouetten bringen. Die Lehrer, für die er bestimmt ist, werden ihn als Anregung benutzen, um von hier aus selbständig weiter zu suchen. Doch sei hervorgehoben, daß trotz der Fassung des Themas und einer in diesem Sinne gehaltenen Einleitung Lenz nicht, wie zu befürchten war nach verschiedenen heutigen Tendenzen, einseitig die deutsche Geschichte als Mittelpunkt des Geschichtsunterrichtes verlangt, sondern Weltgeschichte in dem Sinne Rankes, dessen Geschichtsauffassung mit dem nationalen Staate zum Siege kam und der auf diesem Wege zum Erzieher der Nation werden soll. M. R.

Susanna **Schmida-Wöllersdorfer**, Neue Feste. Gedanken zum Drama der Zukunft. Orion-Verlag Wien—Leipzig 1918. 66 S., mit einem Vorwort von Felix **Braun**.

Vier Aufsätze einer noch unbekannten Schriftstellerin, geschrieben mit der Kraft der Sehnsucht und des Glaubens, in einer klaren schönen Sprache von ungesuchter Einfachheit und bedeutender, ans Dichterische reichender Ausdrucksgewalt. Der Traum vom hohen Drama, der plastisch-musikalischen Gestaltung mythisch-heroischen Geschehens, seit den Tagen der Wiedererweckung der Antike oft und oft geträumt, wird hier mit der drangvollen Intensität der Gegenwart zukunftheischend neu beschworen. „Musik und Drama", der erste Essay, zeigt den tiefen Gegensatz auf zwischen der lebensfernen, durch Formenfülle Bewußtheit wirkenden Kunst der Musik, die nicht nur in Tönen, die auch in Worten, Dingen, Fügungen von Dingen, selbst in Gedanken redet, da sie „der absolute Ausdruck des Fließens aller Dinge" ist und dem Drama in seiner Wirklichkeitsnähe, seiner Inhaltsfülle, seinem immanenten Widerspruch zwischen den Mächten des Lebens und des Todes. Musik, dem Drama unentbehrlich, ist ihm nicht homogen, und Verbindung beider, wie sie Oper und Musikdrama darstellen, wird dem Wesen des Dramatischen nicht gerecht. Musik soll, auf Augenblicke, die Stimmungsgewalt des Dramas erhöhen, soll, als das Klangvolle, Wunderbare des Lebens, zur Bejahung des Lebens verlocken; so schafft sie zugleich das Pathos der Distanz, ohne das Wirkungen großen Stils nicht denkbar sind. Das führt zurück zum Chordrama des Dionysos, zur griechischen Tragödie. Ihrer Metaphysik, ihren Urmotiven sind die folgenden Aufsätze gewidmet. Kunst ist dem Kult nächstverwandt, ihre Wurzeln sind das Religiöse und die Erotik, sie selbst nichts anderes als der Wille zur Vergöttlichung des Lebens. Eine pessimistische Kunst ist eine Unmöglichkeit; ist Tragik ihre höchste Ausdrucksform, so liegt das im Grundcharakter des Lebens selbst. Lust ist dann erst tief, wenn sie über das Leid hinausgreift. Wie das vor sich geht, daraus entspringt zugleich der gewaltige Unterschied zwischen dem griechischen Weltgefühl und dem unseren. Die griechische Welt war endlich, unsere ist unendlich. Sie ist es geworden durch das Christentum, dessen Prinzip doch unvereinbar ist mit dem historischen Mysterium der Tragödie, mit der Höhe und Würde des tragischen Helden, dessen Frevel nicht Sünde ist, sondern Wert. Ist das Urmotiv des griechischen Dramas der Kampf mit dem Schicksal, bei dem das Schicksal aktiv, der Mensch passiv sich verhält, so erwachsen unsere tragischen Probleme aus bewußt gestellten Forderungen an die eigene Selbstherrlichkeit. Denn was ist unsere tiefste Qual? Am Schöpferischen in uns verzweifeln müssen. Nicht mehr die naive Lust, das Wertgefühl rechtfertigt uns das Leben mit seinem Leid und seinem Mißlingen. Darum, darum brauchen wir ein Drama, das Kult wäre, das uns das Unendliche in die Seele zwänge, unsere Lebensinbrunst freimachte, bis unser Wollen noch unser Denken besiegte. Feste tun uns not, Feste der schöpferisch bauenden Kräfte, die unserem Willen Glauben geben an unser Göttertum. Überbrücken wollen wir den tiefen Riß, der durch unsere ganze Kultur geht, weil sie, gebrochen erst durch eine fremde, abstrakte Religion, dann durch eine abstraktere Wissenschaft, der wahren Grundlage erhöhten

Digitized by Google

Lebens, des Mythos ermangelt. Schuf den Griechen der Mythos die Tragödie, uns soll die Tragödie den verlorenen Mythos neu gebären. Aus der Kunst eine neue Religion! hatte schon die Romantik, hatten Friedrich Schlegel und Novalis gerufen. Wer möchte verkennen, daß es die nämliche Sehnsucht ist, die aus dem Drama unserer Jüngsten als Flamme schlägt? Vielleicht sind die Zeiten nahe, die uns die Verfasserin verkündet, da das verwirklichte Drama der Zukunft uns aus der proletarischen, vermechanisierten Existenz, die wir leidend führen, heraushebt in ein freies, beflügeltes Dasein, glühend von heiligen Leidenschaften, göttlich und totüberwindend. Laßt uns, wie sie, den Glauben haben, der das Wunder schafft. M.

Dr. Max Marcuse, „Ein Beitrag zur Symptomatik und Ätiologie der Geburtenbeschränkung." (Der eheliche Präventivverkehr, seine Verbreitung, Verursachung und Methodik, dargestellt und beleuchtet an 300 Ehen.) Stuttgart, Verlag Ferdinand Enke 1917. Preis 6 M.

Am 17. Februar 1917 ist im Preußischen Abgeordnetenhause unter Übereinstimmung sämtlicher Parteien die Erscheinung des Geburtenrückganges als „die Daseinsfrage, die Schicksalsfrage, die Zukunftsfrage des deutschen Volkes" bezeichnet worden. Dieser Bedeutung entspricht die Fülle und der Ernst der bereits vorliegenden Arbeiten, die jenes Problem zu klären sich bemühen. Ihr entspricht aber nicht die Methodik der bisherigen Untersuchungen, insofern sie von der an sich begreiflichen Scheu befangen blieb, in allerpersönlichste Empfindungen, Vorstellungen und Strebungen einzudringen. So wurde bisher nur die Statistik in den Dienst der hier zu lösenden Aufgabe gestellt — notwendigerweise mit ganz unzulänglichem Erfolg. Denn der Ausgangspunkt jenes Vorganges ist die Familie, und in seine Bedingtheiten und Zusammenhänge vermag daher nur die Kasuistik mit den Methoden der Einzelforschung erhellendes Licht zu bringen. Diesen neuen Weg beschreitet Dr. Max Marcuse, indem er nicht mehr Zahlen zu ermitteln sucht, um erst nachträglich ihre Beziehungen zum Leben aufzufinden, sondern unmittelbar aus der Quelle schöpft und an den Menschen selbst das Problem zu erforschen unternimmt. Seinen früheren Erhebungen an 100 Berliner Arbeiterfrauen, deren Ergebnisse dem vorliegenden Buche als Anhang in übersichtlichen Tabellen beigefügt sind, folgt hier die Darstellung und Erörterung einer Umfrage an 300 Ehemännern aller Bevölkerungsschichten und aus allen Gegenden Deutschlands. Sie ist unter Bedingungen veranstaltet worden, die ein Material von größter Zuverlässigkeit und Ergiebigkeit zutage förderten. Diese Tatbestände werden dann auf ihre Verursachungen und Auswirkungen hin in dem sehr eingehenden kritischen Teil untersucht. Die Betrachtungsweise des Verfassers ist zwar die des Arztes, aber sie sucht gleichwohl nach allen Seiten sich zu orientieren und den ethischen ebenso wie den nationalökonomischen und den sozialen Gesichtspunkten gerecht zu werden. Das Buch will das Fundament fester fügen, auf dem allein zielsichere und zweckentsprechende Bevölkerungspolitik getrieben werden kann. Nach Marcuse vermag nur Kulturpolitik, Menschenökonomie, Sozialreform im tiefsten und größten wieder „volle Wiegen" zu schaffen. Kulturpolitik mit dem vornehmen Ziel der Erneuerung des Familiengedankens und Familienlebens; Menschenökonomie, die niemanden nur als Mittel zu einem ihm selbst fremden Zweck mißbraucht, „freie Bahn jedem Tüchtigen" schafft und jedem gesunden Mann und Weib die ungefährdete generative Betätigung ermöglicht; Sozialreform, die in der Umkehrung der gegenwärtigen Verhältnisse, unter denen die Lebenshaltung mit zunehmender Kinderzahl sich verschlechtert, ihre wichtigste Aufgabe sieht.

Unabhängig von der Bewertung, die den kritischen Ausführungen zuteil werden mag, muß das beigebrachte Material das Wissen um die Tatsachen und ihre Zusammenhänge in bisher nicht gekannter Weise vermehren und vertiefen, so daß die Arbeit Marcuses allen um die Bevölkerungspolitik Interessierten sehr willkommen sein wird. Dr. J. Luebeck.

Literatur zur Berufsberatung. 1. Heft der Beiträge zur Berufsberatung, herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 42 S. 1,25 M.

Zum ersten Male ist hier in außerordentlich dankenswerter Weise zusammengestellt, was über die junge Disziplin der Berufsberatung erschienen ist. Es ist charakteristisch, daß alle hier angezeigten Arbeiten aus der Zeit nach 1900 stammen und davon wieder die Mehrzahl aus den Kriegsjahren. Die stattliche Reihe der aufgeführten Titel zeigt, mit welchem Eifer dies neue Gebiet schon bearbeitet worden ist. Das Heft ist zu empfehlen außer dem Wissenschaftler vor allem dem praktischen Berufsberater und Lehrer, an welch letztere sich auch der ebenfalls hier abgedruckte Erlaß des Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten wendet, in dem er die Mitarbeit der Schule für die Berufsberatung verlangt, und woraus zu ersehen ist, daß er das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht beauftragt, ihr zu diesem Zwecke helfend zur Seite zu stehen. Der vorliegenden Schrift werden andere desselben Gebietes folgen. M. R.

Jacob Michael Reinhold Lenz. Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werther. Eine verloren geglaubte Schrift der Sturm- und Drangperiode, aufgefunden und herausgegeben von L. Schmitz-Kallenberg. F. Coppenrath, Münster i. W. 50 S.

Der ausführliche Titel erzählt schon, worum es sich handelt. Funde der klassischen Epoche unserer Literatur sind nicht etwas Alltägliches, und gerade diese darf man besonders begrüßen. Lenz, der im Zusammenhang mit Friederike Brion so viel genannt wurde, dessen persönliches Verhältnis zu Goethe trotz aller Forschungen noch immer nicht aufgeklärt ist, Lenz hat in der Zeit seiner Freundschaft mit dem Verfasser von Werthers Leiden eine Lanze für das Werk gebrochen, das ängstliche Prüderie und platter Radikalismus zurückzuweisen oder flach zu parodieren wagten. Gerade gegen Nicolai, den unrühmlichen Verfasser der „Freuden des jungen Werther", dessen Parodie von Lenz als eine Schande seines Herzens und seiner Kraft bezeichnet wird, wenden sich mehrere der zehn Briefe, deren früheres Vorhandensein dem Literarhistoriker immer bekannt war, die aber jetzt erst durch Finderglück ans Licht gelangten. Der Herausgeber nimmt an, daß sie aus dem Nachlaß von F. H. Jacobi stammen, von dem bis jetzt auch die ausführlichste Kunde und Kritik vorhanden war über die Briefe, die damals handschriftlich im Freundeskreis Goethes herumgingen, aus irgendeinem Grunde aber nicht zum Druck gelangten. Dies zur historischen Einzeichnung des literarischen Fundes — und die Briefe selbst? Wenn Gundolf sagt, daß Lenz und die anderen gleichzeitig mit Goethe befreundeten Männer „Züge der Goethischen Fülle und Güte tragen, ihm irgendwie zeit- und seelenverwandt sind, nur ohne die gedrängte Kraft und die mitten im Sturm und Drang schon instinktive Weisheit", so trifft dies Urteil nach allen Richtungen auch auf diese Briefe zu. Es stehen ausgezeichnete Bemerkungen darin, daneben gibt es aber auch Wertloses und Selbstverständliches; die Form ist zuweilen roh und wirr — daneben sind wieder Stellen von feiner und geschliffener Diktion, die würdig, auch inhaltlich in der geistigen Atmosphäre des Werther stehen. Nicht nur der Goetheforscher, sondern auch der Goethefreund wird seine Freude an diesen Briefen haben. M. R.

Lothar Persius, Graf Ernst zu Reventlow. (Der Tag des Deutschen, Heft 8.) Hans Robert Engelmann, Berlin. 104 S. 2,50 M.

Es ist zu bedauern, daß diese im April 1918 abgeschlossene Schrift nicht früher verfaßt worden und erschienen ist. Denn die siegende Gewalt der Tatsachen, die darin gebracht werden, hätte sicherlich viele überzeugt und zu der Selbstbesinnung gebracht, die nun zu spät oder unter dem Druck anderer Ereignisse, statt durch die Sache selbst, eingetreten ist. Graf Ernst zu Reventlow wird hier geschildert, der gefährlichste Führer der Alldeutschen, der Vorkämpfer der „Deutschen Tageszeitung", der unbarmherzige Hasser Englands, der rücksichtsloseste Verfechter des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, der unentwegte Paladin des Herrn v. Tirpitz. Freilich letzteres ist er nicht immer gewesen, im Gegenteil, es gab eine Zeit, wo er die Flottenpolitik des Staatssekretärs mit dem gleichen Feuer bekämpft hat, mit dem er sie nun verteidigt — sogar bis auf das Datum, nämlich den März 1908, läßt sich feststellen, wann Reventlow seinen Tag von Damaskus erlebt hatte; die Gründe freilich für diesen Umschwung werden nicht bekanntgegeben. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß derselbe Mann, der früher, als Marineschriftsteller des „Berliner Tageblatts", in durchaus liberalem Fahrwasser sich bewegte, später in der konservativsten Zeitung Deutschlands Verfechter der chauvinistischsten Annexionspolitik wurde. Die Skrupellosigkeit, mit der dieser Hasser und Hetzer Tatsachen verdrehte, um sie seiner Tendenz dienstbar zu machen, die Flüchtigkeit, mit der er als Vielschreiber selbst die Dinge seines Spezialgebietes, der Marineschriftstellerei, behandelte, von der auswärtigen Politik ganz zu schweigen — das alles wird durch schlagende Belegstücke bewiesen, die schon durch ihre Aneinanderreihung sprechen, ohne daß man eines erläuternden Kommentars dazu bedürfte. Es ist ein unheimliches Bild, das da geboten wird, die Gestalt dieses harten Volksverführers, dessen Feder kein Mittel scheut, das die Instinkte der Massen aufpeitschen könnte, um sie seinen schlimmen Zwecken dienstbar zu machen. Und daß die frühere Regierung ihm das Handwerk nicht legte, daß sie ihm nicht die Fortführung seiner Propaganda verbot, wie sie leider auf unrichtiger Stelle für bessere und nützlichere Ziele Arbeitenden einen Riegel vorschob — das ist auch eine ihrer vielen Sünden, die sich nun aufs schwerste rächen. M. R.

Bei Eugen Diederichs in Jena erscheint die Vierteljahrsschrift Nyland (Heft 4 M.), die „Zeitschrift einer geistigen Gewerkschaft", die die Fortsetzung der Quadriga darstellt, die bei Kriegsausbruch nach zweijähriger Existenz zu erscheinen aufhörte. „Der Name ungewollt von leisem Dunst akademischer Entrücktheit herbstlich umflort, wandelt sich in Nyland, von jeher suchend und fordernd auf der Standarte des Bundes leuchtend." Während in der Quadriga die Beiträge anonym erschienen waren, zeichnen nun die

Schriftsteller mit ihrem Namen; Th. Rody, W. Vershofen, J. Winckler und als sonstige Mitarbeiter vor allem Dehmel und die Arbeiterdichter Barthel, Bröger, Lersch und Petzold. Diese Namen schließen schon ein Programm in sich ein, und zwar keines der schlechtesten. Gerade während der vier schweren Jahre des Krieges schwiegen diese Blätter — mögen sie in kommenden Friedensjahren unbeirrt ihren Weg gehen, der so formuliert wird: „Wir alle kommen berußt und schweißzerfurcht, vom Werk der Notdurft, bereit zum Werk der Verklärung." M. R.

F. Greiner, Karte und Bild. Eine Geländekunde für Jungdeutschland zum Selbstunterricht. 1. und 2. Auflage. Lahr, M. Schauenburg. 1918. („Heim und Herd", Bd. 26.) 1,50 M.

Das Werk eines anerkannten Zeichenpädagogen, welcher seine Tätigkeit in den Dienst der Jugendwehr gestellt hat. Kartenlesen lernen, Krokiaufnahme, Beobachten und Entfernung schätzen, Geländeperspektive und Geländezeichnung in Ansichtsskizze — so baut sich seine sehr klare und lehrreiche Einführung auf. Möge sie viel Erfolg bei unseren Jungmannen haben! Dr. G. M.

Briefkasten

Zum 1. Januar 1919 muß die „Hilfe" eine Preiserhöhung von 3 M. auf 4 M. für das Vierteljahr eintreten lassen. Die gegen früher vervielfachten Herstellungskosten zwingen uns dazu. Wir bitten alle Freunde, das notwendige kleine Opfer zu bringen und die Leserzahl durch Werbearbeit mehren zu helfen.

Verlag der „Hilfe".

Die bisherigen **Feldleser** (oder deren Angehörige) wollen uns über ihre wechselnden Adressen während der Demobilisierung stets auf dem laufenden erhalten, damit die Versendung der „Hilfe" möglichst ungestört fortgesetzt werden kann. Während der Übergangszeit hoffen wir, den bisherigen Beziehern der billigen Feldausgabe diese weiter senden zu können. Porto muß, wenn nötig, besonders berechnet werden.

Auf zahlreiche tägliche Anfragen: Naumanns Buch über „Demokratie und Kaisertum" ist seit Jahren vergriffen.

Prof. E. in R. Aufsätze von Prof. Franz Oppenheimer finden Sie in nachstehenden früheren „Hilfe"-Nummern: 1907: 5 und 6; 1913: 40; 1914: 13, 35, 36, 40; 1916: 46; 1917: 49; 1918: 12.

Für Lazarette oder ähnliche Anstalten stellen wir eine Reihe von Büchern und Zeitschriften zur Verfügung, die für unsere Feldsendungen nicht mehr verwendet werden können. Gegen Zahlung von 1 M. für Porto wird ein Postpaket abgesandt.

Verlag der „Hilfe".

Druckfehlerberichtigung

In Nr. 46, in dem Aufsatz von **Bruns**, S. 549, 1. Spalte, Zeile 24 von oben, fehlt eine Zeile. Es muß heißen:

Mögen sie auch anerkennen, daß Ehrlichkeit die beste Politik sei, so gilt doch zunächst der Satz, daß Ehrlichkeit besser als alle Politik ist.

Trennung von Staat und Kirche

Es wird folgender Aufruf versendet:

An unsere protestantischen Volksgenossen!

In den allgemeinen Zusammenbruch des bisherigen Systems sind die protestantischen Landeskirchen mithineingerissen. Religion wird davon nicht Schaden leiden. Aber auch Religions-Gemeinschaft soll bleiben. Wir sind in der Bildung eines Volkskirchen-Rats begriffen. Man bilde an vielen Orten solche Räte und setze sich mit uns in Verbindung!

Chemnitz und Marburg, 14. 11. 18.

Pfarrer Gay. Professor Rade.

Unterschrieben von: v. Bröcker, Förster, Claßen, v. Zastrow, Naumann, Geyer, Lohmann, Herbst, Anna Schieber, Carola Barth.

Weitere Zuschriften an Prof. Rade in Marburg (Hessen) erbeten.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

HANS ROBERT ENGELMANN

VERLAGSBUCHHANDLUNG **BERLIN Wb. 15**

Fernruf: Steinplatz 4531. **Knesebeckstraße 52/53.**

Schriften zum Verständnis der heutigen politischen Lage:

Der Tag des Deutschen

Broschürenfolge, herausgegeben von

Dr. Martin Hobohm.

1. **Otto Baumgarten,** Professor der Theologie an der Universität Kiel. **Das Echo der alldeutschen Bewegung in Amerika.** 38 Seiten. 1917. M. 0,80 (10 Stück M. 7,—).
2. **Dr. Joachim Kühn, Französische Kulturträger im Dienste der Völkerverhetzung.** 68 S. 1917. M. 1,50 (10 Stück M. 13,50).
3. **Redakteur Martin Wenck, Alldeutsche Taktik.** 34 Seiten. 1917. M. 0,80 (10 Stück M. 7,—).
4. **Redakteur Axel Schmidt, Russische Weltverteilungspläne.** 48 Seiten. 1917. M. 1,20 (10 Stück M. 10,50).
5. **Dr. Ludwig Rieß,** Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin. **Der Stufengang des deutsch-englischen Gegensatzes.** 56 Seiten. 1917. M. 1,50 (10 Stück M. 13,50).

6/7. Doppelheft. **Dr. Martin Hobohm,** Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin. **Vaterlandspolitik. Erste Auswahl aus der Deutschen Korrespondenz.** 228 Seiten 1918. M. 3,50 (10 Stück M. 30,—).

8. **Lothar Persius,** Kapitän zur See a. D., **Graf Ernst zu Reventlow.** 103 S. 1918. M. 2,50 (10 Stück M. 22,50).
9. **Dr. Joachim Kühn, Die Kriegsziele der französischen Bourgeoisie in Mitteleuropa.** 68 Seiten, 4 Karten. 1918. M. 2,20 (10 Stück M. 20,—).
10. **Dr. Paul Rohrbach. Die alldeutsche Gefahr.** 43 Seiten. 1918. M. 1,50 (10 Stück M. 13,50).

Die Volksaufklärung

Flugschriftenfolge, herausgegeben von

Dr. Martin Hobohm.

1. **Lic. Dr. Karl Aner,** Pfarrer in Charlottenburg. **Hammer oder Kreuz? Eine Abwehr alldeutscher Denkart im Namen des deutschen Christentums.** 32 Seiten. 1917. M. 0,40 (10 Stück M. 2,50, 100 Stück M. 20,—).
2. **Hans Delbrück,** Professor der Geschichte an der Universität Berlin. **Wider den Kleinglauben. Eine Auseinandersetzung mit der Deutschen Vaterlandspartei.** 23 Seiten. 1917. M. 0,40 (10 Stück M. 2,50, 100 Stück M. 20,—).
3. **Martin Hobohm, Wir brauchen Kolonien.** 36 Seiten. 1918. M. 0,40 (10 Stück M. 2,50, 100 Stück M. 20,—).

Digitized by Google

5. Dezember 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel ab 1. Januar 4 M., beim Postamt 4,12 M., unter Kreuzband vom Verlag 4,50 M., ins Ausland 5 M. Soldatenausgabe 1,50 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 49

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Naumann:** Wie soll es werden? — **Dr. Paul Rohrbach:** Der deutsche Einheitsstaat. — **Dr. Paul Darmstaedter:** Die neue deutsche Verfassung. — **Fritz Helversen:** Zum Landprogramm der neuen Regierung. — **Gertrud Bäumer:** Die Frauen und die demokratische Sammlung. — **Naumann:** Lebensgrenzen. — Soziale Bewegung.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 24. November.

Unsere Kriegschronik geht offenbar ihrem Ende entgegen, indem der Krieg selbst aufhört. Noch aber ist der Friede nicht vorhanden, die Heimkehr der Truppen ist noch nicht vollzogen, und der ganze Erdteil zittert und bebt in der durch den Krieg hervorgerufenen Unruhe. Die äußere Politik besteht darin, daß die Ententemächte sich untereinander über den Zustand nach dem Kriege zu verständigen suchen und mit den einzelnen Gliedern der mitteleuropäischen Mächte verhandeln, wenn man das Diktieren von Bedingungen überhaupt als Verhandeln bezeichnen mag. Dabei wird insbesondere von Frankreich aus nicht nur mit den offiziellen Vertretern der bisherigen Staaten verhandelt, sondern gleichzeitig mit allen möglichen anderen Stellen. Beispielsweise liegen ziemlich bestimmte Merkmale dafür vor, daß dem gewesenen König von Bayern gewisse Angebote der Entente gemacht worden sind, die er nicht mit der nötigen Klarheit abgewiesen hat. Es ist ferner wahrscheinlich, daß den Deutsch-Österreichern jetzt von der Entente mit Drohungen und Versprechungen nahegelegt wird, sich nicht an die deutsche Nation anzuschließen. Die Zerstückelung Deutschlands ist offenbar französischer Plan. Ob die angelsächsischen Völker dieselbe Absicht haben, ist heute noch unentschieden. Jedenfalls gehört die ganze Energie der deutschen Nation dazu, sich in diesem gefährlichsten Zeitpunkt unserer Geschichte nicht nochmals in lauter Bruchstücke auseinanderwerfen zu lassen. In diesem Sinne ist die Konferenz der bundesstaatlichen Republiken Deutschlands, die in den nächsten Tagen in Berlin stattfinden soll, nicht nur für unsere innere, sondern gleichzeitig für unsere äußere Politik von weittragendster Bedeutung. Der deutsche Reichsgedanke kann jetzt nur weiterbestehen, wenn er großdeutsch gedacht wird. Nachdem die Dynastien verschwunden sind, sind die Hemmnisse der nationalen Republik beseitigt. Nun aber ist es auch nötig, daß das fürstenfrei gewordene Volk sich selbst den unentbehrlichen Einheitszwang auferlegen kann. In diesem Sinne wird von allen bürgerlichen Seiten und von der größeren Mehrheit der Sozialisten die baldige Einberufung der deutschen Nationalversammlung verlangt. Das Verlangen richtet sich an die Revolutionsregierung, diese aber steht unter der Oberhoheit des Vollzugsrates des Arbeiter- und Soldatenrates von Groß-Berlin. Das ist zurzeit die Vertretung der deutschen Souveränität!

Montag, 25. November.

Durch die bayerische Regierung, an deren Spitze Kurt Eisner steht, werden Geheimberichte des Bundesratsbevollmächtigten Grafen Lerchenfeld aus der Zeit vor Kriegsbeginn veröffentlicht. Sie enthalten keine großen Neuigkeiten, sind aber geeignet, die Politik des Kaisers und des damaligen auswärtigen Amtes ungünstig darzustellen. Es ist für unsere Chronik nicht möglich, die einzelnen Fragen mit Genauigkeit zu verfolgen, weil dazu viel mehr Raum gehört, als wir ihn zur Verfügung haben. Graf Lerchenfeld ist am 18. Juli 1914 überzeugt, daß das beabsichtigte Ultimatum von Serbien nicht angenommen werden kann und also zum Kriege führen muß. Soviel wir wissen, war damals die Auffassung des Kaisers und des Staatssekretärs v. Jagow eine andere: Sie glaubten, daß der russische Zar nicht für die Königsmörder eintreten könne. Wie sehr sie sich darin getäuscht haben, wurde bald weltkundig; immerhin aber erscheint es auch nach den Veröffentlichungen des Grafen Lerchenfeld noch immer als unberechtigt, zu sagen, daß sie den Krieg gewollt haben. Belastender sind einige Ausführungen, die der damalige Unterstaatssekretär Zimmermann gegenüber dem Grafen Lerchenfeld gemacht hat. Zimmermann glaubte zwar auch, daß England und Rußland zurzeit den Krieg nicht wünschten, rechnete aber doch mit seinem Herankommen und bemühte sich, die Österreicher zu diesem Zweck fest an Deutschlands Seite zu halten. Vom Grafen Tisza wird gesagt, daß er den Krieg vermeiden wollte, was nicht ganz zu der Tradition paßt, die darüber bis jetzt verbreitet ist. Die Veröffentlichungen im ganzen können vor dem Frieden für Deutschland nur ungünstig wirken, weil nicht gleichzeitig die Archive der Ententemächte in derselben Weise geöffnet werden. Erst nach dem Frieden ist für die Abrechnung mit den Kriegsschuldigen aller Staaten der richtige Platz.

Dienstag, 26. November.

Der nordamerikanische Staatssekretär Lansing teilt der deutschen Regierung mit, daß Präsident Wilson bereit sei, die Versorgung Deutschlands mit Nahrungsmitteln in günstigem Sinne zu erwägen, vorausgesetzt, daß in Deutschland die öffentliche Ordnung aufrechterhalten und eine gerechte Verteilung unzweifelhaft garantiert wird.

Auf der Reichskonferenz der Bundesstaaten hat Staatssekretär Solf einen Vortrag über die Lage der äußeren Politik gehalten, in dem er sagte: In unserer Lage ist die einzige Rettung eine entschiedene pazifistische Politik. Es scheint, daß man in Paris gar keinen Frieden will, sondern hofft, durch Förderung des Separatismus das Reich zu zerstören. Die Verhältnisse in Rußland sind unerträglich geworden. Das Ende der Sowjetregierung scheint bevorzustehen. Solf sagt, er habe mit seinen Beamten loyal unter der neuen Regierung gearbeitet, aber der Vernichtung des Reiches könne er nicht ohne Protest zusehen. Seine einzige Hoffnung sei diese Konferenz, denn die heutigen deutschen Verhältnisse zerstörten alle Friedenshoffnungen. Die Konferenz müsse dreierlei beschließen: 1. Die Zentralgewalt darf keiner Kontrolle unterstellt sein, welche die Einzelstaaten nicht anerkennen. 2. Die Auslandsgeschäfte dürfen nur der Reichsregierung obliegen. 3. Für die Nationalversammlung, die nicht in Berlin, sondern an einem zentral gelegenen Ort zu tagen habe, muß ein baldigster Termin festgesetzt werden, denn was heute vorhanden ist, könne nur als Provisorium gelten. Solf schließt mit den Worten, daß er dann an eine glückliche Zukunft der Revolution glaube und sie nicht um ihre Früchte bringen wolle.

Der bayerische Ministerpräsident Eisner protestiert gegen die beiden Staatssekretäre Solf und Erzberger, weil sie vom Geiste der Revolution noch nicht hinreichend berührt seien. Er glaubt, daß mit den Franzosen erfolgreicher durch solche Männer verhandelt werden könne, die stets und zu allen Zeiten Kriegs-

gegner gewesen sind. Reichskanzler Ebert erinnert daran, daß Solf zu allen Zeiten, auch während der militärischen Erfolge, ein Befürworter des Verständigungsfriedens geblieben ist.

Mittwoch, 27. November.

Die „Neue Freie Presse" meldet aus dem Haag, daß vor der deutschen großen Offensive im Frühjahr 1918 zwischen englisch-französischen und österreichisch-ungarischen Vertretern Friedenserörterungen stattfanden, auf Grund deren Deutschland Belgien räumen und zwei Drittel einer festzusetzenden Entschädigung zahlen mußte, während die Alliierten bereit waren, ein Drittel der Entschädigungssumme zu tragen. In Elsaß-Lothringen hätte eine Volksabstimmung über dessen Zukunft zu entscheiden gehabt, wobei der Prozentsatz der seit 1870 ausgewanderten Bevölkerung zugunsten Frankreichs mitberechnet werden mußte. Weitere Bedingungen waren: Abtretung von Südtirol an Italien, Internationalisierung von Triest, Räumung von Serbien, Montenegro und Rumänien. Die deutschen Kolonien sollten zurückgegeben werden. Als Hindernis für die Ausführung dieser vorläufigen Friedensvereinbarungen wird General Ludendorff angegeben, der dem österreichisch-ungarischen Diplomaten antwortete: Laßt uns siegen! — Es kann wohl nicht mehr geleugnet werden, daß Ludendorff die größte Schuld am deutschen Unglück trägt. Da seine militärische Kraft nicht von einer gleichbedeutenden politischen Vernunft begleitet war, so stürzte dieser tolle Riese sein Volk in den Abgrund.

Die Zustände in den Kohlenwerken Oberschlesiens sind unerfreulich, nachdem die dortige polnische Geistlichkeit sich dem nationalpolnischen Radikalismus angeschlossen hat, was wesentlich durch die Erklärung des gegenwärtigen preußischen Kultusministers Adolf Hoffmann über die Trennung von Staat und Kirche beschleunigt wurde.

Donnerstag, 28. November.

Die Veröffentlichung der geheimen Berichte des Grafen Lerchenfeld durch die bayerische Revolutionsregierung erscheint immer mehr als ein verhängnisvoller Fehler. Während Kurt Eisner offenbar gedacht hat, man könne das deutsche Volk entlasten, indem man die Kriegsschuld allein auf den Kaiser und die damaligen Staatssekretäre abwälzt, sind die Aufsätze in der französischen und englischen Presse von vornherein auf den Ton gestimmt, daß die veröffentlichten Berichte ein erdrückender Beweis für die Schuld Deutschlands seien.

Was den Kaiser anbetrifft, so beschäftigt sich zurzeit die Auslandspresse mehr mit ihm als die deutschen Blätter. Es wird insbesondere in England erörtert, ob man den Kaiser, der sich zurzeit in Holland aufhält, von den Holländern fordern kann, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Die Holländer lehnen es ab, den Kaiser an eine andere Macht auszuliefern als an sein Heimatland, falls es von da aus verlangt werden würde. Im Grunde würde es für alle Teile anständiger sein, den Kaiser nun nach seinem Sturze in Ruhe zu lassen.

Es beginnt der Einmarsch der fremden Truppen in die Pfalz und nach dem Rheinland. In der Pfalz sieht man mit peinlichem Erstaunen, daß zuerst schwarze Besatzungen in die deutschen Kasernen gebracht werden, hofft aber, daß die beginnende Kälte diesen Herrschaften den Aufenthalt verleiden möge. Der Regierungspräsident von Koblenz macht folgendes bekannt: „Der Bevölkerung ist im Verkehr mit dem Feinde ein ruhiges, angemessenes Verhalten zu empfehlen. Nur wenn sie dem Feinde mit deutschem Stolze begegnet, wird sie auch von ihm diejenige achtungsvolle Behandlung erfahren, auf die sie nach den Heldentaten unserer Truppen Anspruch hat. Jeder Mann, jede Frau muß die deutsche Ehre und Würde hochhalten. Jeder möge zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe beitragen.

Freitag, 29. November.

Nicht uninteressant ist eine Rede, die Sir Eric Geddes in Cambridge über deutsche Kriegsentschädigungen gehalten hat. Er erklärt, grundsätzlich dafür zu sein, daß die Deutschen eine Entschädigung von fünf Milliarden Pfund Sterling (100 Milliarden Mark) zahlen, aber er sieht keinen Weg, wie dieses eine Schaden für England bewerkstelligt werden kann. Da nämlich Deutschland eine solche hohe Summe naturgemäß nicht in Gold zahlen kann, so bleibt nur übrig, daß es durch Waren oder durch Lieferung von Arbeitskräften zahlt. Wenn man Deutschland zwingt, jährlich für viele Milliarden Waren auf den Weltmarkt zu werfen, so ruiniert man damit zu allererst die englische Konkurrenz. Sollte man es aber vorziehen, deutsche Zwangsarbeiter massenhaft nach England zu transportieren, so würde auch dieses Verfahren für die englische Arbeiterschaft die allerungünstigsten Folgen haben. — Man kann diese Gedanken noch etwas weiter fortsetzen: Wenn Deutschland jährlich für sechs oder zehn Milliarden Mark Waren als Kriegsentschädigung liefern soll, mögen es gebaute Schiffe sein oder Maschinen oder Eisenbahnanlagen, Kanäle usw., so wird es vorher notwendig sein, daß die Arbeitskräfte, die diese Arbeiten leisten sollen, ihren Lebensunterhalt verdienen, da es ganz ausgeschlossen ist, sie bei so starker Auslandsarbeit von der Heimat aus mitzuernähren. Es würde also ein riesenhafter ausländischer Versorgungsbetrieb zur Herbeiführung der Entschädigungszahlungen unvermeidlich sein. Dasselbe gilt gegenüber dem französischen Projekt, Hunderttausende deutscher Arbeitskräfte zum Wiederaufbau von Nordfrankreich zu verlangen. Dabei ist es gleichgültig, ob diese Arbeitskräfte als staatliche Zwangsarbeiter oder als freiwillig geworbene Lohnarbeiter erscheinen, denn in jedem Falle müssen sie von den Auftraggebern verpflegt werden, weil unsere Heimatwirtschaft nach dem Kriege nicht ertragreich genug ist, um nach Frankreich die notwendigen Mengen zu liefern. Es werden die Wirtschaftspolitiker der Entente mit Deutschland ziemlich genau dieselbe Erfahrung machen, wie wir sie mit Rußland gemacht haben, daß es bedenklich ist, den Feind allzusehr zu zerschlagen, weil man dann mit ihm weder einen gültigen Frieden noch ein nützliches Geschäft abschließen kann.

Die Zahl der in Deutschland vorhandenen Gefangenen der Westmächte wird mit 844 000 angegeben. In Süddeutschland befinden sich 100 000 Kriegsgefangene, darunter 60 000 Franzosen und ungefähr 40 000 Italiener. Sie werden über die Schweiz heimbefördert, und zwar täglich etwa 15 000.

Sonnabend, 30. November.

Überall ändern sich die Personen der Botschafter und Gesandten. An Stelle des bisherigen österreichisch-ungarischen Botschafters Fürsten Hohenlohe, der mit den früheren Regierungen dauernd in bestem Einvernehmen gestanden hat, ist nun der als Gelehrter wohlbekannte Professor Ludo Hartmann von Wien nach Berlin übersiedelt und hat dem Staatssekretär Dr. Solf sein Beglaubigungsschreiben als bevollmächtigter Vertreter der deutsch-österreichischen Republik überreicht. Bei dieser Gelegenheit wurde der Anschluß Deutsch-Österreichs an Deutschland besprochen. Der Staatssekretär sagte, daß der Entschluß der Deutsch-Österreicher, sich mit den Stammgenossen im Reich dauernd zu vereinigen, beim Volke und in den leitenden Kreisen freudige Begeisterung erweckt habe. Die Vereinigung aller deutschen Stämme in einen großen Gesamtstaat bedeute für uns die Erfüllung eines langgehegten, wenn auch nicht immer laut ausgesprochenen Wunsches. Das Auswärtige Amt halte die Anschlußbestrebungen für eine seiner wichtigsten und erfreulichsten Aufgaben. Es ist in der Tat wahr, daß auf dem Gebiet der auswärtigen Politik zurzeit kaum etwas anderes Freude bereitet als die Angliederung der Deutsch-Österreicher. Auch sie geht nicht ohne Hemmungen und Zwischenfälle vor sich. Mit Betrübnis erfahren wir, daß gewisse Männer, die noch vor kurzem als Vertreter des Deutschtums in unserer Mitte gewesen sind, sich heute auf die Seite der Entente stellen. Teils Angst und teils geschäftliche Rücksichten führen sie auf den Abweg. Die überwiegende Mehrheit aber sowohl in Wien wie in Ober- und Niederösterreich und den Alpenländern will offen zum Deutschen Reiche. Dasselbe gilt von den meisten deutschen Bewohnern Nordböhmens und Österreichisch-Schlesiens. Bei dieser Sachlage ist es einigermaßen auffallend, daß die neue Kundgebung der Volksbeauftragten über die Wahl zur Nationalversammlung nichts von österreichischen Wahlen sagt. Die Wahlen werden auf den Gebietsumfang vom 1. August 1914 ausgeschrieben. Wenn man das

wörtlich nehmen will (wie man es wohl tun muß), so werden zu ihrem eigenen Mißvergnügen die polnischen Staatsbürger noch einmal an die deutsche Wahlurne herangerufen, die Österreicher aber von ihr ferngehalten. Möglicherweise entspricht dies den Wünschen der Ententemächte, denen wir uns in Friedensangelegenheiten nur schwer entgegenstellen können.

Kaiser Wilhelm II. hat am 28. November in einer rechtsgültigen Urkunde für alle Zukunft auf die Rechte an der Krone Preußens und die damit verbundenen Rechte an der deutschen Kaiserkrone verzichtet und alle Beamten, Offiziere und Mannschaften von ihrem Eide entbunden. Ein Verzicht der Nachkommen des Kaisers wird nicht besonders ausgesprochen. — In der „Kölnischen Zeitung" macht Professor Wegener Mitteilungen über Gespräche, die der Kaiser kurz vor seinem Übergang nach Holland mit ihm gehalten hat und worin er den früheren Reichskanzler von Bethmann Hollweg und den früheren Staatssekretär von Jagow allein für den Kriegsausbruch verantwortlich machen will, da er selbst auf der norwegischen Seefahrt von seiner Regierung keine Nachricht über die politischen Vorgänge erhalten habe. Diese Entschuldigung macht einen kläglichen Eindruck; denn jedermann weiß, daß der Kaiser auch unterwegs stets alle Nachrichten haben konnte, die er haben wollte. Nachdem Herr von Bethmann Hollweg den Wunsch ausgesprochen hat, daß das gesamte Aktenmaterial der Kriegsentstehung von einer unparteiischen Stelle aus geprüft werde, wird von mehreren Seiten beantragt, daß alle beteiligten Staatsämter ihre Dokumente an eine Zentralstelle, etwa im Haag, übergeben sollten. Wenn das wirklich ehrlich geschieht, so kann es voraussichtlich für die Deutschen nur gut sein, denn es wird dann Schuld und Vorwurf in gerechterer Weise verteilt werden als jetzt.

Naumann / Wie soll es werden?

1.

Wie soll es werden?

Die Frage bedeutet nicht: welches ist an sich der denkbar beste Verfassungs- und Gesellschaftszustand? sondern sie bedeutet: welcher Zustand ist uns nach unserer Niederlage noch möglich? Sobald man aber die Frage so stellt, begreift man auch, daß sie vor Abschluß des Friedens nur unvollkommen beantwortet werden kann, weil wir noch gar nicht wissen, welche politischen und wirtschaftlichen Zwangsbedingungen uns auferlegt werden. Wir wissen noch nicht, welchen Umfang die künftige deutsche Republik haben wird, welche Stellung im Völkerbunde ihr eingeräumt wird, welche Handelsmöglichkeiten uns bleiben, welche Finanzverpflichtungen wir übernehmen. Dazu kommt, daß wir noch nicht wissen, welche sozialistischen Maßregeln in den nächsten Monaten vorgenommen werden, welche unwiderruflichen wirtschaftlichen Verfassungsänderungen damit bevorstehen. In kurzem Wort: Jeder von uns ist zwar gezwungen, sich Gedanken über die Zukunft zu machen, weil er selber die richtigen Wege einschlagen möchte und weil er das Schicksal seines Volkes auf dem Herzen trägt, aber keiner besitzt die nötigen Grundlagen für eine brauchbare Wahrscheinlichkeitsberechnung. Alle Erörterungen, ohne die wir alle jetzt nicht leben können, sind ein Mittelding zwischen Wissen und Glauben. Das soll auch von unseren Lesern bei den nachfolgenden Ausführungen nicht außer acht gelassen werden.

Es ist eine alte von uns häufig erörterte Lebensfrage, ob und wieweit sich die menschliche Gemeinschaft nach Zwang oder Freiheit regelt. Das heißt für den vorliegenden Fall, ob wir kraft unserer Ideen einen besseren Zustand herbeiführen können, der von selber nicht kommen würde. Sind wir Produkt der Verhältnisse oder schaffen wir die Zustände? Gerade heute wird niemand leugnen, daß er als Einzelmensch außerordentlich abhängig ist von den allgemeinen Begebenheiten und daß sein privater Wille nur sehr wenig bedeutet. Ob ein Privatunternehmer Herr seines Unternehmens bleibt, ob der gewesene Offizier oder Staatsbeamte künftig Brot und Verwendung findet, ob der Arbeiter in eine Zwangsorganisation hereintreten muß oder nicht, ob wir unsere Kinder sollen auswandern lassen oder nicht, alles dieses und noch vieles mehr ist kaum zur Hälfte ein eigener Entschluß. Wir werden geschoben, gestürzt oder gehoben, ertragen oder erschlagen wie das Unbekannte es will. Doch aber können wir immer noch Schwimmbewegungen innerhalb der Strömung machen, werden besser davonkommen, wenn wir tapfer bleiben; werden etwas Vernünftigeres erreichen, wenn wir als denkende Menschen handeln. Dabei genügt es nicht, für sich selbst einige Gedanken zu haben, sondern es müssen Gemeinschaftsgedankengänge geschaffen werden. Auch die bolschewistische Revolution, die uns bedroht, ist ein solcher Gemeinschaftsgedankengang, der nur zu wenig beachtet wurde. Verachtete Gedanken können sehr gefährlich werden, sind es geworden.

Welche Gemeinschaftsgedanken aber sind dem deutschen Volke in seiner jetzigen gebundenen Lage noch möglich? Wer so fragt, hat schon mit dieser Fragestellung allerlei Wünsche oder Ideen abgestrichen, die sonst seiner Seele teuer waren, aber er bekennt mit derselben Frage auch, daß er nicht die Absicht hat, zu verzweifeln, sondern neue Wege sucht. Das ist unsere innere Haltung. Von da aus gehen wir an die Hauptpunkte heran.

2.

Bei ziemlich vielen jüngeren aber auch bei einer Anzahl von älteren Männern und Frauen überwiegt zwar zunächst eine gewisse Hoffnungsfreudigkeit, deren wir uns gern freuen, da sie den Übergang zum Neuen erleichtert. Es ist immer besser, wenn man das Notwendige gern tut. Der Optimismus kommt aus der jetzt gewonnenen politischen Freiheit. Man fühlt es den Leuten an, wie wohl es ihnen tut, altem Zwange entronnen zu sein. Gerade auch bei Personen, die früher durch Königstreue glänzten, kann man jetzt bisweilen die Beobachtung machen, wie erleichtert sie sind, seit sich das Leben nicht mehr in monarchischen Bahnen bewegt. Mag bei einigen von ihnen nun äußerliche Anpassung vorliegen, so ist bei vielen anderen in diesen Wochen eine im Innern schon halb vollzogene Entwicklung fertig geworden. Der Anschluß an den demokratischen Menschheitstyp tut wohl. Man ahnt zwar, daß in der Aufrichtung der demokratischen Republik noch vielerlei dunkle Probleme liegen, zunächst aber freut sich der kräftigere und aufstrebende Teil der Bevölkerung der neuen Bewegung und erwartet von ihr Gutes. Das ist in der gegenwärtigen Übergangsperiode von unsagbarem Werte. Wenn wir den Waffenstillstand und die Niederlage ohne grundsätzliche Staatserneuerung aushalten sollten, das würde kaum zu ertragen sein! Hoffentlich verdirbt uns die bolschewistische Diktatur diese Volksfreude nicht, denn wenn hinter allem Leid nun auch noch die demokratisch-deutschen Hoffnungen zerstört werden, so bleibt für die größere Menge des Volkes nichts mehr zu hoffen.

Wir verlieren als Volk jede militärische Bedeutung und wissen, daß wir voraussichtlich für alle Zukunft entmilitarisiert sind. Das würde keine starke Einbuße sein, wenn gleichzeitig alle Nationen dieselbe Abrüstung durchmachen. Das aber steht noch keineswegs fest, denn vor-

Digitized by Google

läufig nimmt England unsere Schiffe und Frankreich unsere Kanonen. Sie bedrohen uns noch täglich bei jedem Schritte des Rückzuges, wir aber haben nichts mehr in Händen. Wir geben Elsaß-Lothringen auf, obwohl es größtenteils deutsch ist, verlieren deutsch besiedelte und kultivierte Gebiete im Osten; wir bitten beim bisherigen Gegner um Brot; wir sehen zu, wie er das linksrheinische Land besetzt; wir sind mit einem Male ein leidendes Volk geworden! Das alles würde von bleierner Härte sein, wenn nicht durch politische Freiheiten irgendwie ein Gegengewicht geschaffen würde. Deshalb ist es erste Lebensforderung, **daß jede Art von Diktatur durch Demokratie überwunden wird.**

Da wir wissen, daß wir alle künftig viel ärmer sein werden, muß die Knappheit des materiellen Daseins durch innere Güter ausgeglichen werden. Bisher lebten wir vom Borgen, und jetzt im Übergang wird mit dem Gelde noch geradezu geschleudert, dann aber fängt irgendwann die Zeit der Pflichterfüllung an: zahle deine Schulden! Dabei werden unter sozialistischer Regierung die reichen Leute zweifellos das meiste bezahlen sollen, aber soviel Reichtum gibt es gar nicht, wie er nötig ist, um dauernde Schuldknechtschaft zu vermeiden. Alle unsere Arbeit wird zinspflichtig gegenüber der Kriegsanleihe und gegenüber dem Auslande. Das hat zur Folge, daß bei uns trotz aller Sozialisierung keine hohen Gehälter und Löhne gezahlt werden können. Darüber müssen wir uns ganz im klaren sein: die neue Gesellschaftsordnung beginnt im allerungünstigsten Zeitpunkt! Sie würde mißlingen, wenn sie nicht auf festem Mehrheitsentschluß gegründet ist. Deshalb ist **die völlige und rückhaltlose Demokratisierung** in unserer Lage nicht etwa nur eine politische Rechthaberei oder moralische Theorie, sondern eine unzweifelhafte Notwendigkeit. Bei so schweren Lebensverhältnissen, wie wir sie vor uns haben, wird jede Regierung umgeworfen, die nicht auf der breiten Masse sich aufbaut. Das mag dem einzelnen Mitgliede jetzt bevorzugter Kreise unbequem und ängstlich sein, aber es ist eine einfache Wahrheit. Selbst ein napoleonisches Regiment würde sich einen demokratischen Untergrund schaffen müssen, wie aber ist ein Napoleon möglich, wenn kein Militär mehr gehalten werden kann und darf?

3.

Da die gegenwärtige Revolution sozialistischen Charakter hat, so ist von vornherein anzunehmen, daß sie mit einigen starken **sozialistischen Neuerungen** beginnt. Um dieser Neuerungen willen wird von der Berliner Soldaten- und Arbeiterratsregierung die Nationalversammlung verzögert, was aber unseres Erachtens nicht nötig wäre, da auch die Nationalversammlung eine Mehrheit haben wird, die zu sozialistischen Entschlüssen bereit ist. Die sogenannte alte Gesellschaftsordnung hat ungeheuer viel an Widerstandskraft verloren und wird voraussichtlich nur gegen sozialistische Pferdekuren protestieren, sich aber jede verständige Überführung in neue Regelungen gefallen lassen. Die eigentlichen Hemmnisse der Sozialisierung sind nicht mehr politischer, sondern praktisch-technischer Natur. Um es kurz zu sagen: bei armer Wirtschaft können keine großen Volksvorteile in Aussicht gestellt werden!

Die bisherige Lehre der Marxisten ging davon aus, daß bei allen Unternehmungen ein **Mehrwert** herausgewirtschaftet wird, der von der Unternehmerklasse dem Volke entzogen wird; die Oberschicht gewinnt mehr als ihr zukommt und muß durch Enteignung oder Staatskontrolle gezwungen werden, ihren Dienst ohne Extravorteile zu tun. Das war vielen gutgehenden Industrien und anderen Großbetrieben gegenüber richtig. Es fehlte in den Jahren des Aufstiegs an einer entsprechenden Gewinnbeteiligung der Arbeiterschaft im ganzen. Diese soll nun durch die Revolution hergestellt werden in einem Zeitpunkt, wo man nicht weiß, ob es überhaupt noch Gewinn oder Mehrwert gibt, weil gleichzeitig folgende Verschiebungen eintreten: Erschwerung des Außenhandels, Verteuerung der Herstellung, Erhöhung der Steuern und Unsicherheit des Kredites. Die Sachlage ist so, daß die Mehrzahl der Unternehmer noch niemals so bereitwillig gewesen ist wie jetzt, für irgendeine sachgemäße Entschädigung ihre Privatherrschaft aufzugeben, daß aber auch niemals der verständigere Teil der Sozialisten so bedenklich war, das Erbe anzutreten, denn von den Führern des Sozialismus wird verlangt, daß sie den Arbeitern greifbare Verbesserungen bieten.

Es ist aus diesen Gründen unwahrscheinlich, daß ein allgemeiner Sozialisierungsfanatismus entsteht, vielmehr wird man nach **gemischten Betriebsformen** suchen, bei denen die Kraft und das Risiko der Unternehmer beibehalten und nur durch Staats- oder Arbeiterteilnahme ergänzt wird. Das einfache Verstaatlichen wird sich in ziemlich engen Grenzen halten, weil die sozialistische Regierung selber sich nicht allzusehr mit unlösbaren sozialpolitischen Aufgaben belasten will. Man wird versuchen, die Kohle, die Hauptmetalle, die syndizierten Großindustrien zu vergesellschaften, aber auch dabei werden sich in der Durcharbeitung des Planes die oben angedeuteten Schwierigkeiten melden, denn auch hierbei dürfen wir nicht teurer arbeiten als der Weltmarkt und müssen hohe Beiträge an die Staatskasse abgeben. Ob darum die allgemeine sozialistische Zeitrichtung marxistisch im strengen Sinne des Wortes bleiben wird, ist mindestens zweifelhaft. Man kann für möglich halten, daß sich das Interesse mehr einem System zuwendet, das dem sogenannten „Syndikalismus" (im französischen Sinne des Wortes) näher verwandt ist als dem reinen Marxismus. Das heißt: die Betriebsorganisation der verschiedenen Arbeitszweige wird zur Sache dieser Arbeitsgemeinschaften selber erklärt. **Das Gewerbe hat Selbstverwaltung unter Staatsaufsicht und mit der Pflicht der Steuerleistung an den Staat.** In die Selbstverwaltung teilen sich Unternehmer und Arbeiter nach irgendwelchen konstitutionellen Grundsätzen; es entsteht Industrieparlamentarismus an Stelle von Industriemonarchie. Wie das gedacht werden kann, soll uns ein anderes Mal beschäftigen.

Paul Rohrbach / Der deutsche Einheitsstaat

Soll Deutschland ein Einheitsstaat werden oder soll es bundesstaatliche Verfassung behalten? Zweite Frage: Ist es denkbar, daß Waldeck, Reuß, die beiden Lippes, Anhalt, Braunschweig, Sachsen-Altenburg und die übrigen thüringischen Herzogtümer bestehen bleiben? Der Rechtstitel für ihre bisherige Sonderexistenz bestand doch nur darin, daß diese fürstlichen Häuser, man kann wohl sagen mehr oder weniger zufällig, sich über die große Liquidation der Klein- und Zwergstaaten Deutschlands am Anfang des 19. Jahrhunderts hinaus erhalten hatten. Nachdem diese kleinen Dynastien aber einmal durch die Revolution beseitigt sind, ist es sinnlos, im zukünftigen Deutschland noch einen besonderen lippischen oder reußischen republikanischen „Volksstaat" zu

konservieren. Es wäre also ohnehin selbstverständlich, daß die eigentlichen Kleinstaaten, und damit auch Gebilde wie Oldenburg und Mecklenburg, verschwinden. Geschähe nichts weiter, so wäre die Folge davon nur eine abermalige Vergrößerung Preußens, ähnlich wie 1866. Neben einem weiter vergrößerten Preußen würden dann nur noch einige Mittelstaaten bestehen bleiben, die zusammen noch nicht ein Drittel von Preußen ausmachten. Preußen seinerseits würde noch mehr als vorher geographisch, stammespolitisch und kulturell sehr verschieden geartete Gebiete in sich vereinigen, Gebiete, die unter der republikanischen Staatsform wahrscheinlich ein stärkeres Streben nach landschaftlicher Selbstverwaltung äußern würden als bisher. Dazu kommt als entscheidende Tatsache der Anschluß Deutsch-Österreichs an das bisherige Deutsche Reich. Bliebe es bei der Verfassung Deutschlands als Bundesstaat, so würde es kaum vermeidlich sein, daß die süddeutschen Staaten, möglicherweise auch Sachsen, von selber in eine nähere Verbindung mit Österreich kommen. Ein gewisser Gegensatz, wenn auch noch nicht die Trennung zwischen Nord- und Süddeutschland, wäre damit unvermeidlich. Es liegt aber kein innerer Grund vor, daß Deutschland die Einzelstaaten, diese Jahrhunderte alten Eierschalen einer unglücklichen politischen Entwicklung, die uns gehindert hat, rechtzeitig unseren Platz in der Welt einzunehmen, dauernd auf dem Rücken mit sich umherschleppt. Jetzt, wo durch die Revolution und durch den republikanischen Gedanken doch von Grund auf neue Verhältnisse geschaffen sind, ist es besser, auch in der Verfassung ganze Arbeit zu machen. In Deutschland steht es nicht wie in Rußland, daß eine Vielheit verschiedener, zum Teil nicht einmal entfernt verwandter Völker, durch eine äußere Zwangsgewalt zusammengehalten wurde; die Deutschen sind *ein* Volk, haben *ein* Nationalbewußtsein, *eine* Kultur, von einer Grenze des geschlossenen deutschen Siedlungsgebiets bis an die andere. Nichts ist daher natürlicher, als daß jetzt endlich der deutsche Einheitsstaat aufgerichtet wird und daß die einzelstaatlichen Grenzen, die es nie hätte geben sollen, wenn Deutschland rechtzeitig hätte groß werden wollen, alle miteinander fallen.

Allerdings müßte dieser große Staats- und Volkskörper für die Zwecke der Verwaltung und kulturpolitischen Eigenentwicklung in natürliche und geschlossene kleinere Einheiten zerlegt werden. Dabei aber müssen die bisherigen Einzelstaaten restlos im neuen Gesamtdeutschland aufgehen, Preußen voran. Preußen hat seine besondere geschichtliche Aufgabe erfüllt. Es hat viel Gutes, Ausgezeichnetes geleistet. Es hat Deutschland zu einer Zeit, als es möglich erschien, daß die Deutschen überhaupt aufhören könnten, ein besonderer nationalpolitischer Faktor in Europa zu sein, als Staat gerettet und damit die Nation auf den Weg zu einer neuen Zukunft geführt. Es hat dann aber auch durch das neupreußische militaristische Wesen, das vorzugsweise ein Gewächs seines Bodens war, viel Übles getan und das meiste an dem jetzigen deutschen Unheil verschuldet. Diese Dinge aber sollen nicht nachgerechnet werden; es kommt nur darauf an, daß wir jetzt begreifen: nicht mehr bundesstaatlicher Partikularismus, sondern gesamtnationaler Zentralismus ist die Losung!

Richtig zentralisieren heißt aber zugleich dezentralisieren. Das alte Deutsche Reich zerfiel in eine Anzahl Kreise, in denen die einzelnen Reichsstände gruppenweise zusammengefaßt wurden. An diesen alten Gedanken kann heute wieder angeknüpft werden. Die natürliche Einteilung Deutschlands wäre dann folgende:

1. *Preußischer Kreis*: Ost- und Westpreußen, der Netzedistrikt mit Bromberg, ein Stück von Hinterpommern. 2. *Schlesischer Kreis*: Ober- und Niederschlesien, ein Stück von Posen, die Lausitz und die jetzige deutsch-österreichische Provinz Sudetenland. 3. *Märkischer Kreis*: Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Lübeck, Teile von Posen. 4. *Obersächsischer Kreis*: Königreich Sachsen, Provinz Sachsen, thüringische Staaten, Anhalt. 5. *Niedersächsischer Kreis*: Hannover, Braunschweig, Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Lippe, Altmark und Münsterland. 6. *Niederrheinischer Kreis*: Rheinland, Westfalen, Oberhessen, Waldeck. 7. *Oberrheinischer Kreis*: Württemberg, Baden, Rheinhessen, die Pfalz, Hohenzollern, Würzburg, Aschaffenburg. 8. *Bayerischer Kreis*: Bayern, Tirol und das westliche Deutsch-Böhmen. 9. *Österreichischer Kreis*: Deutsch-Österreich außer den zum schlesischen, obersächsischen und bayerischen Kreis gehörigen böhmischen Randlandschaften. Diese Einteilung schafft neun Kreise von annähernd gleichem Gewicht, Umfang und Bevölkerung. Zugleich faßt sie diejenigen Gebiete Deutschlands, die nach ihrer Lage, ihrer Stammeseigentümlichkeit und ihrer Kultur natürliche Sondergebilde bilden, so gut zusammen wie möglich. Die kleinste Bevölkerungszahl, zwischen fünf und sechs Millionen, würde auf den preußischen Kreis entfallen, die größte, etwa zehn Millionen, auf den obersächsischen und niederrheinischen. Die übrigen Zahlen würden sich meist in den Grenzen von sieben bis neun Millionen bewegen. Jeder dieser Kreise hätte innerhalb des Staatsganzen die Bedeutung einer Provinz, deren Selbstverwaltung ein möglichst umfassendes Aufgabengebiet zugewiesen ist, die aber durch die zentralistischen Einrichtungen des Gesamtstaats, Eisenbahnen, Finanzen, Wehrmacht, Wirtschafts- und Zollsystem, fest an das Ganze gebunden ist. Man prüfe die vorgeschlagene Einteilung für jeden Kreis näher durch, und man wird erkennen, daß die Bevölkerung gerade innerhalb dieser oder ähnlicher Grenzen zusammengehörig, von einerlei Stamm und Art und auch durch verwandte Wirtschaftsweise aneinandergebunden, ist. Eine Ausnahme würden zunächst natürlich die zu Schlesien, Sachsen und Bayern hinzuzunehmenden böhmischen Randgebiete machen, die jahrhundertelang politisch und wirtschaftlich nach dem österreichischen Zentrum hin gravitiert haben. Man darf aber nicht vergessen, daß Böhmen gerade von den drei Seiten her deutsch besiedelt worden ist, wo es jetzt an das Deutsche Reich angrenzt. Nach dem Abzug der Bajoaren oder Bajuwaren, der späteren Bayern, aus Böhmen nahmen die Tschechen nur das fruchtbare, offene Mittelland ein. Die waldigen und gebirgigen Randgebiete blieben unbesiedelt. Hierher wurden im Mittelalter von den böhmischen Herrschern, Przemysliden wie Luxemburgern, deutsche Kolonisten gezogen, die von außen her über die Randgebirge einwanderten und das Bergland kolonisierten. Daher rührt die Stammes- und Sprachverwandtschaft der einzelnen Gruppen innerhalb des böhmischen Deutschtums mit den benachbarten deutschen Gebieten. Auch unter den kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten ist also der Anspruch des Tschechentums auf die von Deutschen bevölkerten böhmischen Randlandschaften nicht haltbar.

Ob es möglich und zweckmäßig sein wird, im zukünftigen Deutschland Berlin als Hauptstadt zu behalten, ist eine schwierige Frage. Geographisch liegt das Zentrum Deutschlands, d. h. derjenige Ort, von dem die östlichsten, nördlichsten, südlichsten und westlichsten Teile des deutschen Landes

ungefähr gleich weit entfernt sind, bei Halle. Hierher aber die deutsche Hauptstadt zu verlegen, geht nicht. Möglich wäre dagegen eine Stadt Mitteldeutschlands. Es gibt verschiedene Beispiele dafür, daß der Regierungssitz eines Staates nicht mit seinem größten Wohnplatz zusammenfällt, so in den Vereinigten Staaten von Amerika. Washington ist im Vergleiche zu Neuyork, Philadelphia, Chicago oder St. Louis eine stille Mittelstadt. Auch die deutsche Reichsregierung und der Deutsche Reichstag säßen in Erfurt oder Weimar wahrscheinlich besser als in Berlin, wenngleich die großen Schwierigkeiten der Verlegung nicht zu verkennen sind. Frankfurt a. M. oder Hamburg liegen zu exzentrisch und repräsentieren außerdem innerhalb Deutschlands besonders scharf ausgeprägte Sondercharaktere, mit eigentümlichen lokalen Einflüssen.

Es erscheint manchem vielleicht früh, sich über die Frage Bundesstaat oder Einheitsstaat auf diese schon mehr ins einzelne gehende Weise Gedanken zu machen. Wer aber überhaupt bei dem Prinzip des Zentralismus anlangt — und Zentralismus scheint uns außer Frage und notwendig zu sein —, der fragt auch sogleich weiter, nach welchen Gesichtspunkten der deutsche Einheitsstaat in Unterabteilungen zerlegt werden soll. Dann aber ergibt sich als die natürlichste Einteilung die von uns vorgeschlagene. Allerdings handelt es sich im Augenblick noch um tiefer greifende Nöte Deutschlands als die zukünftige Einteilung, denn unsere Feinde, zum mindesten die Franzosen, sind bemüht, die deutsche Einheit überhaupt zu sprengen, und wir sehen, wie unbesonnene und kurzsichtige Politiker in Deutschland ihnen sogar dabei Vorschub leisten. Vorgänge wie die wahnwitzige Münchener Sprengpolitik und die skandalöse Wirtschaft der destruktiven Elemente in dem „Wasserkopf“ Berlin, führen uns, wenn so weitergegangen wird, mit nur zu großer Wahrscheinlichkeit in die unmittelbare Gefahr des Zerfalles hinein. Vor dieser Gefahr können uns Bravheit, ehrlicher Wille und allerlei gewissenhafte Mühewaltung wie große oder kleine Tagesaufgaben nicht retten. Retten davor können uns nur bedeutende Persönlichkeiten, Führer, die aus der Not heraus für uns aufstehen. Das ganze deutsche Wesen von heute ist ein einziger Schrei nach entschlossener, weit blickender Führung. Bisher allerdings scheinen in diesem entscheidenden Punkt, dem Führergeist, die neuen Männer nicht so sehr von den alten verschieden zu sein.

Paul Darmstaedter / Die neue deutsche Verfassung

Durch die Revolution vom 9. November d. J. ist die von Bismarck und seinen Mitarbeitern geschaffene Reichsverfassung endgültig zertrümmert worden. Im Oktober mochte man noch meinen, daß ein freilich sehr gründlicher Umbau möglich sei; jetzt kann aber kein Verständiger mehr daran zweifeln, daß ein Neubau errichtet werden muß. Selbstverständlich muß auch dieser auf alten Fundamenten erbaut werden, auch das neue Werk muß Rücksicht nehmen auf das in Deutschland und anderen Ländern Bewährte. Gern werden wir an das Werk unserer Großväter von 1848 wieder anknüpfen, aber wir werden auch von den Erfahrungen zu lernen haben, die in anderen Demokratien, besonders in der überwiegend von Deutschen bewohnten Schweiz, sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika gemacht worden sind. Im folgenden soll versucht werden, einige Vorschläge für die neue deutsche Reichsverfassung zu machen, die selbstverständlich nur dazu dienen sollen, zum Nachdenken und zur Diskussion über die wichtigsten Probleme anzuregen.

Die erste Hauptfrage, **Republik** oder **Monarchie**, dürfte schon heute endgültig zugunsten der Republik entschieden sein. Wohl kann man lange Dissertationen über die theoretischen Vorzüge der Monarchie schreiben, aber unumstößlich steht die Tatsache fest, daß in Deutschland gegen und ohne die organisierte Arbeiterschaft nicht mehr regiert werden kann und daß diese die Monarchie entschieden verwirft. Es ist etwas anderes, eine bestehende Monarchie zu erhalten oder eine einmal abgeschaffte wiederherzustellen. Viele bürgerliche Demokraten bekennen sich freudig zur freistaatlichen Verfassung, weite Kreise des Bürgertums haben die Republik als unabänderliche Tatsache angenommen, und man kann sagen, daß die Frage der Staatsform für den praktischen Politiker nicht mehr besteht.

Weit schwieriger ist die zweite Hauptfrage zu beantworten, ob unser neuer Freistaat wie das alte Deutsche Reich als **Bundes**- oder als **Einheits**staat organisiert werden soll.

Der Einheitsstaat hat gewiß manche bedeutenden Vorzüge, insbesondere die einfachere Organisation und die größere Übersichtlichkeit seines Gefüges. Aber es besteht nun einmal die Tatsache, daß man in weiten Teilen des Reiches, wie in Bayern, Württemberg, Baden und aller Wahrscheinlichkeit nach auch in Österreich dem Einheitsstaat widerstrebt. Mag dieses Widerstreben vielfach auch ein rein gefühlsmäßiges sein, diese Gefühle sind in den tiefsten Tiefen der deutschen Geschichte verwurzelt und müssen geachtet werden, um so mehr als der Föderativstaat bei der so verschiedenartigen wirtschaftlichen und sozialen Struktur der einzelnen Teile Deutschlands und der Vielgestaltigkeit seiner Volksart auch große Vorzüge aufweist. Wenn wir uns für den Bundesstaat entscheiden, so entsteht allerdings eine neue große Schwierigkeit aus dem enormen Übergewicht Preußens: Wohnten doch nach der Volkszählung von 1910 von 65 Millionen Deutschen nicht weniger als 40 Millionen in Preußen, ein Verhältnis, daß sich auch nach der Angliederung Deutsch-Österreichs und nach den im Frieden entstehenden Veränderungen nicht wesentlich verschieben würde. Das bisherige Reich war kein echter Bundesstaat, sondern beruhte, um die Wahrheit zu sagen, auf den Ereignissen des Jahres 1866, auf der gewaltsamen Unterwerfung der großen Bundesstaaten unter den Willen Preußens, das aber so klug war, den besiegten Dynastien einige mehr oder weniger erhebliche Konzessionen einzuräumen. In einem echten Bundesstaat darf kein Einzelstaat eine führende überragende Stellung einnehmen, und wenn wir einen Föderativstaat wünschen, so müssen wir, wie es schon die Männer von 1848 in voller Klarheit erkannt hatten, Preußen in seine Bestandteile auflösen, d. h. **die einzelnen preußischen Provinzen als Bundesstaaten** einrichten. Im einzelnen ließen sich verschiedene Möglichkeiten denken: Man könnte z. B. auch mehrere Provinzen zusammenlegen oder benachbarte Kleinstaaten den Provinzen angliedern; so könnte man etwa Mecklenburg mit Pommern, Anhalt mit der Provinz Sachsen, Oldenburg und Braunschweig mit Hannover verbinden. Ebenso wäre etwa die Provinz Hessen-Nassau mit dem Großherzogtum Hessen zusammenzulegen. Zweckmäßig wäre auch die Verbindung Hohenzollerns mit Württemberg, Koburgs mit Bayern sowie Hamburgs mit Altona, Wandsbek und Harburg. Selbst-

verständlich müßten bei allen diesen Fragen die Wünsche der Bevölkerung in weitgehendstem Maße berücksichtigt werden. Jetzt, wo keine dynastischen Empfindlichkeiten mehr in Betracht kommen, könnten die Abgrenzungen nach vernünftigen wirtschaftlichen Gesichtspunkten vorgenommen werden. Es sollte nur der Grundsatz aufgestellt werden, daß die Bevölkerung keines Einzelstaats mehr als etwa 15 v. H. der Bevölkerung des Gesamtsstaats übersteigt; recht unerwünscht wäre auch die Erhaltung oder Neubildung von Zwergstaaten, die etwa weniger als 300 000 Einwohner hätten.

Die Abgrenzung der Kompetenzen zwischen dem Bunde und den Einzelstaaten wäre ähnlich wie bisher vorzunehmen, doch müßten dem Reich sämtliche Eisenbahnen übertragen werden, das selbstverständlich auch die entsprechenden Staatsschulden übernehmen müßte. Eine Folge der ungeheuren Kriegsschuld ist es, daß die gesamte direkte Besteuerung (Vermögens-, Einkommen- und Erbschaftssteuer) vom Reiche geregelt werden muß. Zu erwägen wäre es, ob auch die Rechtspflege vom Reiche zu übernehmen wäre. Die Einzelstaaten würden so in der Hauptsache große Selbstverwaltungskörper werden. Die gesamte Landes- und Kommunalverwaltung, das Unterrichtswesen, die Pflege von Kunst und Wissenschaft, die Wohlfahrtspflege im weitesten Umfange bliebe den Einzelstaaten überlassen. Es wäre vielleicht auch zweckmäßig, die wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung in gewissem Umfang den Einzelstaaten zu übertragen; es könnte z. B. erwünscht sein, Maßregeln wie die innere Kolonisation oder Verstaatlichungen mancher Betriebe nicht durch das Reich, sondern durch die Einzelstaaten vorzunehmen. Jedenfalls bliebe auch bei mancher Einschränkung ihrer Kompetenz den Einzelstaaten noch ein äußerst reiches und fruchtbares Arbeitsfeld erhalten.

Die dritte wichtige Frage ist: Wie ist die Reichsgewalt zu organisieren? Wenn wir das Föderativsystem annehmen, so müssen wir auch zum Zweikammersystem kommen, das nach allen Erfahrungen sehr erhebliche Vorzüge besitzt. Es müßte dann ein Reichstag gebildet werden, dessen Mitglieder lediglich nach der Bevölkerungsziffer, nach dem Verhältniswahlrecht zu wählen wäre. Demgegenüber stände ein „Staatenhaus", in dem jeder Einzelstaat durch eine gleiche Anzahl von Vertretern repräsentiert wäre. Das Wahlrecht, das ja bereits durch die provisorische Regierung geregelt ist und kaum noch abgeändert werden wird, würde für die beiden Häuser das gleiche sein, doch könnte die Legislaturperiode des „Staatenhauses" länger bemessen werden als die der Zweiten Kammer. Es wäre freilich zu erwägen, ob man die Mitglieder des „Staatenhauses" etwa durch die einzelstaatlichen Landtage wählen lassen will. Das Repräsentativsystem kann indes für den folgerichtigen Anhänger des demokratischen Prinzips stets nur als ein Nothehelf angesehen werden. Man darf nicht vergessen, daß die wirkliche Souveränität nicht bei irgendeiner Versammlung, sondern beim Volke als Gesamtheit liegt. Das Volk als solches ist dann auch die Instanz, die die Entscheidung zu fällen hat. Allerdings wird man sich davor hüten müssen, den sehr umständlichen Apparat der allgemeinen Volksabstimmung allzuoft anzurufen, aber wichtige grundsätzliche Entscheidungen sollten allein vom Volke getroffen werden, und die Verfassung hätte dementsprechende Bestimmungen zu enthalten. So müßte z. B. bei Verfassungsänderungen die Volksabstimmung vorgeschrieben werden; ferner müßte es einer starken Minderheit im Parlament und vielleicht auch der ausführenden Gewalt des Reiches oder den Regierungen und Volksvertretungen von mindestens einem Drittel der Einzelstaaten gestattet sein, die Entscheidung des Volkes einzuholen.

Die Gestaltung der ausführenden Gewalt läßt sich sowohl in der Art denken, daß ein einzelner, ein Präsident (wie in Frankreich oder den Vereinigten Staaten) oder ein Kollegium von mehreren Männern (wie gegenwärtig bei uns und in der Schweiz) an der Spitze steht. Die oberste Behörde, sei es ein einzelner oder ein Kollegium, könnte direkt durch das Volk (Vereinigte Staaten) oder durch die gesetzgebenden Körperschaften (Frankreich und Schweiz) gewählt werden. Im ersteren Falle hätte man eine starke, von der Volksvertretung unabhängige Exekutive, während im zweiten Falle der Schwerpunkt naturgemäß beim Parlament liegen würde. Für und gegen alle diese Möglichkeiten ließen sich gewichtige Gründe anführen. Es läßt sich nicht leugnen, daß es für ein großes Volk wünschenswert erscheint, durch einen hervorragenden verantwortlichen Mann vertreten zu sein, der die Einheit der Nation in sich verkörpert. Man rettet so die unbestreitbaren Vorzüge der Monarchie, ohne ihre Fehler mit in den Kauf zu nehmen. Die unerläßliche Voraussetzung des Systems ist aber die, daß die Nation über solche Männer verfügt und auch fähig ist, sie auszuwählen. Wenn man sich für einen Präsidenten als Oberhaupt entscheiden sollte, so wäre es wünschenswert, dem Volke die allzuhäufige Aufregung einer Wahl zu ersparen und den Termin der Präsidentschaft mit mindestens sieben Jahren zu befristen; die Wiederwahl müßte gestattet sein. Dem Präsidenten wäre nach amerikanischem Muster ein aufschiebendes Vetorecht gegenüber dem Parlament zuzubilligen. In solchen Fällen müßte dem Volke die letzte Entscheidung zustehen. Wenn man sich aber für eine kollegiale Behörde entscheiden sollte, so müßten ähnlich wie im Schweizer Bundesrat die einzelnen Parteien des Parlaments und die wichtigeren Einzelstaaten in ihr vertreten sein. Das parlamentarische Regierungssystem wäre nur für den Fall notwendig, daß man sich für eine Präsidentschaft nach französischem Muster entschiede. Es wär unentbehrlich, wenn die ausführende Gewalt ähnlich organisiert würde wie in den Vereinigten Staaten, deren Präsident in höherem Maße der Vertrauensmann der Nation ist als ein parlamentarischer Ministerpräsident.

Die Einzelstaaten müssen das Recht haben, sich ihre Verfassungen nach eigenem Ermessen zu geben, doch würde in die Reichsverfassung der Grundsatz aufzunehmen sein, daß jeder Einzelstaat eine republikanisch-demokratische Verfassung haben muß. Die Organisation der Einzelstaaten könnte eine sehr einfache sein und etwa nach dem Muster der Schweizer Kantone erfolgen. Für jeden Einzelstaat wäre eine gesetzgebende Versammlung (Landtag) und eine am besten kollegialisch zusammengesetzte Regierungsbehörde einzusetzen. In den Einzelstaaten müßte die Verwaltung in Kreis und Gemeinde nach Möglichkeit dezentralisiert und von der direkten Gesetzgebung durch das Volk ein umfassenderer Gebrauch gemacht werden als im Reiche.

So zweckmäßig die Wahl der leitenden Beamten im Reich, Einzelstaat, Kreis und Gemeinde auch erscheint, so sehr muß man sich davor hüten, diesen Grundsatz zu übertreiben und mechanisch auf alle möglichen Behörden anzuwenden. Es wäre leichtsinnig, unser altes bewährtes Beamtentum zu zerstören: Die nichtpolitischen Beamten, vor allem die Richter, müßten nach wie vor aus besonders vorgebildeten Personen von den Regierungsbehörden ernannt und auf Lebenszeit

Digitized by Google

mit Pensionsberechtigung angestellt werden. Es würde sich empfehlen, für das Unterrichtswesen und auch für technische Verwaltungszweige besondere Zentralbehörden zu errichten, deren Mitglieder auch nur aus besonders vorgebildeten Personen zu entnehmen wären. Auf keinen Fall dürften die Volkswahlen auf derartige Behörden ausgedehnt werden.

Völlig umgebildet werden müßte das deutsche Heerwesen, und zwar wäre hier das Schweizer Muster zum Vorbild zu nehmen. Es geht nicht an, unser Vaterland wehrlos zu machen, aber die Erfahrungen des Weltkrieges haben bewiesen, daß eine kurze Ausbildung genügt, um einen Mann mit dem Waffenhandwerk vertraut zu machen. Jeder wehrfähige Reichsangehörige müßte im Alter von 20 Jahren zu einer Waffenübung von etwa 6—10 Wochen, und dann alle 2—4 Jahre zu einem Wiederholungskurs von einigen Wochen herangezogen werden.

Die Gesetzgebung über Schule und Kirche müßte nach wie vor den Einzelstaaten überlassen bleiben. Gerade auf diesen Gebieten würden die Vorzüge des förderativen Systems besonders zur Geltung kommen, denn es kann nicht bezweifelt werden, daß in den einzelnen Gegenden Deutschlands über diese Fragen durchaus verschiedene Anschauungen herrschen, und es wäre undemokratisch, großen Bevölkerungsteilen Einrichtungen aufzuzwingen, die ihren Gefühlen widersprechen. Die Lehren der Vergangenheit, der ersten französischen Revolution und des Bismarckschen Kulturkampfs sprechen eine zu deutliche Sprache, und man sollte sich davor hüten, gut demokratische Bevölkerungsteile durch verfrühte Maßregeln in das Lager der Reaktion zu treiben. Im neuen Deutschen Reiche soll jeder nach seiner Fasson selig werden können.

In die Reichsverfassung wären selbstverständlich auch einige allgemeine Grundsätze aufzunehmen, die in keiner demokratischen Verfassung fehlen dürfen, wie die Unverletzlichkeit der Person, der Wohnung und des Eigentums, die Gewissens-, Preß- und Versammlungsfreiheit. Wie in der Reichsverfassung von 1848 müßten alle Standesvorrechte (Adel) und alle Titel, die nicht mit einem Amt verbunden sind, aufgehoben werden. Auch Orden sollten, abgesehen vielleicht von der Rettungsmedaille, nicht mehr verliehen werden. Ferner müßte der alte Zopf beseitigt werden, daß Deutsche, die sich in einem anderen Bundesstaat niederlassen, dort die Staatsangehörigkeit besonders erwerben müssen. Wie in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz, müßte jeder deutsche Bürger in dem Einzelstaat, in dem er sich niederläßt, ohne weiteres die vollen Bürgerrechte genießen.

Nach diesen Grundsätzen ließe sich für das neue Großdeutschland ein heller, luftiger und wohnlicher Neubau herstellen.

Fritz Helversen / Zum Landprogramm der neuen Regierung

Wie nach dem Zusammenbruch des Jahres 1806 die Bauernbefreiung einsetzte, und damit das große Werk der Agrarreform begonnen wurde, so muß auch aus dem schweren Notstande unserer Tage mit in erster Reihe eine großzügige Neugestaltung der ländlichen Besitzverteilung erstehen. — In diesen Blättern ist seit vielen Jahren in entschiedenster Weise eine tatkräftige Siedlungspolitik gefordert worden. Alle Gründe, die eine starke Verringerung des Großgrundbesitzes und seine Aufteilung in möglichst viele selbständige kleine und mittlere bäuerliche Stellen erforderlich machen, wurden mehrfach eingehend behandelt. Alle diese Erwägungen sind durch die Entwicklung in vollem Umfange bestätigt worden. Mehr denn je ist heute die Stärkung des Landvolkes, des „Jungbrunnens" der Volksgesundheit und Volkskraft geboten, ebenso wie die Vermehrung der selbst arbeitenden, bäuerlichen Landwirte, die auf fremde Landarbeiter nicht angewiesen sind. Aber noch sehr gewichtige andere Gründe sprechen infolge des unglücklichen Ausgangs des Krieges mit: Viele Zweige unserer Industrie werden auf lange Zeit hinaus durch Rohstoffmangel und ungenügende Exportmöglichkeit gezwungen sein, ihre Betriebe einzuschränken oder sogar stillzulegen. Die Industrialisierung Deutschlands wird ihr vorläufiges Ende erreicht haben; der Zustrom vom Lande in die Städte wird mehr und mehr versiegen und der (sich allerdings ständig stark verringernde) Bevölkerungszuwachs wird nach Möglichkeit dem platten Lande erhalten oder nutzbar gemacht werden müssen. Deutschland, das zum vorwiegenden Industriestaat geworden war, ist genötigt, einen starken Schritt in der Richtung zum Agrarstaat zurück zu tun. Die Erhaltung des Landvolkes auf dem Lande sowohl als auch die Rückwanderung einer großen Zahl städtischer Elemente, vor allem der landgeborenen, ist nur durch eine gesunde Verteilung des Grund und Bodens, d. h. durch eine großzügige innere Kolonisation zu bewirken. In erster Linie gilt es auf den weiten Gebieten des Großgrundbesitzes (der im Deutschen Reich insgesamt — wenn man die Betriebe über 100 Hektar in Betracht zieht — 23 500 Betriebseinheiten mit mehr als 7 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Betriebsfläche ausmacht) eine große Anzahl selbständiger bäuerlicher Stellen zu schaffen. Das soll nun nicht heißen, daß der ganze Großbesitz schematisch aufgeteilt werden soll — in besonders hoher Kultur stehende Mustergüter dürften immer ihre Existenzberechtigung behalten —, ohne Zweifel aber muß überall dort, wo der Großbesitz in schädlicher Weise vorliegt, wie in weiten Teilen des preußischen Ostens und in Mecklenburg, mit aller Energie eingegriffen werden. Es ist ein alter Erfahrungssatz und durch die gründlichen Forschungen Serings schlagend bewiesen, daß der vorherrschende Großgrundbesitz und die durch ihn bedingte Unmöglichkeit für die ländliche Unterschicht aufzusteigen und eine eigene Scholle zu erwerben, mit in erster Linie die Landflucht gefördert haben. Wie jeder, der das deutsche Landvolk kennt, weiß, ist es der sehnlichste Wunsch sowohl der bisher unselbständigen Landarbeiter als auch der meisten abgefundenen Bauernsöhne usw. einen eigenen, selbständigen, kleineren Landbesitz zu erwerben. — Dieses der Landbevölkerung und auch weiten Teilen der Stadtbewohner, vor allem auch einer großen Anzahl der Krieger eigene Streben muß aufs nachdrücklichste beachtet werden, wenn man das Agrarprogramm der neuen sozialdemokratischen Regierung betrachtet. Nicht die Aufteilung des Großbesitzes zugunsten von unzähligen bäuerlichen Stellen, sondern die „Vergesellschaftung der dazu geeigneten landwirtschaftlichen Großbetriebe" wird in der programmatischen Erklärung der neuen preußischen Machthaber angekündigt. Der alte starre Agrarmarxismus, der von der Überlegenheit des Großbetriebes in Gewerbe und Landwirtschaft ausgeht und die Kleinbetriebsweise als rückständig verwirft, spricht aus dieser Erklärung und läßt vermuten, daß alle diejenigen Sozialisten, die in Übereinstimmung mit den Tatsachen die

völlige Verkehrtheit der alten Marxschen Theorie erkannt haben, wie David, der leider allzufrüh verstorbene Artur Schulz, Friedrich Stampfer usw., nicht durchgedrungen sind. — Den Agrarmarxisten, vor allem dem jetzt im preußischen Landwirtschaftsministerium tätigen unabhängigen Abgeordneten Hofer, schwebt die Erhaltung, ja sogar die Erweiterung des Großgrundbesitzes in der Form des **verstaatlichten Großbetriebes** vor; sie wünschen, daß die Landarbeiter oder Bauern zu **genossenschaftlichen Großwirtschaften** zusammengeschlossen werden und gemeinsam unter einer zentralen Leitung arbeiten. Die „Hilfe" hat bereits im Jahre 1914 (Nr. 6) auf die völlige Verkennung des Sinnes und der Wünsche der deutschen Landbevölkerung hingewiesen, die aus den weltfremden Gedanken Hofers spricht, und gleichzeitig italienische Beispiele angeführt, die mit aller Deutlichkeit zeigen, daß dort Versuche der Hoferschen Art zu sehr **geringen** Erfolgen geführt und die italienischen Sozialisten die **gewaltigen Vorzüge der selbständigen, freien Eigenwirtschaft** erkannt haben. Heute haben diese Ausführungen, die vor bald fünf Jahren gemacht wurden, erhöhte Geltung. Nicht eine neue fremde Abhängigkeit oder Grundherrschaft, unter die sich die Landarbeiter oder Bauern zu beugen haben, kann uns eine Gesundung der ländlichen Verhältnisse verheißen, sondern nur die Erfüllung der von uns seit jeher gestellten Forderung: **die möglichst weitgehende Aufteilung des Großgrundbesitzes in freie, selbständige, klein- und mittelbäuerliche Betriebe.**

Gertrud Bäumer / Die Frauen und die demokratische Sammlung

Als am 25. November in Hamburg in einer von 7000 Teilnehmern besuchten Versammlung die Frauen in ihre neue staatsbürgerliche Würde feierlich eintraten, da sagte unter dem Eindruck der Geschlossenheit und Schwungkraft dieser Versammlung der Vertreter einer der bürgerlichen Parteien, daß die Frauen nicht erwarten dürften, in den Parteien die gleiche Höhe der Stimmung und der Verhandlungen zu finden, wie sie hier herrsche. Sie möchten sich nicht enttäuschen lassen.

Mir waren diese Worte in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll. Nicht nur in der Erinnerung an die Öde und Spießbürgerei des Parteilebens vor dem Kriege, das uns Pionierinnen der politischen Frauenarbeit oft genug mit dem Gefühl kämpfen ließ: „Wär' ich geblieben doch auf meiner Heide" — sondern auch unter dem unmittelbaren Eindruck der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich für die politische Organisation der Frauen aus dem Mangel an Einheitlichkeit in der Parteibildung ergaben. Wenn die Führer die Eindrücke hätten, die ich aus den wenigen Tagen Arbeit an der Politisierung der Frauen hundertfach gewonnen habe, sie würden vielleicht den taktischen Gründen für noch weitere Vereinheitlichung einen neuen, schwerwiegenden hinzufügen.

Die Seele der politisch unbefangenen Frau wehrt sich zunächst gegen den Parteikampf, weil er Feindschaft, Zersplitterung, „Gezänk" ist. Ihre Abneigung gegen das politische Leben als solches liegt in dem Unbehagen begründet, das ihr der Gedanke an leidenschaftliche Uneinigkeit einflößt. Dazu kommt als zweites die innere Unsicherheit der meisten Frauen. Sie nehmen die Verantwortung der Entscheidung sehr schwer und stehen nun zweifelnd vor den vielen Programmen. Je mehr davon, desto größer die Verwirrung und Ratlosigkeit. Und das Mißtrauen.

Dadurch werden gerade die ernsthaften, die nicht nur selbst wählen werden, sondern in der Aufklärung der anderen mitarbeiten können, viel zu lange von diesem dringend notwendigen Einsetzen ihrer Kraft zurückgehalten. Sie warten ab, zweifelnd und unentschlossen.

Es ist im Hinblick auf diese unpolitisierten neuen Wählermassen im Bürgertum eine schwere Hemmung gewesen, daß nicht sofort die eine große demokratische Partei da war. Die Schwungkraft einer großen Gemeinsamkeit wäre den Frauen gegenüber viel stärker gewesen als Bedenklichkeiten in dieser oder jener einzelnen Forderung; man hat, als man nicht von allen Seiten alles daran setzte, um die breite demokratische Front zu schaffen, viel zu wenig an die Psychologie der neuen weiblichen Wählerschaft gedacht. Sie kann ein entschiedenes Sicheinstellen auf den neuen Boden, eine entschiedene demokratische Gesinnung vertragen, gerade, weil die Frauen weniger fest in der alten politischen Tradition wurzeln, durch das jüngst Erlebte erschüttert sind und — vor allem — dem Schwung eines konsequenten politischen Programms sich hinzugeben bereit sind. Was aber die Frauen nicht verstehen und was ihren Willen zur vollen begeisterten Mitarbeit abkühlt, ist die Spaltung, deren Sinn noch dazu aus den Programmen kaum erkennbar ist. Wir brauchen für die Frauen, die auf freiheitlicher Grundlage den Kampf für Ordnung und Gerechtigkeit aufzunehmen bereit sind, eine klare, einfache Parole; es ist aber ernüchternd, beklemmend und vermehrt ihr Gefühl, auf unsicherem Boden zu sein, wenn man ihnen nun noch die Unterschiede zwischen demokratisch-republikanischer, deutsch-demokratischer, deutscher Volkspartei, demokratischem Volksbund beibringen soll. Und alle diese Parolen, einmal in großen Ankündigungen durch die Presse hinausgeworfen, leben draußen weiter, auch nachdem sich an den Zentren neue Vereinheitlichungen vollzogen haben.

Wir brauchen, um die Sammlung der Frauen wirksam vornehmen zu können, eine möglichst restlose Vereinheitlichung der liberalen Front; wenn sie von den Zentren nicht vollzogen werden kann — was vom Gesichtspunkt der Frauenagitation aus ein schwerer taktischer Mißstand ist —, so doch möglichst örtlich. Nun dann kann es gelingen, dem Eintritt der Frauen in ihr Staatsbürgertum die Kraft einer unbeirrten großen Bewegung zu wahren. Nur dann kann es gelingen, die unübersehbare Summe von gutem Willen zu erhalten, die jetzt da ist — und den frischen Glauben, der aus tiefster Bedrückung hier hervorquillt, vor der Niedergeschlagenheit zu schützen, die wie ein fressendes Feuer um sich greift: es nützt alles nichts. Unter den Frauen sind noch Tausende und aber Tausende, die an einen Neubau glauben, in denen die neue Verantwortung neue Zuversicht und neuen Willen geweckt hat. Gott helfe uns, daß nicht dieser Mut auch noch stirbt angesichts des Mangels an Größe in der Führung unseres gnadenlosen Schicksals!

Naumann / Lebensgrenzen

Es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Jedes lebendige Wesen hat seine Höchstgrenze mitbekommen, über die es nicht hinauswachsen kann, auch wenn Temperatur und Nährboden vortrefflich sind. Wir können ohne oder mit eigener Schuld unter unserer Grenze

Digitized by Google

bleiben, bringen es aber nicht fertig, über sie hinauszukommen. Wer kann, so heißt es in der Bergpredigt, wer kann seiner Länge eine Elle zusetzen, ob er gleich darum sorget? Nur die Eitelen pflegen ihre Grenze nicht zu erkennen und fühlen sich höher, als sie sind, bis eines Tages die Wirklichkeit auch ihre Augen öffnet. Das Maß des Könnens ist etwas Ererbtes, nur ist in den meisten Fällen der Spielraum des Möglichen weit größer, als die jungen Leute es selber fühlen und glauben. Sie ahnen noch gar nicht, was alles in ihnen drinliegt, und bedürfen, daß sie auf ihre eigenen Anlagen aufmerksam gemacht werden. Was steckt an Zukunftskönnen in einer richtigen Schar junger Knaben und Mädchen? Wer ihnen allen redlich sagen könnte, für was sie berufen sind! Einige von ihnen werden einmal das Leben schließen mit der stillen Freude, daß sie ungefähr bis an ihre Grenze gelangt sind und dastehen wie breite ausgewachsene Bäume. Andere aber werden verkümmert bleiben und stets etwas von unerfüllter Sehnsucht in sich herumtragen, weil sie ihre eigene Grenze nicht erreichten. Auch eine kleine Pflanze ist vollkommen, wenn sie nur genau das wurde, was sie sollte. In ihrer Kleinheit, Feinheit und Reinheit dient sie der Welt und preist ihren Schöpfer.

Büchertisch

Isolde Kurz, Aus meinem Jugendland. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. 264 S. Geh. 6 M., geb. 8. M.

Aus den Aufregungen und dem Druck unserer Zeit möchte man zuweilen gern fliehen, und sei's auch nur für Stunden, und dafür kann man heute ein friedliches, reines Refugium nennen: das Jugendland von Isolde Kurz, der Tochter des schwäbischen Dichters Hermann Kurz, der bekannten Dichterin von Florenzas Vergangenheit und Gegenwart. Ein Idyll aus längstvergangenen Zeiten scheint uns Heutigen ihr Elternhaus zu sein — und doch ist's erst knapp ein halbes Jahrhundert her —, wo man in wundervoller Einfachheit und uns geradezu mythisch anmutender Sparsamkeit lebte, wo unverehelichte weibliche Wesen, von gewöhnlichen Sterblichen gröblich alle Jungfern genannt, als gute Feen sich der von Arbeit und Kinderschar bedrängten Hausmütter helfend annahmen, und wo Gastfreundschaft wie im homerischen Gedicht, schrankenlos und ganz aus echtem Herzen, geübt wurde. Nur im Hintergrund steht die Gestalt des verehrten, zurückhaltenden, einsamen Vaters, dem die Tochter an anderer Stelle ein Denkmal ihrer Liebe gesetzt hat. Dagegen kommt völlig zu ihrem Recht die Mutter, die adlige Demokratin von 1848, dieser Feuergeist, der so unpädagogisch wie nur möglich, doch die Entwicklung der Tochter entscheidend beeinflußt hat. Das Chaos, das im elterlichen Hause herrschte, und unter dem die einzige Tochter neben vier Knaben nicht wenig litt, war hauptsächlich ihre Schuld, da sie in großartiger Unbekümmertheit an allen äußeren Dingen vorbeiging. Die ewig Geschäftige, die Müdigkeit überhaupt nicht kannte, hat es denn auch fertiggebracht, alle die zahlreichen äußeren Sorgen und Nöte von dem Haupt des geliebten Mannes fernzuhalten und fünf begabte, aber ungebärdige Kinder großzuziehen zu reifen bedeutenden Menschen. Wie sie höchst energisch die einzige Tochter schon als Kind mit all ihren Lieblingsdichtern bekannt machte und in Sprachen, auch in Latein, unterrichtete, so daß die kleine Isolde fast ein gelehrtes Wunderkind wurde, so gewaltsam und heftig wollte sie sie später auch zu dem Manne bekehren, der ihr für sie gefiel, nicht aber ihrer Tochter, die das doch zunächst anging. Das Bild, das man von der Dichterin selbst erhält, ist anziehend und sympathisch. Indem sie ihre eigenen Erlebnisse und ihre Entwicklung in kluger, zurückhaltender Form erzählt, entgeht sie der Gefahr so manchen Memoirenschreibers, sich dauernd selbst zu bespiegeln, um den Leser von der eigenen Bedeutung zu überzeugen. Dabei kann man seine Bewunderung dem resoluten kleinen Wesen nicht versagen, das unbekümmert seine eigenen Wege durch die enge Bürgerlichkeit Tübingens geht, und das mit zwölf Jahren schon dramatische Übersetzungen anfertigt und sich aber dabei genug Jugendlichkeit bewahrt, um trotzdem mit größter Begeisterung die Tanzereien der Studenten mitzumachen. Die Erinnerungen führen bis zu dem Zeitpunkt, da sie endgültig ihren Wohnsitz in Florenz aufschlug, das bestimmend für ihre weitere Entwicklung wurde. Wer Isolde Kurz schon kennt, wird freudig dieses Buch begrüßen, und wem sie damit zum erstenmal begegnet, den hat sie gewiß für ihre anderen Werke gewonnen. M. R.

Das Leben Jesu von Joh. Leppius. Erster Band. Potsdam, Tempelverlag. 6,40 M. — L., weiteren Kreisen bekannt durch sein Eintreten für die Armenier, den Theologen auch durch wissenschaftliche und religiöse Schriften, die eigenartig sind, aber oft Widerspruch herausfordern, wendet sich hier nicht nur an Fachleute, sondern an Gebildete von aller Art. Die Darstellung reicht bis zum Messiasbekenntnis des Petrus; die wissenschaftliche Grundlage soll in einer besonderen Schrift über die Quellen des Lebens Jesu gegeben werden. Vieles zieht an, so besonders die Schilderungen der morgenländischen Natur; anderes wird von den Fachleuten weiter zu erörtern sein, z. B. L.s Auffassung des Messiasbewußtseins und seine Behandlung der Wunder, die teils als wirkliche Wunder erscheinen, teils natürlich erklärt werden. Frenssen und viele andere haben schon versucht, die Bruchstücke geschichtlicher Berichte zu einem Ganzen zu verbinden, indem sie ihre dichterische Phantasie walten ließen; ein abschließendes Urteil auch über den vorliegenden Versuch dieser Art wird erst möglich sein, wenn der zweite Band vorliegt. H. M.

Briefkasten

Verschiedene Flugblätter zur **„Politisierung der Frau"**, herausgegeben vom Ausschuß der Frauenvereine, werden demnächst erscheinen und bei uns zu beziehen sein. Verzeichnis und Preisangabe in nächster Nummer. Flugblätter usw. der **Deutschen Demokratischen Partei** sind in dem Bureau Berlin W., Kurfürstenstr. 107, erhältlich.

Viele hundert Zuschriften alter und neuer Freunde haben uns in diesen Tagen mit Zustimmung und Anregungen erfreut. Dank und Gruß an alle.

Durch die ungünstigen Verkehrsverhältnisse ist die **„Heimatchronik"** zu spät eingetroffen und wird in der nächsten Nummer nachgeholt werden.

Lt. Scheuf., Döberitz. Aufsätze über den Bolschewismus sind zu finden in „Lichtstrahlen", Zeitschrift für internationalen Kommunismus, herausgegeben von Julian Borchardt, Verlag, Berlin-Lichterfelde. Ferner ist zu empfehlen die kleine Broschüre von A. Luther, Die geistigen und politischen Grundlagen des Bolschewismus (Göschen, Leipzig 1918), und N. Bucharin, Das Programm der Kommunisten. Mit Vorwort von Radek. Verlag Union, Zürich. Die Voraussetzungen zu den jetzigen Ereignissen stehen z. T. in Trotzkis großem älteren Buch: Rußland und die Revolution (Dresden), die zweite russische Revolution ist in dem Werk des gleichen Verfassers: Von der Oktober-Revolution nach Brest-Litowsk (Bern, Promachos-Verlag) geschildert.

Die **billige Feldausgabe** der „Hilfe" wird denen, die sie bisher bezogen haben, auf Wunsch zum Preise von 1,50 M. (statt 1 M.) für die Übergangszeit weitergeliefert. Anschriftänderungen bitten wir uns mitzuteilen.

Die Aufsätze **Wege innerer Erneuerung** von Dr. Gertrud Bäumer erscheinen später im Sonderdruck als Heft.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Für Hilfe-Verbreitung: 100 M.: Frl. R. in B. **4,60 M.** Lt. W. in B.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Digitized by Google

Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die 5% Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe können vom

2. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 15. Juli 1919 die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine für die 4½% Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe und für die 4½% Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII findet gemäß unserer Anfang d. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

4. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen der früheren Kriegsanleihen ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstr. 22, zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im November 1918.

Reichsbank-Direktorium.
Havenstein. v. Grimm.

Die deutsche demokratische Partei Hagen
sucht erfahrenen, redegewandten

Parteisekretär — mit — *Organisationstalent.*

Gefl. Angebote mit Angabe der Gehaltsansprüche, des Bildungsgangs und der bisherigen Tätigkeit, möglichst mit Bild, sind zu richten an Ewald Becher, Hagen i. W., Schließfach 111.

Rücktransport der Kriegshunde

Die in der Heimat und im Felde befindlichen mit Diensthunden belieferten Truppenteile haben Anweisung erhalten, die Hunde unmittelbar ihren Besitzern gegen Empfangsbescheinigung zuzuführen. Über den Zeitpunkt der Rückführung können nähere Angaben nicht gemacht werden. Es sind hier die gleichen Schwierigkeiten wie bei dem Rücktransport der Mannschaften zu überwinden. Immerhin ist damit zu rechnen, daß in Anbetracht der schnellen Räumung der besetzten Gebiete und wie gesagt unter Berücksichtigung der Transportschwierigkeiten dieser oder jener Hund nicht oder erst später zurückgebracht werden kann. Hunde, die von den Besitzern zur freien Verfügung gestellt wurden, auf deren Rückgabe also von vornherein verzichtet wurde, gehen in den Besitz der Heeresverwaltung über.

Es wird gebeten, Anfragen der Hundebesitzer, wann die Rückführung ihres Hundes erfolgt, wo sich das Tier befindet usw., nicht ergehen zu lassen, da die Nachrichten-Mittelprüfungs-Kommission Abteilung Kriegshunde unter den heutigen Verhältnissen selbst nichts Näheres weiß und daher bestimmte Angaben nicht zu machen vermag.

Die Nachrichten-Mittelprüfungs-Kommission spricht bei dieser Gelegenheit allen Hundebesitzern, die ihre Tiere zur Verfügung stellten, ihren besten Dank aus. Die Hunde haben viel Gutes geleistet.

Nachrichten-Mittelprüfungs-Kommission
Abteilung Kriegshunde (früher Inspektion der Nachrichtentruppen)
Charlottenburg, Saarstraße 13, 4. Etage.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

L. Bergstraesser:
Geschichte der Reichsverfassung.
(III. Beilageheft zum „Archiv des öffentlichen Rechts".)
8. 1914. Mark 3,00.

J. Rosenthal:
Über den reichsrechtlichen Schutz des Wahlgeheimnisses.
(Abhandlungen aus dem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht. Herausgegeben von Geh. Justizrat Ph. Zorn-Bonn und Professor F. Stier-Somlo-Köln. XIV. 2.)
Unter der Presse.

W. Hildesheimer:
Über die Revision moderner Verfassungen.
(Abhandlungen aus dem Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht. Herausgegeben von Geh. Justizrat Ph. Zorn-Bonn und Professor F. Stier-Somlo-Köln. XIV. 1.)
Gr. 8. 1918. Einzelpreis Mark 6,00.

A. Tecklenburg:
Die Entwicklung des Wahlrechts in Frankreich seit 1789.
Gr. 8. 1911. Mark 9,00, gebd. Mark 11,00.

10% Verleger- u. 10% Sortimenter-Teuerungsaufschlag.

Duncker & Humblot-Verlag
München und Leipzig

Rechtzeitig zum Verständnis des Tages erscheint soeben (Ende 1918):

Gustav Schmoller †

Die soziale Frage

Klassenbildung, Arbeiterfrage, Klassenkampf

Gr.-8°. XII, 673 S. Preis: 20 M., geb. 25 M., in Halbfranzbd. (nach geringem Vorrat) 30 M.
Auf alle Preise 25 Prozent Zuschlag.

Inhalt:

I. Die soziale Klassenbildung. — II. Der heutige Arbeiterstand der Kulturstaaten. — III. Der Klassenkampf in Geschichte und Gegenwart.

„Die soziale Frage" bildet das politische Vermächtnis Gustav Schmollers. Wohl nirgends so wie hier kommen die Vorzüge seiner Geistesart zur Geltung. Selten ist die soziale Frage so tief erfaßt, selten ist die soziale Reform als das große Zähmungsmittel der Klassenkämpfe so aus dem breitesten Zusammenhang der Gesellschaftsgeschichte als Notwendigkeit begründet worden. Der Ethiker, Soziologe, Historiker, Volkswirt und Politiker hat gleicherweise an dieser kraft- und weisheitsvollen Darstellung mitgewirkt.

Max Dreyer:

Nachwuchs

Geh. M. 5,50. Roman. Fünftes Tausend. Geb. M. 7,50.

In eigenartiger Weise behandelt Max Dreyers neues Buch das Problem, das nach einem an Blutopfern überreichen Kriege für jedes Volk das wichtigste ist: **Die Frage nach dem Ersatz für alle die Jünglinge und Männer, die ihr Leben dem Vaterlande hingegeben haben.** Der Roman spielt unmittelbar nach den Freiheitskriegen auf drei benachbarten Gütern der Mark Brandenburg, auf einem Boden, der von Natur karg und in den schlimmen Jahren vernachlässigt und überschuldet, damals mehr als je eines gesunden Nachwuchses bedurfte. — Kräftiger Realismus vermählt sich in dem packend geschriebenen Roman mit einer den feinsten Seelenregungen nachspürenden psychologischen Kunst. Die handelnden Personen leben wirklich und verkörpern prachtvoll die an Hoffnungen und Enttäuschungen so reiche Zeit, in der auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit die blaue Blume der Romantik erblühte.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Staatsbürgerschule

Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27, I.

Telephon: Moabit 9596.

Veranstaltungen in der Zeit vom 8. bis zum 15. Dezember 1918.

In der Zeit vom 8. bis zum 22. findet ein **Kursus von Wahlhelfern** statt. Auskunft durch das Büro der Staatsbürgerschule. Die Vorträge von D. Naumann jeden Montag, abends 8 Uhr und von Wilhelm Heile, jeden Donnerstag, abends 8 Uhr finden unabhängig von den Tageskursen weiter wie bisher statt.

Professor Max Weber,

Wahlrecht und Demokratie in Deutschland.

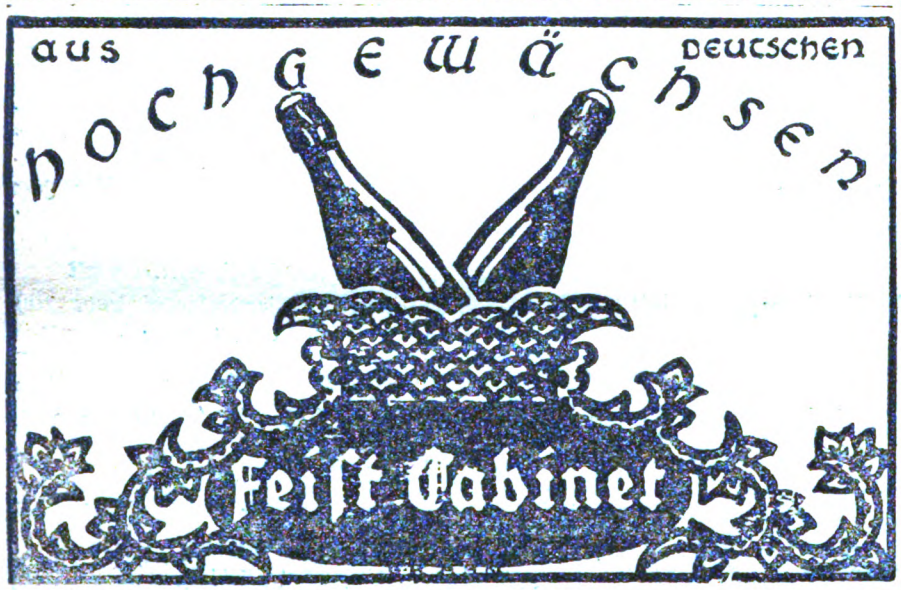
Preis 1.20 M.

(Heft 2 der Schriftenreihe „Der Deutsche Volksstaat".)

In allen Buchhandlungen!

Fortschritt Buchverl. d. „Hilfe", G. m. b. H.

Berlin NW 40.



Schulen und Lehranstalten

Das Studentinnenheim

Kenthofstr. 13, Marburg a. L. bietet Damen zur Vorbereitung auf die humanist. Reife- u. Ergänzungsprüfung, Wohnung, Beköstigung und Unterricht im Hause. Individ. Behandlung bei eng begrenzt. Zahl führt schnell u. sicher z. Ziel. Seither vollen Erfolg. Näh. briefl. Ziegler, Pfr. a. D.

Soziale Lehranstalt,

Braunschweig.

Bammelsburger Straße. — Herzogl. Oberschulk. unterst. Vorbereitungsanst. f. Abitur., Prima, Fähnrich, Einj.-Freiw. Prüfung, auch für Damen. Glänzende Erfolge. Prosp.

Lehrbetrieb f. Gärtnerinnen

Traisa bei Darmstadt. Prospekt frei. Einj.-Lehrgang f. Freilandkulturen.

Landgut Immenhof b. Hützel (Kreis Soltau)

In gärtnerischem Lehrbetriebe für **Gemüsebau-, Obstbau-, Blumenpflege-Kurse** können gebildete Frauen und junge Mädchen ab 15. März 19 sich gründliche, auch hauswirtschaftliche Kenntnisse erwerben, sowie gleichzeitig an wichtigem Teile unserer Volksernährung **(Kriegsgemüsebau)** praktisch betätigen. Erholungsbedürftige finden ebenfalls liebevolle Aufnahme bei kräftiger Selbstversorgeernährung.

Näheres durch die Verwaltung des Landgutes Immenhof.

Eisenach, „Töchterheim Feodora" Hainweg 32, v. 1. Apr. an i. neuem schön. Hause, Bismarckstr. 14; geb. Ausbildg. i. Haush., Wissensch., gesellsch. Form. Vorst. Frau M. Bottermann.

Soziale Frauenschule

Mannheim, N. 7. 18.

Soziale Berufsausbildung für besoldete und ehrenamtliche Arbeit.
Ausbildungszeit 2½ Jahre. **Theoretischer und praktischer Kursus.**
Abschlußprüfungen unter staatlicher Aufsicht.
Aufnahmebedingungen: Höhere Mädchenschule. 18. Lebensjahr.
Auskunft und Prospekte durch Frau Dr. E. Altmann-Gottheiner, Mannheim, Rennershofstraße 7 und **Dr. Marie Bernays,** Mannheim, Goetheitraße 10.

Comenius-Seminar, Bonn

Die Anstalt umfaßt im Aufbau auf ein Lyzeum eine **Frauenschule** und ein **Seminar zur Ausbildung für die Arbeit in Kindergarten und Hort.** Erforderliche Vorbildung: Abschlußzeugnis eines Lyzeums, einer höheren Mädchenschule oder einer anerkannten Mädchenmittelschule. Staatliche Prüfung nach 1½ jährigem Lehrgang.

Prospekte und nähere Auskunft durch die Leiterin
Helene L. Klostermann, Lyzealdirektorin.

Geistig zurückgebliebene Kinder

finden sorgfältige Pflege u. Erziehung sowie individuellen Unterricht in **Schröters Institut, gegr. 1873, Dresden-N., Oppelistrasse 44/44b.**

Berthold Otto Schule

Berlin-Lichterfelde, Holbeinstraße 21. Telefon 308

besteht seit 10 Jahren und ist weltbekannt als Ausgangsstelle neuer Grundlegungen des Unterrichts und der Gemeinschaftserziehung (Gesamtunterricht, freies Schülergericht). Knaben und Mädchen vom Beginn des schulpflichtigen Alters. Nur Vormittagsunterricht. Erklärungsschrift „Eine Zukunftsschule im Gegenwartsstaat" wird auf Wunsch kostenlos zugesandt.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit

Frankfurt am Main.

Ausbildung zu besoldeter und ehrenamtlicher sozialer Berufsarbeit.
Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse, Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungsklasse.
3504] Prospekte durch die Direktion: Große Friedberger Straße 28, II.

vorm. Dühringsche höhere Privatschule

Direktor Bride

Sexta bis Prima. Real- und Oberrealschule, Realgymnasium, Gymnasium. Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-, Notprüfungen. Arbeitsstunden. Vorzügliche Erfolge. Freiprospekt. Auf Wunsch Pension.
Berlin W., Rankestraße 20. Fernsprecher: Pfalzburg 2788.

12. Dezember 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel ab 1. Januar 4 M., beim Postamt 4,12 M., unter Kreuzband 4,50 M., durch Postüberweisung vom Verlag 4,25 M., ins Ausland 5 M. Soldatenausgabe 1,50 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 50

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Wie soll es werden? — **Dr. Paul Rohrbach:** Woran es fehlt! — **Prof. Dr. Robert Wilbrandt:** Bayern. — **Gerhard Hildebrand:** Bolschewismus oder Liberalismus. — **Gertrud Bäumer:** Wege der inneren Erneuerung, das „ewige Leben". — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 1. Dezember.

Während sich in Berlin die Wühlarbeit der Spartakusgruppe zu immer bedenklicheren Formen auswächst, so daß die Regierung Schritt für Schritt zurückzuweichen scheint, wird Deutschland von Friedensbedingungen bedroht, die uns sehr wenig Aussicht auf weitere Lebensfähigkeit lassen. In England sprechen verschiedene Mitglieder der dortigen Regierung über den Schadenersatz, den Deutschland zahlen soll. Lloyd George sagt: „Was die Frage des Schadenersatzes betrifft, so ist es stets Brauch gewesen, daß der Verlierende zahlen muß, und das trifft in diesem Falle auch auf Deutschland zu, das die Kriegskosten bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit zahlen muß. Man wird Deutschland nicht erlauben, England mit billigen Waren zu überschwemmen, um auf diese Weise seine Kriegsschulden abzuzahlen. Die Untersuchung nach der Schuld am Kriege muß gerecht, aber streng sein und wird fortgesetzt werden bis zur Schlußabrechnung. Für den U-Boot-Krieg müssen die Piraten bestraft werden. Diejenigen, die anderer Leute Land verwüstet haben, müssen gleichfalls verantwortlich gemacht werden." Der englische Kolonialminister Long erklärt, daß man eine unnötige Milde Englands und seiner Bundesgenossen nicht zu befürchten brauche. Wenn auch England keine Gebietserweiterung beansprucht, so darf man doch die deutschen Kolonien an Deutschland nicht zurückgeben, wenn man ordentlicherweise für die Eingeborenen sorgen will. Die Zeitung „Daily Telegraph" schreibt: „Deutschlands Nerven werden wahrscheinlich zusammenbrechen, wenn es sich der Rechnung gegenübersieht, die in bar bezahlt werden muß. Sie ist so groß, daß sie niemals vollständig bezahlt werden kann. Aber wir sind zufrieden mit dem Wort des Premierministers, daß es sie bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit zahlen muß." Es werden willkürlich Ziffern der deutschen Entschädigungspflicht genannt von 50 Milliarden an aufwärts. Bei derartigen Absichten kommt uns das viele Friedensgerede so überflüssig vor. Ein Friede unter derartigen Bedingungen würde die Fortsetzung des Vernichtungskrieges sein.

Montag, 2. Dezember.

Zwischen Franzosen und Deutschen vermehrt sich bei Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen die beiderseitige Spannung, da die Franzosen mit Absichtlichkeit unmögliche Forderungen stellen. So fordern sie u. a. die Auslieferung sämtlicher stärksten und besten Lokomotiven, und Generalissimus Foch stellt der deutschen Waffenstillstandskommission ein Ultimatum mit 24stündiger Befristung. Er selbst weiß natürlich, daß es ausgeschlossen ist, in so kurzer Zeit alle Lokomotiven erster Klasse aus dem großen deutschen Eisenbahnnetz herauszuziehen. Dabei ist seine Forderung an sich unberechtigt, denn im Waffenstillstandsvertrag sind über die Qualität der abzuliefernden Maschinen keine Bestimmungen enthalten. — General Foch hat mit sofortiger Wirkung die strengste Grenzsperre zwischen Elsaß-Lothringen und den angrenzenden Ländern verfügt. Auch das Gebiet von Saarbrücken und Saarlouis ist in die elsaß-lothringische Zone einbezogen. Diese Grenzsperre bedeutet eine absolute Verletzung der Waffenstillstandsbedingungen. Aus Aachen wird berichtet, daß die Franzosen Kontribution erheben und Geiseln stellen lassen.

Dienstag, 3. Dezember.

Der Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte von Groß-Berlin hat den Rücktritt der beiden Staatssekretäre Solf und Erzberger beantragt und damit den Angriff verstärkt, den vor kurzem der bayerische Ministerpräsident Kurt Eisner gegen die gegenwärtigen Leiter der auswärtigen Politik geführt hat. Es wird angegeben, daß die beiden Männer keine Gegner des alten Systems der Kriegspolitik gewesen sind. — Diesen systematischen Kampf gegen Solf und Erzberger könnte man begreifen, wenn es einen Vorrat anderer Männer gäbe, die an ihrer Stelle die ungeheuer schwierige auswärtige Politik betreiben könnten. Man kann doch nicht die verantwortlichste Arbeit, die es im Staatswesen überhaupt gibt, völlig ungelernten Kräften anvertrauen! Wir nehmen an, daß das gesamte eingearbeitete Personal des Auswärtigen Amtes seinen Dienst verlassen wird, wenn ihm zugemutet wird, unter einem Manne ohne alle diplomatische Erfahrung zu arbeiten. Niemand im Volke bestreitet, daß das deutsche Auswärtige Amt nicht auf derjenigen Höhe gestanden hat, die wir wünschen mußten, und sicherlich sind Reformen und Umgestaltungen dieses Amtes nötig. Aber zwischen Reform und Zertrümmerung ist doch noch ein recht großer Unterschied.

In den preußisch-polnischen Gebieten wächst in wenigen Tagen eine starke Gemeinschaft der bedrohten deutschen Männer und Frauen empor. Da sie sich jetzt als bedrängte Minderheit fühlen, vergessen sie frühere Unterschiedlichkeiten. — Die preußischen polnischen Mitglieder, insbesondere die Abgeordneten Korfanty und Seyda, sollen ihren Austritt aus der Warschauer polnischen Regierung angezeigt haben, weil zwischen ihnen und der führenden Gruppe des Generals Pilsudski ernsthafte Meinungsverschiedenheiten entstanden sind. Der Kern der Verschiedenheiten scheint darin zu liegen, daß die preußischen Polen streng klerikal sind und gegen die Trennung von Kirche und Staat protestieren, während die Gruppe Pilsudski für unkirchlich angesehen wird.

Mittwoch, 4. Dezember.

Die Absicht des amerikanischen Präsidenten Wilson, an den Friedensverhandlungen in Europa persönlich teilzunehmen, wird von der republikanischen Gegenpartei kritisiert, weil der Präsident nicht ohne Vertretung das Land längere Zeit verlassen dürfe; aber im Grunde scheint es den Amerikanern gut zu gefallen, daß ihr Präsident bei dem neuen Frieden in Paris etwa dieselbe Rolle spielt, die im Jahre 1814 an dem gleichen Orte von Alexander I. von Rußland gespielt wurde. Der Unterschied ist nur, daß heute der Schauplatz des Krieges und die Bedeutung der

Digitized by Google

Friedensverhandlungen noch weit größere sind als damals. Es wird in den politischen Kreisen Deutschlands ziemlich viel über die eigentümliche verfassungsmäßige Stellung eines amerikanischen Präsidenten gesprochen, weil die deutsche Republik sich sofort beim Zusammentreten der Nationalversammlung grundsätzlich darüber wird entscheiden müssen, ob wir unsere künftige Verfassung mehr nach dem Muster Amerikas oder mehr nach dem Vorbild Englands einrichten. Persönlich habe ich die Meinung, daß das amerikanische Vorbild bei unseren Verhältnissen leichter durchzuführen ist als das englische, weil wir auch in Zukunft ein Bundesstaat bleiben werden und darum einer gewissen einheitlichen Spitze bedürfen, deren demokratischer Charakter durch Volkswahl gesichert wird. Zu einem rein parlamentarischen Regiment fehlt uns die notwendige Zentralisation der Staatsmaschine und das ebenso dazu notwendige und schwer zu beschaffende Zweiparteiensystem.

Die russischen Bolschewiki hatten in Gemeinschaft mit ihren deutschen Gesinnungsgenossen die Absicht, eine Anzahl russischer Vertretungen zur Gesamttagung der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte am 6. Dezember nach Berlin zu senden. Diese Absicht ist beim Zentralrat der gesamten Ostfront auf eine entschiedene Abweisung gestoßen. Der Zentralrat erklärt, daß er den russischen Abgesandten auf jeden Fall die Einreise verwehren werde und daß die gesamten Soldatenräte der Ostfront unbedingt auf diesem Standpunkt verharren. Es ist sehr erfreulich, daß die Soldatenräte der Ostfront, die von den Wirkungen des Bolschewismus eine eigene Kenntnis haben, mit solcher Entschiedenheit sich gegen die weitere Übertragung russischer Einflüsse auf Deutschland verwahren.

Donnerstag, 5. Dezember.

Die neue französische Verwaltung in Straßburg hat etwa 100 deutsche Bürger ausgewiesen, darunter insbesondere Universitätsprofessoren und sonst bekanntere Persönlichkeiten. Die Ausgewiesenen mußten Straßburg unter Zurücklassung ihrer Habe innerhalb 24 Stunden verlassen und kamen teilweise ohne Barmittel im badischen Gebiet an. Auch sollen in Straßburg Ladengeschäfte deutscher Inhaber der Plünderung überlassen worden sein. — Der Empfang der zurückkehrenden deutschen Truppen in Frankfurt a. M. ist sehr herzlich und großartig gewesen. Die Stadt Frankfurt fällt nach einer Mitteilung der Waffenstillstandskommission nicht in das besetzte Gebiet, sondern bleibt neutrale Zone. Es wird besprochen, ob Frankfurt als Ort der bevorstehenden Nationalversammlung in Betracht kommt. Aus geschichtlichen Gründen würde dies sehr nahe liegen, aber die augenblickliche Lage Frankfurts eignet sich kaum dafür.

In Nordschleswig sprechen sich große Wählerversammlungen in Apenrade und Hadersleben für den Anschluß an Dänemark aus. Es ist anzunehmen, daß gegen die Abtrennung ein deutscher Widerstand nicht erfolgt, soweit es sich um rein dänisches Gebiet handelt. Die Grenzlinie richtig zu ziehen, ist nicht ganz leicht. Es würde sehr viel besser gewesen sein, wenn sofort bei Kriegsanfang die nordschleswigsche Frage gelöst worden wäre. Überhaupt besteht das politische Denken in dieser bedrückten Zwischenzeit vielfach darin, daß man sich überlegt, wann früher dieses oder jenes freiwillig hätte getan werden können, was jetzt gezwungen getan werden muß.

Freitag, 6. Dezember.

Der ehemalige deutsche Kronprinz bemüht sich, von seinem holländischen Asyl aus eine Darstellung zu verbreiten, die ihn von der Schuld für die Fortsetzung des Krieges befreien soll. Er sei durch Ludendorff gehindert worden, seine Meinung zur Geltung zu bringen und habe nur in dienstlichem Gehorsam die Armeeführung geleitet. Solche nachträglichen Entschuldigungen machen einen peinlichen Eindruck, um so mehr als jedermann weiß, daß gerade der Kronprinz im Juli 1917 bei Annahme der Friedensresolution den Sturz Bethmann Hollwegs sehr befördert hat. Solange der Krieg gedauert hat, hat der Kronprinz Gewicht darauf gelegt, eine kriegerische Politik zu äußern. — Die Presse des Auslands beschäftigt sich dauernd mit der Frage, ob Auslieferung des Deutschen Kaisers an ein internationales Schiedsgericht gefordert werden könne und solle. Es wird behauptet, daß Clemenceau und Lloyd George für diesen Vorschlag seien, Wilson aber dagegen.

Die aus Rumänien heimkehrende Armee des Generals Mackensen wird nach neuen Vereinbarungen mit der Waffenstillstandskommission der Entente ihren Weg durch Ungarn fortsetzen dürfen. Mackensen selbst ist mit seinem Stabe in Budapest eingetroffen und leitet dort die Entwaffnung und Heimbeförderung der deutschen Truppen. Die Waffen bleiben bis Friedensschluß in Ungarn. Es handelt sich um etwa 170 000 Mann. Über die Verproviantierung dieser Armee verhandelt Generalstabschef Schwartzkoppen mit der ungarischen Regierung.

Die französische Verwaltung hat in Straßburg ein sehr wirksames Mittel erfunden, um die Französierung der Bevölkerung zu befördern, indem sie ankündigt, daß alles deutsche Geld bis zum 15. Dezember umgewechselt sein muß, wobei die Elsässer für eine Mark jedesmal 1,25 Frank erhalten, die deutschen aber nur 0,60 Frank. Das ist für jeden, der im Zweifel ist, ob er sich auf die deutsche oder französische Seite stellen will, ein nicht mißzuverstehender Wink. Derartige Mittel haben die deutschen Okkupationen in den russischen Gebieten und in Rumänien nicht angewendet.

Sonnabend, 7. Dezember.

Die Kohlennot droht in Wien zu einem allgemeinen Unglück zu werden. Die Staatsbahnen bedürfen bei eingeschränktem Verkehr täglich 4000 Tonnen, haben aber nur 1000 Tonnen. Alle Versuche, von Deutschland oder aus Böhmen Hilfe zu erlangen, bleiben bis jetzt erfolglos, da in Deutschland selbst Not an Material und Wagen ist. Der Stillstand des ganzen Betriebes scheint bevorzustehen. — Die Verwirrung in Ungarn durch bewaffnete Selbständigkeitserklärungen der Slowaken und der Rumänen ist groß. Der Ministerpräsident Karolyi hat durch die Enttäuschung über die Haltung der Entente und seiner ehemaligen Pariser Freunde und durch das Unglück, das damit über sein Land gekommen ist, einen völligen Zusammenbruch erlitten und einen erfolglosen Selbstmordversuch gemacht. Die Ungarn können jetzt darüber nachdenken, welches ihre besseren Freunde gewesen sind.

England hat in Kopenhagen amtlich mitgeteilt, daß die deutsche Schiffahrt von der Entente in der Ostsee nicht mehr zugelassen wird. Dänische Schiffe können zwar fahren, aber es muß vorher eine Verständigung über die einzunehmende Ladung erfolgt sein. Nur Kali und Kohle, aber keine Halb- und Ganzfabrikate dürfen aus Deutschland ausgeführt werden. Dänemark darf nur jene Nahrungsmittel, die auf Grund des Wirtschaftsabkommens vereinbart sind, ausführen. Ähnliche Nachrichten liegen aus Holland vor. Diese Bestimmungen bedeuten eine unerhörte Verschärfung der Waffenstillstandsbedingungen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 24. November.

Totensonntag! Die Feier für die Helden der Revolution wird hier heute nochmals inszeniert, nachdem sie am Mittwoch scheinbar unter Mangel an Beteiligung gelitten hat.

Aber Millionen Herzen befestigen sich heute in der Treue zu den Gefallenen, deren Opfer durch das dunkle „Umsonst" entwertet erscheinen und zu denen wir uns doch bekennen. Unantastbar rein und unerschütterlich groß war ihr Wille und ihre Hingabe.

Man braucht nur, als Beweis des Geistes und der Kraft, die Leitartikel, Gedichte und sonstigen Kundgebungen, die heute die Revolution feiern, mit dem Strom des Lebens zu vergleichen, der im ersten Kriegsjahr in den die Geschehnisse begleitenden Worten durchbrach. Das Unschöpferische, Journalistisch-Pathetische heute neben dem Tiefbewegten, Mächtigen damals. Leben kann man nicht erzwingen; es quillt, oder versagt sich. „Gott läßt sich nicht spotten."

In Berlin werden morgen Vertretungen der Regierungen von Baden, Bayern und Württemberg eintreffen, um eine Einigung

Digitized by Google

mit Berlin über die Nationalversammlung zu erreichen. Man macht kein Hehl daraus — ebenso wenig wie die Rheinprovinz — daß man die politische Diktatur Berlins nicht will und vor allem, daß man sich nicht wie Mazeppa auf das wilde Pferd der Berliner Revolution binden läßt. Wir können nur wünschen — aus innerstem, bangen Herzen —, daß dieser begreifliche Widerstand die Reichseinheit nicht bedroht — heute, da alle Stimmungen und Motive mehr über ihre ursprünglichen Grenzen und Bedeutungen hinausfluten.

Alle Tage sind jetzt voll Politik und Agitation. Man lebt in Versammlungen und Organisationsarbeit.

Montag, 25. November.

Die nordwestdeutschen Arbeiter- und Soldatenräte haben sich für die möglichst beschleunigte Einberufung der Nationalversammlung ausgesprochen. Dasselbe tut in einem sehr energischen Aufruf der Vollzugsausschuß des Soldatenrates bei der Obersten Heeresleitung. „Das Feldherr will Frieden und einen geordneten Aufbau des Reiches."

Die Truppensoldatenräte wollen am 1. Dezember einen Delegiertentag in Ems halten, um über die Stellung der Frontsoldaten zur Lage gemeinsam zu beraten.

Rückkehr der Truppen. In Eile sind auf den Bahnhöfen Kränze und Fahnen und Willkommenstafeln angebracht, und man müht sich, über das Traurige dieser zu so anderer Gefühle Ausdruck bestimmten Sinnbilder hinweg in den innigen Sinn des Wortes „Heimkehr" einzudringen. Zu einer Frauenversammlung in Altona fahre ich mit einem Soldaten, der wie er sagt, sich auch „abgehauen" hat, um nach Hause zu kommen, und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glück und Zufriedenheit sagt: „Wenn ich heute nach Hause komme, kann ich morgen anfangen zu arbeiten." Gegen die Vernunft dieser Möglichkeit kommt keine Überlegung über die Gefahren ungeordneter Demobilmachung auf.

Eine Riesenfrauenversammlung der demokratischen Partei von einer unbeschreiblichen Überfüllung. Man stellt sich mit Befriedigung vor, daß in diesem Saal, der heute sicher 2000 Menschen faßt, gestern die Unabhängigen eine öffentliche Volksversammlung einberufen hatten, die nur von 500 besucht gewesen ist.

Dienstag, 26. November.

Die Tagung der „deutschen Freistaaten" in Berlin hat wenigstens eine gewisse Einheitlichkeit gebracht, trotz der Schwabinger Politik von Herrn Eisner. Es sind folgende Beschlüsse gefaßt:

„1. Die Aufrechterhaltung der Einheit Deutschlands ist ein dringendes Gebot. Alle deutschen Stämme stehen geschlossen zur deutschen Republik. Sie verpflichten sich, entschieden im Sinne der Reichseinheit zu wirken und separatistische Bestrebungen zu bekämpfen.

2. Der Berufung einer konstituierenden Nationalversammlung wird allgemein zugestimmt, ebenso der Absicht der Reichsleitung, die Vorbereitungen zur Nationalversammlung möglichst bald durchzuführen.

3. Bis zum Wiederzusammentritt der Nationalversammlung sind die Arbeiter- und Soldatenräte Repräsentanten des Volkswillens.

4. Die Reichsleitung wird ersucht, auf schleunige Herbeiführung eines Präliminarfriedens hinzuarbeiten."

Damit ist allerdings eine Reichsvertretung im Grunde noch nicht geschaffen. Die Frage nach dem „Wie?" des Zusammenwirkens der Arbeiter- und Soldatenräte bleibt offen.

Zu den wirtschaftlichen Fragen ist in folgender Entschließung Stellung genommen:

„Um das wirtschaftliche Leben Deutschlands aufrechtzuerhalten, die ungestörte Versorgung des Landes mit Lebensmitteln und Rohstoffen aus dem Ausland zu sichern und die deutsche Volksrepublik im In- und Ausland kreditfähig zu erhalten, ist das Fortarbeiten aller Banken, Sparkassen und sonstigen Kreditinstitute auf der bisherigen Grundlage und in der bisherigen Form unbedingt erforderlich. In Übereinstimmung mit den Vertretern der deutschen Einzelstaaten erklärt daher die Reichsregierung, daß jeder Eingriff in die geschäftliche Tätigkeit der Kreditanstalten zu unterbleiben hat."

Sehr ernst ist die Lage der Ernährung. Die schnelle Lockerung aller Verpflichtungsgefühle gegenüber dem Staat bringt mit den äußeren Umständen zusammen die höchsten Gefahren. Bergarbeiterstreiks — jetzt! — im allgemeinen Taumel terroristischer Machtausnutzung. Die „Germania" stellt folgendes fest: „Getreide und Lebensmittel sind in einer Masse erfaßt, die bis Ende Dezember zureicht. Die täglichen Zufuhren betragen 30 000—35 000 To. Das sind im Laufe des Dezember etwa 900 000 bis 1 000 000 To, ungefähr ein Viertel des normalen Bedarfs, sodaß wir direkt vor einer Katastrophe stehen. Die bis dahin herangeschafften Vorräte reichen längstens bis zum 10. Januar. Dazu kommt die gefährliche Lage bei den Kohlenwerken. Bei ganz vorsichtiger Einrichtung reichen die Berliner Vorräte noch 14 Tage. Wenn hier nicht schnellstens für Anfuhr gesorgt wird, steht die Hauptstadt in Gefahr, daß die Massen in Mengen erfrieren und verhungern." In langer Reihe folgen dann Angaben über die bedrohlichen Zustände im Reiche.

Mittwoch, 27. November.

Einen ganz großen Eindruck hatten wir gestern durch eine Frauenversammlung im Zirkus Busch, bei der wohl 7000 Frauen den Zirkus füllten, während Tausende wieder nach Hause gehen mußten. Der Geist einer schönen, gesammelten Einheitlichkeit, voll Ernst und gehobener Freudigkeit liegt als seelisches Fluidum über der dämmerigen Runde, aus der die sich erweiternden dichten Kränze der hellen Gesichter in ihrer lückenlosen Regelmäßigkeit merkwürdig entrückt und ins Unwirkliche erhoben uns umringen. Und in diesem Geist ist eines, Gott sei Dank, am stärksten: die innere Treue zu unserem Vaterlande und zu unserem Volk.

Unsere Hamburger Mehrheitssozialisten haben einen sehr entschiedenen Vorstoß gegen den A.- und S.-Rat gemacht: sie verlangen sofortige Neuwahl des A.- und S.-Rates unter gerechter Beteiligung aller Arbeiter; baldtunlichst Neuwahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften der Kommune und des Reiches; Sozialisierung bzw. Verstaatlichung aller Betriebe, deren Übernahme ohne Gefahr für unsere Konkurrenz auf dem Weltmarkt erfolgen kann; Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen nach Maßgabe der Verabredungen der Generalkommission und der Arbeitgeberverbände ohne Einmischung des A.- und S.-Rates. Beschränkung des A.- und S.-Rates auf kontrollierende und ev. beratende Mitwirkung in den Behörden.

Donnerstag, 28. November.

Die Führer der Revolution bemühen sich, gegen die einsichtslose Machtausnutzung zu kämpfen. So Barth im Groß-Berliner Arbeiterrat: „So wie es in den letzten Tagen gegangen ist, kann es nicht weiter gehen — es geht nicht an, daß in Betrieben und Branchen die Arbeiter keine Rücksicht nehmen auf unsere gegenwärtige Lage". Ob es nützt? Wenn bewußt an Stelle der Volksregierung die Klassenregierung gesetzt wird, warum soll dann der einzelne auf das Vaterland Rücksicht nehmen. Was zwingt ihn noch zur Beschränkung seiner selbst im Interesse eines Ganzen?

Es heißt aber, daß der bedrohliche oberschlesische Bergarbeiterstreik behoben ist, und die Leute wieder arbeiten.

Die Hamburger Bürgerschaft hat wieder getagt. Allerdings hat man ihr die Verhandlung eines Wahlrechtsantrages untersagt.

In Preußen ist die geistliche Ortsschulaufsicht aufgehoben. Der preußische Kultusminister arbeitet an der Trennung von Kirche und Staat eifrig und systematisch. Die Bischöfe haben feierlichen Protest gegen diese Trennung eingelegt. Der Aufrechterhaltung der Reichseinheit wird ein scharfes Vorgehen in dieser Frage zweifellos nicht günstig sein.

Freitag, 29. November.

Neue Meldungen sagen, daß der Kohlenarbeiterstreik noch keineswegs abgeschlossen sei, vielmehr in Oberschlesien noch von 90 v. H. der Arbeiterschaft aufrechterhalten werde.

In Leipzig haben die Studenten die Rote Fahne von der Universität wieder heruntergeholt.

Die Groß-Berliner Soldatenräte haben getagt und ein erhebliches Quantum schmutziger Wäsche gewaschen: unsinnige Gehälter, die sich die Mitglieder des Vollzugsrates gegenseitig bewilligten u. dgl. m.

Digitized by Google

Sonnabend, 30. November.

Endlich Reichswahlgesetz und Festsetzung der Wahlen auf den 16. Februar. Es werden 433 Abgeordnete auf 38 Verhältniswahlkreise zu wählen sein.

Die Fortsetzung der Sitzung des Groß-Berliner Soldatenrates zeigt ein etwas anderes Gesicht als die gestrige Versammlung. Es wird eine Entschließung zugunsten der baldmöglichen Einberufung der Nationalversammlung angenommen und bis dahin die Durchdringung der Gesellschaftsordnung mit dem Geist der sozialdemokratischen Revolution gefordert.

Das provisorische preußische Kultusministerium hat sein Programm veröffentlicht, das in 32 Punkten vor allem verspricht: Trennung von Kirche und Staat, Einheitsschule, Selbstverwaltung, Förderung des Volkshochschulwesens, Reorganisation der Technischen Hochschulen (?) und Durchdringung von Schule und Hochschule mit sozialistischem Geist. Die Aufstellung hält sich zwischen Verordnung und Programm, enthält viel prinzipiell Gutes neben Undeutlichem, viel Bedeutsames neben sehr Nebensächlichem.

Sonntag, 1. Dezember.

In den gestrigen Verhandlungen des Groß-Berliner Parlamentes der Feldgrauen erkennt man, wie sich, zunächst wenigstens, die Einsicht in die Notwendigkeit, von der Diktatur so schnell wie möglich loszukommen, durchsetzt. Es ist ein Beschluß gefaßt, der die Einberufung der Nationalversammlung so schnell, wie es technisch möglich ist, verlangt. Bis dahin müsse jedoch mit allen Kräften für die Durchdringung des Volkes und der bestehenden Institutionen mit dem Geist der Revolution gewirkt werden. — Wenn man nur nicht bei den Beschlüssen dieses Parlamentes so stark den Eindruck hätte, daß sie Zufalls- und Stimmungsergebnisse sind und in der politischen Klarheit der Versammlung nur einen sehr unsicheren Boden haben.

Die Bildung der großen Wahlkreise für die Wahlen zur Nationalversammlung wird vielfach als nicht besonders organisch empfunden. Die Vereinigung Hamburgs mit dem Regierungsbezirk Stade erscheint als weniger natürlich als die Verbindung mit Bezirken der Umgegend, die viel stärkere Fühlung mit Hamburg haben.

Der König von Württemberg hat in einer schönen und würdevollen Kundgebung seinen Thronverzicht ausgesprochen:

Wie ich schon erklärte, soll meine Person niemals ein Hindernis sein für die freie Entwicklung der Verhältnisse des Landes und dessen Wohlergehen. Geleitet von diesem Gedanken, lege ich mit dem heutigen Tage die Krone nieder. Allen, die mir in den 27 Jahren treu gedient oder sonst Gutes erwiesen, vor allem auch unseren heldenmütigen Truppen, die durch vier Jahre schwersten Ringens mit dem größten Opfermut den Feind vom Vaterlande ferngehalten haben, danke ich aus Herzensgrund. Erst mit meinem letzten Atemzuge wird meine Liebe zur teuren Heimat und ihrem Volk erlöschen. Ich spreche hierbei zugleich namens meiner Gemahlin, die nur schweren Herzens die Arbeit zum Wohle der Armen und Kranken im bisherigen Umfange niederlegt.

Gott segne, behüte und beschütze unser geliebtes Württemberg in aller Zukunft! Dies ist mein Scheidegruß. **Wilhelm.**

Montag, 2. Dezember.

Das mit Spannung erwartete Ergebnis des Delegiertentags der Frontsoldaten in Eins wird mitgeteilt. Man sieht aus dem Bericht die ganze Schwierigkeit einigermaßen parlamentarisch geordneter Verhandlungen in einer politisch wenig geschulten Körperschaft. Trotz alledem stellt sich doch mit ziemlicher Klarheit und Einheitlichkeit die Stimmung und Gesinnung der Frontsoldaten heraus: der Wunsch, ohne ein Zwischenstadium von Unordnung und Selbstzerstörung wieder aufgenommen zu werden in das geordnete Arbeitsleben der Heimat, ist durchschlagend. Daraus ergibt sich selbstverständlich der Wille, die Regierung zu stützen, die die Errungenschaften der Republik gegen rechts oder gegen links zu verteidigen gesonnen ist und die Kraft hat. Die Resolution ist das Vernünftigste, Besonnenste, was bisher aus der Revolution an Kundgebungen hervorgegangen ist:

„Für den Neubau ist die politische Demokratie, aber auch um die Folgen der Verwüstungen des Krieges zu heilen, eine schrittweise Sozialisierung der dafür reifen Betriebe notwendig. Nur so können wir vor allem die heiligen Pflichten, die das Volk gegen die Opfer des Krieges, Witwen und Waisen unserer gefallenen Kameraden und Kriegsbeschädigten hat, erfüllen. So nur ist es möglich, auch die sozialpolitischen Forderungen des werktätigen Volkes, der Hand- und Kopfarbeiter zu verwirklichen. Um so mehr beklagt der Vertretertag des Feldheeres die Streiks in lebenswichtigen Industrien. Wir, die wir in jahrelangen schweren Kämpfen unser Leben eingesetzt haben, appellieren an die Einsicht und Solidarität der gesamten deutschen Arbeiterschaft, den Wiederaufbau durch Arbeitsverweigerung nicht zu gefährden. Denn gerade die minderbemittelten Bevölkerungskreise würden am schwersten unter den Folgen zu leiden haben und unsere Existenzmöglichkeit auf das ärgste gefährdet werden. Der Vertretertag ist sich bewußt, daß zur Sicherung der demokratischen und sozialen Ziele so schnell wie möglich eine gemäßigtere Regierungsgewalt gegründet werden muß. Er verlangt deshalb

die Einberufung einer verfassunggebenden Nationalversammlung.

Die Teilnahme muß für alle wahlberechtigten Angehörigen des Heeres gesichert sein. Der Vertretertag hat Vertrauen zu der Regierung Ebert-Haase, daß sie in dieser Richtung ihre ganze Kraft einsetzen wird und stellt sich deshalb im Namen des Feldheeres entschlossen hinter sie."

Man schöpft einmal wieder Vertrauen dazu, daß doch schließlich Vernunft, Einsicht und der Wille, sich selbstlos in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, sich aus Leidenschaft und Sinnlosigkeit herausarbeitet.

Dagegen hat die Liebknecht-Gruppe in ihren Versammlungen in Aussicht gestellt, daß sie demnächst gestützt auf mehr als 30 000 Anhänger und genügend Waffen den letzten Kampf für die Freiheit des Volkes aufnehmen wolle. Sie gibt die Parole aus: keine Nationalversammlung, kein Friede mit der Entente und Verbrüderung mit dem russischen Bolschewismus.

Die Verwaltungskosten der Arbeiter- und Soldatenräte haben in 14 Tagen 800 Millionen Mark betragen. Es ist ein verzweiflungsvoller Gedanke, daß in dieser Weise die uns noch gebliebene Finanzkraft zerstört wird durch Körperschaften, die nahezu überall sich als unfähig erwiesen haben, Verwaltungsaufgaben wirklich zu übernehmen, die zu reinen Luxuseinrichtungen der Revolution geworden sind. Aus Verhandlungen des Soldatenrats hier in Hamburg geht hervor, daß man bisher nicht einmal mit dem Sicherheitsdienst fertig geworden ist.

Dienstag, 3. Dezember.

Fahrt nach Berlin in einem Personenzug, der von morgens bis abends 10 Stunden unterwegs ist und in jedem seiner Abteile wohl 16 bis 20 Menschen birgt. Man versteht zum erstenmal ganz richtig die Wendung, daß kein Apfel zur Erde kann.

Den Menschen, die unbeschreiblich zusammengedrückt die lange Fahrt mit einander machen, spürt man die innere Verwirrung in erschütternder Weise an. Man „weiß nicht ein und aus", ist ein Spielball von Gerüchten, Vermutungen und Furcht und leidet vor allem unter der Rechtsunsicherheit bewußt und unbewußt.

Das Reichswahlgesetz ist veröffentlicht. Daß die neue Wahlordnung einfach und leicht verständlich sei, kann man nicht sagen. Sie volkstümlich zu machen, wird eine recht harte Aufklärungsarbeit erfordern.

Die Frage, ob der Reichstag besteht, ist durch die Reichsregierung in einem Erlaß an das Reichstagsbureau beantwortet worden, der den Abgeordneten nur die ihnen im Falle der Auflösung zustehenden Diäten zukommen lassen will und zugleich die Einziehung der Eisenbahnfahrkarten veranlaßt. Dagegen hat der Präsident Fehrenbach protestiert als gegen eine Gesetzwidrigkeit.

Von Bayern ist die Einberufung einer Konferenz der Vertreter der deutschen Regierung in Jena oder einem anderen neutral gelegenen Ort gefordert, durch die eine programmatische Kundgebung zur äußeren und inneren Politik erlassen werden soll.

Unterdessen vollzieht sich die Demobilmachung mit so viel Ordnung und System, wie nur irgend erreichbar ist. Das Demobilmachungsamt, das vom Reichswirtschaftsamt abgezweigt ist, vor allem aber die örtlichen Behörden, bemühen sich, Wiedereinstellung und Ausschaltung, Erwerbslosenfürsorge und Arbeitsvermittlung nach besten Kräften zu organisieren. Dabei läuft

Digitized by Google

natürlich doch viel Willkür und Rücksichtslosigkeit mit unter, zumal in der Art, wie die Frauen allenthalben einfach herausgedrängt werden, ohne daß ihnen der Übergang erleichtert wird. Vorher entworfene Pläne vorsichtiger Überleitung werden überrannt.

An alle Behörden sind Richtlinien für die Erteilung von Staatsaufträgen in der Übergangszeit erlassen, um den Arbeitsmarkt wieder zu beleben.

Die Funkerabteilung des Gardekorps ist in Berlin, von berittenen Offizieren geführt, mit schwarzweißroten Fahnen und klingendem Spiel durch die Stadt gezogen und hat sich der Forderung der Abgabe der Waffen widersetzt. Sie verteilten nach einem Bericht der „Freiheit" ein mit dem Namen Hindenburgs gezeichnetes Flugblatt gegen die bolschewistischen Umtriebe und für Unterstützung der gegenwärtigen Regierung.

Mittwoch, 4. Dezember.

Dr 53er Ausschuß, der die Gesamtvertretung der Marine darstellt, hat sich dem Beschluß des Berliner und Münchener Vollzugsrats auf Entfernung Solfs und Ausschluß Erzbergers von den Friedensverhandlungen angeschlossen.

Die Hamburger Linksradikalen schließen sich der Internationalen kommunistischen Partei Deutschlands an, wollen Annullierung der öffentlichen Anleihen unter Schonung der kleinen Zahler, Enteignung der großen Besitze, Überführung der Großbetriebe und der gesamten Wirtschaft in gesellschaftliches Eigentum. Die Einberufung der Nationalversammlung wird selbstverständlich abgelehnt.

Ein Programm der Geistigen statt vieler andrer, die in diesen Tagen kundgegeben sind:

Der „Werkbund geistiger Arbeiter in Hamburg" will zum Unterschied von den Sondervertretungen, die für die einzelnen geistigen Berufe bestehen, geistige Arbeiter sammeln, die als ein lebendiger Teil des nach Gestaltung ringenden Volkes den Zusammenhang suchen zwischen ihrem eigenen Geistesgebiet und den gesamten politischen Gedanken der Zeit.

Er will werktätig kämpfen für die Kultur; für die Durchgeistigung des gesamten Volkslebens, für persönliche Freiheit und soziale Gerechtigkeit. Er bekämpft jede Vergewaltigung der Völker oder des einzelnen, sei sie politischer, militärischer oder wirtschaftlicher Natur.

Deshalb will er:

1. Eine Gestaltung des Wirtschaftslebens, welche alle schöpferischen Kräfte zur Entfaltung bringt und der arbeitenden Menschheit bei gesteigertem Verantwortungsbewußtsein ein reicheres individuelles Leben ermöglicht. Alle Maßnahmen auf dem Gebiete der Wohnungspolitik, der Bodenpolitik und der Steuerpolitik, die dazu dienen, die unentbehrliche breite äußere Grundlage jeder Kulturbestrebung zu schaffen. Weitgehende Umwandlung privatwirtschaftlicher Unternehmungen in gemeinwirtschaftliche. Gerechte Wertung jeder Arbeit, sowohl der Handarbeit wie der Kopfarbeit.
2. Umgestaltung des öffentlichen Bildungs- und Erziehungswesens: Aufbau der unentgeltlichen allgemeinen Volksschule im Sinne einer deutschen Gesamtschule, mit freiem Aufstieg und Gliederung nach Begabungen. Freiere Gestaltung des jugendlichen Lebens. Verhinderung jeder Erstarrung der Lehre an den Hochschulen. Volkshochschulen. Künstlerische Volkserziehung.
3. Freiheit der Forschung, der Lehre und der Kunst. Vereins- und Versammlungsfreiheit. Preßfreiheit, sittliche, wirtschaftliche und technische Reform des Preßwesens.
4. Menschlichere Ordnung des Strafvollzuges.
5. Förderung aller Maßnahmen zur Hebung der Volksgesundheit.
6. Veredelung der Anschauungen und Vorschriften, die das Geschlechtsleben und die Familie betreffen. Mutterschutz. Kinderschutz.
7. Trennung von Staat und Kirche.
8. Die gesamtdeutsche Republik auf der Grundlage der geschichtlich gewordenen Volksverbände. Volksvertretung nach gleichem, direktem und geheimem Verhältniswahlrecht aller Reichsangehörigen beiderlei Geschlechts.
9. Berücksichtigung der Organisationen geistiger Arbeiter bei Gesetzgebung und Staatsverwaltung.
10. Einen Bund der Kulturvölker.

Das Brandenburger Tor und der Pariser Platz werden für den Einzug der Truppen geschmückt. Tannenkränze mit roten Bändern umwunden wehen zwischen den grauen Säulen Schmales Rot rinnt um den Kapitälen in der Kannelierung herunter. Man kann nicht anders sagen, als daß die neue Farbe, mit Maße angewendet, dem strengen Preußenbau äußerlich gut steht. Innerlich? Die Viktoria steht fremd und zusammenhanglos über den roten Symbolen.

Berlin ist ein Heerlager. Als wären die Soldaten aller Fronten dort zusammengeströmt. Zwischen den Bahnhöfen fahren fast ununterbrochen Krümperwagen und Lastfuhrwerke, die Soldaten und Gepäck hin und her befördern. In den Eingangshallen und Wartesälen das richtige Biwak. Und alle so aufgelöst, nachlässig, haltungslos, verdrossen und erregt. Beim Stehen „nach Fahrkarten" zu dem unsagbar überfüllten Hamburger Nachtzug hört man ein trostlos verworrenes Durcheinander von halbwahren und unwahren Behauptungen, sinnlosen Erklärungen, verrückten Warnungen. Alles, was geschehen ist, kommt einem aus diesem Seelenzustand greifbarer und ergreifender entgegen als aus den Nachrichten der Zeitungen, und die Fahrt im dunklen, von Menschen und Gepäckstücken dichtgefüllten Wagen ist, als wenn man noch einmal wieder den Leidensweg dieser letzten Wochen gehen müßte.

Donnerstag, 5. Dezember.

Das preußische Kultusministerium hat einen Aufruf an die Lehrerschaft und einen an die Schüler der höheren Schulen erlassen. Von den Lehrern wird „wissenschaftliche Objektivität" im Unterricht gefordert, das heißt, es wird der Gedanke eines Rachekrieges aus der Schule verbannt und die Aufrechterhaltung der Hoffnung, daß dieser Krieg der letzte gewesen ist, den Lehrern zur Pflicht gemacht. Den Schülern wird in Aussicht gestellt, daß sie unter eigener Verantwortung an der Gestaltung ihres Lebens, auch in der Schule, mitwirken sollen. Dazu wird eine Schulgemeinde, das heißt eine Konferenz, eingerichtet, an der die Schüler von Obertertia aufwärts und die Lehrer sich in freier Aussprache über die Angelegenheiten des Schullebens verständigen sollen. Der Jugend wird mit großer Entschiedenheit anempfohlen, diese neue Verantwortung in edlem Sinne aufzufassen und durch Ernst und Treue das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

In Riesenversammlungen in Köln ist eine dem Deutschen Reich angehörige selbständige rheinisch-westfälische Republik gefordert. Der Beschluß hat den nachstehenden Wortlaut:

In Anbetracht der tiefgreifenden politischen Umwälzungen im Deutschen Reiche und in Erkenntnis der völligen Unmöglichkeit, in Berlin eine geordnete Regierung zu schaffen, und in der Überzeugung, daß die Länder am Rhein nebst Westfalen politisch, kulturell und wirtschaftlich ausreichend staatsbildende Kräfte besitzen, gibt die Versammlung dem festen Willen Ausdruck, die Einheitlichkeit des Reiches zu wahren und den Wiederaufbau des neuen deutschen Staatswesens von den Ländern am Rhein und Westfalen aus aufzunehmen. Die Versammlung fordert deshalb die anerkannten Vertreter des Volkswillens aller Parteien im Rheinland und Westfalen und anderen Ländern am Rhein auf, baldigst die Proklamierung der dem Deutschen Reiche angehörigen selbständigen rheinisch-westfälischen Republik in die Wege zu leiten.

Man muß bei all diesen Kundgebungen, von denen jede einzelne uns zuerst wie ein Schwert durch die Seele geht, festhalten, daß ihr Sinn nicht die Auflösung der Reichseinheit sein soll, sondern die Weigerung, das Schicksal anders gesinnter deutscher Volksgebiete von dem Wirrsal in Berlin abhängig sein zu lassen.

Freitag, 6. Dezember.

Sehr ernste Mitteilungen veröffentlicht das Kriegsernährungsamt über den Stand der Ernährungswirtschaft. Durch Grippe, Unruhen und Arbeitseinstellung der Kriegsgefangenen ist ein erheblicher Teil der Kartoffelernte nicht eingebracht und durch Frost vernichtet. Die Transportkrisis hat die Möglichkeiten der Bergung und Verteilung der Vorräte weiter verhängnisvoll eingeschränkt. Die Kartoffelration kann nicht aufrecht erhalten werden. Die Lagerbestände für die Getreideversorgung reichen nur noch bis zum 7. Februar. Nachher wird die Tagesration auf 80 Gramm heruntergesetzt werden müssen. Die Durchführung der Fettwirtschaft hatte mit Oelsaaten gerechnet, die in Rußland gekauft worden waren, und die nun nicht nach Deutschland transportiert worden sind. Der von Anfang Februar ab noch zur

Digitized by Google

Verfügung stehende Nährwert würde auf den Kopf die Hälfte von dem, was jetzt gewährt wird, ausmachen.

Die Wahlen für die bayerische Nationalversammlung finden schon am 12. Januar statt.

Naumann / Wie soll es werden?

4.

Die große allgemeine Krisis setzt sich in allen Teilen der Wirtschaft durch. Innerhalb der Industrien vollziehen sich folgende Hauptbewegungen:

1. Der gewerbliche Mittelstand kommt zerbrochener aus dem Kriege heraus, als er vorher war, und kann dem doppelten Drucke der Steuern und der Arbeiterforderungen noch weniger standhalten als vorher. Er wird sich schnell und energisch der genossenschaftlichen Herstellungsweise oder Vertriebsart zuwenden und damit von sich aus einen Übergang zum Großbetrieb suchen müssen, weil er sonst von seinen Generalunkosten konkurrenzunfähig gemacht wird. In einer Zeit, deren erstes Gesetz die Sparsamkeit ist, kann keine Betriebsart sich halten, die nicht bis an die äußerste Grenze möglicher Ersparungen von Räumen, Kräften und Hilfsstoffen herangeht. Das ist in vieler Hinsicht sehr schmerzlich, aber wir sind überzeugt, daß die klugen, führenden Köpfe der Handwerker selbst in zahlreichen Arbeitszweigen zu solchen Überzeugungen gelangen werden. Auch wenn die künftige demokratische Staatsleitung bereit sein sollte, was nicht sicher ist, den Handwerkern und Kleinkaufleuten besondere Steuernachlässe zu gewähren, so kann niemand den kleinen Betrieben die Folgen der allgemeinen Verteuerung und Depression abnehmen.

2. Die Industrien werden unter demselben Drucke sich noch viel mehr als vor dem Kriege in Produktionsverbänden und Syndikaten zusammenschließen, indem schwächere Unternehmungen sich verschlucken oder aufkaufen lassen und größere Körper eine Ersparnis von Konkurrenzkosten anstreben werden. Alle an der Herstellung Beteiligten werden von vornherein mehr als früher auf einen gemeinsamen Haushalts- und Arbeitsplan bedacht sein sowohl in der Inlandversorgung wie im Export. Es vollzieht sich so durch Zusammenpressung der Übergang zu einem Sozialismus der Gewerbegruppen.

3. Die gewerblichen Lohnarbeiter sind dadurch, daß ihre politischen Rechte sehr gewachsen sind, in viel höherem Grade Herren der Gewerbepolitik als früher. Das wird sich darin zeigen, daß bei Streiks und ähnlichen Anlässen die Regierung nicht wie bisher im allgemeinen auf Seite des Unternehmertums steht, sondern eher, soweit es praktisch durchführbar ist, den Wünschen der Arbeiter entgegenkommt. Das Unternehmertum wird es deshalb in sehr vielen Fällen von vornherein für angebracht halten, mit den Arbeitern und ihren Vertretungen direkt zu verhandeln und sich eine dauernde Mitregierung der Arbeiterschaften gefallen zu lassen.

Aus dem allen ergibt sich ein starkes Wachstum des Verbands- und Vertragssystems. Der Einzelmensch verliert mit einem Ruck fast in allen Lagen des menschlichen Lebens seine Festigkeit. So kommt der Sozialismus als eine Gefolgschaft der Not und wird von selbst zum Charakter der Epoche.

5.

Obwohl heute jedermann ungefähr weiß, was Sozialismus ist, so zeigt sich doch bei jeder genaueren Beschäftigung mit dem Gegenstande, wie wenig einheitlich das Gedankengebilde des siegreichen Marxismus ist, so daß man geradezu von einer Krisis des Marxismus reden muß.

Die Hauptrichtung der offiziellen deutschen Sozialdemokratie, die ihren Ausdruck im Erfurter Programm von 1891 gefunden hat, geht auf Vergesellschaftung der Produktionsmittel, ohne doch genauer anzugeben, wie dieser Vorgang zu denken sei. An dieser Stelle setzen nun heute die Verschiedenheiten ein, nachdem die politischen Haupthindernisse der Sozialisierung beseitigt sind. Will man Verstaatlichung oder proletarische Syndikatsleitung oder Arbeiterkontrolle der einzelnen privatkapitalistischen Werke? Daß in irgendeiner Weise die Angestellten und Arbeiter mehr bedeuten werden als bisher, ist klar, es steht aber keineswegs fest, wie das möglich zu machen ist, ohne den Ertrag der Produktion zu vermindern.

Man wird folgende unterschiedliche Methoden nebeneinander hergehen sehen:

1. Arbeitszweige, die verstaatlichungsreif sind, sollen verstaatlicht werden; das heißt, von jetzt an — unter öffentliche demokratische Kontrolle gestellt. Der Staat übernimmt irgendwie die Abfindung der bisherigen Inhaber, verzinst das Kapital, stellt eine bürokratische Leitung und verhandelt mit den Arbeiterausschüssen wie mit feindlichen Mächten. Das letztere ergibt sich gegen den Willen der Beteiligten daraus, daß durch die Verstaatlichung Einnahmen für die öffentlichen Kassen gewonnen werden sollen. Verzichtet man auf Ertrag, so fällt für die Staatsregierung der Anlaß weg, sich mit Verstaatlichungsmühen zu belasten, verzichtet man aber nicht, so entsteht ein beständiger Konflikt zwischen Volksregierung und Arbeiterorganisation. Eine sozialdemokratische Regierung wird aus diesen und anderen Gründen nur zögernde Schritte tun, um den Hauptsatz des Erfurter Programms auf direktem Wege zu verwirklichen.

2. Es ist deshalb wichtiger, den indirekten Methoden der Sozialisierung volle Aufmerksamkeit zu widmen.

a) Die Finanzverwaltung hat es in der Hand, alle Unternehmer zu Zwangssteuerverbänden zusammenzufassen, indem sie eine gemeinsame Gewerbesteuer ausschreibt. Damit entstehen die Körperschaften, mit denen gleichzeitig die Arbeiterausschüsse über den Ertrag rechten.

b) Die Finanzverwaltung kann weiterhin den Staat zum Mitaktionär jeder Aktiengesellschaft oder sonst unpersönlichen Geschäftsunternehmung machen, indem sie den Vermögensteil, den der Privatmann bar bezahlen muß, in Anteilscheinen annimmt. Dasselbe Verfahren der Aktienbeteiligung ist gegenüber den Arbeitern möglich.

c) Die Gewerbeordnung kann den Arbeitervertretungen gewisse parlamentarische Rechte innerhalb der Betriebe zusprechen, so daß ein Fabrikkonstitutionalismus entsteht, der anfangs für die Unternehmer ungewohnt und unbequem sein wird, der aber zur Erhöhung der allgemeinen Leistungskraft viel beizutragen vermag.

Unter allen Umständen muß sich die bürgerliche Welt darauf gefaßt machen, daß in der demokratischen Republik der Arbeitereinfluß auf den verschiedensten Wegen steigt. Das marxistische System wird lockerer werden, aber die tatsächliche Macht der arbeitenden Masse wird größer.

6.

Die Landwirtschaft hat alle Ursache, sich ernsthaft mit den neuen Verhältnissen zu befassen. Man soll nicht

Digitized by Google

denken, daß die Landwirtschaft deshalb unberührt bleibt, weil durch die Revolution zunächst der Geist der Dörfer weniger offensichtlich erschüttert wird. Es ändern sich folgende Voraussetzungen:

1. Die agrarfreundliche, schutzzöllnerische Mehrheit ist auf Grund eines neuen Wahlsystems bei höher steigenden Ernährungspreisen sehr in Frage gestellt. Gleichzeitig aber sorgen für längere Zeit die teueren Schiffsfrachten für die landwirtschaftlichen Heimatpreise, so daß eine hinreichende Umgestaltungszeit vorhanden ist. Diese muß benutzt werden, um die landwirtschaftlichen Betriebe auf Bodengrößen und Bodenpreise einzurichten, die dem Wettkampfe gewachsen sind. Das heißt: die bäuerliche Wirtschaft und mit ihr die Viehwirtschaft muß noch mehr als bisher zum Kern der Landwirtschaft gemacht werden. Das Land der Masse!

2. Der Zustrom von Arbeitskräften aus dem Auslande wird voraussichtlich viel schwächer fließen als vor dem Kriege, vielleicht ganz aufhören. Dazu kommt, daß deutsche Abwanderung nach Kanada und anderen amerikanischen Gebieten eintritt, sobald der Landhunger zu Hause nicht gestillt wird. Auf diese Weise bricht das Großgütersystem von selber zusammen, soweit es nicht in der Lage ist, sich auf dem Wege der Landarbeiterbeteiligung (mitbesitzender Arbeiterrat) zu retten. Inwieweit aber dieser Ausweg gangbar ist, entzieht sich bis jetzt aller Beurteilung, da hierbei alles von langsamer, sehr geschickter Überleitung abhängt, mit der nicht sicher zu rechnen ist.

3. Die Hauptsache ist, daß die Volksernährung nicht verschlechtert, sondern verbessert wird. Wir müssen so viel Brot, Milch, Fleisch, Kartoffeln hervorbringen, als möglich. Das muß in gegenwärtiger Weltlage auch die großstädtische Demokratie begreifen, so wenig Ahnung von landwirtschaftlichen Dingen sie sonst haben mag. Deshalb sollen von den bäuerlichen Wirtschaften alle Störungen soweit als möglich ferngehalten werden. Die Bauern selbst werden einsehen, daß sie den Wünschen ihrer Arbeiter nach Kräften entgegenkommen müssen, aber eine schematische Anwendung industrieller Vorschriften auf Landverhältnisse kann leicht zu Katastrophen führen, die niemand nützen.

4. Ob ein Staatsgetreideeinkauf (Getreidemonopol) aufgerichtet werden soll, bedarf noch der eindringlichen Untersuchung. Wirtschaftlich spricht sehr vieles dafür, es bleibt aber das alte Bedenken übrig, daß dadurch leicht der Brotpreis zum beständigen Gegenstand des innerpolitischen Kampfes gemacht wird. Sobald eine Formel über Preisbildung gefunden wird, mit der sich sowohl Landwirte wie Sozialdemokraten grundsätzlich einverstanden erklären können, sind auch wir für den Plan zu gewinnen, da er dann keine Massenmaßregel mehr darstellt.

Auf allen Gebieten in Landwirtschaft, Handwerk und Industrie gilt es, die Arbeitsleistung zu erhöhen und sparsam zu wirtschaften. In dieser einfachen Forderung liegt so viel praktische Wahrheit, daß sie nicht oft genug wiederholt werden kann.

Paul Rohrbach / Woran es fehlt!

Wir haben die neue revolutionäre Regierung jetzt einen Monat, und dieser Monat hat hingereicht, um die Zensur, mit der sie früher oder später vom Schauplatz abtreten wird, festzustellen. Das Urteil wird lauten: sie war wohlmeinend und aufrichtig, aber nicht fähig, dem deutschen Volke in den beiden größten Nöten zu helfen, die es bedrängten, seit der Zusammenbruch vor dem Waffenstillstand erfolgte. Was uns not tut, sind äußere Ordnung und moralische Wiederaufrichtung. Hätte die Regierung diese beiden Aufgaben entschlossen angefaßt, so wäre ihr das Volk dankbar und von Herzen zugefallen, und sie selbst hätte, getragen von einem entscheidenden Verdienst um die Nation mit innerlich starker Autorität vor der Nationalversammlung dagestanden. Niemand hätte ihr dann vergessen, was sie für Deutschland geleistet hätte, und kraft einer so erworbenen moralischen Stellung hätte sie entscheidenden Einfluß auf den weiteren Gang der Dinge beanspruchen können.

Diese Möglichkeit für sich selbst, für ihre Idee und für ihre Partei, hat die Regierung schon heute zum größten Teil verspielt. Der wüsten Unordnung, die mit dem Tage der Revolution in Deutschland einsetzte, steht sie nach wie vor hilflos gegenüber. Daß die Maschine überhaupt noch funktioniert, kommt daher, daß die alten Regierungs- und Verwaltungskräfte, so gut es geht, weiterarbeiten. Daß Narrheit, Korruption, Willkür und Gewaltsamkeit uns nicht noch viel toller und sichtbarer überschwemmen, als schon der Fall ist, daran gehört das Verdienst weniger der Regierung, als der vernünftigen und geschulten Art unseres Volkes, vor allem unseres Heeres, die während des einen Monats, den die Zügel jetzt am Boden schleifen, nicht aus Rand und Band haben gebracht werden können. Die Regierung aber hat selbst gegen den ärgsten Unfug nichts als beschwörende Hände und Kapuzinerpredigten. Damit gibt sie der Auflösung nur immer weiteren Spielraum. Die sechs fleißigen Männer und ihre fleißigen Gehilfen arbeiten vom Morgen bis in die Nacht, aber ihr Tun ist kein Regieren. Regieren heißt lenken, aber von Lenkung der Staatsgeschäfte ist diese Art von Tätigkeit so entfernt wie möglich. Gelenkt wird gar nichts, außer der Regierung durch die Ereignisse. Es ist mit veränderter Rollenbesetzung und in verändertem Ton einfach das alte trostlose Spiel der letzten Jahre. Es zeigen sich keine Kraft, kein schwungvoller Wille, um zu retten, was noch gerettet, aufzurichten, was noch aufgerichtet werden kann. So sieht die deutsche Revolution aus! Mit einem Wort: Enttäuschung.

Das Traurigste ist die Erfahrung, daß die regierenden Stellen ganz und gar vor der Aufgabe versagen, für Deutschlands moralische Ansprüche gegenüber der perfiden Unmoral der Feinde das Wort zu führen. Hier hatte die alte Regierung der neuen ein wahrhaft fürchterliches Erbe hinterlassen, aber gerade darum mußte die rettende Pflicht hier doppelt schnell und energisch erfaßt werden. Dazu kam, daß auch die Revolution in der schweren Stunde, die Deutschland durchlebte, durch die Wehrlosmachung des Vaterlandes vor seinen grimmigsten Feinden eine Schuld auf sich lud, die, innerlich unsühnbar, nur dadurch vor der Nachwelt etwas hätte erleichtert werden können, daß die moralische Würde des deutschen Volks von dem Augenblick an besser gewahrt worden wäre als vorher. Statt dessen geschah, was man kaum noch hätte für möglich halten sollen: sie wurde nicht besser gewahrt, sondern noch schlechter. Die Revolution und die Sozialdemokratie hatten sich einer Täuschung hingegeben, durch die sie bewiesen, wie fachfremd in auswärtigen Dingen die Kräfte geschult waren, die hier die Leitung hatten. Sie hatten geglaubt, mit ihnen würden die Feinde leichter und unter besseren Bedingungen verhandeln, als mit der alten Regierung, und auch die sozialistischen Gesinnungsgenossen in den feindlichen Ländern würden sich zu ihren Gunsten

Digitized by Google

führen. Eine furchtbare Täuschung, aber unerwartet war sie nur für die neuen Männer und für die eher international als national empfindenden Pazifisten auf der Linken des bürgerlichen Lagers. Auch diese steckten in dem Dunst der Einbildung, als ob Deutschland dadurch geholfen werden könne, daß es sich „besserte" und als „reuig" bekennte. Nur ein von rosigen Vorurteilen erfüllter politischer Dilettantismus vermochte so zu denken. Der nüchterne Politiker konnte die Lage nicht anders beurteilen als mit den Worten des Prinzen Max von Baden: daß die Freunde der Gerechtigkeit und Menschlichkeit auf der feindlichen Seite ihre Sache von dem Moment an für verloren halten mußten, wo es klar war, daß es keine Bedingungen mehr gab, die Deutschland sich nicht würde gefallen lassen!

Hier hat der sozialdemokratische und bürgerliche Pazifismus eine Niederlage erlitten, von der er sich so bald nicht erholen wird, und die für ihn um so verhängnisvoller ist, als sie offenkundig durch den Mangel an politischem Intellekt verschuldet erscheint. Es war keine hoffnungslose Aufgabe, die Anhänger des Rechtsfriedens unter den Ententevölkern zu stärken, denn sie besaßen bereits eine gewisse Kraft. Sie wurden jedoch überrannt, als die Propheten der Brutalität und des Hasses der Masse damit die Ohren vollschreien konnten: Deutschland wirft alles weg, Waffen, Würde und Ehre; es läßt sich knebeln und treten, wozu da noch Rücksichten nehmen!

Diese Wendung war klar, sobald die Revolution unsere letzte Wehr zerbrochen hatte. Nun hätte die Regierung sich aufraffen, den Fehler begreifen und nachdem der materielle Widerstand unmöglich geworden war, wenigstens den moralischen durch ganz Deutschland organisieren und führen sollen. Es ist ein klägliches Schauspiel, zu sehen, wie viele Zeitungen der Linken, bürgerliche und sozialdemokratische, eine Haltung einnehmen, als ob es überhaupt nicht mehr etwas zu verteidigen gäbe, was nationale Würde heißt — verteidigen vor allem in dem Sinne, daß die Heuchelei und moralische Schwäche des Gegners bloßgestellt wird. Es ist, als ob das elende und schuldvolle Nichtstun der alten Regierung auf diesem Gebiete die meisten Organe unserer öffentlichen Meinung gelähmt hat. Für jeden sehenden Politiker ist es klar, welchen Plan die Feinde jetzt verfolgen. Sie wollen keinen Rechtsfrieden und keinen Völkerbund, sondern sie wollen Deutschland zertreten. Zu dem Zweck schreien sie jetzt von neuem in unendlicher und wirksamer Wiederholung das alte Leitmotiv von Deutschlands Schuld und Strafwürdigkeit in die Welt hinaus. Hysterische Narren in Deutschland wissen dazu nichts Besseres zu tun, als noch neues, begehrtes Material zu liefern. Sie bilden sich in ihrer Schwachköpfigkeit ein, damit dem Frieden zu dienen und dienen nur dem Ziel der Knechtschaft für Deutschland.

Die Hetzer der Entente wissen wohl, wie groß ihre eigene Schuld ist. Sie wissen, daß der Hungerkrieg moralisch verdammenswerter ist als der U-Boot-Krieg. Sie wissen, was eine deutsche Regierung, eine deutsche Presse, ein deutsches Parlament, die politisch geschult wären, mit nationalem Instinkt und mit der natürlichen Beredsamkeit des Gefühls für nationale Würde begabt, ihnen auch heute noch durch eine starke moralische Offensive schaden könnten. Sie kennen wohl den Wert des alten erprobten Kniffs, daß, wer gestohlen hat, schreit: haltet den Dieb! Nichts ist ihnen gleichgültiger als die Unterscheidung des früheren und des jetzigen Deutschland in der Frage der „Schuld". Sie spotten unbarmherzig bei sich über die harmlosen Toren, die mit solchem Speck Mäuse fangen wollen. Nichts ist ihnen klarer, als daß eine halbwegs geschickte Regierung im Zusammenwirken mit der deutschen Presse in der Schuldfrage bald ein umgekehrtes Bild vor der Welt entrollen und die Welt nötigen könnte, seine Züge zu betrachten. Diese Regierung aber gibt es bei uns nicht, und das ist unser Elend.

Wenn einmal in Zukunft die Geschichte der politischen Unfähigkeiten geschrieben werden wird, die schuld daran waren, daß Deutschland den Krieg verlor und sich einem furchtbaren Frieden unterwarf, so wird kein Unterschied zwischen den Jahren vor und den Monaten nach der Revolution gemacht werden können. Das Urteil wird lauten: Die neuen Männer waren so blind wie die alten! Jetzt heult die Meute drüben nach dem Kaiser. Ein gemeiner Trick, nichts weiter, dazu bestimmt, die Aufmerksamkeit der Welt von den klaren Beweisen für die Schuld der Ententemänner am Kriege abzulenken. Wie schrieb Jean Jaurès am 29. Juli 1914 an Vandervelde? „Es läge in der Macht der französischen Regierung, Rußland am Kriege zu verhindern, aber man sucht den Krieg, den man schon lange schürte ... Hier treiben alle schädlichen Kräfte zum Krieg, den man zur Erfüllung eines krankhaften Ehrgeizes führen will, und weil die Börsen in London und Paris auf Petersburg spekulieren." Den Brief, in dem diese Sätze stehen, hat der jetzige Volksbeauftragte Scheidemann am 6. April 1916 im Deutschen Reichstag verlesen. Wo ist er jetzt? Er ist nur ein kleines Beispiel für die Fülle der Schuldbeweise gegen die Entente. Wo ist die erdrückende Menge der übrigen, die ohne weiteres hervorgeholt werden könnten? Sie liegen da, Waffen scharf und blank. Warum werden sie nicht benutzt? Werden wir denn ewig stumpfen Sinnes bleiben? Gibt es wirklich keinen Deutschen, der aufsteht und sagt: Worin Wilhelm II. auch immer gefehlt haben mag, jetzt soll nicht er, sondern in ihm soll Deutschland erniedrigt werden. Ihn jetzt preisgeben hieße darum würdelos handeln.

Robert Wilbrandt / Bayern

Aus dem Rheinland kommt die Nachricht von einer den Abfall bedeutenden Gegenrevolution mittels Emigration der Schwerindustrie, die vor der Niederlage, der Revolution und dem Sozialismus flüchten und das ganze Land mitnehmen will in einen eisenerzgesegneten Rheinbund von Frankreichs Gnaden. Wir bezeichnen das als verbrecherischen Kapitalismus.

Aus Bayern ist die Kunde weniger deutlich. Kurt Eisner erklärt, er wolle die Loslösung Bayerns nicht. Doch die Stimmung sei separatistisch. Er wolle ihr mit allen Mitteln entgegenarbeiten.

Ich habe in der bayerischen Gesandtschaft in Berlin auf wiederholtes Befragen immer wieder die Antwort bekommen, der Grund für diese Stimmung in Bayern sei, abgesehen von chronischer Abneigung gegen Preußen, besonders Berlin, jetzt ein ganz akuter: die Berliner Diktatur und die Gefahr einer Konterrevolution gegen diese, wofür eine geringe Militärmacht vielleicht schon genügen könne.

Was tut der bayerische Ministerpräsident gegen diese Stimmung in Bayern? Er hält in München populäre Reden und fährt nach Berlin um dreinzuwettern und scheint keine Diktatur darin zu sehen, wenn der Arbeiter- und Soldatenrat in München Personalveränderungen in der Berliner Exekutive fordert. Und was fordert er selber in Berlin? Abschaffung der Diktatur? Nationalversammlung?

Digitized by Google

Das weniger. Sondern Absetzung einer Reihe von Männern. Sie erfolgt nicht sofort. Er bricht die Beziehungen zum Auswärtigen Amte ab. Ist das alles Bekämpfung der Berliner Diktatur? Wird so einer militärischen Gegenbewegung vorgebeugt?

Die Nationalversammlung, das einzige, was auf Bekämpfung der Berliner Diktatur hinausläuft, hat Eisner diese Forderung gestellt? Oder auch nur unterstützt? Nein. Er ist der einzige offizielle Vertreter Süddeutschlands, der dies nicht getan hat. Nur bedingt, nur unter Vorbehalt hat er sich der Forderung der anderen angeschlossen. Wie also will er die Berliner Diktatur bekämpfen?

Er unterhält unterdessen über Bern mit der französischen Regierung Beziehungen. Er öffnet die alten Akten, angeblich um Berliner Mächte (aber nicht die der Diktatur) dadurch unmöglich zu machen. Er weist auf die Unschuld Bayerns hin, und er tritt für Frankreich, das ihm ein besonders freundliches Gesicht zu zeigen scheint, und gegen die Auffassung ein, daß das etwa haß- und racherfüllte Gegner sein könnten, mit denen er Sonderverhandlungen pflegt. Ja, dies scheint der Kernpunkt zu sein: daß er allein, daß Bayern allein, den Schlüssel zum Verständnis der Gegner habe, also er oder Bayern allein zum Verhandeln geeignet sei; wenn nicht für das Reich, wenn nicht samt dem Reich, dann ohne!

Eisner weist in München den Gedanken eines Separatfriedens von sich. Doch er spielt mit ihm. Ja, alle seine Taten ergeben nichts anderes als dessen Vorbereitung.

Es muß offen gesagt sein, ehe dieses Spiel die Ehre des Sozialismus befleckt:

Wenn Bayern einen Separatfrieden schließt, um für sich günstigere Bedingungen herauszuschlagen auf Kosten der Reichseinheit, die es verrät, so ist es der Judas des deutschen Volkes und die nächsten Laternenpfähle der passende Ort für diejenigen, die das betreiben.

Und das bayerische Proletariat soll bedenken, was es für seine Zwecke bedeutet, glückt das Treiben Eisners und seiner dunklen Hintermänner! Was kann es noch durchsetzen, wenn es im bayerischen Rheinbundstaat von Frankreichs Gnaden, losgelöst vom industriellen Norden, allein zwischen proletarierfeindlichen Elementen sitzt?

Gerhard Hildebrand / Bolschewismus oder Liberalismus?

Die Sozialdemokratie hat ihre Hochkonjunktur. Noch nie ist in Deutschland eine Volkspartei so mächtig gewesen, wie sie, noch nie hat sie selber einen ähnlichen Massenzuwachs an Mitgliedern und Lesern ihrer Presse gehabt, wie jetzt, noch nie haben so breite, außerhalb ihrer Reihen stehende Kreise sich so selbstverständlich auf ihre Seite gestellt, wie alle die tun, die, ohne sich zu ihr zu rechnen, die von ihr gebildete Regierung vorerst ehrlich und nach Kräften zu unterstützen bemüht sind. Es ist kaum eine Selbsttäuschung, wenn Scheidemann, Stampfer und andere Führer der Mehrheitspartei voll guter Zuversicht sind, daß ihr bei den Nationalwahlen ein gewaltiger Erfolg zufallen wird, wenn sie bis dahin den Beweis liefert, daß sie unter allen Umständen den geraden demokratischen Weg zu gehen gedenkt, das Wirtschaftsleben unter Vermeidung weiterer Erschütterungen in geordnete Bahnen zu leiten versteht und den Hunger sowie den Terror abzuwehren imstande ist.

Dennoch muß diese auf dem in Deutschland einzigartigen Vorgipfel eines einzigartigen politischen Erfolges stehende Partei verzweifelte Kraftanstrengungen machen, um sich eines Gegners zu erwehren, der von einer Seite kommt, von der sie ihn in langen Friedensjahren kaum je erwartet hätte, und der zu Kampfesmitteln greift, wie sie die gefährlichste Reaktion nicht bedrohlicher anwenden könnte. Die Spartakusgruppe, ursprünglich eine winzige Absplitterung von der Absplitterung der „Unabhängigen", lange mit dem einfachen Mittel der Einsperrung ihrer Hauptwortführer scheinbar leicht an die Wand gedrückt und jedenfalls unschädlich gemacht, noch heute kaum in der Lage, irgendwo eine kompakte, bleibende Mehrheit aufzuweisen — diese scheinbar geradezu von Gnaden der sozialdemokratischen Preß- und Versammlungsfreiheit erst wieder lebendig gewordene Sekte fanatischer Stürmer und Dränger erscheint mehr und mehr als die Gefahr der sozialdemokratischen Machtstellung, als die Gefahr der Revolution, als die Gefahr für Ordnung und Konstituante, Frieden, Arbeit und Brot. Oder ist ihre Macht nur etwa darum so gefährlich und gefürchtet geworden, weil es seit dem Waffenstillstand und der Revolution — wie man sagt — einen schwunghaften Schleichhandel mit Handgranaten, Gewehren, Maschinengewehren und Munition gibt? Besteht der einzige Unterschied gegen den vorigen Zustand darin, daß die Spartakusleute sich jetzt zu einer entschlossenen bewaffneten Macht ausgestalten können, während sie bis dahin die entschlossene bewaffnete Macht gegen sich hatten? Und rührt die Beunruhigung, die diese fast ungehinderte Bewaffnung der Spartakusleute in scheinbar nicht geringen Kreisen der Bevölkerung hervorruft, lediglich daher, daß die gegenwärtige Regierung, sei es in falscher Toleranz, sei es in schwächlicher Unschlüssigkeit, die Gefahren absichtlich übersieht, die ihr von seiten einer sich täglich besser organisierenden und bewaffnenden Ultrarevolution drohen, statt diesem Treiben mit dem Mut des guten Gewissens, der Festigkeit des Verantwortlichkeitsgefühls und der Entschlossenheit, die die Situation erfordert, entgegenzutreten?

Nein, an der Gefahr der Spartakusbewegung ist mehr als die ungewöhnliche Tatsache des bewaffneten Umsturzwillens, dem eine allzu nachgiebige Regierung gegenübersteht. Was auch immer Wahres an den gelegentlich üppig wuchernden Gerüchten über den Umfang der Bewaffnung der Spartakusleute und über ihre Entschlossenheit zum Gebrauch der Bewaffnung sein mag — die eigentliche und wirkliche Gefahr liegt sicher nicht in dieser Bewaffnung und Entschlossenheit, und sicher nicht in der Schwäche des Abwehrwillens der Regierung. Sie liegt einzig und allein in der Tatsache, daß die Spartakusbewegung die deutsche Inkorporation der gleichen Tendenzen ist, die in Rußland durch die Bolschewiki vertreten werden, daß diese Tendenzen in Deutschland den gleichen Nährboden finden, den sie im Rußland des verlorenen Krieges und der Revolution gefunden haben, und daß selbst die Träger ihrer epidemisch um sich greifenden Ausbreitung, die Arbeiter- und Soldatenräte, in Deutschland allüberall im Handumdrehen entstanden sind, sich über das ganze Land ausgebreitet, die politische und kommunalpolitische Kontrolle an sich gerissen haben, und daß nun mit ihrer Hilfe jene Tendenzen jeden Tag neue Anstrengungen machen, den blutleeren und erschöpften Wirtschaftskörper der Nation Organ für Organ, Zelle für Zelle, Betrieb für Betrieb zu durchseuchen. Es ist nicht die bewaffnete Macht der Spartakusputschisten, die die Gefahr bildet, sondern die Disposition eines großen

Digitized by Google

Teiles der Volksmassen, der bolschewistischen Influenza zu erliegen und die bis dahin fast spießbürgerlich ruhige Revolution durch einen Fieberzustand abzulösen, wie ihn Rußland vor unseren Augen durchgemacht hat. Durch einen Fieberzustand, der im großindustriellen Deutschland aller Voraussicht nach unvergleichlich verhängnisvollere Folgen haben müßte als im agrarischen Rußland, das solchen aus industriellen Eigentümlichkeiten hervorgehenden Leiden gegenüber — trotz alledem — eine naturburschenhafte Unangreifbarkeit seines Kernes aufweisen mag.

Was denn nun aber ist dieser Bolschewismus seiner Natur nach? Was macht ihn gerade für die gegenwärtige Regierung so gefährlich? Warum — ohne freilich den Grund dafür zu erkennen — prophezeien uns selbst so manche überzeugten Anhänger der gegenwärtigen Regierung mit einer ebenso hellseherisch sicheren wie fatalistisch ergebenen Gewißheit, daß wir dem Schicksal Rußlands bis in diese bolschewistische Anarchie hinein nicht entgehen werden? Die Frage ist sehr viel bedeutsamer, als heute noch die allermeisten Beurteiler anzunehmen und zu erkennen scheinen. Ja, es ist vielleicht nicht übertrieben zu sagen, daß man im Lande auf und ab kaum den einen oder anderen findet, dem eine Ahnung von der eigentlichen Bedeutung und Tragweite des Problems aufdämmert.

Es handelt sich keineswegs nur darum, daß sich die revolutionäre Welle überschlägt, daß sie also erst zur extremsten Kammhöhe emporwächst, um dann mit gebrochener Kraft wieder zusammenzustürzen. Von diesem Anschwellen bis zum Überschwang und Zusammenbruch ist natürlich auch etwas darin, aber dies ist nur ein Teil der Sache. Es handelt sich auch nicht darum, daß etwa die gegenwärtige Regierung dem politischen Charakter ihrer Hauptträger nach sozialistisch-politisch nicht als „zuverlässig" genug erscheint, und daß sie also durch schärfere, radikalere, extremere Vertreter des sozialen Revolutionsgedankens zu ersetzen wäre. Ebert und Scheidemann mögen von den Extremen wegen vergangener kompromittierlicher Kompromisse angefochten werden — gegen Haase und Dittmann und Barth liegt dergleichen Beschwerde nicht vor, wenn man ihnen nicht eben den Kompromiß mit den Ebert und Scheidemann zum Verbrechen aufmutzen will. Der Wille zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel, zur Abschaffung von „Ausbeutung und Unterdrückung" kann bei keinem der Volksbeauftragten bezweifelt werden. Geschieht es demnach in der „Roten Fahne" und in den Spartakusversammlungen, so geschieht es rein aus agitatorischen Gründen. Man verneint an diesen Führern die Ehrlichkeit des sozialdemokratischen Willens, weil man die Richtigkeit ihres sozialdemokratischen Weges verneint. Man will nicht die Nationalversammlung, nicht das organische, wenn auch auf Grund der neuerrungenen politischen Machtstellung beschleunigte Hineinwachsen in den „Zukunftsstaat", man will nicht die Arbeit der Kommissionen und der Ausschüsse und der Geheimräte und der Professoren und auch nicht einmal der Gewerkschaftsführer — man will den Sprung aus dem Reich der bitteren Notwendigkeit von gestern in das erträumte Reich der Freiheit von morgen, will die sofortige allgemeine restlose „Sozialisierung" oder „Nationalisierung", oder wie man es nennen mag, aller Produktionsmittel, will die „Sklaven" von heute morgen zu Herren von heute abend machen. Das Ziel ist kein anderes, aber weil das Tempo ein anderes, unendlich beschleunigtes sein soll, muß der Weg ein anderer sein, oder aber — weil der Weg ein anderer ist, kann auch das Tempo ein anderes, unendlich beschleunigtes sein.

Dies ist es, worum es sich handelt: Der Weg ist ein anderer. Der Weg ist ein anderer, weil die Bolschewisten und die Spartakisten verwirklichen wollen, was die Sozialdemokraten auf ihrem Wege scheinbar niemals verwirklichen werden und können, was aber, wenn es verwirklicht werden kann, vielleicht tausendmal wertvoller ist als alle „wirtschaftliche Hebung" der Volksmasse, die, nach Meinung der Sozialdemokraten, durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel erreicht werden könnte. Die Bolschewisten und ihnen nach die Spartakisten verwirklichen nämlich oder suchen zu verwirklichen — **nichts anderes als die freie und selbständige wirtschaftliche Aktivität der arbeitenden Individuen.** Ihre Parole ist einfach: Helft euch selbst, bemächtigt euch der Betriebe! Nehmt die Kontrolle der Produktion in die Hand, wo immer ihr arbeitet! Seid Herren! Gebietet! Macht es selber!

Hierzu die Arbeiter- und Soldatenräte in jedem Betriebe, in jedem Truppenteil. Ihre örtliche Wirksamkeit ist nicht etwas Beiläufiges, das neben der „hohen Politik" so einhergeht, weil nun einmal das souveräne Volk selbstverständlich auch bei seiner wirtschaftlichen Arbeit sich nicht mehr von irgend jemand gebieten lassen will und mag. Ihre örtliche Wirksamkeit ist die Grundlage aller ihrer Wirksamkeit überhaupt, der Kernpunkt, das Hauptstück — ist der Kommunismus selber in Fleisch gewordener Wirklichkeit. Die Arbeiter wählen sich ihren Arbeiterrat, der alle qualifizierten Betriebsfunktionäre vom leitenden, kaufmännischen und technischen Direktor abwärts täglich beaufsichtigt, wie er selber täglich und ständlich durch die Arbeiter beaufsichtigt wird. Dies durch die ganze Volkswirtschaft hier gleichzeitig und allgegenwärtig durchgeführt, ergibt mit einem Schlag das „Endziel", die Expropriation der Expropriateure, den Kommunismus!

Wie kommt es, daß dieser Gedanke der unmittelbaren persönlichen Aktion aller Beteiligten zur konkreten Verwirklichung des Sozialismus an Ort und Stelle der zufälligen Arbeitsgelegenheit — daß dieser Gedanke wie ein Präriefeuer in der Arbeiterschaft um sich frißt, sobald einmal neben den äußeren gewisse seelische Schranken niedergebrochen sind? Ja, wie kommt es? Wie ist es gekommen, daß wir Soldaten die letzten acht Tage vor der Revolution um keinen Preis mehr uns zu der vorgeschriebenen Ehrenbezeugung vor den Offizieren überwinden mochten, die wir doch 50 Monate lang unermüdlich vorgexerziert haben? Der Wille zur Selbstüberwindung war eben mit einem Male zu Ende. Es ging nicht mehr. Der Wille, als freier Mann seines Weges zu gehen, war plötzlich inneres Gesetz geworden. Und nun eine Masse von Soldaten, die obendrein noch im Massenbetriebe drinstanden, die den Freiheitswillen gemeinsam als Massenwillen erlebten! Sie mußten ja notwendig ganz von selber, aus innerer Zwangsläufigkeit heraus, zur neuen, selbstgegebenen Massenordnung gelangen, sobald der äußere Anstoß in die ausgereifte Situation hineinplatzte. Und nun eine Masse von Arbeitern, die dunkel oder bewußt, seit Jahrzehnten oder seit der Kriegsdurchknetung, dem Tag der sozialen Revolution entgegenharrte! Nun war er da, der langersehnte Tag! Nun waren die Ketten gefallen. Das Volk der Arbeit und das Volk in Waffen eines Sinnes, eines Willens, alle Hindernisse wie fortgeblasen, die der Volksherrschaft in Reich, Staat und Gemeinden entgegenstanden — und die „Lohnknechtschaft" soll bleiben? Im Be-

Digitized by Google

trieb soll man nach wie vor still und pünktlich erscheinen, still und pünktlich verschwinden, das Maul halten und alles so nehmen und ertragen, wie es vorher war? Es ist ein Wunder, scheint mir, wenn bisher die Sprengkraft des Gefühls und Bewußtseins der gewonnenen Freiheit in den Gewerbsbetrieben verhältnismäßig noch so gering gewesen ist, wenn die Fabriksdisziplin verhältnismäßig noch so vorgehalten hat, wie es zum Beispiel — nach Ausweis der Unmassen bedruckten Papiers — in den Druckereien der Fall war. Vielfach ist es freilich auch bisher schon anders gewesen, und die Frage ist: Wird die Räteverfassung mehr und mehr ein Mittel der direkten kommunistischen Aktion werden, wie in Rußland? Oder wird bei uns die lange sozialistische und gewerkschaftliche Erziehung die Arbeiter bei den Methoden festhalten, an die sie sie gewöhnt hat?

Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß die bisher geübten politischen und gewerkschaftlichen Methoden dem aktiven Betätigungsdrang des Individuums genau so wenig Nahrung geboten haben, wie die bürokratischen Regierungsmethoden des Obrigkeitsstaates, denen sich Partei und Gewerkschaften getreulich angepaßt haben. Was hat denn der einfache Arbeiter in Wirklichkeit für seine Sache zu tun? In Budenbesprechungen und an Zahlabenden kann er wohl dann und wann einmal „eine Lippe riskieren", aber schon in allgemeineren (selbst noch geschlossenen) Partei- und Gewerkschaftsversammlungen gibt es bereits ein Spezialistentum des Wortes und gar erst der Anträge. In großen Versammlungen kommen nur noch die einer besonderen Auslese entstammenden Gewohnheitsredner zur Geltung. Was gibt es außerdem noch? Flugblätter austragen und einige noch seltenere Beschäftigungen. Nur in Wahl- und Streikzeiten eine lebhaftere Anspannung. Die wirkliche Arbeit leistet und den wirklichen Einfluß hat die Bürokratie. Damit läßt sich in ruhigen Zeiten wirtschaften — wir haben gesehen, wie es gegangen ist —, aber jetzt, inmitten der Revolution, auf die bedächtigen Schritte der Bürokratie angewiesen zu sein, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel aus den langwierigen Kommissionssitzungen tropfenweise herausfickern lassen zu müssen — das ist wirklich für einen überzeugten Kommunisten eine schier unerträgliche Geduldsprobe. Man wirft den Krempel bei Seite und versucht es selber. Man will sich mit einem Mal nicht mehr dirigieren und vertreten und hinhalten lassen, will endlich sein eigener Herr sein! So entsteht gerade nach dem in unendlicher Geduld getragenen unendlichen Kriegsdruck im Frontheer wie im Arbeitsheer der Heimat der explosionsartig sich durchsetzende und ausbreitende Wille zur Freiheit, zur Selbstbestimmung, zur selbständigen Leitung auch des täglichen Arbeitsprozesses.

In dieser Bewegung steckt etwas ungeheuer Gesundes und Großes. Es steckt die Ablehnung jeder Art von Bevormundung darin, die Abwehr der Partei- und Gewerkschaftsbürokratie als der nunmehrigen nächstsichtbaren Repräsentanten des Beamtenstaates, der Widerwille gegen das bloße, geduldige und passive Sichbeglückenlassen, der Drang zur freien, selbstverantwortlichen Gestaltung des eigenen Schicksals. Bolschewismus ist der Individualismus als Massenerscheinung, in den Formen des Räte-Kommunismus. Bolschewismus ist das entfesselte Freiheitsgefühl einer lange von allen Seiten, mit allen Mitteln, unter allen Umständen — selbst noch in die Partei- und Gewerkschaftsschablonen — eingezwängten bewegungshungerigen Masse. Bolschewismus ist das Erwachen der Souveränität der Persönlichkeit in der namenlosen, ewig grauen Proletarierprozession.

Der herkömmliche Partei- und Gewerkschaftssozialismus ist dauernde Aktivität nur für eine vergleichsweise kleine Anzahl von Funktionären — Massenaktivität nur in vergleichsweise winzigen Zeitspannen. Nur der dauernd aktiv in der Bewegung Tätige kann die Fülle des sittlich erhebenden Bewußtseins in sich tragen, daß er an einem großen Menschheitswerke schafft — die Masse der parteipolitisch und gewerkschaftlich Organisierten ist Objekt der Bearbeitung, der Vertretung, der Beglückung. Sie ist in Gefahr, mit jeder neuen Errungenschaft unrettbar in den Sumpf des erbärmlichen Behagens zu versinken, sie kann nicht das adelnde Bewußtsein haben, selber Kämpfer zu sein, das den Hauptwert jeder gesunden und fruchtbaren menschlichen Tätigkeit ausmacht. Wer in den letzten Jahren vor dem Kriege der Bewegung irgendwie nahegestanden hat, weiß ein Lied davon zu singen, wie es mit der sozialistischen Schwungkraft bestellt war. Wozu auch Schwungkraft? Zur Annahme von Resolutionen etwa? — Nein, wer in der Partei den Geist einer welt- und menschheitserneuernden Bewegung suchen wollte, kam wirklich nicht auf seine Kosten. Träger Gewohnheitsbetrieb bürokratisch geordneter Massenverbände! Daß eine solche längst starr gewordene Form nicht mehr ausreicht, um die im Schmelzfeuer des Weltkrieges und der nationalen Katastrophe emporglühende Leidenschaft des Befreiungswillens zu bändigen, daß sie noch weniger genügt, ihrer Stoßkraft Richtung und Ziel zu weisen, kann nicht wundernehmen. Noch ist ja nicht erwiesen, daß in Deutschland nun wirklich der Bolschewismus die gleiche Bedeutung gewinnen wird, die er in Rußland gewonnen hat. Noch könnte man, wenn nicht sonst noch so furchtbar viel dabei auf dem Spiel stünde, fast bange sein, ob nicht in Deutschland proletarisches Philisterium und Spießertum aus der bolschewistischen Idee eine jämmerlich bierbankgemütliche Wirklichkeit werden läßt. Aber man denkt an die aus dem Krieg heimkehrende, politisch und volkswirtschaftlich gänzlich ungeschulte, aber ganz sicherlich unter dem Hochdruck der revolutionären Atmosphäre glühende und der Trostlosigkeit der nationalen Lage sich hier sehr schnell deutlich bewußt werdende erwachsene Proletarierjugend — und damit ist der Gedanke an einen Ausgang in biergemütlicher Jämmerlichkeit weggeblasen. Diese Jugend kann nur dem entschlossensten Aktivismus zufallen — und es ist allerdings sehr die Frage, w i e l a n g e sie diesen Aktivismus in den Reihen der Regierung Ebert-Scheidemann wird finden können; w a n n sie die Entdeckung machen wird, daß er nicht dort, sondern bei Karl Liebknecht ist. Oder genauer: Wann sie die Entdeckung machen wird, daß der Aktivismus der Räteorganisation ein Aktivismus ist, der zurzeit fast leere und nach Zusammentritt der Nationalversammlung sicherlich ganz leere Mühlen treibt, und den volle Mühlen treiben lassen, so viel bedeutet wie — bolschewistische Rätepolitik machen, durch die Beiseitedrängung der Nationalversammlung, die Diktatur des bolschewistisch organisierten Proletariats im Reich, in den Staaten und Provinzen, in den Regierungsbezirken, in den Gemeinden, auf der Eisenbahn, in den Fabrikfälen, in den Banken, kurz, überall, wo etwas zu tun (und damit zu verderben!) ist.

Die Gefahr dieser Entwicklung ist so groß — Gefahr, denn der russische Vorgang zeigt, wo sie hinausläuft und was dabei herauskommt —, daß man hier und da bereits

Digitized by Google

die Meinung vertreten hört, am besten sei es, die Nationalversammlung schwimmen zu lassen und sich mit vollem Bewußtsein auf den Boden der Räteorganisation als auf die allein tragfähige Grundlage der künftigen Verfassung zu stellen. Was man nicht hindern könne, müsse man eben begünstigen, um es zu benutzen.

Eine solche Lösung macht der kühnen Entschlußkraft derer, die sie vertreten, alle Ehre. Aber sie führt uns in ein Land, in dem wir rings von Nebel umgeben sind. Wir haben auch nicht die geringste Spur eines Anhalts dafür, daß ein Industrieland wie Deutschland auf diese Weise aus dem Ruin wieder zur Blüte gebracht werden kann. Alles, was wir wissen, läßt vielmehr gerade den entgegengesetzten Schluß zu: daß nämlich selbst das blühendste Industrieland unter der Herrschaft der Räteorganisationen in den Ruin hinabgleiten müßte.

Wollen wir nicht einfach eine blinde Spekulation vollführen und auf das Pferd setzen, das gerade zufällig des Weges gelaufen kommt, dann ist nur möglich zu sagen: Deutschland kann zwar politisch nur mit neuen Mitteln wieder in die Höhe kommen, keinesfalls mit den alten, mit denen es politisch — und nur dadurch auch wirtschaftlich — zugrunde gerichtet worden ist. Deutschland kann aber wirtschaftlich mit einiger Wahrscheinlichkeit nur dann wieder etwas werden, wenn es sich dazu der Mittel bedient, denen es seine bisherige Blüte verdankt — die zugleich dieselben Mittel sind, denen alle anderen Volkswirtschaften, zumal die unserer Feinde, ihren Aufschwung schulden. Diese Mittel aber sind die der freien Unternehmung in der freien Wettbewerbswirtschaft, unter Führung selbständiger, selbstverantwortlicher und möglichst bewegungsfreier Produktionsleiter. Hiermit ist zunächst nur gesagt, daß Leute, die etwas von volkswirtschaftlichen Dingen verstehen, ja die auch nur der selbst dem volkswirtschaftlich Blinden erreichbaren Erfahrungsweisheit zugänglich sind, unter keinen Umständen eine Befestigung der Räteorganisationen begünstigen dürfen, die mit jener notwendigen Freiheit der Produktionsleitung nicht noch zu vereinbaren wäre. Man darf sie nicht nur nicht begünstigen — man muß ihr entgegenwirken und sie mit allen verständigen Mitteln zu verhindern suchen.

Das hieße also, die bolschewistisch infizierten Arbeiter von neuem in die Passivität der durch Partei und Gewerkschaft geleiteten und vertretenen zahlenden, wählenden, resolutionsbeschließenden, geduldig abwartenden Menge zurückstoßen? Für die Sozialdemokratie scheint es kaum einen anderen Weg zu geben, als — wenn sie nicht selber bolschewistisch werden will — den alten bureaukratischen Partei- und Gewerkschaftspatriarchalismus so gut wie möglich wiederherzustellen. Die Sozialdemokratie hat keine Mittel zur Befriedigung eines täglichen, stündlichen, allgegenwärtigen Aktivitätsbedürfnisses der Arbeiterklasse. Das heißt aber: Die Position der Sozialdemokratie gegenüber dem Bolschewismus ist in Wirklichkeit prinzipiell bereits verloren. Genau so und noch schlimmer stünde es mit der Position eines Liberalismus, der auf der einen Seite hauptsächlich Vertretung der Besitzinteressen des wohlhabenden Bürgertums, auf der anderen Seite lediglich abgeschwächte Nachäffung sozialdemokratisch-bureaukratischer Volksbeglückungsmethoden zu sein sich begnügen wollte. Dieser Liberalismus hätte seine Position gegenüber dem Bolschewismus noch selbstverständlicher verloren als die Sozialdemokratie, deren abgeschwächte Nachahmungen in Arbeiterschutzfragen u. dgl. er böte, ohne ihre antikapitalistische Grundstimmung teilen zu können. Aber der Liberalismus kann dem Bolschewismus gegenüber eine weit stärkere Position gewinnen als die Sozialdemokratie, wenn er sich rücksichtslos in Gedanken, Worten und Werken zu den ihm eigensten sittlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozialpolitischen Grundlagen bekennt — zur freien Entfaltung und Selbstbestimmung des Individuums auf allen Gebieten menschlicher Betätigung, also auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet.

Ja, Selbstbestimmung auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet, trotz Großkapitals und Riesenbetriebs. Denn beide können ruhig so fortlaufen (soweit sie jetzt nicht aus Reichsfinanzgründen anteilsmäßig in den Besitz der Reichsschuldenverwaltung übergehen müssen), und doch kann man einen Zustand erreichen, in der nicht die Arbeit, sondern der Arbeiter gesucht wird und in dem deshalb jeder, der was leistet, in hohem Grade unabhängig von der Brotstelle ist, weil er jeden Tag eine andere Stelle zu finden vermag.

Die Sozialpolitik des Liberalismus besteht darin, diesen Zustand — daß nicht die Arbeitsstelle, sondern der Arbeiter gesucht wird — mit allen Mitteln herbeizuzwingen. Er läßt sich herbeizwingen, wenn auch vielleicht aus dem Kriegsruin heraus nicht gerade in der Zeit der härtesten Belastung. Er läßt sich erzwingen, wenn man erstens den Anspruch eines jeden Menschen auf den zur Heimstätte, Werkstätte und eventuell direkten Bearbeitung nötigen Grund und Boden befriedigt (siehe Oppenheimersche Theorie), und wenn man zweitens die lohndrückende Zuwanderung der fremden Arbeiter aus weniger dicht besiedelten Gebieten abdämmt. Liberale Politik ist es, den eigenen Arbeitern freie Betätigungsmöglichkeiten im eignen Lande zu schaffen. Liberale Politik kann es aber keinesfalls sein, sie die Folgen davon tragen zu lassen, daß fremde Länder ihre Leute von der Scholle abdrängen, statt sie darin festzuwurzeln. Liberale Politik ist es ganz sicher, dafür zu sorgen, daß im Moment der Arbeitslosigkeit Handel und Wandel durch alle nur möglichen real wertvollen Staatsaufträge befruchtet werden. Liberale Politik kann es aber freilich nicht sein, das Heer der dauernd vom Staate Abhängigen immer weiter ins Ungemessene zu vermehren. Aber es kommt hier an dieser Stelle überhaupt nicht auf irgendwelche Einzelheiten an. Es kommt nur darauf an, daß wir uns alle mit der Frage erfüllen: Wie können wir es erreichen, daß die Arbeitsgelegenheiten immer etwas schneller wachsen als die Arbeitskräfte? Sozialökonomisch-theoretisch liegt entgegen der Annahme von Marx keinerlei Hindernis vor, auf der Basis der freien Konkurrenzwirtschaft ungemessene Arbeitsquantitäten gegeneinander auszutauschen und somit das denkbar höchste Maß des Arbeitsertrages bei freiester Beweglichkeit aller lohnarbeitenden Kräfte zu gewinnen. Aufgabe des Liberalismus ist es, die praktischen Wege zu diesem Zustand hin zu suchen. Die Tatsache, daß wir in den letzten Jahren vor dem Kriege bereits soweit waren, daß wir außer für die eignen Volksgenossen für Hunderttausende Polen, Italiener, Kroaten, Ruthenen und andere mehr Arbeitsgelegenheiten hatten, beweist, daß der Zustand des Überangebotes von Arbeitsstellen mindestens im nationalen Rahmen wirklich erreicht werden kann. Es liegt darum nicht der geringste Grund vor, an der bis zum Ausbruch des Krieges so glänzend bewährten Wirtschaftsverfassung zu rütteln. Arbeiten wir vielmehr ein Programm wirklich liberaler, d. h. auf die durchgehende freie Selbstbestimmung des Individuums ausgehender Wirtschafts- und Sozial-

Digitized by Google

politik aus, und wir werden die neue „deutsch-demokratische Partei" damit zu einer politischen Macht ausgestalten können, die im Gegensatz zur Sozialdemokratie dem Bolschewismus, dessen individualistische Züge sie auf viel gesunderer Grundlage berücksichtigt, politisch vollständig gewachsen ist.

Gertrud Bäumer / Wege der inneren Erneuerung

Das „ewige Leben".

„Und wenn du dich erkannt als große Fülle
Des Lebens, die das Leben ewig schafft,
Fällt von Dir ab, was Not war, und die Hülle
Des Körperlichen, und du wirst die Kraft."

Hasenclever.

Die Verse eines jungen Dichters wollen an dieser Stelle bezeugen: Unsere Gegenwart ist dem Christentum in einem innersten Bewußtsein wieder ganz nahe: sie senkt, wie es damals geschah, alle Werte und Güter ein in das eine höchste Gut, in den einen letzten Inbegriff: Leben.

Auf anderen Wegen, aus neuer innerer Erfahrung heraus ist sie zu dem gleichen gekommen: daß alles, was wir suchen — irrend, tastend, ahnend und immer wieder — das einzige, was uns dauernd beglückt, uns „selig" macht, der Inbegriff unserer Bestimmung und aller Werte, die wir den Dingen anheften, in diesem zusammenströmt: Leben. Im Christentum ist „Leben" die einzige Verheißung. Zu sehr ist — ohne Zweifel mehr von menschlich und geschichtlich befangenen Nachfolgern, als seinem ersten Sinn nach — der Ton gelegt auf ein Neues nach dem urnatürlich gebundenen Leben des Diesseits, zu wenig ist die Deutung der Verheißung geschöpft aus den Worten, in denen die Gegenwart, Erfaßbarkeit solchen Lebens heute und immer behauptet wird: das Reich Gottes inwendig in uns, das höhere Sein in der Hülle des Diesseitigen. „Ewiges Leben" — d. h. nicht unendlich lang, in einem Nachher die Zeit überdauernd, sondern es bedeutet: frei von Zeit und Raum, die das Wesen der Erscheinung bedingen und die Seinsform aller äußeren Dinge. „Ewiges Leben" bedeutet: nicht das Leben als Erscheinung, sondern als Erfahrung, als Inneres, Bewußtsein, als erlebtes Leben, nicht der schwere Stoff, sondern die Flamme, in die er sich verwandelt und vergeistigt.

Empfindung dieses Innern ist alles, was das Christentum verheißt. Du sollst leben, d. h. du sollst Leben fühlen, sollst in dir erfahren, wie es strömt und schwillt, in ewiger Neugeburt steigt, neue Kreise füllend, ins Weitere überfließend, dich selbst, das unsichtbar Wesenhafte, das du bist, größer machend.

Und wie in dieser Empfindung des Lebens alles „Glück", alle Seligkeit beschlossen ist, so ist diese Empfindung auch unser einziger Maßstab. Wir vermögen in einer letzten, innersten Verschmelzung aller einzelnen Regungen unserer Seele jeweils den Grad von Lebendigkeit, den unser Ich erreicht hat, in einer durchaus einfachen Empfindung wahrzunehmen. Die innerste Zelle unseres Bewußtseins überhaupt, der Strahl, in dem es aufsteigt, ehe es in die tausend Tropfen seiner Wahrnehmungen, Gefühle, Taten zerstäubt, ist das Bewußtsein des Lebens als solchen in uns. In einem Gefühl, für das es kein Wort gibt, weil alle Worte von sichtbaren Dingen oder einzelnen Seeleninhalten hergenommen sind und eine Begrenzung enthalten, die hier nicht gedacht werden darf, spricht das Leben zu uns, werden wir seiner inne. Und aus dem Steigen und Fallen, Aufschwellen und Hinwelken dieses innersten, unbedingten Gefühls der Befruchtung oder Verarmung prägen wir den Begriff „Wert".

Wertvoll ist uns alles, was die Welle des Lebens zum Steigen bringt, was begleitet ist von dem mitklingenden Gefühl der Fülle und Verdichtung des Lebens. Wir sprechen von sittlichen, ästhetischen, intellektuellen „Werten" und bekennen durch dieses Wort, daß ein gleiches inneres Erlebnis uns durch Einwirkungen verschiedener Art vermittelt wird. Je vollkommener die Gebiete der Erkenntnis, der Schönheit der Sittlichkeit voneinander geschieden sind, je weniger ist die Anwendung des gleichen Begriffes auf das Wesen ihrer Wirkungen verständlich, wenn nicht das gleiche zentrale Erlebnis sie zusammenhält, ein gleiches innerstes und unbedingtes Gefühl, das sie erzeugen, es möglich machte, von ihrer Wirkung mit dem gleichen Wort zu reden: „Wert" ist die Beziehung unserer Eindrücke und Taten auf die Lebenssteigerung. Wertbewußtsein ist das gleiche wie jenes innerste Lebensbewußtsein bis zu dem hin jedes einzelne Erlebnis seine Spur zieht. Die Art, wie alles, was geschieht, in diesem Bewußtsein wieder erscheint, als ein Erfülltwerden oder eine Leere, eine Verdichtung oder ein Entströmen, ist bezeichnet in dem Wort „Wert". Allen Eindrücken öffnet sich ein geheimnisvolles, letztes Tor der Seele, in das sie eingehen, um dort in einem innersten Heiligtum in Feuer verwandelt zu werden, in ein Erglühen und Aufstrahlen oder ein Ersticken und Verhauchen.

Das sind immer wieder nur Bilder. Aber es ist uns nur möglich, von diesem letzten in Gleichnissen zu sprechen, die ihm nahe sind, ohne es zu umfassen — in Worten, mit denen wir einander, wie mit dem geweihten Zeichen, an ein gestaltloses, aber klar gewußtes und gefühltes Heiligtum erinnern.

Von diesem namenlosen letzten Richter empfängt alles in der Welt sein Recht und seine Weihe: was uns zustößt und was wir daraus machen, was unsere Sinne trinken und was unsere Gedanken erfassen — was wir von anderen empfangen und ihnen schenken. Wir haben in Wahrheit keine anderen Gewißheiten, keine festeren Maßstäbe. Die entscheidende Frage ist, ob dieser Richter unbedingt und wahrhaftig ist, ob wir nicht, auf ein an nichts anderem mehr zu messendes Gefühl erwiesen, ganz der Unsicherheit ausgeliefert sind und uns wieder nach der rechten Deutung dieses Gefühls umsehen müssen. Ist ein Gefühl Steuer genug für einen einheitlichen und sicheren Lebenskurs? Welche Sicherheit haben wir, daß nicht ein solches Gefühl die vergängliche Sehnsucht der Stunde für den heiligen Willen des Lebens nimmt? Welche Gewähr, daß es uns über die kleinen zu den großen, über die flachen zu den tieferen Offenbarungen des Lebens weist? Daß es uns durch die Tür des letzten Heiligtums führt und nicht in den Vorhöfen schon zur Ruhe kommt? Und vor allem — gibt es eine unvermischte sichere Grenzbestimmung zwischen Lebenserhöhung in jener innersten Bedeutung und dem Rausch der bloßen Natur in uns? Liegt nicht, wenn wir, alle Grenzen verwischend, nur jenen einen Maßstab der Lebenssteigerung anlegen, die Gefahr nahe, daß wir zu einer bloßen „Lust"- und Glückspsilosophie kommen? Und wo ist gegen diese Gefahr die unbedingt sichere Schranke?

Diese Fragen verlangen auf der einen Seite den Nachweis, daß wir bessere Sicherheiten nicht haben und auf der anderen eine nähere Untersuchung der Bedingungen, unter denen dieses Gefühl der Lebenssteigerung eintritt, an

Digitized by Google

die es gebunden ist, und dazu wieder bedürfen wir einer genaueren Feststellung der doppelseitigen Einheit, die in dem Begriff „Leben" enthalten ist: des natürlichen und des geistigen Lebens und des Verhältnisses dieser beiden Formen zueinander. Diese beiden Fragen beantwortet erst die nähere Darlegung dessen, was wir unter „Leben" verstehen. Das erste: daß wir andere Gewißheiten nicht haben, kann in diesem Zusammenhang gesprochen werden.

Es gibt zwei Formen, in denen wir die Mannigfaltigkeit unserer Zwecke durch „Werte" zusammenfassen. Die eine — naturalistische — erklärt alle „Werte" aus der Rücksicht auf das Gedeihen der Gattung. Was der „Gattung" dient, sei wertvoll. Diese Anschauung geht von der Tatsache eines Widerspruchs zwischen dem Lebensdrang des einzelnen in seiner Pflicht aus. Was der einzelne „soll" im deutlichen Widerspruch mit seinem eigenen „Gedeihen", das erklärt die Rücksicht auf die Gattung, die den Verzicht des einzelnen verlangt. Aber diese Auffassung läßt die Frage im Hintergrund, was eigentlich unter dem „Gedeihen" der Gattung zu verstehen ist. Ihre Vermehrung? Ihre leibliche Kräftigung? Ihre Kultur? D. h., sie stellt das im Einzelleben ungelöste Problem nach dem höchsten der Lebensgüter in der noch viel schwierigeren Form eines Gattungsproblems noch einmal.

Außerdem: sie bietet eine Erklärung der Tatwerte. Unser Handeln diene dem Wohl der Gattung. Vielleicht auch noch (im Pragmatismus) der Denkwerte, insofern hier dasjenige Denken als wertvoll aufgefaßt wird, was im Dienst des Gedeihens der Gesamtheit steht. Aber sie bietet schlechthin keine Erklärung der Schönheitswerte. Sie würden als die einzigen „unbedingten" — ohne Beziehung auf ein anderes bestehenden — übrigbleiben.

In jedem Fall gilt in diesem Gedankengang der Prozeß der Wertbildung als ein Denkprozeß. Aus der geschichtlichen Erfahrung werden Sätze abgeleitet, denen der einzelne unterstellt wird, ohne daß er den Wert des Handelns, das von ihm verlangt wird, zu erleben — inne zu werden vermag. Nur an seine Einsicht, nicht an sein Wertbewußtsein wird appelliert, er soll verstehen und sich der Einsicht unterwerfen, aber er hat nichts dabei zu erleben — nichts zu erzeugen, das lebendige Bewußtsein, die Erfahrung, die Verpersönlichung des Wertes wird nicht erwartet.

Und berechtigterweise erhebt sich hinter diesen Forderungen die Frage nach der Autorität, die das Opfer verlangt, und nach dem Warum, das hinter der Hingabe persönlichen Lebens um einer „Gattung" willen steht.

Der naturalistischen — Nützlichkeitswertung — steht die andere — die metaphysische — gegenüber. Sie stellt in gewollter und bewußter Unabhängigkeit dem empirischen Leben eine geistige Welt gegenüber, der die wirkliche unterworfen werden soll. Wir sind nicht der Gattung verantwortlich, sondern einer überweltlichen Ordnung der Dinge, der wir zu gehorchen haben. Und diese Ordnung gilt, auch wenn sie irgendwelchem empirischen Gedeihen widerstreitet. Aber diese geistige Ordnung setzt immer als letztes Fundament — wo sollte sie sonst bestehen? — voraus, daß wir sie zu erfahren vermögen, daß sie uns erlebbar ist. Sie verlangt, angewendet zu werden auf die Inhalte unseres Lebens; schon deshalb kann es nicht so sein, daß wir ihr, die in Normen gefestigt, vor uns hingestellt wird, nur einfach zu gehorchen hätten. Denn sie verlangt, daß wir die mannigfachsten Inhalte „werten", auf eines zurückführen, also müssen wir sie in ein letztes Wägbares auflösen, das heißt, in uns muß sich an jedem Erlebnis dieser Vorgang vollziehen können. Und das wieder bedeutet, daß Werte erlebbar sein müssen und legt die Frage nahe, wie sie erlebbar sind.

An der ungenügenden Antwort auf diese Frage liegt die Lücke der Kantischen Ethik. Es fehlt an einer Wertquelle. Das ganze Leben wird einer großen, einheitlichen Forderung unterstellt, die Beziehung der Beziehungen, den Zweck der Zwecke: die Pflicht. Aber man vermag diesem letzten keinen Inhalt mehr zu geben. Eine bloße Aushilfe liegt in dem Satz: daß das Prinzip des Handelns als allgemeines Naturgesetz denkbar sein muß. Wenn wir darauf hingewiesen werden, wir müßten wollen können, daß das Prinzip unseres Handelns allgemeines Naturgesetz werde, mit dem Hintergedanken, daß wir das Schlechte nicht in dieser grundsätzlichen Verallgemeinerung wollen können, so ist doch vorausgesetzt, daß der Frage: ist dies als Gesetz denkbar? ein anderes Urteil — über den Wert der Handlung an sich — vorausgegangen sei. Das Kriterium hat nach zwei Seiten eine blendende Wirkung. Nämlich einmal nach der logischen. Es ist richtig, daß nur das Gute Gesetz werden kann, aber damit ist das Wesen des Guten nicht ausgesprochen, sondern nur seine Wirkung auf die Gemeinschaftsbildung der Menschen. Das Kriterium des Gesetzwerdenkönnens ist also geeignet, das Phänomen des Guten auffinden zu helfen, es klar herauszustellen, aber es sagt über den Inhalt nichts aus. Auch nach der anderen Seite hat es nur diese Bedeutung. Es ist nämlich ein Mittel, aus dem Urteil die Befangenheit der Eigensucht auszuschalten, die Irrtumsquelle der bloßen Lustgefühle fernzuhalten. Indem wir gezwungen werden, uns unser Handeln als uns geschehen zu denken — mehr als das, als Sitte, Gesetz — entpersönlichen wir es zweimal: einmal von unserer Eigensucht, dann aber von aller Eigensucht überhaupt, und kommen damit zu seinem objektiven Kern. Aber immer nicht zu seinem Wert an sich. Aber da muß nun, befreit von vielen Möglichkeiten des Irrtums, unser Gefühl sprechen, dem wir den Weg klargemacht haben, mehr nicht. Auch diese Ethik liefert uns Kriterien, aber sie muß doch eine letzte Entscheidung jener geheimnisvollen Stimme überlassen, die aus dem Grunde des Lebens aufsteigt. Indem sie aber das nicht sieht, bleibt sie halb und unvollendet. Die Gesetze, die das Gemeinschaftsleben regeln, sind Grenzbestimmungen, keine inhaltlichen positiven Forderungen. Und so ist eine Ethik, die am Gesetzbegriff als ihrem letzten Wert orientiert ist, eine Ethik der Grenzbestimmungen. In doppelter Weise. Einmal insofern sie das Phänomen des Sittlichen einschränkt auf solche Fälle, in denen Gesetz und Neigung einander gegenüberstehen, anderseits, indem sie um das Leben des einzelnen — das Feld berechtigter Eigeninteressen — einen Ring des Erlaubten zieht. Sie steht keineswegs über dem ganzen Leben, sondern ist nur eine Richtschnur für die Lösung von Konflikten. Damit aber ist das Leben im tiefsten entgöttert, in eine sittlich tote und sittlich beseelte Hälfte zerlegt. Leben und Sittlichkeit, zwei Mächte, die sich gegenseitig begrenzen, nur an diesen Grenzen miteinander zu tun bekommen, nur im Konflikt einander berühren. Die Sittlichkeit von der Erhöhung des Lebens grundsätzlich geschieden, d. h. unerlebbar geworden, draußen. Eine Norm, mit der uns ein Pflichtverhältnis verbindet, aber die erst da beginnt, wo unser Erleben endigt, d. h. jenseits der Gefühle und Neigungen.

Digitized by Google

Aber wir suchen nach einem Gebot, das jedes Wort und jede Gebärde, unser Gehen und Stehen, den Augenblick so gut wie das ganze Leben formt, unter dem wir immer stehen, das Inhalte gebietet und nicht nur Grenzen setzt, das uns gilt und nicht nur unseren Beziehungen zu anderen, das wir in seiner Wirkung erleben als das, was es ist, als dessen Jünger wir uns fühlen können.

Raumann / Weihnachten kommt

Komm, du liebes, altes, heiliges Fest! Jetzt bist du nötiger als jemals! Wir brauchen einige Tage für unsere innere Bestimmung inmitten der großen Erschütterungen, die uns umgeben. Wir wollen Glanz haben in der Finsternis, Licht in der Verwirrung, einfache Menschenliebe in der Hartherzigkeit des Daseins. Lasset uns Kinder werden mit den Kindern, stille Leute voll Besinnung, Dank und Hoffnung. Uns sollen nicht die Streitfragen von Welt, Staat und Kirche beschäftigen, sondern die unvergeßlichen alten Klänge: „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit." Gerade wenn die Völker Not leiden und zerschlagen am Boden liegen, sehnen sie sich nach ewigem Troste. Es kommt dabei nicht auf Lehrformen an, sondern auf Seelenbewegungen, auf die Pflege unvergänglicher Innerlichkeiten. Nachdem der Krieg viele alte Glaubensbeziehungen gelockert und viele Gemüter in ihrem innersten Besitz unsicher gemacht hat, brauchen die Menschen, daß ihnen die heiligen Güter ihrer Voreltern wieder einmal nahegebracht werden. Einiges wird dabei in neuer Kraft auferstehen, anderes aber wird versinken. Einen neuen Inhalt bekommen die Friedensworte des neuen Testamentes, die linden und gütigen Mahnungen, die nach so viel Haß und Härte wie Balsamtropfen wirken. Das „Friede auf Erden" klingt, als ob es zum ersten Male mit dem Tone der Wirklichkeit gesprochen würde. Noch zwar ist alles dunkel, aber vielleicht schweben Engel im Weltraum: Gedanken des Heiles und der Heilung. Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, kann nur eine Gabe des Glaubens sein und entsteht nicht aus bloßen Nützlichkeitserwägungen. Auf ihn warten wir in diesen heimlichen, heiligen Nächten.

Soziale Bewegung

Sozialpolitische Revolutionsfrüchte. Über den tiefgreifenden politischen Umwälzungen der Gegenwart werden die sozialpolitischen Folgeerscheinungen der Revolution und der allgemeinen Notlage leider zu wenig beachtet. Sie sind von ganz außerordentlicher Tragweite und werden sehr bald noch schärfer als die politischen Wirkungen der gegenwärtigen Umwälzung empfunden werden. Allem voran steht die Einführung des Achtstundentages, der in Deutschland nach Ankündigung der Reichsleitung überall am 1. Januar in Kraft treten soll. Die Ankündigung hat in weiten Arbeitgeberkreisen große Beunruhigung bewirkt; man befürchtet dort, daß die rücksichtslose Durchführung des Achtstundentages zahlreiche Betriebe vernichte, mindestens aber die Produktionskraft und -freudigkeit in einer Zeit stark beeinträchtige, da sie ganz besonderer Stärkung und Förderung bedürfe. Die Befürchtung ist unbegründet, selbstverständlich kann und will auch die Reichsleitung in gegenwärtiger Zeit die Produktion nicht herabsetzen; es wird deshalb bereits im Reichsarbeitsamt ein Gesetz ausgearbeitet, das mit Wirksamkeit vom 1. Januar 1919 an die durch die Bedürfnisse des wirtschaftlichen und sozialen Lebens gebotenen Ausnahmen von der Regel der achtstündigen täglichen Arbeitszeit festsetzt. — Auch die bereits angekündigte Vergesellschaftung wirtschaftlicher Großbetriebe soll mit der gebotenen Vorsicht und Rücksichtnahme auf allgemeine wirtschaftliche Interessen durchgeführt werden. Die Reichsregierung hat einen Ausschuß von praktisch und theoretisch tätigen Unternehmern und Wissenschaftlern bestellt, der Untersuchungen darüber anstellen soll, „welche Unternehmungen wirtschaftlicher Art schon gegenwärtig reif für eine höhere, d. h. sozialisierte Form der Produktion sind, und unter welchen Bedingungen die Überführung vor sich gehen kann?" Der Ausschuß wird bald zusammentreten und seine Arbeit tunlichst beschleunigen. — Angesichts dieser bevorstehenden starken Eingriffe in das deutsche Wirtschaftsleben gewinnt das private Übereinkommen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern über ein gemeinsames gedeihliches Zusammenarbeiten noch erhöhtes Gewicht. Der soziale Friedensvertrag ist von 22 der größten Reichs- und Fachverbände der Arbeitgeber, voran die Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände, und von den vier Gewerkschaftszentralen der Arbeiter sowie den drei Arbeitsgemeinschaften der kaufmännischen und technischen Angestelltenverbände unterschrieben. Die Reichsregierung hat diesem hocherfreulichen privaten Friedensvertrag ihre Billigung und Unterstützung dadurch bekundet, daß sie ihn amtlich mit dem Ersuchen an die Leiter der Reichsbetriebe veröffentlicht hat, die Vertragsbestimmungen auch ihrerseits zu beachten. So gewinnt dieser Privatvertrag auch ohne gesetzlichen Schutz die Bedeutung eines neuen Arbeitsvertragsrechts mit öffentlicher Geltung. — Zur praktischen Durchsetzung dieses Rechtes ist für die Arbeiter die Zusammenschließung aller nichtsozialdemokratischen Gewerkschaftsorganisationen zum deutsch-demokratischen Gewerkschaftsbund besonders wichtig. Alle Verbände der Arbeiter und Angestellten, die auf nationalem Boden stehen und den Freiheitsgedanken auf freier demokratischer Grundlage vertreten, haben sich zu diesem Bund zusammengetan. Er fordert unter anderem Einberufung der Nationalversammlung, ein großdeutsches Reich als Wirtschaftseinheit auf wirklich demokratischer Verwaltung und Verfassung, staatsbürgerliche Gleichberechtigung aller, organische und planmäßige Sozialisierung der deutschen Wirtschaft unter Aufrechterhaltung der persönlichen Initiative und Tüchtigkeit sowie der Weltkonkurrenzfähigkeit und Mitwirkung der Gewerkschaften und Berufsvereine bei allen wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung.

Büchertisch

Neue Novellen und Romane. Wenn Peter Nansen seine Novellen „Des Lebens Lust" nannte (Berlin, S. Fischer, 174 S. Geh. 3,50 M., geb. 5 M.), so ist dieser Titel ironisch gemeint — zufrieden kann nach des Dichters Meinung nur der sein, der aus Dummheit und Beschränkung nicht merkt, wie das Schicksal ihn narrt. Wer mit bewußtem Willen an das Leben herantritt, um den Kampf mit ihm aufzunehmen, um ihm Lust und Freude und andere positive Werte abzuringen, der muß in diesem ungleichen Ringen unterliegen.

Entgegengesetzt ist die Lebensauffassung in den „Ländlichen Geschichten" von Bernhard Flemes (A. Spanholtz Hannover, 215 S. Geb. 5,50 M.), die in ihrem Grundton Dasein und Menschen bejahen; wenn sie auch nicht gerade völlig abzulehnen sind, so lassen sie sich doch mit Nansens feiner Psychologie und treffenden Darstellung keineswegs vergleichen.

Reifste Kunst dagegen sind Wilhelm Schäfers Anekdoten, die unter dem Titel „Die begrabene Hand" erschienen sind. (Georg Müller, München. 136 S. Geh. 2 M.) Früher hat es Schäfer einmal als seine Lebensaufgabe bezeichnet, hundert dieser kurzen, feinen, geschliffenen Erzählungen zu vollenden, die er mit der im größeren Publikum irreführenden Bezeichnung „Anekdoten" versah — heute sagt er im Vorwort, daß er nur auf besonderen Wunsch seines Verlegers die Sonderausgabe dieser schon vor dem Krieg geschriebenen sieben Novellen veranstaltet habe; „Neigung und Ziel meiner gegenwärtigen Arbeit haben sich soweit von diesen Dingen entfernt, daß ich von mir aus dem Bändchen sein Sonderdasein nicht gegeben hätte." Man muß es von ganzem Herzen begrüßen, daß der Verleger sein Vorhaben durchgesetzt hat gegenüber dem Dichter, der wie so mancher sich weiter entwickelnde Schaffende seinem eigenen Werk nicht mehr unbefangen gegenübersteht. Und dabei stehen hier so bezaubernde Dinge wie „Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammanns", ein Stück so aus einem Guß, daß es vielleicht zum Besten gehört, was Schäfer je geleistet hat.

Die gleiche meisterhafte Novelle hat auch Eingang gefunden in die vom Furche-Verlag veranstaltete Sammlung: Neue deutsche Erzähler (2 Bände, 285 und 281 S.; geb. je 5 M.), die eine Auswahl der besten lebenden Dichter Deutschlands bietet. Es sind hier vereinigt schon veröffentlichte Dinge, und die Auswahl erscheint zuweilen etwas wunderlich; z. B. wenn von Ricarda Huch, die doch eine ganze Anzahl herrlicher, in sich abgeschlossener Novellen geschrieben hat, nun ein Kapitel aus dem „Großen Krieg" ausgewählt worden ist. Oder wenn ausgesprochen schwache Stücke wie die von Lena Christ, Albert Ehrenstein neben Meisterhaftem wie Friedrich Huchs letzter Novelle Requiem, Reyserlings Landpartie, Kornfelds Begegnung steht. Auch scheint

Digitized by Google

der Furche-Verlag seinen Rahmen etwas gesprengt zu haben, als er zu seiner sonstigen Tendenz so wenig passende Dichter wie Kasimir Edschmid, Gustav Meyrink, Heinrich Mann bei sich aufnahm. Die Sammlung bietet fast nichts, das künstlerisch oder literarisch ganz wertlos wäre und wird sich deshalb trotz des hohen Preises, der zu dem furchtbaren Holzpapier in keinem Verhältnis steht, viele Freunde erwerben. —

Von W. v. Molo liegt der große Schillerroman in einer neuen, vom Dichter selbst durchgesehenen Volksausgabe vor (A. Langen, München, 2 Bände, geh 12 M., geb. 18 M.).

Daneben tritt der Verfasser mit einem neuen Werk auf den Plan, dem Roman Fridericus (A. Langen, München, 274 S.) der den ersten Teil der Trilogie: „Ein Volk wacht auf" darstellt. Mit großer dichterischer Freiheit sind Ereignisse, die in der Historie sich in drei aufeinanderfolgenden Jahren abspielten (1758—1760), in den Zeitraum von 24 Stunden zusammengedrängt. Indem noch Meditationen Friedrichs über Vergangenheit und Zukunft eingestreut sind, entsteht tatsächlich in diesem knappen Rahmen ein vollständiges dichterisches Porträt des Königs. Und dennoch — gerade dieses Zusammendrängen, dieses Häufen der Schicksalsschläge, das als Gegenwirkung eine gesteigerte Tatkraft in dem unbeugsamen Helden auslöst, übertreibt, fälscht das Bild, macht den Leser mißtrauisch. Es ist überhaupt etwas Zerrissenes, Krampfhaftes, Forciertes in der Darstellung, das den künstlerischen Wert herabsetzt. Und auch die bewußt gepredigte Tendenz, die absichtliche Schilderung dieser Welt von Feinden und brutalen Schicksalsschlägen, gegen die sich die Kraft des von seiner Sache felsenfest durchdrungenen Königs siegreich behauptet — auch sie ist zu deutlich und dick aufgetragen für den unbefangenen Genuß des Kunstwerks.

Krampfhaft, ja oft bis ins Groteske gesteigert ist auch „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine" von Alfred Döblin. (S. Fischer, Berlin, 414 S. br. 7,50 M., geb. 10 M.) Aber hier spürt man eine stärkere dichterische Kraft, ein größeres Gestaltungsvermögen. Der Monomane verbarrikadiert sich am Rande der Großstadt gegen einen eingebildeten Feind und wartet nun ängstlich und mutig auf Schreckn isse, die nicht eintreten. Die Entwicklung führte aus Kleinlichkeit und innerer Dürftigkeit zur Entscheidung, zum Verlassen der alten Existenz und dem jasagenden Mut, ein neues Dasein zu beginnen — das ist mit großer Kraft gesehen und gezeichnet. Das gleiche trifft auch zu für die derbe Naturalistik der Nebenpersonen, die aus der Mappe Zilles zu stammen scheinen.

Joseph Ponten: Der Babylonische Turm. Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 438 S. Br. 6 M., geb. 8 M.) scheint auf den ersten Blick in den Spuren der Buddenbrooks von Thomas Mann zu gehen. Sowohl die Anlage dieser breiten Familiengeschichte wie auch manches in der Art der Darstellung der stereotyp wiederkehrenden Wendungen und Motive, weisen darauf hin. Doch ist der Unterschied dann doch wieder sehr groß, indem ein heftiges Tempo sich von der kristallklaren Kühle und Ruhe Manns entfernt und indem trotz aller Sprachverwirrung und Entgleisungen in der bunt zusammengesetzten Familie Großjohann das Werk doch in der Gestalt des Sohnes Gabriel bejahend ausklingt. Das Gleichnis des Titels ist durchgeführt in der Disposition, die den Maurergesellen und späteren Bauunternehmer vom Fundament über den Bau der neunzehn Stockwerke bis zum letzten Stein führt.

Von Karl Gjellerup, der voriges Jahr mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, liegt ein neues Werk vor: „Die Gottesfreundin". Quelle u. Meyer, Leipzig. 393 S. Geb. 7 M.) Ein historischer Roman aus dem Mittelalter, dessen Helden die Schloßfrau, die heimliche Anhängerin eines der offiziellen Kirche fernstehenden Sektierers, und der Bischof, der Verlobte ihrer Jugend sind, der nun nach schweren Kämpfen den Weg wieder zu ihr zurückfindet. Die Handlung wird klar geführt, die Sprache ist gepflegt, die Personen sind plastisch geschildert — und doch legt man das Buch unbefriedigt aus der Hand. Es zeugt ebensowenig von wirklicher Größe wie die vier vorher besprochenen Romane, die alle voll guten Willens und auch Könnens sind — die wahre dichterische Ergriffenheit, der höchste Schwung sind ihnen allen versagt. M. R.

Wilhelm Busch, Ut ôler Welt. (Aus alter Zeit.) Lothar Joachim, München. 170 S., 4 M.

Bei der dieses Jahr ganz unweihnachtlich geringen Flut von Neuigkeiten über den Büchermarkt, der durch Papiernöte, Verlegerschwierigkeiten und starkem Bedarf an politisch-aktueller Literatur seines festlichen Charakters fast ganz entkleidet ist, möge auf ein älteres Buch (d. h. aus der Friedenszeit) hingewiesen werden, das glücklicherweise noch nicht vergriffen und in anständiger Ausstattung zu haben ist — zwei Momente, die dem erwartungsvollen Bücherkäufer dieses Jahres in anderen Fällen manche Enttäuschung bringen können. Es handelt sich um die Märchen, die kein Geringerer als Wilhelm Busch, der frohe Mann der Knittelverse und Zeichnungen und der ernste Philosoph, um 1850 gesammelt hat, die aber erst nach seinem Tode veröffentlicht worden sind. Manche sind im heimatlichen Platt seines Wohnorts Wiedensahl erzählt, die meisten aber stehen im hochdeutschen Gewande in klarer und einfacher Form, der es den Wert der Originalität nicht raubt, wenn man gleich an das klassische Vorbild der Brüder Grimm erinnert wird. Es ist natürlich selbstverständlich, da es sich nicht um eigene Erfindungen, sondern um die Niederschrift mündlichen Volksguts handelt, daß manches sich schon in den bekannten Sammlungen gelehrter Märchenforscher findet. Trotzdem gibt Busch bei einer ganzen Anzahl neue Motive und Varianten, die auch außer dem Fachmann für den Laien von Wert sind wegen ihres poetischen Gehaltes. Dasselbe gilt auch für die Volkslieder und Reime, die das empfehlenswerte Buch neben den Märchen und Sagen enthält. Von den fünf in dem Werk enthaltenen Zeichnungen sind zwei nur an dieser Stelle veröffentlicht.
M. R.

Unsere religiösen Erzieher. Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern, herausgegeben von Prof. Beß. 2. Aufl., 2 Bde., zus. 698 S. Mit Bildern. Geb. 14 M. Leipzig, Quelle & Meyer.

Nach einleitendem Überblick über Moses und die Propheten, d. h. die israelitische Religionsgeschichte, folgen Lebens- oder Charakterbilder von Jesus, Paulus, Augustin, Franz v. Assisi, Dante, Wiklif und Hus, den Reformatoren usw. bis auf Schleiermacher, Wichern und Bismarck und eine Schlußbetrachtung von Prof. Wilh. Hermann. Beteiligt als Bearbeiter des für die 1. Aufl. von Kirn geschriebenen Schleiermacher, kann ich doch sagen, daß zwar nicht alles allen Lesern gleich naheliegen und gleichmäßig verständlich sein wird — vielen bleibt Augustin fremd, und der Mystiker Seuse interessiert manche sehr, manche gar nicht —, einiges auch je nach der religiösen Stellung Beifall oder Widerspruch finden muß, so die kritische, doch warmherzige Darstellung Jesu durch Arnold Meyer. aber das meiste, sowohl die älteren Stücke als auch die neu hinzugekommenen, seinem Zwecke gut entspricht, Gebildeten aller Stände, auch Heranwachsenden ein lebendiges Bild der Geschichte unserer Religion zu geben.
Mukert.

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort. Herausgegeben von Heber und Schürer. Leipzig, Strauch. 235 S. Quart. 4 M.

Ein „Hausbuch von deutsch-evangelischem Leben", in zwei Hauptabschnitten (unser Leben in Gott und unser Leben in der Welt), eine Fülle vorzüglichen Stoffs (Gedichte, Erzählungen, Andachten, grundsätzliche Erörterungen) aus den verschiedensten Schriftstellern, namentlich der neuesten Zeit, so zusammengestellt, daß hier ein sehr geeignetes Geschenk fürs Haus, für Konfirmanden u. dgl. vorliegt. Erwünscht wäre, daß beim Wirken des Christentums auf die Welt neben der Inneren Mission die umfassenderen evangelisch-sozialen Gedanken der Neuzeit nicht beiseite blieben.
H. W.

Briefkasten

Zu dem Wahlhelferkursus der **Staatsbürgerschule** sind so viele Anmeldungen eingegangen, daß von dem Vorhaben der Leitung, die Teilnehmerzahl nicht über 70 steigen zu lassen, Abstand genommen werden mußte. Der Kursus wurde daher am 8. Dezember mit über 150 Teilnehmern durch eine Begrüßungsrede D. Naumanns eröffnet. Ob er, wie ursprünglich geplant, nach Weihnachten wiederholt werden wird, muß erst die Bedarfsfrage entscheiden.

Der Aufsatz von **Dr. v. Frankenberg** wird wegen Raummangels in die nächste Nummer kommen.

Zu der in der letzten Nummer angegebenen Literatur über **Bolschewismus** fügen wir noch folgende Broschüren hinzu: Trotzki, Die Sowjet-Macht und der internationale Imperialismus. — Arbeit, Disziplin und Ordnung werden die sozialistische Sowjet-Republik retten. — Lenin, Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht. — Der Kampf um das Brot. — Staat und Revolution. — Lenin und Trotzki, Krieg und Revolution. — Alle sechs Broschüren sind 1918 im Promachos-Verlag in Bern erschienen.

Eine Musterwahl Flugblätter, z. T. ohne bestimmte Parteifärbung, für die Politisierung der Frau bestimmt, z. T. aus Blättern der Demokratischen Partei bestehend, verschicken wir gegen Einsendung von 1 M. auf unser Postscheckkonto Berlin 8583. Auch Naumann-Flugblätter werden dabei sein. Größere Bestellungen sind an die auf den Flugblättern genannten Verbände zu richten.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe"-Verbreitung: 1,70 M.: Frl. B. in M. 20 M.: G. in O. 4,70 M.: F. St. in K. 5 M.: Dr. B. in B.

Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Digitized by Google

19. Dezember 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel ab 1. Januar 4 M., beim Postamt 4,12 M., unter Kreuzband 4,50 M., durch Postüberweisung vom Verlag 4,25 M., ins Ausland 5 M. Soldatenausgabe 1,50 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW.40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8653.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 51

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Wie soll es werden? — **Wilhelm Heile:** Deutsche Demokratie. — **Univ.-Prof. Dr. Robert Wilbrandt:** Was Liebknecht verlangen kann — und wir von ihm. — **Dr. Heinz Potthoff:** Naturalsteuern. — **Oberlandesgerichtsrat Karl Pfister:** Die Freiheit des Wählers und die Wahlordnung zur Deutschen Nationalversammlung. — **Gertrud Bäumer:** Stille Nacht, heilige Nacht. — **Beate Bonus:** Der Feldbrief. — **Naumann:** Gottes Sohn. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 8. Dezember.

Während Präsident Wilson über den Ozean fährt, hat die Welt Zeit, darüber nachzudenken, was er in Europa tun wird. Er kommt sicherlich nicht nur, um sich in London und Paris glänzend feiern zu lassen, sondern wird entweder für seine Völkerbundsidee oder für die amerikanische Welt oder für beides zugleich einen greifbaren Erfolg mit nach Hause bringen wollen. Ob es möglich sein wird, den Völkerbund jetzt zu schaffen, wird von einem Teil der Ententepresse bezweifelt, da in Frankreich und England die maßgebenden Kreise sehr weit entfernt sind, ihren sieghaften Militarismus abzuschaffen. Sie wollen zunächst den Sieg über Deutschland noch vollständiger auskosten, als es bis jetzt geschehen ist, und dann eine westeuropäische Weltherrschaft aufrichten, bei der Frankreich die Schwesternation Englands bleiben würde. Die Brutalität, mit der bis heute unter französischer Führung der Waffenstillstand uns gegenüber ausgelegt wird, gibt wenig erfreuliche Aussicht für die Zukunft. Englische Schiffe haben den Hafen von Danzig besucht, und es verlautet, daß wir bald auch noch andere Hafenstädte ihnen einräumen müssen. Dazu erfährt die englische Zeitung „Daily Mail", daß unter dem Vorsitz des australischen Premierministers Hughes in einer gemeinsamen Sitzung von Vertretern Großbritanniens und seiner Kolonien als deutsche Entschädigung an England eine Summe von 8 Milliarden Pfund Sterling (= 160 Milliarden Mark) gefordert haben soll. Eine solche Ziffer ist an sich Unsinn, denn sie kann aus der deutschen Wirtschaft einfach nicht herausgeholt werden. Wenn nun aber diese Ziffer nur erst die englische Forderung sein soll und weitere, voraussichtlich ebenso phantastisch bemessene französische und belgische Ansprüche erhoben werden, so ergibt sich, daß von Vernunft in den führenden Kreisen unserer Gegner leider überhaupt nicht gesprochen werden kann. Die Entente-Regierungen geben sich Mühe, den Bolschewismus in Deutschland zurückzudrängen, indem sie uns verkündigen, daß an eine bolschewistische Revolutionsregierung keine Nahrung geliefert und mit ihr kein Friede geschlossen werden könne. Wir müssen aber den Entente-Regierungen sagen, daß durch nichts in der Welt der Bolschewismus in Deutschland mehr gefördert wird, als durch derartige unmögliche und unmenschliche Geldforderungen, weil durch sie ein Zustand absoluter Hoffnungslosigkeit eintritt, bei dem der Staatskonkurs als einziger Ausweg bleibt. Wollen England und Frankreich Europa und auch sich selbst vor der Bolschewisierung bewahren, so wird es ihre Pflicht sein, sich von jetzt an maßvoll und menschlich zu zeigen. Wir nehmen an, daß Präsident Wilson dafür einiges Verständnis mitbringt, wissen aber nicht, wieweit sein Rat in London und Paris gehört werden wird.

Montag, 9. Dezember.

Über unerfreuliche Vorgänge auf Berliner Straßen und in Berliner und Münchener Regierungszimmern können wir natürlich in der Kriegschronik nicht berichten, bemerken nur, daß der Rest eines deutschen Ansehens im Auslande durch die innere Unordnung sehr leidet. So sehr nämlich zweifellos ist, daß die Demokratisierung Deutschlands den Frieden überhaupt erst ermöglicht, so ist auf der anderen Seite ebenso sicher, daß der Terrorismus, der jetzt über uns waltet, geradezu eine Zerstörung der deutschen auswärtigen Politik ist. Es wird vom Anbruch neuer Zeiten geredet. Die neue Sonne aber ist noch hinter dichten und trüben Wolken verborgen.

Das Mitglied der gegenwärtigen Regierung, Barth, wird von dem zur Heimkehr gezwungenen russischen Botschafter Joffe beschuldigt, vor Ausbruch der Revolution von ihm mehrere hunderttausend Mark zum Ankauf von Waffen mit Wissen des jetzigen zweiten Reichskanzlers Haase angenommen zu haben. Darin liegt der Vorwurf russischer Bestechung; man wird abwarten müssen, was die zwei so stark belasteten Herren antworten werden.

Dienstag, 10. Dezember.

Die „Kölnische Volkszeitung" verbreitet folgende Notiz: Der Vierverband beabsichtigt, Truppen zur Verrichtung des Polizeidienstes nach Berlin zu schicken. Er wird ein Ultimatum stellen, wonach innerhalb einer bestimmten Frist Ruhe und Ordnung wiederhergestellt sein müssen, andernfalls sollen die Amerikaner Berlin mit drei Armeekorps besetzen. So weit hat es die unverantwortliche Gesellschaft, die sich Spartakusgruppe nennt, gebracht!

Von russischer Seite wurden zur Zentralversammlung der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte, die am 16. Dezember stattfinden soll, russische bolschewistische Delegierte angemeldet. Nachdem, wie wir schon erwähnten, der Soldatenrat der Ostarmee diesen Vertretern des internationalen Aufruhrs die Einreise versagte, hat nun nach mehrstündiger Kabinetts-Sitzung sich auch die Reichsregierung auf denselben Standpunkt begeben. Es hätte von vornherein überhaupt gar nicht zweifelhaft sein dürfen, daß Ausländer auf eine deutsche Soldaten- und Arbeiterratssitzung nicht gehören.

Präsident Wilson teilt auf dem Schiff einem Vertreter der „United Preß" mit, er beabsichtige in Europa zu verkündigen, daß kein Volk die Vorherrschaft auf dem Meere innehaben dürfe und daß, wenn andere Völker ihr Flottenbauprogramm nicht einschränken, die Vereinigten Staaten das ihrige erhöhen müßten. Der Präsident gehe von der Ansicht aus, daß die Meere von der ganzen Welt bewacht werden müssen. So etwa sieht das Vorspiel zum Völkerbund aus!

Mittwoch, 11. Dezember.

Zwischen der deutschen und tschechoslowakischen Regierung ist eine vorläufige Vereinbarung über den Austausch dringend notwendiger Waren erfolgt. Deutschland liefert

Digitized by Google

monatlich 10 000 Tonnen Steinkohle und Koks, wofür die tschechoslowakische Republik 70 000 Tonnen Braunkohle liefert. Ähnliche Bestimmungen betreffen Marmelade, Obst, Grubenholz, Maschinen, Chemikalien und anderes. Es ist dies der Anfang eines Vertragsverhältnisses zum neuen tschechischen Staat. Wir würden gegen ein solches nicht das geringste einzuwenden haben, wenn nicht eben jetzt die Tschechen eine deutsch-böhmische Stadt nach der anderen dem Deutschtum wegzunehmen bemüht wären. Es wird ihr Einmarsch in Reichenberg und in Karlsbad gemeldet. Wenn sich die Tschechen auf ihre nationalen Besitzstände beschränken wollen, so ist ein Vertrag zwischen ihnen und uns durchaus möglich, aber wenn sie statt des Selbstbestimmungsrechts der Nationen die veraltete Idee vom einstigen Königreich Böhmen vertreten, so sind sie diejenigen, die einen veralteten imperialistischen Standpunkt einnehmen.

Donnerstag, 12. Dezember.

Graf Czernin hielt in Wien eine Rede, in der er über die Vorgänge innerhalb des deutsch-österreichischen Bündnisses sprach. Immer wieder brauchten wir die deutsche Hilfe. In Rumänien und Italien, in Serbien und in Rußland haben wir gemeinsam mit den Deutschen gesiegt. Wir waren in der Lage des verarmten Verschwenders, welcher von der Güte des reichen Vetters lebt. In zweiter Linie war unsere Abhängigkeit begründet durch den Stand unseres Ernährungswesens. Die Hungerrevolte, welche Ungarn einerseits und die k. k. Behörden mit ihrer Zentrale andererseits gegen die Bevölkerung machte, zwang uns immer wieder, in Berlin um Hilfe zu ersuchen. Drittens war unsere Abhängigkeit bedingt durch die finanzielle Lage. Wir bezogen monatlich 100 000 Mark von Deutschland, um unsere Valuta zu stützen, eine Summe, die im Laufe des Krieges auf über 4 Milliarden Mark angewachsen ist. Trotz dieser Abhängigkeit blieb der einzige Weg zum Frieden zu gelangen, Deutschland zu bewegen, den Frieden mit Opfern zu schließen ..... Die deutschen militärischen Herren wurden, je glänzender ihre Erfolge waren, desto anspruchsvoller. Ich glaube, daß es einen einzigen Moment in der Geschichte dieses Krieges gegeben hat, in welchem ein Friedensversuch wirklich sehr hoffnungsvoll schien. Das war nach der berühmten Schlacht von Gorlice. Damals hätten wir vielleicht den Krieg beenden können, wenn eine ungarische Grenzregulierung zugunsten der Rumänen eingetreten wäre und wenn wir nach dem großen Erfolg die Kraft gefunden hätten, den Feinden einen Verzichtfrieden anzutragen. Ich bekenne offen, daß, solange ich im Amt war, ein Verzichtfrieden für Deutschland und für uns stets das Äußerste des Erreichbaren dargestellt hätte. Die Zukunft wird beweisen, welche übermenschlichen Anstrengungen wir gemacht haben, um Deutschland zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Wenn sie alle mißlangen, so lag die Schuld nicht an dem deutschen Volk, meiner Ansicht nach auch nicht an dem Deutschen Kaiser, sondern sie lag bei den führenden deutscher Militärs, welche eine unermeßliche Machtfülle an sich gerissen hatten. Von Bethmann Hollweg bis Kühlmann wollten alle in der Wilhelmstraße den Frieden, aber sie konnten nichts erreichen, weil die Militärpartei jeden stürzte, der anders zu handeln suchte. Ludendorff war ein Mann von großer, ja genialer Konzeption, von einer nicht zu unterdrückenden Energie, aber dieser Mann hatte eine politische Bremse gebraucht. Er hatte das Unglück, die ganze Welt nur durch Potsdamer Brillen zu sehen und jeden Friedensversuch zu verwerfen, der keinen Siegfrieden brachte.

Freitag, 13. Dezember.

Durch die Rede des Grafen Czernin sind weitere Veröffentlichungen hervorgerufen worden, die wir an dieser Stelle nicht ausführlich wiedergeben können, da sie in ziemlich langen Aktenstücken bestehen. Es ist darunter ein Bericht Bethmann Hollwegs an den Deutschen Kaiser vom 9. Mai 1917, in dem Bethmann an die Wirkung des verstärkten U-Boot-Krieges ernstlich glaubt. In diesem Bericht findet sich der Satz: Jetzt sei ein allgemeiner Frieden nur durch Unterwerfung möglich, das aber würde uns zu ertragen unter verhängnisvoller Gefahr für die Monarchie.

Samstag, 14. Dezember.

Der Waffenstillstandsvertrag zwischen den Entente-Staaten und Deutschland wurde gestern in Trier im Salonwagen des Marschalls Foch bis zum 17. Januar 1919 verlängert, und zwar so, daß die Verlängerung bis zum Abschluß des Präliminarfriedens ausgedehnt werden kann. Der Hauptteil der Verhandlungen lag auf deutscher Seite in den Händen von Staatssekretär Erzberger. Neu im Vertrag ist, daß sich das Oberkommando der Alliierten vorbehält, die neutrale Zone auf dem rechten Rheinufer nördlich des Kölner Brückenkopfes bis zur holländischen Grenze zu besetzen, falls das Oberkommando dies für angezeigt erachtet. Das bedeutet die Okkupationsbedrohung der wichtigen Plätze des rechtsrheinischen Industriegebietes. Vermutlich soll diese Bestimmung als Garantie gegen Bolschewisierung dieser Gegend dienen; sie zeigt im übrigen, wie sehr wir abhängig sind.

Präsident Wilson ist in Europa angekommen. Es verlautet, daß er die Weihnachtstage in Rom verleben will. — Die französischen Sozialisten wünschen ihm demonstrative Begrüßungen darzubringen, um damit gegen die Brutalität der Regierung Clemenceaus zu protestieren. Bisher sind diese Veranstaltungen nicht erlaubt worden.

Der Staatssekretär der Marine der Vereinigten Staaten Daniels hielt eine Rede über Amerikas Friedensprogramm: Das amerikanische Volk wird Gerechtigkeit verlangen, aber keine Rachsucht dulden. Solange Amerika noch Brot hat, wird es dafür sorgen, daß weder Freund noch Feind Hunger erleidet.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonntag, 8. Dezember.

Unendlich graue Dezembertage. Man arbeitet fieberhaft für die Wahlen und kommt sich dabei manchmal vor, als wenn man bei Sturmflut am Deich flickt: kaum ist hier oder dort ein Stück aufgerichtet, so reißt es an anderer Stelle wieder ein. Während der Arbeit denkt man an die Demonstrationen, die heute in Berlin sein werden: dieses hoffnungslose Wirrsal von Leidenschaft, Mißtrauen, Ratlosigkeit und Auflehnung um jeden Preis. Eine helle, sonntägliche Erinnerung die gestrige Versammlung in Stade, einberufen vom Bürgerrat zur Volksbelehrung der Frauen. So viel absichtslose, unbefangene Bereitschaft. Und zum Schluß sangen alle zusammen die dritte Strophe von „Deutschland, Deutschland über alles" — — „Einigkeit und Recht und Freiheit", diese Strophe der schwarzrotgoldenen Demokratie.

Wann wird einmal wieder ein Sonntag sein, an dem die Gedanken sich nicht mehr wundstoßen, wohin sie auch schweifen? Wann werden wir wieder spüren, daß wir auf einem Wege sind, der vorwärts führt?

Montag, 9. Dezember.

Die Aussichten der Brotversorgung haben sich gebessert. Durch die milden Tage ist die noch nicht zu Ende geführte Hackfruchternte schnell gefördert, und Kräfte und Transportmittel für den Dreschs und die Ablieferung sind frei geworden. Die Annahme, daß unsere Brotversorgung nur bis Anfang Februar reiche, hat demnach einer besseren Aussichten Platz gemacht.

Die Großindustriellen August und Fritz Thyssen und Edmund Stinnes sind mit einigen ihrer Direktoren vom Arbeiter- und Soldatenrat Mülheim wegen Landesverrats verhaftet, weil sie einen Versuch gemacht haben sollen, die Entente zur Besetzung des Industriegebietes zu bestimmen. Das wird eine der vielen unbesonnenen Verdächtigungen sein, von denen heute die Luft voll ist und mit denen wir den Teufel an die Wand malen.

Von den Berliner gestrigen Demonstrationen bekommt man den Eindruck bestimmter Scheidung der drei Schichten: Mehrheit, Unabhängige und Spartakusleute. Die Kundgebung der Mehrheitssozialisten scheint die größte und geschlossenste gewesen zu sein. In der Spartakusgruppe ist man so weit, jeweils den zu befehden, der Macht hat, nur weil er sie hat.

Digitized by Google

In Hamburg hat der Arbeiter- und Soldatenrat die Aufhebung des Religionsunterrichts verfügt. Daß er behauptet, diese ohne Befragung der Bevölkerung unter dem Druck einer durch Maschinengewehre gestützten Gewalt erlassene Bestimmung sei Ausdruck der „Glaubens- und Gewissensfreiheit", gehört zu den bitteren Ironien dieser Zeit. Leider hat der Lehrerrat von Hamburg der Entscheidung der Frage in dieser Form — durch Gewaltedikt des Arbeiter- und Soldatenrats — seine Zustimmung gegeben, weil er sachlich in seiner Majorität sich auf den gleichen Boden stellte, und hat damit einer Kulturfrage der Entscheidung durch die Gewalt ausgeliefert. Mit unserer inneren Demokratisierung ist es noch nicht sehr weit her.

Dienstag, 10. Dezember.

Sein Steuerprogramm entwickelt der Schatzsekretär Dr. Schiffer in einer Versammlung der Berliner Handelskammer. Ein erschütterndes Licht in den Abgrund, an dem sich die von der Revolution gepflegten Lohnillusionen in der Tat tummeln. Mehrausgaben infolge der Revolution werden auf eine Milliarde geschätzt. Vergeudung von Material und Arbeitskräften durch Desorganisation ist außerdem ungeheuerlich und unabschätzbar. (Jeder sieht täglich Proben davon!) Das Deckungsmittel: antiplutokratische Besitzsteuern. 80 Prozent vom Mehreinkommen; restlose Erfassung der Kriegsgewinne. Diese Steuern sollen mit Kriegsanleihen bezahlt werden. Auch die abzugebenden Materialbestände der Heeresverwaltung sollen mit Kriegsanleihe bezahlt werden. Vermögensabgabe, eventuell Zwangsanleihe.

Von indirekten Steuern: Tabak-, Zigaretten-, Luxussteuer ausgedehnt auf Wohnung und Dienerschaft.

Aus Einnahmegründen: Verstaatlichung von Wasserkraft, Wasserstraßen, Eisenbahnen (soweit noch nicht geschehen), vielleicht auch noch Elektrizität, Versicherungswesen. Gemischte wirtschaftliche Beteiligung des Staates an Stickstoff- und Aluminiumgewinnung und Zwangskartellpolitik. Daneben wird die Sozialisierungskommission nicht sehr viel weiter gehen können.

In Bremen ist die Wiedereinsetzung von Senat und Bürgerschaft abgelehnt.

Mittwoch, 11. Dezember.

Die Wahlen zu den Arbeiter- und Soldatenräten gaben gute Stichproben für die Macht der Unabhängigen. In Chemnitz wurden für die Mehrheitssozialisten 78 000 Stimmen, für die Unabhängigen nur 6000 abgegeben.

Man liest von dem Einzug der Garde in Berlin mit einem heißen Aufwallen der Stimmung von 1914. Wenn es doch einen großen, weihevollen Ausdruck des Dankes trotz der Niederlage gäbe. Kein Triumphstil, und doch Ausdruck des Stolzes, des Vertrauens, des Eingedenkseins der unübersehbaren Leistung dieser Jahre. Neben dem Schwarzweißrot taucht mehr und mehr das Schwarzrotgold auf.

Ich bekomme das Programm der demokratischen Partei Österreichs, finde mit Freude und innerer Bewegung befreundete Namen darunter und male mir die gemeinsame Arbeit aus.

Der hessische Arbeiter- und Soldatenrat hat sich aufgelöst, um sich in einen Volksrat für die Republik Hessen umzubilden.

Donnerstag, 12. Dezember.

Die Großindustriellen Thyssen, Stinnes und ihre Direktoren sind aus der Haft entlassen.

Es verlautet, daß der Reichstag einberufen werden soll, um auf diese Art eine Legitimation der Regierung zustande zu bringen.

Der Rat der Volksbeauftragten sieht sich zu einem scharfen Erlaß gegen die Arbeiter- und Soldatenräte genötigt, die durch ihre Eingriffe in die Pressefreiheit sich in steigendem Maße an der Demokratie versündigen.

Der Arbeiter- und Soldatenrat in Koblenz bittet die Reichsregierung, gegen den preußischen Kultusminister vorzugehen, dessen Eingriffe in die Frage Staat und Kirche die separatistischen Strömungen in Rheinland-Westfalen in erster Linie verschulden. Ob sie gegen den tatenfreudigen Dilettantismus, mit der die neuen Machthaber „die Zeit benutzen", etwas ausrichten, ist noch fraglich. Herr Hoffmann hat auch seinerseits bereits erklärt, daß die Revolution erneuert werden müsse, falls die Nationalversammlung nicht eine sozialistische Mehrheit brächte.

Freitag, 13. Dezember.

Der Präsident des Reichstages hat den Reichstag einberufen, Zeit und Ort zu bestimmen sich jedoch vorbehalten. Der „Vorwärts" sieht in diesem Schritt ein neues „verwirrendes Moment" in unserer Politik und stellt dieser, wie er behauptet, konterrevolutionären Maßnahme als die revolutionäre gegenüber schnellste Einberufung der Nationalversammlung. Wenn dem Schritt Fehrenbachs diese Wirkung hat, ist er auf alle Fälle richtig und nützlich.

Die Arbeitgeberverbände haben zur wirtschaftlichen und politischen Lage in folgender Erklärung Stellung genommen:

„Die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände stellt sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen. Sie erwartet aber von der Regierung, daß sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln Ordnung und Freiheit des Wirtschaftslebens aufrechterhält und wird ihr nach dieser Richtung jede Unterstützung gewähren. Nur, wenn alle Glieder des Volkes sich auf ihre Pflicht zur Arbeit besinnen, kann an eine Wiederaufrichtung unseres am Boden liegenden Wirtschaftslebens gedacht werden. Von der Arbeiterschaft wird erwartet, daß sie auch in ihrem Teile mithilft, eine geordnete Produktion aufrechtzuerhalten und Forderungen entgegentritt, deren Erfüllung die Produktion unmöglich machen und damit in erster Linie die Arbeiterschaft selbst am meisten schädigen würde.

Übereilte Regierungsmaßnahmen haben Loslösungsbestrebungen ganzer Landesteile vom Reiche geradezu hervorgerufen und bedrohen aufs ernsteste den Zusammenhalt des Reiches. Die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände verlangt daher, daß grundlegende politische und wirtschaftliche Maßnahmen nur im Wege geregelter Gesetzgebung und nur nach eingehender Vorbereitung und nach ausreichender Anhörung aller Beteiligten erfolgen.

Die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände verlangt endlich mit allem Nachdruck die sofortige Einberufung der Nationalversammlung, damit das ganze Volk an der Gestaltung des Reiches mitarbeiten und die Grundlagen eines geordneten Staats- und Rechtslebens schaffen kann. Jeder Tag der Zögerung bedeutet den weiteren unwiederbringlichen Verlust unermeßlicher Werte und vermehrt die Gefahr fremder Einmischung."

Eine tapfere vorbildliche Kundgebung der Treue zu Deutschland haben die Deutschen in Posen veranstaltet, eine Kundgebung, die uns allen den Mut und die Kraft stärken kann und die an Stimmung und Schwung dem August 1914 gleichkam. In fünf Kundgebungen, an denen die ganze Stadt beteiligt war, wurde ein deutscher Volksrat begründet. Es wurde die folgende Entschließung gefaßt:

„Viele Tausende deutscher Männer und Frauen, Vertreter und Mitglieder des deutschen Volksrates aus Stadt und Provinz Posen, haben heute in fünf machtvollen Kundgebungen ihren Zusammenschluß zu einem provinzialen Volksrat beschlossen. Auf dem Boden der neuen staatlichen Ordnung will der provinziale Volksrat die Interessen der 850 000 Posener Deutschen schützen und fördern. Er ist weder eine politische Partei noch eine Kampforganisation gegen die Polen. Wir verwerfen jede Politik, die geeignet ist, zwischen der deutschen und polnischen Bevölkerung Haß und Zwietracht zu säen. Wir fördern alle Bestrebungen, die unter Wahrung der nationalen und kulturellen Eigenart beider Bevölkerungsteile ihre gemeinschaftliche Arbeit für das Glück unserer gemeinsamen Heimat in versöhnlichem Sinne verfolgen. Der Geist des Hakatismus wird in unseren Reihen niemals lebendig werden. Mit steigender Sorge haben wir in den letzten Wochen das Vorgehen der Polen verfolgen müssen, welches in den Beschlüssen des Teilgebietslandtages vom 3. bis 5. Dezember seinen Höhepunkt fand. Wir verwahren uns gegen jede Bevorzugung der Polen in den von der Revolution geschaffenen Ämtern und Vertretungskörpern und fordern volle Gleichberechtigung für die Deutschen im Volksrat. Wir verwahren uns vor allem gegen die Entschließung des Teilgebietslandtages, die den Wortlaut und den Sinn des Punkts 13 der Friedensbotschaft des Präsidenten Wilson vom 8. Januar 1918 vergewaltigt."

Das ist das Kraftvollste und Größte, das in diesen Wochen aus deutschem Volkstum hervorgewachsen ist.

Digitized by Google

Naumann / Wie soll es werden?

7.

Durch die Demokratisierung des Staates verändert sich die Lage der Beamtenschaft auf allen ihren Stufen; denn es muß an Stelle der herkömmlichen Königstreue die republikanische Staatstreue gesetzt werden. Das besagt, daß der konservative Parteicharakter, den besonders in Preußen das offizielle Beamtentum gehabt hat, wegfällt. Der Beamte im ganzen wird von nun an parteipolitisch frei sein, wird aber scharf unterscheiden müssen zwischen privater Politik und dienstlicher Pflichterfüllung. Wir können nicht wünschen, ein parteipolitisch durchwühltes Beamtentum zu bekommen, weil das eine Herabsetzung der Leistungskraft sein würde. Als politische Beamte haben nur die oberen Stellen der Staatsverwaltung zu gelten, bei denen es auf der Hand liegt, daß sie der jedesmaligen Regierung zur Verfügung stehen müssen, um eine Einheitlichkeit des Regimentes zu ermöglichen. Wenn beispielsweise die Staatsleitung sozialdemokratisch ist, so können zwar (wie jetzt in der Übergangszeit) konservative Oberpräsidenten ihr Amt führen, werden aber auf die Dauer sich nicht wohl fühlen können, da nun der richtige Grundgedanke des Bismarckschen Beamtenerlasses von 1882 ihnen ungewohnte Pflichten auferlegt. Umgekehrt werden bei einem etwaigen späteren Regierungsumschwung nach rechts die sozialistischen Staatssekretäre von selber mit ihrer Regierung verschwinden. Das aber setzt einen Reichtum an Männern und Frauen voraus, die für obere Stellen geeignet sind, wie er bis heute in den nichtkonservativen Parteien kaum vorhanden ist. Man wird also tüchtige Männer aus allerlei anderen Berufen in die leitenden Stellen hinübernehmen müssen, wenn der vorhandene Beamtennachwuchs nicht genügt. Das ist selbstverständlich dem Beamtengeist nicht angenehm, aber wie soll sonst der notwendige Staatsumschwung durchgeführt werden? Wir brauchen eine Zeit gewisser Lockerung der Traditionen und Versuche, den Bureaukratismus durch gesunden Menschenverstand zu beleben. Das Volk will sehen und fühlen, daß in der Praxis der Regierung wirklich etwas anders geworden ist. Die Beamten sind nicht Herren des Volkes, sondern Diener der Gesamtheit.

Da wir leider nach dem Kriege eine sehr bedrängte Volkswirtschaft zu erwarten haben, ist anzunehmen, daß sehr viele Leute (männlich und weiblich) irgendwelche Beamtenstellen zu erlangen suchen, um einen festen Verdienst zu besitzen. Das wirkt dann als Druck auf Gehalt und Lebenslage der Beamtenschaft im ganzen. Daran kann auch der sicher vorhandene gute Wille aller großen Parteien nur wenig ändern, da ja bei sinkendem Geldwerte selbst Gehaltserhöhungen oft nur von zweifelhaftem Werte sind. Der Beamte als solcher hat das allergrößte Interesse daran, daß die Gesamtwirtschaft wieder in die Höhe gebracht wird, weil er sonst mit allen übrigen verarmt. Das aber heißt, daß die Beamtenschaft als Ganzes dafür sorgen muß, daß der Geist der Arbeitsersparnis bei ihr wie überall durchdringt: höchste Leistung!

Als zwischen 1807 und 1812 das damalige Preußen in seiner tiefsten Erniedrigung lag, hielt Fichte seine „Reden an die deutsche Nation" und empfahl ihr die Erziehungskunst als letztes Hilfsmittel des militärisch geschlagenen Volkes. Je weniger die vorhandene ältere Generation noch in der Lage sein wird, gehobene Tage zu sehen, desto mehr muß Fleiß auf die Jugend verwendet werden. Alle Hoffnung, aller Optimismus muß sich auf Vorbereitung besserer Zukunft vereinen. Dabei wird von vornherein klar sein müssen, daß wir eine neue Weltmacht nicht vorbereiten können und sollen. Das ist verdorben und vorbei! Wir müssen sehen, daß wir groß werden an „Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung" (Kaiserproklamation von 1871). Unser Wagen muß auf ein anderes Geleise geschoben werden, auf reine Wirtschafts- und Kulturideale. Dem muß dann auch die Schulpolitik entsprechen. Sie muß einen freien, arbeitsamen Volksgeist vorbereiten, der seine Schicksalslage mit Würde trägt und an die Welt und Vorsehung glaubt, trotz aller Dunkelheiten. Dazu gehört eine technische und geistige Reform der nationalen Erziehung in Richtung auf Arbeitsschule und Gesinnungsschule. Dafür muß trotz der Not Geld aufgebracht werden.

Alle Gesinnungskräfte sind in Zukunft noch mehr als in der Vergangenheit die Kapitalien der Nation. Wir können nicht materialistisch denken wollen, weil wir dabei zugrunde gehen, denn wenn der Mensch sich nur als Produkt der wirtschaftlichen Verhältnisse ansieht, muß er bei sinkender Wirtschaft selber sinken. Das aber ist es, was wir um jeden Preis vermeiden sollen. Obwohl wir ärmer, mühseliger und gebundener sein werden, müssen wir unser Haupt hochhalten im Glauben an den Menschheitswert unseres Volkes. Der hohe Schwung des Idealismus, wie ihn Kant, Fichte, Schiller und Schleiermacher hatten, muß jetzt erst ganz Nationaleigenschaft werden. Wie sich jeder einzelne das zurechtlegt, ist seine Sache. Alle schöpferischen Geistesströmungen müssen gepflegt werden, sie sollen frei sein dürfen, und Toleranz aller derer, die das Gute wollen, muß selbstverständlich sein.

Niemals hatten wir weniger Zeit und Anlaß zu konfessionellen Kulturkämpfen als jetzt! Das gilt auch besonders gegenüber der übereilten und groben Art, wie die Trennung von Staat und Kirche angekündigt und in einzelnen Bundesstaaten angebahnt wurde. Eine seit vielen Jahrhunderten erwachsene Verbindung kann nicht eines Nachmittags mit einem Federstrich gelöst werden. Durch unkultivierte Verletzung religiöser Gefühle kann jetzt der Volkseinheit schwerster Schaden zugefügt werden. Sicherlich ist es angebracht, nach dem Wegfall der Landesfürsten für neue, und zwar für freiere Beziehungen von Staat und Kirche zu sorgen. Das liegt im wohlverstandenen Interesse beider Teile. Auch der Religionsunterricht in der Volksschule bedarf der Umgestaltung, um ihm den Zwangscharakter zu nehmen. Sollte aber die deutsche Republik von vornherein als antikirchliche Parteieinrichtung auftreten wollen, so würde sie sich selbst ihr eigenes Grab schaufeln, denn die Völker werden nach blutigen Schreckenszeiten und unter vielerlei Nöten erfahrungsgemäß nicht unkirchlicher, sondern eher mehr geneigt, den Verkündigern des Überirdischen ihr Ohr zu leihen.

Das letzte, wovon wir in dieser Reihe von Aufsätzen reden, ist die Einheit der Nation. Das ganze Deutschland soll es sein! Wenn das nicht gelingt, worauf sollen wir hoffen?

Wir verlieren die fremdsprachlichen Staatsteile im Ost, West und Nord. Unsere deutschen Elsässer werden verjagt und nach Kräften entnationalisiert, das gute, alte, deutsche Straßburg ist wieder entweiht. In dieser Lage sollen wir froh sein, daß die Deutsch-Österreicher zu uns kommen wollen und sollen ihnen freudig die Hand entgegenstrecken. Es ist wirklich nicht nötig, jetzt mit dem Ausdruck des Bruder-

bundes nach zu zögern, denn die Franzosen behandeln uns deshalb im Westen nicht besser, weil wir im Süden uns selber zurückhalten. Jetzt gilt es Klarheit darüber schaffen, daß **die Deutsche Republik großdeutsch ist!** Sie muß aufgebaut sein auf dem Gedanken, daß alle deutschen Bevölkerungen im deutschen Volksstaat ihre natürliche Heimat haben.

Das kleindeutsche Bismarckische Deutsche Reich war errichtet auf Landesherrschaften, die es nun nicht mehr gibt. Darum schloß es einesteils Fremdlinge ein und anderenteils Bluts- und Sprachgenossen aus. Jetzt ist **der Platz frei für das Volkstum selber.** Es erhebt sich die Frage, ob wir ein politisches Volk sind oder nicht: habt ihr deutschen Lebenswillen oder hat man ihn euch aus dem Leibe herausgeschlagen? Ihr habt ihn noch. Ich kenne euch in Nord und Süd, ich weiß, daß ihr Deutsche sein und bleiben wollt mit Leib und Seele und allen euren Kräften. Ihr verwarft alle Rheinbundpläne, allen Partikularismus, alle Sonderbündelei! Euer Stolz wird es sein, daß ihr Deutsche seid! Wer das nicht versteht, der mag sich die Nation suchen, die ihm paßt, wir aber sind und bleiben Deutsche trotz Hölle, Tod und Teufel und tragen unsere Last auf unseren Schultern, nur um nicht unserer Volksidee untreu werden zu müssen. Sind etwa unsere Kriegstoten dafür gestorben, daß wir heute untereinander uns im Streite zerbröckeln? Denkt an ihr Sterben und seid einig!

Einig sein ist nicht leicht, solange die **Reichshauptstadt** von einer Gesellschaft tyrannisiert wird, die von deutscher Volksgeschichte weit entfernt ist. Der gegenwärtige Zustand von Berlin ist ein Elend für ganz Deutschland. Aber auch das wird wohl einmal ein Ende nehmen, dann können wir auf freier, demokratischer Grundlage wieder ein Volk werden, das sich die Hand reicht, um sich zusammen in die Höhe zu arbeiten. In solchem Geiste wollen wir zur **Nationalversammlung** wählen. Sie wird ein schwerer, großer Versuch sein. Es kann gehen wie 1848/49 und noch schlechter, aber es kann auch viel besser gehen. Die deutsche Neugeburt ist möglich. Auch ihr, meine Freunde, könnt zu ihr mithelfen. Seid treue deutsche Staatsbürger, die dem neuen Volksstaate auch in der Einsamkeit ihre Kräfte zur Verfügung stellen!

Wilhelm Heile / Deutsche Demokratie

Schon immer haben wir uns aus der Enge des alten parteipolitischen Kleinkrams herausgesehnt. Die geistige Erstarrung der Parteibürokratien wirkte lähmend auf alles politische Leben. Viele, und keineswegs immer die Schlechtesten unter den schlichten Staatsbürgern, fühlten sich abgestoßen von der Kleinlichkeit und Splitterrichterei, die von den Tempelhütern der reinen Lehre hüben wie drüben für Überzeugungstreue gehalten und gepriesen wurde. Und manchem, der aus staatsbürgerlichem Verantwortlichkeitsbewußtsein die Lust und den Drang zur schaffenden und nicht bloß kritteln den Mitarbeit im politischen Leben schöpfte, verging die Lust sehr bald, wenn er sah, wie die Parteibürokraten sich in nichts von den engherzigsten Staatsbürokraten unterschieden. Statt neue und junge aufstrebende tatfrohe Kräfte heranzuziehen und anzufeuern, fühlten sich diese Bürokraten durch deren inneren Trieb in ihrer Ruhe gestört. Was über die Erledigung des täglichen „Einlaufs" hinausgeht und was nicht bereits im Katechismus des reinen politischen Glaubens für alle Ewigkeiten festgelegt ist, das faßt man nur mit Zögern und Widerstreben an: Was nicht in den Akten steht, das ist nicht in der Welt.

Als diese Parteibürokratien im Kriege endlich so weit waren, in die allgemeine Forderung der „Neuorientierung" des staatlichen Lebens auch ihrerseits kräftig einzustimmen, blieben sie doch im Grunde die konservative Macht des Verharrens im Alten. Daß man mit der „Neuorientierung" wie mit den Werken der Nächstenliebe im eigenen Wirkensbereich den Anfang machen muß, daran dachten sie nicht im Vollgefühl ihrer Vortrefflichkeit. Das gilt von den Bürokratien aller, auch der Neuorientierungsparteien, auch — wenn auch noch am wenigsten — von der daran zersplitternden Sozialdemokratie, und auch — und leider nicht am wenigsten — vom Büro der Fortschrittlichen Volkspartei in der Zimmerstraße.

Immerhin: ein kleiner Umschwung war zu merken; in den ersten Ansätzen sogar schon vor dem Kriege.

Wir sahen unsere alte Saat langsam aufgehen. Den Block der Linken, gegen den die Flügelmänner Bebel und Bassermann sich noch beschwörend wehrten, wollte Wirklichkeit werden. Und wenn das furchtbare Unglück des deutschen Zusammenbruchs nicht gekommen wäre, so würde er vielleicht bereits volle Wirklichkeit sein.

Es kam aber im Gefolge des äußeren Zusammenbruchs die innere Revolution. Die Partei Scheidemanns, die bis dahin in guter Gemeinschaft mit der Partei Naumanns gearbeitet hatte, hielt es nun für klug, lieber über Haase und Ledebour hinweg die Fühler selbst nach Liebknecht auszustrecken, als unter Verzicht auf die Mitwirkung dieser sie von links umgarnenden blutrünstigen Reaktionäre im Bunde mit uns nationalsozialen und liberalen Demokraten das Werk der Revolution zu vollenden und zu sichern. Und die Folge war die Notwendigkeit einer Frontstellung der sozialen Demokratie gegen die sozialistische Diktatur.

Es wird der Versuch gemacht, diese Frontstellung als Erklärung des Kriegszustandes zwischen „bürgerlicher" Demokratie und Sozialdemokratie auszudeuten. Nicht bloß die „Unabhängigen", sondern auch Mehrheitssozialisten suchen parteipolitischen Gewinn aus dieser Sachlage zu ziehen, indem sie die „bürgerlichen" Demokraten zur „einen reaktionären Masse" werfen. Die Vereinigung der bisher getrennten liberalen Strömungen zu **einer** demokratischen Partei gibt den Vorwand zu der ganz unrichtigen Behauptung, daß der linke Flügel des Liberalismus unter dem Druck der sozialdemokratischen Erfolge nach rechts abmarschiert sei. Nichts ist unwahrer und unwahrhaftiger als solche Behauptung. Das Streben nach Vereinigung des Liberalismus ist viel älter als die Revolution und selbst als der Krieg. Gerade wir, die wir immer auf dem linken Flügel des Linksliberalismus gestanden und die Herstellung einer Arbeitsgemeinschaft von Sozialdemokratie und Liberalismus vertreten haben, wir waren auch die Vorkämpfer des Gedankens vom Gesamtliberalismus. Die alten Grenzlinien zwischen den beiden liberalen Parteien hatten ja schon so lange keinen anderen Sinn mehr, als den der Absteckung des Herrschaftsgebietes der beiden Bürokratien. Die Wähler im Lande, und die sind doch wohl die eigentliche Partei, wollten fast nirgends mehr von der Zersplitterung etwas wissen. Und wo sich wirklich noch Widerstände gegen die Vereinigung geltend machten, da waren es und sind es ja auch heute im Augenblick der Verwirklichung — genau wie bei den Parteizentralen — nur die bisherigen „Führer",

Digitized by Google

die sich in die neue Zeit nicht finden konnten und können, weil es ihnen undenkbar erscheint, daß auch sie und ihre Kraft ersetzbar sind, und weil sie mit ihrem ganzen politischen Denken in den Überlieferungen und Erinnerungen alter Parteikämpfe hängengeblieben sind, so daß weder in ihrem Hirn noch in ihrem Herzen Raum genug freigeblieben ist für die Nöte und Aufgaben der neuen Zeit.

Wir haben ja inzwischen schon gesehen, wie diese Vertreter des Ewig-Gestrigen sich gegen die Bildung der neuen einheitlichen demokratischen Partei gesträubt und, als sie mit ihrem Widerstand keinen Erfolg hatten, eine eigene Partei zu begründen versucht haben. Nationalliberale und Fortschrittler waren gleichermaßen dabei. Nicht das war für ihre Absonderung bestimmend gewesen, wo sie früher gestanden hatten, ob mehr rechts oder mehr links, sondern daß sie im neuen Parteigebilde keine führende Rolle mehr spielen sollten, weil die das Neue schaffende Jugend den Führer der Lokomotive und nicht den Bremser für den wichtigsten Mann des Zuges hält.

Es ist also nicht wahr, ganz gewiß nicht wahr, daß die Vereinigung der Linksliberalen und Demokraten mit den Nationalliberalen einen Ruck nach rechts bedeute. Wir haben vielmehr all den Trödel der elenden Konservenbüchsen alten Parteihaders zum Gerümpel geworfen. Wir rechten untereinander nicht wegen alter Meinungsverschiedenheiten und fragen einander nicht: bist du früher nationalliberal, freisinnig oder nationalsozial gewesen. Wir rufen vielmehr alle auf zur Mitarbeit in unseren Reihen, die ihrem Vaterlande und ihrem Volke aus freiem Entschluß selbstlos dienen wollen, damit aus Deutschland ein Staat werde, in dem das ganze Volk in Freiheit und Gleichberechtigung aller seine Lebens- und Willensgemeinschaft findet, dem einzelnen und der Gesamtheit zum Segen. Der Staat sei hinfort die Organisation des Volkes. Alles durch das Volk, alles für das Volk — das ist der alte und doch ewig junge Grundgedanke der deutschen Demokratie.

Hier ist die Stelle, wo sich unser Weg vom sozialdemokratischen scheidet. Nicht weil wir mehr rechts ständen als die Sozialdemokratie, scheiden wir uns von ihr — im Gegenteil, links von uns ist kein Platz mehr frei und soll auch durch unser Zutun kein Platz frei werden —, sondern weil die Sozialdemokratie nicht zuverlässig genug ist als Stütze der Demokratie. Den guten demokratischen Willen der Ebert und Scheidemann in Ehren! Sie leiden jetzt unter der Vergangenheit ihrer Partei, sind zu schwach, die Geister zu bannen, die eine über Maß und Ziel hinausschießende Agitation in früheren Zeiten gerufen hat. Als Klassenpartei im vielfach berechtigten Klassenkampf groß geworden, ist es der Sozialdemokratie in ihrer großen Stunde jetzt nicht möglich, Volkspartei zu sein. Und so duldet sie eine nicht bloß undemokratische, sondern ausgesprochen antidemokratische Diktatur. Wir aber wollen nicht, daß als Ergebnis der Revolution, die nicht ein Aufruhr weniger Tage, sondern eine in vier Kriegsjahren vollzogene Umwälzung im Denken und Fühlen nahezu des ganzen Volkes ist, schließlich nichts anderes übrig bleibt, als daß Deutschland den Teufel der Klassenherrschaft von oben mit dem Beelzebub der Klassenherrschaft von unten vertauscht hat. Lange genug haben wir darunter gelitten, daß die den Staat beherrschten, die in der inneren Politik wie in der äußeren nicht viel mehr sahen als den Kampf um die Macht, ihrer Interessengruppe oder dem Reiche Vorteile zuzuwenden auf Kosten derer, die im Kampf um die Macht unterlagen. Und nun sollen wir uns beherrschen lassen von denen, deren eigentlicher Anteil an der Revolution sich im wesentlichen darauf beschränkt, von ihr zu leben statt für sie? Mit einem rein sozialdemokratischen Regiment für die Dauer des Übergangs hätten wir uns nicht bloß abgefunden; wir hätten es — durch Wort und Tat ist das in diesen Tagen oft genug bekundet — um der Ordnung und um des Vaterlandes willen mit aller Kraft unterstützt. Aber einem Regiment der Planlosigkeit und oft genug gar der planmäßigen Unordnung können wir nur die Aufforderung entgegensetzen: Den Nacken steif, deutscher Bürger; beuge dich nicht! Und wenn man all die Verwüstung, die man aus Unverstand und Fanatismus und Zügellosigkeit seit den Tagen des Umsturzes in Deutschland angerichtet hat, als bedauerliche, aber unvermeidbare Begleiterscheinungen einer jeden Revolution entschuldigen möchte, die als bloße Übergangserscheinungen nicht gar so tragisch genommen werden dürften, dann fällt uns immer das alte Wort ein: 't is all een Övergang, sä' de Voß; do treckten se em dat Fell över de Ohren.

Und noch ein anderes ist es, was uns jetzt von der Sozialdemokratie scheidet. Wir haben sie in früheren Zeiten immer gegen den ebenso törichten wie gehässigen Vorwurf der Vaterlandslosigkeit in Schutz genommen. Wir haben zu Kriegsbeginn und während des Krieges immer wieder dankbar anerkannt, daß die Sozialdemokratie den Beweis ihrer vaterländischen Gesinnung endgültig und unwiderleglich erbracht habe. Und nun müssen wir doch zum Schluß noch erleben, daß die Folgen jahrzehntelanger Verstoßung in eine nichts als verneinende Opposition noch immer nicht überwunden sind. Der Gedanke der internationalen Solidarität der Proletarier ist in ihren Kreisen trotz aller bitteren Erfahrungen, trotz des ganz entgegengesetzten Verhaltens der englischen und französischen Sozialisten, lebendig geblieben und beherrscht die Vorstellungen stärker als das Bewußtsein von der Interessengemeinschaft der gesamten deutschen Nation. Und wenn auch die Scheidemann und Ebert durchaus gewillt sind, als deutsche Politiker gegenüber der ruchlosen Eroberungs- und Beutegier der Entente die deutschen Interessen wahrzunehmen, so vermissen wir doch in ihren Äußerungen und ihrem Verhalten und weit mehr noch im Verhalten der ihnen nahestehenden Presse das rechte Gefühl für unsere deutsche Würde. Es ist schlechterdings unerträglich, tagtäglich sehen zu müssen, wie die Kreise, die jetzt in Deutschland die Macht in Händen haben, das eigene deutsche Nest beschmutzen. Wir haben wahrhaftig scharf genug das alte System bekämpft, das man mit den Namen Tirpitz und Ludendorff am kürzesten kennzeichnet. Wir sind die letzten, die die Mitschuld der Träger des alten Systems an Ausbruch und Dauer des Krieges bestreiten. Aber daß man über eine gewissen- und ehrenhafte Anerkennung deutscher Mitschuld hinaus sich zum Träger der Ententelüge macht, die viel größere, mindestens aber doch ebenso große Schuld der Ententepolitiker einfach nicht sieht und nicht sehen will, daß man den unerhörten frevelhaften Mißbrauch, den diese mit den hohen Idealen der Freiheit, des Rechts, der Menschlichkeit in planmäßig demagogischer Verlogenheit dauernd betreiben, durch einen unwürdigen Tanz im Büßerhemd noch unterstützt — das ist nicht bloß im Hinblick auf die Wirkung bei der Entente politisch unglaublich dumm, sondern das muß auch jedem Deutschen die Röte der Scham und des Zornes in die Wangen treiben.

Wir Deutschen sind besiegt; das ist leider Tatsache. Aber ist das ein Grund, den anderen zu helfen, den deutschen

Digitized by Google

Namen zum Spott zu machen? Wir haben in Ehren gekämpft. Nun wollen wir auch in Ehren das neue Leben anfangen. Die aber, die uns jetzt führen, sind durch Tat- und mehr noch durch Unterlassungssünden mitschuldig daran, daß das deutsche Volk aus seiner Revolution nicht neue Kraft und neues Selbstbewußtsein gewonnen, sondern sich geradezu selbst verloren hat. Die deutschen Brüder aus Österreich strecken uns die Hände entgegen, um aufgenommen zu werden in den großen neuen Bruderbund des deutschen Volkes. Die Leiter unserer Politik aber haben kein warmes Wort und also wohl auch kein Herz für sie. Die Deutschen der Ostmark rufen verzweifelt, man möge sie dem wilden, in nichts begründeten Imperialismus der schließlich doch durch unser Schwert erst vom russischen Joch befreiten Polen nicht preisgeben. Aber die Verteidigung so selbstverständlichen deutschen Rechtes selbst gegen solche Schamlosigkeiten wie den polnischen „Anspruch" auf Danzig bleibt so matt, daß es ein Wunder wäre, wenn der Gerechtigkeitssinn der kommenden Friedenskonferenz solcher deutschen Schwäche und polnischen Anmaßung gegenüber nicht zum Schluß käme: Was allen anderen recht ist, das ist den Deutschen noch lange nicht billig. Die Franzosen annektieren das deutsche Elsaß, die Tschechen erobern deutsche Städte und Dörfer, die Polen rauben uns die deutsche Ostmark. Und wir? Wir wahren das Selbstbestimmungsrecht der — anderen. Gewiß, Deutschland ist jetzt wehrlos. Aber es ist doch noch kein Leichnam, aus dem die Aasgeier mit gierigem Schnabel heraushacken können, was ihnen beliebt. Wo bleibt denn hier das Gefühl für internationale Solidarität, das die Sozialdemokratie in den Dingen ihres Klassenkampfes so stark gepflegt hat. Wo bleibt der warme und wirkungsvolle Apell an das Amerika Wilsons und an den Gerechtigkeitssinn der Völker Englands und Frankreichs, der die imperialistischen Tyrannen an ihrer Spitze zur Einkehr und Einsicht zwingen könnte, damit sie die Grundsätze Wilsons, die sie früher anerkannt haben, jetzt, wo sie die Macht dazu hätten, auch verwirklichen?

Will man denn den glücklich gestürzten Reaktionären die Hoffnung geben, daß der starke Strom nationalen Empfindens, der im Unglück unser Herz noch höher und heißer schlagen läßt als im Glück, von neuem Wasser auf ihre Mühlen leiten wird? Man müßte ja an dem guten Geist des deutschen Volkes verzweifeln, wenn das das Ende sein sollte. Deutschland ist nur zusammengebrochen, weil es noch immer vom Geist des Klassenstaates beherrscht wurde. Deutschland wird wieder erstehen in größerer Kraft und Gesundheit, wenn der Klassengeist endgültig überwunden wird. Nur die Demokratie kann Deutschland wieder aufrichten. So lebe die deutsche Demokratie, die das ganze deutsche Volk über die alten Grenzen hinaus mit gleichem Rechte und in frei gewollter und frei geleisteter Mitwirkung aller zusammenfaßt! Es lebe die deutsche Demokratie, die uns den einigen deutschen Staat bringt! Es lebe die deutsche Demokratie, die ihn als freien deutschen Volksstaat erstehen läßt! Es lebe die deutsche Demokratie, die nicht die sozialistische, also klassenkampfzerrüttete, sondern die soziale Republik uns schafft, in der der Geist des Ausgleichs der Interessen, des gemeinsamen Schaffens zu gemeinsamem Nutzen aller die Gesetzgebung und das Wirtschaftsleben durchdringt, die nicht mißliche, alte Kräfte lahmlegen, sondern neue hoffnungerweckende Kräfte freimachen will: Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland!

Robert Wilbrandt / Was Liebknecht verlangen kann — und wir von ihm

Karl Liebknecht ist im Weltkrieg der einzige gewesen, der versucht hat, zu protestieren. Es war ein Märtyrertum, das heute anerkannt ist.

Wie damals gegen die alte Regierung, so protestiert er heute gegen die neue. Ist er wieder der Märtyrer, der schließlich brutalisiert und zu allerletzt, als anerstanden und triumphierend Wiederkehrender, gefeiert wird?

Wir glauben an sein ehrliches Märtyrertum. Doch wir wissen nicht, wie es mit der Wahrheit der Behauptungen steht, die er ausspricht. Wir billigen ihm den guten Glauben zu. Doch das Lesen der „Roten Fahne" hinterläßt den Eindruck: Verleumdung! Ehrlose, bewußte, zum täglichen Bedürfnis gewordene Verleumdung!

Und die Reichsregierung? Die uns bis jetzt die rein äußerliche „Ordnung" nicht wiederzugeben wagt, sondern täglich vor der von Liebknecht und den Seinen proklamierten Gewalt kapituliert, sie hat auch die innere Ordnung nicht für nötig gehalten: die Klarheit der Feststellung dessen, was ist. Man liest die Verleumdung, man empfindet sie, bezeichnet sie als solche, und weiß doch nie, wie es eigentlich steht, was Wahres daran ist und was nur Verblendung, oder was als bewußte, nur dem Kampfwillen dienende Kriegslist des Bürgerkrieges aufzufassen ist.

Wir verlangen Klarheit! Die kann Liebknecht verlangen — und wir von ihm! Ist er der Mann von Ehre im letzten Grunde, für den wir ihn ansehen, so muß er verlangen und kann er verlangen, daß vor der ganzen Öffentlichkeit in einwandfreier Zeugenvernehmung klargestellt wird, was er in der „Roten Fahne" seit deren Erscheinen gegen die Reichsregierung und zahllose andere behauptet hat. Das ist das, was auch wir verlangen können, die wir zwischen dem Glauben an seine Ehre und an die Ehrlosigkeit der Verleumdergesinnung zu wählen haben.

Will er allmählich der allgemeinen Verachtung verfallen? Ist auch das sein Märtyrerbedürfnis?

Und hat die Reichsregierung das Bedürfnis, als schwach, feig und getroffen zu gelten? Genügt es ihr nicht, daß ganz Deutschland von Berlin, ja von sich selber abfällt, weil der Berliner Zustand draußen unfaßbar erscheint? Daß niemand an so wenig Kraft, an solche Hilf- und Mutlosigkeit zu glauben vermag? Daß man schließlich die Ruhe der an der Spitze stehenden Philister nicht mehr aushält und zur Selbsthilfe greift, um Ordnung zu schaffen? Daß man endlich zweifelt an der weißen Wäsche der täglich mit Kot Beworfenen, an denen doch wohl allzuviel kleben bleibt?

Wir nehmen es Liebknecht nicht übel, daß er das Theater Wilhelms II. in anderem Kostüm weiterspielt. Wir freuen uns des Radaus, den er macht, denn ohne das hätten wir nicht die mindeste Möglichkeit, die Perücken auf den Amtssesseln zu erschrecktem Wackeln zu bringen. Wir brauchen, so ist es leider, diesen unwürdigen Spektakel, um die Geheimräte aufzuwecken. Und wir wissen: der Schutzmann, der es jetzt nicht hindert, der steht ein paar Schnellzugstunden von Berlin entfernt und schafft die Ruhe des Friedhofes, sobald Liebknecht ihm genügend Anlaß dazu gegeben haben wird. Wir werden, wie all die von uns selber verschuldete Schmach, die Würdelosigkeit dieser Tage, so auch die von außen zu erwartende letzte, tiefste

Digitized by Google

Demütigung ertragen, die uns durch Liebknechts Treiben mit unausbleiblicher Notwendigkeit zugezogen wird.

Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf. Er ist ein Patriot, mit denen verglichen, die jetzt in der Not des Reiches davongehen. Er ist ein Patriot gegen das Gesindel, das sich patriotisch gebärdet hat, bis genau zu dem Tage, wo es treu sein heißt. Wir werfen ihm nicht vor, was die Folge seiner Taten sein wird. Er führt nur herbei, was von vielen „Patrioten" insgeheim oder öffentlich — Ausländern ins Gesicht! — jetzt gewünscht wird. Gewünscht um ihrer Klasseninteressen willen.

Liebknecht verficht statt dessen ein fremdes Klasseninteresse im tiefen Gefühl der Gerechtigkeit dieses Kampfes. Er kämpft, mit Methoden einer seinem Wesen verwandten Gefühlswelt, einen Kampf für die Menschlichkeit, wenn auch mit unmenschlich verwüstenden Mitteln: als Anarchist.

Das alles mag Blut, Freiheit, Würde kosten — es mag den Sozialismus zu Grabe tragen, den wir bauen wollten, es mag uns völlig zusammenbrechen lassen als deutsche Volkswirtschaft und deutscher Staat: Nichts vermag von alledem an die Ehre dieses Mannes zu tasten, der bei alledem rein sein mag in seinem Wollen.

Nur eins: Ist Wahrheit, was er schreibt und schreiben läßt in der „Roten Fahne"? Ist hysterisch gelogen, ist aufgeregt übertrieben, ist ehrlos bewußt verleumdet, was er da sagt?

Das verlangen wir zu wissen. Gibt es noch ein Gefühl für Anstand in Deutschland, so errichte man ein Tribunal, das zur Szene wird in diesem Drama. Wir haben ein Recht auf die Wahrheit. Der Ankläger hat es und der Angeklagte.

Ob der verklagte Volkstribun die Fenster verhängt beim Anmarsch Liebknechts, oder Zigaretten rauchend hinausschaut wie Barth, der ein ganzer Kerl ist, ja uns den Wunsch der Aussprache Aug in Auge vor tausend Hörern vorweggenommen hat: Der Beklagte gebe endlich dem Gerichte freien Lauf, sei es gegen ihn oder gegen den Kläger!

Dann wird die Luft gereinigt. Und ohne Urteil, ohne jedes — so erwünschte! — Märtyrertum, wird Liebknecht dann wissen, wer er ist, und wir mit ihm.

Heinz Potthoff / Naturalsteuern

Daß die große Vermögensabgabe zur teilweisen Deckung der Kriegskosten, die schon unter dem alten Regime unabwendbar war, jetzt unbedingt kommen muß — und zwar so schnell wie möglich, um die gefährliche Preisentwicklung zu wenden —, ist nicht zu bezweifeln. Auch nicht, daß sie jetzt höher sein muß und kann, als noch vor wenigen Monaten gefürchtet und gehofft wurde. Schließlich dürfte auch kein Streit darüber bestehen, daß die Kriegsanleihen als Zahlungsmittel anzunehmen sind. Das ist die einzige Möglichkeit, rasch einen Teil der Riesenmenge von Schuldverschreibungen wieder aus der Welt zu schaffen und durch Sicherung einer lohnenden Verwendung dem Mißtrauen und der Kurssenkung zu begegnen, die durch das törichte Annullierungsbegehren der Bolschewisten hervorgerufen sind. Barzahlung daneben auszuschließen; wird kaum nötig und zweckmäßig sein, denn die größeren Beträge werden sicher in Anleihe gezahlt werden (mit 2 bis 3 v. H. Kursgewinn), und andererseits ist auch eine Verminderung des Umlaufes an Zahlungsmitteln dringend zu wünschen.

Dagegen erscheint es zweckmäßig, auch andere Zahlungsweisen zuzulassen. Im Programm der neuen Reichsregierung wie in den von Einzelstaaten (z. B. Bayern) steht mit an erster Stelle die Verminderung des Großgrundbesitzes, die Vermehrung des Bauernstandes, die Schaffung von Kriegerheimstätten, die Besiedelung des flachen Landes. Alles das ist von höchster sozialer Bedeutung. Wenn die Menschen so rein und ausschließlich Wirtschaftswesen wären, wie die glänzende Theorie Franz Oppenheimers annimmt, so könnte die Brechung der Landsperre durch Freigabe von 2 Millionen Hektar Großgrundbesitz allein genügen, allmählich die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens durchzuführen. Unzweifelhaft aber ist sie der Anfang jeder wirksamen Sozialpolitik. Für sie wie für die anderen genannten Ziele ist Voraussetzung, daß das Reich über großen Landbesitz verfügt. Ihn kann die Kriegssteuer bringen, wenn jedem Grundbesitzer gestattet wird, seine Steuer durch Abgabe eines Teiles seines Bodens zu bestreiten. Natürlich dürfte dieser nicht zu den Konjunkturpreisen des Krieges angenommen werden, sondern zu angemessenem Werte; natürlich müßte dem Reiche Freiheit der Annahme vorbehalten bleiben und die Möglichkeit eines Austausches, damit er nicht unzweckmäßigen Streubesitz bekommt. Aber das läßt sich regeln, und im ganzen dürfte es kein einfacheres und besseres Mittel zur Landbeschaffung für das Reich geben als die große Vermögenssteuer.

Landgewinnung ist auch die Voraussetzung für die Durchführung der Arbeitspflicht an Stelle der Wehrpflicht, die uns die Möglichkeit geben soll, jeden Bürger das äußerste Existenzminimum von Nahrung (Brot und Kartoffeln) zu liefern. Ich habe in der „Hilfe" schon auf die Bedeutung dieser Maßnahme hingewiesen und die Berechnung Prof. Köppens vorgelegt, wonach eine allgemeine, zweieinhalbjährige Arbeitspflicht von Männern und Frauen genügen würde, allen zeitlebens täglich ein Pfund Brot und ein Pfund Kartoffeln kostenlos zu liefern. Das aber würde genügen, um einen großen Teil von Not, Sorge, Verbrechen, Familientragödien aus der Welt zu schaffen, ohne das Vorwärtsstreben der einzelnen zu hemmen. Dazu käme der erziehende Einfluß der Arbeitspflicht, die Gesundheitsförderung der Städter durch die Landarbeit, die Verminderung des Zuges zur Großstadt und anderes.

Die Durchführung dieser „Nährdienstpflicht" zur Gewinnung des staatlichen „Nährbeitrages" bedarf natürlich umfassender Vorbereitung. Trotzdem sollte diese nicht so lange aufgeschoben werden, schon damit die eingewöhnte Form der Brot- und Kartoffelbeschaffung auf Grund von Marken nicht vorher wegfällt. Es müßte also entweder die bisherige Art der Rationierung bezahlter Lebensmittel bleiben, die sinnlos würde, sobald genügende Mengen an Kartoffeln und Brot zur Verfügung stehen, oder das Reich müßte zunächst die Riesenmengen zur kostenlosen Versorgung des Volkes auf dem Wege des Ankaufes beschaffen. Die Mittel dazu durch eine besondere Einkommensteuer zu beschaffen, wie sie Professor Köppen neuerdings in Höhe von 10 v. H. vorschlägt, ist nicht unbedenklich, da wir schon ohne das, der Kriegslasten wegen, die Einkommen, namentlich die größeren, bis an die Grenze des praktisch Möglichen werden besteuern müssen.

Dagegen könnte die große Kriegsvermögensabgabe auch hier eine Erleichterung schaffen, indem auch Brotkorn und Kartoffeln als Zahlungsmittel anerkannt würden. Wenn die Vermögenssteuer $^1/_{10}$ bis $^1/_8$ aller mittleren und großen Vermögen, $^1/_4$ aller Bereicherung

Digitized by Google

im Kriege und auch einen erheblichen Satz vom Einkommen umfaßt, so scheint es mir nicht ausgeschlossen, daß, auch bei Verteilung der Zahlungen auf eine Reihe von Jahren, genügend Material gewonnen würde, um allen Bewohnern wenigstens die Hälfte des geplanten Satzes, ½ Pfund Brot und Kartoffeln täglich, zu liefern. Inzwischen könnte dann zunächst die Beschäftigung von Erwerbslosen auf Staatsland und allmählich die Durchführung des allgemeinen Nährdienstes erfolgen.

Die Naturallieferung hat im Kriege wachsende Bedeutung für die Unterstützung Notleidender wie auch für den allgemeinen Geschäftsverkehr gewonnen. Das entspricht nicht nur dem sozialen Interesse an einer Sicherung des Unterstützungszweckes, sondern auch der Preisrevolution, die das Geld zu einem sehr ungewissen Wertträger gemacht hat. Wie die Bildung den Bürgern nicht in einer Erziehungsrente, sondern in natura durch die Volksschule gegeben wird, so sollte auch der notwendigste Unterhalt in natura gesichert werden. Eine Ergänzung dazu wäre auch die Leistung der Steuerpflicht in Naturalien. Sie wäre bei der großen Kriegssteuer besonders wertvoll, weil sie die Einführung höchst wichtiger, sozialer Maßnahmen erleichterte.

Karl Pfister / Die Freiheit des Wählers und die Wahlordnung zur deutschen Nationalversammlung

Die Verhältniswahl hat so lange auf Parteiprogrammen gestanden und die Gerechtigkeit der Forderung leuchtet so unmittelbar ein, daß man darüber vergessen hat, daß die Verhältniswahl im Grunde immer noch ein Problem ist, eine Aufgabe, die ohne Rest nicht zu lösen ist, gleich der Quadratur des Zirkels. So viel Scharfsinn schon daran gewendet worden ist, eine allgemein befriedigende Lösung ist noch nicht gefunden. Trotzdem müssen jetzt die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung als Verhältniswahlen stattfinden.

Wenn sich der Wähler den Entwurf des Reichsamts des Innern besieht, wird er gewahr, daß er sich eine starke Beschneidung seiner Freiheit, eine Bevormundung durch die Wahlkomitees gefallen lassen soll. Diese stellen die Listen der Bewerber zusammen und bestimmen ihre Reihenfolge, die Wähler können nur zwischen den verschiedenen Listen wählen. Nicht mehr als einzelne Persönlichkeit tritt der Bewerber vor seine Wähler, die Partei tritt zwischen Wähler und Bewerber.

Hat das der Wähler gewollt? Nein, ihm ist es nur darum zu tun, daß die Minderheit des Wahlkreises im gerechten Verhältnis zur Geltung kommt und daß im Parlament der Einfluß der Fraktionen, also ihre Mandatszahl, sich nach dem Verhältnis ihrer Wählerstimmen abstufe. Daß in kleinen örtlichen Wahlkreisen einige wenige konkurrierende Bewerber um die Stimmen der Wähler kämpfen und dabei zu zeigen haben, nicht nur, daß die Partei, der sie sich zurechnen, das Vertrauen der Wähler verdient, sondern daß sie selbst dem Mandate, das sie anstreben, gewachsen sind und für ihre Person das Vertrauen des Wählers haben, das ist ernstlich und allgemein nicht als veraltet, sondern im Gegenteil als natürlich und politisch gesund empfunden worden.

Entwerfen wir also eine Wahlordnung für die deutsche Nationalversammlung, die mit den einfachsten Mitteln dem Bedürfnis abhilft, ohne unnötige Neuerungen zu wagen, ohne dem Wähler einen Vormund in Gestalt von Wahlkomitees zu geben! An der eigentlichen Wahlschlacht, dem ersten Wahlgange unserer Reichstagswahlen, braucht nichts geändert zu werden. Hier soll sich zeigen, wieviel Stimmen jeder Bewerber auf sich vereinigt und wer sofort aus eigener Kraft ins Parlament kommt. Ein zweiter Wahlgang, der freilich von den Stichwahlen sich gründlich unterscheiden muß, kann dann die verhältnismäßig gerechte Vergebung der weiteren Mandate bringen.

Es wäre dazu in der Hauptsache folgendes zu bestimmen:

I. Jeder Wähler wählt wie bisher unmittelbar einen der im Wahlkreise aufgetretenen Bewerber.

II. Im ersten Wahlgang ist zum Abgeordneten gewählt, wer 50000 Stimmen in einem Wahlkreise aufgebracht hat. (Es ist dabei angenommen, daß man auf etwa 30 Millionen Stimmen rechnet und ungefähr 600 Mitglieder zur Nationalversammlung zulassen will. Auf eine bestimmte Zahl braucht eine einmalige Veranstaltung, wie die Nationalversammlung nicht begrenzt zu werden. Es werden zweckmäßig etwa 300 Wahlkreise je mit ungefähr 100 bis 150 Tausend Wählern zu bilden sein. Materiellen Einfluß auf das Wahlrecht hat die Wahlkreiseinteilung nicht.)

III. Durchgefallen ist, wer nicht mindestens 5000 Stimmen in einem Wahlkreise aufgebracht hat. (Ein heilsamer Zwang zur Konzentration auf wenige ernsthafte Bewerber, wie ihn auch das bisherige Reichstagswahlrecht ausgeübt hat; man kann die Grenze natürlich beliebig ziehen.)

IV. Die Bewerber mit mehr als 5000 Stimmen und die sofort gewählten Abgeordneten (die „Kürmänner") erhalten nach Feststellung des Wahlergebnisses, spätestens am 5. Tage nach der Wahl, vom Wahlkommissar eine amtliche Bescheinigung über die erhaltenen Stimmen („Kürrechtsbeglaubigung").

V. Es folgt ein ergänzender zweiter Wahlgang mit dem Zwecke, jene Stimmen der Abgeordneten, welche die geforderten 50 000 übersteigen, und die Stimmen der übrigen Kürmänner verhältnismäßig zur Geltung zu bringen. Für diesen Wahlgang bildet das ganze Reich einen einzigen Wahlbezirk.

VI. Das Wahlrecht wird von den Fraktionen geübt, die sich aus den Kürmännern gebildet haben. Jede Fraktion erhält zu den im ersten Wahlgange gewonnenen Mandaten noch so viele hinzu, daß sie auf jedes volle 50 000 von Stimmen ein Mandat haben.

Die Wahl geschieht, indem die Fraktionen durch ihre Vorsitzenden binnen zehn Tagen nach der Hauptwahl beim Reichswahlkommissar ein Verzeichnis ihrer Mitglieder mit ihren Stimmen nach den Kürrechtsbeglaubigungen, weiter eine von allen Mitgliedern unterzeichnete Fraktionsstimmliste einreichen, auf welcher die zu wählenden Personen verzeichnet sind. (Es werden auf den Stimmlisten in erster Linie die Kürmänner erscheinen, welche noch kein Mandat haben, in der Regel wohl in der Reihenfolge ihrer Stimmzahl. Die Wahlordnung braucht darüber keinerlei Vorschriften zu machen.)

VII. Am elften Tage nach der Hauptwahl tritt der Reichswahlkommissar mit seinen Beisitzern am Orte der Nationalversammlung zu einer Sitzung zusammen, der sämtliche Kürmänner beiwohnen können. Die eingereichten Listen werden geprüft und dann das Wahlergebnis auf Grund der Fraktionsstimmlisten und der Kürrechtsbeglaubigungen festgestellt und verkündet. Nach Schluß dieses Wahlaktes („des Kürtags") kann die Nationalversammlung sofort zusammentreten.

Dieses Verfahren habe ich schon mehrfach empfohlen („Der Kürtag", München 1917; „Frkf. Ztg." 220/17; „Hilfe" 14/18; „Münch. N. N." 240/18). Es bringt das, was man von der Verhältniswahl erwartet, und zwar so durchgreifend als nur möglich, insofern, als für die Verhältniswahl das ganze Reich zu einem einzigen Wahlkreise zusammengefaßt wird. Daß nicht schlechthin alle Stimmen berücksichtigt werden, sondern Stimmen ausgeschaltet werden, welche auf aussichtslose Bewerber sich zersplittert haben, dürfte als Vorzug gebucht werden können. In politisch bewegten Zeiten, wie der jetzigen, wo die Parteibildung in Fluß ist, neue Männer sich durchsetzen sollen und das Wahlergebnis auch nicht annähernd vorausgesehen werden kann, ist es von besonderem Wert, daß, wie bisher bei den Reichstagswahlen, die Kandidaturen unabhängig von Parteizentralen auf-

Digitized by Google

gestellt werden können und daß die Fraktionsbildung und die Stimmübertragung unter den Bewerbern, die jede Verhältniswahl vorsehen muß, erst zu geschehen hat, wenn die Wahlschlacht entschieden ist. Natürlich vollzieht sich auch der zweite Wahlgang unter der Kontrolle der Wähler und der Parteiinstanzen, denen die gewählten Männer für ihre Haltung und für die Erfüllung gegebener Zusagen verantwortlich sind. So wird der zweite Wahlgang ein Ergebnis liefern, das die Wähler mehr befriedigt und mehr politischen Verstand hat als die Ergebnisse anderer Verhältniswahlverfahren, bei denen die Wahlbehörde aus vorher abgegebenen Parteierklärungen über die Zugehörigkeit der Bewerber zu bestimmten Listen, über die Verbindung von Listen und dergleichen mittels eines künstlichen, schwer verständlichen Mechanismus das Ergebnis errechnen muß. Es wird sich erweisen, daß unser altes und eingelebtes Reichstagswahlverfahren in der Hauptsache das politisch natürliche ist, und daß es sich nicht empfiehlt, mehr daran zu ändern als unbedingt nötig ist, um die Mandate in das rechte Verhältnis zu bringen.

Gertrud Bäumer / Stille Nacht, heilige Nacht

Durch das nasse Grau des ödesten Dezembertags, über kahle Zweige, faulende Blätter, regenblanke Planken her, über die Zeitungsblätter, aus denen traurig und aufregend die Tatsachen unseres Zerfalls steigen, klingen von ferne her die Drehorgelklänge: Stille Nacht. In ihrem Wesen selbst liegt die Wehmut und Süße von Kindheit, Ferne, Frieden — ein Irgendwo jenseits unserer Anspannung und Arbeit. Und überwältigt von einem Gefühl des Heimwehs, einer tiefen, ganz kinderhaften Trostbedürftigkeit deckt man für einen Augenblick die Hände über die Zeitungen und möchte von allem weg sein. Es ist, als sei kein Zusammenhang zwischen der sanften Glückseligkeit dieser Welt und unserer bitteren, harten, verzehrenden Tagespflicht.

Immer wieder, leise und lauter, diesen Weg oder jenen, trägt die graue Luft die gleichen Klänge herüber. Sie gewinnen Stimme und rufen andere Botschaft herbei. Einmal werden die Wogen der Zeit auch diese Tage, uns selbst und unseren Schmerz, dahintragen in das dunkle Meer; und wenn das alles verrauscht, Geschichte geworden ist, dann werden immer noch und immer wieder diese Klänge da sein: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Und sie werden wieder zu Menschen kommen, die „im Finstern sitzen“.

Und werden deshalb so selig und trostvoll sein, weil sie über die Dunkelheiten hin ein Licht leuchten lassen, dem kein irdisches Geschick etwas anhaben kann.

Dies Licht ist Gegenwart, ist bei uns. Es erhellt den Umkreis unserer unvergänglichen Schätze: Liebe, Geist, Leben. Plötzlich ist alles, was man sich in mutlosen Stunden zusammensucht, sinnend herbeiholt als Trostquelle, da. Beisammen, wie aufgebaut unter dem Kerzenglanz: Du hast die Liebe, die du spenden und empfangen kannst, die kein äußeres Schicksal zerbrechen und ersticken kann, und du hast immer den Weg nach innen frei, zu dem ewigen Leben, in dem du wurzelst und webst.

Und ist nicht auch hier Kraft der Überwindung und Durchdringung der Finsternis um uns?

Heute schon, an diesem Weihnachtsfest, beginnen viele Tausende ein Leben aufbauender Liebe neu. Tod und Trennung ist vorüber. Noch fühlen wir's kaum. Aber die Bahn beginnt ja schon frei zu werden für das leise, verborgene Walten aller der Kräfte, die binden, Heimat schaffen, Menschen wieder einwurzeln lassen in dem Leben, in dem sie heute erregt und zerrissen umgetrieben werden. Wir glauben an diese leisen Mächte des Gemüts mitten in Zerstörung und Chaos. Wir glauben, daß diese ewigen Gewalten die müden Kinder unseres Volkes wieder hinnehmen und heilen werden in einem stillen Wirken, das in keinem Programm steht, von denen keine Worte uns Kunde geben und das doch in tausend feinen Kanälen die Welt durchströmt.

Selig sind die Armen. Doppelt stark kann diese Liebe sein, weil jeder danach verlangt und ihrer bedarf.

Fern und ferner, nur noch in einzelnen Akkorden vernehmbar, hallt es immer noch über die Gärten: Christ, der Retter ist da. Und mir scheint, daß wir noch nie so tief innerlich mitzuerleben vermochten, was das alte, zarte, selige Bild von der heiligen Nacht ausdrücken will, als jetzt, da wir ärmer, beraubter, trauriger als je uns in seinem Lichte sammeln.

Beate Bonus / Der Feldbrief

Als der Kompagnie auszog, zu der Ewald Schreiner gehörte, war er achtzehn Jahre alt.

Er ging mit den kleinen Geschwistern in den Garten. Da waren die Schwarzwurzeln in Blüte, und er zeigte ihnen, wie die kleinen gefiederten Pfeile nebeneinander auf dem Fruchtboden standen. Das waren die Samen. Die hielten sich bereit, mit dem Wind davonzugehen und sich irgendwo einzubohren, wo sie Erde fanden, um Wurzel zu schlagen. Aber sie sollten aufpassen und die kleinen Pfeile auffangen, bevor sie ausschwärmten, weil sie hier bei uns Wurzel fassen und wachsen sollten.

Draußen vor dem alten Häuschen kreuzten sich mehrere Baumwege. Er lief mit den Geschwistern hinaus. Sie wollten einen Strauß Vogelbeeren pflücken. Aber unter den Platanen blieb er stehen.

Später, wenn die Blätter bunt würden und anfingen, abzufallen und die getrockneten Stämme wie aus einem goldenen Boden herauswüchsen, dann sollten sie das Wägelchen aus dem Schuppen ziehen, zwei Körbe darauf stellen und die Hacke mitnehmen. Rose muß harken, Reinhold zusammenraffen und den Korb füllen und Heinz mit dem Wägelchen hin und her laufen, immer einen vollen Korb heimfahren und den leeren wiederbringen. Dann hatten die Ziegen und die Kaninchen Streu für den Winter und konnten in den farbigen Laubpolstern ruhen wie Könige in ihren geschmückten Betten.

Die kleinen Geschwister faßten sich an den Händen und liefen drauf los, aber er kehrte um und ging zur Mutter hinein. Er fand sie am Herd stehen. Sie verdeckte etwas, sah sich nach ihm um und lächelte. Ewald setzte sich schwer auf den Holzschuh. Das Heimweh zog ihn nieder, so schwer, als wenn er das ganze Soldatengepäck schon auf den Schultern trüge. Aber nur nicht nachgeben, nur nicht nachgeben!

Er sah sich in der Küche um. An der farbigen Heiterkeit der Wände und Geschirre und an den gemalten Schränken konnte man sehen, daß Vater und Mutter Künstler waren. Wenn nun der Vater auch schon lange im Felde stand und die Mutter in die Fabrik ging. Für heute hatte sie Urlaub genommen, um für Ewald und die Kleinen ein Abschiedsfest zu richten. Neben dem bunten Küchenschrank, auf dessen Tür zwei rosenfüßige Tauben in einem Blätterkranz einander gegenübersaßen, erkannte der Soldat ein Kaninchenfell, das dort versteckt war. Er zeigte darauf hin und lächelte ebenfalls zur Mutter hinüber.

Ja, sie hatte das fette scheckige in die Pfanne getan. Sie wollte es ihm doch lieber gleich sagen, sie freuten sich dann noch miteinander. Das war noch besser als die Überraschung, denn er sollte es mit Stumpf und Stiel in den Tornister kriegen.

Und was wird hier zum Abschiedsfest? —

Digitized by Google

Für uns habe ich den runden Kürbis gefüllt, schau her! Sie machte die Bratröhre auf und zog das Gericht heraus: Ein herrliches Füllsel, das Herz und die Leber und Niere von deinem Reiseshäschen sind mit drin. Du wirst sehen, was das für ein Festessen gibt. —

Abschiedessen traute sie sich nicht zu sagen, denn sie und der Junge hatten vorhin bei dem Wort schon gespürt, daß sie vorsichtig sein mußten, wenn die unerschütterte Stimmung aufrecht bleiben sollte.

Die Kleinen kamen hereingestürmt und fingen vor dem Herd zu tanzen an, als sie den Kürbis sahen und den guten Geruch einschnoberten. Ewald kam von seinem Stuhl herüber, faßte an und tanzte mit. Die Mutter lehnte sich mit den Schultern an die Wand und lachte.

Auf einmal sah sie, daß der Soldat wieder weg und zum Fenster hinging. Sie trat zu ihm hin. Draußen lag die Arbeit angefangen, die er am Sonntag und in allen schulfreien Stunden getrieben hatte.

Das ist nun auch umsonst. Spargel können wir nicht anlegen.

Die Mutter war stille, dann sagte sie: „Nein, Spargel nicht, aber was wir sonst pflanzen, dem kommt dein tiefes Graben und das ganze Umarbeiten zugute. Umsonst kann ja nichts sein, wo einer seine Kraft ernstlich drangesetzt hat."

Ewald lachte kurz auf. Er war aus seinem Lernen herausgerissen, aus allem, was seine Zukunft hatte werden sollen. Statt dessen hatte er Griffe geklopft und Arme und Beine gewöhnt, auf das Kommando zu folgen, ehe die Gedanken es erfassen konnten. Aber auf den weiten Übungsmärschen war doch Zeit gewesen, ehe die Müdigkeit ihn betäubte, dann hatte er nachgedacht über sein Alter hinaus.

„Das Umsonst muß doch irgendwo stecken. Wir steigern unsere Kräfte, und die anderen auch. Einer mußte zuletzt hinten bleiben, und für den, der verloren hat, für den war es umsonst."

Die Mutter antwortete nicht gleich. Aber sie schüttelte ein paarmal den Kopf. „Der Sieg kann verloren werden, aber nicht die Kräfte, die in der Zeit gewachsen sind."

„Wenn es weniger Kräfte gäbe auf beiden Seiten, gäbe es weniger Feindschaft."

Sie schüttelte wieder den Kopf: „Aus der Kraft kommt die Feindschaft nicht. Die Kraft ist nur noch nicht reif, solange sie beißt."

Er lachte: „So wie Trauben, meinst du, die auch zuerst knirschen und Leibweh machen, ehe sie süß werden und Wein geben."

„Ja," sagte sie.

„Und wann wird die Kraft reif?"

„Nun eben, wenn sie über die Feindschaften hinausgewachsen ist. Du glaubst, das möchte süß schmecken und glaubst nicht daran, weil es noch niemand probiert hat."

„Ja, wenigstens möchte das eine tüchtige Hitze brauchen, bis so etwas reif würde."

„Mir scheint, die Hitze könnte reichen," antwortete sie, „in der wir jetzt stehen."

Ihr Auge umfaßte ihn, wie er dastand in der Uniform mit seinem jungen Gesicht und dem Kinderflaum auf den Wangen! — Und so wurden sie zu Tausenden weggeführt.

Sie wandte sich ab und lief zum Herd. Die Suppe kochte über, alles war in Dampf und Gischt eingehüllt, und als sie wieder zum Vorschein kam, lachte sie schon wieder aus den geröteten Augen zu dem Toben der Kinder.

Die waren zu einem Knäuel zusammengeballt, das entweder ein Kampfgemenge oder einen Freudentanz bedeuten konnte, nur der Kleinste tat nicht mit. Er zählte fünf Jahre und lag an der Erde auf dem Bauch, einen Wisch Papier vor sich und ein Stümmelchen Bleistift in der Hand. Damit malte er abwechselnd Zahlen und einzelne Buchstaben, die er den Geschwistern abgesehen hatte, und kleine Figürchen vor sich hin, daß sie reihenweise das Blatt überzogen. So etwas nannte er Schreiben. Mit einemmal bemerkten die Geschwister den Kleinen an der Erde.

„Was machst du da, Heinz?"

„Schreiben!"

„Was schreibst du denn?"

„Alles!"

„Dann lies mal vor!"

Er legte den Finger oben aufs Blatt und erzählte, indem er ihn weiter schob, mit der lauten Stimme, die jedes Wort absetzt, so wie er Schulkinder hatte lesen hören:

Gestern tat der Hase bunt sein mit seinen Haaren. Der kann laufen wie die anderen Katzen auch, bloß er tut schlagen mit da, wo der Schwanz sitzt und dann ist er gleich ein ganzes Stück weit weg. Und die Mutter sagt, das bunte Karnickel muß nicht zu Weihnachten dran kommen, das bunte Karnickel muß jetzt werden gebraten und die Mutter sagt, Rose und Reinhold sollen es nicht dem Ewald sagen, das tun wir ihm reinstecken in den Rucksack und dann in der Eisenbahn, wenn er aufmachen tut, ist das bunte Karnickel drin und ist ganz gebraten und dann tut die Mutter gar nie mehr weinen, weil der Ewald das ganze Häschen hat. —

Man konnte nicht mehr verstehen vor dem Getümmel, das Reinhold und Rose machten. Mit Geschrei und Gelächter drangen sie auf den Kleinen ein.

Heinz hatte mit einem Mal begriffen, daß nun das Geheimnis verraten sei. In seinem Geschriebenen hatte das Verschweigen einen besonderen Platz eingenommen, aber doch wußte es Ewald nun. Heinz schnuckte auf, die Tränen saßen ihm ganz nahe. Aber Ewald stellte sich mit gespreizten Beinen über ihn und schwang ihn sich auf den Nacken. So ritten sie die Küche auf und ab. Der Kleine jauchzte. Weil er sich da oben an den kurzen Haarstiften nicht festhalten konnte, packte er die Ohren seines Gauls und die wilde Jagd brauste aus einer Ecke in die andere:

„Platz da", rief Ewald, „das ist der Heinz, der mir alles schreibt, wenn ich weg bin".

Die Geschwister sprangen an ihm in die Höhe. „Das ist ja garnicht geschrieben, was der Heinz macht. Er tut ja bloß so". Die beiden Schulkinder waren voller Eifer: „Das kann ja gar keiner lesen!"

„Ich kann es lesen, nicht wahr, Heinz", sagte Ewald.

„Ja", antwortete der Reiter oben von seinem hohen Sitz.

Er zweifelte nicht. Jeder Mensch wird in einem Lande geboren, in dem das Wunder das natürliche und einfachste ist, und Heinz lebte noch mitten in dem Land.

Als der Soldat gehen mußte, schliefen die Kleinen schon.

Die Muter verschloß das Haus und ging mit. Sie schritten Hand in Hand, wie früher, als er ein Kind war, und er zeigte ihr die Sternbilder, die er kannte oben über ihnen am durchsichtigen Himmel.

Auf einmal blieb er stehen: Heinzens Blätter waren liegen geblieben. Er hatte sie sich zum Andenken mitnehmen wollen!

„Ich schicke dir die und noch mehr", sagte die Muter. Der Kleine hatte es ihr beim Schlafengehen beteuert, er würde immerzu an Ewald schreiben und sie brauche nur zu sagen, was drin stehen sollte, ob von den Birken oder von dem Rotschwänzchen oder zu welchem Fenster gerade die Sonne hereinscheint.

„Wenn ich das kriege, sehe ich alles", sagte Ewald, „dich und Heinz und den Garten." —

„Ja und alles, was ich zu dir sage bei Tag und bei Nacht." —

Sie schritten leicht aus, fast fröhlich, dann sprach die Mutter: „Soviel wie ich dir sagen wollte, könnte ich doch niemals schreiben, auch wenn der Berg von Arbeit nicht auf mir läge, auch wenn ich Zeit die Fülle hätte. Worte sind doch nur eine grobe, einschlächtige Hülse für das, was von mir zu dir will. Wenn Worte im Klang sitzen könnten, wie Vögel in ihren Federn, das sie herabsausen könnten und sich wie ein Hauch auf dich niederlassen und dich mit ihrem Sinn einhüllen könnten, dann verdienten sie schon eher eine Sprache zu heißen wie ich sie meine."

„Ich will dem Heinz seine Hieroglyphen lesen wie Musik", sagte er.

* * *

Digitized by Google

Nachdem die Mutter in jener Nacht zu dem schlafenden Häuschen zurückgekehrt war, kamen und gingen die Monde wie früher.

Rose und Reinhold waren in der Schule. Wenn die Mutter in der Dämmerung aus der Fabrik heimging, trat sie in die Haustür gegenüber den Linden, unter denen der kleine rauschende Brunnen floß. Dort oben war Heinz bei der alten Großmutter Weber zum Besuch, bis sie kam.

Wenn er der Mutter Stimme unten an der Treppe hörte, war er im Nu draußen. Sie war schon weiter gegangen. Hinter ihr kamen die raschen trappelnden Füßchen her und Heinzens Hand schob sich in die ihre. So gingen sie heim. Sie fühlte es wie Trost in sich aufsteigen, ihr war, als berührte sie sich mit der unverwüstlich aufwachsenden Kraft der Erde, wenn sie die Kinderhand lebendig und ausdrucksvoll in ihrer spürte.

Heinz plauderte vor sich hin so wie Wasser oder wehende Bäume es tun, in deren Rauschen sich die Sorgen lösen.

Die Großmutter Weber hatte auch Tiere, Hühner und Häschen und Schwalben. Die Schwalben wohnten im Hausflur und wenn sie fortging, und die Haustür zuschloß, machte sie das kleine Fenster über der Treppe auf, damit sie aus- und einfliegen konnten.

Einmal als Heinz noch klein war — sagte er — war sie in die Kirche gegangen und weil die Schwalben zu ihren Kindern wollten, kamen sie immer wieder gegen die zue Tür geflogen, daß eine herunterfiel und wie tot unten auf der Schwelle lag.

War sie tot, frug die Mutter?

„Nein die Großmutter nahm sie mit in die Stube und sie war noch warm. Sie legte sie nahe ans Fenster auf Stroh und dann ging sie und stellte eine Leiter zu dem Nest im Flur. Sie spießte Fliegen auf einen Halm und steckte sie in die großen aufgerissenen Schnäbel da oben. Der Schwalbenvater half auch füttern und flog ab und zu. Aber mit einem Mal flogen wieder zwei und als die Großmutter in die Küche kam, war die Schwalbenmutter von ihrem Stroh fort." — „Warum taten sie denn immer gegen die zue Tür fliegen"? fragte Heinz. „Sie konnten doch in die Kirche fliegen und die Großmutter holen"? — Als die Mutter stille war, ging das Stimmchen zu etwas anderm über. „Ein Hase war auch da, so weiß wie der Großmutter ihr Kopf und dann ein bunter. Der sah gerade so aus wie Ewald sein Häschen. Heinz hatte auch an Ewald schreiben wollen und hatte zur Großmutter gesagt: Spitze mir mein Bleistiftstümmelchen, weil — ich muß an Ewald schreiben. Aber sie hatte gesagt: Das Stümmelchen spitzt dir die Mutter, die hat bessere Augen und dann schreibst du, was du willst."

Er wollte stehen bleiben und das Stümmelchen aus der Tasche herauswühlen, aber die Mutter sagte, „komm wir laufen, dann sind wir gleich daheim."

Als sie am Haus waren, ließ Heinz ihre Hand los. Er stand ganz still und sah zu, wie das Schlüsselloch den eisernen Schlüsselbart verschluckte, wie die Mutter umdrehte, und wie die große hölzerne Fläche wegging, wo Schwalben und kleine Kinder nicht durchkommen. An Stelle der Tür kam eine Dunkelheit, in die man weit hinein gehen konnte; dann mußte man wieder warten. Heinz lauschte, wie eins nach dem andern die bekannten Geräusche kamen. Tür öffnen und Tür schließen, das Rascheln vom Mantel, den die Mutter abtat, das Klappern der Zündhölzchen in der Schachtel, das Streichen und dann der Funke und das Hellwerden.

Da stand er schon und hielt das Bleistiftstümmelchen hin. Die Mutter lachte: „Gib her!" und noch ehe sie das Feuer im Herd angeschürt hatte und die Kartoffeln in den Topf gezählt, machte sie ihm eine Spitze, schön lang, aber nicht zu fein, damit sie nicht abbrach.

Er warf sich auf die Erde, das Papier vor sich ausgebreitet, jetzt, Mutter, jetzt!

Sie schaffte hin und her zwischen Tisch und Herd und Wänden und dabei sprach sie: „Schreibe!" — Als du so klein warst, Ewald, und du warst noch das Klötzchen ..."

„War der Ewald so klein, wie ich bin?" [illegible] die Kinderstimme von unten her?

„Noch viel kleiner!"

„So klein wie ein Schlüssel?"

„Ja, beinahe, aber dick."

„Dann wie ein Rettich," entschied Heinz und wollte weiter schreiben.

Die Mutter fuhr fort: „Als du so klein warst, da liebte ich alle deine Hände und Füße, jedes für sich, das rechte Ohr und das linke Ohr, die Augen und die Härchen auf dem Kopf und jede Stelle an deinem kleinen lebendigen Leibe. Jetzt liebe ich noch den Willen dazu, der in dir ist! — Warum mußt du also weg? Ich weiß nicht, warum das ist. Aber ich spüre in mir, wie wenn ein Baum seine Lebenskraft weit hinströmen müßte in einen fernen Ast oder in eine Wurzel, die hinreicht, so weit, wie sie muß — — — Mein Leben ist hier und ist auch weit von mir fort. Früher einmal lebtest du in meinem Leibe. Damals, wenn ich atmete, war mein Atem auch deiner. — Davon weißt du nichts mehr, wie groß die Schmerzen waren, als wir auseinander kamen und du du selber wurdest. Jetzt ist es wieder so. Aber wir haben jetzt ein größeres Stück Leben, das zwischen uns liegt, über das müssen wir unsere Kraft hinüberbrücken und sie trägt stark wie eichene Balken. So muß es wohl der Kraft wegen sein, das so etwas sein muß ....."

Die Mutter hatte weitergesprochen, und das lebendige Wort zwischen ihr und dem Sohne tat ihr gut. Dabei war sie nicht gewahr geworden, daß der Kleine des Malens müde geworden und daß er schon eine Weile neben ihr stand und ihr Kleid gefaßt hielt. Als sie sich wandte, um einen der Töpfe näher zu ziehen, fühlte sie sich an der Schürze gehalten. Sie sah an sich herab und fand ihn da. Du bist es, Heinz, du wolltest doch schreiben.

Der Brief ist fertig, sagte er.

Solange Ewald unterwegs war, kamen Briefe von ihm. Das Land, durch das sie fuhren und marschierten, war schön. Man konnte gut merken, daß er gewöhnt war, auf die Scholle zu achten, als auf etwas Lebendiges. Beim Lesen sah man, wie die Gehöfte mit ihren Weiden und Pappeln aus der wogenden Fruchtbarkeit hervorschauten und wie die Pfirsichspaliere als eine zarte Brandung noch an den Mauern hinaufklommen. Und die Kinder waren zutraulich, fast noch blonder als Heinz, und sie spielten auf Ewald herum, als ob sie ihn schon immer gekannt hätten. Aber man hörte schon die Geschütze als ein zusammenhängendes Rollen wie von schweren Fässern in einem bohlenbelegten Raum.

Später kamen nur noch Karten.

Ich bin noch gesund. — Mehr stand nicht darauf, und eigentlich reichte die Besinnung, die ihm übrigblieb, kaum dazu aus. Das war ja Wahnsinn, was da geschah. Mit Gedröhn und Beben schüttelte sich die Erde, und die Luft heulte und schrie, so zerrissen wie sie war, und so zersetzt, wie sie immerfort wurde, von dem rasend gemachten Eisen, das durch sie durchriß. Da konnte die Hölle noch davon lernen! — Und Menschen gingen da hinein. Es schien grausig und nicht zu begreifen, daß es möglich war, und doch taten sie es — er auch — und die Feinde drüben ebenso. Sie lagen darunter wie Schlachtvieh mit wachen Sinnen. So harrten sie gemeinsam aus, er und die anderen und die Gegner drüben.

Dann kam die Nacht, als die Feinde eindrangen und alles aus war. Die Unterstände waren eingeschossen bis auf zwei. Drei Tage und drei Nächte war das Eisen über sie hingefahren, so dicht, daß auf drei Atemzüge zwei Einschläge kamen. Rauch und Krachen und das Schüttern der Erde von dem Schlag, der jetzt fiel, verschlangen sich mit dem Getöse und dem Beben der eben gewesenen, und schon heulten die neuen herbei, schon schlugen andere ein. Es war ein unterschiedloses Dröhnen, und dennoch hatte noch der Ton Platz, mit dem der Munitionswagen den Berg herab in die Stellung gefahren kam und den Treffer auffing und das Getöse, mit dem Pferde und Wagen, Erde und Fahrer alles miteinander in die Luft fuhr. — Hinter ihnen die haushohe Lohe, wie eine Fackel durch das ganze Tal.

Sie liefen hin und her, fielen hin und standen wieder auf. Ewald spürte sein und der Kameraden Bewegung beim Gehen zwischen fremdsprachigen Mitgängern. Manchmal verschnellerte sich alles in dem ganzen Zug, vielleicht waren sie angetrieben worden. Es ging immerzu. Besinnung hatte er nicht, es war ja auch keine nötig. Schließlich mußten sie Dächer gesehen haben und Menschenwohnungen, er wußte kaum etwas davon, auch nicht

Digitized by Google

von dem Fußboden, auf den er sich hinfallen ließ. Halbbewußt merkte er, daß man die Papiere abforderte, daß er in die Brust faßte und etwas hinreichte. Einzeln mußten sie vernommen worden sein. Er hörte fortgehen und wiederkommen und neben ihm die Kameraden sich wieder hinwerfen. Aber ihm war es nicht möglich, sich zu rühren. Mit jeder Sekunde, die er lag, wurde die Dumpfheit und Ohnmacht dichter um ihn her.

Wieviel Zeit so vergangen war, wußte er nicht. Es mußte ein Schlaf gewesen sein wie von einem Toten. Er erwachte am nagenden Hunger und fand sich allein. Da fing er an, die Strohhalme zusammenzuraffen, die umherlagen, und davon zu kauen. Dann wurde aufgeschlossen. Englische Mannschaften und Unteroffiziere kamen und gingen. Er hätte gerne gefragt, wo die Kameraden waren. Aber der Kopf dröhnte ihm, und wenn er sich aufrichtete, ging alles mit ihm im Kreise. Das und die Wachsamkeitblicke, mit denen man ihn beobachtete, machten, daß er die Augen wieder schloß. Mochten sie ihn für tot halten, dann ging er niemand was an.

Aber es war doch nicht unbemerkt geblieben, daß sich mit ihm etwas verändert hatte. — Wieder Tür gehen, wieder äußerst Hin und Her, dann hörte er plötzlich seinen Namen und seine Sprache gerade über sich.

Er fuhr auf und starrte, auf den Ellenbogen gestützt, dem Sprecher ins Gesicht. Es war ein englischer Offizier, der sich einen Stuhl zu ihm herangezogen hatte.

„Wie geht es Ihnen, Herr Schreiner?" —

Es war kein Irrtum, so hatte er wahrlich gesagt, und in der liebenswürdigsten Weise fuhr er fort: verwundet sei Ewald doch nicht?

Ewald schwieg und starrte weiter. Der Offizier fuhr fort zu sprechen, allerlei teilnehmende Fragen nach der Verpflegung, nach seiner und der Kameraden Stimmung, über die Stärke der Nachschübe, mit denen sie an die Front gekommen seien — er fragte kreuz und quer, wurde ausführlich und dringend. —

Ewald, bei dem die deutschen Laute eingeschlagen hatten, wie der Blitz, ließ sich wieder zurücksinken.

Das war ja ein Verhör und ein geschicktes! Und je länger es dauerte, je mehr machte sich das englische Mißklingen der Aussprache geltend. Schade um die geliebte Sprache und schade fast, daß er so wenig zu verschweigen hatte. In seinem dumpfen Zustand spürte er, daß es ihm Befriedigung gewähren würde, den Seinen wenigstens durch Klugheit im Schweigen noch zu dienen.

Der Offizier erhob sich mit verhaltener Ungeduld und ging. Mannschaften kamen wieder herein. Ewald hatte Ungnade auf sich gezogen, das merkte er an der barschen Art und an dem, was er von ihren Reden verstand.

Es mußte schon ziemlich spät am Nachmittag sein, als man ihn anrief, sich zu erheben. Er tat es und ging mit. Man führte ihn über den Hof durch eine Haustür, in einen Flur, und von da kam er in ein wohnliches Zimmer.

Der begleitende Soldat blieb an der Tür stehen. Drüben am Fenster war ein Tisch mit Papieren übersät. Ihm schien flüchtig, als wenn er seine Brieftasche sähe, aber es schwankte alles um ihn her, in seinen Ohren brauste es. Eigentlich erkennen konnte er nichts.

Ewald nahm die Mütze ab und fuhr sich über die Haare. Er hatte den Eindruck, von Schmutz und Rauch und Erde unkenntlich zu sein, aber da war nun nichts zu ändern. Warum sie nur mit ihm diese Umstände machten. Er war ja erst so kurze Zeit im Felde und hatte keine Einblicke tun können und nichts zu verraten, aber das konnten sie ja nicht wissen! Wenn sich nur nicht alles um ihn drehen wollte und wenn er nur wüßte, wo er etwas zu essen her bekäme.

Endlich ging die Türe auf. Ein höherer Offizier kam herein. Er stellte sich an den Tisch und suchte unter den Papieren. Eine Dame, die mit ihm zugleich eingetreten war, nahm an der anderen Seite des Tisches Platz, so daß sie Ewald im Auge behielt. Jetzt hatte der Offizier gefunden, was er suchte, drehte sich mit einer überraschenden Wendung um und nahm Ewald unter einen scharfen Blick wie zwischen Scheinwerfer. Dann kamen die üblichen Fragen, ob er der so und so alte Ewald Schreiner sei. Es war die Frau, die zu ihm sprach in allerbestem Deutsch. Es gab ein Zickzackverhör über Stellungen und Truppenverschiebungen. Zu seinem Erstaunen glaubte man ihm seine Dummheit nicht. Der Offizier erhitzte sich, schließlich riß er ein Bündel Papiere unter anderen hervor, schlug mit der flachen Hand darauf und tat einen englischen Ausruf zu der gegenübersitzenden Frau. Ihr Gesicht sah kalt und feindselig zu Ewald hinüber. Mit einer hochmütigen Bewegung wandte sie sich ihm wieder zu:

Ob er den Schlüssel zu dieser Geheimschrift kenne? — Er trat heran und lenkte seinen Blick in die bezeichnete Richtung. In dem Durcheinander, das sich schwankend und mit ihm drehte, kam langsam ein Fleck zum Stillstand. Alle andere Gegenwart war ausgelöscht, auch er selber war nicht mehr da, nur das eine dort auf dem Tisch. Er streckte die Hand danach aus:

„Zurück!" — jemand herrschte ihn an. Er hörte es wie aus weiter Ferne und gehorchte unbewußt, ohne jedoch die Augen von dem abzuwenden, was dort lag.

Dort drüben war die Heimat, dort drüben lagen Heinz seine Zettel, an denen er gemalt hatte, während die Mutter sprach. Heinz, der kleine blondköpfige Bengel, lag auf dem Boden in der sonnigen Küche und schwenkte die Beine von hinten über seinen eigenen Kopf. Die Sonne schien, draußen leuchtete sie auf den Blättern und auf der Wiese, die das Fenster füllte. Lauter grüne Übermütigkeit und Freude. Und der Mutter ihre Stimme sprach und sprach zu jemand, der er sein mußte, zu Ewald Schreiner, der irgend wo war, er wußte nicht, wo, mit dem sich alles im Kreise drehte und der dennoch aufrecht stand und lächelte.

Die Stimme von vorhin klang ihm wieder vor den Ohren, aber diesmal behutsamer, weniger schroff, so, als wenn jemand die Bekenntnisse eines Schlafredners hervorlocken wollte.

Was steht da geschrieben?

Alles, sagte Ewald hingerissen, sowie Heinz beim Malen gesagt hatte.

Lesen Sie! befahl die Stimme, und Ewald hub an: von dem bunten Karnickel, das nicht zu Weihnachten dran kommen sollte, sondern gleich, damit er es mitnehmen konnte, von Heinz, der auf seinem Nacken ritt und der Mutter, die nie wieder weinen würde, weil sie ihm das Häschen eingesteckt hatte.

Wenn er innehielt, hörte er die Stimme von ferne, die ihm befahl, weiter zu lesen. Die Mutter stand vor ihm. Sie schauten zusammen in den Garten hinunter, und sie sprach davon, daß keine Mühe vergeblich sein könnte .... Dann fühlte er sie neben sich. Nacht und Erde und Laub, und die Menge der Sterne atmeten ruhevoll. Ewald spürte, wie die Mutter über ihr Bangen weg und aus seinem Heimweh fort sich mit in den Strom der Kraft hob, der alles umfloß. Da sprach er laut und vertrauensvoll zur Mutter. Ja, es war wahr, so wie sie gesagt hatte, daß die volle reife Kraft tut ....

Was tut die Kraft fragte die Stimme.

Die Kraft, wenn sie reif ist, dämpft keine Kraft mehr ....

Es schien, daß die Stimme auflachte. Eure Kraft oder unsere oder wem sonst seine? —

Seine oder meine oder deine, das ist einerlei, die Kraft selber ist nur eine ....

Und was tut sie? —

Heben tut sie, anfassen und heben. Ich spüre es, sag es der Mutter, Heinz. Was von ihr zu mir will, kann überall durch und macht nicht halt, wo unsere Linien aus sind. Denke daran Heinz, daß du es ihr sagst. —

Heinz, wer ist Heinz? —

Ein Bruder. Er zeigte mit der Hand, wie klein. — Die Bewegung sah zärtlich aus.

Er hat das gemacht? fragte die Stimme über den Dokumenten.

Ja, er selber, sagte Ewald. —

Er hielt inne und erkannte plötzlich seine eigene Stimme; sprach sie nicht schon lange und fast allein? Er blickte zu Boden. In der Stille um ihn her fühlte er sich befangen und beengt werden. Wo war das, wo er war, und wie konnte er von da weg-

Digitized by Google

kommen? Widerstrebend erhob er die Augen. Es schien, er sollte abgeführt werden? Um so besser! —

Aber als sein Blick den Augen der Frau begegnete, hatten sie sich verändert. Die hochmütige Kälte streifte ihn nicht mehr mit ihrem Eis. Da zögerte er einen Augenblick an der Schwelle.

Ist noch etwas zu erwähnen? fragte die Stimme.

Mich hungert sehr.

Kommen Sie, sagte die Stimme.

Naumann / Gottes Sohn!

Zu Weihnachten wird die Geburt des Sohnes Gottes gefeiert: also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab! Das Kind in der Krippe wird gepriesen, weil von ihm gilt: den aller Weltkreis nie umschloß, der liegt in Mariens Schoß! Alle alte Weihnachtsfreude kann sich gar nicht genug darin tun, das kindlich große Geheimnis zu besingen. Der Ewige wird ein kleines Kind! Lieder und Bilder sind voll von solcher tiefen wunderlichen Mystik, die sich so schwer verträgt mit unserer gegenwärtigen leichtflüssigen Denkweise. Wir wollen alle Wahrheiten möglichst klar verständlich machen, denn unsere Phantasie entbehrt des Zaubers, des Verwunderns und des Grauens. Damit aber werden wir leicht ungerecht gegen die tiefen Erkenntnisse, die eine ältere Zeit in älteren Denkformen niedergelegt hat. Aus Scheu vor ungeklärten Hintergründen werden wir oberflächlich. Muß das so sein? Muß das alle Tage so sein? Muß das auch am Weihnachtstage so sein? Sollten wir uns nicht heute die Ruhe gönnen, auch bei der Weihnachtsbotschaft den Kern aus der Schale herauszulösen? Der höchste Name, über den Menschen verfügten, hieß Gottes Sohn. Diesen Namen gab man dem freiesten, reinsten und menschlichsten Erdenwanderer, den man kannte. In ihm sah man mehr als in allen Majestäten. Das war wundervoll gedacht und empfunden! Von da aus entsteht die Weihnachtsbeleuchtung mit ihrem unvergänglichen Gegensatz von Nacht und Licht. Die tiefste Philosophie erhält eine kindlich innige Gestaltung. Das war große seelische Kunst. In sie vergraben wir unsere Seele: ich steh an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben. —

Büchertisch

Leonid Andrejew, **Das Joch des Krieges.** Europäische Bücher. Max Rascher, Zürich. 183 S. 4,50 M.

Die ganze Schwere und Trauer des Krieges klingt wieder aus diesem vom Ausbruch des Krieges bis zum Januar 1916 geführten Tagebuch eines 45jährigen Buchhalters, der über das Soldatenalter hinaus ist, und der trotzdem am eigenen Schicksal alle Härten des Krieges erfährt: Tod des Schwagers im Schützengraben; Tod seines geliebten Töchterchens, da wegen Ärztemangels nicht rechtzeitig Hilfe für die Erkrankte kommt; Verlust seiner Stelle, da sein Kontor durch den Krieg ruiniert und geschlossen ist, und dadurch bitterste Not. Neben diesen persönlichen Schlägen aber drückt ihn das Schicksal seines Vaterlandes nieder, das im Verlauf des Buches die schwere Prüfung des Einzugs der Deutschen in Polen durchgemacht hat, und über allem erhebt sich der große Menschheitsgedanke, der auch in dem Feinde den Bruder sieht, der das gleiche leidet und erlebt. Wenn auch der humanitäre Gedanke tiefer bei Tolstoi, das Psychologische und typisch Russische nachdrücklicher und feiner bei Dostojewsky zu finden ist, so wird man doch heftig mitgerissen durch die Qualen einer Menschenseele, die die Leiden der Weltkatastrophe auf ihre Weise reflektiert, so daß man gefühlsmäßig schon mit dem Verfasser gegangen ist, ehe man sich Rechenschaft darüber abgelegt hat, ob er künstlerisch seiner Aufgabe völlig gerecht geworden ist. M. R.

Als Seitenstück zu den „europäischen Büchern" gibt der Verlag Max Rascher in Zürich in kleinerem Umfang eine „europäische Bibliothek" heraus, deren erste Serie jetzt vorliegt und für die René Schickele zeichnet (pro Band 2,50 M.). Und inmitten der Woge von Haß und Rachsucht, die uns die ganze zerschmetternde Schwere eines unbarmherzigen Vae victis! auskosten läßt, klingt es aus diesen Blättern wie Glockentöne einer trostreichen, besseren Zukunft. Sie bestärken uns in der Hoffnung, daß wir noch nicht allen Glauben an uns und an die Völker jenseits der Grenzpfähle aufzugeben brauchen, indem wir die reine Menschlichkeit dieser während der heftigsten Kämpfe im wildesten Strudel der Leidenschaften geschriebenen Worte zu uns sprechen lassen. In den vorliegenden Bändchen kommen von den großen Nationen dieses Krieges zu Wort: Der Franzose Henri Barbusse mit drei Kapiteln aus seinem erschütternden Roman „Das Feuer", die hier unter dem Titel „Das Frühlicht" vereinigt sind; der Engländer H. G. Wells: „Mr. Britling schreibt bis zum Morgengrauen", das letzte Kapitel des Romans „Mr. Britlings Weg zur Erkenntnis". Fast nur Deutsche enthält der Band, der „Menschliche Gedichte im Krieg" heißt, und der Namen aufweist wie Becher, Däubler, Mechthild Lichnowsky, Stadler, Werfel; aus dem (oben angezeigten) Roman des Russen Andrejew „Das Joch des Krieges" folgt ein Abschnitt unter der Überschrift „Hinter der Front", und die Reihe wird beschlossen durch den Belgier Van de Velde, dessen Aufsatz „Die drei Sünden wider die Schönheit" französisch und deutsch nebeneinander abgedruckt ist. Van de Velde entwickelt hier die Gedankengänge von Ruskin und Morris, die die Sünde wider die Natur und die Sünde wider die Würde des Arbeiters und Handwerkers bekämpft haben, während er außerdem noch gegen die Sünde wider die menschliche Vernunft — alle drei in künstlerischen Dingen — zu Felde gezogen ist. Während seine feine kunstkritische Studie zeitlos, d. h. nicht aus dem Zwange des Krieges geboren ist, setzen sich die anderen Bände mit diesem furchtbaren Phänomen auseinander, und zwar nicht politisch, sondern ethisch und humanitär. Kein Wunder, daß sie alle übereinstimmend direkt oder indirekt ihn ablehnen müssen und daß über Nationalitätenhaß und Aufhetzungspsychose der reine Menschheitsgedanke triumphiert. Am eindringlichsten kommt dies in dem Kapitel von Wels zum Ausdruck, das einen verlockt, nun auch das ganze Werk, wovon es ein Teil ist, kennenzulernen.

Ernst Haun, **„Jugenderinnerungen eines blinden Mannes".** Mit Geleitwort von Heinrich Lhotzky. Robert Lutz, Stuttgart. Memoiren-Bibliothek. V. Serie, 9. Band, 304 S. Geh. 6,50 M., geb. 8 M.

Der Inhalt des Buches wird den vielen im Kriege Erblindeten Freude und Trost bringen, da es ihnen den Weg weist, wie man trotz des schweren Verlustes des Augenlichtes teilhaben kann an vielen guten Dingen des Lebens und nicht der Schwermut der ewigen Nacht verfallen muß. Lebendig und optimistisch wird in diesen Jugenderinnerungen das Schicksal eines Kindes geschildert, das langsam erblindet. Der Bericht geht über das Jünglingsalter bis zur Schwelle der Mannesjahre, wo Ernst Haun mit Zuversicht und Mut, trotz der für ihn besonders großen Hindernisse, den Beruf des Musikers ergreift. Die Genügsamkeit, die Lebensbejahung, der temperamentvolle aufrechte Kampf mit dem harten Schicksal, das sind die hauptsächlichsten Faktoren, die den Reiz und die erzieherische Wirkung dieses literarisch anspruchslosen Buches ausmachen. Es eignet sich besonders als gute Jugendlektüre, woran wir ja nicht gerade Überfluß haben. M. R.

Ferdinand Avenarius. **Max Klinger als Poet.** Mit 125 Abbildungen. München, D. W. Callwey. Geb. 7,50 M.

Um eine nach künstlerischen Gesichtspunkten getroffene Auswahl von Nachbildungen Klingerscher Werke hat der treue Apostel seiner Kunst Girlanden geschlungen. Er hat sie mit duftenden Beeten, mit bunten Sträuchern, silbernen Seen und rauschenden Wäldern umgeben. Und in diesem Park, da plaudert's von Griffelkunst, Malerei und Plastik, ihren Wesen und ihren Grenzen. Das Licht strenger Unterscheidung scheint in das Radierwerk und trennt klar den Malerradierer vom Griffelkünstler. Das Buch will Freunde für Klingers Kunst werben, und da es das mit hinreißender Beredsamkeit und liebender Verehrung tut, kann ihm der Erfolg nicht versagt sein. F. L.

Bruno Schönlank, **In diesen Nächten.** Gedichte. 3. Aufl. Berlin, Paul Cassirer, brosch. 3.50 M.

Seltsam und doch wieder begreiflich, daß gerade die Arbeiterdichtung — und um solche handelt es sich wohl in diesen Gedichten, wenn auch manches dawiderspricht — so schwer über den Stand des Banalen, nur für den Augenblick Wirksamen hinauskommt! Dem ringenden Gemüt, das aus der Gebundenheit proletarischen Seins nach der schöpferischen Freiheit der Kunst mit hohem Ernste strebt, bietet sich die Sprache zunächst als ein so Fertiges, Abgeschlossenes, Geprägtes dar, daß ihm Mut und Geduld fehlen, die vorgefundenen Formen erst im Schmelztiegel des eigenen Erlebens

auszulösen, d. h. dem Wort seine Flüchtigkeit, seine Eigenschaft, allerlei zu „bedeuten", derartig zu nehmen, daß es jetzt nur mehr eines ist und so einzigartig dasteht wie die Seele, die daraus spricht. Es ist, als schöbe die „gebildete Sprache" vorschnell und gewaltsam eine Scheidewand zwischen Erleben und Gestalten, so daß statt des Allgemeingültig-Persönlichen nur bloß persönlich-gültiges Allgemeines entsteht. Über diesem Mangel, dessen Wesen Schlichternheit hinsichtlich der Form ist, hilft auch die reinste Gesinnung, die schönste Wärme sozialen Empfindens nicht hinweg.

Die vorstehenden Betrachtungen seien zugleich ein gerechter Beurteilungsversuch gegenüber dem Gedichtband Bruno Schönlanks, der in guter Ausstattung nunmehr in 3. Auflage vorliegt. D. M.

Weihnachten in altdeutscher Malerei. 16 Gemälde des 15. und 16. Jahrhunderts in farbiger Wiedergabe, mit einer Einführung von Dr. Hans Naumann. Furche-Verlag, Berlin. 6 M.

Wenn man auch die Tendenz des Verlages nicht teilt, mit der er die Herausgabe seiner Mappe begründet, nämlich sich in Einklang zu stellen zu der Auffassung, „daß das Verräuflerlichungsstreben der italienischen Renaissance unser nationales Wesen und den uns eingeborenen Formwillen aufs schlimmste verfälscht, ja vielfach völlig unterbunden hat" und daß „die heute noch herrschenden Werturteile einer nach den ungeistigen Idealen romanischer Rasse orientierten Kunstauffassung als falsch und für deutsche Art ungültig zu erweisen sind" — dafür soll das schlagende Gegenbeispiel geliefert werden — so kann man aus allgemein künstlerischem Interesse doch die sorgsam ausgewählten, bisher teilweise überhaupt nicht farbig reproduzierten Bilder als Weihnachtsgabe empfehlen — freilich nur für Kriegsweihnachten, denn die Wiedergabe, die sie sonst gerade auf dem Gebiete der Farbenreproduktion so rühmlich bekannte Druckerei Seemann übernommen hat, entspricht durchaus nicht allen Anforderungen; dies läßt sich wohl mit den jetzigen schlechten Papier- und Druckverhältnissen erklären. M. M.

Siegbert Elkus †. **Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung.** Herausgegeben von Franz Schultz (Historische Bibliothek, 36. Band.) R. Oldenbourg, München und Berlin 1918.

Obgleich eine rein sachmännische Untersuchung, von strenger, ja ausschließender Haltung, sei doch auch an dieser Stelle die erste und leider letzte Arbeit eines jungen Gelehrten angezeigt, der Herbst 1916, 32jährig, einem Kriegsdienstleiden erlegen ist. Die deutsche Literaturforschung und Geistesgeschichte, seit dem Hingang von Dilthey und Erich Schmidt erschreckend arm an überragenden, richtunggebenden Persönlichkeiten, hat mit ihm eine schwer zu ersetzende Hoffnung zu Grabe getragen. In dieser ersthaftlichen Doktorarbeit ist ein Geist am Werke, der weit über methodische Schulung und kritische Begabung hinaus das Prädikat des wahrhaft gebildeten, Werte setzenden und Werte schaffenden beanspruchen darf, und was er gibt, ist mehr als die entschlossene Analyse des heute fast zum Wissenszunder gewordenen Begriffs der Romantik, es ist ein wichtiger, bei aller Negation aufbauender Beitrag zur Wissenschaft vom deutschen Wesen. Hinter dem verschwenderisch hingeschütteten, doch stets zuchtvoll gebändigten Reichtum der Probleme, der ungemeinen Prägnanz und Eleganz des gedanklichen Ausdrucks ahnt und greift man eine Individualität von seltener Hoheit, Reinheit und Lebensfülle, deren menschliche Auswirkungen über dies eine von Freundeshand der Mitwelt übergebene Geistesdokument noch weit hinausreichen müssen. D. M.

Der Kalender Kunst und Leben 1919 (Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, 4 M.) ist eine wirklich schöne Festgabe. Die 54 Zeichnungen und Holzschnitte, die ihn schmücken, sind fast durchweg ausgezeichnet, die besten Namen moderner Graphik finden sich darunter: Käthe Kollwitz, Liebermann, Kubin, Orlik, Stevogt und viele andere. Auch unter den Beiträgen literarischer Art findet sich vieles Schöne und Besinnliche, als Jungen mögen die Namen Ricarda Huch, Dehmel, Bölsche, Simmel, dienen.

Alons Schulte: **Frankreich und das linke Rheinufer.** Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart und Berlin 1918. Geh. 10 M., geb. 12 M.

Als Ranke nach der Schlacht bei Sedan von den Begleitern Adolf Thiers gefragt wurde, gegen wen kämpft Ihr Deutschen eigentlich noch, da antwortete er: gegen Ludwig XIV. Man muß immer wieder hinweisen auf die tiefen geschichtlichen Zusammenhänge, die den Kampf um unsere Westgrenze bestimmen. Die Forderung der Desannexion Elsaß-Lothringens und darüber hinaus der Ruf nach der Rheingrenze sind nur Teilstücke einer durch die Jahrhunderte hindurchgehenden, in ihren Instinkten von der jeweiligen Regierungsform unabhängigen französischen Expansionspolitik.

Ihre ersten faßlichen Epuren im 13. und 14. Jahrhundert hat Kern auf Grund der Akten geschildert. In größtem Stile greift nun Schulte das Thema auf. Mit der Umsicht und Gelehrsamkeit, die man an dem Erforscher der deutschen Handelsgeschichte kennt, und mit souveräner Beherrschung des Materials hat er ein Gesamtbild der deutsch-französischen Grenzbeziehungen aufgebaut. Sein Buch ist von warmem Empfinden für die Westmark und von dem ehrlichen Ethos des Verteidigungsgedankens erfüllt, und zugleich in einem Maße objektiv, daß es die rein wissenschaftliche Erkenntnis in einer Reihe von Einzelpunkten zu fördern vermag. Über den politischen, vor allem den außerpolitischen Wert des Buches denken wir mehr skeptisch. Der Verfasser selbst meint im Vorwort, nur mit schwerer Artillerie könne man zurzeit etwas ausrichten, — leider hat man, um im Bilde zu bleiben, nur allzuoft den Eindruck, daß mit Kanonen nach Spatzen geschossen wird. Die fast rührende Geduld, mit der allen Seitensprüngen der französischen Publizistik nachgegangen wird, die ans Pedantische streifende Gründlichkeit, mit der ihre hasbrecherischen Kunststücke kritisiert werden, ist an sich ein wertendes Zeugnis deutscher geistiger Besonnenheit. Aber nur empfängliche Gemüter werden sich diesem Eindruck hingeben. Gegenüber der feindlichen Propagandaliteratur mit ihrer massensuggestiven Wirkung wären schneidigere Waffen, straffe Gliederung, schlagkräftige Formulierung vonnöten gewesen. (Es sei in diesem Zusammenhang auf die eindrucksvolle Schrift von Rukand: Elsaß-Lothringen und die internationale Lüge. Freiburg i. Br. J. Bielefelds Verlag, 1918, verwiesen.) Schultes Buch ist eine Reaktion innerlicher Sauberkeit gegen Phrase und Pseudowissenschaft; für den politischen Kampf bereitet es mehr die Waffen zu, als daß es sie selbst schon gebrauchte.

Wie reich der Inhalt dieses Arsenals ist, kann hier nur kurz angedeutet werden. Das französische Dogma vom Rhein als natürlicher Grenze hält vor den geographischen und wirtschaftlichen Tatsachen nicht stand. Die Einteilung der römischen Provinzen hat sich ebensowenig wie die der mittelalterlichen Bistümer an diese angebliche Logik gekehrt. Der Ahnes, die Brückenkopfpolitik Ludwigs XIV., liefern auch militärisch den Gegenbeweis. Sucht man nach natürlichen Grenzen, so liegen sie vielmehr in den Vogesen und in den Ketten Lothringens.

Auch das Argument der Sprachgrenze wendet seine Schärfe eher gegen Frankreich als gegen Deutschland. Im ganzen sind die Sprachverhältnisse durch eine 1000jährige Entwicklung hindurch erstaunlich konstant geblieben. Nach der Statistik von 1910 gaben in beiden Landschaften 87,2 v. H. der Bevölkerung Deutsch als Muttersprache an. Die Bedenken, die sich gegen diese Feststellung erheben könnten, werden von Rukand in der angeführten Schrift mit durchschlagenden Gründen widerlegt.

Die politische Entwicklung ging ihren Weg ohne Rücksicht auf die Sprachgrenze. Das karolingische Imperium, dessen Begründer die Franzosen vergeblich für sich zu reklamieren suchen, wurde 843 nach rein politischen Rücksichten geteilt, die Westgrenze des Lothringischen Reichs scheidet seit 925 Frankreich und Deutschland. In den bekannten Etappen vollzog sich dann die Schmälerung des deutschen Besitzes, wurden Metz, Toul und Verdun, Breisach und Philippsburg, der habsburgische Besitz im Elsaß, Freiburg, schließlich Lothringen annektiert. Schultz bringt vorzügliche Belege für das innerliche Widerstreben der deutschen Städte, verurteilende Stimmen aus dem Lager der Gegner selbst, wie den offenherzigen Brief des Bischofs Fénelon an Ludwig XIV. — Das Elsaß, das vom 13. bis 16. Jahrhundert in engstem Anschluß an Deutschland eine Zeit höchster kultureller Blüte erlebt hatte, blieb ein Fremdkörper in der alten Monarchie, erst mit der Revolution und Napoleon begann ein Prozeß innerlicher Aneignung. Schultz schildert ausführlich und vorurteilslos die Geschichte Elsaß-Lothringens und der Rheinlande in dieser Epoche, die Tendenzen und Versäumnisse der Politik von 1814 und 15, das Wiederaufflammen der französischen Rheingelüste und ihren Niederbruch im Jahre 1870. Besonders auf die Vorgänge bei dem Protest in der Nationalversammlung zu Bordeaux fällt neues Licht. Zum Schluß gibt Schultz eine Übersicht über die Kriegsziele der französischen „Patrioten" und der elsaß-lothringischen Auswanderer: man fühlt hier den Geist, der Europas Ruhe bedroht hat. H. N.

Das Buch des Friedens. Unter Mitarbeit hervorragender Zeitgenossen herausgegeben von A. v. Gizycki. Wilhelm Borngräber, Berlin. 412 S. 6,50 M.

Der Titel des Buches ist insofern irreführend, als nicht, wie man danach annehmen könnte, der Frieden, sein Wesen und seine Verwirklichung den Inhalt bilden, sondern der Krieg fast ebensosehr zu Worte kommt. An sich mag zu zugegeben werden, daß der Frieden als notwendiges Korrelat den Krieg hat, daß ohne ihn dieser Begriff gar nicht existiert. Dann muß aber im Titel diese Doppelheit schon zum Ausdruck kommen. Das Buch ist aber auch in seiner Anlage verfehlt. Eine Auswahl schon aus dem weiten Umkreis der Gedankenkomplexe „Weltfriede und Friedensbewegung" könnte ein ganzes Buch füllen, statt dessen treten hier noch zwei gleich umfangreiche Gebiete hinzu, nämlich „Friedensverhandlungen und Friedensschlüsse" und schließlich „Der Friede in der Dichtung". Um letzteres befriedigend zu gestalten, bedarf es einer umfassenden Belesenheit; hier ist nur ein unvollständiger Ausschnitt gegeben (z. B. sei an das wundervolle Gedicht: Friede von Ricarda Huch erinnert, das fehlt), vor allem aber ist es uns charakteristisch, wenn reine Kriegsgedichte, deren Anzahl sich natür-

sich beliebig häufen ließe, plötzlich eingestreut werden, ohne daß man den Grund gerade für diese Auswahl begriffe. Unbefriedigend ist auch das 1. Kapitel, das Friedensschlüsse und ihr Zustandekommen behandelt, denn es kann weder ein abgerundetes Bild noch eine Linie der Entwicklung gegeben werden auf so engem Raum und bei so reichlich vorhandenem Material, das hier überall nur fragmentarisch wirken muß. Am besten ist der Abschnitt über Weltfriede und Friedensbewegung zu gebrauchen, da es eine solche Zusammenstellung, nach der heute gewiß ein Bedürfnis vorhanden ist, noch nicht gibt. Und wenn auch William Penn und die großen freihändlerischen Pazifisten Cobden und Bright — um nur einige zu nennen — völlig fehlen, so ist doch das, was hier geboten wird, als eine erste Einführung, die vor allem Quellenmaterial bietet, immerhin zu verwenden. Es wäre zu wünschen, daß aus diesem Kern einmal sich ein Werk entwickle, das erschöpfender und einseitiger, mehr unter dem Gesichtspunkte der Friedensbewegung das zerstreute Material an einer Stelle für den Nichtfachmann vereine und es ihm dadurch erleichtere, unparteiisch die historische Entwicklung des Gedankens zu studieren, der jetzt alle Herzen bewegt.

M. R.

F. H. Ehmcke. **„Amtliche Graphik."** (Flugschriften des Münchener Bundes. 4. Heft.) Hugo Bruckmann, München 56 S. 3 Mark.

Der bekannte Künstler, der in der Buchausstattung Vorzügliches geleistet hat, stellt eine Anzahl amtlicher Graphika zusammen, Banknoten, Briefmarken, Notgeld, Wertpapiere, und erhebt an diesen Beispielen die berechtigte Forderung, daß in Zukunft gerade bei uns mehr auf die gar nicht belanglose äußere Ausstattung dieser Dokumente geachtet werden muß, und daß ein Fachmann, der künstlerisch und technisch das Herstellungsverfahren beherrscht, mit den Entwürfen beauftragt werden soll. Die deutsche Briefmarke mit der umschnörkelten Germania, der häßliche, unhandliche Hundertmarkschein, die Banalität fast allen Notgeldes sind beschämende Armutszeugnisse. Das Heft enthält interessante Gegenüberstellung alter und neuer, ausländischer und heimischer Scheine, die sich freilich mit dem verbindenden Text nicht ganz decken, so daß man gern eine größere Fülle dieses instruktiven Materials gewünscht hätte.

M. R.

Hermann Mulert, **Schleiermacher** — Religionsgeschichtliche Volksbücher — Tübingen J. C. B. Mohr. 1 M., geb. 1,30 M. und 20 v. H. Teuerungsaufschlag.

Daß diese liebenswürdige Schrift pünktlich zu Schleiermachers einhundertfünfzigstem Geburtstag kam, würde bedeutungslos sein, wenn dieser Name nicht mehr lebendig und die Erinnerung an ihn nicht aus anderen Gründen zeitgemäß wäre. Diese haben wohl auch bewirkt, daß in diesem Werkchen Schleiermachers Lebensbild deutlicher hervortritt als seine Lehre; denn das Menschliche ist es vor allem, das von ihm blieb und für das wir heute bei dem unglückseligen Mangel an Männern und charaktervollen Erscheinungen ein lebendiges Interesse haben. Feinsinnig und plastisch entwickelt der Verfasser die innerste Persönlichkeit Schleiermachers, deren Gestaltung dieser selbst bei der Bedeutung der Individualität im Reiche seiner Sittlichkeit für seine höchste Pflicht hielt. Da die Persönlichkeit sich hauptsächlich bildet und offenbar wird im Kult der Freundschaft, deren Virtuosen man Schleiermacher genannt hat, und die ihm eine sittliche Aufgabe war, so hätte seinen Beziehungen zu Henriette Herz eine eindringlichere Betrachtung geschenkt werden dürfen, wie denn überhaupt der Bedeutung der Frau für Schleiermachers Persönlichkeit trotz gelegentlicher Hinweise vielleicht eine nachdrücklichere Aufmerksamkeit hätte geschenkt werden können. Besonders gelungen erscheinen uns die kurzen Darlegungen Mulerts, die sich mit der allgemeinen Lebensanschauung Schleiermachers und seiner Stellung zur Kirche befassen. Die seltsame Mischung von Aufklärertum und Mystizismus, die in ihm war, ist klar vorbereitet und entwickelt; seine Frömmigkeit kommt zart und duftig und doch ebenso stark zum Ausdruck, wie die Bedeutung und Berechtigung, die er dem Naturhaftgewachsenen und dem Eigentümlichen im Staatsleben und bei der Erziehung beimißt. Im Zeitalter des Spruchkollegiums wird man dem Verfasser auch für die klare Erörterung von Schleiermachers Stellung zu den katholisierenden Tendenzen seiner Zeit zum Schutz der Lehrfreiheit ebenso dankbar sein, wie für das ganze von frommer Liebe zeugende Schriftchen.

F. L.

Briefkasten

An unsere Freunde!

Die Wahlen zur Nationalversammlung stehen vor der Tür. Wir wissen, daß unsere Freunde im Wahlkampfe, ein jeder an seinem Platze, ihr Bestes tun werden. Darüber hinaus richten wir an sie die Bitte, wie in früheren Fällen den Wahlkampf von Naumann und Heile mit finanziellem Beitrag zu unterstützen. Beiträge sind an die Geschäftsstelle der „Hilfe" zu richten.

Die Staatsbürgerschule veranstaltet vom 28. Dezember bis 4. Januar einen zweiten Wahlhelferkursus, der, kürzer als der erste, hauptsächlich Organisationslehre und Agitationskunde umfassen wird. Anmeldungen sind möglichst bald an die Staatsbürgerschule, NW. 40, Kronprinzenufer 27 zu richten.

In Beantwortung vieler Anfragen nach **Literatur über die Fragen der Vergesellschaftung, der Konsumvereine und des Genossenschaftswesens** nennen wir folgende Bücher:

Liefmann, **Kartelle und Trusts.** Etwa 3.50 M.
Lederer, **Die wirtschaftliche Organisation** (Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 428). 1.50 M.
Rathenau, **Die neue Wirtschaft.** 1.50 M.
Staudinger, **Die Konsumgenossenschaft** (Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 222). 1.50 M.
Wygodzinski, **Das Genossenschaftswesen in Deutschland.** Etwa 10 M.
Tönnies, **Die Entwicklung der sozialen Frage.** (Göschen, Nr. 358). 1 M.

(Die Preise stehen nicht genau fest, da allerlei Teuerungszuschläge eingetreten sind.)

Von Dr. Gertrud Bäumer erscheint Anfang 1919 bei uns als Heft 4 der Schriftenreihe „Der deutsche Volksstaat" die Schrift: „Die Frau im Volksstaat". Preis etwa 1.50 M. Vorbestellungen nehmen die Buchhandlungen und der Verlag schon jetzt entgegen.

Noch einmal wird darauf hingewiesen, daß der Vierteljahrsbezug der „Hilfe" ab 1. Januar 1919 4 M. kostet. Wir bitten alle Besteller um rechtzeitige Neuanmeldung bei Post und Buchhandel. Die Bezieher, die mit uns direkt in Verkehr stehen, erhalten wie gewöhnlich von uns ihre Erinnerung.

Heft 5 vom **„Deutschen Volksstaat"** Naumann/Heile, **Erziehung zur Politik** ist vergriffen. Vorbestellungen auf die Anfang 1919 erscheinende neue Auflage werden gern angenommen.

Die **Flugblatt-Versendung** für die Wahlvorbereitung der Frauen hat etwas gestockt, weil bis heute die Blätter von der Demokratischen Partei noch nicht erhältlich waren. Für 1 M. stellen wir eine kleine Musterwahl zusammen, für 2 M. können einige umfangreichere Schriften beigefügt werden.

H. An. Die Entwicklung der Sozialdemokratie ist dargestellt von F. Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie (25 M.), vom parteipolitischen Standpunkt gesehen. Ferner ist zu nennen: W. Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. (vergriffen). Muckle, Die Geschichte der sozialistischen Idee im 19. Jahrhundert. 3 M. Wilbrandt, Karl Marx. 1,50 M.

W. Leipzig. Literatur über die deutschen Gewerkvereine: Die Berufsvereine, 3 Bde., 25 M. Herkner, Arbeiterfrage. Etwa 18 M. Lederer, Die wirtschaftlichen Organisationen. 1,50 M. Als Nachschlagewerk: Sassenbach, Führer durch die sozialpolitische Literatur.

Hilfe Nr. 39/40—43, 46—49 sind ganz vergriffen, 44, 45 und 50 nur noch in geringer Anzahl vorhanden. Nachdruck kann wegen der Papiervorschriften nicht erfolgen.

Unsere **Flugblattmusterwahl** wird ständig ergänzt. Gegen Einsendung von 1 M. wird Auswahl I, von 2 M. Auswahl II (erweiterte Zusammenstellung) verschickt. Größere Bestellungen sind an die auf den Flugblättern genannten Stellen zu richten.

Verlag der „Hilfe".

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe"-Verbreitung: 3 M.: E. M. in St. **1 M.:** A. R. in N.
Allen Gebern herzlichen Dank. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

26. Dezember 1918

Die Hilfe erscheint Donnerstags. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis im Buchhandel ab 1. Januar 4 M., beim Postamt 4,12 M., unter Kreuzband 4,50 M., durch Postüberweisung vom Verlag 4,25 M., ins Ausland 5 M. Soldatenausgabe 1,50 M.

Schriftleitung u. Verlag d. „Hilfe" Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 27. Fernsprecher: Amt Moabit 2021. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 52

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 60 Pfennig.

Einfache Beilagen: Tausend 15 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden gern zugesandt. Anzeigenannahme durch den Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40 und durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Der Umfang dieser Nummer ist infolge der Papierknappheit verkleinert.

Inhaltsübersicht

Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Naumann:** Freier Staat und freie Kirche. — **Prof. Paul Mombert:** Volkswirtschaftliche Richtlinien der staatlichen Monopolpolitik. — **Karl Kopp:** Zur Sozialisierung der Betriebe. — **Paul Ernst:** Der sittliche Mut. — **Naumann:** Revolutions-Neujahr. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 15. Dezember.

Es wird darüber gesprochen, was in der Gegenwart eigentlich auswärtige Politik genannt werden kann. Deutschlands Schicksal hängt augenblicklich von der Waffenstillstandskommission unter dem Vorsitz des Generalissimus Foch ab. Mit ihm zu verhandeln, ist sehr wenig Gelegenheit, da er einfach zu kommandieren pflegt. Die deutsche Waffenstillstandskommission hat beständig Ursache, sich zu verteidigen gegen den Vorwurf, die Bedingungen nicht schnell und nicht genau genug ausgeführt zu haben, oder Bitten einzureichen wegen gewisser Erlaubnisse und Genehmigungen. Das ist nicht auswärtige Politik, sobald man unter diesem Wort einen selbständigen Verkehr von Staaten sich vorstellt. Auch die Vorbereitungen des Präliminarfriedens bieten kein anderes Gesicht. Früher besaßen wir ein von Staatssekretär Helfferich geleitetes, umfassendes Bureau zur Vorarbeit über den Wirtschaftsfrieden. Das Bureau ist unseres Wissens in Stillstand versetzt worden, und zwar nicht nur, weil sein Leiter der gegenwärtigen sozialistischen Revolutionsregierung besonders wenig sympathisch sein dürfte, sondern wohl auch deshalb, weil die Entscheidungen über die künftige Form des Welthandels nicht von uns abhängen. Eben jetzt geht wieder einmal durch die Blätter die Nachricht, daß nach dem Frieden die hauptsächlichsten internationalen Rohstoffe nach Bedarf kontingentiert werden. Diese Nachricht wurde in verschiedenen größeren politischen Zeitungen als etwas sehr Erfreuliches begrüßt, da man bei Kontingentierung doch wenigstens hoffen könne, etwas zu bekommen! Als ob Kontingentierung für uns irgendeine Sicherheit enthielte! Für uns würde die Ankündigung eines Weltfreihandels in unserer gegenwärtigen Notlage weit günstiger sein als die beständige Abhängigkeit von bewilligten oder nichtbewilligten Quantitäten von den einzelnen Stoffen. Man stelle sich die deutsche Textilindustrie vor, wenn sie beständig in der Gefahr schwebt, aus irgendeinem Grunde noch weniger Baumwolle zu erhalten, als ihr bis dahin zugebilligt wurde. Die Geduld, mit der wir selbst so großen Gefahren entgegengehen, erklärt sich aus dem allgemeinen Gefühl, daß man mit Worten und Protesten nichts bessern könne, und steht im Zusammenhang mit den verworrenen inneren Zuständen der noch ungeborenen deutschen Republik. Aber selbst wenn man zugibt, daß unter den betrüblichen gegenwärtigen Verhältnissen eine selbständige und hervorragende auswärtige Politik nicht geführt werden kann, so ist doch der Eindruck, den man zurzeit von unserm Auswärtigen Amt hat, noch viel unerfreulicher, als es an sich notwendig wäre. Der bisherige Staatssekretär Solf wird sein Amt verlassen. Man nimmt an, daß der Volksbeauftragte Herr Haase ihn nicht mehr gern in Sitzungen treffen mag, da Solf seine eigenen Ansichten über die Geldbeträge hat, die durch Herrn Joffe schon vor der Revolution an deutsche Bolschewisten gesandt wurden und von denen nicht nur Herr Barth, sondern auch Herr Haase Kenntnis hatte. Wenn nun also auch Solf diesen Platz verläßt, so fragt es sich, wer als Staatssekretär der Friedensunterzeichnung gewählt werden soll. Es wurde von verschiedenen Personen geredet, die bisher nicht im diplomatischen Dienst gewesen sind; aber wahrscheinlich wird doch ein bisheriger deutscher Auslandsvertreter die Stelle übernehmen müssen, damit in ihr jemand vorhanden ist, der in den Formen des auswärtigen Verkehrs die nötige Sicherheit hat. Das ist um so notwendiger, als durch die Kontrollpersonen, die von den beiden sozialistischen Parteien in die Reichsämter hineingesetzt werden, der Geschäftsgang an Ordnung im allgemeinen nicht gewonnen hat.

Montag, 16. Dezember.

Präsident Wilson ist in Paris angekommen und redet über Freiheit und Glückseligkeit aller Völker und Nationen. Die Franzosen wollen ihm die verwüsteten Kriegsgebiete zeigen, und er versichert im voraus, daß er mit tiefer Entrüstung auf die Stätten des Schreckens blicken werde. Es müsse allen Menschen zu Gemüte geführt werden, daß man etwas Derartiges an Zerstörung und Raub nicht wagen dürfe, ohne mit Sicherheit auf eine gerechte Bestrafung zu rechnen. Welchen Eindruck derartige pharisäerhafte Reden auf uns machen, wird natürlich in der hohen Woge der Pariser Gefühle nicht empfunden. Unsere Söhne sind doch wahrhaftig nicht als Räuber nach Frankreich gezogen, sondern haben den uns aufgedrängten Krieg mit eben denselben Mitteln durchgeführt, mit denen die Entente von ihrer Seite gekämpft hat. Es werden zwar in Deutschland jetzt unter dem Druck der Niederlage viele Gemüter unsicher und glauben, wir müßten uns selbst bezichtigen, daß wir die Schuldigen am Kriege seien. Es liegt aber zu dieser äußersten Gemütszerbrechung kein Anlaß vor. Die Weltgeschichte mag später untersuchen, an welchen Stellen politische und diplomatische Fehler und Unterlassungssünden auf unserer Rechnung stehen; niemals aber wird bestritten werden können, daß Deutschland seit den Zeiten König Eduards VII. von England von einer feindlichen Einkreisung umgeben war und daß alle großen Nachbarreiche unseren politischen Tod gewünscht haben. Wahrscheinlich ist, daß sich eine bedeutendere deutsche Politik in dieser entsetzlichen Lage noch anders verhalten hätte, als es die unserige getan hat. Daraus aber für ein ganzes Volk inmitten seiner Verletzungen und Verwundungen noch ein schlechtes Gewissen zu konstruieren, ist unnötig und unerträglich. So sehr wir uns von Wilson abhängig fühlen, so darf doch aus lauter Demut und Erniedrigung der Kern unseres Selbstgefühles nicht zerfressen werden. Versuche, wie sie von gewissen unverantwortlichen Deutschen in der Schweiz und von der Eisnerschen Regierung in München gemacht werden, dem amerikanischen Präsidenten ein deutsches Sündenbekenntnis in die Hände zu spielen, müssen mit innerer Empörung zurückgewiesen werden. Wir haben niemals den hochfahrenden Ton vertragen mögen, mit dem die deutschen Kriegstreiber und die verflossene Vaterlandspartei über die anderen Völker der Welt zu Gerichte saßen, aber ebensowenig wollen wir

dazu schweigen, wenn jetzt wir allein zum Opfer derartiger Pharisäergerichte gemacht werden.

Dienstag, 17. Dezember.

Die polnische Regierung in Warschau hat dem deutschen Vertreter Graf Keßler mitgeteilt, daß sie weitere Verhandlungen mit der deutschen Regierung für zwecklos ansehe und die diplomatischen Beziehungen zu der deutschen Republik abbrechen wolle. Die deutsche Gesandtschaft verläßt Polen. Das würde in anderen Zeitläuften den Krieg bedeuten, jetzt aber besagt es vermutlich nicht mehr, als eine Vergrößerung der allgemeinen Unordnung auf beiden Seiten. Nachdem die Polen ihre Reichsratswahlen auch für urdeutsche Bezirke in West- und Ostpreußen und auch für die deutschen Gebiete der Provinz Posen ausgeschrieben haben, liegt von ihrer Seite bereits eine kriegerische Handlung vor, denn erst der künftige Friedenskongreß soll darüber entscheiden, was als „unzweifelhaft polnisches Gebiet" zu gelten hat und was nicht. Wenn die Polen jetzt tun, als könnten sie aus dem kranken Leibe Deutschlands sich beliebige Fleischstücke herausreißen, so wirkt das besonders eigentümlich, wenn man sich der Sentimentalität erinnert, mit der die Polen sich gern als die Leidtragenden und Märtyrer der Weltgeschichte hinstellten. Der Durchbruch einer ungezügelten Brutalität ist das Merkzeichen der revolutionären, nationaldemokratischen Richtung in Polen. Wir wissen recht gut, daß es auch heute noch in Warschau verständige Leute gibt, denen immer gegenwärtig bleibt, daß zwischen den durcheinander wohnenden polnischen und deutschen Bevölkerungen irgendein erträglicher Zukunftszustand hergestellt werden muß. Aber diese verständigen und historisch gebildeten Elemente sind jetzt in ihrem eigenen Vaterlande ebenso zurückgedrängt, wie bei uns die Kräfte der nationalen Verteidigung geschwächt sind. Es ist unbegreiflich, daß die gegenwärtige Regierung den Angriffen der Polen keinen Damm entgegensetzt. Wir alle wollen uns den unvermeidlichen Beschlüssen der Friedenskonferenz fügen, aber wir haben keine Absicht, vorzeitig Land und Sprachgebiete wegzuwerfen, die voll sind von dem Blute und dem Fleiße deutscher Vorfahren.

In den „Pol. Parl. Nachrichten" wird die Gesamtziffer der deutschen Kriegsverluste bis Ende November 1918 mit folgenden Zahlen festgestellt:

1 600 000 Tote,
203 000 Vermißte,
618 000 Gefangene,
4 064 000 Verwundete.

Für diejenigen, die schon während des Krieges in der Lage waren, das Wachstum dieser Ziffern zu verfolgen, hat die Veröffentlichung des Endergebnisses keine sehr großen Überraschungen. Anders aber steht es mit der Menge der Bevölkerung, die infolge des Verbotes, die Ziffern der Verlustlisten zu veröffentlichen, beständig im Dunkel gehalten wurden. Der Krieg steht in diesen Ziffern mit seiner ganzen Ungeheuerlichkeit, mit seiner tapferen Größe und mit seiner gewaltsamen Unmenschlichkeit vor uns.

Mittwoch, 18. Dezember.

Die englischen Parlamentswahlen haben unter dem Eindruck des Waffensieges zu einer ungeheuren Mehrheit für Lloyd George geführt. Er soll 115 Stimmen mehr besitzen als alle vereinigten Oppositionsparteien zusammen. Es wird nötig sein, sich dieses Wahlergebnis gegenwärtig zu halten, um nicht allzu leichtgläubig denen Gehör zu schenken, die behaupten, daß auch England jetzt am Rande einer Revolution stehe. Man wird im Gegenteil eher annehmen können, daß die imperialistischen Richtungen im englischen Volke auf lange Zeit die Oberhand gewinnen.

Der bisherige Kriegsminister Scheüch, der aus militärischem Pflichtgefühl seine Stelle innerhalb der Revolutionsregierung beibehalten hat, sieht sich veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, weil er die unaufhörlichen Verleumdungen und Herabsetzungen des Offizierkorps nicht weiterhin ertragen und durch seinen Namen decken will. Er teilt einem Pressevertreter mit: In zahlreichen Blättern der Sozialdemokratie, und zwar nicht nur in den radikalsten, wird fast täglich eine Kampagne gegen die Offiziere geführt, die ohne Beispiel dasteht. Außerdem aber dringen die von mir erteilten und natürlich von Herrn Göhre gegengezeichneten Befehle nicht bis nach unten, da unverantwortliche Stellen und Personen ihre Ausführung zu verhindern wissen. Die Offiziere, denen es obliegen würde, für die Durchführung zu sorgen, sind infolge der geschilderten Umstände machtlos. Die Art und Weise, in der jetzt dem Offizierkorps für seine Kriegstätigkeit gedankt wird, gehört zum moralisch Bösesten inmitten der Niederlage. Es ist sicher wahr, daß zwischen Mannschaften und Offizieren vielfältige Spannungen existiert haben, es ist auch wahr, daß die Soldatenräte schon während des Krieges in gesunder Weise hätten eingeführt werden sollen; aber zu einer allgemeinen Herabsetzung der deutschen Offiziere liegt in aller Welt keine Veranlassung vor, und wir entehren uns selbst, wenn wir nach dem Krieg derartige Zerreißungen des nationalen Ehrgefühls zulassen.

Donnerstag, 19. Dezember.

Das rumänische Oberkommando verständigte die ungarische Regierung, es habe von der Entente den Befehl erhalten, sich den nach Ungarn kommenden Ententetruppen anzuschließen, die ganz Ungarn besetzen werden. Die rumänische Armee werde Ungarn bis zur Theiß, die Serben bis zur Donau, und die französischen, englischen und griechischen Truppen werden das ungarische Tiefland besetzen. Die Okkupation geschieht unter Berufung auf das Waffenstillstandsabkommen, wonach die Entente das Recht hat, die wichtigsten strategischen Punkte zu besetzen. Gleichzeitig dringen die Tschechen ungehindert im Norden von Ungarn ein und sollen bereits die Tatrakurorte und Kaschau in ihren Händen haben.

Durch die Besetzung von Reichenberg, Eger und Komotau sind nun alle größeren Städte Deutschböhmens in tschechisch-slowakischer Hand. In Tetschen-Bodenbach werden die tschechischen Truppen von französischen Offizieren kommandiert.

Der demokratische Parteitag von Groß-Berlin hat eine Entschließung angenommen, in der die gegenwärtige Revolutionsregierung beschuldigt wird, in nationalen Dingen Mangel an Energie zu beweisen. Wir stellen fest, daß weder für die Angliederung Deutschösterreichs noch für die Erhaltung der deutschen Ostmark, noch für den Schutz unserer Volksgenossen im Baltikum, in Polen und Elsaß-Lothringen von der Regierung bisher erfolgversprechende Schritte unternommen worden sind! Der Parteitag protestiert gegen die beispiellose Herausforderung und Anmaßung der polnischen Regierung, die unter schroffster Verletzung der Wilsonschen Grundsätze Millionen deutscher Volksgenossen vergewaltigen will.

Freitag, 20. Dezember.

Durch neue Erklärungen des bisherigen russischen Gesandten Joffe werden die Volksbeauftragten Barth und Haase noch stärker belastet als bisher. Mag sich Herr Haase über die einzelnen Punkte mit Herrn Joffe weiter streiten, so steht doch unzweifelhaft fest, daß unter seinem Vorwissen mit russischem Gelde und russischer Beeinflussung die deutsche Revolution vorbereitet worden ist. Es haben Mitglieder der deutschen unabhängigen Sozialdemokratie sich nicht gescheut, für diese Zwecke große Summen entgegenzunehmen. Joffe spricht von 10 Millionen Rubel, für die er Herrn Dr. Cohn Dispositionsrecht im Interesse der deutschen Revolution eingeräumt hat. Jetzt weiß man also aktenmäßig, mit welchen Mitteln die Unterwühlung hergestellt wurde!

Zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ist Graf Brockdorff-Rantzau, bisher deutscher Gesandter in Kopenhagen, ernannt worden. Er hat während des Krieges mit der dänischen demokratischen Regierung in ausgezeichneten Beziehungen gestanden und hat immer als Freund eines Verständigungsfriedens gegolten. Ob es ihm freilich leichter werden wird als Staatssekretär Solf, mit Herrn Haase zusammen vaterländische Politik zu machen, bleibt abzuwarten. Gerade jetzt, wo aller Schein falscher Größe von uns abgefallen ist und wo wir fast verteidigungslos inmitten der Nationen stehen, kommt ungeheuer viel darauf an, daß die Regierung selbst den Willen zur Erhaltung des deutschen Volkstums besitzt. Die Eingriffe, die sich Polen und Tschechen in deutsche Land- und Volksbestände gestatten, werden in weitesten

Kreisen mit tiefem Unwillen ertragen, und man fragt sich, ob es möglich ist, einem Regierungssystem auch in Notzeiten Gefolgschaft zu leisten, das diesen Vorkommnissen gegenüber sich nicht erinnert, daß wir noch immer ein Volk sind, welches seine eigenen Grenzen zu schützen weiß.

Sonnabend, 21. Dezember.

Die spanische Regierung hat dem deutschen Auswärtigen Amt mitgeteilt, daß der bisherige deutsche Botschafter Prinz Ratibor und andere Mitglieder der deutschen Botschaft ihre Pässe erhalten werden, da sie nicht mehr als angenehme Vertreter Deutschlands anzusehen sind. Es liegt in diesem Akt der Unfreundlichkeit keine Kriegserklärung, wohl aber ein vollständiges Einschwenken der spanischen Regierung auf die Seite der siegreichen Entente.

Präsident Wilson hat sich entschlossen, unerwartet nach London zu fahren. „Manchester Guardian" schreibt über die Beweggründe dieser schnell angesetzten Reise: Alle Nachrichten aus Deutschland zeigen, daß zwei Dinge nötig sind, um Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, nämlich die Versorgung Deutschlands mit Nahrungsmitteln und mit Rohstoffen. Wilson hat in Hinsicht auf diese Lieferungen und auf die sonstige Behandlung Deutschlands einige Unstimmigkeiten zwischen seinen Ansichten und den Meinungen in England entdeckt. Er hat z. B. in den Wahlreden Lloyd Georges einiges gefunden, was mit dem Völkerbundgedanken nicht in Übereinstimmung zu bringen ist. Deshalb ist Aufklärung und eine deutliche endgültige Abmachung nötig. Wilson ist, so sagt der „Manchester Guardian", ein außerordentlich entschlossener Geschäftsmann und wünscht zu wissen, ob ein Friede nach seinen Grundsätzen kommen wird oder ob die nationalen Eigeninteressen überwiegen werden. Die „Times" fügen diesen Meldungen hinzu, daß die amerikanischen Friedensdelegierten der Ansicht sind, die von Deutschland ausgelieferten Kriegsschiffe müßten versenkt werden, damit nicht durch ihre Verteilung eine weitere Stärkung der maritimen Rüstungen der Ententemächte stattfinde. Offenbar gibt es in England Strömungen, die einfach die deutschen Schiffe zur Vermehrung der englischen Geschwader benutzen wollen.

Nachzutragen ist, daß am vergangenen Dienstag eine deutsche Liga für den Völkerbund gegründet wurde, wobei Erzberger und Professor Jäckh die Eröffnungsansprachen hielten. Professor Schücking und andere Vertreter des pazifistischen Gedankens schlossen sich zusammen mit Angehörigen der bisherigen Reichstagsmehrheit, um eine Zentralstelle für jede Art von internationalen Kenntnissen und Vermittlungen zu eröffnen. Die Notwendigkeit einer vollständig neuen Einstellung der auswärtigen Politik wird allseitig anerkannt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Sonnabend, 14. Dezember.

Die Reichsregierung wendet sich gegen die Eingriffe der A.- und S.-Räte in die Rechtspflege. Der Erlaß gibt ein Bild davon, was eigentlich in dieser Hinsicht alles geschieht. Er untersagt die Einrichtung besonderer Volksgerichte, Kriegsgerichte und Standgerichte und Anordnungen, durch welche die auf dem ordentlichen Rechtswege Verurteilten einfach entlassen werden, oder andere Personen ohne Gerichtsverfahren von den Arbeiter- und Soldatenräten in Haft genommen werden.

Die Gesellschaft für innere Kolonisation soll einen Reichsgesetzentwurf ausgearbeitet haben — mit Hilfe des preußischen Finanzministeriums —, wonach fünf Millionen Hektar Land zur Aufteilung bereitgestellt werden sollen. Siedlungsunternehmen in allen Gebieten sollen ebenso wie die Landgemeinden selbst außer einem Vorkaufsrecht bei allen Verkäufen in Grundbesitz ein Recht zur zwangsweisen Pachtung oder zur Siedlung haben. Die Besitzer der großen Güter von 100 Hektar an sind zu Landlieferungsverbänden zusammenzuschließen. Die Staatsdomänen sind bei Ablauf der bestehenden Pachtverträge ebenfalls den Landlieferungsverbänden anzuschließen. Besonders will man sich auch der Ansiedlung von Landarbeitern annehmen. Man wird dazu durch die Erwägung gedrängt, daß nach dem Kriege vielleicht die ausländischen Arbeiter fehlen werden. Die Arbeiter erhalten ein Recht, von den Domänen zunächst 3 bis 6 Morgen Land zu pachten, nach fünf Jahren gegen 30 Morgen. Eine Sicherung der Rechtsstellung der Landarbeiter ist gleichfalls in Aussicht genommen. Sie sollen Ausschüsse bilden, die über den Arbeitsvertrag beraten.

Im Ruhrrevier wächst die Streikbewegung. Es ist eine reine Lohn- und Arbeitszeitbewegung.

Die bürgerlichen Parteien haben sich mit dem Reichstagspräsidenten in seiner Stellung zur Einberufung des Reichstags einverstanden erklärt und werden der Einberufung Folge leisten.

Sonntag, 15. Dezember.

Die Soldatenräte Groß-Berlins haben die Einberufung des Reichstags verurteilt und die Belangung des Präsidenten wegen Landesverrats verlangt.

Der Nachmittag-, Abend- und Sonntagunterricht in den Gewerbeschulen Hamburgs ist infolge von Ausschreitungen und Kundgebungen der Schüler vorläufig geschlossen worden. — — Wenn man bedenkt, daß gleichzeitig seitens der Erwerbslosenfürsorge die größte Mühe aufgewendet wird, um die arbeitslosen Jugendlichen zu erfassen und zu beschäftigen, gewinnt diese Schließung als Symptom der Kapitulation vor der allgemeinen Auflösung doppeltes Gewicht.

Ich bin zu einer Vormittagsversammlung in Lübeck. In den Straßen ist das Treiben des silbernen Sonntags. Jeder Laden versucht noch einmal wieder, aus den Resten seiner Waren ein bißchen Glanz, Fülle und Schönheit herauszuzaubern. Das traurigste ist das Fehlen von Kerzen. Es wird für Millionen ein Fest ohne Lichter.

Bei der Rückfahrt im unbeschreiblich vollgestopften Hamsterzug, Kartoffelsäcke auf den Füßen, bekommt man wieder den Eindruck der Abgespanntheit und seelischen Müdigkeit unseres Volkes — eine fieberhafte Abspannung, die nicht zur Ruhe kommen läßt. Wenn man nur helfen könnte.

Der Rat der Volksbeauftragten beschwört die Arbeiter zu vernünftiger Einsicht und Haltung. Der Aufruf kennzeichnet die Lage: „Die Errungenschaften der sozialdemokratischen Revolution sind in Gefahr! Eine drohende Katastrophe zeichnet sich täglich deutlicher ab. Vergeßt nicht, wie wir stehen: Der Krieg hat uns arm gemacht, die Niederlage noch ärmer. Unser Boden ist vernachlässigt und ausgesogen, unser Vieh ist abgeschlachtet, unsere Verkehrsmittel sind heruntergekommen. Die Produktionsanlagen für die Herstellung von Friedensgütern sind abgenutzt, teilweise ruiniert. Die wichtigsten Rohstoffe mangeln. Drückende Waffenstillstandsbedingungen lähmen unsere Bewegungsfreiheit. Ungeheuerlich sind die Lasten, die uns der siegreiche Feind aufbürdet. Arbeiter! In eurer, nur in eurer Hand liegt es, das Verhängnis abzuwenden. Ihr müßt unsere zusammengebrochene Wirtschaft wieder aufrichten. Ihr müßt dafür sorgen, daß uns Hunger und Bürgerkrieg erspart bleiben, und das, was unweigerlich auf den Bürgerkrieg folgt: Verwüstung aller Errungenschaften der Revolution, eurer Revolution. Ihr müßt arbeiten! Der Sozialismus verlangt Arbeit und kann nur bestehen auf der Grundlage der Arbeit! Wer feiern muß, soll Unterstützung bekommen, aber wer feiert, obwohl er arbeiten könnte, macht sich und die andern ärmer, versündigt sich an seinem Volke und dessen sozialistischer Zukunft und hilft den Zusammenbruch bereiten, der schließlich auch ihn selbst verschlingt. Arbeiter, bleibt nicht in den großen Städten zusammengedrängt, wo die Industrie euch nicht genug Arbeit schaffen kann, weil es an Kohle und anderen Betriebsstoffen fehlt und wo ihr schließlich Hunger leiden müßt, weil Lebensmittel nicht herangebracht werden können. Geht hinaus aufs Land, in die Städte der Provinz! Kräfte, die in Berlin und anderen Großstädten brachliegen, werden dort dringend gebraucht. Geht zu den Arbeitsnachweisen. Sie werden euch sagen, wo ihr lohnende Arbeit findet, die euch nährt und das Volk retten hilft. Keiner darf sich jetzt darauf versteifen, an dem Orte zu bleiben, in den er während des Krieges gekommen ist. An der Vernunft, an der

sozialistischen Disziplin jedes einzelnen hängt das Dasein, die Freiheit und die Zukunft unserer sozialistischen Republik. Arbeiter! Schützt eure Revolution vor Angriffen jeglicher Reaktion. Rettet sie auch vor dem Ruin durch Hunger und wirtschaftliche Auflösung."

Die Deutsche Demokratische Partei veröffentlicht ihren Wahlaufruf.

Montag, 16. Dezember.

Heute beginnt die Reichskonferenz der Arbeiter- und Soldatenräte in Berlin. Wir lesen den Bericht darüber neben den Berichten von Wilsons Einzug in Paris — — und darum mit zwiefach heißen Wünschen nach würdevollem Verlauf. Was würde es bedeuten, wenn diese Konferenz durch ihren Verlauf die Ehre Deutschlands stützte durch einen Beweis von Selbstverwaltungskraft und Disziplin! Präsident — ein guter Anfang! — ist der Abgeordnete Leinert. Die Zulassung von Liebknecht und Rosa Luxemburg als Gästen wird abgelehnt. Im übrigen kommt der heutige Beginn nicht viel über Geschäftliches und die Eingangsrede Eberts hinaus.

Berlin ist von Agitation unter den Delegierten, von Handzetteln und Flugblättern rein zugedeckt.

Der Einmarsch des aktiven 76. Regiments in Hamburg. Bei rieselndem Regen sehen wir von dem Bahnsteig des Dammtorbahnhofs herunter zu der Straße, durch die der Zug kommt. Winken herauf von den mit Tannenreisern geschmückten Wagen und herunter zu den grauen Männern, die weiße Blumen an der Mütze und im Knopfloch tragen. In einem Augenblick strömt alles, was dieser Eindruck bedeutet an Verzicht, begrabener Hoffnung, vergeblichem Tod — und alles, was wir zu Hause fühlen an Dank und Zusammengehörigkeit, zusammen zu einer Welle, die einen fast erstickt.

Ich bin in einer Kleinstadt Schleswig-Holsteins. Eigentümliche Poesie in der nächtlichen Autofahrt von der Bahnstation, durch Dörfer, in denen heute die Soldaten zurückgekehrt sind und in denen der dahingleitende Lichtstreifen des Autos die über den Weg gespannten Tannengirlanden mit ihren Inschriften aufleuchten läßt, eine nach der anderen, ohne Ende. In J. ist sogar eine Illumination und soldatische Bilder alter Art, alte Straffheit, Frische und richtiges Heimkehrgefühl. Am Morgen weckt einen die richtige alte Reveille.

Dienstag, 17. Dezember.

Die Tagung des Zentralrats der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte beginnt schon jede etwa in sie gesetzte Hoffnung als vollkommene Illusion zu erweisen. Es gibt keinen Ausdruck, der stark genug wäre, um den Gegensatz zwischen der hier zutage tretenden Unreife und vor allen Dingen Unproduktivität und der bei dieser Körperschaft jetzt liegenden Verantwortung genügend zum Ausdruck zu bringen. Man sieht bis jetzt nirgends auch nur die Spur einer aufbauenden Arbeit. Zu den uns eigentlich bedrängenden Fragen kommt man nicht vor lauter Abrechnungen und Verfolgungen. Daneben die unparlamentarischen Zwischenakte der Spartakusgruppe. Den Hauptinhalt bilden bis jetzt die gegenseitigen Anklagen wegen Geldverbrauchs und unkorrekter Wirtschaft. Dabei bemühen sich Leinert und Landsberg mit Besonnenheit, aber einer vielleicht durch die Erregbarkeit der Versammlung gebotenen Vorsicht, ein sachliches Niveau herzustellen.

In Hamburg sind lebhafte Auseinandersetzungen darüber, ob die zurückgekehrten Regimenter bei feierlichem Umzug durch die Stadt die Waffen behalten sollen. Das Tragen von Rangabzeichen ist den Unteroffizieren und Offizieren durch den A.- und S.-Rat ausdrücklich gestattet.

Protestversammlungen von Vereinen und Elterngemeinschaften gegen die hier vom A.- und S.-Rat verfügte Abschaffung des Religionsunterrichts. Indirekt ist der Schritt zweifellos ein Weg zur Belebung des religiösen Bewußtseins gewesen, das auch bei den Gleichgültigen sich plötzlich zur Verteidigung eines bedrohten Gutes regt.

Wieder ein Kleinstadtbild von der Wahlkampagne. Der Ernst und die aufrichtige Bereitschaft der Frauen, die nun mittun müssen, ist gerade hier draußen immer wieder ein schöner und ermutigender Eindruck. Die Züge sind maßlos voll. Matrosen fahren auf dem Trittbrett, die Hand am Griff, bei schneidendem Nordost.

Mittwoch, 18. Dezember.

Der zweite Tag der Reichskonferenz der A.- und S.-Räte trägt noch stärker revolutionären Charakter. Es ist nicht ein geordneter Kampf von klar gegliederten Parteien, sondern es ist ein Kampf der Besonneneren mit der Auflehnung um jeden Preis, der Revolution an sich. Der zweite Tag endigt in vollkommener Desorganisation und zeigt die Konferenz durchaus unter der Botmäßigkeit der Straße. Eine Soldatendeputation der Berliner Garnison rückt einfach in den Tagungssaal ein und fordert die sofortige Erledigung ihrer Anträge: Eigene Wahl der Vertreter des Heeres, Verbot von Rangabzeichen, Entwaffnung der Offiziere.

Ein Art von Hoffnung bildet die Fraktionsbildung innerhalb der Reichskonferenz. Bis jetzt sind eingeschrieben für die Mehrheitssozialisten 270, für die Unabhängigen 150, für die Demokraten 24 Mitglieder. Eine besondere Soldatendeputation, die sich durch Übergang ihrer Mitglieder zu den anderen stetig vermindert, zählt zurzeit etwa 150 Mitglieder. Die nächsten Stunden werden die Entscheidung darüber bringen, ob die gegenwärtige Regierung dem Toben der Linken standhalten kann.

Mittlerweile sind Staatssekretär Solf und Kriegsminister Scheüch zurückgetreten. Der Kriegsminister, weil er nicht mehr in der Lage war, die ihm unterstellten Offiziere vor Eingriffen der Arbeiter- und Soldatenräte zu schützen.

Aus Mecklenburg-Strelitz liegen Wahlergebnisse für den verfassunggebenden Landtag vor. Es sind gewählt 21 Vertreter der bürgerlichen Parteien und 21 Sozialdemokraten.

Donnerstag, 19. Dezember.

Der dritte Tag der Reichskonferenz bringt endlich einige wichtige Abstimmungen. Es wird ein Antrag angenommen, daß die Reichskonferenz bis zur Nationalversammlung die gesetzgebende und vollziehende Gewalt dem Rat der Volksbeauftragten überträgt. Außerdem soll der Kongreß einen Zentralrat der A.- und S.-Räte ernennen (also gewissermaßen einen Interimsreichstag), der die Überwachung der deutschen und preußischen Kabinette übernimmt. Er darf die Volksbeauftragten im Reich und in Preußen berufen und abberufen. Außerdem werden jedem Reichsamt zur Überwachung der Geschäftsführung zwei Beigeordnete aus den sozialdemokratischen Parteien zur Seite gestellt.

Die Anträge der Soldaten, daß die oberste Kommandogewalt über Heer und Marine den Volksbeauftragten gegeben werden soll, Abschaffung des stehenden Heeres, Errichtung einer Volkswehr, Entfernung von Rangabzeichen, Verbot des außerdienstlichen Waffentragens u. a. m., werden angenommen.

Abends wird uns in eine Versammlung in Wandsbek telephoniert, daß die frühere Einberufung der Nationalversammlung auf den 19. Januar mit 400 gegen etwa 50 Stimmen angenommen ist. Wohl am meisten dank einer sehr energischen und wirksamen Rede von Scheidemann und von dem Antragsteller, dem Abgeordneten Cohen-Reuß.

Diese Frauen in den Versammlungen, einfache Frauen im Kopftuch, im müden Gesicht dieser vier Jahre übermäßiger Anspannung den angestrengten Ausdruck der Aufmerksamkeit und des Begreifenwollens!

Naumann Freier Staat und freie Kirche

(Ein Wort an deutsche Männer und Frauen.)

Als die Könige von uns gingen, nahmen sie allerlei Prunk und Würden mit sich; es verschwand mit der Majestät auch die altgewohnte Verbindung von „Thron und Altar". Es wird in den Kirchen nicht mehr für den Landesherrn gebetet und die kirchlichen Oberleitungen werden nicht mehr als Königliche Konsistorien oder Königliche Superintendenten bezeichnet. In den evangelischen Landeskirchen gibt es keinen „Landesbischof" mehr: Mit einem Schlage

Digitized by Google

sind die Kirchen von ihren staatlichen Bindungen frei geworden. Dadurch ist zwar mancher in seinen Gefühlen verletzt, weil er noch an den liebgewordenen Gewohnheiten hängt, aber es ist gleichzeitig auch ein Herzenswunsch vieler der allerbesten Christen erfüllt, denn in hunderttausend treuen Christenherzen wurde es schon seit langer Zeit als eine Verweltlichung der Kirche empfunden, daß es in ihr ein sichtbares, irdisches Oberhaupt geben sollte. Es wurde ein Unterschied gefunden zwischen dem wahren Evangelium der Bergpredigt und der offiziellen Verfassung der Staatskirche. Aus tiefster Frömmigkeit heraus wurde der Tag ersehnt, an dem einst einmal der einfache Glaube wieder ohne Szepter und Kronen walten würde. Dann erst, so hoffte man, würden wir den vollen Segen der heiligen Gemeinschaft des Glaubens genießen können.

Dieser Tag der Befreiung des Glaubens vom öffentlichen Joch ist schneller herbeigekommen als wir dachten. Wie ein Dieb in der Nacht kam die große Überraschung: eure weltlichen Ketten fallen zu Boden! Es kam alles aber so schnell und gewaltsam, daß es vielen Christen noch gar nicht aufgegangen ist, wie sehr Gott durch die Revolution mit ihren Seelen redet. Jetzt erst wird das allgemeine Priestertum der Gläubigen zur Wahrheit werden, denn jetzt sollt ihr alle, Männer und Frauen, die Träger und Trägerinnen eurer Kirche sein! Ihr werdet zeigen, ob auch euer Glaube etwas wert ist oder nicht. Denkt an die Zeiten der Propheten und Apostel, von denen euch so oft gepredigt worden ist; ob jene Vorbilder eures Glaubens deshalb ins Jammern geraten sein würden, weil Könige versinken und Gewaltige sich ändern? Habt die Tapferkeit, die den Christen zur Pflicht gemacht wird, und ihr werdet euch durch die Wirrnisse dieser Zeit hindurchfinden!

Was ist denn eigentlich geschehen? Ein revolutionärer Kultusminister erklärt, daß der künftige demokratische Staat der Kirche keine Vorrechte und keine Geldzuschüsse mehr gewähren wolle. Er tut das, wie wir wissen, aus Glaubensfeindschaft, aber ist schon deshalb der ganze Gedanke falsch? Wollt ihr wirklich in eurer Glaubensgemeinschaft vom Mehrheitsstaate abhängig sein? Das könnte unter Umständen dem wahren Glauben noch schlechter bekommen als die frühere Abhängigkeit von den Königen. Wie leicht kann dann eine Mehrheit der Ungläubigen über eure innerlichen Heiligtümer verfügen! Ihr müßt aus Gründen des Glaubens dasselbe wollen, was der Kultusminister aus Gründen des Unglaubens über euch verhängt: freie Christen, demokratische Christen! Mit anderen Worten: ihr werdet von jetzt an die freie Kirche im freien Staate verlangen. In allen euren kirchlichen Beratungen, in den Kirchengemeinderäten und in den Provinzialsynoden wird das euer Hauptgesichtspunkt sein müssen, wie ihr eure neue Freiheit einrichten wollt. Als mündige Glieder der Kirche tretet ihr aus dem Zustande der Unmündigkeit heraus und stellt eure Gemeinschaft auf eigene Füße, so wie es die Freigemeinden und sogenannten Sekten schon immer getan haben!

Es ist dabei zuzugeben, daß gewisse rechtliche und materielle Vorfragen nicht ganz einfach zu erledigen sind. Jede Verwaltung kostet Geld und eine so große Verwaltung wie es die Kirche ist, kann nicht ohne Steuern bestehen. Sie bloß auf milde Einzelgaben aufbauen zu wollen, ist Kurzsichtigkeit und zeugt nur von mangelnder Einsicht in die Fülle notwendiger christlicher Aufgaben und Ämter. Es wird eine Selbstbesteuerung aller Christen unvermeidlich sein. Das Recht der Selbstbesteuerung wird euch kein demokratischer Staat versagen und sollte er es tun, so wird aus allen Konfessionen und Parteien heraus der Ruf nach Gerechtigkeit so laut erschallen, daß die Bedrückung aufhören muß. Das Selbstverwaltungsrecht aller Religionsgemeinschaften ohne Ausnahme ist eines der ersten Grundrechte der deutschen Republik. An ihm hält die demokratische Partei mit beiden Händen fest. Die Kirche wird also ihre materiellen Verhältnisse selber regeln, und zwar auf Grund ihres alten Besitzes, ihrer Rechtsansprüche an den bisherigen Staat und ihres Selbstbesteuerungsrechtes. Den alten Besitz wird ihr niemand nehmen wollen, denn das würde einfach Raub sein. Ebenso liegt es mit den Rechtsansprüchen, die durch frühere Einziehung von Kirchengut erwachsen sind. Über sie mag ein erster Gerichtshof entscheiden. Darüber hat ein Kultusminister nichts zu sagen. Die Kirche wird von nun an rechtlich als älteste und größte Privatgesellschaft behandelt. Das ist kein Unglück! Im Gegenteil: es ist eine Klärung.

Was materiell verloren geht, ist der eigentliche Staatszuschuß. Dieser Verlust ist zu ertragen und durch erhöhte Freiwilligkeit auszugleichen. Er trifft zwar zumeist gerade die ärmeren Gemeinden und ist deshalb bedauerlich, aber wir erwarten, daß das Gemeinschaftsgefühl der Kirchen im ganzen stark genug ist, die schwächeren Glieder mit hindurchzutragen. Jeder lasse sich von seinem Geistlichen sagen, ob seine Gemeinde Staatszuschuß bezieht und wieviel es ausmacht. Dann wird man sofort sehen, daß die Sache nicht grundstürzend ist, wie vielfach angenommen wird.

Der demokratische Mehrheitsstaat kann gar nichts anderes tun, als alle Religionsgemeinschaften, Sekten, Freigemeinden und Dissidenten gleich zu behandeln. Vor dem Gesetze müssen alle gleich sein! Es gibt keine Vorzugsrechte für Kirchenmitglieder mehr. Das bedeutet: man braucht nicht getauft und konfirmiert zu sein, um ein Staatsamt zu verwalten, denn der Staat hört grundsätzlich auf, ein Konfessionsstaat zu sein. Für die meisten öffentlichen Stellungen war das schon jetzt so, und der Wechsel in der Anschauung vom allgemeinen Staatsbürgertum bringt es mit sich, daß wir nicht mehr vom „christlichen Staat" im alten Sinne reden können. Der Staat ist, wie Professor Sohm in seinem Kirchenrecht ausführt, ein Heide, das heißt: er kümmert sich nicht darum, ob jemand Katholik, Protestant, Jude, Baptist, Freigemeindler oder sonst etwas ist. Der Staat fragt nach Leistungen, nicht nach Bekenntnissen.

Nur eine Rücksicht muß vom Staate verlangt werden. Er muß die Würde der kirchlichen Orte und Handlungen schützen. Es muß ein Unterschied bleiben zwischen einem Gottesdienst und einer gewöhnlichen Versammlung; die frommen Denkmäler müssen vor frevelhaften Bubenhänden sicher sein. Entweihung ist Unrecht! Das fordert schon allgemeine menschliche Schicklichkeit. So große und segensreiche Geistesmächte, wie es die Religionsgemeinschaften sind, haben und behalten neben Wissenschaft und Kunst ihren eigenen unvergänglichen Wert. Wer das nicht anerkennt, dem fehlt etwas an allgemeiner Bildung. Gerade in Zeiten allgemeiner Not des Volkes pflegt der innere Trieb zum Überirdischen mit Kraft und bisweilen auch mit einer fast ungestümen Wildheit hervorzubrechen. Man wird im Kreise der Staatsleitenden gut tun, die Gefühle der

Digitized by Google

frommen Teile der Bevölkerung nicht ohne Not zu verletzen. Mit gutem Willen und mit Gerechtigkeit läßt sich alles ordnen, bei bösem Druck aber entsteht Streit bis ins letzte Dorf. Der neue Staat mag seine Freiheitlichkeit darin bezeugen, wie er gegen die Glaubensgemeinschaften verfährt!

Ein schwerer Punkt ist die Regelung des Religionsunterrichtes in den staatlichen Schulen. Die große Mehrheit der Eltern und der Volksschullehrer wollen den Religionsunterricht beibehalten. Wenn man daran zweifelt, so veranstalte man eine Volksabstimmung aller Männer und Frauen! Wie sich Staat und Kirche bei der Einrichtung dieses Unterrichtes untereinander verständigen, ist Sache der zukünftigen republikanischen Einzelstaaten. Ein Zwang darf aber nicht mehr stattfinden. Mit Zwang wird kein Glaube eingepflanzt, wie wir aus den bisherigen Ergebnissen des Unterrichtes sehen können. Jedem Kinde aber, dessen Eltern es wünschen, muß wie bisher, Religionsunterricht zur Verfügung gestellt werden. Das ist Kulturarbeit im höchsten Sinn des Wortes. Nur so entsteht die freie Kirche im freien Staate.

Paul Mombert / Volkswirtschaftliche Richtlinien der staatlichen Monopolpolitik

Unter staatlicher Monopolpolitik ist ein Doppeltes zu verstehen: Einmal die Grundsätze wirtschaftlicher und finanzieller Natur, die bei der Errichtung staatlicher Unternehmungen und Betriebe mit monopolistischem Charakter maßgebend sind und maßgebend sein sollen, und zweitens diejenigen Grundsätze, nach welchen die vorhandenen Unternehmungen dieser Art geleitet werden und zu leiten sind. Den Gegenstand der folgenden Ausführungen bildet nur die an erster Stelle genannte Frage. Dabei werden die Ausdrücke „Staatliches Monopol", „Verstaatlichung" und „Vergesellschaftung" in gleichem Sinne gebraucht.

Schon seit vielen Jahren, schon lange vor dem Kriege, ist bei uns in Deutschland mehr oder weniger ernsthaft die Verstaatlichung einzelner Industriezweige erwogen worden. Es sei nur an die Vorschläge erinnert, die in dieser Hinsicht für den Kohlen- und Kalibergbau gemacht worden sind, oder an die Absichten, mit welchen sich noch vor dem Kriege die Regierung hinsichtlich des Petroleumhandels getragen hat. Im Verlauf des Krieges haben sich dann unter dem Eindruck der großen finanziellen Aufgaben, welche das Reich für die Zeit nach dem Kriege vor sich sah, die Stimmen derer in allen Parteilagern gemehrt, die solche Monopole vorschlugen, um damit dem Reich einen mehr oder weniger großen Teil seines Einnahmebedarfes zuzuführen. Auch in den Kreisen der früheren Regierung scheint man sich ernsthaft mit solchen Gedanken getragen zu haben.

Die neue Regierung plant nun anscheinend eine Vergesellschaftung größeren Stiles, und zwar, wie man sich ausgedrückt hat, derjenigen Betriebe, die dazu reif seien. Es ist eine Kommission eingesetzt worden mit der Aufgabe, einmal festzustellen, für welche Betriebe eine Vergesellschaftung in Frage kommt und dann dementsprechende Vorschläge der Regierung zu unterbreiten.

Es handelt sich hierbei um eine Frage, die in ihrem innersten Kern mit keinerlei Parteipolitik etwas zu tun haben darf. Daß dies auch schon bisher im allgemeinen nicht der Fall war, geht schon daraus hervor, daß im Laufe des letzten Menschenalters zahlreiche Unternehmungen der verschiedensten Art in den Besitz von Staat und Gemeinde übergeführt worden sind. Bei den hier vorhandenen Gegensätzen, staatlicher Betrieb in Monopolform oder Privatbetrieb, handelt es sich keineswegs um Erwägungen grundsätzlicher Natur. Es sind vielmehr lediglich Fragen der volkswirtschaftlichen Zweckmäßigkeit, die hierbei nach der einen oder anderen Seite hin entscheidend sein dürfen.

Angesichts der gewaltigen Verluste und großen Lasten, welche uns dieser Krieg auferlegt, sieht sich die deutsche Volkswirtschaft auf viele Jahre hinaus vor eine ganz bestimmte, klar umschriebene Aufgabe gestellt. Sie besteht darin, das Maß unserer wirtschaftlichen Arbeit auf den höchsten Grad ihrer Leistungsfähigkeit zu bringen.

Bei der Deckung der Kriegskosten und der Aufbringung des kommenden Reichsfinanzbedarfes handelt es sich nämlich weniger um ein finanzielles, als um ein wirtschaftliches Problem. Wir können nämlich die gewaltigen Lasten, die wir zu tragen haben werden, nicht allein aus dem gegenwärtigen Volksvermögen decken; wir haben im Kriege lange genug von dem Kapitalvorrate unseres Landes zehren müssen und damit die Grundlagen unserer Gütererzeugung aufs schwerste geschädigt. Die Deckung dieser Kosten, die Aufbringung des Reichsfinanzbedarfes, ist vielmehr nur aus dem Volkseinkommen möglich, aus dem Reinertrag der wirtschaftlichen Arbeit unseres Landes. Je höher dieser ist und wird, um so leichter wird das Reich seine Einnahmen gewinnen können, ohne daß die Lebenshaltung der Bevölkerung zu sehr eingeschränkt werden muß. Kommt es also nach dieser Seite hin einmal auf den Umfang der Gütererzeugung an, so spielen doch aber auch die Herstellungskosten eine gewichtige Rolle.

Vor dem Kriege war Deutschland ein Gläubigerstaat gewesen, nach dem Kriege wird es auf lange Jahre hinaus ein Schuldnerstaat sein. Nicht nur haben wir zur Aufbringung der Mittel für die Kriegführung den größten Teil unseres Besitzes an fremdländischen Wertpapieren hergegeben, nicht nur haben wir das meiste an deutschen Unternehmungen und Kapitalanlagen in fremden Ländern und in Kolonien verloren, wir stehen auch vor der Notwendigkeit, im Interesse unserer Valuta eine sehr erhebliche Auslandsanleihe aufnehmen zu müssen, um in den Besitz der Rohstoffe zu gelangen, die für den Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft unentbehrlich sind. Dabei sind die Beträge noch gar nicht miteingerechnet, die wir wohl als Kriegsentschädigung zu zahlen haben werden. Zinsen und sonstige Zahlungen an das Ausland können wir aber in der Hauptsache nur in Warenform leisten, und wir müssen deshalb alles daran setzen, unsere Ausfuhr möglichst zu steigern. Einen anderen Weg, unsere Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen, gibt es nicht. Wir werden dies um so leichter können, je geringer die Kosten unserer Gütererzeugung sind, je leichter wir also den Wettbewerb fremder Staaten auf dem Weltmarkt aushalten können.

Demgemäß steht die deutsche Volkswirtschaft zukünftig vor der Aufgabe, die Gütererzeugung möglichst zu steigern und die Kosten derselben tunlichst niederzuhalten. Unter diesen Gesichtspunkten können bei uns ganz allein, wie einmal die Verhältnisse liegen, die Gegensätze von staatlichem Monopolbetrieb und Privatbetrieb behandelt werden. Gemäß dem eben gegebenen Maßstabe handelt es sich dabei rein um eine wirtschaftliche Zweckmäßigkeitsfrage. Diejenige Form der Unternehmung ist die beste, welche diesem obersten Ziele, auf das unser ganzes Tun und Lassen eingestellt werden muß, am nächsten kommt. Daraus ergibt sich bereits ein Doppeltes:

1. daß, je nach den besonderen Verhältnissen der einzelnen Unternehmungszweige, das eine Mal die eine, das andere Mal die andere Form der Unternehmung die geeignetere ist und 2., was mit dem eben Gesagten enge zusammenhängt, daß es weniger finanzielle, als volkswirtschaftliche Gesichtspunkte sein müssen, die bei der Erwägung, welche Betriebe verstaatlicht werden dürfen, in Betracht zu ziehen sind. Beide Punkte sind so wichtig, daß sie etwas eingehender betrachtet werden müssen.

Was die erste Frage anlangt, so handelt es sich also um die Produktionsleistungen und um die Produktionskosten der betreffenden Erwerbszweige. Dort, wo es bei einer Verstaatlichung dieser Betriebe gelingen würde, beides günstiger zu gestalten, d. h. die sachliche Ergiebigkeit der Produktion zu heben, ist den gegebenen Aufgaben gegenüber die Verstaatlichung am Platze, wo das Gegenteil der Fall ist, ist sie zu verwerfen. Deshalb erscheinen in erster Linie unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten solche Erwerbszweige für die Vergesellschaftung geeignet, bei denen das sog. Gesetz vom steigenden

Digitized by Google

Ertrage gilt und unter ihnen vor allem wieder diejenigen, bei denen infolge ihrer Überkapitalisierung ihre Anlagen und Produktionsmöglichkeiten nur unvollkommen ausgenützt werden. Wo dieses nämlich der Fall ist, kann eine Verstaatlichung durch das Stillegen und die Veräußerung der teurer arbeitenden Betriebe und die bessere Ausnützung der infolge ihrer Standortsverhältnisse und aus sonstigen Gründen am günstigsten arbeitenden Betriebe, eine erhebliche Verminderung der Produktionskosten herbeiführen. Auf diese Weise kann es möglich sein, ohne daß darum der Preis der Endprodukte erhöht zu werden braucht, daß sich allein durch diese Ersparnisse an Produktionskosten beträchtliche Einnahmen für den Staat ergeben. Denn in solchen Unternehmungen werden mit besserer Ausnutzung der Produktionsanlagen, überhaupt mit einer Steigerung der Erzeugung, die Kosten der Herstellung sinken. Wo dieses der Fall ist, wird durch die Verstaatlichung die Leistungsfähigkeit der wirtschaftlichen Arbeit dieses Landes gehoben, ein wirtschaftlicher Fortschritt herbeigeführt.

Zu solchen Industrien gehören bei uns vor allem die Zementindustrie und der Kalibergbau. Beide seien an dieser Stelle nur als Beispiele angeführt, denn es mag vielleicht sein, daß es andere Gründe gibt, die hier gegen eine Vergesellschaftung sprechen; unter den hier erörterten volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten jedoch würde eine solche für die Gesamtheit vorteilhaft sein.

Aus dem Gesagten ergibt sich bereits, warum volkswirtschaftliche und nicht finanzielle Gesichtspunkte für die Verstaatlichung in erster Linie entscheidend sein sollen. Die dafür maßgebenden Stellen dürfen nicht in den Fehler verfallen, hierfür allein oder vorwiegend fiskalische Erwägungen mitsprechen zu lassen. Wir haben darunter vor dem Kriege genügend zu leiden gehabt, daß Parlament und Regierung nur darauf gesehen haben, überhaupt nur Einnahmen zu erhalten, und daß darunter die Wirkung der Steuerpolitik auf das Wirtschaftsleben über Gebühr vernachlässigt worden ist. Es ist auch heute noch nicht überflüssig, an diese Zusammenhänge mit allem Nachdruck zu erinnern, denn mancherlei deutet darauf hin, daß wir auch in Zukunft mit ähnlichen Gefahren zu rechnen haben.

So soll auch am 13. August 1917 der Reichskanzler Michaelis dem Hauptschriftleiter der „Württembergischen Zeitung" gesagt haben (zitiert nach Brandt: „Zwangssyndikate und Staatsmonopole", Berlin 1918, S. 25): „Ich bin an und für sich kein Freund von Monopolen, weil sie teuer arbeiten und die Qualität der Waren beeinträchtigen, aber man wird genötigt sein, sich darüber hinwegzusetzen. Nur muß man sich fragen, ob sie ohne große Schwierigkeiten durchgeführt werden können und ob sie ergiebig sind." Und nach dem Bericht der „Frankfurter Zeitung" (vom 25. November 1918) hat sich der neue preußische Finanzminister Simon einem Vertreter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" gegenüber geäußert: „In Betracht kämen nur solche Betriebe, bei denen in sicherer Aussicht steht, daß ein Gewinn erzielt werde. Unsichere Unternehmungen kämen vorläufig nicht zur Vergesellschaftung."

Man sieht aus beiden Äußerungen, wie hier doch der fiskalische Gesichtspunkt gegenüber dem volkswirtschaftlichen in den Vordergrund gerückt wird; für die künftige, wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands könnte nichts verhängnisvoller sein, als wenn derartige Erwägungen bei der Vergesellschaftung von Unternehmungszweigen die überwiegend maßgebenden wären. Zweifellos sollen die Monopole auch dem Staate erhebliche Einnahmen verschaffen. Aber darüber dürfen wir den so überaus wichtigen Gesichtspunkt nicht vergessen, um den gleichen Zusammenhang noch einmal von anderer Seite zu beleuchten, daß wir durch den Krieg gewaltige Kapitalverluste erlitten haben und daß deshalb für die nächsten Jahre eine möglichst große Kapitalneubildung für Deutschland eine Lebensfrage ist. Da jedoch steigender Staatsbedarf bei gleichbleibendem Verbrauch der Bevölkerung, eine Zunahme des Gesamtverbrauches in der Volkswirtschaft bedeutet, demnach vom Volkseinkommen ein geringerer Teil als zuvor zur Kapitalneubildung übrig bleibt, so kann nur in dem Maße diese ungünstige Wirkung vermieden werden, als entweder in der Höhe der neu aufzubringenden Abgaben sich der Verbrauch der Bevölkerung verringert, oder sich das Volkseinkommen z. B. durch eine Verringerung der Erzeugungskosten in der Volkswirtschaft erhöht. Dort, wo das letztere möglich ist, erhält dann der Staat in der Höhe der ersparten Produktionskosten Einnahmen, die keine Neubelastung für die Volkswirtschaft bedeuten, und in dem Maße, in dem dies der Fall ist, werden auch die genannten ungünstigen Wirkungen auf die Kapitalneubildung ausbleiben. Auf Grund solcher Erwägungen muß also die Verstaatlichung mit in erster Linie behandelt werden. Das bis jetzt Dargelegte enthält jedoch nicht die einzigen volkswirtschaftlichen Grundsätze, die für die staatliche Monopolbildung in Frage kommen müssen. Ein weiterer, sehr wichtiger Punkt ist der folgende:

Es besteht allgemeine Übereinstimmung darüber, daß sich diejenigen Industriezweige am besten zur Verstaatlichung eignen, bei denen es sich um eine gleichmäßige Konjunktur, um einen gleichmäßigen Abnehmerkreis, der sich vor allem im Inland befinden muß, handelt und bei denen wenig Preisschwankungen, wenig fortdauernde Anpassungen an neue Marktverhältnisse und häufige Änderungen in der Technik eintreten. Am geeignetsten sind diejenigen, bei denen es sich um gleichförmige Leistungen handelt, bei denen demgemäß auch die ganze Leitung und der Betrieb sich in schematischer Form vollziehen und die Preise in Form von Tarifen festgesetzt werden können. Von anderen Gründen abgesehen, sind es die ebengenannten auch gewesen, die dahin geführt haben, daß zuerst die Verkehrsunternehmungen als Monopole in den Besitz von Staat und Gemeinde übergeführt worden sind. Wo aber die Verhältnisse entgegengesetzte sind, wo vor allem infolge technischer Fortschritte dauernd Änderungen in den Produktionsanlagen nötig sind, wo die Produktion infolge wechselnder Konjunktur fortwährend erheblichen Absatz- und Preisschwankungen unterliegt, wo die betreffende Industrie in hohem Maße auf den Absatz nach dem Auslande angewiesen ist und hier mit schwierigen Konkurrenzverhältnissen zu rechnen hat, ist unter rein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten, die aber auf menschlich absehbare Zeit für uns die maßgebenden sein müssen, der private Betrieb dem öffentlichen vorzuziehen.

Aus diesen Gründen lassen sich weniger Bedenken gegen ein Kohlen-, Elektrizitäts- oder Getreidemonopol, als gegen eine Verstaatlichung der chemischen Industrie, von der der preußische Finanzminister gesprochen hat, geltend machen. Eine Vergesellschaftung gerade dieser Industrie unterliegt unter den hier maßgebenden volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten den allergrößten Bedenken. Sie wäre vielleicht technisch einfach durchzuführen, weil es sich hier um wenige Großbetriebe handelt, die sich heute bereits in Deutschland eine monopolistische Stellung erworben haben, aber dieser Gesichtspunkt wäre zu äußerlich, um ernsthaft eine entscheidende Rolle spielen zu können. Betrachtet man die eigenartigen Verhältnisse dieser Industrie genauer, so erkennt man auf das klarste das Bedenkliche ihrer Verstaatlichung.

Gibt es doch kaum einen Industriezweig, der in gleichem Maße wie dieser eine Vielheit von Produktion herstellt, bei dem in gleichem Maße eine Erfindung und Verbesserung die andere jagt, bei der so erhebliche Preisschwankungen in den verschiedenen Stadien der Produktion vorkommen, und der in gleichem Maße auf die Ausfuhr angewiesen ist und sich seine früheren Absatzmärkte erst wieder unter den schwierigsten Verhältnissen erobern muß. Gerade der letzte Punkt ist besonders wichtig angesichts der oben dargelegten bedeutsamen Rolle, die für die nächsten Jahre unsere Ausfuhr für den Wiederaufbau der Volkswirtschaft zu spielen hat.

Wenn gerade diese eben dargelegten Punkte eine solche Bedeutung haben, so kommt dies daher, daß nach der allgemeinen, bisher nicht widerlegten Erfahrung der öffentliche, mit Beamten arbeitende Betrieb, der bei größeren Entschlüssen, z. B. bei technischen Neuanlagen oder bei wesentlichen Änderungen in der Einkaufs- und Verkaufspolitik, erst an die Genehmigung langsam arbeitender, höherer Stellen gebunden ist, wesentlich schwerfälliger in allem ist als der Privatbetrieb. Das ist besonders dann bedenklich, wenn staatliche Monopolbetriebe in solchen Industriezweigen geschaffen werden, die dann auf dem Weltmarkt gegen die Kon-

Digitized by Google

kurrenz von leicht beweglichen, allen Verhältnissen gegenüber anpassungsfähigen Privatunternehmungen ankämpfen müssen.

Mit dem bisher darüber Gesagten sind die allgemeinen volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte für die staatliche Monopolpolitik in der Hauptsache erschöpft. Es handelt sich jetzt noch darum, so weit es mit dem eben Gesagten im Zusammenhange steht, einiges über die Formen der Verstaatlichung zu sagen. Denn unter den eben dargelegten Gesichtspunkten kommt es in wesentlicher Beziehung auch darauf an, in welcher Form ein solches Monopol auftritt, vor allem auch, in welchem Stadium der Produktion es einsetzt. Es gibt hier verschiedenerlei Möglichkeiten, von denen zwei hier kurz besprochen werden sollen. Es handelt sich dabei einmal um den Gegensatz von Produktions- und Handelsmonopol, häufig auch als Fabrikations- und Verkaufsmonopol bezeichnet, und um die sogenannte gemischt private und öffentliche Unternehmung.

1. Fabrikations- und Verkaufsmonopol. Schon aus dem Namen geht deutlich hervor, um was es sich dabei handelt. Es mag sein, daß die obengenannten Vorzüge oder Schattenseiten des staatlichen Monopolbetriebes sich in dem einen Erwerbszweig mehr in dem Stadium der Produktion, in dem anderen mehr beim Vertrieb der Waren zeigen. Je nachdem das eine oder andere der Fall ist, wird die Verstaatlichung zweckmäßig in dem einen oder anderen Stadium einzusetzen haben. Wenn z. B. bei uns so vielfach von der Möglichkeit eines Getreidemonopols gesprochen wird, so kann es sich selbstverständlich der Natur der Sache nach nur um ein Handelsmonopol handeln. Es brauchen dabei keineswegs nur wirtschaftliche Gründe zu sein, die bei der Wahl des einen oder anderen die entscheidende Rolle spielen, auch rein technische Erwägungen, die sich auf die Art der Durchführung des Monopols beziehen, oder sozialpolitische Gründe können nach der gleichen Richtung hin wirksam sein.

Als Beispiel sei nur auf die bei uns seit langem erörterte Frage eines Tabakmonopols im Stadium der Produktion hingewiesen, dessen Durchführung bisher immer die große Betriebszersplitterung in diesem Gewerbe als ernstes Problem gegenüberstand, eine Schwierigkeit, die bei der Verstaatlichung der Zigarettenindustrie so gut wie ganz in Wegfall kommt. Freilich können auch Fälle eintreten, in denen technische Schwierigkeiten der Durchführung durch andere, sehr große Vorzüge wirtschaftlicher oder finanzieller Natur zurückgedrängt werden. Das gilt, um auch dafür ein Beispiel zu geben, vielleicht für ein Handels- und Verkaufsmonopol in der Tabakindustrie. Hier hätte der Staat die fertigen Produkte von den Fabriken zu übernehmen und an die Verbraucher weiter zu vertreiben. Wenn man bedenkt, in wie zahllosen Läden heute Tabakfabrikate verkauft werden, wie hier keineswegs immer das angelegte Kapital und die vorhandene Arbeitskraft ihre volle Verwertung finden, wenn man ins Auge faßt, welch gewaltige Beträge heute hierbei für Reklame, Ladenausstattung, Verpackung usw. aufgewendet werden, die bei einem staatlichen Verkaufsmonopol zum größten Teil in Wegfall kommen könnten, so erkennt man, daß hier bei einem solchen Monopol dem Staate allein aus den dabei zu machenden Ersparnissen große Beträge zufließen würden, ohne daß darum für den Konsumenten die Tabakfabrikate verteuert zu werden brauchten. Wir haben es hier wieder mit einem der für uns so wichtigen Fälle zu tun, in denen das Reich ohne Neubelastung der Volkswirtschaft beträchtliche Einnahmen erzielen kann. Freilich ständen mit Rücksicht auf die zahlreichen Personen, die darin beschäftigt sind, der technischen Durchführung eines solchen Verkaufsmonopols große Schwierigkeiten im Wege, die sich aber überwinden ließen, ohne die berechtigten Interessen dieser Personenkreise zu verletzen.

Auch noch nach einer anderen wichtigen Richtung hin könnten gerade solche Verkaufsmonopole, wie vor allem auch das eben genannte, eine große Bedeutung für die künftige Gestaltung der Reichsfinanzen haben. Ein beträchtlicher Teil des kommenden Reichsfinanzbedarfes ist auf die großen Ausgaben zurückzuführen, welche das Reich für die Kriegsinvaliden, Kriegerwitwen usf. zu leisten haben wird. Solche Verkaufsmonopole können nun reichlich Gelegenheit bieten, derartigen Personen eine ruhige Tätigkeit und einen neuen Beruf zu verschaffen. In dem Maße, in dem sich solches durchführen läßt, könnten solche Personen wieder ihren Platz im wirtschaftlichen Leben einnehmen, wodurch eine finanzielle Entlastung des Reiches eintreten würde.

2. Es war ferner oben die Rede gewesen von den gemischt privaten und öffentlichen Unternehmungen, wie sie in den letzten Jahren vor dem Kriege in Deutschland in erheblicher Zahl ins Leben gerufen worden sind. Es handelt sich hier in der Regel um Aktiengesellschaften, bei denen das Kapital gemeinsam von öffentlicher und von privater Seite aufgebracht wird, und bei denen dann auch Verwaltung und Aufsicht entsprechend dem eingezahlten Kapital gemeinsam sind. Dort, wo, wie es sehr häufig der Fall ist, Staat oder Gemeinde 51 v. H. des Aktienkapitals einzahlen, ist bei Leitung und Verwaltung ihr Wille der maßgebende, so daß auch in dieser Form die Interessen der Allgemeinheit in durchaus zureichendem Maße gewahrt werden können. Nach verschiedenen Richtungen hin kann diese eingeschränkte Art der Verstaatlichung Vorteile bieten. Das ist vor allem dort der Fall, wo sich aus den oben dargelegten wirtschaftlichen Gründen irgendein Unternehmungszweig nicht für die volle Vergesellschaftung eignet. Denn das Wesen dieser gemischt privaten und öffentlichen Unternehmung liegt ja darin, daß der eigentliche Geschäftsbetrieb in privaten Händen liegt, so daß die genannten Schattenseiten des öffentlichen Betriebes dabei vermieden werden. Dabei kann doch der Staat infolge der Majorität des Aktienbesitzes den ihm erforderlich scheinenden Einfluß ausüben und dementsprechend auch an dem Gewinne des Unternehmens teilnehmen.

Noch ein anderer Vorzug dieser gemischten Form ist, wie die finanziellen Verhältnisse bei uns liegen werden, nicht zu unterschätzen. Die Vergesellschaftung großer Unternehmungszweige erfordert von seiten des Staates die Aufwendung gewaltiger Beträge, die nur mittels Anleihen aufgebracht werden können. Der deutsche Geldmarkt ist nun durch die Milliardenbeträge an Kriegsanleihen übersättigt. In dem Maße nun, in dem sich eine Verstaatlichung in dieser gemischten Form vollzieht, braucht das Reich entweder seine Schuldenlast entsprechend weniger zu vergrößern, oder es kann sich mit den gleichen Anleihebeträgen bei entsprechend mehr Unternehmungszweigen den gewünschten Einfluß und die gewünschte Einnahmequelle verschaffen. Dabei sei gar nicht näher darauf eingegangen, was doch auch für eine solch gemischte Form spricht, daß eine umfassende, unmittelbare Beteiligung des Staates am Erwerbsleben für ihn infolge der Konjunkturschwankungen ein erhebliches Risiko bedeutet und daß damit ein höchst unsicheres, schwankendes Element in die Staatseinnahmen hineinkommt.

Fassen wir also zusammen, so ergibt sich aus dem Gesagten das bereits eingangs Dargelegte, daß es sich bei der Verstaatlichung bestimmter Industriezweige, aber auch bei der Form dieser Verstaatlichung, niemals um grundsätzliche Fragen handeln kann, sondern immer nur um solche der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit, und daß sich, je nach der Eigenart der betreffenden Unternehmungen, ein staatliches Monopol das eine Mal empfiehlt, das andere Mal abzulehnen ist und daß das eine Mal die eine, das andere Mal die andere Form der Vergesellschaftung besser zum Ziele führt. Die Maßstäbe dafür können und dürfen in erster Linie allein von den großen, volkswirtschaftlichen Aufgaben hergenommen werden, vor welche sich das deutsche Volk in Zukunft gestellt sieht. Es mag Ausnahmen geben, bei denen ganz anders geartete Gründe, wie z. B. bei der Rüstungsindustrie, für eine Verstaatlichung sprechen. Auf solche Ausnahmen einzugehen, würde jedoch an dieser Stelle zu weit führen.

Bei der Erörterung dieser Fragen handelt es sich auch immer darum, welche Zwecke mit der Verstaatlichung erreicht werden sollen. Kämen in erster Linie finanzielle Zwecke in Betracht, so empfiehlt sich, wenn keine der obengenannten, ernsten volkswirtschaftlichen Bedenken im Wege stehen, ein staatliches Monopol, wenngleich man dabei nie vergessen darf, daß dem Staat auch noch andere Wege zur Verfügung stehen, um an dem Ertrag hochrentierender Unternehmungen teilzunehmen. Handelt es sich dagegen nicht um die Schaffung neuer, großer Einnahmen, sondern ist es vor allem

Digitized by Google

die Absicht, ein vielleicht vorhandenes Privatmonopol im Interesse der Gesamtheit zu beseitigen, so braucht es nicht immer das staatliche Monopol zu sein, durch das dieses Ziel am besten erreicht werden kann. Hier hat die staatliche Gesetzgebung noch ganz andere Mittel, z. B. durch ihren Einfluß auf die Ausdehnungsbestrebungen oder die Preispolitik dieser Industriezweige, das Nötige zu veranlassen. Man denke nur an die so oft erwogenen Möglichkeiten eines Kartellgesetzes, oder an die scharfen Waffen, welche die staatliche Gesetzgebung in der Gestaltung der Handels- und Verkehrspolitik in der Hand hat.

Wir werden sicherlich einer Vergesellschaftung mancher Industriezweige in der einen oder anderen Form entgegengehen; sobald dabei die nötige Rücksicht auf die genannten volkswirtschaftlichen Interessen genommen wird, stehen einer solchen Entwicklung keine Bedenken entgegen. Wie es mit der politischen und sozialpolitischen Seite einer weitergehenden Vergesellschaftung steht, sei an dieser Stelle nicht erörtert. Das ist eine Frage, die einer besonderen Behandlung bedarf.

Wenn wir aber einer solchen Entwicklung entgegengehen, dann erhebt sich eine schon früher erörterte Frage von neuem in noch zwingenderer Gestalt als bisher, die Frage der Vereinfachung unserer Staatsverwaltung und die Frage einer Reform der Beamtenausbildung. Die Betriebe, die bisher in staatlichem Besitz waren, wie z. B. Bahnen, Post, Forstwesen u. dgl., vertrugen schließlich eine bureaukratische Behandlung, denn hier war, als in der Natur dieser Betriebe liegend, ein gewisses schematisches Verfahren möglich. Wo ein solches nicht am Platze war, hat der Staatsbetrieb im Vergleiche zum Privatbetrieb nicht immer gut abgeschnitten. Man denke nur an den preußischen Kohlenbergbau. In Zukunft steht bei der geplanten Ausdehnung der staatlichen Unternehmungen für uns unendlich viel auf dem Spiele, und da bedarf es innerhalb der staatlichen Verwaltung, aber auch bei der Ausbildung der Beamten einer Neuordnung an Haupt und Gliedern. Damit wird jedoch schon eine Frage berührt, die, wie eingangs betont, in diesem Zusammenhange nicht mehr behandelt werden soll, nämlich die staatliche Monopolpolitik in dem Sinne, wie die staatlichen Betriebe zu leiten und zu verwalten sind.

Karl Kopp / Zur Sozialisierung der Betriebe

Dieses Schlagwort und die mit seiner Verkündigung sich eröffnenden Aussichten und Befürchtungen mußten naturgemäß lähmend auf die ganze Volkswirtschaft wirken. In dem Augenblick, wo die überstürzte Demobilisierung die verdoppelte Tatkraft und Unternehmungslust der Unternehmer notwendig gemacht hätte, damit möglichst rasch die frei gewordenen Arbeitskräfte wieder beschäftigt werden können, hatte die programmatische Ankündigung der Sozialisierung der Betriebe begreiflicherweise eine die Unternehmungslust und die Opferwilligkeit der Fabrikanten und Gewerbetreibenden geradezu vernichtende und lähmende Wirkung. Wer sollte auch Lust haben, in unsicheren Verhältnissen, bei Mangel an allen Rohstoffen, unter Opfern und Sorgen, Arbeitskräfte einzustellen und irgend etwas zu fabrizieren, wenn ihm die Wegnahme seines Betriebes oder zum mindesten die Wegnahme seiner künftigen Erträgnisse angekündigt wird?

Es ist die dringende Aufgabe der Regierung, hier rasch wieder die nötige Beruhigung zu schaffen und das wirtschaftliche Leben in seinen normalen Gang zu bringen. Aber auch die Wirtschaftsverbände und die Zeitungen können zur notwendigen Beruhigung beitragen, dadurch, daß sie das Problem der Sozialisierung der Betriebe nüchtern und praktisch erörtern. Auch eine rein sozialistische Regierung kann bloß mit Wasser kochen, und wo nichts mehr ist, da ist auch nichts mehr herauszuholen. Wenn goldene Eier gelegt werden sollen, muß man dem Huhn das Leben lassen, ja, man muß es gut füttern und pfleglich behandeln. Und in den Wein der prinzipiellen programmatischen Parteiprogramme muß bei der praktischen Durchführung viel Wasser geschüttet werden. Welcher Gewerkschaftsführer z. B. hält — mit Ausnahme von vielleicht ganz wenigen besonderen Betrieben und Betriebsformen — die allgemeine plötzliche Vergesellschaftung der Produktionsmittel nach Marxschem Rezept für praktisch durchführbar? Sie ist ja sehr einfach. Mit einem Federstrich soll kurzerhand die Expropriation der Expropriateure erfolgen! Aber die Ausschaltung der Unternehmer bedeutet in den meisten Fällen praktisch auch die Beseitigung der führenden Köpfe, die passive Resistenz der Industrie-Offiziere und aller Besitzenden. Der enthauptete Organismus zuckt und zappelt noch eine Zeitlang, aber er wird sterben. So geht es denn doch nicht. Das Resultat ist das Chaos, das Ausdörren, ja, der Tod der meisten betroffenen Industrien. Für die Arbeiter jedoch ist Arbeitslosigkeit, Hunger und Anarchie das Ende. Siehe Rußland!

Ebensowenig kann die Sozialisierung in der Verstaatlichung der Betriebe, durch Ankauf der Aktien, Entschädigung der Unternehmer usw. gesucht werden. Dafür fehlt dem Staat das Geld und der Kredit. Das Endresultat wäre in den meisten Fällen der Bankerott durch steigenden Betriebsverlust, an Stelle der erhöhten Erfassung des Mehrwertes zugunsten des Staates und der Gesellschaft.

Man könnte nun aber sich unter der Sozialisierung die Gewinnbeteiligung der Arbeiter oder noch folgerichtiger die Umwandlung der Betriebe in Genossenschaften der Arbeiter und Angestellten denken. Genossen wären alle mindestens ein Jahr im Betrieb beschäftigten Arbeiter und Angestellten. Der Gewinnanteil des einzelnen stiege mit der Länge der Zeit und entsprechend der Wichtigkeit und Bedeutung seiner Leistung.

Diese individualistisch-soziale Lösung kann — zumal heute — als allgemeine Lösung des Problems nicht in Betracht kommen, weil der Staat, der die enormen Lasten des verlorenen Krieges aufbringen muß, dabei zu kurz käme, ferner weil dadurch bloß der Teil der Arbeitermassen etwas gewinnen würde, der in augenblicklich gut prosperierenden und rentierenden Betrieben zu arbeiten das Glück hat, während die anderen in den geringe oder gar keine Erträgnisse abwerfenden Betrieben leer ausgingen. Die Unzufriedenen würden die Zufriedenen auf die Dauer bedeutend überwiegen.

Vom Standpunkt des Staates und der Arbeiterschaft kann die Sozialisierung zunächst nur in der Herbeiführung des konstitutionellen Systems in der Produktion gesucht werden. Nicht nur das parlamentarische System, wo der Arbeiterausschuß in Arbeiter- und Betriebsführungsfragen sein gewichtiges Wort mitzusprechen hat, soll die absolute Monarchie des alten Unternehmertums allgemein ablösen, es muß auch eine Art von Arbeitsverfassung in dem Sinn hergestellt werden, daß der sogenannte Mehrwert, der Unternehmer- und Kapitalgewinn, der Reinertrag nicht mehr ausschließlich dem Kapital und Unternehmer zufällt, sondern daß auch darüber eine prinzipielle Auseinandersetzung zwischen den beteiligten Faktoren stattfindet: Das konstitutionelle Verhältnis im sozialisierten Betrieb besteht darin, daß ein Übereinkommen getroffen wird zwischen Kapitalunternehmer und Arbeiterschaft über ihren rechtmäßigen Anteil an dem sich ergebenden Mehrwert oder Reingewinn, falls der Staat nicht den vollen

Digitized by Google

Anspruch darauf erhebt. Das Wesen des Arbeitsverfassungsverhältnisses besteht also

1. in der durch Reichstarifverträge für alle Fraktionszweige erfolgten Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiterschaft,

2. in der Festsetzung angemessener Gehälter für die betriebsleitenden Unternehmer und Direktoren entsprechend ihren Leistungen, sowie der Bedeutung und dem Umfang des Betriebes,

3. einer gerechten Verzinsung des investierten Kapitals.

Ein alsdann noch verbleibender Reingewinn könnte dem Staat zufallen (jetzt nach dem verlorenen Krieg wohl die einzig mögliche Lösung). Oder er müßte nach einem bestimmten Schlüssel zwischen Staat, Unternehmer (Kapital) und Arbeiterschaft verteilt werden.

Ich habe eine solche Entwicklungsmöglichkeit der Dinge schon 1896 in der nationalsozialen „Zeit" Nr. 35 und 36, in der „Hilfe" 1898, Nr. 4 und auf der Heidelberger Tagung des Nationalvereins 1907 vertreten.

Sozialisierung bedeutet Anbahnung einer allmählichen Entwicklung in einer bestimmten Richtung. Aus dem Handgelenk läßt sich das nicht machen. Kein plumper Eingriff irgendwelcher Art darf erfolgen, der irgendeinen der Produktionsfaktoren kopfscheu macht und damit den geregelten Produktionsprozeß stören, ja lähmen kann. Nicht bloß der Streik der Arbeiter, auch schon die passive Resistenz des Kapitals und der Unternehmer kann die Räder zum Stillstand bringen. Nur mit Hilfe der ordentlichen Gesetzgebung und durch allmähliches Anziehen der Steuerschraube kann das gerechte, richtige soziale Verhältnis bei der Verteilung des Ertrages der Produktion zwischen Staat und Gesellschaft, Kapital, Unternehmer und Arbeiterschaft allmählich hergestellt werden. Schlägt die Gesetzgebung einmal diese Richtung ein, dann kommen meines Erachtens zunächst die obenerwähnten Maßnahmen in Betracht.

Die gerechte Verzinsung des in Industrie und Gewerbe angelegten Kapitals müßte nach oben gesetzlich begrenzt werden. Nach amerikanischem und englischem Kriegsvorbild könnte eine Maximaldividende für alle Aktiengesellschaften und die angemessene Höhe der Abschreibungen für jede Industrie nach ihrer Eigenart vorgeschrieben werden. In gleicher Weise müßte für die Unternehmen im Privatbesitz ein Maximalzinsfuß für alles in Gewerbe, Industrie und Handel investierte Kapital bei angemessenen, für jeden Geschäftszweig besonders festgesetzten Abschreibungen festgelegt werden. Damit wäre der gerechte Anteil, bzw. Maximalanteil des Produktionsfaktors Kapital, bestimmt.

Durch die obenerwähnten drei Maßnahmen ergeben sich für den ganzen Produktionsprozeß, für Industrie, Gewerbe und Handel zunächst einmal *geordnete und gesicherte, feste Verhältnisse*, so daß ohne Erschütterungen durch Streiks, ohne lähmende Befürchtungen weitergehender gewaltsamer Eingriffe des Staates die Produktion und das gesamte Wirtschaftsleben sich wieder entfalten und heben können.

Was nach dieser Regelung der Anteile der an der Schaffung der Werte beteiligten drei Faktoren alsdann beim Jahresabschluß in den einzelnen Unternehmungen noch übrigbleibt, ist der Mehrwert oder Reingewinn.

Welcher Anteil hiervon dem Staat und der Gesellschaft und was den im Betrieb beschäftigten Arbeitern und Direktoren davon zufallen soll, müßte schließlich auch noch festgesetzt werden.

Der hier gezeigte Weg ist praktisch gangbar. Den sozialistischen Arbeitern erschien er zwar vor zwanzig Jahren nicht radikal genug, den Unternehmern allzu radikal. Heute, wo über Nacht die Verwirklichung der Sozialisierung der Betriebe plötzlich in die Tat umgesetzt werden soll, werden die zur Regierung gelangten Sozialisten den gezeigten oder einen ähnlichen, zu einem bestimmten Ziel führenden Weg der Entwicklung vielleicht doch beschreiten wollen und müssen, während die vom Radikalismus, von der drohenden Enteignung erschreckten Unternehmer auch ihrerseits Maßnahmen hinzunehmen und zu fordern heute geneigt sein werden, die dem sozialen Gedanken und den Forderungen der Zeit Genüge leisten, ohne die Volkswirtschaft zu ruinieren.

Deshalb erschien es mir nützlich, hier nochmals auf meine früheren Ausführungen zurückzukommen und sie erneut zur Aussprache zu stellen. Ich mache mir allerdings keine Illusionen. In den erhitzten Volksversammlungen wirkt die radikale Phrase und die radikalste Forderung viel hinreißender als ruhige Überlegungen und vernünftige, den Tatsachen und den Menschen Rechnung tragende Erwägungen. Aber die verantwortlichen schaffenden Männer wissen, daß man mit Schlagworten nicht regieren kann, daß bloß praktisch ausführbare Vorschläge in Gesetze gefaßt werden können. Die sogenannte Nationalisierung der Industrie mit der Expropriation der Expropriateure nach dem russischen Vorbild ist im Grunde nichts anderes, als wenn z. B. die Landarbeiter dadurch die Obstbäume ihres Grundbesitzers und bisherigen gnädigen Herrn in ihren Besitz nehmen, daß sie sie zunächst mit den Wurzeln ausreißen und für ihr ausschließliches Eigentum erklären. Wie ein solchermaßen behandelter Baum verdorren und verwelken, zum mindesten auf lange hinaus keine Früchte mehr tragen wird, so gehen die gewaltsam und plötzlich nationalisierten oder enteigneten Betriebe auch rasch zugrunde. Mit Dr.-Eisenbart-Rezepten kann man der Volkswirtschaft nicht zu Leibe gehen. Bäume, die Früchte tragen, Hühner die goldene Eier legen sollen, muß man pfleglich behandeln, nähren und gesund zu erhalten suchen. Es ist verwunderlich, daß es Führer gibt, die die russischen Experimente und das dadurch angerichtete Unheil und Zerstörungswerk kennen und trotzdem unsere Volkswirtschaft nach gleichem System glücklich machen wollen.

Die notwendige Ergänzung der gezeigten Durchführung des konstitutionellen Systems in den Betrieben liegt auf steuerlichem Gebiet: Sie besteht in einer wirklich demokratischen Einkommensteuer, mit starker Staffelung, die die großen Einkommen richtig erfaßt, ferner in einer Vermögensabgabe, die insbesondere alle Kriegsgewinne, d. i. alle Vermögensvermehrungen seit der Vermögensfeststellung gelegentlich des Wehrbeitrages (1. Januar 1914) restlos wegnimmt. Die restlose Einziehung der Kriegsgewinne ist ein Gebot der Gerechtigkeit, all den Millionen gegenüber, die ihre wirtschaftliche Existenz, ihre Gesundheit und ihr Leben zum Opfer gebracht haben, während die anderen zu Hause sitzen, Geschäfte machen und sich bereichern konnten.

Soll es aber bei der Einsteuerung gerecht zugehen, sollen wirklich alle Vermögenswerte restlos angegeben, alle Einkommensquellen restlos von der Einkommensteuer erfaßt werden, dann sind 2 Vorbedingungen steuertechnischer Art zu erfüllen. — Das Gesetz gegen die Steuerflucht bedarf dieser beiden Ergänzungen: Zunächst müssen alle jetzt ausgegebenen Banknoten und Darlehenskassenscheine auf einen

Digitized by Google

bestimmten Tag für verfallen erklärt werden, damit die gehamsterten Banknoten beim Umtausch bzw. zur Gutschrift auf Bankkonto wieder zum Vorschein kommen.

Sodann müßte die gesetzliche Vorschrift kommen, daß keine Zinsen bezahlt, keine Zinsscheine eingelöst werden dürfen, für die nicht der Gläubiger, bzw. der Inhaber der Zinsscheine die steueramtliche Bestätigung beibringen kann, daß er dafür Einkommensteuer bezahlt und daß die betreffende Kapitalforderung oder das betr. Papier auch in seiner dem Steueramt zur Vermögensabgabe eingereichten Vermögensaufstellung enthalten sind.

Der neu zu begründende Völkerbund müßte diese Maßnahme gegen die Steuerflucht international beschließen. Nur dann hat sie die erhoffte Wirkung der steuerlichen Gerechtigkeit, ohne die Gefahr der heimlichen Abwanderung des Kapitals in Länder mit weniger demokratischen Steuergesetzen.

Paul Ernst / Der sittliche Mut

Im Verlag von Eugen Diederichs erscheinen seit Ende Oktober „Blätter zur neuen Zeit" (Preis 15 oder 30 Pf.) mit Beiträgen von Richard Dehmel, Wilhelm Schäfer, Carl Hauptmann, Hans Thoma, Karl Bröger, Heinrich Lersch u. a. Wir geben hier eine Probe mit einem Aufsatz von Paul Ernst.

Wir hätten den Krieg militärisch nicht zu verlieren brauchen, wenn wir eine vernünftige Regierung gehabt hätten, die rechtzeitig Frieden schloß; politisch hatten wir ihn von Anfang an verloren.

Wir wollen uns heute nichts mehr vorlügen; wir haben gegen die ganze Welt standgehalten, aber daß wir den Krieg verloren haben, das kommt nicht daher, daß wir die ganze Welt zum Feind hatten, sondern es kommt von unserer eigenen Unzulänglichkeit. Wenn wir ehrlich und offen unsere Schuld zugeben, so haben wir den besten Trost, nämlich den Trost des vernünftigen Mannes; denn wenn unser Unglück nur an uns liegt, so liegt es auch nur an uns, daß wir wieder in die Höhe kommen.

Wir haben in diesem Krieg sehr große Tugenden entwickelt, aber die eine Tugend fehlte uns, welche allen diesen anderen Tugenden erst ihren Wert gibt, der sittliche Mut. Alle unsere Tugenden waren Tugenden von Subalternbeamten. Wir sollten einmal gründlich nachprüfen, wieviel von unserer Haupttugend, dem Pflichtgefühl, nichts ist als Feigheit gegenüber den Anforderungen unseres höheren Selbst.

Wie es jetzt mit Deutschland gehen wird, wissen wir noch nicht, wohl aber läßt sich vorstellen, was geworden wäre, wenn wir gesiegt hätten: Wir hätten die ganze Erde überbaut mit Fabriken und Kasernen, und was wir Organisation nennen, das hätte jedes seelische und selbständige Leben erstickt, das sich heute etwa noch regen mag. Wir sind das Musterland der Organisation, denn weil bei uns die einzelnen nicht den Mut haben, sich selber einen Zweck zu setzen, lassen sie sich alle zum Mittel machen; das Musterland der Wissenschaft, denn weil die einzelnen nicht werten und wollen, arbeiten sie gründlich und gewissenhaft etwas, das ihnen ewig gleichgültig ist; das Musterland der Fabriken, denn weil die einzelnen nicht nach einer Ganzheit streben, sind sie zufrieden, wenn sie eine ewig gleichmäßige Teilarbeit tun, und das Musterland der Kasernen, denn weil die einzelnen nicht wissen, wozu sie auf der Welt sind, lassen sie sich von Unteroffizieren befehlen, wie sie Arme und Beine rühren sollen.

Wir haben uns gewundert, daß die anderen Völker uns haßten? Wir haben uns vorgelogen, daß sie den deutschen Geist haßten? Ach, kein einziges Volk von unseren Feinden hat den deutschen Geist gehaßt; den deutschen Geist haben wir nur ganz allein gehaßt, wir, das Volk der Kasernen und Fabriken, der Organisation und der Wissenschaft.

Wir sagen jetzt: „Wir haben den Obrigkeitsstaat gehabt; der Obrigkeitsstaat war an allem schuld; er verschwindet jetzt, wir haben nun den Volksstaat."

Ein jedes Volk hat den Staat, den es haben will. Wir haben den Obrigkeitsstaat gewollt, weil wir zu feig waren, uns selber zu befehlen, weil es so schön bequem war, sich von Beamten befehlen zu lassen. Hüten wir uns, daß wir unsere Selbstlüge fortsetzen. Ludendorff hat den Abschied nehmen müssen, er hatte sich zum Diktator gemacht und hat uns ins Unglück geführt. Ist Ludendorff schuld? Er ist ein Stratege, wie wir wahrscheinlich nicht leicht einen anderen haben. Weshalb hat er sich zum Diktator gemacht? Weil in der Regierung kein Mann war, der ihn auf die Stelle verwies, an die er gehörte. Nicht Ludendorff ist der Vorwurf zu machen, sondern der Regierung, und nicht der Regierung, sondern dem Volk, das die unmännliche Regierung geduldet hat.

Denn das ist ja der schlimmste Selbstbetrug der sittlichen Feigheit, daß sie glaubt, der fremde Befehl könne den Befehl des eigenen Gewissens ersetzen. Es hat Zeiten gegeben, wo das Herz eines Volkes in seinen führenden Ständen war, das letzte Beispiel dieser Art war das preußische Volk unter Friedrich dem Großen. Damals war in Wahrheit Friedrich Preußen. Die Zeiten sind vorbei. Wenn heute sich ein Volk unmännlich des eigenen Willens begibt, so wird es nur einen Befehlshaber bekommen, der selber unmännlich ist.

„Wir müssen uns politisieren," lautet das Schlagwort. Auch im Volksstaat können wir so subaltern sein, wie wir im Obrigkeitsstaat waren. Die äußere Veränderung ist nur ein Mittel, das wesentlich Notwendige der Verwandlung liegt tiefer; wir müssen die erste Mannestugend wieder gewinnen, ohne die alle anderen Tugenden wertlos sind; den Mut zur eigenen Zwecksetzung.

Heinz Potthoff / Demokratische Gemeinheit

Vor vielen Jahren habe ich in der „Hilfe" auf die beschämende Wandlung hingewiesen, die das Wort „gemein" im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Im Mittelalter, als die Genossenschaft jeden einzelnen beherrschend umschloß, stand das Gemeine in Ehren, denn es bedeutete das Allgemeine, das Gemeinsame, das Gemeinwohl. Mit dem wachsenden Individualismus verblaßte dieser hohe Sinn, mit der wachsenden Klassenscheidung suchte der Bevorrechtete sich von der Masse abzusondern. Und heute kann man seiner Verachtung für Menschen, Dinge, Ansichten oder Bestrebungen kaum einen schärferen Ausdruck geben als durch die Bezeichnung „gemein".

Seit dem November 1918 hat das Rad der Geschichte sich gewaltig gedreht; die alten Gedanken der Gleichberechtigung und des Gesamtwohles sind wieder oben auf gekommen. Aber die neuen Gesetze allein werden nicht die erstrebte Wandlung herbeiführen, die neue soziale Ordnung

Digitized by Google

wird unausgeführt oder unwirksam bleiben, wenn nicht auch ein neuer Geist die Herrschaft gewinnt. Dafür aber könnte der Sinn des Wortes „gemein" ein Maßstab werden — wenn nicht unser Sprachgefühl so rettungslos erstorben ist, daß wir uns bei den Worten überhaupt nichts mehr denken.

In den Revolutionstagen selbst war von einem Bedeutungswandel des Wortes noch nichts zu merken. Verschiedentlich las man entrüstete Hinweise, welche Verachtung des einfachen Soldaten in seiner Bezeichnung als „Gemeiner" läge. Der Hinweis ist sachlich falsch, denn die Bezeichnung Gemeiner ist — leider — schon lange ersetzt durch andere. Es ist erst recht moralisch falsch. Denn in einem Volksstaate soll und kann es gar nichts Höheres geben als das Gemeine. Die Gemeinheit (das Gemeinwohl) muß zur Gemeinheit (zur Regel für alle) werden. Das ist das Ziel und die Voraussetzung der Demokratie. Und die hervorragendsten Männer und Frauen dürfen kein anderes Ziel mehr kennen als recht gemein zu werden, d. h. sich in den Dienst der Gesamtheit zu stellen, sich der Allgemeinheit einzuordnen, ihre Kräfte und Leistungen zum Gemeingute aller zu machen.

Naumann / Revolutionsneujahr

Dieses Mal braucht man nicht besonders zu wünschen, daß ein neuer Anfang gemacht werden soll, denn wir sind mitten drin im Erneuern. Es fragt sich nur, ob das Neue nicht bald vom Allerneuesten wird überwunden werden, denn unser politischer Wetterzustand ist, als ob wir am Fuße eines stark erregten feuerspeienden Berges unsere Hütten hätten. Unter uns keucht und gärt der Boden. Der lange, schwere Krieg wirkt nach, die Überanspannung rächt sich, das Blut der Erschlagenen verunreinigt die Erde; der wilde Wahn macht die ruhigsten Leute zu tollen Träumern, und die Untersten steigen auf die Höhen, ohne zu wissen, was sie dort oben anfangen sollen. Es ist die Umwertung aller Werte. Und dabei ist alles so knapp und mager, daß wir uns den Luxus einer Wirbelperiode gar nicht gestatten dürften, wenn wir klug wären. Sparsam und arbeitsam müßten wir Schulden abzahlen und neue Werke herstellen; statt dessen aber tun wir so, als müßten die letzten übriggebliebenen Groschen auch noch vertrunken und verschleudert werden. Der Teufel des Umsturzes ist den Leuten zur Unzeit ins schwache Gehirn gestiegen. Statt Reform machen sie dauernde Revolution und stören so den Geist des kommenden deutschen Volksstaates. In derartigen Zeitläuften also begrüßen wir uns und rufen uns gegenseitig zu: ein frohes und gesegnetes neues Jahr! — Wieviel Glaube an eine weisheitsvolle Weltregierung gehört dazu, um mitten in der brausenden Torheit der Menschen so friedlich und hoffnungsvoll zueinander zu sprechen! Und doch soll gerade dieses unser Wunsch sein: möge aus der Wirrnis wieder Ordnung werden und aus dem Fieberzustande eine neugeborene Gesundheit! Gott segne das neue Jahr, er segne es dem ganzen schwergeprüften deutschen Volke!

Büchertisch

Lavater, **„Briefe an seine Bremer Freunde."** (1798.) Rascher & Co., Zürich. 156 S. 3 M.

Für den Literaturforscher und -freund, für den Schweizer von großem Interesse, können diese hübsch ausgestatteten Lavaterbriefe doch kaum Anspruch darauf erheben, auch ein größeres Publikum für sich zu gewinnen. Dazu stehen sie trotz einer kurzen orientierenden Einleitung zu zusammenhanglos da für den, der ohne Erläuterungen nicht alle Anspielungen verstehen kann, dem auch das Jahr 1793 mit seinen inner- und außerpolitischen Schweizer Wirren nicht geläufig ist. Im Grunde ist das schade, denn vereinzelt finden sich sehr hübsche allgemein gültige Dinge darin, die aber in der Masse des Speziellen und Belanglosen untergehen. M. R.

Mehr Freude. Von P. W. v. Keppler. Volksausgabe, 100.—125. Tausend, 160 S., 1,75 M. Freiburg, Herder. — Vielen nervösen und freudenarmen Menschen unserer Tage ist das Buch des Rottenburger Bischofs in ähnlicher Weise wert geworden wie die Lebensweisheit Hiltys. Dem Nichtkatholiken werden einzelne Stücke, wie die ermüdende Beispielsammlung von fröhlichen Heiligen, fremd bleiben, aber über die Freude an Natur und Kunst, den Wert des Volksliedes, den Zusammenhang von Freude und sittlichem Ernst und die Möglichkeit, sich Freuden zu schaffen, sagt K. viel Wahres und Feines. H. M.

Der Prophet Amos. Von Prof. Hans Schmidt. Tübingen, Mohr, 140 S., 1,40 M. — Vorlesungen, die Schmidt als Hauptmann bei einem Hochschulkurs im Felde hielt. Daß die Propheten des Alten Testaments nicht in erster Linie Zukünftiges „geweissagt" haben, sondern Führer der religiösen Aufwärtsentwicklung in ihrem Volke gewesen sind, ist erst in den letzten Jahrzehnten allgemeinere Erkenntnis geworden; hier sind Eigenart und Kraft ihrer Erlebnisse und Forderungen an einem charakteristischen Beispiel gut und gemeinverständlich dargestellt, nicht ohne Beziehung auf die Gegenwart. H. M.

Briefkasten

Für Kriegs- und Heimatchronik sind aus Vaihingen a. d. Enz 60 Pf. ohne Angabe des Absenders eingegangen.

Das Inhaltsverzeichnis für den abgelaufenen Jahrgang liegt dieser Nummer, mit Ausnahme der Soldatenauflage, bei. Den Lesern, die es nicht erhalten haben, kann es auf Wunsch kostenlos nachgeliefert werden.

Der zweite Wahlhelferkursus der **Staatsbürgerschule** (siehe Umschlag) wird nun bestimmt nach Weihnachten stattfinden. Dozenten sind Naumann, Heile, Wenck, Hildebrand, Levin.

Flug- und Merkblätter für die Vorbereitung zur Nationalversammlung:

Frauen vor!	2 Pf.
Deutsche Frauen!	2 „
Die Frauen und das Wahlrecht von Dr. Agnes von Harnack	10 „
Was soll die Frau in der Politik? von Fr. Naumann	1 „
An die Frauen im gepflegten Heim	2 „
Deutscher Familienvater!	2 „
Die Wahlpflicht der deutschen Frau, Vortrag für ländliche Vereine von Gräfin Keyserlingk	20 „
Hausfrauen!	2 „
An die erwerbstätigen Frauen!	2 „
Politischer Aufklärungskursus für allgemeine Frauenvereine	2 „
Merkblatt Das Wahlrecht!	5 „
*Männer und Frauen des neuen Deutschland!	2 „
*Die Demokratie und die Frauen!	2 „
An die Berufstätigen	2 „
Verfassungsformen von Dr Elsbeth Schwenke	5 „
Die Frauen u. d. Neubau des Vaterlandes von Fr. Heuß-Knapp	15 „
Politische Aufklärungskurse für Fachverbände	2 „
*Der weibliche Wähler	5 „
*Was heißt deutscher Volksstaat?	5 „
*Demokratie und Frau	5 „
*Wir Frauen	2 „
*Soldaten! Unbezwungen kehrt ihr zurück	2 „
*Soldaten! Die Heimat grüßt	2 „
*Wahlaufruf der Deutschen demokratischen Partei (frei)	

Die mit * bezeichneten Blätter sind vom Standpunkte der Deutschen demokratischen Partei aus geschrieben, die anderen ohne Parteirichtung.

Ferner neu:

Fr. Naumann, Freier Staat und freie Kirche (Sonderdruck aus dieser Nummer) ..... 5 „

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Berlin-Zehlendorf
für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Hamburg.

Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer liegt eine Ankündigung der Zeitschrift **„Deutsches Volkstum"** bei. Es ist eine wahrlich nicht kleine und ohne Zweifel eine sehr verdienstvolle Aufgabe, die sich ihr neuer Herausgeber, Dr. Wilhelm Stapel in Hamburg, der bekannte frühere Mitarbeiter Ferdinand Avenarius' in der Schriftleitung des „Kunstwart", gesetzt hat. Was er mit dem „Deutschen Volkstum" erstrebt, ist eine Vertiefung und Vertiefung unseres deutschen Volksempfindens. Das „Deutsche Volkstum" soll nach dem schweren Zusammenbruch, der die Arbeit vieler Geschlechter zertrümmert hat, dem Wiederaufbau dienen. Es ruft jeden zu seiner Fahne, Männer wie Frauen. Im Glauben an die deutsche Zukunft sollen sie ihr dienen in der Pflege des Geistes unserer großen Meister, in nüchterner, phrasenloser Erkenntnis der Schäden, im unbedingten Willen zur Hilfe. Die aufmerksame Beachtung der Ankündigung wird angelegentlichst empfohlen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google